
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

<https://books.google.com>





Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

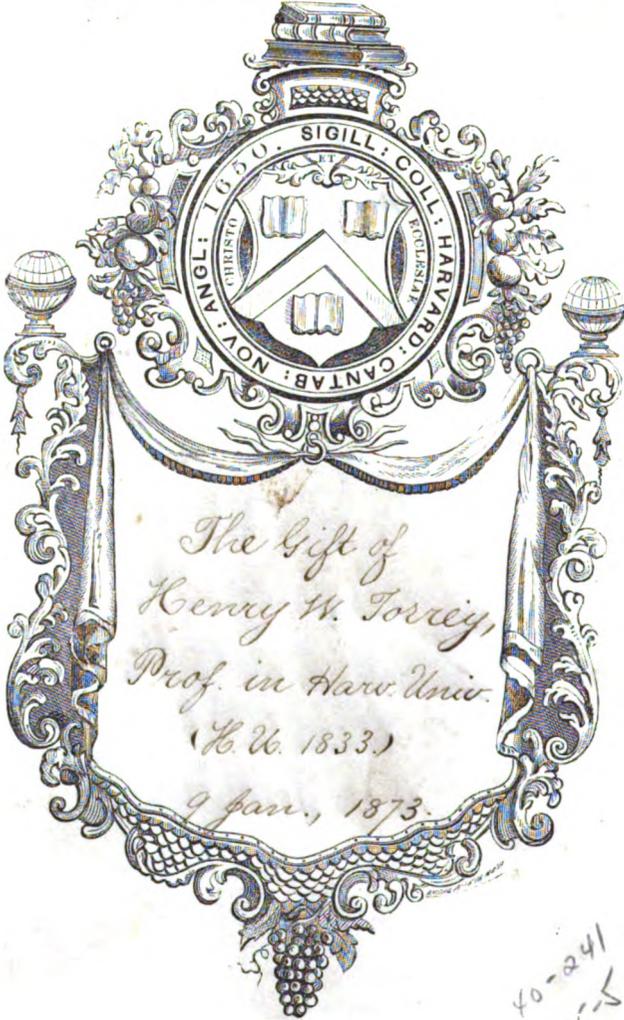
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

KF521

~~Perman 392.1.2~~

136 June, 1875.



40-241
15-5



Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

V. 2.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift

11 1/2 Scherz

zum

Conversations-Lexikon.

*Herausgegeben von
Rudolf Gottschall.*

Neue Folge.

Fünfter Jahrgang. Zweite Hälfte.

Mit einem Generalregister zum Ersten bis Fünften Jahrgang.



Leipzig:

F. A. Brodhau's.

1869.

P Germ 392.1.2

HARVARD COLLEGE LIBRARY

1873, Jan. 9.

Gift of
Henry W. Torrey,
Prof. in Harv. Univ.

(N. 26. 1833.)

(V. Jahrg.)
2^e Hälfte.

1873
1874
1875

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Dreizehntes Heft. (1. Juli 1869.)

Inhalt.

Seite

Lamartine's Leben, Poesie und Politik. Von Eduard Kolloff.	1
Der Krieg gegen Paraguay. Dritter Artikel. Die Tripleallianz.	24
Die Kunstakademie zu Düsseldorf und die Düsseldorfer Schule. Von Moritz Blanckarts.	39
Das große Nordlicht vom 15. April 1869 in Nordamerika und eine Theorie dieser Erscheinung. Von Ph. Spiller.	57
Das deutsche Theater seit dem Jahre 1850. Von Rudolf Gottschall. Dritter (letzter) Artikel. Die dramatische Dichtung: Lustspiel, Posse und Oper.	67

Gesamt der Gegenwart:

Beilage: General Giacomo Durando. — John Jason Owen. — Dr. Mitchell. —	
Acquis d'Escayrac de Lanture. — Adolphe Chaveau. — Henry Ellis.	76



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung ist als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ bekannt und gehört zu den angesehensten und verbreitetsten Blättern in Mitteldeutschland. Sie hat zahlreiche Originalcorrespondenzen und Depeschen, ein reichhaltiges Feuilleton und Originalmittheilungen über Handel und Industrie. Außer dem Norddeutschen Bunde, Süddeutschland und Oesterreich widmet sie insbesondere den Angelegenheiten Mitteldeutschlands und speciell Sachsens eine unangefechtene Aufmerksamkeit und kann als hauptsächlichste Originalquelle darüber den weitesten Kreisen des In- und Auslandes empfohlen werden.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen“ 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingefandt“ 2½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Renan's neuestes Werk.

Paulus.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit einer Karte.

In 7—8 Lieferungen. 8. Preis jeder Lieferung 7½ Ngr.

Gleichzeitig mit dem französischen Original erscheint dieses mit Spannung erwartete neue Werk Renan's über den Apostel Paulus in einer vom Verfasser autorisirten deutschen Ausgabe. Der „Paulus“ schließt sich eng an die beiden berühmten Werke des Verfassers „Das Leben Jesu“ und „Die Apostel“ an und darf daher gleich lebhafter Theilnahme wie diese in den Kreisen der Theologen und der gebildeten Laien sicher sein. Die Lieferungen werden sich rasch folgen, sodas das Ganze bald vollständig vorliegen wird.

In demselben Verlage erschien:

Die Apostel. Von Ernest Renan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. (Auch in 6 Lieferungen zu je 5 Ngr. zu beziehen.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Le Mexique, l'Empire et l'Intervention.

8. Geh. 15 Ngr.

Diese Schrift, aus dem Kreise der nächsten Umgebung des Kaisers Maximilian ausgehend, enthält wichtige Enthüllungen über das Verhältniss Frankreichs zu dem mexicanischen Kaiserreich und bildet somit einen sehr werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte.

Lamartine's Leben, Poesie und Politik.

Von Eduard Kolloff.

Die literarische Bewegung, die in Frankreich unter der Restauration der herrschenden „classischen Schule“ Ruhm und Scepter raubte, ist bekanntlich schon eine geraume Zeit abgelaufen und einer neuen Richtung, der sogenannten „realistischen“, gewichen. Wie jeder auf den Thron steigende Regent, empfing die ans Kubler kommende „Romantik“ die lauten Glückwünsche, Zustimmungen und Huldigungen des Publikums, indem sie der französischen Poesie ein neues freisinniges Grundgesetz versprach und ein neues goldenes Zeitalter in Aussicht stellte; auch verbreitete sie über ihre beginnende Regierung einen leuchtenden Glanz, der aber so rasch verblich, daß sie noch bei Lebzeiten ihrer Bahnbrecher und Begründer historisch wurde. Victor Hugo, Alexandre Dumas, George Sand, Sainte-Beuve, Edgar Quinet, Théophile Gautier leben und arbeiten noch; Alfred de Musset und Alfred de Vigny starben nur unlängst, und der vorderste von allen, der durch den Erfolg und das Beispiel seiner Werke das meiste zu jenem poetischen Umschwunge beitrug, Lamartine, endigte eben seine so glanzvoll angefangene, so anhaltend glücklich fortgesetzte und zuletzt in materiellen Verlegenheiten aller Art, in öffentlicher Theilnahmlosigkeit und geistiger Entkräftigung so kläglich ausgegangene Laufbahn. Seit Jahren vom Druck des Alters gebeugt und verstimmt, tastete er nach allen Seiten und wußte nicht, wo er sich halten sollte. Der große Künstler hatte seine Rolle ausgespielt, und wie die Theaterkönige, die, von den Brethern abgetreten, sich nach ihrem Purpur und Diadem zurückzuziehen, vermisse er den jubelnden Beifall und Volkszuruf, der noch in seinem Gedächtniß widerhallte, aber um ihn herum längst verstummt war. Das neue Paris kannte ihn nicht mehr, und die junge Generation spendete ihm kaum das Almosen ihres Mitleids. Ehe Lamartine von der Unpopularität so hart und grausam erprobt wurde, hatte er das eigene Glück, sein Leben zweimal von neuem anzufangen. Jeder einigermaßen begabte Mensch fühlt sich in einem gewissen Moment seines Daseins plötzlich über das gewöhnliche Maß hinausgehoben und klar bewußt, daß er das Ziel erreicht und nur noch daran festzuhalten hat; aber selbst den größten Geistern ist es selten vergönnt, den aus dem Bewußtsein des vollsten Kraftbestandes erwachsenden Genuß zweimal zu erleben, wie es unserm Dichter begegnete: das erste mal 1820, als er seine „poetischen Meditationen“ veröffentlichte und damit den Anstoß gab zu einer literarischen Revolution, und das zweite mal 1847, bei dem Erscheinen seiner „Geschichte der Girondisten“, die eine politische Revolution einleitete. Keiner verdiente jedoch so wenig als Lamartine das Prädicat des Revolutionärs; er eignete sich dazu weder von Natur noch durch sein äußeres Leben, das wir zunächst ins Auge fassen wollen.

Alphonse de Lamartine wurde am 21. Oct. 1790 in Mâcon geboren; er führte zuerst, wie sein Vater, den Namen de Prat, und nannte sich später, bei dem Tode eines väterlichen Oheims, der ihm sein Vermögen hinterließ, de Lamartine, nach dem Namen des ältern Zweiges der Familie. Für Liebhaber von dergleichen Details setzen wir hinzu,

daß seine Familie das erbliche Repräsentationsrecht in der burgundischen Provinzialstän-
 versammlung hatte und „Noth mit Gold durchsägt und ein versenktes goldenes Kleeblatt-
 kreuz“ im Wappen führte. Lamartine's Vater war Rittmeister unter Ludwig XVI., und
 seine Mutter eine Enkelin der Madame Des Rois, Untergouvernantin der Prinzen von
 Orleans. Wie alle Familien, die zufolge ihrer Stellung und Gesinnung dem alten Be-
 stande der Dinge anhängen, hatte die seinige von der Revolution zu leiden, und seine
 frühesten Erinnerungen versetzten ihn in ein düsternes Gefängniß, wo er hingeführt wurde
 um seinen Vater zu besuchen. Das dürfen wir ihm immerhin glauben; wenn er uns
 aber später (1849) in seinen „Vertraulichen Mittheilungen“ romanhafte Auftritte, die
 angeblich während jener Fast zwischen seinem Vater und seiner Mutter vorgefallen, be-
 richtet, so gehört das zu den Vorspiegelungen und Uebertreibungen der Erinnerung, wie
 sie ihm in vorgerücktem Alter geläufig sind; denn er selbst war zu jung, um dergleichen
 damals zu bemerken, und von den beiden handelnden Personen hat ihm gewiß keine das
 schaurige und wonnige Leben jener nächtlichen Zusammenkünfte so umständlich erzählt, als
 er es beschreibt. Seine Familie besaß in der Umgegend von Mâcon, in dem Dorfe
 Millly, ein kleines Landgut, das seine Aeltern, als die schlimmsten Tage der Schreden-
 zeit überstanden waren, zum Wohnsitz erwählten, und wo seine Kinder- und Knabenjahre
 friedlich verfloßen. Der Dichter machte es zum Gegenstande einer seiner schönsten Elegien;
 „Millly oder die Geburtsstelle“, und das Andenken dieser harmlosen Häuslichkeit seiner
 ersten Zeit verwichte sich nie aus seiner Seele; denn noch viel später gesiel er sich
 manymal in Rückerinnerungen an das Schloßchen in Millly mit seinen sieben Linden
 an die hohen und schattigen Niesendäume, an die Felber, Berge und Thäler, stumm
 Zeugen der Freuden einer glücklichen und freien Kindheit.

Seine Mutter, eine Frau von frommem und sanftem Gemüth, übte den größten
 Einfluß auf seine erste Erziehung und versah es unschuldigerweise darin, daß sie ein
 sentimentale Religiosität für ein wesentlich stärkendes Unterrichtsmoment hielt. Ihre gut
 Absicht würde besser erfüllt und ihre großmüthige Neigung besser angewandt worden sein
 wenn sie einen guten Rath in der Wahl ihrer Mittel gehabt hätte, und er größere Rechen-
 schaft vom Gebrauch derselben hätte geben müssen. Lamartine hat mit Josephine
 Maistre gemein, daß er seine Mutter gleich einem höhern Wesen verehrt. Letzterer sa-
 uns jedoch nur, seine Mutter sei ein Engel; kindliche Pietät und natürlicher Tact ver-
 bieten ihm, was Lamartine sich unbedenklich erlaubt, nämlich seine Mutter bei jeder Be-
 anlassung als eine geniale Frau, als ein Muster ausdrucksvoller Empfindsamkeit und
 Schönheit zu rühmen und schließlich zu sagen, er habe mit ihr die größte Ähnlichkeit.
 Wir besitzen aus seiner eigenen Feder die Schilderung aller Vorzüge und Lieblichkeit
 womit er damals ausgestattet war. Er lernte bei seiner Mutter aus der Bibel Jesu
 Sprüche auffagen, und durfte sich allen Spielen und Vergnügungen seines Alters mit
 Herzenslust überlassen. „Dieses Verfahren“, meldet er, „schlug wunderbar bei mir
 und ich war damals einer der schönsten Knaben, die je barfuß auf den Rieselfsteinen unse-
 burgundischen Berge herumgelaufen, wo doch der Menschenschlag so kerngesund und stark
 ist. Schwarzblaue Augen wie die Augen meiner Mutter; stark ausgeprägte, aber wie
 ihr von einem tief sinnigen Anflug gemilderte Züge; das ganze Gesicht leuchtend
 strahlend von innerm Wohlbehagen; sehr weiche und feine Haare, goldbraun wie die Haare
 einer reifen Kastanie, und mehr in Strömen als in Locken über meinen von der Sonne
 gebräunten Nacken herabwallend“ (ich übergehe einiges Specielle von seiner zarten Haut)
 „in allen Stücken das Ebenbild meiner Mutter, mit männlicher Betonung im Ausdruck.“
 Später, zum Behuf seiner weitem Ausbildung auf das Jesuitencollegium in Belley
 Dijon geschickt, sagt er: „Ich glich einem zeitweilig vom Altar heruntergenommenen
 Standbilde der Jugend, um jungen Leuten als Muster vorgehalten zu werden.“

Porträt, wie das vorige, mag genau und naturtreu sein, nur schade, daß beide von der Hand des Originals selbst herrühren. Lamartine legte bei den Jesuiten einen guten Grund zu profanen Studien; allein die pünktliche, in mechanischen Andachtsübungen bestehende Religiosität, die von den Glaubensvätern ihren Zöglingen eingeschärft wurde, gab ihm fürs Leben keinen festern Halt als die frommen Lehren und Bibelsprüche des mütterlichen Unterrichts. Nach Zurücklegung seines Schulcurfus, um 1809, lebte er einige Zeit in Lyon, machte 1810 und 1811 eine erste Reise nach Italien, ging sodann nach Paris und betrat hier den Tummelplatz des geselligen Lebens, ohne zu wissen, nach welcher Seite er sich hinwenden solle. Im Umgange mit neuen Freunden und im Strudel der Zerstreungen vergaß er hier bis zu einem gewissen Grade die ihm eingepprägten strengen Principien, berauschte sich mit Ansichten, Anschlägen, Begriffen von der Welt und allen sinnreichen Ausschweifungen, die ein jugendliches Herz und eine fruchtbare Einbildungskraft hervorbringen können, machte schon damals viele Verse, selbst in seinen vertrauten Briefen, dachte an poetischen, vorzüglich dramatischen Ruhm, fand freundliche Aufnahme bei Talma, dem er ungebrückte Bruchstücke aus seiner Tragödie „Saul“ vorlas, fühlte sich übrigens, wie alle reich und weich erzogenen, nachher knapp gehaltenen Söhne von guter Herkunft, in seiner ökonomischen Lage etwas beeengt und konnte von der schmalen Jahresrente, die ihn aus dem älterlichen Hause zuschoß, seinen angeborenen und angewöhnten Gang zu allen Gemächlichkeiten und Freuden eines vornehm behaglichen Wohllebens schlecht befriedigen. Er las damals fleißig Tasso, Ossian, Châteaubriand, zu welchen geistige Verwandtschaft ihn hintrieb; doch unter den Schriftstellern, die auf ihn und seine Art zu wirken am meisten einwirkten, ist Bernardin de Saint-Pierre obenanzusetzen. Lamartine kammt offenbar von ihm ab und versäumt auch keine Gelegenheit, ihn als Meister anerkennen und zu feiern. „Paul et Virginie“ war von früher Jugend an sein Lieblingsbuch.

Im Jahre 1813 machte er eine zweite Reise nach Italien, und hieran knüpft sich sein Liebesabenteuer mit Graziella, dem neapolitanischen Fischermädchen auf der Insel Procida. Das in der Sammlung der „Harmonien“ befindliche Gedicht „Erste Liebe“ beginnt in schönen Versen dieses Abenteuer, das keine besonders tiefen Eindrücke bei ihm gewährte, und die poetisch-prosaische Erzählung desselben bildet die anziehendste Episode seiner spätern „vertraulichen Mittheilungen“. Der Sturz des großen Kaiserreichs und die darauffolgende Restauration brachten in Lamartine's Schicksal beträchtliche Veränderungen. In feindseligen Gesinnungen gegen die Revolution geboren und aufgewachsen, hatte er mit Napoleon I. nie gebient, sondern unthätig, im Kreise seiner Familie, meist auf dem Lande oder auf Reisen, weniger in Paris gelebt und also eine Aenderung sehr wenig gewünscht. Im Jahre 1814 trat er in eine Compagnie der königlichen Leibgarde, wozu er aber nach den Hundert Tagen keinen Dienst wieder. In diese Zeit fällt das wichtigste Ereigniß seiner Jugend, die große Herzensbegebenheit, die man nur einmal erlebt, und welche im Bereich der Empfindsamkeit und Leidenschaft ein ganzes Dasein beherrscht, die Liebe, deren Gegenstand der Tod aus seinen Armen riß, der aber unter dem Namen Elvire in seinen Versen fortlebt. Die Anmerkungen zu der 1860 von Lamartine selbst besorgten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke sagen uns, welchem besondern Umstande, welcher Gegend, welcher Seelenstimmung, welchem Schauspiel, welchem freudigen oder schmerzlichen Lebensereignisse jedes seiner Gedichte die Entstehung verdankt, und wir können folgende Zeilen aus der Erläuterung zu der ersten Meditation, „Einsamkeit“ entnehmen. „Ich schrieb diese erste Meditation eines Abends im Monat September 1818, nach dem Sonnenuntergang, auf dem Berge, der meines Vaters Haus in Milly überragt. Mehrere Tage war ich in dieser Einsamkeit allein. Ich las, träumte, versuchte, zu schreiben, ohne je den rechten und wahren Ton, der meinem innersten Seelen-

zustande entsprach, zu treffen, zerriß und zerstreute die aufs Papier geworfenen Verse. Ich hatte voriges Jahr die Person, die ich bisher am innigsten geliebt, durch frühen Tod verloren. Mein Herz war von seiner tiefen Wunde nicht geheilt und wurde es sogar nie. Ich kann sagen, daß ich damals mehr mit den Todten als mit den Lebenden verkehrte. An jenem Abend hatte ich auf den Berg einen Band von Petrarca mitgenommen, in dem ich ab und zu ein paar Sonette las. Die ersten Verse dieser Sonette versetzten mich entzückt in meine eigene Gedankenwelt, die letzten Verse klangen mir melodisch in den Ohren, aber falsch im Herzen. Die Empfindung wird darin witzig, und der Witz lähmt für mich immer jeden Aufschwung des Geistes. Es ist ein kalter, rauher Wind, welcher die Thränen in den Augen trocknet. Petrarca war jedoch und ist noch mein Abgott. Laura's Bild, die Umgegend von Vacluse, seine Zurückgezogenheit in den «euganäischen» Bergen, in seinem kleinen Dorfe, das ich mir ebenso vorstellte als Milly, das Leben von einem einzigen Gedanken, die sich natürlich in Verse verwandelnden Seufzer, die Verse, die nur einen Namen den Jahrhunderten zutragen, das Gemisch von Lieben und Beten, die zusammen ein Duett bilden, wo eine Stimme auf Erden klagt und die andere vom Himmel antwortet; der ideale Tod Petrarca's, den Kopf auf die Blätter seines Buchs gekent, die Lippen auf Laura's Namen gedrückt, als ob sein Leben sich in einem Kuß auf ein Traumwesen ausgehaucht hätte: alles das fesselte mich damals und fesselt mich noch jetzt an Petrarca.“ Diese Zeilen sind eine merkwürdige Seite der französischen Literaturgeschichte neuerer Zeit. Die künftigen Salmasiuste brachten sich nicht den Kopf zu zerbrechen, um in ihren gelehrten Commentaren die erste Veranlassung, die einen heißen Strahl der Poesie aus der Tiefe des Lamartine'schen Herzens hervorquellen ließ, zu errötern; der Dichter sagte uns selbst die geistige Abstammung, welche Elvire mit Laura und Milly mit Vacluse verknüpft.

Es war ums Jahr 1820, d. h. zu einer Zeit, wo die mythologisirten, beschreibenden und lehrenden Versedrecker der classischen Schule die lyrische Dichtung dermaßen in Verfall und Berruf gebracht hatten, daß keiner mehr davon wissen wollte, als Lamartine in Paris schüchtern von Verleger zu Verleger ging und die Handschrift seiner ersten Sammlung Gedichte anbot. Allenhalben wurden die Poesie und der Poet mit höflichen Nebensarten abgewiesen, bis sich endlich ein klügerer oder mitleidigerer Buchhändler des vielverschmähten Manuscripts erbarmte, es drucken und auf gut Glück ausgeben ließ. Es war ein bescheidenes Sebezbüchgen. Kein Autorname, keine Vorrede, kein Schäferstück, nichts Kriegerisches, nichts Brausendes, nichts Patriotisches: „Poetische Betrachtungen“ („Méditations poétiques“) kurzweg; die Cameraderie that nicht das Geringste dafür, und doch wurden lyrische Gedichte in Frankreich nie so glänzend aufgenommen als diese. Binnen vier Jahren waren 45000 Exemplare davon verbreitet, ein ungeheurer Absatz für die damalige Zeit, wo die Auflage eines poetischen Werks sich höchstens an 500 Exemplare belief. Dieser ausnehmende literarische Erfolg machte den Dichter, dessen Name bei der zweiten Auflage hinzugesetzt wurde, sofort berühmt und öffnete ihm die diplomatische Laufbahn: er wurde bei der französischen Gesandtschaft in Neapel angestellt. Ein seinen Wünschen entsprechender Staatsdienst, europäischer Ruf, hohes Dichtehonorar, die Erbschaft eines begüterten Oheims, die glückliche Heirath mit einer jungen und reichen für seine Poesie wie für seine Person gleich schwärmerisch gestimmten Engländerin, all das kam fast auf einmal zu ihm. Seitdem verweilte er nacheinander in Neapel als Gesandtschaftssecretär, einige Zeit zu London in derselben Eigenschaft, und ging sodann als französischer Geschäftsträger nach Florenz, wo er unter den vornehmen Einheimischen und Fremden, die sich bei dem Prinzen Corsini und Grafen Demidow versammelten, durch den Glanz eines gefeierten Namens und eines üppigen Haushalts hervorstach.

Von allen berühmten Dichtern eignet sich Lamartine vielleicht am wenigsten zu ein

ausführlichen, ängstlich genauen Biographie mit kleinen Besonderheiten und auserlesenen Anekdoten. Seine vornehm breite, fahrlässige und prächtige Existenz hat von weitem einen idealen Anstrich und besteht aus dichtbelaubten Gebüschgruppen und leichtbewegten Terrainmassen nach Art seiner ausgedehnten Landschaften, die er mit so verschwenderischer Hand geschildert. Das Vorherrschende in seinem Leben wie in seinen Bildern sind der reiche Bewuchs, die duftigen, weichen Fernen, die Wirkungen des Lichts an den Seiten der Berge, das Wehen und Säuseln in dem Schatten der Bäume auf den Gipfeln. Wenn man von einem solchen Manne spricht, ist es verstatet, seine Aufmerksamkeit mehr dem allgemeinen Zeitgeiste, als den gewöhnlichen, bei andern vielleicht charakteristischen, Details zuzuwenden. Obschon Lyriker, hat Lamartine sehr wenig Rückblicke, die immer eine gewisse Müdigkeit und augenblickliche Leere verrathen. Stellenweise schmückt er seine Vergangenheit aus, allein die Zukunft mahnt ihn unablässig. Es konnte scheinen, daß Elvire's Begegnung der wesentliche Vorfall, das romanhafte und poetische Sehnen und Sehnen seines Lebens sein möchte, und daß, je weiter er davon wegläme, alles bei ihm verbleichen werde; aber der Dichter bei Lamartine existirte vor Elvire und überlebte sie, und als die Liebeswunde einmal zugeheilt und verharscht war, sprudelte seine poetische Quelle aus seiner Brust an mehreren Stellen und in reicherm Maße hervor. Im Jahre 1823 erschienen die zweiten „Poetische Betrachtungen“, die zwar kein so außerordentliches Aufsehen als die ersten erregten, aber noch sehr vielen Anklang fanden. Bald darauf folgten zwei kleinere Dichtungen: „Der Tod des Sokrates“ und „Der letzte Gesang von Eilde Parold“, welcher das Byron'sche Epos ergänzen sollte, obschon Lamartine damals von dem englischen Dichter nicht viel mehr kannte als den in der Welt umgehenden creatürlichen Ruf. Zwei Verse dieses Gedichts am Schlusse einer glänzenden Tirade über die Gesunkenheit Italiens:

Je vais chercher ailleurs (pardonne, ombre romaine!)

Des hommes et non pas de la poussière humaine —

schienen auf die leichte Unterdrückung der neapolitanischen Revolution anzuspieren, und der Oberst Giuseppe Pepe, Bruder des Generals Guglielmo Pepe, der an der Spitze jener Bewegung gestanden, verlangte von Lamartine Genugthuung wegen der getränkten National- und Bruderschre. Der Dichter vertheidigte seine Poesie mit dem Degen und erhielt eine schwere Stichwunde, die sein Leben lange gefährdete. Im Jahre 1825 veröffentlichte er den „Königsgefang“ („Chant du Sacre“), ein ziemlich fades und schwülftiges Erzählungsgemälde, wie es vielleicht die Nothwendigkeiten der Hofpoesie vertrugen, und merkwürdig durch einen sich daran knüpfenden Umstand. Einer von den auf Philippe Egalité bezüglichen Versen hatte sich mit einer energischen Bestimmtheit ausgedrückt, woran der Herzog von Orleans, nachher Louis Philippe, gewaltigen Anstoß nahm:

Le fils a racheté les crimes de son père.

Es erfolgte hierüber eine Unterhandlung, wobei der Dichter sich zu einer Umänderung verband; die erste Auflage wurde dem Verleger abgekauft und der ärgerliche Vers in der zweiten Ausgabe folgendermaßen abgeändert:

Le fils a racheté les armes de son père.

Im Jahre 1829 kehrte Lamartine nach Frankreich zurück, und im Mai desselben Jahres erschienen seine „Poetischen und religiösen Harmonien“, mit welchen er die Reife seines poetischen Talents bezeichnete und die Höhe seines Dichterrufs behauptete.

Wir setzen hier am Schlusse der ersten Periode von Lamartine's öffentlichem Leben, und wollen nun seinen Gehalt etwas näher prüfen. Seine damalige Thätigkeit theilte sich zwischen Diplomatie und Poesie. Was er als Diplomat geleistet, ist uns unbekannt und auch gleichgültig; die Hauptsache, nämlich seine poetische Bedeutung, kennen wir ge-

nauer, und in diesem Betracht ist er unserer ganzen Hochachtung würdig; wir müssen nur, um ihn gehörig zu schätzen, den Geist seines Zeitalters und die Verhältnisse, unter denen er auftrat, in Anschlag bringen. Um dies besser zu beurtheilen, werfe man einen Blick auf die vorhergehende classische Schule. Hier herrschte in allen Gattungen der Poesie ein falscher, von dem wahren Wesen der Kunst und der Natur völlig abweichender Geschmack. Mit der Lyrik stand es am schlimmsten. Die beschreibende und schulmeisternde Dichterei hatte sich mit ihrer ganzen Frostigkeit und Dürftigkeit aus dem Kaiserreich in die Restauration hinübergeerbt, wo die modische Vorliebe für die gute alte Zeit der Lehns- und Glaubensstreue, der Liebe und Ehre, der Frömmigkeit und Ritterlichkeit zunächst ein wunderliches Genre aufbrachte, welches die französischen Kritiker spöttisch das „Troubadourgenre“ nennen. Wir haben im Deutschen dieses Genre nicht, und also auch keinen Namen dafür; es erinnert in mancher Hinsicht an unser Barden- und Rittergenre der Klopstock'schen und La Motte Fouque'schen Zeit, hat aber einen ganz eigenthümlich national-französischen Charakter. Die Dichter dieser Gattung gruppirten sich um ein chevalereskes, katholisch-religiöses und sentimentales Ideal, wobei sie sich elegante Burgfrauen in historischem Hofballanzuge und galante Ritter im heroischen Operncostüm dachten. Diesen ritter- und papstthümelnenden Ton der zierlichen Empfindsamkeit und gefühlfelsten Schwermuth findet man mehr oder weniger bei Alexandre Guiraud, Alexandre Soumet, Madame Amable Taftu und sonstigen Zeitgenossen Lamartine's. Einige andere, wie Casimir Delavigne und Mademoiselle Delphine Gay, die spätere Madame Emile de Girardin, verbanden damit (was sich damals gar nicht ausschloß) die patriotische, nationale, philhellenische Seite, den milden Liberalismus, das leise Trauern um den kaiserlichen Kriegsrühm: ebenfalls ein Troubadourgenre, aber eine besondere Abart desselben, wo die gestickte Hufarenjacke und der Federbusch der Adjutanten Murat's die Stelle der traditionellen Harfe, der gothischen Zwinger, des Mondscheins und der geschlitzten Wämse vertraten. Das Erbübel der damaligen französischen Musen war das Theatralische; sie hatten etwas Gezieretes in ihren Versen, etwas Affectirtes in ihrer Haltung, in ihrem Lächeln, und vorzüglich in ihren Thränen, seltene Perlen, die abends beim Kerzenschein an ihren goldenen Wimpern blinkten. Hier und da wurde an eine neue Dichtungsart gestreift, und zeigten sich Spuren von Einflüssen fremder Literaturen, besonders der englischen, aber noch sehr verwischt in dem allgemeinen Geiste der ältern classischen Schule und Manier. Die Meister dieser Schule hatten sich völlig ausgefungen, und schon lange wartete man darauf, daß die ersten Keime eines frischen Gesanges durchbrechen und zu einer neuen poetischen Richtung aufblühen sollten. Mit den Frühlingen in der Dichtkunst aber geht es nicht ganz so wie mit den Frühlingen in der Natur. Jedes Jahr im Mai singen die Vögel; ich weiß nicht, ob sie nicht immer beinahe dieselben Melodien pfeifen, sie brauchen die alten Lieder nur wieder anzufangen und wir sind entzückt; allein in der Dichtkunst muß man schlechterdings die Singweisen ändern. Es kommt nicht sowol darauf an, besser als die andern, sondern anders zu singen, vorausgesetzt, daß dieses „anders“ keine Prätenstion, sondern Naturgabe ist. Lamartine besaß diese seltene Gabe und sang zuerst aus einem neuen Ton. Er glich in gewissen wesentlichen Stücken keinem seiner Vorgänger: bei diesen ist alles gekünstelt und fingirt, die Stimme der Natur fehlt ganz; bei ihm liegen stoffartige Empfindungen zu Grunde, und ist die Stimmung wahr und natürlich. Er selbst mit dem ganzen Sturme seiner Gefühle und Leidenschaften, mit allen seinen Hoffnungen und Schmerzen ist der Gegenstand seiner Verse, und darin war er ganz original, daß er unverhohlen seine innersten Seelenzustände der weiten Welt aufdeckte. Daher die Begeisterung und gleichsam die Dankbarkeit der poetischen und liebedürftigen Seelen, welchen Lamartine ihre psychologischen Geheimnisse sagte, und die sich in seinen ersten „Meditationen“ abgepiegelt fanden. Die ganze männliche und

welche Jugend des damaligen Frankreichs konnte sich an diesen Gedichten nicht satt lesen: was sie darin von der bitteren Freude und dem süßen Leide der Liebe, von der stehenden Qual unbefriedigter Sehnsucht und dergleichen Themen vernahm, das klang so sehr als Widerhall ihrer eigenen Empfindungen und Gemüthsbewegungen, daß sie es gleich auswendig wußte. Aber auch damit, daß er seine Poesie an das Herkömmliche und Gelteude anlehnte, daß er Welt und Leben anschaute und beurtheilte, wie man es in frühesten Jugend gelernt, entsprach Lamartine ausnehmend dem Denken aller derjenigen, welche diese ersten Eindrücke behalten hatten, oder, wenn sie dieselben später weggeworfen, noch mit Nüchternheit sich daran erinnerten. Auch seine Klagen über die Nichtigkeit und Unbeständigkeit alles Irdischen, über das blickschnelle Hereinbrechen eines unermeßlichen Jammers in den Zustand seliger Ruhe und heiterer Lust trafen in zahlreichen Gemüthern einen durch außerordentliche Glückswchsel und Zeitereignisse wohl vorbereiteten Boden. Die bald lachende, bald trauernde, von Verzweiflung zu schwärmerischer Hoffnung, von Bergartigkeit zu übermüthigem Vertrauen, vom Schöpfer zum Geschöpf übergehende Sinnesweise, das Hängen und Bangen war die allgemeine oder wenigstens verbreitete, bisher tief verborgene Zeitstimmung, die endlich eine Sprache und Form fand, und zwar eine Prachform, einen wunderbar melodischen Rhythmus, einen musikalischen Tonfall und Wohlklang in der musikalischsten aller Sprachen.

Lamartine erscheint demnach in der neuern französischen Literatur als ein durchaus tiefengreifender Mann. Was Châteaubriand's „Wesen des Christenthums“ in der Geschichte der französischen Prosa, das ist Lamartine's erste Sammlung der „Meditationen“ in der Geschichte der französischen Poesie, nämlich ein epochemachendes Buch. Dieses dünne Bändchen stellte auf einmal und thatsächlich die Franzosen in gleichen Rang mit den lyrischen Literaturen anderer Nationen, hinter welchen sie so lange und so weit zurückgeblieben waren; es begründete die betrachtende Elegie, eine Dichtart, die uns in Deutschland durch Tiebge, Matthisson, Salis bekannt, in Frankreich aber neu war. Selbst da, wo Lamartine den ältern classischen Weg ging, in der beschreibenden Poesie, trat er als Neuerer auf. Seine Vorgänger dieser Gattung, zumal ihr Hauptrepräsentant Delille, sagen uns freilich auch die Gefühle und Gedanken, welche ihnen der Anblick der landschaftlichen Natur einflößt, aber sie heben stets nur das Sinnliche heraus: die Nähe des Meeres wird ihrer reinen Lust, der Hain seines kühlen Schattens wegen gepriesen, und wenn auch die Annehmlichkeit der Hügel und sonstiger Umgebungen erwähnt wird, so ist doch nirgends eine Spur der geistigen, religiösen Stimmung, welche die höhere Schönheit der Landschaft in Lamartine erregt. Er war in Frankreich der erste, der persönlich Denken und Empfinden mit der Schilderung der Dinge natürlich und innig verschmolz, und hierauf kommt es bei der beschreibenden Poesie wie bei der Landschaftsmalerei hauptsächlich an. Der Mensch und seine Anschauungen müssen sich in der gemalten Landschaft und in der naturschildernden Dichtung immer vorfinden. Jede Landschaft, die nicht durch die menschliche Phantasie hindurchgeht und von der Kunst nicht so, wie die menschliche Phantasie sie gesehen hat, wiedergegeben wird, ist kalt und frostig, weil die menschliche Phantasie die Natur beleuchtet und beseelt, und sozusagen zugleich sich und die Natur sieht. Der Mensch setzt sich unwillkürlich in das Gemälde, welches er ansieht, und trägt die Erinnerungen an sein vergangenes Leben oder an sein zukünftiges Schicksal hinein, pastor in arcadia! und gerade dadurch ist die Landschaft oder das Gedicht für uns anziehend. Man nehme den Menschen oder seine Erinnerungen heraus, so ist das Landschaftsgemälde in Farben nur noch ein mehr oder minder gut colorirter Nig, und die Naturschilderung in Versen nichts als ein Inventarium, wo die Periphrase das rechte, treffende Wort ersetzt. Auch in dieser Dichtungsweise zerbrach Lamartine den herrschenden Materialismus seiner Vorgänger, und wir finden bei ihm jene Vereinigung

von religiösen und moralischen Naturbetrachtungen, die unsern Elegikern eigen ist und von der Natur Bilder für den Schmutz des Gedankens und der Empfindung entlehnt. Die Art, den Wechsel des Jahres und der Tageszeiten, den Zug der Wolken, das Murmeln des Wassers, das Rauschen des Waldes, das Summen der Insekten aufzufassen, ist schon jedem gebildeten Bewußtsein dunkel geläufig, ehe der Dichter sie ihm mit harmonischen Worten klar und anschaulich macht. Er entwickelt, belebt und verklärt jene Eindrücke der Außenwelt, die unsern Sinnen theuer sind und sich so oft auf unserm Augenstern abzeichneten, jene beinahe angeborenen Vergleichen, die ersten, die sich unserer Seele einprägten. Wie düster auch manchmal seine Stirn umwölkt ist, man suche darauf keinen Blitz von Hamlet, Faust oder Prometheus, von der unglückseligen, dem Geier überwiesenen Kasse; er ist von dem Geschlechte Sem's. Lamartine's Eigenthümlichkeit besteht in einer natürlichen Darstellungsgabe gemeinsamer Empfindungen. Im Fühlen wie im Denken bringt er nichts Auffallendes und Ausnehmendes; aber in dem, was ihm mit allen gemeinsam ist, erhebt er sich und idealisirt. Daher kommt es, daß man ihm mit Leichtigkeit folgt, so hoch er auch fliegen mag, und daß das geringste zärtliche Herz sich ohne Mühe mit ihm aufschwingt. Die von ihm angestimmten Töne hatten auf dem Gebiete der lyrischen Poesie in Frankreich einen dauernden Nachhall, und der Mund der Dichter strömte noch über von ultramelancholischen Stimmungen, als dieselben in seinen eigenen Versen längst versiegt und verschollen waren.

Von den ersten „Meditationen“ bis zu den „Harmonien“ sehen wir Lamartine in fortschreitender Entwicklung begriffen. Der Inhalt seiner Gedichtsammlung von 1820 ist wunderbar angelegt, ohne den Anschein davon zu haben. Romanhaftes mischt sich von Zeit zu Zeit ins Religiöse; heilige Harfentöne wechseln mit profanen Leierklängen, und poetische Seufzer verbinden sich mit der Inbrunst des Gebets, das tiefste Schwarz mit dem allerchristlichsten Himmelblau. Der Centralpunkt dieser doppelten Welt, auf halbem Wege der höhern Region und des niedern Thalgrundes, der Simultan Spiegel schwärmerischer Andacht und sinnlicher Liebe ist „Der See“ („Le lac“), diese vielgepriesene und allgemein bewunderte Elegie, die in der That für vollkommen gelten kann und allen empfindsamen Herzen die liebste geblieben ist. Die französische Lyrik hat kein seelenvolleres Gedicht aufzuweisen als dieses, dessen reelle Grundlage der See von Bourget bei Aix-les-Bains in Savoyen ist. An sich war jener erste Band „Meditationen“ ein vollendetes Ganzes und unter dem Schwall der gleichzeitigen affectirten Poesie eine wahre Seelenerquickung. Seitdem aber verbreitete sich der Dichter beständig in wachsendem Maße nach anderweitigen Regionen hin. Die zweiten „Meditationen“ lieferten davon Beweise genug, z. B. „Die Sterne“, „Die Präludien“, „Das Crucifix“, hatten indessen dabei den Nachtheil jeder Uebergangsperiode, daß sie in der Anlage weniger gelungen und in der Gesamthaltung etwas unbestimmt waren. Das Romanhafte fehlte nicht, aber es war ein neuer Roman, wozu die Phantasie nicht wie zu dem frühern mit leichter Mühe das Ende erfinden konnte; sie eröffneten ein neues, ausgebehnteres, stilleres, helleres Feld und ließen die Erüstung und Beruhigung in der Seele des Dichters hindurchsehen, befriedigten aber nicht den Leser, der von dem Dichter ein fertiges Bild im Kopfe hatte und nun sein Leben und seine Gesänge von neuem anfangen mußte. Lamartine hatte sich jedoch hier zu einer höhern Stufe im Lyrischen erhoben; seine Stimme war voller und abwechselnder, sein Athem länger und kräftiger, und die verschiedenen Empfindungen ergoffen sich von seinen Lippen mit einer Neuheit und Prächtigkeit, welche das, was sie an ursprünglicher Einheit und Abgeschlossenheit eingebüßt hatten, hinlänglich ersetzten. „Der Tod des Sokrates“ und „Der letzte Gesang von Childe Harold“ sind noch schöne Meditationen, mit immer höher steigendem und weiter um sich greifendem Fluß, aber mit dem schweren Uebelstande eines gegebenen geschichtlichen Rahmens und überdies bekannter

Personen: Lamartine, der undramatischste von allen Dichtern, weiß und kann aber nur in seinem Namen sprechen. Auf dem höchsten Punkte seiner lyrischen Entwicklung erscheint er in den „Harmonien“. Das Elegische, das Begrenzte, das Individuelle existiren hier beinahe nicht mehr. Seine Dichtung feiert einen andächtigen Naturgottesdienst, der jetzt dem Dichter höher steht als die Kirchenandacht; sein früherer Katholicismus ist nur noch ein sehr allgemeines Christenthum, eine Religion ohne Dogma und Cultus, die bloße Betrachtung des Unendlichen und Versenkung ins Unermeßliche. Die Natur hat eine ähnliche Umwandlung erlitten. Der Dichter sucht nicht mehr ihren malerischen Anblick, ihren Reflex in einem bewegten Gemüthe zu erfassen, sondern sich mit ihr zu identificiren; er befragt sie wie das ewige Problem, setzt ihre fortwährende Wiedererneuerung der menschlichen Hinsälligkeit entgegen und besingt vorzugsweise den Triumph der gefühllosen Dinge. Ebenso ist die Liebe keine spielende Sinnenfreude, kein glühendes, eroberungsfüchtiges Verlangen, kein glückseliges Hinträumen mehr, sondern eine in ihrer eigenen Saththeit schwelgende Leidenschaft, eine nur noch in der Pein einen Stachel findende Wollust. Alles das eingehüllt in einen wallenden Prachtschleier und ausgedrückt in einer bewundernswürdigen, zaubertrankartig wirkenden Sprache.

Lamartine war eben Mitglied der Französischen Akademie geworden und im Begriff, nach Griechenland abzureisen, um seinen Gesandtschaftsposten in Athen anzutreten, als die Revolution von 1830 ausbrach. Die Juliregierung wollte ihm seinen Posten bestätigen; er lehnte aus legitimistischen Gewissensscrupeln das Anerbieten ab, war jedoch keineswegs gefonnen, dem Beispiel der meisten Royalisten zu folgen und sich von den öffentlichen Geschäften fern zu halten. Von Elvirens Liebe beglückt und ausschließlich in Anspruch genommen, hatte er freilich gesagt: „Lieben, Beten, Singen ist mein ganzes Leben“; allein später änderte sich seine Ansicht, und am 29. Aug. 1827 schrieb er aus Florenz an den Marquis von Lamaisonfort, der in doppelter Beziehung, in diplomatischer und poetischer, sein Colleague war: „Sie sagen mir immer, ich sei ein Poet und kein Diplomat. Ich erwidere Ihnen immer, ich will beides sein, soviel als sie werth sind. Glauben Sie nicht, eine fühlende Seele vertrage sich nicht mit einem denkenden Kopfe; wir lebten und wurden geboren in einer Zeit, wo die Politik in alle unsere Poren eingebracht ist. Leben wir noch etliche Jahre, und Sie werden sehen, hoffe ich, daß man Orationen und Hymnen gedichtet haben und einen ebenso guten Deputirten abgeben kann, als hätte man die «Hymne an den Knoblauch» oder das Gedicht «Baublanc» geschrieben. Mittelmäßigkeit in einem Genre ist kein untrügliches Zeichen von Stärke in einem andern. Was wollen Sie, daß man hienieden treiben soll, wenn man das Lieben und Berschwachen nicht mehr treibt? Politik, dazu fühle ich mich genöthigt, um mein glückliches, aber unbeschäftigtes Leben ein wenig zu erheitern. Schelten Sie mich daher nicht zu viel. Unsere Handlungen haben immer ihren genügenden Beweggrund.“ Schon hier sehen wir bei Lamartine eine bis dahin unbemerkte Tendenz entschieden hervortreten. Wenn er nach 1830 die Diplomatie aufgab, so geschah es in der Stille und ohne die Ausföhnung mit der neuen sich gestaltenden Ordnung unmöglich zu machen. „Das Vergangene“, sagte er, „ist nur noch ein Traum; man kann es bedauern, muß aber seine Zeit nicht mit unnützem Weinen verlieren. Es ist immer verstatet, immer ehrenwerth, sich an dem Unglück anderer zu betheiligen; man muß sich aber nicht betheiligen bei einem Fehler, den man nicht begangen hat. Man muß wieder in die Reihen seiner Mitbürger eintreten, denken, sprechen, handeln und kämpfen mit der großen Familie, mit dem Vaterlande.“ Bald begegnen wir Lamartine unter den namhaftesten Literaten und Publicisten, welche die Julirevolution = Politik zuföhrte. Seine ersten Schritte auf diesem neuen Wege verunglückten; er meldete sich in Toulon und Dünkirchen als Candidat zur De-

putirtenkammer, fiel aber an beiden Orten durch. Vermuthlich sind diese momentanen Misserfolge im politischen Leben auch mit einzubegreifen bei den Gründen, die ihn einige Zeit darauf zu seiner Reise nach dem Orient bewogen, obschon Lamartine selbst behauptet, er sei leblich dazu angetrieben worden, weil er als Kind auf den Knien seiner Mutter die Bibel gelesen und eine innere Stimme ihm beständig dringend zurief: „Gehe hin und weine auf dem Berge, wo Christus weinte, gehe hin und schlafe unter dem Palmbaum, wo Jakob schlief.“ Im Juli 1832 ging er in Marseille mit seiner Frau und seiner Tochter Julia an Bord des Schiffes *Alceste*, das nach seinen Angaben und auf seine Kosten eingerichtet und ausgerüstet worden war. Es hatte eine Besatzung von 16 in seinem Solde stehenden Matrosen, eine Büchersammlung von 500 Bänden, ein stattliches Zelt unten am Hauptmast, eine Rüstkammer mit kostbaren Flinten, Pistolen, Degen und Dolchen, bestimmt zu Geschenken an die Scheichs und Paschas der Gegend, die er zu bereisen gedachte, und vier Kanonen mit Kartätschen geladen. Der wie ein Fürst reisende Dichter landet in Beirut, kauft fünf Häuser für seine Frau und Tochter, läßt sie alle Herrlichkeiten des orientalischen Lebens genießen, und begibt sich nach Jerusalem, mit einem Geleit von 20 ihm zugehörigen und seine eigenen Pferde reitenden Reisigen; die Häuptlinge der Beduinenstämme kommen ihm entgegen, alle Städte öffnen ihm ihre Thore, und die Gouverneure haften mit ihrem Kopfe für seine persönliche Sicherheit; das ist Ibrahim-Pascha's gnädigster Wille, und die Araber, entzückt von dem schönen und imposanten Aussehen, von dem hohen, schlanken Wuchs und den schimmernden Waffen des mit 20 eigenen Pferden und Dienern durch die Wüste galopirenden Reisenden verneigten sich ehrerbietig vor dem „fränkischen Emir“. Eines Tages, vor seinem Ausfluge nach dem Berge Karmel, kommt ein berühmter arabischer Dichter eilig geritten; er hörte, es reise da ein Standesbruder aus dem Abendlande vorüber, und schwang sich flugs in den Sattel, um eine Lanze mit ihm zu brechen: Lamartine nimmt die Herausforderung an, und nun wetteifern beide Poeten, wer von ihnen am besten die neben ihnen sitzende schöne Villa besinge, „ein herrliches arabisches Mädchen mit bloßem Busen und langen, dunkelblonden Haaren, die in tausend Ringeln und Flechten auf ihre nackten Schultern herabfallen, unter einem Gewirr von Blumen, Zechinen und Perlen“. Ein andermal besucht er auf dem Libanon Pitt's wunderliche Nichte, die romanhafte Lady Esther Stanhope, eine Miniatur-Semiramis, halb Närrin, halb Hellseherin, welche ihm mit unglaublich prophetischen Worten eine große europäische Erschütterung, wobei er in seiner Heimat die Rolle des Erretters spielen werde, verkündigt, und zum Andenken einen vergoldeten, mit Gravirungen verzierten mächtigen Nagel schenkt, wo sie ihre schönste Stute, das Reitpferd für den künftigen Weltheiland, anzubinden pflegte. Die zerrissene, aber originelle und lebendige Schilderung seiner sechzehnmonatlichen Ausflüge in Griechenland, Syrien, Judäa, Türkei und Serbien bildet die vier Bände seines „Reisetagebuch“, die er 1835 unter dem Titel „*Voyage en Orient*“ herausgab. Diese Reisebeschreibung hat all den blendenden Glanz, der Lamartine's Schriften eigen ist, und auch da, wo man seine Urtheile nicht billigen kann, muß man dem Zauber des Stils Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es ist ein verworrenes, aber fesselndes Allerlei von religiös-moralischen Betrachtungen, von Rückblicken auf die Vergangenheit, von Plaudereien über die Gegenwart und Ausflüchten in die Zukunft; das alles vermischt mit Landschaften und Seestücken von prachtvollem Colorit. Der Poet kommt nur vorüber, das Schiff segelt schnell weiter, die Küsten entschwinden rasch dem Auge, und doch sind Thäler, Berge, Monumente, Menschen, Meer und Luft im Vogelstuge ergriffen und mit unsaglichem Reiz geschildert. Das Interesse wächst beständig; die Episoden des Seelebens und der orientalischen Geselligkeit häufen sich, nichts fehlt

am Drama, nicht einmal die Katastrophe, nämlich der Tod von Lamartine's einziger Tochter, die, 16 Jahre alt, in Beirut starb.

Während seiner Abwesenheit war Lamartine von den dünkirkenschen Wählern in die Ständekammer abgeordnet worden, wo er am Ende des Jahres 1833 Platz nahm. Da hier im Centrum wie auf der Rechten und Linken die Ober- und Unteroffizierstellen in allen Parteien besetzt waren und er bei keiner als gemeiner Soldat dienen wollte, so stand er anfangs allein und verloren in der Masse des Centrum's. Uebrigens war in seiner politischen Denkungsweise eine Veränderung vorgegangen, für welche es in der Kammer keinen rechten Anknüpfungspunkt gab. Wenn er unter der Restauration für die Sache der Legitimität und Staatskirche gewirkt hatte, so fügte er sich 1830 in das nicht zu überdeute revolutionäre Factum und verzweifelte nicht an der Zukunft; hinter den dagegen streitenden Symptomen, welche dieselbe verhüllten, malte er sie im schönsten Lichte mit christlichen Farben aus, unterschied aber diese Zukunft, „diese evangelische Herrschaft“, wie er sie nannte, nicht von der Herrschaft der wahren Freiheit, der edeln Aufklärung und Bildung. In den „Harmonien“ regten sich bereits viele christliche Reformgedanken, aber zu rechter Zeit abgebrochen. Die Rede, welche er bei seiner Aufnahme in die Französische Akademie am 1. April 1830 hielt, und der Brief an Frn. von Cazales über die politique rationnelle waren ebenfalls noch in diesem ersten gemäßigten Ton. Seine orientalische Reisebeschreibung begann der Politik die seltsamsten Probleme und die unmöglichste Zukunft anzuweisen. Europa, heißt es hier, strotzt von unthätigen Kräften und Capacitäten, welche dringend eine sociale Verwendung fordern; gerade in dem Augenblick, wo bei uns das Leben überfließt, bewerkstelligt sich im Orient eine Krisis entgegengesetzter Art; hier bietet sich für die Ueberfülle der europäischen Bevölkerungen und Fähigkeiten eine große Leere; es kommt also darauf an, das übervolle Europa in Asien hineinzugießen. Wie ist diese Idee zu verwirklichen? Man muß einen europäischen Congress zusammenberufen und beschließen, daß gleich nach dem Sturze des ottomanischen Reichs (und Lamartine sah es schon am Boden liegen) jede große Macht einen Theil des Orients als Protectorat in Besitz nimmt und an den Küsten Musterstädte anlegt, um Europa seiner im Uebermaß vorhandenen Volksmenge zu entledigen, die eingeborenen Morgenländer durch den Stempel einer wohlwollenden, gerechten und regelmäßigen Organisation anzupflanzen und allmählich ganz Asien zu einer neuen Civilisation zu bekehren. Dieses orientalische Theilungsproject, das wir hier in seiner skeletartigen Gestalt mittheilen, ist mit einer bewundernswürdigen Sprache entwickelt, welche die Phantasie gewinnt und das Gefühl beizieht, da der Verstand noch den Gedankengehalt genauer geprüft hat. Man läßt sich unwillkürlich von dem Engeltraume einer arglosen Dichterseele hinreißen und vergiftet beinahe, was zur Verwirklichung desselben nöthig wäre, nämlich daß auf einmal Millionen Menschenköpfe ganz umgestimmt und hundertjährige Völkerfeindschaften und Cabinetsrivalkitäten in lauter Sympathie und Freundschaft umgewandelt werden müßten. Lamartine vollbringt alle diese Dinge in 20 Jahren und mit Einem Federstrich. In derselben Reisebeschreibung läßt er durch das harmonische Kauschen Davidischer Psalmen und Salomonischer Tempellieder eine „sociale“ Stimme hindurchschallen, die von einem neuen Geist der Gesetzgebung den Umbau des Menschengeschlechts verlangt, die christliche Politik des 19. Jahrhunderts predigt und in die praktische Vernunft der Verträge, Verordnungen und Gesetzbücher die Nächstenliebe des Evangeliums hineinbringen will. „Man sagt, alles vergehe, es bestche kein Glaube, keine Ueberzeugung mehr, es besteht ein Glaube, dieser Glaube ist die allgemeine Vernunft; das Wort ist sein Organ, die Presse sein Apostel; er will nach seinem Bilde die Religionsysteme, Culturzustände, Staatsverwaltungen und Gesetzgebungen umschaffen. Er will in der Religion den einigen vollkommenen Gott zum Dogma, die ewige Moral zum Symbol, die Anbetung und Liebe zum Cultus; in der

Politik die großen Interessen des menschlichen Geschlechts vor den kleinen Angelegenheiten der einzelnen Nationalitäten; in der Gesetzgebung Gleichheit und Brüderlichkeit, das in Gesetzen ausgeprägte und zu Gesetzen erhobene Christenthum (le christianisme légialaté).“ In der Kammer hatte Lamartine jedoch die Vorsicht, nicht gleich mit seinen naiven Eröberungs- und Weltverbesserungsplanen herauszurücken; er entschlug sich derjenigen Angelegenheiten, in welchen eine rein geistige Entscheidung nicht stattfinden konnte, und redete im allgemeinen von Gerechtigkeit, Moral, Toleranz, Humanität in einer poetischen Sprache, wie sie im Palais-Bourbon unerhört war und daher ganz am unrechten Orte schien. Die Advocaten der Kammer meinten, er sei nebelig und küstelnnd; die Specialisten fanden ihn weitschweifig, unsachgemäß; die Staatsmänner erklärten ihn für unsachlich; der Majorität dünkte er zu predigerhaft, und doch hörten ihm alle zu mit einer Gemüthsbewegung, welche edle und wohlklingende Worte, wenn sie aus dem Herzen eines redlichen Mannes kommen, immer hervorbringen. Eine weitere Bedeutung hatten seine parlamentarischen Reden zu jener Zeit nicht, und niemand glaubte, daß er praktisch je etwas ausrichten werde. Unter allen Notabilitäten, die ich damals in der französischen Deputirtenkammer zum ersten mal sah, befremdete mich am meisten Lamartine, den ich mir durchaus anders gedacht hatte. Sein Aeußeres in Gesicht, Gestalt und Wesen verkündigte weit mehr den prosaischen Gentleman als den berühmten Dichter. In dem allgemeinen Ausdruck seiner Physiognomie war etwas Adeliges und Feines, aber nichts Milde, Sanftes und Wehmüthiges; das Ensemble der sich im spitzen Winkel durchschneidenden Umrisslinien hatte eine gewisse Härte und die ganze Haltung etwas Steifes und Zugelüpfstes, viel mehr Englisches als Französisches, aber einen vornehmen Anstrich, welchen der scharfsichtige Béranger für einen Hauptcharakterzug Lamartine's erkannte, indem er von ihm zu sagen pflegte: er bleibe sogar in seinen religiösen Versen ein Edelmann und scheine sich als großer Herr an Gott zu wenden. Als ergänzende Zubehör dieser in adeliche und englische Art schlagenden Persönlichkeit denke man sich eine auf größtem Fuß eingerichtete Haushaltung, ein kostbares Herrenhaus in der Hauptstadt, ein prächtiges Schloß mit Park und Jagdrevier in der Provinz, echte Kassepferde, zahlreiche Dienerschaft, und rechne, wenn man will, gleich die republikanische Dictator- und Ministerwürde hinzu. Wer hätte da nicht glauben sollen, daß seit Tasso und Camoens die Zeiten sich gewaltig geändert, und daß man in unserm Jahrhundert ein großer Dichter sein könne, ohne im Spital zu sterben? Und doch war die Annahme irrig und bewährte Solon's weiser Spruch abermals seine Stichhaltigkeit; denn Lamartine lebte in seinen letzten Tagen von Almosen und starb in einem Häuschen, welches die Gutmüthigkeit eines Millionärs ihn unentgeltlich bewohnen ließ.

In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, wurde Lamartine durch die Arbeiten des Parlaments und die geselligen Pflichten des vornehmen Lebens noch nicht verhindert, sich mit Poesie zu beschäftigen. Im Jahre 1835 veröffentlichte er ein großes Gedicht: „Jocelyn“, ein „bei einem Landpfarrer gefundenes Tagebuch“, und lieferte damit ebenfalls den Beweis, daß sein Horizont sich nicht bloß in religiösen und politischen Dingen, in „socialen Gedanken“, wie er sagte, sondern auch in Sachen der Poesie beträchtlich erweitert hatte. In der Vorrede war jenes Gedicht, obwol zwei Octavbände stark, als ein bloßes Bruchstück eines weitläufigen humanitären Epos, welches alle Epochen der Natur und Cultur umfassen sollte, angekündigt, und die verblüffte französische Kritik wußte nicht, wo sie es hinthun sollte, bis ihr tonangebender Meister Sainte-Beuve sich dahin erklärte: es sei ein herrliches Gedicht, freilich kein Helbengedicht, aber ein kleinbürgerliches Familienepos, eine Idylle von der Art wie Bosq' „Luise“, Goethe's „Hermann und Dorothea“ und Goldsmith's „Verlassenes Dorf“. In der That ist „Jocelyn“ das erste Vorbild oder der erste Entwurf einer solchen Idylle in Frankreich und hat auch seitdem allgemeine An-

erkenntnis gefunden; denn unter allen Werken Lamartine's wüßte ich, die ersten Meditationen abgerechnet, keins zu nennen, das in so hohem Grade ein Lieblingsbuch der französischen Lesewelt geworden ist. Es bietet uns viel mehr Kleinleben, mehr malerisches, häusliches und örtliches Detail als seine frühern Gedichte, und bezeichnet in dieser Hinsicht eine neue Darstellungsweise des Dichters. Was ihn indessen noch immer ausdrücklich charakterisirt, ist das Großartige und Erhabene, worauf er stets zurückkommt. Seine Landschaft, so ausführlich er sie auch ausmalen will, stellt nie in allen Richtungen des Horizonts die andern wahrhaft localen und fast umgrenzten Landschaften von Goldsmith, Burns und Hebel vor; immer öffnet sich in der Luft irgendeine Stelle, wo er sich augenblicklich hinaufschwingt, und in dieser Höhe beginnt wieder die wallende und wogende Landschaft. Die im Vogelfluge aufgenommene Natur ist Lamartine besonders geläufig; hat er sich eine Weile die ganz in seiner Nähe befindlichen Details angesehen, die Kinder, die man anspricht, die Eschenreiser, die man ihnen abstreift, die belaubten Zweige, die man ihnen auf den Kopf steckt, und die Bremsen, welche die Kinder ihnen abjagen, so fliegt er stracks wieder nach dem andern Ende des Horizonts oder reißt auf einer Wolke ins Blaue. Wenn er dabei an vollendeter Durchführung einbüßt, so gewinnt er an Freiheit, Breite, Gesamthaltung; das kleine Specielle, selbst wenn er darauf eingeht, hat bei ihm nie Miniaturartiges, und wenn er mit Liebe und Herzlichkeit von dem Händchen seines Helden spricht, bleibt er stets auf dem breiten menschlichen Wege, wo man hinten aus weitester Ferne die Hunde des Odysseus und Tobias bei ihren Herren erblickt.

„Jocelyn“ war eine Erstlingsarbeit in der Gattung größerer Compositionen; obgleich die zu erdichtende Fabel keinen sonderlichen Aufwand der Phantasie erforderte und anfangs in der Art, wie Jocelyn und Laurence im Alerthal auf den hohen Alpen der Dauphiné zusammentreffen und miteinander verkehren, vielfach an „Paul et Virginie“ erinnerte, hatte sie doch einen rührenden, theilweise sogar einen erschütternden Charakter und eignete sich für die reichste Entwicklung der Vorzüge des Dichters, den sie ungezwungen zu frischen Tönen hinführte. Ungeachtet mancher Incorrectheiten und Längen war der Versuch reizend, und mußte ein sehr glücklicher Anfang für die künftigen Dichtungen scheinen. Allein die Fortsetzung entsprach keineswegs, und die drei Jahre später folgende vorfindstulliche Episode aus demselben großen Weltpos, der „Fall eines Engels“ (1838), fand eine sehr alte Aufnahme, die in den Uebertreibungen der Auffassung und in den Nachlässigkeiten der Schreibart ihre triftigen Gründe hatte. Die Leser verloren sich in dieser bisweilen schwübig gigantischen Poesie, in dem Wirrwarr der auf das Schauerliche und Ungeheuerliche geknüpften Scenen, in dem Schwall und Wirbel aller möglichen Ansichten. Die 1839 erschienenen „Poetischen Andachtsstunden“ („Recueils poétiques“) hatten gleiches Schicksal und entfremdeten dem Dichter den Ueberrest des Publikums, der bisher noch treulich mit ihm ausgehalten. Diese Gedichte, welche die Reihenfolge seiner lyrischen Poesien abschließen, sind nicht ohne große Schönheiten, aber auch durch große und in größerer Anzahl vorhandene Fehler entstellt. Lamartine's Leier hatte zuerst nur wenige, aber zusammenstimmende Saiten; sie war beschränkt, klang wie eine vom Wehen der Abendluft sanft erzitternde Aeolsharfe, verlor sich aber nicht ins Grenzenlose. Jetzt spannte er nach allen Richtungen hin neue Saiten auf, aus welchen er in unharmonischem und vorzüglich unmelodischem Durcheinander alle erdenklichen Töne hervorlockte. Der „Humanitarismus“, d. h. der Inbegriff von natürlicher Offenbarung, Vernunftreligion, christlicher Mystik, Demokratie, Philanthropie und Weltbürgersinn, wurde für den Dichter dermaßen eine Lieblingsgrille, daß er sie in seine Gedichte überall hineinbrachte. Mit der Auffassungsweise änderte sich auch Sprache und Rhythmus. Lamartine hatte sich um Stil, Versbau, Composition und dergleichen Grundregeln der poetischen Kunst eigentlich nie bekümmert und von jeher seine Mängel und Unachtsamkeiten, seine wunderlichen Reime

und Wortfügungen gehabt; es war indessen noch ein gewisses Maß und gleichsam Harmonie in seinen Nachlässigkeiten, wogegen er hier ganz aus seinem Tonregister fällt und alles durch seltsame, rauhe Klänge verdirbt. Das Bedauerwerthe seiner jetzigen Neuerung besteht nicht blos in sonderbaren Worten und materiellen Derbheiten, die mit ihrem Inhalt gegen die geklärte Region des spiritualistischen Dichters grell abstecken; außerdem ist der Grundton verändert und der harte Accent eine Gewohnheit. Offenbar wollte Lamartine seinen Rhythmus gewissermaßen in Hugo'schen Trab setzen, was ihm gar nicht anstand und seinen Vers um alle Harmonie brachte. War seine erste Dichtung einem klaren, hellen See vergleichbar, in den man tief hinabsteht und um welchen blendende Regenbogenfarben spielen, so gleicht seine letzte Poesie einem trüben Flusse, der in seinem schnellen und unsichern Laufe so viel Schlamm und Unrath mit sich führt, daß man die Goldkörner darin nicht erkennt.

Der letzte Band Gedichte brachte als Vorrede einen Brief, in welchem der Dichter, vertraulich an einen seiner Freunde schreibend, ihm auseinandersetzt, wie er in den kurzen Stunden der seltenen für die Poesie angelegten Zeiten arbeitet. Diese Blätter sind eine lebendige Skizze seiner Häuslichkeit in seiner Sommerresidenz auf dem Schlosse Saint-Point bei Mâcon, und man hätte ihm für die Mittheilung nur zu danken, wenn er nicht die bedenklichsten ästhetischen Ansichten daran geknüpft hätte, die seinen poetischen Ruin erklären. „Mein Dichterleben“, schreibt er, „fängt wieder für einige Tage an. Sie wissen besser als irgendeiner, daß es nie mehr als höchstens ein Zwölftel meines wirklichen Lebens ausfüllte. Das gute Publikum, das nicht wie Jehovah den Menschen nach seinem Bilde schafft, sondern ihn nach seinem Belieben verunstaltet, meint, ich habe 30 Jahre meines Lebens damit hingebracht Verse zuzustutzen und die Sterne anzuschauen; keine 30 Monate habe ich darauf verwendet, und die Poesie war für mich nur, was das Gebet ist.“ . . . „Sie wissen, wie ich sie schreibe“, setzt er von seinen Gedichten sprechend hinzu, „Sie wissen, wie gering ich ihren Werth anschlage; Sie wissen, wie sehr ich zur mühsamen Arbeit des Feilens und Nachbesserns unfähig bin. Schelten Sie mich, aber verklagen Sie mich nicht.“ Im Jahre 1827 dachte Lamartine anders als 1839. Damals wollte er, wie wir aus seinem eigenen Munde hörten, Poesie und Diplomatie mit gleicher Liebe betreiben; jetzt soll nur noch die Politik der alleinige Beruf seines Lebens sein, und er bemitleidet diejenigen, welche ihm das Beharren in seiner poetischen Nichtsthueri anstinnen wollen, weil das sociale Wirken das obligatorische Tagewerk jedes Menschen sei, der sich an den Gefahren und Vortheilen der Gesellschaft theilige. Lamartine trennte sich nicht ohne Bitterkeit und Groll von der Poesie; er verließ sie, sozusagen, wie gewisse große Herren ihre untreue Maitresse verlassen, ohne sie in gutem Andenken zu behalten und ihr von Zeit zu Zeit ein kostbares Juwel zu schenken. Wer aber die „Meditationen“, die „Harmonien“, „Jocelyn“ geschrieben hat, der gehört der Poesie zu eigen, und was er auch thun und anstellen mag, die Poesie fordert und behauptet ihr Recht an ihm. Auch war es fernerhin der Poet, der bei Lamartine alle Handlungen lenkte, alle Neben eingab, alle Ansichten ausdrückte. Sein politisches Leben war ein langes und wunderbares Gedicht; nichts konnte ihm bei den gemeinen Wirklichkeiten hienieden die romantische Uebertreibung, die hochgespannten Ideen, die schönen Fieberschauer, wobei man auf die allerunpoetischste Art aus dem siebenten Himmel zur Erde herabfällt, abgewöhnen; er lebte in einer vom Stabe der Zauberer besetzten Feenwelt und schöpfte aus dieser zweiten Existenz, aus dem Gemüthsleben, die Empfindsamkeit, Exaltirtheit und Begeisterung für alles Große, Herrliche und Uebermenschliche.

Der cavaliermäßige Bruch mit der Poesie, die ihn so berühmt und beliebt gemacht hatte, wurde Lamartine sehr verübelt; in derselben Zeit eben, wo seine Popularität in der literarischen Welt sank, stieg sein parlamentarisches Redneransehen; die orientalische

Frage gab ihm Gelegenheit seine Ideen auf der Grundlage eines neuen europäischen Systems zu entwickeln; ein heftiger Ausfall gegen die Todesstrafe, menschenfreundliche Worte zu Gunsten der Fındellinder, eine schöne Rede für die classischen Studien, ließen Lamartine in den Rang eines Flügelmanns hinaufsteigen; um ihn herum gruppirtten sich einige Gleichgesinnte, und dieses Aggregat erhielt den Namen „sociale Partei“, eine damals sehr unklare und harmlos scheinende, seitdem so deutlich und fürchterlich gewordene Benennung, der erste Ansatz zur socialistischen Partei, die aus einer winzigen Freischar zu einer Heeresmacht, welche Millionen Soldaten ins Feld zu stellen hat, angewachsen ist und jenseit der Regionen, wo die Politiker sich streiten, die Utopie einer volkwirtschaftlichen Weltverbesserung verfolgt. In dieser Beziehung darf Lamartine als der Vorläufer und Vorbote des heutigen Socialismus betrachtet werden, denn auch für ihn handelte es sich bei den erschütternden Bewegungen, die seit 1789 in Frankreich stattgefunden, nicht bloß um eine politisch-locale, sondern um eine social-universelle Revolution; jene theilweisen Umwälzungen waren, nach seiner Meinung, nur das Vorspiel einer allgemeinen Umgestaltung, und die Welt schien ihm nächstens zu einer vollständigen Erneuerung in Ideen, Sitten und Gesezen berufen. Unabhängig und uneigennützig, spielte Lamartine damals eine parlamentarische Rolle, der es weder an Originalität noch an Größe und Genialität gebrach. Er vertrat in der Kammer nicht den Geist, sondern das Herz der Zeit, wenn man sich so ausdrücken darf, steigerte und poetisirte die allgemeinen Eindrücke, die Meinungen, die bloße Gefühlssache sind, beachtete keine Schwierigkeiten, keine Unmöglichkeiten, und spiegelte in seinen blendenden Worten ein unermessliches, bewundernswürdiges Zauberbild, welches die weite Profawüste des Parlaments verschwinden ließ. Da er die Politik der Phantasie zu verwirklichen suchte, so mißhandelte er nach Herzenslust in seinen dichterischen Reden die praktischen, realen Staatsfragen. Beschäftigte man sich mit der Anlage von Eisenbahnen, so wurde Lamartine ungeduldig über alle amtlichen Bedenlichkeiten und Vorstudien für das Aussuchen der Terrains, das Abstecken der Linien, das Durchgraben der Berge, das Ueberbrücken der Flüsse; der Poet verreise stracks mit der Wissenschaft, Industrie, Civilisation, Freiheit, durchritt auf seinem Dampfrosse Frankreich, Europa, die ganze Welt, und ermangelte nicht bei seiner Heimkehr, die mit seiner Begreife fast zusammenfiel, zu sagen: „Das Reisen ist nur noch eine Sache des Annehmens.“ Machte man sich Sorge über die relative Schwäche von Frankreichs Seemacht gegen seine Landmacht, so suchte er die Lösung des Problems nicht im Zahlenstudium, in der Flotteneinrichtung, in der wahrscheinlichen Beschaffenheit des Marine-materials oder in der etwaigen Wichtigkeit des Schiffspersonals; der Poet bemächtigte sich eines öffentlichen Gefühls, einer nationalen Geistesrichtung und machte sie zum Thema einer Secrede. Wir sehen ihn eben auf einem englischen Dampfrenner durch die Continente reiten; jetzt besteigt er den Fliegenden Holländer, gebietet dem Mittelländischen Meere, das noch kein „französischer Landsee“ werden will, schilt den Ocean wegen seiner unbegreiflichen Vorliebe für England, läßt seine himmelblaue Flagge, d. h. ganz einfach die glänzende Schärpe seiner Muse, auf allen Meeren, auf allen Archipelen, auf allen großen Flüssen wehen, erregt Sturmwinde in dem Glas Zuderwasser auf der Rednerbühne, und ruft, wenn er in den Hafen zurückkommt, mit seinem poetischen Sprachrohr dem Volke zu: „Hier ist die Flotte.“

Auf dem großen parlamentarischen Schlachtfelde, wo Interessen, Principien und Menschen sich, zum Besten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, für Legitimität, Julimonarchie und Demokratie, um ein Volk stritten, trat Lamartine mit seinem Fähnlein zwar manchmal auf die Seite der Ministeriellen, blieb aber im ganzen neutral, bis er eines Tages von der Höhe, wo er über den Kämpfenden schwebte, herabstieg und sich ins Getümmel mischte: die kleine sociale Parteischar verschmolz sich mit einem stärkern Armees-

corps, und Lamartine nahm eine hervorragende Stellung in der rein conservativen Partei. Dieses definitive Eintreten Lamartine's unter die Fahnen der 213 datirte von dem stürmischen Tage, wo das Ministerium Molé den vereinigten Oppositionskräften in der Kammer erlag. Lamartine glaubte in der ungewöhnlichen Energie des Angriffs einen Geist systematischer Feindseligkeit, Machtbegierde und Nachsucht zu erblicken; sein Poetenherz empörte sich, er trat auf den Wahlplatz, brachte den Kampf zum Stehen, und ein Aufruf ans Land war nöthig, um den Sieg zu entscheiden (1839). Die orientalischen Ereignisse verwickelten ihn noch tiefer in den Streit, und er wurde der hitzigste Gegner des Ministeriums vom 1. März 1840. Guizot suchte ihn veröhnlich zu stimmen durch das Anerbieten des „kleinen“ Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, welches Lamartine ablehnte. Später wünschte er die Präsidentschaft der Deputirtenkammer, und Guizot wollte ihm gern dazu verhelfen; aber Ludwig Philipp, dem Literaturdinge ziemlich zuwider oder ganz verschlossen waren, entschied sich für den Advocaten Sauzet, und Lamartine ergriff wieder seine Freiheit. Er trennte sich 1841 von den Conservativen, welchen er in der Hitze der Improvisation vorwarf, daß sie nur ans Still- und Widerstehen dächten und süßlich durch „Edelsteine“ ersetzt werden könnten; daher der Spottname „Edelsteinpartei“ (parti des bornes), welchen die Oppositionsjournale für die stabile Majorität des Guizot'schen Ministeriums aufbrachten und der in den Kammerannalen des Juliregiments an ihr hängen geblieben ist. Er ging aber nicht zur Opposition, sondern wurde in eigener Person eine Opposition und versuchte die in zwei Parteinuancen getheilte, von Thiers und Odilon Barrot geleitete liberale dynastische Linke in den weiten Mantel seiner humanitären Doctrin aufzunehmen; da aber zum Commandiren einer Armee vor allem nöthig ist, daß man dazu gehört, und Lamartine keiner Partei anzugehören erklärte, so mußte dieser Versuch natürlich scheitern, wenn auch seine Doctrin besser zu den Theorien der liberalen Linken gepaßt und den Führern dieser Partei nicht ebenso unpraktisch als unpatriotisch erschienen hätte. Wollte er auf etwas anderes als eine Premierministerstelle bei Robinson Aussicht bekommen und zu wirksamem, reellem Einfluß gelangen, so durfte er nicht unabhängig bleiben; allein war er ein bloßer Schall; gewissen Einflüssen und Anstößen unterworfen, konnte er eine Idee werden, indem er sie aussprach, oder eine Thatsache, weil er dazu mithalf. Alfred de Vigny, in der bei seiner Aufnahme in die Französische Akademie gehaltenen Rede, sagte von gewissen Köpfen, auf welche die Staatsgewalten oft mit zu viel Geringschätzung herabzusehen pflegen: „Wenn diese fürchterlichen Artilleristen mit dem Pulver spielen und ihre Freude daran haben es in brillanten Strahlen und Farben in die Luft steigen zu lassen, so ist dieser Glanz anfangs der Glanz der Kunst und sie wollen nur Lichtwirkungen herausziehen; aber man reizt sie nicht, . . . denn sie verstehen das Nichten und zum Niederschmettern brauchen sie ihrem Geschütz nur Eins hinzuzufügen, nämlich die Kugel.“ Gerade die Kugel hatte der poetischen Artillerie Lamartine's bisher gefehlt: er war ein im Pointiren ausgezeichneteter Artillerist; galt es aber sein Geschütz zu laden, konnte er nur Pulver liefern, und wenn er keinen Beistand hatte, so blieb der Artillerist nur ein Feuerwerker. Um eine politische Macht zu werden, mußte er sich einer Partei anschließen und, wenn auch nicht in ihre Reihen eintreten, wenigstens in ihre Richtung eingehen. Lamartine that dies mit dem Manifest, welches er 1845 in seinem zu Mâcon erscheinenden Provinzialblatt „Le Bien public“ veröffentlichte und das ihn neben die äußerste Linke stellte. „Unser Princip ist das Princip der Französischen Revolution, nämlich die immer vollständigere und entwickeltere Begründung der Volkssouveränität. Wir wollen die Monarchie «moralisch» republikanisiren. Ohne das Bestehende umzuwerfen, ohne den Buchstaben oder den Geist der Verfassungsurkunde zu verlegen, ohne unser Land in gewaltsame Revolutionen, in alles rettende oder alles verderbende Zufälle hineinzustützen, wollen wir, was unter den mit Vorsicht und Red-

sich vertragenden Umständen irgendsmöglich ist, nämlich die Julimonarchie demokratisiren, die Nation in der Selbstregierung üben, ihre Ideen, Rechte, Willensäußerungen, Handlungen emancipiren, das niedere Volk erhöhen, ohne den König zu erniedrigen, mit Einem Wort, den Gedanken der Revolution consequent durchzuführen.“ Es war sehr zu befürchten, daß die Monarchie, wenn sie einmal „moralisch“ republikanisirt worden, große Gefahr laufe auch „materiell“ republikanisirt zu werden; allein sei es, daß Lamartine den Spruch des Evangeliums von dem neuen Wein und den alten Schläuchen aus dem Gedächtniß verloren hatte, oder daß er sich die wunderbare Geschicklichkeit zutraute, republikanischen Geist in die Monarchie hineinzugießen, ohne das Gefäß zu zerbrechen, sein Streben ging nunmehr aus allen Kräften und aus voller Ueberzeugung auf das Unmögliche, was die Männer des pariser Stadthauses in den Julitagen 1830 gewollt hatten, nämlich eine Monarchie mit republikanischen Institutionen. In einer Festrede zu Mâcon, am 23. Juli 1847, äußerte er sich folgendermaßen: „Wenn das nominell monarchische, factisch demokratische Königthum, wie es 1830 von Frankreich angenommen worden, begreift, daß es nichts mehr ist als die Volkssouveränität, welche den Wahlstürmen entrückt und auf ein gekröntes Haupt übertragen worden, um auf dem Gipfel des Staatswesens die Einheit und Fortdauer der nationalen Macht zu vertreten, wenn das moderne Königthum, eine vom Volk eingesetzte Gewalt, so verschieden von dem ehemaligen angeerbten Königthum, sich als eine Obrigkeit mit einem Namen, der in der Sprache der Menschen eine andere Bedeutung erhalten hat, betrachtet; wenn es sich darauf beschränkt, der geachtete Ordner der Regierungsmaschine zu sein, welcher die Bewegungen des Gesamtwillens andeutet und mäßigt, ohne ihnen Zwang anzuthun, ohne sie in ihrer Quelle, in der öffentlichen Meinung, zu verfälschen; wenn es damit zufrieden ist, in seinen eigenen Augen nichts zu sein als die Vorderseite eines alten abgerissenen Tempels, welche die Alten bei dem neuen Tempelbau wieder vorn hinsetzten, um die abergläubische Ehrfurcht der Menge zu täuschen und dem modernen Gebäude einen altherkömmlichen Ausdruck zu geben, so wird das Repräsentativ-Königthum eine für sein Vorbereitungs- und Uebergangswerk hinreichende Anzahl von Jahren bestehen und die Dauer seiner Dienstleistungen für unsere Nachkommen das genaue Maß der Dauer seiner Existenz sein. Wenn hingegen das Königthum die Hoffnungen, welche die Zuversicht des Landes 1830 nicht sowohl in seine Art als in seinen Namen setzte, unerfüllt läßt; wenn es in den Geist und in das legitime Interesse der Massen nicht gründlich eingeht; wenn es sich mit einer Aristokratie umgibt, anstatt ganz und gar Volk zu werden; wenn es, ohne den Willen der Nation offen anzutasten, diesen Willen besticht und unter dem Namen von Einflüssen eine Dictatur erkaufte, die um so gefährlicher ist, als sie unter dem Deckmantel der Constitution angekauft werden; wenn es ihm gelingt, aus einer Nation Staatsbürger ein feiles Rudel Kleinräuber zu machen, die ihre Freiheit mit dem Blute ihrer Väter errungen haben, um sie für die schwächlichsten Gunstbezeugungen öffentlich an den Reißbietenden zu versteigern; wenn es die Nation und die Nachwelt durch die Unredlichkeit der öffentlichen Staatsverwaltungen demüthigt, so würde dieses Königthum gewißlich fallen; es würde nicht, wie das von 1789, in sein Blut, sondern in seine Schlinge fallen, und nachdem wir die Revolutionen der Freiheit und die Contrerevolution des Ruhms erlebt, hätten wir die Revolution des öffentlichen Gewissens und die Revolution der Berachtung. (Anhaltendes Beifallklatschen.) Vor einigen Jahren sagte ich auf der Rednerbühne der Kammer ein Wort, welches die Kunde um die Welt gemacht und mir tausendmal von allen Journalen nachgesprochen worden: «Frankreich langweilt sich.» Jetzt sage ich: «Frankreich betrübt sich.» Wer von uns fühlt nicht die Wahrheit dieser Worte? Wer von uns trägt nicht sein Theil der allgemeinen Traurigkeit? Ein dumpfes Mis-

bhagen brühtet im Innersten der heitersten Gemüther; man spricht leise seit einiger Zeit; jeder Bürger redet den andern mit Besorgniß an; alle Welt hat eine Wolke auf der Stirn. Man nehme sich in Acht: aus dieser Wolke kommen Blitze für die Staatsmänner heraus, bisweilen auch Gewitterstürme.“ (Wiederholtes Bravorufen.)

Ein noch energischerer Ausdruck seiner revolutionären und republikanischen Stimmung war die „Geschichte der Girondisten“, welche Lamartine 1847 in acht Bänden erscheinen ließ. Ein seltsames Buch voll von Verabscheuungen des vergossenen Bluts, von Thränen über alle Opfer, von Palmen über alle treuen Ergebenheiten, eine sympathetische Verherrlichung und Verklärung der Revolution, die alle davor Schandernden anders gefinnt machte und alle dafür Schwärmenden aufs äußerste erhitzte. Man muß damals in Paris gelebt haben, um sich die Wirkung, welche dieses Buch hervorbrachte, vorzustellen, wie die nacheinander ausgegebenen Lieferungen reizend abgingen und gleich Romanfeuilletons jedesmal den Gemüthern und Nerven neue Erschütterungen verursachten, wie die Bewunderung, das Standalgeschrei, die Leidenschaftlichkeit sich in das allgemeine Fieber hineinmischten. So etwas wie die Schilderungen von dem Attentat der Charlotte Corday, von der Belagerung Lyons, von dem Tode der Girondisten, hatte man nie gelesen. Lamartine beleuchtete diese revolutionären Grauenbilder mit dem Monde des Vorgebirges von Misenum, welchen er hinter einer Wolke wie hinter einer spanischen Wand immer bei der Hand hatte, und der alles in seinem milden Lichte verschönert zeigte. In die Massen von Blut und Schmutz warf er Milchstraßen- und Regenbogenreste hinein, und ließ überall Contraste sowol von Schatten und Licht als auch der Farben und Töne phantastisch untereinander zusammenwirken. Die Geschichtschreibung schien wie umgeändert, das Genre gewaltig erweitert. Man ist bekanntlich von diesen ersten Eindrücken sehr zurückgekommen und hat seitdem bei den Thatfachen das Ungenaue und im Colorit das Unwahre erkannt. Das Werk war zu leicht für die Dauer, aber momentan von ungeheuern Gewicht und nichts Geringeres als der zündende Funke, welcher den überall aufgehäuften Brennstoff in hellen Flammen auflodern machte.

Als am 24. Febr. 1848 die Julimonarchie von dem Windstoße der Reformbewegung umgeworfen wurde, war Lamartine derjenige, welcher bei der letzten und tumultuarischen Kammerstzung die Wage, in deren Schalen die Lose der Regentschaft und der provisorischen Regierung gewogen wurden, durch sein gewichtiges Wort zu Gunsten der letztern in die Höhe steigen und die Republik herauspringen ließ. Auch blieb seine Beredsamkeit die einzige Schutz- und Trugwaffe in den kritischen Momenten, wo der durch den unverhofften Sieg gesteigerte Geist des Aufruhrs und Freiheitschwinds in den Köpfen unaufhaltsam brauste. Wie die Bienen, wenn einer ihren Stock eingestossen hat und sie wild und zornig von einem Baum zum andern umhersummen, noch nicht wissend, wohin die Königin führen werde, umschwärmten tobende Volksmassen das pariser Rathhaus und stürmten aus einem Zimmer ins andere, wo ephemere Dictaturen in unaufhörlichem Wechsel sich einander verdrängten. Lamartine's herzhafte und imponirende Einschreiten hatten die aus der Deputirtenkammer gekommenen provisorischen Zehnmänner zu danken, daß sie auf dem Stadthause noch am ersten Tage sich um einen Tisch setzen und die ersten Regierungsdecrete erlassen konnten. Am andern Tage galt es einen neuen Sturm abzuwehren, nämlich einen wüthenden Volkshaufen, der verlangte, daß die blau-roth-weiße Fahne als französische Nationalfahne abgeschafft und an ihrer Stelle die rothe Fahne aufgepflanzt werden solle. Es waren Barrikadenkämpfer vom vorigen Tage, einige verwundet, andere Fleischstücke von todtten Pferden als Siegespolien auf ihren Bajonetten tragend. Der Anblick von zwei Reihen Leichen, die im Thronsaale auf einer Streu lagen, schien die Wuth der Andringenden aufs höchste zu reizen, und als Lamartine ihnen entgegentrat, schlug ein dumpfes Waffengeklirr wider die Wände, blankte Säbel waren über

seinem Kopfe geückt und ein Blusenmann setzte ihm die Pistoie auf die Brust. Lamartine blieb unerschrocken; seine Haltung gebot Schweigen. „Bürger“, rief er ihnen zu, „die rothe Fahne nehme ich nimmermehr an, und ich will euch mit einem Worte sagen, warum ich mich aus allen Kräfte meines Patriotismus dagegen wehre: die dreifarbigte Fahne, Bürger, hat die Kunde um die Welt gemacht mit der Republik und dem Kaiserreiche, mit euern Freiheiten und glorreichen Thaten, und die rothe Fahne ist nur im Blute des Volks um das Marsfeld herumgeschleift worden.“ Diese ergreifenden Schlussworte des Redners beschwichtigten plötzlich das rothe Fahngelüste des wilden Haufens. „Herab mit der rothen Fahne, herab!“ hallte es tausendfach an der Decke des Saales. Der mitgebrachte rothe Lappen wurde in die Mitte der Wüthenden geschleudert und mit Füßen getreten. Als der Vulkan der Revolution vorläufig der gärendsten Stoffe entleert war und die provisorischen Regierungsmitglieder sich in die Staatsgewalt theilten, erhielt Lamartine das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und verfaßte das glänzende Manifest an die fremden Mächte, welches, obgleich es die Verträge von 1815 für nicht mehr gültig und aufgehoben erklärte, doch die vorhandenen Ländergebiete in ihren augenblicklichen Grenzen gelten ließ und als Grundlage und Anknüpfungspunkt für die Republik bei ihren Verhältnissen mit den andern Nationen aufstellte. Zugleich mit seinem Ministerportefeuille übernahm Lamartine die Rolle des Vermittlers zwischen seinen Collegen, unter welchen sofort bedenkliche Uneinigkeiten ausbrachen. Vermöge seines edelmüthigen Charakters und seines bedeutenden Einflusses auf das Volk war er in jenen kritischen Tagen die Bürgschaft der Verträglichkeit zwischen den Siegern und Besiegten und sein Name für das ganze Land ein Symbol der Ordnung und des Bestandes. Die Popularität, die er einige Monate lang genoß, erreichte einen ungewöhnlichen Grad. Die große und kleine Bourgeoisie, die ganze Klasse der viel oder wenig Besizenden vorzüglich, sah in ihm ihre einzige und letzte Schutzwehr gegen die Anarchie und Tyrannei der Parteien und Systeme, und sein Wort, das in Paris die wilden Gemüther der Masse momentan besänftigte, wirkte beruhigend auf die bangen Herzen der mittlern und höhern Stände, die ihre politische und sociale Existenz gefährdet glaubten. Bei den allgemeinen Wahlen für die constituirende Nationalversammlung wurde daher auch seine Candidatur aus freien Stücken an vielen Orten zugleich aufgestellt, und zehn Departements wählten ihn zu ihrem Repräsentanten. Als die Nationalversammlung am 4. Mai zusammentrat, war sein Erscheinen das Signal eines wahren Triumphes, der sich an den folgenden vier Tagen wiederholte. Der Rechenschaftsbericht, den er von seiner Amtsverwaltung erstattete, wurde mit so vielen Beifallsrufen unterbrochen, daß er selbst bitten mußte, ihn ruhig auslesen zu lassen. Als aber von der Einsetzung der ausführenden Staatsgewalt die Rede war, that sein scheinbares oder wirkliches Einverständnis mit Ledru-Rollin, dem Verfasser des berüchtigten terroristischen Circulars vom 8. März, dessen angst- und schreckenverbreitenden Eindruck Lamartine glücklicherweise gemildert hatte, der vollen Gunst den ersten Abbruch; man beschuldigte Cicero sich mit Catilina zu verbinden, und trotz der poetischen Ausrede Lamartine's, daß er complotire wie der Blitzableiter mit dem Blitz, um ihn unschädlich zu machen, wurde er am 10. Mai nur als der vierte der fünf Mitglieder der Executivcommission gewählt, neben dem Chef der Bergpartei, dem er seinen Beistand geliehen hatte. Im entscheidenden Moment trat wieder der Dichter hervor. Was er ganz abgeschüttelt zu haben meinte, als er sich mit Leib und Seele in die Politik hineinwarf, das blieb immer und überall bei ihm, und nach einer triumphirenden Wendung endete das Gedicht mit einer Katastrophe; der Ausbruch des Bürgerkriegs in den Junitagen stürzte ihn von der Höhe seiner Macht und Popularität. Lamartine, wie alle Dichter, hatte mehrere Seelen und bewies unstreitig in verhängnisvollen Stunden, daß Energie, Kraft und eine plötzliche heroische Bravour, die

sich mit blitzender und donnernder Beredsamkeit verbindet, ihm nicht fremd waren; allein es waren nicht seine vorherrschenden und anhaltenden Eigenschaften. Um sich über die Umstände zu erheben, dazu sind drei Dinge nöthig, und sie sind selten: fester Charakter, feste Grundsätze und ein diesen gemäßes, stark und nöthigenfalls gewaltsam durchgreifendes Handeln. Lamartine besaß keins von allen dreien; er hatte Gemüth, Talent, sogar Genie, aber sein Charakter war schwach und wankelmüthig, wie es nur zu oft bei Künstlernaturen der Fall ist, und die Eindrücke von außen wirkten stark und unwiderstehlich auf ihn. Seine Poesien und Inspirationen, wenn sie nicht mehr seine persönlichen Erlebnisse, seine innersten Seelenzustände angehen, sind durchweg nur der glühende und gemischte Widerschein, der Zusammenstoß der in der schwülen politischen Atmosphäre sich kreuzenden Gewitter. Eine leicht zugängliche und bewegliche Natur war er das Echo seiner Umgebungen; vom Volkswinde getrieben, der mit Macht in seine Segel blies, folgte er seinem Glücke, überließ aber das Steuer dem Geschaufel der Wellen und das Staatsschiff dem Verderben. In ihm war Stoff zu einem großen Dichter und Redner; aber er war nicht von dem Metall, aus welchem große Staatsmänner und Begründer einer neuen Ordnung in der Politik gegossen werden. Die Revolutionen sind wie die Sibyllen; sie verkünden das Wort des Schicksals nie besser als im Anfall ihrer Raserei. Ihr prophetischer Paroxysmus entreißt ihnen ihr Geheimniß. Dieses Geheimniß, dieses Schicksalswort der Februarrevolution war „demokratisch-soziale Republik“, d. h. gänzlicher Umsturz alles Bestehenden und Herstellung anderer Gesellschaftsverhältnisse nach dem Princip und auf der Basis einer ganz neuen noch nie dagewesenen Volkswirtschaft. Als dieses Schreckenswort gesprochen ward, vermochte Lamartine nichts mehr; aber auch auf dem Gipfel seiner Macht hätte er ebenso wenig als irgendein anderer dieses tolle Problem der Staatskunst lösen können. Obschon ein Theil des Namens aus seinem Wörterbuche hergenommen war, verknüpfte er damit eine verschiedene Bedeutung, und das Staatsideal, welches er im Kopfe trug und als Minister gern realisiert hätte, war die demokratisch-liberale Republik. Allerdings hat man ihm die demokratisch-soziale aufgebürdet; aber Lamartine ist am meisten von allen Parteien, selbst von allen sogenannten honneten Leuten gemißhandelt und angefeindet worden und verdiente es doch wol am wenigsten. Nur den einen Fehler hatte er, daß er dem Posten, auf welchen zuerst die Revolution, nachher die öffentliche Meinung ihn gestellt hatte, nicht gewachsen war, und das war freilich in so stürmischer Zeit ein schlimmer Fehler. Wohlgesinnt und gerade, aber auch ungeschlüssig und schwach, war Lamartine in vielen Rücksichten ein anderer Roland der zweiten französischen Republik welcher das Gute wollte, aber nicht damit durchbringen konnte. Ihm folgten die Achtung und das Bedauern der wenigen Guten und Billigbendenden in seiner Ungnade, in die er nach den Sunitagen fiel. Im Jahre 1849 bei den Wahlen zur Gesetzgebenden Versammlung fand sich kein einziges Departement, nicht einmal dasjenige seiner Vaterstadt welches er seit 1839 vertreten hatte, um seine Candidatenschaft anzunehmen oder zu unterstützen. Es war nöthig, daß bei einer Nachwahl ein Departement, dem er bisher fremd gewesen, das Loiredepartement, sich einer solchen Bergelichkeit und Undankbarkeit schämte um dem Haupturheber der zweiten französischen Republik einen obskuren Platz in der letzten republikanischen Versammlung zu verschaffen; der 2. December schloß definitiv sein politisches Leben.

Das Abbüßen der ihm zutheil gewordenen Fülle von Berühmtheit, Popularität, Macht und Herrlichkeit hatte für Lamartine bereits angefangen und er ging den Leidensweg schwindend hinab, als er die Triumphstraße hinanstieg. Bei den Verschwendungen eines sorglosen und vornehmen Herrenlebens waren seine Vermögensumstände in die größte Verarmung gerathen; er hatte in der Provinz bei Mâcon drei Schlösser: Saint-Bois

Montcau, Milly, Weinberge, Waldungen, Wiesen und in Paris ein Hotel mit Hof und Garten, aber auf allen lastete eine Menge Hypotheken und nebenbei noch ebenso viel, wenn nicht mehr persönliche Schulden. Um diesem ökonomischen Elende abzuhelpen, gebrachte er seit 1849 die Ueberreste eines literarischen Talents, das immer noch sehr zu erkennen war und auf dem Büchermarkte in beträchtlichem Werthe stand. Er schrieb nun nicht mehr, um den Anstößen seines Genius zu folgen, sondern um die Ansprüche seiner Gläubiger zu befriedigen, und wetteiferte mit Alexandre Dumas, dem ersten Matador der Viel- und Schnellschreiberei, im Hervorbringen einer Unzahl übereilter Werke. Er war allenthalben thätig, in seinen eigenen Zeitschriften: „Le Conseiller du peuple“, „Le Civilisateur“, in den Tagesblättern: „Le Siècle“, „La Presse“, „Le Pays“, in den Bücherkatalogen der Verleger, und schrieb an demselben Tage, an demselben Morgen einen politischen Artikel, eine Novelle, eine Seite von seinen Memoiren und ein Kapitel aus irgendeiner Landesgeschichte. Bei dem Schiffbruche der Illusionen des Dichters war seine erste Geliebte, die Muse, versunken; jetzt verarbeitete er seine „Meditationen“, seine „Harmonien“, seinen „Jocelyn“ in Prosa und bediente seine Gäste mit dem zweiten Aufgusse eines Maitrankes, an dem sich ganz Frankreich einst gelabt hatte. In seinen „Vertraulichen Mittheilungen“ (1849 und 1851) will Lamartine die Wahrheit sagen, das darf man nicht bezweifeln; aber es gibt zweierlei Arten Wahrheit, die Wahrheit des Lebens oder unsers Handelns und die Wahrheit, wie sie unserer Phantasie vorschwebt. Wir machen uns alle von unserm lieben Ich ein ideales Vorbild, dem wir nachhelfern, und da wir dieses Vorbild leider nicht immer erreichen können, so wollen wir wenigstens ein Abbild davon hinterlassen. Dieses Abbild ist nicht was wir gewesen sind, sondern was wir hätten sein mögen, was wir in unserm Gemüth, in unserm Charakter finden und was wir in unserm Leben nicht ausdrücken konnten. In dieser Hinsicht ist das Abbild wahr, ohne wirklich zu sein. Dies ist die Wahrheit der Lamartine'schen „Confidences“. Es sind im ganzen die Vorfälle seiner Jugend, aber durchgesehen und erzählt mit seinen spätern Gesinnungen, oder seine damaligen Gesinnungen, aber bekleidet mit spätern Farben. Man kann das Wahre vom Unwahren nicht unterscheiden; der Verfasser selbst vermag es nicht, und das Unwahre und Wahre fließt unbewußterweise in seiner Darstellung zusammen. Die Episode der Graziella, so wichtig und anziehend sie auch das Talent des Verfassers zu machen wußte, läßt doch die Composition und Kunst merken. Die niedliche Krallenfischerin der Insel Procida ist halb Phantasiwesen, halb Naturgeschöpf. Elvire ist in den „Confidences“ zur Julie geworden und ihr Bildniß ausführlicher, aber unpoetischer. Denn die Poesie ist die Essenz der Dinge und man muß sich wohl vorsehen, den Tropfen Essenz in einem Eimer Wasser oder in Farbenströmen zu verbünnen. Die Poesie besteht nicht darin, daß man alles sagt, sondern daß man alles träumen und ahnen läßt. Im wirklichen Leben war Elvire die Marquise von Fontanes, Frau des Vorfahrs des gesammten Unterrichtswesens von Frankreich unter Napoleon I.; in den „Vertraulichen Mittheilungen“ ist sie eine Creolin von San-Domingo, eine mit den Offiziers-töchtern der Ehrenlegion erzogene Waise, im 17. Jahre mit ihrer vollen Einwilligung an einen hochbetagten berühmten Gelehrten verheirathet, der für sie nichts ist und nichts sein will als ihr Vater; überdies behaftet mit einem absonderlichen Leibesgebrechen, das ihr verbietet, selbst wenn sie die Schwachheit hätte, das Glück der Liebe zu gewähren und zu genießen. Aus ihrer Erziehung und aus dem Umgange mit ihrem Manne schöpfte die junge Frau die materialistischen Ansichten des 18. Jahrhunderts und nach ihrem eigenen Geständnisse ist die physiologische Eigenheit ihrer Natur (welche beiläufig bemerkt in der angebrachten pariser Chronik auch der Madame Récamier nachgesagt wird) der einzige Schutz bei ihren langen und traulichen Zwiesgesprächen mit ihrem jungen Herzensfreunde. In diesem mißlichen Theile seiner Erzählung wollte Lamartine alles beichten, wurde aber

auf halbem Wege davon abgehalten durch den Gedanken, daß zugleich mit ihm noch jemand beichte, und erdichtete nun Hindernisse und Unmöglichkeiten, welche das Unwahrscheinliche wahrscheinlich machen sollten. Die „Vertraulichen Mittheilungen“ setzen die Reihenfolge der Schriften fort, in welchen die Mängel des Verfassers sich immer breiter machen, ohne daß seine Vorzüge darum verschwinden. In demselben Verhältnisse, in welchem sein hastiges Produciren zunimmt, verschlimmert sich seine letzte Manier, deren Verfahren darin besteht, daß alles vergrößert, aufs Aeußerste getrieben und auf Effect angelegt ist. Selbst in den übereiltesten Fabrikaten fühlt man sich noch bisweilen angehaucht von dem gewaltigen Odem, der so viel Schönes und Meisterliches an den Tag treten ließ; aber hier ist jene Manier ganz ausgeartet und der Stil durch den Mißbrauch der Periphrase und der schiefen Gleichnisse völlig verkommen. Der Stil ist das Blut des Gedankens, von nun an aber rollt kein Blut in den Hervorbringungen Lamartine's, der nur noch krüppelhafte Geisteskinder zeugt. In seinen Novellen und Dorfgeschichten: „Geneviève, Denkwürdigkeiten aus dem Leben einer Dienstmagd“ und der „Steinmetz von Saint-Point“, ist diese ewige Emphase um so empfindlicher, als darin auch eine große Präntension bäuerischer Schlichtheit und psychologischer Analyse herrscht, obschon Dienstleute und Tagelöhner hier vorgeführt werden mit einem hochtönenden Wortgange, den man höchstens begreifen würde, wenn es sich um das Auftreten der Völkherfürsten Agamemnon und Menelaus handelte. Lamartine versuchte auch sein Glück auf dem Theater und schrieb 1850 ein fünfactiges Drama in Versen: „Toussaint Louverture“, welches an der Porte-Saint-Martin aufgeführt wurde; obgleich der beste französische Schauspieler Frédéric Lemaitre dabei die Hauptrolle übernahm, hatte das Stück durchaus keinen Erfolg und lieferte den abermaligen Beweis, daß ein Lyriker von den blendendsten Eigenschaften noch lange kein dramatischer Dichter ist. Lamartine's Geschichten der Restauration, der Türkei, von Rußland u. s. w. haben nur Einen Fehler: es sind keine Geschichtswerke, sondern stilisirte Landschaften mit historischer Staffage.

Die ungemein bedeutenden Summen, welche die Honorare dieser schriftstellerischen Arbeiten eintrugen, brachten leider nicht die geringste Ordnung in Lamartine's ökonomische Verhältnisse. Aber wo kam denn das viele Geld hin? Warum denn keine Herabsetzung des großen Hauswesens auf einen kleinern Fuß, fragt ihr. Lamartine hatte in seiner Jugend viele Sprüche aus der Bibel, aber nie die ersten Anfangsgründe der Rechenkunst gelernt und blieb in allen Geld-, Handel- und Wandelangelegenheiten bis ans Ende seines Lebens so unwissend und unbedacht wie ein Kind. Geld zu verdienen und auszugeben, darauf verstand er sich noch; aber als ein kluger Haushalter ein Kapital zu verwalten und zusammenzuhalten, davon verstand er absolut nichts; er war gleich reich, er mochte 100000 Thaler oder 100000 Groschen einnehmen. Der regierende Kaiser, der als Kenner Lamartine's Bedeutung für Frankreich zu schätzen wußte, suchte in der ihm eigenen großmüthigen und gründlichen Weise zu helfen; er bestimmte für Lamartine die Präsidentschaft des Senats, und die ohnehin schon so beträchtlichen an diese hohe Staatswürde geknüpften Emolumente sollten noch verdoppelt werden; Lamartine schlug jedoch die angebotenen Vortheile aus und sagte ebenfalls Nein, als der Kaiser ihm anbieten ließ, ihn aus seinen Schulden herauszureißen. Ungeachtet dieser zweimaligen Weigerung, die bei Lamartine politische Bedenkllichkeiten und die Ueberzeugung, daß er aus eigenen Mitteln und Kräften seine Schulden tilgen könnte, zur Ursache hatte, bewahrte ihm der Kaiser seine Gunst und Gewogenheit: die Civilliste und verschiedene Ministerien abonmirten oder subscribirten auf eine große Anzahl Exemplare der von Lamartine herausgegebenen Zeitschriften und Bücher; die Regierung ertheilte ihm Lottericoncessionen, und der Kaiser setzte seinen Namen mit einer bedeutenden Summe an die Spitze der Subscription, die für Lamartine im In- und Auslande eröffnet und mit dem anstößigsten Luxus marktshreierischer Anzeigen

und Anpreisungen betrieben wurde. Alle diese Begünstigungen sowie die Anstrengungen einer Finanzgesellschaft, die sich für die ergiebigste Ausbeutung seiner Schriften bildete, und die eigenen Bemühungen Lamartine's, der eine durchgesehene, verbesserte, mit vielen Commentaren und ungedruckten Sachen vermehrte Ausgabe seiner sämmtlichen Werke unternahm, erwiesen sich vollkommen unwirksam für die nur einigermaßen leidliche Wiederherstellung seiner finanziellen Angelegenheiten, welche sein gutmüthiger Charakter und seine verschwenderische Lebensweise unaufhörlich und heillos verwirrten; er war und blieb im Druck einer ungeheuern Schuldenlast. Nunmehr völlig entkräftet und unvermögend, die undankbare Arbeit der geplagten Danaiden weiter zu verrichten und Wasser in das bodenlose Faß zu tragen, ließ er sich das Einschreiten des Kaisers gefallen, dessen Großmuth und Ausdauer im Geben und Helfen unverwundlich sind; der Staatsminister brachte an den Gesetzgebenden Körper den Antrag, der für Lamartine eine unantastbare Jahresrente von 20000 Frs. aussetzte und mit Stimmeneinheit bewilligt wurde. Unter solchen Umständen war es in mancher Hinsicht gewiß eine wohlthätige Fügung der Dinge, daß Lamartine endlich am 28. Febr. 1869 starb, nachdem er unlängst sein 78. Jahr vollendet hatte. Der Kaiser beabsichtigte durch eine öffentliche Ehrenbezeugung gegen den Todten die tiefen Undankbarkeiten und Demüthigungen der letzten kläglichen Jahre zu vergüten; das „Journal officiel“ vom 3. März veröffentlichte ein Decret, welches verordnete, daß in Betracht der ruhmreichen und wichtigen Dienste, die Lamartine seinem Lande geleistet, seine Leichenseier auf öffentliche Kosten veranstaltet werden sollte. In seinen letzten Tagen aber hatte Lamartine zu wiederholten malen ausdrücklich gewünscht und dringend empfohlen, daß er ohne Gepränge, ohne Glanz, ohne Neben in seinem Geburtsorte begraben werde, und die Familie verweigerte daher jede Betheiligung des Staats an seiner Beerdigung. Die Leiche, blos von einigen Freunden und Verwandten begleitet, wurde aus dem Sterbehaufe bei Passy nach Saint-Point gebracht und hier am 4. März in der Familiengruft still beigesetzt. Ein Augenzeuge berichtet darüber folgendermaßen: „Keine Rede, kein Wort; nichts als der Schall des schwach unterdrückten Schluchzens aus der Brust der Bauern, die er bereichert hatte, als er arm wurde. Von 1848, von dem großen Aufruhr und dem heroischen Widerstande, keine Silbe. Die Politiker fehlten. Nur ein Abgeordneter einer Republik hatte sich eingestellt, der Abgeordnete der schwarzen Kammer, Hr. Simonise, der auf die Ehre hielt, das Knie vor demjenigen zu beugen, welcher die Abschaffung der Sklaverei und die Gleichheit aller Menschenrassen decretirte, einige Literaten, und zwar von den besten, nebst etlichen Repräsentanten der Französischen Akademie. Alle Anwesenden von aufrichtiger Theilnahme beseelt; kein Schatten officieller Anstalt, nichts Gewolltes, nichts Ceremoniöses; kein administratives Gepränge, keine Inbegriffnahme des Todten von einer Partei. Nichts als Trauer, Grabgedanken, viel Schmerz. Der Verstorbene war sehr geliebt. Wenn der Zug durch ein Dorf kam, mußte der Leichenwagen aufgemacht werden. Frauen, Kinder, Männer, rauhe Naturen eines harten Weinlandes, traten hinzu und küßten den Sarg. Um 2 Uhr nachmittags war alles beendet.“

Bei der Nachricht von dem Tode Lamartine's empfand und begriff man wol durchgängig, daß einer von den wichtigen Männern unsers Jahrhunderts aus der Welt geschieden; diese Stimmung hatte jedoch eben keine Tiefe und Dauer. Wie wir gleich im Eingange sagten, Lamartine hatte zwei Leben gelebt, ein poetisches und ein politisches; zwischen beiden ist ein zu starker Hiatus; der Dichter, der mit den klagenden Tönen seiner Lieder die weichen Seelen der Frauenwelt entzückte, läßt sich mit dem Volkstribun, der mit den bewegenden Klängen seiner Rede die wilden Gemüther der aufreißerischen Menge beschäftigte, nicht recht zusammenreimen, und der von ihm hinterlassene Eindruck wurde dadurch geschwächt. Von seinem politischen Ideal ist nichts übrig und sein anderes Ideal

belächelt oder bespöttelt unsere positive, industrielle, auf Genuß und Gewinn erpichte, aber zu wehmüthigen und schwärmerischen Betrachtungen wenig aufgelegte Zeit. Was 1820 und 1823 bei seinen Gedichten empfunden wurde, das wird natürlich heutzutage nicht mehr dabei empfunden. Die Zeit ist fortgegangen, die Stimmung umgeändert und der Dichter aus der Mode und verlegen, um so mehr, als die meisten an die Kunst gerade solche Forderungen stellen wie an ihren Friseur oder Schneider. Für die jetzige Generation, die bei ihrer Ankunft auf der Welt die Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen vorgefunden, und welcher das wunderbare Schauspiel der modernen Entdeckungen, Handelschwindelen, Industrieentwickelungen und Genußgierigkeiten etwas Einfaches und Gewöhnliches dünkt, sind Lamartine's „Meditationen“ und „Harmonien“ versiegelte Urkunden und alte Scharteken. Zwischen diesen Gedichten und dem Moment ihres Auftauchens scheint kein halbes, sondern mehr als ein Jahrhundert zu liegen und der Dichter einer grauen Vorzeit anzugehören. In der französischen Literaturgeschichte der Restaurationszeit verdient Lamartine jedenfalls einen der ersten Plätze, und unter allen damaligen Einflüssen übte er gewiß den lebendigsten, eindringlichsten und liebsten; hier steht er wie ein Dichter, mit dem eine Regeneration der modernen französischen Poesie, eine neue Geburt erfolgt, und welcher daher einen wesentlichen Abschnitt bildet. Und wenn er auch für zukünftige Leser nie mehr sein dürfte, was er für seine Zeitgenossen war, so ist kein Grund abzusehen, warum nicht wieder eine Zeit eintreten sollte, wo die von ihm ausgebrückten Gefühle wieder vorherrschen und seine köstlichen Verse in den Herzen neuen Anklang finden werden. Denn die gewaltigen Vervollkommnungen und Neuerungen auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunstbetriebsamkeit bringen im Grunde keine reelle Veränderung in die menschliche Natur. Gegenwärtig bezwingt der Mensch die ganze Natur, ausgenommen seine eigene. Die Gesellschaft mag sich ändern, der Mensch bleibt sich gleich. Er gebraucht andere Fahrmittel, um die alten hypochondrischen Launen mit sich umherzuschleppen, und klagt der Dampfpresse dieselben Leiden und Trübsale wie früher der Rollpresse. Die Electricität bringt ihm die schlimmen Nachrichten viel schneller, das ist alles. Und was liegt daran, daß die Photographie ihn ganz leibhaftig und sprechend ähnlich abconterfeit: sie tilgt aus seinem Gesichte nicht den Kummer, die Sorge, den Schauer vor dem Nichtsein. Was hilft es, daß die Galvanoplastik ihm den zierlichsten Pokal vergolbet: er trinkt doch daraus dieselbe Bitterkeit!

Der Krieg gegen Paraguay.

Dritter Artikel.

Die Tripleallianz.

General Francisco Solano Lopez, Präsident der Republik Paraguay, hatte schon unterm 30. Aug. 1864 durch ein dem brasilianischen Gesandten in Assuncion übergebenes Manifest erklärt, daß er ein Erscheinen kaiserlicher Truppen auf dem Gebiete der Republik Uruguay als eine Gefahr für das Gleichgewicht der La-Plata-Staaten betrachten müsse, und sich daher vorbehalten, dieser seiner Anschauung gemäß zu handeln. Dergleichen Erklärungen sind in Südamerika etwas so Gewöhnliches, aber auch so durchaus ungewichtig, daß selten viel Notiz davon genommen wird. Auch während des nachherigen Krieges haben Chile und Peru dergleichen Manifeste erlassen, ohne daß sie irgendwie eine Folge gehabt hätten. Aus demselben Gesichtspunkte legte man auch auf das Manifest des Präsidenten Lopez kein besonderes Gewicht, um so mehr, als darin keineswegs in bestimmter

form ein Kriegsfall ausgesprochen war. Hätte man in Rio freilich die Vorbereitungen gekannt, welche Lopez seit dem Antritt seiner Regierung für einen Krieg und zwar für einen Angriffskrieg getroffen, so würde man vielleicht andere Wege eingeschlagen haben. Die kaiserliche Regierung glaubte aber so wenig an den Ernst einer Kriegsdrohung von Seiten Paraguays, daß der kaiserliche Gesandte Chevalier Biana de Lima ganz ungestört in Assuncion verblieb, und während die kaiserlichen Truppen in Uruguay gemeinschaftlich mit dem General Flores operirten, man den Postdampfer Marquez d'Olinde den Paraguayfluß hinauf, bei Assuncion vorbei, in die Provinz Matto-Grosso schickte, um den neuen Gouverneur dieser Provinz, de Castro, dorthin zu bringen, welcher zugleich Staatsgelder in seiner Obhut hatte. Dieses Schiff ließ Lopez, nachdem es bereits bei Assuncion vorbeigefahren war, und de Castro mit Biana de Lima conferirt hatte, am 11. Nov. abhalten, mit Beschlag belegen, den Gouverneur de Castro ins Gefängniß werfen und das gesammte kaiserliche Eigenthum am Bord des d'Olinde confisciren, das Schiff selbst aber in die Paraguayflußflotille einstellen. Vergebens protestirte der kaiserliche Gesandte gegen diese Gewaltmaßregel. Er erreichte nichts, als daß nun am 13. Dec. 1865 auch die förmliche Kriegserklärung Paraguays gegen Brasilien erfolgte, ihm seine Pässe zugestellt und allerlei Veraxationen gegen ihn ins Werk gesetzt wurden, sodaß er nur unter steter Lebensgefahr über Buenos-Ayres nach Rio-de-Janeiro zurückkehren konnte. An demselben Tage, wo die Kriegserklärung erfolgte, setzte sich auch ein Expeditionscorps gegen Norden in Bewegung, um in die brasilianische Provinz Matto-Grosso einzufallen. Die Truppen dazu wurden aus dem Uebungslager bei Cerro-Leon entnommen, in welchem Lopez schon vorwöchentlich vorher 12000 Mann versammelt hatte. Oberst Barrios erhielt das Commando über das ganze 6000 Mann starke Expeditionscorps. Unter ihm befehligten die Obersten Resquin und Urvieta. Sie wurden auf den besten Schiffen der Republik eingeschifft, auch in Transportfahrzeugen von Dampfern flusshaufwärts geschleppt, und kamen am 26. Dec. vor dem brasilianischen Grenzort Nova-Coimbra, auf dem südlichsten Punkte der Provinz Matto-Grosso an. Schon am Einfluß des Rio-Upa in den Paraguay hatte Barrios den kaiserlichen Marinekapitän Leberger vertrieben, welcher dort Peilungen der Flüsse vornahm. Sie waren in Folge der schon lange schwebenden Grenzstreitigkeiten zwischen Brasilien und Paraguay angeordnet worden, weil der Termin sich dem Ablaufe näherte, so die diplomatischen Verhandlungen über die endliche Regulirung der Grenze wieder aufgenommen werden sollten, zu deren Eröffnung der brasilianische Gesandte nach Assuncion gekommen war.

Nova-Coimbra wurde schon im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts von den Portugiesen erbaut und besteht aus einem Fort, welches von einem Uferhügel aus eine Ansiedelung am Flußufer beschützt. Der Commandant, Kapitän Porto Carrero, hatte nur 300 Mann zu seiner Vertheidigung und keine Ahnung von dem plötzlichen Erscheinen eines so zahlreichen und wohl ausgerüsteten Feindes vor seinen Wällen. In jeder Art unvorbereitet nahm er indessen diesen ungleichen Kampf muthig auf und vertheidigte sich zwei Tage lang, so nachdrücklich er es nur vermochte. Oberst Barrios ließ Geschütze ausschiffen, sie an einer überhöhenden Stelle in Batterie bringen und das Fort zwei Tage lang beschießen, ohne indessen eine besondere Wirkung zu erreichen. Auch der Sturm am zweiten Tage mißlang. In der Nacht zum dritten Tage verließ die Besatzung das Fort, schiffte sich auf einem brasilianischen Dampfer, Anambahy, ein und suchte flusshaufwärts in das Innere der Provinz zu entkommen. Sie hatte fast keinen Mann todt oder verwundet, die Paraguays aber 42 Todte und 164 Verwundete, und zwar nach dem officiellen Bericht des Obersten Barrios an den Präsidenten Lopez. Wie diese Einschiffung der Besatzung unbedenklich von den Paraguays überhaupt möglich war, ist noch jetzt nicht aufgeklärt. Das Expeditionscorps hatte fünf gut armirte Flußdampfer sowie eine Menge Transportfahr-

zeuge und Boote. Haben sie das brasilianische Schiff während zweier Tage gar nicht bemerkt, haben sie es nicht beobachtet, keine Maßregel gegen sein Entkommen getroffen? Das wäre bei 6000 gegen 300 Mann und bei einer ganzen Flotille gegen nur Ein Schiff fast unbegreiflich! Doch stimmen alle Berichte dahin überein, daß es wirklich so geschehen. Im Fort fanden die Paraguays 37 Geschütze, besetzten dasselbe und haben es bis Ende 1868 auch behalten, da es zur Basis für die jahrelange Occupation der Provinz diente.

Die Provinz Matto-Grosso, wörtlich: großer Wald, ist die größte aller 20 Provinzen Brasiliens, und hat auf 18700 geographischen Quadratmeilen nur circa 90000 Einwohner, von denen fünf Sechstel wilden Indianerstämmen angehören, unter denen die Cayapos als besonders blutgierig gefürchtet sind. Die dünngesäete Bevölkerung wohnt in nur wenigen Städten und Flecken, meist am Ufer der Flüsse, unter denen der bedeutendste, der San-Lourenço, in den Paraguay fällt. Nur Cuyabá, die Hauptstadt, hat 7000 Einwohner, keine dieser Ortschaften aber eine militärische Bedeutung. Außer jener Grenzbesatzung in Nova-Coimbra gab es in der ganzen Provinz nur wenige Polizeisoldaten, und zu einer Vertheidigung waren nur Nationalgarden vorhanden. Als daher nach der Einnahme von Coimbra die Expedition weiter flußaufwärts fuhr, fanden die Obersten Mesquin und Urbietta keinerlei Schwierigkeiten, Albuquerque, Tagé, Miranda, Dourados und selbst Corumbá zu besetzen. Die auf den Anambahy geflüchtete Besatzung hatte unterwegs noch zwei Brigantinen, Jauré und Jacobina, an sich gezogen, wurde aber am Eingange in den San-Lourenço-strom eingeholt und von der Uebermacht gefangen. Beim Entern gab es ein Blutbad, dem sich die Brasilianer vergebens durch Schwimmen zu entziehen suchten, und so war denn Mitte Januar 1865 die ganze südliche Hälfte der ungeheuern Provinz in den Händen der Paraguays, welche auch sofort eine Verwaltung einsetzten und die Provinz von jetzt an Alto-Paraguay, Ober-Paraguay, nannten. Allerdings verhinderte damals der niedrige Wasserstand des San-Lourenço das weitere Vordringen der Expedition bis zur Hauptstadt Cuyabá; gleichwol ist es auffallend, daß die Paraguays während ihrer dreijährigen Occupation der Provinz keinen Versuch machten, auch Cuyabá in ihre Gewalt zu bekommen.

Wie so vieles in diesem Kriege räthselhaft geblieben, so fragt man sich auch vergebens, was Lopez eigentlich mit diesem Einfall in Matto-Grosso beabsichtigt haben konnte? Freilich erscheint bei schließlichem Erfolge manches geistreich gedacht, was von vornherein den Stempel des Unnützen oder Gewagten trägt. Wahrscheinlich ging er dabei von folgender Berechnung aus. Zunächst war mit einem so kräftigen Handstreich der unmittelbare Erfolg, also auch die Ermuthigung, Begeisterung und Zuversicht der Truppen sicher; dann war der verwickelte Knoten der Grenzstreitigkeiten mit Brasilien mit Einem Schlage zerhauen, denn daß Paraguay historisch wie juristisch im Unrecht war, konnte sich Lopez nicht verhehlen, also auch keine Befriedigung hoffen, wie er sie wünschte. Weiter muß er geglaubt haben, Brasilien würde sich verleiten lassen, den Kampf in diesen entfernten Gegenden aufzunehmen, wodurch es seine Kräfte zersplittert haben würde, denn im forcirten Ritt braucht man von Rio-de-Janeiro bis zur Provinz Matto-Grosso nicht weniger als 51 Tage, Truppen und Material aber wenigstens 3 Monate, und um so viel Zeit war also Paraguay stets Brasilien voraus; endlich wollte er ja eben das ganze La-Plata-Becken mit allen seinen Zuflüssen besitzen und dazu gehörte denn allerdings auch Matto-Grosso. Damals hoffte er noch entweder auf eine Allianz mit der Argentinischen Conföderation oder doch auf deren Erlaubniß, durch das Gebiet der Missionen in Uruguay einfallen zu können, und eine Vergrößerung Paraguays im Norden würde man in Buenos-Ayres vielleicht nicht ungern gesehen haben, da Brasilien dadurch geschwächt und gedemüthigt worden wäre.

Diese Gewaltthaten Paraguays riefen — immer muß man bei diesem Kriege die ungeheuern Entfernungen in Anschlag bringen, welche die Nachrichten zu durchlaufen hatten — eine außerordentliche Aufregung in Brasilien hervor, und nun erst ergriff die kaiserliche Regierung ernste Maßregeln, um das drohende Unheil abzuwehren. Was man bis jetzt für eine militärische Liebhaberei des Präsidenten Lopez gehalten, gewann nun, bei Entfaltung so bedeutender Streitkräfte und so entscheidenden ersten Erfolgen seinerseits, eine nicht vorausgesehene Bedeutung, um so mehr, als Lopez bei seinem Einfall in Matto-Grosso sofort die Befreiung aller Sklaven proclamirt hatte, eine Maßregel, die für Brasilien, nach der Meinung der La-Plata-Republiken, wirkliche Gefahren im Innern bringen konnte, erweislich aber nicht die geringste Wirkung während des ganzen Krieges gehabt hat. Eine allgemeine Rekrutirung und die Formation einer neuen Truppe, der Voluntarios da Patria, einer Art preussischer Landwehr, wurde befohlen, dem Eintretenden jede Erleichterung gewährt, und die Marine durch Ankauf in Europa sowie Werftarbeiten in Rio, Bahia und Pernambuco vermehrt. Man durchschaute den Plan Paraguays, die Kraft Brasiliens zu zersplittern, und begnügte sich daher, in den Provinzen San-Paulo, Goyaz und Minas-Geraes die Nationalgarden zusammenzuberufen, um mit diesen zur Zeit gegen Matto-Grosso zu operiren, verstärkte aber in jeder möglichen Art, freilich mit außerordentlichen Opfern, die in Uruguay stehende Armee, um sofort den Krieg nach Paraguay hineinzutragen, wozu vor allem die Gestattung der Argentinischen Conföderation gehörte, das ihr gehörige Missionsgebiet der Provinz Corrientes zu passiren. Es wurden zu diesem Zweck Unterhandlungen in Buenos-Ayres angeknüpft. Der Präsident Mitre verweigerte aber die Einwilligung, weil er entschieden neutral in diesem Kampfe bleiben wollte. In seiner Antwort sagte er, die Wasserstraße des Paraná und des Uruguay stände beiden Theilen offen, solange die Ufer nicht berührt würden. Auch Präsident Lopez stellte für eine Armee Paraguays das Verlangen, durch die Missionen nach Uruguay marschiren zu dürfen, wozu bereits bei Candelaria ein Corps von 20000 Mann unter General Kobles versammelt war. Aus denselben Gründen wurde es auch ihm abgeschlagen, und Präsident Mitre wiederholte bei jeder Gelegenheit seinen festen Entschluß, der Conföderation die vollkommenste Neutralität wahren zu wollen. Darin mußte Lopez großen Nachtheil für sich erkennen, denn auf dem Wasserwege war ihm Brasilien bedeutend durch die Marine überlegen, während er zu Lande auf sofortige Erfolge durch das Uebergewicht seiner Truppen hoffen durfte. Ebenso wußte er, daß die Bevölkerungen der beiden, zwischen ihm und Buenos-Ayres liegenden argentinischen Provinzen Entre-Rios und Corrientes Feinde Brasiliens und der Colorado-Partei in Uruguay waren, daß er also bei ihnen auf Sympathie und Unterstützung rechnen konnte. Namentlich hatte er mit dem Gouverneur der Provinz Entre-Rios, dem alten und in Revolutionskämpfen alt gewordenen General Urquiza, in Unterhandlungen gestanden und dieser ihm seinen vollen Beistand mit 10000 Mann Cavalerie zugesagt, wenn er mit 20000 Mann Infanterie in Uruguay auftreten könne, um die Colorados und Brasilianer zu bekämpfen. Unterdessen war Montevideo gefallen und somit die Stellung Brasiliens gestärkt, weil die brasilianische Armee bei einem Kampfe gegen Paraguay nun keinen Feind, sondern einen Verbündeten in ihrem Rücken hatte. Nachdem er einmal den Anfang gemacht hatte, konnte Präsident Lopez nun nicht wohl mehr zurück und mußte den ersten Gewaltstreich gegen Brasilien jetzt andere gegen die Argentinische Conföderation folgen lassen, wollte er nicht sofort den Feind in seinem eigenen Lande haben, wozu die Flotte für Brasilien die beste Gelegenheit bot. Dem mußte er durch einen Einfall in die brasilianische Provinz Rio-Grande do Sul vorzukommen, und um dies zu können, die Argentinische Conföderation auf eine oder die andere Weise zur Theilnahme an dem Kriege gewinnen. Er berief daher den Congress seines Landes, eins der tollsten Schattenspiele der Neuzeit, ließ sich zum Feldmarschall

des Heeres erklären, da er bis dahin nur den Rang eines Brigadegenerals von seinem Vater erhalten hatte, wurde zu einer Anleihe von 5 Mill. Pfd. St. in Europa ermächtigt, eine Anleihe, die auf europäischen Börsen kaum mit Lächeln aufgenommen wurde und die nie auch nur 1 Pfd. St. zusammenbringen konnte, und der Krieg vor allen Dingen zu einer Nationalsache gemacht, wobei das einzige in Paraguay erscheinende Journal die beste Handhabe bot, da Lopez selbst dasselbe redigirte und censirte. Er zeigte sich dem Congresse dankbar, indem er jedem Mitgliede desselben beim Nachhausefereisen 100 Pfister auszahlen ließ. Sein Heer bestand im Augenblicke, wo der eigentliche Krieg begann, aus 12000 Mann Soldaten, welche sechs Jahre gebient hatten und vortrefflich geschult waren, aus 6000 Mann Reserven, welche früher gebient und in ihre Heimat entlassen waren, zu diesem Kriege aber einberufen wurden, dann aus 22000 Mann mobilisirter Nationalgarden, welche indessen so geschickt mit den alten Soldaten verschmolzen und unter Offiziere von Beruf gestellt wurden, daß sie ganz dasselbe wie die Reserve leisteten, und aus circa 20000 Mann Landsturm, vom 16. bis zum 60. Lebensjahre, welcher sofort die Uebungslager bezog und als Depot- und Ersatzbataillone für die Armee im Felde benutzt wurde. Nach den Waffengattungen hat man später das Verhältniß mit 45000 Mann Infanterie und 10000 Mann Cavalerie zu 5000 Mann Artillerie berechnet. Der Versuch, eine Allianz mit dem Präsidenten Melgarejo von Bolivien zu schließen, mißlang, weil Bolivien sehr wohl fühlt, daß es im Frieden mit seinem mächtigen unmittelbaren Grenznachbar Brasilien verbleiben muß, weil seine Existenz davon abhängt. Dagegen zeigte sich damals schon das Cabinet von Washington seinen Planen günstig, und wir werden sehen, daß dies fast bis zum Schluß des Trauerspiels ebenso geblieben ist.

Die Invasion der Provinz Matto-Grosso hatte bis Ende März 1865 keine weiteren Fortschritte gemacht, und General Barrios erklärte, wenn er weiter als bis Coimbra vorgehen solle, müsse er Verstärkung erhalten, da die Bevölkerung, Brasilianer wie Indianer, sich der Paraguay-Herrschaft feindlich zeige. Bei diesem Stande der Dinge mußte Lopez einen entscheidenden Schritt thun, that ihn aber nach falscher Richtung hin. Hätte er den Durchmarsch durch Corrientes nach Uruguay erzwungen, auf diesem Marsche alles bezahlt und so der Conföderationsregierung keinen Anlaß zur Klage gegeben, so würde er wahrscheinlich den damals noch sehr schwachen Brasilianern gefährlich geworden sein, während die Conföderation schwerlich Partei gegen ihn genommen hätte. Statt dessen begann er auch hier mit einer Gewaltthat. Präsident Mitré hatte in Erwartung der Dinge, die sich vorbereiteten, von den drei armirten Schiffen, welche er überhaupt besaß, zwei, El 25 de Mayo und El-Salto, in den Hafen von Corrientes geschickt, um dort die Grenze zu bewachen und in der Nähe der Ereignisse zu sein, und diese Schiffe nahm Lopez weg. Noch ehe die von ihm erlassene Kriegserklärung Buenos-Ayres erreichen konnte, erschien seine Flotille am 14. April von Humaitá her vor dem Hafen von Corrientes, fiel über die auf nichts vorbereiteten argentinischen Schiffe her und schleppte sie nach Humaitá. Gleichzeitig bemächtigten sich 2000 Mann ausgeschiffter Truppen der Stadt selbst, vertrieben den Gouverneur Laguarija und setzten eine provisorische Regierung ein, deren Zwecke schon durch die dafür gewählten Personen deutlich an das Licht trat, denn zum Gouverneur ernannte Lopez den Corrientiner Dosquin, den frühern Gegencandidaten des Präsidenten Mitré, und übertrug einem ebenfalls heftigen Gegner desselben dem General Piraforo, das Commando der zu bildenden correntinischen Armee. Das war die Erklärung des Bürgerkrieges in der Argentina!

So verstand es auch Laguarija, der sich ohne Schwertstreich nach San-Roque zurückzog und von hier aus die ganze Bevölkerung von Corrientes gegen die Paraguays zu den Waffen rief, allerdings mit sehr unbedeutendem Erfolge. Wenige Tage nach der Wegnahme des Hafens und der Stadt Corrientes gingen 18000 Mann Paraguays über den

Paraná, breiteten sich im Norden der Provinz Corrientes aus und hatten somit die Basis für einen Offensivvormarsch nach Uruguay hinein gewonnen. Kühn gedacht und gut ausgeführt, gab dieser glückliche Coup den Waffen Paraguays einen außerordentlichen Vortheil. Der künftige Kampfplatz war auf fremdes Gebiet verlegt, die Zuversicht der Truppen gehoben, ganz Südamerika wie paralysirt von der handgreiflichen Ueberzeugung, daß ein wirkliches gutgeschultes Heer von 60000 Mann zum ersten mal dreien, bis dahin für mächtig gehaltenen Staaten den Handschuh hinwerfe. Der Erfolg dieses Unternehmens war indessen ein ganz anderer, als Lopez ihn gedacht und berechnet hatte, denn er führte die Tripleallianz herbei, welche Anfang Mai in Buenos-Ayres verabredet und abgeschlossen wurde. Als nämlich die Nachricht von dem Verlust der beiden armirten Schiffe, des Hafens, der Stadt und selbst der Provinz Corrientes nach Buenos-Ayres gekommen war, folgte der ersten Bestürzung ein so lebhafter Ausbruch nationalen Unwillens, daß es zu unruhigen Anstritten in dieser Stadt kam. Lärmende Haufen sammelten sich vor dem Regierungsgebäude und verlangten einen sofortigen Heereszug gegen die frechen Eindringlinge und Schänder der argentinischen Nationallehre. Präsident Mitré kannte sehr wol die vollständige militärische Unfähigkeit der Conföderation, sich kriegerisch mit Erfolg dieses Anfalls zu erwehren. Die Zahl der regulären Truppen war nach und nach von der Opposition von 14000 bis auf 6000 Mann herabgesetzt worden und diese befanden sich an den Grenzen in dem gewöhnlichen, nie endenden Kriege gegen die wilden Indianer. Nur ein Schiff, den wackartigen Guardia nacional, hatte er noch. Er beruhigte daher die Lärmenden mit den berühmt gewordenen Worten: „Nun wohl! In drei Tagen auf den Stellungsplätzen, in drei Wochen im Felde und in drei Monaten in der Hauptstadt des Feindes!“ Es sollte aber drei Jahre dauern, bis dieses Wort sich erfüllte! Der Eindruck des Einmarsches der Paraguays in Corrientes war ein so mächtiger, daß nicht allein General Flores, der eben erst wieder eingesetzte Präsident der Republik Uruguay, sondern sogar der General Urquiza aus Entre-Rios nach Buenos-Ayres kam, um dort mit Mitré und dem brasilianischen Bevollmächtigten Octaviano de Almeida Rosa zu berathen, was gegen einen so unerhörten Friedensbruch zu thun sei? Flores wurde mit außerordentlichem Enthusiasmus in Buenos-Ayres aufgenommen und wohnte der Eröffnung des Congresses am 1. Mai bei, welcher über die Lage entscheiden sollte. Allgemeines Erstaunen erregte die Erscheinung Urquiza's, den man als einen Gesinnungsgegnern des Marschalls Lopez kannte. Er erklärte aber, daß vor einer so beleidigenden Verletzung der nationalen Ehre und Würde Argentiniens jede Meinungsverschiedenheit zurücktreten müsse, und er nur bitte, man möge ihm das Commando der Avantgarde für die zu bildende Armee übertragen, um diesem Lopez zu zeigen, wie er seinem Vaterlande mit Leib und Seele ergeben sei. Die Sache selbst sprach so laut für sich, daß man ihm glaubte und ihn mit zu den Verhandlungen zog. Die Folge hat gelehrt, daß auch den schönsten Worten und Versprechungen dieses durch Revolutionen reich und mächtig gewordenen Ideals eines Gaucho nicht zu trauen war.

Am 1. Mai wurde nun in Buenos-Ayres ein Allianztractat zwischen Brasilien, der Conföderation und Uruguay abgeschlossen, dessen Clauseln zwar geheimgehalten werden sollten, der aber durch die unglaubliche Indiscretion des englischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Russell, bekannt geworden und von den theilhabenden Staaten wenigstens nicht widerrufen worden ist. Da der ganze Verlauf des Krieges dem Inhalte dieses Documentes nicht widersprochen hat, so muß man seine Richtigkeit annehmen. Unseres Wissens erscheint es hier zum ersten mal deutsch in extenso gedruckt:

Allianztractat gegen Paraguay.

Unterzeichnet von den Bevollmächtigten für Uruguay, Brasilien und der Argentinischen Conföderation am 1. Mai 1865.

Die Regierung der Republik Banda oriental del Uruguay, die Regierung Sr. Maj. des Kaisers von Brasilien und die Regierung der Argentinischen Conföderation, die beiden letztern im Kriege mit der Regierung von Paraguay, welche ihnen den Krieg de facto erklärt hat, und die erstere, welche sich im Zustande der Feindseligkeit gegen Paraguay befindet, weil es die innere Sicherheit dieser Staaten bedroht, ihre Territorien gegen alle unter civilisirten Nationen bestehenden völkerrechtlichen Gebräuche verletzt und nicht zu rechtfertigende Handlungen begangen hat, nachdem sie die Beziehungen zu ihren Nachbarn durch die verwerflichsten und herausforderndsten Mittel gestört; überzeugt, daß Friede, Sicherheit und Wohlfahrt ihrer Nationen unmöglich sind, solange die gegenwärtige Regierung von Paraguay besteht, und daß es eine zwingende, von den wichtigsten Interessen verlangte Nothwendigkeit ist, diese Regierung zu stürzen, dabei aber die Souveränität, die Unabhängigkeit und den Territorialbestand der Republik Paraguay aufrecht zu halten, haben zu diesem Zwecke den Abschluß eines offensiven und defensiven Allianztractats beschloffen, und zu diesem Zwecke ihre Bevollmächtigten ernannt, nämlich: Sr. Exc. der provisorische Gouverneur der orientalischen Republik Sr. Exc. den Dr. Carlos de Castro, seinen Minister-Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten; Sr. Maj. der Kaiser von Brasilien Sr. Exc. den Dr. F. Octaviano de Almeida Rosa, seinen Staatsrath und Deputirten der Gesetzgebenden Versammlung, Offizier des kaiserlichen Rosenordens; Sr. Exc. der Präsident der Argentinischen Conföderation Sr. Exc. den Dr. Rufino de Elizalde, seinen Minister-Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, welche, nachdem sie ihre Beglaubigungsschreiben gegenseitig ausgewechselt und sie in vollkommener Form anerkannt, über die folgenden Punkte übereingekommen sind:

Art. 1. Die Republik Uruguay, Sr. Maj. der Kaiser von Brasilien und die Argentinische Republik vereinigen sich zu einer Offensiv- und Defensivallianz für einen Krieg, den die Regierung von Paraguay heraufbeschworen hat.

Art. 2. Die Allirten theilnehmen sich an demselben mit allen Kräften, über welche sie disponiren können, sowohl zu Lande als auf den Strömen, je nachdem es nothwendig sein wird.

Art. 3. Da die kriegerischen Operationen auf dem Territorium der Argentinischen Conföderation oder auf einem Theile des benachbarten Territoriums von Paraguay beginnen sollen, so wird das Obercommando und die Führung der allirten Armeen dem Präsidenten der Argentinischen Republik, General-en-Chef seiner Armee und Brigadegeneral Dr. Bartolomeo Mitre anvertraut.

Die Streitkräfte zu Wasser werden unter das unmittelbare Commando des Viceadmirals Vizconde de Lamandaré, Commandeur der Escadre Sr. brasilianischen Maj., gestellt.

Die Landtruppen der orientalischen Republik, eine argentinische und eine brasilianische Division, welche von ihren resp. Oberherren dazu bezeichnet werden, bilden ein Corps unter dem unmittelbaren Befehl des Brigadegenerals Venancio Flores, provisorischen Gouverneurs der orientalischen Republik.

Die Landtruppen Sr. Maj. des Kaisers von Brasilien bilden eine Armee unter dem unmittelbaren Commando ihres General-en-Chef, des Brigadiers Manoel Luis Osorio.

Obgleich die hohen contrahirenden Parteien übereingekommen sind, die Ländergebiete, welche für die kriegerischen Operationen bestimmt sind, nicht zu wechseln, so verständigten sie sich doch, und zwar von diesem Augenblicke an, um die souveränen Rechte ihrer Nationen zu wahren, dahin, daß hinsichtlich des militärischen Oberbefehls vollständige Gegenseitigkeit in Anspruch genommen wird, im Falle die Operationen auf orientalisches oder brasilianisches Gebiet verlegt werden sollten.

Art. 4. Die innere militärische Disciplin und die Verwaltung der allirten Truppen hängen nur von ihren Oberherren ab.

Der Sold, die Verpflegung, die Munition, die Waffen, die Bekleidung, Ausrüstung und Transportmittel fallen den betreffenden Staaten zur Last.

Art. 5. Die hohen contrahirenden Parteien werden sich gegenseitig jeden Beistand leisten und sich untereinander alle Mittel liefern, über welche der eine gebietet und die der andere nöthig haben sollte. Die Form, unter der dieses geschieht, ist zu vereinbaren.

Art. 6. Die Allirten machen sich verbindlich, die Waffen nicht eher als insolge eines gemeinsamen Beschlusses niederzulegen, und namentlich nicht eher, bis die Regierung von Paraguay gestürzt ist; weder einzeln mit dem Feinde zu unterhandeln, noch einen Friedensvertrag, Waffen-

stehend, Waffenruhe oder Convention irgendeiner Art, welche den Krieg beendigen oder unterbrechen könnte, zu unterzeichnen, außer wenn es mit vollständiger Zustimmung aller geschieht.

Art. 7. Da der Krieg nicht gegen die Nation von Paraguay, sondern gegen deren Regierung gerichtet ist, so können die Allirten alle diejenigen paraguayischen Bürger, welche sich an dem Sturz ihrer Regierung betheiligen wollen, in eine besondere paraguayische Legion aufnehmen, und werden ihnen alles liefern, was sie nöthig haben, und zwar in der Form und unter den Bedingungen, welche dafür festzusetzen sein werden.

Art. 8. Die Allirten verpflichten sich, die Unabhängigkeit, die Souveränität und die Territorialunverletzlichkeit der Republik Paraguay zu respectiren. Dem zufolge kann die paraguayische Nation sich diejenige Regierung und diejenigen Institutionen wählen, welche ihr genehm sind, ohne incorporirt oder unter das besondere Protectorat eines der Allirten in Folge des Krieges gestellt zu werden.

Art. 9. Die Unabhängigkeit, Souveränität und Territorialunverletzlichkeit der Republik Paraguay wird daher dem vorhergehenden Artikel entsprechend von den hohen contrahirenden Parteien gemeinsam für eine Periode von fünf Jahren garantirt.

Art. 10. Die hohen contrahirenden Parteien sind übereingekommen, daß alle Ausnahmen, Rechte und Zugeständnisse, welche sie von der Regierung Paraguays erlangen könnten, allen gemeinsam sein sollen, unverbindlich wenn sie ohne Bedingungen, und mit Entschädigung wenn sie unter Bedingungen erfolgen.

Art. 11. Sobald die gegenwärtige Regierung Paraguays beseitigt ist, werden die Allirten Maßregeln eintreten lassen, welche unter Autorität der dann constituirten Regierung geeignet sind, die freie Schifffahrt auf den Strömen Paraná und Paraguay herzustellen, und zwar so, daß die Rechte und Reglements der genannten Republik die Passage und Fahrt der Kaufahrts- und Kriegsschiffe der allirten Staaten weder unmöglich machen, noch hindern, noch verändern können, mögen diese Schiffe nun bestimmt sein, nach den Territorien der Allirten oder nach fremden Territorien zu fahren. Man wird Garantien für die Wirksamkeit dieser Maßregeln aufstellen, und zwar auf der Basis einer Flusspolizeiordnung für die beiden genannten Flüsse und den Fluß Uruguay, welche nicht allein zwischen den Allirten, sondern auch zwischen allen denjenigen anliegenden Staaten festgesetzt werden wird, die in einer, von den Allirten zu bestimmenden Zeit bereit erklären werden, die an sie ergehende Aufforderung für diesen Zweck anzunehmen.

Art. 12. Die Allirten behalten sich vor, gemeinschaftlich die geeignetsten Maßregeln zur Aufrechterhaltung des Friedens mit der Republik Paraguay zu ergreifen, sobald die gegenwärtige Regierung derselben beseitigt ist.

Art. 13. Die Allirten werden daher in dem geeigneten Zeitpunkte Bevollmächtigte ernennen, um mit der dann in Paraguay eingesetzten Regierung über Einrichtungen, Uebereinkommen, oder Tractate zu unterhandeln.

Art. 14. Die Allirten werden von dieser künftigen Regierung die Bezahlung der Kriegskosten verlangen, zu deren Aufwendung sie gezwungen worden sind; ebenso die Wiederherstellung und Schadloshaltung für den Ruin öffentlichen und Privateigenthums, sowie für den Schaden, welcher den Bürgern der allirten Staaten ohne vorausgegangene Kriegserklärung oder durch spätere Verletzung des Völkerrechts zugefügt worden ist.

Die Regierung von Uruguay wird gleichermaßen eine verhältnißmäßige Entschädigung für das Unrecht und die Schäden beanspruchen, welche ihr durch die Republik Paraguay zugefügt worden sind, indem sie sich gezwungen sah, in einen Krieg einzutreten, um ihre Sicherheit gegen Paraguay zu verteidigen.

Art. 15. In einer besondern Convention wird festgesetzt werden, in welcher Art und Form diese diesem Verhältniß hervorgehende Schuld der Republik Paraguay ausgeglichen und bezahlt werden soll.

Art. 16. Um jedem Kriege und allen Zwistigkeiten auszuweichen, welche die Grenzfragen herbeiführen können, werden die Allirten von der Republik Paraguay den Abschluß endgültiger Tractate mit jedem einzelnen der allirten Staaten auf den folgenden Grundlagen verlangen:

Die Argentinische Republik wird von der Republik Paraguay durch die Flüsse Paraná und Uruguay bis dahin getrennt werden, wo sie an das brasilianische Gebiet stoßen, also bis zur Bahia negra, auf dem rechten Ufer des Flusses Paraguay.

Das Kaiserthum Brasilien wird von der Republik Paraguay auf der Seite des Paranáflusses durch den ersten Fluß über den Wasserschnellen der Sieta Cahidas getrennt werden; also nach der letzten Karte von Manquez durch den Igurey, und zwar von seinem Einfluß in den Paraná zu seiner Quelle. Auf der andern Seite des Flusses durch den Rio Apa von seiner Quelle

bis zu seiner Einmündung in den Paraguay. Im Innern zwischen den Quellen des Apa und des Igurey, dem Kamme des Maracahergebirges, sodasß die Wasserläufe der Ostseite Brasiliens, die Wasserläufe der Westseite Paraguay gehören. Die Grenzlinie wird hier so gerade als möglich gezogen werden.

Art. 17. Die Allirten garantiren sich gegenseitig die treue Ausführung der Uebereinkommen, Verständigungen und Tractate, welche von ihnen mit derjenigen Regierung geschlossen werden, die infolge dieses Allianztractats in Paraguay eingesetzt werden wird, und bleibt dieser Allianztractat so lange in Kraft und Wirksamkeit, bis seine Festsetzungen von der Republik Paraguay anerkannt und ausgeführt worden sind.

Um dies zu erreichen, kommen die hohen contrahirenden Parteien dahin überein, daß, wenn man von der Republik Paraguay die Erfüllung dieser Festsetzungen nicht erlangen könnte, oder wenn dieselbe versuchen sollte, diese Festsetzungen mit einem der Allirten zu vernichten, die andern alle Mühe anwenden werden, um denselben Achtung zu verschaffen. Sollten diese Bemühungen ohne Erfolg sein, so werden die Allirten ihre Macht anwenden, um die Ausführung zu erzwingen.

Art. 18. Dieser Tractat soll bis zu dem Augenblicke geheimgehalten werden, wo der Zweck dieser Allianz erreicht ist.

Art. 19. Diejenigen Festsetzungen dieses Tractats, welche keiner Genehmigung der gesetzgebenden Körperschaften zu ihrer Ratification bedürfen, beginnen ihre verpflichtende Wirksamkeit sobald sie von den verschiedenen Regierungen genehmigt worden sind, und die übrigen, sobald die Ratificationen ausgewechselt worden sind, was innerhalb 40 Tagen, und wenn möglich in Buenos-Ayres geschehen soll.

Zum Zeugniß dessen haben die unterzeichneten Bevollmächtigten kraft ihrer Vollmachten diesen Tractat unterzeichnet und untersteuert.

Buenos-Ayres, 1. Mai 1865.

E. de Castro.

F. Octaviano de Almeida Rosa.

Rufino de Elizalde.

Protokoll.

Die Bevollmächtigten für die Argentinische Conföderation, Uruguay und Brasilien, im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten versammelt, sind übereingekommen: 1) daß in Ausführung des Allianztractats vom heutigen Datum die Befestigungen von Humaitá geschleift werden sollen, und daß keine ähnliche Befestigung ausgeführt werden darf, welche die getreue Erfüllung dieses Tractats verhindern könnte; 2) da es eine für die Erhaltung des Friedens mit der Regierung von Paraguay notwendige Maßregel ist, dem Lande weder Waffen noch Kriegsvorräthe zu lassen, so sollen alle, welche man vorfinden wird, gleichmäßig unter die Allirten vertheilt werden; 3) die Trophäen und Kriegsbeute, welche dem Feinde etwa abgenommen werden könnten, bleiben denjenigen der Allirten, in dessen Hände sie fallen; 4) die Oberbefehlshaber der alliirten Armeen werden sich über die Maßnahmen verständigen, welche diese Beschlüsse auszuführen geeignet sind.

(Unterschriften wie oben.)

Die Nachricht von dem Abschlusse eines Allianztractats überhaupt erregte, auch ohne den Inhalt und die Tragweite desselben bekannt geworden wäre, in der ganzen Argentina und Brasilien sowie bei den Colorados der Republik Uruguay den lebhaftesten Enthusiasmus, der indessen nicht von langer Dauer war, als man sah, mit wem man zu thun hatte und sehr bedeutende Anstrengungen machen mußte, um dem Ernst der Lage die Spitze zu bieten. Brasilien gab durch Uebertragung des Obercommandos der alliirten Armee an Mitré, der nur den Rang eines Brigadegenerals hatte, den ersten Beweis seiner Mäßigung und Aufrichtigkeit in Betreff der Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten. Seine eigenen Generale Osorio und Menna Barreto hatten Generallieutenantsrang; die brasilianische Armee sollte 45000 Mann stark sein, die argentinische nur 25000, Wirklichkeit war sie nur kurze Zeit 14000, sonst kaum 11000 Mann stark. Nur die Flotte hatte Brasilien sich das Obercommando vorbehalten, da es allein eine Flotte besaß. Es wurde nun in Buenos-Ayres von den Generalen Flores, Osorio, Mitré und dem Admiral Tamandaré der Operationsplan festgestellt. Man sandte zwar sofort

disponibeln argentiniſchen Truppen nach Entre-Rios und dem ſüdlichen Theile von Corrientes und ließ den in ſeine Provinz zurückgekehrten General Urquiza ſeine Gaucho-Cavalerie organiſiren, beſchloß aber die Operationen nicht eher zu beginnen, bis die ganze alliirte Armee mehrere Monate lang an das Feldleben gewöhnt und gleichmäßig diſciplinirt worden ſei. Dazu wurde das Städtchen Concordia in Entre-Rios am Uruguay beſtimmt und dahin ſowol die 1600 Orientalen, die beiden braſilianischen Diviſionen, welche Montevideo unterworfen hatten, die ſämmtlichen von Rio-de-Janeiro kommenden Verſtärkungen und die argentiniſchen Nationalgardenbataillone dirigirt, ein großes Lager aufgeſchlagen und der Feldzug ſtatt mit Märschen und Gefechten, mit einer erſten Schulung der aus ſo ſehr verſchiedenartigen Theilen zuſammengeſetzten Armeen begonnen. In den Conferenzen, welche hier unauſgeſetzt zwiſchen den alliirten Generalen ſtattfanden, wurde nach damaliger Lage der Dinge beſchloſſen, daß die Braſilianer und Orientalen dem Laufe des Uruguay folgend, in die Miſſionen am Paraná vordringen, bei Candelaria über dieſen Fluß gehen und mit Umgehung von Humaitá auf Aſſuncion marſchiren ſollten, während die Argentinier von der braſilianischen Flotte auf dem Paraná unterſtützt, ſich auf Corrientes bewegen und die Paraguays über den Paraná in ihr Land zurückjagen ſollten. Da man vorausſah, daß Lopez entweder nach Oſten in die Provinz Rio-Grande do Sul oder nach Süden gegen Montevideo vorzubringen verſuchen würde, ſo wurden keine Detachements in ſämmtliche Uferſtädte des Uruguay verlegt, von Paſſandú bis San-Vorjé, um Wache zu halten, welchen Weg die Paraguays einſchlagen würden. In der Provinz Rio-Grande do Sul wurden braſilianische Nationalgarden mobilisirt und freiwillige Reiterregimenter errichtet, welche unter den Milizgeneralen Netto und Cannavaro direct von Oſten her gegen San-Vorjé vorrückten ſollten, um ſich dann mit der von Concordia aus nach Norden vorrückenden Hauptarmee zu vereinigen. Dagegen waren die Streitkräfte der Paraguays folgendergeſtalt vertheilt. Ein ſogenanntes 1. Corps circa 8000 Mann ſtand in Matto-Groſſo. Ein 2. Corps von 20000 Mann im nördlichen Theile der Provinz Corrientes, ein 3. in den Lagern bei Humaitá und Cerro-Leon, um dem in Corrientes ſtehenden Corps zur Unterſtützung zu dienen, oder ſich dem Vordringen der Allirten über Candelaria auf Aſſuncion entgegenzuwerfen. Das 4. Corps, aus Landſtum beſtehend, war noch in der Bildung begriffen und ſomit ein Reſervecorps, welches erſt im weitem Verlaufe des Krieges zur Thätigkeit kam. Lopez ſcheint nach dem ohne Kampf gelungenen Einmarſch in Corrientes nicht recht gewußt zu haben, was er nun beginnen ſollte. Aus Matto-Groſſo berichtete ihm ſein General, daß an ein weiteres Vordringen in dieſer Provinz nicht zu denken ſei. Erſtens wären die Waſſerläufe ſo ſiecht, daß die tiefgehenden Paraguay-Dampfer nicht durchſonnen könnten, dann würden an den Ufern von den Braſilianern Batterien errichtet, und in der Bevölkerung zeige ſich nicht die geringſte Sympathie für Lopez, ſogar die Sklaven blieben lieber bei ihren Herren, als daß ſie zu den Paraguays kämen. In Corrientes war Lopez nur ſo weit Herr, als er ſeine Truppen vorſchieben konnte, alſo ungefähr über Empebrado hinaus bis Bella-Viſta. Der ganze Süden der Provinz zeigte ſich ihm feindlich und fühlte ſich durch den Gewaltſtreich an ſeiner Nationallehre beleidigt. Der Abſchuß der Tripleallianz ſcheint ihn überdies vorſichtiger gemacht zu haben, und er ſchwankte, wohin er zunächſt ſeinen Angriff richten ſollte, denn er mußte erwarten, nun auf erſten Widerſtand zu ſtoßen. Wo er ſeine Corps gegen Süden vorſchickte, zogen ſich die Argentinier zurück, kamen aber ſofort wieder, wenn er ſich mit ſeinen Detachirungen nicht weiter vorwagen wollte. Es gab einige unbedeutende Vorpoſtengefechte, aber die Allirten wichen ihm aus, weil im Hauptquartier Concordia der Befehl gegeben worden war, ſich in kein Wagniß einzulaffen und dem Feinde keine Gelegenheit zu leichten Triumphen zu geben. Lopez fühlte ſehr wohl,

daß die Allirten keine Eile hatten und zeigten, sah sich also nach allen Seiten hin um, wo er einen weitem Erfolg erringen konnte. Am hinderlichsten war ihm die auf dem Paraná bis Bella-Vista vorgegangene brasilianische Flotte, über die er nicht hinaus weiter nach Süden vorzugehen wagte. An Truppen standen ihm zunächst nur die regulären argentinischen Bataillone unter dem General Paunero gegenüber, der von Buenos-Ayres aus nach Möglichkeit verstärkt wurde, die in Corrientes sich zum Dienst meldenden Nationalgardien aber sämmtlich zur Hauptarmee nach Concordia schickte, damit sie dort erst zu Soldaten gemacht wurden. Lopez wußte recht gut, daß auch Paunero sich vor ihm zurückziehen würde, wenn er ihn erstlich bei Bella-Vista angriff, und verbreitete daher das Gerücht, er wolle sich von dem Riachuelo (wörtlich Flüsschen), wo er mit seiner Hauptmacht stand, nach der Stadt Corrientes zurückziehen. Er sorgte dafür, daß Paunero dies durch Deserteure erfuhr, denn er hoffte, daß Paunero nun vordringen und ihm in die Hände fallen würde. Paunero hatte aber auch seinerseits gute Kundschafter, und erfuhr, daß jener Rückzug zwar angetreten, aber nur ein fingirter sei, und Lopez sich in Gewaltmärschen nach Bella-Vista werfen wollte. Er verständigte sich daher mit den brasilianischen Schiffen, räumte mit seinen nur 2000 Mann Bella-Vista und fuhr mit der Flotte flußabwärts bis Goya. Lopez theilte sein Corps in zwei Theile, ließ den einen langsamer direct gegen Bella-Vista vorrücken, den andern aber, aus Reiterei bestehend, östlich die Stadt umgehen, damit er die Argentinern um so gewisser gefangen nehmen könne. So gut das Unternehmen angelegt war, zeigte es sich doch als ein Stoß in die Luft, und die Paraguays fanden Bella-Vista leer. Außer Requisitionen an Lebensmitteln hatte Lopez nichts erreicht und zog sich daher langsam wieder zurück. General Paunero wollte aber seinem Feinde die ihm zgedachte Ueberraschung zurückzahlen und berechnete, daß Lopez durch seinen Vormarsch auf Bella-Vista seine Operationsbasis, die Stadt Corrientes, nothwendig entblößt haben mußte. So drang er in den brasilianischen Flottencommandanten, ihn mit seinen 2000 Mann so schnell als möglich flußaufwärts nach der Stadt Corrientes zu bringen, gegen welche er einen Handstreich versuchen wollte. Dieser willigte ein und so erschien denn am 25. Mai die brasilianische Flotte mit den Argentinern Paunero's und einigen brasilianischen Marinecompagnien plötzlich vor Corrientes, wo sich in der That nur ungefähr 2000 Mann Paraguays befanden, deren größter Theil sich in eine befestigte Kaserne zurückzog, als die brasilianischen Kanonenboote ihr Feuer gegen die Stadt eröffneten, während die andern sich aus der Stadt zogen. Paunero schiffte ungefähr 800 Mann aus, welche mit den brasilianischen Marinecompagnien zusammen die Stadt und dann die Positionen vor der Stadt stürmten und am Abende vollständig in Besitz derselben waren. Aber auch die Verluste waren sehr bedeutend; die beiden argentinischen Bataillone Orma und Charlone hatten über 300 Tode und Verwundete; dagegen 3 Kanonen, 1 Fahne, 100 Gefangene und bedeutende Munitions- und Proviantvorräthe erbeutet, welche sofort an Bord der Schiffe gebracht oder vernichtet wurden. Ueber 200 corrientinische Familien ergriffen diese Gelegenheit, sich dem Joch der Paraguay zu entziehen, schifften sich auf den brasilianischen Schiffen ein, um in der Ferne der Vertreibung des Feindes aus Corrientes abzuwarten. Von den Paraguays lagen gegen 600 Tode und Verwundete in den Straßen der Stadt und deren nächster Umgebung. Paunero blieb auch die Nacht über im Besitz der Stadt. Am 26. früh meldeten die Vorposten, daß von Süden her Lopez mit seinem Hauptcorps herbeieile und gleichzeitig vom Passo da Patria 6000 Mann sich auf der Nordseite näherten. Der Kampf mit einer solchen Uebermacht wäre ein vergeblicher gewesen, und so schiffte sich Paunero eilig aus Corrientes auf und fuhr flußabwärts bis an den Rincon de Soto. Die Nachricht von diesem so glänzend gelungenen Handstreich enthuflasmirte die allirten Truppen, und schon hoffte man, nach einem so glücklichen Anfange rascher mit dem Angreifer fertig

werden, als es sich später erwies. Es ist dies in dem ganzen Kriege der einzige Fall gewesen, daß die Argentinier allein etwas erreicht haben, wenn auch ohne Unterstützung der brasilianischen Flotte die ganze Expedition nicht möglich gewesen wäre, wie sich denn überhaupt General Paunero, jetzt (1869) argentinischer Gesandter in Rio-de-Janeiro, als einer der geschicktesten Generale bewiesen hat.

Nach diesem momentanen Verlust von Corrientes sah Lopez ein, daß er etwas thun müßte, ehe das Hauptheer der Allirten sich gegen ihn in Bewegung setze, denn die Ruhe der bei Concordia versammelten Truppen mag ihm unheimlich geworden sein. Er sendete zwar Emiffare zu dem Contingent des Generals Urquiza, der seine Gaucho-Truppen westlich von Concordia sammelte, und wir werden die Wirkung dieser Emiffare auf das entre-rianeische Contingent sehr bald erkennen; aber er mußte auch handeln und beschloß nun gleichzeitig, zwei Vorstöße zu machen. Den ersten mit dem bei Candelaria versammelten Theile des 2. Corps durch die Missionen an dem nördlichen Uruguay, um in die brasilianische Provinz Rio-Grande do Sul einzufallen; den zweiten mit seinen Schiffen gegen die brasilianische Flotte, welche, nun schon bis auf 20 Schiffe verstärkt, wieder bis zum Einfluß des Riachuelo in den Paraná vorgebracht war, und so jede Bewegung der Paraguays im Innern der Provinz Corrientes paralyisirte.

Es war am 11. Juni, als die brasilianische Flotte plötzlich von den Tres-Vocas her — so heißt der Einfluß des Paraguay in den Paraná wegen seiner drei Mündungen — 8 feindliche Dampfer und 6 Kanonenboote den Fluß herab auf sich zukommen sah. Sie näherten sich vollständig gefechtsbereit, ohne einen Schuß zu thun, fuhren an den brasilianischen Schiffen vorbei, wendeten dann und eröffneten den Kampf mit großem Ungestüm, während gleichzeitig auf den Uferhöhen Batterien demaskirt wurden, welche Lopez während der Nacht und unbemerkt von den brasilianischen Schiffen hatte anlegen lassen, wodurch sich auch das Manöver der Paraguayschiffe erklärt, erst an der Flotte vorüberzufahren und dann erst von Süden her den Kampf zu beginnen. Das Gefecht dauerte nicht weniger als 10 Stunden, war ebenso erbittert als blutig, reich an Beweisen wahren Heldenthums auf beiden Seiten und siegreich für Brasilien. Lopez verlor 4 Dampfer und seine sämtlichen Kanonenboote, über 1000 Tode und Verwundete. Aber auch die brasilianische Flotte hatte schwer gelitten und mußte bis nach Esquina flufabwärts fahren, um ihre bedeutenden Havarien auszubessern. Auf brasilianischer Seite gingen 2 Schiffe verloren und die Zahl der Todten und Verwundeten war über 200. Nachdem das Gefecht auf dem Wasser geendet hatte, richteten die brasilianischen Schiffe ihr Feuer gegen die Strandbatterien und zwangen auch diese, sich zurückzuziehen. Durch dieses Gefecht am Riachuelo wurden die Schiffe des Lopez bis hinter die Tres-Vocas nach Humaitá zurückgetrieben und erschienen während zweier Jahre nicht wieder im Kampfe, sodaß der erste Schlag der brasilianischen Marine gleich ein entscheidender war und Lopez ersichtlich den Muth verloren hatte, seine Schiffe noch einmal einem Zusammenstoße mit den brasilianischen auszusetzen. Gleichzeitig, am 10. Juni, setzten sich 12000 Mann von Candelaria aus gegen die brasilianische Stadt San-Vorjé in Bewegung, überschritten den Uruguayfluß und schlossen am 13. San-Vorjé ein. Hier commandirte der kaiserliche Oberst Assumpção, welcher erwartete, daß die Milizgenerale Netto und Cannavaro mit ihren rio-grandenser Milizen ihn unterstützen sollten. Diese aber, im gerechten Mißtrauen gegen die Kriegsgewohnheit ihrer rasch zusammengebrachten Truppen, glaubten sich einem Anfall der gutgeschulten Paraguays nicht aussetzen zu dürfen, und kamen nicht zu Hülfe, sodaß nach fünfständiger Eernirung San-Vorjé in die Hände der Paraguays fiel, die hier, zum ersten mal auf dem gefaßten brasilianischen Boden, ihre bis dahin gerühmte Mannszucht nicht bewiesen und entsetzlich wirthschafteten, dabei aber erklärten, sie wären nur gekommen, um die Sklaverei in Brasilien aufzuheben. Auch jetzt noch scheint Lopez unentschlossen

gewesen zu sein, ob er gegen Osten in die Provinz Rio-Grande do Sul hinein, oder gegen Süden auf Montevideo zu operiren solle, denn wieder trat ein Schwanken in der weitem Vorbewegung ein. Die rio-grandenser Truppen verhielten sich allerdings nur beobachtend und gingen einem ernstern Zusammenstoße aus dem Wege, denn sie cotoyirten nur den spätern Vormarsch des Feindes den Uruguay hinab, und der Ausfall des Gefechtes bei Roja südlich von San-Vorjé, in welchem der brasilianische Oberst Fernandez und der Oberstlieutenant Lezefredo von den Paraguays geschlagen wurden, bestärkte sie in diesem Entschlusse; die Brasilianer ließen bei Roja nämlich 74 Tode und viele Verwundete auf dem Kampfplatze und mehrere hundert gehörten zu den Vermißten. Auch bedeutende Kriegsbeute fiel in die Hände Paraguays, sodas das Zögern Netto's und Cannavaro's ganz gerechtfertigt erschien.

Während dieser Operationen der Paraguays, welche ein kräftigeres Anfassn der Situation anzukündigen schienen, zeigten sich bei der Hauptarmee der Allirten in Concordia bedenkliche Symptome. General Urquiza, Gouverneur der Provinz Entre-Rios, befand sich dort in täglichem Verkehr mit den Generalen und hatte durch sein anscheinend entschiedenes Parteinehmen für die Sache der Tripleallianz bei Gelegenheit ihres Abschlusses das Vertrauen derselben gewonnen. Sie ahnten wenigstens nicht, daß in demselben Augenblicke, wo er in Concordia an ihren Verathungen theilnahm, sich der Abfall seines ganzen Contingents vorbereitete. Wir haben bereits erwähnt, daß Lopez Emiffare nach Entre-Rios geschickt hatte, welche die Gaucho-Regimenter Urquiza's bearbeiteten, den Nationalhaß der Entre-Rianer gegen die Brasilianer und ihre Eifersucht gegen Brasilien benutzten, um sie der Allianz abtrünnig zu machen, und sie hauptsächlich damit aufregten, daß der Obergeneral Mitre verlange, sie sollten sich die regulären brasilianischen Cavalerieregimenter zum Muster nehmen und ihr wildes Wesen ablegen. Das sei eine Beleidigung für ihre Nationalität. In der That hatten die brasilianischen Generale darauf gedrungen, die argentinische und orientalische Cavalerie so zu discipliniren, daß sie mit der brasilianischen zusammen gebraucht werden könne. Mag nun dies, oder die Thätigkeit der Paraguay-Emiffare, oder die Treulosigkeit Urquiza's die Ursache gewesen sein, es kam plötzlich die Nachricht, daß das 12 Leguas von Concordia entfernt lagernde Contingent von Entre-Rios reboltirt und sich zerstreut habe. Urquiza erschien sehr erschreckt, behauptete, daß er die Auseinandergelaufenen bald wieder zusammenbringen werde, verließ aber Concordia, zog sich auf seine reichen Besitzungen zurück und hat diese auch während des ganzen Krieges nicht mehr verlassen. Im Lager der Allirten war man froh, ihn los zu sein, besonders ehe sein Wunsch, die Avantgarde gegen Lopez zu führen, erfüllt worden war, denn nun erfuhr man erst, daß er nie aufgehört, mit Lopez zu unterhandeln. Das Commando der Avantgarde erhielt nun sofort der General Flores, provisorischer Präsident von Uruguay, und machte demselben durch sein entschiedenes Handeln Ehre, denn er ging alsbald mit ausgesuchten Truppen, namentlich seinen orientalischen Bataillonen von Concordia gerade nach Norden vor, suchte links Verbindung mit dem General Paunero und rechts mit dem General Cannavaro, denn die Hauptarmee setzte sich noch immer nicht in Bewegung, theils weil weitere Verstärkung erwartet wurde, theils weil die Generale die neuzugelommenen Truppen noch nicht für vollkommen kriegstüchtig erkannten.

Obgleich nun der Einfall in eine brasilianische Provinz geschehen war, und Lopez gehofft hatte, bei dem bloßen Erscheinen seiner Truppen auf kaiserlichem Gebiete werde ein allgemeiner Sklavenaufstand ausbrechen, und die Kräfte Brasiliens lähmen, so mußte er sich doch sehr bald überzeugen, daß er sich in seinen Voraussetzungen geirrt. Auf die Sklaven machten seine Proclamationen nicht den geringsten Eindruck, und es ist während des ganzen Krieges nichts geschehen, was eine Sklavenbewegung hätte fürchten lassen.

Die rio-grandenser Truppen versperreten ihm den Weg zum Atlantischen Meere, ließen sich aber in kein Gefecht mit ihm ein, und hätte er trotzdem weiter vordringen wollen, so würde ein Vorrücken der alliirten Hauptarmee gegen Norden ihn vollständig von seinem Lande abgeschnitten haben. In Corrientes hatte er hintereinander die Schlappen vor Corrientes (Stadt) und am Riachuelo erlitten. Die Flotte, Cáceres und Paunero standen ihm hier gegenüber; so faßte er denn den Entschluß, den Aufforderungen der Blanco-Partei in Uruguay zu folgen und eine Expedition am Flusse Uruguay entlang nach Montevideo zu senden. Er muß geglaubt, oder man muß ihm versichert haben, daß in Uruguay sofort eine Bewegung der für den Augenblick unterdrückten Blanco-Partei eintreten würde, denn jedenfalls wagte er viel, bei solchem Marsch die alliirte Hauptarmee in seiner rechten Flanke bei Concordia stehen zu lassen. Darum führte er auch wol diese Expedition nicht selbst, sondern vertraute sie zweien seiner besten Offiziere, dem Obersten Estigarribia und dem Major Duarte, an. Estigarribia sollte von San-Borjé aus mit 7000 Mann am linken, Duarte von eben da am rechten Ufer des Uruguay südwärts marschiren, beide fortwährend Verbindung unter sich erhalten und sich durch Boote, welche auf dem ganzen Flusse gesammelt worden waren, gegenseitig zu Hülfe kommen.

Der Plan war gut angelegt, besonders wenn Lopez darauf rechnen konnte, den General Urquiza als Führer einer südlichen Avantgarde gegen sich zu haben. Flores und Paunero machten aber auch diese Berechnung zu Schanden, und die Expedition nahm ein für Paraguay unheilvolles Ende. Als Estigarribia seinen Marsch begann, schienen die rio-grandenser Generale erst nicht zu wissen, was sie thun sollten. Ihm entgegenzutreten wagten sie bei der Neuheit ihrer Truppen nicht; ihm folgen, war gleichbedeutend mit einem Oeffnen des Weges bis zum Atlantischen Meere für jede Expedition, die etwa nun gleichzeitig von San-Borjé gegen Osten vordringen konnte, und stehen bleiben, hieß dem kühnen Feinde freie Hand zur Insurrection Uruguays lassen. Cannavaro beschloß endlich, ihm zur Seite zu folgen, und ist ihm dieser Parallelmarsch in der linken Flanke des Feindes später oft zum Vorwurf, ja zur Anklage vor einem Kriegsgericht gemacht worden. Es war allerdings auf diesem Marsche von San-Borjé bis Uruguayana mehrmals Gelegenheit zu Gefechten. Cannavaro benutzte sie aber nicht und der Erfolg hat bewiesen, daß er recht daran gethan. Auf die erste Nachricht von dieser Annäherung der Paraguays sandte Admiral Tamandaré zwar sechs Kanonenboote den Uruguay hinauf; sie konnten aber nur bis Salto kommen, wo das Wasser zu seicht wurde. Bis einige Meilen oberhalb Uruguayana hatte Estigarribia seine Verbindung über den Fluß hinweg mit Duarte erhalten, und es schien in der That, als sollte das kühne Unternehmen gelingen. Duarte war seinerseits auf dem rechten Ufer schon bis an den Yatahi gekommen, als plötzlich die Generale Flores und Paunero erschienen und sich mit großer Behemung auf ihn warfen. Es war der 17. Aug. 1865. Flores hatte nämlich auf seinem Vormarsch von Concordia aus gegen Norden plötzlich die Nachricht erhalten, daß ein Corps Paraguays auf dem rechten Ufer des Uruguay nach Süden vorrückte. Da er dies Corps für die Hauptarmee der Paraguays hielt, so setzte er sich mit dem westlich von ihm am Paraná stehenden Paunero in Verbindung, meldete ihm die drohende Gefahr, und statt aller Antwort kam sofort Paunero selbst mit 3000 Mann, sodas die Avantgarde der Alliirten 8000 Mann stark und an Stärke jedenfalls dem Duarte'schen Corps überlegen war, welches nur zwischen 4—5000 Mann zählte, aber eine vortheilhafte Stellung auf den Höhen des Yatahi einnahm. Das Gefecht war nur kurz, doch außerordentlich blutig, und endete mit der vollständigen Vernichtung des Duarte'schen Corps. Dem ersten Angriffe der Orientalen wich das erste und dem zweiten Angriffe der Argentinier das zweite, hinter Flechtwerk verschanzte Treffen; ein Gemetzel folgte, wie man es nur in süd-amerikanischen Kämpfen kennt. 800 Tode und Verwundete, 1200 Gefangene, alle Ge-

schütze, Fahnen und Bagage sowie 40 kleine Flußfahrzeuge, die noch nach dem Gefechte bei Restauracion erbeutet wurden, waren die Trophäen dieses Tages für die Allirten, welche selbst nur gegen 300 Mann verloren, unter ihnen freilich auch die Obersten Begulos und Fidelio. Hunderte von fliehenden Paraguays stürzten sich in den Ytahi und ertranken, sodaß nur wenige Soldaten von der Bagage sich durch Flucht retten konnten, um die Unglücksnachricht nach Candelaria zu bringen. Diese entscheidende Niederlage auf dem rechten Ufer setzte den auf dem linken mit 7000 Mann vormarschirenden Estigarribia in eine sehr üble Lage. Er war noch nicht bis Uruguayana gekommen, als die Botschaft ihn erreichte, und warf sich nun um so eiliger in diesen offenen Flecken, den er sofort mit großer Geschicklichkeit und durch höchste Anstrengung seiner Soldaten zur Noth befestigte. Bis dahin waren ihm die Lebensmittel auf dem Uruguay nachgefahren worden. Das hörte nun mit Einem Schlage auf. Flores und Paunero besetzten die Ufer nördlich, gingen theils über den Fluß und verbanden sich mit Cannavaro und Caldwell, welcher letztere an des erkrankten Netto Stelle getreten war, und cernirten Uruguayana so eng, daß den eingeschlossenen Paraguays jede Verbindung abgeschnitten war. Sehr bald stellte sich Mangel jeder Art ein, denn die 300 mitgebrachten Oefen waren bald verzehrt und auch die Munition für 8 Geschütze war zum größten Theil auf dem Uruguay verloren gegangen. Von Concordia eilte Mitré mit 1000 Brasilianern herbei und auch zwei kleine Dampfanonenboote konnten bei höherm Wasserstande über Salto hinaus nun bis Uruguayana kommen, sodaß Ende August 20000 Mann Allirte um diesen Flecken versammelt waren, zu denen aber auch ein eben jetzt eintreffendes Corps gehört, welches in der Provinz Rio-Grande do Sul gesammelt und von dem General Baron Porto Alegre in Eilmärschen herangeführt worden war. Die Ueberwältigung und Gefangnahme Estigarribias war also unzweifelhaft; hinsichtlich der dafür anzuwendenden Mittel waren aber die allirten Generale nicht einig. Flores wollte sie durch Unterhandlungen erreichen; Paunero und Porto Alegre verlangten gewaltsamen Angriff. Die brasilianischen Generale machten geltend, daß ihnen hier auf brasilianischem Boden die Entscheidung zustehet, wie dies ja im Art. 3 des Allianztractats festgesetzt sei, und Mitré mußte die Richtigkeit dieses Anspruches zugestehen, verzögerte die Entscheidung aber bis zur Ankunft des Kaisers Dom Pedro II. von Brasilien, welcher auf die erste Nachricht, daß die Paraguays in die Provinz Rio-Grande do Sul eingefallen wären, Rio-de-Janeiro mit seinem Schwiegersohne, dem Grafen d'Eu, verlassen hatte und zur Armee geeilt war. Auf einer sehr beschwerlichen Reise hatte er zu Pferde von der Küste her die ganze Provinz durchgemessen, überall durch sein Erscheinen den größten Enthusiasmus erregt und langte nun, am 11. Sept., vor Uruguayana an. Von den Generalen und den Truppen auf das freudigste begrüßt, überzeugte er sich von der Lage und entschied sich für das Anerbieten einer Capitulation auf Gnade und Ungnade. Estigarribia hatte zwar ein bald nach der Einschließung gemachtes Anerbieten zur Uebergabe abgelehnt, aber auch wochenlang keinen Ausfall gewagt, weil er seine Hülflosigkeit sehr wohl erkannte und auf Unterstützung durch Lopez mit seiner Hauptarmee von Corrientes her rechnete. Am 17. Sept. erfolgte nun das Anerbieten und am 18. die Uebergabe, durch welche 6000 Mann Paraguays in die Kriegsgefangenschaft der Allirten geriethen; 8 Geschütze und 9 Fahnen waren die Trophäen. Alles wurde zu ganz gleichen Theilen unter die drei Allirten getheilt, und Brasilien bewies bei dieser und bei spätern Beutetheilungen, daß es sich trotz seiner unverhältnißmäßig größern Leistungen nicht höher stelle und kein Vorrecht in Anspruch nehme. Es tritt diese in militärischen Dingen seltene Selbsterleugnung während des ganzen Krieges hervor, ist aber auch einer der Hauptgründe, weshalb die Allianz alle Stürme und Hezereien überdauert. Mit diesem Erfolge bei Uruguayana, war die anfangs so drohende Invasion der Paraguays in Argentinien und Brasilien unschädlich gemacht, denn Lopez sah ein,

daß er die Widerstandsmacht Brasiliens unterschätzt hatte. Brasilien allein war es während dieses ganzen Krieges, welches mit ungewöhnlicher Ausdauer immense Opfer gebracht hat. Dadurch, daß Duarte's Corps vernichtet und Estigarribia's Corps gefangen war, verringerte sich die Armee des Dictators um 10000 Mann seiner besten Truppen, und bildeten diese beiden entscheidenden Vorgänge einen natürlichen Abschnitt in der Kriegsführung, den auch wir in der Darstellung derselben einhalten wollen, denn erst jetzt setzte sich die Hauptarmee von Concordia aus gegen Norden in Bewegung und warf die Paraguays aus Corrientes hinaus, über den Paraná in ihr eigenes Land zurück, wo allerdings nun der eigentliche Krieg erst beginnen sollte.

Die Kunstakademie zu Düsseldorf und die Düsseldorfer Schule.

Von Moriz Blandarts.

In der neuern Kunstgeschichte behauptet die Düsseldorfer Schule unstreitig einen der hervorragendsten Plätze. Nicht nur im deutschen Vaterlande haben sich ihre Werke der beifälligsten Aufnahme zu erfreuen, sondern ihr Ruf ist weit über dessen Grenzen hinaus zu den fernsten Gegenden gedrungen und aus England und Amerika, aus Scandinavien und Rußland, aus Ungarn und der Türkei (Smyrna) strömen junge Maler herbei, um in Düsseldorf ihre Ausbildung zu vollenden.

Es kann daher nicht befremden, daß die funfzigjährige Jubelfeier der dortigen königlichen Kunstakademie (am 22., 23. und 24. Juni 1869) das allseitige Interesse erregte und von neuem die Augen des In- und Auslandes mit erhöhter Theilnahme auf die Düsseldorfer Schule lenkte, von deren Entwicklung wir nachstehend eine kurze Uebersicht zu geben beabsichtigen.

Der kunstsinige Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern, der auch Herzog von Jülich und Berg war, und als solcher häufig in Düsseldorf residirte, errichtete daselbst 1767 die Akademie im engsten Anschlusse an die schon bestehende prachtvolle Gemälbegalerie, welche zum größten Theil vom Kurfürsten Johann Wilhelm (geb. 1658, gest. 1716), dessen zweite Gemahlin eine Mediceerin war, herrührte. Er stattete die wichtige neue Landesanstalt aufs freigebigste aus und wurde hierin von Landständen, Gemeinden und Privatpersonen in erfreulicher Weise unterstützt, sodas derselben bald die kostbarsten Sammlungen von Handzeichnungen, Kupferstichen, Radirungen, Kupferplatten und wissenschaftlichen Werken zu Gebote standen. Im Jahre 1777 trat dann noch ein Antikencabinet hinzu, welches Gips- und Schwefelabgüsse über antike Statuen, Büsten und Gemmen enthielt. Der erste Director war Lambert Krahe, Professor der Akademie von Sanct-Lucas zu Rom und der Akademie zu Florenz, ein damals renommirter Maler, dem später Johann Peter Langer (geb. in Calcum bei Düsseldorf 1766, gest. in München 1824) als Lehrer an die Seite gestellt wurde, um ihn nach seinem Tode gänzlich zu ersetzen. Ueber die Bedeutsamkeit und die Erfolge der Kunstschule in ihrer ersten Zeit gehen die Meinungen wesentlich auseinander, doch scheinen ihre Leistungen keineswegs hervorragend gewesen zu sein, da sonst Näheres darüber bekannt sein müßte.

Als im Jahre 1805 der Krieg zwischen Preußen und Frankreich auszubrechen drohte, ließ Kurfürst Maximilian Joseph, der nach Karl Theodor's Ableben 1798 zur Regierung gelangt war, die kostbare Galerie nach Manheim und darauf nach München bringen unter dem Vorwande, sie vor den feindlichen Parteien zu schützen. Schien diese Maßregel anfangs nicht ungerechtfertigt, so erregte sie doch bald die größten Bedenken, da die Bilder

mit den übrigen landesherrlichen Sammlungen in der bairischen Hauptstadt definitiv vereinigt und trotz aller Reclamationen der bergischen Stände nicht zurückgebracht wurden. Sie bilden noch heute einen der schönsten Bestandtheile der Kunstschatze Münchens, und über die im Prager Frieden 1866 von Preußen, als dem nunmehrigen Besitzer der jülich-bergischen Lande, erhobenen Ansprüche ist bis jetzt noch nicht endgültig entschieden worden, da Baiern die drei Gerichtshöfe, welche darüber das Urtheil sprechen sollen, noch nicht bestimmt hat. Mit dem Verluste der Galerie aber verlor die Akademie ihre Bedeutung, und als auch ihr Director Langer nach München berufen wurde, verfiel sie immer mehr, zumal die zur Herrschaft gelangten Franzosen nicht nur keine Lust bezeigten, etwas für ihren Aufschwung zu thun, sondern sogar die ihr angewiesenen Fonds zu andern Zwecken verwandten. Das Gebäude, in welchem sie sich befand, wurde zum größten Theil von den Behörden in Besitz genommen, und nur noch drei Lehrer, die Professoren Schaffer (Architekt) und Thelott (Kupferstecher) sowie der Akademieinspector Lambert Cornelius (ein Bruder Peter's, Maler) erteilten den wenigen Schülern dürftigen Unterricht. Auch als im ersten Pariser Frieden 1814 Düsseldorf an Preußen gefallen war, dauerte dieser traurige Zustand im wesentlichen fort, weil die neue Regierung fürs erste zu viel mit den übrigen Angelegenheiten des Landes zu thun hatte, um der Kunst und ihrer Pflege gleich die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Aber vom Jahre 1817 an wurde die Neugestaltung der Akademie ernstlich ins Auge gefaßt, und nachdem man den Plan, sie mit einer polytechnischen Schule zu verbinden, wieder aufgegeben hatte, erfolgte 1819 die langersehnte Reorganisation in umfassender Weise. Das seiner ursprünglichen Bestimmung verlustig gegangene Galeriegebäude sowie ein Theil des mit demselben zusammenhängenden bergischen Residenzschlosses wurde der Akademie statt der bisherigen unzureichenden Localitäten überlassen und eine ansehnliche jährliche Dotation für sie angewiesen.

Da aber das Aufblühen jeder Schule wesentlich von deren Leitern abhängt, so war man bedacht, einem der bedeutendsten neuern Künstler die Directorstelle zu übertragen. Deshalb wurde die Aufmerksamkeit auf den in Rom weilenden Peter Cornelius (geb. 1787, gest. 1867) gelenkt, der auch als geborener Düsseldorfer ganz besonders hierfür geeignet erschien. Der Minister von Altenstein forderte über ihn von Niebuhr, dem damaligen preußischen Gesandten am päpstlichen Hofe, ein Gutachten ein, das, am 5. Juni 1819 verfaßt, den Meister in den wärmsten Ausdrücken empfahl und unter anderm auch den bezeichnenden Ausspruch enthielt: „Cornelius sei unter den Malern, was Goethe unter den Dichtern“, für dessen Bestätigung auf eine kommende Zeit verwiesen wurde. Dieses Schreiben wirkte entscheidend und nach längern Unterhandlungen trat Cornelius die Stelle im Jahre 1821 an. Mit seinem Eintreffen erwachte in der rheinischen Kunstschule gleich neues Leben. Hochbegabte Schüler sammelten sich um ihn, wie Stürmer, Stille, Götzberger, Hermann, Anschütz, Karl Schorn, Eberle, Ernst Förster, Ruben und Kaulbach, und ein Geist künstlerischer Strebsamkeit begeisterte zu erfolgreichem Schaffen. Dieses mußte sich um so glücklicher gestalten, als Cornelius den Auftrag erhalten hatte, die Glyptothek in München mit Frescobildern zu schmücken und nun mit seinen Schülern gemeinsam im Winter dazu in Düsseldorf die Vorarbeiten machte, um mit ihnen im Sommer nach der Ffarstadt zu ziehen, wo die Ausführung erfolgte. Hieraus ward eine Quelle praktischer Belehrung und nutzbringender Anregung zu eigenen Schöpfungen gewonnen, und Cornelius versäumte es nicht, seinen Schülern Gelegenheit zu verschaffen, in monumentalen Werken ihre Kraft selbständig zu erproben. So begann Stille im Aßifenssaale zu Koblenz ein Frescobild: Das jüngste Gericht, das aber unvollendet blieb, Götzberger und Hermann schmückten die Aula der Universität Bonn mit der Darstellung der vier Facultäten al fresco aus und Stürmer malte auf gleiche Weise im gräflich Spee'schen Schlosse Heltorf eine Scene aus dem Leben Friedrich Barbarossa's.

Die ganze Richtung der Düsseldorfer Schule unter Cornelius ging wie seine eigene Kunstweise auf das Großartige und Erhabene, auf Stillirung und Gedankenreichtum der Composition, wobei denn die Vollendung in Form und Farbe weniger berücksichtigt wurde, und jedenfalls würde sie sich in einer von der jetzigen ganz verschiedenen Weise entwickelt haben, wenn ihr der Einfluß ihres genialen Leiters länger erhalten worden wäre. Cornelius wurde aber bereits 1824 als Director der Akademie nach München berufen und die meisten seiner Schüler folgten ihm dorthin. Interimistisch verwaltete nun seine Stelle der als Kunstgelehrter sehr geschätzte Secretär der Akademie, Professor Mosler (geb. 1788, gest. 1860), der sich schon um die Reorganisation der Anstalt große Verdienste erworben, bis im November 1826 Wilhelm Schadow das Directorat übernahm. Dieser geistreiche und vielseitig gebildete Mann (geb. 1789, gest. 1862), der schon in Rom, wo er viele Jahre gelebt, mit seinen Freunden Cornelius, Veit und Overbeck zu den Regeneratoren der deutschen Kunst gehört und seit 1819 in Berlin als Lehrer eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelt hatte, besaß alle Eigenschaften, die zur Leitung einer Kunstschule erforderlich sind, in ungewöhnlichem Maße. Wenn er auch seinem Vorgänger als ausübender Künstler wesentlich nachstand, so übertraf er ihn, was die Lehrbefähigung anbelangt, in jeder Beziehung. Davon sollte die erstaunlich rasche Entwicklung der Düsseldorfer Schule unter seiner Führung ein glänzendes Zeugniß geben. Die talentvollsten seiner Schüler: Karl Friedrich Lessing (geb. 1808), Julius Hübner (geb. 1806), Theodor Hilbrandt (geb. 1804), Karl Sohn (geb. 1805, gest. 1867), Christian Köhler (geb. 1809, gest. 1861), Heinrich Mücke (geb. 1806) und Eduard Wendemann (geb. 1811), waren ihm von Berlin gefolgt und bildeten einen festen Stamm, an den sich die bereits vorgefundenen Glieder der Akademie, unter denen Johann Wilhelm Schirmer war (geb. 1807, gest. 1863), der später als Gründer der düsseldorfer Landschafterschule so berühmt werden sollte, und die neu hinzukommenden Kunstjünger, Halt und Beistand findend, anlehnen konnten. Es gestaltete sich nun am Rhein ein so frisches und fröhliches künstlerisches Leben und Streben, wie es in der Kunstgeschichte fast einzig dasteht. Mehrere Umstände wirkten aufs günstigste zusammen, dasselbe in jeder Beziehung zu heben. So lebte damals in Düsseldorf ein Kreis der hervorragendsten Geister, wie Immermann, Uechtritz, Schnaase, Felix Mendelssohn u. a., der um so weniger ohne vortheilhaften Einfluß auf die Akademiker bleiben konnte, als Schadow's allen offen stehendes Haus die persönliche Bekanntschaft mit demselben in ungezwungener Weise vermittelte. Der Hof des lebenswürdigen und leutseligen Prinzen Friedrich von Preußen, um den sich im Winter der größte Theil des rheinischen Adels scharte, gab zudem der Stadt den Charakter und die Annehmlichkeiten einer kleinen Residenz, und der Prinz selbst machte sich zum fördernden Beschützer der jungen Künstler, deren erste Arbeiten in ihm einen bereitwilligen Käufer fanden. Vor allem aber war es doch die Person des Directors, die zu den beispiellosen Fortschritten, welche in der kürzesten Zeit sichtbar wurden, das meiste beitrug. Er verstand es mit seltener Objectivität, der verschiedenartigen Begabung des einzelnen gerecht zu werden, und das Hauptprincip seines Lehrsystems bestand gerade darin, jeder Individualität die möglichst freie Entwicklung zu gestatten. Seine gewinnende Lebenswürdigkeit wirkte ungemein anregend, seine vielen ausgebreiteten und einflußreichen Bekanntschaften führten zu Aufträgen und Verkäufen von Gemälden und seine Schüler verehrten in ihm mehr den väterlichen Freund und Rathgeber als den gestrengen Lehrer. So herrschte denn auf der Akademie ein fast patriarchalisches Familienverhältniß, und der sorgfältigste Fleiß und Wettstreit der jungen Maler ließ Bilder entstehen, welche allenthalben eine wahrhaft enthußlastische Aufnahme fanden. Dieselben waren ganz im Geiste der Romantik, die damals auch in der Literatur die herrschende war, gedacht und sagten deshalb der Geschmackrichtung jener Zeit ganz besonders zu. Da sie überdies in technischer Be-

ziehung, was Colorit und Durchführung anbelangt, eine noch ungewöhnliche Vollendung zeigten, so war ihr großer Erfolg leicht zu erklären. Es steigerte sich nun der Ruf der Düsseldorfer Schule von Tag zu Tag und immer mehr junge Leute strömten herbei, in derselben ihre künstlerische Ausbildung zu empfangen. Dadurch wurde eine Vermehrung der Lehrkräfte bedingt, die Schadow bald schon der Schule selbst entnehmen konnte. Er stellte dem mitübernommenen alten Professor Kolbe, einem sehr tüchtigen Porträtmaler, Sohn und Hildebrandt als Lehrer an die Seite, welche die besten Helfer seiner Methode wurden, deren Grundzüge er in einem Aufsatze: „Meine Gedanken über die folgerichtige Ausbildung eines Malers“ (1828), und dem 1831 dem Ministerium eingereichten Organisationsplane des akademischen Unterrichts niedergelegt hat. Dieser wird darin in drei Klassen getheilt, die erste umfaßt den Elementarunterricht, die zweite Zeichnen und Malen nach der Antike und dem lebenden Modell, die Lehre von der Drapirung, Anatomie, Perspective, Kunstgeschichte u. s. w., und die dritte soll dem Schüler die Anleitung gewähren, eigene Gedanken unter angemessener Leitung auszuführen. Später fügte Schadow noch eine vierte, die sogenannte Meisterklasse hinzu, in welcher gereifere Maler ohne alle Anleitung schaffen sollten. Er beabsichtigte dadurch dieselben auch ferner der Akademie zu erhalten, doch erregte diese Einrichtung vielen Tadel und Mißmuth, da bei der Aufnahme in diese bevorzugte Klasse nicht immer ganz unparteiisch verfahren wurde. Um den Bildern aber einen vermehrten Absatz zu verschaffen, bildete sich 1829 auf die Anregung Schadow's, Mosler's und einiger andern in Düsseldorf der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen, welcher außer dem jährlichen Ankaufe von Staffeleigemälden es sich auch zur rühmlichen Aufgabe gestellt hat, größere monumentale Werke für Kirchen und öffentliche Gebäude zu bestellen oder deren Ausführung durch namhafte Beiträge zu unterstützen.

Auch veranlaßte Schadow den Grafen von Spee, auf Schloß Heltorf die durch Stürmer begonnenen Frescobilder wieder in Angriff nehmen zu lassen, und so führten Lessing, Mücke und Blüddemann (geb. 1809, gest. 1868) dort einen Cyklus aus Kaijer Nothbart's Leben aus.

So zeigte denn die rheinische Malerschule nach allen Seiten hin ein Bild der erprießlichsten Thätigkeit, die von glänzenden Erfolgen gekrönt wurde. Aber bald sollte eine Wendung in den bisher so glücklichen Verhältnissen eintreten, die, nachdem die Krisis vorübergegangen, zu neuem erfreulichern Aufschwung gedient hat. Durch den fortwährenden Zubrang ankommender Schüler war die Zahl derselben so groß geworden, daß es unmöglich wurde, das frühere gemüthliche Leben im vollen Umfange fortbestehen zu lassen. Ein genaueres Innehalten der akademischen Schulregeln schien erforderlich; zu den vorhandenen Elementen traten fremde hinzu, die nicht mit ihnen harmonirten; dadurch sonderten sich einzelne Kreise mehr ab. Verbitterungen, Mißverständnisse, Spaltungen und Zerwürfnisse entstanden. Schadow's außerordentliche Zugänglichkeit nahm mit den Jahren ab. Mehrmalige Reisen nach Italien und die neuen Folgen der dort gewonnenen Eindrücke ließen seine katholische Richtung immer strenger und einseitiger werden. Es verdroß ihn, daß seine Schule auf andern Gebieten größere Erfolge gewann als auf dem der religiösen Kunst, die nun mit einem male die erste Stelle einnehmen sollte. In trauriger Verblendung wollte er das Atelier Lessing's nicht mehr besuchen, weil dieser einen Johannes Fuß zum Gegenstande seiner Gemälde gemacht, und vergaß dabei, daß Rafael in den Privatgemächern des Papstes die Gestalt eines Savonarola verewigen durfte. Alles dieses reizte die Andersdenkenden. Politische und religiöse Einflüsse einer veränderten Zeitströmung traten hinzu und nach mancherlei innern und äußern Streitigkeiten verließen viele der begabtesten Künstler die Akademie und richteten sich ihre eigenen Werkstätten ein.

Schüler schlossen sich ihnen an und es entstand eine Trennung, die später sich zu offener Opposition gegen die Akademie gestaltete, welche mehrere Jahre andauerte, jetzt aber glücklich beigelegt ist. Hierdurch war die äußere Einheit der Schule gebrochen, aber auch die Gefahr der Einseitigkeit vermieden, die ihr schon verderblich zu werden drohte. Die nun getrennt voneinander arbeitenden Künstler bildeten die verschiedenartigsten Auffassungs- und Darstellungsweisen nach allen Richtungen hin aus, und es entstand eine Mannichfaltigkeit und ein edler Wettstreit, der zu den schönsten Erfolgen geführt hat. Fast nur noch die Vertreter der kirchlich-religiösen Malerei blieben der Akademie treu, die nach Beendigung der ersten Studien von den übrigen, welche in andern Zweigen zu schaffen gedenken, in der Regel verlassen wurde, indem dieselben dann in dem Privatatelier eines selbstgewählten Meisters ihre Ausbildung vollendeten. Schadow vermochte auch später, als er nach schweren Krankheiten wieder in einer leutseligern Stimmung erschien, den alten Einfluß nicht zurückzuerobern, und von mehrfachen Schlaganfällen und wiederholter Blindheit heimgejucht, legte er 1859 sein Amt nieder, nachdem er noch die Freude gehabt hatte, 1851 sein fünfundsingzigjähriges Directorjubiläum in glänzendster Weise gefeiert zu sehen, wobei auch seine principiellen Gegner, die ihm stets eine persönliche Hochachtung bewahrt haben, sich einmütig beteiligten. Von den vielen religiösen Bildern, die er geschaffen, ist wol die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen (im Städelschen Institute in Frankfurt a. M.) das Beste, während sein letztes und umfangreichstes Werk, eine symbolische Darstellung von Himmel, Hölle und Heffeuer (im Justizgebäude zu Düsseldorf), auf die er selbst besonders Werth legte, doch schon eine Abnahme seiner Kraft beweist. In der Farbe und der technischen Vollendung, die er mit regstem Eifer erstrebte, ist er von den meisten seiner Schüler übertroffen worden, und auch in geistiger Beziehung tragen seine Schöpfungen zu sehr den Stempel der Reflexion, um recht begeisternd wirken zu können. Mit einer Darstellung der Mignon (1828) eröffnete er gleichsam den Reigen der gemalten Illustrationen zu deutschen Gedichten, die so lange bei den Düsseldorfer Künstlern beliebt waren, denen namentlich Uhland willkommene Stoffe bot. Auch als Porträtmaler hat sich Schadow mit großem Erfolge bewährt. Einen unverwelflichen Ruhm aber hat er sich als Lehrer erworben, und sehr richtig bemerkt der als Maler und als geistreicher Kunstschriststeller ehrenvoll bekannte Hermann Becker in einem Nekrolog des Meisters: „Sein durchaus geistreiches Wesen verband selbst Andersdenkende zu achtungsvoller Anerkennung und die eigentlichen Grundprincipien seiner Kunstlehre sind in der Düsseldorfer Schule trotz allen Wandels der Persönlichkeiten noch immer herrschend geblieben. Die naturalistische Anschauung und die Benutzung des natürlich Vorhandenen für das Formelle ist immer die herrschende Richtung der Düsseldorfer Schule geblieben, wenn auch dadurch die Schule die Richtung auf das Genre und nicht auf die religiöse Historie genommen hat, welche der Meister vor allem einhielt und seine Schüler einhalten lehrte.“ So wirkt denn Schadow's Einfluß, wenn auch in anderer Weise als er gewollt, segensbringend fort und hat in Düsseldorf und den andern Orten, wohin seine Schüler gezogen, glänzende Ergebnisse geliefert.

Sein Nachfolger als Director der Akademie wurde 1859 Eduard Bendemann, dessen Gemälde Die trauernden Juden im Exil (1832) zu den größten Triumphen der jungen Düsseldorfer Schule Veranlassung gegeben. Später war er nach Dresden berufen worden und hatte dort im Thron-, Ball- und Concertsaale des königlichen Schlosses herrliche Feste ausgeführt, die sein seltenes Talent, zur schönsten Reife gelangt, offenbaren. Ueberordentliches Gefühl für keusche Schönheit, Adel der Auffassung, Gemüthstiefe und Poese zeichnen seine Werke aus und haben ihm einen Ehrenplatz unter den ersten Künstlern Deutschlands erworben. In seiner neuen Stellung erwarb er sich das hervorragendste Verdienst durch die Errichtung einer Bildhauerschule, die in Schadow's Organisations-

pläne der Akademie bereits vorgesehen, aber noch nicht zur Ausführung gelangt war. Zum Leiter derselben wurde Hermann Wittich (geb. 1815), ein Schüler Tieck's, berufen, der sich einen großen Ruf durch mehrere in Berlin und Rom ausgeführte Statuen erworben. Mancherlei Misshelligkeiten und seine leidende Gesundheit veranlaßten indeß schon 1867 Bendemann's Rücktritt, welcher allgemein bedauert wurde, zumal das Directorat seitdem unbesezt blieb, da Lessing die ihm angetragene Uebernahme desselben ablehnte. Die Geschäfte werden nun zum Theil von einem höhern Beamten, dem Geheimen Regierungsrath Altgelt, zum Theil von dem als Lehrer der Historienmalerei von Weimar berufenen Professor Hermann Wislicenus, einem besonders in der Composition sehr bedeutenden Künstler, versehen werden. Bendemann hatte inzwischen noch in der neuen Realschule in Düsseldorf eine allegorische Darstellung der Realwissenschaften als Wandgemälde ausgeführt, die seine Meisterschaft herrlich bewährte und bei welcher ihm mehrere seiner Schüler behülflich waren. Nach dieser malte er ein großes Bild für die Nationalgalerie in Berlin: Die Abführung der Juden in die babylonische Gefangenschaft. Außer dem übrigen Lehrpersonal der Akademie hat im Laufe der Zeit mannichfache Veränderungen erfahren. An die Stelle der von Schadow bereits vorgeseunden Professoren Thelott, Schäffer und Kolbe traten nach deren Tode Joseph Keller (geb. 1811), der sich immer mehr als einen der hervorragendsten Kupferstecher der Gegenwart entwickelte und in dem Stich nach Rafael's Disputa ein wahres Meisterwerk lieferte; Rudolf Wiegman (geb. 1804, gest. 1865), ein tüchtiger Architekt, der sich aber hauptsächlich als Kunstschriftsteller, namentlich durch seine „Geschichte der düsseldorfer Akademie“ (1856) bleibende Verdienste erworben hat und dem später Ernst Giese gefolgt ist, dessen seltene Begabung auf dem Felde der Baukunst allgemeine Anerkennung gefunden, und, wie oben bereits erwähnt, Karl Sohn und Th. Hildebrandt. Diese beiden letztgenannten gehören zu den bedeutendsten und meist bekanntesten Malern der rheinischen Schule, mit deren Entwicklung ihre Namen aufs engste verbunden sind. Sohn glänzte hauptsächlich als meisterhafter Darsteller der weiblichen Schönheit, sowol in seinen der Dichtkunst oder der Mythologie entlehnten Gemälden wie vor allem in seinen Bildnissen, die durch leuchtende Colorit, geistreiche Auffassung und treffliche Behandlung des Fleischtönen und der Gewänder ungetheilte Bewunderung erregt haben. Als Lehrer des Antikensaales und der Malklasse hat er auch eine außerordentliche Befähigung zum Unterricht bekundet und dadurch in segensreichster Weise gewirkt. Hildebrandt wird fast stets mit Sohn zusammen genannt und ergänzt ihn auch gewissermaßen, indem er sich namentlich durch seine männlichen Porträts auszeichnete und häufig die Pendants zu den von jenem gemalten Damen lieferte. Seine ganze Auffassung und Darstellungsweise ist naturalistischer, und wenn Sohn einigermaßen an die Italiener erinnert, so lehnt sich Hildebrandt entschieden an die Niederländer an, die er mit großem Erfolge studirt hat. Seine Compositionen sind meist in jenem Geiste der romantisch-musikalischen Stimmung gehalten, welcher für die erste Zeit der Düsseldorfer Schule so charakteristisch war, und stehen in der malerischen Ausführung wesentlich nach. Seine Stoffe entnimmt er dem Leben oder der Poesie und namentlich haben ihn die Tragödien Shakespeare's zu seinen besten Werken begeistert, wie Die Ermordung der Söhne Eduard's, Othello und Desdemona, Lear und Cordelia u. s. w. Neben beiden war auch Chr. Köhler einige Jahre als Lehrer thätig, der noch ausschließlicher als Sohn ein Maler der Frauen, seine Vorwürfe aus dem Alten Testament oder der Dichtkunst schöpft und in glücklichem Streben nach Großartigkeit des Stils und ernster Farbestimmung wahrhaft Bedeutendes erreicht hat. Seine Compositionen, wie Semiramis, die im Begriffe sich zu schmücken, bei der Kunde von einem ausgebrochenen Volksaufstande zum Schwert greift, Die Aussetzung Moses' u. a., zeugen von dramatischer Lebendigkeit und heroischer Auffassungsgabe und als Bildnißmaler hat er Vorzügliches ge-

leitet. Nach seinem und Sohn's Tode wurde Karl Müller (geb. 1818), dessen wir weiter unten gedenken werden, Professor und an des pensionirten Hildebrandt Stelle trat Julius Köting (geb. 1822), der als Porträtist wie als Historienmaler gleiche Anerkennung verdient. Sein Hauptwerk, eine große Grablegung Christi, ist bei durchaus naturalistischer Auffassung wahrhaft ergreifend und von ungemein plastischer Wirkung, und ähnliche Vorzüge in Farbe und Zeichnung machen sich auch in seinen andern Bildern, unter denen seine männlichen Bildnisse obenanstehen, ehrenvoll geltend.

Im Jahre 1831 hatte Schadow auch eine Klasse für Landschaftsmalerei eingerichtet und J. W. Schirmer zu deren Lehrer ernannt. Dieser ausgezeichnete Meister, der vom Buchbinderhandwerk zur Kunst, von der Historienmalerei zur Landschaft übergegangen war, hat durch unablässiges Studium nicht nur eine der ersten Ehrenstellen unter den Malern der Neuzeit erreicht, wofür seine vielen deutschen, italienischen, schweizer und westfälischen Landschaften bebedes Zeugniß ablegen, sondern er hat auch durch Unterricht und Vorbild eine Landschafterschule gegründet, deren Werke keine Rivalität des In- und Auslandes zu scheuen brauchen. Es war daher für Düsseldorf ein großer Verlust, als im Jahre 1854 der kunstsinrige Großherzog von Baden zum Director der neubegründeten Kunstschule in Karlsruhe erwählte, wohin auch Louis Des Coudres (geb. 1820), ein geübter Künstler der Sohn'schen Richtung, als Lehrer der Figurenmalerei berufen wurde. An Schirmer's Stelle trat einer seiner begabtesten Schüler, Hans Gude (geb. 1825), der von dem großen Ruf der rheinischen Schule angelockt, aus Norwegen gekommen war, in derselben seine Studien zu vollenden, und seine skandinavische Heimat in vielen prächtigen Bildern dargestellt hat. Er ersetzte auch 1863 nach Schirmer's Tode denselben in Karlsruhe, und Oswald Achenbach (geb. 1827) wurde sein Nachfolger. Unter Leitung dieses genialen Künstlers, dessen italienische Landschaften sich durch Poese und meisterhafte Vertheilung der Farbe gerechten Ruhm erworben, hat die düsseldorfer Landschafterschule einen wesentlich andern Charakter angenommen. War ihr Hauptaugenmerk bisher besonders auf Schönheit der Linien, edle Composition, möglichste Naturtreue und sorgfältige Ausführung gerichtet, so strebt sie jetzt mehr nach blendender Technik, glänzender Farbe und frappanter Lichtwirkung, worunter das gründliche Studium und die gebiegene Zeichnung der einzelnen Theile häufig leiden. Jedoch liegt diese Richtung wol in der heutigen Zeitströmung begründet, deren Geschmack sich überall weit mehr dem brillanten Nachwerk als der innern Tiefe zuwendet.

Kehren wir nun von der Betrachtung der Akademie und ihrer Lehrer zu der Anwesenheit der Künstler Düsseldorfs zurück, so sehen wir, daß deren gesellschaftliche Stellung ebenfalls eine erhebliche Umwandlung erfahren hat durch die Gründung des Vereins der düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hilfe (1844) und des Vereins der Maler (1848). Der erstgenannte, von Dandri, P. Happel, Lorenz Clasen, Rieckhoff u. a. ins Leben gerufen, ist mit Erfolg bemüht, die materiellen Interessen der Künstler zu wahren und ihnen in Krankheit und Noth Beistand angedeihen zu lassen, welcher Zweck schon viel des Segens verbreitet hat, während der Malerverein den geselligen Verkehr zwischen „jung und alt“ in stetem, ungezwungenem Austausch der Meinungen zu vermitteln und unterhält. Seit dem Ausscheiden so vieler aus dem akademischen Kreise und der Auflösung des Schadow'schen Kreises war den getrennt voneinander lebenden Künstlern der Mangel eines gesellschaftlichen Vereinigungspunktes schmerzlich empfunden worden und nach manchen vergeblichen Versuchen, einen solchen zu schaffen, wurde die Einheitsbestrebungen des Jahres 1848 bei Gelegenheit einer von der Künstlergesellschaft Düsseldorfs glänzend ausgestatteten Feier der deutschen Einheit am 6. Aug. jenes Jahres zur Stiftung dieses Vereins, der auf Vorschlag Karl Hübner's den

originellen, aber bezeichnenden Namen Malkasten erhielt, da in ihm alle Farben und Schattirungen nach Charakter, Bildung, Befähigung und Ansichten reichlich vertreten sind. Um sein Zustandekommen und Aufblühen erwarb sich namentlich der geniale deutsch-amerikanische Historienmaler Emanuel Leuze (geb. 1816, gest. 1868) hohe Verdienste, der gleich Alexander Michelis, Hermann Becker, Karl Hübner u. a. überhaupt auf die socialen Verhältnisse der Künstlerschaft großen Einfluß ausgeübt hat. Im Anfang vielfach verdächtigt und angefeindet, hat sich der Malkasten immer herrlicher entwickelt und ist nachdem er die lange widerstrebenden Elemente alle in sich aufgenommen, der Mittelpunkt des düsseldorfer Künstlerlebens und das Vorbild vieler auswärtigen Vereine geworden. Durch seine schönen und sinnigen Feste zu weitverbreitetem Rufe gelangt, hat er auf allen ernstlichen Angelegenheiten stets das regste Interesse zugewandt, und der von ihm ausgegangenen Anregung verdankt die Allgemeine Deutsche Kunstgenossenschaft ihre Entstehung, welche auf der durch den Malkasten ausgeschriebenen Künstlerversammlung in Bingen 1856 beschlossen wurde. Diese Verbindung der Künstlerschaft des Gesamt Vaterlands hat seitdem in öfter wiederkehrenden Versammlungen an verschiedenen Orten und besonders durch die von ihr veranstalteten großen historischen Ausstellungen in München (1854), Köln (1861) und Wien (1868) auf das vortheilhafteste zur Entwicklung der nationalen Kunst beigetragen und auch einen engen Anschluß der belgischen Künstler bewirkt, welche ihre deutschen Genossen bei Gelegenheit des internationalen Künstlercongresses zu Antwerpen 1861 auf wahrhaft erhebende Weise ehrten. In Düsseldorf aber hat der Malkasten sich noch ein besonderes Verdienst erworben durch den Ankauf des herrlichen Jacobschen Gartens, der durch die Besuche Goethe's und der übrigen Heroen unserer Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts zu allgemeiner Berühmtheit gelangt ist und der Gefahr stand, zu Fabrikanlagen parcellirt und verkauft zu werden, wenn nicht der Künstlerverein den Beschluß gefaßt hätte, denselben als Vereinslocal zu erwerben und somit seiner Integrität zu erhalten. Die Mittel dazu wurden aus einer Verlosung gesammelter Bilder beschafft, durch deren Spendung die Maler ein rühmliches Beispiel bereitwilliger Opferfreudigkeit gaben, welches aber auch von so schönem Erfolge gekrönt wurde, noch eine ansehnliche Summe zur Erbauung eines stattlichen neuen Hauses erübrigt werden konnte. Den Plan dazu machte der Maler Louis Blanc (geb. 1810), einer wenigen Künstler, welcher der romantischen Richtung der frühern Düsseldorfer Schule feinen Gemälden, von denen die Kirchgängerin am bekanntesten geworden, treu geblieben ist. Und so erfreut sich denn der Malkasten jetzt eines Besitzthums, um das ihn mancher andere Künstlerverein beneiden kann und welches gleichzeitig den Vortheil gewährt, in seinen weiten Parkanlagen die jungen Landschaftsmaler reiche Gelegenheit zum Studiren finden, die sie redlich benutzen. Wenn nun aber eine geistig angeregte Thätigkeit ihre erfrischende Rückwirkung auf das künstlerische Schaffen der Maler ausüben mußte, so gewann dasselbe in noch erhöhtem Maße durch die Errichtung einer permanenten Kunstausstellung (zu Anfang der vierziger Jahre), welche bei fortwährendem Wechsel gleiche zwischen den verschiedenen Bildern eine umfassende Uebersicht aller Leistungen gestattet und somit nicht nur den steten Wettstreit rege erhält, sondern auch zu rascher Weiterstreben antreibt. Bisher hatte der Rheinisch-Westfälische Kunstverein alljährlich eine schwöchentliche Ausstellung in den Sälen des Akademiegebäudes veranstaltet, welche alle Gemälde, die in dem übrigen Theile des Jahres vollendet wurden, gingen von Düsseldorf fort, ohne der Mehrzahl der Künstler oder dem Publikum bekannt zu werden. Dies war daher ebenso lehrreich wie für das allgemeinere Interesse förderlich, daß diese Uebelstände abgeholfen wurde, da durch den steten Besuch der Ausstellung, der nach und nach zum guten Ton geworden ist, auch alle Kreise der Bürgerschaft lebhafteren Antheil an den Schöpfungen der Kunst nehmen und Verständniß für dieselbe gewinnen, während

dem Künstler durch die unbefangene Beurtheilung seiner Werke von Fremden und Einheimischen, von Kennern und Nichtkennern ein nicht zu unterschätzender Vortheil erwächst. Eine im Beginn der sechziger Jahre errichtete zweite permanente Kunstausstellung vermittelt jetzt sogar die Bekanntschaft auswärtiger Gemälde und läßt auf diese Weise auch die Vorzüge und Mängel fremder Schulen der Düsseldorfer zugute kommen, wodurch deren oft beklagte Isolirtheit und Einseitigkeit, die sich namentlich in ihren Anfängen geltend machte, immer mehr schwindet. Um aber für die entführte Galerie einigermaßen einen Ersatz zu gewähren, ist ein Verein zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, eine Sammlung vorzüglicher neuerer Werke der Düsseldorfer Schule für die Stadt als Eigenthum zu erwerben und dessen Bemühungen in dem Ankauf hervorragender Werke von Lessing, Andreas und Oswald Achenbach, Schirmer, R. Sohn, Köning, Knaut u. a. schon zu den erfreulichsten Ergebnissen geführt haben.

Gehen wir nun zu einer nähern Betrachtung der einzelnen Künstler über, so finden wir, daß keiner derselben einen solch umfassenden Einfluß auf die Schule und deren Entwicklungsgang ausgeübt hat wie Karl Friedrich Lessing, dessen eminentes Talent in Landschaften und Historienbildern gleich Ausgezeichnetes leistend nach beiden Richtungen hin lange Zeit hindurch tonangebend war. In der ersten Periode seiner vielseitigen und umfangreichen Thätigkeit ganz der romantisch elegischen Anschauung jener Tage folgend, malte er Kirchhöfe, Klöster, wilde Wald- und Heidelandschaften mit einer Staffage von Nonnen, Mönchen, Rittern, Räubern und Schleichhändlern, welche den Eindruck einer düster melancholischen Stimmung zu erhöhen bestimmt war, und wenn er schon hierin viele Nachfolger fand, so riefen sein Trauerndes Königspaar (1828), seine Lenore nach Bürger's Gedicht, sein Büßender und sein Trauernder Räuber und andere Bilder eine ganze Menge von Gemälden ähnlichen Inhalts hervor, die einen süßlich krankhaften Charakter annehmen, während bei Lessing selbst stets der Zauber einer ureigenen, tief empfundenen Poesie mächtig ergreifend vorwaltete. Als er sich dann mehr der Historienmalerei zuwandte und die Bilder aus dem Leben des Reformators fuß malte, von denen fuß vor dem Scheiterhaufen das bedeutendste ist, da wurde er die ungeschuldige Ursache zu den ersten größern Spaltungen der Künstlerschaft, und obgleich ihm nichts so fern lag wie eigentliche Tendenzmalerei, beschuldigte man ihn doch derselben in der heftigsten Weise. Sein Name wurde ganz wider seinen Willen von der Opposition gegen die Leiter der Akademie auf ihr Banner geschrieben, und diese letztern wiederum sahen in ihm den gefährlichen Neuerer, der die bisher so gemüthliche Einheit der Schule brach und zu unbequemen Veränderungen Anlaß gab. Dabei ist seine realistische Auffassungsweise historischer Gegenstände, sein gründliches Studium des Costüms und andern geschichtlichen Beiwerts sowie der Werth, den er auf ein schönes naturwahres Colorit legte, von nachhaltigster Wirkung auf die ganze deutsche Kunst und vor allem auf die Düsseldorfer geworden. Lessing würde dadurch allein, auch ohne die hohe Vollendung seiner eigenen Schöpfungen, als Vorbild und Beispiel einen dauernden Ehrenplatz in der neuern Kunstgeschichte einnehmen. Leider können wir hier nicht näher auf seine vielen Meisterwerke eingehen, die theils große geschichtliche Momente, wie Luther's Verbrennung der Bannbulle, Die Gefangennehmung des Papstes Paschalis u. s. w., oder bewegte Kriegsscenen, theils hochpoetische Landschaften mit entsprechender Staffage behandeln, wir wollen daher nur noch erwähnen, daß es für Düsseldorf's Künstlerschaft ein großer Verlust war, als Lessing 1858 dem ehrenvollen Rufe als Galeriedirector nach Karlsruhe folgte, wodurch er einen ihrer berühmtesten und auch persönlich beliebtesten Genossen verlor, dessen Name mit dem Rufe der Schule in unauslöschlicher Verbindung steht.

Lessing's Schwager und Freund, der geniale Humorist Adolf Schrödter (geb. 1805), siedelte gleichfalls als Professor nach der badischen Hauptstadt über. Wir wollen desselben gleich hier gedenken, weil er mit seinen Trauernden Lohgerbern, die eine bei der Wäsche fortgetriebene Haut beweinen, eine gelungene Persiflage der durch Lessing's Trauernden Königspaar und Bendemann's Trauernde Juden so sehr in Aufnahme gekommenen Richtung lieferte und damit viel zu deren endlicher Ueberwindung beitrug. Schrödter's Haupt- ruhm aber wurzelt in seinen ausgezeichneten Don Quixote- und Falstaff-Bildern, denen sich seine Aquarelle und geistvollen Arabesken ebenbürtig anschließen. Großen Einfluß auf die Entwicklung der Düsseldorfer Schule übte auch Julius Hübner, der durch vielseitige Bildung, persönliche Liebenswürdigkeit und Lehrbefähigung am meisten geistesverwandte Schüler Schadow's, mit welchem seine künstlerische Richtung ebenfalls manches Aehnliche hat, wenn dieselbe auch im Gegensatz zu der katholischen des Meisters ganz entschieden protestantisch auftritt. Die Gegenstände seiner Gemälde entnimmt er der Bibel, der Poesie und neuerdings auch der Geschichte, doch überwiegt wie bei Schadow in allen die Reflexion den Erguß einer schöpferischen Phantasie. Seit 1839 in Dresden wohnhaft, hat Hübner dort als Professor der Akademie die Principien der Düsseldorfer Schule mit glücklichstem Erfolge fortgepflanzt und zur Geltung gebracht, worin ihm Adolf Ehrhardt (geb. 1813), der schon früher dorthin zog, rühmlich nachsefert. Derselbe folgt einer verwandten Richtung mit entschiedener Hinneigung zu der Auffassungsweise Bendemann's.

Als der bedeutendste Vertreter der religiösen Historienmalerei aber, wie sie von Schadow besonders bevorzugt wurde, erscheint Ernst Deger (geb. 1809), der durch die mächtige Wirkung, welche die in Berlin ausgestellten düffeldorfer Bilder auf ihn übten, veranlaßt, 1829 die rheinische Akademie bezog, in deren Räumen er noch sein Atelier hat. Seine Madonnen und seine Heiligenbilder tragen den Stempel eines lebendigen Glaubens, einer ungeheuchelten Frömmigkeit an sich und wirken deshalb mit überzeugender Gewalt auch auf Andersdenkende. Sie sind, wie Springer treffend bemerkt, „die einzigen in der Gegenwart, denen sich die Liebe und das Verständniß des Volks zugewendet hat“. Dabei zeichnen sich seine Gemälde durch seltene Vollendung der Ausführung aus. Deger ist der Führer eines Kreises geworden, den man die „Nazarener“ nennt, und welcher ganz bedeutende Meister umfaßt, deren Werke, in demselben Geiste streng katholischer Frömmigkeit gedacht, mit derselben liebevollen Sorgfalt durchgeführt sind. Diesem Kreise gehören an Karl Müller, Professor der Akademie, dessen wir bereits oben gedachten, sein Bruder Andreas Müller (geb. 1811), ein gründlicher Kenner alter Bilder und seit Mosler's Tod Professor und Lehrer der Kunstgeschichte an der Akademie, und Franz Ittenbach (geb. 1813), mit welchem vereint Deger im Auftrage des Grafen von Fürstenberg-Stammheim in der Apollinariuskirche bei Remagen am Rhein einen Cyklus herrlicher Fresken ausgeführt hat, die als das Hauptwerk der monumentalen Kunst der Düsseldorfer Schule zu betrachten sind. Außerdem hat Deger allein noch die Kapelle der Burg Stolzenfels mit vortrefflichen Wandgemälden geschmückt und wie auch seine Freunde noch zahlreiche allgemein bewunderte Staffeleibilder geschaffen. Einer ähnlichen Richtung folgen Karl Clasen (geb. 1812), der weniger streng stilistisch in den Formen, dagegen von gefälliger Verständlichkeit, Theodor Maassen, Peter Molitor, S. Lauenstein, Sintel, Budde, Trellenkamp und Andreas Müller's talentvoller Sohn Franz, während eine Anzahl anderer Maler, die gleichfalls auf dem Felde der religiösen und biblischen Historienmalerei, aber im Geiste der evangelischen Kirche thätig sind, mehr als Effektiker erscheinen und sich minder bedeutender Erfolge zu erfreuen haben. Es sind Otto Mengelberg (geb. 1817), der besonders durch sein kritisches Talent auf jüngere Künstler vortheilhaft gewirkt und mehrere rühmensewerthe Altarbilder geschaffen hat, Otto Kethel, welcher neuerdings meist Genrebilder malt, Karl Bertling und Peter Janssen, zwei sehr begabte und

vielseitige Maler, sowie Roland Risse, der neuerdings seine Stoffe mehr der Poesie entnimmt. Die letztgenannten sind auch sämmtlich als tüchtige Bildnißmaler zu erwähnen und reihen sich ihnen als solche P. Schliß, L. Schäfer, Ernst Anders und P. Scheurenberg erfolgreich an.

Ein Künstler von ganz außergewöhnlicher Begabung, der weder zu den „Nazarenern“ noch zu den „Eklektikern“ gezählt werden kann, obschon seine Darstellungen meistens auch der religiösen Kunst angehören, ist Theodor Mintrop (geb. 1814), dessen Linienführung oft einen Rafael'schen Schwung bekundet. Bis zum dreißigsten Jahre auf einem westfälischen Bauernhofe als nachgeborener Sohn seinem ältern Bruder dienend, entwickelte sich sein seltenes Talent in überraschendster Weise, und an Fülle der Phantasie, an poetischer Auffassungsgabe dürften ihn wenig andere übertreffen. Er hat außer kirchlichen Bildern mehrere Friesse gemalt, die in charakteristischen Kindergestalten voller Anmuth und Schönheit prächtige Allegorien bieten, und da sein Talent zur Composition das zur malerischen Ausführung weit überwiegt, so ist er in Zeichnungen und Illustrationen besonders glücklich. Heinrich Müde, der von 1844—68 Lehrer der Anatomie an der Akademie war, gehört nach den vielseitigen Stoffen seiner Gemälde ebenso gut zu den kirchlichen wie zu den Profan-Historienmalern. Alle seine Schöpfungen aber tragen den Stempel jener romantischen Auffassung, wie er der Schadow'schen Schule im Anfang eigen war, und wie nun der Zeitgeschmack sich allmählich geändert, so ist auch der Beifall, den seine vom fleißigsten Streben zengenden Werke gefunden, sehr erkaltet, da Müde seinen Standpunkt unwandelbar festgehalten hat. Sein berühmtestes Bild ist Der Leichnam der heiligen Katharina, der von Engeln nach dem Sinai getragen wird, ein Bild, das er mehrmals wiederholen mußte. Auch als Fresco- und Porträtmaler wie als Zeichner und Illustrator ist Müde mit Erfolg aufgetreten. Einer ähnlichen allegorisch-historischen Richtung gehören Hermann Stille (geb. 1803, gest. 1860) und H. Plüddemann an, die beide später Düsseldorf verließen. Ersterer war als Schüler von Cornelius diesem nach München gefolgt, kehrte aber 1832 an den Rhein zurück, wo er viele tüchtige Bilder, die häufig Scenen aus den Kreuzzügen darstellen, malte, bis er 1850 nach Berlin übersiedelte. Im Ritterfaale der Burg Stolzenfels hat er sechs große Frescogemälde ausgeführt. Plüddemann hat viele Stoffe aus der Hohenstaufengeschichte und dem Leben des Columbus behandelt und wirkte seit 1848 im Geiste der Düsseldorfer Schule in Dresden, während Lorenz Elafen (geb. 1812), der gleichfalls hierher gehört, nach Leipzig übersiedelte, wo sein bedeutendstes Werk: Germania auf der Wacht am Rhein, entstanden ist. Letzterer hat auch die socialen Verhältnisse der Künstlerschaft stets mit wärmstem Interesse gefördert.

Als einen der entschiedensten Romantiker der Schule haben wir ferner noch Eduard Steinbrück (geb. 1802) anzuführen, dessen Elfen- und Märchenbilder einst ein gewaltiges Aufsehen machten und der auch in seinen biblischen und geschichtlichen Werken dieselbe weiche und süßliche Auffassungsweise bekundet. Seit 1846 lebt er in Berlin.

Der bedeutendste Historienmaler, der aus der Düsseldorfer Schule hervorgegangen ist und in seinem großartigen Stil und seiner strengen Linienführung mehrfach an Cornelius oder Albrecht Dürer gemahnt, ist unstreitig der 1859 im Wahnsinn gestorbene Alfred Rethel (geb. 1816), dessen Werke im Anfang mit Lob überschüttet, dann lange Zeit unterschätzt wurden, schließlich aber zu allseitiger Anerkennung gelangt sind. Seine geistvollen Compositionen streifen mitunter an das Phantastische, bestechen aber immer durch tiefe Charakteristik und Originalität. Die Bilder aus dem Leben des heiligen Bonifacius, die Zeichnungen: Hannibal's Zug über die Alpen, ein Todtentanz aus dem Jahre 1848 und andere bilden die würdigen Vorläufer zu seinem imposanten Hauptwerk, den acht großen Darstellungen aus der Geschichte Karl's des Großen, die er im Kaisersaale des Rath-

hauses in Aachen als fresco malen sollte. Die ausgezeichneten Entwürfe sind sämmtlich von seiner Hand, nach der Ausführung des vierten Bildes aber befahl ihn die unheilbare Geistesnacht und die letzten vier Gemälde sind nach seinen Cartons von Joseph Rehren (geb. 1817) vollendet worden. Der letztgenannte, auch kritisch sehr begabte Künstler hat einige treffliche Delgemälde biblischen oder geschichtlichen Inhalts geliefert, in denen bei strengster Zeichnung ein großes Farbentalent zu Tage tritt. Von seinen frühern Schülern Albert Baur und Moritz von Beckerath wird gleichfalls mit bestem Erfolg ein großartiger historischer Stil angestrebt, der bei letzterem inbessenen zuweilen bizarr und gesucht erscheint. Baur malt gegenwärtig ein großes Wandbild für den Assisenaal in Elberfeld.

Eine ganz entgegengesetzte, entschieden realistische Auffassung der Geschichte begegnen wir in den Bildern von Emanuel Leuze, einem der bedeutendsten Coloristen der Düsseldorfer Schule, auf die er durch Beispiel und Anregung besonders in Bezug auf die Farbe und deren virtuose Behandlung einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat. In Deutschland geboren, in Amerika erzogen, war er von dem Rufe Lessing's angelockt 1841 in die rheinische Kunststadt gekommen und rief dort mit seinem ersten Bilde, Columbus vor den Richtern, gleich die größte Sensation hervor. So ganz von der hergebrachten akademischen Auffassungsweise abweichend, so frisch und lebendig hatte man noch kaum etwas gesehen. Sein freier Geist vermochte es auch nicht, sich in die Schulregeln zu finden; er gehörte daher zu den ersten, welche die Akademie verließen und ihr eigenes Atelier einrichteten. Von unererschöpflicher Vielseitigkeit schuf Leuze ein hervorragendes Bild nach dem andern, unter denen Washington's Uebergang über den Delaware den meisten Ruhm erlangt hat, und offenbarte in allen ein seltenes Individualisierungsvermögen und eine Meisterschaft der Farbengebung, wie sie nur Auserwählten eigen ist. Durch große Aufträge veranlaßt, kehrte er 1858 nach Amerika zurück, wo seine Werke nicht nur viel zur Verbreitung des Rufes der Düsseldorfer Schule beigetragen haben, sondern auch manchen jungen Maler veranlaßten, in derselben seine Ausbildung zu suchen.

Von andern Historienmalern haben wir noch zu nennen: Julius Schrader (geb. 1815), der schon in Düsseldorf, wo er bis 1845 lebte, die großen Hoffnungen rege machte, die er später so herrlich erfüllte; Paul Kieberich (geb. 1810, gest. 1850), durchdacht in der Auffassung, aber etwas chronikenhaft nüchtern im Stil; Joseph Fay (geb. 1815), der sich, nachdem er mehrere treffliche Geschichtsbilder gemalt, mehr den Darstellungen aus dem italienischen Volksleben zugewandt; Wilhelm Volkhard (geb. 1815), der vielseitig in der Wahl lebendig aufgefaßter Gegenstände, auch als Porträtmaler mit Glück thätig ist; Joseph Scher, dessen schätzenswerthes Talent in mehreren großen Bildern zu Tage trat; endlich Clemens Beyer und Adolf Schmitz, die in rühmenswürdigen Werken durch ein brillantes Colorit, das von beiden allerdings sehr verschiedenartig behandelt wird, ihre in Frankreich und Belgien vollendete Ausbildung verrathen. Der letztere hat auch einige große Wandbilder im Gürzenich zu Köln ausgeführt.

Zu den Schlachtenmalern übergehend, die je nach den Vorwürfen ihrer Gemälde und deren Auffassung doch auch noch zu den Vertretern der Historienmalerei zählen, ist zunächst Wilhelm Camphausen (geb. 1818) hervorzuheben, der durch Lessing's Kriegs- und Reiterbilder angeregt, der eigentliche Begründer dieses Genres in Düsseldorf wurde. Seine sehr zahlreichen Gemälde sind durch Vielfältigkeiten überall rühmlichst bekannt geworden und zeichnen sich durch lebendige Composition, gute Zeichnung, schöne Farbe und elegante Behandlung ehrenvoll aus. Er ist ungemein productiv und auch als Illustrator mit Glück thätig. Ebenso haben seine gesellschaftlichen Talente den Genossen manche frohe Stunde bereitet. Sein früherer Schüler Emil Hünten (geb. 1827), behandelt mit großem Erfolge hauptsächlich die Geschichte Friedrich's des Großen und die Feldzüge von 1864 und 1866. Er hat sich durch eisernen Fleiß, gebiegene Durchführung

und treffende Charakteristik rasch einen geachteten Namen verschafft. Adolf Northen (geb. 1828), der die Schlacht von Waterloo mehrfach dargestellt, beweist ein großes Talent, welches mit oft schauerlicher Wahrheit die wildesten Kampfszenen wiederzugeben weiß; seine Bilder werden aber durch eine etwas vernachlässigte Technik beeinträchtigt. Au demselben Mangel leiden die lebendig componirten Gemälde von Otto Fidentischer, der sich auch vielfach mit Illustrationen beschäftigt. Hierin überragt ihn aber August Bed, welcher vor einigen Jahren Düsseldorf verlassen hat, bei weitem. Letzterer leistet in dieser Specialität ganz Vorzügliches, wie seine Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung“ und andere Journale bekunden. Ein stets frisches und leichtschaffendes Talent spricht aus den vielen Bildern von Christian Sell, die äußerst geschickt behandelt erscheinen. Neuerdings ist auch Nicutowsky, der mit Lessing nach Karlsruhe übergesiedelt war, in die Rheinstadt zurückgekehrt und hat dort seinen trefflichen Darstellungen aus dem Befreiungskriege einige andere Werke folgen lassen, während einer der berühmtesten neuern Schlachtmaler, Georg Bleibtreu (geb. 1828), vor mehreren Jahren nach Berlin gezogen ist, wo sein Ruf fortwährend im Steigen ist.

Wenden wir uns nun zu den Volks- und Sittenmalern, so müssen wir Lübbe völlig bestimmen, wenn er von der Düsseldorfer Schule sagt: „Sie wandte sich zuerst mit freiem Sinn einer gemüthvollen Auffassung der einfachen Zustände des wirklichen Lebens zu und rief eine neue Blüte der Genremalerei hervor.“ Auf diesem Felde begegnen wir in der That einer Menge vorzüglicher Talente, die alle namhaft zu machen hier zu weit führen würde. In den ältesten Vertretern zählt Johann Baptist Sonderland (geb. 1805), der die mannichfaltigsten Gegenstände mit Geschick, wenn auch ohne besondere Tiefe behandelt hat und in zahllosen Illustrationen, in der Aekunst und Lithographie noch Verdienstlicheres leistet. Sein talentvoller Sohn Friedrich eifert ihm erfolgreich nach. Eine ganz hervorragende Begabung besaß aber Johann Peter Hasenclever (geb. 1810, gest. 1853), dessen humoristische Auffassung des Spießbürgerthums in vielen Werken, die bei aller Komik der Situationen doch nie in Caricatur ausarten, glänzend zu Tage trat. Seine Weinproben haben wie seine prächtigen Darstellungen aus der „Jobstade“ überall die wärmste Anerkennung gefunden, und der deutsche Philister ist selten mit so ummachamlicher Charakteristik geschildert worden wie von diesem originellen Künstler. Den nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung der Genremalerei in Düsseldorf übten Jakob Becker (geb. 1810) und Julius Dielmann (geb. 1810), die im Leben wie in der Kunst eng miteinander verbunden, hier die wahren Schöpfer der jetzt so vielfach gemalten Dorfgeschichten wurden. Beide haben in dieser Richtung Vorzügliches geleistet. Wenn der erstere durch seine größern, oft ergreifenden Bilder (Das Gewitter, Die Rückkehr des Soldaten u. a.) zu allgemeinerer Berühmtheit gelangt ist, so sind des letztern mehr idyllische und naive Gemälde doch auch sehr anziehend. Als Becker 1840 einem Rufe als Professor des Städel'schen Instituts nach Frankfurt a. M. folgte, siedelte Dielmann gleichfalls dorthin über, wo beide nun in Del- und Aquarellbildern rüstig weiter schaffen, während ihre zahlreichen Nachfolger am Rhein sie in technischer Beziehung weit überholt haben. Von diesen wollen wir zunächst Christian Böttcher (geb. 1818) anführen, dessen poetische Auffassungsweise allen Gegenständen einen besondern Reiz verleiht. Er ist hauptsächlich der Maler des Rheinlandes, das ihm zu seinen schönsten Bildern die anziehendsten Stoffe geboten. Die harmonische Stimmung der Landschaft erhöht dabei die Gesamtwirkung wesentlich, und Zeichnung, Colorit und Durchführung erscheinen bei ihm gleich lobenswerth.

Ganz verschieden von den Genannten, aber in seiner Einwirkung ebenso erfolg- und einflußreich ist Rudolf Jordan (geb. 1810), der ausgezeichnete Schilderer des Lebens der

Seeleute in freudigen und schmerzlichen, in humoristischen und wahrhaft tragischen Situationen. Von größter Feinheit in der Individualisirung, von bewunderungswürdiger Ausführung, gehören Jordan's Werke zu den besten der Düsseldorfer Schule, zu deren Entfaltung er durch sein Lehrentalent, für welches viele treffliche Schüler das rühmlichste Zeugniß ablegen, noch segensreicher als durch seine Bilder gewirkt hat. Eine ähnliche Richtung befolgte Henry Ritter (geb. 1816, gest. 1853), ein Künstler von außerordentlicher Begabung. Wenn er sich auch nicht so ausschließlich dem Treiben der Fischer und Bootsen zugewendet, so gehören demselben doch die meisten seiner lebensvollen Gemälde an, während seine Mappen einen außerordentlichen Reichtum der verschiedenartigsten Compositionen voller Poesie, Originalität und Humor enthielten, welche alle auszuführen ihm leider Krankheiten und ein zu früher Tod versagten. Auch als Illustriator (z. B. Washington Irving's) ist Ritter ehrend hervorzuheben. Karl Hübner (geb. 1814) machte sich zuerst durch seine in die Ideen des Zeitgeistes einschlagenden socialistischen Tendenzbilder: Die schlesischen Weber, Das Jagdrecht u. a. (1846—48), einen gefeierten Namen, den er seitdem noch durch Werke allgemeingültigen Inhalts zu verdienen verstand. Er ist ein überaus productiver Künstler und glänzt durch breite virtuose Behandlung, bei der freilich häufig die Feinheit in Zeichnung und Durchführung leidet. Sein Sohn Julius zeigt bei rüftigem Streben eine durchaus verwandte Begabung. Von den Darstellern gemüthlicher Familienscenen, bei welchen die Kinder immer eine hervorragende Rolle spielen, müssen wir den jetzt in Berlin wohnenden J. G. Meyer von Bremen (geb. 1816) anführen, der von der biblischen zur Genremalerei überging und hierin einen weitverbreiteten Ruf erworben hat; ferner Adolf Richter (geb. 1813, gest. 1852), der nicht so verschiedenartig und mannichfaltig, aber stets sinnig und oft ergreifend erscheint, während Franz Wischbrink (geb. 1818) dem häuslichen Leben mehr humoristische Seiten abzugewinnen versteht. Friedrich Woser (geb. 1813) zeichnet sich in fein durchgeführten Cabinetstücken aus, denen seine kleinen Bildnisse nicht nachstehen. Eduard Gesellschaft (geb. 1814) aber glänzt vornehmlich durch die treffliche Wiedergabe des Lampenlichts welches in fast allen seinen Bildern effectvoll die Wirkung erhöht. Anfänglich in religiösen und romantischen Motiven sich versuchend, malte Gesellschaft dann einige verdienstliche Historienbilder, wie Die Auffindung der Leiche Gustav Adolf's, bis er in der Genremalerei einen Weg fand, der ihn zu gerechter Anerkennung geführt hat. Feinste Ausführung und harmonische Färbung sind seinen sämmtlichen Bildern eigen. Gleich ihm ist August Siegert (geb. 1820) zuerst als Historienmaler nicht ohne Erfolg aufgetreten. Derselbe hat sich aber nach größern Reisen ebenfalls dem gemüthlichen historischen Genremalerei zugewendet, in welchem er ganz Vorzügliches leistet. Ein sinniger Inhalt geht bei Siegert mit dem sorgsamsten Studium aller Theile Hand in Hand, wodurch der Werth seiner schönen Gemälde beträchtlich gewinnt. Auch Karl Rasch, der erst 1858 nach Düsseldorf kam, ist von der Geschichte und Romantik zur Darstellung des Volkslebens übergegangen in der er gegenwärtig als einer der bedeutendsten Meister dasteht und sich ebenso sehr durch seine Charakteristik wie durch wirkungsvolles Colorit auszeichnet. Friedrich Hiddemann (geb. 1829) machte denselben Weg, und seine meistens humoristischen Scenen an der Bauernwelt verdienen die ehrenvollste Beachtung, die auch die Illustrationen zu Fr. Reuter gefunden haben. Ein sehr bedeutendes Talent tritt uns ferner in Hubert Salentin (geb. 1828) entgegen, der bis zum 30. Jahre Nagelschmied war, dann aber raschen Fortschritten eine hohe Stufe der künstlerischen Vollendung erreichte, sodaß seine oft poetischen Werke auch im Auslande verdiente Würdigung gefunden haben und häufig vervielfältigt worden sind. Durch seine Farbenstimmung und wahre Gediegenheit fesseln die Bilder von Ernst Bosch, in denen wie bei Hiddemann und Salentin das Landschaftliche in angenehmer Weise zur harmonischen Gesamtwirkung beiträgt. Gleiches gilt

nach höherem Grade von den Schöpfungen Karl Schleginger's, die zudem oft durch poe-
tische Stoffe hervortragen, während Karl Hoff (ein Schwiegersohn Karl Sohn's) eine
virtuose Technik offenbart und in der Wahl der Gegenstände häufig einen glücklichen
Griff thut. Hoff behandelt auch oft Scenen aus der Pöppelzeit, und hierin schließt sich
ihm Otto Erdmann mit gutem Erfolge an, wogegen Pitschauer, Karl Webb und E. Stammel
meistentheils sehr lobenswerthe Schilderungen aus dem Leben des 17. Jahrhunderts bieten.
Ein feines Talent spricht aus den beliebten Genrebildern von Albert Kindler, die wieder
der Gegenwart entnommen, uns gewöhnlich zu den Bewohnern des Schwarzwaldes führen.
Fast alle vorher Genannten werden aber überragt durch Ludwig Knaus (geb. 1829), der
unstreitig zu den besten Malern der Gegenwart zählt und in Deutschland wie im Aus-
lande sich der gleichen Berühmtheit erfreut. Aus der Düsseldorfer Schule hervorgegangen,
verließ er dieselbe nach dem glänzenden Erfolge seiner Erstlingswerke und lehrte erst 1867
als vollendeter Meister, durch seine in Paris und Berlin gewonnenen Erfahrungen be-
reichert, in die Rheinstadt zurück, wo sein leuchtendes Vorbild nicht ohne begeisternde
Einwirkung auf die gesammte Künflerschaft bleiben kann. Von Knaus gilt heute noch
in erhöhtem Maße, was Springer schon 1858 in seiner Kunstgeschichte über ihn sagte:
„Eine glückliche Erfindungsgabe, einen poetischen Sinn und ein geübtes Auge, die Formen
des menschlichen Zusammenlebens festzuhalten, theilt er mit vielen deutschen Künstlern;
niemand aber überragt ihn in der scharfen und sprechenden Charakteristik, in der tiefen
psychologischen Auffassung, niemand erreicht ihn in der meisterhaften Beherrschung der
Farbe, in der vollendeten Technik.“ Ihm nahe verwandt ist Benjamin Vautier (geb. 1830),
der gleich ausgezeichnet in der wunderbar feinen Beobachtungsgabe und der meisterhaften
Ausführung wie Knaus, doch durch ein minder glänzendes, aber äußerst harmonisches
Colorit wesentlich von demselben abweicht und in seiner Auffassung etwas zarter, wir
wähten sagen vornehmer erscheint. Beide theilen in ihren bald ernsten, bald humoristi-
schen Bildern die Meisterschaft in der Behandlung des Landschaftlichen, und Knaus ist
auch als Porträtmaler von hervorragender Bedeutung. Ein ganz eminentes Talent be-
sitzt ferner Wilhelm Sohn (geb. 1830, ein Neffe und Schwiegersohn Karl Sohn's), der
mit Historienbildern seine ruhmvolle Laufbahn begann, neuerdings aber im Genre eine
Vollendung erreicht hat, die ihn, namentlich was das Colorit anbelangt, den größten
Künstlern ebenbürtig an die Seite stellt. Seine Consultation beim Rechtsgelehrten (im
Leipziger Museum) ist in Farbe und Charakterisirung eine wahre Perle der Kunst, der
seine übrigen Werke nicht nachstehen. Auch als Lehrer ist er mit bestem Erfolge thätig.
Sein Schwager Richard Sohn ist ebenfalls ein sehr talentvoller Genremaler.

Eine Gruppe von Damen schließt sich hier an, von denen Frau Marie Wiegmann,
geborene Hande (Witwe des Professors Rudolf Wiegmann), als vortreffliche Nachfolgerin
Karl Sohn's in Porträt- und poetischen Genrebildern Ausgezeichnetes leistet und zu den
Zierden der Düsseldorfer Schule gehört. Amalie Benfinger und die hochbegabte Elisabeth
Jerichau, geborene Baumann, haben die Stadt längst verlassen, eine jüngere Künstlerin aber,
Ernestine Friedrichsen, bekundet mit jedem neuen Bilde ein überraschendes Talent.

Schließlich haben wir von den Genremalern noch einige Skandinavier zu erwähnen,
welche meistentheils die Sitten und Gebräuche ihrer Heimat in tüchtigen Bildern zur
Anschauung bringen. Allen voran steht Adolf Tidemand (geb. 1815), einer der aus-
gewählten Meister, deren Ruhm nicht untergehen wird. In tiefempfundenen, hochpoeti-
schen Werken beweist er eine Vollendung der Farbe und Individualisirung, welche in
Düsseldorf, wohin er 1837 kam, wie überall die verdiente Bewunderung gefunden hat.
Viele derselben haben einen religiösen Charakter (Hausandachten, Das Abendmahl u. a.),
wie er denn auch leztthin ein großes Altarbild: Die Taufe Christi, gemalt hat. Von

seinen Landsleuten, die, seinem Beispiel folgend, an den Rhein zogen, ist Bengt Nordenberg (geb. 1822) wol der bedeutendste, August Fernberg, Vork, Bergelin und besonders der fein charakterisirende Fagerlin reihen sich würdig mit verwandtem Stoff an, während Karl v'Unker-Lützow (gest. 1864) mit Humor und feiner Beobachtungsgabe seine Scenen mehr dem Treiben der großen Welt (Wartefalon, Spielsaal u. s. w.) entlehnte.

Ob wir nun zu den Architektur- und Landschaftsmalern übergehen, müssen wir noch eines Künstlers gedenken, der ebenso gut zu diesen wie zu den Figurenmalern gezählt werden kann. Es ist August von Wille (geb. 1829), der in prächtigen Waldbildern, Burghöfen und Straßen bei Sonnen-, Mond- oder Fackellicht ein sehr wirkungsvolles Talent an den Tag legt und durch große und bedeutsame Staffage den gewollten Eindruck wesentlich steigert. Auch hat er schöne Illustrationen geliefert. Als Architekturmaler steht Adolf Seel obenan, dessen Kloster- und Kircheninterieurs mit entsprechenden Figuren eine bis ins Kleinste gehende Durchführung zeigen, worüber nie die malerische Gesamtwirkung verloren geht. Karl Conrad (geb. 1810) ist durch seine genauen Ansichten des Kölner Doms berühmt geworden, und Stegmann sowie der Norweger Lerche malen ebenfalls in lobenswerther Weise Kirchen und andere Gebäude, während G. Pulian und Minjon mit ihren hübschen Schilderungen rheinischer Städtchen schon mehr zu den Landschaftlern zählen.

Von diesen wollen wir in erster Linie Kaspar Scheuren (geb. 1810) nennen, eins der bedeutendsten und vielseitigsten Talente der Düsseldorfer Schule, ebenso trefflich als Aquarellmaler und Arabeskenzeichner wie als Schöpfer großer stilistischer Landschaften und kleiner Architekturgemälde und in all seinen Werken voll unerschöpflicher und überaus poetischer Phantasie. Auch seine Figuren sind immer charakteristisch und fein gezeichnet. Scheuren gehörte zu den ersten, die sich in Düsseldorf nach Lessing's und Schirmer's Vorgange der Landschaft zuwandten, und in den meisten seiner Compositionen klingt etwas von dem romantischen Geiste jener Tage nach. Als Illustrator deutscher Dichter (Chor aus der „Braut von Messina“ in sieben Aquarellen) wird er mit Recht gefeiert. Weit mehr auf realem Boden wurzelt das eminente Talent von Andreas Achenbach (geb. 1814), einem der berühmtesten Künstler der Neuzeit. Ihm ist es weder um Schönheit der Linien und Formen, noch um poetische Stimmung zu thun; er componirt auch eigentlich gar nicht, sondern er nimmt ein Stück Natur, wo er es findet, und schildert es mit einer Wahrheit und Meisterschaft, wie sie in der Kunst kaum vollkommener zu erreichen ist. Die Technik bietet für ihn keine Schwierigkeiten mehr, und ob er idyllische westfälische Mühlen oder öde Meeresgestade, ob er die stürmende See oder friedliche Ortschaften malt, immer feiert er dieselben Triumphe in der durch tiefes Studium erworbenen, jedem Stoffe angemessenen künstlerischen Behandlung der Farbe. Die verschiedensten Beleuchtungseffecte bringt er dabei zur überraschendsten Wirkung und seine Staffage ist stets charakteristisch und würde jedem Figurenmaler Ehre machen. Seines gleichbegabten Bruders Oswald Achenbach haben wir oben gedacht. Derselbe verdankt ihm hauptsächlich seine Ausbildung. Zu den ältesten düffeldorfer Landschaftsmalern gehören noch Arnold Schulden (geb. 1809), ein tüchtiger Künstler in Waldbildern und Gebirgsmotiven, Wilhelm Pose (geb. 1809), der jetzt in Frankfurt a. M. lebt, Heinrich Funk (geb. 1809), gegenwärtig Professor in Stuttgart, Peter F. Happel (geb. 1813, gest. 1854), Adolf Lasinsky (geb. 1809) u. a., und eine Menge anderer schätzbare Talente, aus deren Zahl wir nur Wilhelm Klein (geb. 1821) mit besonderer Anerkennung namhaft machen wollen. Als einer der besten Idealisten und Stimmungsmaler steht August Weber (geb. 1817) da, dessen poetische Landschaften in Tages-, Abendsonnen- oder Mondbeleuchtung um so größere Bewunderung verdienen, als sie durch ihren innern Gehalt, die Schönheit der Zeichnung und Com-

position und ein einfaches Colorit nicht um die Gunst der großen Masse werben, aber den wahren Kunstfreund dauernd fesseln. Weber hat sich auch als Lehrer bestens bewährt. Einer ähnlichen stilistischen Richtung gehört August Kessler (geb. 1826) an, der vortrefflich componirt, in der Farbe aber mitunter etwas hart ist, sowie Alexander Michelis (geb. 1823, gest. 1868), einer der besten Schüler und treuesten Nachfolger Schirmer's, welcher namentlich in glücklich gewählten Motiven aus seiner westfälischen Heimat Treffliches leistete. Michelis folgte 1862 einem Rufe als Lehrer an die neuerrichtete Kunstschule in Weimar, zu deren Director ein anderer begabter Schüler Schirmer's, Graf Stanislaus von Kaldreuth (geb. 1821), ernannt worden war, dessen Gebirgslandschaften vielen Beifall gefunden haben. Hugo Becker (geb. 1833, gest. 1868) zeigte ebenfalls in seinen fein gestimmten Bildern mit passender Staffage eine tiefe Poesie und zeichnete sich auch durch schöne Illustrationen ehrenvoll aus. Der talentvolle Engländer Ireland (geb. 1827) verrieth auch Anklänge an Schirmer, während sich H. Maurer und der Amerikaner John Tait mehr an Weber anschließen. In deutschen Landschaften leisten ferner H. Pöhl, Georg Genschow, Ebel, Wilroder, von Perbandt, Deiters, Felix Kreuzer, Irmer, Kollig, Lommen, Theodor Hagen und der hochbegabte Russe Döder sehr Verdienstliches, während die Skandinavier Jacobsen, Morten Müller, Bobom, Nordgren die Buchten und Felsengegenenden ihrer Heimat mit Glück wiedergeben und Paul von Franken effectvolle laulastische Landschaften malt. Besonders reichen Stoff bietet aber die Alpen- und Gebirgswelt der Schweiz und Oberbaierns, in deren Schilderung vor allen August Leu (geb. 1819) hervortragt, der durch meisterhaften Vortrag, leuchtende Farbe und wohlberrechnete Lichtvertheilung einen weitverbreiteten Ruf erworben hat. Julius Kollmann (gest. 1864) gehörte in dieser Richtung ebenfalls zu den ausgezeichnetsten Künstlern Düsseldorfs und ist namentlich als Colorist von großer Bedeutung. August Becker (geb. 1822), der mit Glück das Alpenglühen darzustellen weiß, Karl Jungheim, Steinike, W. Portmann, J. W. Lindlar, Schweich und viele andere haben gleichfalls Erfolge auf diesem Gebiete davongetragen. Das herrliche Land, wo im dunkeln Laube die Goldorangen glühen, hat neben Oswald Achenbach noch treffliche Schilderer gefunden in dessen beiden Schwägern Albert Flamm (geb. 1823), einer ihm durchaus ähnlichen Begabung, und Albert Arnz, die beide in coloristischer Beziehung große Wirkungen erzielen, sowie in August Bromeis, jetzt Professor in Kassel, welcher mehr die Schönheit der Composition erstrebt und hierin Rühmliches leistet. Im strengsten Gegensatz zu diesen Malern des Südens bewährten sich Karl Hilgers (geb. 1818), eins der fruchtbarsten Talente der Schule, dessen gewandte Behandlungsweise an niederländische und französische Vorbilder gemahnt, Karl Abloff (geb. 1819, gest. 1862), J. Dünke, Gustav Lange und der Norweger Munthe als tüchtige Darsteller der winterlich erstarrten Natur mit ihren Schnee- und Eisflächen, wobei sie aber selbstverständlich auch andere Landschaften malen. Keiner Dahlen, einer der entschiedensten Realisten Düsseldorfs, welcher erst vom Sattlerhandwerk zur Kunst gelangte, hat ebenfalls mehrere Winterbilder gemalt, sich neuerdings aber mehr als Thiermaler hervorgethan und kann somit füglich den Uebergang zu diesen vermitteln. Der Vielseitigste war auf diesem Felde wol Sigmund Achenwitz (geb. 1820, gest. 1868), welcher zahme und reizende Thiere, Pferde und Vögel mit gleichem Geschick behandelte, während sich Friedrich Happel (geb. 1824, gest. 1854, ein Bruder von Peter Happel) lebiglich auf die Wiedergabe von Jagdthieren beschränkte, worin auch F. Beckmann und vor allen der begabte Deder glänzen. Klara von Wille, geborene von Böttcher, die Gattin von August von Wille, malt Hunde ganz vortrefflich; die auch als Landschaftsmaler thätigen H. Lot und Seibels hingegen meistentheils Kühe und Schafe, wofür namentlich letzterer ein großes Talent bekundet. Emil Volkens, der seit 1858 in Düsseldorf lebt, nachdem er bei dem

berühmten Albrecht Adam in München seine Ausbildung genossen, ist als Pferdemaler hoch geschätzt und auch in Genrebildern aus Rumänien und andern Gegenden, auf denen aber stets das edle Roß eine Hauptsache bildet, bewährt er eine äußerst gewandte und elegante Behandlungsweise. Fuß, der gleichfalls von der Isar an den Rhein gekommen ist, hat als Maler von Enten vielleicht nicht seinesgleichen, obgleich auch Gustav Süss (geb. 1823) hierin wie in der Darstellung von anderm Federvieh Vorzügliches leistet. Fast alle diese Thiermaler schaffen auch auf dem Felde der Illustration und der Aquarellmalerei höchst Anerkennenswerthes. Es erübrigt uns nun noch des Stillebens zu gedenken, welches in der Düsseldorfer Schule ebenfalls einige Vertreter gefunden hat, von denen Wilhelm Preyer (geb. 1803) auf diesem engbegrenzten Gebiete wol zu den ersten Meistern der Gegenwart zählt. An delikater Ausführung dürfte ihn in seinen Fruchtstücken mit Rheinwein- oder Champagnergläsern kein anderer erreichen. Seine Tochter Emilie eifert ihm mit vielem Talent nach. Jakob Lehnen (geb. 1804, gest. 1847) und Joseph Wilms sowie der Blumenmaler Holtzhausen (Inspector der Kunstakademie) gehören ebenfalls hierher und neuerdings haben auch noch einige Damen sich erfolgreich angeschlossen.

Verlassen wir nun die Malerei und wenden uns zu den vielfältigsten Künsten, so sehen wir, daß Düsseldorf auch hierin ganz bedeutende Kräfte aufzuweisen hat. Als Lithographen haben sich nur wenige, wie die Genremaler Dirks und Ufers, verdient gemacht, als Kupferstecher aber folgte eine große Zahl mit Glück dem leuchtenden Beispiele des Professors Keller, dessen Bruder Franz zu seinen besten Schülern gehört. Adolf Glaser, Heinrich Küster, Franz Massau, Rudolf Stang reihen sich ihm mit vortrefflichen Arbeiten an, und Haber Steifensand (geb. 1809), Theodor Janßen, J. Bartelmeß, F. Dinger, Vogel sowie der durch seine Stiche Lessing'scher Landschaften bekannte Wilhelm von Abbema stehen diesen in keiner Weise nach, wenn sie auch in ihrer Behandlung eine mehr malerische Richtung eingeschlagen haben. Die zahlreichen Blätter dieser sämtlichen Künstler sind rühmlichst bekannt und erfreuen sich selbst im Auslande verdienter Würdigung. Auch die Holzschneidekunst hat durch die Errichtung der großen xylographischen Anstalt von A. Brend'amour in den letzten Jahren eifrige Pflege gefunden und die ausgezeichneten Photographien der Gebrüder Overbeck nach düffeldorfer Gemälden haben nicht wenig zur Verbreitung des Rufes derselben beigetragen.

So steht denn die rheinische Kunstschule gegenwärtig in schönster Blüte. Aus höchst unbedeutenden Anfängen hat sie sich durch die Neugestaltung der Akademie zu Düsseldorf im Jahre 1819 zu verheißungsvollem Aufschwunge erhoben, um dann mit Schadow's Ankunft 1826 ihre ersten Siege zu feiern. Mancherlei Krisen blieben ihr nicht erspart, die glückliche Ueberwindung derselben aber führte sie zu immer glänzenderer Entwicklung. Der Geist träumerischer und oft krankhafter Romantik ist gewichen, um einem gesunden Realismus Platz zu machen, und wenn derselbe auch in letzter Zeit, wie wir nicht verschweigen wollen, auf unheilvolle Abwege zu führen droht, so steht dies mit dem allgemein herrschenden Geschmaç der Zeit in Verbindung und wird der Akademie hoffentlich nicht auf die Dauer gefährlich werden. Nahezu 300 Meister und Schüler leben und schaffen jetzt in der freundlichen RheinStadt und vertreten die mannichfaltigsten Richtungen der Kunst, von denen die Historienmalerei allerdings nicht zur höchsten Entfaltung gelangen will, obgleich auch hierin, wie wir gesehen haben, ganz Bedeutendes geleistet worden ist. „Was dagegen das Genre und die Landschaft betrifft“, sagt Wolfgang Müller von Königswinter mit vollem Recht, „so steht die Düsseldorfer Schule unbedenklich am höchsten in Deutschland. Hier ist sie der Riese, der stets mit seiner Mutter, der Erde, in Berührung steht.“

hier hält sie fest an dem Princip des Naturalismus, hier ist sie frisch, ursprünglich, vielfältig, hier quillt ihr Leben in tausend verschiedenen Gestaltungen.“ Und so glauben wir denn annehmen zu dürfen, daß auch die Zukunft den Ruhm der Düsseldorfer Schule bewahren werde, da sich derselbe auf eine ehrenvolle Vergangenheit gründet. Sagt doch der Dichter mit Recht:

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirfst du Heute kräftig, frei,
Darfst du auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Das große Nordlicht vom 15. April 1869 in Nordamerika und eine Theorie dieser Erscheinung.

Von Ph. Spiller.

Obwol die Nordlichter in Nordamerika häufiger sind und sich auch weiter nach Süden erstrecken als irgendwo, so ist doch ein so großartiges und prächtiges, wie es am 15. April 1869 sich zeigte, seit 1859 nicht mehr beobachtet worden. Bemerkenswerth ist es, daß an demselben Tage ein hoher Grad von atmosphärischer Electricität selbst in Europa vorhanden war. Bei dem in Berlin nachmittags ausbrechenden Gewitter fiel die Wärme von 19 Grad bis auf 7,2 Grad R. Da mir aus 14 Orten Berichte vorliegen, so glaube ich in der Lage zu sein, eine ziemlich treue Schilderung dieser wundervollen Naturerscheinung, welche Alexander von Humboldt ein magnetisches Gewitter nannte, geben zu können. Schließlicly will ich einiges über das Wesen dieses räthselhaften Lichtes anführen.

Der Himmel war am 15. April abends in der Union fast überall unbedeckt und sternhell, selbst über dem volkreichen Newyork, wo etwa nur die untersten 20 Grade dunklig erschienen.

Sie gingen um 7 Uhr 50 Minuten abends zuerst von Norden her, dann von allen Seiten des Horizonts nach dem Scheitelpunkte oder Zenith helle Strahlen, meist von bläulicher und gelbweißer, zeitweise von rother und ins Karmoisin gehender Farbe, hin und wieder mit dunkelgrauen Zwischenräumen. Nur zwischen Süd und Südwest waren die Straßen seltener und weniger hell. Wenn auch alle ihre Stellung behielten, so waren sie doch in einer fortwährend wogenden Bewegung.

Zwischen Nord und Nordwest bildete sich später ein wenig scharf begrenzter dunkler Bogen, welcher aber wieder verschwand und sich in kleine dunkelgraue Wölkchen auflöste.

Die Strahlen schossen zunächst im Süden in einer Höhe von etwa 80 Graden mehr urcheinander und in ein Büschel zusammen wie ein Schleier von silbernen Sommerfäden, der in anmuthige Falten gelegt erschien; dann aber rückte diese Stelle mehr nach dem Zenith oder dessen Nachbarschaft, sodasß eine eigentliche Krone, welche man sonst beobachtet hat, hier nur unvollkommen und vorübergehend sich bildete. Wenn diese Krone verschwand und in Silberschaum zerfloß, wurde sie durch die glänzenden Strahlen wieder erneuert, welche sich vom Horizont erhoben und stets die Farbe wechselten von dem reichsten Rosaroth bis zum blendenden Silber, hier und da mit Streifen von Karmin und Smaragd vermischt. Diese Streifen wurden zeitweise gebogen und geschwenkt, miteinander vermischt und durchflochten, als ob sie von einem starken Winde getrieben würden, wobei sie stets unbeschreibliche Gestalten bildeten. Newyork ist, namentlich anfänglich, der Hauptknotenpunkt des Ereignisses gewesen, denn die Berichte aus nördlicher und südlicher gelegenen

Orten bezeichnen für diese Zeit das Licht als einen von Osten nach Westen gehenden Gürtel, wie es nach dem perspectivischen Anblicke nothwendig ist.

Der Bericht aus Boston vom 16. April 1½ Uhr morgens sagt: „Die Erscheinung des Nordlichts gab gestern Abend ein Schauspiel von bemerkenswerther Pracht, namentlich zwischen 7 und 8 Uhr abends. Vom östlichen nach dem westlichen Horizont war ein breiter Gürtel weißen Lichts gezogen, welches die Farbe wechselte, bis es nach und nach verschwand.“

Südllich von Newyork, in Philadelphia, dehnten sich breite Streifen von rothem und grünem Lichte ebenfalls vom östlichen nach dem westlichen Horizont aus soweit das Auge reichen konnte und verbanden sich plötzlich in Knoten, welche wieder breite Streifen nach allen Richtungen ausfendeten.

Selbst noch südllicher, in Richmond, zeigte sich, namentlich gegen 8 Uhr, ein von Osten nach Westen gehender Gürtel in einer scheinbaren Breite von 6 Fuß (nach dem Berichte), welcher sich dann nordwärts neigte, den Mond einigermaßen verfinsterte, sich mehr und mehr zusammenzog, wie man etwa einen Fächer schließt, und endlich am nördlichen Horizont verschwand.

In dem nördlicher gelegenen Baltimore erschien die ganze nordöstliche Seite des Horizonts durch die ungewöhnlich lebhafte Erscheinung mehrere Stunden hindurch wie illuminirt. Um 11 Uhr abends aber war sie schon fast verschwunden.

Dagegen zeigte sich das Nordlicht in noch nördlicher gelegenen Orten noch später. Merkwürdig bleibt es, daß man nach dem vorliegenden Berichte in Pittsburg eine Lichterscheinung nicht bemerkt, sondern nur eine Störung beim Telegraphiren wahrgenommen habe.

Aus Portland aber wurde gemeldet, daß noch am 16. April um 12 Uhr 30 Minuten morgens bei ruhigem und klarem Wetter das Nordlicht so ausgezeichnet hell gewesen sei, daß es mit seinem Glanze die Sterne fast verdunkelt habe.

In Montreal sowie in Saint-John war es am 16. April um 1 Uhr morgens bei Nordwestwind ebenfalls noch sehr glänzend.

Aus Plaster Cove und auch aus Island Pont telegraphirte man am 16. April 1 Uhr morgens, daß das Nordlicht in Neufundland brillanter als je im verflossenen Winter gewesen sei. Es wehte dabei ein starker Nordostwind.

Im Innern des Landes war es zum Theil nur schwach bemerklich, z. B. in Louisville von 7½ bis 10 Uhr; es zeigte sich von Cincinnati aus nördlich in sehr schönen Streifen, welche sich nach dem Zenith hinzogen; zu Indianapolis hatte es gegen 8 Uhr eine weißliche Farbe, erschien wie vom Winde zerrissene Wolken, bildete im Süden einen prächtigen Bogen und erst gegen 9 Uhr zeigte es sich zuerst im Nordwesten und dann im Osten, wobei es einen gewaltigen Lichtglanz ausströmte, der ins Roth überging und gegen 10½ Uhr verschwand.

Höchst merkwürdig ist theils die Unterbrechung des Telegraphirens, theils die Bewirkung desselben durch das Nordlicht und die dabei in Betracht kommende Richtung, in welcher beides geschieht.

Aus Newyork schreibt man darüber: „Von 7 Uhr 50 Minuten bis 8 Uhr waren die künstlichen Batterien der Western-Union-Telegraphengesellschaft durch das magnetische Gewitter neutralisirt und die regelmäßigen Depeschen wurden durch die Vermittelung der großen atmosphärischen Batterie abgefendet, welche die Natur zu dieser Zeit stellte. Das Gewitter ließ zeitweise für eine Weile nach und dann wurden die künstlichen Batterien wieder in Anwendung gebracht. Um 10 Uhr setzte aber die Batterie des Nordlichts die Drähte wieder in Thätigkeit mit einer Kraft von wenigstens 400 Elementen, und von dieser Zeit an bis 12 Uhr versah das elektrische Gewitter mit wechselnder Kraft die Telegraphengesellschaften mit all der Electricität, welche sie brauchten. Von Philadelphia

aus arbeiteten die Drähte der Western-Union-Telegraphengesellschaft nach dem westlichen Theile des Staats ohne Anwendung irgendeiner Batterie; ebenso konnte auch von Boston aus operirt werden. Von Plaisir Cove aus waren die westlichen Linien zeitweise anscheinend ohne elektrische Strömung der künstlichen Batterien brauchbar. Selbst von Saint-John aus war das Telegraphiren ernstlich unterbrochen. In Cincinnati konnte nur nach Westen und Süden mittels der gewöhnlichen Batterien telegraphirt werden, da die Gegenströmung in den andern Linien bisweilen zu stark war und die der Batterien nahezu aufhob; aber schon zu Louisville war der Einfluß auf die Telegraphendrähte kaum wahrnehmbar.

Der Einfluß des Nordlichtes auf die Telegraphendrähte hat sich also in der Weise geltend gemacht, daß in den Gegenden, über welchen die Erscheinung vorzüglich lebhaft war, das Telegraphiren ohne Anwendung künstlicher Batterien nach allen Weltgegenden bewerkstelligt werden konnte; von den umgebenden Orten aus nur nach dem Hauptstze der Erscheinung, nach andern Richtungen aber unter Benutzung der gewöhnlichen Batterien; daß endlich da, wo das Nordlicht schwächer war oder schwächer wurde, entweder eine Erschwerung oder völlige Hemmung des Telegraphirens mit den gewöhnlichen Apparaten eintrat.

In einer so bestimmten Weise und in einem so weit ausgedehnten Gebiete ist, soviel ich weiß, über den Einfluß des Nordlichtes auf die Telegraphendrähte bisher noch nicht berichtet worden, und daher sind diese Angaben äußerst werthvoll zur Berichtigung früherer unseitiger Angaben und für die Enträthselung der merkwürdigen Erscheinung, welche ich in meinen Schriften seit mehr als zehn Jahren zu geben versucht habe.

Um einen klaren Einblick in das Wesen der Polarlichter zu erlangen, muß ich einige einleitende Betrachtungen vorausschicken.

Es ist eine physikalische Thatsache, daß Wärmeunterschiede einander berührender oder miteinander verbundener verschiedenartiger Körper (z. B. zusammengelötheter Metalle) bei diesen eine elektrische Erregung hervorzurufen, daß diese Erregung, welche in einer gewissen schwingenden Bewegung der außerordentlich kleinen Massentheilchen (Molekel) besteht^{*)}, nicht nur in einem ununterbrochenen Leiter (Metalldraht) sich fortpflanzt, sondern daß sie auch in benachbarten Körpern bis auf eine gewisse Entfernung ähnliche Erregungen hervorrufen, welches je nach der Beschaffenheit der Stoffe mit verschiedener Leichtigkeit und für eine verschiedene Dauer geschieht.

Diese schwingenden Erregungen können bei manchen Körpern die Molekel in eine neue feste Lage bringen, in der sie entweder auch dann noch bleiben, wie bei Stahl, wenn jene Einwirkung nicht mehr stattfindet, oder zugleich mit dem Aufhören jenes äußern Einflusses wieder verschwinden (wie bei Eisen oder Kupfer). Mit Einem Worte, die elektrischen Schwingungen, gleichgültig aus welcher Quelle sie kommen, machen den Stahl bleibend, das Kupfer vorübergehend zu einem Magneten.

Weil aber die schwingenden Molekel entweder jenseit oder diesseit der ursprünglichen Gleichgewichtslage stattfinden können, spricht man von positiver und negativer Electricität und folgerichtig auch von positivem und negativem Magnetismus, je nachdem für den letzten Fall die Molekel jenseits oder diesseits festgehalten werden.

Wenn man nun einen Metalldraht, in welchem eine positive von Molekel zu Molekel fortschreitende elektrische Bewegung oder ein sogenannter elektrischer Strom stattfindet, um einen Eisenstab spiralförmig nach links (von oben nach links, nach unten, nach rechts,

^{*)} Vgl. Ph. Spiller, Neue Theorie der Electricität und des Magnetismus (3. Aufl., 1861, S. 52).

nach oben u. s. w.) windet, so wird der Stab, aber nur während der elektrischen Strömung, in der Art zu einem Magneten, daß das am Anfange der Spirale hervorragende Ende des Stabes positiven (Nordpol), das andere negativen (Südpol) Magnetismus zeigt. Hätte man statt des Eisenstabes einen Stahlstab genommen, so würde dieser ein bleibender Magnet sein.

Hinge man nun diesen Magneten an einen Faden so, daß er horizontal schwebte, so würde er die Lage einer Magnethadel (Declinationsnadel) annehmen und dabei mit dem positiv gewordenen Ende nach Norden zeigen.

Weil ferner erfahrungsgemäß nur ungleichnamige Magnetismen einander anziehen, so kann der Stab offenbar nur dann jene Lage annehmen, wenn die Erde nach Norden hin negativen, nach Süden hin positiven Magnetismus besitzt.

Wodurch aber ist die Erde ein bleibender Magnet und gerade mit einer so vertheilten Polarität geworden? Weil sie von einem durch Wärmeunterschiede erzeugten sogenannten elektrischen (hier thermoelektrischen) Ströme in einer von Osten nach Westen gehenden Spirale umflossen wird.

Um dieses klar einzusehen, dürfen wir nur den Weg der von der Sonne auf die Erdoberfläche lothrecht ankommenden Strahlen während des Jahreslaufes der Erde und ihrer täglichen Achsendrehung verfolgen.

Wenn die Erde zur Zeit unsers kürzesten Tages von 12 Uhr mittags an nicht weiter um die Sonne ginge, sondern nur um ihre Achse sich drehte, so würde der senkrechte Sonnenstrahl den südlichen Wendekreis beschreiben, indem er dabei von Osten nach Westen geht. Wenn wir die Erde aber im Raume fortgehen und sie dann am nächsten Tage um 12 Uhr mittags stillstehen und nur um ihre Achse sich drehen lassen, so wird der senkrechte Sonnenstrahl wieder einen Kreis beschreiben, aber er liegt dem Aequator näher als der vorige. Erst nach einem Vierteljahre, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, beschreibt der Mittagsstrahl den Aequator, nach weitem drei Monaten den nördlichen Wendekreis.

Weil nun die Erde in ihrer Bahn um die Sonne stets fortschreitet und dabei sich stets um ihre Achse bewegt, so beschreibt der lothrechte Sonnenstrahl nicht die einzelnen Parallelkreise, sondern eine wirklich ununterbrochene Spirale, welche nach links (von Osten nach Westen) geht und auch im folgenden halben Jahre diese ihre Richtung nicht verändert. Im ersten halben Jahre gingen die Windungen vom südlichen zum nördlichen Wendekreise, im zweiten gehen sie vom nördlichen zum südlichen.

Daraus ergibt sich mit absoluter Nothwendigkeit, daß die Erde nach Süden positiven, nach Norden negativen Magnetismus haben muß, wie es schon aus der Lage der Declinationsnadel hervorging. Die Erde ist also ein Magnet durch den Einfluß der sogenannten thermoelektrischen Ströme, und dieser Magnetismus ist wesentlich nur eine Oberflächenerscheinung.

Nun aber steht ferner noch zweierlei dabei physikalisch fest: 1) Das Festland ist ein besserer Wärmeleiter als das Wasser, jenes also für das Hervorbringen von Wärmeunterschieden geeigneter als dieses. 2) Mit dem Wachsen des Wärmeunterschiedes verschiedener Körper wächst der Grad der elektrischen Erregung.

Daraus ziehen wir für die Erde folgende Schlüsse: 1) Weil das Festland der Erde sich in zwei große Gruppen, die Alte und die Neue Welt, zerlegt hat, welche durch zwei große, vorzüglich von Norden nach Süden sich erstreckende Meere geschieden sind; so wird der erregte Magnetismus in den beiden Ländergebieten schärfer hervortreten, so daß man sagen könnte, die Erde ist ein Doppelmagnet, aber dabei im Norden stets mit negativem, im Süden mit positivem Magnetismus. Unsere Magnethadeln nehmen stets eine Stellung (im magnetischen Meridian) ein, welche das Resultat der Zusammenwirkung dieser

beiden Kräfte ist. Wir erkennen dieses z. B. an den Variationen. Weil eine mehr gleichmäßige Temperatur der einander erregenden Körper und namentlich eine gemeinschaftliche Erhöhung der Wärme den Grad des hervorgebrachten Magnetismus thatsächlich vermindert, so ist es klar, daß diese Verminderung bei der täglichen Achsendrehung jede der beiden Ländergruppen einmal treffen wird; ist die Sonne über der Alten Welt, so wendet sich der Nordpol unserer Nabel wirklich etwas mehr nach Westen; ist die Sonne über der Neuen Welt, so geht sie zurück nach Osten. Auch die Verschiedenheit der Temperatur im Laufe eines Jahres macht sich in ähnlicher Weise geltend. 2) Da die Sonne für jede der Polarzonen ihre auf- und abwärtsgehenden Spiralen in dem einen halben Jahre ohne Unterbrechung nur über dem Horizont, in dem andern nur unter ihm vollendet, so ist in jener Region am wenigsten im Laufe eines Tages von einer thermoelektrischen Erregung die Rede, sodaß die Erdpole in der That nicht die Magnetpole sind. Letztere haben wir in weit geringern Breiten über den Continenten zu suchen und auch gefunden.

Dieses wäre für die Erforschung der Natur der Polarlichter die eine Seite. Nun noch die andere! Sie liegt in der atmosphärischen Elektrizität.

Ich habe bereits in den Jahren 1857 und 1858 zur Erforschung der wesentlichsten Quelle für die atmosphärische Elektrizität und zur Bestätigung der weit früher schon aufgestellten Behauptungen mit unermüdblicher Ausdauer eine Reihe von Beobachtungen von einem günstig gelegenen Orte aus angestellt.

Nach lange anhaltender warmer Witterung und großer Trockenheit der Luft (bei welcher die Hygrometerdifferenz bisweilen bis auf 11 Grad R. stieg) bemerkt man unmittelbar am Horizont des östlichen und nordöstlichen Himmels bald nach Sonnenuntergang und kurz vor Sonnenaufgang ein in schmalen Streifen pausenweise erscheinendes, schnell dahinfliegendes mattweißes elektrisches Glimmlicht. Es ist kein Zweifel, daß es erzeugt wird durch zwei einander berührende horizontale Luftschichten von ungleicher Temperatur. Nach Sonnenuntergang ist nämlich bei heiterm Himmel und Windstille die etwa 6 Fuß hohe Luftschicht unmittelbar über dem Erdboden wegen der Wärmeausstrahlung 7—8 Grad kälter als die Luft darüber; vor Sonnenaufgang ist es ähnlich, weil die über den Horizont tretenden ersten Strahlen die Luft bereits erwärmen, während der Erdboden mit der Luft unmittelbar darüber während der Nacht kalt geworden ist. In beiden Fällen bildet sich ein elektrischer Gegensatz, welcher sich in sichtbarer Weise durch das schnell dahinfliegende Glimmlicht ausgleicht, um sich bald wieder zu bilden, bis er endlich bei Verminderung des Wärmeunterschiedes verschwindet. Selbst über der Ostsee habe ich diese Erscheinung, wenn auch nur kürzere Zeit, wahrgenommen.

Eine zweite Beobachtung ist für den vorliegenden Zweck nicht minder interessant. Wenn nämlich die Luft auch lange warm und trocken gewesen ist, und es entstehen in höhern Schichten der Atmosphäre zwei langsam gegeneinander wehende Winde von verschiedenen Temperaturen, ein nördlicher und ein südlicher, so bilden sich dann oft sehr lange, auf der Windrichtung lothrecht stehende und schmale zarte Wolkenstreifen, wenn die kältere Luft beim Eindringen in die wärmere deren Dünste verdichtet. Die in der kältern Luft vorhandenen Streifen lösen sich wol auch wieder auf, wenn nämlich die wärmere Luft in sie bringt. Auch in diesen Fällen fliegt ein solches Glimmlicht pausenweise über die Streifen hin. Bei der einen Beobachtung hatten sich sieben solcher Streifen gebildet.

Es ist ferner klar, daß die Lufterlektrizität in um so höherm Maße auftreten muß, je ausgedehnter die beiden Luftströme sind und je größer ihr Wärmeunterschied ist. In solchen Fällen treten dann meistens die gewöhnlichen Gewitter auf. Bei den Wintergewittern ist der warme Luftstrom über dem kalten, bei den Sommergewittern unter ihm.

Daß die beiden Luftströme wirklich entgegengesetzte Elektricitäten besitzen, erkennt man unfehlbar daraus, daß die Blizentladungen bei größern Höhen häufig von Wolke zu Wolke gehen.

Die Stärke der durch verschieden warme Luftströme erregten Elektricität ist bei einer gewissen Geschwindigkeit, Dichtigkeit und Trockenheit nur von dem Wärmeunterschiede in geradem Verhältnisse abhängig, gleichgültig, ob er durch hohe oder niedrige Temperaturen hervorgebracht wird.

Wenn endlich die beiden Luftströme längere Zeit recht gleichmäßig ohne Wirbel und Stauungen horizontal geflossen sind und die Luft an der Erdoberfläche recht trocken und ruhig ist, so kann in Gegenden mit schärfer hervortretendem Erdmagnetismus, also weder in der heißen Zone noch in der Nähe der Erdpole selbst, ein Nordlicht entstehen. Unter solchen Umständen tritt nämlich, wie man zu sagen pflegt, eine elektrische Spannung ein zwischen der atmosphärischen und der Thermoelektricität der Erdoberfläche.

Weil innerhalb der Polarzonen die höchsten und tiefsten Temperaturen auf halbjährige Zeiträume vertheilt sind und der Uebergang in die Extreme ein äußerst langsamer ist, so werden hier große Wärmeunterschiede auch dann nicht vorkommen, wenn auch nicht bloß Wasser oder bloß Land vorhanden wäre. Es müssen also dort Polarlichter fehlen. In denjenigen Breiten aber, in welchen sie häufig vorkommen, fehlen die eigentlichen Gewitter, und es zeigen sich merkwürdige Uebergangsformen zwischen beiden. So sah ich 1860 über Hoboken feuerroth leuchtende Gewitterwolken lange unbeweglich stehen; am 5. Aug. stand über Cincinnati eine solche während einer ganzen Stunde.

Zum nähern Verständnisse und zur weitem Begründung unserer Erscheinung müssen wir aber noch einige physikalische Thatsachen anführen.

1) Wenn die Elektricität nicht im Flusse ist, d. h. wenn die Schwingungen nicht von Molekel zu Molekel fortwährend übergetragen, sondern so festgehalten werden, daß jedes Theilchen erst bei seiner Befreiung von selbst eine Schwingung machen würde, so ist dieses die statische oder Spannungselektricität, welche vom Magnetismus nicht wesentlich verschieden ist. Der Unterschied liegt mehr in der Natur der Körper, an welche sie gebunden sind.

2) Elektricität oder Magnetismus, welche an irgendeinem Körper vorhanden sind, rufen in einem benachbarten Körper den Gegensatz hervor: d. h. positive Elektricität erzeugt negative und umgekehrt.

3) Bei hinreichender Nähe beider entgegengesetzt elektrischen Körper findet eine Ausgleichung statt, welche ihre Vollziehung entweder durch eine plötzliche (Funke, Blitz), oder durch eine allmähliche matte (Glimmlicht) Lichterscheinung anzeigt.

4) Die Ausgleichung wird durch gewisse Zwischenkörper, namentlich durch trockene Luft, sehr erschwert, namentlich wenn die Elektricität an weit ausgebrehte und gleichlaufende (parallele) Flächen ohne bedeutende Hervorragungen gebunden ist.

5) Wenn der Zwischenkörper warme oder verdünnte Luft ist oder auch aus zarten Dämpfen irgendeines Stoffs besteht, so bildet sich bei einer andauernden allmählichen Abgleichung der elektrischen Gegensätze geschichtetes Licht von verschiedenen Farben mit dunklern Zwischenstreifen.

6) Endlich steht thatsächlich fest, daß das elektrische Licht durch einen Magneten in Bewegung gesetzt und gerichtet wird nach seiner Polarität.

Ich will nun die angeführten physikalischen Thatsachen, für welche die Gründe anzugeben ich an dieser Stelle unterlassen muß, ohne weiteres zu dem vorliegenden Zwecke benutzen, und bemerke nur noch, daß das kürzlich von mir nach Amerika gesendete, von

August neuerdings construirte Hygroskop während des großen Nordlichts auf Null zeigte, zum Zeichen, daß die Luft außerordentlich trocken war.

Wir haben bei dieser Erscheinung zwei Quellen für die Electricität zu berücksichtigen:

1) Die in Bewegung begriffene Thermolectricität an der Erdoberfläche, bei welcher der positive Strom von Osten nach Westen, der negative also von Westen nach Osten geht, und

2) die atmosphärische statische Electricität in zwei ungleich warmen hohen Luftschichten, wobei die positive Spannung in der obern warmen, die negative in der kalten zu suchen ist.

Eine von Blitzen begleitete mehr lothrechte Abgleichung der atmosphärischen Electricität mit der thermoelctrischen der Erdoberfläche findet theils wegen der trockenen isolirenden Luft dazwischen, theils wegen der ebenen Abgrenzungen beider nicht statt, sondern sie geschieht durch zwei breite, als Glimmlicht auftretende, mehr flächenförmig gestaltete Seitenströme. Aber wie?

Der positive Strom der Thermolectricität geht an der Westseite des magnetischen Meridians aufwärts als Glimmlicht entgegen der in der untern kältern Luftschicht enthaltenen negativen Electricität und der negative thermoelctrische geht an der Ostseite des Meridians aufwärts entgegen der positiven Electricität in der warmen obern Luftschicht.

Die Verbindung des von unten aufsteigenden negativen Stromes mit der positiven Electricität des obern warmen Luftstromes wird, ohne eine unnatürliche Durchbrechung der untern kalten und selbst auch negativelectrischen Luftschicht zu bewirken, dadurch erzeugt und überhaupt möglich gemacht, daß sich der obere Luftstrom über den untern bei seiner Bewegung etwas nach Osten vorschiebt, während der untere kalte nach Westen zurückbleibt und auf diese Weise dem westlich aufsteigenden Strome seine negative Electricität leicht abgeben kann. Der obere warme Strom ist eine Art Südwestpassat, der untere kalte ein Nordost; jener eilt also, weil er von geringern geographischen Breiten mit einer größern nach Osten gerichteten Geschwindigkeit kommt, etwas nach Osten vor; dieser aber bleibt etwas nach Westen zurück, weil die von ihm aus nördlichern Gegenden mitgebrachte kleinere Geschwindigkeit nach Osten ihn zurückhält. Bei allen von mir namentlich seit dem Jahre 1858 auch in Europa beobachteten Nordlichtern fiel, ungeachtet die untere Luftströmung aus dem nördlichen Theile der Windrose kam, das Barometer (z. B. am 12. Oct. 1859 um 3 Linien und später noch weit mehr), zum Zeichen, daß oben ein warmer Luftstrom eingetreten war. Es ist zu bedauern, daß die bisherigen Beobachtungen bei Nordlichtern zu wenig auf den Gang aller meteorologischen Instrumente Rücksicht genommen haben.

Nun aber wollen wir weiter die merkwürdige Form, in welcher ein vollkommen ausgebildetes Nordlicht erscheint, näher untersuchen.

Die Kraft des Erdmagnetismus wirkt in einer auf dem Horizonte lothrecht stehenden Ebene, in welcher sowol die Declinations- als auch die Inclinationsnadel liegt. Diese Kraft nimmt in der Atmosphäre nach oben hin ab, wie die Quadratzahlen der Entfernung zunehmen. Weil nun auch bei diesem Magnetismus, wie bei jedem Stabmagneten die positive Wirkung in einer nach links (Westen), der negative in einer nach rechts (Osten) gewundenen Spirale stattfindet, so wird jeder von den zu beiden Seiten des magnetischen Meridians aufsteigenden thermoelctrischen Strömen abgestoßen, nämlich der positive auf der Westseite, der negative auf der Ostseite und zwar um so weniger, je höher hinauf sie gelangen. Somit laufen die beiden flächenförmigen Lichtströme nach oben mehr und mehr zusammen und bilden einen halben Hohlzylinder (wie ein Tonnengewölbe), welcher durch den magnetischen Meridian halbirt wird. Die Möglichkeit der ausgleichenden Verbindung zwischen der Thermolectricität an der Erdoberfläche und der Luftpolelectricität in höhern Schichten geht noch aus einem andern Umstande hervor. Die negative Electricität

der untern Luftschicht weicht nämlich auch deshalb nach Westen zurück, weil sie von dem auf der Ostseite aufsteigenden negativen Thermostrome dorthin abgestoßen und zugleich von dem an der Westküste aufsteigenden positiven ebenfalls dorthin angezogen wird.

Wenn nun ein Beobachter in der Achse dieses halbcylindrischen Gewölbes oder in der Richtung des magnetischen Meridians hinsieht, so bemerkt er gegen Norden und Süden einen lichtleeren Raum, welcher wie ein Kreisabschnitt gestaltet erscheint. Dieses ist das durch den lichtlosen Weltraum gebildete, bisher so räthselhaft gebliebene dunkle Segment am Horizonte, welches auch bei unserm Nordlichte, namentlich im Nordwesten, also in der Richtung nach dem magnetischen Nordpole ($70^{\circ} 5' 17''$ nördl. Br. $96^{\circ} 45' 18''$ westl. L.) sehr deutlich auftrat, gegen Südost hin aber wegen des großen Glanzes der leuchtenden Bogen matt beleuchtet erschien.

Daß ferner vom Horizonte aus nicht leuchtende gebogene Flächen, sondern farbige Streifen mit dunklern, hellgrauen Zwischenräumen entstehen, hat seinen einfachen Grund in der Einwirkung der Polarität des Erdmagnetismus, welcher wie ein in der Richtung des magnetischen Meridians liegender Stabmagnet die Achse der Erscheinung in sich enthält. Die dunkeln Streifen zeigen die Interferenzstellen an, in denen die von den beiden Polen einander entgegenkommenden Schwingungen einander aufheben. Die Farben haben ihren Grund in der Abänderung der Schwingungszahlen des Lichtes zum Theil durch die in der Luft befindlichen Dünste und andern Körper bei dem Entgegenkommen der positiven und negativen elektrischen Schwingungen. Je gewichtiger die Stoffe sind, welche mitzuschwingen genöthigt werden, desto mehr verlangsamten sich die Schwingungen und geben eine dem Roth näher liegende Farbe (dichte Wolken leuchten feuerroth); je zarter die mitzuschwingenden Stoffe sind, desto schneller geschehen die Lichtschwingungen und zeigen die dem Blau näher liegenden Farben.

Die oft ziemlich lebhaftete Bewegung innerhalb der Streifen ist zurückzuführen theils auf den Wechsel der Stärke in der elektrischen Ausgleichung, theils auf die durch Luft hervorgebrachte Bewegung der zarten leuchtenden Dünste.

Die Wölbung der Streifen und ihr Zusammenlaufen in eine Kruppel, die sogenannte Krone, ist nun auch leicht zu erklären. Dieselbe optische Täuschung nämlich, welche die durch Wolkenlücken auf Dünste parallel scheinenden Sonnenstrahlen nach oben zusammenlaufen, und die Täuschung, welche den Weltraum als ein über unserm Horizonte ausgespanntes Gewölbe erscheinen läßt, bewirkt es auch, daß die einzelnen leuchtenden Bänder nach dem Scheitelpunkte hin zu einer Krone sich verbinden, wobei die aufsteigenden einander entgegenkommenden Strahlenbänder einander zu erreichen dann gehindert werden, wenn der Erdmagnetismus in der betreffenden Höhe noch allzu kräftig ist; denn er tritt jedem derselben mit einer gleichnamigen Spannung entgegen. Der Erdmagnetismus treibt namentlich in der auf die Inclination lothrechten Richtung das elektrische Licht fort, und zwar das positive in einer nach links, das negative in einer nach rechts gewundenen Spirale; daher sieht man bei guter Ausbildung der Krone durch ihre Mitte den leeren Weltraum. Wenn sich eine Krone im magnetischen Meridian nicht bildet, sondern wenn die Strahlen wie Silberfäden durcheinanderschießen, so geschieht dieses dann, wenn der Erdmagnetismus oben an den elektrischen Luftschichten bereits so schwach ist, daß er auf seiner West- und Ostseite die ihm beziehungsweise gleichnamigen aufsteigenden Elektricitäten (dort die positive, hier die negative) nicht mehr auseinanderhalten kann, sondern sowohl ihre Verbindung untereinander als auch kreuzweise mit den Elektricitäten der beiden Luftschichten gestatten muß. Da die Kraft des Erdmagnetismus mit zunehmender Entfernung von der Erdoberfläche abnimmt, so wird die Vereinigung um so eher stattfinden können, je höher die elektrischen Luftschichten liegen, nach denen die emporleuchtenden Strahlenbänder hingielen.

Die Verschiedenheit der Lage der Krone in Beziehung auf den Scheitelpunkt eines bestimmten Beobachtungsortes ist leicht erklärlich. Sie befindet sich nämlich stets da, wo die nach oben verlängerte Richtung der Inclinationsnadel des Ortes, über welchem die elektrische Spannung am bedeutendsten ist, das scheinbare Himmelsgewölbe trifft.

Weil die nach Westen und Osten abstoßend wirkende Kraft des Erdmagnetismus gegen das elektrische Licht von jedem Punkte der Richtungslinie der Inclination in der Ebene des magnetischen Meridians gegen Norden und Süden hin mit wachsender Entfernung abnimmt, kann nicht bloß die abgerundete im Innern lichtleere Krone entstehen, sondern es muß sich von ihr aus noch ein nach Norden und Süden gerichteter lichtleerer, sich mehr und mehr verengender Spalt bilden, nach welchem die von beiden Seiten aufsteigenden Strahlen einander entgegenkommen. Indessen lassen die aufsteigenden, mit entgegengesetzter Electricität einander entgegenkommenden Lichtströme, sowie die perspectivische Ansicht des Ganzen den Spalt bald als geschlossen erscheinen, besonders bei hoch hinaufgehenden Nordlichtern, sodaß nur die um die Inclinationsrichtung ziemlich freigehaltene Krone übrigbleibt; aber auch diese wird nicht selten durch einen milchweißen Schleier geschlossen.

Wenn diese Vereinigung für einen Beobachter in Newyork nicht sogleich in seinem Scheitelpunkte eintrat, sondern etwas südlicher, so war auch die Haupterscheinung von ihm aus anfänglich nicht gleichmäßig nach Norden und Süden vertheilt, sondern sie lag südlicher und trat erst später mehr nach Norden. Ueberhaupt ist bei diesem Nordlichte ein Fortschreiten von Süden nach Norden sehr deutlich zu erkennen. Es ist von dem weitem Vordringen der warmen Südströmung nach Norden abhängig gewesen. Der untere Strom war überall ein nördlicher, an der Erdoberfläche freilich nicht überall ein nordöstlicher, sondern theilweise ein nordwestlicher.

Wenn die thermoelektrischen Ströme bei der allmählichen Abkühlung und Ausgleichung der Wärmeunterschiede an der Erdoberfläche nachlassen, so wird auch das Polarlicht schwächer und erhält sich nicht durch die ganze Nacht. Unser amerikanisches hatte sein Verbreitungsgebiet vorzugsweise an der östlichen Seite des Continents bis ziemlich tief in die Nacht hinein, wol weil das die Wärme schlecht leitende Meer hier einen Wärmeunterschied längere Zeit aufrecht erhielt.

Wenn ferner das Nordlicht wie ein Band von Osten nach Westen sich zu ziehen scheint, so befindet sich der Beobachter außerhalb des Nordlichttunnels und zwar südlich davon, wenn das Band an nördlichen Himmel steht, und nördlich davon, wenn es ihm südlich erscheint. Man sieht in beiden Fällen einen auf den Hintergrund projecirten Querschnitt des Polarlichtes.

Für einen östlich oder westlich von dem Nordlichte befindlichen Beobachter wird die Erscheinung ohne einen so klar ausgeprägten Charakter beziehungsweise westlich oder östlich am Horizonte als ein Glümlicht sichtbar sein.

Wenn auch bei den Nordlichtern die Ausgleichung der in ausgedehnten Flächen theils an der Erdoberfläche, theils in den höhern Luftschichten vorhandenen Electricität nach dem Angeführten gewissermaßen auf Umwegen geschieht, so ist doch auch bei unserm so vortrefflich ausgebildet gewesenen Nordlichte der Ausnahmefall vorgekommen, daß die Verbindung der atmosphärischen mit der thermischen Electricität der Erdoberfläche zum Theil in lothrechter Richtung geschah und sich als eine mächtige, schreckenerregende Feuerkule nach einem Kirchturme herabzog.

Erscheinen die Polarlichter über einer nach allen Seiten hin weit ausgedehnten Ländermasse ohne namhafte Erhebungen, und sind die obern Luftströme gleichmäßig, so zeigen sich die Lichter in ihrem Verlaufe recht beständig und ihre Stärke nimmt in die Nacht

hinein mehr und mehr ab, weil der thermoelektrische Strom bei wachsender Ausgleichung der Wärmeunterschiede an der Erdoberfläche immer schwächer wird. Der Mangel der obigen Bedingungen und eine ungleiche Vertheilung von Land und Wasser bringt theils an demselben Orte, theils an verschiedenen eine wechselnde Stärke der Erscheinung hervor.

Wie Nordlichter oder Nordscheine in wirkliche Gewitter nicht nur übergehen, sondern auch selbst gleichzeitig mit ihnen auftreten, habe ich wiederholt beobachtet. Wenn in der Nacht tiefgehende Gewitter über dem Scheitel lagen und sich in heftigen Blitzen entluden, waren durch die zeitweise entstehenden Spalten der tiefdunkeln Wolken hoch in der Atmosphäre helle Lichtscheine von anhaltender Dauer wahrzunehmen.

Auch bei dem am 20. April 1869 11 Uhr 15 Minuten abends zu Offenbach und Rothenburg ob der Tauber beobachteten Meteor glänzten über einer schwarzen, den nördlichen Horizont berührenden Gewitterwolke, in welcher unablässig Blitze in horizontaler Richtung hinzuckten, helle Lichtgarben bis zu 60 Grad Höhe hervor, und der schön gestirnte Himmel war von Norden her stark geröthet.

Am 13. Mai zeigte sich auch in Deutschland ein Nordlicht, welches dadurch bemerkenswerth ist, daß es ziemlich weit nach Süden reichte, nämlich bis Pesth und Wien, wo es freilich mehr in ein gewöhnliches Gewitter überging. Daß die amerikanischen noch weit mehr im Süden erscheinen (das vom 15. April bis 37°), liegt in der Ländergestaltung. Bei der Beobachtung von Potsdam aus vereinigten die aufsteigenden Strahlen sich jenseit des Zeniths zwischen ϵ und δ des Bootes. Das Licht war in Westen orangefarben und roth, wie es der positiven Electricität angehört. Daß ferner von der zwischen dem Nordpol und Zenith stehenden Krone aus gerade auch rothe Strahlen über das Zenith hinweg nach Süden schossen, stimmt ebenfalls mit der obigen Theorie, weil diese Farbe zu dem obern warmen, von südlicher Richtung her sich bewegenden und vorgeschobenen Luftströme gehört.

Sehr selten, aber recht interessant, ist eine im Herbst 1860 auf der Hochebene von Kingston (Newyork) gemachte Beobachtung zweier Lichter, eines nördlich, das andere südlich gelegen, die einander entgegenwuchsen und im Zenith einander begegneten. Jenes war roth, dieses bläulich-weiß gefärbt, welches die Farben beziehungsweise der positiven und negativen Electricität sind. Nur einmal (am 12. Juni 1859, 2 Uhr nachts) habe ich beim Horizontlichte die beiden Farben hellroth (für die positive Electricität der obern warmen Luft) und hellblau (für die negative Electricität der untern kalten Luft) sehr deutlich erkannt.

Schließlich will ich noch die Bedeutung des Einflusses eines Nordlichtes auf das Telegraphiren kurz angeben.

Das Telegraphiren mittels galvanischer Batterien geschieht dadurch, daß die Molekel des Telegraphendrahtes durch die aus der Batterie auf ihn übertragenen Bewegungen in gewisse Schwingungen gerathen, welche bei einer bestimmten Verbindung der Batterie mit dem Telegraphendrahte in diesem eine bestimmte Richtung und Stärke haben. Ein physikalisches Gesetz sagt: gleichgerichtete elektrische Ströme ziehen einander an, ungleichgerichtete stoßen einander ab. Wenn nun der Telegraphendraht eine solche Lage hat, daß die sogenannten Ströme des Erdmagnetismus mit denen des Leitungsdrahtes einerlei Richtung haben, so werden die letztern durch die erstern gehemmt oder sogar aufgehoben oder die Molekel des Leitungsdrahtes werden durch den Erdmagnetismus so gerichtet und in dieser Richtung so festgehalten, daß das Telegraphiren durch die betreffende Batterie unmöglich ist. Der Erdmagnetismus kann aber auch so kräftig auf den Telegraphendraht vertheilend einwirken, daß seine Molekel eine solche feste Schwingungslage annehmen, daß sie

der, welche durch die künstliche Batterie erzeugt worden wäre, gerade entgegengesetzt ist. Wenn man nun eine abwechselnde Herstellung und Unterbrechung der Verbindung des Drahtes mit dem Telegraphenapparat bewerkstelligt, so telegraphirt man mit der atmosphärischen Batterie und bedarf der künstlichen nicht, ja sie ist sogar unwirksam.

Es ist also klar, daß man unter Umständen von einem Punkte aus nur mit der natürlichen Elektrizität nach allen Weltgegenden, unter andern nur nach gewissen mit ihr, ohne sie oder gar nicht telegraphiren kann. In dem ersten Falle liegt der Ausgangspunkt für das Telegraphiren im Mittelpunkte der Erscheinung oder wenigstens in seiner Nähe; in den andern Fällen aber seitwärts. Daß übrigens die in der Richtung des magnetischen Meridians liegenden Linien am ehesten und meisten beeinflusst werden müssen, ist wol selbstverständlich.

Ich brauche wol kaum anzuführen, daß nur wenige Nordlichter einen so klar und herrlich ausgeprägten Charakter an sich tragen wie das oben erwähnte; es würde aber zu umständlich sein, wenn ich alle die kleinen und großen Abänderungen, deren ich selbst eine Reihe zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, hier anführen wollte. Mir scheinen alle mit den bisher noch nicht genügend erklärten Polarlichtern zusammenhängenden Erscheinungen in der oben angegebenen Weise ganz einfach auf ihre physikalischen Gründe zurückgeführt zu sein.

Obwol an dem mehr oder weniger vollständig ausgebildeten Polarlichtern auch nicht eine Thatfache hervortritt, welche sich nicht aus der obigen Theorie völlig ungezwungen erklären ließe, so ist es doch gerathen, das Nordlicht selbst noch gründlicher, als bis jetzt gesehen ist, um seine eigene Meinung zu fragen. Die diesjährige Nordpolexpedition wird deshalb auf meine Veranlassung umfanglichere Beobachtungen anstellen, zu denen ich ihr zwei kleine Inductionapparate mitgegeben habe. Die erlangten Resultate sollen auch in diesen Blättern mitgetheilt werden.

Das deutsche Theater seit dem Jahre 1850.

Von Rudolf Gottschall.

Dritter (letzter) Artikel.

Die dramatische Dichtung: Lustspiel, Posse und Oper.

Unser Lustspiel zeigt das Bestreben, über den engen Rahmen des Familiengemäldes, dessen Combinationen sich größtentheils erschöpft haben, hinauszugehen und die Fragen, welche den Staat und die Gesellschaft, das geistige Leben der Zeitgenossen bewegen, in seine Kreise zu ziehen. In Wahrheit hat schon Kozebue mehrfach den Anlauf genommen, außer den komischen und rührenden Verwickelungen des Familienlebens auch sociale und zeitliche Interessen in dramatischer Form satirisch zu behandeln, und wenn uns einige dieser Stücke etwas altfränkisch gemahnen, so liegt das am Fortschritt des Jahrhunderts, der jene Stationen des gesellschaftlichen Lebens bereits weit hinter sich gelassen hat. „Die deutschen Kleinstädter“ waren damals eine sehr pikante und gelungene Satire; jetzt, im Zeitalter der Eisenbahnen, scheinen sie veraltet. „Don Kanudo de Colibrados“ hat eine nicht mehr schmachhafte Einkleidung; der Inhalt des Stückes, die Verspottung eines bettelarmen und dabei hochnäsigen Junkerthums, ist noch immer zeitgemäß. Die „Organe des Schinz“ waren eine Satire auf die Phrenologie; „Die Sucht zu glänzen“ eine Persiflage der Kantischen Philosophie, oder vielmehr der hohlen und geistleeren Nennmifferei, die mit

ihren Phrasen und Wendungen hausiren geht und sich durch den äußerlich angehängten Flitter den Anschein tiefer Weisheit gibt. Wenn Kogebue heutigentags lebte, sein behendes und flinkes Talent würde aus der Bewegung der Gegenwart eine große Menge interessanter und zeitgemäßer Stoffe herausgreifen und in dramatische Form kleiden; seine satirische Ader fände einen unererschöpflichen Reichthum an Aufgaben. Im ganzen ist unser Publikum an satirische Lustspiele nicht gewöhnt; auch jene Kogebue'schen Stücke würden selbst in moderner Fassung demselben wenig genießbar scheinen, weil der gemüthliche Antheil an der Handlung fehlt. Nicht bloß der Censurrücksichten wegen, sondern noch mehr wegen dieser Gewöhnung des Publikums, auch für das Gemüth irgendeinen Gewinn aus dem Inhalte des Dramas zu ziehen, würde ein moderner Aristophanes auf unserer Bühne einen schweren Stand haben.

Eine erst seit 1840 auftauchende, unserer frühern Literatur fremde Lustspielgattung ist das historische Lustspiel, welches sich allerdings an Scribe und die französischen Muster anlehnte, aber doch auf deutschem Boden eigenthümlich entwickelte. Während in französischen Stücken die Intrigue die Seele der Handlung ist, tritt in den deutschen Stücken dieser Art mehr die Charakteristik und der historische Inhalt hervor. Sie sind geistig reicher, wenn auch nicht dramatisch so fein zugespitzt. Gutzkow's „Zopf und Schwert“ und „Urbild des Tartuffe“, denen sich einige Laube'sche Stücke anschlossen, waren die glücklichsten Treffer dieser Richtung. Die Nachfolge ist seit 1850 weder so zahlreich noch so glücklich gewesen, wie man wol erwarten durfte. Am meisten Erfolg hatte von derartigen spätern Stücken das Lustspiel „Bitt und Fox“ (1854) von dem Verfasser dieser Zeilen, welcher außerdem in diesem Genre „Die Diplomaten“ (1856) und „Die Welt des Schwindels“ dichtete. Laube's „Statthalter von Bengalen“ ist mehr ein Schauspiel mit einzelnen Lustspielszenen. Mit volksthümlicher Frische, in resoluter Fassung und etwas derber Holzschnittmanier sind die Stücke von Arthur Müller gehalten: „Die Verschwörung der Frauen“, „Wie geht's dem König?“, „Gute Nacht, Händchen“, welche auf den Stadttheatern und den zweiten Bühnen der Residenzstädte großen Erfolg hatten. Ein Lustspiel von Max Ring: „Unsere Freunde“, welches in der Blüthenepoche der englischen Journalistik zur Zeit der Abdisson und Steele spielt und auf historischem Hintergrunde die Schaden bringenden Freundschaften ironisch beleuchtet, fand am wiener Burgtheater eine beifällige Aufnahme. Auch Genée's Lustspiel „Vor den Kanonen“ (1857), welches die Begegnung zwischen König Karl XII. und der Gräfin Aurora von Königsmark dramatisch behandelt, ohne über die Bedeutung der Anekdote hinauszugehen, wurde in Berlin mit Beifall gegeben. „Bürger und Junker“ (1855), von dem münchener Volksdichter Schleich, ist mehr ein culturhistorisches, altbürgerliches Charaktergemälde mit stark localer Färbung und in jenem derb poffenhaften Ton, welcher auch die am Burgtheater aufgeführten „Drei Candidaten“ (1858) charakterisirt. Eine neue Literaturkomödie von Albert Lindner: „Der Hund des Aubry“ (1868), kam am berliner Wallner-Theater mit Erfolg zur Aufführung; sie behandelt Goethe's Rücktritt von der Bühne, wurde aber aus Censurrücksichten einer ihrer wichtigsten Figuren beraubt, des Großherzogs Karl August.

Das geschichtliche Lustspiel ist, wie wir sahen, im ganzen wenig angebaut worden, doch hat es jedenfalls noch eine Zukunft. Weiter als in das vorige Jahrhundert darf es in der Geschichte kaum zurückgreifen; denn hier verlangen wir Stoffe, die den unmittelbarsten Zusammenhang mit der Gegenwart, ihren Gedanken und Interessen haben. Was der Jargon der vornehmen Aesthetik „Tendenz“ nennt, ist hier nicht ausgeschlossen, sondern ausdrücklich geboten, der belebende satirische oder heiter spielende Grundgedanke, der im Costüm der Vergangenheit die Gegenwart trifft. Die dramatisirte Anekdote als solche kann keinen künstlerischen Werth haben. Je reicher sich unser poetisches Leben ent-

widelt, desto mehr wird das geschichtliche Lustspiel in den Vordergrund treten und das sociale, die Gegenwart in ihren geistigen Richtungen unmittelbar erfassende Lustspiel ergänzen. Auch das letztere, das in Frankreich fast ausschließlich für die berechnete Kunstgattung der höhern comédie gilt, hat in jüngster Zeit in Deutschland erfolgreiche Pflege gefunden. Dem warmen Lob, welches wir den „Journalisten“ von Freytag (1852) in unserer „Nationalliteratur“ zollten, hat sich Heinrich Laube in seinem Werke über das wiener Burgtheater angeschlossen. Er nennt das Stück ein volles Lustspiel, ein modernes, ganz vortreffliches Lustspiel. „Was ich immer gewünscht, lag vor mir. Unser heutiges Leben da angefaßt, wo es geistige Bedeutung hat, also in höherm Sein und doch in leichter Form, in der heiter wohlthuenden Form des ehrlichen deutschen Lustspiels. Wahrheit, volle Möglichkeit des Borgangs, reizend gehoben durch freien Humor — Katzenhumor, wie Gutzkow ärgerlich von Freytag sagt — populär gehalten durch starke Züge und kräftige Charaktere à la Piepenbrind — das war ein Fest für mich, diese erste Lectüre! Da war ja der Weg, da war ja das erreichte Ziel!“ „Die Journalisten“ haben sich in der That durch den feinen, geistigen Hauch, der über dem Stücke schwebt, durch die Liebenswürdigkeit des Humoristen Konrad Volk, durch die köstliche Figur des Spießbürgers Piepenbrind und der beiden Journalisten Bellmaus und Schmock bis auf den heutigen Tag als beliebtes Repertoirestück auf allen Bühnen behauptet, nachdem Laube es mit genauer Noth gegen den Widerspruch der Oberleitung auf die Bühne gebracht und die berliner Intendanz es anfangs abgelehnt hatte und erst später aufnahm, als das Stück am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater sich dauernden Beifalls erfreute.

Nicht minder günstig äußert sich Laube über Friedrich Hackländer's „Geheimen Agenten“ (1851), den er das beste Lustspiel nennt, welches neben Freytag's „Journalisten“ seit zwei Jahrzehnten in Deutschland geschrieben worden ist. Das Stück hat große Vorzüge; dennoch liegt in dem Laube'schen Urtheil eine Ueberschätzung. Das Interesse des Stoffes ist ein bei weitem geringeres als das der „Journalisten“; ein kleiner Fürst, der sich von der Vormundschaft seiner Mutter und ihrer Rathgeber emancipirt, nimmt nur den mäßigen Antheil der Zeitgenossen in Anspruch. Die Atmosphäre des Hoflebens ist allerdings mit großer Wahrheit in dem Stücke gezeichnet; aber diese conventionellen Hofformen wirken beengend auf die Phantasie; überdies sind sie in dem Stücke ernsthaft genommen, ohne komischen Anflug, und der Hofmarschall eine nackte Copie des albernen Kalb. Dagegen war die Intrigue allerdings eine durchaus feine und in ihrer Ausföhrung der bessern französischen Muster würdig. Das zweite Stück Hackländer's: „Magnetische Curen“ (1852), war in seinen Grundgedanken bedeutender, in der Form aber weit novellistischer und ins Breite gehend. In Wien wurde das Stück zurechtgemacht und hatte guten Erfolg. Laube erzählt von dem Hackländer'schen Manuscript und seiner „losen Scenenreihe, welche dieser angenehme Autor voll guter Laune hinwirft, ziemlich unbekümmert um die scenische Verbindung. Er betrachtet mich dann schalkhaft lächelnd, wie einen Schneider, der die offen gelassenen Nähte zusammennähen mag. Die Kleidung war wieder sehr artig entworfen; ich nähte denn nach Kräften, und auf der Probe halfen mir die Mitglieder eine ganze Woche lang fertig nähen, und als das Ganze des Abends präsentirt wurde, da sagte das Publikum: „Das ist charmant!“ Die „Magnetischen Curen“ hatten bestanden und existiren noch heute charmant“. Auf den andern Bühnen hat sich das Stück indeß nicht gehalten, obschon sein Grundgedanke, die magische Kraft, die der Held halb mit halb ohne seinen Willen auf Personen und Verhältnisse ausübt, sehr erheiternder Art ist. Den Stil der Augier, Dumas und Sardou, den feinen, pittoresken Conversationston, hatte indeß von neuern deutschen Lustspieldichtern keiner besser getroffen als Bauernfeld, der sogar älter ist als jene neufranzösischen Muster. Er hat seine Hauptziele in einer Zeit erschoten, welche vor der jüngsten, hier besprochenen Epoche

liegt. Seine Vorzüge sind ein glänzender und feiner Dialog und eine mehr geistvolle als durch glückliche Erfindung anziehende Entwicklung. Vorübergehend war die „Jata Morgana“ (1855), während die auf der Grundlage eines Feuillet'schen Stückes ruhenden „Krißen“ (1857) mit einigen gelungenen Charakterbildern, wie Papa Lämmchen und Frau Lämmchen, sich auf der Bühne, wenigstens an der wiener Burg, behauptet haben. Sein Stück „Aus der Gesellschaft“ (1865) behandelt ein für die hohe wiener Aristokratie abstoßendes Thema, die Liebe eines Fürsten zu einer Gouvernante, eine Liebe, deren Abschluß eine legitime Ehe bildet. Das Stück erregte in Wien Aufsehen und wurde als ein Ereigniß betrachtet, weil es, wie Laube sagt, ein bisher unzulässiges Thema freimüthig und dreist behandelte. Es ist übrigens, trotz mancher anziehenden und pikanten Einzelheiten keins von Bauernfeld's stärkern Stücken, und man kann Laube beipsichtigen, wenn er die Composition desselben zu „dünn“ findet. Einen ebenfalls anständigen Erfolg hatte Bauernfeld's „Moderne Jugend“ (1868), ein Drama, welches, sowie das vorige Stück, den Einfluß der französischen an der wiener Burg fortwährend vorgeführten Muster auf einen verwandten Geist nicht verleugnet, aber doch der wärmern Töne und der schärfer durchgreifenden Charakteristik entbehrt. In diesen gesellschaftlichen Gemälden fehlen die scharf gezeichneten, bedeutsamen Typen, wie der alte Giboyer in dem Augier'schen Drama; die Erinnerung an ihre Gestaltenwelt verlischt leicht in der Phantasie; aber in ihrem Bestreben, das moderne Leben selbst, und zwar nicht blos in der Beschränktheit bürgerlicher Familienkreise auf die Breter zu bringen und den geistigen Hauch der Zeit wiederzugeben, verdienen sie volle Anerkennung.

Im Jahre 1851 hatte Bauernfeld mit seinem Lustspiel „Der kategorische Imperativ“ den in Wien ausgefetzten Lustspielpreis erhalten, obwol gerade dem Schlußacte des Stückes die Beweiskraft fehlte, deren ein so gestelltes Thema am wenigsten entbehren durfte. Die Preiscommission erkannte an, daß das Stück vor den andern literarischen Ton voraushat, und sie war der Meinung, diese Eigenschaft müsse in erste Linie gestellt werden. Darin hatte sie nach Laube's Ansicht recht. „Ein geringerer Theatererfolg ist bei einem Preisstücke viel eher zu verschmerzen als der Vorwurf, daß man ohne irgendeinen höhern Gesichtspunkt das Alltägliche gekrönt habe.“ Den zweiten Preis erhielt damals „Das Preislustspiel“ von Eduard Mautner, welches den Vorgang der Preisauschreibung selbst zum Gegenstande dichterischer Behandlung machte. Die Schauspieler sind Gegner des Stückes, dessen Sprache sie unflüssig, feuilletonartig, undramatisch nennen. Laube lobt indeß den herzhaften Griff nach dem Gelegenheits Thema als natürlich und praktisch; „ein inhaltreiches Thema des laufenden Tags auf die Bühne zu bringen“, das wäre sonst ein Verdienst der Franzosen. Mautner habe durch sein Stück beigetragen, uns auf diesen Weg zu bringen. Indeß ist das „Preislustspiel“ im übrigen Deutschland so wenig bekannt geworden wie Mautner's Schauspiel „Eglantine“, welches auf der Burg durch das erfolgreiche Spiel von Frä. Wolter eine lange Dauer hatte. Das Stück erinnert an französische Muster. „Das Verhältniß einer Künstlerin zu einem vornehmen Manne und eine äußerliche Täuschung, welche das Verhältniß zerstört — das ist die Situation, von welcher «Eglantine» lebt.“ Laube charakterisirt das Talent Mautner's dahin, daß der Dichter von einer Situation ausgehe und um sie gruppire. Wollte er von einem eigentlichen Stoffe ausgehen und die Situationen aus demselben organisch entwickeln, so würde ihm seine Fähigkeit die Hilfsmittel versagen.

Mit Mautner's „Preislustspiel“ hatte der „Liebesbrief“ von Roderich Benedix concurrirt. Als das Mautner'sche Stück bevorzugt wurde, brachten die Kölner dem Autor des „Liebesbriefes“, der damals in den Mauern ihrer Stadt lebte, lärmende Ovationen. Mit Roderich Benedix verlassen wir den eben bezeichneten Kreis des historischen und socialen Lustspiels und begeben uns in den Bereich der bürgerlichen Komödie, wo die

Lüchlichkeit der Gesinnung, die Bravheit der Charaktere über die Verwickelungen des Zufalls und die meist gutmüthigen Intriguen triumphiren. Denn dem verneinenden Princip ist hier die Spitze abgebrochen; böse Menschen, welche ja auch bekanntlich keine Lieber haben, erhalten kaum Einlaß in den Tempel dieser Thalia, oder sie werden durch das Geschick gebessert, wie der stolze Vater der „Mathilde“. Dieses Stück (1852), eine comédie larmoyante nach französischer Begriffsbestimmung, wird von Laube greller Contrast beschuldigt, wir glauben mit Unrecht. Es ist eine durchaus harmonische Composition, wirkt durch die einfachsten Mittel und dürfte auf dem Gebiete Iffland'scher Dichtweise unter den Stücken der letzten Jahrzehnte die Palme verdienen. Das Ideal eines weiblichen Gemüths, wie es sich in den Kreisen bürgerlichen Lebens auszuprägen vermag, ist hier, allerdings mit fast schattenloser Engelsreinheit, hingestellt. In doppelter Collision zwischen dem Vater und dem Gatten entscheidet sich dies Gemüth, seinen eigenen Offenbarungen folgend, für das Rechte, einmal für den Gatten, das andere mal für den Vater, und führt so einen versöhnenden Abschluß herbei.

In seinen Lustspielen war Koderich Benedix in den letzten zwei Jahrzehnten ausnehmend fruchtbar; die Mehrzahl derselben hatte auf allen Bühnen guten Erfolg. Kenntniß des Theaters, geistige Gesundheit, eine maßhaltende Lüchlichkeit in Anlage und Ausführung, Wig der Situationen und ein gutmüthiger Grundton, der dabei nirgends ein mittleres geistiges Niveau überschritt, aber auch nirgends ins Possenhafte herabsank — das alles sind unanleghare Vorzüge der Benedix'schen Muse, von deren Schöpfungen unser Familienlustspiel fast ausschließlich lebt. Rechnen wir die Zahl der jährlichen Aufführungen in Eins, so ist Benedix Jahr für Jahr derjenige Autor, dessen Stücke die meisten Bühnenaufgaben füllen.

Eins der glücklichsten Stücke von Koderich Benedix war „Das Gefängniß“ (1859) mit seiner heitern Situationskomik. Nicht geringern Erfolg hatte „Die Hochzeitreise“ (1850) und die Bluette „Eigenstinn“, die noch immer unter den einactigen Kleinigkeiten der aus verschiedenen Stückchen componirten Theaterzettel figurirt. Das zurückgesetzte Preisstück „Ein Liebesbrief“ (1851), das Stück „Ein Lustspiel“ (1853) behaupteten sich auch auf dem Repertoire, wiewohl sie nur ausnahmsweise wieder aufgenommen werden. Aus dem Stückstopfe der Thalia zog unser Autor indeß auch manche Riemen, Riemen nicht im Sinne absoluter Nichtbeachtung, wie sie den Dichtern deutscher Kaiserdramen zutheil werden; aber er schuf doch Stücke, die nur hier und dort zur Aufführung kamen, ohne nachhaltigen Erfolg, wie „Die Schuldbewußten“ (1858), „Die Stiefmutter“ (1860), „Doctor Treumwald“ (1865), „Das Mutteröhnchen“, „Das Epigramm“ und „Zwischenträgereien“ (1867), „Der achtzigjährige Geburtstag“ (1868), ein wohlgemeintes, gemüthreiches und etwas einschläferndes Familiengemälde. Zu den glücklichsten Treffern gehörten „Die Dienstboten“ (1865), ein Genrebild below-stairs, welches an der Burg längere Zeit beanstandet wurde, weil man den Domestiken auf der Bühne nicht das große Wort gönnen wollte, und „Die zärtlichen Verwandten“ (1866). Von diesem Stücke erzählt Laube, er habe es dreimal von sich geschoben, weil er die alltäglichen, übertriebenen und abgebrauchten Figuren gar zu abgeschmackt gefunden habe für das Burgtheater. Doch corrigirt er sein Urtheil alsbald mit den folgenden Worten: „Beim Lustspiele darf man um des Himmels willen nicht vornehm sein wollen. In Lustspielen, welche von Praktikern herrühren wie Benedix, muß man es wagen, va banque zu spielen. Denn da liegen oft Momente verborgen von populärer Wirkung, welche die Stimmung auch eines vornehmen Publikums gewinnen und dadurch die Beleuchtung des ganzen Bildes verändern. Das Bedürfniß der Heiterkeit ist ganz außerordentlich in einem Theaterpublikum, das Bedürfniß ist selbst grausam gegen die Bildung. Es verschlingt Trivialitäten, wenn dies unter vollem Lachen geschehen kann.“ Nach unserer Ansicht

sind die Familiengruppen, namentlich im ersten Acte der „Zärtlichen Verwandten“, von erheiternder Komik und gehören zum Besten, was Benedix geschaffen hat, wie auch der Grundgedanke des anspruchslosen Lustspiels und die Satire, die sich gegen das Parasitenthum in den Familien richtet, von allgemein empfundener Wahrheit sind. Etwas vornehmer und ein wenig romantisch drapirt tritt „Aschenbrödel“ (1867) auf; auch in diesem Stücke sind die Pensionsszenen sehr amüsant und durch einige andere Auftritte weht ein Hauch von Waldfrische, während die Liebeszenen trivial sind. Auch dies Stück hat die Kunde über die deutschen Bühnen gemacht. In eingeschränkterem Maße gilt dies von den „Relegirten Studenten“ (1868) und „Die Neujahrsnacht“ (1868), einem kleinen Familiengemälde von warmer Beleuchtung, gehoben durch das Hereinspielen politischer Gegensätze.

In der comédie larmoyante hat Benedix an Frau Birch eine minder solidere Nebenbuhlerin, welche den Romaneeffect aller Nationen auf die deutsche Bühne brachte. Wir verweisen auf den Nekrolog der productiven Bühnendichterin, den wir in dieser Zeitschrift mittheilten. Aus unserer Epoche gehört „Die Waise von Lomood“ und „Die Grille“ zu den Treffern der gewandten Dame, deren Verdienst hauptsächlich darin besteht, originelle Mädchencharaktere für jüngere Darstellerinnen auf die Bühne gebracht zu haben.

Gustav zu Putlitz, dessen Tragödien wir schon besprochen, hat neuerdings einige Familienlustspiele von eleganter Haltung gedichtet, die namentlich am berliner Hoftheater großen Erfolg hatten: „Spielt nicht mit dem Feuer“ (1867) und die „Alte Schachtel“ (1868). Das erstere hat im letzten Act einen wohlthuenden poetischen Hauch, während das zweite ganz in dem Genre von Benedix gehalten ist. Ein spanisches Lustspiel von Gorostiza: „Cato von Eisen“ (1858), hatte Laube durchaus modernisirt und für die Bühne bearbeitet, wo es eine bleibende Stätte fand. Eine andere Aneignung, die schon mehr in das Gebiet des Schwankes hinübergriff, war „Der Winkelschreiber“, den A. von Winterfeld nach dem Terenz für die moderne Bühne bearbeitete (1861). Das Stück mit den vollen Farbentönen der Kritik und einigen sehr bedenklichen Verwickelungen brauchte lange Zeit, ehe es die Quarantäne der Burgtheatercensur, welche auf die jungen „Comteffen“ Rücksicht nahm, passirte, dann wurde das Lustspiel ein unverwüßliches Repertoirestück.

Einen ebenso derben Ton schlägt eine große Zahl von Stücken an, welche den Mutterwitz der Rogebue'schen Schule vertreten und die Grenzen des ausgelassenen Schwankes nicht sorgfältig wahren. Der Lustspielveteran Töpfer führt den Reigen mit dem einzigen seiner Musenkinder, das unserer Epoche angehört: „Kofenmüller und Finte“ (1850). Zwei Brüder, ein Offizier und ein Kaufmann, beide Vertreter ihres Standes in einseitiger, aber stark wirkender Komik, und ihre Söhne, welche diese Stände gegen den Willen der Väter vertauscht haben, sind die Helden des Lustspiels, das sich nur durch allerlei originelle Figuren und Gruppen, einen trockenen, witzigen Comptoiristen u. s. f., alle von holzschnittartiger Zeichnung, an die derbe unverkühlte Lachlust wendet. Das Stück ist eins der beliebtesten Repertoirestücke der großen Hoftheater geworden. In Wien wurde es anfangs vom Publikum abgelehnt; man hatte viel gelacht, schwieg aber gegen den Ausgang und zischte am Ende. Gleichwol behauptete sich das Lustspiel, denn es unterhielt lustig und die Leute kamen zahlreich zu den Wiederholungen. Einen ähnlichen derbern Charakter tragen die Lustspiele von Lederer: „Häusliche Wirren“, „Geistige Liebe“, die namentlich in Wien und Dresden gefielen. Lederer ist, wie Laube mittheilt, österreichischer Jude. „Die jüdische Witzesader ist nur die Veranlassung seines Witzes, der Inhalt seines Witzes ist ein österreichischer Inhalt und deshalb sagt er uns zu und wir lachen behaglich über ihn.“ In der That haben die Lederer'schen Stücke einen scharfen Witz im Dialog, und auf diesem Witz, mehr als auf ihrem lockern dramatischen Ge-

füge, ruht ihre Bühnenwirkung. Zu diesen Autoren von mehr naturalistischem Gepräge gehört auch Feldmann, der indeß in letzter Zeit nichts von Bedeutung geschaffen hat. Ein jüngeres Geschlecht resoluter Lustspieldichter, welche in etwas derben Verwicklungen und handgreiflicher Komik ihr Heil suchen, hat namentlich die berliner Hofbühne erobert, welche, wenn es den zweiten Theatern Concurrenz zu machen gilt, nicht gerade ängstlich und spröde ist. Die Lustspiele von Girndt: „Und“, „X Y 1“ (1866), „Politische Grundsätze“ (1868), haben guten Erfolg an der Hofbühne gehabt, obgleich der Autor, der sich auch mit einer „Charlotte Corday“, einem „Herzog Bernhard von Weimar“ und andern Stücken nicht ohne Talent auf dem Gebiete der Tragödie versucht hat, mit seinen Lustspielen es sich etwas leicht machte und eigentlich nur Anekdoten, wie sie Localblätter mitzutheilen pflegen, für scenische Wirkung zurechtmachte. Red zugreifend ist ebenfalls Julius Rosen (Duffel), der oft an unmögliche Voraussetzungen eine Folge von komischen Situationen knüpft, welche auf das Zwischfell eine erschütternde Wirkung ausüben und das kritische Gewissen gar nicht zur Sprache kommen lassen. Rosen besitzt eine frische humoristische Ader; aber seinen Dramen fehlt jede stilvolle Haltung; sie sind hinausgeschleudert wie ein Feuerwerk von Raketen, blendend, aber vergänglich und enttäuschend nach kurzer Wirkung. Dies gilt von allen seinen Stücken, von den „Nullen“ (1866) wie von „Kanonenfutter“ (1868) u. a. Kleinere einactige Stücke, Bluetten und Proverbes, nach dem Muster Musset's und Feuillet's, verfaßten der elegante Theodor Wehl, Sigmund Schlessinger („Mit der Feder“, „Die Gustel von Blasewitz“), Gustav zu Putlitz, Holpein („Er experimentirt“), Hirsch, Hugo Müller („Im Wartesalon erster Klasse“), Hieronymus Form, von Moser, Benedix u. a. So blieb auch der Ripptisch unsers Theaterrepertoire nicht unbesezt.

Wenden wir uns vom Lustspiel zur Posse, so bietet uns diese höchste Gattung des komischen Dramas, in welcher der Humor in ungebundener Freiheit walten kann, durchaus kein erfreuliches Bild. Raimund's gemüthvoll-phantastische Possendichtungen haben keine oder keine wirksame Nachfolge gefunden. Diesem oder jenem phantastischen Versuche fehlte das Gemüth, der Humor, die sinnvolle Bedeutung. Die Possendichtungen Gustav Käder's mit ihren „Weltperspectiven“ und ihren erotischen Decorationswundern hatten noch den meisten Bühnenerfolg; doch stand sein letztes Zaubermärchen „Ella“ (1865) trotz einiger komischer Situationen mit seiner fadenscheinigen Lyrik und seinen trivialen Verwicklungen hinter dem „Weltumsegler“ und dem „Artesischen Brunnen“ zurück. Gleichwol eignet sich die Raimund'sche Form, die Mischung des Phantastischen und Komischen, scenischer Prachtentfaltung und heiterster Burleske, auch für einen aristophanischen Inhalt, den das Zeitbewußtsein für die Posse gebieterisch verlangt. Daß dieser Inhalt nicht einer, dem griechischen Vorbilde nachgeknüpften Form, nicht der Anapäste und Parabasen bedarf, ja daß zunächst die hellenisch-vornehme Haltung, welche Platen und Bruß ihren Literaturkomödien gaben, diese von der Bühne ausschließen mußte, ist so zweifellos, daß man allen ähnlichen Versuchen, die sich überdies auch in ihren Stoffen nicht an das allgemeine Verständnis wenden, das gleiche Schicksal, die Antheillosigkeit der Bühnen und des Publikums, voraussagen kann. Ob später, wenn die Bühne erst für diesen Gedankeninhalt erobert ist, sich allmählich auch die Läuterung der künstlerischen Form vollziehen wird, das ist eine Frage späterer Zeit. Zunächst sollen unsere Dramatiker anknüpfen an die Bühnenform, die sich aus den bisherigen Voraussetzungen mit geschichtlicher Folgerichtigkeit entwickelt hat, den decorativen Schmuck, die Poesie der Scene, das Lied und Couplet der Bühnenposse, den Dialog und mitunter Situationskomik ihren komischen Schöpfungen zu Grunde legen. Diese Anknüpfungspunkte sind durchaus nicht ungeeignet für läuternde Fortbildung, und daß ein bedeutender Geist in jeder Bühnenform

sich schöpferisch bewähren kann, beweist Shakespeare's Beispiel, der sich an den damaligen Bühnengebrauch angeschlossen und weit entfernt war, in Bezug auf die Bühnenform reformatorisch auftreten zu wollen.

Außer den Raimund'schen Poffen sind es namentlich die von der französischen Bühne übernommenen, in denen die phantastisch-decorative Poesie der Scene, allerdings mit beklagenswerther Ausschließlichkeit herrscht, während der Inhalt kaum über die Albernheit hinausgeht, welche alle Nähte des märchenhaften Gewandes plagt läßt. „Die Felsenhaut“, „Die Hirschkuh“ haben im Theater an der Wien und am berliner Victoriatheater eine lange Reihe von Aufführungen erlebt; noch größern Erfolg hat die verhältnißmäßig beste dieser Zauberpoffen: „Aschenbrödel“, eine Prachtauführung des pariser Châtelettheaters, an der Victoriabühne davongetragen.

Sollte sich nicht so glänzender Bühnenform ein poetisch-satirischer Inhalt von geistiger Bedeutung einfügen lassen? Sollte die Wiebergeburt Aristophanischer Poffe nicht an diese ebenso phantastisch freien wie prachtvollen Vorbilder anknüpfen und die großartigen Leistungen der theatralischen Hülfskünste benutzen können? Sowenig wir für das Kunstwerk der Zukunft und für den Urbrei schwärmen, in welchem alle Künste zusammengerrührt sind und der aus der Schlegel'schen „Mythologie“ in die Wagner'sche Doctrin übergegangen ist, so wenig können wir einsehen, daß die Glanzleistungen der Malerei, der Beleuchtung, des Maschinenwesens als verächtlich beiseitegeschoben werden müssen, wenn es sich um bedeutendern geistigen Inhalt handelt, und daß nur für Albernheiten ein solcher, hier allerdings durch seinen Prunk erdrückender Rahmen geeignet sein soll. Wo es lyrische Stimmungen gilt, da kann die Lyrik der Scene, die in decorativem Schmuck und Beleuchtungswirkungen ruht, trefflich mitwirken, und für die kühnen Sprünge der Phantasie und des Humors liegt in der ausgebildeten Technik des Maschinenwesens eine stets bereite und willkommene Hülfe, welche den höchsten Zwecken der Scene, der Anschaulichkeit, dient.

Solche Erwägungen bestimmten den Verfasser dieser Zeilen in seiner „Fürstin Rübzahl“ den Versuch zu machen, eine satirische Dichtung in das glänzende Gewand dieser Bühnenform zu kleiden. Das Stück erlebte am Victoriatheater gegen 50 Aufführungen und der größte Theil der berliner Kritik ging mit warmer Anerkennung auf die Intentionen des Verfassers ein. Gleichwol ist das Drama nur noch am hannoverschen Hoftheater gegeben und die eingeschlagene Bahn ist zunächst von keinem Nachfolger betreten worden. Dennoch liegt die Zukunft unserer Poffendichtung nur nach dieser Seite hin auf welche wir zugleich theoretisch und praktisch begabtere Kräfte hinwiesen.

Der Fehler der berliner Poffe liegt in der Mischung des für Lustspiel oder Schwan geeigneten Stoffs mit der politischen Satire, die nur im Couplet zur Geltung kommt und in der Regel nicht für den Charakter paßt. Auf die bürgerliche Komödie und ihr derbkomischen Verwickelungen derartige, das öffentliche Leben geiselnde Couplets aufzupfropfen, ist eine Verfündigung gegen die Einheit des künstlerischen Organismus. Die politische Satire muß seine ganze Architektur durchdringen, seine innerste Seele bilden; dann erscheint auch das Couplet als ein freier Trieb seines eignen Wachstums, nicht als ein Auswuchs, ein Gallapfel, den der Wespenstich einer von draußen flüchtig heranschwebenden Satire erzeugt. In den Couplets selbst enthalten die berliner Poffen, namentlich die von David Kalisch, schlagenden Witz und manche sind kleine Kunstwerke der Satire. Dadurch wird der große Erfolg der „Mottenburger“ und früherer Poffen am Wiener Theater erklärt. In andern Poffen, wie z. B. in „Pechschulze“ von Salingré, finden sich eine ganz heitere Situationskomik. Auch der bühnengewandte Görlitz, Pohl und andere Autoren haben im einzelnen manches Verdienstliche geleistet. Unleugbar bleibt daß dabei die Verjagung des guten Geschmacks, die Herrschaft des Trivialen und Sn

deutigen, der Abernheit und der Zote, welche in zahlreichen Mißgeburten dieses Genres, das selbst eine Mißform ist, triumphirt. Gegen diese Auswüchse der Posse und gegen die slavische Abhängigkeit von französischen Mustern, ihrer Zweideutigkeit und Sittenlosigkeit, wandte sich, zum Theil mit allzu directer Polemik, das Lebensbild von Hugo Müller: „Heydemann und Sohn“, welches am Wallner-Theater einen glänzenden Erfolg davontrug. Die komischen Scenen des Stücks sind von mehr unbefangener und aus den Charakteren selbst strömender Heiterkeit als in den andern Possen; dagegen verrückt die Mischung des Komischen und Tragisch-Ernsten, die hier nicht wie bei Raimund durch freien Humor in eine höhere Sphäre gehoben wird, den Standpunkt der Posse. Diese Art von Lebensbildern ist namentlich an den wiener Theatern gern gesehen, wo die Nachfolger Friedrich Kaiser's, Berg, Wittner, derartige Genrebilder für Komiker und Soubrtten mit Geschick zurechtmachen und oft damit Erfolge von einer Nachhaltigkeit und Dauer erzielen, denen die höhere Production nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat.

Was die Oper betrifft, so sind die zwei letzten Jahrzehnte nicht gerade reich an hervorragenden Schöpfungen gewesen. Anstoß erregen wird diese Behauptung nur bei demjenigen, welche in diese Zeit den Beginn einer neuen Aera der Operndichtung verlegen, das Verlöschen der Oper als solcher und des Dramas in seiner Isolirtheit und das Wiederaufstehen derselben in dem einheitlichen Kunstwerk der Zukunft. Für die Gläubigen, welche an den Propheten Richard Wagner glauben, ist allerdings in den zwei letzten Jahrzehnten der Sirius aufgegangen, der ein neues Weltjahr nach der Anschauung der Aegypter einleitet. Ja da der künstlerische Glaube von Jahrtausenden durch diesen neuen Propheten erschüttert worden ist, so gibt es im ganzen Säcularkalender der bisherigen Epochen keine von so tiefeinschneidender, dreimal roth zu unterstreichender Bedeutung.

Im „Kunstwerk der Zukunft“ und „Oper und Drama“ (2. Aufl., 1869) hat Wagner dieses Evangelium verkündet, nachdem er alle bisherigen großen Componisten und Dichter als Vertreter einseitiger Richtungen in die Pfanne gehauen. Die künftigen Shakespeare, Goethe und Schiller haben sich nach dem neuentdeckten Axiom zu richten: „Was nicht werth ist gesungen zu werden, ist auch nicht der Dichtung werth.“ Eine Revision ihrer Werke nach diesem Princip würde uns nur einen großen Aischenhaufen zurücklassen, nachdem sich das Unsterbliche ihres Genius in die Luft verflüchtigt hat. Das Werk des Dichters nach dessen höchstem denkbaren Vermögen bezeichnet, wird der aus dem klarsten menschlichen Bewußtsein gerechtfertigte, der Anschauung des immer gegenwärtigen Lebens entsprechend neuerfundene und im Drama zur verständlichsten Darstellung gebrachte „Mythos“ genannt, d. h. die Dichtung hat dem Geist der Zeit zu entsagen und romantische Operntexte nach alten Sagen zu dichten!

Es ist hier nicht der Ort, die Wagner'schen Theorien von Drama zu widerlegen, und es ist dies um so überflüssiger, als sie auf die Dichtkunst ohne allen Einfluß sind, denn die Poesie müßte sich selbst aufgeben, wenn sie ihnen folgen wollte, und dazu hat sie nicht die geringste Veranlassung. Anders verhält es sich mit der Oper. Das Wagner'sche Axiom, daß die Musik nur ein Mittel des Ausdrucks ist, kann ein heilsames Gegengewicht gegen viele Ausschreitungen und Verirrungen moderner Opernmusik bilden, wie überhaupt die Wagner'sche Oper, das Musikdrama, als eine mittlere Kunstform für Stoffe von poetischer Einfachheit seine beschränkte Geltung haben dürfte. In Wahrheit sind die Wagner'schen Opern „Lanhäuser“ und „Lohengrin“ die wichtigsten musikalischen Kunstschöpfungen der jüngsten Epoche. Das ernste Streben nach Einheit von Dichtung und Musik, nach Wahrheit des musikalischen Ausdrucks, die fleißige Architektur und kunstvolle Instrumentation, die allerdings oft in das Gekünstelte verfällt und namentlich bei weilen dem Gehör unerhörte Zumuthungen stellt, ein zwar nicht allzu reiches, aber doch

glänzendes Talent musikalischer Erfindung zeichnen diese Opern aus, welche sich auf den großen Opernbühnen eingebürgert haben. „Tristan“ mit seinen für die Sänger kaum lösbaren Aufgaben wurde nur in München gegeben, während „Die Meisterfinger“, die vielfach an das volkstümliche Lied anknüpfen, bereits in München und Dresden zur Aufführung gekommen sind und in Berlin vorbereitet werden.

Abgesehen von den Wagner'schen Opern, haben die letzten zwei Jahrzehnte keinen durchgreifenden Opernerfolg aufzuweisen, außer dem Meyerbeer'schen Schwanengesang „Die Afrikanerin“ (1865), denn selbst die „Dinorah“ des gefeierten Componisten (1859) hatte trotz ihrer anmuthigen und einfachern Haltung keinen gleichen Succes. Für die Kritik Wagner's bietet „Die Afrikanerin“ vielleicht noch mehr Anhaltspunkte als die andern Werke Meyerbeer's; ihr Welterfolg in allen Zonen wird nicht entfernt von Wagner's Musikdramen erreicht.

Flotow, unser deutscher Auber, hatte mit seiner „Indra“, seinem „Alboin“ bei weitem nicht den Kreis zu beschreiben vermocht wie mit „Stradella“ und „Martha“. Noch volkstümlicher waren die Opern von Gustav Schmidt: „Prinz Eugen“, „Die Weiber von Weinsberg“, „La Réole“, welche beiden letztern am berliner Hoftheater zur Aufführung kamen. „Die Loreley“ von Max Bruch zeugte von einem tüchtigen Talent und hatte auch ein poetisches Libretto, gleichwol gelangte sie nicht auf mehrere der ersten deutschen Bühnen. Ebenso wenig gelang dies der in Stuttgart und Leipzig aufgeführten „Astorga“ von J. J. Albert, der Langert'schen Oper „Des Sängers Fluch“, die am wiener Kärntnerthortheater kein Glück machte, den Opern von Eduard Lassen, Peter Cornelius und andern begabten Jüngern der Wagner'schen Richtung, die in Weimar zur Aufführung kamen. Die Opern von Dorn und Taubert („Figgeli“, „Macbeth“) wurden in Berlin mit Erfolg gegeben, ebenso „König Manfred“ von Reinecke in Leipzig und Wiesbaden.

So verschieden man über diese Werke denken, so sehr man in der einen oder andern dieser Opern gewöhnliche Kapellmeistermusik oder durch Nachahmung korybantisch gewordene Zukunftsmusik entdecken mag, immerhin bleibt die Thatsache bedauerlich, daß keins dieser Werke die Runde über die Bühnen machte. Entweder haben die jüngern Kräfte sich in unfruchtbare und ohnmächtige Richtungen zersplittert, denen der große Zug dramatischer Musik fehlt, oder die Bühnen haben verlernt, dem Pulsschlag der jüngern Talente zu lauschen, und sind zu bequem, größern Schöpfungen, die nicht die Signatur eines bewährten Rufes tragen, ihre Pforten zu öffnen.

Chronik der Gegenwart.

Retrologe.

General Giacomo Durando, der am 27. Mai 1869 morgens in Florenz gestorben ist, hat in der neuern italienischen Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt.

Durando wurde 1807 in Mondovi geboren, war der Sohn eines Procurators und studirte in Turin die Rechtswissenschaft; im Jahre 1831 in eine liberale Verschwörung verwickelt, flüchtete er, um dem Gefängniß, vielleicht dem Schaffot, zu entgehen, zuerst in die Schweiz und von da nach Belgien, wo er als Soldat in die Fremdenlegion eintrat. Als diese Legion kurz nach dem Einrückn der Franzosen auf das belgische Gebiet aufgelöst wurde, war er Sergeant-Fourrier. Im November 1832 begab er sich nach Portugal, wo er in der kleinen, damals in Oporto belagerten Armee Dom Pedro's des

Grad als Lieutenant erhielt. Kurz nachher wurde er Kapitän einer Compagnie Italiener, an deren Spitze er bedeutenden Antheil an allen Gefechten dieses Kriegs nahm und mehrmals verwundet wurde. Nach der Herstellung des Friedens in Portugal trat er als Major in einem italienischen Regimente, das den Namen „Jäger von Dporto“ führte, in den Dienst der constitutionellen Partei in Spanien, zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten aus und wurde 1838 zum Obersten ernannt. Im Jahre 1843 schloß er sich der Partei Espartero's gegen Narvaez an, vertheidigte Saragossa einige Zeit und zog sich, nachdem dasselbe capitulirt hatte, nach Marseille zurück. Im Jahre 1844 veröffentlichte er dort eine Flugschrift in französischer Sprache unter dem Titel „De la réunion de la péninsule ibérique par une alliance entre les dynasties d'Espagne et Portugal“. Er kehrte 1845 nach Piemont zurück, wo er sich mit Eifer dem Studium der politischen Schriften widmete, die seit einigen Jahren erschienen waren. Er verfaßte selbst eine Schrift über die italienische Nationalität, die er, obwol sie in italienischer Sprache geschrieben war, doch in Paris drucken ließ, wo sie im Juli 1846 erschien. Er vertrat darin die nationale Monarchie, die Unterdrückung der weltlichen Macht des Papstes, während er gleichzeitig freisinnige Institutionen verlangte. Infolge dieser Schrift wurde ihm der Aufenthalt in Piemont untersagt, worauf er sich nach Spanien begab. Im Jahre 1847 erhielt er aber die Erlaubniß, wieder in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, wo er sogleich das Journal „Opinione“ begründete, das sich in politischer Beziehung zwischen Cavour's „Risorgimento“ und Valerio's „Concordia“ stellte. Er war einer der vier Journalisten, welche dem Könige Karl Albert das Gesuch um eine Constitution überreichten. Die drei Ueberbringer waren Cavour, Santa-Rosa und Brofferio.

Nach der Insurrection Mailands von der provisorischen Regierung dieser Stadt zum Generalmajor ernannt, wurde er an der Spitze der freiwilligen Truppen abgeschickt, um die Grenze von Tirol zu vertheidigen. Er hielt sich in dieser schwierigen Stellung während einiger Monate; dann zog er sich nach der Rückkehr der Oesterreicher ebenso kühn wie geschickt über Brescia, Bergamo und Monza, ein Rückzug, welcher der italienischen Sache 5000 Soldaten erhielt, die er im August 1848 auf das piemontesische Gebiet führte. Eine Krankheit, die er sich durch zu große Anstrengung zugezogen hatte, zwang ihn, das Commando der Division niederzulegen, die dann unglücklicherweise Ramarino anvertraut wurde. Während des Winters war er königlicher Commissar in Genua, wo er energisch gegen die mazzinistischen demokratischen Umtriebe zu kämpfen hatte. Durando war in Mondovi zum Deputirten in das nationale Parlament gewählt worden; im Jahre 1849 wurde er wiedererwählt und nahm seinen Sitz auf der Rechten. Als Adjutant des Königs Karl Albert machte er den Feldzug in diesem Jahre mit; er war in der Schlacht bei Novara an dessen Seite und war einer der Zeugen bei der Abdankung desselben.

Im Parlament unterstützte er die Politik Cavour's, und als der General Lamarmora 1854 in die Krim gesandt wurde, ersetzte er denselben als Kriegsminister. Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge übernahm Lamarmora sein Portefeuille als Kriegsminister wieder, und der General Giacomo Durando wurde als Gesandter nach Konstantinopel gesandt, welchen Posten er auch während des italienischen Kriegs bekleidete. Am 31. März 1862 trat er als Minister des Auswärtigen in das Cabinet Rattazzi. Infolge der Garibaldi'schen Bewegung, die im August 1862 in Aspromonte unterdrückt wurde, richtete er am 10. Sept. desselben Jahres an die italienischen diplomatischen Agenten im Auslande eine Note, welche eine dringende Lösung der römischen und der venetianischen Frage forderte und die damals großes Aufsehen erregte. Er war aber nicht im Stande, von Frankreich ein Zugeständniß zu erhalten, und so gab er seinen Ministerposten im December 1862, wo das Ministerium Rattazzi juridtrat, auf.

Giacomo Durando war Senator des Königreichs Italien, einer der ältesten Generalleutenants der italienischen Armee und Ehrenadjutant des Königs Victor Emanuel.

Am 18. April 1869 starb John Jason Owen zu Newyork in einem Alter von nahezu 66 Jahren. Er galt in den Vereinigten Staaten nächst den Professoren Felton und Anthon für den bedeutendsten Hellenisten. Er war im August 1803 zu Colbrook im Staate Connecticut geboren, zog aber schon in früher Jugend mit seinen Aeltern nach Kingsborough im Staate Newyork, woselbst er unter der Leitung des gelehrten Dr. Elisha Yale den Grund zu seiner wissenschaftlichen Laufbahn legte. Er besuchte später das Collegium zu Middlebury in Vermont, trat dann in das theologische Seminar zu Andover in Massachusetts und bestand hier im September 1831 mit Auszeichnung das vorgeschriebene Examen. Nachdem er längere Zeit in Andover mit der American Educational Society, einem Vereine, der die Ausbildung junger Theologen zum Ziele hatte, in Verbindung gestanden und sich überhaupt für die wissenschaftliche Hebung der Theologie interessiert hatte, übernahm er die Leitung des in Amerika rühmlichst bekannten Cornelius-Instituts. Um diese Zeit warf er sich mit Leidenschaft auf das Studium der lateinischen und griechischen Sprache; er predigte zwar zuweilen, kehrte aber stets mit erneuertem Eifer zu den alten Sprachen, namentlich der griechischen, zurück, übersetzte verschiedene griechische Autoren ins Englische und gab höchst zweckmäßige altgriechische Lesebücher für den Gebrauch in Schulen heraus; zu demselben Zwecke bearbeitete er den Homer, den Thucydides und Xenophon's Anabasis und Cyropädie. Die letztgenannten Bücher fanden auch in Europa, z. B. in Schottland, viel Anerkennung. Sein Hauptwerk ist indessen sein Commentar zu den Evangelien, wovon der erste Band im Jahre 1857 erschien, der zweite folgte bald darauf, der dritte war im Manuscript fertig, als ihn der Tod überraschte.

Im November 1848 trat Owen von der Leitung des Cornelius-Instituts zurück, um in der Stadt Newyork eine Professorenstelle für die griechische und lateinische Sprache und die altclassische Literatur an der New-York Free Academy zu übernehmen. Am 7. Juli 1853 wurde er zum Vicepräsidenten und Professor Webster zum Präsidenten dieser Akademie, welche im Jahre 1866 den Namen New-York Free College annahm, ernannt.

Professor Dr. J. J. Owen gehört ohne Zweifel zu denen, die den Beweis geliefert haben, daß das Studium der altclassischen Sprachen auch jenseit des Atlantischen Oceans mit Erfolg geübt und gepflegt werden kann.

Am 19. April 1869 starb der als Mathematiker und Astronom wohl bekannte Professor Dr. Mitchell, Lehrer am Vassar-Collegium zu Poughkeepsie im Staate Newyork, in einem Alter von 76 Jahren. Er war der Vater von Frä. Maria Mitchell, die am 1. Aug. 1818 zu Nantucket in Massachusetts geboren wurde und sich ebenfalls durch ihre astronomischen Kenntnisse auszeichnete. Schon in ihrem elften Jahre zeigte die Tochter entschiedene Vorliebe für mathematische und astronomische Studien und gehörte zu den eifrigsten Zuhörern und Schülern ihres Vaters, bei dem sie später die Stelle eines Famulus und Hülfslehrers einnahm. Sie stellte übrigens auch selbständige Forschungen in der Astronomie an und entdeckte am 1. Oct. 1847 mit dem Teleskop einen Kometen, der zwei Tage später auch von dem gelehrten Pater Da Vico in Rom aufgefunden wurde. Für die Entdeckung dieses Kometen und ihre sonstigen Verdienste um die Astronomie erhielt Miß Maria Mitchell vom Könige von Dänemark eine goldene Medaille. Die irdischen Ueberreste von Professor Mitchell wurden in Nantucket dem Schosse der Erde übergeben.

Der am 20. Dec. 1868 in Paris verstorbene Marquis d'Escayrac de Lautre hat nur ein Alter von 46 Jahren erreicht, nimmt aber unter den französischen Reisenden der neuern Zeit eine sehr hervorragende Stellung ein. Er wurde 1822 geboren und verdankte seinem Vater, der am 3. Oct. 1837 zum französischen Pair ernannt wurde, eine sehr gute Erziehung, die ihn für seine spätern Reisen trefflich vorbereitete. Er unternahm schon frühzeitig einige Excursionen nach dem Orient, dann wurden ihm von der Regierung mehrere Missionen in Algerien übertragen. Im Jahre 1856 erging von dem Sicekönige von Aegypten der Ruf an ihn, die Leitung einer Expedition zu übernehmen, die von ihm zu dem Zwecke ausgesandt wurde, die Quellen des Nils aufzusuchen. Als Frankreich und England gemeinschaftlich die große Expedition gegen China unternahmen, welche im October 1860 bis Peking vordrang, wurde der Marquis zum Mitgliede der französischen wissenschaftlichen Commission ernannt, welche die Expedition begleiten sollte; aber ihn erwartete in dieser Stellung ein sehr trauriges Geschick. Er fiel nämlich mit andern Mitgliedern der wissenschaftlichen Commission in die Hände der Feinde, die sich in einem Hinterhalte verborgen gehalten hatten, und wurde, während man ihm die Füsse und die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, vor das Thor des Sommerpalastes geworfen, der später, am 18. und 19. Oct. 1860, von den Engländern in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Da der Kaiser die Gefangenen nicht sehen wollte, so ließ man sie zwei Tage in diesem Zustande, von dem man sie nur befreite, weil ihr Anblick an diesem Orte lästig war. D'Escayrac wurde nun in das für die Galerensklaven bestimmte Gefängniß geworfen; diese brachten ihm die erste Hülfe, und zwar zuerst durch Loslösung seiner geschwollenen und mit Ungeziefer bedeckten Glieder. Er hat später alle einzelnen Vorfälle dieses Dramas, worin er die wichtigste, aber zugleich traurigste Rolle spielte, veröffentlicht. Der Kaiser ernannte ihn bei dieser Gelegenheit durch ein Decret vom 1. Jan. 1861 zum Commandeur der Ehrenlegion, deren Offizier er seit dem 11. Aug. 1856 war. Im Jahre 1859 wurde der Marquis d'Escayrac de Lautre zum Mitgliede des Generalraths des Tarn- und Garonne departements gewählt.

Als Schriftsteller hinterläßt er folgende Werke: „Notice sur le Kordofan“ (1851); „Le désert et le Soudan“ (1853); „Mémoire sur le Bragle ou hallucination du désert“; „De l'influence du canal des deux mers“; „Mémoire sur le Soudan“ (1855 und 1856); „Mémoires sur la Chine“ (5 Hefte, 1864); Berichte und Artikel über China, dessen Sitten, Philosophie, Religion u. s. w., die er im „Moniteur“ veröffentlichte, und einige Arbeiten, die er für das „Bulletin de la Société de géographie“ geliefert hat. Außerdem hinterläßt er sehr interessante Werke über verschiedene große Fragen der Ethnologie und der Linguistik. Seine Reisebeschreibungen sind sehr interessant und fesselnd.

Seit der grausamen Behandlung, die ihm in der chinesischen Gefangenschaft widerfuhr, war sein Leben nur ein langes Martyrium. Wissenschaftliche Arbeiten ließen ihn seine Leiden vergessen, und selbst während der größten körperlichen Schmerzen verleugnete sich die Anmuth seines Charakters nicht.

In Adolphe Chauveau, dem Doyen der Rechtsfacultät in Toulouse, der in der dritten Woche des Decembers 1868 dort gestorben ist, hat Frankreich einen seiner ausgezeichnetsten Rechtslehrer und juristischen Schriftsteller verloren.

Chauveau wurde am 20. Mai 1802 geboren, studirte in Poitiers die Rechte und ließ sich 1823 in Paris in die Liste der Advocaten am königlichen Gerichtshofe einschreiben. Er hatte sich bereits einen ehrenvollen Ruf im Barreau erworben, als er sich 1830 eine Advocatenstelle am Staatsrathe und am Cassationshofe kaufte. Nachdem er dieselbe sechs

Jahre lang mit Auszeichnung bekleidet hatte, widmete er sich dem höhern Lehrfach und wurde 1838 zum Professor des administrativen Rechts an der Rechtsfacultät in Toulouse, welcher Lehrstuhl damals neu errichtet worden war, ernannt. Dreißig Jahre lang hatte er als Professor dort gewirkt und zur Bildung tüchtiger Juristen beigetragen, aber noch weit größere Verdienste um die Rechtskunde erwarb er sich als juristischer Schriftsteller.

Chaveau gehört zu den besten französischen Criminalisten. Von seinen zahlreichen Werken ist das wichtigste seine „Théorie du Code pénal“ (8 Bde., 1834—43, von dem 1852 eine dritte Ausgabe in sechs Bänden erschienen ist), das er mit Faustin Hélie, Rath am Cassationshofe, verfaßt hat. Dann setzte er das Werk des berühmten Professors Carré: „Lois de la procédure civile“, in sieben Bänden fort, von dem er eine dritte Ausgabe veröffentlicht hat. Ferner stiftete er das „Journal des avoués“, an dessen Spitze er eine lange Reihe von Jahren gestanden hat, und im Januar 1863 das „Journal de droit administratif“, das eine Zeit lang in Toulouse erschienen ist. Außerdem sind von ihm zu erwähnen: „Code forestier expliqué“ (1827); „Manuel de la contrainte par corps“ (1829); „Code de la saisie immobilière“ (1829); „Commentaire du tarif en matière civile“ (2 Bde., 1831); „Code pénal progressif“ (1832); „Principes de compétence et de juridiction administratives“ (3 Bde., 1841—45); „Formulaire général et complet“ (2 Bde., 1852—53); eine praktische Abhandlung über das Civil- und commerzielle gerichtliche Verfahren.

Am 18. Jan. 1869 starb in London der langjährige Oberbibliothekar des British Museum und Herausgeber mehrerer geschichtlicher und gelehrter Werke, Henry Ellis, in dem hohen Alter von mehr als 91 Jahren.

Henry Ellis wurde im November 1777 in London geboren und war der Sohn von John Ellis, der von einer Familie abstammte, welche seit mehreren Generationen dem Richterstande in Yorkshire angehört hatte. Er erhielt seine Schulbildung in der Merchant Taylor's School und trat dann in das Saint-John's College in Oxford ein, in welchem er später Fellow wurde. Nachdem er vier Jahre lang den Posten als Unterbibliothekar in der Bodleian Bibliothek bekleidet hatte, empfing er 1800 eine gleiche Anstellung im British Museum; im Jahre 1806 wurde er Aufseher in dem Departement der gedruckten Schriften, aus dem er später in das Departement der Manuscripte überging, und im Jahre 1827 wurde ihm nach dem Tode von Joseph Planta die Stelle als Oberbibliothekar des British Museum übertragen, die er 29 Jahre lang bis 1856, also bis in sein 80. Lebensjahr bekleidete, in welchem er sich pensioniren ließ. Sir Henry Ellis war viele Jahre lang einer der Secretäre der Society of Antiquaries und später wurde er der Director dieser Gesellschaft. Sein erstes Werk war eine „History of the Parish of Saint-Leonard, Shoreditch“ (1798), und unter andern Werken erschienen von ihm „Introduction to the Domesday Survey, with Indices“ (1833); drei getrennte Sammlungen von „Original Letters, illustrative of English History“ (3 Bde., 1824; zweite Sammlung, 4 Bde., 1827; dritte Sammlung, 4 Bde., 1846). Er trug auch zu der „Library of Entertaining Knowledge“ zwei getrennte Werke über die „Towneley Marbles“ (2 Bde., 1833) und über die „Elgin and Phigaleian Marbles“ (2 Bde., 1836) bei. Auch war er der Hauptherausgeber und Verfasser des englischen Theils der Ausgabe von Dugdale's „Monasticon“, das von 1817—30 in sechs Foliobänden veröffentlicht wurde.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhau. — Druck und Verlag von F. A. Brodhau in Leipzig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die nachstehenden Werke, in der Bibel-Anstalt der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in Stuttgart und München erschienen, sind in den Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig übergegangen und durch alle Buchhandlungen zu den beigefetzten Preisen zu beziehen.

Illustrirte Bibel.

Die Bibel oder die Heilige Schrift

des Alten und Neuen Testaments

nach der deutschen Uebersetzung von **Dr. Martin Luther.**

Mit **Holzschnitten**

nach Originalzeichnungen von

E. Bendemann, J. Fischer, G. Jäger, F. Overbeck, A. Rethel, L. Richter, J. Schnorr von Carolsfeld, F. Schubert, E. Steinle, A. Strähuber, C. F. v. Stralendorf, L. Völlinger.

I. Ausgabe in Gr. Quart.

Geheftet 7 Thlr. 15 Ngr. Gebunden in Leinwand mit Lederrücken 9 Thlr. 15 Ngr.,
in Chagrinkleber mit Goldschnitt 11 Thlr.

(Auch in 30 Lieferungen zu je $7\frac{1}{2}$ Ngr. zu beziehen.)

II. Prachtausgabe in Folio.

Geheftet 15 Thlr. 18 Ngr. Gebunden in Chagrinkleber mit Goldschnitt 20 Thlr. 18 Ngr.

(Auch in 125 Lieferungen zu je $3\frac{3}{4}$ Ngr. zu beziehen.)

III. Das Neue Testament. (Separatabdruck aus Nr. I.)

Geheftet 1 Thlr. 24 Ngr. Gebunden in Chagrinkleber mit Goldschnitt 4 Thlr. 14 Ngr.

Diese prachtvoll mit großen Lettern gedruckte und durch die ersten Künstler Deutschlands aufs würdigste illustrierte Bibel ist in den verschiedenen Ausgaben und Einbänden besonders auch als Festgeschenk für Confirmanden, zu Jubiläen, Hochzeiten u. s. w. zu empfehlen.

Hausbibel.

Die Bibel oder die Heilige Schrift

des Alten und Neuen Testaments

nach der deutschen Uebersetzung von **Dr. Martin Luther.**

kl. Quart. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in Leder 5 Thlr., in Chagrinkleber mit Goldschnitt 6 Thlr. 5 Ngr., und mit 2 silbernen Schließen 11 Thlr. 15 Ngr.

Diese mit scharfen neuen Lettern auf weißes Papier sorgfältigst gedruckte Bibel eignet sich vorzüglich zum Gebrauch im Hause und in der Familie, da sie auch für die schwächsten Augen ohne Anstrengung lesbar, und ebenso einfach und würdig als sauber und geschmackvoll ausgestattet ist.

Das Neue Testament und der Psalter.

Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.

Mit Photographien

nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands.

Octav.

I. Ausgabe in Einem Bande.

Cartonnirt 4 Thlr. 24 Ngr. Gebunden in Chagrinsleder mit Goldschnitt 6 Thlr., und mit 2 silbernen Schließen 7 Thlr. 4 Ngr.

II. Das Neue Testament apart.

Cartonnirt 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in Chagrinsleder mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr. und mit 2 silbernen Schließen 6 Thlr. 20 Ngr.

III. Der Psalter apart.

Cartonnirt 14 Ngr. Gebunden in Leinwand 22 Ngr.

Drei wegen ihrer besonders geschmackvollen typographischen und künstlerischen Ausstattung mit Recht allgemein beliebte Ausgaben des Neuen Testaments und des Psalters, die jedem Bibliotheksch zur wahren Zierde gereichen.

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von

Friedrich Adolph Strauß und Otto Strauß.

Mit hundert Bildern

nach Zeichnungen von Halbreiter, Bernaz u. a., drei Karten, und einem Titelbild von Strähuber.

Quart.

Geheftet 9 Thlr. Gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 11 Thlr. 10 Ngr., in Chagrinsleder mit Goldschnitt 12 Thlr. 15 Ngr.

(Auch in 34 Lieferungen zu je 8 Ngr. zu beziehen.)

Dieses mit farbigen Stahlstichen, Holzschnitten, Lithographien und Karten reich illustrierte Prachtwerk bildet eine Ergänzung zur illustrierten Bibel wie überhaupt zu jeder Bibel, indem es den Schauplatz der Heiligen Schrift in landschaftlichen und Architekturbildern, in Trachten und Hantierungen vorführt und in einem erläuternden Text alles zusammenstellt, was durch Wissenschaft und Kunst für das Verständniß der Bibel nach dieser Seite hin bis auf die neueste Zeit erforscht und dargeboten worden ist.

Jerusalem von der Südseite.

Gezeichnet von Rössler, in Stahl gestochen von J. Kiegel.

13" hoch — 18½" breit. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein schöner Stahlstich, der sich sowol für Albums als zum Einrahmen als Wandverzierung eignet.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Vierzehntes Heft. (15. Juli 1869.)

Inhalt.

Seite

Frankreich und das Kaiserthum. Ein Essay nach den neuesten französischen Geschichtswerken. Von Feodor Wehl.....	81
Der Norddeutsche Bund und seine Verfassung. Von Heinrich Blankenburg. Viertes (letzter) Artikel. Großmacht und Nationalstaat.....	101
Ferat und die mittelasiatische Frage. Von Hermann Vambéry.....	139
Chronik der Gegenwart:	
Neue der Erd- und Völkerkunde: Der Abschienstag im Caplande. — Nachrichten über die Africareisenden Mauch, Erskine, Samuel Baker, Livingstone, Carlo Piaggia, Ambroise Poncet, Schweinfurth, Richard Brenner. — Der Suezkanal. — Madagaskar und die benachbarten französischen Inseln.....	148



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Leben des Generals von Scharnhorst.

Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen
bargestellt von

Georg Heinrich Rippel.

Zweiter Theil.

Drittes und viertes Buch. 1793 bis 1801.

8. Geh. 2 Thlr.

(Der erste Theil, mit dem Bildnisse Scharnhorst's, kostet 1½ Thlr.)

Eine Biographie Scharnhorst's, dieses echt deutschen Mannes, von Arndt „Der Deutschen Waffenschied“ genannt, darf gerade in unserer Zeit auf die wärmste Theilnahme rechnen. Das vorliegende Werk hat aber um so größern Werth, weil der Verfasser ein sehr reichhaltiges handworfliches Material benutzen konnte, das den frühern Biographen Scharnhorst's verschlossen war. Es dient nicht blos Militärs und Historikern, sondern den weitesten Kreisen des deutschen Volkes als empfehlend zu werden.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Renan's neuestes Werk.

Paulus.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit einer Karte.

8. In acht Lieferungen zu je 7½ Ngr.

Vollständig: geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Gleichzeitig mit dem französischen Original erscheint dieses mit Spannung erwartete neue Werk Renan's über den Apostel Paulus in einer vom Verfasser autorisirten deutschen Ausgabe. Der „Paulus“ schließt sich eng an die beiden berühmten Werke des Verfassers „Das Leben Jesu“ und „Die Apostel“ an und darf daher gleich lebhafter Theilnahme wie diese in den Kreisen der Theologen und der gebildeten Laien sicher sein.

In demselben Verlage erschien:

Die Apostel. Von Ernest Renan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. (Auch in 6 Lieferungen zu je 5 Ngr. zu beziehen.)

Im Verlage von **And. Hoffmann** in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundzüge einer Geschichte des Bilderräthsels.

Von **F. R. Hoffmann.**

Lexikon-Octav. IV. und 44 Seiten. Velinpapier. Elegant geheftet. Preis 15 Sgr.

Das Bilderräthsel ist nicht nur für die vaterländische, sondern auch für die allgemeine Literaturgeschichte von Belang. Klassisch-altersheimlichen Ursprunges, gehet dasselbe in Italien, Frankreich, England und Deutschland schon vor mehreren hundert Jahren, und bildliche Darstellungen aus jener Zeit sind hier originaltreu wiedergegeben. Als Wappenschild und Altarbild, wie auch als Scherz, Satire, Jote, bietet aber der Rebus in seinen Schicksalen ebenso wol ein Bild Sittengeschichte, aus alter und neuer Zeit, das jeden Leser lebhaft interessiren wird.

Frankreich und das Kaiserthum.

Ein Essay nach den neuesten französischen Geschichtswerken.

Von Feodor Wehl.

Der öffentliche Geist in Frankreich hat angefangen sich zu dem Napoleonischen Kaiserthum in ein so eigenthümliches Verhältniß zu setzen, daß es immerhin als zeitgemäß erscheinen kann, auf dasselbe neuerdings sein ganz besonderes Augenmerk zu richten. Es ist jedenfalls nicht von ungefähr, daß sich die Geschichtswerke über das zweite Kaiserreich und im Anschluß daran auch über das erste rasch auf dem Fuße folgen. Der ernste und tiefer blickende Forscher wird ohne Zweifel hieraus erkennen müssen, daß das französische Volk in diesem Augenblicke sich ebenso sehr bewogen als gedrungen fühlt, über diese politische Institution bis zu einem gewissen Grade eine klare Anschauung zu gewinnen. Nach einem längern Zeitraum des Rausches und des Taumels beginnt man zur ruhigen Sammlung und Betrachtung zurückzukehren und in diesem Zustande über die obwaltenden Verhältnisse sowie über die Menschen und Ereignisse sich Rechenschaft abzulegen, die sie hervorgebracht. Noch ist man allerdings nicht auf den Standpunkt einer absoluten Kritik, aber doch so nahe an denselben herangetreten, daß man sagen kann, man befinde sich gleichsam an dessen Schwelle, und es bedürfe nur noch eines letzten Schrittes, um ihn erreicht zu haben.

Eugene Lénot in seiner historischen Studie über den Staatsstreich: „Paris en Décembre 1851“ (Paris 1868), und Lazire Delord in seiner „Histoire du second empire 1848—69“ (Paris 1868) geben Darstellungen, die nicht zu unterschätzen sind, sowenig auch in beiden ein eigentlich letztes Wort gesprochen wird. „Der Hauptzweck meines Werkes“, läßt sich der Zweitgenannte vernehmen, „besteht darin, ein Beispiel zu geben und die Laufbahn zu eröffnen.“ Die Laufbahn wohin? Unzweifelhaft zum Ziele der geschichtlichen Wahrheit, für welche Delord den nationalen Trieb und Ehrgeiz durch ein gewisses Pathos, durch eine gehobeneren Gefühls- und Ausdrucksweise, als sie gegenwärtig in Frankreich im allgemeinen herrschend ist, zu erwecken sucht. Dazu kommt, daß etwas wie eine heilige Trauer um die von dem französischen Volke verlassene Freiheit seiner Schreibweise einen zwar nicht starken und hinreißenden Impuls, aber doch einen besondern Reiz ertheilt. Sein Stil entflammend und begeistert nicht, aber er ist doch geädelt von einer Treue der Ueberzeugung, die niemals ganz ihre Wirkung zu verfehlen im Stande ist. Es ist in diesem Moment schon immer etwas werth und der Beweis eines männlichen Muthes, daß der Verfasser sich von vornherein als ein Mitglied jener Partei bekennet, welche am lebhaftesten gegen die Wiedereinführung und Erneuerung des Kaiserreichs angekämpft, und welche jetzt, unter seinem Drucke am meisten leidend, doch noch immer nicht ihren Hoffnungen und Wünschen vollkommen zu entsagen verlernt hat. Wenn sie freilich auch noch nicht wagen darf zu ringen und zu streiten, so muß es doch immerhin als einigermaßen bedeutsam angesehen werden, daß sie sich für angemessen erachtet, sich zu denselben zu bekennen und dies Bekenntniß bei Gelegenheit einer Geschichte des zweiten Kaiserreichs offen genug auszusprechen. Bisher wurde diese Geschichte nur von napoleonistischen Anhängern und Freunden, von einem Kapitan

de Mauduit, einem Granier de Cassagnac, einem Dr. Véron und Monsieur Mayr geschrieben, also von Leuten, die man alle mehr oder weniger zu den Panegyrikern und Speichelleckern des zweiten December zählen muß. Sie alle fußen auf dem Erfolge des Staatsstreichs, der ihnen gerade durch diesen Erfolg so verherrlicht erscheint, daß sie meinen, darüber jeder Rücksicht und jeder Schonung sich entschlagen zu dürfen. Jetzt erst fangen unabhängige Geister oder Geister aus den entgegengesetzten Parteilagern an, sich dieser Geschichtschreibung zu bemächtigen. Ténot lieferte sozusagen ein literarisches Vorpostengefecht, eine Eröffnung der Feindseligkeiten. Sein Werk hat einen sehr journalistischen Anstrich. Delord bringt noch kein strenges Geschichtsbuch, aber doch einen ersten Anlauf dazu. Seine Arbeit ist schon ein Feuer die ganze Schlachtlinie entlang.

Als dritter im Bunde ist A. Lanfrey mit seiner „Histoire de Napoléon I.“ (Paris 1868—69) zu betrachten, einer Geschichte, welche dem französischen Kaiserthum bereits einen empfindlichen Schlag versetzt, indem sie unternimmt, den Mann des Jahrhunderts, den Stifter der Dynastie durch eine einschneidende Kritik seines geschichtlichen Schimmers und Glanzes, seines ganzen Prestige zu entkleiden. „Napoleon I.“, sagt der genannte Historiker unter anderm, „scheint ein Mensch aus einem andern Zeitalter. Indessen, je mehr man ihn studirt, um so mehr auch wird man inne, daß alles, was von seinen Schöpfungen lebendig geblieben, aus dem Geiste seiner Zeit genommen und das übrige blos phänomenaler Art ist.“ An einer andern Stelle heißt es: „Er war erfüllt von der leeren Ruhmsucht der Eroberer aus dem Alterthum, dem einzigen, was er aus dessen Geschichte gelernt hatte. Er ging immer nur darauf aus zu siegen, zu unterjochen; die Menschen zu verblenden; sie zu erheben und zu veredeln, daran dachte er nicht. Seine Sache waren die Siege durch Gewalt, nicht die durch Civilisation; diejenigen, welche sich durch List, Einschüchterung und Brutalität, nicht welche sich durch moralische Mittel, durch freiwilliges Zusammenwirken der edelsten Leidenschaften der menschlichen Seele erreichen lassen.“

Lanfrey behauptet nicht ohne Grund: „Daß ein Mann dieser Art eine ganze Nation in Rausch und Taumel versetzen, sie veranlassen und bewegen konnte, sich ihm wie ein Sklave zu Füßen zu legen, beweist am Ende nur, wie wenig Ernst in dieser Epoche bei einer Nation vorhanden war, deren Hauptfehler von jeher der Mangel an Ernst gewesen ist.“

Geht schon ein gewisser Muth dazu, den Franzosen, die durch Schmeicheleien ihrer Schriftsteller, ihrer Redner und Künstler in hohem Grade verwöhnt sind, eine solche Wahrheit ins Gesicht zu schleudern, so gehört noch mehr dazu, das in der schonungslosen Weise zu thun, mit welcher Lanfrey Napoleon I., diesem Abgott des französischen Volks, zu Leibe geht. Seine Darstellung ist wie eine eiserne Hand des Jorns, die an dem Lorber des großen Kaisers rüttelt und seine Blätter eins nach dem andern fallen macht. Noch niemand hat in Frankreich Napoleon's Wesen, Leben und Handeln mit so eingehender und durchweg kritischer Schärfe beleuchtet wie er, eine Beleuchtung, die um so gravirender und zerschmetternder wirkt, als sie von keiner andern Leidenschaft, als einzig von der einer aufrichtigen Wahrheitsliebe und Ueberzeugungstreue geboten zu sein scheint.

Lanfrey erweist sich überall mehr über die Verblendung seiner Nation als über den Charakter und die Thaten des Mannes empört, welcher von der Revolution emporgetragen, sie selbst, seine historische Mutter, gleichsam aus Frankreich vertrieben und in die Fremde ins Exil geschickt hat. Nachdem er eine Zeit lang mit ihr sich in gutes Einvernehmen gesetzt, sie geliebt und gehätschelt, sich zu ihrem legislativen Erben erklärt, hat er endlich damit aufgehört, sie zu verbannen und auf das bitterste zu verfolgen. Unter dem Napoleonismus wird die französische Emigration durch die Freiheit vermehrt und stark gemacht, eine Thatsache, die unser Historiker sich angelegen sein läßt, durch seine Geschichte Schritt für Schritt zu erhärten.

Zunächst schildert er Napoleon's Jugend und ersten Entwicklungsgang. Wir sehen den Jüngling erfüllt mit feurigem Patriotismus für sein engeres Vaterland Corsica, dessen Unterdrückung durch die Franzosen er sich so zu Herzen nahm, daß er zuweilen an Selbstmord dachte. Er schwärmte für Paoli und schrieb zu dessen Gunsten jenen Brief an Matteo Buttafuoco, seinen Landsmann, der, ins französische Lager übergegangen, den großen Patrioten und Staatsmann mit seinem politischen Geifer besudelt hatte. Damals noch mehr Corse als Franzose, kannte seine Seele keinen größern Ehrgeiz, als auf seiner Heimatsinsel sich einen hervorragenden Namen und Einfluß zu verschaffen. Er war nicht wenig stolz darauf, zum Bataillonschef der Nationalgarde in Ajaccio ernannt zu sein, und hier hat er auch gleichsam die Generalprobe zu dem spätern 18. Brumaire abgehalten. Als es galt, seine Wahl durchzusetzen, ließ er Bewaffnete in ein Haus seiner Gegenpartei bringen, um mit Gewalt daraus einen Mann hinwegzuführen, dessen Stimme von besonderm Gewicht war und dem, wie er sagte, er die Freiheit seiner Meinung wiedergeben wollte. Wirklich imponirte dieser kleine Staatsstreich auch in so hohem Maße, daß er vollkommen erreichte, was er gewünscht hatte.

Aber diese Wünsche hielten bei ihm nicht Stich, ebenso wenig wie seine Verehrung für Paoli. Nach und nach erkannte er, daß das große Frankreich ihm mehr Spielraum bot, und er ging infolge dessen, sozusagen mit Sach und Pack, mit klingendem Spiele zu ihm über. Zuerst interessirten ihn die Girondisten mit ihren begeisterten Reden und Problemen. Dies war in der Zeit, in der er im besten Zuge war, sich zum Schriftsteller auszubilden und den Degen mit der Feder zu vertauschen. Damals concurrirte er mit einer Schrift um den Preis der Akademie zu Lyon. Er schrieb „Ueber die Wahrheiten und Gefühle, welche den Menschen am ehesten zu seinem Glücke führen“, in schwülftigem, überschwenglichem, nur wenig geordnetem Stile. Besser verstand er sich auf die ultima ratio regis, mit Einem Worte auf die Artillerie. Seine Kenntnisse und Ueberlegenheit in dieser Waffe brachten ihn in ein näheres Verhältniß zu dem jüngern Robespierre, der an Armee geschickt worden war, um als Mitglied des Convents deren Leitung und Nahrung zu überwachen. Sehr rasch lernte er in dessen Umgang sich der Sympathie der Girondisten entschlagen. Ihre Parteiverworfenheit und Unthätigkeit waren wenig nach seinem Sinne, dem ein Saint-Just und Robespierre zusagender erschienen, auch schon deswegen, weil sie bald die bei weitem Mächtigeren wurden.

Mit dem jüngern Robespierre ist Napoleon ohne Zweifel sehr intim gewesen, denn es liegt heutzutage als vollständig erwiesen vor, daß der Bruder Maximilian's, als er kurz vor dem 9. Thermidor nach Paris zurückeilte, seinen militärischen Freund beschwor, ihm nach der Hauptstadt zu folgen, um dort Henriot's Stelle zu übernehmen.

Napoleon war indeß klug genug, dieser Beschwörung kein Gehör zu geben. Die Schreckensherrschaft zeigte sich dem militärischen Genie wenig geneigt und beargwohnte es sehr. Die Köpfe der Generale waren zu Duzenden gefallen und unser Held nahm deshalb Anstand, auch den seinigen aufs Spiel zu setzen. Dennoch saß er, trotz seiner weisen Vorsicht, nicht allzu fest, denn als Robespierre und sein Anhang der Guillotine zum Opfer gefallen waren, erinnerten sich die Thermidoristen ganz wohl der nähern Beziehungen, die er zu ihnen gehabt, und ließen ihn verhaften.

Ueber diese Verhaftung sind Napoleon selbst wie alle seine Bewunderer immer sehr leicht hinweggeglitten. Lauffrey hebt hervor, daß sie volle zehn Tage gedauert und der davon Betroffene während derselben durchaus nicht ohne Angst und Besorgniß gewesen, wie dies Briefe beweisen, die aus jener Epoche vorhanden und welche man sich freilich sehr gehütet hat in die Correspondenz des spätern Kaisers aufzunehmen. Wie nah ihm die Sache gegangen, belegt allein schon eine Stelle in einem Briefe, welchen Napoleon am 20. Thermidor an Tilly, den französischen Gesandten in Genua, schrieb, und

die da lautet: „Die Katastrophe des jüngern Robespierre ist mir schmerzlich genug gewesen, denn ich liebte ihn und hielt ihn für rein; aber wäre er auch mein Vater gewesen, mit eigener Hand hätte ich ihm den Dolk in die Brust gestossen, wenn er die Tyrannei zu errichten in Absicht gehabt.“

Man ersieht aus dieser Aeußerung, wie vollständig unser Held hier noch den Republikaner spielt und auf dem Boden der Revolution fußt. Aber wie er nur zu bald „in ihr mehr eine Macht, als ein Princip erkannte“, das sollte bereits die nächste Zukunft wahrnehmen lassen, in der er nun ganz zum Thermidoristen oder zum Parteigänger derselben wird. Er hält es der Reihe nach mit allen, welche die Zügel der Herrschaft erreichen, bis er selbst sie ergreift. Ein Schützling des Königs, war er zu Anfang Royalist, dann ein Schwärmer für die Nationalversammlung, ein Sohn der Revolution, ein Freund der Girondisten, ein Trabant der Robespierre und des Saint-Just, endlich ein Schildknappe der Directorialregierung.

Mit dieser letztern stand er freilich zuerst auf ziemlich gespanntem Fuße, weil sie ihm wie bereits gemeldet, wegen seines Umgangs mit dem jüngern Robespierre nicht traut und ihm ihr Mißbehagen durch eine Versetzung zu erkennen gab. Entrüstet darüber nahm er seinen Abschied und kam nach Paris, wo er in äußerst kümmerlichen Verhältnissen leben und oft seine Bücher verkaufen mußte, um sich Nahrungsmittel verschaffen zu können. Sein Bruder Joseph, der eine reiche Frau geheirathet, war damals nicht selten sein Retter in der Noth, die endlich so hoch stieg, daß er sich mit dem Gedanken befreundete, nach dem Orient zu gehen und dem Sultan seine Dienste anzubieten. Vielleicht datirt aus dieser Periode sein Plan mit Aegypten. Ehe es indeß mit seiner Ansicht zur vollen Reife kam, fing man im französischen Kriegsdepartement doch wieder an, sich seiner zu erinnern, und infolge von aufgefundenen Dispositionen ihn in den topographischen Ausschuß zu berufen.

In diesem saß er noch, als die Ereignisse vom 13. Vendémiaire und mit ihnen jene royalistischen Anwandlungen eintraten, die der Convent mit bewaffneter Hand niederschlagen sich entschließen mußte. Barras war es damals, dem die Militärgewalt in die Hand gelegt wurde und der sich Napoleon zum Adjutanten und Stellvertreter zuordnen ließ. Die kaiserlichen Geschichtschreiber haben auch hier wieder die Dinge entstellt und verdreht, indem sie bei dieser Gelegenheit sogleich Napoleon als den Mann des Schicksals in erste Reihe brachten, während er doch eigentlich in zweiter stand und sich wesentlich nur vermöge der Hülfe und Unterstützung von Barras emporarbeitete.

Barras war damals entschieden der Regent von Frankreich und dasjenige Mitglied des Directoriums, welches eine Art von Hof um sich sah. Zu diesem Hofe gehörte auch Josephine von Beauharnais, die nicht mehr ganz junge, aber immer noch schöne und reizende Witwe eines auf dem Schaffot gestorbenen Generals.

„Einige Tage nach der Entwaffnung der aufständischen Sectionen“, erzählt La Fontaine, „sah sich ein Knabe von etwa zehn oder zwölf Jahren bei dem Generalstabe ein, welchen der Degen seines Vaters zurückforderte, eines Generals der Republik, der auf dem Verfall der Schreckensherrschaft geendigt hatte. Dieser Knabe war Eugène Beauharnais. Gerührt von seinen Thränen, ließ Napoleon ihm den verlangten Degen überreichen, empfing dafür am andern Morgen den Besuch und den Dank der Mutter, welche bis dahin nur dem Namen nach kannte, obschon sie die intime Freundin von Barras, seinem Protector, war.“

Mit dieser Bekanntschaft begann Napoleon's Glück. Barras, seine Frau und Freunde hielten große Stücke auf Josephine von Beauharnais, die durch ihre Anmut und Liebenswürdigkeit alle Welt entzückte und einnahm. Einer ihrer Hauptverehrer damals General Hoche der sie seit ihrer Gefangenschaft kannte und sich eifrig um

bewarb. Aber sein stoischer, echt republikanischer Charakter scheint ihm dabei eine Art von Hinderniß gewesen zu sein. Er nahm seine Zeit zu ernst und emphatisch und mag damit gegen die leichtlebige und etwas flatterhafte Natur Josephinens mannichfach verstoßen haben, hauptsächlich vielleicht, weil er dabei schüchtern war und bei aller Schwärmerei der Jugend einen gewissen catonischen Geisteszug besaß. Er drückte alle durch seinen Republikanismus, seine Sittenstrenge, seinen antiken Geist. Er war ein Saint-Just in Uniform und zu Pferde. Napoleon trat dreister und zugleich füsamer auf. Er hatte sich gewöhnt den Verhältnissen und Umständen Rechnung zu tragen und alle Chancen wahrzunehmen.

Das that er auch hier, indem er sich Barras und seinem Anhange anschloß und dadurch Josephinen rasch näher kam. Er vermählte sich mit ihr in kurzer Zeit, bei welcher Vermählung er sich in der Trauungsacte ein Jahr mehr gab, als er hatte, und Josephine vier weniger.

Schon dieser kleine Zug beweist, wie gut er sich in die Menschen zu finden und ihrem Charakter nachzuleben wußte. Die gute, immer etwas eitle Josephine ward gewiß entzündet von diesem galanten Betruge, dessen Hoche wahrscheinlich niemals fähig gewesen. Der brave Hoche ward deswegen aber auch nach Deutschland geschickt, wo er in der Blüthe seines Lebens einsam und traurig gestorben ist, während Napoleon als Hochzeitsgeschenk den Oberbefehl über die Armee in Italien und damit den Weg zu seinem Ruhm und seiner spätern Erhebung freierhielt.

Ein altes griechisches Sprichwort sagt: „Die Lieblinge der Götter werden immer auf den Platz gestellt, der ihren Fähigkeiten entsprechend ist.“ Und bei wem hat sich das mehr bewahrheitet als bei Bonaparte? Der geborene Feldherr, wäre er im Staatsrath und im Frieden wahrscheinlich unbekannt verkommen. An die Spitze eines ziemlich verwilderten Heeres gestellt, sollte er Wunder wirken.

Das erste, was einem an dem neuen Oberbefehlshaber auffällt, sind seine Proclamationen. „Man hatte bisher“, schreibt Lanfrey, „den Soldaten davon gesprochen, die Tyrannie zu zerstören, die Freiheit zu rächen und die Fesseln zu sprengen; aber noch niemals hatte man ihnen Reichthümer verheißen und ihren Muth entflammt, indem man ihre Begehrlichkeit entzündete. Bisher waren nur Heldennuth und Entsamung die Dinge gewesen, durch welche man ihnen unsterblichen Ruhm versprach. Napoleon änderte das mit einem Schlage, indem er ihnen durch Siege und Eroberungen Erwerb und Wohlleben in Aussicht stellte.“

Der Soldat erlangte unter dem neuen Führer die Aussicht, nicht nur für die Ehre und den Glanz der Freiheit und des Vaterlandes, sondern zugleich auch für seinen Vortheil zu kämpfen. Das mußte natürlich eine Soldateska begeistern, welche Entbehrungen aller Art nur zu sehr empfunden hatte. Sie war monatelang ohne Sold und dem Mangel am Nöthigsten so anheimgegeben gewesen, daß solche Verheißungen sie nun selbstverständlich doppelt hinreißend mußten, auch schon darum, weil sie mit einem Pathos und Schwünge gegeben wurden, die ihr Führer den Girondisten abgelernt hatte. Er bezauberte sie mit deren oratorischen Brosamen, für welche die Welt noch immer empfänglich war. Aber es waren bei ihm nur angelernte, frostige, rhetorische Floskeln, die er eigentlich auch seinen Untergeneralen, wie z. B. Gentili, empfahl, um die fremden Bevölkerung anzu ziehen und zu verblüffen. „Besonders suchte er sich auch dadurch populär zu machen, daß er hervorragenden Geistern schmeichelte und Künstlern und Gelehrten mit Aufmerksamkeit begegnete, eine Begegnung, von der alle Ehre allein ihm zugesprochen worden ist, ob schon es doch für notorisch gelten darf, daß das Directorium ihm dieselbe nicht einräumte, sondern durch besondere Befehle geradezu zur Pflicht machte.“ Der schöne Triumph an den italienischen Astronomen Oriani ist eben nur auf diese Weise entstanden.

Lanfrey behauptet auch, Napoleon habe seinen Unterfeldherren gern durch die Finger gesehen und es nicht ohne Vergnügen bemerkt, wenn sie sich bei passenden Gelegenheiten auf nicht ganz gerechtfertigte Weise bereicherten, weil er, der selbst unbestechlich blieb, sie dadurch bis zu einem gewissen Grade in die Hand bekam. Als Joubert in Tirol war, empfahl ihm sein Obergeneral ganz unumwunden, die Priester zu „cajoliren“ und sich unter den Mönchen Anhang zu verschaffen, denn die Menschen und Parteien auszubeuten und für seine Zwecke zu benutzen, das hat niemand mehr als Napoleon verstanden, wo Lanfrey an vielen Stellen seiner Geschichte belegt. Ja, Napoleon war so sehr Meister in dieser Kunst, daß er sich sogar die Miene zu geben wußte, den Interessen anderer zu dienen, wo er doch ganz speciell und besonders nur seine eigenen im Auge hatte. Verschlagen, listig, hinterhältig war niemand mehr als er, und gerade durch diese Eigenschaften hat er, nach unsers Gewährsmannes Bedünken, den Sieg über so manchen davongetragen, der ihm an militärischer Befähigung mindestens gleichgestanden haben dürfte.

Lanfrey hat bei Aufstellung dieser Behauptung in erster Reihe Hoche im Sinne, von dem er eine sehr bedeutende Meinung hegt. „Durch seine großen Geistes Eigenschaften“, schreibt er, „durch seinen Ehrgeiz, der weit über das Maß der Gewöhnlichkeit hinausging, durch seine kriegerischen Talente, durch den seltenen politischen Takt, den er bei der schwierigen Wiederherstellung friedlicher Verhältnisse in der Vendée bewiesen, durch die allgemeine Achtung und Popularität, die sein Name genoß, durch alles dies zusammen genommen, erscheint Hoche als der einzige Mensch jener Tage, der im entscheidenden Augenblicke im Stande gewesen wäre, dem Glücke Napoleon's die Spitze zu bieten. Obgleich er allerdings dem 18. Fructidor (d. h. dem Staatsstreich des Directoriums, welcher, gegen die Royalisten unternommen, zugleich auch alle Gegner der damaligen Hauptleiter Frankreichs niederschmetterte) anfänglich zu Willen gewesen, war er doch so aufrichtig den großen Grundsätzen der Revolution ergeben, daß man annehmen muß, er würde sehr bald von seinem Irrthum zurückgekommen sein, und, unterstützt von seinem eigenen durchgreifenden Charakter, der unter einer gewissen ungestümen Ungebuld doch viel Festigkeit und Willenskraft verbarg, sich selbst und die wahre Ruhmesbahn seines Vaterlandes wiedergefunden haben. Die Umstände würden es ganz nothwendigerweise gefügt haben, daß er, von einer unausweichlichen Gegnerschaft getrieben, sich den Plänen Bonaparte's hätte widersetzen müssen, und daß im Falle einer solchen Widersetzung Frankreich andere Chancen durchlaufen mußte, als es durchlaufen hat, ist eine Wahrscheinlichkeit, die sich dem denkenden Geschichtsforscher mit einer gewissen Unwiderleglichkeit aufdrängt.“

Leider aber starb Hoche, wie bekannt, schon jung und Napoleon sehr gelegen in der Blüte seiner Jahre, und mit ihm verschwand eine der glänzendsten Erscheinungen der Revolution von 1789. Hoche war ohne Zweifel großgemuthet und von kühnem Geist, da zugleich ein aufrichtiger und echter Republikaner, ein Stück von einem französischen Washington, welchen sein glücklicher Nebenbuhler nur eine Weile und obenein nur sehr mangelfast gespielt hat. Napoleon ist jedenfalls von Intriguen nicht freizusprechen, in dem er sich gewiegt und bewandert erweist wie im Entwerfen von Schlachtplänen. Deutlich genug zeigt sich das in dem Doppelgesicht, das er seinem Freunde und Protector Barras entgegenhält, indem er von Italien her diesem zwei Abgesandte zusendet, Augereau nämlich und Lavalette, von denen der erstere mit dem damals maßgebenden Oberhaupte des Directoriums manipulirt, indest der andere das gerade Gegentheil thut.

Nach dem Frieden von Campo-Formio fühlte sich der Obergeneral denn auch sehr so gewachsen und befestigt in seinem Ansehen und in der Gunst der öffentlichen Meinung, daß er nach Paris kam, um sich sozusagen mit dem Directorium und seinen eig-

Meistern zu messen. Lanfrey macht von seinem damaligen Auftreten daselbst folgende Beschreibung:

„Er kam am 5. Dec. (1797) nach Paris und stieg in seinem kleinen Hause in der Straße Chantierine ab, die bei dieser Gelegenheit durch eine empfindungsreiche und entgegenkommende Schmeichelei der pariser Municipalität den Namen der Rue de la Victoire erhielt, den sie noch heute trägt. Gegenstand einer abgöttischen und allgemeinen Aufmerksamkeit, übte er den Kunstgriff, diese nur immer halb zu befriedigen, was denn allerdings das beste Mittel war, sie dauernd zu machen und ihr immer neue Nahrung zu geben. Voller Rückhalt und jener in die Augen fallenden Bescheidenheit, welche der Eitelkeit durch den Stolz entgegengeht, mehr wegwerfend als einfach, berechnet und studirt bis in ein intimstes Sichgehenlassen, entzog er sich mit nur zu merkbarer Affectation dem Beifall der Menge wie dem Pomp officieller Auftritte, indem er jedem beiferten Lobe eine angenommene Gleichgültigkeit entgegensezte, sich selten sehen ließ, wenig sprach und in seiner Haltung wie in seinem Benehmen eine Ungezwungenheit zu Tage legte, die mit dem Ruhm seines Namens und dem sehr theatralischen Schwunge seiner Proclamationen einen höchst auffallenden Widerspruch bildete.“

In dieser Zeit war es, wo Talleyrand, bei dem feierlichen Empfange Napoleon's von seiten des Directoriums, an dem General nicht nur stoischen Heroismus, Verachtung aller irdischen Größe, Vorliebe für das Einfache, die Zurückgezogenheit und die rührende Erhabenheit Ossian's rühmte, die ihn der Erde zu entrücken schien, sondern auch ferner noch die Meinung aussprach, „daß das Vaterland, weit entfernt, seinen Ehrgeiz zu fürchten, vielleicht eines Tages auf den Knien ihn zu bitten haben würde, sich; seinen gelehrten Beschäftigungen zu entziehen, um dem Staate aufs neue zu dienen“.

Daß indeß, allen solchen oratorischen Ueberschwenglichkeiten zum Troz, das Directorium sowol als Napoleon selbst in ihrem Wesen sich gegenseitig durchschaute, bekundet nichts mehr, als die bald darauf erfolgende Expedition nach Aegypten, die von beiden Seiten nichts anderes als ein lärmendes politisches Auskunftsmitel war, sich aus einer Lage zu retten, die für jeden Theil nicht nur ihr Unbequemes, sondern auch ihr Gefährliches hatte. Dem Directorium war Napoleon über den Kopf gewachsen, aber Napoleon war doch noch zu neu, zu wenig sicher in seinem Uebergewicht, um schon jetzt die Maske abwerfen zu können. So benutzten beide Parteien jenen abenteuerlichen Kriegszug in das mysteriöse Nilland und unter die tausendjährigen Pyramiden, um sich damit ihrer augenblicklichen Verlegenheit zu entziehen und einen Kampf zu vertagen, von dem doch jeder wußte, daß er unausbleiblich war und daß er früher oder später stattfinden mußte.

Lanfrey berichtet sehr eingehend und detaillirt die gegenseitigen Vorbereitungen zu diesem Kampfe, bei denen sich Napoleon insofern gleich von vornherein besser stand als das Directorium, daß er bei seinem eiligen Abzuge von Aegypten daselbst Kleber und alle diejenigen Elemente seines Generalstabes zurücklassen konnte, denen er nicht traute und in welchen er bei dem in Ausführung zu bringenden Gewaltstreiche keine Stütze zu finden hoffen durfte. Das Directorium war dagegen nicht so glücklich, ein Gleiches thun zu können, sondern mußte in seiner eigenen Mitte wie in seiner nächsten Umgebung Männer dulden, von deren Widerspruch und Feindseligkeit es überzeugt war. Kurzsichtigerweise veräumte es auch noch Personen wie Sieyès, Moreau und Bernadotte, wie Jourdan und Angereau auf seine Seite zu bringen, obschon es von diesen doch inne geworden sein konnte, daß sie Napoleon's Plänen Vorschub zu leisten wenig oder gar nicht aufgelegt waren. Sieyès hatte nach einem Mittagsmahle, bei welchem der General dieses Drafel der Revolution weder eines Blickes noch Wortes gewürdigt, beleidigt ausgerufen: „Seht doch das Verhalten dieses kleinen Unverschämten gegen Mitglieder einer Regierung, die ihn erschießen zu lassen hundertmal die beste Ursache gehabt.“ Moreau hatte Napoleon

zwar im Gegentheil zuerst und sehr beflissen in einer Gesellschaft bei dem Directoriumsmitgliede Gohier begrüßt, aber für diese Begrüßung doch nur eine sehr kühle und selbst frostige Entgegnung gefunden. Selbst als er wenige Tage danach ihm einen Besuch abstattete und ihm bei dieser Gelegenheit eine aus dem Orient mitgebrachte prächtige damascener Klinge zum Geschenk machte, vermochte er diesen Feldherrn sich nicht gerade zum Freunde zu werben. Bernadotte, Jourdan und Augereau standen ihm gleichfalls nicht zur unbedingten Verfügung. Wäre das Directorium durch die Leichtfertigkeit und Frivolität des Barras nicht in sich ohne jeden höhern politischen Halt und ohne jedes nationale und republikanische Pathos sowie vollständig verwaschen und energielos gemacht worden, so hätte es alle diese Geister um sich versammeln und mit ihrem Beistande versuchen können, die Sache der Freiheit und der großen Bewegung von 1789 zu retten. Die Erbärmlichkeit und Stümperhaftigkeit dieser Versuche aber ließ Bonaparte, „bei dem alles, selbst der Zorn nur Calcul war“, beim endlichen Auseinanderplagen der Gegensätze, das will sagen, an dem berühmten 18. Brumaire den Sieg erringen, an dem bekanntlich der Mann seines Jahrhunderts selbst nur eine ziemlich klägliche Rolle gespielt hat. Nicht ohne den Kitzel einer gewissen Schadenfreude erzählt daher Lanfrey das zweite Erscheinen des berühmten Schlachthelden vor dem Rathe der Fünfhundert wie folgt:

„Man berieth eben darüber, ob es angebracht sei, auf der Stelle den Platz von Barras“ (der sich durch Einschüchterung zu freiwilligem Rücktritt aus dem Directorium hatte bereit finden lassen) „wieder zu besetzen, als plötzlich die Thür sich öffnete und Bonaparte, diesmal von bewaffneten Grenadieren umringt, in der Versammlung erschien. Bei diesem Anblicke wird dieselbe von einer unsaglichen Entrüstung ergriffen und von allen Seiten erheben sich die Rufe: «Fort mit den Waffen! Weg mit den Soldaten!» Die Muthigsten der Deputirten verlassen ihre Sitze, stürzen auf Bonaparte zu und überschütten ihn mit Beleidigungen. Vigonnet ist es, der ihm die Worte zuschleudert: «Schändlicher, was thust du? Du verletzest das Heiligthum der Gesetze! Hebe dich weg von hier und erinnere dich, daß dem Dictator das Schwert nur an einem Haare über dem Haupte hängt!» Destrem aber geht noch weiter und ruft ihm wüthend entgegen: «Hast du nur deswegen gesiegt, um dergleichen Schandthaten zu thun?» Inzwischen äußern andere ihre Entrüstung nicht weniger ausdrucksvoll und unzweideutig. Eine tobende Masse umringt den Eindringling, ergreift ihn beim Kragen und schüttelt ihn tüchtig ab, indem sie ihm lebhaft seinen Verrath zum Vorwurf macht. Gekommen, um einzuschüchtern, verläßt den General nun selbst der Muth, er erbleicht und fällt ohnmächtig seinen Grenadieren in die Arme, die ihn bewußtlos aus dem Saale schleppen.“

Der Sieger bei Arcole und bei den Pyramiden durch Geschrei und Drohungen einer erhitzten, aber unbewaffneten Menge mitten unter seinen bajonnetstarenden Soldaten um den ganzen Fonds seiner Geistesgegenwart gebracht und vor Schreck leblos niedersinkend, gewährt ein eigenes Bild, ein Bild, welches deswegen die kaiserlichen Geschichtschreiber auch geflissentlich ganz zu vertuschen oder mindestens wesentlich zu entstellen gesucht haben. Man hat von gezückten Dolchen und andern fürchterlichen Attentaten geschrieben. Lanfrey stützt sich jedoch auf die Berichte von Augenzeugen und Zeitgenossen, um diese Angaben ins Reich der Fabel zu verweisen, in das sie hingehören. Es ist und bleibt notorisch, daß Napoleon's politische Rolle mit einem vollständigen Fiasco beginnt, und daß sie sich von diesem vielleicht nie erholt haben würde, wenn nicht Lucian Bonaparte für den ohnmächtigen Bruder eingetreten wäre.

Lucian war Präsident der Versammlung und warf sich zu seinem Vertheidiger auf, suchte die Wüthenden zu beruhigen und stieg, als dies vergeblich war, zu Pferde, um die Soldateska gegen den Rath und die Regierung in Feuer zu bringen. Lanfrey stellt

ihm das Zeugniß aus, daß er es war, der sich zum wahren Meister der ganzen Bewegung machte und der Retter der Verschwörung wurde, die sein Bruder angezettelt. Nichtsdestoweniger hat Napoleon in den Gesprächen auf Sanct-Helena in seinem kühnen lapidarstil doch gerade in Beziehung auf diese Epoche seines Lebens geäußert: „Sieht man den Dingen auf den Grund, so wird man gar bald erkennen, daß, um regieren zu können, man Militär sein muß. Zum Herrschen gehören Keiterstiefel und Sporen.“

Aus dieser Ueberzeugung entwickelt sich bei Napoleon der spätere Hochmuth und die Berachtung aller derer, die er Ideologen zu benennen liebte. Der Sieger ist ihm der beste Staatsmann, und alle, die das nicht anerkennen und einräumen, sind ihm leere Köpfe und Narren, die ihm lächerlich dünken. Selbst Washington kann schließlich seiner Geringschätzung nicht ganz entzogen werden. Die wahre Größe dieses Mannes hat er nie erlannt, denn daß er ein Volk befreien und nach dieser Befreiung nicht einen Thron errichten und sich zum Stammvater einer Dynastie machen mochte, diese Entsaugung des echt republikanischen Geistes sah er halbwegs wie eine Verzagtheit und Kleinmüthigkeit an. Zwar ließ er als Erster Consul nach Washington's Tode Frankreich die Zeichen einer öffentlichen Trauer anlegen und eine Todtenfeier abhalten; aber der Umstand, daß er dabei durch M. de Fontanes einen stillschweigenden Vergleich zwischen sich und dem Schöpfer der amerikanischen Freistaaten anstellen und dabei, wenn auch freilich unausgesprochen, doch greifbar genug den Löwenantheil des Preises sich selbst zuerkennen ließ, beweist mit dem andern, daß er gerade diesen officiellen Festact benutzte, um unter seinem Pomp seine Installirung in die Tuilerien zu bewerkstelligen, wie vollständig Lanfrey im Recht ist zu behaupten: „So mußte die Lobrede auf die wahre Größe dazu dienen, die falsche in Ekstase zu versetzen. Der Ehrgeiz, welcher die Menschen erniedrigt, herabwürdigt und in den Staub tritt, ward weit über denjenigen gestellt, der sie erhebt und zur Größe ebenso sehr wie zur Freiheit anspornt. Das Genie, das verwirrt, aufhält und zerstört, erhielt den Vorzug vor dem, welches befruchtend und fördernd wirkt. Der edle Schatten Washington's mußte sich aus dem Grabe heraufbeschwören lassen, um dem Sohne der Revolution, der seine Mutter verleugnete, das Geleit in die Wohnung zu geben, in welcher die Könige Frankreichs zu sitzen pflegten.“

„Washington's Feldherrntalent“, hieß es in jener feierlichen Lobrede Fontanes', „verräth mehr ruhige Festigkeit als glänzende Thatkraft. In seiner Art zu commandiren und zu kämpfen zeigt sich das gesunde Urtheil stärker als der Enthusiasmus vertreten. Und wie hätte das auch anders sein können? Kein Volk kann andere Beweise von Heroismus geben als solche, von denen es gleichsam die Muster im Schosse seiner eigenen Geschichte trägt. Die wunderbaren Großthaten der französischen Armee stellen alles in Schatten, was die Welt auf dem Schlachtfelde je hat ausführen sehen. Der kriegerische Ruhm erfüllt alle unsere Jahrhunderte, indes Amerika gleichsam ohne Vergangenheit ist und im Gebiete der Siege noch keine Ahnen zählt. Es kann deswegen auch niemand in Erstaunen setzen, wenn wir Washington's Entwürfe mehr weise als kühn, mehr danach angethan sehen, unsere Achtung zu gewinnen als unsere Bewunderung zu erhalten. Er ist einer von jenen außerordentlichen Menschen, die von Zeit zu Zeit auf dem Schauplatze der Welt mit dem ausgesprochenen Charakter der Herrschaft zu erscheinen pflegen. . . . Eine Art übernatürlicher Eingebung belebt alle ihre Gedanken, ein unwiderstehlicher Impuls ist allen ihren Unternehmungen einverleibt. Sie verrichten das Große und üben eine unerklärliche Macht; aber es gibt über ihnen doch nach Erscheinungen, die, in einer Sphäre von Licht und Ruhm, sie weit und unendlich überragen. Washington trägt in seinen Zügen noch keineswegs das Gepräge, das sofort alle Geister unterjocht: er zeigt in seinen Ideen mehr gute Ordnung und richtiges Maß als alles bewältigende Macht und unwiderstehlichen Zauber des Genies.“

Man sieht, wie in dieser Lobrede der Sprecher hinter der Größe Washington's noch eine andere, höhere, ruhmvollere stehen sieht, und wie er, ohne sie mit dem Namen Napoleon zu bezeichnen, doch deutlich mit dem Finger darauf zeigt. Dieser Fingerzeig wurde um so merklicher, als Fontanes, wie Lanfrey meldet, den ausdrücklichen Befehl erhalten hatte, Lafayette, den Freund und Waffengefährten Washington's, mit keiner Silbe zu erwähnen. So kleinlich dachte die Größe Napoleon's! Sie empfand und fühlte sich nur erst, wenn sie verschweigen konnte oder wenn sie die menschliche Schwäche sich zur Folie gegeben sah. Bonaparte war sehr glücklich, als er eines Tages Sieyès, den er sich trotz aller anfänglichen Abgeneigtheit zum Spießgesellen geworden, auf der Vier nach zeitlichen Gütern ertappte. Sieyès zeigte Napoleon im Luxemburg eines schönen Tages einen geheimen Reservecasson, der bestimmt worden war, den austretenden Directoren eine angemessene Entschädigung zu bieten. Der Erste Consul, als er die Begier, diesen Schatz zu besitzen, in des alten Revolutionärmanes Mienen erkannte, meinte listig: „Da ich davon nichts zu wissen brauche, so können Sie in Gottes Namen diese Summe zwischen sich und Ducos theilen. Wüßte ich davon officiell, so müßte sie natürlich in den Staatsschatz wandern.“

Sieyès beeilte sich, wie Lanfrey angibt, sich den Willen Napoleon's zu Nutzen zu machen und sich den größern Theil des Geldes anzueignen. Daß er damit in die Hände des Machthabers von Frankreich gegeben und in die Lage gebracht war, sich diesen unterwerfen zu müssen, bedarf keiner Auseinandersetzung. Durch dergleichen Bestechung oder durch brutale Gewalt hat der große Napoleon viele seiner Gegner unschädlich gemacht. Lafayette ward in Vergessenheit gebracht, Moreau vertrieben, Pichegru, der sich gegen Napoleon verschworen, fand man auf eine sonderbare Art in seinem Gefängniß erdrosselt, und vielleicht nur deswegen, weil man verhüten wollte, durch seine Geständnisse die vollständige Unschuld des Herzogs von Enghien an den Tag kommen zu lassen, den man zu nächstlicher Weile in den Laufgräben von Vincennes erschoss, bloß weil man des Blutes eines bourbonischen Prinzen bedurfte, um einmal die Emigration zu erschrecken, dann aber auch, um das Leben des Ersten Consuls und die Sicherheit des Staates so bedroht zu zeigen, daß Heil nur noch im Kaiserreich und in der Erhebung des Napoleonismus zur herrschenden Dynastie zu gewahren blieb. Der Thron Bonaparte's erhob sich aus einer Lache unschuldig vergossenen Blutes: das ist eine Anklage, die Lanfrey ziemlich unumwunden ausspricht, und die er dadurch verschärft, daß er nachweist, wie derselbe „aus dem Klerus eine Art heiliger Gensdarmarie für sich machte“, den Orden der Ehrenlegion stiftete, um die Menschen mit dieser „Kinderklapper“ zu gängeln und in ihren Leidenenschaften und Schwächen auszubeuten, wie er die Presse auf ein Minimum von Freiheit beschränkte, die Polizei zum Haupthebel seiner Regierungsmaschine gestaltete und endlich die Literatur gleichsam unter das Niveau seiner Epoche drückte.

Lanfrey sagt: „Bonaparte, der den Geist nicht ertragen konnte, diesen ewigen Skeptiker und geborenen Feind aller falschen Größe und alles Charlatanismus, verfolgte denselben bis in die stillen Salons von Paris hinein, wo er so lange und mit so viel Glanz geherrscht hatte, und wo man ihm jetzt aus dem armseligsten Bonmot ein todeswürdiges Majestätsverbrechen machte. Der Herr der Welt zitterte vor einem Chanson. Als die Rede davon war, den «Don Juan» in der Großen Oper aufzuführen, schrieb der Kaiser eilig an Fouché, daß er wünsche, seine Ansicht über dieses Stück vom Gesichtspunkte der öffentlichen Meinung aus zu vernehmen.“ „In allem diesen“, schließt unser Geschichtsschreiber, „muß man zugestehen, daß der schreckliche und glorreiche Kaiser eine geradezu lächerliche Figur abgibt“, eine lächerliche Figur, die man ihn übrigens auch häufig genug in seinen politischen Hirngespinnsten und namentlich in seiner geträumten Landung an der Küste von England spielen sehen kann. Dieß er doch diesem „Sommernachtsstraum“ seines Ehrgeizes auch durch eine eigene Medaille schmeicheln, auf deren einer Seite man das Lorbeer-

umschlungene Haupt des Kaisers und auf der andern einen Hercules erblickt, der in seinen Armen den Riesen Antäus erwürgt. Als Devise trägt diese Medaille die Umschrift: „Landing in England“, und darunter die Bemerkung: „Geprägt zu London im Jahre 1804.“ Diese läugnerische Münze, ein ewiges Denkmal vom Dünkel dessen, der sie schlagen ließ, ist alles geblieben, was von dieser Expedition ins Leben trat. Noch jetzt befinden sich Exemplare derselben in England, und auch Lord Stanhope, welchem Lanfren diese Angabe verdankt, ist im Besitze einer Nachbildung derselben.

Der dritte Band, bis zu dem unsers Autors Werk einstweilen erschienen, reicht bis zur Bildung des Rheinbundes und den für Deutschland verhängnißvollen Schlachten von Austerlitz und Jena. Bei Gelegenheit des erstern äußert sich unser Gewährsmann wie folgt:

„Der Souverän durch Zufall, der sich durch himmelschreiende Acte der Gewalt in den Kreis der Könige einführte, wünschte durch Bündnisse mit der Legitimität sein Parvenuthum möglichst zu verdecken. Napoleon theilte in dieser Hinsicht die Vorurtheile der gemeinsten Seelen: er war für das Prestige der Geburt und des Ranges empfänglich geblieben wie nur irgendein kleiner Spießbürger des ancien régime, und der Extremorist brannate förmlich darauf, sich mit königlichen Geschlechtern zu verschwägern.“

Der Rheinbund wurde das Vorspiel seiner Vermählung mit der Erzherzogin Luise von Oesterreich, diesem Gipfelpunkte seiner Macht, bis zu dem Lanfren den Helden unsers Jahrhunderts Schritt für Schritt begleitet, eine Begleitung, die wir hier uns bestrebt haben unsern Lesern klar zu machen, um ihnen damit zu zeigen, daß wir einigermaßen im Rechte waren, wenn wir früher sagten, dieses Werk sei ein harter Schlag für den Napoleonismus. Es entkleidet seinen Heiligen aller seiner angepöbelten Vorzüge und großen Eigenschaften, es zeigt die schwarzen Flecke in der Sonne von Marengo, von der sich das französische Kaiserthum so gern bescheinen läßt.

Selbstverständlich bemüht man sich vielfach in Frankreich, diesem Verfahren Widerstand entgegenzusetzen, und sogar in Deutschland gibt es Menschen genug, welche schreien, daß dem großen Manne unrecht geschehe. Auch geschieht ihm das wol hier und da in der That. Aber ist das nicht eine nothwendige Folge der Ueberschätzung, die ihm eine ganze Reihe von Jahrzehnten zutheil geworden und mit welcher endlich gewaltsam gebrochen werden mußte? Diesen Bruch hat möglicherweise niemand mehr beschleunigt und energischer hervorgerufen als Napoleon III., der mit seiner Beherrschung des Rheims den Widerspruch recht geflissentlich geweckt hat. Seine Feder hat ihm ehemals Vortheil geleistet, aber zuletzt auch angefangen ihm Schaden zu bringen. Als es galt, ihm die Präsidenschaft der Republik zu verschaffen, war an allen Mauern von Paris und andern Städten zu lesen, daß er der Verfasser einer Schrift über die Ausrottung des Pauperismus sei. Sein Schriftstellern machte ihn beinahe so populär wie sein Name. Jetzt scheint die Medaille ihre Rehrseite zu zeigen. Seine Geschichte des Cäsar, in der eine Art von Rechtfertigung seines Ahns geboten werden sollte, ist der französischen Geschichtsschreibung ein Sporn geworden, auch ihrerseits das Leben dieses modernen Cäsar ins Auge zu fassen, wie überhaupt das französische Kaiserthum näher zu betrachten. Sein Buch hat Einen großen unleugbaren Erfolg gehabt: es hat den historischen Geist in Frankreich neu erweckt und belebt, so erweckt und belebt, daß er jetzt kaum noch wieder zu bannen und in seine frühere Abhängigkeit zu bringen sein wird. Fast sieht es aus, als wäre das zweite Kaiserreich nur begründet worden, um die Haltlosigkeit des ersten und des ganzen Napoleonismus für die Länge zur Evidenz gelangen zu lassen. Während Lanfren's Geschichte Napoleon's I. uns die thönernen Füße dieses reitergestiehlten Colosses erkennen macht, kommen Taxile Delord und Eugène Ténot, um uns die Mittel und Wege zu zeigen, durch welche das zweite Kaiserreich möglich geworden, und die nicht verfehlen können, bei den Lesern einen vielfach sehr widerwärtigen Eindruck hervorzubringen.

Eugène Ténot schildert Louis Napoleon's Verhalten seit seiner Rückkehr nach Frankreich, seinen Anhang, seine Politik, ohne jedoch, wie bereits erwähnt, irgendeine directe Meinung darüber kundzugeben. Er schreibt in seiner Vorrede: „Ich mache nicht den Anspruch, eine Geschichte im eigentlichen und höhern Sinne des Wortes verfaßt zu haben. Ich erzähle lediglich als schlichter, bescheidener Berichterstatter. Ich setze einfach auseinander, was vorgegangen, ohne es darauf abzusehen, die Thatfachen zu würdigen oder zu beurtheilen. Ich beschäftige mich nicht mit der Untersuchung, ob der Staatsstreich durch besondere Rücksichten auf das Gemeinwohl nothwendig geworden war oder ob seine Urheber andern Ansichten gefolgt sind; ich untersuche nicht, ob das Verfahren dabei gesetzlich oder ungesetzlich war; sowenig ich die Mittel, ihn ins Werk zu richten, lobe, ebenso wenig tadle ich sie; auch über die Volksabstimmung vom 20. Dec. eröffne ich keinerlei Erörterung, ich stelle die Zahlen fest und gebe die amtlichen Reden, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden.“

Alles, was der Verfasser über seine Art, Geschichte zu schreiben, in obiger Auslassung sagt, wird streng von ihm innegehalten. Allein so sehr er das immer thut, so ist doch überall seine Darstellung so durchsichtig, daß sie seine innerste und wahre Ansicht und Ueberzeugung von den geschehenen Dingen erkennbar genug wahrnehmen läßt. Ganz wider Willen und ohne es selbst zu wissen, offenbart er zuweilen in hingeworfenen Bemerkungen seine innersten Gedanken, so z. B. gleich im Anfange, wo er die Nationalversammlung und den Präsidenten in ihrer Stellung in und zu der Republik zu erörtern sich angelegen sein läßt. Es heißt da:

„Der Theorie nach war der Präsident der Nationalversammlung untergeben. Dem Geiste der Verfassung gemäß sollte die Versammlung das Gehirn sein, welches denkt und befehlt, der Präsident der Arm, welcher gehorcht und ausführt.

„Die Möglichkeit eines Ungehorsams von seiten des Präsidenten gegen die Beschlüsse der Versammlung war in der Verfassung sorgfältig vorgesehen. Die Nationalversammlung hatte das Recht, den Präsidenten und seine Minister in Anklagestand zu versetzen und sie vor Gericht zu stellen.

„Freilich besaß die Versammlung keine materiellen Mittel, einen rebellischen Präsidenten zu zwingen. Sie hatte sich die moralische Macht vorbehalten, die aus einem Rechte kommt, welches im Gesetz steht; aber sie hatte sich aller materiellen Macht entäußert, um sie allein in die Hände des Präsidenten der Republik niederzulegen.

„Man hatte geglaubt, daß das große Princip von der Trennung der Gewalten eine solche Einrichtung erheische.

„Diese unselige Auffassung verdammt die Leitung der Republik zu einer verhängnißvollen Spaltung; die beiden nebenbuhlerischen Gewalten, die sich so an die Spitze des Staates gestellt sahen, mußten nothwendig im Laufe der Zeit und der Begebenheiten miteinander in Zwiespalt gerathen.“

Die ganze Verfassung, die man gegeben, war auf einen Mann, wie etwa Cavaignac einer gewesen ist, jedenfalls auf den aufrichtigen Republikaner, aber nicht auf Louis Napoleon berechnet, welcher den Ehrgeiz und die Träume einer Dynastie in sich trug. Mit diesen Träumen und diesem Ehrgeiz war der Conflict unausbleiblich.

Diesen entstehenden und wachsenden Conflict verfolgt Ténot sehr sorgsam und genau, indem er Schritt für Schritt den Maßnahmen und Erlassen des Präsidenten, aber zugleich auch der öffentlichen Stimmung nachgeht und in dieser hauptsächlich „die Krankheit der ehrlichen, ängstlichen, besorgten, nach Ruhe schnaubenden Masse“ constatirt, jene Krankheit, die in der Furcht vor dem „rothen Gespenst“ gipfelt und 1852 in einen wahren Fanatismus nach Ordnung andartete.

Von diesem Fanatismus, der beflissen von der bonapartistischen Presse geschürt worden

war, unterstützt und getragen, vermochte Louis Napoleon den Staatsstreich und die Kaiserreichsidee ins Leben zu führen, wie es Ténot's historische Studie „Paris en Décembre 1851“ in äußerst lebhafter und drastischer Weise vergegenwärtigt, indem sie den Präsidenten, seinen Anhang, deren politische Umtriebe und Verschwörungen ihren Lesern vor Augen bringt.

Der Vorabend des zweiten December und zugleich der des Jahrestages von Austerlitz im Elysée, der Wiege des zweiten Kaiserreichs, wird ganz dramatisch dargestellt. Man sieht die Hauptpersonen des historischen Schauer- und Spectakelstücks unter der zahlreichen eingeladenen Gesellschaft sich Zeichen und Winke geben; man tritt beiseite, flüstert sich heimlich in die Ohren und verständigt sich, während man zu gleicher Zeit die Unbefangenen, die Harmlosen und Gemüthlichen spielt. Man plaudert von galanten Damen, von Pferden, vom Theater; man scherzt, man lacht, man läßt die heitersten Mienen der Welt erblicken. Getäuscht von diesem Benehmen, nichts ahnend, verliert sich gegen Mitternacht hin die Gesellschaft, die Säle werden still, die Lichter verlöschen. Nur vier Personen bleiben bei Louis Napoleon zurück: de Morny, de Saint-Arnaud, de Maupas und Mocquart, der erste Cabinetsecretär des Präsidenten. Sie rücken eng zusammen um den Kamin, in dem das Feuer brennt. Schweigen herrscht ringsumher; nur selten wird ein Laut gesprochen; man starrt in Gedanken versunken in die Flammen, an die Wand, in die Luft; überall sieht man mit leuchtender Schrift das Wort „Rubicon“ geschrieben. Wie ein Alp liegt es auf allen. Aber endlich nähern sich Schritte, eilige, rasche Schritte. Mit angehaltenem Athem, gespannten, fiebernden Gesichtszügen blickt man dem Kommenden entgegen. Es ist der Major Fleury, der eintritt und meldet, daß alles gut geht.

Nun löst sich die Erstarrung; es kommt Bewegung in die Gruppe. Man fängt wieder an zu sprechen, neue Anordnungen zu treffen, weitere Befehle zu ertheilen. Es beginnt ein geheimnißvolles, besonnenes Her- und Hinrennen; Polizisten, Militärs, Staatsbeamte tauchen aus Nacht und Nebel hervor und verschwinden wieder darin. Zuletzt hört man marschirende Truppenkörper, Hornsignale, Lommelwirbel.

Inzwischen wird es Tag; der Morgen dämmernd, und bei seinem fahlen, bleichen Schimmer läßt sich erkennen, was vorgegangen.

Große Plakate kleben an den Ecken, welche verkünden, daß die Nationalversammlung aufgelöst, Paris in Belagerungszustand erklärt, ein neues Ministerium ernannt ist. Zugleich erfährt man, daß eine Menge von Volksvertretern, darunter die Generale Bedeau, Casaignac, Chagnarnier, Lamoricière, Leslé, der Oberstlieutenant Charras und Thiers, der berühmte Redner und Staatsmann, verhaftet seien.

Diese Verhaftungen erzählt Ténot sehr genau, ebenso die letzten Anstrengungen der überrumpelten Deputirten und des nicht minder überrumpelten Volks, das wie vom Schreck gelähmt und um alle Besonnenheit gebracht, sich nur sehr vereinzelt zum Widerstande erhebt.

Seine gewaltsame und blutige Unterdrückung malt unser Autor besonders aus. Sehr angelegen läßt er sich's sein hervorzuheben, wie gut versorgt und verpflegt die Truppen waren, die man massenhaft aus den Kasernen zog und im Uebermaß mit erhitzen Getränken und Speisen bewirthete. Nach Ténot war die ganze Soldateska nahezu berauscht und in so wilden Taumel versetzt, daß es kaum mehr als eines Winkes bedurfte hätte, um ganz Paris in Asche zu legen. Aus reinem Uebermuth feuerte man in die Menge und in offene Häuser. Zwanzig junge Menschen, verzweifelte Republikaner, welche in der Rue Philippeaux sich festgesetzt hatten, wurden von einer furchtbaren Macht wie zum Vergnügen niedergemetzelt. Einen Knaben von 15 Jahren, den man unter den sogenannten „Aufständischen“ fand, zwang man, kniend Abbitte vor erschossenen Soldaten zu thun, und sperrte ihn nachts mit Leichen seiner Kameraden in eine dunkle Kammer.

Louis Napoleon selbst wird während des Staatsstreichs wenig sichtbar. Mit Onkel

Jérôme, Marschall Grelmans, dem alten Haudegen der kaiserlichen Garde, mit Graf Flahaut, Saint-Arnaud, Magnan, Lawoestine, einem Murat, Edgar Ney, Fleury, Damas und einigen andern Schildknappen des zweiten December kam er einmal schüchtern aus dem Elisee geritten, um die Truppen zu inspiciren und anzuspornen; aber der „kalte, fast feindliche Empfang auf den Straßen“ trieb ihn rasch in seine Höhle wieder zurück, die er mit einiger Zuversicht erst wieder zu verlassen begann, „als alles vollendet war“.

Zum Helden stempelt Ténot Louis Napoleon jedenfalls nicht. Da letzterer während der eigentlichen Katastrophe vorsichtig im Zelte blieb, so verschwindet er auch gleichsam in den Ereignissen, deren Darstellung unser Schriftsteller gibt. Dieser ist in Folge dessen in die Lage versetzt, sich weniger um die Person des kaiserlichen Neffen, als vielmehr nur um dessen Geist zu kümmern, der aus seinen Handlungen und Werkzeugen spricht.

Diese Art Historie zu schreiben, ist eine sehr eigenthümliche, aber darum nicht weniger wirksame. Ténot meldet einfach die Thaten und deren innerste Beweggründe und überläßt alles andere dem Publikum. Hier habt ihr die Dinge, sagt er zu seinen Lesern, und was das Urtheil über dieselben betrifft, so werdet ihr hoffentlich im Stande sein, euch dies selber zu bilden, da es nicht erlaubt oder zum mindesten gefährlich sein möchte, solches euch gleichfalls vorzuhalten.

Bei dem aufgeweckten, widerstandslustigen Charakter der Franzosen kann diese Manier der Geschichtschreibung einen gewissen Eindruck hervorzurufen nicht verfehlen. Indem man ihn gleichsam zum Geschworenen seiner eigenen Zeitgeschichte macht, nöthigt man ihm eine allerdings zunächst stille Meinungsäußerung darüber auf. Aber weil diese Meinungsäußerung eine selbstgebildete, durch eigenes Nachdenken entstandene ist, faßt sie auch um so fester Fuß in ihm, wird sie eine in jeder Beziehung um so nachdrücklichere. Der Franzose ist eitel, und es heißt ihn stark bei der Ambition packen, ihm eine Darlegung seiner nationalen Erniedrigung zu geben und dabei zu verlangen, daß er im eigenen Herzen sich die Nutzenanwendung daraus ziehe. Es wird unter allen Umständen diese Nutzenanwendung keine andere als eine aufreizende und erregende sein können.

Diese erregende und aufreizende Stimmung vermehrt um ein Wesentliches die Schrift von Taxile Delord. „Napoléon le Petit“ von Victor Hugo, „Les crimes du 2 Décembre“ von Schoelcher waren Pamphlete, die in der Leidenschaft, im Affect der Niederlage geschrieben wurden. Es sind Bücher, zu denen der Haß inspirirt, welche der Grimm dictirt hat. Es sind Faustschläge und Fußtritte, die auf dem Papier applicirt werden. Man sieht die Freiheit darin in rasender Hestigkeit, mit Schaum vor dem Munde, in Berserkerwuth, mit Händen und Füßen um sich schlagend. So viel Wahres, so viel Treffendes, so viel Macht des Stils, so viel Glanz der Diction auch in ihnen ist, das Auge wendet sich doch erschreckt und beleidigt davon ab, weil jedes Uebermaß, jede Uebertreibung auch an der Wahrheit und am Rechte zuletzt doch immer verstimmend und verlezend wirken müssen.

Die modernen Geschichtschreiber Frankreichs, die das einsehen und erkennen lernten, haben in Folge dessen ihre Schule gemacht und begannen ihr Geschäft in veränderter Weise zu treiben. Nicht mehr mit politischer Exaltation und literarischem Petergeschrei entledigen sie sich ihrer Aufgabe, sondern mit einer Reserve, die anstaunenswerth ist und in welcher besonders Taxile Delord sich als Meister erweist. Obschon auch er vornehmlich nur durch Thatfachen spricht, ist diese Sprache bei ihm doch vielfach gehobener, accentuirter und beweglicher als bei Ténot. Sie hat mehr Ausdruck und, wenn man so sagen darf, mehr Geste, wodurch sie bezeichnender wird und dem Geiste des Lesers die Richtung anzeigt, eine Richtung, über die man nicht in Zweifel bleiben kann und welche weit von der des Kaiserthums abweicht.

Vor allem und zunächst hält sich Delord schon viel mehr an Louis Napoleon selbst als sein College das thut. Er geht mehr in dessen eigene wie auch in die Geschichte seiner Familie ein und verschmäht dabei eine gelegentliche Anekdote nicht. Um den Glauben an dasjenige, was man den Napoleonischen Stern genannt hat, zu erschüttern, berichtet er, wie des ersten Kaisers eigene Brüder, ja wie dessen eigene Mutter, Madame Antoinette, darüber dachten. Als man der letztern einmal über ihre Sparsamkeit, die zu Zeiten in offenkundigen Geiz ausarten konnte, Vorwürfe machte, sagte sie, darüber ärgerlich geworden: „Was wollt ihr? Eines Tags werde ich vielleicht genöthigt sein, allen diesen kömigen Drot zu geben, damit sie nicht zu verhungern brauchen.“ Lucian naturalisirte seine Kinder in Rom, so wenig hoffte er auf eine Aenderung der Dinge in Frankreich. Louis warf sich in Italien der Poesie und Wissenschaft in die Arme, um in dem Verkehr mit den Musen seine Wünsche zu vergessen. Joseph Bonaparte setzte so geringes Vertrauen in die Zukunft seines Neffen Louis Napoleon, daß er es absichtlich vermied, denselben allein zu sprechen, nur um seine „Thorheiten“ nicht mit anhören zu müssen.

Wenn diese Thorheiten dennoch heute den Thron von Frankreich einnehmen, so ist Tarde Delord allerdings verwundert darüber, weiß sich aber doch die Sache zu erklären. „Nach den erstaunlichen Anstrengungen, welche die menschliche Natur zu Anfang dieses Jahrhunderts gemacht“, läßt er sich vernehmen, „liegt die Vermuthung nahe, daß sie sich einigermaßen erschöpft; vom Handeln ging die Welt zum Kritisiren über; in der Geschichte, in der Philosophie wurde alles Kritik; die Staatsmänner hörten sich reden und sahen in solchem Reden sich handeln; aber dieses Handeln waren nur Wortgefechte, in denen sie ihre Zeit, ihre Institutionen, ihr Können und Wollen kritisch studirten. Die einen glaubten die Monarchie wiederherzustellen, wenn sie zu Gunsten der Monarchie eine Rede hielten; die andern bildeten sich ein, daß sie die Republik begründeten, wenn sie unauffhörlich die republikanischen Formeln commentirten. Die Conservativen hätten begreifen sollen, daß nicht die Republik allein es sei, die zu Grunde gehen werde, sondern die Freiheit; die Revolutionäre hätten sich sagen müssen, es ist nicht die Monarchie, die wir zu zerstören beginnen, sondern die Republik. Aber anstatt sich im letzten Augenblicke zu einigen, spalteten sie sich nur mehr denn je; unentschieden, zaubernd, nicht wissend, was sie eigentlich wollten, noch was sie konnten, ließen sie einigen Personen freies Feld, die den großen Vortheil besaßen, ein bestimmtes Ziel vor Augen und die Mittel in Händen zu haben, es zu erreichen.“

Der Napoleonismus ist nach dieser Auslassung eine Macht, welche die französische Nation nach großen Katastrophen im Moment der Erschlaffung überrumpelt und durch große Erwartungen und Versprechungen aufrichtet. Wir haben aus der Geschichte Lanfren's gesehen, wie Napoleon I. die Erschöpfung benutzte, welche nach der Revolution eintrat, um sich an die Spitze zu bringen. Er ließ die Parteien sich gegenseitig abnutzen und pützen und dann trat er hervor, um große Verheißungen zu machen. Er verhieß Frankreich glänzende Siege und Eroberungen, die Herrschaft der Welt und den Ruhm, Verheißungen, die er erfüllt, an deren Erfüllung er aber endlich selbst zu Grunde gegangen, weil er kein Maß darin fand.

Napoleon III. hat es ganz ähnlich gemacht. Auch er erschien nach einem Umsturz der Verhältnisse im Augenblick einer nationalen Schwäche und nach aufreibenden Parteikämpfen. Auch er debutirte damit, daß er dem Volke glückliche Perspektiven eröffnete, eine Eröffnung, für die er sich lange geübt und die er schon in Ham in geschicktester Weise spielen zu lassen verstand, als er schrieb: „Ich würde, wenn ich zur Herrschaft gelangte, um meinen plebejischen Namen alle diejenigen sammeln, welche den Ruhm und die Freiheit von Frankreich wollen; ich würde eifrig mit dazu helfen, das Volk in seine Rechte ein-

zufügen und die Formel zu finden, welche der Regierung die Principien der Revolution von 1789 einverleibt.“

Es ist bekannt und auch Delord erzählt es, daß Armand Carrel nach einer langen Unterredung mit Persigny, worin dieser jenem die Ideen des kaiserlichen Neffen auseinandergesetzt, erklärte: „Der Name, den dieser junge Mann führt, ist der einzige, der im französischen Volke noch starke Sympathien erregt; wenn er lernt auf die Rechte seiner eigenen kaiserlichen Abstammung zu verzichten, um sich einzig der Rechte der Nation zu erinnern, so kann er eines schönen Tages noch zu einer großen Rolle berufen sein.“

Diese Erklärung hat sich Louis Napoleon augenscheinlich gemerkt und zur Richtschnur, nicht zwar seines Thuns, aber doch seines Benehmens gemacht. Seine Reden, seine Proclamationen, seine Erlasse sprechen unausgesetzt von den Verpflichtungen seines Namens, den geheiligten Ueberlieferungen seiner Dynastie, den Segnungen der großen Revolution, von den Rechten und dem Glücke des französischen Volks. Von seinem Oheim unterscheidet er sich bei diesen Versprechungen nur dadurch, daß er die seinigen nicht mit dem Schwerte in der Hand, sondern mit dem Delzweige macht. Nicht den Krieg schüttelt er aus den Falten seines bienenbesetzten Purpurmantels, sondern den Frieden. Napoleon III. ist der Friedens-Napoleon und damit gleichsam der Revers zu Napoleon I. Nicht auf dem blutigen Schlachtfelde hat er seine Siege gesucht und gefunden, sondern auf dem Felde der Diplomatie und Politik. Die Kämpfe, die er geführt hat, hat er, wie er sich nicht ohne Grund rühmt, einzig oder doch vorwiegend zum Zwecke des Friedens geführt. In den Frieden ist er ebenso verliebt wie sein Onkel es in den Krieg war. Wie der letztere in die Waagschale der Welt seinen Degen warf, so warf Napoleon III. sein Wort darein. Mit der Macht seines Wortes errang er dieselben Erfolge wie Napoleon I. mit der Wucht seines Degens; er verschaffte Frankreich Ansehen, Geltung und Ruhm damit, er machte dasselbe zum stimmsührenden und maßgebenden Staate Europas.

Aber seltsam genug, wie man vordem unter Napoleon I. des Degens von Lodi überdrüssig geworden ist, so unter Napoleon III. des Wortes von dem Uebergewichte Frankreichs. Nach der Niederlage in Mexico und den preussischen Waffenerfolgen von 1866 hat dies Wort sein Prestige verloren und in der freiwilligen Abtretung des von Oesterreich überlieferten Venedigs an Italien nur noch einen succès d'estime erlangt.

Dieser succès d'estime wiederholte sich in der Luxemburg-Frage und wirkt, aber bereits in sehr abgeblaßtem Maße, auch noch in der belgischen Eisenbahnangelegenheit unserer Tage nach. Es läßt sich sehr deutlich aus allen diesen Vorgängen erkennen, daß der diplomatische und politische Einfluß Napoleon's im Sinken und Schwinden ist, daß die Weltgeschichte gleichsam im Begriffe steht, darüber hinweg zur Tagesordnung überzugehen.

Ob der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs den Zustand dieser Wandlung wird vermeiden und überdauern können, muß die nächste Zukunft uns darthun. Einen großen Krieg vom Zaune zu brechen wie ehemals sein Oheim, streitet gegen seine Tradition und Grundsätze. Auch ist er klug genug zu wissen, was dabei für ihn auf dem Spiele steht. Eine Niederlage an den Grenzen Frankreichs oder gar in dessen Territorien ist für ihn und seine Dynastie ein Vernichtungsschlag. Viel eher und lieber versucht er es noch immer mit dem Zauber seines Wortes, d. h. mit der Wirkung seiner diplomatischen und politischen Action. Daher sein beständiges Zurückkommen auf die europäische Congress-idee. Könnte Napoleon III. noch einmal um seinen Thron ein „Parterre von Königen“ versammeln, so würde er sich unbezweifelnd aus peinlicher Lage erlöset erachten und glauben dürfen, sein etwas gesunkenes Ansehen wieder glorreich hergestellt zu sehen. Das Kommen und Gehen der gekrönten Häupter, der Staatsmänner und Minister, der Pomp der feierlichen Sitzungen, sein Präsidiren dabei, die Reden, die Feste, die Abmachungen, und wären sie noch so precär, das alles würde ihm und seiner Regierung einen unendlichen

Schicksal leisten und für beide die „schönen Tage von Aranjuez“ erneuen, denn Napoleon ist und Frankreich erschienen dabei in imponirender Position und von maßgebender Bedeutung, im Glanz und Ruhm der großen Nation, die nun einmal ihre prunkenden Schauspiele, ihren lärmenden Trubel haben will, um sich über ihre innern Zustände hinwegzusetzen.

Napoleon I. ist am ewigen Kriege zu Grunde gegangen; Napoleon III. fängt der beständige Friede an ebenso verhängnißvoll zu werden, denn dieser beständige Friede läßt die Geister in Frankreich zu jener Besinnung und jenem Nachdenken gelangen, deren erste Früchte wir in den Geschichtswerken zu erkennen haben, mit denen wir uns hier beschäftigen. Sie kündigen das politische Erwachen Frankreichs an; sie sind das Krähen des politischen Hahnes, das einen neuen historischen Tag anzeigt.

Die Situation des zweiten Kaiserreichs ist neuerdings eine jedenfalls ganz andere und viel schwierigere als vordem geworden. Die geschichtliche Kritik beginnt zum Bewußtsein zu kommen und die Köpfe in Affect zu bringen. Delord mit seinem Buche ist bereits ein sehr unzweideutiger Beweis dafür. Sein Buch ist ein Appell an den Genius Frankreichs, ein Appell, der diesen gleichsam vom Napoleonismus ab- und auf die Seite des Volks zurückruft. Er schneidet das Tisch Tuch zwischen beiden Elementen entzwei, er haunngürt die Geister und fordert sie zum Abfall auf.

Auch das erste Kaiserreich hat, wie uns Ranfroy und vor ihm schon viele deutsche Schriftsteller gezeigt, keine Literatur- und Kunstepoche gehabt. Es war artistisch todt und unfruchtbar. Es gewann sich die Geister erst nach seinem Falle und gleichsam nur aus Opposition gegen das philiströse Bürgerkönigthum. Erst nach des Kaisers Untergange, nach der Schlacht bei Waterloo und der Gefangenschaft auf Sanct-Helena ward der Napoleonismus die Parole der Kunst und Literatur. Literatur und Kunst lieben das Unglück und den Schmerz. Durch seinen Schmerz und sein Unglück gewann der Kaiser ihre Sympathie, und nur infolge dieser Sympathie entwickelte sich in ihnen etwas wie eine napoleonistische Aera. Die Sommerfäden des Kaiserreichs, man sah sie in melancholischen Gedichten, in trüben Bildern, in Musiken und Statuen um das traurige Antlitz von Frankreich flattern. Um diese Zeit waren Béranger, Châteaubriand, Thiers, Victor Hugo napoleonistisch. Und seltsam, kaum daß der Napoleonismus wieder zur Herrschaft gelangt ist, so fallen mit Einem Schläge alle diese Geister von ihm ab, gleichsam als ob sie instinctiv in sich empfänden, daß sie innerlich ihm fremd und feindlich sind. Die Genien lieben die Freiheit, die göttliche Wahrheit, die sittliche Größe; der Napoleonismus kann sich mit diesen Lebenselementen einer Nation nicht befreunden, wenigstens nicht in gesunder, unversehrter Weise. Der Napoleonismus braucht den Trubel, den Rausch, die Staubaufwerfende Emphase, und darum entnerbt er das Volk.

Das zweite Kaiserreich belegt das auf sehr unzweideutige Art. Napoleon III. ist kein grausamer Tyrann, kein Blutmensch, wie die Geschichte sie uns leider häufig genug zeigt. Louis Ulbach hat kürzlich eine Charakterzeichnung Napoleon's III. gegeben, die in Frankreich kein Drucker zu drucken wagt und die, wie uns von Paris her gemeldet wird, dennoch denselben durchaus nicht schwarz malt.

Wie in allen guten Schilderungen des Kaisers ist es auch hier die Schüchternheit, Trümmerei, ja eine fast weibliche Furchtsamkeit, welche den Hauptzug des Bildes ausmacht. Vor dem zweiten December gelang ihm nur eine einzige Unternehmung, die Entweichung von Ham, bei der es weniger auf entschlossenes Handeln als auf eine gewisse Schlaueit und Verstellung ankam; und wenn der Staatsstreich glücklich ausfiel, geschah es wahrscheinlich, weil der Hauptbetheiligte dabei nicht zum Vorschein kam; es möchte sonst seine Wichtigkeit auf die Truppen Saint-Arnaud's übergegangen sein. Die Erziehung durch

die schwärmerische Hortense hat in den blauäugigen Neffen des ersten Napoleon etwas vom Charakter des Werther hineingetragen; so nur konnte er in seinen Bericht über die verunglückte Unternehmung von Strasburg diesen romantischen Seufzer einfließen: „Als ich vor einigen Monaten Rathilfe begleitet hatte und in den Park zurückkehrte, fand ich einen Baum, den der Blitz zerschmetterte, und ich sprach zu mir selbst: «Unsere Heirath wird durch das Schicksal gebrochen werden.» Was ich unklar fürchtete, ist geschehen. Habe ich denn im Jahre 1836 schon den Antheil des Glückes erschöpft, der mir zu gefallen war?“ Albach hat sich rein auf die Darstellung des persönlichen Charakters Napoleon's III. beschränkt; er hat sozusagen ein Privatporträt desselben geliefert; es hätte ihm sonst nicht schwer fallen dürfen, zu dem Bilde einen historischen Hintergrund zu schaffen, zu dem einzelne Perioden des Kaiserreichs genügende Motive liefern konnten, und der gegen die melancholische Figur des Träumers einen scharfen Contrast geboten hätte.

Der Napoleonismus ist eben ein Régime von ganz ausgeprägter, bestimmter Natur. Er hat seine Grundgesetze, seine Traditionen, von denen er nie lassen kann und wird. Ein Kind der Revolution und ihr Erbe, mishandelt und knebelt er dieselbe. Seine Herrschaft ist ein beständiges Attentat auf sie. Das Julikönigthum suchte sie listig zu betrügen, hätschelte sie im Angesicht und im Rücken bestahl es sie. Diese Erbärmlichkeiten entrüstete die Franzosen; der Napoleonismus schüchtert sie ein.

Als eine so eingeschüchterte Nation finden wir sie unter Napoleon III. wieder. Wir haben schon aus Lanfrey gesehen, daß der erste Napoleon sich vorzugsweise auf sein Polizeiregiment stützte. Fouché war sein Hauptminister, sein Staatskanzler. Nun kommt Delord, um in seinem Werke uns darzutun, daß auch beim Staatsstreich des dritten Napoleon die Polizei alles gethan und die Armee diese gleichsam nur gedeckt hat.

Nach der Darstellung dieses Autors tritt der sich restaurirende Napoleonismus so unbedeutend und mesquin auf wie nur möglich. Ein alter Kammerdiener, der Börsenspeculant geworden, ein Bankier, ein Hauptmann und ein Lieutenant der Nationalgarde, einige andere unbefannte Leute, ein zweifelhafter Marquis und der Schauspieler Rigier von der Comédie française bilden das erste bonapartistische Comité.

Die Liste, welche Persigny um diese Zeit von den Anhängern des Prinzen aufstellte, ist nicht viel zahlreicher und imposanter. Sie besteht aus folgenden Personen: Besuchet de Saunois, General Sourd, Oberst Laborde, Madame Gordon (ehemalige Geliebte des Prinzen), General Montholon, Piétri, Peter und Napoleon Bonaparte, Gabot, Dupont (Tabackshändler), Thelin (Tabackshändler), Clapier (Tapezier), Forestier, Ornano, Labrugat (Kohlenhändler), Archambaud, Broulle (Steinschneider), Holtier (Holzhändler), Devaux (Schuhmacher), Coffier (Pianoverfertiger), Lecomte und einem Holzhändler, dessen Namen man nicht weiß.

Mit dieser Garde begann die Propaganda für das zweite Kaiserreich. Sie war gering an Zahl, aber so rührig, daß sie bald ganz Paris und Frankreich in den Enthusiasmus für den Neffen des großen Kaisers zu versetzen wußte. Die Leierkasten, die Lithographie, die bonapartistische Presse, die üppig aufschob, mußten eifrig mithelfen. Viel thaten die Briefe und Proclamationen des Prätendenten selbst, in denen er von der Revolution, von deren großem Sohne, dem Kaiser, von dem Glanz und Ruhme des Landes, von dem Glück des Volkes zu sprechen wußte. Seine Sprache besaß einen gewissen Schwung und Pomp im Stil, denen sich schwer widerstehen ließ. So ward er denn Präsident mit 5,434,226 Stimmen, während Cavaignac nur 1,448,107, Ledru-Rollin 370,719, Raspail 363,23 und Lamartine gar nur 7,910 erhielten.

Mit dieser Präsidentschaft war das Los über Frankreich geworfen und dasselbe dem Napoleonismus überantwortet. Mit dem Händedruck, den Prinz Napoleon nach seiner Erwählung dem erstaunten Cavaignac gab, welcher der erste war, der dem eintretenden

Soltsdeputirten die Verleugnung der Republik in seinem Anmeldeſchreiben nachwies, mit dieſem Händedrucke vor dem Angeſichte der Nationalverſammlung nahm Prinz Napoleon Abſchied von der Republik. Die Republik ſiechte langſam unter der Präſidentſchaft Napoleon's hin, ein Hinſiechen, das uns Delord genau und eingehend ſchildert. Beginnend mit der feierlichen Erklärung Napoleon Bonaparte's, des heutigen Prinzen Napoleon, „daß das Kaiſerreich nur noch eine Erinnerung ſei, die niemand ſich werde beikommen laſſen je wieder ins Leben zu rufen“, zeigt er, wie Schritt für Schritt doch vom erſten Augenblick an alles nur Erdenkliche verſucht wurde, dieſe politiſche Inſtitution unter dem Blut- und Leichenshutte der Schlacht von Waterloo wieder hervorzugraben. Die Armee ward gewonnen, junge Generale wurden herangezogen, ergebene Werkzeuge überall in die öffentlichen Aemter eingefeßt. „Vor acht Tagen war der Bürger Bonaparte nur ein kleiner ſchwarzer Punkt an einem Horizont voller Glanz und Licht“, hatte Proudhon geſagt, „vorgestern ein Ballen von Nebel und Dunſt und heute ſchon iſt er eine Wolke, die Blitz und Donner in ihrem Schoße führt.“ Nach der Militärbeſichtigung auf dem Felde von Satory, wo die Soldaten „Es lebe der Kaiſer!“ riefen, ſprach Thiers in der Nationalverſammlung: „Dieſer Ruf gemahnt uns nur zu ſehr an jene Zeiten, wo die Legionen die römischen Kaiſaren machten. Man hat in ſeinerer Republik etwas geſchaffen, was nicht republikaniſch iſt. Es gewinnt täglich an Geſtalt, an Willen und Kraft, obſchon es noch keinen Namen hat. Aber auch der Name wird kommen. Wann? Ich weiß es nicht und es thut auch wenig zur Sache. Der Name wird erſcheinen, wenn die Umſtände es geſtatten. Das Kaiſerreich iſt fertig!“

Und angeſichts dieſes fertigen Kaiſerreichs, dieſes Kaiſerreichs, das geſtiefelt und geſpornet den tagenden Republikanern über die Schultern ſieht, läßt Delord die Männer unter ihnen die Revue paſſiren, die vielleicht im Stande geweſen, ſeine Wiedererrichtung zu verhindern. Er betrachtet die Redner, die Staatsmänner, die Generale. Er findet in allen nur Zuſchauer, nur Philoſophen, platonische Politiker, meiſt jedoch „ehrenwerthe Männer“. So ſchreibt er unter anderem:

„Cavaignac, Lamoricière, Changarnier und ihre Kameraden Dubivier, Bedeau, Leſſô hatten ſich nach dem Falle Ludwig Philipp's unter verſchiedene Fahnen geſtellt, aber alle beſaßen ſie den ſchönen Ehrgeiz und den noblen Stolz, nur Frankreich allein, aber keinem Herrn zu dienen; ſie waren gemeinen Schmeichelnkünſten unzugänglich, voll Verachtung für das Geld und ſind auf dem Felde der Schlacht, auf der Rednerbühne, in der Verbannung und in ſelbſtgewählter oder erzwungener Zurückgezogenheit doch ſtets die Ehre der Armee, ihrer Partei und ihres Landes geweſen.“

Von Cavaignac ſpricht Delord mit großer Achtung.

Hätte er das Beiſpiel des erſten Napoleon nachahmen und den Krieg nach Italien tragen wollen — gibt der genannte Autor zu verſtehen — hätte er nach den Junitagen die Präſidentſchaft auf fünf Jahre geſordert oder ſich dieſelbe ſelbſt zugeſprochen und ſich zum Dictator von Frankreich gemacht, niemand würde ſolchem Beginnen entgegengetreten ſein. „Aber in dieſem Soldaten gab es einen Bürger“ („Mais dans ce soldat, il y avait un citoyen“) lautet, das kühn hingeworfene Urtheil, mit dem er vorläufig Abſchied von Cavaignac nimmt, um ſich nun zu dem Geſamtbilde zu wenden, das Frankreich um das Jahr 1850 bildet und das er uns in folgender Faſſung hinſtellt:

„Die conſervative Partei hatte durch die ebenſo plötzliche als gewaltsame Auflöſung der Nationalverſammlungen den 24. Juni hervorgerufen, welcher den 10. December geboren hat. Dieſelbe conſervative Partei hat unter einem heuchleriſchen Vorwande die Expedition nach Rom decretirt, das Pfand für das Bündniß zwiſchen der Kirche und dem künftigen Kaiſerreich; ſie hat durch den Antrag Kandeau (Selbſtauflöſung der Conſtituante) dieſelbe vertrieben; ſie hat die Waſſen der legiſlativen Gewalt gegenüber entweder gleichgültig oder feindſelig

gestimmt, indem sie aus dieser Versammlung einen der eifrigsten Herde der Reaction bildete; sie hat die Geister mit den strengsten Maßregeln vertraut gemacht, indem sie das Belagerungsgefeß votirte; sie hat durch die Absendung von außerordentlichen Commissaren und militärischen Proconsuln in die Departements die Bevölkerung daran gewöhnt, sich unter die Willkür und das Schwert zu beugen; sie hat das Recht der Association und das der freien Wahlversammlungen confiscirt; sie hat der freien Presse den letzten Schlag versezt durch das Verbot des Verkaufes der Zeitungen auf der StraÙe; sie hat das Geß der Deportation nach Kouahiva erlassen; endlich, nachdem sie die Verlegung des Regierungssißes und den permanenten Belagerungszustand verlangt, hat sie ihr Werk durch die Unterdrückung des allgemeinen Abstimmungsrechts gekrönt.“

Dies Sündenregister der Republik ist die Etappenstraße des Kaiserreichs, das Delord mit seiner Jagd nach Reichthum, Ehrenstellen, nach dem rothen Bändchen der Ehrelegion, nach Wohlleben und Sinneskizel uns in lebhafter Darstellung vor Augen führt. „Der Luxus“, sagt er, „hat sein gut Theil Einfluß auf alle Manifestationen des menschlichen Geistes; er kann den Fortschritt der Künste fördern, aber auch ebenso sehr zu ihrem Verfall beitragen. Wenn die Künstler nur für die reichen Leute arbeiten, so suchen sie ihrem Geschmac und ihrem Instinct zu schmeicheln, die oft sehr gewöhnlich sind. Die Regierung mehrerer Monarchen ist mit einer großen Epoche der Kunst zusammengetroffen; diese Monarchen haben meist immer diesen glücklichen Umstand benutzt und die großen Arbeiten großer Künstler mit großen Summen bezahlt; kann man sagen, daß sie dieselben erweckt und erzeugt? Die wahrhaft schönen Epochen der Kunst sind die armen Epochen, in denen die berühmtesten Künstler nur erbärmlich belohnt worden sind. In den Zeiten, wo der Reichthum herrscht, impft der Luxus seinen Geschmac auf die Kunst, und es ist dann nur selten, daß er ursprüngliche Genien schafft; die Maler von Luxusperioden begnügen sich damit, die alte Kunst nachzuahmen. Das Geld der Begüterten von heute hat nur dazu gedient die Gemälde, die Statuen und sonstigen Kunstgegenstände früherer Jahrhunderte bis zu ungläublichen Preisen in die Höhe zu treiben; das Glück der Antiquare und Karitätenhändler, darin gipfelt das Mäcenenthum des zweiten Kaiserreichs. Glücklicherweise ist es kein großer Schaden, daß die Millionäre das theuer bezahlen, was gestern nichts werth war und morgen schon wieder keinen Cours haben wird. Der Luxus wird nur in dem Falle gefährlich, daß er in gewisse Schichten der Gesellschaft dringt. Wenn unter dem ancien régime sich der Adel und die Financiers um die Wette ruinirten, so blieb doch der Bürgerstand sparsam, und die Angestellten, minder zahlreich und besser bezahlt als jetzt, vermochten die Last der Ausgaben, die ihnen ihre Stellung auferlegte, immer noch zu ertragen; damals gab es der Angestellten noch kein Heer, keine ganze Welt wie heute. Heute gibt der Hof einen Ball, morgen der Minister, übermorgen der Generaldirector, in der nächsten Woche der Vorstand des Bureau. Der Luxus steckt an wie eine Seuche und pflanzt sich von einem Familienstande in den andern. Diese moralische Geißel erschöpft die Nation; mehr ausgeben als man einnimmt, das ist die politische Oekonomie des Luxus; alle Mittel sind recht, welche zum Gelderwerb führen; so lautet die allgemeine Moral. Diese Moral hatte ohne Zweifel schon viele Anhänger unter dem vorhergehenden Régime, dessen Lösungswort Guizot in dem Ausspruche gegeben hatte: «Bereichert euch!» Aber das zweite Kaiserreich hat die Anhänger dieser Moral noch um ein Wesentliches vermehrt.“

Der erste Band von Delord's Geschichte des zweiten Kaiserreichs, der bis jetzt allein vorliegt, reicht bis nach dem Siege in der Krim, also bis 1856. Die letzten Kapitel schildern die Aufnahme, welche das zweite Kaiserreich bei den auswärtigen Mächten gefunden, deren Stellung und Verhalten zu dem neuen französischen Machthaber, die Dinge im Orient, die Coalition gegen Rußland.

Den Zaren Nikolaus faßt unser Geschichtschreiber besonders ins Auge. Er zeichnet uns sein Wesen, seinen Charakter, seine Absichten und Pläne und zwar so gegenständlich und lebhaft, daß der Leser es wol inne werden muß, wie der Verfasser bei dieser Zeichnung noch etwas ganz Besonderes im Sinne hat. Wer es aber ja nicht inne werden sollte, dem müssen schließlich die Augen groß genug geöffnet werden durch jene fulminante Apostrophe an diesen Zar Nikolaus I. von Rußland, die folgendermaßen lautet:

„Die Despoten unserer Zeit haben eine Krankheit, welche diejenigen früherer Epochen nicht kannten; diese Krankheit ist das Gewissen. Stimmen, leise, wimmernde, anlagende Stimmen erschollen aus der Tiefe seiner Gefängnisse, seiner Festungen, seiner Bergwerke im Ural und in Sibirien; sie stiegen mitten durch alle prunkvollen Feste, Reizen und Bewunderungen zu seinem Thron empor und trübten seine Ruhe, rieben ihn auf. Die Kräfte eines Bergewaltigers mögen noch so sehr ringen, um die Last seiner Gewaltherrschaft zu tragen; da ihnen nicht erlaubt ist, auszuruhen, so erschöpften sie sich endlich. Eines schönen Tages erliegen sie und die ganze Staatsmaschine steht auf einmal still.“

Dies Gemälde ist von sprechender Bedeutung und seine Wirkung an den Ufern der Seine vielleicht stärker als an denen der Newa. Jedermann, der auch nur oberflächlich in der Politik unserer Tage bewandert ist, weiß oder erräth wenigstens auf den ersten Blick, wer und was eigentlich in dem Bilde gemeint ist. Jedenfalls ist es eines der frappantesten Tableaux aus der vergleichenden Geschichte unserer Gegenwart und zugleich der beste Abschluß, den wir für unsern Essay zu finden im Stande sind. Die Allegorie wird hier zur Prophetie.

Der Norddeutsche Bund und seine Verfassung.

Vierter (letzter) Artikel.

Großmacht und Nationalstaat.

Mit der Publication seiner Verfassung trat der Norddeutsche Bund in die Reihe der Großmächte der Erde; wenige Monate später war er durch seine Botschafter und Gesandten bei allen großen Mächten diesseit und jenseit des Oceans vertreten, allwärts völkerrechtlich anerkannt. Außerhalb der deutschen Grenzen ward die ungeheure Bedeutung der Thatsache, daß sich an die Stelle des seit Jahrhunderten politisch zersplitterten und darum ohnmächtigen Deutschlands ein mächtiger nach außen einheitlich dastehender nationaler Staat ausgerichtet hatte, sofort in ihrer vollen Bedeutung erkannt und gewürdigt; nur in Deutschland selbst grollte und mäkelte noch das Heer derjenigen, die es der Geschichte nicht verzeihen konnten, daß sie andere Wege gegangen, als die eigene Weisheit ihr vorgezeichnet hatte.

Wo immer sich große weltgeschichtliche Thatsachen vollzogen haben, ist stets die gleiche Erscheinung zu Tage getreten. Allwärts wurden durch dieselben zahlreiche Sonderinteressen verletzt, Wünsche und Hoffnungen zu Grabe getragen. Wäre die politische Umgestaltung Deutschlands das Ergebnis eines Jahre erfüllenden blutigen Kriegs gewesen und schließlich durch das einfache Nachtgebot des Stärkern in Vollzug gesetzt worden, dann würde es denen, die jetzt über das Geschehene murrten, leicht geworden sein, sich in die historische Entscheidung zu fügen, sie würden dieselbe sogar als eine milde und gegenreiche gepriesen haben. Unser Volk, an schwere Prüfungen gewöhnt, hat nur der

Proben zu viel gegeben, wie leicht es sich, dem Gebot der Noth gehorchend, in ein ihm auferlegtes Geschick zu finden weiß. Noch ist die Generation nicht ausgestorben, die das Joch der Fremdherrschaft auf Deutschland lasten sah. Die noch lebenden Zeugen mögen bekunden, ob die Brutstätten der Opposition gegen den neuerstandenen Nationalstaat nicht genau an denselben Stellen zu suchen sind, wo man sich unter dem Joch des Fremden am wohllichsten gebettet, wo man demüthig und dankbar die Hand des fremden Despoten geküßt. Der Krieg war zu kurz, um jene Fügsamkeit in die Nothwendigkeit zu schaffen, zu kurz selbst, um die politischen Luftschlöffer über den Haufen zu werfen, die sich jeder nach seinen individuellen Interessen, Neigungen und Fähigkeiten von der Zukunft Deutschlands aufgebaut hatte. Wessen Idealen das plötzlich Erstandene allzu fern stand, wessen politische Prophetengabe einen zu eclatanten Bankrott gemacht hatte, der entschloß sich rasch, allem Idealismus und allen nationalen Regungen Lebewohl zu sagen, und klammerte sich einzig an seine engbegrenzten Sonderinteressen.

Es ist nicht zu leugnen, daß von den 38 Millionen des außerösterreichischen Deutschlands vielleicht ein Drittel zur Zahl der Unzufriedenen zählt. Von dem Standpunkte aus, von welchem die Zukunft auf die Dinge zurückblicken wird, ist dies eine schwache Minorität, wie sie in frühern Zeiten, da nur die Macht entschied, kaum in Betracht gekommen sein würde; für die Gegenwart ist sie eine erhebliche. Die Bedeutung dieser Minorität darf indeß keineswegs nach ihrer numerischen Stärke, sondern nur nach den sie leitenden Motiven gemessen und gewürdigt werden. Sobald das aber geschieht, löst sich die ganze Kampfgenossenschaft gegen den Entwicklungsgang, den die Neugestaltung Deutschlands genommen, in eine Masse von Bruchtheilen auf, die nichts eint als die Negation, die aber in ihren positiven Wünschen und Bestrebungen diametral auseinandergehen. Diesen Bruchtheilen gegenüber erscheint die Mehrheit, die sich offen zu den Wegen bekennt, welche die Geschichte gegangen ist, als eine gewaltige. Man frage den Particularisten, der das behagliche Dasein, das er unter mildem Regimente in seinem Einzelstaate geführt, nicht opfern will, der an Vermögen, Rang, Titel und Orden und alles andere, worauf sein Ansehen ruht, keinen verkleinernden Maßstab angelegt sehen will, der vor den Pflichten und Lasten zurückbebt, die jedes größere Staatswesen auferlegt, man frage den Ultramontanen, der nur in Rom eine höchste Autorität erkennt, welcher gegenüber Staat und Nationalität weit in den Hintergrund treten, man frage den rabicalen Demokraten, der nur die beiden Extreme, atomistische Republiken und vereinigte Staaten von Europa, für berechtigt erklärt — man frage sie alle, welche Gestaltung Deutschlands sie wollen, und prüfe dann, ob sich für eine derselben auch nur ein Zehntel der Nation erheben würde. Das feste Zusammenstehen dieser heterogenen Elemente in der Negation ist kein gering anzuschlagendes Zeugniß für die Macht der Thatfache; es beweist, wie fern in ihren Augen die Zeit liegt, in der die Frage an sie herantreten könnte, was an die Stelle der neugeschaffenen Verhältnisse in Deutschland gesetzt werden soll; nicht minder verräth es die instinctive Erkenntniß, daß diese Verhältnisse sich mit zwingender historischer Nothwendigkeit weiter entwickeln müssen, daß nicht eher dauerbare Zustände zu erhoffen sind, bis die noch isolirt stehenden Glieder der Nation in den Verband eingetreten sind, der heute schon die große Mehrheit derselben staatlich vereinigt. Dennoch ist die vereinte Macht der Gegner nicht gering anzuschlagen; vermag sie auch das Rad der Geschichte nicht aufzuhalten, so vermag sie doch seinen Gang zeitweise zu hemmen und aus dem sichern Gleise stetiger friedlicher Entwicklung in den Weg der Gewalt zu drängen. Die Argumente der Gegner des Norddeutschen Bundes beanspruchen daher unsere volle Beachtung.

Das erste und wichtigste Argument der Polemik gegen den Norddeutschen Bund bleibt natürlich immer die Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland. Wir haben in einem vorausgegangenen Artikel der unabwiesbaren Nothwendigkeit der Aufhebung des Dualismus in Deutschland bereits gedacht und in einem kurzen Hinweise auf das Sonderverhältniß, welches das stets ohne jegliche Rücksicht auf Nationalität nur auf die Mehrung seiner Hausmacht und seiner Weltstellung bedachte habsburgische Kaiserhaus seit Jahrhunderten eingenommen hat, nachzuweisen versucht, wie wenig es im Sinne der nationalen Politik zu beklagen ist, daß das lockere Band, welches Oesterreich an Deutschland knüpfte, endlich gänzlich durchschnitten ist. Wir sind in kurzen Zügen dem Entwicklungsgange Preußens und seiner traditionellen deutschen Politik gefolgt und mußten erkennen, daß die Geschichte um Jahrhunderte hätte rückwärts gehen müssen, um die kräftigste staatliche Neubildung, welche sie innerhalb derselben auf europäischer Erde erstehen ließ, zu zerstören. Dieses Zerstörungsprocesses aber hätte es unabwiesbar bedurft, sollte ein Deutschland entstehen, in welchem Preußen nicht die erste Stelle hätte eingeräumt werden müssen. Man mag es auf Grund individueller Sympathien und Antipathien beklagen, daß es Preußen und nicht Oesterreich war, das diesen Aufschwung genommen, aber man wird die Thatsache nicht leugnen, daß das Aufstreben Preußens es war, dem Deutschland seinen Wiedereintritt als mitbestimmende Macht ins große Völkerleben zu danken hat. Man wird ebenso wenig bestreiten können, daß die ungeheuere Mehrheit der Nation dies seit langem erkannt hat, und daß die patriotischen Bestrebungen aller, denen es ernstlich um den nationalen Staat zu thun war, an diese Thatsache anknüpften.

Dennoch wird der Schmerzensschrei um die ausgeschiedenen deutschen Brüder in Oesterreich sobald nicht verhallen. Es ist gar leicht im Reiche der Poesie, die sich eine Vergangenheit träumt, wie sie nie gewesen, die eine Zukunft in die Wolken malt, wie sie nimmer möglich, Gründe genug zu finden, die vollzogene Thatsache als ein nationales Unglück zu bezeichnen. Dem Poeten mag das hingehen; bittere Täuschung aber wäre es, hinter dem Appell an den Idealismus, der den Nichtpoeten heute so geläufig ist, die derb realistischen Motive zu verkennen. Der Particularismus hat stets seinen mächtigsten Protector in Oesterreich erlannt; selbst außer Stande, den nationalen Staat aufzurichten, bot den Habsburgern die Zerissenheit Deutschlands die sicherste Bürgschaft für ihren Einfluß. Der Ultramontanismus hat es längst mit politischem Scharfsmut vorausgesehen, daß mit der Trennung Oesterreichs von Deutschland die Freiheit hüben und drüben ihre Flügel mächtiger heben werde, als es mit Syllabus und Encyclica vereinbar ist. Die vaterlandslose Demokratie endlich muß im starken Staate und im gewekten Nationalbewußtsein die Negation ihrer Utopien erkennen. Sie alle haben realen Grund zu großen und zu klagen; mit ihnen läßt sich vom nationalen Standpunkt nicht rechten. Außerhalb dieser Sphären aber ist ein Bedauern über Oesterreichs Trennung von Deutschland wenig gerechtfertigt. Der Nationalstaat, das Ziel, dem Deutschland seit den Freiheitskriegen zugestrebt, wird durch den Ausschluß von 7 Mill. Oesterreichern keineswegs in Frage gestellt oder gar negirt. Nur eine überreizte Sentimentalität kann bestreiten, daß ein nach außen fest geeinigter Bundesstaat von 38 Millionen die deutsche Nation ebenso mächtig repräsentiren würde, wie der gleichviel Millionen zählende Kaiserstaat Frankreich unter Ausschluß der nationalverwandten Bevölkerungen Belgiens und der Schweiz die französische Nation vertritt. Wenn Italien sich für unfertig erachtet, solange der Kirchenstaat ihm nicht zugewachsen, so ist dies ganz anders begründet. Rom ist die historische Hauptstadt Italiens, die ganze Geschichte des Landes verweist auf seine Wiedergewinnung, keine andere Stadt darf sich ihr ebenbürtig zur Seite stellen. Das Gebiet des Kirchenstaats liegt im Herzen Italiens, es durchschneidet seine Pulsadern und theilt das weitgedehnte Reich in zwei Hälften, deren Gegensätze erst vollständig vermittelt werden können, wenn Norden

und Süden sich in Rom die Hand reichen. Der Kirchenstaat endlich — und dies ist eins der wesentlichsten Momente — bietet in Civita-Vecchia dem Fremden eine feste Burg, die man in Frankreich unverblümt und in richtiger Erkenntniß der Verhältnisse ein Fort von Toulon nennt. Von jenem besetzten römischen Hafen aus sind Florenz und Neapel direct bedroht; dort also entbehrt Italien jeder schützenden Grenze. Solange der Kirchenstaat nicht mit Italien fest verbunden, sei es durch directe oder indirecte Annexion, so lange ist Italiens volle Unabhängigkeit von Frankreich nicht gesichert.

Anders ist das Verhältniß der deutsch-österreichischen Lande zu Deutschland. Wien war stets nur die Hauptstadt von Oesterreich, nicht die von Deutschland. Wien, an den äußersten Grenzmarken deutscher Zunge und deutscher Gesittung gelegen, würde auch heute diesen Anspruch nicht erheben können. Die Kaiserstadt ist im Laufe weniger Jahrzehnte von der Hauptstadt Preußens nach allen Richtungen des Culturlebens hin nicht nur erreicht, sondern überflügelt worden. Wien kann aber ebenso wenig zur Provinzialstadt herabsinken, es muß bleiben was es ist, das Centrum Oesterreichs. Wer den rechten Sinn für die Größe unserer Nation hat, darf stolz darauf sein, daß die erste Hauptstadt jenes mächtigen Reichs, das nur zum kleinsten Theile ein deutsches, das deutsche Wien ist.

Aber auch was die deutschen Provinzen Oesterreichs anbelangt, haben wir es nicht zu beklagen, daß sie nach menschlicher Voraussicht für immer von Deutschland politisch getrennt sind. Ihrer geographischen Lage nach bilden die wichtigsten derselben eine weit über die natürlichen Grenzmarken Süddeutschlands vorgeschobene Ländergruppe, die von den benachbarten Gebieten fremder Zunge kaum abgegrenzt werden kann, ohne organisch Zusammengehöriges zu zerreißen. Nur durch Mähren und Böhmen könnte der geographische und strategische Zusammenhang Deutsch-Oesterreichs mit dem Gesamtkörper Deutschlands organisch vermittelt werden; die Einverleibung überwiegend von Tschechen und andern Slawen bevölkerter Provinzen aber wäre Deutschland keineswegs zu wünschen. Die Tschechen, welche bereits im Mittelalter ohne Unterlaß gegen ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche protestirten, ihren Protest gegen den Einschluß in den Deutschen Bund wiederholten und gegen nichts solchen Widerwillen hegen als gegen das Deutschtum, würden gegen den deutschen Nationalstaat noch weit heftiger oder hartnäckiger reagieren als gegen Oesterreich. Die gemeinsame Nationalität muß den Kitt bilden, durch den Deutschland politisch zusammenwächst. Für ein eroberndes Vorschreiten des Germanenthums ist ihm in den bereits erworbenen ehemals polnischen Provinzen ein ausreichend weites Feld geöffnet. Sollte dereinst seine Kraft über dies Gebiet hinauswachsen, so verweist die Natur der Dinge nach den russischen Ostseeprovinzen, wo das deutsche Element bereits festen Fuß gefaßt hat. Küsten mit guten Häfen wären unbedingt der wünschenswertheste Gebietserwerb. Noch aber liegt uns jedes extensive Streben fern, unser Ziel muß auf intensive Kräftigung gerichtet sein.

Die Abzweigung der 7 Mill. Nationalitätsgenossen, welche, vielfach untermischt mit fremden Elementen, über das von der Natur aufgerichtete Bollwerk des Erzgebirges, des Böhmerwaldes und der Salzburger Alpen hinaus ihre Wohnsitz haben, dürfte als eine Abzweigung betrachtet werden, die den Charakter eines nationalen Ganzen für das übrige Deutschland keineswegs beeinträchtigen wird. Diese Abscheidung datirt, wie wir gesehen haben, auch keineswegs von heute und gestern, sie ist in der Sonderstellung, welche Oesterreich seit Jahrhunderten zum Reiche einnahm, tief begründet. Trotz der gleichen Nationalität weht eine andere Luft diesseit, eine andere jenseit der Westgrenzen Oesterreichs. Was diesseit derselben liegt, nennt der Sprachgebrauch des Oesterreichers im bezeichnender Gegensatz zu den kaiserlichen Kronlanden schon von alters her „da außen im Reich“. Der österreichische Soldat zählte sich nie zu den Reichstruppen, das geistige Leben Oesterreichs blieb von dem, das sich in Deutschland regte, fast unberührt. Die deutsche Wissen-

heit hat sich von jeher in kühnem nationalen Schwunge über die politischen Grenzlinien hinweggesetzt, welche Deutschland zerschnitten, vor den Schlagbäumen Oesterreichs hat auch sie halt machen müssen. In den engen Verband der deutschen Universitäten, jenen alten republikanischen Bundesstaat des Geistes, sind die Hochschulen Oesterreichs nie eingetreten; auch auf diesem Gebiete hat der Kaiserstaat ein Sonderleben geführt, eine Sonderentwicklung gehabt. Wie anders sind in dieser Beziehung die Wechselbeziehungen zwischen Norddeutschland und Süddeutschland! Die bedeutendsten dem deutschen Süden entsprossenen Dichter und Denker haben im Norden eine zweite Heimat, in der sie ihr Talent fruchtbarer zu entfalten, ihre Forschungen reicher zu verwerthen gedachten, gesucht und gefunden; zahlreichen kunstbegabten Söhnen des Nordens hat wiederum der an Naturschönheiten, historischen Erinnerungen und nationalen Prototypen reichere Süden unsers Vaterlandes das geboten, dessen es zur Anregung und Bethätigung ihrer schöpferischen Kraft bedurfte. Ein gleicher Wechselverkehr hat zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland nur ganz ausnahmsweise stattgefunden.

Dem Deutschen Oesterreichs, die wir stets als echte Kinder der germanischen Mutter werden erkennen müssen, haben Natur und Geschichte außerhalb der Grenzen eine besondere Mission zugewiesen, eine Mission, auf die Deutschland stolz sein darf und die es darum nicht zu beklagen hat. Jedes große hochentwickelte Volk schickt einen Theil seiner Kinder als Sendboten der Cultur aus und fühlt sich darum nicht ärmer. Was für andere Länder die Colonien sind, das ist für uns jene große Abzweigung nach Osten; auch die Colonien, wenn sie mündig geworden, scheiden sich politisch vom Mutterlande. Gerade die auf hoher Culturstufe stehenden und im lebendigen Fortschreiten begriffenen Nationalitäten scheinen zu solchen Abzweigungen zumeist berufen, so die Griechen im Alterthume, die Briten in der Neuzeit. Völker dagegen, welche einer starren Centralisation zuneigen, und solche, die den Culminationspunkt ihrer Entwicklung überschritten haben, entbehren dieses culturtragenden Berufs. Nicht mit Unrecht darf es als ein Zeichen der absterbenden Kraft des heutigen Romanenthums betrachtet werden, daß ihm jede Fähigkeit zur Colonisation und zur Abzweigung abgeht, und daß es somit dem Berufe entsagen muß, seine Cultur hinauszutragen.

Wie es England nicht bereuen darf, daß sich seine amerikanischen Colonien vom Mutterlande losgelöst haben, wie es im Erblühen der Vereinigten Staaten vielmehr die Erfüllung einer der höchsten Missionen erkennen sollte, welche ihm die in der Geschichte waltende Vorsehung zugetheilt hat, so darf auch Deutschland nicht trauern, daß es sich von einem Theile seiner Kinder, die dem Vaterhause schon lange fern standen, vollständig trennen mußte. Denen, die daheim blieben, wurde dadurch erst die freie Bethätigung ihrer Kraft ermöglicht, den Scheidenden aber winkt in der Ferne ein großer Beruf. Wenn kosmopolitische Anschauungen irgendeine Berechtigung haben, so haben sie dieselbe in dem Sinne, daß auch alle nationalen und staatlichen Bildungen, mögen sie ihr Bestehen imwecheln nach Jahrtausenden berechnen, nur Uebergangsformen sind, durch welche die Menschheit von einer höhern Hand hindurchgeführt wird, um zu immer höherer Gesittung und höherm Glücke zu gelangen.

Oesterreich winkt eine große Aufgabe im Osten, die es nur, gestützt auf seine deutschen Culturelemente, zu lösen vermag. Durch diese einzig und allein ist es geworden, was es ist, sie allein geben der Monarchie auch heute noch ihren Halt, nur in Verbindung mit ihnen kann das Kaiserreich die Mission erfüllen, dem erobernden Vorschreiten Rußlands nach Westen ein Ziel zu setzen und die heute noch größtentheils in unnatürlicher Abhängigkeit vom Halbmonde stehenden christlichen Völker zu beiden Seiten der untern Donau zu einem großen Culturstaate zu vereinen. Es war kein eitles Wort, das Hr. von Bismarck, kurz nachdem er das preussische Ministerium des Auswärtigen übernommen, zu

dem österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Karolyi, sagte: Oesterreich solle den Schwerpunkt seiner Monarchie nach Ofen verlegen. Schon heute ist dies Wort zu einem bedeutenden Theile und wahrlich nicht zum Nachtheil der Völker Oesterreichs und seiner deutschen Lande in Erfüllung gegangen. Die Freiheit schlägt seitdem erst feste Wurzeln in Oesterreich, welche stets neue Triebe ans Licht fördern werden, wenn auch die zweifellos zu erwartenden Stürme den vielleicht allzu üppig aufgeschossenen jungen Baum knicken sollten. Oesterreichs ganzer Einfluß in Deutschland fußte, wenn auch in erster Linie auf den rein dynastischen Verhältnissen, doch auch sehr wesentlich auf solchen, welche die ultramontanen Elemente Deutschlands an den Concordatsstaat knüpften. Sobald das Verhältniß zu Deutschland gelöst war, sank der Concordatsstaat in Trümmer und ein freies Oesterreich begann zu erstehen. So gereichte die große Sectio caesarea, die das preussische Schwert vollzogen, beiden Theilen zum Heil.

Es ist müßig, die Frage aufzuwerfen, ob die politische Scheidung der deutsch-österreichischen Lande vom großen Körper unsers Vaterlandes eine dauernde sein werde. Nur ein unklarer Idealismus, der über seinen Träumen die großen Aufgaben der Gegenwart vergißt, kann verkennen, daß beiden Theilen zur Zeit bestimmte Ziele gesteckt sind, denen sie gesondert nachzustreben haben. Je rüchhaltsloser man sich hüben und drüben mit dem bescheidet, was erreichbar ist, und zu dessen Erreichung es des vollen Einsatzes aller Kräfte bedarf, um so friedlicher werden beide Theile nebeneinandergehen. Daß nach einem Kampfe, wie er auf den Schlachtfeldern von 1866 zum Austrage gekommen, die Leidenschaften noch fortleben, daß es namentlich dem besiegten Theile schwer wird, das Geschehene als unabänderlich hinzunehmen, ist natürlich. Jeder Tag aber wird die Wunden mehr vernarben lassen, jedes Jahr des Friedens die gewordenen Verhältnisse neu befestigen. Die kommende Generation aber — und was bedeutet eine einzelne Generation im großen Buche der Geschichte? — wird nicht begreifen, daß man das Geschehene beklagt. Es ist ein Wahn, wenn man heute in Oesterreich auf die Wiedergewinnung des alten Einflusses in Deutschland Hoffnungen baut, es ist ein Frevel, wenn der Ultramontanismus und der dynastische Particularismus in Deutschland selbst diese Hoffnungen zu nähren sucht. Ein Wiedereindringen Oesterreichs in Deutschland würde nichts anderes bedeuten als die völlige Zerreißung unserer Nation und unsers Vaterlandes, der sich der Norddeutsche Bund widersetzen müßte, koste es Opfer, welche es immer wolle. Daß der Kampf nicht mit der Vernichtung des großartigen, historisch begründeten staatlichen Verbandes, durch den 30 Mill. Deutsche zu Schutz und Trutz geeint stehen, enden würde, ist unschwer vorauszu sehen, mag auch das Waffenglück schwanken. Darin liegt eben die Stärke des Norddeutschen Bundes, daß er nicht nur als ein eingefügtes Glied, sondern als den festen Kern des Ganzen einen Staat aufweist, an dessen Vernichtung oder Zerstückelung niemand glauben wird, dem die Geschichte mehr ist als eine Aneinanderreihung zufälliger Erscheinungen.

Sobald die historische Thatsache beiderseits voll und ganz hingenommen wird, wie sie hingenommen werden muß, kommen alle Gründe in Wegfall, welche einem aufrichtigen Zusammengehen Deutschlands und der österreichisch-ungarischen Monarchie heute noch entgegenstehen. Preußen als Haupt des Norddeutschen Bundes ist nur so lange darauf angewiesen, die Beziehungen zu Rußland, dem Norddeutschland als ein ebenbürtiger, durchaus unabhängiger Großstaat gegenübersteht, besonders zu schonen, als Oesterreich in Süddeutschland Intriguen spinn und die Feindseligkeit Frankreichs gegen Deutschlands Machterweiterung schürt. Solange freilich die Politik des Kaiserstaats in den Händen eines Mannes liegt, der wie Hr. von Beust sich in von ihm selbst veröffentlichten Urkunden zu der Ansicht bekennt, „daß Oesterreich der Freundschaft Frankreichs nicht entbehren könne, um Preußen in Deutschland nicht allmächtig werden zu lassen“, wird eine Aus-

führung unmöglich sein. Erfolgen aber muß sie, weil die Gründe für dieselbe alle Gegengründe überwiegen. Nicht Rußland, nicht England, nicht Frankreich sind in der Lage, Oesterreich den Schlüssel zu den Donaumündungen auszuliefern; nur im Bunde mit Deutschland kann es denselben erlangen; Deutschlands ganzes Interesse würde daran haften, einem aufrichtig versöhnten Oesterreich die Herrschaft bis zum Schwarzen Meere zu sichern. Von anderer Seite würde der Bund beider Mächte Deutschland gestatten, gegen Frankreich, und Oesterreich gegen Rußland abzurücken; dieser Bund könnte dem Weltfrieden die sichersten Garantien verleihen. Die Scheidewand an der politischen Südostgrenze Deutschlands würde sich dann auch so tief senken, daß die nationale Zusammengehörigkeit des Deutsch-Oesterreichers mit seinen westlichen Nachbarn ausreichend gewahrt erschiene. Künftigen Jahrhunderten kann es dann überlassen werden, ob vielleicht der Mittelpunkt Oesterreichs gleichen Schritts mit westeuropäischer Cultur so weit nach Osten vorrückte, um den Rückfall der deutschen Provinzen nach vollständiger Erfüllung ihrer Mission an das nationale Mutterland zu bedingen. Heute noch liegt dies außerhalb menschlichen Ermessens.

Wenn diese Erwägungen uns zu der Ueberzeugung berechtigen, daß der Schmerzenschrei einer Minorität um das Ausscheiden Oesterreichs aus den politischen Grenzen Deutschlands vom nationalen Standpunkt ungerechtfertigt ist, daß vielmehr die Abzweigung eines verhältnißmäßig kleinen Theiles der deutschen Bevölkerung den Nationalstaat nicht nur nicht anschießt, sondern ihn politisch erst möglich gemacht hat, so ist dagegen die andere Frage gerechtfertigt, ob der Norddeutsche Bund in seiner gegenwärtigen Begrenzung, also noch ehe der Beitritt Süddeutschlands sich vollzogen hat, den Anspruch erheben darf, als Nationalstaat zu gelten und seine Aufgaben auf sich zu nehmen?

Unstreitig ist der Norddeutsche Bund heute noch nicht der vollendete Nationalstaat; eine ganze Anlage ist auf das gesammte außerösterreichische Deutschland berechnet. Wir haben einen großartigen, in der Geschichte einzig dastehenden Schritt vorwärts gethan, aber unser Ziel ist noch nicht erreicht. Die lebende Generation darf trotz dessen nicht klagen, daß das geeinigte Deutschland nicht wie Minerva aus Jupiter's Haupt urplötzlich in seiner Vollendung ans Licht trat. Gerade die Epochen des letzten Aufstrebens zur vollendeten Staatsbildung, die Höhepunkte des Ringens und Kämpfens sind die großartigsten und schönsten in der Geschichte der Völker. Der Staat ist nicht nur Mittel zum Zweck, der Staat ist auch Selbstzweck. Seine Entwicklung zählt zu den höchsten Aufgaben der Menschheit, im Staate und mit dem Staate ringt sich das Individuum empor. Kein Gebiet der Bethätigung des menschlichen Geistes, selbst nicht Religion und Philosophie, vermag sich in der Gesamtheit seiner Aeußerungen vom Staate loszulösen. Die Alexandrinische Schule constatirt ebenso wenig eine Ausnahme wie unsere classische Literaturgeschichte. Jene wucherte nur mit den Früchten, deren Keim vor allem in der großen Epoche politischen Lebens Griechenlands gelegt und gereift waren, diese bestellte den Acker für die heute kräftig empor sprossende Saat. Wir geben darum gern zu, daß es noch Unbedeutendes ist, was im Norddeutschen Bunde zur Erscheinung gelangt, dennoch erachten wir den Nationalstaat in demselben bereits vergegenwärtigt. Schon der Theil bildet ein Ganzes.

Selbst die Deutsch-Oesterreicher mit eingerechnet, zählt unsere Nation nicht viel über 45 Millionen. Volle Zweidrittel derselben, 30 Millionen, stehen politisch geeinigt da; ein Staatsverband, der diese große Majorität umschließt, darf um so mehr als Repräsentant der Nation im Rathe der Völker gelten, als der Rest in voneinander völlig getrennte Theile zerfällt. Noch bedeutsamer gelangt die Majorität zur Geltung, wenn wir es fortan thun müssen, die Abzweigung der deutschen Bevölkerung Oesterreichs

gleich der Nordamerikas von England und der französischen Theile Belgiens und der Schweiz von Frankreich als eine endgültige betrachtet wird. Der von allen auswärtigen Mächten wie von allen deutschen Staaten und Volksvertretungen anerkannte Frieden von Prag hat den Begriff Deutschland auf das außerösterreichische Gebiet bestimmt begrenzt, innerhalb dieser Grenze aber vereinigt der Norddeutsche Bund weit über drei Viertel, fast vier Fünftel der Bevölkerung. Das Areal vertritt seiner Ausdehnung nach einen gleich großen Bruchtheil, seiner Lage und Beschaffenheit nach hat es für die Gesamtheit eine weit höhere Bedeutung als das außerhalb liegende Bundesgebiet, so sehr dieses nicht nur in Rücksicht auf landschaftliche Schönheit, sondern auch als alter Sitz deutscher Cultur und Gesittung und als Heimat geistig und körperlich trefflich ausgestatteter Volksstämme sich großer Vorzüge vor vielen Theilen des Nordens rühmen darf.

Das Gebiet des Norddeutschen Bundes ist von der Natur mit allem ausgestattet, dessen ein großes Land bedarf, um vom Auslande unabhängig zu sein. Während dem Süden Deutschlands durchweg nur die Oberfläche des Bodens ihre Producte liefert weist der Norden neben seinen mehr als den Bedarf befriedigenden Erzeugnissen des Ackerbaues eine Fülle von unterirdischen Schätzen auf. Sein Reichthum an Kohlen macht ihn vorzugsweise zum Sitz deutscher Industrie. Wichtiger noch ist die Gunst seiner Lage für den Handel. Süddeutschlands Wasserstraßen beschränken sich in der Hauptsache auf kurze schiffbare Strecken der obern Läufe der Donau und des Rheins; durch Norddeutschland eilen zahlreiche schiffbare Ströme in der ganzen Länge ihres Laufs, und mit einziger Ausnahme des durch internationale Verträge bis zum Meere der freien Schifffahrt geöffneten Rheins sind deren Mündungen sämmtlich in seiner Hand. An diesen Mündungen sind reiche Seepläze gelagert, deren Schiffe eine Handelsflotte bilden, die nur von derjenigen Englands an Tonnengehalt übertroffen wird. Der Seehandel liegt ausschließlich, der Binnenhandel und die Industrie weit überwiegend in Norddeutschlands Hand. Handel und Gewerbsthätigkeit aber sind die großen Factoren des Völkerverkehrs, wer sie vertritt, der vertritt vor der Welt die Nation. Es erwächst daraus dem Norddeutschen Bunde noch eine weitere Berechtigung, sich den Nationalstaat zu nennen, als sie ihm dem Bevölkerungsverhältnisse nach schon beiwohnen würde. Was man mit vollem Recht die Wirkung des Schwergewichts, die Attractionskraft, nennt, und woraus namentlich das Ausland, vor allem England und Amerika die volle Einigung Deutschlands weissagen, findet in diesen geographischen und wirthschaftlichen Verhältnissen seine entscheidende Begründung. Ginge Süddeutschland in seinem Particularismus — dessen momentanes Ueberwuchern übrigens weit mehr als die Nachwirkung, einer langen Reihe politischer Niederlagen denn als ein eingewurzelt und historisch begründetes Sonderungsbedürfnis betrachtet werden muß — selbst so weit, seine nationale Zusammengehörigkeit mit dem geeinigten dastehenden Gros der Nation verleugnen zu wollen, wollte es seine Anlehnung an das Ausland nehmen: es würde ihm durch die von der Natur geschaffenen Verhältnisse unmöglich sein. An seiner Südgrenze zieht die Alpenwand eine natürliche Schranke über die, mögen auch Schienenwege den Verkehr vermitteln, nie die Bezugsquellen seiner großen Bedürfnisse, nie die Abzugsquellen seiner Ueberproduction gehen können. Nach Westen und Osten liegen die Küsten fern, auch geht nach diesen Richtungen keine seine natürlichen Verkehrslinien, deren Zug stets durch die alten gewohnten Handelsstraßen bestimmt wird. Süddeutschland kann seine Verbindung mit dem Norden nicht opfern, verschmäht es, sich mit demselben als gleichberechtigtes Glied zu einigen, so verfällt es einer wirthschaftlichen Abhängigkeit, die zu politischen Zwecken als stärkstes Pressionsmittel benutzt werden könnte.

Bei alledem ist der Charakter des vorläufig auf Norddeutschland beschränkten Bundesstaats als Nationalstaat und sein Beruf, dereinst ganz Deutschland, soweit wir heut

deſſen Grenzen im politiſchen Sinne ſtecken dürfen, in ſich zu vereinigen, erſt anzuerkennen, wenn dargethan werden kann:

1) daß dieſer Bundesſtaat ſchon heute im vollen Sinne des Wortes als eine Großmacht daſteht, die nicht nur befähigt iſt, ihre eigene Exiſtenz und Integrität zu wahren, ſondern auch im Rathe der Weltmächte die geſamten nationalen Intereſſen, alſo auch die der noch außerhalb des Bundesverbandes ſtehenden deutſchen Staaten wirksam zu vertreten und zu ſchützen;

2) daß der Norddeutſche Bund in ſeiner gegenwärtigen Organifation den Bedingungen für ein freies nationales Staatsleben und deſſen Fortentwicklung nach den Bedürfniffen der Zeit genügt; daß alſo unſiegbare Gründe gegen den Eintritt Süddeutſchlands nicht obwalten.

Gelingt uns der Nachweis, daß der Norddeutſche Bund dieſen beiden Bedingungen entſpricht, dann ſind alle Einwürfe entkräftet, welche vom nationalen Standpunkte gegen die politiſche Neugeſtaltung Deutſchlands erhoben werden können.

1) Der Norddeutſche Bund als europäiſche Großmacht.

Der Begriff der Großmacht kann nur durch Abſtraction feſtgeſtellt werden, kein internationaler Codex definiert ihn. Wenn auch immerhin in den pariſer Friedensunterhandlungen von 1856 feſtgeſetzt wurde, die Türkei ſei fortan zu den europäiſchen Großmächten zu zählen, wenn man Italien 1867 in Rückſicht auf ſeine gewachſene Bedeutung zu dem europäiſchen Areopag zuließ, der in London den luxemburger Handel zum Austrag bringen ſollte, ſo war damit weder die formelle noch die thatſächliche Stellung jener Staaten als Großmächte erreicht. Vom Standpunkte der praktiſchen Politik wird Europa einſtweilen nur die bekannten fünf Großmächte zählen. In der Reihe derſelben war bis zum Jahre 1866 ſelbſt die Stellung Preußens eine vielfach angezweifelte. Sie war ihm von Friedrich dem Großen erobert worden, ſie verfiel nach dem Tode dieſes Monarchen, ſie ging bei Jena vollſtändig verloren. Auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege hat ſie das preußiſche Volk in Waffen dem Staate zurückerobert und nur durch des Volk in Waffen war ſie auch nach Krieg und Sieg zu wahren. Der 1815 durch Einſfügung ſehr heterogener Elemente wiederhergeſtellte Staat zählte damals nur 10¹/₂ Mill. Einwohner und war ſchwer mit Schulden beſtattet; ſeine Großmachtſtellung entbehre daher der realen Baſis, welche zunächſt das moralische Anſehen erſetzen mußte, mit dem Preußen aus den Befreiungskriegen hervorgegangen war. Nachdem im Laufe der Jahre ſeine treffliche Militärorganifation zu ihrer vollen Wirkung gelangt, nachdem Preußen eine Streitmacht von 500000 Mann zu ſtellen in der Lage war, von denen die Hälfte zur Offenſtve verwendet werden konnte, nachdem ſein Credit eine Höhe erreicht hatte, der den aller großen Staaten des Continents hinter ſich zurückließ, war endlich auch eine reale Grundlage für ſeine Großmachtſtellung geſchaffen. Es war, wie einer ſeiner Staatsmänner einſt äußerte, für die Weltlage entſcheidend, nach welcher Seite hin ſich eine halbe Million Bajonnete wandte. Damit aber war auch die Grenze bezeichnet, innerhalb deren Preußen als Großmacht betrachtet wurde: es konnte nach allgemeiner Anſchauung nur den Ausſchlag in einem europäiſchen Conflict geben, nie aber in gleicher Weiſe wie die übrigen Großmächte in europäiſchen Fragen die Initiative ergreifen. Der Kieſentampſ von 1866 erweiſt keineswegs das Gegentheil; die Anſicht von der Inferiorität Preußens als Großmacht hatte innere Berechtigung. Die großen Erfolge jenes Jahres waren einestheils die Frucht eines Friedens von funfzigjähriger Dauer, während deſſen Preußen unter gewaltigen Anſtrengungen ein großes Maß von Kraft aufgefammelt hatte, ſie waren andererseits das Ergebniß der maßlos verrotteten Zuſtände Oeſterreichs. Es walteten alſo Verhältniſſe ob, die zum Theil wenigſtens zufälliger

Natur waren. Momente ähnlicher Art traten hinzu, so namentlich Preußens bis dahin einzig dastehende Heeresorganisation und sein epochemachender Vorsprung in der Bewaffnung und Ausbildung der Truppen. Daß die Lenker der Politik Preußens und selbst die Nation den Rang des Staates unter den Großmächten nicht überschätzten, dafür gibt die Politik von 1848—59 Zeugniß. Einer vollbürtigen Großmacht hätte ein Tag von Olmitz nicht begegnen können, sie würde die secundäre Stellung nicht hingegenommen haben, die Preußen zur Zeit des Krimkrieges und der pariser Friedensconferenzen zutheil wurde, sie würde auch 1859 anders aufgetreten sein. Unleugbar ist, daß Preußen in seinem frühern Umfange nicht denjenigen Ueberschuß an Kraft über das zur Wahrung der eigenen Existenz erforderliche Maß hinaus hatte, um in europäischen Angelegenheiten ein gleiches Gewicht wie die andern Mächte in die Waagschale werfen zu können. Sein unselbiges Verhältniß zu Oesterreich und dem Deutschen Bunde trat hinzu, seine Stellung noch tiefer hinabzudrücken. Die Grenze seiner Machtsphäre fiel mit den Grenzen Deutschlands zusammen. Wollte es über diese Grenze hinaus wirken und damit Deutschland selbst in die Reihe der Großmächte einführen, so mußte es sich zuerst innerhalb dieser Grenze zur einzig gebietenden Macht aufschwingen, es mußte den Dualismus brechen. Darum wagte es jenen Riesenkampf von 1866 und es erreichte seinen Zweck nach beiden Richtungen hin. Indem es Oesterreich aus Deutschland verwies, entfesselte es seine internationale Stellung; indem es sein eigenes Gebiet vergrößerte und mit dem gesammten Norden Deutschlands zu einem einzigen Staatsganzen von 30 Mill. Einwohnern zusammenwuchs, erstand eine Großmacht im eigentlichen Sinne des Wortes.

Den Beweis für die Großmachtstellung des Norddeutschen Bundes zu liefern, würde es fast genügen, auf den ungeheuern Eindruck hinzuweisen, den das Entstehen dieser neuen politischen Schöpfung in ganz Europa, vor allem in Frankreich machte. Es war wahrlich nicht lautere Sympathie für Oesterreich, den alten Erbfeind Frankreichs, was in Paris die große Entscheidung von Sadowa wie eine eigene Niederlage empfinden ließ. Das Gefühl, daß die Karte Europas plötzlich verändert sei, daß der seit der Erstürmung des Malakow unbestritten in Paris ruhende Schwerpunkt Europas plötzlich ins Schwanken gekommen, bemächtigte sich der ganzen französischen Nation, und dieser Eindruck beherrscht dieselbe noch heute. Er hat nicht dadurch hinweggehoben werden können, daß Oesterreichs Monarch Frankreich den Triumph gewährte, den Kaiser Napoleon als Schiedsrichter in den deutschen Angelegenheiten herbeizurufen, daß er seine Gunst durch die unerhörte That der Verschenkung einer Provinz zu erkaufen suchte, für die seine Völker Ströme von Blut vergossen und eben erst eine Schlacht siegreich bestanden hatten, und daß — wie man jenseit des Rheins allgemein annimmt — die Vermittlung Frankreichs es war, die dem Sieger am Main ein Ziel setzte. Nicht eine Woche lang hielt diese der Nationalität gewährte Genugthuung vor; die Ueberzeugung, daß Frankreich an seinen Grenzen eine ebenbürtige Großmacht erwachsen sei, drängte alle Illusionen zurück. Der Kaiser und seine Minister nahmen keinen Anstand, laut und offen anzuerkennen, daß sich der Nationalismus „patriotische Beklemmungen“ bemächtigt hätten, daß sich „schwarze Punkte am Himmel Frankreichs“ zeigten. Es war keineswegs die Befürchtung, Frankreichs Grenzen selbst bedroht, seine Unabhängigkeit sei gefährdet, was diesen Kundgebungen zu Grunde lag, war nichts anderes als der gesunde politische Instinct der ehrgeizigen und auf ihre Weltstellung eifersüchtigen Nation, daß Deutschland aus der unwürdigen, tief untergeordneten Stellung herausgetreten sei, zu der es Jahrhunderte hindurch verdammt war. Dasselbe vom Kaiser versuchte Deduction, daß mit der „Dreitheilung“ Deutschlands die gewaltige Conföderation verschwunden sei, welche zur Zeit des Deutschen Bundes in Mitteleuropa und an Frankreichs unmittelbarer Grenze bestanden habe, übte nicht die geringste Wirkung. Jeder Franzose wußte, daß in dem bis dahin bestandenen Föderalismus d

Dhnmacht Deutschlands begründet war, und daß die 30 Millionen, welche fortan unter Preußens mächtiger Führung geeint dastanden, ein ganz anderes Gewicht in die Waagschale der Weltgeschichte werfen würden als der alte Bund und selbst das nur in der Phantasie existent gewesene Siebzig-Millionen-Reich.

Wenn irgendetwas die am alten Föderalismus hängenden Particularisten Deutschlands zu beschämen vermag, so ist es jenes Urtheil des Auslandes über die Bedeutung der politischen Wandlung, die sich durch Aufrichtung des Norddeutschen Bundes in Europa vollzogen hat. Noch im Jahre 1859, als man am Bunde über die eventuell Oesterreich zu gewährende Unterstützung verhandelte, durfte es der russische Minister Fürst Gortschakow wagen, in einem diplomatischen Rundschreiben zu erklären, der Deutsche Bund habe nur einen defensiven Beruf; werde er nicht selbst angegriffen, so habe er sich in die Weltbühnen nicht zu mischen. Sofern der Bund aus dieser rein defensiven Haltung hervortrete, sofern er Oesterreich gegen Frankreich mit einem Heere unterstütze, werde der Zar seine Haltung danach bemessen. Diese maßlose Arroganz war es, die in dem Monarchen, dem Deutschland seinen Wiedereintritt in die Reihe der Großmächte dankt, den Gedanken an eine Veränderung der Dinge lebendig werden ließ. Gerade jenes russische Rundschreiben bestimmte den König Wilhelm zu den Rüstungen, aus denen die preußische Heeresreform unmittelbar erwuchs. Seit jenem Tage hat Preußen unausgesetzt an dem Schwerte geschmiedet, das auf dem Siegesfelde von Königgrätz den alten Bund in Stücke schlug.

Dem diese Erinnerung an 1859 schon zu fern liegt, der lese die Reden, welche Thiers im Laufe der letzten drei Jahre auf der Tribüne der französischen Legislativen gehalten hat, und er wird sich überzeugen, welche Stellung man jenseit der Grenzen dem Deutschen Bunde zuerkannt hat. Thiers betrachtet die Dhnmacht Deutschlands, welche in der föderalistischen Verbindung gleichberechtigter Particularsouveränitäten begründet lag und im alten Bunde ihren legitimen Ausdruck fand, als ein Recht der französischen Nation, das er in der Hand der Geschichte von Heinrich IV. und Richelieu bis herab zu Talleyrand als ein durch die traditionelle Politik Frankreichs wohlbegründetes darlegt. Mit dem Siege Preußens über Oesterreich ist dies gute Recht in seinen Augen zum besten Theil geopfert; er erkennt deshalb den größten und einzig untilgbaren Fehler der Politik Napoleon's III. darin, daß er es Preußen überhaupt gestattet hat, sich mit Italien zu verbünden und Oesterreich zu bekriegen. Das Weisfallschreien der dem alten Orleansisten sonst feindlich gegenüberstehenden Majorität des Gesetzgebenden Körpers zeigte nur allzu deutlich, wie sehr solche Worte aus dem Herzen Frankreichs gesprochen waren. Im Grunde ist die Sprache des loyalen Chauvinismus in der officiösen Presse von derjenigen Thiers' nur darin verschieden, daß sie in einem Kriege noch das sichere Mittel erkennt, den Fehler der kaiserlichen Politik wieder gut zu machen. Wie tief andererseits der Meid und die Eifersucht gegen Preußen und Deutschland in die Massen gedrungen, davon haben erst neuerdings die Vorgänge bei den pariser Wahlen einen Beweis geliefert. Der rothe Vancel dankt seinen Sieg über Ollivier zum großen Theil einer im rechten Moment in einer Wahlversammlung angebrachten rhetorischen Wendung, in der er den als einen Verräther an Frankreich bezeichnete, der die Veränderungen in Deutschland zugelassen habe. Daß es nach solchen Zeugnissen in Deutschland heute noch Männer gibt, die arm genug an Nationalität sind, um den alten Bund zurückzuwünschen, weil er eben den dem neidischen Auslande wünschenswertheften Zustand absoluter Dhnmacht darstellte und darum eine erhöhte Friedensgarantie bot, wird die der unsern folgende Generation nicht zu fassen vermögen. Sie wird es um so weniger, wenn sie im Buch der Geschichte von dem schmachvollen Frieden liest, das jener Föderalismus bei der ersten Probe, die er zu bestehen hatte, gemacht hat. Günstiger konnten sich für ihn die Verhältnisse nie gestalten, als es 1866 der Fall war. Dadurch, daß Preußen der Feind war, dem das bundestägliche Deutsch-

land gegenüberstand, war die Schwäche des Dualismus hinweggehoben, man war einig in seinen Zielen, man hatte es mit dem gehäpftesten Gegner zu thun, es war ein Kampf um die Existenz des Bundes selbst — und wie endeten die Dinge? Mit einer Reihe von Niederlagen, die den Spott des eigenen Volks herausforderte, mit gegenseitigen Anklagen und dem *saue qui peut* aller Einzelstaaten, mit dem Anrufen der Hilfe Frankreichs von seiten der *Matabore* der „Bundestreuen“.

Jedermann wird es verstehen, wenn Washington in seinem berühmten Abschiedsbriefe an die amerikanische Nation der jungen Republik den Rath gab, den Welthändeln fern zu bleiben, Allianzen zu meiden und alle Kraft auf die Pflege der innern Wohlfahrt und die Wahrung der Freiheit zu verwenden. Amerika war zu jener Zeit der gesammten civilisirten Welt fern gerückt; an Einwohnerzahl kaum dem heutigen Baiern gleichstehend, blutete das Land noch aus tausend Wunden, die ihm der Unabhängigkeitskrieg geschlagen; kein menschliches Auge konnte den ungeheuern Aufschwung ermessen, den die Nation im Laufe weniger Menschenalter nehmen würde. Daß man aber, wie es wiederholt in süddeutschen Parlamenten geschehen ist, für die deutsche Nation, die eine tausendjährige Geschichte hinter sich, die ganze Jahrhunderte hindurch eine weltbeherrschende Stellung behauptet hat, dann wieder durch Jahrhunderte der nationalen Schmach hindurchgegangen und doch das alte kernige Volk geblieben ist, das an Bildung und Gesittung hinter keinem der Erde zurücksteht, daß man für die deutsche Nation, der schon ihr Heimatland im Herzen Europas den Beruf zur gebietenden Macht des Erdtheils zuweist, um des lieben Friedens und der gemächlichen Existenz willen jene nichtsbedeutende, nur durch die eigene Ohnmacht nothdürftig gesicherte politische Stellung zurückwünscht, die ihr zur Zeit des Deutschen Bundes beschieden war, das heißt doch die kosmopolitische Ascese zu weit treiben. Wenn jene Asceten noch heute die Fesseln segnen, in welche dynastische Eifersucht im Bunde mit dem Auslande den Arm Deutschlands geschmiedet hatte, weil sie uns Anspruch auf die Seligkeit gaben, die den Friedfertigen und Harmlosen beschieden ist, so bekunden auch sie damit wider Willen nichts anderes als die Erkenntniß, daß es eine Großmacht ist, vor der die Welt Respect hat, die sich im deutschen Norden erhoben hat.

Uns dürfen diese Zeugnisse der Gegner des Norddeutschen Bundes ebenso wenig genügen, wie die seiner Freunde diesseit und jenseit des Oceans. Unsere Aufgabe fordert es, die realen Macht- und Kraftverhältnisse des Norddeutschen Bundes in Betracht zu nehmen und daran nachzuweisen, daß er allen übrigen Großmächten ebenbürtig zur Seite tritt, daß ihm keine der Schwächen anhaftet, welche die frühere Stellung Preußens unter den großen Mächten mehr als eine conventionelle denn als eine wirkliche erscheinen ließen.

Zunächst sei in dieser Beziehung an die durch Lösung des Verbandes mit Oesterreich gewonnene freie Hand erinnert. Während ehemals Preußen durch sein Verhältniß zu Oesterreich und dem Deutschen Bunde in der Vertretung seiner eigenen, von dem deutsch-nationalen Interesse untrennbaren Angelegenheiten stets an politische Rücksichten geknüpft war, die seinen Arm lähmten, und es meist zu einer unwürdigen Passivität verdammten, kann es heute als Haupt des Norddeutschen Bundes seine politischen Entscheidungen ebenso frei treffen wie England, Frankreich und Rußland. Kein anderes Gesetz als das der Ehre und der Interessen ist maßgebend für seine Politik.

Was das reale Kraft- und Machtverhältniß anbelangt, so glauben wir es als das erste und unerläßlichste Kriterium der Großmachtstellung bezeichnen zu dürfen, daß ein Staat die Bedingungen zur Wahrung seiner Selbstständigkeit in sich selbst trägt. Von feindlichen Coalitionen kann dabei freilich nicht die Rede sein, selbst nicht von Allianzen; keine einzige der Großmächte kann unbedingt von sich sagen, daß sie der Allianz auch

nur zweier anderer unter allen Umständen gewachsen sei. Ein gegen England gerichtetes Bündniß Frankreichs und Nordamerikas würde die Niederlage des erstern trotz der ungeheuern Defensivkraft, die ihm seine insulare Lage gewährt, mit Wahrscheinlichkeit voraussichtlich lassen, einer Allianz Frankreichs und Oesterreichs würde selbst das von der Natur noch mächtiger geschützte Zarenreich nicht unbedingt gewachsen sein. Allianzen können nur mit Allianzen in Parallele gebracht werden, aber Macht gegen Macht gestellt, muß ein gewisses Gleichgewicht zwischen den Staaten vorhanden sein, die zu den Großmächten gezählt werden sollen. Baiern und Belgien werden nie mit Aussicht auf Erfolg auf eigene Hand einen Kampf gegen Frankreich aufnehmen können, sie sind unbedingt auf fremden Schutz angewiesen, tragen also die Bedingungen zur Wahrung ihrer Existenz nicht in sich selbst und sind somit keine Großmächte. Sie werden von den andern Mächten nur gebuldet, nicht aber als gleichberechtigte Glieder anerkannt. In diesem Umstande liegt, was beiläufig bemerkt sei, die natürliche Berechtigung und Nothwendigkeit des Nationalstaats. In Europa sind die großen Nationalitäten im allgemeinen so vertheilt, daß alle Staatenbildungen, welche mit denselben congruiren oder auch nur die entschiedene Majorität einer großen Nation (nicht nationale Sekten) vertreten, unbedingt zur Großmachtstellung gelangen können.

Auch beim Kampfe zweier Großmächte gegeneinander muß selbstverständlich die eine oder die andere die unterliegende sein; die Niederlage kann aber nie vollständigen Untergang bedeuten. Keine Großmacht ist stark genug die andere zu vernichten; zur Erreichung dieses Zieles würde ein Kraftaufwand gehören, der den Ruin des Siegers zur Folge hätte. Mit einer dem entsprechenden Defensivkraft wird fast ausnahmslos das Vermögen der Offensiv verbunden und damit die Möglichkeit gegeben sein, auch außerhalb der Grenzen des eigenen Landes Interessen zur Geltung zu bringen. Diese Fähigkeit, welche als ein weiteres Kriterium der Großmachtstellung zu erachten, beruht indeß nicht ausschließlich in militärischer und maritimer Leistungsfähigkeit, sondern kann sehr oft durch die Bedeutung ersetzt werden, welche der Staat im allgemeinen Völkerverkehr einnimmt. Wenn Baierns Ehre und Interessen von der Regierung der Nordamerikanischen Union in der schmachvollsten Weise verletzt würden, jeher Staat würde gänzlich außer Stande sein, sich ohne fremde Hülfe die gebührende Genugthuung zu verschaffen; wenn dagegen Norddeutschland in dieselbe Lage käme, würde es in der Schließung seiner Häfen und im Abbruch des diplomatischen und commerziellen Verkehrs ausreichende Mittel finden, sich Genugthuung zu erzwingen. In der Regel und namentlich allen europäischen Staaten gegenüber kommt indeß das militärische Machtverhältniß und die Gunst der strategischen Situation auch in dieser Beziehung vorwiegend zur Geltung. Wir haben daher die defensiv wie die offensive Kraft des Norddeutschen Bundes im Vergleich zu seinen Nachbarn näher in Betracht zu nehmen, um jeden Zweifel an seiner Großmachtstellung hinwegzuheben.

Zur Beurtheilung der Defensivkraft ist in erster Linie die Bevölkerung und deren kriegerische Leistungsfähigkeit, in zweiter die aus den geographischen Verhältnissen erwachsende allgemeine strategische Situation in Betracht zu nehmen. An Volkszahl ist der Norddeutsche Bund in der Reihe der Großmächte nur England überlegen, das als aggressive Macht nur in beschränktem Maße in Betracht kommen kann; gegen alle übrigen Großmächte steht er zurück. Rußlands Ueberlegenheit an Volkszahl entzieht sich jedem Vergleich, Frankreich zählt 8, Oesterreich-Ungarn $5\frac{1}{2}$ Millionen mehr als der Norddeutsche Bund; ihr Uebergewicht an Volkszahl beträgt also 27 resp. $17\frac{1}{2}$ Proc. Diese Differenzen wirken indeß um so weniger entscheidend, als bei Abwägung der Defensiv-

kraft des Bundes nicht die absolute Bevölkerungszahl, sondern nur derjenige Theil, den jene Staaten unter die Waffen zu stellen und nach außen zu verwenden vermögen, in die Waagschale geworfen werden darf. Mögen Frankreich und Oesterreich auch ihre Kräfte noch so hoch spannen, sie werden einzeln nie eine solche Macht nach außen zu verwenden vermögen, die derjenigen gleichkommt, welche Preußen im Jahre 1866, also zu einer Zeit, als es nur 19 Millionen zählte, überhaupt aufzustellen vermochte. Selbst wenn das unermeßliche Rußland alle Truppen marschiren ließe, die es zu gemeinsamer Operation zu vereinigen vermag — und hier liegt die Grenze des Möglichen nicht allzu fern — es würde sich weder quantitativ noch qualitativ den Kräften überlegen erweisen, die der Norddeutsche Bund für die reine Vertheidigung verwenden könnte. Preußen hat nach einer Aeußerung Moltke's im norddeutschen Reichstage im Kriege gegen Oesterreich ein Heer von 664000 Mann vollständig geschulter und wohl ausgerüsteter Krieger aufgestellt und damit noch keineswegs die Grenze dessen erreicht, was es zu leisten vermochte. „Unser Kriegsminister hätte noch mehr geschaffen, wenn es nöthig gewesen wäre“, sagte Moltke damals und mit vollem Recht, denn eine mäßige Berechnung ergibt, daß $\frac{3}{4}$ Millionen waffengeschulter kriegspflichtiger Männer zu Gebote standen. Ehe in den übrigen Staaten Europas die neuen Heeresorganisationen ihre volle Wirkung äußern, wird der Norddeutsche Bund in demselben Verhältniß wie damals Preußen zu rüsten vermögen, da im Moment, wo es sich um Vertheidigung von Freiheit, Ehre und Existenz handelt, die Verkürzung der Dienstpflicht in der Landwehr nicht in Betracht kommt. Dies aber ergibt eine Zahl von 1,200000 kriegstüchtiger Männer, die ihre volle Waffenschule absolvirt haben, eine Zahl, deren Bedeutung gegenüber die Frage keine Berechtigung mehr hat, ob der Norddeutsche Bund in Rücksicht auf seine Bevölkerung jeder andern Großmacht in der Defensiv, von der es sich hier zunächst handelt, gewachsen ist. Für den Geist dieser Bevölkerung, ihre Vaterlandsliebe, ihre kriegerische Tüchtigkeit hat die Geschichte vollgültige Zeugnisse aufzuweisen. Was Preußen 1813 geleistet hat, dem stellt sie seit den Perserkriegen nur Ein Beispiel zur Seite: den vierjährigen Kampf der nordamerikanischen Südstaaten gegen die Riesenmacht des Nordens.

Rücksichtlich der strategischen Situation ist die Lage Norddeutschlands keineswegs eine ungünstige. Nach Westen wie nach Osten hin darf dieselbe sogar als eine überaus starke bezeichnet werden. Zunächst ist dabei die Lage Berlins in Betracht zu nehmen, da in neuern Kriegen die Landeshauptstadt, als Sitz der Staatsverwaltung, als Mittelpunkt aller großen Verkehrslinien und um der Bedeutung willen, welche diese Städte an Weltstädte überhaupt haben, das eigentliche Operationsobject bildet. Der Angreifer ist stets bestrebt, in der feindlichen Hauptstadt den Frieden zu dictiren; ihr Besitz wird in den meisten Fällen den Ausgang des Feldzugs entscheiden. Selbst im amerikanischen Secessionskampfe bewegten sich alle Hauptoperationen vier Jahre hindurch auf der nur 25 deutsche Meilen langen geraden Linie zwischen Washington und Richmond, obgleich beide Städte für die bezüglichen Theile bei weitem nicht die Bedeutung hatten, welche den europäischen Hauptstädten in politischer wie materieller Beziehung beizuwohnt. Der Fall von Richmond hatte die Unterwerfung des Südens unmittelbar zur Folge. Die moralische Wirkung des Verlustes der Hauptstadt erwies sich auch hier als eine außerordentliche.

Nach Osten hin, aus welcher Richtung zur Zeit freilich wenig Gefahr droht, liegt zwischen der Hauptstadt Norddeutschlands und dem nächsten Punkte der Grenze eine Strecke von 50 geographischen Meilen. Diese an sich schon respectable Dimension wächst in strategischem Sinne um wenigstens die Hälfte, wenn in Betracht genommen wird, daß Rußland seine Heere, die es für eine Operation gegen Preußen in directer Richtung auf Berlin bestimmt hat, keinesfalls unmittelbar dicht an dem eingehenden Winkelpunkte der preussischen Grenze (zwischen Slupce und Breschen) concentriren darf, da es hier

von allen Seiten umfaßt sein würde; seine Operationsbasis wird vielmehr hinter der Weichsel liegen. Auch die Terrainverhältnisse sind keineswegs ungünstig. Die in Betracht gezogene Linie wird unfern der Grenze von dem Warthestrom coupirt und erhält an derselben Stelle durch die Festung Posen eine sehr bedeutende Verstärkung. Weiter westwärts bieten die Seelinie an der Ostgrenze der Mark und die Oder der Vertheibigung günstige Haltepunkte. Unmittelbar vor Berlin würde der Feind schließlich die ganze Hauptmacht Norddeutschlands um so gewisser zur letzten Entscheidungsschlacht gesammelt finden, als überraschende Operationen von seiten Rußlands, dessen Streitkräfte über einen halben Erdtheil zerstreut stehen, nicht zu erwarten sind und als ferner ein sehr beschleunigtes Vorrücken auf der gedachten Operationslinie unmöglich ist. Nicht nur ihre Ausdehnung und ihre zu Defensivstellungen geeigneten Abschnitte erschweren dasselbe, sondern wesentlich auch der Umstand, daß Rußland auf preußischem Gebiet des Mittels der Eisenbahnen zur Heranziehung seiner Verstärkungen und seines Proviantes entbehren würde. Ganz abgesehen davon, daß jede directe Schienenverbindung zwischen Berlin und den nächsten Punkten der Ostgrenze zur Zeit noch fehlt, kommt der Umstand in Betracht, daß Rußland in Rücksicht auf die eigene Landesvertheidigung seinen Eisenbahnen eine andere (breitere) Gleisspur gegeben hat, als sie im ganzen westlichen Europa eingeführt ist. Es kann daher mit seinem Bahnmateriale die Schienenstraßen Norddeutschlands nicht besetzen, dieses aber wird selbstverständlich sein eigenes Betriebsmateriale rechtzeitig zurückziehen.

Wählt der von Osten kommende Feind eine andere als die kürzeste ostwestliche Linie auf Berlin für seine Operationen, wozu ihn neben andern Rücksichten die Lage seiner eigenen zur Grenze führenden Bahnen leicht bestimmen könnte, so wächst die Gunst der Lage des Vertheidigers schon durch die sehr bedeutende Verlängerung der Angriffslinie. Die östlichen Grenzen Oberschlesiens und Ostpreußens liegen Berlin sehr fern. Von Schlesien her ist eine russische Offensiv gegen Berlin überhaupt kaum zu erwarten, da die linke strategische Flanke des Angreifers dauernd bedroht sein würde. Die Provinz Preußen aber bietet durch ihre Gewässer und Heiden der Vertheidigung alle Vortheile. Nach den traditionellen Ueberlieferungen des preußischen Generalstabs, die von Mülling, Krausened und Rehher bis Moltke hinabreichen, glaubt man darum die Vertheidigung der Provinz Preußen, wenn der Feind nur eine secundäre Armee gegen dieselbe richten sollte, einem einzigen Armeecorps überlassen zu können. Diese Gunst der Verhältnisse würde natürlich in nicht geringerem Maße zur Geltung kommen, wenn hier Hauptarmee gegen Hauptarmee kämpfen sollte. In keinem Lande würde überdies ein siegreich vordringender Feind seine rückwärtige Verbindungslinie mehr als gefährdet betrachten müssen, als in dem weiten von einer kriegerischen, selbstbewußten und hochpatriotischen Bevölkerung bewohnten Ostpreußen.

Ungleich günstiger noch gestaltete sich die strategische Situation Norddeutschlands nach Westen hin. Zwischen Berlin und dem nächsten Punkte, an welchem Frankreich den strategischen Aufmarsch seiner Offensivarmee vollziehen könnte, liegt die weite Strecke von fast 100 geographischen Meilen. Andere Verhältnisse treten hinzu, um die schon in dieser Dimension beruhende Vertheidigungsfähigkeit dieser Linie noch erheblich zu erhöhen. Die strategische Barriere des mittlern und untern Rheins, welche die gerade Linie von Paris nach Berlin fast genau unter einem rechten Winkel durchschneidet, wird durch eine gewaltige Reihe starker Festungen — Mainz, Koblenz, Köln, Wesel — zu einer der stärksten der Erde erhoben. Wenn etwas an den Abmachungen von 1814 und 1815 zu loben ist, dann ist es der glückliche Griff, daß Preußen zum Wächter dieser politisch wie militärisch gleich bedeutsamen Stromlinie eingesetzt wurde. Auch die Configuration der Grenze ist eine überaus glückliche. Das neutrale Belgien sichert gegen eine Umgehung der rechten Flanke des Vertheidigers, wichtiger aber noch ist es, daß hier nicht der Strom

selbst die Grenze gegen Frankreich bildet, und somit alle Vortheile, die er bietet, ausschließlich Deutschland zufallen. In dem jenseit gelegenen, zur localen Vertheidigung sehr geeigneten deutschen Gebiet kann eine erste Schlacht selbst dann gewagt werden, wenn dem Feinde die Vortheile der Ueberraschung zutheil werden und die dieseitigen Kräfte noch nicht vollständig versammelt sein sollten. Im Falle ein ungünstiger Ausgang droht, kann der Kampf, ähnlich wie dies bei Waizen geschah, vor völliger Entscheidung abgebrochen werden, da der Rückzug aufs rechte Rheinufer durch die als verchanzte Lager zu betrachtenden Festungen stets gesichert ist, ein rasches Nachdrängen des Gegners über den gewaltigen und stark bewehrten Strom aber nicht zu fürchten ist. Ohne viel Land und ohne große Städte preiszugeben, wird jenseits eine starke Defensivstellung gewonnen, in der mit Hülfe der Festungsbestände alle Mängel ergänzt und der Nachschub aus dem Innern des Landes abgewartet werden kann. Die durch die festen Plätze gesicherten Stromübergänge gestatten dann jeden Augenblick das Wiederergreifen der Offensive unter den günstigsten Verhältnissen. Eine im militärischen Sinne gleich vortheilhafte Gestaltung des Grenzgebietes, wie wir sie an der westlichen — unbedingt der gefährdetsten — Seite des norddeutschen Bundesgebiets finden, hat kaum ein anderes Land des europäischen Continents aufzuweisen. Sollte die Rheinlinie von der Feldarmee des Vertheidigers wirklich preisgegeben werden müssen, so werden die Festungen wenigstens einen bedeutenden Theil der Armee des Angreifers absorbiren, da er unmöglich Plätze wie Koblenz und Mainz unbeachtet zur Seite und im Rücken liegen lassen kann. Nur mit geschwächten Kräften wird er seine Offensive fortsetzen können, während sich dem Vertheidiger weiter rückwärts in einer Reihe parallel und mit angemessenen Intervallen dem Meere zugewandte Ströme, unter denen die Elbe mit ihren Festungen der bedeutendste, neue Abschnitte bieten, in denen er seine Kräfte sammeln und energischen Widerstand leisten kann. Zur Erhöhung der Vertheidigungsfähigkeit wie zur Erleichterung der Offensive trägt endlich die dreifache durchweg mit Doppelgleis versehene Eisenbahnlinie, welche sich von Berlin aus nach der Westgrenze hinzieht, in ganz unschätzbare Weise bei. Ein siegreich vordringender Feind wird dagegen von diesen Bahnen nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten Nutzen ziehen können. Die Mehrzahl der Bahnübergänge über die größern Ströme ist durch starke Festungen gedeckt, die andern aber wenigstens mit gründlichen Sprengvorrichtungen versehen, welche durch kleine Befestigungen sichergestellt sind.

Im Süden des Bundesgebiets bilden, sofern dasselbe ohne Rücksicht auf die Staaten jenseit des Mains in Betracht genommen wird, der untere Main, der Thüringewald und das Sächsische Erzgebirge eine zusammenhängende natürliche Grenzlinie, die der Vertheidigung vortheilhaft ist. Gegen einen von Südwesten her eindringenden Feind kommt außerdem die bedeutende Länge der Operationslinie zur Geltung, ein Verhältniß, dessen wir später noch zu gedenken haben. Minder günstig gestalten sich die Verhältnisse in der Richtung von Berlin auf Wien, wo die Grenze der preussischen Landeshauptstadt noch immer verhältnißmäßig nahe liegt. Durch den Eintritt Sachsens in den Norddeutschen Bund haben sich indeß die Verhältnisse gegen ehemals bedeutend günstiger gestaltet. Der zwischen der Nordgrenze Sachsens und der Hauptstadt Preussens gelegene schmale Raum ließ letztere von Süden her um so bedrohlicher erscheinen, als die Natur hier keinen einzigen zur Vertheidigung besonders geeigneten Abschnitt bot. An dem relativ günstigsten Punkte, etwa am Hohen Bläming bei Jüterbogk, mußte die einzige Defensivschlacht gewagt werden; ging sie verloren, so stand der Feind vor den Thoren Berlins. Jetzt ist die Entfernung durch den Hinzutritt des sächsischen Landes fast verdoppelt und in der Elbe (bei Dresden) ein Abschnitt gewonnen, den ein von Wien und Prag andrängender Feind nicht umgehen kann, ohne anderes schwieriges Terrain dagegen in den Kauf zu nehmen. Einen weitem Vortheil bieten das Erz- und das Lausitzer Gebirge. Es

ist wenig von Belang, daß die Kämme dieser Bergketten auf österreichischem Boden liegen; der Vortheil der Gebirgsgrenze kommt vielmehr darin zur Geltung, daß der Feind aus den Thälern nur in schmalen Colonnen hervorbrechen kann, was es ermöglicht die Entwicklung seiner Kräfte zu hindern und die Theile seiner Armee einzeln zu schlagen. Die Situation ist hier für den Vertheidiger ganz ebenso günstig, wie sie sich für Benedek beim Einrücken des Kronprinzen von Preußen in Böhmen gestaltete. Das harte Urtheil, dem der österreichische Feldherr vor dem Forum der Kriegswissenschaft verfallen ist, fußt vor allem darauf, daß er es nicht verstanden hat, diesen Vortheil auszubenten.

Die Achillesferse in der Begrenzung des Norddeutschen Bundes muß, solange dieser sich nicht zu einer bedeutendern Seemacht entwickelt hat, unbedingt im Norden erkannt werden. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß namentlich Frankreich jeden Angriff von Westen oder Südwesten her durch eine Diverston der Flotte unterstützen würde. Diese Gefahr aber wird von denen, die mit Mißgunst auf unser neues Staatswesen blicken, tendenziös übertrieben und infolge dessen auch von andern überschätzt. Den principiellen Gegnern des neuen Bundes gegenüber ist die Erinnerung am Orte, daß diese Gefahr zur Zeit des alten Bundes, der die junge deutsche Kriegsflotte unter den Hammer brachte, weil Oesterreich und Consorten in ihrer Bundesfreundlichkeit am Schutz der norddeutschen Küsten kein Interesse hatten, in erhöhtem Maße obwaltete und nur mit der Neugestaltung Deutschlands die Aussicht eröffnet wurde, sie in Zukunft zu beheben. Schon heute ist die norddeutsche Flotte der dänischen überlegen. Was noch 1864 geschah, daß jener winzige Staat den ganzen deutschen Seehandel lahm legte, ist heute schon unmöglich geworden. Durch die Gewinnung von Schleswig-Holstein ist die Gefahr einer feindlichen Landung bereits erheblich herabgemindert. Die starken und mit verhältnißmäßig geringen Kräften zu haltenden Positionen nördlich der Eider sichern wesentlich gegen das Anrücken feindlicher Corps, denen Dänemark die Häfen Jütlands zu bequemer Landung vielleicht zur Verfügung stellen könnte. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird der Feind also wahrscheinlich einen andern Punkt der langgestreckten Küsten zu seinen Landungen ausersehen. Ihm auf hoher See entgegenzutreten wird uns noch auf Jahrzehnte hinaus unmöglich sein; heute entbehrt die norddeutsche Flotte sogar noch einer ausreichenden Zahl solcher Fahrzeuge, die vermöge ihres geringern Tiefganges die Landungsboote innerhalb desjenigen Fahrwassers angreifen könnten, das den großen Kriegs- und Transportschiffen des Feindes seiner Sichtbarkeit wegen unzugänglich bleibt. Es ist also keineswegs zu bekreiten, daß Frankreich, sofern England dies zugibt, von seiner Flotte wesentlichen Vortheil ziehen kann. Immerhin aber kann es sich hier nur um eine Nebenoperation handeln, die nie und nimmer eine Entscheidung herbeiführen würde. Auch der Laie erkennt, daß der Hauptstoß nicht auf dem Seewege erfolgen kann. In dem Zeitverlust, welchen die Einschiffung bedingen würde, und in der dabei unvermeidlichen Entblößung der französischen Grenze läge die entschiedenste Herausforderung unserer Offensiv. Aber selbst eine größere Nebenexpedition würde Schwierigkeiten unterliegen. Unsere Küsten laden nicht allerwärts zur Landung ein; die Ostseeküste kommt für eine größere Expedition sogar wenig in Betracht. An der Nordsee aber ist die strategische Gefahr geringer, da der Flankenstoß dem Herzen des Staats ferner erfolgen würde, die kurze Küstenstrecke überdies auch leichter zu vertheidigen ist. Vor allem aber kommt in Betracht, daß zur Abwehr eines solchen Stoßes bei unserm Reichthum an innern Landesvertheidigungskräften nur eine geringe Schwächung unserer Feldarmee geboten wäre, während dem Gegner in der strategischen Front genau so viel Bataillone fehlen würden, als er in der Flanke zu verwenden für gut hielt. In der Front aber werden die Entscheidungsschlachten geschlagen; die Brachlegung unsers Handels und die Zerstörung unserer Seestädte wird auf dieselben keinen Einfluß üben. Wahrscheinlich würde neben

einem zur localen Bewachung der Küste verwandten Theile der Landwehr die Aufstellung eines, höchstens zweier Armeecorps in Hannover genügen, um jede von der Nordsee und selbst von dem westlichen Theile der Ostsee drohende Gefahr abzuwenden. Von einer Cordonsstellung längs der Küste selbst ist in solchen Fällen natürlich nie die Rede; man wählt geeignete Positionen rückwärts, welche Freiheit der Bewegung nach allen Richtungen gestatten, sorgt für ein gutes Nachrichtenwesen und ist dann meist im Stande sich den an irgendeinem Punkte bereits gelandeten feindlichen Truppen mit Uebermacht entgegenzuwerfen. Telegraphen und Eisenbahnen spielen dabei eine große Rolle. Die norddeutsche Flotte, so schwach sie einer französischen oder russischen gegenüber erscheinen mag, wird angesichts einer feindlichen Landung natürlich auch nicht feiern.

Dieser allgemeine Ueberblick zeigt zuvörderst, daß der Norddeutsche Bund sowol rückichtlich seiner Bevölkerung als seiner Gebietsgestaltung die sichersten Bürgschaften für die Erhaltung seiner Existenz in sich selbst trägt, daß er allen rein defensiven Aufgaben mehr als gewachsen ist. Ganz abgesehen von der wesentlich geringern Volkszahl ließ sich dies von dem preussischen Staate, wie er bis 1866 bestand, auch nicht mit nur annähernd gleichem Rechte behaupten. Sein Gebiet war zerrissen, seine Stappenstraßen führten durch fremde Staaten, natürliche Grenzen waren nicht vorhanden. Das Recht der Selbsterhaltung verwies deshalb stets darauf, widerstrebenden Nachbarn gegenüber an die Gewalt zu appelliren.

Die defensiv Widerstandsfähigkeit genügt aber, wie wir andeuteten, noch keineswegs, um den Anspruch auf die Stellung als Großmacht zu begründen; die Geltendmachung eigenen Willens im Rathe der Völker wird vielmehr erst durch die Befähigung zur Offensive bedingt. In welchem Maße dem Norddeutschen Bunde dieselbe bewohnt, wird sich besser durch Inbetrachtung einer concreten Aufgabe als durch allgemeine Erörterungen darlegen lassen. Wir wollen annehmen, es käme zu einem Kriege gegen Frankreich, sei es zur Zurückweisung eines Einspruchs in deutsche Angelegenheiten, sei es zur Geltendmachung eines deutschen Interesses nach außen.

Um nicht auf ein unsicheres Fundament zu bauen, wollen wir zunächst die Schutz- und Trugbündnisse, deren mangelhafte Fassung in dieser Zeitschrift bereits erörtert wurde, deren Sinn aber für den ehrlichen Mann keinen Zweifel lassen kann, außer Acht lassen; wir wollen annehmen, daß die süddeutschen Cabinetes sich die Erwägung des casus belli von Fall zu Fall vorbehielten, wie ihnen dies vielfach in Parlament und Presse als ein Recht vindicirt wurde, daß man in München und Stuttgart für gut fände, neutral zu bleiben, und daß eine solche Entschliesung selbst auf Baden zurückwirkte. Daß aber die süddeutschen Staaten mit dem Fremden gegen den Norden das Schwert ergreifen sollten, glauben wir zur Ehre des deutschen Namens nicht mehr annehmen zu dürfen, wenn auch das zwingendste Motiv, das Preußen im Jahre 1866 zum Abschluß jener Bündnisse hindrängte, in der Bestürkung einer solchen Politik bestanden haben mag. Auch im Falle der Neutralität der Südstaaten zählen wir die Wahrung der Gebietsintegrität Gesamtd Deutschlands zu den Aufgaben, die der Norddeutsche Bund als Großmacht wie als Nationalstaat zu lösen hat.

Norddeutschland gebietet heute über eine Feldarmee von 13 Armeecorps, deren Combattanzahl sich nach erfolgter Mobilmachung auf durchschnittlich 38500 Mann berechnet; es kann also sofort eine Feldarmee von 500000 Mann aufstellen. Außerdem formirt es bei eintretender Mobilmachung sofort eine Ersatzarmee von 175000 Mann, die allein 122 Bataillone Infanterie à 1000 Köpfe zählt. Die Erfahrungen des Jahres 1866 haben bewiesen, daß von diesen Ersatzbataillonen schon binnen sechs Wochen eine gleiche Zahl von Felbbataillonen à 800 Köpfe abgezweigt werden kann,

und daß es dann keineswegs an Kräften fehlt, die Ersatzkörper durch Einziehung älterer dienstpflchtiger Leute und neuer Rekruten sofort wieder auf volle Bataillonsstärke zu bringen. Trotz der Reduction der Gesamtdienstpflicht auf 12 Jahre wird, wie ein einfacher Calcul zeigt, dies auch in Zukunft möglich sein. Mit Rücksicht auf die neuen Provinzen Preußens und diejenigen Bundesländer, welche erst in neuerer Zeit die preussische Organisation übernommen haben, berechnen wir indeß die in dieser Weise zu gewinnende Reservearmee statt auf 100 nur auf 80 Bataillone zu 800 Mann und im ganzen nach Hinzutreten der Cavalerie und Artillerie auf 100000 Mann. Die jetzt nur Ein Aufgebot bildende und nicht mehr in die höhern Lebensstufen eingreifende Landwehr umfaßt 172000 Combattanten; ihre Infanterie, die bei der reichen Ausstattung der Armee mit Geschütz und der überreichen mit Reiterei immer den Hauptantheil für alle Berechnungen bietet, besteht aus 218½ Bataillonen, die durchschnittlich auf 620 Mann gebracht werden können, was circa 135000 Mann ergibt. Hauptaufgabe der Landwehr ist die Besatzung der Festungen, ihre Verwendung im Feldkriege jedoch keineswegs ausgeschlossen. Wir betrachten sie ausschließlich als Besatzungsarmee.

Unsere Berechnungen sind möglichst niedrig gegriffen, da wir nur die wirklichen Combattanten in Betracht gezogen haben. Der Calcul ergibt darum nur rund 850000 Mann als Kriegsstärke der norddeutschen Bundesarmee, während die officielle Statistik dieselbe auf 977262 Mann berechnet. Um einen Ausgleich zu gewinnen, werden wir auch die statistischen Angaben über die französische Armee wenigstens einigermassen zu reduciren haben, da in Frankreich außer den Nichtcombattanten auch Gendarmarie und Administrationen in die Armeestärke eingerechnet werden, was in Norddeutschland nicht der Fall ist.

Frankreich verfügte im Januar 1869 nach dem der Legislative vorgelegten „Exposé de la Situation de l'Empire“ zunächst über eine zuweilen ganz, zuweilen nur zu drei Vierteln ihrer Zahl präparirte Armee von 448000 Mann, außerdem über eine zur Verstärkung der Feldarmee im Kriegsfall bestimmte Reserve von 199000 Mann, was ihm zur Zeit die Anstellung einer Feldarmee von 647000 Mann ermöglicht.

Die Reserve zerfällt in zwei Kategorien. Die eine derselben wird von solchen Leuten gebildet, die ihrer Losnummer nach dem Jahrescontingent von 100000 Mann für Armee und Marine angehören, also im stehenden Heere zu dienen verpflichtet sind, aber im Frieden nicht in dasselbe eingestellt werden, sondern nur einige Uebungscurse von zusammen sechs Monaten in den Depots durchmachen. Diese Kategorie der Reserve (heute deuxième portion genannt) bestand schon eine Reihe von Jahren vor der Reorganisation von 1868. Um ihre Ausbildung mit dem Chassepotgewehr zu ermöglichen, sind die Jahrgänge derselben bis 1865 nachträglich wieder in die active Armee eingestellt worden und haben hier einen nochmaligen, zwischen drei bis fünf Monaten bemessenen Uebungscursus durchgemacht. Die zweite Kategorie der Reserve ist erst durch das Reorganisationsgesetz von 1868 geschaffen worden, welches die Friedenspräsenz im stehenden Heere auf fünf Jahre reducirt, derselben aber eine Kriegsdienstpflicht von weitem vier Jahren folgen läßt. Das hierdurch geschaffene Institut entspricht also genau dem der Kriegreserve der norddeutschen Bundesarmee. Im ganzen erwartet man von dieser Organisation die Möglichkeit, eine Feldarmee von 720—750000 Mann aufstellen zu können. Da die neue Einrichtung volle neun Jahre in Wirksamkeit sein muß, ehe sie diese Wirkung ganz und voll zu äußern vermag, so wird man wohl thun, vorläufig die Kriegsstärke Frankreichs nicht wesentlich höher anzunehmen, als sie das officielle Exposé berechnet. Wir wollen indeß, um nicht zu niedrig zu greifen, gleich den folgenden Jahrgang mit in Betracht nehmen und unserm Calcul eine numerische Stärke von 690000 Mann zu Grunde legen, die sich indeß nach Abzug der Nichtcombattanten (analog unserer Berechnung der norddeutschen Wehrkräfte) auf höchstens 625000 Mann reducirt.

Sinter dieser Armee wird in Zukunft noch die nur zum Dienste im Lande verpflichtete mobile Nationalgarde stehen. Diese auf dem Princip der allgemeinen Dienstpflicht fußende Landeswehr wird auf 500000 Mann (das Bataillon zu 1800—2000 Mann, die Artilleriecompagnie zu 200—250 Mann) veranschlagt; doch ist für dieselbe nur alljährlich eine vierzehntägige Uebung vorgesehen, welche überdies nicht auf einmal, sondern tageweise abgeleistet werden soll. Die erste militärische Ausbildung sollen die Mobilgarden nicht einmal in den Cantonalhauptstädten, sondern in ihren Gemeinden erhalten. Von Disciplin und militärischer Dressur kann also bei den Mobilgarden kaum die Rede sein, und kein Feldherr wird es wagen, denselben beim Ausbruch des Kriegs auch nur die Besatzung einer irgend bedrohten Festung ausschließlich anzuvertrauen. Dennoch hat das Institut für die Landesvertheidigung eine hohe Bedeutung, da bei demselben gleich nach ausgesprochener Mobilmachung das Kriegesgesetz in Kraft tritt und dann ernste Uebungen beginnen können. In dieser Erkenntniß legt die Regierung im Frieden auch den Hauptwerth auf die Musterung der Mannschaft, deren Registrirung und Encadrirung, um bei Ausbruch des Kriegs sofort über ein großartiges, vollständig organisirtes Rekrutendepot verfügen zu können, das zweckentsprechenden Neformationen zu Grunde gelegt werden kann. Zur Zeit haben für die mobile Nationalgarde noch keinerlei Uebungen stattgefunden; ausgehoben für dieselbe sind 380000 Mann.

Es liegt auf der Hand, daß diese mobile Nationalgarde mit der vollständig kriegsmäßig geschulten norddeutschen Landwehr nicht im entferntesten in Parallele gebracht werden kann; schon der Mangel an brauchbaren Offizieren ist eine nicht zu behebbende Schwäche des Instituts. Außer einer Anzahl demittirter Linienoffiziere findet sich in dem ganzen Offiziercorps bis zu den Bataillonscommandanten hinauf niemand, der je eine Vorbildung für seinen Beruf empfangen hätte. Eine andere Schwäche des Instituts liegt in dem großen Widerwillen der bestehenden Klassen gegen allen Militärdienst. In keinem Lande hat der Bourgeois eine gleiche instinctive Abneigung gegen Disciplin, Fatiguen und Pulverdampf; nur die ihrer Nationalität nach deutschen Provinzen machen davon eine Ausnahme. In ihnen ist daher auch zunächst mit der Organisation begonnen worden.

Zu Zwecken eines auswärtigen Kriegs kann Frankreich zunächst nur seine Feldarmee, deren Stärke wir auf 625000 Combattanten angenommen haben, in Betracht nehmen. Was aber kann es davon wirklich ins Feld stellen? Nach officiösen Kundgebungen, die dem Nationalgefühl schmeicheln sollen, rechnet man auf 500000 Mann, also auf eine Truppenzahl, welche der norddeutschen Feldarmee gleichkäme. Wir zweifeln an der Richtigkeit dieses Calculs, der wesentlich darauf fußt, daß der mobilen Nationalgarde die Besatzung der Festungen anvertraut werden soll, was bei längerer Dauer eines Kriegs, der zur Ausbildung und Disciplinirung Zeit ließe, allerdings zu erwüchlichen wäre, keinesfalls aber von vornherein geschehen kann. Zunächst ist von jener Gesamtsumme ein Abzug für die Depots zu machen, um Ersatztruppen formiren und ausbilden zu können. Wir wollen diesen Abzug außer Acht lassen und die Ersatzbataillone (vierten Bataillone) gleichzeitig als Festungsbefestigungen gelten lassen. Es sind dann aber abzugeben: 1) für Algerien 50000 Mann (der „Spectateur militaire“ berechnet das Bedürfniß auf 60000 Mann); 2) für Paris, von dessen antidyastischer Stimmung die neuesten Wahlen ein unwiderlegliches Zeugniß gegeben haben, und wo es sich im Moment einer Niederlage um die Vertheidigung des Thrones gegen das eigene Volk handeln wird, allermindestens 60000 Mann, deren es überdies bedürfen wird, um den zur Vertheidigung der Befestigungen bestimmten Nationalgarden einen militärischen Kern zu geben; 3) als Garnisonen in Lyon, dem antiimperialistischen Marseille u. s. w. zusammen mindestens 10000 Mann; 4) erfordern die Festungen Metz und Strasburg starke Besatzungen, erstere kriegsmäßig 13000, letztere 20000 Mann; auch kann der Dienst in den übrigen östlichen Festungen keineswegs aus-

schließlich den mobilen Nationalgardien überlassen werden. Nach einer auf amtlichen Angaben beruhenden Berechnung würden nun, wenn man für die in erster Linie gelegenen dieser Festungen volle Besatzungsstärke, für die entferntern die Hälfte und für die noch weiter zurückliegenden ein Drittel ansetzt, im ganzen für diese Festungen 240000 Mann nöthig sein; wir wollen nur etwa die Hälfte annehmen, 125000 Mann. Von der Gesamtzahl von 625000 Combattanten würden also allermindestens 245000 in Abzug zu bringen sein, wonach eine für offensive Zwecke geeignete Armee von 380000 Mann zur sofortigen Verwendung im freien Felde zur Disposition stände. Unsere Rechnung gelangt dabei zu einem höhern Resultat, als die militärischen Schriftsteller Frankreichs wie Deutschlands selbst für den Zeitpunkt annehmen, in welchem die neue Heeresorganisation ihre volle Wirkung äußern wird. Der Grund liegt wesentlich darin, daß wir, was freilich nicht füglich zu rechtfertigen, die Ersatzarmee mit der Besatzungsarmee identificirt haben. Selbst der „Spectateur militaire“ berechnet den nach vollendeter Mobilmachung sofort für die Offensive verwendbaren Theil der französischen Armee nur auf 300000 Mann.*)

Norddeutschland ist in der glücklichen Lage, seine Feldarmee von 500000 Mann sofort ganz ins Feld stellen zu können, da es eine besondere Ersatzarmee und in der Landwehr eine besondere vortreffliche Besatzungsarmee aufzuweisen hat. Müßten selbst 100000 Mann Linientruppen, sei es als Observationscorps gegen einen zweideutigen Nachbar (wie ihn Frankreich, solange es Truppen in Rom hat, in Italien gleichfalls finden würde) oder als Besatzungskern für die wichtigsten Festungen in Abzug gebracht werden, so bleibt das numerische Uebergewicht immer noch gesichert.

Außer dem Stärkeverhältniß ist in neuerer Zeit die Schlagfähigkeit, d. h. die Möglichkeit einer schnellen Mobilmachung, von entscheidender Bedeutung. Seitdem die Landwehr (infolge der preussischen Armeereorganisation von 1860) aus der eigentlichen Feldarmee ausgeschieden, ist keine Armee der Welt in der Lage, sich schneller auf den Kriegsfuß zu setzen als die norddeutsche. Neben der Organisation, die fast allen Regimentern ihre Garnisonen in ihren Ersatzbezirken, also in nächster Nähe der Mobilmachungsorte anweist, kommt hier der Pferdereichtum des Landes und der Umstand in Betracht, daß sich der ganze Mechanismus einer raschen Mobilmachung seit einem halben Jahrhundert zur größten Vollkommenheit ausgebildet hat, während Frankreich, nachdem es das Reservestem angenommen, vor durchaus neuen Verhältnissen steht. Eine Verdreifachung des Präsenzstandes gehörte bisher nicht zu seinen Aufgaben bei beginnendem Kriege. Auch bezüglich der Möglichkeit, die Armee rasch auf denjenigen Punkt zu werfen, von dem die Offen-

*) Diese Zahl constatirt immerhin einen sehr großen Fortschritt gegen die Verhältnisse zur Zeit des Kriegs von 1859. Gelegentlich der Berathung des neuen Wehrgesetzes gab der Staatsminister Rouher über letztere der Legislative folgende Aufschlüsse: „Im italienischen Kriege konnte Frankreich, obgleich es ein Effectiv von 639000 Mann unter den Fahnen hatte, bei Solferino nur 107000 Mann in den Kampf stellen. Von jenem Effectiv waren von vornherein abzugeben: das Contingent von 1858, welches erst im Juni 1859 in die Depots berufen wurde, mit 73000 Mann, die in Algier stationirten Truppen mit 68000 Mann, die Besatzung von Rom mit 7200 Mann, Gendarmarie, Verwaltung, Generalstab der Festungen u. s. w. mit 84000 Mann, Depotbataillone und Schwadronen mit 72000 Mann, Garnisonen der Festungen an der italienischen Grenze mit 20000 Mann, zusammen 324000 Mann. Einschließlich allen Nachschubs rückten 229000 Mann in Italien ein. Davon stand ein Corps von 23000 Mann in Toscana; 13000 Mann lagen in Alessandria und Brescia nebst einer Artilleriereserve von 7600 Mann; bis zur Schlacht von Solferino waren 26000 Mann getödtet oder kampfunfähig gemacht; die Division Hughes, 8000 Mann, war erst am 10. Juli in Mailand eingetroffen; die Division Wimpffen, ebenfalls 8000 Mann, war eingeschifft, um Venedig zu blockiren; in Genua lag ein Depot von 6700 Mann und die Zahl der Reservemänner, welche unterwegs waren, belief sich auf 30000 Mann. So standen bei Solferino nur 107000 Mann zur Verfügung.“

sive ausgehen soll, steht Norddeutschland gegen Frankreich keineswegs zurück. Das System seiner von Osten nach Westen ziehenden Parallelbahnen mit zahlreichen Querverbindungen erscheint sogar noch günstiger als das Radialsystem Frankreichs mit dem Centrum Paris. Unsere Heere stehen demnach mindestens zu gleicher Zeit mit denen Frankreichs und dabei in überlegener Zahl an den Grenzen bereit. Der Sieg kann also, abgesehen von dem unberechenbaren Factor der Führung, nur noch von der Qualität der Truppen und den strategischen Verhältnissen abhängen.

Was den erstern Punkt anbelangt, so sei beiden Theilen gleiche Tapferkeit, gleiches Gefühl für Ehre und Pflicht zuerkannt. In Frankreichs Armee aber haben nur höchstens drei Viertel der Mannschaft die strenge Kriegsschule, und zwar bis zu fünf Jahren durchgemacht, mindestens ein Viertel sind Leute der deuxième portion mit fünf Monaten Übungszeit. In der deutschen Armee ist dagegen jeder Mann durch die strenge Waffenschule hindurchgegangen, außerdem fußt sie auf allgemeiner Dienstpflcht, weist also höhere Intelligenz auf und entbehrt der vielfach unlautelemente, welche die Stellvertretung in die französische Armee hineinführt. Auf volles qualitatives Gleichgewicht dürfen wir also unbedingt rechnen. Mag endlich das Chassepotgewehr in der Minute einen Schuß mehr ermöglichen als das Zündnadelgewehr: in der Kunst des Schießens wird der französische Soldat es dem deutschen nie gleichthun. Seinem Nationalcharakter fehlt jene Beharrlichkeit, mit der auf dem deutschen Scheibenstande der einzelne Mann belehrt und geübt wird.

Wir haben also nur noch die strategischen Verhältnisse in Vergleich zu bringen. Steht nur Armee gegen Armee, kommen andere Staaten nicht in Betracht, und mißt man beiden Theilen die offensive Tendenz bei, so ist anzunehmen, daß die Heere auf der kürzesten Linie zwischen Paris und Berlin, also nahe der Nordostecke Frankreichs, aufeinandertreffen und die erste Schlacht liefern werden. Nimmt man die Chancen des Sieges für beide Theile als gleich an, so ist derjenige a priori im Vortheil, der dem Ziele seiner Operationen von vornherein am nächsten steht. In dieser Beziehung fällt der Vortheil der Situation in evidentester Weise auf die Seite Deutschlands. Paris liegt der Grenze nur halb so fern als Berlin, ist also im Falle des Sieges leichter zu erreichen. Im Falle der Niederlage aber waltet für die zurückgehende norddeutsche Armee eine weit größere Freiheit der Bewegung ob, als sie der französischen in gleicher Lage beizumohnen würde. Letztere würde bei ihrer rückgängigen Bewegung sofort die unmittelbare Deckung von Paris ins Auge zu fassen haben, eine geschlagene norddeutsche Armee aber hinter dem Rhein, dessen Ueberschreitung ihr durch die Festungen gesichert ist, sofort eine gedeckte Aufstellung finden, in der sie sich sammeln und durch Heranziehung von Verstärkungen zu neuen offensiven Operationen befähigen kann. Die Bahnen hinter dem Strome werden es ihr, wenn der Feind nicht, was kaum vorauszusetzen, auf dem Fuße gefolgt ist, ermöglichen, sich ihr Ausfallthor unter den verschiedenen Festungen frei zu wählen und damit dem Kriege eine neue Wendung zu geben. Für den Gegner bleibt dann die Möglichkeit ausgeschlossen, etwa, unbekümmert um die deutsche Armee, an irgendeinem ihrer Wirkungssphäre entzogenen Punkte den Strom zu überschreiten und sich direct gegen Berlin zu wenden, sei es in der Absicht, dies Ziel vor dem Gegner zu erreichen — ähnlich wie dies 1814 seitens der Allirten beim Vormarsch gegen Paris geschah — sei es, um die deutsche Armee zu einer weitem rückgängigen Bewegung zu zwingen; er würde Gefahr laufen, daß die deutsche Armee früher vor Paris stünde, ehe er selbst Berlin erreicht hätte.

Wird eine norddeutsche Armee zum weitem Zurückgehen gezwungen, so kommen alle diejenigen Momente zur Geltung, deren wir bei Darlegung der defensiven Stärke des norddeutschen Bundesgebiets gedacht haben. Eine gleiche Gunst der Verhältnisse waltet für Frankreich nicht ob. Die Ströme, welche als strategische Barriären gelten können,

sind unbedeutend und leicht zu umgehen; die zweite Schlacht der zurückgehenden französischen Armee wird schon unfern der Thürme von Paris geschlagen werden müssen.

Wir haben diesem flüchtigen Ueberblicke die einfachste strategische Combination zu Grunde gelegt, indem wir annahmen, daß beide Theile auf dem directesten Wege ihrem Operationsobjecte, der feindlichen Hauptstadt, zustreben. Wenn wir dabei zu dem Resultat gelangten, daß Norddeutschland allein Frankreich mindestens als eine militärisch ebenbürtige, wenn nicht als überlegene Großmacht gegenübersteht, so sind wir auf den Einwurf gefaßt, daß die Dinge eine andere Gestaltung, und zwar eine solche zu Gunsten Frankreichs erhalten könnten, wenn dieses die Neutralität des deutschen Südens nicht respectirte. Daß Frankreich diese Neutralität nur so lange respectiren wird, als es seinen Interessen entspricht, ist durchaus selbstverständlich; ein anderer Gewinn könnte ihm daraus aber kaum erwachsen als der, die süddeutschen Staaten zu einem neuen Rheinbunde fortzureißen und deren Streitkräfte im Verein mit den eigenen gegen Norddeutschland zu verwenden. Selbst dann aber würde es den Hauptstoß keineswegs mit Vortheil auf dem Wege durch Süddeutschland gegen den Norden führen. Das Operationsobject (Berlin) würde dann nur noch ferner liegen, Paris aber einem Vorstoße von Nordosten her bloßgelegt sein. Die weiter gegen eine solche Operation zur Geltung kommenden Gründe werden sich aus unsern weitern Betrachtungen ergeben, bei denen wir indeß von der Voraussetzung ausgehen wollen, daß die süddeutschen Staaten, den Forderungen deutscher Ehre getreu, sich wenigstens einer französischen Invasion nach Kräften widersetzen werden. In dieser Voraussetzung ist die Frage gerechtfertigt, welchen Schutz kann Norddeutschland dem Süden gewähren?

Wenn unsere vorausgesandten Erörterungen genügten, die militärische Ebenbürtigkeit Norddeutschlands mit Frankreich darzulegen, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß ersteres auch in der Lage ist, Frankreich zu verhindern, dem deutschen Süden auf die Dauer Gewalt anzuthun. Ganz abgesehen von allen politischen und strategischen Combinationen, muß dann zugegeben werden, daß der Norddeutsche Bund seine süddeutschen Wirten wenigstens in demselben Sinne gegen Frankreich zu schützen vermag wie etwa die europäischen Westmächte die Türkei gegen Rußland. Man verlangt indeß höhere Garantien, und auch solche vermag der Norden zu gewähren.

Wir sind um so mehr veranlaßt, diese Ueberzeugung näher zu begründen, als die Frage vom Schutze Süddeutschlands in der jüngsten Zeit die Gemüther vielfach bewegt hat. Ein ehemaliger sächsischer Offizier Namens Streubel (pseudonym Arkolay) hat, nachdem ihm der Eintritt in die preußische Armee verweigert worden, zu Anfang des Jahres 1869 ein Pamphlet veröffentlicht, in welchem er dem Süden den Bruch der Schutz- und Trugbündnisse als gebieterische Nothwendigkeit predigt. Mit einer anmaßlichen und geradezu lächerlichen Berufung auf „den unansehbaren Standpunkt der exacten Wissenschaft“ sucht dieser Pamphletist nachzuweisen, daß Norddeutschland absolut außer Stande sei, dem Süden zu schützen. In der ausschließlichen Tendenz politischer Feindseligkeit hat Arkolay unverkennbar einen glücklichen Griff gethan, indem er seine Argumente gegen den Norddeutschen Bund aus den dunkeln Tiefen der dem Laien wenig zugänglichen und allzu leicht in Phrasengeklingel ausartenden Wissenschaft der Strategie hervorholte. Die gedachte Schrift hat wirklich in manchen Köpfen Verwirrung angeregt, zumal sie von der antinationalen Tagespresse aller Farben reichlichst ausgebeutet worden ist. Die völlige Unhaltbarkeit ihrer Behauptungen ist indeß sofort von militärischen Schriftstellern Nord- wie Süddeutschlands in der schlagendsten Weise nachgewiesen worden.

Arkolay definiert vor allem und unter Aufwand einer theoretischen Phrasologie, die schon zur Zeit Friedrich's II. allen Werth verloren hatte, daß nur Oesterreich in der

Lage sei, Süddeutschland Schutz zu gewähren, weil es dessen „strategischer Gebieter“ sei. Er vergleicht Süddeutschland mit einer Festung, deren hohe Bastion Oesterreich, dessen Festungsgraben Baiern und Württemberg, dessen Glacis Baden. Solche Dinge gehören in jene längstverschollene Schule militärischer Alexandriner, die alles wußten und nichts konnten. Oesterreich würde allerdings eher in der Lage und berufen sein, Süddeutschland Schutz zu gewähren, als der Norden, wenn es gemeinsam mit diesem gegen Frankreich zu Felde zöge; das aber beweist nichts für die Unfähigkeit des Nordens, auch ohne Oesterreichs Mitwirkung den deutschen Süden zu schirmen. Die Geschichte zeigt übrigens, daß gerade Oesterreich stets der Magnet war, der die französischen Heere über den Rhein zog, und daß dieses die Unabhängigkeit des Südens weder gewahrt noch auch überhaupt große Anstrengungen zu diesem Zwecke gemacht hat. Einzig der Haltung Oesterreichs in der Bundesfestungsfrage zur Zeit des Deutschen Bundes dankt der Süden die mangelhafte Beschützung seiner Grenzen. Das wiener Cabinet hat jene Länder militärisch nie aus einem andern Gesichtspunkte angesehen als aus dem der Abwehr einer großen Operation gegen das Herz seiner Monarchie; daher die für Oesterreich vortheilhafte weit zurückgezogene Lage Ulms und die Entblößung des westwärts gelegenen Gebiets. Ob Baden und Württemberg zeitweise überschwemmt vom Feinde wurden, kam dabei wenig in Betracht.

Wenn wir heute von einem Schutze des Südens von seiten des Norddeutschen Bundes gegen Frankreich reden, so muß Oesterreich selbstverständlich als Feind wie als Freund außer Betracht bleiben. Allianzen von Großmächten können nur gegen Allianzen gemessen werden. Daß Oesterreich übrigens ein Interesse haben sollte, den deutschen Süden Frankreich zu opfern, und sich diesen mächtigen Staat zum nahen Nachbar werden zu lassen, ist so widersinnig, daß davon selbst dann nicht die Rede sein kann, wenn das wiener Cabinet bei einem deutsch-französischen Kriege die wärmsten Sympathien für den Sieg des Feindes Deutschlands hegen sollte.

Wir geben zu, daß der deutsche Norden den unmittelbaren Schutz der südwestdeutschen Grenzen nicht unter allen Umständen übernehmen kann. Unmittelbaren Schutz kann eine Armee nur dem Gebiet verleihen, auf dem sie steht, und dem, das in ihrem Rücken liegt; wer seine Truppen in cordonartigen Aufstellungen verzetteln wollte, um langgedehnte Grenzen zu decken, der würde seine Niederlage von vornherein zur Gewißheit machen. Grenzländer müssen daher stets auf momentane Ueberschwemmung durch feindliche Truppen gefaßt sein. Es ist nun nicht wahrscheinlich, daß die norddeutsche Bundesarmee gerade Baden und das westliche Württemberg wählen würde, um bei einem drohenden Kriege gegen Frankreich ihren strategischen Aufmarsch zu vollziehen. Selbst Oesterreich würde, wenn es noch zu Deutschland zählte, seine Armee wahrscheinlich nicht unter allen Umständen bis an den Rhein vorschieben; gab es doch beim Ausbruche des Krieges gegen Preußen selbst einen Theil seines Gebiets in Böhmen sofort preis. Die moderne Kriegskunst faßt überhaupt den unmittelbaren Schutz des eigenen Landes nur als secundäres Moment ins Auge; der Hauptzweck bleibt für sie immer die Besiegung der feindlichen Armee in der Hauptschlacht. Der Erreichung dieses Hauptzweckes gegenüber sind zeitweise Occupationen einzelner Gebietstheile vollständig irrelevant. Derartige Occupationen sind überdies heute bei weitem nicht mehr in dem Grade zu fürchten als ehedem. Einmal finden sie seltener statt, da auch der Feind seine Kräfte für die große Hauptentscheidung zusammenzuhalten hat, sich also nicht leicht zu Detachirungen entschließen wird, dann aber sind sie infolge vorgeschrittener Humanität für den davon betroffenen Theil keineswegs so drückend wie ehedem. Die Franzosen werden heute nicht mehr in der Pfalz und in Baden haufen wie zur Zeit des vierzehnten Ludwig. Solange eine große Entscheidung nicht gefallen ist, wird sich der Feind möglichst als Freund gebaren; fällt die große Entscheidung zu unsern

Gewinnen, dann wird der Gegner von seiner Occupation von selbst Abstand nehmen, da er aller seiner Kräfte anderwärts bedarf; fällt sie zu unsern Ungunsten, dann wird das Geschick der occupirten Nebenländer immer noch ein milderes sein als das derjenigen Grenzländer, die durch Aufstellung der Hauptarmee allerdings zeitweise einen directen Schutz fanden, dadurch aber auch zum Schlachtfelde wurden und nun von der Hauptarmee des Siegers eingenommen werden.

Wie an einer andern Stelle bereits angedeutet wurde, ist es keineswegs anzunehmen, daß Frankreich für eine große Offensivunternehmung gegen Deutschland Strasburg zum Ausgangspunkte nehmen sollte, so verlockend dies Débouché auch in Folge einer alten unverzeihlichen Sünde der babilonischen Regierung für den Feind sein mag. *) Der Weg von Strasburg nach Berlin, dem natürlichen Ziele der Operationen, ist sehr weit, und wird überdies durch die starken Defensivpositionen des Mains, des Thüringerwaldes und der Elbe gesichert. Ganz besonders aber fällt ins Gewicht, daß der ganze Vormarsch in dieser Richtung selbst dann von Norden her flankirt werden würde, wenn die französische Armee in der Mobilmachung einen noch so bedeutenden Vorsprung vor der norddeutschen erlangt haben sollte. Ein solcher Vorsprung aber ist nicht anzunehmen, vielmehr darf als gewiß gelten, daß in derselben Zeit, in der Frankreich 300000 Mann zum Einfall in Deutschland bereit haben sollte, 400000 Mann norddeutscher Truppen des Befehls gewärtig sein würden, die französische Grenze zu überschreiten. Es ist nun keinesfalls ausgeschlossen, daß der größere Theil davon (etwa 250000 Mann) zur unmittelbaren Unterstützung Süddeutschlands gegen Raftadt dirigirt werden könnte, um im Verein mit 100000 süddeutschen Feldtruppen einer bei Strasburg den Rhein überschreitenden französischen Hauptarmee entgegenzutreten, während dem Reste am preussischen Rheine in Verbindung mit den Festungsbesatzungen eine defensive Aufgabe zugewiesen würde. Diese Combination ist indeß nicht die voraussichtlich der Wirklichkeit entsprechende, vielmehr anzunehmen, daß die norddeutsche Armee sofort, etwa auf der Linie Trier-Manheim, die in den Festungen Koblenz und Mainz ihren starken Rückhalt finden, ihren strategischen Aufmarsch vollziehen würde, um alsbald die Offensive gegen Frankreich zu ergreifen. Angesichts einer solchen Bedrohung wird die französische Hauptarmee gern auf den Vorstoß über Strasburg verzichteten. Sollte sie, was übrigens undenkbar, darauf beharren, so

*) In diesem Punkte theilen wir Arkolan's Ansicht vollständig. Er schreibt: „Der Bund, geführt auf die sachlichen Gutachten der Bundesmilitärcommission, sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen, daß (und besonders an dieser Stelle so nahe bei Strasburg) eine stehende Brücke über den Rhein gebaut werde. Aber zuletzt stellte sich heraus, daß Baden, entgegen dem klaren Wortlaut der Bundesverfassung, bereits eigenmächtig und hinter dem Rücken des Bundes mit Frankreich den Bau dieser militärisch äußerst gefährlichen Brücke verabredet, und daß es sich hierbei bereits vertragsmäßig die Hände gebunden hatte! Baden erklärte, es könne von den Stimulationen mit Frankreich nicht mehr zurück! Um Ecclat zu vermeiden, blieb dem Bunde nichts übrig, wie die bundeswidrige Handlung Badens nachträglich zu sanctioniren. Das schwache Fort von Kehl deckt die Brücke nur zum Schein. Diese ist, unmittelbar vor Strasburg, eine französische Brücke, die den Franzosen bei einem Kriege mit Deutschland das Schlagen von Pontonbrücken über den Rhein großmüthig erspart! Zwar sind auf Geheiß des Bundes bleibende Vorkehrungen getroffen worden, die Brücke nöthigenfalls vom deutschen Ufer her schnell unbrauchbar machen zu können. Allein wer wagt zu hoffen, daß sie im Ernstfalle wirklich ihren Zweck erfüllen?“ Wir glauben nur hinzuzufügen zu müssen, daß die hier bekundete elende Schwäche des alten Bundes ein historisch bedeutsameres Moment ist als der Indifferentismus der damaligen babilonischen Regierung gegen die nationalen Interessen. Der Einwand, daß nach dem Sage: „Der Friede ist die Regel, der Krieg die Ausnahme“, großen Verkehrsinteressen vor den strategischen der Borsung hätte eingeräumt werden müssen, kann hier nicht zugelassen werden. Eine von Bismarck oder Sagenau auf Raftadt geführte Eisenbahn würde den Interessen des Friedens gewiß weitreichend entsprochen haben.

könnte die norddeutsche Armee den Gegner ruhig ziehen lassen, denn sie würde eher vor Paris stehen und dort die Entscheidung geben, ehe der Feind den Thüringerwald erreicht hätte; die Occupation Süddeutschlands wäre wahrlich kein Aequivalent für das ganze nördliche Frankreich.

In der durch alle bereits erörterten Verhältnisse bedingten großen Offensivkraft der norddeutschen Armee und der für diese überaus günstigen Lage der beiderseitigen Hauptstädte liegt unbedingt der beste Schutz Süddeutschlands. Diese Offensivkraft macht eine Invasion in Süddeutschland einmal unwahrscheinlich, dann aber ungefährlich. Frankreich wird zweifellos seine eigene Hauptkraft der des Feindes gegenüber versammelt halten und alles aufbieten, dem Gegner in der Verlegung der ersten Hauptschlacht auf feindliches Gebiet zuzukommen. Zu einer Diversion nach Süddeutschland wird es sich voraussichtlich erst nach siegreicher Entscheidung derselben entschließen, keinesfalls aber wird es dazu eine Truppenmasse verwenden, welcher die vereinigten süddeutschen Kräfte nicht gewachsen wären. Obgleich Baiern und Württemberg bezüglich ihrer militärischen Anstrengungen keineswegs dem Sage hulbigen: „Gleiche Rechte, gleiche Pflichten“, wie es im Geiste der Schutz- und Trutzverträge geboten erscheint, vielmehr sowol was die Truppenzahl als ganz besonders was die Ausbildung im Frieden anbelangt, noch weit hinter dem Norden zurückbleiben, so ist doch der Zustand der süddeutschen Wehrkräfte ein solcher, daß jene Staaten dem, was Frankreich zu einer Invasion ihres Gebiets erübrigen könnte, dreist die Spitze zu bieten vermögen. Süddeutschland kann mindestens eine Feldarmee von 100000 Mann aufstellen.*) Da Frankreich sich nicht leicht entschließen würde, seine Hauptarmee zum Zwecke einer Diversion nach Süddeutschland um eine nur annähernd gleiche Truppenzahl zu schwächen — am allerwenigsten ehe es die erste Hauptschlacht siegreich bestanden hat — so steht mit Fug und Recht zu erwarten, daß noch ein Theil der süddeutschen Kräfte in dieser ersten Schlacht auf dem linken Flügel der norddeutschen mitkämpfen und so durch Schaffung größerer Chancen für den Sieg seiner engern Heimat den wirksamsten Schutz gewähren wird.

Steht der Süden treu zum Norden, verzettelt er nicht Zeit durch Verhandlungen, Ausflüchte und Vorbehalte, sorgt er vielmehr dafür, gleichzeitig mit ihm seine Rüstungen zu beginnen und zu beenden, dann wird Frankreich die süddeutschen Wehrkräfte schon bei seinen ersten Maßnahmen respectiren müssen, denn ebenso möglich wie eine Diversion vom linken Rheinufer auf das rechte, ist eine solche vom rechten auf das linke. Zur Deckung seiner rechten Flanke würde das französische Heer seinen strategischen Aufmarsch statt an der Grenze weiter rückwärts, etwa auf einer Linie, deren Pivot Nancy, vollziehen müssen, wobei es wahrscheinlich würde, daß die erste Schlacht schon auf französischem Boden an oder unfern der französischen Mosel geschlagen werden würde. Die Configuration der Grenze an der Nordostecke Frankreichs begünstigt eine concentrische Offensive aus Nord- und Süddeutschland in hohem Grade. Daß die französischen Festungen dieselbe nicht hindern können, dafür geben die Erfahrungen der neuern Kriege ausreichende Bürgschaft.

Wir haben unsere Betrachtungen nicht auf Illusionen gebaut; unsere Zahlen sind auf deutscher Seite mäßig bemessen, die Kraft Frankreichs ist keineswegs unterschätzt. Die strategischen Momente, die wir in unsere Betrachtungen einführten, sind einfach und klar; wir haben es vermieden, unsere Argumente aus den dunkeln Tiefen einer maßlos mis-

*) In einer 1869 erschienenen trefflichen Schrift: „Wo Süddeutschland Schutz findet“, werden die süddeutschen Heeresheile in annähernden Zahlen auf 165000 Mann angeschlagen, weil alles noch in der Organisation begriffen ist. Nach Verhältniß zum Norddeutschen Bunde würden die Truppen der süddeutschen Staaten 234000 Mann betragen müssen.

brauchten Wissenschaft hervorzuholen, die in Wahrheit nur mit den einfachsten Elementen und mit dem gesunden Menschenverstande rechnet. Dennoch glauben wir dargethan zu haben, daß der Norddeutsche Bund durchaus in der Lage ist, seiner Stellung als Großmacht Geltung zu verschaffen und die ihm als Nationalstaat obliegende Aufgabe der Wahrung der Integrität des deutschen Bodens zu erfüllen. Wenn wir in den speciellen Erörterungen über einen Krieg mit Frankreich der Cooperation der französischen Flotte nicht gedachten, so mag dies seine Rechtfertigung in dem finden, was wir im allgemeinen über die Vertheidigung der deutschen Nordgrenze vorausgeschickt haben, namentlich in dem Umstande, daß an der Küste eine Entscheidung nicht gesucht und gefunden werden kann, und daß alle Truppen, welche der Feind zu Diversionen verwendet, ihm da fehlen, wo einzig die Entscheidung gegeben werden kann: in der Hauptschlacht.

Wir erinnern schließlich noch an einige Momente, die unsere Darlegung wesentlich unterstützen werden. Zunächst daran, daß wir die norddeutsche Ersatzarmee, die schon nach sechs Wochen 100000 Mann ins Feld stellen kann, außer Rechnung gelassen haben, und daß Frankreich in der Offensive unserm Calcul zufolge dieser Ersatzarmee keinen äquivalenten Factor gegenüberzustellen hat. Ferner daran, daß Frankreich, um seine gänzlich ungeschulte Mobilgarde auch nur nothdürftig kriegsbrauchbar zu machen, fortan alles Interesse daran hat, den Beginn der Action zu verzögern. Eine entschlossene kühne Politik kann also Deutschland den Vortheil der Offensive leicht zuwenden; bei der gründlichen Durchbildung aller norddeutschen Wehrkräfte bis zum Landsturm einschließlic hätte eine Zögerung nur Nachteile, aber keinen einzigen Vortheil. Wir erinnern endlich daran, daß selbst im Falle eines Waffnunglücks unsere ungeheuere defensive Stärke nach Westen zur Geltung kommt und die Gefahr, daß der Frieden in Berlin dictirt werde, lange nicht so nahe liegt wie der umgekehrte. Daß wir nicht wie Arkolay einen Vaterlandsverrath der von Preußen annectirten Provinzen, insbesondere Hannovers, in unsere Betrachtungen eingeführt haben, bedarf wol kaum der Rechtfertigung. Deutsche Treue und nationale Ehre ruhen namentlich im Norden auf einem festern Boden als dem rein dynastischen. Als Graf Vorries im Jahre 1859 jenes bekannte Wort vom Appell an das Ausland sprach, das der Nationalverein sofort als Verrath brandmarkte, war die Entrüstung in Hannover selbst am größten. Gerade die Beseitigung der Dynastien in Preußen und Hannover hat die Möglichkeit von Separatfrieden ausgeschlossen. In solchen Friedensschlüssen aber liegt, wie die Geschichte erweist, einzig die Gefahr eines Verraths an der Nation; die deutschen Stämme haben sich nie eines solchen schuldig gemacht.

Von unsern seitherigen Betrachtungen blieb die Politik soviel als möglich ausgeschlossen; es handelte sich einfach um die Nachstellung des neugeschaffenen deutschen Bundesstaats, deren Bemessung immer nur im Vergleich mit Einer der andern europäischen Großmächte erfolgen kann. Wenn wir Frankreich zu diesem Vergleiche auswählten, so glauben wir dabei richtig gegriffen zu haben, nicht allein weil dasselbe als der militärisch stärkste der übrigen europäischen Staaten, sondern auch weil es menschlicher Voraussicht nach derjenige Staat ist, an welchem der Norddeutsche Bund zuerst seine Kraft zu erproben haben wird. Daß Norddeutschland Frankreich gewachsen, fühlen auch diejenigen, die das Gegentheil glauben machen wollen, weshalb sie sich gezwungen sehen, außer der französischen Heerkraft stets noch andere Factoren auf der feindlichen Seite einzuführen. So bedarf Arkolay, um die Wahrscheinlichkeit einer Niederlage der deutschen Waffen zu erweisen, außer der Revolution in Hannover noch der Mitwirkung von 30000 Dänen auf französischer Seite und der Supposition einer so feindseligen Haltung Oesterreichs, daß Preußen gezwungen wäre, 200000 Mann von der norddeutschen Feldarmee als Observationscorps gegen dasselbe abzuweisen. Bewiesen kann damit nichts werden; kein Staat der Welt kann von sich sagen, daß er Coalitionen gewachsen sei. Es bleibt Sache der

politischen Lenker der Staaten, das Zustandekommen solcher Coalitionen zu vermeiden und sich rechtzeitig Allianzen zu sichern. Da es indeß einmal ein vielfach getheilter Glaube ist, daß das deutsche Einigungswerk noch auf Jahre hinaus von einer österreichisch-französischen Allianz bedroht bleibe, wenn nicht gar inzwischen die Drohung zur Wahrheit werden sollte, so sei es gestattet auch diese Combination kurz in Betracht zu nehmen.

Nichts ist leichter als die allgemeine politische Situation der Gegenwart, deren Ernst wir keineswegs in Abrede stellen wollen, als eine für den Weltfrieden und besonders für Norddeutschland in hohem Grade bedrohliche darzustellen. In Oesterreich will der Gedanke an Vergeltung, die Hoffnung auf Wiedergewinn der alten Machtstellung in Deutschland nicht schlafen; Frankreich steht in voller Rüstung da, und die Versuchung, den innern Schwierigkeiten durch eine Concession an Ruhmgier und Eroberungslust auszuweichen, tritt von Zeit zu Zeit immer wieder an die Regierung heran. An beiden Kaiserhöfen arbeitet die politische Intrigue daran, Italien in das Lager der Feinde unsers nationalen Einigungswerkes hinüberzuziehen. Im deutschen Süden stützt sich der Particularismus auf die uns feindlichen Mächte; die Hoffnung, daß an den nationalen Bündnißverträgen unter allen Verhältnissen mit deutscher Treue gehalten werde, wird jeden Tag aufs neue erschüttert. Wo, darf man also fragen, sind unsere Freunde? Rußland hat zweifellos alles Interesse daran, Preußen in einem Kampfe gegen Frankreich oder Oesterreich nicht erliegen zu lassen, immerhin aber läßt sich einwenden, daß der Norddeutsche Bund nicht in der Lage ist, alle Interessen, die das Zarenreich bei einer großen europäischen Katastrophe zur Geltung bringen könnte, mit ihm zu theilen. England hat sich den Vorgängen auf dem Continent indifferent gegenübergestellt; dem gegenwärtigen Leiter seiner auswärtigen Angelegenheiten scheint überdies die Erhaltung seiner Freundschaft mit dem Kaiser Napoleon höher zu stehen als die Wahrung der traditionellen Interessen britischer Politik. Weit jenseit des Oceans den natürlichen Bundesgenossen zu suchen, ist es noch nicht an der Zeit.

Das alles sind Momente, die wir offen ins Auge fassen, die unser Vertrauen in die Zukunft aber keineswegs erschüttern dürfen. Die Zeiten liegen hinter uns, in denen das Einverständnis einiger ehrgeizigen Fürsten oder Staatsmänner genügte, gewaltige Coalitionskriege heraufzubeschwören. Trotz des herzlichsten Einverständnisses des Grafen Beust mit dem Kaiser Napoleon, trotz des tiefgekränkten Stolzes in der wiener Hofburg wird man sich dort im entscheidenden Moment doch bedenken, Oesterreich in Kriege zu verwickeln, die den Interessen Ungarns nicht ganz ebenso entsprechen wie denen der westlichen Hälfte der Monarchie. Ungarn aber will von einer Wiedereroberung der österreichischen Suprematie in Deutschland nichts wissen, wohl erkennend, daß dadurch der Schwerpunkt der Monarchie wieder in die deutschen Kronlande fallen und es mit seiner nationalen Autonomie und verfassungsmäßigen Freiheit vorbei sein würde. Auch die freisinnigen Elemente diesseit der Leitha, so sehr sie zur Zeit dem Beust-Cultus huldigen, würden sich besinnen, wenn die Frage an sie heranträte, ob durch einen Krieg das Verhältniß zu Deutschland, wie es vor 1866 bestand, wiederhergestellt werden sollte. Sie würden sich erinnern, daß es der dynastische Absolutismus und der Ultramontanismus waren, worauf sich Oesterreich in Deutschland stützte. Die Einheitlichkeit des Heeres und die gemeinsame Leitung der äußern Politik hebt Oesterreich über die Schwierigkeiten keineswegs hinweg, die der Dualismus jeder abenteuerlichen, ehrgeizigen Politik bereitet. Zum Kriegführen gehört Geld und das Einverständnis der Nationen. In Oesterreich fallen diese Bedingungen mit zehnfacher Schwere ins Gewicht. Was Italien bewegen könnte uns feindlich gegenüberzutreten, ist kaum zu erkennen. Weder Frankreich noch Oesterreich sind in der Lage, ihm den Kirchenstaat preiszugeben. Auch Savoyen und Nizza kan Napoleon nicht wieder ausliefern, der Felsen von Tirol aber, den Oesterreich bietet

künfte, würde ihm nicht genügen, die *conditio sine qua non* jedes Bündnisses einzugehen: das Versprechen, den Kirchenstaat nicht anzutasten. Zum mindesten würde Italien Trist fordern, und das kann weder Fr. von Beust noch sein Kaiser verschenken.

Es scheint auch nicht in des Grafen Beust Planen zu liegen, in eine kriegerische Allianz mit Frankreich gegen Preußen und Norddeutschland direct einzutreten. Als im Herbst 1868 dem Reichsrathe das Militärgesetz vorlag, das für Oesterreich außer der Landwehr beider Reichshälften und den Grenztruppen eine Feldarmee von 800000 Mann, ein wahres Heer des Kerres, in Aussicht nahm, entwickelte der Reichskanzler in der Commission seine politischen Ideen vielmehr dahin, daß Oesterreich bei einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland sich zunächst abwartend zu verhalten habe, und erst, wenn die ersten Entscheidungen gefallen seien, sein Gewicht in die Waagschale zu werfen und sich als Schiedsrichter Europas geltend zu machen habe. Sehr erfreulich für den Norddeutschen Bund und die nationale Einigung Deutschlands würde dieser Schiedsspruch nun freilich nicht ausfallen; die Drohung ist trotz dessen nicht allzu gefährlich. Ungerüstet, d. h. ohne Robilmachung, wirft man kein besonderes Gewicht in die Waagschale, wie ja selbst Napoleon 1866 erfahren; daß aber Oesterreich noch einmal die Politik wiederholen sollte, durch die es im Krimkriege seine Finanzen bis in die Tiefen zerrüttet und den Verlust seiner italienischen Provinzen unabwendbar gemacht hat, ist nicht anzunehmen. Ueberdies wird Preußen Sorge tragen, vor Eintritt eines Kriegs mit Frankreich sein Verhältniß zu Oesterreich ebenso zu klären, wie es dies 1866 Frankreich gegenüber verstanden hat, und auf Grund dieser Klärung werden auch die andern Mächte Europas ihre Stellung nehmen. Außer der deutschen schweben noch andere Fragen in Europa, vor allem eine orientalische.

Nur in der Hoffnung, Preußen und Deutschland mit wenigen wohlgezielten Schlägen widerzuwerfen, kann überhaupt eine Versuchung für den Kaiser Napoleon liegen, noch einmal an das Schwert zu appelliren, um die Fehler, welche Frankreich in seiner Politik seit Solfierino erkennt, zu tilgen. Diese Hoffnung aber wäre eine wenig begründete. Selbst bei uns ungünstigsten Fall ausgenommen, daß in einem vorläufig auf Frankreich und Deutschland beschränkten Kriege die ersten Schlachten zu unserm Nachtheil ausfielen, daß Norddeutschland in die Defensive und über den Rhein zurückgedrängt würde, daß ein secundäres französisches Heer in Süddeutschland Erfolg hätte und sich die von der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ lebhaft vertretene Weissagung jenes würtemberger Patrioten erfüllen sollte, der auf der Tribüne sagte: „Wir gehen mit dem, der zuerst kommt“ — selbst dann würde der Krieg ein nachhaltiger werden. Ist auch die Kriegsmacht Norddeutschlands unbedingt zunächst auf den Angriff angewiesen, vermag sie allein in der Offensive die Aufgabe, das immer noch schwach bewehrte und strategisch keineswegs günstig situierte Süddeutschland zu decken, mit voller Sicherheit zu lösen, würde also mit dem Verlust der Offensive schon viel, sehr viel verloren sein, so ruht doch in der Defensive keine jäheste Kraft. Das überaus treffliche Festungssystem, die Gunst der strategischen Situation, Landwehr und Landsturm, die den norddeutschen Volksstämmen eigene Ausdauer und Widerstandsfähigkeit im Unglück, Nationalstolz und Vaterlandsliebe, der durch alte Erinnerungen genährte Haß gegen den Feind — alles das würde in der Vertheidigung des eigenen Landes erst zur vollen Geltung kommen. Selbst wenn Preußen und seine Bundesgenossen eine Niederlage erleiden sollten, wie sie Oesterreich bei Königgrätz getroffen, würde ein so rasches Vorrücken der feindlichen Heere, wie es die preussische Armee gegen Wien ermöglichte, nicht denkbar sein. Im Rücken der Armee Benedek's lag kein vertheidigungsfähiger Strom, keine wohlstuirte Festungslinie; der erste Halt mußte weit fortwärts bei Ulmütz oder weit rückwärts hinter der Donau gesucht werden. Zeit würde darum ein Krieg selbst in dem für Frankreich glücklichsten Falle kosten. Würde Rußland

diese Zeit unbenutzt lassen? Gewiß nicht! Es würde der Versuchung, seine Interessen im Orient geltend zu machen, nicht widerstehen, und der Norddeutsche Bund würde, in einem Moment, wo es sich um seine Selbsterhaltung handelte, nichts dagegen einzuwenden haben. Rußland ist darum im Hinblick auf eine österreichisch-französische Allianz auch ohne lange vorausgegangene Abmachungen in gewissem Sinne ebenso Deutschlands natürlicher Bundesgenosse, wie Italien 1866 derjenige Preußens war. Arkolay sagt zwar, Rußlands Hilfe komme immer zu spät; er scheint weder die neuen Eisenbahnen des Ostens noch die Reformen der russischen Heeresinstitutionen zu kennen. An der Donau wird Rußland jedenfalls rechtzeitig erscheinen und dort nicht allein stehen; in den christlichen Völkern, vor allem in dem nach Unabhängigkeit lechzenden Rumänien werden ihm werthvolle Bundesgenossen zur Seite treten.

Diese Erwägungen mögen genügen, jede Uebertreibung der Gefahren, mit denen Nachlust, Neid und Eifersucht unsern mächtig erstehenden jungen Nationalstaat bedrohen, Lügen zu strafen. Die Möglichkeit, sich einer Coalition mächtiger Feinde allein erwehren zu müssen, ist freilich nicht ausgeschlossen, die Wahrscheinlichkeit aber weit in den Hintergrund gedrängt. Sollte das Schlimmste dennoch eintreten — nun, dann wird der in der Geschichte waltende Gott Deutschland auch diese Gefahren bestehen lassen. Ein Staatswesen, das über eine Million kriegsgeschulter, trefflich ausgerüsteter streitbarer Männer verfügt, ist im Kampfe um seine Existenz selbst Frankreich und Oesterreich zusammen gewachsen. Ein Aufruf, wie ihn Preußens König 1813 erließ, würde sofort die durch die neue Verfassung vom Dienste befreiten Altersklassen der frühern Landwehr zweiten Aufgebots wieder zu den Fahnen eilen machen und Norddeutschland wäre in der Lage den 300000 Franzosen und der voraussichtlich ebenso starken österreichischen Armee*) selbst dann die Spitze zu bieten, wenn Süddeutschland seine Mitwirkung versagen sollte. Was die Strategie den Vortheil der innern Linien nennt, den Friedrich II. 1757 und Napoleon 1796 und 1814 so erfolgreich ausnützten, würde ihm dabei wesentlich zu Hilfe kommen. Sein treffliches Eisenbahnnetz würde es ihm leicht machen, sich nach Umständen je auf der einen Seite defensiv, auf der andern offensiv zu verhalten. Die Kunst des Feldherrn aber, der ihm nach den Erfahrungen des jüngsten Kriegs nicht fehlen wird, würde ihre mächtigste Stütze finden in der Hingebung des preussischen Volkes, das die

*) Eine vor kurzem erschienene sehr beachtenswerthe Schrift: „Wo Süddeutschland Schutz für sein Dasein findet? Ein Wort an die Süddeutschen. Von einem süddeutschen Offizier“ (Stuttgart 1869), sagt über die österreichischen Wehrkräfte: „Im Jahre 1866 hat Oesterreich 334000 Mann ins Feld gestellt. Inzwischen ist die allgemeine Wehrpflicht auf dem Papier eingeführt worden, aber die Ursachen der Niederlage Oesterreichs bestehen heute noch wie damals, sie liegen hauptsächlich in der Bildungsstufe des Offiziercorps seiner Masse nach gemäß dem bisherigen System seines Erfages, in der Bildungsstufe, auf der die Mannschaft steht, entsprechend derjenigen der Masse des Volks, und in der kurzen Präsenzzeit der Infanterie mit seither 1—1½ Jahren. Hinzugekommen ist die acute Gestalt der Nationalitätenfrage mit der präponderirenden Stellung Ungarns im innern Zwiespalt zu dem Kaiserreich, das Gefühl der erlittenen Niederlage, die weitere Verabsenkung der Präsenzzeit bei der Infanterie, mit Annäherung an das Militzsystem, aus Ersparnisgründen und die Desorganisation, in der sich thatsächlich die österreichische Armee jetzt befindet zufolge der alles Bisherige auflösenden neuen Organisation mit ihren zahllosen Experimenten. Wenn einmal in Oesterreich die Bildungsstufe des Volks durch Schulunterricht emporgehoben worden ist, und wenn durch die langandauernden Wirkungen des neuen Systems auch neue Cadres für das Heer geschaffen worden sind, dann spreche man von den Wirkungen der allgemeinen Wehrpflicht und der neuen Organisation in Oesterreich. Vorerst und noch auf eine lange Zeit hinaus wird man eher zu günstig urtheilen, wenn man — wie wir hier thun wollen — annimmt, daß, falls die Ungarn keine Schwierigkeiten machen, die österreichische Armee ungefähr in derselben Stärke und Verfassung wie Anno 1866 ins Feld zu rücken vermag.“

gleichem Ergebnisse eines männlichen Ringens zweier Jahrhunderte nicht opfern will, das seine große Zukunft in den Sternen geschrieben sieht.

2) Der Norddeutsche Bund als nationales Staatswesen.

Unser Rückblick auf die Verfassungszustände Deutschlands in frühern Jahrhunderten und das allgemeine Bild, das wir von der deutschen Politik Preußens seit dem Auftreten Friedrich's des Großen und den sich daran anschließenden nationalen Bestrebungen unsers Volks aufzurollen versucht haben, zeigt uns den Norddeutschen Bund und seine Verfassung als das historisch berechnete durchaus naturgemäße Ergebnis unsers nationalen Entwicklungsganges. Darin liegt eine der werthvollsten Garantien für die Dauer des Bestehens, für das Hineinleben von Volk und Regierungen in die neuen Verhältnisse und für deren weitere Ausbildung. Wenn vom nationalen Standpunkt zahlreiche schwache Punkte in der Verfassung nicht verkannt werden dürfen, wenn zugegeben werden muß, daß der höchsten Centralgewalt eine concretere Form zu wünschen wäre, daß die collegiale Zusammensetzung der höchsten Regierungsgewalt der einfachen Uebertragung der modernen constitutionellen Praxis auf den Bundesstaat in manchen Punkten hinderlich ist, wenn außerdem noch einige Reste des alten Föderalismus den Einrichtungen des neuen Bundes anhaften, so findet dies alles darin seine Erklärung und seine Rechtfertigung, daß die neue Schöpfung keine improvisirte, sondern eine aus gegebenen Verhältnissen erwachsene ist. Die vorläufige Beschränkung auf das Unerlässliche, welche die Vollkommenheit noch anschließt, hat überdies den wesentlichen Vortheil, daß sie den Eintritt der noch außerhalb des Bundes stehenden süddeutschen Staaten wesentlich erleichtert. Ihr Widerstreben gegen den Norddeutschen Bund ruht keineswegs auf der Behauptung, daß derselbe staatlich zu locker gefügt, und daß seine Kompetenz zu eng bemessen sei, sondern darin, daß er den Einzelstaaten zu hohe Opfer im Interesse des Ganzen ansinne. Bei diesem Auseinandergehen der Meinungen ist es der Erwägung werth, ob bei Aufrihtung der neuen Institutionen die rechte Mitte eingehalten wurde, ob einerseits dem Bunde die Befähigung gegeben wurde, sich als nationales Staatsleben wirksam und lebensfrisch zu betätigen, und ob andererseits seine Einrichtungen nicht derart sind, daß sie den süddeutschen Staaten ohne Opfer berechtigter Interessen den Anschluß erschweren oder gar unmöglich machen.

Die erstere Frage ist die wichtigste. Reichen die Bundesinstitutionen nicht aus, ein nationales Staatsleben erblühen zu lassen, dann würde sich ihre Ausdehnung auf das gesammte Deutschland kaum lohnen. In dieser Beziehung aber genügt die Erfahrung der beiden kurzen Jahre, welche dem Inslebentreten der Verfassung gefolgt sind, nicht nur, um alle Zweifel zu heben, sondern auch die erfreulichsten Aussichten in die Zukunft fest zu begründen.

Nach den Einleitungsworten in die Verfassung hat der Bund drei Zwecken zu genügen. Er soll erstens dem Bundesgebiete Schutz verleihen. Daß er dies vermag, dafür bürgen seine trefflichen Heereseinrichtungen und das Zusammenwirken aller derjenigen Verhältnisse, die wir eben in Betracht gezogen haben. Er soll zweitens das innerhalb des Bundesgebiets geltende Recht schützen. Daß er dies vermag, dafür geben der Inhalt der Verfassung und die Art, wie dieselbe bereits ihre Lebenskraft betätigt hat, ausreichende Bürgschaft. Daß es zwischen den Bundesstaaten zum gewaltthätigen Austrage von Streitigkeiten komme, verhindert schon das Machtübergewicht Preußens. Für die Entscheidung von Verfassungstreitigkeiten innerhalb der Einzelstaaten genügt die Verfassung des Bundes sogar das heroische Mittel des Austrags durch die Bundesgesetzgebung. Gegen etwa eintretende Justizverweigerung bietet außer den in der Verfassung speciell vorgezeichneten Wegen schon das Petitionsrecht an den Reichstag aus-

reichende Garantie. Der Punkt, an dem sich die Lebenskraft des Bundes zunächst zu erweisen hatte, beruht unstreitig in der dritten ihm vorgezeichneten Bestimmung, in der Pflege der Wohlfahrt der deutschen Nation. Hier erweist sich an der Hand der in einer kurzen Zeitspanne vollzogenen Thatsachen der ungeheure Fortschritt, den unsere nationale Entwicklung durch den Uebergang vom Staatenbunde zum Bundesstaate gemacht hat, am evidentesten.

Diesen Fortschritt zu erkennen, bedarf es nur eines flüchtigen Ueberblicks über die Leistungen auf dem Gebiete der Gesetzgebung. Zahllose Schranken, welche die persönliche Freiheit einengten, die freie Entfaltung geistiger und wirtschaftlicher Kräfte hemmten, die nationale Zusammengehörigkeit negirten, sind bereits niebergerissen, neue positive Rechtsgrundlagen in reichem Maße geschaffen.

Die Verfassungsbestimmungen über das Bundesindigenat haben durch Beseitigung des Paßzwanges und vor allem durch das Freizügigkeitsgesetz einen bedeutenden Ausbau erfahren. Die persönliche Niederlassung, der Erwerb von Grundeigenthum und der freie Gewerbebetrieb sind jedem Norddeutschen im ganzen Gebiete des Bundes gewährleistet und von jeder Landes- und Gemeindeangehörigkeit wie vom religiösen Glaubensbekenntniß unabhängig gemacht. Die noch hier und dort bestehenden Beschränkungen der Eheschließung sind hinweggeräumt, vor allem der aller Moralität und allem Rechtsgefühl Hohn sprechende Grundsatz, daß der Arme um elender Sonderinteressen der Gemeinden willen zur Ehelosigkeit verdammt werden dürfe, ein Grundsatz, der heute noch in Süddeutschland gesetzliche Geltung hat. Auf die Lösung aller andern an die Indigenatsfrage sich knüpfenden Probleme sind die Thätigkeit der Bundesbehörden und die Bestrebungen des Reichstags unausgesetzt gerichtet. Wer bedenkt, welche unsaglichen Schwierigkeiten jahrhundertlang bestehende Gewohnheiten und Rechtsverhältnisse in den Einzelstaaten auf diesem Gebiete dem Ausbau der Verfassung im Wege der Gesetzgebung entgegenstellten, kann dem bereits Geleisteten wie der Größe des gesteckten Zieles gerechte Anerkennung nicht vorenthalten. Auch über die Grenzen des Bundesstaats hinaus hat sich die Fürsorge des Bundes für seine Angehörigen erstreckt. Zum Schutze der Auswanderung entfaltet die Bundesverwaltung eine wirksame Thätigkeit, auch ist sie im Einverständnis mit dem Reichstage an eine bezügliche Gesetzgebung bereits herangetreten. Ein Vertrag des Norddeutschen Bundes mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat ferner in einer überaus liberalen Weise die Verhältnisse derjenigen Personen geregelt, welche sich durch Auswanderung der Militärdienstpflicht entzogen haben und nach Erwerb des nordamerikanischen Bürgerrechts in das Bundesgebiet zurückkehren.

Die bedeutsamste legislatorische Leistung muß in der eben (Juni 1869) rechtskräftig gewordenen Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund erkannt werden. Die aus dem gemeinsamen Indigenat erwachsenden Rechte erhalten durch sie erst ihren vollen realen Werth. Es war keine leichte Aufgabe, in dem vielstaatigen Gebiete des Bundes ohne Verletzung wohlverworbener und gesetzlich geschützter Rechte dem erst in unsern Tagen zur Leberdigen Erkenntniß gelangten Grundsatz Geltung zu verschaffen, daß der Staat jedes seiner Glieder das Recht zu sichern habe, seine geistigen und körperlichen Kräfte zu Zwecken des Erwerbes frei und unbehindert zu verwerthen. Manches ehedem lebenskräftige Glied der verschiedenen staatlichen Organismen mußte abgelöst, manche Institution hinweggeräumt werden, die unter den Verhältnissen früherer Jahrhunderte segensreich gewirkt hatte. Indem einerseits den Zünften und Innungen jedes zum Nachtheil dritt bestehende ausschließliche Recht genommen, das Princip freier Concurrenz gewährleistet, indem wo nur immer möglich der Zwang, die Arbeitsbefähigung nachzuweisen, Autorisationen und Concessionen zu erwerben, hinweggeräumt wurde, galt es gleichzeitig durch Berufsgemeinschaft Verbundenen das Recht zu freier Vereinigung innerhalb d

staatlichen Organisation nicht zu verkümmern und solchen genossenschaftlichen Verbänden geistlichen Schutz zu gewähren. Indem man die Verpflichtung zum Befähigungsnachweise dem Staate und der Gemeinde gegenüber aufhob, hielt man die Möglichkeit dazu aufrecht; indem man den Beitrittszwang zu Unterstützungskassen u. dgl. theils hinweghob, theils modificirte, ließ man den staatlichen Rechtsschutz für solche Klassen bestehen. Auf der Grundlage voller Gleichberechtigung regelt das Gesetz, unsern modernen Anschauungen durchaus entsprechend, das Verhältniß zwischen selbständigen Gewerbetreibenden und ihren Gehülfen und Lehrlingen, zwischen gewerblichen Unternehmern und ihren Arbeitern. Es ist eine beachtenswerthe Erscheinung, wie sich gerade auf diesem Gebiete die Reform der Revolution überlegen gezeigt hat. Preußen war, als das Jahr 1848 hereinbrach, im Besitze einer den damaligen Verhältnissen gegenüber sehr freisinnigen Gewerbegesetzgebung, die es aus der Zeit seines Aufschwunges hinübergerettet hatte. Die Revolution räumte dieselbe hinweg; „sie wollt' es anders haben“. Die Jahre des Stillstandes vermochten eine nachhaltige Reaction zum Bessern nicht herbeizuführen, erst die Bundesgesetzgebung hat den wieder angehängten Jopfreß sammt der Wurzel beseitigt. Außer Nordamerika dürfte zur Zeit kein Staat der freien Gewerbsthätigkeit das Feld in gleicher Weise geöfnet haben wie der Norddeutsche Bund. Die Forderungen des Socialismus hat er mit derjenigen Waffe bekämpft, die den Sieg am zuverlässigsten sicherte, mit der Waffe der Freiheit.

Das bereits seit dem 27. März 1867 in Preußen bestehende Gesetz über die rechtliche Stellung der auf Selbsthülfe beruhenden Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften wurde mit sehr erheblichen Verbesserungen, namentlich unter Milderung der Gefahren der Solidarhaft, auf den Bund übertragen und dadurch seinem ganzen Gebiete die Möglichkeit gewährt, die Freiheit der Association nutzbringend zu verwerthen und gegen die Allmacht des Kapitals ein naturgemäßes Gegengewicht zu schaffen.

In ebenso besonnener wie freisinniger Weise ist die Gesetzgebung bei Aufhebung der Schuldhast vorgeschritten und hat damit einen der letzten Reste aus der Zeit der Leibeigenschaft hinweggehoben, an dem die Mehrzahl der Culturstaaten bis in die neueste Zeit hinein festgehalten hat. Soweit die Schuldhast mit der Schuldnechtschaft zusammenfällt, soweit sie als directes Executionsmittel die Beschlagnahme der Person nach Analogie einer verpfändeten Sache vollzieht, ist sie gänzlich aufgehoben. In Fällen aber, in denen sie nur als indirectes Zwangsmittel ausschließlich zur wirklichen Erreichung gesetzlich berechtigter und möglicher Zwecke dient, ist sie vorläufig noch beibehalten worden, jedoch mit der Maßgabe, daß die Freiheitsentziehung nur vorübergehend erfolgt und sofort endet, sobald der Schuldner sein Vermögen manifestirt oder herbeischafft. Wenn, wie in Aussicht genommen, auch eine gemeinsame Civilgesetzgebung in den Bereich der Bundescompetenz gezogen sein wird, steht eine weitere Beschränkung der Fälle, in welchen die Schuldhast noch zulässig, mit Gewißheit zu erwarten.

Belangreicher noch und den socialen und wirthschaftlichen Anschauungen unserer Zeit durchaus entsprechend ist das Gesetz über Aufhebung der Zinsbeschränkungen. Das Recht der freien Vereinbarung wird dadurch in seiner Integrität wiederhergestellt, der Credit auf gesunde Basen zurückgeführt und durch Aufhebung der Wuchergesetze der Immoralität des versteckten Wuchers gesteuert. Zum Vortheil der Gläubiger wird dem kleinen Kapital das gleiche Recht gewährt, dessen das größere durch die Freiheit des Wechselbiscotts und des Hypothekenankaufs unter Kapitalverlust ohnedies bereits theilhaftig war. Demjenigen aber, den die Noth oder der Speculationsdrang dahin geführt, sich zu höhern als den bei solidem Credit üblichen Zinsen zu verpflichten, ist das unausschließbare Recht ertheilt, nach einer mäßigen Frist sein Darlehn halbjährig zu kündigen.

Zu diesen Acten einer theils den nationalen Gedanken verkörpernden, die gereiften

Ideen unserer Zeit mit kühner Hand realisirenden Gesetzgebung trat eine Reihe specieller Gesetzeserlasse, die dem jungen Staatswesen nicht minder zum Ruhme gereichen. So das Gesetz über die Aufhebung der Spielbanken, das Deutschland von einer Institution befreite, die es zum Ablagerungsort einer der schmutzigsten socialen Schichten des Auslandes machte, deren Beseitigung aber ohne einen gründlichen Bruch mit dem Particularismus nie zu ermöglichen gewesen wäre. So ferner die Begleichung einer alten nationalen Ehrenschild durch Bewilligung von Pensionen an die Offiziere der schleswig-holsteinischen Armee von 1848/50.

Ganz besonders hat sich der Bund fruchtbar erwiesen in der Erleichterung des Verkehrs. Die Einschränkung des Postzwanges und die sehr erhebliche Ermäßigung des Portos unter Feststellung einer Einheitstaxe innerhalb ganz Norddeutschlands, die verträgsmäßige Herbeiführung analoger Verhältnisse für den Verkehr mit den süddeutschen Staaten und der ungarisch-österreichischen Monarchie, eine ganze Reihe ähnlicher Verträge mit andern Staaten, die Aufhebung des Salzmonopols, die Einführung des metrischen Maßes und Gewichts im gesammten Bundesgebiet — dies und vieles andere zählt dahin. Gedenken wir schließlich noch der Errichtung eines obersten Bundesgerichtshofes für Handelsfachen und des im nationalen Sinne nicht hoch genug zu schätzenden Vertrags mit Baden, der es in die Wahl der beiderseitigen Landesangehörigen stellt, im Norddeutschen Bunde, in Südhessen oder in Baden ihrer Wehrpflicht zu genügen.

Angeichts solcher Leistungen, deren legislatorische Grundlagen sich stets ohne die geringste Friction in das praktische Volks- und Staatsleben übertragen haben, kann an der Lebenskraft des neugeschaffenen Staatswesens kein Zweifel mehr walten. Selten oder nie hat irgendeinem Staate eine gleich kurze Frist genügt, gleich Bedeutendes ins Leben zu rufen. Die Verfassung des Bundes gibt in den Früchten, die sie trägt, den überzeugendsten Beweis von dem praktischen staatsmännischen Geiste und den großen Gesichtspunkten, die ihre Gründer leiteten. Wie hätte je ein föderales Staatswesen, sei es der alte Bund, sei es ein auf dem kaiserlichen Reformproject von 1863 errichteter neuer Bund, sich zu ähnlichen Leistungen aufschwingen können? Ohne eine unmittelbare, mit entscheidenden Befugnissen ausgestattete Volksrepräsentation, ohne das Recht directer Gesetzgebung, ohne eine mit ausreichenden Befugnissen ausgestattete höchste Regierungsgewalt waren sie unmöglich. Bei jeder föderalistischen Gestaltung Deutschlands würde die Nation nach wie vor alles von den Einzelstaaten erwartet haben, während heute selbst das mächtige Preußen seine kühnsten Hoffnungen auf den Bund setzt.

Wie durch seine Machtstellung nach außen, erweist sich der Norddeutsche Bund auch durch das, was er auf allen ihm zugewiesenen Gebieten der Gesetzgebung und Verwaltung geleistet hat, bereits als ein Staatswesen, dessen Wirkungssphäre keineswegs durch die Mainlinie begrenzt wird. In der Mehrtheit seiner Schritte hat er den süddeutschen Staaten als Vorbild gebient; von einer unabweißbaren Macht gezogen, sind sie seiner Gesetzgebung gefolgt, selten freiheitlichere Wege gewandelt. Dennoch beherrscht das Widerstreben gegen den Eintritt in den Bund Baiern und Württemberg noch in hohem Maße.

Indem wir ihre Gründe in Erwägung ziehen, wenden wir uns der zweiten der Fragen zu, die wir uns weiter oben gestellt haben.

Durchschlagende, triftige Gründe sind nicht leicht zu erfinden, an Phrasen aber fehlt es in den verschiedenen Parteiprogrammen keineswegs. Man spricht vor allem und zwar in den maßgebenden Regierungskreisen zumeist von der Selbständigkeit Baierns, von der Autonomie Württembergs. Was heißt das? Hat, um zunächst den internationalen Gesichtspunkt ins Auge zu fassen, eine nur gebuldete staatliche Existenz, zu deren Wahrung es an innerer Kraft fehlt, die sich nur auf die Schaukellkünste der Diplomatie verlassen kann, einen höhern Werth als der deutsche Nationalstaat? In dem Bochen auf

die Freiheit der Entschliefungen in großen europäischen Krisen, eine Freiheit, die vor dem Forum der Ehre infolge der Schutz- und Trugbündnisse schon nicht mehr existirt, ist nichts anderes zu erkennen, als das Bestreben sich die Möglichkeit offen zu halten, noch einmal mit dem Auslande gegen Deutschland zu kämpfen, wenn sich Norddeutschland nicht zu einem neuen Vertrage von Nid entschließen und damit die Aussicht auf ein endliches einiges Deutschland preisgeben sollte. Oder will man im kritischen Moment nur einen Einfluß auf die Politik des Norddeutschen Bundes üben, dessen Entschliefungen dem eigenen Interesse gemäß leiten? Dann müßte Norddeutschland die Freiheit der Bewegung opfern, in der seine Großmachtstellung vorwiegend ruht, sich selbst negiren und Baiern und Württemberg zu Liebe sich zum alten Bunde degradiren. Diese Hoffnung ist eitel! Wie es das schwächere Preußen im Jahre 1866 gethan, wird der Norddeutsche Bund jenen Staaten zurufen: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich!“ Ein Pactiren ist unmöglich geworden; der neue Bundesstaat wird nie daran denken, um Bundesgenossen in Deutschland zu werben, wie etwa um solche im Auslande. Auch nach Herstellung eines Südbundes würde sich dies Verhältniß nicht ändern. Ein solcher Bund ist überhaupt nur allenfalls noch als eine äußere Form denkbar, um den Anschluß an den Nordbund zu vermitteln, als selbständiges internationales Staatswesen ist er längst unmöglich geworden. Baden und Hessen sind zu Preußen in Beziehungen getreten, die den Beitritt zu einem Südbunde mit internationaler Selbständigkeit vollständig ausschließen. Außerdem widerstreben die Bevölkerungen dieser beiden Staaten gegen einen solchen Bund, der nach des bairischen Ministerpräsidenten eigenen Worten die Kluft zwischen dem Norden und Süden nur vertiefen würde. Ein auf Baiern und Württemberg beschränkter Bund würde aber absolut der Lächerlichkeit verfallen; er könnte nichts anderes bedeuten als eine Unterordnung des letztern unter das erstere. Tres faciunt collegiam — wer wäre der dritte im Bunde?

Aber Oesterreich, heißt es, ohne Oesterreich keine Verbindung mit dem Norden! Will man Sadowa ungeschehen machen, das Jahr 1866 und alles was ihm gefolgt aus der Weltgeschichte streichen? Und hat die These Berechtigung: lieber kein Deutschland als ein Deutschland ohne die sieben Millionen Nationalitätsgenossen in Oesterreich? Wer in Paris erklärte, lieber kein Frankreich, lieber eine Auflösung in souveräne Provinzen als ein Frankreich ohne die Franzosen in Belgien und der Schweiz, würde kaum etwas Paradoxeres aufstellen. Und was hätte der Süden von Oesterreich zu erwarten, wollte er — selbst um den Preis einer dauernden Zerreißung Deutschlands — dort seine Anlehnung nehmen? Würde nicht die alte Politik Maria Theresia's und Joseph's II., deren Gefahren nur durch Friedrich II. abgewandt wurden, aufs neue erwachen und würden nicht ähnliche Bestrebungen des wiener Cabinets in der diesseit der Leitha herrschenden Eifersucht auf Ungarn reiche Nahrung finden? Und hat man 1866 vergessen? Was hat Oesterreich für seine süddeutschen Verbündeten gethan? Es hat sie preisgegeben und mehr noch, es hat in Baiern Gebietsentschädigungen gesucht.

In Wahrheit, alle Gründe, die vom Standpunkt der großen Politik gegen den Eintritt in den Norddeutschen Bund geltend gemacht werden, sind hinsüßlicher, wenn nicht amnationaler oder gar unsittlicher Natur. Aber die andern Gründe?

Man klagt über die Lasten, die der Norddeutsche Bund auferlegt, man will dem preußischen „Militarismus“ nicht verfallen. Die Lasten, die Norddeutschland trägt, sind allerdings schwerer, als die der an allgemeinem Wohlstand mindestens gleichstehende Süden sich auferlegt hat. Norddeutschland sorgt allein für eine deutsche Flotte — hat der Süden ein Recht sich von dieser nationalen Pflicht zu emancipiren? Norddeutschland bringt große, aber zur Zeit unerläßliche Opfer, um als Großmacht den Großmächten gewachsen zu sein und Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit zu sichern. Hat der Süden

geringere Pflichten, ist ihm das höchste Gut der Nation weniger werth? Oder wohnt ihm das bessere Urtheil bei, um darüber zu entscheiden, daß dieselben Zwecke mit geringern Anstrengungen zu erreichen seien? Ist seine Bevölkerung an kriegerischen Tugenden so viel reicher, um behaupten zu können, daß sie bei kürzerer Dienstzeit und geringerer Friedenspräsenz Gleiches leisten würde? Oder ist der Schwächere und Gefährdete, der sich durch heiligen Vertrag mit dem Mächtigen, der ihm als großmüthiger Sieger gegenübertrat, zu Schutz und Trutz verband, nicht wenigstens zu verhältnißmäßig gleichen Anstrengungen verpflichtet?

Anderer Lasten aber als die für seine Wehrhaftigkeit und für seine internationale Vertretung hat der Norddeutsche Bund nicht zu tragen; die großen Verkehrsanstalten erhalten sich selbst und liefern noch Ertrag. Die Kosten für Armee und Flotte aber werden sich, wie Moltke einst im Reichstage sagte, erst dann vermindern, wenn im Herzen Europas eine einheitliche Macht erwachsen, die der Welt das Gesetz des Friedens aufzuerlegen vermag. Dies zu verwirklichen liegt in des Südens Hand. Einmal in einen festen Bundesstaat zusammengeschweißt, hat Deutschland keinen Feind mehr zu fürchten. In allen rein europäischen Krisen würde es im Kriege, also auch im Frieden das entscheidende Wort zu reden haben.

Welche Gründe hat man sonst? Welche Opfer, welche Gefahren fürchten Baiern und Württemberg im Gebiete des innern Staatslebens? Wer, wie wir es versucht haben, die norddeutsche Bundesverfassung unbefangen prüft, wird ihr am wenigsten den Vorwurf machen, daß sie den Einzelstaaten zu wenig Selbständigkeit lasse. Sie sinnt überhaupt keinem der kleinern Staaten einen Verzicht auf sein Selbstbestimmungsrecht an, der nicht auch dem Großstaate Preußen auferlegt wäre. Das Uebergewicht der preussischen Stimmen im Bundesrathe ist weder geeignet, die Bundesgewalt zu Uebergriffen über die verfassungsmäßige Kompetenz zu befähigen, noch auch unliebsame preussische Staatsrichtungen auf den Bund zu übertragen. Waltete selbst in Preußens Regierung die Tendenz einer finstern, gegen die Forderungen der Zeit und des nationalen Geistes blind ankämpfenden Reaction, sie würde es — auch wenn die Kompetenz des Bundes erheblich weiter bemessen wäre, als sie es in Wirklichkeit ist — nie und nimmer vermögen, sich der freiheitlichen Entwicklung der Einzelstaaten zu widersetzen, ihre Institutionen und Volksrechte zu gefährden. Nur auf dem Wege des Gesetzes kann ein Zwang gegen die Einzelstaaten geübt werden, kein Gesetz aber kann zu Stande kommen ohne die Mitwirkung des aus freien und allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Reichstags. Mag nun das preussische Volk immerhin die Mehrheit in diesem Reichstage bilden, so ist doch unverkennbar, daß in diesem Volke das nationale Bewußtsein Wurzel geschlagen wie in dem keines andern deutschen Staates, und daß es an Sinn für gesetzliche Freiheit und fortschrittliche Entwicklung hinter keinem Volke Europas zurücksteht. Wem die Erscheinungen, die der norddeutsche Reichstag in dieser Beziehung aufweist, nicht genügen, der blicke zurück auf das preussische Abgeordnetenhaus vor 1866. Eine reactionäre preussische Regierung könnte höchstens eine Fortentwicklung der Bundesinstitutionen durch ihr Veto zeitweilig hemmen, nie und nimmer aber eine Reaction ermöglichen. Im Falle eines Stillstandes der Bundesgesetzgebung auf dem betretenen liberalen Wege würde, wie wir dies bei Betrachtung der Verfassung gesehen haben, nichts die Einzelstaaten behindern, durch ihre Particulargesetzgebung dem Bunde vorauszuweilen.

Wie die Dinge gegenwärtig liegen, ist überdies auch die Kompetenz des Bundes so bemessen, daß er die innere Entwicklung der Einzelstaaten nicht antasten kann, am allerwenigsten im freiheitsfeindlichen Sinne. Staaten wie Mecklenburg, die noch an überlebten Institutionen festhalten, mögen allerdings einen gewissen moralischen Zwang fühlen, wenn der Bund Gesetze erläßt, die mit der ihr inneres Staatswesen beherrschenden Richtung

dissharmoniren, wie dies in den jüngsten Tagen durch Veräußerung des großen Grundrechts der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Gleichheit aller Confessionen geschehen ist. Politisch vorgeschrittene Staaten aber haben vom Bunde nichts zu fürchten. Die Grenze seiner Competenz ist nicht so weit gesteckt und wird nie so weit gesteckt werden, um die wirklich berechtigten Eigenartigkeiten ihres innern Lebens zerstören zu können. Der erste Blick auf die Verfassung hat uns gezeigt, daß das gesammte Verwaltungswesen, insbesondere das communale Leben, daß Kirchen- und Schulfragen der Particularentwicklung der Einzelstaaten frei überlassen sind.

Es ist darum eine eitle Phrase, wenn im Süden gewisse Erscheinungen des innern Staatslebens Preußens zum Vorwande genommen werden, um den Particularismus mit dem Liberalismus zu beschönigen. Wie sollten Gesetzgebung und Verwaltung des Norddeutschen Bundes von den Kämpfen nachtheilig berührt werden können, die im Innern Preußens um Unabhängigkeit des niedern und mittlern Unterrichts vom Confessionalismus, um Abschüttelung der geringen Beschränkungen, welche Stein's große Schöpfung, die Städteordnung, der Autonomie der Gemeinden noch auferlegte, geführt werden? Was hat es mit dem Bunde gemein, wenn das preussische Herrenhaus in einer Weise constituirte ist, die der innern Entwicklung des Staates Fesseln anlegt? Der Bund ist von preussischer Gesetzgebung vollständig unabhängig, diese aber steht mehr als die jedes andern Einzelstaates unter der moralischen Wirkung des freiheitlichen Geistes, der die Bundesgesetzgebung durchleuchtet. Wenn irgendeine Rückwirkung von Preußen auf den Bund stattfindet, so ist es die, daß es in den Reichstag politische Männer sendet, die im Kampfe um die in Preußen zu lösenden Probleme erstarbt sind und einen echt staatsmännischen Geist hineinbringen. Das vielgebrauchte Wort von der Borussificirung Deutschlands ist in allen Angelegenheiten der innern Politik eine schmachvolle Lüge. Ehedem, als der alte Bund noch bestand, war Preußen allerdings in der Lage, reactionäre Strömungen in seinem Innern auf Deutschland zurückwirken zu lassen; seit die Verfassung des Norddeutschen Bundes existirt, kann Preußen das Gewicht seines Einflusses nur im Sinne der Freiheit und des Fortschrittes zur Geltung bringen.

Wir haben es schließlich nur noch mit Einem Moment zu thun, das von den Gegnern des Norddeutschen Bundes leider im reichsten Maße ausgebeutet wird — dem confessionellen. Dasselbe hat in unsern Augen absolut keine Berechtigung. Die Thatsache der Kirchenspaltung ist nicht hinwegzuheben; will Deutschland sich nach dem religiösen Bekenntniß gliedern, dann ist eine nationale Einigung unmöglich. Daß aber die Institutionen des Norddeutschen Bundes speciell darum, weil Preußen die Führung hat, den Katholiken Süddeutschlands nicht annehmbar seien, wird durch nichts begründet. Gewährt selbst die Verfassung Preußen einen Einfluß auf die confessionellen Angelegenheiten der mit ihm verbündeten Staaten — was sie nicht thut —, so würde selbst darin eine Gefahr nicht zu erkennen sein. Wenn irgendeine Macht den Beruf erweisen hat, Bevölkerungen verschiedenen Bekenntnisses in voller Gleichberechtigung staatlich zu einigen, so ist es gerade Preußen. Kein Staat hat der katholischen Kirche eine größere Freiheit der Bewegung gewährt. Zu dieser Freiheit tritt noch eine rücksichtsvolle Schonung, von der das moderne Oesterreich nichts weiß. Dennoch ist es gerade der Ultramontanismus, der den Anschluß an den Norden am lebhaftesten bekämpft und dabei in seinen Mitteln am wenigsten wählerisch ist. *) So heftig der Kampf ist, um so weniger

*) Wir vermeiden es, auf diesen Punkt näher einzugehen, wollen aber dem Leser an einem Beispiel zeigen, wie die clerikale Partei im Süden agitirt. Als in diesem Frühling die französisch-belgischen Differenzen von der kriegeslustigen officiösen Presse von Paris zum Vorwande der maßlosesten

gefährlich ist er. Die Politik des Ultramontanismus ist nicht allein gegen den Norddeutschen Bund, sie ist gegen den Staat überhaupt, als die mächtigste Schutzwehr bürgerlicher Freiheit, gerichtet. Die Zeit wird sie überwinden. Der Ultramontanismus ist auf die letzten Positionen zurückgedrängt; was heute in den süddeutschen Staaten zu Tage tritt, ist nur ein schwaches Nachspiel des alten die Geschichte vieler Jahrhunderte erfüllenden Kampfes, des Kampfes der römischen Kirche gegen den deutschen Staat. Der große Sieg in diesem Kampfe wurde durch die Errichtung des Norddeutschen Bundes endgültig entschieden.

Wir betrachten die Aufgabe, die wir uns bei der vorliegenden Arbeit gestellt, als erfüllt, wenn es uns gelungen ist, die Ueberzeugung zu fördern, daß das große nationale Staatsgebilde, in dem 30 Mill. Deutsche in Kraft und Freiheit als geeinigt dastehen, kein Werk des Zufalls, sondern aus dem geschichtlichen Entwickelungsgange Deutschlands naturgemäß erwachsen ist, daß ihm die Kraft bewohnt, Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit gegen jeden Angriff zu schützen, daß seine Verfassung dem nationalen Bedürfnis und dem Geiste der Zeit entspricht, und daß sie nichts enthält, was die noch außerhalb stehende Minderheit berechtigt, auf ihrer Sonderstellung zu beharren. Ist dies der Fall, dann ist die Vollendung des Werkes nur eine Frage der Zeit. Es ist weise und gerecht, wenn die Politik der neuerstandenen nationalen Großmacht den Gang der Dinge nicht überstürzt, wenn sie es vermeidet, eine Frucht, die, wie erst vor einigen Monaten ein britischer Staatsmann voraussagte, in wenigen Jahren von selbst reifen muß, vorzeitig zu brechen. Nicht minder weise ist es aber, wenn alle Transactionen vermieden werden, wenn nicht dem dynastischen Particularismus Concessionen gemacht werden, die das an sich schon vielgestaltige Staatswesen noch weiter compliciren würden. Kein neuer Föderalismus darf sich über dem bundesstaatlichen Verhältniß erheben. Mag der Anschluß immerhin allmählich vollzogen werden, so darf innerhalb der gewählten Grenzen doch

Verdächtigungen gegen Preußen benutzt wurden, wagte der münchener „Volkshote“, das anerkannte Organ der ultramontanen Partei Baierns (die sich selbst die „patriotische“ nennt), einen Artikel zu bringen, den die keineswegs preußenfreundliche „Augsburger Abendzeitung“ wie folgt analysirt: „Der „Volkshote“ beginnt mit folgendem Triumphgeheul: „Der politische Himmel umwälzt sich; die Rache für Sadowa ist im Anzuge. Es müßte alles täuschen, wenn dem nicht wäre, wenn das Blut unserer in zehn Mordschlachten von Preußen und seinen welfschen Verbündeten erschlagenen Brüder, wenn die Gebeine Tausender, die wir die Unsern nannten im Leben, die Unsern nennen im Tode, die auf zehn Schlachtfeldern bleichen, wenn das Jahr 1866 und all das Unrecht und all der Verrath und all die Noth und das Elend dieses und der folgenden Jahre nicht bald fürchtbar gesühnt würden. . . Die Rache ist nahe, die Sühne kommt, die Nemesis rüftet sich zum Aufbruch, die ewige Gerechtigkeit hebt die schwerbewaffnete Horde zum Schläge, und das ist gut; alles ist gut, was gerecht ist, auch Kriege, die um das Recht geführt werden.“ Dann weiter: „Das brutale Vorussenthum muß gebeugt, das muß gebrochen werden, ehe es wieder Friede wird in Europa, es kann Europa nicht zur Ruhe kommen, wenn Preußen, der Friedensförderer, nicht gedemüthigt, nicht unschädlich gemacht wird. Dazu aber, scheint es, rüftet sich Europa, Preußen zu demüthigen.“ Der „Volkshote“ zerschmilzt dann Bewunderung vor dem „größten Staatsmanne“, nämlich vor Napoleon, weil dieser sich ansah im Bunde mit Italien und mit Oesterreich, das „für Sadowa Rache sinnt“, Preußen, das isolirt zu zerschmettern. „Preußen hat“ — so ruft der „Volkshote“ aus — „keinen Freund, nur Feinde“ — und das bitten wir besonders zu beachten: — unzuverlässige, weil gezwungene Bundesgenossen. Nur wir allein sind treu geblieben, weil wir mußten, wenigstens bis es zum Schluß oder vielmehr bis zum Geschlagenwerden kommt.“ Die Gesinnungs-Prostitution, die sich in dieser Auslassung so drastisch ausspricht, ist kaum von irgendeiner Seite zu einem so kräftigen Ausdruck gelangt. Selbst die Leistungen der nächsten Bundesgenossen der bairischen Ultramontanen, „Volkspartei“ in Schwaben und der derselben gesinnungsverwandten Elemente im Norden, werden dadurch in den Schatten gestellt.“

nie auf eine gemeinsame höchste Bundesgewalt, auf eine gemeinsame Volksvertretung, auf eine gemeinsame, allen Landesgesetzen vorgehende Gesetzgebung Verzicht geleistet werden. Der durch das Zollparlament vorgezeichnete Weg ist der allein richtige, der einzige, den Norddeutschland gehen kann und gehen darf. Beharrt seine Präsidialgewalt auf diesem bereits wiederholt ausgesprochenen Princip, so schneidet sie dem dynastischen Particularismus die Möglichkeit ab, sich der unabweisbaren Forderung nationaler Einigung durch föderalistische Scheinconcessionen zu entziehen. Die heute noch im Süden zu Tage tretenden antinationalen Tendenzen sind, wie schon ihre krankhaften Kundgebungen zeigen, ephemerer Natur. Je mehr sich der Norddeutsche Bund entwickelt und kräftigt, um so mehr wird jenseit des Rhains die Ueberzeugung durchdringen, daß dort für die Aufrechterhaltung einer internationalen Machtstellung der Einzelstaaten alle realen Grundlagen fehlen, und daß das Rad der Geschichte zermalmend über diejenigen hinweggehen würde, die ihm die natürlichen Bahnen verlegen wollten. Den gebührenden Einfluß auf die große Politik können die Südstaaten nur durch den Eintritt in den deutschen Bundesstaat zurückgewinnen; solange sie zögern, bleibt ihnen in kritischen Momenten nur die Wahl, den aus den Schutz- und Truppbündnissen erwachsenden Verpflichtungen gleich willenslosen Vasallen zu genügen, oder durch den Bruch dieser Verträge die Treue zu verletzen. Als Großmacht und Nationalstaat kann der Norddeutsche Bund den Südstaaten keinen Anspruch auf internationale Machtstellung mehr zugestehen; für ihre berechtigte Fortexistenz als Staaten aber kann denselben nirgends eine höhere Garantie geboten werden, als sie des schirmende Dach des Bundes gewähren wird. Am freien Willen des Südens hängt einzig die Entscheidung. Souveränen Staaten kann niemand das Recht bestreiten, auf einen Theil ihrer Souveränität zu Gunsten eines nationalen Ganzen zu verzichten. Kein solches Recht wird dadurch verletzt. Daß aber keine fremde Gewalt Deutschland hindern kann, sich nach freiem Willen zu einigen — vermag nur der Feigling zu bestreiten.

Heinrich Blantenburg.

Herat und die mittelasiatische Frage.

Von Hermann Vamberg.

Von Herat zu reden, gilt in den Augen der neuen politischen Schule angloindischer Staatsmänner längst nicht mehr für zeitgemäß, für höchst unfruchtbar. Man will damit die Politik der Lord Auckland'schen Epoche als beschränkt verurtheilen, um den neuern sogenannten Gleichgültigkeitsansichten einen desto größern Glanz zu verleihen. Herat das Thor Mittelasiens zu nennen, ist geradezu schon gefährlich geworden. Ich wage es dennoch, den alten Sitz des prächtigen und wissenschaftliebenden Hussein-Mirza-Beiters mit diesem Epitheton zu bezeichnen, und zwar ganz einfach aus der persönlichen Erfahrung und der factischen Evidenz, daß die Stadt am Heri-Rud sowol einerseits gegen die Drusgestade zu das eigentliche Hauptthor zur Vorhalle Turkestans, wie ich die nördliche Kette des Parapamirgebirges und die Chanate von Meimene und Andchoi nenne, als auch andererseits wieder die eigentliche Pforte zum Vorhause Indiens, worunter ich Afghanistan verstehe, bildet. Wer auf dem Wege von oder nach Buchara Herat passirt hat, wird dies übrigens am besten selbst wahrnehmen müssen. Auf der Straße von Nord nach Süd wird man auf der Station Kaiser nach Meimene zu das immer mehr und mehr sich erhebende Hügelgebirge bemerken; am Murgab angelangt, hat man schon hohe Berge vor sich; im Kale-Norad es schon steile Felsenwände und mehr als 8000 Fuß hohe Bergrücken, auf denen

selbst in der Mitte des Sommers Schnee zu finden ist, die dem Reisenden den Weg ver-rammeln. Ich werde niemals jenen schrecklichen Abend vergessen, den ich auf dieser Höhe erlebte, wo ich im September einen 8 Fuß hohen vorjährigen Schnee fand. Die Senkung ist eine ebenso rasche, und wenn man vom Fuße der erwähnten Gebirge aus die in einer üppigen Ebene gelegene Stadt und Umgegend Herats betrachtet, welche sich, durch den gigantischen natürlichen Schirm vor den nordischen Winden geschützt, eines sehr milden Klimas erfreut, so wird man mit den Eingeborenen gern übereinstimmen, wenn sie sagen, daß Gott Herat zum passenden Ruheorte auserkoren, sowol für jene, die den Beschwerden des heißen Indiens, als auch für solche, die den Qualen des rauhen Turkestan entgegenstehen.

Wohl habe ich gehört, daß Furcht vor den Salarturkomanen die mittelasiatische Straße über diese steile Berge geschaffen hat, und daß man von Meimene gen Westen Herat leichter und rascher erreichen könne. Doch haben wir auffallenderweise über diese Straße gar keine geschichtlichen Daten, denn selbst in den vergangenen Jahrhunderten, wie uns Kerbanseraitrüinen zur Genüge beweisen, hat sich die Straße in ihrer heutigen Richtung hingezogen.

Herat ist aber nicht nur ein von Natur geschaffener Ruheort, sondern auch immer ein mächtiges Emporium für die Handelsverhältnisse Persiens und Indiens gewesen. Wenn die Thore Herats geschlossen sind, dann stockt der Handel am Indus, in Buchara und in Ispahan. Merb zu passiren, ist nicht nur wegen der räuberischen Turkomanen, sondern auch wegen der wasserlosen Steppen unmöglich, oder doch höchst unangenehm, und ich kann es ganz gut begreifen, wie zur Zeit der letzten Belagerung Herats durch Dost-Mohammed Karavanan lieber eine zweijährige Contumaz in Mesched aushielten, als mit Umgehung Herats eine andere Straße wählten.

Wie sehr sich auch daher die früher erwähnten neuen Diplomaten der angloindischen Schule in Kalkutta sowol als auch in London gegen die Annahme dieser Thatfache sträuben, dennoch haben die Orientalen von jeher diese Stadt in der von uns bezeichneten Eigenschaft gekannt; sie haben ihre Wichtigkeit vollkommen eingesehen, und wie sehr sich die Nachbarstaaten um deren Besitz bewarben, beweisen die mehr als 50 Belagerungen am besten, welche Herat auszustehen hatte, Belagerungen, die nicht so sehr des reichen Bodens der Umgebung halber, als wegen der Eroberungsgelüste, die sich theils auf Indien, theils auf Mittelasien bezogen, stattfanden. Mit Ausnahme Baber's haben fast alle Eroberer Indiens und Transoxaniens auf Herat ein großes Gewicht gelegt; in ähnlichem Sinne bildet es auch heute den Erisapfel zwischen Persien und Afghanistan unmittelbar, oder besser gesagt zwischen Rußland und England mittelbar.

Es darf daher niemand wundernehmen, wenn Rußland, das in Asien ganz orientalisches ist, was die Wichtigkeit Herats betrifft, mit den Orientalen eine gleiche Ansicht theilt. Die Kämpfe unter Mehemed-Schah, unter dessen Führung sich russische Genieoffiziere thatsächlich an der Belagerung betheiligten, liegen unsern Blicken zu nahe, als daß eine Recapitulation der Begebenheiten nothwendig wäre. Man hat sich seitdem an den Ufern der Newa für die Stadt am Peri ununterbrochen interessiert; vor 1840 hatten sich die russischen Linienfahrtschiffe in den südlichen Gewässern des Kaspiischen Sees nicht ganz zu Hause gefühlt; heute hat man in Aschuraba schon festen Fuß gefaßt, besoldete turkmanische Häuptlinge haben nicht nur unter den Somuts, sondern auch unter den Gölles der russischen Propaganda ziemlich den Weg gebahnt. Der russische Consul in Astrachan schickt Geschenke an die turkmanischen Häuptlinge Kabuschaur ebenso wie an die Gräbarte der Scheiche der Teketurkomanen. Und sollten der vorbereiteten Propaganda bewaffnete Belege der Kosadenottmien folgen müssen, so werden unsere sich weise dünkende englischen Diplomaten nicht genug staunen können, in welcher kurzer Zeit sich eine

Astrabad ans Land gesetzte russische Truppenabtheilung den Nordrand Persiens entlang nach Herat begeben kann. Man rechnet gewöhnlich von Astrabad nach Mesched etwas mehr als 60 geographische Meilen, welche durch eine fruchtbare Gegend in 8—10 Tagen ganz bequem zurückgelegt werden können, sodas selbst eine Armee von mehr als 30000 Mann, was ihre Verpflegung betrifft, nicht in Verlegenheit zu kommen braucht. Von Mesched nach Herat geht eine Karavane in 10 Tagen, eine Armee legt den Weg in 8 Tagen zurück; an Wasser und Futter für die Thiere fehlt es auch hier nicht, und nur die sehr unzuverlässige Bevölkerung, da es die Hauptstraße turkomanischer Einfälle bildet, könnte dazu nöthigen, daß man von Dscham oder Meschedi-No auf 2—3 Tage Proviant mitnähme. Eine reguläre Truppe kann demnach, selbst wenn turkomanische Räuberhorden sie gefährden sollten, in höchstens 20 Tagen vom Bord russischer Schiffe nach Herat versetzt werden. Hierbei ist die Verpflegung mit weniger Strapazen verbunden als auf jeder andern Straße Mittelasiens.

Nach dem hier Gesagten wird es wahrscheinlich niemand befremden, daß die russische Diplomatie, den Gedankenlauf ihrer englischen Collegen nicht theilend, Herat, diese eigentliche Pforte Mittelasiens, einerseits als Vorwerk der am Ufer des Indus zu bekämpfenden Schwierigkeiten betrachtet, andererseits als sichern Ausgangspunkt für ihre Plane auf den Süden wie auch als mächtige Schutzwehr gegen eine etwaige Ueberrumpelung ihrer schon gemachten Errungenschaften in Transorarien ansieht und ansehen muß, daher wird es niemand überflüssig scheinen, über die Schicksale dieser Stadt seit dem Tode Dost-Mohammed's, über die politische Gesinnung ihrer Bevölkerung sowie auch über die wichtige Rolle, die ihr für die Zukunft vorbehalten ist, etwas Näheres zu erfahren.

Als im Juni 1863 Dost-Mohammed-Chan mit einer ziemlich beträchtlichen, gut ausgerüsteten Truppe Herat cernirte, hatte man den Schah von Persien mit beiden Händen zurückzuhalten — so wenigstens wollten die Perser es glauben machen — daß er seinem bedrängten Vasallen Sultan Ahmed-Dschan mit dem in der Umgebung Mescheds bereit gehaltenen Armeecorps nicht zu Hülfe eilte. Wohl war Sultan Ahmed dem Hofe zu Teheran sehr ergeben; auf den herater Münzen prangte Nasredin's Name, in den herater Moscheen ertönte bei dem Gebete für das Wohl des Regenten Nasredin's Name; die schiitischen Perser trugen in der alten Hauptstadt Chorasans stolz ihr Haupt in der Höhe, die festesten Aemter waren in ihren Händen; der König von Persien hätte also Ursache genug gehabt, für Herat, das er schon als reiche Perle seines Diadems ansah, mit Gut und Blut einzustehen. Indessen that er dies nicht. Der pariser Friedensschluß von 1856, nach welchem seine thatsächliche Betheiligung an den herater Angelegenheiten für einen casus belli gegenüber England betrachtet werden sollte, hielt seine Armee in Mahmudabad an der Grenze zurück, und während Sultan Murad-Mirza, der damalige Gouverneur von Chorasán und Befehlshaber des Observationscorps, ein Dunkel des Schahs, jeden kleinsten Erfolg des grauen Dost-Mohammed in der Form einer Schreckensnachricht nach Teheran meldete, hatte der mehr als siebzigjährige Herrscher von Kabul nicht nur die Stadt am Heri-Rud hart bedrängt, sondern seinen drohenden Blick selbst nach den Ufern des Jereffchans gewandt. Er hegte einen Groll gegen den Vater des verstorbenen Fürsten von Buchara; der Sohn sollte es nun büßen. Muzafar-ed-Din merkte früh die ihm drohende Gefahr; er verschwärgerte sich daher mit dem Dost, doch das half nichts. Der alte Barelzi hatte seinerseits abgerechnet, und ob der Emir es wollte oder nicht, er war schon nahe daran, mit afghanischen Bajonneten über den Oxus zu setzen. Ja, Herat hätte nach dem Plane des unermüdblichen Afghanenfürsten das Centrum der neuen Occupationspläne werden sollen; ein Orientale im 90. Jahre und neue Pläne, welche außerordentliche Erscheinung! Und dennoch ist es so. Dost-Mohammed führte wirklich im Schilde, das Afghannenreich im Norden nicht nur östlich bis nach Belch, sondern selbst

westlich bis nach Tschardschui auszudehnen, ein Plan, dessen Ausführung um so leichter geworden wäre, da die Duodezchanate, wie Meimene, Andchoi, Aktſche u. s. w., theils untereinander in Streit gerathen, theils den Afghanan schon tributpflichtig geworden waren. Jenseit des Drus hat er an keine solide Eroberungen gedacht, hier galt es ihm, einen Verweis, einen tüchtigen Verweis für eine schmähliche Beleidigung zu ertheilen, welche der ausschweifende Nasrullah, bei dem er einst zur Zeit eines Unglücks Zuflucht suchte, nicht so sehr ihm als seinem hübschen, bartlosen Knaben zutheil werden ließ. Man hat in Bucharra gewußt, daß diese fürstliche Unart mit schweren Lasten von Gold zu vergüten sein würde; auf mehr zielte auch nicht der graue Afghane, denn sein Adlerblick weifte in ganz andern Gauen. Er wollte nichts weniger als dem Könige von Persien einen bewaffneten Besuch abstatten; alle englischen Abbitten und Drohungen konnten ihn in diesem Vorhaben nicht erschüttern; er wußte, daß ihm, sobald er die Grenzen Frans überschreitet, die Herren in Peshawer die jährliche Unterstützung an Waffen und Geld vorenthalten werden; doch afghanische Rache schreckt vor keiner Combination zurück, und daß er mit seinen, den Persern stark überlegenen Soldaten in Iran nicht einfiel, daran war nur sein Tod schuld.

Es war eines Abends, daß Herat nach einer der hartnäckigsten Vertheidigungen in die Hände Dost-Mohammed's gefallen war. Am nächsten Morgen um 10 Uhr wollte er seinen Einzug halten, als ihn der Tod mit seinem unerwarteten Besuche überraschte. Ein heftiger Wortwechsel, der sich zwischen ihm und einem afghanischen gemeinen Soldaten entsponnen, war Ursache, daß die leichte Kolik, welche den Dost seit einiger Zeit peinigte, in eine gefährliche, tödliche Krankheit umschlug. Er starb in der Morgenstunde in vollem Besitze seiner Sinne, in dem Augenblicke, als er sich, wie ich von seiner frommen Begleitung hörte, zum Morgengebete anſchickte. Statt auf prächtigem Schlachtroſſe von der glänzenden Suite umgeben, mußte er auf der Todtenbahre liegend im Gefolge der trauernden und klagenden Masse seinen Einzug halten. Wäre er lebendig in die Stadt gekommen, so hätte er inſolge der verheerenden Kugeln seiner Artillerie ebenso wenig ein Obdach gefunden als jetzt, wo seine Leiche aus Mangel an einer unterseht gebliebenen Moschee in der freien Straße liegen mußte, von den frommen Uleemas betend umgeben. Sie wurde eiligst nach Chodscha-Abdulah-Anſari getragen, und die letzte Erdscholle, welche auf sein Grab geschüttet worden, kann als das schwarze Siegel betrachtet werden, mit welchem die Zukunft eines einheitlichen, großen Afghanenreichs auf lange Zeit, wenn nicht auf ewig, dem Tode übergeben wurde.

Herat war genommen, die Macht der Afghanan hatte ihren Zenith erreicht und die Mitglieder der Familie des verstorbenen Dost-Mohammed waren noch nicht zum Trauerfeste vereinigt, die Willavspenden zum üblichen Todtenmahle waren noch nicht gefocht, als die herrschsüchtigen Söhne, Enkel und Großkel jenen Funken des Bruderkampfes anzufachen begannen, dessen Flamme selbst heute noch am Hülmend wie in den Thälern des Hindukusch verheerend lodert. Noch als ich in Mittelasten war, ist die Zwistigkeit zwischen Schir-Ali, dem vom Dost designirten Nachfolger, und Afzal-Chan, dem von dem alten Vater nie geliebten und nur mit Argwohn beobachteten Gouverneur von Belch oder Turkestan, wie es die Afghanan nennen, schon ausgebrochen. Nicht nur hat Afzal-Chan dem Schir-Ali die üblichen Hulbigungsbezeigungen verweigert, sondern er hatte sich sogar zu thatsächlichen Feindseligkeiten angeschlossen, indem er die Chanate Meimene und Andchoi trotz des Abtrahens Schir-Ali-Chan's bekriegte und verwüstete. Während zwischen Bucharra und Rabul die Karavanenstraße über Belch geschlossen war, gestattete man durch Meimene und Andchoi herater Kaufleuten freien Durchgang. Ja, Schir-Ali wußte ganz genau, vielleicht noch vor dem Tode seines Vaters, was sein Bruder wollte, und er hätte ihn gewiß eines bessern belehrt, wenn der Mesned (Thron) nicht auch an andern Seiten des

Afghanistan für ihn so wankend geworden wäre. Er wollte nämlich zuerst mit den Persern ins Reine kommen, die Siegesnachricht der Einnahme Herats, die ich zufälligerweise copirt in Meshed beim Gouverneur gesehen, war von üblichem Rosenwasser inniger Fremdschaft sehr reichlich besprengt, und wengleich Persien über den Fortbestand der anglosiamischen Allianz nach dem Tode Dost-Mohammed's nichts Bestimmtes wissen konnte, so war man doch gemüßigt genug, die dargebotene Freundschaft anzunehmen. Als Erwiderung auf die Siegesnachricht sandte man gegen Anfang September 1863 den Gesandten Mehmed-Bakir-Chan nach Herat. Schir-Ali empfing ihn sehr freundlich, Auszeichnungen wurden ihm zu theil, wie noch keinem Schiiten von den wilden sunnitischen Afghanen zu theil geworden, und wenn man gleich mitunter das Freundschaftsceremoniell mit den Variationen großer Manöver und Truppenschau würzte, wobei man die prächtigsten Kifalestruppen und martialischen Bataillons aus Kabul bringen ließ, um dem Perser eine Idee von der afghanischen Macht zu geben, so hat man in Wahrheit dennoch dahin gestrebt, dem Könige von Persien gründlich zu beweisen, daß der Nachfolger Dost-Mohammed's eine von der seines Vaters verschiedene Politik in Bezug auf Persien eingeschlagen habe, und daß man mit letzterm um jeden Preis im Frieden verbleiben wolle. Sorbete, Ehrenkleider, Prachtrosse und Truppenschau hatten den gewünschten Erfolg; Mehmed-Bakir-Chan trat ganz ausgeföhnt den Rückweg nach Meshed an, das persische Observationscorps an der Grenze wurde aufgehoben und Schir-Ali war vor seinem meist gefürchteten, westlichen Gegner gesichert. Nach Beendigung dieser glücklich abgelaufenen Strategie führte er auch bald nach Kabul zurück, und zum Beweise, wie sicher er sich fühlte, übergab er das Commando der wichtigen Grenzstadt Herat seinem kaum elfjährigen Sohne Mehmed-Jakub-Chan, dessen amüsante Zusammenkunft mit mir den Lesern meiner „Räjen in Mittelasien“ bekannt sein wird.

Nachdem Herat durch das erlangte Einverständnis mit den Persern, durch die Neutralität der Chanate Meimene und Andhoi sowie auch durch bereitwilligen Dienst der Beyre-Nichemschibi-Häuptlinge gesichert war, blieben nur noch die keine Superiorität, keine Pacte und Friedenscontracte anerkennenden Turlomanen übrig, vor deren Einfällen man die Stadt und Umgebung Herats schützen sollte und auch wirklich schützte; doch geschah dies erst, nachdem ein vereinigter Raubzug der Tele- und Sarik-Menschenräuber vom Gouverneur von Gurian 1865 zurückgeschlagen wurde. Die Marodeure der Wüste verminderten sich, die Handelsstraßen wurden besuchter und Herat, das in unglaublich schneller Zeit seine Wunden heilt, hatte sich, wie mir spätere zuverlässige Nachrichten mittheilten, aus dem Elende, in dem ich es traf, bald wieder herausgearbeitet. Stadt und Umgebung blühten auf, und zwar unter der Leitung des früher erwähnten jugendlichen Prinzen, der sich, Geist und Körper ühend, in der Grenzstadt zu einem so tüchtigen Kämpfer herantildete, daß er sich bald als rechter Arm seines Vaters und geschickter Feldherr in mehreren Treffen einen Namen erwarb.

Herat hätte man nun jedenfalls als Afghanengut anerkennen sollen; in dieser Meinung lebt sowol der Hof von Kabul noch heute wie auch seine Nachbarn jenseit des Indus. Beide halten den jetzigen Statusquo in Herat für ein genügendes Bollwerk gegenüber Persien und Rußland; doch daß sich beide irren, will ich im Folgenden darthun.

Daß sich Herat bis heute durch eine starke Anhänglichkeit an Afghanistan, welches mehr als drei Jahrhunderte lang mit demselben buhlte, nicht auszeichnen konnte, ja vielmehr im Gegentheile sich ebendadurch hervorthat, daß es immer als ein selbständiges Pömpes dazustehen wünschte und von den Herren in Kabul nichts wissen wollte, beruht mehr auf den ethnographischen Eigenheiten seiner Einwohner als auf seinen politischen Intentionen. Die Afghanen sind daselbst in sehr geringer Minorität; zu Herat rechnen

die Orientalen die ganze Strecke Landes, welche sich von den Ufern des Murgab bis nach Herat beinahe 70 Meilen lang von Nord nach Süd erstreckt; die östlichen Grenzen bezeichnen sie durch das unzugängliche Hezaregebirge, die westlichen durch jenen Theil Landes, wo das eigentliche Gebiet der schiitischen Perser beginnt. Nun wohnen zufälligerweise auf diesem ganzen Gebiete, welches beinahe den vierten Theil des eigentlichen Afghanenreichs bildet, fast gar keine oder nur wenige Afghanen, und die eigentliche Bevölkerung, nämlich die Bewohner der Städte, welche von den Afghanen den Namen Parsivan, richtiger Fars-Zeban, d. h. Leute persischer Zunge, erhalten haben, sind in Rückerinnerung an die vergangene Größe des einstigen Herat dem Régime der Afghanen ebenso sehr abhold, wie sie letztere für die Hauptzerstörer ihrer nationalen Unabhängigkeit ansehen, und dies thun sie auch so ziemlich mit Recht. Kein Wunder daher, daß sich trotz allen Religionshasses die zumeist sunnitischen Parsivans zu den schiitischen Persern, ihren Stamm- und Sprachgenossen, auch schon deshalb hinneigten, weil man sich erstens bei der Souveränität Irans viel bequemer fühlte als unter dem rauhen Joch der Afghanen, zweitens weil Iran, das sich eigentlich nur mit dem Schatten der Suprematie begnügte, die Autonomie Herats auch wirklich nur sehr wenig beeinträchtigte. Diesem Umstande will ich es zuschreiben, daß Irans Einfluß in den letzten Jahren dort gewaltig zunahm, und daß eine Menge der umliegenden Dörfer Herats heute eine sehr beträchtliche Anzahl von Schiiten beherbergt, die, einerseits sich auf Persien stützend, andererseits mit den Hezars Umgang pflegend, die besten Emissare im Dienste des Schahs sind.

Noch weit höher aber als Persien schätzen die Herater, wie dies leicht verständlich ist, jene Fürsten, unter welchen sie sich einer gewissen Unabhängigkeit erfreuen konnten, wenngleich letztere afghanischer Abkunft waren. Jeder, selbst der schlichteste Bauer, wird von einem derselben etwas zu erzählen haben; es war mir daher sehr begreiflich, daß ich zur Zeit meines Aufenthalts in jener Stadt mit außergewöhnlicher Pietät vom Sultan Ahmed-Dschan, von seinen beiden Söhnen reden hörte, während man den verewigten Dost und seinen jetzigen Nachfolger mit Schimpf überhäufte, obwol beide im Grunde genommen Afghanen und noch dazu einander verwandt waren.

Die Ruinen am Mossala (Gebetsplatz) und die andern Theile der Umgebung erinnern zu lebhaft an jene blühende Epoche des Timuriden Sultan Hussein und an den mächtigen Einfluß, welchen dieser von seinem Siege am Heri aus einerseits bis an die Grenzen Indiens hin, andererseits bis zu den Gestaden des Kaspiischen Meeres ausdehnte, als daß man irgendeine fremde Herrschaft, sie sei der einheimischen noch so sehr überlegen, zurückwünschen würde. Dieses kramphafte Festhalten an der politischen Selbständigkeit ist merkwürdigerweise vom Volke selbst auf jene Fürsten übergegangen, die, wie es in letzterer Zeit oft geschah, als Vasallen hierher geschickt wurden. Hieraus ist auch jener Umstand zu erklären, daß Herat selbst unter der aufgedrungenen afghanischen Herrschaft dennoch seine eigene Geschichte aufzuweisen hat.

Gleich nach dem Falle Herats hatte der Nachfolger Dost-Mohammed's nichts anderes zu thun, als die beiden Söhne des verstorbenen Sultans Ahmed-Dschan, von denen der jüngere, Iskender-Chan, der ältere Schah Nuvaz heißt, für seine zukünftigen Pläne unschädlich zu machen. Schah Nuvaz wurde sogleich als Gefangener nach Kabul abgeführt und die Herater erzählten mir mit thränenfeuchten Augen von den schweren Ketten, unter welchen der Sohn ihres ehemaligen Fürsten belastet worden. Iskender-Chan hatte Zeit zu entfliehen; er flüchtete sich nach Belch und hat von hier aus beim Emir von Buchar Dienste angenommen. Er ist später dadurch berüchtigt geworden, daß er der erste Afghane gewesen, welcher seinen Glaubensgenossen untreu geworden und zu den Russen übergegangen ist. Das Schicksal dieses Ueberläufers ist in seiner Vaterstadt nicht unbekannt geblieben, und merkwürdigerweise ist er, wie ich höre, nicht im mindesten getadelt worden.

man wüthete ihm nichts anderes zu, als daß er den Moskoviten deshalb huldigte, um durch ihre Hülfe zum Besitze seiner väterlichen Erbschaft zu gelangen. Und wenngleich das Mittel einigen wilden Fanatikern mißfallen hat, so konnte die Majorität der unzufriedenen Herater, welcher der Segen europäischer Herrschaft noch von dem Einflusse des Majors Todd her bekannt ist, ihm dafür nicht gram sein. Diese beiden Fürstensöhne waren und sind auch noch heute die Abgötter sowol der Parfivanbevölkerung als auch der zahlreichen Perfer, die in der Stadt und ihrer Umgebung wohnen, sodasß Azim-Chan seinem Gegner Schir-Ali-Chan durch die Wegnahme Herats sehr leicht eine beträchtliche Schlappe hätte beibringen können, wenn er einen dieser Söhne Sultan Ahmed-Dschan's bei der Wiedereroberung Herats unterstützt hätte. Daß dies nicht geschehen, das ist erstens dem Mangel an genügendem Zutrauen zuzuschreiben, welches die Kinder Ahmed-Dschan's wegen ihrer bekannten persischen Sympathien dem Thronprätendenten Afghanistan's eingeflößt haben; zweitens war dies dem Rivalen Schir-Ali's auch deshalb schon unmöglich, weil er auf einem Marsche nach Herat Meimene, Andchoi und viele Tausende der dortigen Nomaden erst zu bekämpfen hatte.

Doch waren die politischen Constellationen den Wünschen der Herater diesmal nicht sehr günstig. Die verdrängten Söhne ihres letzten Fürsten sind noch heute außerhalb der Grenzen des heimatlichen Bodens, und der eine ist, während ich diese Zeilen schreibe, wahrscheinlich ein Gegenstand der Bewunderung russischer Damencirkel in Tzarsko-Selo, da ihn General Kaufmann, wie bekannt, mit sich nach Petersburg nahm. Stadt und Festung Herat ist nicht nur streng afghanisch geblieben, sondern wurde sogar der Zufluchtsort Schir-Ali's, als er sich, von Kabul und Kandahar verdrängt, hierher zu flüchten hatte. Die Citabelle ist in Folge dessen gänzlich hergestellt, die Mauern sind ausgebeffert, ja wenn ich richtig unterrichtet bin, soll Dervaze-Irak, das Thor, durch welches man zur Straße, die nach Mesched führt, zieht, mit steingemauerten Brustwehren derartig besetzt worden sein wie das Dervaze-Kandahar. Von wesentlichem Nutzen sind bei derartigen Fortificationsarbeiten, wie auch bei sonstigen Angelegenheiten des Militärwesens, die zahlreichen angloindischen Seapohndeserteure, die sowol zur Zeit der Seapoyrevolution als auch nach derselben über den Heiberpaß flüchtend in afghanische Dienste traten. Ihre Zahl ist eine bedeutende und wenn sie gleich an Fähigkeiten den europäischen Instructeurs in der Türkei und Persien nachstehen, so ist ihr Dienst doch weit ersprießlicher, da sie als Orientalen zur Drillung der Orientalen besser geeignet sind als die Europäer.

Nächst der Befestigung Herats hat man durch ein engeres Bündniß mit Persien diesem Theile des afghanischen Grenzgebiets noch mehr Stärke verliehen. Ob Schir-Ali-Chan von Nasredin-Schah thatsächliche Hülfe zur Wiederaufnahme des Bruderkriegs erhalten hat, das muß ich sehr bezweifeln; doch hat eine Art Compromiß zwischen ihnen stattgefunden, ein Compromiß, welches bei Gelegenheit des Besuchs Serdar Jakub-Chan's in Mesched, der im verfloßenen Sommer in dieser Stadt mit dem persischen Könige zusammentraf, zu Stande gebracht wurde. Eine unbedingte Cession Herats scheint nicht erfolgt zu sein, der Schah hat sich diesmal mit einem Stücke des afghanischen Eistanz zufrieden gegeben, denn, wie bekannt, war die Grenzlinie Irans in dieser Gegend eine sehr schwankende, die nomadischen Einwohner, zumeist Beludschen, haben sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite geschlagen; gewachsen waren ihnen weder Iran noch Afghanistan, und wenn letzteres durch das Abtreten dieses Gebiets dem erstern eine unbedeutende Concession zu machen glaubt, so hat es sich sehr geirrt. Vor fünf Jahren hatten die Perfer das westliche Gebiet des Zaresee's kaum zu betreten gewagt, heute hat Persien schon auf dem östlichen einige Forts errichtet und kann, wenn ihm dies beliebt, durch diese Stellung im Süden Herat durch einen Angriff auf Ferrah so schnell bedrohen, wie ihm dies bis heute ohne den Besitz Ferrah's nur sehr schwer gewesen ist.

Heute, wo zu den größern politischen Begebenheiten in Mittelasien nur im stillen vorgearbeitet wird und wo Persien noch immer des Lösungswortes von der Kema her, dem es unbedingten Gehorsam schuldet, gewärtig dasteht, wird sich der Regent des Hauses Kadshar wohl hüten, einen Schritt zu thun, dessen Schatten ins Gehege des Pariser Friedens fallen könnte. Das freundschaftliche, cordiale Einverständnis wird einige Zeit hindurch ungestört bleiben; doch eben weil wir für den Augenblick (Mai 1869) in jenen Gegenden Windstille haben, haben wir unsern Blick dahin gerichtet und wollen versuchen, in einigen schwachen Skizzen den strategischen und politischen Werth der Stadt zu besprechen, jener Stadt, die ohne allen Zweifel schon in den nächsten Jahrzehnten eine viel bedeutendere Rolle spielen wird, als ihr zur Zeit des Afghanenkriegs zugefallen war.

Im Jahre 1868 hat man in der englischen Presse den Ausdruck der Entrüstung lesen können, mit welchem gewisse kurzsichtige Politiker dem vielleicht nicht selbst ernst gemeinten Versuch der indischen Regierung, Herat zu befestigen und zu besetzen, entgegenkamen. Als Kostenvoranschlag wurden 4 Mill. Pfd. St. jährlich angegeben, natürlich eine Uebertreibung, wie sie nicht lächerlicher sein kann, und gewiß nur dazu erdichtet, weil man mit den kolossalen Zahlen das steuerzahlende Publikum daheim abschrecken wollte. Der ganze afghanische Krieg, bei welchem man fünf Jahre vor und fünf Jahre nach dem Ausbruche große Subsidien, Geschenke an Länder und Fürsten der fernsten Umgebung zahlen mußte und bei welchem eine Armee zu Grunde ging, hat kaum 20 Millionen gekostet, und nun will man die Welt glauben machen, daß die Ausrüstung dieser Stadt mit einer Garnison in einem Jahre den fünften Theil des obigen Betrages verzehren werde!

Ich will es daher unterhohlen aussprechen, daß, so sehr mich der obige Kostenvoranschlag überraschte, mich doch das leise Vorhaben, welches bis jetzt leider immer nur noch ein Vorhaben geblieben ist, angenehm berührt hat. England sollte und mußte Herat halten, natürlich in Uebereinstimmung mit den Afghanen, denn der Werth seines Besitzes ist bedeutend größer, als die Herren in Kalkutta zur Zeit Pottinger's und Todd's glaubten, und unendlich größer als dies die Herren heute in Kalkutta glauben.

Daß Herat die Pforte, ja der Schlüssel zu Indien ist, das wird ein Blick auf seine natürliche Lage am besten beweisen. 1) Vom Norden sowol als auch von Nordwest kreuzen sich die zwei Hauptstraßen nach dem südlichen Hindend und Indus hier, denn wie schon bemerkt, ist die Straße über Kabul die schwierige und ausnahmsweise zu nennen. So wie der persische und mittelasiatische Kaufmann, der nach Indien und Afghanistan handelt, in Herat ausruht, Herat als den Kreuzweg der Karavanan betrachtet, so müßte dies auch die von den Kreuzern oder von dem Kaspiischen Meere einherziehende Armee thun. Herat ist, möchte ich fast sagen, der Punkt, auf welchem man sich einer klimatischen Umwandlung unterziehen muß, wenn man sich von der nördlichen nach der südlichen Zone begeben will. Diese natürliche Straße ist auch bis heute nie vermieden worden und kann es auch nicht werden; der östliche Ausweg würde den Wanderer in die rauhen Gezirgebirge führen, der westliche in die unwirthbaren Gegenden Siistan; für den von Norden nach Süden Vordringenden bleibt daher nichts anderes übrig, als die Jahrhunderte alte Hauptstraße der Karavanan, Freibeuter und Welkeroberer zu betreten, die in Herat ihren Ausgangspunkt hat. 2) Herat hat die Lage eines von allen Seiten von nomadischen Völkerschaften umgebenen Ortes und ist schon deshalb als sicherer Vorwall vom Süden her wie auch vom Norden aus zu betrachten, da seine Besitzer durch eine kluge Politik Tausende, ja Hunderttausende von Nomaden und kriegerischen Elementen gewinnen können, wie dies übrigens die hervorragenden Fürsten Herats in der Vergangenheit auch wirklich gethan haben. Leichter als von anderswo ist es, von Herat aus mit Turkomanen, Gezäres, Dschemschidib und Dezbegen von Meimene zu unterhandeln; allen diesen Völ-

tern steht die historische Wichtigkeit Herats lebendig vor Augen, und derjenige Herr an den Ufern der Heri, der sich die Häuptlinge der ebengenannten Nomaden zu seinen Vasallen machen kann, hat sich eine nicht zu verachtende Macht gegen die von Norden oder Osten vordringenden Feinde geschaffen. 3) Darf der Reichthum des Bodens, durch welchen Herat stets berühmt war, nicht vergessen werden. Dschölgei-Herat (die Ebene Herats) ist mit Recht als eine Fruchtkammer sowol Afghaniſtans als auch der nördlichen Gegend berühmt, und man könnte sehr schwer einen zweiten Ort in ganz Mittelasien, selbst Persien nicht ausgenommen, finden, wo die Verpflegung einer großen, ja selbst sehr großen Armee mit so wenigen Schwierigkeiten verbunden wäre als hier. Orientalische Reiseschreiber erzählen uns von den größten Truppenmassen, welche sowol unter den Timuriden als auch unter den Sefewiden, ja selbst zu Nadir's Zeiten hier ihr Winterquartier hatten. Es würde dies fast unglaublich scheinen, wenn die Thatsache, die ich selber beobachtete, daß nämlich ein großer Theil der Turkomanen seinen Korn- und Reisbedarf nicht so sehr über Sarrachs und Deregöz als vielmehr von der herater Ebene aus bezieht, für unsere Behauptung nicht so schlagend sprechen würde. Herater Reis geht selbst nach Meisched sowol als nach den Ufern des Drus, und ohne die Ansichten eines meiner ehemaligen Reisegefährten theilen zu wollen, daß selbst die Pistazienstauden der Umgebung Herats genügend wären, um Armeen zu sättigen, kann ich doch nicht umhin, diese Stadt und ihren Bezirk als eins der ergiebigsten Proviandmagazine zu betrachten.

Kann wol nun England nach dem hier Gesagten den Besitz Herats so gleichgültig ansehen? oder fürchtet man sich etwa, daß die Erhaltungskosten zu enorm wären? Darüber, meine ich, braucht man sich die allerwenigsten Scrupel zu machen. Vorausgesetzt, daß eine englische Garnison mit Einwilligung Afghaniſtans hier den Posten eines Grenzwächters übernimmt, und daß die Occupation daher keine gewaltsame ist, sondern vielmehr im Interesse Afghaniſtans unternommen wird, wird die Leitung der aus heterogenen Elementen bestehenden Stadt und des an fremde Herrschaft gewöhnten Districts für England eine leichte sein. Den Schein der kurzen britischen Herrschaft von 1838, denn ein Schein kann diese genannt werden, hat man in Herat nicht nur nicht vergessen, sondern selbst der erbitterteste Mohammedaner preist diese Epoche als die glücklichste, und eine englische Herrschaft würde hier mehr Unterstützung finden, weniger angefeindet werden als in so manchen Theilen des Pendschabs und fanatischen Bengals.

Schwergläubige würden vielleicht nur die Bereitwilligkeit Schir-Ali-Chan's zu einem solchen Schritte in Zweifel ziehen, indem sie auf den hohen Werth, den Herat selber in den Augen der Afghanen hat, hinweisen. Diese Besorgnisse kann ich in keinem Falle teilen; dem Herrscher von Kabul ist die Stadt am Heri wol eine kostbare Perle für die Diadem, doch ebenso kostbar vielleicht ist ihm auch die Vertheidigung und Bewachung derselben und da dem gegenwärtigen Herrscher die Befestigung seiner innern Rivalen, die Consolidirung der ihm von Dost-Mohammed zugefallenen Erbschaft gewiß so sehr am Herzen liegt wie die Erhaltung des Statusquo seiner Macht im Westen, so wird er sich nicht weigern zu zeigen, wenn England, an dessen Aufrichtigkeit er nicht zu zweifeln braucht und sich sicherlich nicht zweifelt, schon deshalb den Garnisonsdienst in Herat übernehmen zu lassen damit er sich mit ungetheilter Kraft dem Werke der innern Regeneration hingeben könne.

Daß Schir-Ali-Chan oder welcher afghanische Herrscher es immer sei, für die Uebernahme eines solchen Dienstes nicht nur nichts zahlen, sondern auf Rechnung der Bedienten sich selbst bedeutend entschädigen lassen will, wird die angloindischen Politiker nicht im Mindesten befremden. Natürlich ist dieses eine Anomalie auf dem Gebiete der Politik, doch darf man nicht vergessen, daß diese Anomalie in den frühern Tractaten mit Afghaniſtans von England selbst hervorgerufen wurde. Die Subsidien, welche Sir Henry Lawrence

im Jahre 1857 dem Dost-Mohammed bewilligte, hätten ursprünglich zu gleichem Zwecke verwendet werden sollen; der Dost sträubte sich, englische Truppen nach Afghanistan zu bringen, er begnügte sich mit englischen Waffen und mit englischem Gelde, weil er im Innern mächtig war und weil Rußland damals von den Ufern des Drus ebenso fern stand, als heute seine Vorposten von Herat entfernt sind. Schir-Ali wird daher, dieser Verhältnisse eingedenk, seinem Vater in der Halsstarrigkeit nicht nachahmen. Die von ihm gestellten Bedingungen mögen im Zahlenbestand der Waffen und Kupien wol größer sein, doch zweifle ich keinen Augenblick an seiner Bereitwilligkeit, Englands Hilfe in Bewachung der äußern Vorposten in Anspruch zu nehmen, im Falle er sich jetzt nicht schon mit den Russen geeinigt hat, was aber sehr unwahrscheinlich ist.

Und Opfer ist Herat wirklich werth. Rußlands Angriffspläne scheinen für die Welt im allgemeinen noch im Zwielicht der Ungewißheit zu schweben; alle Augen sind heute nach Buchara gerichtet; doch, wie ich vernehme, ist eine Diverfion längs der Nordgrenze Persiens schon im stillen angebahnt. Die Jommutturkomanen haben sich seit dem gegen sie gerichteten letzten persischen Feldzuge mit Aschurada auf einen viel freundschaftlicheren Fuß gestellt als früher. Wenn ich genau unterrichtet bin, ist auch ein Akzakaal des Telesstammes neben dem Akzakaal der Jomut in Aschurada einquartiert. Ob die Marschroute von Astrabad über Mesched nach Herat mit der Einwilligung Persiens angebahnt wird oder nicht, dafür haben wir keine glaubwürdigen Zeugen, doch daß das strategische Dreieck der russischen Besetzung, vom Norden aus gegen Süden und von Westen gegen Osten laufend, in Herat oder in Belch sich concentriren wird, das ist als sicher zu betrachten.

Ueberraschungen sind in der Politik ebenso unvortheilhaft als unangenehm, und das Mahnungswort: „Acht auf Herat!“ ist für jetzt noch nicht unzeitgemäß.

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Indem wir heute zunächst über Afrika zu berichten haben, müssen wir vor allem den schrecklichen Aschdienstags vom 9. Febr. 1869 im Caplande gedenken und die Trauerkunde die wenig tröstliche Bemerkung hinzufügen, daß es gerade die bei weitem schönsten und reichsten Theile des Landes sind, durch welche, 400 Meilen in der Länge, 50—150 Meilen in der Breite, die Geißel der Vernichtung hindurchsegte. Zwar würden der von der schwarzen Aschendecke verhüllte Boden bald im Smaragdkleide der jungen Gräser wiedererstehen, den großen Heerden zu noch reicherer Speise; allein die Hunderte von Meilen herrlicher Waldung, die ehrwürdigen Baumriesen, der Stolz der Wälder und Felder, werden nicht so bald wieder erscheinen, so wenig wie die stattlichen Wohnsitze der reichen Landwirthe. Wie viel Unerseßliches hat nicht jeder verloren! Das Unglück erstreckte sich durch die Bezirke Swellendam, George, Knysna — das romantische Knysna, wo der Fluß dieses Namens erst aus dem Dunkel des Geklüfts und des Waldes lustig plätschernd hervorbricht, dann, schnell gefaßt, still und stolz dem Meere zugleitet — durch Zizikamma, Humansdorp, Uitenhage. Es hatte seit sechs Wochen die außerordentliche Hitze geherrscht, von der auch Australien heimgesucht wird. Am Morgen des 9. Febr. war es überaus schwül, der Wind wehte aus dem Norden, ein Wind, der im Caplande aus der glühenden Ziegelflur der Karroosteppe kommend, immer ein Sirocco ist. Das Thermometer im Schatten zeigte um 8 Uhr morgens eine Temperatur von 93, um 9 U

den 101, um 2 Uhr nachmittags von 113 Grad F. Es hatten während des vorhergehenden Monats viele Buschfeuer stattgefunden, die, vom Winde, der nun nach Westen umschlag, angefacht, die zu Tunder eingetrockneten Wälder und Felder erfassten, einen Regen von Flammenspeeren durch sie hindurchschleuderten und ein Feuermeer erzeugten, als sei der jüngste Tag herangebrochen.

Von dem berühmten deutschen Forscher Mauch sind Briefe vom 29. Nov. 1868 bei Petermann in Gotha eingetroffen. Er war am 18. Oct. von Potchefstroom im Transvaal abgereist und nun nach einer gefahrvollen, jedoch interessanten Reise am Injati angekommen, von wo er jetzt weiter nach dem Aequator vordringen will. Der Injati ist ein rechter Nebenfluß des Zambesi, in den er im Lande der Abutua oberhalb der Kankalstromschnellen und südlich von der Banjai mündet. Der Reisende hatte mithin wieder das Land der Matebele oder Mittelveldt, das frühere Monomotapa, durchzogen.

Die Entdeckung, die Mauch's Namen schnell weit und breit bekannt gemacht hat, die der Goldfelder am Zambesi und Limpopo, hat bisher noch keine vollständige Bestätigung gefunden. Die dortigen Goldgräber finden, daß zwar Gold vorhanden, aber nicht in hinreichender Menge, um die Arbeit von Europäern zu lohnen, sodas, nachdem bereits ganze Scharen sogar von Australien dorthin gelockt worden waren, dieselben unverrichteter Dinge wieder abgezogen sind. Es ist jedenfalls sehr zu bedauern, daß man nach einzelnen goldführenden Quarzstücken und nach der Verbreitung von Gesteinen, die man im allgemeinen für goldführende hält, die Sache sofort so dargestellt hat, als ob dieser Goldgehalt dort thatsächlich überall verbreitet wäre. Die bisherigen Ergebnisse sind noch keineswegs entscheidend; immerhin aber verdient das Land, das wegen des Goldes allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, in sonstiger Beziehung alle Beachtung. Ist doch selbst in Californien das Gold eigentlich nur ein Mittel zur Entwicklung des Landes gewesen. Die Placer-Diggings sind dort längst den Chinesen überlassen, und von den 300 Quarzmühlen, welche dort im Jahre 1858 bestanden, sind jetzt nicht 50 bestehen geblieben, und wenngleich der Goldertrag sich noch immer auf 60 Mill. Doll. jährlich stellt, so treten doch die anderweitigen Interessen des Landes täglich mehr in den Vordergrund.

Ueber die Erforschung des untern Limpopo bis zur Mündung, welche Saint-Vincent Erskine, Sohn des Colonialsekretärs von Natal, in den Monaten Juli bis September 1868 ausführte, sind wir noch immer ohne nähere Berichte. Von der Stadt Leydenberg im Norden der Transvaal-Republik begab sich Erskine direct nach der Mündung des Oliphant, wo der bisher unerkundete Theil des Limpopo anfängt, und verfolgte den Flusslauf bis zur Mündung, die er am 5. Sept. erreichte. Er fand die Mündung identisch mit dem Flusse Inhampura der Landkarten, sodas sie also gar sehr von den Mündungen, welche von den Geographen vermuthet worden sind, abweicht. Auch bildet der Fluss nicht, wie einige angegeben haben, an der Mündung ein Delta, wo er sich in Barich und Morast verliert.

Sir Samuel Baker, der bekannte Entdeckungsreisende, welcher den Fürsten und die Fürstin von Wales auf deren Nilfahrt begleitete, unternimmt eine neue Expedition nach dem obern Nil zu dem Zwecke, wie es heißt, den Sklavenhandel am Weißen Nil zu unterbrechen und die ägyptische Herrschaft bis über die Quellseen auszudehnen. Auf dem Albert-Njansa soll Dampfschiffahrt errichtet werden.

Inzwischen haben wir von Livingstone noch immer keine Kunde und man würde wirklich Grund zu Besorgnissen haben, wenn nicht während dieser langen afrikanischen Odysee die Nachrichten immer nur in langen Zwischenräumen gekommen wären. Livingstone trat diese seine dritte Afrikareise vor bereits vier Jahren, im Jahre 1865, die er hauptächlich zu dem Zwecke unternommen, Livingstone's frühere Ent-

deckungen des Gebiets des Zambesi und Njassa (Maravisees) mit denen Speke's und Burton's zu verbinden, also zunächst die noch unerforschten sechs Grade zwischen dem Njassa und dem Tanganjika und das gesammte hydrographische System des letztern Sees zu untersuchen und somit, falls der Tanganjika in der vermuteten Verbindung mit dem Nil steht, die eigentliche Nilquelle (oder doch die Hauptquelle des rechten Hauptarmes) zu finden. Livingstone kam Anfang 1866 an der Ostküste von Afrika an und ging den Rovuma hinauf, welcher Fluß in der Nähe des Njassa entspringt und sich südlich von Zanzibar, nämlich im 11.° südl. Br., ins Meer ergießt. Er schrieb am 18. Mai 1866 von Ngomano am Rovuma, drei Grade von der Küste, wo die Schiffbarkeit dieses Flusses aufhört und der Häuptling ihn sehr gut bewirthet hatte. Am 6. Dec. 1866 kamen jedoch die zu Livingstone's Expedition gehörenden Leute aus Johanna (richtiger Anfschuan, einer der Comoroinseln) nach Zanzibar zurück mit der Trauerkunde, Livingstone sei, nachdem er von Ngomano nach dem Njassa gezogen und über denselben im Nordtheile gesetzt sei, bei Mapunda unfern des Sees von den Masitu (Sulufaffern) überfallen und erschlagen worden. Als die Nachricht im März 1867 in London eintraf, drückte zwar Sir Roderick Murchison, Präsident der Geographical Society, sofort Zweifel an der Richtigkeit der von jenen Johannitern erzählten Geschichte aus; allein diese Gesellschaft entsandte dennoch eine Nachsuchungsexpedition unter Young, welche am 6. Juni von London abging, am 27. Juli an der Mündung des Zambesi und dann, den Zambesi und den Schire hinauffahrend, am 6. Sept. im Njassa ankam. Die Erkundigungen, welche Young an zahlreichen Stellen am See einzog, stellten klar heraus, daß Livingstone, nachdem es ihm nicht gelungen, mit einem arabischen Boote über den See zu gehen, weil die Araber ihn als Feind ihres Sklavenhandels fürchteten, um das Südufer des Sees herum und am Westufer nach Norden hinaufgezogen sei bis Marenga, wo er seinen Zug ins Innere wohlbehalten angetreten habe. Hieraus konnte man ersehen, daß die Johanniter ihre Erzählung zur Beschönigung ihrer Desertion erfunden hatten, mit welcher befriedigenden Nachricht Young im Januar 1868 nach London zurückkehrte. Young's Expedition hat zu folgenden, manche interessante Beschreibungen enthaltenden Schriften Veranlassung gegeben: E. D. Young, „Report on the proceedings of the expedition sent to the research of the fate of Dr. Livingstone, Proceedings of the Royal Geographical Society“ (London 1868); E. D. Young, „The search after Livingstone; a diary kept during the investigation of his reported murder“ (London 1868); S. Faulkner, „Elephant haunts; being a sportman's narrative of the search for Dr. Livingstone“ (London 1868).

Schon war aber im November vorher eine Nachricht in London eingetroffen, welche auf Young's erfreuliches Ergebniß vorbereitet hatte; eine im September 1867 in Zanzibar angekommenen Karavane hatte gemeldet, sie habe im Innern, im Lande Marungu zwei Monate von der Küste, südlich vom Tanganjika, einen Weißen angetroffen, dessen Beschreibung ganz der Persönlichkeit des Gesuchten entsprach.

Endlich erfolgte Bestätigung. Im Mai 1868 kamen in London zwei Depeschen von Livingstone selbst an, datirt aus Bemba vom 2. Febr. 1867, die eine an den Minister des Auswärtigen, Lord Clarendon, die andere an Sir Roderick Murchison gerichtet, welche Depeschen also fünf Monate nach der angeblichen Katastrophe geschrieben waren. Der Reisende gibt darin über seinen Zug am Süd- und Westufer des Njassa sowie über die Flucht der Johannaleute ganz denselben Bericht, wie ihn Young nach seinen Erkundigungen bei den Eingeborenen zusammengestellt hatte. Livingstone ging über den Loangua einen Nebenfluß des Zambesi in 12° 45' südl. Br., erstieg vom tiefen Thale dieses Flusses das große Plateau von Lobisa, zog durch dasselbe, setzte in 10° 34' südl. Br. über den Tschambese oder obern Zambesi und gelangte am 31. Jan. 1867 nach Bemba.

von wo der Reisende schrieb: „Bemba ist ein großes befestigtes Dorf, gelegen auf der Wasserscheide zwischen dem Tschambese und dem Poapula, einem großen Flusse, welcher wahrscheinlich in den Tanganjika fällt und folglich wahrscheinlich ein Nilquellfluß ist. Bemba liegt in 10° 10' südl. Br. in 4500 Fuß Seeshöhe in einem kühlen, regenreichen, fruchtbaren, mit schöner Waldung bestandenen Lande.

Es war wieder ein Jahr verfloßen, als am 5. Febr. 1868 ein arabischer Kaufmann Kunde über Livingstone vom Tanganjika nach Zanguebar überbrachte, welche denn auch wieder durch Briefe von Livingstone selbst bestätigt wurde. Diese Briefe gehen bis zum 14. Dec. 1867, wo der Entdeckungsfreisende in Cafembe, einige Tagereisen im Südwesten vom Tanganjika, war. Er hatte damals das Süden des Tanganjika erforscht, wo ein verschiedene Namen führender Fluß mündet, welcher eine Reihe von kleinen Seen oder Lagunen durchfließt. Weiter haben wir nun keine Kunde.

Uebrig den im Südwesten von Baker's Albert-Njansa (Speke's Luta Nstige) gelegenen großen Frischwassersee, welchem, wie auch in dem Aufsätze „Die Nilquellen“*) bereits vermuthet wurde, wahrscheinlich der Gasal entfließt, der mächtige linke Hauptarm des Weißen Nils, der angesichts des weiten durch seine Anschwemmung gebildeten Landstrichs, wemgleich er eben durch diese Anschwemmung sich in seinem Mündungsdelta fast selbst verchlammert hat, vielleicht als ein noch wichtigerer Arm als der rechte anzusehen ist, haben wir durch Carlo Piaggia, einen italienischen Reisenden, welcher die fast noch unbekanntem Lande südwestlich vom Gasal besucht, neuerdings Mittheilungen erhalten. Piaggia war nicht im Stande, das Ufer jenes Sees zu erreichen, fand jedoch in den Angaben der Eingeborenen über denselben eine solche Uebereinstimmung, daß er seine Existenz nicht länger für zweifelhaft hält. Er macht diese Mittheilungen in Briefen an den Marquis Amatori, den er auf dessen Reise nach dem Gasal im Jahre 1861 begleitete, und diese Briefe sind jetzt nebst einer sorgfältig construirten Karte im Journal der neuen Geographischen Gesellschaft von Italien veröffentlicht worden. Die Expedition der holländischen Dame Tinne nach dem Gasal erhielt auch schon einige Angaben über jenen See von den Eingeborenen, ebenso Petherick, welcher vor Piaggia am weitesten südwestlich vom Gasal kam. Nach Dr. Petermann's Berechnung liegt der See 130 Meilen westlich vom Albert-Njansa und erstreckt sich 200 Meilen weit nach Westen. Wir haben demnach einschließlic des Tanganjika vier Quellsen des Nils, welche zusammen an Größe dem lotharischen Seesystem in Nordamerika vielleicht gleichkommen. Ob der 280 Meilen lange Tanganjika wirklich zu den Nilseen gehört, ist, wie bemerkt, eine Frage, deren Entscheidung wir zunächst von Livingstone erwarten.

Die Region im Süden des Gasal besteht aus weiten marschigen Ebenen und Wäldern, ist während der Regenzeit größtentheils überschwemmt und für Europäer äußerst ungesund. Die Bewohner sind unabhängige Negerstämme, welche jährlich den Plünderungen der bewaffneten Banden der Elfenbein- und Sklavenhändler aus Chartum, die an den Nebenflüssen des Gasal ihre verpfälhten Stationen haben, ausgesetzt sind. Weiter südwestlich kommt man in ein viel vorzüglicheres Land, wo reizende Hügel und mit wasserreichen Flüssen versehene Thäler abwechseln, üppige Wälder die Niederungen bestehen, Wild aller Art in Menge vorhanden ist. Dies ist das Land der Niamniam. Diese durch die Berleumdungen der Sklavenhändler so verrufenen Menschen schildert auch Piaggia, der sich ein Jahr bei ihnen aufgehalten hat, als eine hochstehende, schöne, kräftige Rasse von dunkelolivensarbener Hautfarbe mit langem Haar und langem, dichtem Barte, an Intelligenz die Negerstämme, welche sie unterjocht halten, weit überragend. Einige von ihren Gebräuchen sind zwar grausam, doch sind sie keine Kannibalen, wie die Sla-

*) Sgl. „Unsere Zeit“, Neue Folge, I, 183 fg.

venhändler behaupten. Nördlich von den Niamniam kam Piaggia erst durch das Land der Mundo (4—5° nördl. Br., 27° östl. L. Greenwich), dann durch Urwald 60 Meilen weit, größtentheils ein unurchdringliches Dickicht von Mimosen, Akazien und Euphorbien, zusammengeflochten durch die kletternden Aesclepiaden, hier und da von einer riesigen Adansonie oder einer Borassuspalmee überragt. Der Elefant, das doppelthörnige Rhinoceros, der Büffel, allerlei Affen, Antilopen und Raubthiere haufen in großer Menge in dieser Wildniß. Des Nachts mußten die Reisenden große Feuer vor dem Lager anzumachen, um die hungerigen Leoparden abzuhalten. Die Dörfer der Niamniam sind Gruppen von tonisch geformten Hütten; nur die Hütten der Häuptlinge haben eine gerade runde Wand, auf der das tonische Dach steht. Der Häuptling Tambo, unter dessen Schutz Piaggia reiste, war ein Mann von mittlern Alter, hoher, schlanker Gestalt und würdevoller Haltung. Sein üppiges Haar war in Locken geordnet und mit bunten Federn geschmückt. Seine Kleidung war von Baumrindentuch. Bei der ersten Vorstellung des Reisenden hatte Tambo drei Speere in der rechten Hand und eine Art Harfe in der linken. Piaggia's fernster Punkt war das Dorf Kifa. Unfern davon strömt ein Fluß nach Nordwesten, wahrscheinlich ein Nebenfluß des großen Flusses Babura oder Buri, welcher westlich außerhalb des Nilgebiets zu liegen scheint, und über welchen Sir Samuel Baker zuerst Kunde gegeben hat, der in seiner Karte einen großen nach Nordwesten gehenden Fluß, den Avoca, angibt. Die Gebrüder Poncet, Elfenbeinhändler in Chartum, haben neuerdings ihre Etablissements bis an diesen geheimnißvollen Fluß vorgeschoben. Sie haben über das Niamniamland der Geographischen Gesellschaft in Paris gleichfalls interessante Mittheilungen, begleitet von Karten, gemacht.*)

Von den Gebrüdern Poncet ist der ältere, Ambroise, jetzt ebenfalls in den so umfangreichen Nekrolog der Afrikareisenden eingetragen. Er starb auf seiner Heimreise in Alexandria am 19. Nov. 1868. Ambroise und Jules Poncet wurden im Jahre 1854 von ihrem Oheim Alexandre Daubey, damaligem sardinischen Consul in Chartum, dem man manche Mittheilungen über die Geographie des obern Nil verdankt, nach Chartum gezogen. Sie begleiteten Daubey auf seinen Reisen im Lande bis zu seiner Ermordung, worauf sie sich unter eigener Firma als Elfenbeinhändler und Elefantenjäger etablirten. In dieser Eigenschaft haben sie das Land von Chartum aus nach allen Richtungen hin bereist, östlich das Sennaar und Tata bis Abyssinien, südlich die Länder der Schelluk, Dinka, Warri, westlich das Land der Niamniam bis zum Babura.

Auch deutsche Forscher fehlen den Quelllanden des westlichen Nils nicht. Eine wichtige Arbeit ist Schweinfurth's pflanzengeographische Skizze des gesammten Nilgebiets und der Uferländer des Rothen Meeres in Petermann's „Mittheilungen“ (1868), in welcher die botanischen Resultate der vieljährigen Forschungen des Verfassers im Nilgebiete niedergelegt sind. Schweinfurth ist gegenwärtig unter den Auspicien der berliner Akademie der Wissenschaften und mit Unterstützung des Humboldt-Fonds ebenfalls auf einer Reise nach dem Gazellenflusse und zu den Niamniam begriffen, welche der Wissenschaft vielleicht entscheidende Erfolge gewährt.

In das weite, bisher fast gänzlich unbekanntes Land der Galla, das von Amhara (Centralabysinien) bis an den Aequator ganz Ostafrika einnimmt, sind auch einzelne Lichtstrahlen gefallen. F. Schmid's „Abriss der Schoagallagrammatik“ in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“ (Leipzig 1868), gibt die Grammatik eines wichtigen Dialekts der Gallasprache, welche in fünf nahe verwandte Dialekte zerfällt, nämlich in den Dialekt der Schoa und Wollo in Südbabysinien, den Dialekt des Anwohner des

*) Vgl. J. und A. Poncet, Le pays situés à l'ouest du haut fleuve Blanc. Bulletin de la Société de Géographie (Paris 1868), und Petermann's „Mittheilungen“ (1868).

hawaich im Osten von Abyssinien, das Ittu, den Dialekt der Somal und Abal (Afar) und anderer Stämme am Golf von Aden, das Gobboscho, den Dialekt in Metscha, Enarea, Kutscha und der Anwohner des Gobbosches oder Sobat, den Dialekt der Aequatorialgalla. Die Gallasprache enthält zahlreiche Analogien sowohl mit den arischen wie mit den semitischen Sprachen, eine Vereinigung, welche wieder für die vom Referenten mehrmals ausgesprochene Ansicht sprechen dürfte, daß in Afrika der Ursitz des Menschen zu suchen sei, weil die anderswo auseinandergehenden ethnologischen Fäden hier großentheils zusammenlaufen.

H. Brenner's „Forschungen in Ostafrika“ in Petermann's „Mittheilungen“ (1868) geben einige Auskunft über die Galla in der Nähe des Aequators. Richard Brenner, welcher ein Mitglied der unglücklichen Expedition von der Deden's gewesen war, wurde nebst Einzelbach, der an der deutschen Expedition zur Befreiung Vogel's vom Jahre 1860 theilgenommen hatte, im Jahre 1866 von von der Deden's Familie mit der Mission beauftragt, an Ort und Stelle über die Katastrophe, der sein früherer Führer erlegen, Untersuchungen anzustellen. Beide kamen im November 1866 in Zanguebar an, und Brenner fand bald in Brava an der Küste, daß sich jene Katastrophe vollständig bestätigte. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat Brenner sofort eine zweite größere Reise nach dem Lande der Galla an. Er traf im Februar 1867 wieder in Zanguebar ein, erforschte die Flüsse Dana und Osi, welche 12 Tagereisen weit vom Hochlande im Innern herunterkommen, und die Region zwischen dem Dana und dem obern Dschob im Innern des Somallandes, worauf er im Februar 1868 nach Zanguebar zurückkam. Brenner's Reise ist jedenfalls von Wichtigkeit, indem sie die Bahn erschließt zu dem so wichtigen unbekanntem Lande der Galla. Die Galla gehören dem Haarwuchse, den Gesichtszügen und gewissermaßen auch der Hautfarbe nach zur europäischen Rasse, sind jedenfalls von den Negern vollständig verschieden, unterscheiden sich auch, obgleich nur barbarische Nomaden, von denselben hinlänglich durch intellectuelle Begabung. Die den größten Theil des Ostens von Südafrika bewohnenden Batschuana, zu denen auch die sogenannten Kasir, die Sulu, Amatoja u. s. w. gehören, scheinen aus der Vermischung dieser hellern Rasse mit den Negern hervorgegangene Negroiden.

Am Nordostende schließt sich Afrika jetzt schärfer als früher von Asien durch den Kanal ab, welcher den Osten mit dem Westen mehr als je vorher verbinden wird. Mit der Einstömung der Mittelmeerwässer in die Bitterseen ward die Ueberzeugung eine allgemeine, daß nun die letzte ernstliche Schwierigkeit, die dem Unternehmen des Suezkanals noch entgegenstand, überwunden war, daß es nunmehr weiter keinem Zweifel unterliegt, Lessops werde seine im vorigen Jahre gegebene Zusage, die Eröffnung des ägyptischen Bosporus für die große Schifffahrt werde am 1. Oct. 1869 stattfinden, einhalten können. Die jetzt vollendeten Strecken sind: von Port-Saïd, der Einfahrt am Mittelmeere bis El Fenbane 37, von dort nach dem Timahsee $9\frac{1}{2}$, von da nach Serravum $5\frac{1}{2}$, von da nach den Bitterseen 8, durch dieselben bis Schaluf 25, zusammen 83 (englische) Meilen. Die gegenwärtig noch in Arbeit befindliche Strecke von Schaluf nach Suez beträgt 16 Meilen. Die Breite der Excavationen beträgt während 22 Meilen 330 Fuß, sonst immer wenigstens 200 Fuß, die Tiefe ist überall wenigstens 26 Fuß, also hinreichend für Rauffahrteischiffe.

Der Suezkanal ist ein echt bonapartistisches Unternehmen. Es war der General Bonaparte, welcher, als er in Aegypten stand, zuerst den Gedanken dieses Kanals faßte. Die Commission scientifique, welche er von Frankreich mitgebracht hatte, stellte unter seiner persönlichen Leitung Nachforschungen an nach dem Kanal des Pharaos Necho, und er soll persönlich der erste gewesen sein, der eine Spur desselben auffand. Er ließ so-

dann eine Nivelirung des Isthmus vornehmen und Pläne für den Kanal ausarbeiten. Unter Schwierigkeiten aller Art ausgeführt, ergab die Nivelirung Lepère's das sehr irrige Resultat, daß das Rother Meer ein beträchtlich höheres Niveau habe als das Mitteländische Meer, wonach also die ernstliche Schwierigkeit bestand, Schleusenwerke anlegen zu müssen; ein Irrthum, welcher lange Zeit allen Projecten bezüglich der Kanalisierung des Isthmus entgegenstand. Erst im Jahre 1846 veranstaltete eine Association, zu der Linant-Bei, Ingenieur des Vicekönigs von Aegypten, der berühmte englische Ingenieur Stephenson, Paulin Talabot, der ausgezeichnete Director der Lyoner Eisenbahn, gehörten, eine genaue Nivelirung des Isthmus. Die Operation wurde von dem in solchen Dingen höchst geschickten französischen Ingenieur Bourdaloue ausgeführt, der seitdem nach derselben Methode einen großen Theil von Frankreich aufgenommen hat. Das Ergebniß zeigte, daß in der Spiegelhöhe beider Meere nur ein ganz unbedeutlicher Unterschied besteht, eine freie Verbindung der Meere also herstellbar ist. Es wurde sodann von Talabot der Entwurf ausgearbeitet, den Kanal von Suez nach dem Nil bei Kairo zu führen, wonach Alexandria und Kairo in der Verbindungslinie geblieben wären. Die Ausführung dieses Project's wäre jedoch sehr kostspielig gewesen und hätte die Irrigation in Unterägypten beeinträchtigt. Hr. de Lesseps nahm mithin im Jahre 1854 den directen Kanal von Suez nach Pelusium wieder auf, welcher jene beiden Uebelstände vermied, worauf Lesseps denn auch am 30. Nov. 1854 vom Vicekönig Mohammed-Said die Concession zur Bildung einer Gesellschaft behufs Ausführung des Werks erhielt. Nachdem die Gesellschaft gebildet, die verschiedenen einleitenden Maßnahmen vollendet worden waren, wurde die Kanalarbeit am 25. April 1859 in Angriff genommen. Man weiß, wie lange seitdem die Arbeit durch den mächtigen Einfluß Englands aufgehalten wurde. Erst am 19. März 1866 wurde in Konstantinopel der Ferman zur Genehmigung des Werks erteilt. Um so größer ist der Triumph für de Lesseps, für den französischen Kaiser, für Frankreich, daß trotz eines solchen Widerstandes die an sich so riesige Arbeit noch innerhalb eines Jahrzehnts nach der ersten Inangriffnahme fertig geworden, das große Napoleonische Vermächtniß noch innerhalb des Jahrhunderts nach Napoleon's Geburt zur Ausführung gekommen ist.

Neben dem großartigen Werke selbst interessiren uns hier besonders die wunderbaren Verwandlungen, die der Kanal jetzt schon in der Wüste hervorgezaubert hat. Wo sich vorher nur die öde, sandige Landzunge erstreckte, die, 150 Meter breit und 1—2 Meter hoch, das Mitteländische Meer von dem See Mensaleh, jenem weiten, von nur einem halben Meter bedeckten „dismal swamp“ trennt, erhebt sich jetzt, ein zweites Venedig, eine neue Lagunenstadt, Port-Said, mit ihrem weiten, tiefen, aus dem flachen Meeressrunde ausgegrabenen Hafenbassin, wo die größten Schiffe Schutz finden, ihren Werften und Docks, reichlich mit allem Schiffsbedarf versehen, ihren 12000 wohlhabenden Einwohnern. Das durch die Ausbaggerung der Hafenbassins und der Kanaleinfahrt erlangte Erdreich lieferte den Boden für die neue Stadt. Am Timsahsee, der zum Halbwegs- oder Binnenhafen des Kanals dient, wie auch im Kanal des Pharao Necho, Lesseps' alten Rivalen, der Fall war, springt die neue Stadt Ismailia empor, ein freundlicher Ort mit 6000 Einwohnern, Hotels, Vaudevilletheater, Kirchen, Moscheen, Promenaden, umzogen von prachtvollen Gärten, wo die Landhäuser der wohlhabenden Einwohner stehen. Der Frischwasserkanal (40 Fuß breit, 9 Fuß tief), welcher die Stadt mit Wasser versieht, speist auch diese Gärten. Wo jetzt Ismailia steht, lag vor ein paar Jahren nur ein heißer, einsamer Sandhügel, der in den brackischen See vorspringt.

Die größte Gefahr für das Werk erblickte man mit Recht immer in dem Triebfande der Wüste, der seine furchtbaren, alles überwältigenden Massen in steter Wanderung einherführt. Wäre der Kanal auch überall einem Striche des feinen Triebfandes unmittelbar

ausgesetzt, so würde es wirklich ein hoffnungsloses Beginnen sein, den Kanal offen zu halten. Glücklicherweise ist dies nur an zwei Stellen der Fall, nämlich an den Excavationen an beiden Enden des Timsahsees, dem Seuil de Guifr im Norden und dem Seuil du Sérapéum im Süden desselben. Man hat hier bereits praktisch das Experiment gemacht, in Erfahrung zu bringen, wie viel Sand im Verlaufe eines Jahres eingeweht werden würde; das Resultat ist nach englischen Angaben gewesen 40000 Kubik-Yards im Seuil de Guifr und 270000 Kubikyards im Seuil du Sérapéum, allerdings bedeutende Quantitäten, die in manchen Jahren sich auch vermehren könnten. Man hofft diesen Uebelstand dadurch vermindern zu können, daß man beide Seiten des Kanals mit Bäumen, Büschen und sonstigem Gewächse dicht bepflanzt, überhaupt vermittels Irrigation durch den Frischwasserkanal hier eine große Dase zu bilden; denn bei Anwendung von Irrigation wächst alles in dem anscheinend so unfruchtbaren Wüstenboden. Es dürfte das wol eine, wenn auch etwas kostspielige, doch zweckmäßige Operation sein. Jedenfalls werden aber immer einige von den großen Baggermaschinen, durch die Hr. de Lespès die Excavationsarbeit hauptsächlich bewerkstelligt hat, im Betriebe bleiben müssen. Uebrigens hat man neuerdings gefunden, daß das Seesalz den Sand zusammenbindet: am moritimen Kanal, nicht jedoch am Frischwasserkanal, liegt der Sand überall in großen, harten, soliden Klüften.

Nach der Eröffnung des Suezkanals erlangt die Stellung Frankreichs bei Madagaskar eine sehr erhöhte Bedeutung. Frankreich hat schon seit Jahrhunderten sich daran gewöhnt, die große Insel Madagaskar als eine Art von Colonie anzusehen, hat sie in der That mehrmals colonisirt und in Besitz genommen, wenn auch schon der Umstand, daß die verschiedenen Namen Saint-Laurent, Dauphine, Ostfrankreich vollkommen verschollen sind und nur der einheimische Name Madagaskar sich behauptet hat, zur Genüge beweist, daß Frankreich hier nie eigentlich Herr gewesen ist. Von den Portugiesen im Jahre 1506 entdeckt, aber gleich wieder aufgegeben, wurde Madagaskar bereits unter der Regierung Heinrich's IV. von den Franzosen besucht; die Idee, dort ein großes Colonial-Etablissement zu gründen, gehört jedoch Richelieu an. Am 24. Juni 1642 erschienen Lettres patentes von Ludwig XIII., welche Frankreichs Souveränität in Madagaskar proclamirten. Ludwig XIV. bestätigte diese Lettres patentes, und als im Jahre 1686 die Franzosen in Port Dauphin ermordet worden waren, annectirte er die Insel definitiv. Die Ausrchte Frankreichs auf Madagaskar wurden auch bis zur Revolution von keiner europäischen Macht bestritten. Frankreich schätzte schon damals Madagaskar sowol in commerzieller Hinsicht wie rücksichtlich des französischen Einflusses im Indischen Ocean. Es bestanden zahlreiche Compagnien zur Ausbeutung der reichen Hülsquellen des Landes. Diese Veranstaltungen wurden durch die langen Kriegsläufe der Revolutions- und Kaiserzeit unterbrochen; Frankreich hat aber seinen Ansprüchen auf die Insel niemals entsagt.

Infolge eines Vertrags zwischen der Hovaregierung und Frankreich vom 12. Sept. 1862 bildete sich in Paris eine neue Madagaskar-Compagnie unter dem Voritze des Barons de Richemont, von der man sich bei der den Franzosen so günstigen Gesinnung des Königs Radama II. wichtige Erfolge versprach. Nach der Ermordung Radama's hat sich diese Gesellschaft jedoch wieder auflösen müssen und die Franzosen sind seitdem in Madagaskar vielfältigen Beschränkungen unterworfen. Die Compagnie hat während ihres Bestehens beträchtliche Untersuchungen angestellt über die mineralogischen, forstlichen und landwirthschaftlichen Ressourcen des Landes, sowie über die nördlichen Stämme unter den Eingeborenen, veröffentlicht in Richemont's „Documents sur la compagnie de Madagascar, précédés d'une Notice historique“ (Paris 1868).

Madagaskar erstreckt sich vom 12. zum 26.° südl. Br. 900 Meilen in der Länge bei 280 Meilen Breite und übertrifft Frankreich an Flächeninhalt, die Bevölkerung beträgt jedoch nach den neuesten Berechnungen noch nicht 2 Millionen. Binson, dessen Buch über Madagaskar gegenwärtig wol das beste ist („Voyage à Madagascar“, Paris 1866), schildert den Gebirgsbau folgendermaßen: Die Karten stellen Madagaskar gewöhnlich mit einer einzelnen Gebirgskette dar, welche den oblongen Körper wie ein Rückgrat durchläuft. Der Gebirgsbau hält jedoch nicht diese strenge Linie ein. In der Mitte des Landes erheben sich mehrere kolossale Gebirgsketten, die in bogenförmigen Stationen mit Abläusern nebeneinander herziehen. Zwischen den Ketten liegen Hochebenen, wie die von Manguru, von Angave. Die Ketten steigen stufenweise eine hinter den andern auf, so daß sich in der Mitte des Landes dem Blicke ein großartiges Bild darstellt. Soweit das Auge reicht, gewahrt man um sich einen weiten Ocean von Bergen, ein Gebirgsee, in welchem jede Woge ein Berg ist. Ueber die Vegetation sagt derselbe Verfasser: „Der Wald ist dicht, furchtbar, großartig. Es ist, als ob die Natur diese Gegenden gewählt habe, um darin ein Beispiel ihrer Macht zu entfalten, indem sie die Erde mit einer vom Uebermaß der Säfte strotzenden Vegetation von der größten Mannichfaltigkeit bedeckte. Die Höhe der Bäume, die Regelmäßigkeit der Stämme setzt in Erstaunen. Man findet bei jedem Schritte Palmen, deren glatte, runzellose Stämme mit einem einzigen Saage, gleich grauen Granitsäulen, aufsteigen, um über allen Wipfeln ihre stolzen Federbüsche zu schwenken. Dann war es wieder ein gigantischer Pandanus, welcher seine in Spirallinie geordneten Blätterbüschel entfaltetete, dann neue Dracönen, dann Büsche, Kräuter der mannichfaltigsten Arten.“

Weniger anziehend als die nördlichen und mittlern, sind die erst in jüngster Zeit erforschten südlichen Theile der Insel. Alfred Grandibier hat in dem Aufsatze „Notice sur les côtes Sud et Sud-Ouest de Madagascar. Bulletin de la Société de Géographie“ (Paris 1867) die Resultate einer vierjährigen Reise im Süden der Insel gegeben. Er sagt, daß die glänzenden Schilderungen, welche man sonst von der Fruchtbarkeit des Bodens und der schönen Vegetation gibt, nicht auf die weiten Strecken im Süden passen. Das ganze Land südlich von 21° 30' südl. Br. und westlich von 44° 30' östl. L. von Paris ist ein weites, dürrcs Plateau, dessen Höhe nur 100—150 Meter beträgt. Wo es in diesen Ländern nur wenig Gebirge gibt, gibt es auch wenig Wasserläufe und die Vegetation ist dornig und verküppelt. So gewähren denn auch diese großen Ebenen einen trübseligen, öden Anblick. Nach seiner Rückkehr wurde Grandibier vom französischen Minister des öffentlichen Unterrichts mit der Fortsetzung dieser Untersuchung beauftragt, über welche neuerdings einige Notizen in den „Archives des Missions“ erschienen sind. Grandibier erklärt in Uebereinstimmung mit Binson, daß auch im Süden Madagaskars die Karten unrichtig seien; Madagaskar sei keineswegs, wie dort gewöhnlich angegeben ist, in seiner ganzen Länge von einer Gebirgskette durchzogen. Südlich von dem Centralgebirge erstrecken sich weite sandige Ebenen, deren mittlere Höhe nicht 150 Meter übersteigt und welche von einer ganz modernen madregorischen Bildung sind. Ferner sind die Flüsse nicht so zahlreich, wie die Geographen angegeben haben. Von Andrahumbe bei Fort Dauphin bis zur Saint-Augustinbai gibt es nur den einzigen Fluß Maschifora. Weiter nördlich sind die Wasserläufe zahlreicher, aber sie sind in den Karten schlecht gesetzt und benannt. So liegt unter anderm der Mangute oder Saint-Vincent 36 Meilen nördlicher als bisher angegeben ist, und dieser Fluß ist doch der dritte der Insel an Wichtigkeit. In der Flinguilfilibai, wo man ihn münden läßt, findet man auch nicht den kleinsten Bach. Der Saint-Augustinfluß, dessen Lauf Grandibier 120 Meilen von der Küste verfolgte, fließt nur durch ein flaches, sandiges, wenig

bewohntes Land; er ist in dieser Entfernung vom Meere ebenso beträchtlich wie an der Mündung. Andererseits gibt es an der Küste von Murundura bis zur Saint-Augustin-
bei eine Anzahl von Häfen, welche dem europäischen Handel unbekannt sind. Murunbe
; B. ist ein schöner Hafen, so groß und sicherer als der von Fullcar.

Die Herrschaft in Madagaskar besitzet der Stamm der Hova, welcher zu den Malaien gehört. Die unterworfenen Bevölkerung besteht aus mehrern Stämmen von Negroiden, den Sakalave im Süden, den Vatsimsaraka in der Mitte, den Antankara im Norden. Die Hova, der gegenwärtig herrschende Stamm, sind wahrscheinlich die eigentlichen Eingeborenen; sie wurden aber vor mehrern Jahrhunderten von den schwarzen Stämmen in das Centralplateau von Emerina gedrängt. Dieselbe behandelten sie als eine ausgestoßene Rasse; alles, was sie anrührten, wurde für unrein gehalten, die Hütte, in der ein Hova geschlafen, verbrannt. Diese lange Unterdrückung machte die Hova finster, argwöhnisch, verschmischt. Als aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Andrianamponine sich an ihre Spitze stellte, fand er sie bereit, das Joch abzuwerfen. Ein mächtiges Heer, nach Mache und nach Macht dürstend, sammelte sich, und nach langen Kriegen wurde der Sklave zum Herrn. Vor 30 Jahren hatten die Hova den größten Theil der Insel im Besitz; sie haben sich seitdem in furchtbaren Kriegszügen die übrige Insel unterworfen, die schwarzen Stämme geknechtet. Die geringste Widerseßlichkeit seitens eines Schwarzen wird mit der äußersten Strenge bestraft. Der Schwarze muß stets gewärtig sein, von den Hova geplündert, seiner sämmtlichen Habe beraubt zu werden.

Die Hova werden von den französischen Reisenden als falsch, stolz und feige geschildert; doch erkennen dieselben an, daß sie geschickt und intelligent, feine Politiker und Diplomaten sind. Sie sind von früher Jugend auf an die Besprechung öffentlicher Angelegenheiten gewöhnt, und ihre staatliche Organisation erinnert in der That in mancher Beziehung an die römische Republik. Es ist eine reine Oligarchie. Kein Beschluß wurde gefaßt, nichts unternommen, ohne wiederholte Kabarets oder öffentliche Berathungen. Die folgenden sind einige Artikel des Gesetzbuchs der Hova: Art. 1. Die folgenden Verbrechen werden mit dem Tode, dem Verlaufe von Weib und Kind und der Einziehung des Eigenthums bestraft: 1) Uebergang zum Feinde; 2) Verführung von Frauen von Fürsten oder Herzogen; 3) Verbergung von Waffen unter der Kleidung; 4) Anstiftung einer Rebellion; 5) Verleitung zur Auswanderung; 6) Entwendung von Siegeln oder Nachmachung von Unterschriften; 7) Entdeckung, Eröffnung oder Bearbeitung von Gold- oder Silberminen. Art. 4. Ich habe keine Feinde außer Hungersnoth und Ueberschweimungen; wenn also der Damm eines Reisfeldes bricht, und die Nachbarn nicht im Stande sind, ihn wiederherzustellen, so muß das Volk im allgemeinen Hand anlegen, um den Schaden sofort auszubessern. Art. 6. Wer in einem Rechtsstreit seinen Richter besticht, oder ihn zu bestechen sucht, verliert seine Sache und erlegt eine Selbßbuße von 50 Doll.; kann er diese Buße nicht entrichten, so wird er in die Sklaverei verkauft. Art. 9. Hat jemand seinen eigenen oder seinen von ihm angenommenen Kindern einen Theil seines Vermögens gegeben und später Ursache, sich über sie zu beklagen, so steht es ihm frei, sie zu enterben oder sogar sie zu verstoßen. Art. 17. Lebst du in Betrübniß oder Besorgniß, so thue es, seißt du Mann, Weib oder Kind, den Beamten des Dorfes kund, damit die Kenntniß deiner Betrübniß oder Besorgniß mir selbst zukomme. Art. 18. Wenn ein Betrunkener jemand angreift oder ihm nicht gehörende Dinge beschädigt, so binde man ihn, gebe ihn aber wieder frei, wenn er zu sich gekommen ist, nachdem er den von ihm angerichteten Schaden ersetzt hat. Art. 21. Seid Freunde miteinander, liebt einander, weil ich euch alle gleich liebe und niemandes Freundschaft zu verlieren wünsche. Art. 26. Wer Arzneien (Zaubermitel) besitzt, die er nicht von seinen Vorfahren ererbt

hat, werfe sie weg. Art. 28. Wer meinen Gesetzen Gehorsam verweigert, wird auf der Stirne gebrandmarkt und es wird ihm nicht gestattet, langes Haar, reine Kleider oder einen Hut auf dem Kopfe zu tragen. Art. 29. Jeder unverheirathete Mann wird für unmündig erklärt.

Man hat neuerdings in England, und zwar zunächst aus kranilogischen Gründen, die Stammverwandtschaft der Hova mit den Malaien in Zweifel gestellt. Allein der aus der Sprache gezogene Beweis dafür wird doch zu augenscheinlich durch das lange, glatte Haar, die helle Hautfarbe und die Gesichtszüge bekräftigt, um solchen Zweifeln Gewicht zu geben. Binson und die übrigen französischen Reisenden schildern in grellen Farben den Contrast, welchen die einheimische Barbarei, die noch überall in den Sitten und Gebräuchen steckt, mit der Nachahmung, resp. Nachäffung der Europäer in Aeußerlichkeiten, namentlich im Costüm, hervorbringt. Der schwarze Rock, die weißen Handschuhe und die lackirten Stiefeln nehmen sich allerdings oft wunderbar genug bei dem sonst noch ganz afrikanischen Wesen aus.

Es sind noch gegenwärtig viele Franzosen in Madagaskar angesiedelt, in Tamatava, dem Hauptorte, 3—400. Sie sind aber jetzt vielen Beschränkungen unterworfen; nicht nur vom Erwerbe von Grundbesitz ausgeschlossen, dürfen sie sogar keine Häuser von Stein, nicht einmal von Holz besitzen, sondern müssen in Binsenhütten wohnen, damit sie stets eingedenk bleiben, daß ihnen nur ein zeitweiliger Aufenthalt gestattet sei.

Manche französischen Autoren erklären es geradezu für eine offene Frage, ob Madagaskar annectirt werden solle oder nicht. Wie sich aber auch die Verhältnisse in Madagaskar gestalten mögen, jedenfalls sind schon die kleinen Inseln mit ihren vortrefflichen Häfen, welche Frankreich in unmittelbarer Nähe von Madagaskar besitzt, von großer Wichtigkeit. Mayotte ist eine der vier größern Comoroinseln und liegt am Nordende des Kanals von Mozambique, in der Höhe des Nordcaps von Madagaskar, 12—13° südl. Br., halbwegs 250 Meilen zwischen Madagaskar und Mozambique. Die französische Regierung hat hier neuerdings gute Landstraßen und Brücken gebaut, wodurch sich dann auch die Landwirthschaft gehoben hat. Durch Trockenlegung der Moräste ist der Gesundheitszustand der Bevölkerung verbessert worden. Die Insel Nosibe liegt 170 Meilen östlich von Mayotte, 80 Meilen von der Nordwestspitze von Madagaskar, eine Lage, welche für den Handel mit Madagaskar sehr vortheilhaft ist. An der Ostküste von Madagaskar hat Frankreich eine vortheilhafte Stellung durch den Besitz der kleinen Insel Saint-Marie, gleichsam eine natürliche Festung, welche jene Küste beherrscht. Der an der Westseite der Insel gelegene Hafen ist zwar nicht sehr geräumig, aber tief genug für Kriegsschiffe und vermittels des der Einfahrt vorliegenden Eilandes Madame und der Klippenreihe der Forbans (Pirateninseln), welche Klippenreihe durch einen Steinbamm mit Sainte-Marie selbst verbunden ist, leicht zu vertheidigen. Rings um das Hafengebäude zieht sich eine reizende Landschaft. Die Abhänge, bestanden von einer reichen tropischen Vegetation, senken sich sanft in den blauen, glatten Seespiegel. Ein weißer Korallenbamm erstreckt sich auch nach der Madame und würde ermöglichen, die Hafeneinfahrt vermittels eines Brückenwerks ganz abzusperren. Im Hintergrunde des Hafens liegen die Kasernen der einheimischen Truppen, auf der Madame das Regierungsgebäude, die Magazine, das Hospital und das Arsenal, an der Bai außerhalb des Hafens das große Dorf Ambudifut, wo ein Bach sein klares Wasser ergießt.

Wir entnehmen M. D. Charnay, einem neuern französischen Reisenden, folgende Beschreibung seiner Fahrt von Madagaskar nach den benachbarten französischen Inseln: Die Reisenden verließen Tamatave um 5 Uhr nachmittags am 1. Oct. und stifteten Sainte-Marie mit Tagesanbruch am folgenden Morgen. Diese Insel liegt an der Ostküste von

Madagaskar, ihre Länge beträgt 37 Meilen, ihre durchschnittliche Breite nur 4 Meilen. Sie umfuhren die Ile des Rattes, passirten zwei Stunden darauf die Ile aux Baleiniers und gingen vor Anker 200 Fuß von dem Eilande Madame. Hier liegt das Hauptquartier der Regierung der kleinen französischen Colonie. Sainte-Marie stellt, von der See aus gesehen, ein reizendes Panorama dar. Im Vordergrunde die kleine Insel Madame, welche die Bai beschützt, dahinter die Reihe der Forbans, gerade gegenüber der Kirchturm, wo ein Hain von ehrwürdigen Mangoen das Haus der Jesuiten beschattet, weiter links, an der Küste zerstreut, die Häuser der Beamten, zuletzt das Madegassendorf Ambubisat mit malerischen Partien längs der Küste, die ein immer ruhiges Meer bespült. Leider ist diese reizende Ansicht nur äußerer Schein; das Innere ist meistens öde und ungesund. Es gibt nur wenige Colonisten und die Beamten haben nichts zu thun. Der Gouverneur machte jedoch für das Wohlergehen seines kleinen Königreichs große Anstrengungen. An keinem andern Platz in diesen Gegenden hat Charnay so viel Leben und Energie erblickt. Schiffsholme, Werften, Steinhöfste waren im Bau sowie mehrere Sanitätsanstalten. Ohne Madagaskar ist Sainte-Marie jedoch nur für die Küstenfahrt von Nutzen; im Besitz des Hauptlandes aber würden die Franzosen in Sainte-Marie den wichtigsten Punkt der ganzen Colonie finden; es würde das Hauptentrepot für die Ein- und Ausfuhr werden, den Schiffen, welche ausbessern wollen oder Schutz suchen, große Bequemlichkeit gewähren und leicht zu vertheidigen sein. „Ob die Franzosen Madagaskar in Besitz nehmen wollen oder nicht, ist eine offene Frage.“ Die eingeborene Bevölkerung von Sainte-Marie beläuft sich auf 6—7000. Obgleich diese Leute gegen die Tyrannei der Fova beschützt sind, scheinen sie sich doch nicht glücklich zu fühlen. Die Franzosen wollten sie ohne weiteres civilisiren, ohne zu fragen, inwiefern sie ihre Neigungen oder Vorurtheile verletzten. Das Resultat ist auch hier nur ein sehr ungünstiges gewesen.

Die Reisenden lichteten die Anker um 3 Uhr des Nachmittags und fuhren nach Nosfibe, eine Fahrt, welcher gewöhnlich zwei Tage erfordert. Sie segelten längs Madagaskar hin, indem sie die Landspitze Parrey links liegen ließen, darauf, nach Nordosten steuernd, das Land aus dem Gesicht verloren, einige Stunden danach aber das hohe Escap sichteten und sodann sich der Küste parallel hielten. Hier entrollte Madagaskar ein schönes und mannichfaltiges Panorama vom hohen Angontsigebirge bis zum wilden Bohemargebirge und den schroffen Gipfeln des Amber. Beim Cap Amber (der Nordspitze der Insel) ist die See so unruhig, daß das Schiff sich weiter vom Lande halten mußte. Am folgenden Tage segelte es durch eine See so blau wie Azur und so stille wie ein Mühenteich. Um 10 Uhr fuhren die Reisenden um Cap Saint-Sebastian, worauf sie bald Nosfimitiu, das dem einheimischen Könige Jimiar gehört, erblickten, und um 8 Uhr des Abends lagen sie halbwegs zwischen Nosfitali und Nosfibe vor Anker. Am folgenden Morgen passirten sie noch die Insel Nosscumba und kamen um 11 Uhr in der Rhyde von Elsville, dem Regierungssitze, an.

Gleich Sainte-Marie ist die Insel Nosfibe nur eine natürliche Dependenz von Madagaskar und von keinem Werthe außer zum Behufe der Occupation des Hauptlandes. Das Innere zeigt dasselbe kahle Aussehen wie die andern Malgascheninseln, indem das Beste, was die Eingeborenen bei ihren Niederlassungen thun, immer ist, daß sie die Wälder abbrennen, um Reis zu bauen und Weiden für ihr Vieh zu bekommen. Die Regierung hat strenge Maßregeln nehmen müssen, um den Wald von Lucube zu erhalten. Der Boden ist größtentheils vulkanisch, und es finden sich viele erloschene Krater, welche mit Wasser angefüllt sind. Die Rhyde von Elsville ist vortrefflich, indem sie gegen die Nord- und Ostwinde durch die Insel selbst und durch Nosfitali und Nosscumba geschützt wird. An mehreren in die Küste einschneidenden kleinen Buchten liegen Dorf-

schaften der Eingeborenen unter dem Schatten von Palmen, weiterhin liegt ein arabisches Dorf. Die gesammte Bevölkerung scheint in einem Theile der Insel zusammengedrängt zu sein, wie auch bei Saint-Marie der Fall ist. Durch die Landverwilligungen der Franzosen aus ihren Besitzungen gedrängt, wanderten die Eingeborenen entweder nach Madagaskar aus oder leben in Elend bei Etzville. Weil es unmöglich ist, sie zur Arbeit zu bewegen, gebrauchen die Pflanzer nur Kasir und Macoaneger, welche die Feldarbeit besser als die andern hiesigen Völkerschaften aushalten. Die Pflanzer bekommen dieselben von den Arabern, welche den Sklavenhandel in offener Weise treiben. Die Sklaverei ist zwar in Mossibe verboten, allein die Neger werden erst nach Mohilla oder Andschuan gebracht, wo die Pflanzer sie von den Arabern empfangen, indem sie sich der Form bedienen, sie als Arbeiter zu miethen. Den ersten Besuch, welchen die Reisenden zu Mossibe hatten, stattete Calisan ab, ein arabischer Häuptling, der einen sehr ansehnlichen Sklavenhandel treibt. Es war ein stattlicher Mann, jedoch mit einem schlaun Gesichtsausdruck, welcher den Hova zum Spion dient. Charnay hegt keinen Zweifel, daß die Reisenden es ihm zu verdanken hatten, daß einige Tage später bei Babatube die Amorontfangahäuptlinge ihnen verboten, in ihren Gewässern zu bleiben.

Von den Küstenbergen von Mossibe genoß man eine herrliche Aussicht. Im Vordergrund waren Madegassenhütten, umgeben von Mangoen, Palmen und Bananen; dann kam die Bucht von Etzville und dann die Stadt selbst mit dem Regierungshause inmitten von Gärten; links lagen der dunkle Wald von Lucube und die grünen Berge von Mossicumba, weiterhin die glitzernde See, besetzt mit Eilanden, durchsurcht von Rähnen mit weißen, schimmernden Segeln und in der Ferne die mattblauen Umrisse von Madagaskar und die nadelartigen Spitzen der Deux Soeurs. Die Reisenden fuhrten hierauf ab und glitten durch eine so ruhige See, daß die empfindlichsten Nerven nicht wären von der Wellenbewegung angegriffen worden. Sie landeten bei Risuman, in der lieblichen Bai von Pasandava und bei Babatube, einer wie ein großer Krebs gestalteten Halbinsel. Hier besuchten sie die Stelle, wo der französische Gelehrte Darvoy seinen Tod fand, indem er, eine kohlenführende Gegend durchforschend, von den Hova überrascht und auf Befehl der Königin Kanavalona ermordet wurde. Sie fanden noch Trümmer seiner niedergebrannten Hütte.

Ihre nächste Bestimmung war Mohilla, neuerdings durch die Reise, welche Dschumbesuli, die Königin dieser Insel, nach Frankreich gemacht hat, allgemein bekannt geworden. Mohilla steht unter französischem Schutz und liegt südlich von der großen vulkanischen Insel Comoro, deren Feuer man von hier aus bei Nacht sehen kann. Mohilla hält der Reisende für die schönste unter den Comoren. Es ist die kleinste, aber die grünste Insel. Ueberall erheben sich Cocospalmen in tropischer Anmuth und riesige Baobob wie grüne Pyramiden. Ueberall führen schattige Pfade durch das Land und fallen Bäche in Cascaden von den Bergen und bilden natürliche Bäder, ein köstlicher Genuß in dem glühenden Klima. Man fühlt sich im lieblichen Mohilla wie eingeladen, hier das Leben in friedlicher Stille zuzubringen, von dem Geräusch der Welt durch die blaue See abgeschlossen.

Berichtigung. In dem Artikel „Die Kunstakademie zu Düsseldorf und die Düsseldorfer Schule“ muß es S. 44 dieses Bandes, Zeile 2 v. o. heißen: „Zum Lehrer derselben wurde August Wittig (geb. 1826) berufen, ein Schüler Rietschel's“, statt: „Hermann Wittig (geb. 1815), ein Schüler Liedt's.“

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Rig - Veda

oder die heiligen Lieder der Brahmanen.

Herausgegeben von

Max Müller.

Mit einer Einleitung, Text und Uebersetzung des Prätisäkhyas oder der ältesten Phonetik und Grammatik enthaltend.

Vierte Lieferung.

(Bogen r—D d d [Schluss] der Einleitung, Wortindex, Inhaltsverzeichniss u. s. w.)

4. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die 1.—3. Lieferung (1856—57) kosten zusammen 10 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von **J. E. Hitzig** und **W. Häring** (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von **Dr. A. Volkert.**

Neue Serie. Vierter Band. Zweites Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Der Buchbindermeister Ferdinand Wittmann. (Wolfin und Posen. Sechsfacher Giftmord. 1862—68.)

Der hier nach den Acten dargestellte Fall gehört zu den entsetzlichsten und merkwürdigsten der neuern Strafrechtsgeschichte.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird im Umtausch gegen die neueste erste Auflage des Werks mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.,

gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.,

gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlags-Handlung **F. A. Brockhaus** in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung gegen Baarzahlung bewirkt werden; die Fracht hat der Besteller extra zu bezahlen.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht gratis zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

Das Staats-Recht der Preussischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Köne,

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D. und Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweite Lieferung.

Die dritte Auflage des berühmten Werks erscheint auf vielfach ausgesprochenen Wunsch in Lieferungen, um die Anschaffung durch allmählichen Bezug zu erleichtern. Das ganze Werk wird aus 12—16 Lieferungen bestehen. Jede Lieferung von ungefähr 10 Bogen Lexiconoctav kostet im Subscriptionspreise 20 Ngr.

In allen Buchhandlungen sind die erste und zweite Lieferung vorrätbig und werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen. Ein Prospect ist daselbst gratis zu haben.

Einbanddecken

zur

Neuen Folge von Unsere Zeit.

Vielen Abnehmern des vorliegenden Werks wird die Mittheilung willkommen sein, dass die Verlagshandlung Einbanddecken zu demselben, und zwar in zwei Arten: in Leinwand und in Halbfranz, hat anfertigen lassen.

Jeder Besitzer des Werks wird dadurch in den Stand gesetzt, dasselbe für einen billigen Preis in geschmackvoller Weise sich einbinden lassen zu können.

Der Preis der Decke eines Bandes beträgt
in Leinwand 6 Ngr.,

in Halbfranz 8 Ngr.

Jede Buchhandlung kann die Decken zu diesen Preisen besorgen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1874

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Fünfzehntes Heft. (1. August 1869.)

Inhalt.

Seite

Österreich seit dem Falle Belcredi's. Fünfter (letzter) Artikel. Der Kampf mit Nationalen und Episcopalen	161
George Eliot. Von H. Dohm.	189
Von der Adria zum Arno. Reisezeichnungen von Herman Riegel.	211

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Henry Jarvis Raymond. — Francois Suet. — Emile Barrault. — Nicolas Auguste Hesse. — Albert Grisar. — Lord Stanley of Alderley. — Peter Cunningham. 236



Leipzig:

F. A. Brochhaus.

1869.

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.

Die Verlagshandlung **F. A. Brockhaus** in Leipzig hat sich die Aufgabe gestellt, nach und nach eine Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit herauszugeben und dem deutschen Volke in correcten Ausgaben, zu wohlfeilem Preise und in gefälliger Ausstattung darzubieten.

Alles Hervorragende aus den verschiedenen Perioden des deutschen Schriftthums soll in dieser Bibliothek seine Stelle erhalten; mit Reichhaltigkeit soll sich planmäßige, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Auswahl verbinden.

Die Texte werden den besten Drucken und Handschriften entnommen und von allen Spuren der Entstellung sorgsam gereinigt. Ausführliche Einleitungen geben Kunde von dem Lebens- und Bildungsgange der Dichter sowie von ihrer literar-geschichtlichen Bedeutung; Anmerkungen und Worterklärungen vermitteln, wo solches nöthig erscheint, das Verständniß des Einzelnen.

Die Bibliothek umfaßt nachstehende vier Sammlungen, welche von der Kritik aufs günstigste beurtheilt wurden und bereits weite Verbreitung im In- und Auslande gefunden haben:

I.

DEUTSCHE CLASSIKER DES MITTELALTERS.

MIT WORT- UND SACHERKLÄRUNGEN.

BEGRÜNDET
VON

FRANZ PFEIFFER.

8. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt des I.—VIII. Bandes.

- I. WALTHER VON DER VOGELWEIDE. Von *Franz Pfeiffer*. Zweite Auflage.
- II. KUDRUN. Von *Karl Bartsch*. Zweite Auflage.
- III. DAS NIBELUNGENLIED. Von *Karl Bartsch*. Zweite Auflage.
- IV. HARTMANN VON AUE. Von *Fedor Bech*. Erster Theil: EREC DER WUNDERAERE.
- V. HARTMANN VON AUE. Von *Fedor Bech*. Zweiter Theil: LIEDER. ERSTES BÜCHLEIN.
ZWEITES BÜCHLEIN. GRËGORJUS. DER ARME HEINRICH.
- VI. HARTMANN VON AUE. Von *Fedor Bech*. Dritter Theil: IWEIN.
- VII. GOTTFRIED VON STRASSBURG. Von *Reinhold Bechstein*. TRISTAN. Erster Theil.
- VIII. GOTTFRIED VON STRASSBURG. Von *Reinhold Bechstein*. TRISTAN. Zweiter Theil.

Die folgenden Bände werden enthalten:

BUCH DER SCHWÄNKE UND ERZÄHLUNGEN. Von *Hans Lambel*.
WOLFRAM VON ESCHENBACH. PARZIVAL. Von *Karl Bartsch*.
HEINRICH VON VELDEKE. ENEIT. Von *Oscar Schade*.

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.)

Oesterreich seit dem Falle Belcredi's.

Fünfter (letzter) Artikel.

Der Kampf mit Nationalen und Episkopalen.

Es war klar, daß die Verfassung in der Session der 17 cisleithanischen Landtage, die auf den 22. Aug. 1868 einberufen war, ihre Feuerprobe zu bestehen haben werde; denn schon die Vorbereitungen zur Eröffnung zeigten deutlich, daß sich dort zum Umsturze der Staatsgrund- und confessionellen Gesetze Slawen und Klerikale die Hand bieten würden, während durch ihre Unterstützung die Feudalen als Führer der ganzen Sippe, weil sie mit den Hintertreppen bei Hofe am besten bekannt waren, wieder zur Macht zu gelangen hofften. Der Zusammenstoß war um so unausbleiblicher, als unter den Regierungsvorlagen jene die Hauptrolle spielte, welche durch Einsetzung weltlicher Schulaufsichtsbehörden das die Trennung der Schule von der Kirche anordnende Maigesetz erst zur Wahrheit machen sollte. Das Ministerium konnte daher auch nicht verhehlen, daß es dieser parlamentarischen Action nicht mit besonderm Vertrauen entgegenging, und suchte seine Bekommenheit hinter patriotischen Redeergüssen zu verstecken. Auersperg, der sich schon seit zwei Monaten nach der prager Kaiserreise als Dimissionär betrachtete, erklärte bei seiner Rückkehr aus Gastein einer Bürgerdeputation in Saalfelden: „Das Volk könne Vertrauen zur Regierung haben, da im Rathe der Krone Männer säßen, die, unmittelbar aus dem Bürgerstande auf ihren Posten berufen, aus eigener Anschauung die Bedürfnisse der Bevölkerung bis in die untern Schichten kennen.“ Der Reichskanzler fand sich bei einem Vanket der niederösterreichischen Abgeordneten „gedrängt, der vielleicht etwas gedrückten Stimmung ein Forte aufzusetzen“. „Er möchte“, sagte er, „allen Landtagen zurufen: wir werden mit der Verfassung vorwärts schreiten; lassen Sie uns Vertrauen und Zuversicht säen, und wir werden Vertrauen und Zuversicht ernten.“ Gelegentlich einer Aussprechung in Marein endlich betonte auch der Präsident des Abgeordnetenhauses Kaiserfeld, der Führer des steirischen Landtags, „daß das Ende dieser Verfassung zugleich das Ende Oesterreichs wäre“. Gleichzeitig richtete Ende August Wiszka ein neues Rundschreiben an die Statthalter, denen er aufgab, Sorge für Wahrung der Landesautonomie zu tragen, aber auch dafür, daß die Landesvertretungen nicht in den Kreis der Reichsrathskompetenz hinübergreifen, gegen Verletzung der öffentlichen Ordnung ungefäumt einzuschreiten und Beamten, die der verfassungseindlichen Opposition Vorschub leisten, „ihr Vertrauen zu entziehen“, wie es in dem Circular etwas euphemistisch hieß. Sämmtliche Landesherren hoben demgemäß in ihren Ansprachen den festen Entschluß hervor, die Competenz der Landes- und Reichsvertretung streng überwachen zu wollen. Am frühesten und energischsten nahmen die Czechen Position. Zunächst wurde ein Mädchenschullehrer, Namens Tonner aus Prag, nach Lemberg deputirt, um zu sehen, ob sich nicht trotz alledem noch ein Bündniß mit den Polen zu Stande bringen lasse; allein obwol von den Polen in gewohnter Manier mit schönen Worten hingehalten, kam er doch völlig unrichteter Sache nach Hause zurück, da die Allerweltssdiplomaten gerade um diese Zeit

den Gedanken hatten, ob sich nicht mit den Magyaren ein für die „Autonomie“ Galiziens viel vortheilhafteres Geschäft abschließen lasse als mit den betrogenen Schwaben und den nur als Nothnagel benutzten Tschechen. Maria Theresia hatte ja das Königreich auf den Rechtstitel der Stephanskrone hin erworben; so war denn vielfach das Gerücht im Schwange, Franz Joseph I. werde die bereits angekündigte Reise nach Kratau und Lemberg von Pesth aus lediglich als König von Ungarn und nur von Andrássy begleitet antreten. Freilich irren die Herren sich gründlich, wenn sie in Ungarn, sei es auch nur chauvinistische Sympathien für eine Annexion Galiziens voraussetzen; es war eben nur ein Mittel, die wiener Regierung zu ärgern, wenn die Opposition der presburger Landtage Mitte der dreißiger Jahre Galizien für Ungarn reclamirte! Solange die Polen jedoch in dieser Richtung auslugten, konnten sie an eine ernsthafte Allianz mit den Tschechen nicht denken. Erklärte doch „Hazank“ auf die ersten Gerüchte von diesen Utopien: „es sei nicht daran zu denken, daß Ungarn seine Hand zu einem czechisch-polnisch-magyarischen Bündnisse biete, da aus einer solchen slawischen Propaganda nur Rußland Nutzen ziehen könne.“ „Naplo“ aber warnte Smolka, „er möge nicht in völliger Verkennung der Lage, gleich den Tschechen, das Heft in die Hände der feudalen Clique spielen, die, wenn sie mit Hilfe der Nationalitäten nochmals ans Ruder gelangen, ebenso wenig wie Thun und Belcredi das Geringste für die Autonomie der Länder thun, sondern nur ein neues Concordat zusammenleimen werde“. Ein Demokrat wie Smolka sollte doch einsehen, daß man niemals ungestraft ein Bündniß eingehe mit Leuten, deren Allianz ein Verrath an der Sache der Freiheit sei. Goldene Worte, aber hochtörmisch im Munde jener Deakisten, die sich keinen Augenblick besonnen, drei Jahre früher durch ihre kleinliche Kirchthurmspolitik die Monarchie einem Esterházy auszuliefern! So zunächst auf sich selbst angewiesen, kamen dann die Tschechen in Prag überein, für den Ausgleich als Programm die drei Kleinigkeiten aufzustellen: Auflösung des ungesetzlichen Landtags, Revision der böhmischen Wahlordnung, Aufhebung der Decemberverfassung! Das Schlimmste aber war, daß sich auch bei dieser Gelegenheit wieder zeigte, wie die liberale jungczechische Partei factisch eine reine Null ist, und die allein das Wort führenden Alttschechen absolut nichts weiter als die Vorhut Rußlands und im Innern die Schleppträger der Hochtories und Hochkirchler sind. Stadkowski und Gregr wollten anfangs selbst von der Nichtbeschickung des Landtags nichts hören. Allein nicht nur darin fügten sie sich; sie nahmen trotz anfänglichen heftigen Protestirens endlich auch die Declaration an, welche Krieger zur Rechtfertigung dieses Schrittes aufgesetzt, wie Graf Clam-Martinitz sie ihm in die Feder dictirt. So erhielt dies Document die Unterschriften von 81 Landtagsmitgliedern, Tschechen, Großgrundbesitzern und Inhabern geistlicher Virilstimmen, darunter auch die des prager Bürgermeisters Klauudy, der doch als solcher die Verfassung beschworen, was aber für Giskra, den Verfasser ellenlanger Rundschreiben, durchaus kein Anlaß war, den Mann zur Rechenschaft zu ziehen! Ein ganz analoges Vorgehen beobachteten die Tschechen in Mähren, wo ihr Protest gegen die Thätigkeit des Landtags die Signatur von 34 nationalen, feudalen und klerikalen Landboten erhielt, den Fürsten Salm und den Grafen Egbert Belcredi, Bruder des ehemaligen Staatsministers, an der Spitze. Die Scenen im Landtagssaale begleitete die tägliche Fortsetzung czechischer Meetings unter freiem Himmel, die trotz der gesetzlich streng gerechtfertigten behördlichen Verbote und trotz aller „energischen“ Rundschreiben Giskra's abgehalten wurden und mit ihren Wanderien, Musikbänden, Beamteninsultirungen einen immer revolutionärern Charakter annahmen. Damit das Landvolk so recht in die Propaganda verstrickt ward, wählten die Agitatoren in Hochstadt bei Gitschin, Karlstein, Taus, Benatek und an zahllosen andern Orten immer Marienfeiertage zu ihren Volksversammlungen. Außerdem wurden die Bezirksvertretungen bearbeitet, daß sie trotz der verweigerten Regierungsbestätigung wieder und immer wieder

Exteriores aus der Zahl der Declarationsunterzeichner, mit besonderer Vorliebe den Grafen Nam-Martinič, zu Obmännern wählten.

Wenn aber auch die Polen die Solidarität mit den Tschechen nicht angenommen, hing doch der Himmel über Galizien kaum drohender und wolkenreicher herab. Wader hatten bei dem lemberger Banket Smolka und Tonner sich zugetoastet auf das große ungarisch-polnisch-tschechische Bündniß gegen die Deutschen, die der radicale Graf Wotawski mit den „Moskowitern“ verglich, wobei denn freilich der sanfte prager Mädchenlehrer wieder einigen Mißklang in das Fest gebracht durch die polnischen Ohren übel klingende Mahnung, die Ruthenen nicht zu mißhandeln. Jedenfalls hatten die Polen schon wieder ein ganzes Leporello-Register von Beschwerden gegen Wien in petto; die einzelnen aufzuzählen lohnt kaum der Mühe, denn ihr ewig Weh und Ach, so tausendfach, wäre immer nur aus dem Einen Punkte zu curiren, daß Franz Joseph sich endlich mischließt, alle Stämme der Monarchie zur Wiederherstellung des Jagellonenreichs einzulpannen, um nach dem eventuellen Siege über Rußland Galizien zu diesem Reanimationsproceß beisteuern zu müssen. Diese superklugen Diplomaten hatten mit ihren Meetings zur Beförderung des Denkmals, das sie dem hundertjährigen Gedächtnisse der Barr Confederation zu Rapperschwil in der Schweiz zu errichten beschloßen, einen ganz hübschen Schwindel eingefädelt. Der Landtag hätte diese Aufregung auf den Siedepunkt gesteigert; inmitten derselben wäre der Kaiser erschienen, begleitet von dem ungarischen Minister, bei dessen Landsleuten ein Krieg gegen Rußland das populärste Ding von der Welt ist: Fürst Czartoryski wäre aus Paris herbeigeickt mit einer Petition um Eröffnung eines Asyls für alle polnischen Flüchtlinge aus Congresspolen. Dies Schauspiel denke man sich inscenirt zur selben Zeit, wo der Besuch Alexander's II. in Warschau bereits angelegt war; man male sich ein wenig die Reden aus, die bei der Gelegenheit mit der Pointe gegen Rußland gehalten wären! Dann wird man zugeben, daß Franz Joseph's Erscheinen ziemlich dieselbe Bedeutung hätte haben müssen wie 1811 die Napoleon's I. in Wilna, und daß Oesterreich nur die Polen hübsch gemüthlich die Situation ausbeuten zu lassen brauchte, um sich eines schönen Morgens in einen Krieg mit Rußland verwickelt zu sehen, bei dem ihm im glücklichsten Falle der Verlust bloß Einer Provinz sicher gewesen wäre. Man begin in Wien das himmelschreiende Unrecht, dies Spiel zu durchschauen und demgemäß die Rapperschwyl-Meetings zu verbieten: hinc illae lacrymae! Nunmehr sing man in Lemberg an, alles was von Wien aus geschah, in nörgelnder Weise zu bemängeln. Daß Herbst den deutschen (?) Oberpräsidenten Komers — Welcredi'schen Justizminister slavophilen Angedenkens! — an der Spitze des lemberger Appellhofes beließ, daß er die den Landtagen verheißene theilweise Autonomie bei Führung der Grundbücher auf die Wahl für die Einbände der letztern beschränkte, war eine Vergewaltigung der Polen. Wenn Hasner streng verfassungsmäßig ein Rundschreiben in Sachen des Schulwezens erließ, traten sie dem mit der dreifachen Zumuthung entgegen, der galizische Unterrichtsath stehe nicht unter dem Kultusminister, sondern müsse direct mit dem kaiserlichen Cabinet correspondiren. Brachte Plener im Reichsrathe eine Vorlage zu einem Handelskammergesetze ein, so sollte dieselbe vor das Forum der Landtage gehören. Mit dem Besetze über Ausführung directer Reichsrathswahlen bei Renitenz einzelner Landesvertretungen sollte Giska es darauf abgesehen haben, die Gelegenheit zur Umgehung der Landtage herbeizuziehen. Mit derjenigen Bestimmung in dem Gesetze über die politische Organisation, welche ihm das Recht gab, einzelnen Bezirksämtern gewisse Statthaltereibefugnisse über andere zu delegiren, sollte er eine Zerreißung Galiziens in Departements anbahnen. Und doch war es gerade dieser Paragraph, mittels dessen Giska den „nationalen“ Wünschen der Welschtivoler durch Errichtung einer Art von Statthaltereiepositor in Trient Rechnung getragen; ja selbst in dem argwöhnischen Böhmen hatte niemand einen Hinter-

gedanken gahnt, als zur Geschäfts erleichterung einem Duzend Bezirkshauptleuten eine gewisse Suprematie über das halbe Hundert ihrer Collegen zugewiesen ward, sodaß man nicht in den kleinsten Dingen aus dem fernsten Winkel des Königreichs bis nach Prag zu appelliren brauchte. Mit Recht ließ sich daher Giskra durch das Geschrei des Landtags nicht stören, sondern führte Mitte October gleich nach Schluß der Session den vereinfachten Instanzenzug auch in Galizien ein; denn daß dessen Statthalter nicht mit nahezu 80 Bezirkshauptleuten direct verkehren konnte, lag ebenso klar auf der Hand, wie die Ernennung von einem halben Duzend derselben zu Obmännern der übrigen den Geschäftsgang wesentlich beschleunigen muß. Der Lärm über Brestel's Verkäufe galizischer Domänen machte das Maß endlich ganz voll; und trotz alledem hätte der Zorn der demokratischen Partei zur Herbeiführung einer Katastrophe nicht ausgereicht, wenn derselben nicht jene Feudalen zu Hülfe gekommen wären, denen es höchst gleichgültig war, wie die Verfassung und namentlich die Maigesetze fielen, wenn sie nur fielen, ja die in sehr gegründetem Verdachte stehen, wie sie der Moskau-Wallfahrt der Tzscheken schmunzelnd zugehören, so auch in Galizien selbst russisches Geld nicht als Bundesgenossen verschmäht zu haben, wo es galt, unter nationaler Maske die Ziele des weißen Jakobinerthums zu verfolgen. Damals konnte der Historiker unbezahlbare praktische Studien machen über den Untergang des Jagellonenreichs. Den hundertjährigen Gedenktag der Varer Conföderation feierten sie, und ganz wie 1768 benutzten die Magnaten die Demagogen, um jedes Aufblühen zu verhindern; ganz wie sie 1768 die erste Theilung herbeiführten, indem sie die Hülfe Rußlands gegen die reformatorische Thätigkeit des Landtags anriefen, benutzten sie Smolka und den Demokratenverein, um durch Strafenementen die lemberger Repräsentanz Galiziens und namentlich die verständige Reichsrathspartei in derselben unter Ziemiakowski zu terrorisiren. Hinter den Demokraten steckte der „rothe Fürst“ Adam Sapieha, der Sohn des Landmarschalls, sodaß das ultraradicale Organ des Smolka'schen Clubs, der „Dziennik Lwowski“, eine Druckerei ankaufen konnte, obschon die vorgeschobenen Persönlichkeiten völlig mittellos waren. Auch ein polnisches Blatt mit stark russischer Färbung erschien, der „Slowianin“, den ein alter polnischer Emigrant redigirte und zu dessen Mitarbeitern Graf Borkowski zählt, einer von den Hauptführern der Club- und Landtagsopposition. Schon hörte man Polen klagen, daß sie nicht die moskauer Pilgerfahrt mitgemacht! So war denn die lemberger Demokratie in den Dienst der krakauer Reaction getreten und das natürliche Bindeglied zwischen beiden Elementen bildete also der schon oft erwähnte krakauer Advocat Zyblikiewicz, der Rechtsanwält des starr ultramontanen und feudalen Grafen Adam Potocki, der im Abgeordnetenhanse sitzt und nicht mit dem Minister zu verwechseln ist. Neben Potocki machte sich noch der Fürst Sanguszko in dieser Allianz, durch welche erst die Politik Smolka's im Landtage ein Relief erhielt, bemerklich, theils weil er nie den Mund aufthat, ohne die Heiterkeit des Hauses zu erregen, theils weil er Feuer und Flammen gegen das Herrenhaus, dessen Mitglied er ist, spuckte, seitdem dasselbe die confessionellen Gesetze genehmigt. „Na, das geht ja hier schon gerade so zu wie im Reichsrathe; da darf nur einer was gegen die geistlichen Herren sagen, so stimmt gleich alles bei!“ rief er einst ärgerlich aus, als der Landtag einen antikirchlichen Beschluß gefaßt. Natürlich aber darf man, wenn man die Schlangengewindungen dieser Intrigue verfolgt, nie übersehen, daß einerseits die Hochtories denn doch auch immer auf den Hof Rücksicht zu nehmen hatten, was immerhin große Schwankungen in ihre Haltung brachte, und daß andererseits, wenn auch im Reichsrathe der krakauer Club die Reaction repräsentirte, sich doch nun eben im krakauer Bürgerstande eine entschiedene Opposition gegen das wüste lemberger Treiben organisirte.

Gleich in der Eröffnungssitzung am 22. Aug. stellte also Smolka kurz und bündig den Antrag, der wie eine Bombe ins Haus fiel: „Der Landtag hebt seinen Beschluß

am 1. März 1867 wegen Beschickung des Reichsraths auf und fordert die Abgeordneten zur Niederlegung ihres Mandats auf." Daß wir aber das Verhältniß der Demokraten zu den Feudalen nicht übertrieben, erstieht man am besten daraus, daß sich zur Unterstützung des Antrags nur 12 Deputirte erhoben und ein Mitglied der Opposition erst noch drei Bauern in die Höhe reißen mußte, damit die geschäftsordnungsmäßige Ziffer 15 sich ergab. So absolut ohnmächtig war die Demokratie, ehe sie einerseits an die Massen appellirte, um die Deputirten einzuschüchtern, und sich andererseits dazu herlich, die Kasanien für Adel und Klerus aus dem Feuer zu holen. Ein tumultuarischer Fackelzug, der Smolka sofort gebracht wurde, sowie andere Strafenovationen bewirkten das erstere. Ja eine „Sturmpetition“ des Demokratenclubs, der aber doch nur tausend Unterschriften in Lemberg zusammengebracht, wurde vom jungen Fürsten Sapieha überreicht, um den Smolka'schen Antrag zu unterstützen, und der „Dziennik Lwowski“ verlangte ganz einfach für Galizien die Stellung, die Congresspolen vor 1830 behauptet. Dieser Position gegenüber verhalten fruchtlos die Beschwörungen des krakauer „Czas“, der schon am 26. Smolka's Partei in harten Worten ansuhr: „Wenn sie durch Aufreizung der Volksmenge eine Pression auf den Landtag ausübe, werde dieser Landtag der letzte sein und Galizien der Schauplatz anticonstitutioneller, aber unvermeidlicher gouvernementaler Rettungsmittel werden.“ Die Reichsrathsabgeordneten begannen mit Niederlegung ihrer Mandate; aber nichts ist charakteristischer für die Situation, als daß gerade die ihrer eventuellen Wiederwahl keineswegs sichern Reactionäre wie Jzyskiewicz und Adam Potocki sich wohl hüteten, den Spieß der Mandatsniederlegung mitzumachen, nachdem sie durch ihren Spectakel mit den Demokraten die Liberalen, wie Ziemiakowski, zum Verzicht auf ihre Reichsrathsmandate moralisch gezwungen. Die Verbindung mit den Feudalen nun stellte Jzyskiewicz her, indem er am 24. Aug. beantragte, der Landtag solle seine Meinungäußerung über die Decemberverfassung und alle Staatsgrundgesetze abgeben. Wohl bedauerte Smolka, das sei nur ein Blizableiter, um seinen Antrag todtzumachen; er hatte unrecht; nur so war es zu ermöglichen, daß beide Anträge einer Commission überwiesen wurden. Denn daß man überhaupt vorsichtig zu Werke gehen mußte, bis das Unheil im Gange war, das hatte gleich anfangs die Haltung der Ruthenen gezeigt. Sofort nach der Eröffnungssitzung interpellirten sie den Statthalter, weshalb er in seiner Eröffnungssrede nur von Einer Nation gesprochen und dadurch „Befürchtungen“ hervorgerufen. Als dann in den ersten Septembertagen die Polen die Erhebung ihrer Sprache zur Amts- und Gerichtssprache in Galizien beantragten und trotz der Einwendungen des Regierungskommissars, daß dies eine Kompetenzüberschreitung und ein Uebergriß in die Befugniß der Executive sei, auch votirten, verließen die Ruthenen nach Verwerfung ihrer Gegenpropositionen unter Protest den Saal. Um sein Recht zu wahren und den Landtag doch zu befriedigen, kam das Cabinet diesem Botum zuvor, indem es durch Ministerialbeschluß in der innern Manipulation der politischen und Finanzämter die polnische Sprache einführte; allein die Stimmung war bereits so verbittert, daß der Landtag in dieser Concession nur eine Falle erblickte, um ihn von der gesetzlichen und deshalb unabweislichen Regelung der Frage abzuhalten. Auch gegen die Anträge Smolka's und Jzyskiewicz's waren die Ruthenen sofort mit einer Gegenproposition bei der Hand, indem sie den Entwurf einer Adresse an den Kaiser vorlegten, worin dieser ersucht ward, den lemberger Landtag und Landesauschuß in eine polnische und eine ruthenische Curie zu halbiren, was natürlich gleich bei der ersten Lesung (19. Sept.) verworfen wurde. Inzwischen regnete es Programme für den Ausschuß, der sich mit den Anträgen wegen der Verfassung zu beschäftigen hatte. Derjenige Smolka's ging von dem Satz aus, daß „die nationale Existenz den Vorrang vor der Freiheit habe“, daß Galizien alles haben müsse, was Ungarn erhalten, und daß Oesterreich nur als „Föderatiobund“ aus den Staaten der Stephans-

der Wenzel-, der Jagellonenkrone und der Gruppe der deutschen Erblande bestehen könne. Hieran schloß sich das Programm Krzeczunovicz', das namens der Adelpartei einen kleinen Kreis gemeinsamer Reichsangelegenheiten anerkannte und im übrigen Galizien ganz selbständig hinstellen wollte. Die äußerste Rechte bildete das Programm Ziemialkowicki's, das die dualistische Form innehielt und nur im Rahmen der Decembergesetze eine vermehrte Autonomie für Galizien begehrte, die allerdings jenen Rahmen sofort gesprengt hätte! Mitte September war die Commission mit ihrer Arbeit fertig und legte dem Kaiser den Entwurf einer Adresse an den Monarchen sowie einer Resolution vor. Die Adresse ging von dem Satze aus, daß Galizien „als Theil eines tausendjährigen, einst mächtigen und souveränen Staats nicht aufgehört habe, einen organischen Bestandtheil der großen nationalen Individualität zu bilden, die, als Staat von der europäischen Karte gestrichen, doch inmitten der Völkerfamilie fortlebe“. Deshalb könne es nicht eine legislative und administrative Centralisation mit Ländern eingehen, mit denen es außer dem Staatsverbande nichts gemein habe. So dürfe denn der Landtag nicht ruhen, auf Grund des §. 19 der Landesordnungen, der den Landesrepräsentanzen das Recht gibt, die Wirkung von Reichsgesetzen zu prüfen und demgemäß Anträge zu stellen, „alle legalen Mittel“ zur Erfüllung rechtmäßiger Hoffnungen auf innere Autonomie in Anwendung zu bringen und „im constitutionellen Wege eine entsprechende Modification der Staatsgrundgesetze zu proponiren“. Damit war allerdings das formelle Recht gewährt, thatsächlich aber stand die Sache so schlimm wie nur je, da die Resolution, in welcher diese Desiderien nun niedergelegt wurden, nicht eine Amendirung, sondern einfach die Sprengung der Decemberverfassung involvirte. Die Delegirten Galiziens sollten nur an jenen Verhandlungen des Abgeordnetenhauses theilnehmen, die sich auf Galizien und den Erblanden gemeinsame Angelegenheiten bezögen, und directe Wahlen in den Reichsrath niemals ausgeschrieben werden dürfen. Zu den nicht gemeinsamen Angelegenheiten aber sollten gehören: Regulirung des Handelswesens, Gesetzgebung in Betreff des Bank- und Creditwesens, der Sanitätsfachen, der Zuständigkeit, der Fremdenpolizei, des geistigen Eigenthums, des Strafrechts und der Strafpolizei, des Civil- und Bergrechts, der Universitäten, der Lehrgrundsätze für Volksschulen und Gymnasien, der Umriffe für Organisation der Gerichts- und Verwaltungsbehörden, behufs Durchführung der Staatsgrundgesetze und der Beziehungen zu andern Ländern. Ferner wurde verlangt: Ausscheidung eines Landesbudgets zur Disposition des Landtags, Incamerirung aller Domänen und Salzwerke in den Landesfonds, sodasß sie ohne Einwilligung des lemberger Landtags nicht zum Gegenstande irgendeiner pecuniären Transaction gemacht werden dürften, ein eigener Cassationshof in Lemberg, endlich für Verwaltung, Justiz, Cultus, Unterricht, öffentliche Sicherheit und Landes-cultur eine eigene dem Landtage verantwortliche Regierung mit einem Kanzler an der Spitze. Das war denn doch der nackte Föderalismus, und dessen Bewilligung vom Reichsrathe verlangen, hieß diesem einfach Selbstmord zumuthen.

Das Zusammengehen der clerikalen mit der nationalen Opposition trat übrigens auf allen Landtagen hervor, nicht bloß auf dem prager und briinner, wo beide Elemente gleichzeitig durch ihre Abwesenheit glänzten. In Wien fehlten Cardinal Kaufser und der sanct-pöltener Bischof Fessler; auf dem schlesischen Landtage machte Dr. Förster, der Breslauer Bischof, von seiner Virilstimme nicht Gebrauch. In Graz wurden die Sitze der Fürstbischöfe von Seckau und Lavant, in Klagenfurt ward der Platz des Dr. Wiery, Fürstbischofs von Gurk, nicht besetzt. Selbst wo die Prälaten erschienen, wie der Bischof Rudigier in Linz, Bischof Amberg in Bessaraberg, Abt Eder in Salzburg, zogen sie sich doch vor Verathung des Schulaufsichtsgesetzes unter Protest zurück. Nur in Prag blieben der Abt Zeidler und seine drei geistlichen Collegen im Landtage, nachdem sie erklärt hatten, an den Verhandlungen nicht theilnehmen zu wollen, zu welchem

Behufe der Abt zitternd vor innerer Erregung ein Schriftstück ablas, das ihm der Cardinal Fürst Schwarzenberg in die Feder dictirt. Blos Domherr Marešch in Prag und Abt Helfersdorffer von den Schotten in Wien hatten Unabhängigkeit und Muth genug, eifrig in die Schulgesetzdebatte einzutreten. Letzterer versicherte für sich sowie für seinen Collegen, den Benedictinerabt von Melk, dem niederösterreichischen Landtage, sie und ihre Priester seien „vom besten Willen erfüllt, in ihren Schulen vollkommen den Anforderungen der Zeit gerecht zu werden“. Alle die frommen Herren beriefen sich auf Ueberhäufung mit Amtsgeschäften und geschwächte Gesundheit. Einer schützte selbst einen verstauchten Arm vor, was sie indessen nicht hinderte, mit ungemein großer Kühnheit gegen die confessionellen Gesetze weiter zu agitiren. Recht in ihrem Behagen befanden sie sich nur da, wo die Rationalen oder die Glaubenseinheitlichen die Majorität hatten, namentlich also in den Landstuben von Laibach, wo in der Regel 18 Slowenen 12 Deutsche niederstimmten, und von Innsbruck, wo 25 Klerikale 22 Liberalen gegenüberstanden, da von den 16 Deputirten Südtirols wiederum nur 3 erschienen waren. Hatte doch Landeshauptmann Hofglwandter in seiner Eröffnungsrede die Umgestaltung des Staats, die sonst das Thema aller solcher Reden bildete, mit keiner Silbe erwähnt. Uebrigens ließen auch die Landtage es nicht an Repressalien fehlen. Der troppauer ersuchte die Regierung für Schlesien um Errichtung eines eigenen Bisthums, das mit den dort belegenen Gütern des Dr. Förster ausgestattet werden solle. In Linz interpellirte man die Regierung, ob sie „energische Weisungen“ erlassen, „die Kenitenz der Bischöfe“ zu brechen, worauf der Statthalter Graf Hohenwart erwiderte: „Minister Giskra habe ihm beim Antritte seines Postens die Maigesetze «als einen Gegenstand besonderer und unausgesetzter Aufmerksamkeit empfohlen.»“ In Wien wurden Anträge auf Cassirung der beiden unbenutzten Bircilstimmen laut, dann wurde der Landesmarschall aufgefordert, die beiden Prälaten zur Erfüllung ihrer Pflicht aufzufordern. Cardinal Rauscher erwiderte ebenso vornehm wie für einen geborenen Oesterreicher charakteristisch: „Wiewol er zunächst für die Kirche einzustehen habe, liege ihm doch auch Oesterreich am Herzen; deshalb werde er erscheinen, sobald er hoffen dürfe, dadurch dem Lande einen Dienst zu erweisen.“ Die Vorlagen des Ministeriums bezüglich der Schulaufsichtsgesetze für die einzelnen Länder ließen indessen, wenn sie auch den weltlichen Behörden und den Gemeinden einen annehmbaren Wirkungskreis einräumten, doch der Geistlichkeit noch einen so großen Einfluß, daß die Landtage von Ober- und Niederösterreich, von Mähren, Schlesien und auch von Triest die Competenz des Klerus noch bedeutend einengten, obschon die Regierungskommissarien eine Nichtsanctionirung der Beschlüsse als unvermeidlich in Aussicht stellten. Nur in Dalmatien, Görz, Istrien und der Bukowina, in Salzburg, Kärnten, Vorarlberg, Böhmen und Steiermark wurden die Regierungsentwürfe ohne allzu wesentliche Aenderungen acceptirt, auf den deutschen Landtagen hauptsächlich, weil man das Ministerium unterstützen und weil man, wie Kaiserfeld in Graz sagte, alles annehmen müsse, um endlich das Reichsrathsschulgesetz zu realisiren und „die Schule soweit möglich von dem Alpdruck, der auf ihr lastet, zu befreien“. Am schärfsten trat dieser Beweggrund und der Gegensatz, zu dem er führte, in Prag und Brünn hervor. In Brünn, wo man die Tschechen nicht fürchtete, nahm man trotz aller Regierungsproteste den Commissionsantrag an, der jede Betheiligung der Geistlichen an den Schulrathen von Amte wegen — anders als durch freie Wahl der Communen — absolut verwarf, weil der Pfarrer nur in eine schiefe Stellung gerathe, wenn er entweder sich Kirchenstrafen aussetzen oder zum Werkzeuge, die Schule den Römlingen auszuliefern, dienen müsse. Ebenso scharf lauteten die Ausschufsanträge in Prag; allein in Böhmen hatte man allen Grund, mit mehr Besorgniß auf die tschechisch-feudal-antirromantane Ligue zu blicken, deshalb wirkte die Drohung des Regierungskommissars mit der Nichtsanctionirung, und die Commissionsarbeit wurde abgelehnt. Galizien kam,

da es seinen eigenen Unterrichtsrath hatte, bei der Frage nicht ins Spiel; und in Laibach stifteten Slowenen und Pfaffen ein Schulaufsichtsgesetz zusammen, das die Regierung unmöglich genehmigen konnte, da es einfach die Cassirung des Mai-Schulgesetzes und die Wiederherstellung des Concordats für Krain bedeutete. Dasselbe Streben führte in Tirol zu einem tumultuarischen Schlusse des Landtags. Hier nämlich hatte man unter dem Dictat des brixener Bischofs von Gasser ein Schulaufsichtsgesetz zurechtgebraut, gegen welches das Concordat ein Muster von Liberalismus war. Nach diesem Monstrum sollte die Controle aller Grade für die Unterrichtsanstalten durchaus nur in den Händen der geistlichen Hierarchie liegen; nur im Landes Schulrathe sollte neben den Bischöfen von Brixen, Trient und Bregenz auch der Statthalter Sitz und Stimme haben, das Veto des Episcopats jedoch für sich allein genügen, um die Durchführung jedes auf das Schulwesen bezüglichen Gesetzes zu inhibiren! Bei Eröffnung der Debatte über dies ungeheuerliche Gesetz vom 9. Oct. erklärte Lasser rundheraus, daß ein derartiger Entwurf nimmermehr auf Genehmigung zu rechnen habe. In glänzender Rede entwickelte er unter anderm den Gedanken, was wol ein Nichttiroler davon halten solle, wenn er im 19. Jahrhundert Debatten dieses Schlages beimohne? worauf Professor Jäger selbstgefällig entgegnete: „daß er eben in Tirol sei“! Die Mahnungen des Statthalters verhallten den Heyreden Jäger's, des Pater Greuter und des brixener Bischofs gegenüber vollständig wirkungslos. Als am 10. Sept. der entscheidende Paragraph mit 30 gegen 21 Stimmen angenommen ward, gab die liberale Minderheit zu Protokoll, daß sie sich an den Berathungen nicht mehr betheilige, worauf die Klerikalen augenblicklich dem Antrage des Grafen Brandis gemäß den Rest des Gesetzes ohne weitere Debatte en bloc annahmen. Nun zog Lasser ein Telegramm aus der Tasche, worin der Ministerrath bei fernerer Widersetzlichkeit des Landtags gegen die Staatsgrundgesetze angewiesen wurde, die Session zu schließen, wobei die Regierung sich fernere Maßregeln zur vollen Durchführung der Reichsgesetze auch in Tirol vorbehalte. Auf der Stelle mußte Haslwandter den Landtag entlassen, wofür der Landeshauptmann sich dadurch rächte, daß er in das Hoch auf den Kaiser nicht einstimmt. Als dann die jubelnden Liberalen gar ein donnerndes Hoch auf das Ministerium folgen ließen, brachen die erbitterten Römlinge in ein heftiges Zischen aus, und so sich gegenseitig niederjauchzend, niederjohlend, ging die Versammlung auseinander. Wie mächtig übrigens der provinzielle Gedanke in den einzelnen Kronländern lebte, zeigte sich recht deutlich darin, daß die vielfach angeregte Idee, den Reichsrath durch Einführung directer Wahlen für das Abgeordnetenhaus statt der Landtagsdelegationen in ein Vollparlament zu verwandeln, eine zustimmende Erledigung nur dort fand, wo sie zugleich den Localinteressen diene, in Niederösterreich. Der wiener Landtag beschloß, auf sein Wahlrecht zu verzichten, falls die Regierung den Antrag genehmige, die Zahl der Reichsrathsdeputirten zu erhöhen und dieselben unmittelbar durch das Volk wählen zu lassen. Selbst in dem liberalen grazer Landtage wurde ein ähnlicher Vorschlag ablehnend beschieden, sonst nirgends auch nur gestellt.

Trotz absoluten Fernbleibens der Tschechen von der Session war der Nationalitätenkampf doch keineswegs auf Galizien allein beschränkt. Auch die Slowenen regten sich gewaltig auf allen Landtagen, wo sie mit dem italienischen oder mit dem deutschen Elemente in Contact waren. Dabei stellte sich das für Bürgerministerium und Schützenfest höchst erbauliche Moment heraus, daß überall, wo sämmtliche drei Factoren ins Spiel kamen, die Deutschen völlig verschwanden und den Romanen mit den Südslawen allein die Arena überließen, um den Kampf um die Suprematie zwischen diesen beiden allein zur Entscheidung bringen zu lassen. Sogar auf dem steirischen Landtage machten die sechs Slowenen unter dem Urslawen Hermann einen entsetzlichen Spectakel und jogen sich nach jeder Schlappe immer auf eine Weile von den Sitzungen zurück, während der andere

Slowenenführer Ketslag sein Mandat wirklich niederlegte. Um daher die echt deutsche Gesinnung der Steiermark zu constatiren, brachte die Verfassungspartei eine Dankadresse an das Ministerium ein, die am 9. und 10. Sept. zu einer glänzenden Debatte Veranlassung gab und namentlich auch hier das Zusammengehen der Slawen mit den Römlingen illustrierte. Mit gleicher Heftigkeit donnerte Hermann gegen die anticoncordatliche und die germanisirende Richtung, wohlgefällig hörten ihm Zwerger und Stepischnegg zu, die Fürstbischöfe von Sedau und Lavant, die sich nur zu dieser Einen Staatsaction im Landtage eingekunden. Den Nationalen und Klerikalen kam von seiten der Feudalen Graf Buol-Pernburg zu Hülfe, der unter Goluchowski in Kärnten amtirt hatte. Mit großer Energie dagegen zerfaserten die verfassungstreuen Redner die Allocution; hier gebe es nur ein „Entweder — Oder“, Concordat oder Verfassung, erklärte Ritter von Wasner, jetzt Unterstaatssecretär im Justizministerium, und Kaiserfeld sagte rundheraus, das Concordat sei null und nichtig, der Reichsrath dürfe bei dem, was er gethan, nicht stehen bleiben. „Das sei einmal die erste Frage, ob wir überhaupt das Recht haben, Gesetze zu geben, oder im Hüterhemde nach Canossa wallfahrten sollen“, hatte der Referent des Adreßauschusses schämevoll bemerkt. Da ein Theil der Verfassungsfeinde den Kampf aufgab, wurde die Dankadresse mit 48 gegen nur 4 Stimmen angenommen. Aber während in Steiermark die deutschen Hammer waren und in Kärnten der große Urslowene Einspieler sich gar nicht mehr hervordrängte, spielte das germanische Element in Krain die Rolle des Amboß. Kam es doch dort so weit, daß die Regierung die Sanctionirung eines Gesetzes verweigern mußte, weil man ihr dasselbe nicht auch in der „zweiten landesüblichen Sprache“, sondern nur den slowenischen Text unterbreitet. Ebenso mußte Gistra, um den Deutschen selbst nur in der Hauptstadt Ruhe gegen Acte der rohesten Vergewaltigung zu verschaffen, Ende September den laibacher Gemeinderath auflösen und den Bürgermeister Dr. Costa suspendiren, einen Mann, der übrigens, ehe er im Slowenischen Geschäfte machte, unter Nach bei Pontius und Pilatus um eine Anstellung gebettelt. Gegenwärtig (Mai 1869) sah er als Chef der Landeshauptstadt mit besonderm Vergnügen zu, wie aufgehezte Landleute einem Festzuge deutscher Turner einen förmlichen Hinterhalt legten, um mit Knütteln und Wagenrungen über dieselben herzufallen! Auch hier übernahm Toman die Rolle des klerikalen Sturmbodes, indem er bei jeder Gelegenheit unter dem Beifallsjohlen der Galerien „den rein katholischen Standpunkt“ der nationalen Partei betonte, während die Verfassungsfreunde „das Land lutherisch machen wollten“. Er und Costa sowie der Thierarzt Pleweis ergingen sich in den größtmöglichen Ausfällen gegen die Deutschen, die, wie sie zum großen Gaudium der Galerien behaupteten, auch nicht das Recht hätten, „nur einen einzigen Mann in diesen Landtag zu senden“. Und weil die Großgrundbesitzercurie in Krain das einzige Asyl für das Deutschthum bildet, versocht Costa den Antrag, derselben das Wahlrecht zu nehmen, mit dem jesuitischen Argument: „Dann wird man uns nicht mehr nachsagen, daß wir Feudale sind!“ In Görz war der Parteigegensatz ein milderer, weil der wackere Fürstbischof Gollmayer es verschmähte, die Rolle eines klerikal-nationalen Parteihauptes zu spielen und die Maigesetze als fait accompli acceptiren wollte, worin er freilich von den Jesuiten, die sich unter Belcredi dort angestiedelt, arg bedrängt wurde. Ebenso wurden in Parenzo alle Kundgebungen ultranationaler Färbung verurtheilt; aber in Görz-Gradiška wie in Istrien spielte bei dem Sprachenkampfe, der den Hauptinhalt der Session bildete, das Deutsche dem Italienischen und Slowenischen gegenüber das Aschenbrödel, das man nur noch an den slawischen Anstalten vorläufig duldet.

Im dalmatischen Landtage dagegen hielten wie seit acht Jahren slawische und romanische Mitglieder jener Majorität zusammen, die für die Autonomie des Landes einsteht und der die Agitatoren für den Anschluß Dalmatiens an Kroatien feindlich entgegenstehen. Die letztern schieben nach einigen Standalscenen Mitte September aus dem Landtage von

Zara aus, wobei es nur auffallen mußte, daß Regierungsbeamte sich ungestrast an dieser Demonstration betheiligen durften, ja der Appellhofpräsident Fontana in Zara officiell in beleidigender Weise gegen den Vertreter Dalmatiens im Reichsrathe, Dr. Lapenna, aufzutreten wagte. Nirgends aber standen Slawen und Italiener sich so schroff gegenüber wie in Triest, wo der Landtag bewies, wie es einerseits dem neuen Statthalter General von Möring noch gar nicht gelungen war, irgendwie den Nationalitätshader zu besänftigen, und wie andererseits selbst die Möglichkeit eines Zusammengehens zwischen dem slawischen Territorium und der Stadt, die immer mehr in die Hände der Bastardati fiel, zweifelhaft wurde. Der Landtag vergeudete seine Zeit mit Untersuchungen über die Juliereignisse, wobei der Bericht aufs ungerechteste gegen die Slowenen Partei ergriff, und mit Beschlüssen über die Auflösung der Territorialmiliz, zu denen der Regierungskommissar der Versammlung jedes Recht bestritt, weil in Wehrangelegenheiten nur der Reichsrath competent sei. So schieden denn auch bereits Anfang September die sechs slawischen Territorialdeputirten unter Protest gegen alle Landtagsresolutionen aus der Versammlung aus, die Regierung aber steigerte den Uebermuth der Bastardati noch mehr, indem sie an allen Unterrichtsanstalten des Küstenlandes den obligatorischen Unterricht im Deutschen aufhob und dafür den Unterricht im Slowenischen für alle slawischen Zöglinge an den italienischen Schulen einführte. Der verdiente Dank blieb nicht aus. Dieselben übermüthigen Gefellen, die nur durch die Hülfe des Ministeriums sich ihrer slowenischen Hinterassen erwehrt, warfen auch Wien den Fehdehandschuh hin, indem sie eine Commission zur Untersuchung der Rückwirkung niederlegten, welche die Staatsgrundgesetze auf Triest übten. Im Namen dieses Ausschusses berichtete dann Hermet dicht vor Sessions-schluß am 5. Oct. in folgenden hochtrabenden Floskeln: „Triest habe sich den Erzherzogen von Oesterreich nur infolge eines bilateralen Vertrags ergeben; der jetzige Reichsrath wolle die Landtage absorbiren; die Regierung gehe nur aufs Germanisiren aus. Deshalb beschließe der Landtag, die historischen Rechte der Stadt Triest seien untastbar und könnten durch die Entsendung zweier Reichsrathsabgeordneten nach Wien nicht alterirt werden.“ Pathetisch rief Hermet aus: „Unsere Rechte sind ganz ebenso begründet wie die der Ungarn“, und mit allen Stimmen gegen Eine ward der Narrenhausantrag angenommen, obgleich der Regierungskommissar ganz richtig bemerkte, Triests constitutionelle Rechte datirten erst vom Octoberdiplom, jenseit des Jahres 1860 liege der reine Absolutismus! Alle diese Unbilden und Ueberschwenglichkeiten hatten die Slowenen so weit aufgeregt, daß nach dem Ende der Landtagsession am 18. Oct. bei Görz ein großer Tabor (Volksversammlung) von Slowenen aller Landestheile stattfand, wo die Vereinigung aller Slowenen Steiermarks, Kroatiens, Krains und des Küstenlandes in Ein Königreich mit Einem Landtage und rein slowenischer Sprache in Amt und Schule sowie mit ausschließlicher Besetzung aller Stellen durch Einheimische zum Programm erhoben ward.

Mittlerweile reiften die Dinge in Böhmen einer Krisis zu. Die bei Beginn des Landtags demselben übergebene Declaration verstieg sich bis zu der festen Behauptung, die Länder der böhmischen Krone hätten „nie in einer Realunion mit irgendeinem österreichischen Staate gestanden“, hätten überhaupt mit den übrigen Ländern des Hauses Habsburg nichts als die Dynastie gemein. Als neu entdecktes böhmisches Staatsrecht wurde ein sogenannter Majestätsbrief vom 8. April 1848 vorgekrant. Diese „böhmische Verfassung“ war damals von Trojan und Fister mit Hülfe einiger czechischer Handwerker in Einer Nacht in Wien ausgearbeitet worden, als Minister Pillersdorf diese prager Deputation um eine solche Vorlage ersucht hatte. Sie erschien allerdings in der „Wiener Zeitung“, weil die Märzminister sich wenigstens nach Einer Seite hin Ruhe verschaffen wollten; selbst Springer, der große Slawenfreund und Verächter der Deutsch-Oesterreicher, nennt das in der That kindische Nachwerk „rätselfhaft und unergründlich, abenteuerlich

und das herbste Urtheil über die politische Reife der Czechen rechtfertigend“. Die „Charte vom 8. April“ nun bewilligte Böhmen allerdings im Princip einen Generallandtag für die Länder der Wenzelskrone, mit einer verantwortlichen Centralregierung für Böhmen, Mähren und Schlesien in Prag. Aber selbst jener „Majestätsbrief“ machte die Einführung und Adaptirung der böhmischen Verfassung von den Beschlüssen des nächsten prager Landtags, der nie einberufen ward, und von der Zustimmung Mährens und Schlesiens zu dem Generallandtage abhängig, die in Brünn wie in Troppau ebenso energisch wie einmüthig verweigert ward. Statt dessen erschienen Rieger und Palacky unweigerlich in der wiener Reitschule und saßen zu Kremsier im Verfassungsausschusse, um eine Reichsconformation auszuarbeiten. Unter solchen Umständen also nun nach 20 Jahren behaupten wollen, den allgemeinen Ruin jener Zeiten habe nur die, niemals perfect gewordene „Charte vom 8. April“ überlebt, das war doch wirklich nur ein Faschingscherz außerhalb der Saison! Dessenungeachtet schreckte die Declaration selbst vor der Behauptung nicht zurück, nur ein auf Grund jenes Patents berufener Generallandtag „könne für die Länder der böhmischen Krone einen Theil der Staatsschuld übernehmen, denselben Steuern auflegen, oder sie in welcher Art immer rechtlich verbindlich machen; alles was außerhalb desselben beschlossenen werde, könne in diesem Ländercomplexe niemals rechts kräftig werden“.

Nachdem der Oberstlandmarschall die Declaranten vergebens aufgefordert, ihre Zeige einzunehmen, nahm der Landtag in seiner Schlußsitzung am 26. Sept. eine sehr scharfe Resolution an, worin er erklärte, keine andern Rechtsverhältnisse des Königreichs Böhmen zu kennen als die in der Februar-Landesordnung und den December-Staatsgrundgesetzen begründeten; daß diese in zweifellosester Weise festgestellten Beziehungen nicht erschüttert werden dürften, ohne den Bestand des Reichs in Frage zu stellen, das Rechtsgesühl der Bevölkerung aufs tiefste zu verletzen und ohne den offenen Widerspruch Mährens und Schlesiens gegen Verletzung ihrer Autonomie zu provociren; daß deshalb die betreffenden Abgeordneten, soweit sie nicht Besitzer von Virilstimmen, als ausgetreten zu betrachten seien. In der Schlußrede betonte Statthalter Baron Kellersperg, daß die Decemberverfassung um keinen Preis in Frage gestellt werden dürfe. Die Antwort aus Troppau und Brünn an die Adresse der prager Declaranten lautete in Sachen des Generallandtags auch so abfällig wie nur möglich. Mit allen Stimmen gegen Einen Beamten des ehemaligen Siftirungsministers Grafen Larisch beschloß der schlesische Landtag eine harschafte Resolution: „Schlesien sei ein Theil des Kaiserstaats und werde seine letzte Kraft einsetzen, es zu bleiben; nur die rücksichtslose Durchführung der Verfassung sichere den Fortbestand der Monarchie; nie werde Schlesien die Hand bieten, Millionen von Deutschen schutzlos der czechischen Vergewaltigung preiszugeben, noch mit Minoritäten transigiren, deren Patriotismus darin liege, Kaiser und Reich den Rücken zu kehren.“ Die in Brünn überreichte langathmige Declaration der Czechen wagte übrigens schon nicht einmal, mit dürren Worten den Generallandtag zu fordern, obwol sie das Streben, „die alten historischen Länder in Ländergruppen umzuwandeln“, als berechtigt hervorhob. Der Wahrheit schlug auch diese Declaration auf lächerliche Weise ins Gesicht, indem sie kurzweg aussprach, es sei dem Absolutismus nie gelungen, „den Landtagen der Länder der böhmischen Krone mit Erfolg das Steuerbewilligungsrecht streitig zu machen“. Durch ihr Fernbleiben vom Landtage wollten die Unterzeichner „thatsächlich ihre Nichtübereinstimmung mit dem bermaligen System und der gegenwärtigen Regierung sowie die Uebergangung zum Ausdruck bringen, daß auf dem betretenen Wege eine gedeihliche Ordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse unmöglich sei“. An Schneidigkeit ließ auch die krämer Antwort nichts zu wünschen übrig. Am 25. Sept. vor Thoreschluß genehmigte der Landtag die Resolution: „Die Markgrafschaft ist ein von Böhmen durchaus unabhängiges Land, das kein anderes Staatsrecht kennt als die gegenwärtige Landes- und Reichs-

verfassung, und einen prager Landtag seit 1620 niemals, aber auch früher nie ohne den ausdrücklichen Vorbehalt beschickt hat, daß alle dort gefassten Beschlüsse erst in Briinn ratificirt werden müssen; Mähren bleibt also bei dem Landtagsbeschlusse vom 14. April 1848, der jeden Zusammenhang mit Böhmen zurückweist.“ Zugleich wurde die Geschäftsordnung dahin verbessert, daß man einen bisher fehlenden Paragraphen einschob, welcher den Landtag berechtigte, die ohne Urlaub ausbleibenden Deputirten ihres Mandats verlustig zu erklären. Auch ward ein Anhang zur Landesordnung votirt: daß jeder in den Reichsrath gewählte Abgeordnete sich sofort über Annahme oder Ablehnung des Mandats zu erklären habe — im Ablehnungsfalle solle der Landtag die an der vollen Delegation mangelnden Mitglieder aus dem Plenum ohne Rücksicht auf die Gruppenvertheilung wählen dürfen.

Was aber noch fehlte, um die in Böhmen herrschende Aufregung zu verallgemeinern und auf die Spitze zu treiben, das hatten die Landtagsdebatten allerdings geleistet. Da wurden czechischerseits die „nationalen“ Bezirksvertretungen im ganzen Königreiche zu Zustimmungsadressen zur Declaration aufgefordert; nur durch die Androhung, daß jeder solchen Competenzüberschreitung strenge Ahndung folgen werde, verhinderte Kellersperg eine ähnliche Demonstration der prager Gemeindevertretung. Die beiden unvermeidlichen Landtagsbeschlüsse, welche das Belcredi'sche Sprachenzwanggesetz aufhoben und die Trennung der Technik in ein deutsches und ein czechisches Institut decretirten, vollendeten die Erbitterung. Die Czechen nämlich, denen die Schule kein Bildungsinstitut, sondern ein Herd nationaler Verhegung und Vergewaltigung ist, hassen nichts so tödlich als die sprachliche Sonderung der Unterrichtsanstalten, mit gutem Grunde, weil es dann immer bald so kommt wie in Mähren, daß die czechischen Institute leer stehen und die deutschen überfüllt sind. Ihr Ideal sind bilinguistische Etablissements mit Parallelklassen, wo dann stets in kürzester Frist der ruhig seinen Culturzielen nachgehende deutsche Lehrkörper mitfammt den Zöglingen den nur der Agitation obliegenden Nationalen rettungslos zum Opfer fällt. Schon ging die Heze so weit, daß der verfassungstreue Abel mit dem Fürsten Auersperg an der Spitze aus dem böhmischen Forstverein austrat, weil dieser die forstwirthschaftliche Wanderversammlung in Wien nicht beschickte. Die Wahl von Cavalieren, welche die Declaration unterzeichnet, zu Obmännern der Bezirksvertretungen dauerte, trotz der kaiserlichen Nichtbestätigung, fort. Die ungesetzlichen Meetings unter freiem Himmel gingen den alten Weg, ja um Gablonz wurden in mehrern Ortschaften schon Anfang September Plakate angeheftet, die nicht nur zur Steuerverweigerung aufforderten, sondern den Steuerzahler mit Strafen bedrohten. Ebenso blieb es bei der beliebten Taktik, die Namenstage populärer Heiligen, wo das Landvolk auf den Weinen ist, zu Meetings ohne Nachsichung der behördlichen Genehmigung zu benutzen, so am 28. Sept., den Wenzelstag zu einer Versammlung auf dem Biskaberge bei Prag. Umsonst entgegnete ein prager Blatt auf die Declamationen über den „Jammer“ der czechischen Nation: „Sind all diese Festivitäten ein Zeichen von Nothstand? ist es ein Symptom des «Uelends», daß im Juli, wie nie zuvor, bei den böhmischen Sparcassen ein Plus von 760000 Fl. der Einlagen über die Rückzahlungen erzielt ist, indem 13761 Parteien über dritthalb Millionen einzahlten?“ Die Gemüthler erhitzten sich mehr und mehr; die Katastrophe brach um so unaufhaltsamer herein, als gerade in dem entscheidenden Zeitpunkte der gut deutschgesinnte Statthalter ins Wanken gerieth, sodas die Zügel der Regierung herrenlos im Winde flatterten. In einer der letzten Landtagsitzungen, der Herbst als Abgeordneter bewohnte, hatte der Minister sich bei der Abstimmung über ein von Kellersperg unterstütztes clerikales Amendement des Votums enthalten. Der Antrag fiel und der Statthalter stellte nicht nur in der höchsten Erregung den Minister im Sitzungssaale zur Rede, sondern verpflanzte den Streit nachher in die Zeitungen in einer Weise, die seinen eigenen

oder Herbst's Rücktritt als absolut unvermeidlich erscheinen ließ. Kellersperg lehnte sich geradezu auf wie ein souveräner Statthalter und Baron, der gegenüber einem „Bürgerminister“ kein Blatt vor den Mund zu nehmen braucht. Daß er das aus einem andern Motive that, als weil er seine guten Gründe hatte, daß der Sturz des Cabinets gewiß sei, ließ die böse Welt sich durch alle Dementis der „Wiener Zeitung“, nie habe Besit dem Statthalter ein Portefeuille angeboten, um so weniger ausreden, als Auersperg's Dimission, die eben jetzt auch zum fait accompli wurde, notorisch in den Verhandlungen wurzelte, die der Reichskanzler, zum höchsten Aerger des Fürsten, bei der vragr Kaiserreise im Juni mit den Czechen eingeleitet. Diesmal aber unterlag Kellersperg; er erhielt am 30. Sept. einen vierwöchentlichen Urlaub und am 11. Oct. seine Entlassung, sodas Böhmen gerade in den drei Wochen vor Proclamation des Ausnahmestandes jeder energischen Leitung entbehren mußte.

Gleichzeitig trat die Entscheidung in Lemberg ein, die Bresche in das Ministerium selber legte. Auf den Smolka'schen Aufruf zu einem Gruppensystem hatte zwar der galizische Landtag ebenso wenig aus Czernowitz eine entsprechende Antwort erhalten wie die czechischen Declaranten aus Brünn und Troppau. Dennoch begann am 21. Sept. im galizischen Landtage die Adressdebatte, die in täglichen Doppelsitzungen bis zum 24. Sept. einschließlic fortgeführt ward. Vor Beginn derselben erklärte Pawlikow im Namen der Ruthenen, daß dieselben sich an der Discussion nicht betheiligen würden, worauf sie, etwa 25 Köpfe stark, den Saal verließen, sodas noch nicht 100 Abgeordnete von den 150 Mitgliedern des vollzähligen Landtags zurückblieben. „Heute, wo das große Gefängnis schon aufgebaut, wo in die den Verbrechern abgenommenen Ketten die Autonomie geschmiedet wurde, heute thut vor allem noth, daß wir uns aus den Umarmungen des Reichsraths befreien“, so führte der radicale Graf Borkowski den Reigen an. „Bei uns ist die Steuererschinderei in der Blüthe; was in Rußland Ausnahme, ist bei uns die Regel; nur geschieht bei uns aus Liebe, was dort aus Haß geschieht.“ Ganz umsonst mahnte Ziemiakowski: „Es war eine Zeit unter Schmerling, da durften wir nur über Bettlerwegen und Brückenreparaturen berathen, wer wagt es also zu behaupten, daß wir nichts gewonnen haben? Ich kann nicht glauben, daß wir den Ruin Oesterreichs herbeiwünschen; denn sein Ruin wäre auch der unserige!“ Nach ihm wiederholte Smolka sein altes Lied, daß Nichtbeschickung des Reichsraths das einzige Rettungsmittel; entgegnete Krzczunowicz, die Polen hätten im Reichsrathe nicht nur nichts gewonnen, sondern viel verloren; domerte der „rothe Prinz“ Sapieha, er sei nicht einmal Föderalist wie Smolka, sondern einzig und allein Pole, Berrath aber sei es zu behaupten, daß die Polen nur in Oesterreich ihr Heil finden könnten und mit dessen Untergange auch verschwinden müßten. Zyblikiewicz, mit Krzczunowicz der advocatus diaboli der Feudalen, lärmte: „Daß wir liberal sein wollen, beweisen wir eben, indem wir die deutschen Ketten abschütteln.“ Wohl wiederholte Ziemiakowski nochmals: „Wir sollten mit aller Kraft zu Oesterreich stehen, weil es der einzige Staat ist, der unsere nationale Entwicklung wenigstens theilweise sichert.“ Was konnte das nützen, wo selbst der Statthalter den Teufel durch Beelzebub auszutreiben versuchte? „Wir stehen hier“, sagte Graf Goluchowski, „als ein Theil Polens, und einen federativen Organismus schaffen, das hieße, unserer zwar nebelhaften, doch immerhin möglichen Zukunft den Weg verrammeln!“ Mit andern Worten, der Landeschef mahnte zur Nachgiebigkeit, weil diese Politik ihm angeblich die sicherere schien zu dem Ziele, Polen auf den Trümmern Oesterreichs wiederherzustellen! Er sei gegen Adresse und Resolution in ihrer jetzigen Fassung, weil er in jener Herzlichkeit vermisse, in dieser eine Menge Punkte finde, die „reine Unmöglichkeiten“ enthielten. Nur der Regierungskommissar erklärte den Herren rundheraus, an eine Sonderstellung Galiziens sei nicht zu denken, da sie die schädlichsten Folgen für den Bestand der Monarchie, das Chaos herbeiführen

müßte, und fügte auf Smolka's Provocation ausdrücklich hinzu, er habe diese Declaration im Namen des Ministeriums abgegeben. Darauf Smolka: „Der Herr Regierungskommissar hat meinen Antrag aufs schlagendste unterstützt; denn er sagt euch, daß ihr im Reichsrathe in einen Don Quixote-Kampf zieht, weil man dort auch zwanzig Resolutionen unsers Landtags in den Papierkorb werfen würde. Mein Antrag sagt wie Ungarn! Verwerft ihn, aber ehe ihr noch den Saal verlassen, wird er auferstanden sein und in der Bevölkerung die Runde machen von Mund zu Mund!“ Das war der offene Appell an die Straße; dennoch erhielt der Antrag auf Nichtbeschickung des Reichsraths nur 7 Stimmen.

Am 24. Sept. kurz vor Mitternacht waren Adresse und Resolution angenommen, und am 25. Sept. früh bereits zeigte ein Schreiben des Statthalters der Versammlung die Vertagung der ersehnten Kaiserreise an. Die Haltung der Aristokratie war eine höchst wunderbare während der viertägigen Debatte gewesen. Wie mißfällig ihre anfängliche Haltung bei Hofe bemerkt war, davon hatte sie Wind genug bekommen, um jetzt in der Entscheidungsschlacht anfangs sehr dynastisch aufzutreten. „Wäre ich Minister“, rief der alte Fürst Sanguiszo, „und mir würde berichtet, daß Galizien eine solche Adresse an den Thron zu richten beabsichtige, bei Gott, ich würde dann meinem Herrn diese Reise ab-rathen!“ Als die Magnaten aber sahen, daß durch die Vorgänge beim Beginn der Session der Karren schon zu sehr auf die schiefe Ebene gerathen war, riefen sie „vogue la galère!“ und suchten mindestens ihre Popularität zu retten, indem selbst Graf Adam Potocki für die Resolution stimmte, der für die Dauer der Reise zum Obersthofmeister der Kaiserin ernannt war! Dessenungeachtet wurden bei den Wahlen für den Reichsrath von jenen vier Feudalen, die am 9. ihr Mandat niedergelegt, nicht Einer wiedergewählt; die Wahlen selber aber vollzog der Landtag, trotz Smolka's Einsprache, gleich am 25. Sept. anstandslos, da er einerseits wußte, daß einer Weigerung die Auslösung auf dem Fuße folgen würde, und andererseits die tiefe Entmuthigung der Bevölkerung über den unterbleibenden kaiserlichen Besuch den Landtag selber consternirte. Umsonst suchte der Demokratenclub in Lemberg den Pöbel zu stimuliren, indem er Kagenmusiken für Biemialkowski arrangirte. Der krasauer „Czas“ warf dem Landtag vor, aus Furcht vor der Beschuldigung der Energielosigkeit das Wesen der Form geopfert zu haben; „Pesti Napló“ erklärte, es dürfe in Lemberg keine neue Zwangslage für den Reichstag geschaffen werden, und die Proclamationen in allen Städten längs der ganzen Kaiseroute, die festlichen Empfangsvorbereitungen, an die nur noch die letzte Hand zu legen war, wieder abzustellen, tönten wie das Grabgeläute für die Hoffnungen eines ganzen Volks. Was den Entschluß des Kaisers betrifft, so ist das Eine gewiß, daß derselbe rein vom Monarchen persönlich ausging; aus Steiermark, wo Se. Maj. eben jagte, ging gleich nach Annahme der Resolution das Telegramm nach Lemberg, welches die Reise ab sagte, und erst durch eine Anfrage Goluchowski's erfuhren die wiener Minister etwas von der Sache, denen der Monarch dann nachträglich erklärte, durch das Vorgehen des Landtags würde die Reise jetzt einen politischen Charakter annehmen, der nicht in der Absicht des Souveräns liege. Dieser klare Zusammenhang bedarf nicht der polnischen Ausschmückung, Alexander II. habe dem ihn in Warschau im Namen des Kaisers begrüßenden Fürsten Thurn und Taxis gesagt: „Eine Inspectionsreise hätte ich verstanden, eine Demonstration hätte mich schwerlich gleichgültig gefunden!“ Worte, die Smolka ganz neuerdings, trotz aller officiellen Démentis, in seinen „Politischen Briefen“ sogar in die beleidigende Form kleidet: „Melden Sie Ihrem Herrn, daß ich diese Reise nicht dulden würde!“ Eine Stärkung der Verfassungspartei aber lag in diesen Vorgängen so wenig, daß dieselben vielmehr am 26. Sept. die Dimission des Conseilpräsidenten Auersperg zur vollendeten Thatsache machten. Ein Ersatz dafür war freilich, daß zwei Tage darauf die Regierung auch das Erbstück Belcredi's, den Grafen Goluchowski, los ward, der nach Wien eilte, um dem

keiten zu erklären, wenn die Reise definitiv aufgegeben sei, müsse er seine Entlassung nehmen, und auf der Stelle von dem Monarchen mit abwehrend vorgestreckten Händen die Antwort erhielt: „Nehmen Sie sie, Herr Graf, nehmen Sie sie!“ Aber der Rest der Landtagsitzungen zeigte nur zu deutlich, daß man mit der Ernennung des Hofraths von Köminger zum Statthaltereileiter einer Lösung noch ebenso fern stand wie nur je. Wie ein Triumphator wurde Goluchowski bei seiner Rückkehr aus Wien aufgenommen und ließ nun erst recht seinem mit Galle und einem wunderlichen Ehrgeize versetzten Patriotismus die Zügel schießen. Bei einem ihm zu Ehren am 4. Oct. gegebenen Banket polterte der dimissionäre Statthalter gegen den wiener „Centralismus“; am 10. Oct. schloß der Landesmarschall, Fürst Sapieha Vater, die Session mit einer Rede, die „der allgemeinen Stimmung des Landes gegen die Staatsverfassung“ den möglichst kräftigen Ausdruck gab und, die Verdienste Goluchowski's „als Bürger und Staatsmann“ feiernd, die Hoffnung aussprach, „Se. Maj. werde dennoch kommen und auch der Statthalter zurückkehren“, worauf der letztere seine Dankesreplik, ganz wie ein souveräner Fürst, mit den ungläublichen Worten schloß: „Bewahren Sie ihre Sympathien mir und denen, die mir am nächsten stehen, meinen Kindern!“ Die Fettsaugen von dieser galizischen Ullapotrida schleppten übrigens die Israeliten ab, denen die Polen jetzt in der vorletzten Sitzung die früher stets verweigerte Emancipation en bloc bewilligten, um wenigstens nicht in allen Punkten mit dem abendländischen Liberalismus zu caramboliren.

Wenn innerhalb der Landtagsstuben das nationale Element dominirte, so war dafür außerhalb derselben das clerikale um so rühriger, die Verfassung zu unterwühlen. Zu ultramontanen Volksversammlungen freilich brachten die Schwarzen es nur im Lande der Glaubenseinheit, wo der geistreiche Monsignore Greuter sich vor seinen Bauern beizüglich seiner reichsräthlichen Thätigkeit mit einem „Schlachtroffe, das von Blut und noch bedeckt sei“, verglich, zuletzt aber doch ein Haar in diesen rhetorischen Uebungen fand, so seine hippacher Rede ihm eine Anklage wegen Störung des öffentlichen Friedens zuzuschreiben. Zahlreich waren die czechischen, slowenischen und auch die deutschen Pfarrer, die sich durch ihre Predigten auf die Anklagebank brachten. Indessen noch marschirte ja der Clerus in den Kampf, gedeckt durch den Schild des Concordats, das den Bischof absolut über das Gesetz stellte und es den kirchlichen Obern überließ, an Geistlichen in eigenen centralen Penitenzhäusern die von weltlichen Gerichten erkannten Strafen in einer Weise vollziehen, daß sie einer Belohnung ähnlicher sahen: noch über sechs Monate sollten vergehen, ehe Herbst diese Privilegien brach. So hatten denn die weltlichen Ehegerichte zunächst einen harten Strauß zu bestehen, als sie von den geistlichen die Uebergabe der Acten verlangten. Wohl verordnete ein Erlaß des Justizministers vom 28. Aug., daß die Oberlandesgerichte zu dem Behufe Geldstrafen und Zwangsmittel anzuwenden hätten; aber eine Magistratur, der unter der ertödtenden Herrschaft des Concordats jedes Gefühl der Würde und Mannhaftigkeit abhanden gekommen war, konnte sich der unter Dach und Deck eingelegenen Principien nicht entschlagen, daß mit dem Gensdarmen womöglich, mit dem Pfarrer aber um jeden Preis ein Conflict zu vermeiden sei. Richter, denen Schellen's Grundsatz, daß drei geschriebene Worte zu einer Hochverrathsanklage genügen müßten, ganz geläufig war, geriethen vollkommen außer Fassung, was zu thun, wenn ein bloßer offener Widerstand gegen das Reichsgesetz leistete. Niemand hatte Lust, sich die Pfarrer zu verbrennen; alle Welt wollte in Frieden leben mit denen, die nahezu zwei Jahrhunderte als absolute Herren regiert hatten. Die Folgen sind mit Händen zu greifen. Die Gerichte hüteten sich aufs ängstlichste, in die Lage zu kommen, wo sie den Auftrag des Reichs ausführen mußten, und nahmen somit indirect gegen die Maigesetze Partei. Sie trugen die Verleumdungen ruhig ein, ertrugen offene Verhöhnungen, waren glücklich, wenn hier und da ein bischöfliches Consistorium, auch überhöfliche Gesuche erweicht, ein paar Acten

abtrat; reclamirten Acten nur in den dringendsten Fällen; nöthigten lieber die Parteien, ihre Proceffe wieder von vorn anzufangen, kurz, warfen denselben, mit den Geistlichen um die Wette, Knüppel zwischen die Füße. Ja, die zur Saisirung der Archive abgeordneten Gerichtscommissionen kamen wol mit leeren Händen und vollem Magen zurück, denn sie hatten mit den Consistorialräthen trefflich dinirt. Zum Glück bekamen die geistlichen Herren selbst das Spiel allmählich satt, sonst wäre dessen Ende noch heute nicht abzusehen. Anfang September ließ Graf Schaafgottsche, der brünner Bischof, die Acten ausliefern, nachdem der Kaiser ihn nach Wien kommen lassen und persönlich dazu ermahnt hatte. Der Bischof von Lavant, Stepischnegg, that ohne solche Vermittelung dasselbe; vier Wochen später folgte der olmützer Erzbischof, Landgraf Fürstenberg, da man ihm zu wissen gethan, die Geldstrafen würden nöthigenfalls bis auf 100000 Fl. gesteigert werden. Am hartnäckigsten war die Kenitenz in Böhmen, wo sich sichtlich der Einfluß des prager Cardinals geltend machte. So fanden die Commissarien des leitmeritzer Kreisgerichts, als sie bei dem dortigen Consistorium Ende August den auf sie entfallenden Theil der Eheacten holten, alles aufs trefflichste geordnet; man zeigte ihnen den Schrank, in dem sie lagen, und ersuchte sie nun, ein im voraus aufgesetztes Protokoll zu unterzeichnen, daß sie die Acten mit Gewalt und trotz des Consistorialprotestes mitgenommen, was die Gerichtscommissarien gern thaten. Flugs schickte nun auch das prager Kreisgericht nach Leitmeritz hinüber, um seinen Antheil am Archiv ebenfalls zu requiriren; allein der Wind hatte umgeschlagen, man zuckte die Achseln und zeigte auf keinen Schrank, bewirthe aber die Herren vom Gericht vortrefflich, da sie ihrerseits nicht zum Außersichschreiten mochten. In diese widerwärtig-komische Stagnation neues Leben durch eine feste Provocation zu bringen, war das Verdienst der Heißsporne von Prag und Linz. Am 17. Sept. erließ das böhmische Episcopat, Cardinal Schwarzenberg nebst den Bischöfen von Budweis, Königgrätz und Leitmeritz, ein förmliches Kriegsmanifest gegen die Raigeetze, das mit den Worten anhub: „Die kirchliche Gesetzgebung bleibt aufrecht trotz des neuen Ehegesetzes“, und in 35 Paragraphen, denen an offener Widerseßlichkeit die tollsten Hirtenbriefe nicht gleichgekommen waren, den Klerus anwies, Punkt für Punkt das stricte Gegentheil von allem zu thun, was der Staat befohlen. Jetzt hatte Herbst was er brauchte. Auf seine Weisung wurde gegen den böhmischen Episcopat die Untersuchung wegen Störung der öffentlichen Ruhe eingeleitet, und schon am 18. Sept. fällte das prager Landesgericht ein Urtheil, welches die Instruction in den schärfsten Ausdrücken brandmarkte und im Wege des objectiven Strafverfahrens deren Weiterverbreitung verbot, weil sie das „Verbrechen“ begehe „zum organisirten Widerstande gegen das Gesetz aufzuwiegeln“. Zu derselben Zeit wurde auch in Linz ein Hirtenbrief des Bischofs Rudigier confiscirt und auf dessen Berufung die Saisirung durch Beschluß des oberösterreichischen Landesgerichts bestätigt. „Wer es wagt, der Regierung so unehrenhafte Absichten, wie die Förderung ganz unsittlicher Verhältnisse zu unterstellen“, heißt es in der Motivirung des Verdicts, „wer den Staatsgesetzen nicht Folge zu leisten lehrt und diese Aufforderung durch Tausende von Briefen sowie durch deren angeordnete Vorlesung in den Kirchen verbreiten will, der begeht das Verbrechen der Störung der öffentlichen Ruhe.“ Die linzer Gerichte leiteten auch sofort gegen Rudigier persönlich die Verfolgung ein, da Minister Herbst Anfang October den Staatsanwaltschaften zu wissen gethan, daß seiner Privatansicht nach jene Immunität, welche Art. 14 des Concordats den Bischöfen vindicirte, durch Art. 2 der Grundrechte, „alle Staatsbürger sind vor dem Gesetze gleich“ aufgehoben sei.

Wie aber in Linz der Verteidiger des Bischofs Berufung einlegte, so mußte in Prag umgekehrt der Staatsanwalt gegen die Entscheidung des Gerichts appelliren, welches die subjective Verfolgung unzulässig erachtete, und erst nach Neujahr kam die

Frage durch einen Spruch des Cassationshofes im Sinne der Herbst'schen Weisung zur Entscheidung. So wurde die Regierung nicht überall gleich gut bedient. In Niederösterreich cassirte Ende August das erbreichsdorfer Bezirksgericht ein ehegerichtliches Urtheil des wiener Consistoriums als null und nichtig. Gleich darauf aber mußte das Ministerium eine Entscheidung Lasser's annulliren, der eine vorarlberger Partei dem brixener Bischof zu Liebe zwingen wollte, sich mit der passiven Assistenz des katholischen Geistlichen zu begnügen, damit der Diöcese der Scandal einer Nothcivilehe erspart bleibe. Der Pfarrer hatte anfangs kurzweg jede Mitwirkung versagt, dann aber auf Befehl des Bischofs Gasser umgesattelt, und der Statthalter wollte nun die politische Behörde an der Vollziehung der Civilehe verhindern. Bisra hatte auch Ende September einen Erlaß publicirt, wodurch die Bezirksvorsteher streng angewiesen wurden, die ordnungsmäßige Führung der Matrikeln scharf zu überwachen und jeder unziemlichen Hinzufügung von Bewörtern bei Civilehen und Taufen der daraus hervorgegangenen Kinder entgegenzutreten. Desgleichen ward ein alter Erlaß Bach's republicirt und gegen jene Geistlichen interpretirt, welche die Ausstellung von Zeugnissen verweigerten, daß nämlich jede Behörde ihre Anordnungen „mit allen ihr gesetzlich zustehenden Mitteln“ zum Vollzuge bringen solle. Einem Hauptanlasse zu Chicanen aber ward die Spitze abgebrochen durch den Gesekentwurf, den die Regierung dem Reichsrathe gleich bei seiner Wiedereröffnung am 17. Oct. vorlegte und der die Verpflichtung der Parteien aufhob, ehe das weltliche Gericht in Scheidungsprocessen amtshandeln durfte, dem Pfarrer Gelegenheit zu Sühnungsversuchen zu bieten und eine Bescheinigung darüber beizubringen. Acht Tage später ward im Abgeordnetenhause ein Gesekentwurf des confessionellen Ausschusses angenommen, wonach bei gemischten Ehen das Jawort nur vor Einem der betreffenden Seelsorger abgegeben zu werden braucht, während das Aufgebot in jedem der beiden Pfarrbezirke durch den Seelsorger oder bei dessen Weigerung durch die politische Behörde vorzunehmen ist. Es waren diese Bestimmungen wesentlich gegen die Octroirung der passiven Assistenz in demüthigender Form, wie das in Tirol von Lasser versucht worden war, gerichtet. Hiergegen stimmten nur die Meritalen und die Polen; die beiden wichtigsten Paragraphen der Ausschufarbeit jedoch wurden, auf Einsprache der Minister, mit 62 gegen 53 Stimmen verworfen, daß nämlich die Scheidung mit dem Rechte der Wiederverheirathung, selbst mit der Wiederverheirathung an eine katholische Person, jedem zustehende, der zur Zeit des Trennungsansuchens nicht oder nicht mehr Katholik sei.

Eine andere unerfreulichere Vorlage, die der Reichsrath vorfand, war das octroirte Gesetz über Ausnahmemaßregeln, deren Anwendung in Böhmen allerdings zur Unvermeidlichkeit geworden. Schon am Wenzelstage, 28. Sept., hatten die Meetings in der Umgebung von Prag, namentlich am Hiskaberge, einen offen meuterischen Charakter angenommen. Die Communalvertretung goß Del ins Feuer, indem sie Adressen gegen die Landtagsbeschlüsse wirkte, und die Journale beriefen große Volksversammlungen auf den Jahrestag der Schlacht am Weißen Berge (8. Nov.). Als bloßer Statthaltereileiter konnte Baron Henmiger dem steigenden Unfuge um so weniger gewachsen sein, ob schon Polizeiminister Laaffe ihm jetzt aufgab, zu energischer Repression zu schreiten. Die Explosion erfolgte am Sonntag, 4. Oct., wo nach einem Meeting am Pantraz die Massen das deutsche Casino, das Landestheater, die Wohnung eines deutschen Redacteurs und andere verhasste Gebäude mit einem Steinhagel halb demolirten, während die städtische Polizei bald lachend zusah, bald die Orte des Scandals mit großer Umsicht zu vermeiden verstand, und Bürgermeister Klauby die Bestialität des Volks mit der Entrüstung über die Trennung des Polytechnikums entschuldigen wollte. Auch ein Versuch, eine slavisch-magyarische Fraternisierung zu Stande zu bringen, tauchte auf, indem der Pöbel die endlich anrückenden

ungarischen Husaren mit dem Rufe „Slava! Eljen a haza!“ empfing, worauf er freilich den verben Fluch: „Bassama slava! Bassama eljen!“ zur Antwort bekam. So ward denn am 11. Oct. Feldmarschalllieutenant Baron Koller gleichzeitig mit dem Generalcommando und der Leitung der Statthalterei in Prag betraut; zugleich ward ihm eine Verordnung des Gesamtministeriums mitgegeben, wonach in Prag und Umgebung, d. h. in Smichow und Karolinenthal, das Vereins- und Versammlungsrecht sowie die Pressfreiheit suspendirt und für die Uebertreter der betreffenden Verbote außerordentliche Strafen festgesetzt wurden. Die Maßregel selber war zum Schutze des Lebens und Eigenthums nothwendig, weniger unanfechtbar aber die Form, in der sie getroffen wurde und der man es deutlich ansah, daß es sich darum handelte, die czechischen Krawalle zur Anhäufung eines Reactionsapparats auszunutzen. Der einfachste Weg war, Koller die nöthigen Vollmachten mitzugeben und dann abzuwarten, ob der Reichsrath dieselben bestätigen werde. Die Regierung aber zog es vor, sich acht Tage vor der Eröffnung des Reichsraths ein Gesetz zu octroyiren, indem sie eine lange Verordnung zur Ausführung des §. 20 der Grundrechte erließ: „Ein besonderes Gesetz wird über die Zulässigkeit einer örtlichen und zeitweiligen Suspension der persönlichen Freiheit, des Hausrechts, des Briefgeheimnisses, des Vereins- und Versammlungsrechts sowie der Pressfreiheit bestimmen“, und dann auf Prag applicirte, was sie dort davon brauchte. Das Gesetz enthielt die üblichen Bestimmungen, aber der Pferdefuß steckte in §. 11, der dem Ministerium nur aufgab, dem Reichsrathe „die Gründe darzulegen“, wenn es auf Basis dieses Gesetzes Ausnahmeverfügungen getroffen, und den jetzt das Abgeordnetenhaus hinterdrein sich vergebens zu eliminiren bemühte, obgleich jedes Kind die Tragweite desselben durchschauen mußte. Wenn das Ministerium auch nicht in aller Form die Cabinetfrage gestellt hätte, man merkte deutlich, daß sie hinter ihm selber stand. „Die Herren können uns gestohlen werden“, pflegte man bei Hofe zu sagen, „wenn sie das Ausnahms- und das Wehrgesetz nicht durchbringen.“ Das Gesetz über die Ausnahmemassregeln mitsammt der Verordnung, die einen theilweisen Ausnahmezustand über Prag verhängt, kam im Abgeordnetenhaus am 3. bis 6. Nov. zur Verhandlung, und zwar gingen hierbei Polen, Slowenen und Tiroler auf der Rechten mit der äußersten autonomistischen Linken Hand in Hand mit vergeblichen Versuchen, die Regierungsvorlage im freiheitlichen Sinne zu verbessern. Es wurden die Amendements Ziemialkowski und Rechbauer auf präcisere Definirung der Verhältnisse, unter denen die Proclamirung des Belagerungszustandes erlaubt sein sollte, und die Beschränkung der Regierungsvollmacht zur Verhängung derselben im reinen Executivwege auf die Zeit, wo der Reichsrath nicht versammelt sei, mit 96 gegen 55 Stimmen der Rechten und der äußersten Linken abgelehnt. Auch das vom Verfassungsausschusse angenommene Amendement Kuranda's, daß die getroffenen Verfügungen sofort außer Wirksamkeit zu setzen seien, wenn Eins der beiden Häuser seine Zustimmung versage, wurde, nach heftigem Proteste der Minister, mit 78 gegen 76 Stimmen verworfen und nur der Zusatz Pratobevera's angenommen, es sei bei der Rechenschaftslegung „die Beschlußfassung des Hauses einzuholen“, was nach Niederstimmung des Kuranda'schen Antrags natürlich gar nichts besagte. Der Belagerungszustand ist also eine reine Executivmaßregel, über die der Legislative gar keine directe Controle, gegen die ihr nur das zweischneidige Schwert der Ministeranklage mittelbar als einzige Waffe zu Gebote steht. Daß das „Bürgerministerium“ für diese constitutionelle Kezerei eintrat, bewies, wie Recht Skene hatte mit dem Ausspruche: „Wir verfallen aus einem Jammer in den andern, weil das persönliche System heute so gut wie unter Schmerling und Bach regiert, das persönliche System, das die heutigen Minister ebenso zu Falle bringen wird wie ihre Vorgänger.“ Wuthentbrannt schimpfte Berger das eine „leichtfertige Phrase“, im stillen mochte er wohl von sich selber denken: „Du hast unrecht, Freund, denn du wirst grob!“

Ein noch weit heftigerer Kampf entbrannte über das Wehrgesetz, das in Vormittags- und Nachtsitzungen vom 10. bis 13. Nov. durchgepeitscht ward. Zugleich aber lag es hier noch weit klarer am Tage, daß es sich um bloße Fanfaronnaden handelte; denn all der aufgewirbelte Staub reichte lange nicht aus, um die unabwendbare Zwangslage zu verdecken, in welcher der Reichsrath sich befand. In wenigen Wochen liefen die dreijährigen Mandate des ungarischen Reichstags ab. Bis dahin mußte der Ausgleich durch Annahme des in Pesth votirten Wehrgesetzes und durch Bewilligung des ersten nicht mehr provisorischen Militäretats seitens der Delegationen unter Dach und Fach gebracht sein, wenn nicht das ganze dualistische System aufs neue in Frage gestellt und namentlich allen personalunionistischen Stürmen und Wettern ausgesetzt sein sollte, die der nachfolgende pesther Reichstag heraufbeschwören mochte. So war dem Reichsrathe ohne seine Schuld sein Weg klar vorgezeichnet, und von erstem Widerstreben dagegen konnte um so weniger die Rede sein, als die Polen in diesem Falle aus Rücksicht auf den Hof und die zukünftigen Chancen ihrer lemberger Landtagsresolution mit der Regierung durch dick und dünn gingen. Baron Beust hätte wol kaum nöthig gehabt, sich unter diesen Umständen noch im Wehrausschusse besonders zu schauffiren, indem er die Lage Europas und Oesterreichs Beziehungen zu den verschiedenen Mächten grau in grau ausmalte. Er sprach von „fremden auf die Zerfetzung der Monarchie speculirenden Einflüssen“, lenkte die Aufmerksamkeit auf „die allseitigen riesigen Rüstungen“ hin und denuncierte namentlich „ein Nachbarland, das, durch die Verträge gegen jeden Angriff geschützt, in ein complettes Arsenal verwandelt ward“. Uebrigens mochte der Kanzler seinem guten Sterne danken, daß die ebenso unklugen wie widerwärtigen Zettelien Bratiano's in Bukarest der ungarischen Regierung in diesem Conflict eine halbe Neutralität aufzwangen; denn im übrigen spitzte man in Pesth schon wieder ebenso sehr die Ohren wie in Berlin, und gerade wie bei dem Schützenfeste nahm Graf Andrássy Gelegenheit, dem Kanzler die empfindliche Reizbarkeit Ungarns gegen alles, was einer kriegerischen Revanchepolitik nur von fern ähnlich sähe, so eindringlich einzuschärfen, daß Beust bereits am 31. Oct. ein seine Wehrausschugrede abschwächendes diplomatisches Rundschreiben erließ. Wohl erhob Rechsauer seine Stimme für ein Milizsystem, während man ein Berufsheer gründe von einer Ausdehnung, die das Reich finanziell ruiniren müsse; wohl wiesen Sturm und andere Mitglieder der Linken darauf hin, daß man durch solche Gesetze kein Volkshcer, sondern ein Soldatenvolk schaffe, daß das Wehrgesetz ein militärisches Concordat sei und das vollstümliche Princip der allgemeinen Bewaffnung ebenso dem Absolutismus zur Verfügung stelle wie das mit dem imperialistisch gefälschten suffrage universel schon geschehen sei. Für die Amendements Rechsauer — zweijährige Dienstzeit und Fortfall der Ersatzreserve — waren keine 15 Stimmen aufzutreiben. Umsonst wurde dem Hause dargelegt, daß der Reichsrath, indem er den vollen Kriegsstand auf ein Decennium normirt, sich wol ein Rekrutirungs-, aber kein Rekrutenbewilligungsrecht vorbehalten könne; umsonst beantragte Rechsauer, der zehnjährigen Vereinbarung eine nur sechsjährige, dem Kriegsstande von 800000 einen von nur 600000 Mann zu substituiren; hierfür wie für Schindler's Amendement, mindestens auch zugleich den Friedenspräsenzstand mit 200000 Mann zu normiren, stimmten kaum zwei Duzend Abgeordnete. Mit 133 gegen 40 Stimmen, also mit weit mehr als Zweidrittelmajorität, die erforderlich war, weil die zehnjährige Verzichtleistung auf die Fixirung des Armeestandes eine Verfassungsänderung involvirte, wurden alle Bestimmungen der Regierungsvorlage votirt; mit 118 gegen 29 Stimmen, die lauter Deutsch-Liberalen angehörten, ward das eigentliche Wehrgesetz — zur Berathung des Landwehrgesetzes, wobei das Verhältniß zu Ungarn nicht in Betracht kam, war bei dieser Procebur mit Dampf vorläufig keine Zeit mehr — in dritter Lesung angenommen und erst dadurch der Ausgleich zum fait accompli erhoben.

Die ungarische Regierung hatte inzwischen mit großem Geschick die Nationalitätenfrage auf dem Gebiete der Stephanskrone durch den Ausgleich mit Kroatien ihren eigentlichen Gichtzahn ausgezogen. Der am 12. Sept. wiedereröffnete agramer Landtag hatte am 24. das Elaborat der Regnicolardeputation angenommen; vier Tage später that dies auch der pesther Reichstag, der Mitte des Monats aufs neue zusammengetreten war. Am 28. Sept. vertagte der kroatische Landtag sich bis Ende October, nachdem er die noch in der Schwebe befindliche Frage wegen Fiumes dem Könige zur Entscheidung unterbreitet. Franz Joseph entgegnete der Abreßdeputation, er wolle dies Schiedsrichteramt nur dann annehmen, wenn eine neue kroatisch-ungarische Regnicolardeputation sich ebenfalls nicht einigen könne, zu der auch Vertreter Fiumes zugezogen werden sollten. Ein Rescript vom 9. Nov. wiederholte diesen Bescheid schriftlich, functionirte übrigens den ganzen Ausgleich und ordnete dessen sofortige Realisirung an, während Fiume in eine Art reichsunmittelbarer Unabhängigkeit von Ungarn gestellt ward, die Militärgrenze vorläufig unter dem Reichskriegsministerium verblieb und die imaginären Ansprüche der Kroaten auf Dalmatien durch den Hinweis auf die Nothwendigkeit der Zustimmung von seiten des zaraer Landtags beseitigt wurden. Der für das kleine Land namentlich finanziell höchst vortheilhafte Ausgleich, der mithin einstweilen nur für die drei kroatischen, drei slawonischen Comitats und das sumaner Comitats galt, bezeichnete als gemeinsam mit Ungarn nur die Finanz-, Handels- und Wehrangelegenheiten, zu deren Berathung der agramer Landtag 29 Deputirte in das pesther Unterhaus und 2 in das ungarische Oberhaus entsendet, wo natürlich auch die kroatisch-slawonischen Magnaten Platz nehmen. In die ungarische Reichsdelegation entsenden das pesther Unterhaus 4 von den 29 Kroaten, das Oberhaus Einen Kroaten aus ihrer Mitte. Für die nächsten 10 Jahre werden die kroatischen Landeseinkünfte derart getheilt, daß 55 Proc. an Ungarn für die gemeinsamen Angelegenheiten abgeführt werden, und 45 Proc., die Ungarn mit der hochgegriffenen Summe von 2½ Millionen garantirt, dem Lande für Cultus, Unterricht, Justiz, für politische und innere Administration verbleiben, die sammt und sonders der Competenz des agramer Landtags unterstehen. Im ungarischen Ministerium sitzt stets ein eingeborener kroatischer Minister ohne Portefeuille für die Angelegenheiten seines Vaterlandes, der sich mit einem Stabe kroatischer Beamten zur Wahrung der Landesinteressen umgibt. Es wurde dazu sofort nach Auflösung der kroatischen Hofkanzlei, die noch immer unter dem General Kuffevic fortvegetirte, Graf Bedecovic ernannt. Dagegen soll in Agram selbst eine kroatische, dem Landtage verantwortliche und von ihm selbst zu organisirende Landesregierung errichtet werden, an deren Spitze der vom Könige auf Vorschlag und unter Gegenzeichnung des ungarischen Ministerpräsidenten zu ernennende Banus steht. Die Amtssprache ist kroatisch; das Amtssiegel zeigt das kroatische Wappen neben der ungarischen Krone, auch nimmt das ungarische Ministerium kroatische Zuschriften entgegen.

Groß war der Jubel, als am 24. Nov. endlich die 29 Deputirten des agramer Landtags im Nationalcostüm ihren Einzug nach zwanzigjähriger Trennung in das pesther Unterhaus hielten, an ihrer Spitze den Landtagspräsidenten Bucanovic, der das Haus in kroatischer Sprache begrüßte, und Zujic, der am Bollzuge des Ausgleichs den thätigsten Antheil genommen und jetzt in schwungvoller magharischer Rede seiner Freude über das Gelingen des Werks Ausdruck gab. Sofort wurden auch die den Kroaten in der Reichsdelegation vorbehaltenen Plätze besetzt und dann schritt die Versammlung zur Discussion des Nationalitätengesetzes, das in engem Zusammenhange mit dem siebenbürger Unionsgesetze die Ansprüche aller Nichtmagyaren endgültig regeln, richtiger das Siegel auf die unbedingteste Unterwerfung aller Nord- und Südslaven, Rumänen und Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen unter die Suprematie der Magyaren drücken sollte. Heftige Kämpfe hatte schon im Ausschusse das Nationalitätengesetz hervorgerufen, indem die Mi-

nerität der Serben und Rumänen die Arrondirung der Comitats nach Nationalitäten, die Herrschaft Einer Nationalität innerhalb dieser verschiedenen Territorien und die Verleihung der Aemter nach Nationalitäten verlangte. Daß das ein Unding war, lag, da außerhalb des Raions zwischen Donau und Theiß die Magyaren fast nirgends die locale Mehrheit bilden, die größte Fraction derselben also parcellenweise an andere Stämme zertheilt worden wäre, ebenso sehr auf der Hand wie die Unmöglichkeit für die Deutschen, ein derartiges Ansinnen zu unterstützen, indem es ihnen in noch viel höherm Grade wie den Magyaren ergangen wäre. Die siebenbürger Sachsen, das einzige ernsthaft germanische Element in Ungarn, traten daher auch nicht für das Minoritätelaborat ein, sondern begnügten sich mit dem Antrage Rannicher's, es dürfe das Nationalitätengesetz auf das Großfürstenthum keine Anwendung finden, weil es eben außerhalb des Königsbodens nirgendwo ein größeres Gebiet gibt, wo die durch ganz Ungarn zerstreuten Deutschen die Majorität ausmachen. Auch für die Rumänen lag die Hauptentscheidungsfrage in Siebenbürgen, weshalb sie ihr schweres Geschütz für die Discussion des Unionsgesetzes aufsparten.

So ward denn nach erregten fünftägigen Verhandlungen am 29. Nov. der Minoritätsantrag mit 267 gegen 24 nationale Stimmen verworfen und darauf das Elaborat Deak's angenommen, nachdem vorher der banater Rumäne Mocsonyi und der Serbe Miletich aus der Wojwodina im Namen der rumänischen, serbischen und anderer Nationalitäten erklärt, daß sie an der weitem Debatte nicht theilnahmen. Deak erwiderte: „Dies könne das Haus nur dann etwas angehen, wenn darin Vertreter einzelner Nationalitäten fungirten. Da jedoch nur Repräsentanten Ungarns dort säßen, sei es ganz gleichgültig, ob einzelne Abgeordnete heute oder morgen, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde von ihrem unzweifelhaften Rechte, den Sitzungen nicht beizuwohnen, Gebrauch machten.“ Hauschenden Beifall hatte Minister Cötvös bei allen Parteien mit der Bemerkung erregt, wie in unserer Zeit nur das Lebensfähige leben könne und wie es ein Delbgriff sei, eine Nationalität dadurch erhalten zu wollen, daß man sie gleich einer eingewickelten Mumie im Gesetzgebungsarchiv deponire. Nicht minder Barta!, indem er den Nationalen zu Gemüthe führte, ob sie meinten, Ungarn zu überleben, wenn dieses im Zerfetzungsproceß zu Grunde ginge? Wunderbar nur, daß beide scharfsinnigen Argumente nie in Pesth auf Ungarn selbst und dessen Verhältniß zu Oesterreich angewendet werden! Am 4. Dec. trat das Oberhaus bei, nachdem Fürst-Primas Simor die Gelegenheit beim Schopfe ergriffen, um einen Sermon gegen das Unchristliche der Nationalitätenpolitik zu halten, die in Italien so viel Unheil angerichtet. Der serbische Patriarch Raschierewics und der rumänische Bischof Szilaghi übernahmen die Entgegnung. Das neue Gesetz hält nun das Ungarische nicht nur als ausschließliche Staats- und diplomatische Sprache streng aufrecht, sondern verweist auch jedes andere Idiom bloß in die Gemeinde, die allein das Recht hat, sich ihre Protokoll- und Geschäftssprache selbst zu wählen, collateral aber auch die Bücher in jeder einem Fünftel der Stimmberechtigten genügenden Sprache führen muß. Schon die Gemeinden in ihrem Verkehre untereinander, dann die geistlichen und weltlichen Jurisdictionen in ihren Protokollen, die Grundbuchsänter, ja auch alle Proceße, in denen ein Advocat fungirt, sind auf die officiële Staatsprache angewiesen, wobei großmüthigst dem, der sich die nutzlose Arbeit machen will, die Beilegung einer Uebersetzung gestattet wird. Selbst in Frankreich wird am Ende eine correcte Angabe in der Landessprache nicht deshalb verworfen werden, weil der Petent die seltsame Idee gehabt, eine chinesische Uebersetzung anzuhängen, und das ist so ziemlich alles, was das Deak'sche Gesetz den „Nationalen“ gestattet. Aber auch die Sachsen hatten sich zu eigener Hand ihr Grab gegraben; denn jetzt hatten die Magyaren vollends leichtes Spiel, mit diesem Nationalitätengesetze auch die sächsische Municipalverfassung zu strafen.

Wir haben kein Fehl gemacht von den furchtbaren Fehlern, welche die Sachsen begangen, seitdem sie sich im December 1865 auf den Klausenburger Landtag verlocken ließen; aber ein Epitaph wenigstens verdient der fruchtlose Kampf, den im fernsten Osten deutsche Cultur mit asiatischer Barbarei bestanden; rein deutsche Cultur, von der selbst so verbissene magharische Historiker wie Szalay und Horváth anerkennen, daß Siebenbürgen ihr verdankt, was es seit sieben Jahrhunderten an Bildung und Wohlstand besitzt — ein Zeugniß, das an dem Engländer Boner einen nicht minder unverdächtigen Gewährsmann gefunden! Dort auf dem Königsboden sitzt seit der Mitte des 12. Jahrhunderts ein Völkchen, das — freilich auch wieder durch die eigene Schuld seines Zweikindersystems — nur 200000 Seelen inmitten einer halben Million Magharen und Szeller sowie einer starken Million Rumänen zählt. Es lebt unter seiner Municipalverfassung in neun Stühlen, deren jeder eine Stadt und um diese eine Anzahl von Dörfern mit freier sächsischer Bauernschaft zählt. Die Magistrate, mit je einem Bürgermeister an der Spitze, bestehen aus Senatoren; die Verwaltungsbeamten und Richter sind von der Bürger- und Bauernschaft gewählt worden. Die neun Stühle bilden ein Gemeinwesen, dessen Chef, den Nationsgrafen oder Comes, der König unter drei von der ganzen Nation vorgeschlagenen Candidaten ernennt. Er beruft alljährlich die Nationsuniversität oder Gesamtvertretung der neun Stühle, welche die Verwaltung des Nationalvermögens prüft und ein Statutar-Gesetzgebungsrecht hat, auch die Executivbeamten unter den seitens des Comes Candidirten wählt. So hat sich in dem Sachsenlande ein Bürgerthum herausgebildet, das seine deutsche Gestattung noch heute stolz und eifersüchtig überwacht, wenn es auch nicht mehr wie ehemals den Handel des Orients mit Venedig und den deutschen Straßen beherrscht — im echten Gegensatz zu dem ungarischen Comitatus, wo sich nur Bauer und Edelmann gegenüberstehen, wo trotz aller Emancipation des erstern der letztere unbedingt herrscht und der sogenannte Deutsche meist nichts ist als ein magharisch zugestuster Jude. Noch ist auf dem Königsboden Luther's Bibelübersetzung „eine feste Burg“ deutscher Civilisation, deren Gegensatz zu magharischem Wesen in dem Großfürstenthum noch weit schärfer hervortritt als in Ungarn, weil — wie eben jetzt die Verificationsverhandlungen im neuen pesther Reichstage zeigen — selbst die ungarischen Magharen mit einer Art stolzer Verachtung auf ihre Landsleute von der andern Seite des Kiralshago herabsehen. Der sächsische Beamte muß strenge Prüfungen ablegen; der ungarische Comitatusbeamte bedarf gar keines Kenntnißnachweises, sondern nur einer starken Clientel, sowie der sächsische Pfarramtsandidat drei Jahre auf einer deutschen Universität studirt haben muß. Das ungarische Volksschulwesen steht auf der denkbar niedrigsten Stufe: während die Sachsen beinahe ihr ganzes Vermögen für Mittelschulen sowie für ein Gymnasium und Realschulen ausgeben, auch jeder sächsische Bauer lesen und schreiben kann, kennen viele Comitatus gar keine Mittelschule, und oft kann nur der Schulmeister oder Richter nothdürftig lesen und schreiben. Die sächsischen Beamten vollziehen jeden Regierungsbefehl, die Comitatusbeamten remonstriren gegen alles; die Steuern gehen aus dem Sachsenlande mit am pünktlichsten in der ganzen Monarchie ein, die Comitatus Ungarns und Siebenbürgens haben schon wieder 36 Millionen Steuerrückstände. Hier also war der Entnationalisierungsproceß, der jetzt begann, zugleich ein Kampf gegen die Civilisation. Bereits am 15. Sept. bei Eröffnung der Nationsuniversität in Hermannstadt, unter deren 22 Deputirten drei Rumänen, aber nur zwei Mitglieder der jung-sächsischen, magharonischen Partei aus Kronstadt tagten, hatte der octroyirte Comes und Renegat Konrad den Sachsen ihren Standpunkt dahin klar gemacht, daß alles auf den Staat Bezügliche, namentlich also auch die Revision der alten Municipalinstitutionen, einzig und allein vor den pesther Reichstag gehöre, der, weit entfernt, sich auf irgendeine Discussion mit der Universität einzulassen, aus souveräner Machtvollkommenheit entscheiden werde, was von ihren Localrechten

bestehen bleiben könne und was er der Nation von ihrem rechtmäßigen Eigenthum als Almosen hinwerfen wolle. Umsonst war es daher, daß der tüchtige Rannicher schon in der Ausschlußberatung über das Nationalitätengesetz die Ungarn beschwor, dasselbe nicht auf Siebenbürgen auszudehnen; umsonst, daß er feierliche Verwahrung einlegte gegen ein Gesetz, das, ohne Siebenbürgen nur zu erwähnen, dennoch tief in dessen öffentliches Leben einschneide, indem es die alte Gleichberechtigung der deutschen, rumänischen und ungarischen Sprache cassire, da bisher das Sachsenland selbst mit dem Klausenburger Gubernium nur deutsch verkehrt habe. Umsonst bat er, nicht außer Acht zu lassen, daß „Siebenbürgens Sachsen ein Culturvolk seien, das die Mission der Civilisation für jene Gegenden habe“, daß in dem Sachsenlande auf 100 Seelen ein Schüler komme, mehr als in England und Frankreich, doppelt soviel wie in Ungarn. Umsonst mahnte er das Comité: „Was Religionsfreiheit anbelangt, muß Ungarn zu uns in die Schule kommen; ein interconessionelles Gesetz, wie Baron Eötvös es hier vorgelegt, wäre bei uns eine baare Unmöglichkeit!“ Als bei der Verhandlung des Unionsgesetzes im Plenum am 1. Dec. der Rumäne Marcellariu — allerdings eine anrührende Persönlichkeit, weil er bald als walachischer Agitator, bald wieder unter dem Namen Fleischer und Fleischariu als Bachhufar fungirt, auch neuerdings seines Postens beim Gubernium enthoben worden, weil er bei dem blasendorfer Pronunciamento mit implicirt war — beantragte, die Union durch einen neuen siebenbürger Landtag regeln zu lassen, begrüßte ihn allgemeine Heiterkeit. Aber Rannicher's Vorschlag, weitere Daten bis zur nächsten Session zu sammeln, fand keine bessere Aufnahme. Obwol die Rumänen erklärten, daß sie sich an der Debatte nicht theilnahmen, weil in brutallster Weise ihnen und den Sachsen das Wort entzogen wurde, wenn sie, des Ungarischen unkundig, bei dem Kampfe um ihre Existenz schriftliche Aufzeichnungen zu Hülfe nahmen: wurde in Einer Vor- und Nachmittagsstzung alles niedervotirt. Mit classischer Roheit sagte Minister Wendheim: „Wir wollen wol Geduld haben, aber wir möchten die Gegner des Gesetzes doch bitten, auf's Wort zu verzichten, damit das Gesetz schnell sanctionirt werden kann.“ Lautes Johlen begrüßte die würdige Antwort des Superintendenten Binder: „Der Vorwurf trifft uns nicht; denn wir wünschen eben, daß das Gesetz nicht sanctionirt wird.“

So kam das Gesetz über Incorporirung Siebenbürgens in Ungarn gegen den Widerspruch der Rumänen und Sachsen zu Stande, die drei Viertel der Bevölkerung ausmachen. Das deutsche Appellationsgericht in Hermannstadt ward aufgehoben und der Gebrauch der deutschen Sprache in den internen Beziehungen der Sachsen auf ein Minimum beschränkt. Was aus dem Wahlrecht der Beamten wurde, seitdem ein von Pesth her ernannter Comes die Urlisten der Candidaten entwarf und der Minister des Innern die Wahl der Universität bestätigte, lag auf der Hand. Das Todesurtheil jedoch sprachen über die sächsischen Municipalinstitutionen erst die Verordnungen, welche die Minister Wendheim und Horváth zu Oestern und im April 1869 auf die Reichstagesgesetze pflanzten. Die ministerielle Ernennung des Comes nahm der Universität jeden Einfluß auf die Executive; die Geschäftsordnung der Universität unterliegt der ministeriellen Genehmigung, ebenso die Gestattung der Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen; der ungarische Sprachenzwang wurde auf alle Repräsentationen erstreckt; alle Beamten sollen neu gewählt werden, aber sie werden des Bildungsnachweises entbunden, damit das Ministerium und der Comes überall den rohen magyarischen Comitatsadel hineinschmuggeln können; endlich wird das „Divide et impera“ mit diabolischer Kunst ausgeübt, indem ein hoher Censur den bisher zu den Wahlen zugelassenen Rumänen auf dem Sachsenboden das Wahlrecht nimmt, um sie gegen die bevorzugten Sachsen zu erbittern. So versteht man denn auch den Klassenkampf als Mittel zur Befriedigung der Herrschsucht ebenso gut in Pesth wie 1848 in Wien anzuwenden. Mit 1. Mai 1869 wurde dann durch Aufhebung des Klausenburger

Guberniums, dessen letzter Chef Graf Pechi gewesen, die directe Unterstellung des Großfürstenthums unter den Minister des Innern vollendet und das Wort Siebenbürgen zu einem bloßen „geographischen Begriffe“ verflüchtigt. Als endlich der Justizminister die Sach'schen Preßordonnanzen für Siebenbürgen aufhob, scheute er nicht vor dem Spott zurück, das Preßschwurgericht für das Sachsenland und dessen deutsche Blätter nach dem Ecklerneste Maros-Basarhely zu verlegen, dessen Bevölkerung sich zu allen Zeiten durch einen turbulenten Magyarisismus ausgezeichnet hatte und wo kaum jemand ein Wort deutsch kann. Das ist genau so, als wollte Herbst die wiener Oppositionsblätter vor eine czaelauer Jury zur Aburtheilung verweisen. Den Sachsen bleibt solchem Beginnen gegenüber keine andere Schutzwehr als der fromme Wunsch: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ und hoffentlich wird der deutschen Cultur der Rächer nicht ewig fehlen!

Ebenso übermüthig wie gegen die „Nationalen“, ebenso demüthig trat die Deak-Partei den Klerikalen gegenüber auf. Zum Danke dafür agitirt die Geistlichkeit heute, vom Primas Simor aufgerufen, gegen die Durchführung des Cötvös'schen Volksschulgesetzes, und wird von den ergebensten Organen der Rechten heftig beschuldigt, daß sie unter Führung ihrer hohen Prälaten in Erlau, Kaschau, Fünfkirchen und sonst vielfach bei den neuen Reichstagswahlen mit Energie gegen die Ausgleichspartei zu Felde gezogen, ja selbst den Sieg der Linken öfters gesichert habe. Denn wie zurückhaltend die Rechte sich auch benahm, der Klerus schrie über Vergewaltigung, auch wo man ihn mit Glacehandschuhen anfaßte. Wo es die magyarisische Suprematie herzustellen galt, da ward ein Steeplechase über die heiligen Rechte der Sachsen ausgeführt; da ward der Gedanke, sich mit dem Veraubten vorher zu verständigen, verlacht. Dagegen wagte Cötvös, wie wir schon gesehen, die klaren Gesetzartikel 3 von 1844 und 20 von 1848 über die Freigebung der Mischehen und des Glaubenswechsels sowie über die Gleichstellung aller christlichen Confessionen bei Leibe nicht einfach im legislatorischen Wege auszuführen, sondern ließ sich in lange Pourparlers mit den geistlichen Herren ein. Wunder was glaubte die Deak-Partei erreicht zu haben, als endlich Cötvös am 19. Sept. einen interconfessionellen Gesetzentwurf einbrachte, der, ein schaler Abguß des reichsräthlichen, die Fragen der Mischehen, des Uebertritts und der Feiertagsheiligung regelte, und als der Fürst-Primas Anfang October aufgefordert wurde, die einzuberufende Katholikenconferenz so einzurichten, daß die weltlichen Mitglieder der Synode die Majorität hätten. Als es sich aber am 2. Oct. bei Berathung der neuen Civilproceßordnung um die geistlichen Ehegerichte handelte, warf Deak selbst, gegen einen der Ausschußanträge, sein gewichtiges Wort für deren „vorläufige“ Beibehaltung in die Waagschale; angeblich, weil nur die obligatorische Civilehe etwas nütze, für diese aber zur Stunde noch das Volk nicht reif sei — und weltliche Ehegerichte ohne die Civilehen keinen Sinn hätten! Amusant war es, wie Lessing's „Pfaff bleibt Pfaff“ sich bewährte; statt für Sprengung der Fesseln zu plaidiren, verlangten die protestantischen Geistlichen im Hause für ihre Confession ebenfalls die Einführung geistlicher Ehegerichte. Daraus wurde nun zwar nichts, aber 147 gegen 80 Stimmen votirten die Beibehaltung der geistlichen Ehegerichte, da auch die Linke nicht daran dachte, es um des Liberalismus willen mit der „patriotischen“ Geistlichkeit zu verderben.

Bei der Discussion im Oberhause (13. Nov.) fand die protestantische Civilehe wol unter den Magnaten und Bischöfen ebenfalls ihre Verehrer, allein die Sache scheiterte wieder daran, daß Simor und der siebenbürger Bischof Haynald den protestantischen Ehegerichten bei Leibe keine Einsprache in die gemischten Ehen gestatten wollten. Cötvös war aber in sein Stedenpferd von kirchlicher Autonomie so vernarrt, daß er bei der Votirung des interconfessionellen Gesetzes im Unterhause am 30. Nov. dort noch einen Entwurf über das Verfahren bei der Scheidung gemischter Ehen einbrachte, worin

er den Protestanten ausdrücklich das Recht wahrte, geistliche Ehegerichte bei sich einzusetzen. Nagy bugsrte den unglücklichen Zusatz hinaus. War Eötvös hier vielfach laut als Reactionär angegriffen worden, so fand dafür am 29. und 30. Nov. sein allerdings von einer großen Zweiundfunfziger-Commission gründlich umgearbeitetes Volksschulgesetz eine begeisterte Aufnahme. Lisza acceptirte es „bereitswilligt“, weil es den Principien des Lernzwanges und der Lehrfreiheit entspreche; auch die äußerste Linke erklärte sich „mit Freuden“ dafür, wenngleich Bobory „durchaus confessionslose Schulen“ gewünscht hätte. Nur ein rumänisches Amendement von Babes, der von dem obligatorischen Unterrichte im Ungarischen an nichtmagyarischen Schulen nichts wissen wollte, kam zur Ablehnung. Im ganzen ward die Volksschule zur Gemeindefache, mit subsidiarischer, finanzieller Haftung des Staates, erklärt und unter weltliche Aufsicht gestellt, sodaß den Confessionen nur der Religionsunterricht blieb. Acht Tage darauf hatte auch das Oberhaus das Gesetz angenommen, obschon die Prälaten gewaltig ihre Häupter schüttelten. Wie Simor den sacramentalen Charakter der Ehe verfochten, so vertheidigte er mit Haynald und Szilagyi um die Wette das ausschließliche Recht der Kirche, durch Leitung der Volkserziehung den Staat vor dem Gifte der Aufklärung zu bewahren. Allein das entscheidende Amendement, den Confessionen das Recht zur Entlassung der Lehrer zu vindiciren, wurde mit 53 Stimmen, unter denen gerade die Hälfte Bischöfen angehörte, gegen 26 verworfen.

Während die Gesetzgebungsmühle so klappernd drauf los arbeitete, um die präsenten Reste noch nach Möglichkeit vor dem nahen Sessionschlusse zu erledigen, war die allgemeine Aufmerksamkeit schon längst auf die Delegationen gerichtet, die am 16. Nov. in Pesth zusammengetreten waren, um das Reichsbudget für 1869 diesmal rechtzeitig zu erledigen; deren Eröffnung jedoch im ungarischen Reichstage wie im wiener Reichsrathe ein Vorspiel vorangegangen war, das nicht unerwähnt bleiben darf. In dem Herrenhause hatten zehn Delegationenmitglieder, an der Spitze Cardinal Rauscher, Schmerling, Graf Wickenburg, ihre Mandate niedergelegt. Schon die Namen besagten zur Genüge, daß deren Träger es kaum auf eine herausfordernde Demonstration abgesehen; dieselben wollten einfach nicht nach Pesth gehen, um dort gleichsam als spolia opima den Triumphzug des Dualismus zu verherrlichen. Aber die Sache kam den Deakisten sehr gelegen, um einer allerdings rein politischen Kundgebung der Linken in Pesth die Spitze abzubrechen, welche am Vorabende der Neuwahlen dem Ministerium Andrassy und dem ganzen Ausgleich einen Schlag versetzen wollten. Wenn die ungarische Opposition gerade jetzt, um im personalunionistischen Sinne zu operiren, dasselbe that wie die Herrenhausdelegirten, so war es ein sehr siegreiches Argument für die Deakisten: „Da seht diese Linke, die lieber mit den wiener Centralisten und Concordatiern Hand in Hand geht, als mit dem Führer der ungarischen Patrioten.“ Am 6. Nov. nämlich brachten die elf der Linken angehörigen Delegirten den Antrag ein, das Haus möge der Delegation den Zusammentritt verbieten, bis nicht die Titelfrage gelöst sei. Das Haus ging jedoch am 9. Nov. auf Deak's Antrag — in Erwartung, daß die Regierung darüber eine Vorlage machen werde — zur Tagesordnung über die Proposition Ghyczy's, Lisza's und Genossen über, die nunmehr am 10. ihren Austritt aus der Delegation erklärten. Tags darauf wurde Deak's scharfer Beschluß angenommen, daß das Haus die Abdankung acceptire, weil es deren Motive für „nicht richtig und unbegründet“ halte; bei den Neuwahlen wurde zugleich Raum für die Delegirten Kroatiens geschaffen. Am 14. Nov. ward dann in Andrassy's beliebter Manier dem Reichstage die Ueberraschung bereitet, daß ein kaiserliches Handschreiben an Pesth die Titelfrage beseitigt. Fortan hieß der Monarch in diplomatischen Actenstücken: „Kaiser von Oesterreich, König von Böhmen u. s. w. und Apostolischer König von Ungarn“ — in kürzerer Form: „Kaiser von Oesterreich und Apostolischer König von Ungarn“.

dann: „Se. Maj. der Kaiser und König“, oder: „Se. kaiserlich und königlich Apostolische Majestät“; das alte Oesterreich aber: „Oesterreichisch-ungarische Monarchie“ und „Oesterreichisch-ungarisches Reich“.

Am 21. Nov. erschien abermals ein Nothbuch, welches zwar über die schwebenden politischen Fragen die dankenswertheften Aufschlüsse gab, das aber trotz aller afficirten Friedensliebe so klar darauf gemünzt war, Preußen bei allen Mächten als den Ruhestörer Europas zu denunciren, daß es in Berlin die tiefste Erbitterung erregen mußte. Auch in Ungarn ward man stutzig und fragte sich zum dritten male, ob Deust nicht, wie im Februar bei den Pässen für die hannoverschen Legionäre, wie im August beim Schützenfeste, die stille Absicht habe, unter dem Deckmantel der schönsten Friedensbethuerungen Oesterreich allmählich und unmerklich in eine Revanchepolitik und in einen Krieg mit dem Nordbunde zu verwickeln, wobei dann Ungarn wohl oder übel mithalten müsse, wenn es diesen Intriguen nicht vorsichtig ein: Stop zurufe. Jeder Unbefangene mußte einsehen, daß der Kanzler, wenn es ihm mit seiner zur Schau getragenen Versöhnlichkeit reeller Ernst gewesen, ein halbes Duzend der im Nothbuche veröffentlichten Documente unterdrückt hätte — zumal in einer Zeit, wo die durch seine Rede im Wehrausschusse hervorgerufene Bewegung ohnedies noch nicht ganz abgestillt war. Andererseits hatte die preussische Diplomatie die große Ungeschicklichkeit begangen, den Ungarn, die doch das einzige Gegengewicht wider Deust's etwaige Kriegsgelüste bildeten, selber die Hände zu binden, indem sie ihre Flatterminen gegen die Monarchie in Bukarest legte, wo freilich Fürst Carol eine gar bequeme Handhabe für sie abgab, andererseits aber alle Hazerien des Ministerpräsidenten Bratiano und seiner „Rothen“ unvermeidlich ihre Spitze in erster Linie gegen die Integrität der Stephanskronen richteten mußten. Wohl hatten die Ungarn eine instinctmäßige Ahnung, daß Deust diese Zerwürfnisse an der siebenbürgisch-walachischen Grenze absichtlich übertreibe, weil er dieselben ausnutzen wolle, um Ungarn in die Neze seiner Revanchepolitik zu verstricken. Aber was half das? Wenn Bratiano im Saale Slatineano zu Bukarest einer Volksversammlung laut den „Kreuzzug gegen Ungarn“ predigte, weil man die Stammesbrüder „von dem Joche der Magyaren befreien müsse“, konnte Ungarn doch unmöglich für die walachischen Rothen gegen den wiener Kanzler Partei ergreifen. Dennoch war das Schweigen des pesther Reichstags wie des ungarischen Ministeriums höchst bedeutsam; und die Interpellation, die Ziedenyi in der ungarischen Delegation am 24. Nov. stellte, zeigte klar, daß man dort sich wohl bewußt war, nach zwei Seiten hin Front machen zu müssen. Der Interpellant betonte, daß der Politik des Reichskanzlers noch immer von mehreren Seiten ein kriegerischer Sinn beigelegt werde, während die Lage der Monarchie „dringend erheische, den Schwerpunkt in die innere Organisation zu legen und sich dieser Hauptaufgabe nur dann zu entziehen, wenn eine ernste Bedrohung dies unabweislich erfordere“. Andererseits jedoch erkannte die Interpellation auch an, daß die Ereignisse in den Fürstenthümern allerdings „ein wachsameres Auge erforderten“. Daher sei die Anfrage gerechtfertigt, was die Regierung, gegenüber den „fortwährenden, in steter Steigerung begriffenen Waffenansammlungen“ in Bukarest, sowie gegenüber den Bemühungen des dortigen Gouvernements, „durch seine Organe Haß gegen Oesterreich zu säen“, zu thun gesonnen sei, um jene den Frieden bedrohenden und in Anbetracht der vertragmäßigen Stellung der Fürstenthümer nach zwei Seiten hin feindseligen Ausschreitungen hintanzuhalten? Zwei Tage darauf erhielt Baron Orczy, den Deust mittlerweile in der Reichskanzlei als Sectionschef angestellt, um die ungarische Parität zu wahren, eine von Friedensversicherungen und Selbstbewußtsein strogende Antwort; auch den Donaufürstenthümern gegenüber beobachtete das Ministerium die unparteiischste Neutralität; doch sei es „in der Lage, jeder Eventualität ruhig entgegenzusehen“, sodas zu Ausnahmemaßregeln kein Anlaß vorliege. Die wahre Antwort kam indeß aus

Bestim, indem Bratiano's Entlassung von seinem Ministerposten erfolgte — wobei es mir wieder höchst ungeschickt war, daß Bismarck's Leiborgane geradeheraus sagten, daß er es gewesen, der diese Dimission angeordnet habe, um den Ungarn seine Sympathien zu beweisen! Das Deutsche Feuerwerk war aber damit verpufft, da Andrassy dem Kanzler jetzt aufs kategorischste erklärte, es bei weitem Hezereien zum Biegen oder Brechen zu treiben. Wenn Bischof Haynald und auch des großen Czechenyi Sohn bei der Rothbuchdebatte der Curie zu Hülfe kommen wollten, indem sie „die Unfruchtbarkeit der Verhandlungen mit Rom“ aus der „Ignorirung des römischen Standpunktes“ herleiteten, so wies die Delegation diese Diatriben kurzweg von der Hand, mit der Erklärung Zsedenyi's, „das seien Privatansichten, die gar nicht ins Sitzungsprotokoll gehörten“. In der erbländischen Delegation erhob der siebzigiährige Fürst Johann Schwarzenberg Beschwerde über eine Rothbuchdepeſche, welche „das Widerstreben der einst privilegierten Stände“ beklagte, indem er „Verwahrung einlegte gegen die Beschuldigung einer ganzen Gesellschaftsklasse, von deren Mitgliedern eine große Anzahl im Regierungslager sei“. Da indessen der Fürst doch nicht gerade zu dieser Kategorie gehörte, vielmehr, wenn auch kein czechisch-feudaler Frondeur, doch im März 1867 mit den andern Hochtories die Wiederwahl in den prager Landtag ausgeschlagen hatte, erwiderte Deust kurzweg: die Depeſche behandle im Gegentheil die betreffenden Zustände noch schonend; aber auch der mährische Abgeordnete Baron Schöff warf dem Minister vor, er habe, „um einzelne zu schonen, den Tadel auf viele ausgebehnt“. Den Concordatskampf wollte die Reichsrathsdelegation — nach Schindler's sehr vernünftigen Rathe an Greuter: „Jenseit der Leitha sehen wir uns wieder!“ — nicht nach Pesth übertragen, sodaß die Kämpfe um Reducirung oder gar Aufhebung des römischen Botschafterpostens auf die Ausschüsse beschränkt blieben. Es war dies um so leichter, als der Kanzler eben den Grafen Trauttmansdorff, von dem er sich, um demselben einen liberalen Nimbus zu geben, eine ungeheuer constitutionelle Rothbuchdepeſche aus München bestellt, von dort nach Rom geschickt. Von diesem Gesandten hofften unsere liberalen Abgeordneten, „er werde nach Rom hineinsagen, was wir wollen, während seine Vorgänger immer nur hinaus sagten, was die Curie will“ — eine Erwartung, für deren Realisirung zur Stunde noch jeder greifbare Anhaltspunkt fehlt. Deust schloß die Debatte über die römische Frage mit den gegen Greuter gerichteten Worten: „Von dieser Seite wollte man, daß die Verhandlungen mit Rom ohne Ergebnis blieben — auch das Ministerium erwartete kein Resultat, es beabsichtigte nur, den diplomatischen Bruch zu vermeiden, und das hat es erreicht.“

Deust's Dispositionsfonds wurde wiederum mit 550000 Fl. bewilligt. Bemerkenswerth war, gegenüber der frühern Versicherung Berger's, das cisleithanische Ministerium brauche keine geheimen Gelder, die unbedachte Erklärung des Kanzlers: „Er habe den Dispositionsfonds immer den übrigen Ministern zur Verfügung gestellt, wenn er von dessen richtiger Verwendung überzeugt gewesen.“ Also doch ein geheimer Fonds für die beiden Landesministerien, und eine nicht unwesentliche Suprematie des Reichskanzlers über diese! Auch das Budget wurde glatt erledigt, wofür hauptsächlich der Popularität des Admirals Tegetthoff und des Generals Gablenz das Verdienst gebührt. Die Regierung verlangte für die Armee in ordinario und extraordinario 80 Mill. Staatszuschuß, für die Flotte 9½ Mill., zusammen nicht ganz 90 Mill. Wie das vorigemal wollte die ungarische Delegation wieder nahezu 1 Mill. mehr als die erbländische bewilligen, die überhaupt erst da traitabler wurde, als Finanzminister Brestel nach Pesth hinübertam und den Herren die trostreiche Versicherung gab, das Deficit Cisleithaniens für 1869 werde nur etwa 5 Mill. betragen. Nachdem die beiden Finanzausschüsse sich in einer gemeinsamen Sitzung geeinigt, wurde der Reichsetat auf 89½ Mill. fixirt — Armee und Flotte mit 83½ Mill. veranschlagt — wovon, na Abzug von

8 Mill. Zollgefälle, nicht ganz 57 Mill. auf die Erblande und 24 $\frac{1}{2}$ Mill. auf Ungarn entfielen.

Am 5. Dec. konnte die Session der Delegationen bereits geschlossen werden. In der ungarischen hob Präsident Somssich hervor, daß „die Institution schon zum zweiten male dem Ziele, für das sie geschaffen wurden, vollkommen entsprochen habe“. In der reichsräthlichen erklärte der Kanzler, die Delegationen hätten mit ihrer Bewilligung eines auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht ausgearbeiteten Heeresetats „eine neue Bürgschaft gegeben für das, was das Reich vor allem braucht, für den Frieden“. Niemand, sei es im In-, sei es im Auslande, werde sich einbilden, die beiden Parlamente und die Delegationen hätten zur allgemeinen Wehrpflicht und zu dem Armeebudget ihre Zustimmung gegeben, wenn sie Grund gehabt zu dem Glauben, daß Krieg in der Absicht der Regierung liege. „In der That, und so fassen wir die Sache auf, haben die Vertreter uns nicht die Waffen in die Hand gedrückt, damit wir Streit suchen oder einen angebotenen leichtsin aufzunehmen; sie wollen nur, daß, wenn wir unsere Stimme erheben für die Abwehr jeder den Frieden bedrohenden Gefahr, diese Stimme nicht ertöne als Hülfseruf eines Wehrlosen, sondern als Mahnruf eines Staates, der das Recht hat, gehört zu werden, wenn er von Frieden und Ruhe spricht.“ Von demselben Tage datirte aus Ofen ein schwungvoller kaiserlicher Armeebefehl, der mit den Worten anhub: „Die Monarchie bedarf des Friedens, wir müssen ihn zu erhalten wissen.“ Derselbe führt dann näher aus, daß die staatsrechtliche Neugestaltung des Reichs auf jene historische Grundlage zurückversetzt, auf der es ruhte „zur Zeit, wo es die schwersten Kämpfe erfolgreich bestanden und glänzende Siege errungen“. Weiter hieß es: „Beide Theile des Reichs treten jetzt mit gleichem Interesse für Größe, Macht und Sicherheit der Monarchie ein.“ Dann ward der Landwehr gedacht, „die dem gleichen Zwecke diene und aus denselben Elementen hervorgehe wie die Armee“ — und die Erwartung ausgesprochen, die Führer würden streben, „das Band zwischen beiden Theilen fester zu knüpfen, jeder etwa aufkeimenden falschen Richtung gleich im Beginn entgegenzutreten“. Der Schluß lautete: „Schwere Misgeschick haben die Armee betroffen, harte Prüfungen hat sie bestanden, doch ungebrochen blieb ihr Muth und unerschüttert mein Glaube an ihren Werth.“ Gleichzeitig wurde mit ungemein glücklichem Griffe zum Oberbefehlshaber der Honveds, welche die Uniform von 1848 erhalten, der sechsunddreißigjährige Erzherzog Joseph ernannt, Sohn und Bruder der volkstümlichen beiden letzten Palatine Ungarns, der Erzherzoge Joseph und Stephan — unter ihm befehligten die Revolutionsgenerale Klapka und Bettey je drei der sechs Landwehrbezirke. Zum Lohn für ihre Verdienste um das Werk der Honved-Organisation wurde Beust in den Grafenstand erhoben; Kuhn, Giska, Berger erhielten Decorationen, während Andrássy sich mit einem Dankschreiben Sr. Maj. begnügte. Es müssen doch diese Magyaren einen eigenen Aplomb haben, sich gewisse Auszeichnungen fern zu halten; unter den Bürgerministern ist Brestel der einzige, der noch alle Knopflöcher freihat. Am 10. wurde dann der Reichstag in Pesth mit einer Thronrede geschlossen, in welcher der Kaiser hervorhob, daß es „dem aufrichtigen Bündnisse zwischen König und Volk gelungen, jener Ungewißheit der politischen Lage ein Ende zu machen, welche die edelsten Kräfte der Nation zur Unthätigkeit verdammt, und an die Stelle staatsrechtlicher Zerwürfnisse zwischen den beiden Staaten der Monarchie die Beziehungen gegenseitiger Freundschaft und Achtung zu setzen“. Der Kaiser schloß mit den bedeutsamen Worten: „Ein großes und schwieriges Werk hat der Reichstag vollendet, und der Erfolg festigt in uns die Ueberzeugung, daß die Grundlage, auf der es möglich war, in so kurzer Zeit so heilsame Verfügungen durchzuführen, alle Erfordernisse der vollen Lebensfähigkeit besitzt und den wahren Interessen der Nation entspricht.“ Eine Woche später ging auch der Reichstag in Weihnachtserien, nachdem er aus Brestel's Finanzexposé die Gewißheit ge-

schöpft, daß infolge der Delegationsabstriche das erbländische Deficit für 1869 nur $2\frac{3}{4}$ Millionen betrage.

So strahlte denn der politische Himmel im reinsten Blau, hätte nur nicht in Estland die leiberger Resolution und der prager Ausnahmezustand wie ein Damoklesschwert über dem Dualismus geschwebt, wären nur nicht die riesigen Rückschritte, welche Bildung und Cultur in Ungarn machten, ein vernehmliches Memento mori für die magyarische Freiheit gewesen! So aber feierten die Räuber gerade den Tag des Landtagschlusses auf den Pustken der Theißbahn durch ein Stückchen, wie es sonst nur in den Abruzzen heimisch ist: sie zwangen den Train bei Felegyhaza durch Aufreißen der Schienen zum Anhalten, um die Waggonen in aller Bequemlichkeit auszuplündern.

George Eliot.

Von F. Dohm.

Noch immer hört man, selbst von ernsthaften Männern, die Berechtigung der Frauen, an den Geistesarbeiten ihrer Nation theilzunehmen, in Zweifel ziehen — ein Zweifel, der unbegreiflich erscheint, seitdem die Werke einer George Sand aller Welt vor Augen liegen; verschiedene Literaturhistoriker haben George Sand für die erste europäische Dichterin der Gegenwart erklärt.

Wenn sich nun auch unter der außerordentlich großen Zahl englischer Schriftstellerinnen keine findet, die sich mit dieser genialen Erscheinung vergleichen ließe, so gehören doch in England Schriftstellerinnen, welche sich durch außergewöhnliche Begabung, Gedankentiefe und strenge Gründlichkeit weit über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben, keineswegs zu den Ausnahmen. Die Palme aber unter ihnen gebührt George Eliot, der Verfasserin von „Adam Bede“, deren Name weit hinaus über die Grenzen Englands bekannt und gefeiert ist.

England ist die Heimat des Sittenromans, wie Holland das Land der bürgerlichen Genremalerei ist. Dies hängt mit dem frühen Aufblühen eines selbständigen Bürgerstandes und des freien protestantischen Geistes in beiden Ländern zusammen. Der englische Sittenroman, von Richardson und Fielding bis auf Thackeray, wurzelt in den Formen der bürgerlichen Gesellschaft, während der altfranzösische Schäferroman sowol als der darauffolgende frivole Cavallerroman die innigsten Beziehungen zum Hofleben nicht verleugnen kann. Mit der liberalen Epoche des 19. Jahrhunderts freilich betrat die französische Literatur neue Gebiete. Balzac und George Sand, ein pessimistischer Realismus einerseits, ein sozialistischer Idealismus andererseits, beherrschen die seitdem waltenden Strömungen der französischen Belletristik. In England regiert ein ähnliches Doppelgestirn: Thackeray und Dickens, jener der realistische Satiriker, dieser der idealistische Humorist.

Trotz der nachhaltigen Anregung Walter Scott's, welcher die historische Romantik einführte, griffen die spätern Dichter zum socialen Roman zurück, und es entstand eine realistische Literatur von außerordentlichem Umfange, welche die verschiedenen Gesellschaftsklassen einer rückhaltslosen Kritik unterwarf. Bulwer, einer der vornehmsten Vertreter dieser Richtung, wählt mit Vorliebe die höchsten Stände zur Darstellung; es ist das mögliche high-life, dem er sich mit eingehender Kenntniß und eleganter Sicherheit zuwendet. Dickens bewegt sich vorzugsweise im Mittelstande und Thackeray in den Kreisen des niedern Adels. George Eliot aber erfüllt im eigentlichsten Sinne die Aufgabe, die ein deutscher Schriftsteller den deutschen Novellisten stellt: das Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen. Sie

schildert den Handwerker und den Landmann, diejenigen Stände, welche im Schweiß ihres Angeichts ihr Brot essen.

George Eliot kann das Studium Thackeray's nicht verleugnen, und dennoch, wenn man sie mit diesem unübertrefflichen Sittenmaler vergleicht, tritt ihre Eigenthümlichkeit erst recht klar und scharf hervor. Beide gehören der echt englischen Schule des Realismus an; sie zeigen uns die Menschen wie sie sind, die Welt wie sie ist; beide beobachteten ein strenges ästhetisches Maß. Mit denselben Mitteln, den Mitteln der concretesten Anschauung, der schärfsten Beobachtung und einer virtuosen Darstellung, bei demselben scrupulösen Streben nach Naturwahrheit, gelangen sie doch zu ganz entgegengesetzten Resultaten. Thackeray schildert mit Vorliebe die zersetzenden Elemente einer Gesellschaft, der er eine möglichst dunkle Färbung gibt; er zeigt uns eine bittere Wirklichkeit und eine häßliche Welt, in der jedes Menschenherz eine Bude der Eitelkeit ist auf dem Jahrmarkt des Lebens. George Eliot dagegen zeigt uns in dem Bittern das Heilsame, im Häßlichen das Erbarmenswerthe. Ihr liegt die Würde des Menschenthums am Herzen. Während dem Verfasser von „Vanity fair“ der Glaube an die Tugend fehlt, hat sie mit dem Glauben zugleich die Liebe und die Hoffnung. Thackeray stellt sich über die Menschen, die er schildert, und von der Höhe sieht er auf sie herab, halb voll Mitleid, halb voll Verachtung. George Eliot wandelt mitten unter ihnen und verkehrt mit ihnen vertraut und liebreich wie mit ihresgleichen. In der lieblichsten Gestalt zeigt Thackeray den Wurm, der sie dem Verderben weicht; George Eliot sucht in dem Lasterhaften noch das Menschenwürdige und sucht in dem Gefallenen den Funken des Göttlichen an. Sie zeigt die Fehler und Schwächen nicht satirisch in ihrer Blöße, sondern verhüllt sie eher mit dem Schleier eines liebenswürdigen Humors. Wenn bei Thackeray auf den Kampf der Leidenschaften die Vernichtung oder wenigstens die Niederlage folgt, so ist bei ihr der Kampf wie ein Gewitter; er vernichtet zwar, aber er reinigt und läutert auch, und nach dem Sturm blüht das Leben zu neuer Schönheit auf. Am Schluß ihrer Romane winkt der Friede, entweder über Gräbern, oder dem, der Sieger geblieben in dem Kampf zwischen sittlichen und äußern Mächten. Sie hat ein Herz voll unerföpflich Menschenliebe, deren Strahlen auf Gute und Böse fallen, die das Schlechte mildern, das Niedrige erheben, das Gute verklären.

Wenn wir von den Vorzügen George Eliot's sprechen, so sind es zum großen Theil solche, die aus ihrem Herzen und Charakter entspringen. Rein und erhaben vor allem ist das Ziel, das sie erstrebt, das Ideal, das sie mit Hingebung, mit Energie und Kraft verfolgt. Ihr Streben ist in allen ihren Romanen auf ein sittliches Ideal gerichtet, und alles andere tritt dagegen in den Hintergrund. Voll Begeisterung kämpft sie überall für das geheiligte Motiv, das die Menschen Pflicht nennen, und sie zeigt, wie die ausdauernde Treue der Pflichterfüllung selbst ein Leben im Staube verklären kann. Hält sie uns auch gleichsam wie auf Bergeshöhen mit der unantastbaren Reinheit ihrer Gesinnung, der Keuschheit ihrer Phantasie, so ist es doch nicht frostig da oben oder kalt. Der Schimmer der Morgen- und Abendröthe vergolbet die Höhe, und aus dem Thal dringt der Duft der Blumen empor.

George Eliot verbindet mit der Innigkeit und Herzensgüte einen festen Verstand, Scharfsinn und Humor. Natur und Wahrheit bilden die Grundlage aller ihrer Dichtungen, ausgebreitete Kenntnisse und gründliche Studien tragen und veredeln sie, und Stimmungen voll weicher Glut, voll milder köstlicher Poesie schmücken sie. Im Gegensatz zu dem naiven Schaffen einer genialen Schöpferkraft herrscht bei ihr Erkenntniß und Verstand vor.

Was den unmittelbaren Eindruck der Werke George Eliot's betrifft, so ist derselbe weniger blendend und packend als tief und dauernd. Aus wenigen Ereignissen, starkem Gefühl und geistvollen Beobachtungen baut sie ihre Romane auf. Ihre Natur hat

nichts von der überschäumenden Fülle des Frühlings, eher etwas herbftlich Gereiftes; sie entfesselt nicht den bacchantischen Sturm der Leidenschaft. Sie schwingt sich weder titanenhaft zu den Sternen auf, noch steigt sie in dämonischem Gelüst zur Unterwelt nieder; auf dem heimischen Boden aber bewegt sie sich mit Würde und Anmuth zugleich. Sie hat keinen Sinn für das traumhafte Dämmern der Mondnacht, noch für die Geheimnisse einer phantastischen Traumwelt. Wir athmen in ihren Dichtungen nicht den süßen betäubenden Hauch fremdländischer Gewächse, wohl aber den würzigen und kräftigen Duft frischer Waldpflanzen, heimischer Rosen. Es ist immer heller Tag in ihren Romanen, selbst wenn schwere dunkle Wolken den Himmel verdecken. Doch neben diesen negativen Vorzügen schmücken unsere Dichterin auch größere positive.

George Eliot gehört zu der großen Schule moderner Schriftsteller, die nicht die äußern Verhältnisse, sondern den inneren Menschen schildern, die den Zauber der Dichtung nicht in den Ereignissen oder den wunderbaren Fügungen des Schicksals suchen, sondern da, wo ein ewiger Duell göttlichen Geheimnisses von wunderbarer Tiefe sprudelt: im menschlichen Herzen. Die Ereignisse und die Schicksalsfügungen sind ihr nur die Mittel zu dem Zweck, die Schwäche oder die Kraft der Seele daran zu prüfen.

Mit besonderer Vorliebe schildert sie Seelenzustände, in denen sie uns die Stufenleiter zeigt von dem ersten schlimmen Gedankenkeim, der in eine bis dahin sündensfreie Seele fällt und sich dort entwickelt, bis er die giftige Frucht, das Verbrechen zeugt. Ihre psychologische Analyse in solchen Darstellungen ist unfehlbar, ja mitunter geht sie bis zum Raffinement und stellt sich als eine moralische Anatomie dar, die den künstlerischen Genuß, den Eindruck frischer Unmittelbarkeit beeinträchtigt. Im allgemeinen aber schlägt sie überall Töne an, die in unserm eigenen Seelenleben widerklingen. Das sind fast immer Gefühle, die wir selbst erfahren haben oder doch erfahren könnten, Versuchungen, die auch uns nahe getreten, Kämpfe so allgemein menschlicher Art, daß wir in schmerzlicher Sympathie erbeben.

Großentheils fließt bei George Eliot der Strom der Erzählung in epischer Ruhe und Breite dahin; nur mitunter regen ergreifende Situationen, von wahren und vollem Pathos erfüllt, unser Empfinden in seiner Tiefe auf.

Eine der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten unserer Dichterin ist ihre Vorliebe für das Kleine und Unbedeutende. Sie hat eine reine Freude an allen Erscheinungen des Lebens. Mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüths vertieft sie sich in die Einzelheit einer ganz unbedeutenden Existenz und zeigt das innerste Behagen an den Freuden der niedern Stände, an der naiven Dummheit einer Dorfmagd, der rebseligen, anspruchsvollen Sentimentalität alter Weiber, an den originellen Geistesprüngen eines misanthropischen Dorfchullehrers. Sie liebt die Kinder; sie sympathisirt mit denen, die an Gütern und Bildung arm sind, sie schätzt das Niedere, Gewöhnliche, solange es rein, natürlich und nicht unedel ist. Das Kleinste ist ihr ebenso räthselhaft und wunderbar wie das Größte, und weil sich ihr auch im Unbedeutendsten und Einfachsten die Idee der Menschheit offenbart, darum ist sie niemals kleinlich, auch wenn sie das Kleinste schildert.

Wir wollen jetzt ihre einzelnen Schriften kurz die Revue passiren lassen.

Im Beginn des zweiten Buchs von „Adam Bede“ sagt die Verfasserin: „Meine Leser und Leserinnen haben gewiß längst gemerkt, daß ich nach nichts Höherm strebe, als von Menschen und Dingen, wie sie sich in meinem Geiste spiegeln, treuen Bericht zu erstatten. Der Spiegel ist zweifellos mangelhaft, die Unrisse manchmal etwas verwischt, der Widerschein matt oder trübe; aber so genau wie möglich zu sagen, was das Spiegelbild ist, dazu fühle ich mich so fest verpflichtet, als wäre ich Zeuge vor Gericht und brähe auf meinen Eid. . . Man muß die Mitmenschen nehmen, wie sie sind, du kannst

ihre Nasen nicht gerader machen, ihren Witz nicht schärfer, ihre Anlagen nicht besser; und diese Mitmenschen, unter denen du dein Leben verbringst, die mußt du ertragen, bemitleiden, lieben; an diesen mehr oder weniger häßlichen, dummen, ungereimten Mitmenschen mußt du fähig bleiben, die guten Regungen zu bewundern; gegen sie sollst du nicht verlernen alle Hoffnung, alle Geduld zu üben. Und darum, selbst wenn ich die Wahl hätte, möchte ich nicht der geschickte Romanschreiber sein, der eine viel bessere Welt als die unser tägliches Lebens schaffen könnte, weil du dann versucht wärest, die staubigen Straßen und die grünen Felder und die wirklichen lebendigen Menschen kälter und gefühlloser anzusehen, die unter deiner Gleichgültigkeit leiden und von deinen Vorurtheilen verletzt werden können, und die andererseits dein Mitgefühl, deine Nachsicht, dein tapferes Rechtsgefühl aufmuntern und fördern können. Und so begnüge ich mich denn, meine einfache Geschichte zu erzählen, ohne den Dingen einen bessern Anstrich geben zu wollen, als sie wirklich haben, ohne etwas anderes zu fürchten, als das Falsche, wovor man beim besten Willen allen Grund hat auf der Hut zu sein. Das Falsche ist so leicht und das Wahre so schwer. Der Griffel geht so köstlich leicht, wenn man einen Greif zeichnet — je länger die Klauen und je größer die Flügel, desto besser; aber diese wunderbare Leichtigkeit, die wir fälschlich für Genie halten, läßt uns schlimm im Stich, wenn wir einen natürlichen Löwen ohne Uebertreibung zeichnen wollen. Man prüfe seine Worte genau, und man wird finden, daß es, selbst wenn man keinen Grund hat falsch zu sein, außerordentlich schwer ist, haarscharf die Wahrheit zu sagen, und wäre es auch über die eigene unmittelbare Empfindung, viel schwerer, als etwas Hübsches darüber zu sagen, was nicht die genaue Wahrheit ist.

„Wegen dieser seltenen, kostbaren Wahrhaftigkeit sind viele niederländische Bilder, welche hochfliegende Geister verachten, für mich eine Freude. Mit entzückender Sympathie sprechen diese treuen Abbilder eines einförmigen, einfachen Lebens mich an, wie es bei weitem mehr Mitmenschen geführt haben, als ein Leben der Pracht oder völligen Armuth, tragischen Leidens oder welterschütternder Thaten. Von wolkengetragenen Engeln, von Propheten, Sibyllen und Kriegshelden wende ich mich ohne Widerstreben zu einer alten Frau, die sich über ihren Blumentopf bückt oder ihr einsames Mittagbrot verzehrt, während die Mittagssonne, vielleicht ein wenig gemildert durch einen Schirm von grünen Blättern, auf ihre Morgenmütze fällt und den Rand ihres Spinnrades und ihren steinernen Krug und all den einfachen Hausrath eben streift, der für sie so kostbar ist und zu ihrem Leben gehört.“

Mit diesen Worten der Verfasserin ist der Standpunkt derselben und im wesentlichen der Inhalt derjenigen ihrer Romane angedeutet, die wir als Dorfgeschichten bezeichnen können, obwohl sie, was Umfang und Ideengehalt betrifft, weit über die Dorfgeschichte hinausweisen. Nein, keine Engel, keine Sibyllen oder Propheten schildert sie uns, schlichte Bauern nur, hübsche Landmädchen, ehrliche Arbeiter, und diese zeigt sie uns nicht bei außerordentlichen Vorgängen, bei besondern Anlässen, in intriguenartigen oder abenteuerlichen Verwickelungen; wir sehen den Bauer hinter dem Pfluge oder bei der Ernte, die Pächterin in der Milchammer, den Arbeiter in der Werkstatt, einen jeglichen in der Hantierung des gemeinen Lebens. Die Verfasserin blickt mit ebenso scharfem Auge in die offene Werkstatt des Arbeiters als in die geheime seiner Seele. Wenn man „Adam Bede“ liest, glaubt man zuweilen in eins jener niederländischen Bilder zu schauen, deren lebenswürdiger Realismus uns unwiderstehlich fesselt, und in dem auch das kleinste Detail mit liebevoller Sorgfalt behandelt wird.

Als die Spitzen des Dorflebens, das uns die Verfasserin in „Adam Bede“ schildert, treten uns entgegen: Adam Bede selbst, der Zimmergeselle mit Bruder und Mutter, die Pächterfamilie Poyser mit den beiden Nichten, Dina Morris, der frommen Methodistin.

die öffentlich predigt, und Hetty Sorel, der bewunderten Schönheit; ferner der junge Gutsherr Arthur Donnithorne und der weltmännische, lebenswürdige, allem theologischen Enthusiasmus fernstehende Pastor Irwine.

Adam Bede liebt Hetty Sorel. Er ist ein schlichter Zimmergeselle, der eine große selbstlose Seele besitzt, verbunden mit tiefer Empfindung, klarem Verstand und einem knappen Wesen. Es ist etwas Plastisches in ihm, er erscheint fast wie eine Bildhauerarbeit von charaktervoller, männlich energischer Schönheit. Wenn wir etwas an ihm als Romanfigur anzusetzen fänden, so wäre es das an sich Fertige seiner Natur, das diejenige Wandlung nicht zuläßt, welche den Romanhelden ihren wesentlichen Reiz verleiht — ein Eindruck, der noch verstärkt wird durch den Umstand, daß Adam, dieser von innerer und äußerer Kraft strotzende Mann, sich den Vorgängen in dem Roman gegenüber meist passiv verhält. Seine ganze Kraft kommt der Empfindung und der Arbeit zugute. Und das ist wol auch der Grund, daß trotz der trefflichen Charakteristik dieses Helden, er unser Interesse nicht in dem Grade erregt als die kleine Hetty, zu deren Schwäche und Weichlichkeit die Energie Adam's und zu deren schwankender Hülflosigkeit sein geschlossenes Wesen, das stets nach den seiner Natur innewohnenden Gesetzen handelt, wiederum einen scharfen und interessanten Gegensatz bildet.

Die kleine bezaubernde Hetty mit den Grübchen in den rothgen Wangen, den langen Wimpern über den tiefdunkeln Augen und den schwarzen seidenen Ringeln von Haar, die kleine Hefe hat sich in Arthur Donnithorne, den jungen Gutsherrn, vergafft. Er erwidert ihre Neigung und verführt sie schließlich. Der edelmüthige Arthur, der zuerst einen so zarten Sinn für Ehre hat, der Arthur, dem die Achtung vor sich selber ein höherer Gerichtshof war als jede fremde Meinung — wir sehen ihn nach und nach durch die Schwere der eigenen Handlungen sinken.

Mit außerordentlicher Tiefe und Feinheit sind bei dem weichherzigen, etwas verwöhnten Arthur die Uebergänge der Empfindungen geschildert, der Kampf zwischen Pflicht und Neigung, in welchem er die Pflicht durch allerhand Kniffe und Winkelzüge, wie die Neigung sie ihn lehrt, gleichsam überlistet, und in welchem die Sophisterei der Gedanken und Empfindungen schließlich die Rechtschaffenheit einer ursprünglich edeln Natur bestiegt. Wir sehen die sündigen Gedanken wie Irrelichter um ihn tanzen und ihn schließlich in einen Sumpf locken. Wir folgen dem Instanzenzuge dieses innern Processes, der mit der Verzweiflung endet, von dem ersten unlautern Wunsche bis zur frechen selbstsüchtigen That.

Arthur's Regiment ist nach Windsor veretzt; als er im Wäldchen zärtlich von Hetty Abschied nimmt, wird er von Adam überrascht. Es folgt eine heftige Scene zwischen den beiden Männern. Arthur bebzt zusammen, als er sein Thun mit hartem Namen bezeichnen und sich einen Schurken nennen hört; und doch kennt Adam nicht einmal den Umfang seines Unrechts. „Wir entschuldigen uns immer noch selbst“, sagt die Verfasserin, „solange uns andere noch achten. Unser sittliches Gefühl lernt den Ton der ganzen Gesellschaft und lächelt, wenn andere lächeln; wenn einer aber herb genug ist, unsere Handlungen beim harten Namen zu nennen, dann nimmt es Partei gegen uns.“

Adam fordert von Arthur, daß er einen Brief an Hetty schreiben und ihr jede Hoffnung auf ein Wiedersehen nehmen solle. Er glaubt der Rüge Arthur's, daß nichts als eine harmlose Liebeslei vorliege, daß Hetty noch seiner werth sei.

Widerwillig gibt Arthur schließlich nach; denn „jeder, der sich im Unrecht weiß, läßt sich von dem beherrschen, auf dessen gute Meinung ihm etwas ankommt“.

Hetty, nachdem der erste Sturm des Schmerzes in ihr ausgetobt, greift in dumpfer Betäubung, „wie alle Naturen ohne Rechtsfynn, die nicht ruhig ausharren können“, verzweifelt nach dem ersten besten, was die augenblickliche Lage zu verändern vermag: sie ver-

Lobt sich mit Adam. Einige Wochen vor der Hochzeit aber flieht sie unter dem Vorwande, Dina Morris zu besuchen, aus dem Hause der Averbwandten und wandert nach Windsor, um Hilfe von ihrem Geliebten zu fordern und ihre Schande zu verbergen. Todmilde langt sie in Windsor an; dort erfährt sie, Arthur's Regiment sei bereits vor 14 Tagen nach Irland abgegangen.

Sie wandert den Weg zurück, den sie gekommen, hilflos, verzweifelt; sie verbirgt sich hinter Hecken, sie schleicht auf Feldwegen dahin und schleppt sich mühsam bis zu dem Städtchen Stoniton. Dort wird sie von einer gutherzigen Frau aufgenommen und in deren Hause von einem Kinde entbunden. Heimlich verläßt sie diese Zufluchtsstätte, und die erste niedererschmetternde Kunde von ihr, die zu den Freunden in Haysloge dringt, ist die Anzeige der Behörde an den Pastor Irwine: Hetty Sorel befindet sich im Gefängniß, angeklagt des Kindesmordes.

Es scheint eine unausfüllbare Kluft zwischen der kindlichen süßen Hetty und der Kindesmörderin zu liegen. Die kleine Pachtersnichte ist uns durchaus nicht als ein lasterhaftes oder böses Mädchen geschildert worden. Es waren nur eine Anzahl kleiner, unscheinbarer Züge in ihr, die sich unter den kunstvollen Händen der Verfasserin wie Mosail zusammensfügten, bis sie zu einem Bilde wurden, aus dem uns die bleichen Lippen und die wilden Augen der Kindesmörderin anstarren.

Hetty war ein furchtsames weichliches Kind, das im gewöhnlichen Leben seine Pflicht that; aber ihr Sinn ging lediglich auf kleine, thörichte, selbstsüchtige Freuden, und ihr Mangel an Liebe äußerte sich in tausend anscheinenden Kleinigkeiten. Sie hatte keine Anhänglichkeit für das Haus, in dem sie groß geworden, nicht für die Blumen, die unter ihren Augen erblühten. Wie man ältere Leute sehr lieb haben könne, begriff sie nicht; und nun gar die langweiligen Kinder — die gleichen ihr summenden Insekten, den Erwachsenen zur Qual geschaffen, und doch hatte sie dieselben aufwachsen sehen und sie pflegen müssen. Sie liebte Adam Bede nicht; wenn er aber einmal in seiner Huldigung nachzulassen schien, so wußte sie ihn durch Koletterie von neuem zu fesseln. Von dem Reide der andern, wenn sie erst eine große Dame sein würde, träumte sie wie von einem Glüd. Der Jahrmarttplunder des Städtchens interessirte sie tausendmal mehr als alle Schönheiten der Natur. Frau Boyser, ihre Tante, hatte einmal von ihr gesagt: „Sie ist gerade wie ein Pfau, der auf der Mauer herumstolzirt und sein Rad in der Sonne ausbreitet, wenn auch alle Leute im Dorfe im Sterben lägen.“ Und doch nimmt diese kleine grausame Hetty unsere vollste Theilnahme in Anspruch von Anfang bis zu Ende. Wir blicken in ihr Herz wie in einen Krytall. Wir sehen das Küßchen beim Butteru, wenn es an Arthur denkt; wir sehen sie in ihrer Kammer lächelnd mit geneigtem Kopf in den alten fleckigen Spiegel blicken, glühend vor Eitelkeit und Hoffnung, mit dem aufgelösten Haar, das in tausend zarten Ringeln ihr um Ohr und Hals fällt, während sie fühlt, als wäre ein unsichtbarer Zuschauer bei ihr, dessen Auge auf ihr ruhte, wie der Morgen auf den Blumen; wir lauschen ihren Träumen von schönen Kleidern, dünnen Schuhen und weißen Strümpfen. Wir beobachten sie, wenn sie, in ihrer Kammer auf- und abschreitend, sich in die Brust wirft, mit dem alten halbzerrissenen schwarzen Spigentuch, das ihre Schultern so hübsch einfaßt, und den großen Ohrringen von buntem Glas, die sie heimlich gekauft hat.

Später sehen wir ihre zierliche Gestalt im Wäldchen, wie sie auf Arthur zukommt ihn mit den kindlichen dunkelgesäumten Augen schallhaft zärtlich anblickt und ihm die reizenden Lippen zum Kusse reicht.

Hetty ist wirklich verliebt, mag immerhin Eitelkeit der erste Beweggrund dieser Liebe gewesen sein, mag es ihr geschmeichelt haben, daß eine so blendende Erscheinung wie der unermeslich reiche und vornehme junge Gutsherr mit weißen Händen und einer goldene

Nett ihr seine Aufmerksamkeit zuwandte. Wie zart und duftig weiß George Eliot dieses Liebesleben zu schildern, dieses lustige Glück, diesen traumhaften Zauber der jungen Mädchenseele.

Ans ihrer geheimnißvollen Seligkeit wird Hetty erst durch den Brief Arthur's ausgeschiedt. Jetzt tritt zum ersten mal der Schmerz an sie heran. Wir wohnen der Zerkünderung ihrer ganzen kleinen Traumwelt bei, dem zermalnenden Schlage, der ihre junge Leidenschaft und ihre vergnügungssüchtige Natur mit einem überwältigenden Schmerze trifft. Dann sehen wir das hilflose Mädchen fliehen; ein Leiden ohne Maß bricht über sie herein, und der Contrast dieses Leidens mit ihrer Jugend und Schönheit und ihrer früheren Hoffnungsfülle wirkt um so tiefer und ergreifender. Und selbst der Kindesmord verfehlt nicht unser Mitgefühl; wir sehen die furchtbare Vergeltung nahen und zittern mit Hetty. Wie fein weiß hier die Verfasserin unsere Theilnahme festzuhalten. Sie hat es nicht kaltblütig gethan; der dumpfe Schauer vor der Schande hat sie übermannt. Sie hat es nicht mit eigenen Händen umgebracht; nur ein wenig Gras und Späne hat sie über das Kleine gedeckt — es hätte so leicht gerettet werden können! Und kaum ist sie fort, so klingt ihr das Geschrei des Kindes nach, immerfort, und es schleicht hinter ihr her wie das Gespenst ihres Verbrechens, und in der Sorge um das Kind geht sie zurück und liefert sich dadurch gewissermaßen selbst der Gerechtigkeit aus. Hetty wird zum Tode verurtheilt.

Arthur kehrt auf die Nachricht von dem Tode seines Großvaters, nichts ahnend, nach Hasplog zurück, die Seele voll edelster Vorsätze, in einer glückseligen Stimmung, in der er eine lange thätige Zukunft vor sich sieht. Da findet er einen Brief des Pastors vor: „Hetty Sorel ist im Gefängniß und steht am Freitag vor Gericht wegen Kindesmordes.“ Es ist als ob das Leben mit heftigen Pulschlägen aus ihm entwich. Er kann nichts für die Unglückliche thun, als ihre Begnadigung zur Deportation erwirken; aber sein Leben ist gebrochen, und erst nach vielen Jahren kehrt er in seine Heimat zurück.

Adam hat schwer an seinem Schmerze zu tragen. Er wendet sich als der unfehlbaren Trästerin der unausgesetzten angestrengtesten Arbeit zu und findet schließlich in Dina Morris eine würdige Lebensgefährtin, mit der er einen musterhaften und glücklichen Hausstand gründet.

Der Mord und die Verurtheilung bilden den Gipfelpunkt der Katastrophe des Romans. Sie erschüttert die Gemüther in ihrer Tiefe; nach und nach aber richten sich die Herzen wieder auf, und wie der Anfang friedlich und heiter war, so ruht auch auf dem Schluß ein Schimmer von Versöhnung. Die einfache Fabel des Romans erscheint noch einfacher durch den breiten Rahmen, in den sie gefügt ist. Dieses scheinbare Mißverhältniß stört nicht die Einheit und Harmonie des Ganzen; denn dieser Rahmen ist nicht Ornament, nicht Beiwerk oder Staffage, er ist vielmehr ein Theil des Bildes selbst. Nicht Hetty oder Adam sind die Helden des Romans, nicht Arthur oder Dina Morris, sondern das ganze Dorf ist es, von dem eleganten Pfarrer bis zu dem Knecht Alit und der dummen Magd Molly, die Kinder und das Vieh mit eingerechnet. Eine ganze Zeit, ein ganzer Ort wird vor unsern Augen lebendig mit seinen Feldern und Werkstätten, mit seinem Glauben und Denken, seinen Freuden und Leiden.

Wol mancher mag beim Lesen des Buches den Eindruck erhalten, als ob darin die Grenze, bis zu welcher die Darstellung des Geringfügigen und Trivialen sich erstrecken darf, überschritten sei, und er mag sich im stillen wundern, wie bei dieser breiten Schilderung der alltäglichsten Vorkommnisse gerade „Adam Bede“ der Verfasserin einen so großen Ruhm eingetragen hat. Wer aber, wenn er das Buch flüchtig zu Ende gelesen hat, es noch einmal von vorn anfängt, dem wird das Verständniß aufgehen für die eigenartige, tiefe Auffassung George Eliot's. Alle diese Einzelheiten, die beim flüchtigen Lesen

geringfügig erscheinen, sie fügen sich bei genauerer Prüfung zu einem Gesamtbild von schönster Harmonie zusammen. Diese mit so viel Ausführlichkeit behandelten Kleinigkeiten, welche an einem stillen entlegenen Orte sich finden, erweisen sich als wesentliche Ringe in der Kette, zu der sich das Dasein dieser Menschen zusammenschließt.*)

Nach einer Tendenz im engeren Sinne dürfen wir in „Adam Bede“ nicht fragen. Dennoch müssen wir dies Buch einen socialdemokratischen Roman von großer und weittragender Wirkung nennen, obgleich uns die durchaus objective Darstellung George Eliot's keinen Einblick in die Stellung gestattet, welche sie den politischen Parteien Englands gegenüber einnimmt. Es ist eine große sociale Idee in ihren Schriften, wirksamer als ganze Bände geistreicher Abhandlungen über Menschenrechte. Wie haben wir ein Buch gelesen, von dem wir unmittelbar ergriffen wurden, und in dem die Humanität, das reinste und zärtlichste menschliche Wohlwollen, einen echtern und ergreifendern Ausdruck gefunden hat. Und welches sind die Waffen, mit denen George Eliot für das Volk kämpft? Etwa die Pfeile der Satire, das Feuer des Hasses oder die Schärfe dialektischer Beredsamkeit? Erschüttert sie wie Victor Hugo unsere Nerven mit dem hilflosen Jammer der Armen und Elenden? Ruft sie in pathetischer Declamation unser Mitleid wach? Zermartert sie unser Herz durch grauenvolle Gemälde sittlicher Verkommenheit? Nichts von alledem.

Die Liebe ist ihre einzige Waffe, die sie siegreich führt und mit der sie unsere Gleichgültigkeit in Sympathie verwandelt.

Sie hebt die Arbeiter, indem sie dieselben schildert, nicht auf eine höhere Stufe des Denk- oder Empfindungsvermögens; sie lehrt uns, daß jene gerade so, wie sie sind, unserer Liebe werth sind. Wol mancher Hochgebildete mag der Meinung sein, daß seine höhere Natur die niedrige von selbst verstehe; doch das ist ein Irrthum, dies Verständniß muß erst erlernt werden, und George Eliot eröffnet uns wie kein anderer Schriftsteller dies Verständniß für das eigentliche Wesen der niedern Stände. Darin liegt unser Erachtens der culturgeschichtliche Werth ihrer Romane.

Man könnte „Adam Bede“ auch eine Apologie der Arbeit nennen. Niemals ist die innere Würde der Arbeit, gleichviel welcher Arbeit, so verherrlicht worden, als es hier geschehen, und vielleicht war es eine Absichtlichkeit und Feinheit der Verfasserin, daß sie Adam, diesen Typus des tüchtigen Arbeiters, in einer gewissen Passivität den Ereignissen gegenüber verharren ließ, damit die Kraft und Wirkung der Arbeit desto reiner und schärfer an ihm hervortrete. „Alle Leidenschaft wird Kraft“, sagt sie, „wenn sie aus den engen Grenzen unsers persönlichen Kreises einen Ausgang hat in der Arbeit unsers rechten Arms, der Geschicklichkeit unserer rechten Hand oder der stillen, schöpferischen Thätigkeit unsers Gedankens.“ Sie zeigt uns die Poesie und den Adel der Arbeit, die wir gewohnt sind nur bei dem Künstler oder Schriftsteller zu suchen, auch in der mechanischen Arbeit des Arms, bei dem Handwerker, bei dem Landmann.

Wenn die Romane George Eliot's den höhern Ständen das Verständniß für die niedern zu erschließen bestimmt sind, so sollen sie die niedern Stände, für die sie ebenso wol geschrieben sind, mit sicherem Selbstbewußtsein erfüllen, mit stolzer Freudigkeit für ihren Beruf und heiterer Zufriedenheit mit ihrer Stellung.

In der Charakterschilderung George Eliot's finden wir neben der Gesetzmäßigkeit der innern Entwicklung eine große Feinheit der Auffassungsweise, eine tiefe und scharfe Individualisirung. Fast alle ihre Gestalten haben eine bestimmte Physiognomie und volles Leben. Nur Dina Morris, die Methodistin, verdient dies Lob nicht unbedingt. Dina

*) Vom rein ästhetischen Standpunkte aus erscheint die in das äußerlichste und seelenloseste Detail übergehende Kleinmalerei in „Adam Bede“ allerdings nicht zu rechtfertigen.

ist eine von Anfang an in sich fertige Natur; was aber im wirklichen Leben einer der größten Vorzüge ist: sich selber treu zu bleiben von Anfang bis zu Ende, wird in einem Roman zum Mangel.

In drei Romanen der Eliot, in: „Adam Bede“, „Felix Holt“ und „Silas Marner“, spielen die englischen Dissenters eine hervorragende Rolle. In den beiden erstern verhält die Verfasserin sich dieser Richtung gegenüber entweder vollkommen objectiv oder sie zeigt höchstens ein sympathisches Gefühl für dieselbe; denn ihre Vertreter, Dina Morris und der kleine Prediger Lyon, die einzigen, die wir in ihren Werken finden, sind Gestalten von fast überirdischer Reinheit. In „Silas Marner“ dagegen führt sie uns in dem armen Weber ein Opfer der englischen Sektirerei vor, welche uns hier als die widrige Schale eines falschen Idealismus erscheint, die als Kern Entfittlichung und Verdummung einschließt. Wir dürfen uns nicht wundern, daß die kirchlichen Zustände im allgemeinen einen verhältnißmäßig großen Raum in ihren Romanen einnehmen; sie bleibt auch hierbei, indem sie das wirkliche Leben schildert, nur der Wirklichkeit englischer Verhältnisse treu.

Die eigentliche Meinung der Verfasserin über das Verhalten der niedern Stände zur religiösen Frage finden wir wol in dem Ausspruch des Pastors Irwine, der da meint: „die einzige gesunde Form, welche die Religion in naiven Gemüthern annehmen könne, sei die gewisser dunkler, aber starker Empfindungen, die sich reinigend und verklärend über ihre häuslichen und nachbarlichen Pflichten ergöffen“.

Von Dina Morris abgesehen, sind selbst die unbedeutendsten Nebenfiguren scharf und virtuos gezeichnet. Wie lebhaft und bestimmt tritt uns die greise Gestalt des alten Martin Poyser aus der kurzen Schilderung der Verfasserin entgegen.

Gibt es eine prächtigere Gestalt als die der Pächterin Frau Poyser? Welch ein köstlicher Humor, welche Naturwüchsigkeit in dieser exemplarischen Hausfrau, welche Originalität in ihrer Kebseligkeit, wie viel Verstand und Witz in ihren weitschweifigen Auslassungen! Von dem Pastor Irwine meint sie: „es sei ein wahrer Staat, so 'nen Mann Sonntags auf der Kanzel zu sehen; es wäre gerade, als sähe man so'n recht volles Weizenfeld oder 'ne Wiese mit 'nem hübschen Trupp Rühe darauf“. Von den drei Mädchen, die sie im Hause hat, behauptet sie, um die bei der Arbeit zu halten, müsse sie noch einmal soviel Kräfte haben. Das sei gerade, als wenn man drei Braten, jeden an seinem besondern Feuer, hat; „wenn man den einen begießt, brennt der andere an“.

Unübertrefflich weiß die Verfasserin das Possirliche, Drollige, Naive in der Kindernatur darzustellen, während sie weniger Verständniß für das Poetische, Sonnig-Ahnungsdolle, Naturtrunkene der Kinderseele zu haben scheint. Auch ihre landschaftlichen Schilderungen sind stets gelungen, vorzüglich diejenigen, die einen lieblich friedlichen Charakter tragen: die lustige Frische des Morgens, ein sonnenverklärter Nachmittag im Walde, ein rosigdämmernder Abend.

Kürzere oder längere Reflexionen, welche die rigoristischen Aesthetiker tabeln mögen, finden wir überall in ihren Werken hier und da eingeflochten. Doch überwuchern dieselben wenigstens in den vorgegeschichtlichen Romanen niemals die Handlung, sondern schließen sich stets unmittelbar an einen innern oder äußern Vorgang an. Sie erscheinen wie der geistige Extract, der aus einer Situation oder einer Handlung gleichsam in einen Ausspruch zusammengefaßt wird.

Auch „Silas Marner“ ist eine einfache Dorfgeschichte, welche durch den Zauber eines tiefen Gemüths in die Sphäre der Poesie erhoben wird.

Silas Marner, ein armer, beschränkter und unschöner Weber, hat in einer kleinen Fabrikstadt mit Leib und Seele einer methodistischen Sekte angehört, die in der Laternengasse ihre geistigen Orgien gefeiert. Von einem der Methodisten, den er für seinen Busen-

freund gehalten, ist er um seine Braut und seinen guten Ruf betrogen worden. Im tiefen Jammer eines zerstörten Glaubens ist er ausgewandert und hat sich in dem Dörfchen Ravelon niedergelassen, um hier allmählich in eine fast nur vegetirende Existenz zu versinken. Von Glauben und Liebe losgerissen, bleibt ihm nichts als sein Webstuhl und seine Goldstücke. Er wird ein Geizhals, er webt nur noch wie eine Spinne aus reinem Naturtrieb, und sein Leben verengt und verhärtet sich immer mehr zu einem bloßen Wechsel von Begierde und Genuß, die der Besitz des Goldes gewährt und die jede Beziehung zu einem andern menschlichen Wesen ausschließt. Doch läßt die Dichterin mit feinem Gefühl noch einige Funken des Gemüths unter der Asche seiner Empfindung fortglimmen, sodas seine spätere Wandlung nichts Befremdendes hat. Als ihm ein alter lieb gewordener Topf zerbricht, steckt er betrübt die Stücke zusammen und bewahrt sie zum Andenken an der Stelle auf, wo sonst der Topf gestanden.

Der Sohn des reichsten Grundbesitzers im Dörfchen, Gottfried Cas, hat sich auf Anrathen seines boshaften Bruders Dunstan mit einem Schenkknäbchen heimlich vermählt. Bald nach der Verheirathung hat sich dasselbe dem Trunk ergeben, und Gottfried haßt jetzt das verkommene Geschöpf, während er sein ganzes Herz an Nancy Lamueter gehängt hat, die zierliche, hübsche, aber correcte und sittenstrenge Tochter eines benachbarten Gutbesitzers. Dunstan, der dem Vater eine Geldsumme unterschlagen hat und ihm dieselbe zurückerstatten muß, tritt an einem finstern nebeligen Abend in die abgelegene Hütte des Webers, um von diesem dies nöthige Geld zu borgen oder zu erpressen. Er findet die Stube leer, und in der Hoffnung, daß Silas in einer der benachbarten mit Wasser gefüllten Steingruben ertrunken sei, stiehlt er ihm seinen sauer erworbenen Reichtum. Mit den Beuteln voll Gold beladen, flüchtet er eilig aus der Hütte in die Dunkelheit hinaus, stürzt in die nächste Steingrube und ertrinkt. Erst 16 Jahre später, als der Steinbruch ausgetrocknet ist, findet man das Skelet Dunstan's und das Gold.

Silas Marner, als er den Diebstahl entdeckt, gibt sich einer dumpfen zehrenden Verzweiflung hin. Da, an einem kalten Sylvesterabende, kriecht durch die offen gebliebene Thür ein kleines Kind in seine Hütte und läßt sich an seinem Herde nieder. Kaum 20 Schritt davon ist die Mutter des Kindes in trunkenem Zustande in den Schnee gesunken und erfroren. Die Verunglückte war das Weib Gottfried's, das Kind ist seine Tochter.

Silas Marner ist gerettet. Die helle Kinderstimme ruft seine Seele aus dem Scheintode, in den sie gebannt war, zu neuem Leben wach, und unter den Liebfosungen und dem sonnigen Lächeln der Kleinen thauen all die Ströme der Liebe und Gütte auf, die unter dem eisigen Hauche der an ihm verübten Liebfosigkeiten erstarrt waren. Das ist der Kern dieser einfachen Geschichte: die Verbitterung und Vereinsamung eines beschränkten Menschen, der in seinem Jammer einen langsamen Selbstmord an seiner Seele übt, bis er durch die einem lieblichen Kinde innewohnende Zauberkrast mit den Menschen versöhnt und der Gemeinsamkeit zurückgegeben wird. Sein Verstand wächst mit dem Verstande des Kindes; die neue Liebe lösch den alten Haß aus, und am Schlusse finden wir ihn als einen glücklichen, zärtlichen und verständigen Hausvater. Gottfried hat nicht den Muth, sein Kind anzuerkennen, er vermählt sich mit Nancy, und die Ehe bleibt kinderlos. Zu verschiedenen malen hat er seine Gattin gebeten, das Pflegekind des Webers, die kleine Eppie, zu adoptiren; sie hat es stets abgeschlagen. Nach 16 Jahren erst, als Dunstan's Grippe gefunden wird und Gottfried erkennt, daß alles an den Tag kommt, früher oder später, da erst beichtet er der Gattin seine Jugendsünde. Es ist zu spät. Die erwachsene Eppie ist mit einem jungen Arbeiter verlobt und liebt ihren Pflegevater auf das zärtlichste.

Wie in „Adam Bede“ so ist auch in diesem Roman ein stetiges, ruhiges, künstlerisches Schaffen, von dem wir still und tief gefesselt werden, und wie dort erhebt sich auch hier die Erzählung in einzelnen Momenten zu ergreifendem Pathos. Ueber dem Ganzen liegt ein milder Ernst, ein Hauch von Weisheit und Resignation. „Silas Marner“ ist ein Vorbild von sauberster Ausführung, vortrefflich gruppiert, richtig beleuchtet, correct in der Zeichnung, nur die Luft scheint etwas schwer und schwül. Wir werden daran erinnert, daß wir in England sind, auf einer Insel, wo das einförmige Rauschen des Meeres durch Dorf und Stadt tönt und wo die Sonne durch Nebel gedämpft erscheint. Wir vermiffen einen frischen, schwellenden Luftzug. Alle die traurigen Schicksale der Hauptpersonen, welche vor dem eigentlichen Beginn der Erzählung liegen: die schreckliche Ehe Gottfried's, der Schimpf, der dem Weber in seiner Gemeinde angethan wird, sie werfen ihre Schatten auf die gegenwärtigen und kommenden Ereignisse, und wenn wir das Buch aus der Hand legen, ist eine wehmüthig trübe Stimmung über uns gekommen.

„Silas Marner“ ist wie „Adam Bede“ eine Dorfgeschichte, die im tiefinnerlichen Erfassen des Bauerlebens und in der Anschaulichkeit der Darstellung an Auerbach erinnert. Nur tritt dem Idealismus Auerbach's der Realismus George Eliot's scharf entgegen. Fehlt ihr der Reichthum, die Fülle des Pathos, die poetische Exaltation Auerbach's, so übertrifft sie ihn an Wahrhaftigkeit und Naivetät. Bei beiden bewundern wir das innige Eingehen in die untergeordnete Natur, in die eigenartigen, naiven und oft rohen Anschauungen des Bauern, die liebevolle Sympathie mit seinen Nüthen und ein gesundes Erfassen der bäuerlichen Lebensverhältnisse. Bei Auerbach ist der künstlerische Zweck vorherrschend, bei George Eliot der sittlich humane.

Die Composition in „Silas Marner“, die im allgemeinen ein sicheres poetisches Verständnis, ein feines Abwägen zeigt, ist dennoch von einem großen Fehler nicht freizusprechen. Die künstlerische Lösung der Erzählung liegt weit vor dem thatsächlichen Schlusse derselben. Das Erscheinen des Kindes in der Hütte des Webers und die durch dasselbe bewirkte Umwandlung: Marner's Wiedererweckung zum Leben, zum Glauben und zur Liebe ist der eigentliche poetische Schluß. Was darauf folgt, das Stilleben Marner's mit der erwachsenen Eppie und die Strafe des leiblichen Vaters, erscheint matt und schleppend und erregt nur eine kühle Theilnahme. Die Sühne Gottfried's, der moralische Schluß des Buchs, steht in keinem Verhältniß zu dem Vergehen. Während voller 16 Jahre hat er aus Feigheit sein legitimes Kind nicht anerkannt. Das erwachsene Mädchen verwirft den leiblichen Vater. Wir können darin nur eine geringe Widerwärtigkeit für diesen Vater sehen, dessen Herz niemals an dem Kinde gehangen hat. Nur wenn wir die Liebe zu Eppie in Gottfried voraussetzen dürften, hätte die Sühne unser poetisches Interesse fesseln und der Conflict eine Vertiefung zulassen können. So aber hat er nur die Hoffnung auf Fremden verloren, auf die er nicht das geringste Anrecht gewonnen.

Bei „Silas Marner“ liegt das Hauptgewicht in der Schilderung innerer Seelenzustände und der Vertiefung in dieselben. Die Figur des Silas Marner ist mit außerordentlicher Kunst und Liebe ausgeführt. Es wäre sicher leichter gewesen, für diesen armen, abergläubischen, völlig unwissenden Weber verächtliches Mitleiden als Sympathie zu erwecken. Dennoch ist der Verfasserin das letztere in hohem Grade gelungen. Es sind die Eigenschaften des Herzens, es ist die fruchtbare Tiefe des Gemüths, die den armen Weber weit über die Gewöhnlichkeit emporheben. Das leidenschaftliche Gefühl, mit dem er sich den Religionsgebräuchen in der Laternengasse hingibt, und die Opfer, die er diesem Cultus bringt, der unauslöschliche Schmerz, mit dem der Verrath seines Freundes und die Zertrümmerung seines Glaubens ihn erfüllt, sie legen Zeugniß von der Kraft seiner Empfindung ab. Eine gewöhnliche Natur hätte mit der Zeit die bittere Enttäuschung überwunden.

Es ist etwas Typisches in dieser rührenden Gestalt des armen Webers, etwas vom Jammer der ganzen Menschheit, der uns aus seinen sanften, braunen, hervortretenden Augen anstarrt. Für ihn wird alles zu einer Art Cultus. Als die Menschen sich von seinem Herzen losgerissen, schließt er das Gold in sein Herz. Wir können ihm deshalb nicht zürnen; es ist für ihn wie eine Pflanze auf dem Wasser, an der der Ertrinkende sich hält und rettet.

Daß George Eliot ebenso wie sie in das Volksleben eingekehrt ist, auch das tiefste Wesen der Kinderseele und das der Liebe erfasst hat, davon legt ihr Roman „Die Mühle am Floss“ Zeugniß ab. Wie in den frühern Romanen, so finden wir auch in dem vorliegenden dieselbe wunderbar feine Ausmalung des Detail, nur herrscht hier nicht in demselben Maße wie dort die epische Ruhe und Breite vor. Die Wogen der Empfindung gehen höher, der Gang der Handlung ist rascher und eingreifender, die innern Vorgänge sind mannichfaltiger und bewegen sich in leidenschaftlichern Rhythmen; die Helben, Tom und Gretchen, treten energischer in den Vordergrund. Zwar sind auch sie von verschiedenen Verwandtengruppen umgeben, die uns in einem genauen und oft höchst humoristischen Signalement überliefert werden. Die Verfasserin selbst sagt darüber im Anfang des zweiten Bandes: „Ein bedrückendes Gefühl mag wol auf euch gelastet haben, liebe Leser, als ihr dies altmodische Familienleben an den Ufern des Floss verfolgtet, welches selbst das Unglück kaum über das Niveau des Tragikomischen emporzuheben vermag. Ein schmutziges Leben, sagt ihr vielleicht, das diese Tullivers und Dodsons führen, von keinen erhabenen Gedanken durchleuchtet, keinen romantischen Anflügen, keinem thatkräftigen, opferfreundigen Glauben, von keiner der wilden unbezähmbaren Leidenschaften bewegt, wie sie dem Elend und Verbrechen seinen düstern Schatten geben, und andererseits auch ohne jene ursprüngliche rohe Einfachheit der Bedürfnisse, jene harte, ergebnisvolle, schlechtbezahlte Arbeit, jenes kindliche Buchstabiren im Buche der Natur, wodurch das Landleben seine Poesie erhält. Hier ist nichts als conventionelle weltliche Begriffe und Gewohnheiten ohne jede Bildung, jede Verfeinerung — wahrlich die prosaischste Form des menschlichen Lebens — nichts als stolze Respectabilität in einer altmodischen Kutsche, Weltlichkeit ohne seine Küche. . . . Ihr könntet nicht leben unter solchen Leuten; ihr erstickt in dieser Luft, wo kein Streben nach Schönerm, Großem, Edlem gedeiht; ihr ärgert euch über diese langweiligen Menschen, die so gar nicht zu der Erde passen, auf der sie leben, zu dem reichen Landstrich, wo der große Strom unverstegbar dahinströmt und den kleinen Puls der alten englischen Stadt mit dem Schlage des mächtigen Herzens der Welt verbindet. Ein kräftiger Aberglaube, der seine Götter oder den eigenen Rücken schlägt, scheint euch besser zu dem Geheimniß des Menschenloses zu stimmen, als der Seelenzustand dieser ameisenhaften Dodsons und Tullivers.“ Ja, das sind und so sind diese Charaktere, diese weiblichen Dodsons, die sich so glücklich fühlten, daß sie als Dodsons zur Welt gekommen waren, und nicht als Gibsons oder Watsons, mit ihrer strengen Rechtlichkeit, ihrem gründlichen Scheuern des hölzernen und kupfernen Geräths und ihrer allgemeinen Vorliebe für alles „Hausbadene“. Wie vortrefflich sind sie geschildert in ihrer conventionellen Tugend und steifen Prüderie. Je unbedeutender diese Charaktere sind, je glänzender zeigt sich an ihnen die Kunst der Verfasserin. Sie weiß es vielleicht selbst nicht, daß ihr liebeerfülltes Gemüth auch durch diese in Formalismus verknöcherten Gestalten hindurchleuchtet und ihnen, trotz der Beschränktheit ihres Fühlens und Denkens, Leben und Bedeutung verleiht.

Es ist ein eigener Zug an der Schriftstellerin, daß sie es nicht fertig bringt, ganz widerwärtige Menschen zu schildern; denn der einzige, der sich etwa dagegen anfühlt

liefe, Dunst am Tag in „Silas Marner“, ist eine ganz episodische Erscheinung, die fast in demselben Augenblicke, als sie erscheint, auch wieder verschwindet.

Durch den vorliegenden Roman, der in Kleinbürgerlichen Kreisen spielt, geht ein tragischer Zug, der das Alltägliche vergeistigt. Vor allem ist Gretchen selber, die Selbin, eine durchaus tragisch angelegte Natur. Gretchen und Tom, die Kinder, leben in der Nähe am Floss (Floss ist der Name eines kleinen Flüsschens) in der Nähe des alten Fabriksbächchens Saint-Ogg. Ihr Vater, Hr. Tulliver, ist Besitzer der Mühle, die Mutter, eine geborene Dobson, ist eine dicke, dumme, gutmüthige Frau.

Die Darstellung des doppelten Kinderlebens ist vielleicht das Reizendste, Verständnißvollste und Bollendste, was die Literatur in diesem Genre aufzuweisen hat; ja die scharfsinnige Spürkraft, mit der George Eliot die Vorgänge in der Seele des etwas beschränkten Jungen belauscht, grenzt mitunter an Hellseherei. Köstlich weiß sie jene sprudelnde Lebensfülle der Kindernatur wiederzugeben, welche in den geringfügigsten Erscheinungen etwas Bedeutungsvolles, Wunderbares sieht.

Dem Idealismus des Herzens, wie er in Gretchen dargestellt wird, steht der Realismus des praktischen Verstandes ihres Bruders entgegen, und aus diesen Grundsätzen erzeugen sich natürlich immer wiederkehrende Conflict, bei denen Gretchen stets den Kürzeren zieht. Sie ist ein leidenschaftliches, zärtliches Gemüth, etwas eingebildet auf ihre Angewiesenen, und doch empfindet sie eine Art von Ehrfurcht vor der Ueberlegenheit des Bruders. Sie hat zugleich die Schüchternheit einer lebhaften Phantasie und die Kühnheit einer leidenschaftlichen Natur, eine Mischung von scharfsinnigem Verstand und blinder Trümmerei. Ob sie mit ihrer zottigen Mähne wie ein Pöngchen umherspringt oder sich die Haare verschneidet, daß sie wie eine kleine Meduse aussieht, der man die Schlangen verschüttet hat — immer ist ihr Wesen von einer kindlich wilden Grazie erfüllt. Gretchen thut alles in leidenschaftlicher Erregung, ihr kleines Herz ist in einem wahren Liebesrausch befangen, und der Leser ahnt, daß dieser Hunger des Herzens in dieser Welt keine Befriedigung finden wird. Der poetische Drang ihrer immer geschäftigen Phantasie neigt zum Schmerz. Begeht sie kindische Unarten, so ist sie es selbst, welche am meisten darunter leidet. Wenn sie sich von der Mutter, die ihr das Haar kräuseln will, losreißt und ihren Kopf in die Waschschale steckt, und dann, wie ein junger Hund triefend, das Wasser aus den Haaren schüttelnd, in ihren Schmolzwinkel auf die Bodenlammer läuft, wie erbt da ihre junge Seele in leidenschaftlichem Schmerz unter den Schlägen, die sie auf eine alte Puppe führt!

Bei dem Besuch einer Tante hat Tom den ganzen Tag über das arme Gretchen gemißhandelt. Am Nachmittag steht er mit der hübschen kleinen Cousine Lucie am Teich, um eine Wasserschlange zu bewundern, und als Gretchen zu ihnen tritt, heißt er sie fortgehen; „sie würde hier durchaus nicht verlangt“. „In Gretchen's Herzen“, sagt die Verfasserin, „sritten in dem Augenblicke Leidenschaften, aus denen sich eine Tragödie hätte machen lassen, wenn die Größe der Handlung der Stärke der Leidenschaft entsprochen hätte.“

Tom soll nie wieder von ihr hören, sie läuft fort über Felder und Wiesen zu den Zigeunern hin, sie will Zigeunerkönigin werden. Wirklich stößt sie auf eine Zigeunerbande und macht unter dem zerlumpten, rohen Volke in einer Stunde alle Stadien der Empfindung durch, von der Freude bis zum Widerwillen, zur Furcht und Verzweiflung. So ist Schmerz und Kampf in der jungen Seele von Anfang an.

Tom soll eine gelehrte Erziehung erhalten und wird zu dem Zwecke einem Pastor in Pension gegeben.

Mit wie liebenswürdigem Humor erzählt George Eliot hier von der Pein und dem Jammer, den der arme Junge unter der Tyrannei der lateinischen Grammatik, der Rhetorik und des Cullid leiden muß, und wie veranschaulicht sie das innere Sträuben

dieser durchaus praktisch angelegten Knabennatur gegen die abstracten Wissenschaften! Etwas besser geht es Tom, als der erwachsene Philipp Wakem, der Sohn eines Advocaten, sein Mitschüler wird. Ebenso meisterhaft wie der derbe, hübsche, beschränkte Tom, ist der kränkliche, geistig begabte, nervöse, etwas hochmüthige Philipp geschildert. Es bedurfte nicht des Hasses, den Tom's Vater gegen den alten Wakem fühlt, um eine unüberwindliche Abneigung zwischen den beiden Knaben zu befestigen. Als aber Gretchen zum Besuch kommt, bildet sich zwischen ihr und Philipp ein zärtlich freundschaftliches Verhältniß; denn allen Leidenden öffnet sich ihr Herz.

Als die beiden Kinder, Tom aus der Pension, Gretchen aus einer Schule, die sie gemeinschaftlich mit ihrer Cousine Lucie besucht hat, in das Vaterhaus zurückkehren, ist der alte Tulliver durch einen Proceß, den Philipp's Vater gegen ihn geführt, ruiniert, und in dem düstern Daheim werden sie von einer jammernden Mutter und einem todkranken Vater empfangen.

In der Schilderung dieser Zustände weiß George Eliot die Töne echter, erschütternder Tragik anzuschlagen. Wir fühlen uns von einer dumpfen, lebenertödtenden Atmosphäre berührt; mit bleiern schwerem Tritte schreitet das Unglück durch die Mühle, jedes Zeichen des Frohsinns auslöschend, die jungen Gemüther zu Boden drückend, die alten zermalmend. Dumpf hallt das Echo dieser Tritte durch die leeren, einst so behaglichen Stubchen; selbst die Flamme im Kamin scheint matt und düster zu lodern; Himmel und Wasser, Denken und Fühlen hüllen sich in finsternes Aschgrau, und es erscheint fast unmöglich, daß je ein Sonnenblick wieder den schweren Nebel durchbringe. Tulliver, der schwerfällige, beschränkte, gutmüthige Kleinbürger, wächst unter dem Mißgeschick zu tieferer Bedeutung; er läßt von seinem Sohne Tom ein Rachegeflühe gegen Wakem und seine Familie in die Bibel eintragen. In Wakem sieht er seinen Erzfeind.

Scharf und bestimmt sind die Wandlungen bezeichnet, die unter der Wucht des Unglücks mit den verschiedenen Familienmitgliedern vor sich gehen. Tom wird zu einem frühreifen Manne voll Willensstärke und Selbstbeherrschung, voll Beschränktheit und Vorurtheil gegen Gretchen. Und Gretchen — wir sehen sie dahinschmachten im Verlangen nach geistiger Nahrung. Der Verfasserin sind leidenschaftliche Charaktere augenscheinlich nicht sympathisch; so streift Gretchen allgemach das Wildphantaastische, Leidenschaftliche, Originelle ihrer Kinderjahre ab, und das Grüblerische, Reflectirende, Tiefstimmige ihrer Natur tritt in den Vordergrund. In einer trostlosen, gedrückten Stimmung fällt ihr ein alter Band der Schriften des Thomas a Kempis in die Hand. Sie begeistert sich an den Lehren des frommen Mannes, und ihre Losung wird: Entsamung. Ihre wenigen wissenschaftlichen Bücher werden beiseitegelegt und grobe Nahrung tritt an deren Stelle. Glücklicherweise wird sie durch eine Begegnung mit Philipp dem Leben wiedergewonnen, und Lektüre und Gespräch erwecken von neuem ihren Geist und ihre Lust am Lernen. Ihre Zusammenkünfte mit Philipp hören erst auf, als Tom dieselben entdeckt und das feierliche Versprechen von ihr gefordert und erhalten hat, Philipp ohne seine Einwilligung nicht wiederzusehen. Am Tage zuvor hat ihr Philipp seine Liebe gestanden, und sie hat ihm gesagt, daß sie dieselbe erwidere; im Grunde ist es aber doch nur ein zärtliches Mitleid, das sie zu dem verkrüppelten jungen Manne hinzieht. Nach dem Tode des Vaters, der den doppelten Triumph, seinen Feind durchgeprügelt und seine Schulden bezahlt zu haben, nicht überleben konnte, trennen sich die Geschwister. Tom schreitet als Kaufmann rüstig auf dem Wege fort, der zu Glück und Reichthum führt; Gretchen nimmt eine Stelle als Unterlehrerin an. Wir verlieren die Geschwister einige Jahre aus den Augen und finden sie dann wieder: Tom im Begriff, Theilnehmer an den Geschäften des reichen Hauses zu werden, dem er nun schon eine Reihe von Jahren dient, und Gretchen als Gast im Hause ihrer lieblichen, gütigen Cousine Lucie. Lucie ist halb

und halb mit Stephan Guest, einem der reichsten, liebenswürdigsten und geistreichsten jungen Männer der Stadt, verlobt. Das erste Zusammentreffen zwischen Stephan und Gretchen ist entscheidend; in kurzer Zeit entwickelt sich eine Leidenschaft zwischen beiden. Mit der ihr eigenen Tiefe, Feinheit und Wärme ist George Eliot den Fortschritten dieser Liebe gefolgt, und doch ist die Entwicklung derselben in Gretchen's Seele und ihre Aeußerung ungefähr ebenso, wie sie in jedem andern gefühlvollen und begabten jungen Mädchen vor sich gehen würde. Besonders originelle Züge, wie sie einer exceptionellen, ganz eigenartigen Natur entsprächen, finden wir nicht darin.

Auch legt die Verfasserin weniger Gewicht auf die Entwicklung dieser Leidenschaft als auf den daraus entspringenden Kampf zwischen Pflicht und Neigung. Beide, Stephan und Gretchen, sind entschlossen zu entsagen; er, weil er sich an Lucie, sie, weil sie sich an Philipp gebunden glaubt. Gretchen hat eine neue Stelle angenommen, schon in einigen Tagen denkt sie Saint-Dgg zu verlassen.

Eine Wasserpartie ist verabredet worden, bei der Philipp die Damen fahren soll; am andern Tage ist die Reihe an Stephan. Lucie, um Gretchen ein Rendezvous mit Philipp zu verschaffen, fährt mit ihrem Vater davon. Philipp aber ist krank und hat das Recht dieses Tages an Stephan abgetreten. So geschieht es, daß Stephan Gretchen allein findet. Er überredet sie, das Boot mit ihm zu besteigen. Er hat anfangs nicht die Absicht gehabt, sie zu entführen, unterwegs erst kommt ihm der Gedanke. Gretchen bemerkt in ihrer Aufregung die Abweichung von dem gewöhnlichen Wege erst, als es zu spät ist umzukehren. Voll Entsetzen erkennt sie ihre Lage. Stephan wendet alle Mittel zärtlicher Beredsamkeit auf, sie seinem Plane geneigt zu machen: er will mit ihr dem nächsten Hafen zusteuern und sie erst als seine Gattin in die Heimat zurückführen. Ueberwältigt von Erschöpfung und Liebe, gibt sie scheinbar nach; am nächsten Morgen jedoch, als sie ihre geistigen und körperlichen Kräfte wiedergewonnen hat, steht der Entschluß, allein nach Saint-Dgg zurückzukehren, unwiderrücklich fest in ihr. Es entspinnt sich ein Kampf zwischen Stephan und Gretchen, in welchem er die Liebe, sie die Pflicht vertritt. Können wir nun auch dem endlichen Siege Gretchen's unsere Achtung nicht versagen, so vermag derselbe doch nicht in demselben Maße unsere Sympathie festzuhalten. Das erwachsene Gretchen erfüllt nicht die Erwartungen, die das Kind Gretchen erregte. Wo ist jene leidenschaftliche Zärtlichkeit, jene liebliche Wildheit, jenes sprühende Wesen, der originelle Zauber, der damals jede ihrer Handlungen durchwebte? Diese früher überreiche Natur kommt uns plötzlich etwas dürftig vor. Eine solche Fülle von Geist, Natur, Hingebung und feurigem Aufschwung der Seele wird in schwerfülligen moralischen Grübeleien, in pedantischer Religiosität verpufft! Fast erscheint Gretchen's Verlangen nach makelloser Keuschheit, ihre Sehnsucht nach Vollkommenheit im Guten wie sittlicher Hochmuth. Man sympathisirt mit Stephan, wenn er zu ihr sagt: „Du stehst da und wägst ruhig das Für und Wider gegeneinander ab . . .“ Man gibt ihm recht, wenn er ihr vorhält, daß ihr Entschluß niemand mehr nütze; von Philipp und Lucie seien sie so gut geschieden, als wären sie vermählt, und der Schmerz derselben müsse der gleiche sein, ob sie sich vermählen, ob nicht. Wenn er ihr zuruft: „Wem kann es noch frommen, wenn du mich zur Verzweiflung bringst?“ — so erscheint das Raisonnement, mit dem sie antwortet, etwas kühl: sie wolle sich auf keine Bahn begeben, die mit einem wesentlichen Unrecht ansehe . . .; ihr Friede wäre dahin, wenn sie den Schatten einer wesentlichen Sünde zwischen sich und Gott treten ließe . . .; sie übe Entsagung aus Gehorsam gegen die Stimme Gottes in ihrem Herzen. Die Zartheit dieses Gewissens entschädigt uns nicht für den Verlust der Fülle und Elasticität der Jugend, für die phantasievolle Hingebung, die ihre Kindheit beseele.

Besser verstehen wir einen andern Grund ihrer Weigerung. Wenn sie sagt: „Ich fühle ihren Jammer (Phillip's und Lucie's), als wäre er mir in die Seele gebrannt; ich kann mir kein Gut aneignen, das ihrem Jammer entrissen ist“, so klingt darin etwas von dem leidenschaftlichen Mitleid ihrer Kinderjahre wider.

Stephan hat recht gehabt: der Schmerz der Freunde bleibt derselbe, als sie zurückgekehrt ist. Dazu kommt der Gram der Mutter, der des Bruders und das eigene verlorene Leben. Sie feiert den Triumph der Tugend über Leidenschaft, aber — ob nicht einer unnötigen Tugend über eine berechnete Leidenschaft?

Im ganzen bleibt der Eindruck vorherrschend, daß sie, um die Makellosigkeit ihres Charakters zu wahren, Stephan und sich selbst zum Opfer bringt.

Peinlich aber wirkt der reuige Jammer, den sie über ihr Unrecht empfindet. Welches Unrecht? Sie hat keins begangen. Als es zu spät war, nach Saint-Degg zurückzukehren — ohne ihre Schuld — hat sie einen Augenblick in körperlicher und geistiger Abspannung geschwankt, aber nur um nach wenigen Stunden desto energischer auf ihren heldenmütigen Entschluß zurückzukommen. Ein Mädchen von so viel Verstand sollte sich doch der Seelengröße ihrer Handlungsweise bewußt sein. Sie läßt Stephan ohne Abschied in Verzeihung zurück.

Voll Abscheu weist Tom das zurückgekehrte Gretchen von seiner Thür. Sie bezieht mit der Mutter ein ärmliches Quartier, von grober Nahrung kümmerlich lebend und von der öffentlichen Meinung auf das grausamste gemißhandelt. Als der Kummer sie am schwersten niederdrückt, erhält sie von Stephan einen leidenschaftlichen Brief, in welchem er sie beschwört, sein Weib zu werden. Noch einmal schwankt sie, aber wieder nur einen Augenblick; im nächsten hat sie entschieden — unwiderruflich, fürs Leben. Sie zerreißt den Brief, sinkt in die Knie und betet: „Ich habe das Kreuz empfangen, empfangen von deiner Hand; ich will es tragen bis zum Tode, weil du es mir auferlegt hast.“

Das ist das Ende des Conflicts zwischen Leidenschaft und Gewissen, und man wirft der Verfasserin mit Unrecht vor, daß sie durch ein Naturereigniß wol ein Ende des Buches, nicht aber eine sittliche Lösung herbeigeführt habe. Der tragische Tod Gretchen's ist nur der Heiligenschein um die Stirn der Dulderin — ihre Verklärung.

Von erhabener Nüchternheit und packender Gewalt ist die Erzählung der Heldenthat des Mädchens, das bei der Ueberschwemmung den gefährlichen Bruder aus der Mühle rettet.

Es ist, wie schon bemerkt, nicht die Art der Verfasserin, in tendenziöser Weise politische oder sociale Fragen theoretisch zu erörtern. An keiner Stelle des vorliegenden Romans redet sie der geistigen Befreiung oder der materiellen Selbständigkeit der Frauen das Wort; aber sie zeigt, wie eine ringende junge Menschenseele aus Mangel an geistiger Nahrung verkümmert gleich einer Pflanze, der Luft und Licht fehlt. Tom, der beschränkte Junge, weint über dem Euklid und der lateinischen Grammatik, während Gretchen dieselben Bücher zu ihrem Vergnügen förmlich verschlingt. Aus ihren schwarzen Augen, die über diesen zerrissenen Büchern brüten, blickt uns eine tiefe, jammervolle Frage an, und die frischen Kinderlippen, die grammatikalische und mathematische Regeln auswendig lernen, sprechen beredter als es die geistvollsten Reden über Frauenemanzipation im Stande wären.

Mit dem Roman „Romola“ sehen wir George Eliot eine ganz neue Bahn betreten und eine überraschende Vielseitigkeit bekunden. Sie wendet sich von der Darstellung des englischen Familienlebens, in der sie sich als unbestrittene Meisterin gezeigt, der florentinischen Geschichte des 15. Jahrhunderts zu. Dieser Roman ist ein ganz eigenartiges Werk von historischem Interesse und edler Haltung; wenn es trotz dieser Vorzüge den frühern Schöpfungen der Verfasserin an poetischer Kraft und Wirkung nicht gleichkommt,

so schreiben wir diesen geringern Erfolg hauptsächlich zwei Ursachen zu. Das historische Element des Buches ruht weniger auf psychologischer Gestaltung der geschichtlichen Charaktere als auf einer ausführlichen Erzählung der Ereignisse, wodurch das Ganze eher das Gepräge einer historischen Erzählung als das eines künstlerisch abgerundeten Romans erhält. Und zweitens: in denjenigen Partien des Buches, wo die Verfasserin ihre freie Erfindung walten läßt, herrscht das moralische Element vor, und die Absichtlichkeit, mit welcher sie das Sittengesetz aus den Handlungen ihrer Helden zu abstrahiren sucht, hemmt den Schwung und die Freiheit ihrer künstlerischen Production.

Einen dritten Mangel glauben wir darin zu sehen, daß dem Roman ein eigentlicher Mittelpunkt fehlt.

Es ist die düstere, unruhevolle Zeit des habersüchtigen Florenz vom Tode des Lorenzo de Medici bis zum Tode Savonarola's, welche den Vorwurf für den Roman George Eliot's bildet.

Sie hat diese Zeit mit ihren endlosen blutigen Wirren, mit der steigenden Entwicklung der politischen und kirchlichen Verhältnisse klar und lebendig veranschaulicht; sie hat auch der humanistischen Bildung, wie sie sich durch das Wiederaufleben classischer Studien Bahn brach, Rechnung getragen; die sittliche Verkommenheit des Volks hingegen, das greuelvolle Leben der Geistlichkeit hat sie nur flüchtig berührt, sodaß die Kluft zwischen Savonarola und seiner Zeit, die er durch seine Lehren auszufüllen dachte, und der umgekehrten Umschwung, den er bewirkte, nicht scharf und gewaltig genug in die Augen springen.

Den Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse, ihre Ursachen und Folgen, die Triebfedern der Handlungen und die Ideen, welche die Zeit bewegen, deckt George Eliot mit seinem historischen Verständniß in klarer und lebendiger Charakterisirung auf.

Es ist eine Strenge, Einfachheit, Gründlichkeit und eine malerische Schönheit der Sprache in diesem Werk, welche einen bewunderungswürdigen Contrast bilden zu jenen frivolen Nachwerken voll jämmerlichen Klatsches, lüsterner Bilder und leichter Erzählung, wie sie bei uns den Namen des geschichtlichen Romans vielfach entehren.

Es erscheint uns mißlich, dem Savonarola, welcher der bewegende Impuls aller politischen und religiösen Parteien jener Zeit ist, die Rolle einer Nebenperson zuzuweisen. Und in der That macht die Gestalt des Propheten, wie George Eliot sie darstellt, einen durchaus unbefriedigenden Eindruck. Ein Vorzug der Verfasserin, Gewissenhaftigkeit, historische Sorgfalt und Gründlichkeit, wird hier zu einem künstlerischen Mangel. Um dem historischen Savonarola gerecht zu werden, begeht sie eine Ungerechtigkeit an dem poetischen.

Aber — werden die Leser des Romans uns einwenden — Savonarola ist ja gar nicht die Hauptperson; Tito Melema und Romola sind die Helden des Romans. Allein beide Gestalten sind nicht bedeutend genug.

Tito Melema ist ein junger gelehrter Grieche, der durch einen Schiffbruch an die Küste von Florenz geworfen wird, nachdem das Schiff, auf dem sich sein Pflegevater befand, von den Türken gekapert worden. Tito hat bis dahin noch nie daran gedacht, etwas Schlechtes oder Niedriges zu thun. Er war jung, schön, von hinreißender Liebenswürdigkeit, mild und wohlwollend gegen alle Welt gestimmt. Nur hat er die Eigenschaft, allem Unangenehmen gern aus dem Wege zu gehen; er ist um nichts so besorgt als um seine eigene Sicherheit. So kommt er endlich dahin, die scheußlichsten Thaten zu begehen. Er verleugnet seinen Vater und läßt ihn im Elend; er verräth jeden, der ihm vertraut, erst die Medicer, dann die Arrabiati und schließlich Savonarola selbst, nur um sich zu sichern, um reich und glücklich zu werden. Doch das Geschick ereilt den Verräther. Von einem wüthenden Pöbelhaufen angegriffen, stürzt er sich in den Arno, um

sich schwimmend zu retten; als er aber das Ufer erreicht hat, findet er dort seinen halb blödsinnigen Vater, der ihn mit schauerlicher Wollust ermordet.

Romola, die Tochter des Gelehrten Barbo de Barbi, ist Tito's schöne goldhaarige Gattin. Junge Liebe hat die beiden zusammengeführt. Sie liebt in ihm wie den schönsten so auch den edelsten der Menschen; aber ihr Verstand ist scharf und unbestechlich, ihr Gemüth von unantastbarer Rechtschaffenheit. Nach und nach enthüllt sich ihr der Charakter des Gatten. Mit gewohnter Sicherheit und Feinheit zeichnet hier die Verfasserin die allmähliche Entfremdung der beiden Gatten: Romola, die vor der Berührung mit der Schlechtigkeit zurückschaudert, Tito faßt mit Haß erfüllt gegen ein Wesen, das ihm wie sein verkörpertes Gewissen richtend gegenübersteht. Romola flieht, um diese drückende Kette abzustreifen, aus Florenz. Da trifft sie vor den Thoren der Stadt mit Savonarola zusammen, und in Worten von erhabener Gesinnung und frommer Glut fordert dieser sie auf, nach Florenz zurückzukehren.

In diesen Worten finden wir zugleich die sittliche Idee des Romans, deren Verkörperung Romola ist. Sie kehrt zurück, und immer mehr und mehr gehorcht sie dem höchsten sittlichen Gesetz: „Die Empfindungen des leidenden Ichs in der Glut einer immer wachsenden Menschenliebe zu ertränken.“

So rein und erhaben hier wieder der sittliche Standpunkt George Eliot's zum Ausdruck gelangt, so tief und fein die psychologische Entwicklung der Charaktere vor sich geht, dennoch kommen sie dem blutigen historischen Drama gegenüber nicht zur Geltung. Die Seufzer und der Ingrimm des alten bettelnden Balbassarre (Tito's Vater) verhalten unter dem Nothschrei einer verhungernben Stadt. Er ist ein jammervoller, hilfloser Greis, dem wir als Almosen unser Mitleiden schenken, und der es nie zu einem tragischen Eindruck bringt. Selbst seine blutigen Rachepläne erscheinen klein und kindisch den großen politischen Verschwörungen gegenüber, und das Grauen und die Ehrfurcht vor dem Märtyrerkthum Savonarola's bannen die Thränen, die wir sonst vielleicht über Romola's häusliches Unglück geweint hätten.

Die erfundenen Figuren stehen nicht einmal in einem nothwendigen Zusammenhang mit den historischen Ereignissen. Die Geschichte der beiden könnte fast ebenso gut zu jeder andern Zeit und in jedem andern Lande mit irgendeinem andern Hintergrunde spielen; denn daß Tito gerade die Medicer und später Savonarola verräth, ist rein zufällig; er verräth nur seiner Sicherheit, seines persönlichen Vortheils wegen; er selber ist in Bezug auf Religion und Politik ohne Meinung und ohne Leidenschaft. Ja, die beiden Hauptpersonen tragen in ihrer Gefühls- und Anschauungsweise nicht einmal das Colorit ihrer Zeit. *) Der historische Roman bedingt eine durchaus ideale Auffassung, und deshalb wirkt die Anhäufung allzu vieler kleiner realistischer Züge abspannend und erkältend.

Ein Zuviel gibt uns George Eliot auch in der ausführlichen Geschichte des Geschlechts der Barbo de Barbi, in der detaillirten Schilderung der Gelehrsamkeit jener Zeit, obgleich sie dieselbe in ihrer weitschweifigen Würde, in ihrer steifen Breitspurigheit und hochtrabenden Phraseologie meisterhaft charakterisirt; ein Zuviel auch in den topographisch genauen Schilderungen von Florenz, bei denen uns kein Thürmchen, keine Biegung einer Straße erlassen wird.

Ebenso wie die Liebe der Verfasserin für örtliche Schilderungen hier bedenklich ins Breite geht, tritt auch ihre Neigung zu moralischen Reflexionen hier stärker hervor als

*) Die spätern Romane George Eliot's haben zweifellos gegenüber den frühern an Frische und Spannkraft verloren, und es kommen sowohl in „Romola“ wie in „Felix Holt“ und ihrem neuesten poetischen Werke Stellen vor, die an Langweiligkeit grenzen.

in ihren frühern Romanen; dieselben wirken störend und lähmend gegenüber den geschichtlichen Ereignissen, die mit furchtbarer Anschaulichkeit eine erschütternde Moral predigen.

Auf den historischen Roman folgt bei George Eliot der politische, oder wenigstens ein Malak zu demselben; denn wenn ein solcher Roman ein bestimmtes politisches Ereigniß der Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit, oder eine politische Frage oder Richtung der Zeit und den Kampf der Parteien um dieselbe zum Mittelpunkt haben soll, so kann man „Felix Holt“ nicht im eigentlichen Sinne einen politischen Roman nennen, eher ein politisches Culturbild, welches das Verhalten der sittlichen Elemente, den politischen gegenüber, veranschaulichen soll.

In der Darstellung politischer Vorgänge wirkt eine allzu große Objectivität des Autors frostig und ernüchternd. George Eliot zeigt uns die Mängel aller Parteien. Durch das traurige Bild, das sie entwirft, schimmert kein Licht; es fehlt die Perspective, das Ideal einer Staatsverfassung, wie es in der Brust des Dichters leben muß.

In dem vorliegenden Romane handelt es sich um die Wahlumtriebe des Städtchens Grop-Treby, welches nach der großen Reformbill des Jahres 1832 zum ersten male das Recht, einen Vertreter ins Parlament zu schicken, gewonnen hat. Allein nicht der Kampf der Meinungen bildet bei der Wahlbewegung den Mittelpunkt, sondern der persönliche Kampf der Candidaten, welche, gleichviel ob Radicale, ob Whigs oder Tories, zu den verwerflichen Mitteln der Bestechung, Verleumdung und der Intriguen, wie sie durch habgierige Agenten erfonnen und geleitet werden, ihre Zuflucht nehmen. Es sind trostlose politische Zustände, die wir kennen lernen: die vollkommene Begriffsverwirrung der Massen und der Eigenwitz in widrigster Gestalt. Die politischen Meinungen der Arbeiter werden von der größern oder geringern Quantität Bier und Schnaps, womit die Agenten sie fröhlichen, bestimmt, und die der Handwerker und Kleinbürger von dem Einflusse, den ihre Abstimmung auf ihr blühendes Geschäft haben könnte. Viele der Wähler aus dem Bürgerstande geben je eine Stimme einem Tory und einem Whig; sie denken, wie ein behäbiger Pächter sich ausdrückt: „Wenn der eine die Armentagen nicht heruntersetzen und die Zehnten abschaffen kann, so laßt es den andern versuchen.“

Der vierte Band von „Felix Holt“ schließt mit der Niederlage der Radicalen, und der fünfte und sechste beschäftigt sich nicht mehr mit dem öffentlichen, sondern nur noch mit dem Privatgeschick der Helden.

Augenscheinlich ist es der Verfasserin in diesem Buche nicht um eine politische Tendenz zu thun. Wie in allen ihren Romanen, ist es auch hier ein sittliches Princip, das sie verfolgt. Ihre politischen Schilderungen scheinen beweisen zu sollen, daß nur auf dem Untergrunde guter, sittlicher Zustände sich die Steine politischer Grundsätze zu einem wohllichen, dauernden Staatsgebäude zusammenfügen lassen. Nach ihrer Meinung muß die sittliche Hebung des Volks der Verleihung politischer Rechte an dasselbe vorangehen. So ist auch Felix Holt weniger der Vertreter einer radicalen politischen, als vielmehr der einer radicalen sittlichen Gestattung. Er selbst spricht es in einer Rede aus, die er als Antwort auf die Rede des rothhaarigen Arbeiters an das Volk richtet. Er erklärt das allgemeine Stimmrecht für unwirksam; „denn“, sagt er, „die größte Macht auf Erden hat die öffentliche Meinung, die die Gesellschaft beherrschende Ueberzeugung von dem was recht und was unrecht, ehrenvoll und unehrenvoll ist. Das ist der Kampf, der die Maschine in Bewegung setzen muß. Politische Freiheit kann so wenig wie eine Religion, an die wir nicht glauben, für die Verbesserung unserer Lage etwas leisten, solange die Menschen lachen und sich höhniisch zuwenden, wenn sie Leute mit jener Freiheit Mißbrauch treiben und sie bespöden sehen. Und solange die öffentliche Meinung bleibt, was sie ist, solange die Menschen keine höhere Auffassung von öffentlichen Pflichten haben, solange

Bestechung nicht für eine verdamnungswürdige Schmach gilt, solange Männer innerhalb und außerhalb des Parlaments sich nicht schämen, öffentliche Fragen, bei welchen es sich um die Wohlfahrt von Millionen handelt, zu einem bloßen Deckmantel für ihre Privat-zwecke zu machen, so lange, sage ich, wird kein Plan einer neuen Vertheilung des Stimmrechts unsere Lage erheblich verbessern". „Felix Holt“, dieser neueste Roman George Eliot's, ist eine eigenthümliche Verbindung des politischen und des Sensationsromans. Sensationsroman und George Eliot! Das klingt wie eine Unmöglichkeit, fast wie eine Verleumdung. Doch brauchen wir wol kaum zu erwähnen, daß für unsere Dichterin die außerordentlichsten Ereignisse, die geheimnißvollsten Schicksalsfügungen nicht Zweck, sondern nur Mittel sind. Selbstverständlich speculirt sie nicht auf den Effect romantischer Thatfachen; vielmehr sind ihr dieselben nur Zufälligkeiten, Massstäbe, um daran die Seelengröße ihrer Helden und Heldinnen zu messen. Wenn die arme Esther in sehr romanhafter Weise plötzlich zu einer reichen Erbin wird, so scheint ihr diese Glücksunne nur, um die Blüten ihrer Seele zu schöner Frucht zu reifen und an ihren Strahlen die Rinde der Eitelkeit zu sprengen, welche vorher den Kern des nun geläuterten Wesens umhüllte.

Nichtsdestoweniger hat die Verfasserin ein etwas böses Gewissen, wenn sie uns die abenteuerliche Geschichte von Esther's Mutter erzählt, wenn sie uns die Erbschaftsintrigen der schurkischen Advocaten enthüllt und uns in dem alten betrunkenen Zettelkleber Thom's Trounsem den letzten Sprößling einer vornehmen Familie erkennen läßt. Wir glauben etwas von künstlerischen Scrupeln in der Art und Weise zu sehen, wie sie diese Verhältnisse vornehm von oben herab behandelt, wie etwas ziemlich Gleichgültiges und Unwesentliches, und wie sie von den Erbschaftsangelegenheiten in einem trockenen, fast geschäftsmäßigen Tone spricht. Und doch mag es wol Leser geben, die dieser Erbschaftsintrigue voll Spannung folgen, und mancher mag in Versuchung gerathen, einige lehrhafte Gespräche zu überschlagen, um zu erfahren, ob Esther als Herrin in Transome Court einziehen wird. Esther ist die Stieftochter des armen Dissenter-Predigers Lyon, die rechte Tochter aber eines Offiziers, der im Gefängnisse in Verzweiflung gestorben ist, als er seine gerechten Erbschaftsansprüche an die Transome'schen Güter geltend machen wollte. Harold Transome, ein schöner lebenswürdiger Mann von 34 Jahren, hat nach dem Tode seines ältern Bruders den Besitz dieser Güter angetreten, nachdem er 15 Jahre im Orient gelebt hat. Zugleich bewirbt er sich bei seiner Rückkehr um einen Sitz im Parlament als Radicaler. Er fällt bei der Wahl durch, und unmittelbar nach dieser Niederlage geht ihm die Nachricht zu, daß Esther Lyon die rechtmäßige Besitzerin seiner Güter ist. Nach den Vorgängen in den Sensationsromanen einer Braddon oder ähnlicher Autoren müßte nun Verzweiflung folgen, Intriguen, Vernichtung von Documenten, Giftmord vielleicht! Bei George Eliot nichts von alledem. Harold läßt etwas mißmuthig anspannen und fährt mit seiner Mutter zu Esther, um sie von dem Glücksfalle in Kenntniß zu setzen und ihr ein gütliches Arrangement vorzuschlagen. Esther begleitet die vornehme Familie nach Transome Court und würde wahrscheinlich nach einiger Zeit die Liebe des schönen Harold erwidert und somit in der lebenswürdigsten Form eine Vereinbarung der entgegengesetzten Interessen herbeigeführt haben, wenn sie nicht schon verlobt gewesen wäre, und zwar in Felix Holt, den Radicalen.

Wer ist nun Felix Holt, und wie und was ist Esther?

Esther ist ein liebreizendes junges Mädchen voll edler Natürllichkeit und schelmischer Grazie, mit einer angeborenen Neigung zu Luxus und Hochmuth — eine seltene Organisation von sensibler Zartheit und aristokratischem Geschmack. „Sie war stolz darauf, daß die schönsten Mädchen aus den vornehmsten Familien in der Schule immer erklärt

hatten, man könne sie für eine geborene Lady halten. Ihre zierlichen FüÙe in seidnen Strümpfen und niedlichen Schuhen, die untadeligen Nägel und die feinen Gelenke an ihren Händen waren für sie Gegenstände eines beglückenden Selbstbewußtseins, und sie war überzeugt, daß ihre feine Organisation ihr verbiete, sich ohne Widerwillen anderer als der feinsten Batistschnupftücher und der besten pariser Handschuhe zu bedienen."

Und diese feine Dame liebt den Arbeiter Felix Holt, und durch diese Liebe wird ihr Dasein zu einem Kampf zwischen den Mächten der Eitelkeit und denen des Herzens. Dieser Kampf und der endliche Sieg des innern sittlichen Bewußtseins über den verlodenden Glanz der Außerlichkeit bildet den Inhalt der Geschichte Esther's.

Das Unglück der vornehmen Dame, der Mutter Harold's, ist ihr eine Mahnung, die sie zu einem Leben hindrängt, in welchem die Freude aus dem Quell der Verehrung und der hingebenden Liebe geschöpft wird. Freudigen Herzens entsagt sie den Ansprüchen auf Transome Court und tauscht dafür die hohe Weihe reiner Empfindungen ein.

Und Felix Holt — ist er dieser Opfer werth?

Er ist ein Original, seines Gewerbes ein Uhrmacher und Lehrer für kleine Proletariatskinder. Er geht ohne Weste und Kravatte einher mit verworrenem Haar; er ist ein erbitterter Feind jeglicher Eleganz, mag sie nun in Reden, Manieren oder Kleidung zu Tage treten, und ein Freund von rücksichtslosen Äußerungen und Kraftausdrücken. In einer Unterhaltung mit Esther nennt er Byron einen „misanthropischen Wüßling, dessen Helden ihre Größe darin suchen, daß sie sich den Magen verderben und die Menschheit verachten“. Byron's Korsaren und Renegaten sind ihm „die elendsten Marionetten, die jemals an den Drähten der Wollust und des Hochmuths gezogen worden sind“. Die Aufgabe, die Felix Holt sich gestellt hat, ist die Erziehung der Nichtwähler; sein Hörsaal ist das Bierhaus. Sein Ehrgeiz findet darin seine Befriedigung, die zum Trunk neigenden Grubenarbeiter dahin zu bringen, daß sie ihre Kinder in eine Schule schicken.

Felix, in seiner ganz exceptionellen Stellung in der Gesellschaft auf einsamer Höhe, in seinen radicalen Auffassungen und seinem hohen Eifer für die Sache des Volks, erinnert an den Helden des Spielhagen'schen Romans „In Reih' und Glied“, an Leo. Beide gehören den höchsten Sphären vergeistigten Lebens an, beide wollen die Hebung des Volks — und doch wie grundverschieden stellen sich uns diese beiden Gestalten dar! Leo verfolgt bestimmte politische Pläne: er will den König, er will das Volk, will die Zeit beherrschen; er will der Reformator der Gesellschaft und zugleich Minister werden. Dabei liebt er den Glanz und läßt sich von aristokratischen Einflüssen beherrschen, fast bis zum Verrath an der Volkssache; er ist ein junkerhafter Brutus. Felix Holt dagegen, ein Mensch von idealer Reinheit der Gesinnung, ist ganz und gar Plebejer. Er wird freiwillig Handwerker, und das Ziel seines Strebens ist, in einem kleinen Dertchen für die Kinder der Arbeiter eine Schule zu errichten und vielleicht einem Duzend dieser verkommenen Arbeiter ein wenig gesunden Menschenverstand und Kenntnisse zuzuführen. Felix ist groß in der Gesinnung, passiv der politischen That gegenüber; Leo zweifelhaft in der Gesinnung, aber energisch, kühn und feurig, wo es sich um politische Pläne und Thaten handelt. Das Motiv des letztern ist, neben der Erkenntniß von der Nothwendigkeit der socialen Umgestaltung, Ehrgeiz; das des erstern nichts als Liebe, Liebe und Erbarmen mit dem Feind der Massen. Leo ist interessanter, Felix sympathischer.

Felix spricht es zu verschiedenen malen aus, daß, selbst wenn Glück oder Zufall ihm Reichthümer böten, er stets ein armer Mann sein und bleiben wolle. Die Lebensgewohnheiten der Reichen sind ihm verhaßt. Da niemand behaupten wird, daß Armuth und Sittlichkeit in einem nothwendigen Causalnexus stehen, so können wir die Begeisterung des radicalen Felix für Armuth und Entbehrung, seinen Haß gegen Kravatten und ge-

Wärmtes Haar nur als eine jener absonderlichen Geschmacksrichtungen gelten lassen, wie sie bei originellen und genialen Menschen nicht ungewöhnlich sind. Es ist eine Sonderlingsidealität, die aus seinem Wesen spricht, und wir finden in seiner Handlungsweise ein Klein wenig von der Excentricität des Spleens, unbeschadet der Ehrerbietung, mit der uns seine Gesinnung erfüllt.

Adam Bede und Felix Holt, beide sind Repräsentanten des Arbeiterstandes, ein zu Fleisch und Blut gewordener Hymnus auf die Arbeit. Adam Bede indessen ist eine viel gelungenere Verkörperung dieser Idee; denn ihm fehlt jene Ausbildung der Intelligenz, welche Felix, und mag er in Lumpen einhergehen, der Sphäre des selbstgewählten Standes stets entrücken muß.

Am glänzendsten zeigt sich die kunstgeübte Hand der Verfasserin auch hier wieder in tief sinnigen Dialogen und in der Charakteristik. Gestalten, wie die des kleinen Dissenter-Predigers Lyon mit seinen alten nach Taback riechenden Kleidern, welcher hinter der sektiererischen Phrasologie und scharfsinnigen Spürkraft die liebevollste Blut des Herzens birgt, kann nur eine Meisterhand schaffen. Auch der gescheite, offene, gutmüthige Egoist Harold und seine unglückliche Mutter sind mit großer Feinheit gezeichnet, obgleich sie mehr bürgerliche als aristokratische Typen vertreten. In der Schilderung der Zustände und Vorgänge hingegen herrscht trotz der Wahrheit und Treue, des eindringendsten Verständnisses und der Virtuosität in kleinen Zügen eine ermüdende Breite und Weitschweifigkeit — ein Vorwurf, welcher die lebendige und anschauliche Schilderung des Pöbelaufstandes von Groß-Treby nicht trifft. Es fehlt dem Romane im ganzen an Frische und Schwung; ein trockener und stimmungloser Ton ist vorherrschend, und nur ab und zu wird die Kühle und Leidenschaftslosigkeit der Darstellung durch liebliche, gemüthvolle Szenen unterbrochen, und durch Reflexionen hohen Fluges, wie sie George Eliot eigenthümlich sind.

Der Raum gestattet uns nicht, das neueste Werk unserer Dichterin: „The spanish gipsy“ („Die spanische Zigeunerin“), welches zugleich ihr erstes in metrischer Form ist, mit gleicher Ausführlichkeit wie die frühern zu behandeln. Auch entfaltet sie in demselben keine neue Seite ihres Wesens. Es ist ein halb lyrisches, halb dramatisches Gedicht voll Reichthum und Grazie des poetischen Ausdrucks, obwohl es an innerer Poesie, an Schwung und Intensität die schönsten Stellen ihrer Prosa nicht erreicht. Die verschiedenartigen Persönlichkeiten, die sie uns vorführt: Zigeuner, Herzoge, jüdische Astrologen, sie alle ergehen sich gleichmäßig in einer allzu bilderreichen Sprache mit feierlicher Beredsamkeit in meditativen Stimmungen und philosophischen Betrachtungen; und obschon Gedanke und Ausdruck unvergleichlich edel sind, macht sich dennoch, bei dem Vorherrschenden der didaktischen Tendenz und immer wiederkehrender Reflexionen, der Mangel einer frischen, lebendigen und schöpferischen Kraft, wie ein dramatisches Gedicht sie erfordert, fühlbar.

Ein ähnlicher sittlicher Conflict wie in „Romola“ und der „Mühle am Flöß“ wird veranschaulicht und endet mit der Selbstaufopferung der Helben, einer Opferthat, die hier im Dienste der Familie und der Rationalität von Fedalma, der Zigeunerin, mit religiöser Andacht und Energie vollzogen wird. Die höchste Moral fällt hier mit Religion und Glauben zusammen.

George Eliot gehört unbestritten zu den ersten Romanschriftstellern der Gegenwart, denn sie vereinigt mit hohem geistigen Gehalt die Schönheit der Form. Wir können nur wiederholen: ob sie die lebendige eigene Kraft des Volks veranschaulicht, ob sie die tragischen Gesetze des Lebens entwickelt oder sich in philosophische Reflexionen verfenkt, immer ist reine und echte Humanität der bewegende Impuls aller ihrer Dichtungen. Sie

bewegt das zärtlichste menschliche Mitleid ihr Herz. Die schönste Frucht, die ihre Nase uns bietet, ist sittliche Läuterung. Wir können den Gesamteindruck der Werke George Eliot's nicht besser bezeichnen als mit den Worten des behäbigen Fabrikanten Bacc, die er ausspricht, nachdem er der Trauung Esther's mit Felix Holt beigewohnt hat: „Mir ist zu Muthe, als hätte ich mehr Glauben an alles Gute als sonst.“

Von der Adria zum Arno.

Reisestizzen von Herman Kiegel.

Wenn man über einen der westlichen Alpenpässe nach Oberitalien gelangt ist und dann wol wochen- oder monatelang in den Städten der großen Ebene, die sich zwischen den Alpen und den Apenninen zu den Seiten des Po ausdehnt, Belehrung aus den dort mannichfach angehäuften Schätzen der Kunst zu ziehen sucht, so wird das Verlangen nur immer größer, die Perle Oberitaliens, die Königin der Adria zu sehen. Denn die Lage der meisten jener Städte ist nicht von hervorragender Schönheit, im Gegentheil viele derselben liegen schmucklos mitten in eintöniger Ebene. Auch ist der Reiz ihrer baulichen und geschichtlichen Eigenthümlichkeit nicht so groß, daß sie uns gleichsam in eine neue Welt versetzen könnten. Man hält den Blick immer auf Venedig gerichtet, dessen Schilderungen schon die Phantasie des Kindes zauberisch anregten, und hofft hier mit einem Male mitten in den Glanz und die Herrlichkeit des alten Italiens zu treten. Die moderne Einförmigkeit von Turin, die Nüchternheit, die bleiern auf Mailand lastet, die Sumpflust des unreinlichen Mantua, sie geben jenem Drange immer neue Nahrung, bis endlich unser Weg uns näher und näher an die ersehnte Küste des Adriatischen Meeres bringt. Ueber einem langen Eisenbahndamm, der in die Lagunen gebaut ist, werden wir in die märchenhafte Stadt unserer Wünsche geführt. Eine Gondel empfängt uns, und indem wir durch das Gewirr der zahllosen Wasserstraßen gleiten, machen wir, wie Kinder, wenn sie etwas ganz Neues und Fremdes sehen, große Augen. Doch bald gewöhnt sich der Blick, und wir gehen mit Sorgfalt dann ans Einzelne, um uns so ein sicheres und klares Bild des Ganzen zu gestalten.

Ich kannte so viele Ansichten und Gemälde der Kirchen und Paläste Venedigs, hatte den Plan der Stadt so oft gesehen, und konnte mir doch kein deutliches Bild machen davon, wie hier Land und Meer vermittelt sind. Alle Beschreibungen ließen mich hier im Unklaren, und ich habe allein durch die Anschauung eine richtige Vorstellung bekommen. Denn es ist falsch, wenn man sagt, Venedig sei ins Meer gebaut. Venedig ist auf Inseln gegründet, und dieser Begriff kann allein eine mangelnde Anschauung einigermaßen ersetzen. Noch jetzt sieht man in der Nähe der Stadt unbebaute ganz flache Inseln, und es ist nun natürlich, daß größere und kleinere Inseln nebeneinander in großer Nähe und unregelmäßig bebaut ein Ganzes ergeben mußten, das die engsten Straßen, unzählige Brücken und viele Kanäle hat. Kunst und Bedürfnis haben dann in die flachen Stellen der Lagunen hineingebaut und die Inseln mannichfach mit kleinen Wasserstraßen durchschnitten, so daß man eigentlich zu Lande und zu Wasser überall hingelangen kann. Viele Plätze und Häfen und auch Gärten sind offen gelassen, und so ist denn am Ende Venedig eine Stadt wie alle andern, nur daß man keine Pferde und Wagen hier sieht, und daß die Hauptstraße ein Kanal ist. Dieser Canale grande ist, wie es scheint, natürlich entstanden, und ebenso der Markusplatz, denn an beiden stehen Bauwerke, die in eine Zeit hinaufreichen, wo man solche Anlagen nicht planmäßig machte. Ja selbst das wichtigste Bau-

werk der neuern Zeit, der Bahnhof sammt der langen Lagunenbrücke, scheint mit einer gewissen Nothwendigkeit gerade dahin gestellt zu sein, wo er steht, an den Anfang oder wenn man will an das Ende des Großen Kanals. So zieht sich nun vom Bahnhofe in gewaltigen Windungen der Große Kanal durch die Stadt hin nach dem Markusplatz. Dies ist gleichsam die Hauptader und das Herz Venedigs. Der Markusplatz, wie er jetzt ist, macht unzweifelhaft den Eindruck einer Stätte geschichtlich-politischer Bedeutung, und da diese in stolzer Pracht und in großen Verhältnissen sich ausspricht, so wirkt er nicht wenig überraschend. Selbst das Wachsthum spiegelt sich hier, denn an die Seite der alten Kirche wurde zuerst der Staatspalast gebaut, und zwar in Formen, die auf eine wahrhaft classische Art das Wesen des venetianischen Staates künstlerisch aussprechen. Unten offene Bogenumgänge, dann abgesperrte Säulenhallen, weiter hinauf geschlossene Mauerflächen mit wenigen stattlichen Fenstern und ganz oben in derselben Mauerfläche zahlreichere kleine Rundfenster. Je höher nach oben also, desto abgeschlossener. Unten kann das Volk sich in republikanischem Selbstgeföhle belustigen; dann gönnt man den Nobili aus stattlicher Halle hinauszuschauen auf die beherrschte Adria und das Menschengewimmel; weiter aber thronen hinter der hohen Mauer, der man durch Farbensichten lügnischerweise nach außen einen heitern Schein gegeben, geheimnißvoll und furchtbar die schrecklichen Zehn, und oben sitzen in eisernen Ketten unter den glühenden Bleidächern die Opfer dieser Staatsklugheit. Gehst du also unten in fröhlicher Lebenslust und in venetianischem Uebermuth sorglos umher, so vergiß nicht zuweilen den Blick zu jenen kleinen Fensterlein zu erheben, wo dein Bruder schmachtet, und gehorche fortan schweigend und demüthig dem Willen der erlauchten Republik. Ist das Wesen einer solchen Herrschaft nicht in jenem mächtigen Dogenpalaste treffend ausgesprochen?

Man setzt diesen Bau in das Jahr 1424; und seit 1496 bauten dann die obersten Staatsdiener sich ihr Haus, die alten Wohnungen der Procuratoren, rechtswinkelig gegen die Fluchtlinie der Markuskirche stoßend und über niedrige Gebäulichkeiten hinweg ins Meer schauend. Aber dieser Palast muß nicht bequem genug gewesen sein, und so legte man bei unglaublich gesteigertem Reichthum und vieler Baulust die Bibliothek mit den neuen Procurazien an. Dadurch schied man Piazza und Piazzetta in monumentalster Weise und bildete einen großartigen Winkel, dessen kleinerer Schenkel, die Piazzetta, gegen den Canale di San-Marco stößt und dort die beiden berühmten Säulen, auf denen der geflügelte Vater und der Krokodilheilige sich langweilen, trägt, dessen anderer Schenkel aber von dem Kirchlein San-Geminiano begrenzt ward, bis 1810 Napoleon durch den Neubau, die sogenannte Nuova Ala, die beiden Procurazien verband und den Platz schloß. Die alten Procurazien hatten ursprünglich zwei Stockwerke, wodurch der Markuskirche, die doch immer das Hauptgebäude in dieser Gesamtheit hätte bleiben sollen, ihr Vorrecht erhalten blieb. Später aber nahmen Pracht und Reichthum überhand, und so entstand dort der dritte Stock sammt den andern großartigen Neubauten. Je öfter man nun den Markusplatz betrachtet, um so mehr fallen die langen, durchgehenden Horizontalen auf, welche die Architektur bestimmen. Dadurch entsteht Eintönigkeit, ja wenn man will Langweiligkeit. Es ist als ob die Republik auch hier keinen Unterschied, keine Auszeichnung hätte dulden wollen; unten empfangen angenehme Hallen das Volk und oben wohnen, abgeschlossen von jenem, doch unter sich in Gleichheit, die Procuratoren. Hauptsächlich aber sieht man bei längerer Betrachtung immer mehr ein, daß der Bau von 1810 ein Fehler war. Dieser schließt den Platz gänzlich und entzieht dem Auge jede Verbindung mit der Stadt; die nun vereinigten schweren Massen doppelt auf die Verhältnisse der Markuskirche, die hierdurch kleiner erscheint, als sie ist. Ein freistehender Bau, eine offene Hall mit schönem Stufenaufgang würde sicher die ganze Anlage viel schicklicher geschlossen haben

An der innern Ecke beider Plätze, jedoch in die Piazza zurücktretend und nur mit der kleinen Loggia in die Grenzlinie der Piazzetta hinauspringend, steht der Glockenthurm, und ebenso an der äußern Ecke des Winkels der Uhrthurm mit seinen beiden steifen Schlagemännern.

Nacht man vom Markusplatze aus einen Rundgang durch die Stadt, wie doch wol jeder Fremde zuerst thut, so erscheint es einem, als ob das Wachsthum der Stadt seit 200 Jahren stillgestanden, denn in der äußern Erscheinung Venedigs hat sich seit jener Zeit so gut wie nichts geändert. Setzt Leute in spanischer oder niederländischer Tracht hinein, und laßt den Mummenschanz der Dogenhochzeit aufführen, und ihr habt die alte Venetia! Der Staat ging abwärts und der Adel lag mit eisernem Arm auf jeder Regung und Entwicklung des Volks, sodasß Verfall und Tod daraus folgten. Aber die prachtvolle Bauart erhielt das Todte aufrecht, als die Republik starb; und so ist es gekommen, daß heute noch, da auch seit diesen 70 Jahren die Stadt sich nur schwach erholte, das Alte unverfehrt zu schauen ist. Das großartige reiche Leben Venedigs vom Jahre 1000 bis etwa 1600 oder etwas später ist in prachtvollen Denkmälern ausgesprochen, man sieht diesen Zeitraum in seiner Geschichte noch unmittelbar vor sich; nachher aber ist die Ruhe des Alters eingetreten, und zu neuem Dasein ist die schöne Lagunenstadt nicht wiedererstand. Doch hat sie in ihrer äußern Erscheinung die Schäden der Zeit vielfach schädlich ausgebessert, und gerade jetzt arbeitet man an solchen Bauten bei San-Marco, San-Giovanni e Paolo, den Frari und an andern Orten. Welch ein Zustand aber war hier für das Volk! Fast ohne Recht und ganz ohne Willen, gedrückt von einer stolzen Adelsregierung leistet es jahrhundertlang schier Sklavendienste, und die, welche für seine Bildung hätten sorgen sollen, — die Priester stießen es tiefer in die Nacht. Hier erklärt es sich, warum außer den öffentlichen Gebäuden und den Palästen des Adels die Architektur Venedigs sehr elend ist. Denn das eigentliche Volk konnte und durfte sich nicht zu dem Muth erheben, sich baulich besser einzurichten, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß die engen Gassen der Stadt einer Façadenentwicklung sehr ungünstig sind. Ferner erklärt sich aber auch aus jenem Umstande, weshalb in Italien der Napoleone so verehrt wird. Denn er ward der Heiland dieser armen Venetianer, die nach dem Sturze der Republik anfangen durften Menschen zu sein. Der venetianische Adel hatte einen stolzen finstern Sinn, und nur die Furcht hielt ihn in den Grenzen; die Sicherheit der Regierung beruhte allein darauf, daß jede Regung der Unzufriedenheit oder Neuerung mit Todesstrafe bedroht war. Wer bürgte dem Rath der Zehn dafür, daß Marino Falieri mit Hilfe des Volks sich nicht zum erblichen Herrn von Venedig machte? „Decapitatus pro criminibus“ ist die Antwort, welche die Geschichte Venedigs seinen eblern Absichten gab. Auch keinen Nobile zeichnete es öffentlich aus, nur in den Kirchen ließ es die Errichtung prachtvoller Denkmäler zu. Ein einziges öffentliches Denkmal steht in Venedig, das des Bergamasken Colleoni, und dies hat ihm die Republik nicht gesetzt.

Bartolomeo Colleoni nämlich war Oberbefehlshaber der venetianischen Landtruppen gewesen, und die Republik dankte ihm die Einführung der Feldgeschütze; allein die Geschichte Venedigs weist ungleich verbientere Feldherren auf. Dennoch schrieb Colleoni sich großen Ruhm zu und errichtete sich nicht nur ein prächtiges Mausoleum in seiner Vaterstadt Bergamo, sondern er hinterließ auch eine bedeutende Summe dem Senat von Venedig mit der Bestimmung, ihm ein Reiterstandbild auf dem Markusplatze zu errichten. Aber ein altes Gesetz unterfagte jede derartige Behinderung des Verkehrs auf diesem Platze, und so wurde Colleoni auf das Plätzchen der Scuola di San-Marco verwiesen, wo wir in seinem Bilde noch heute das Werk des Andrea dal Verocchio bewundern.

Der Kunstfreund wird es nicht leicht unterlassen, so oft er über den Markusplatz geht, auch einen Blick in die Kirche des Schutzheiligen von Venedig zu werfen. So klar

nun in der Abstraction nach der Zeichnung der Grundriß erscheint, so verwickelt stellt sich doch zuerst die Perspective dar, und es bedarf eines genauern Eingehens, um sich in der Anschauung auch alles theoretisch klar zu machen. Der Grund der überraschend reichen Gliederung liegt in der Durchbrechung der großen Pfeiler, sodas Seitenschiffe sich bilden, die im Langhause und Querhause sich kreuzen, die aber in der hintern Hälfte der Kirche zu Kapellen, Pögen u. s. w. verwendet worden sind. Auch die Vorhalle trägt dazu bei, die unmittelbare bauliche Klarheit des ersten Eindruckes zu verdunkeln. Die Reihe der kleinen Hängeluppeln, welche jene schließen, befindet sich etwa in der halben Höhe der Kirche, aber die Kuppel gerade vor dem Eingang zur eigentlichen Kirche ist durchbrochen und offen, sodas man an dieser Stelle hindurchsteht auf den großen Gewölbebogen, der das Langhaus nach der Fassade hin fortsetzt. Nimmt man die Sache streng, so ist allerdings ein Widerspruch zwischen der fünfchiffigen, zweistöckigen Fassade und dem centralen System des Innern vorhanden. Allein hier darf man nicht unberücksichtigt lassen, das der byzantinische Centralbau die Frage eines organischen Fasadensbaues überhaupt nicht gelöst hat, und das die Italiener in ihren bedeutendern kirchlichen Denkmälern die Fassade als eine selbständige Prachtanlage aufgefaßt haben. Durch den letztern Umstand erklären sich z. B. Fassaden wie die zu Lucca, Siena und andern Orten, aber es erklären sich auch die vielen unvollendeten Fassaden, die mit den rohen Steinverbandschichten dastehen und die sich besonders zahlreich in Padua selbst, dann auch in Venedig, in Bologna, ja in Florenz und in vielen andern Städten finden.

Der Gedanke des Innern der Markuskirche ist, wie bekannt, der eines aus fünf Quadraten bestehenden griechischen Kreuzes. Jedes der Quadrate ist wieder als Kreuz ausgebildet und dasselbe Princip ist bei den Pfeilern angewendet, sodas hierdurch der Anlaß zu Seitenschiffen gegeben wurde, welche von dem Mittelschiffe durch je zwei, innerhalb der Pfeileröffnungen stehende und mit drei Bögen geschlossene Säulen geschieden sind. Auf diese Weise bildete sich über den Seitenschiffen ein zweites Stockwerk, das als Galerie behandelt wurde. Bedenkt man nun, das dies System feststand und längst erprobt war, so muß man zugeben, das schöpferische Originalität in der Markuskirche sich nicht ausspricht. Man sieht aber, welch ein glückliches System der Centralbau ist, denn die Wirkung ist so organisch und reich, und doch ruhig und würdevoll wie irgendeine. Die Bewegung der Bogenlinien und ihre Lage gegeneinander hat etwas ungemein Kühnes und doch Sicheres. Freilich bestimmen die Mosaiken, welche alle Gewölbe der Kirche füllen, den Eindruck mit. Der Goldglanz und die alterthümlichen Gestalten regen die Phantasie ganz fremdartig und doch sehr ernst an, sodas man, aus dem lauten Geschwirr und Treiben des Markusplatzes plötzlich in diese stille Kirche tretend, sich in ein fernes Zauberland versetzt glaubt. Aber bei aller Fremdartigkeit spricht der Zug ursprünglicher Weihe und heiliger Begeisterung, welcher der ältern christlichen Kunst eigen ist, auch hier vertraut zu uns und erleichtert das Verständniß des innern geschichtlichen Zusammenhangs bei diesem merkwürdigen Denkmal.

Die vielen modernen Stücke der Mosaiken stören zwar leider sehr, indem sie den ursprünglichen Zusammenhang der Darstellungen oft unterbrechen, doch läßt sich noch im allgemeinen der Grundgedanke erkennen. In der Vorhalle von rechts beginnend: die Schöpfung der Welt und des Menschen, Adam und Eva, Cain und Abel, Noah, Abraham, Isaak und Jakob bis zur Vernichtung der Aegypter im Rothem Meere. An den untern Flächen und Bogen und den Lunetten des Innern ist die Geschichte Jesu, in den Kuppeln die Dreieinigkeit dargestellt, und zwar sieht man in der Kuppel des Chores Gottvater, im Kreuz den Sohn, im Langhause den Heiligen Geist. In der Absis aber thront Christus als Lehrer, und unter ihm haben zwischen den Fenstern die vier Evangelisten ihre Stelle gefunden. Dieser einfache Gedanke des gesammten Kirchenschmucks ist nun

außerordentlich reich entwickelt, theils in symbolischer Weise, theils rein thatsächlich. Höchst naive Sachen kommen besonders im Alten Testament vor, so der Schlaf Adam's und Eva's, die Trunkenheit Noah's u. a. m. Ohne schön oder gemüthvoll zu sein, haben diese byzantinischen Gestalten doch einen gewissen Typus der Großheit oder Höheit, welcher Achtung abnöthigt. Auch lernt man einsehen, daß der strenge conventionelle Zwang der byzantinischen Kunst hier schier durchbrochen war, und zwar, wenn man einige Bilder der Sammlung in der Akademie mit zu Zeugen anruft, durch deutschen Einfluß. Das Byzantinische hat einen neuen Lebensfunken durch die nordische Kunst erhalten, und der begabte Geist Venedigs griff diesen Funken mit Liebe auf. Es ist etwas Aehnliches und Verwandtes wie mit Cimabue, die erste freie Regung der Natur und Seele. Entzündet von neuen Idealen mußte dann ein Geist wie Giotto bahnbrechend wirken, und sein Einfluß auf Venedig blüht zuerst in den Bivarini auf. Ueberhaupt beginnt die neue Bewegung der Geister im mittelalterlichen Italien, die dann fort und fort so Unsterbliches schuf, mit dem vermehrten Eindringen deutscher Anregungen in der Blüthezeit der Hohenstaufen. Groß stand damals deutsche Cultur und Poesie da. Die Helensänger des Mittelalters sangen ihre herrlichen Lieder, ringsum glänzten in allen Gauen reiche und thätige Städte, Kirchen und Dome erhoben sich allerorten, und zu Köln dachte man daran, den Grundstein des neuen Wunderbaues zu legen. In Freiberg und in andern Orten Sachsens wirkte jene classische Bildhauerschule, die uns in der Goldenen Pforte ein so überaus glänzendes Denkmal hinterlassen hat; und auch in der Malerei begann es sich neu zu regen. Ueber Italien herrschte das Schwert des deutschen Kaisers, und wenn der römische Papst ihm auch auf politischem Gebiete hier in den Weg trat, so unterstützte er doch andererseits in geistiger Hinsicht kräftigst den deutschen Einfluß. Denn dieser war im wesentlichen die Mittheilung religiös-kirchlicher Begeisterung in jener Form, der wir die Blüthe des Mittelalters verdanken. Italien kam ihm hier willig und verwandt entgegen und erzeugte als den Sohn dieser Vereinigung den göttlichen Dante, der im Besitze römischer Gelehrsamkeit und eines unvergleichlichen Genies die Ideale des Mittelalters verkörperte, jener Zeit ihr schönstes Denkmal setzte und doch eine neue größere Zeit eröffnete.

Auch in der Kunst ist dieses Eindringen deutschen Geistes offenbar, und ein aufmerksamer Beobachter wird dies nicht bloß in spitzbogigen Kirchen zu verfolgen suchen, er wird es selbst in der venetianischen Malerei wahrnehmen. Bei einem Nicolo Semitecolo kämpft z. B. das Gothische noch stark mit dem Byzantinischen, und man kann die beiden Strömungen, die des Typischen und des Innerlichen, deutlich in seinen Bildern verfolgen. Lorenz Veneziano ist dem Gothischen besonders nach der Gemüthsseite schon weit mehr ergeben, und bei Jacopo Albaregno erkennt man vollkommen den Sieg der neuen Richtung. Selbst aber in die spätern Maler ist genug deutsches Element übergegangen, das dann durch den Eyd'schen Einfluß wieder neue Anregung erhielt. Namentlich das Eckige und Knickige der Gewandung, das erst allmählich die byzantinische Bindfadenfältelung überwunden hatte, erhält sich lange und gutt selbst bei einem Giovanni Bellini noch durch. Ja, auf einem der Meisterwerke dieses Künstlers, der Madonna mit den sechs Heiligen in der Akademie (Nr. 38), wird ein gewissenhaftes Auge jene Spuren erkennen. Mit dem Aufhören dieses nordischen Elements hört bei der venetianischen Malerei die klare Zeichnung und der feierliche Stil auf, es beginnt das Coloristische und Malerische seine Herrschaft zu entwickeln. Bellini bildet hier im Verein mit Palma Vecchio, Carpaccio und andern Zeitgenossen den Uebergang. Vergleicht man z. B. einzelne Theile, wie etwa Hüfte oder Hände, auf dem erwähnten Gemälde des Bellini mit gleichen Stücken bei einem Cosmeggiano, so fällt die inzwischen vollzogene principielle Wandlung unmittelbar in die Augen. Das neue coloristische Element zeigt sich dann in seiner Vollendung beispielsweise auf jenem berühmten Johannes dem Täufer von Tizian (Akademie Nr. 366), der nun

schon durchaus als der schönste in eine reizende Landschaft genial hineingemalte Act sich ausweist. Hier ist die mit großem Verständniß behandelte Anatomie in malerischer Weise, also durch Wirkung und Wechsel von Licht- und Schattensflächen erzielt. Es sieht aus wie die bestimmteste Zeichnung; sobald man aber näher hinzutritt, lösen sich die Contouren der scheinbar so sichern Linien vollständig auf. Dies coloristische Princip ist mit wunderbarer Meisterschaft durchgeführt, und niemand wird ihm die künstlerische Berechtigung streitig machen wollen. Wollte man aber unter Anrufung der Natur, des nackten Körpers, der ja auch nur scheinbare Linien dem Auge darbietet, jenem Princip eine Ausschließlichkeit zusprechen, so würde man sich einer sehr groben Einseitigkeit und einer noch größern Unkenntniß dessen, was zum Wesen der Kunst gehört, schuldig machen.

Dies coloristische Princip, welches nach meiner Meinung sich in dem Malen mit vertriebenen Contouren und in der harmonischen Stimmung aller Localtöne auf einen Grundton ausdrückt, ist wohl zu unterscheiden von der Eigenschaft harmonischer Färbung in Gemälden, die nach den stilistischen Grundsätzen der ältern Malerei ausgeführt sind.

So steht in der Farbenstellung und in der Pracht der einzelnen Farben z. B. ein Tima da Conegliano schon sehr hoch. Doch vielleicht das Bedeutendste in dieser Richtung, was die ältere venetianische Schule geleistet hat und wodurch sie gleichsam selbst in die neuere übergegangen erscheint, ist gewiß die heilige Barbara von Palma Vecchio in San-Maria formosa, ein mit zauberischen Reizen der Malerei ausgestattetes Werk. Conegliano ist noch kalt im Gesamttone, seine Localtöne sind noch nicht in Rücksicht auf einen Grundton abgeschliffen und zu sinnlicher Harmonie verbunden. Was ich hiernit ausdrücken will, läßt sich durch Worte allein nicht ganz ins Klare setzen. Bei einem Gegenstande, wie die Farbe, die unmittelbar und ausschließlich sich an das Auge wendet, ist die Anschauung nicht zu entbehren, ja sie ist eigentlich alles. Dennoch lassen sich die Grundprincipien besprechen. Vittorio Carpaccio ist vielleicht auf dem Boden der alten Schule und im treuen Festhalten ihrer Ueberlieferung coloristisch am weitesten gegangen, während Giovanni Bellini ihm hierin kaum gleichkommt, Palma Vecchio aber nach und nach in die neue Richtung hinübertritt. Solche vorbereitende Uebergänge erklären historisch die Erscheinung Tizian's. Ich nenne hier Giorgione absichtlich nicht, weil er in Venedig auffallend wenig vertreten ist.

Mit der venetianischen Malerei aber nach Tizian kann ich mich, bis auf die Meisterwerke des Veronese, nicht sonderlich befreunden. Jedes Kunstwerk trägt den Maßstab seiner Beurtheilung in sich selbst. Diesen Grundsatz will ich durchaus festhalten und alles Lobenswerthe gern loben und bewundern; aber diese Bilder spielen mit dem Auge und bringen nicht in die Seele. Deshalb ermüden sie mich so grenzenlos, und ich kann nicht Saal neben Saal solcher Werke betrachten. So ist es in der Schule des heiligen Rochus, so im Dogenpalast, wo die Tintoretto, die Bassano und andere ihre Riesengemälde ausgeführt haben. Was die Virtuosität und Pracht betrifft, so sind dies ganz staunenswürdige Sachen, aber neben dem Mangel innerster Wahrheit leiden die meisten noch daran, daß ihr Gegenstand nicht gut darstellbar oder gar unbedeutend ist. Wo aber ausnahmsweise ein bedeutender Inhalt gegeben war, wie in dem berühmten Paradiese des Jacopo Tintoretto, da ist der Gedanke doch nicht klar und glücklich ausgesprochen und vor lauter Gestaltengewirr kein Ausdruck des Ganzen ermöglicht. Der Schwerpunkt liegt eben ganz und gar in dem prachtvollen Machwerke.

Wenn man in die Hauptsäle der Akademie kommt, so staunt man ob dieses Glanzes der Farben und Malerei und muß sich sagen, daß allerdings nur Venedig dies Colorit besitzt, während es die Meisterschaft malerischer Technik mit Rubens mindestens theilen muß. Und merkwürdig, wie die Niederlande und Venedig sich auch darin berühren, daß beide kein Fresco schufen. Man ist überrascht, alle diese venetianischen Prachtsäle an Wand

und Decke mit Selbüstern ansgemalt zu sehen, und zwar ohne alle monumentale Gliederung. Mit der Blüte der Republik tritt eben die Wendung ein, und die alte Strenge, die stilvolle Anordnung, die sichere bestimmte Zeichnung, die Innerlichkeit muß nach Tizian nicht sowol dem Manierismus und der Aeußerlichkeit wie im übrigen Italien, sondern nächst dem Luxus, der Pracht, dem Glanze weichen.

Man studirt mit Fleiß und betrachtet mit Liebe die großen Gemäldesammlungen, wie deren eine die Akademie in Venedig besitzt. Bild für Bild wird mit gewissenhafter Sorglichkeit durchgegangen, und vor diesem fühlt man sich befeeligt, gerührt und entzückt, jenem lehrt man mit Berachtung den Rücken. Aber herzlos erscheint diese Betrachtung, denke ich, daß alle die hundert und hundert Werke Leben, Arbeit und Liebe gekostet haben, daß hinter jedem der Maler steht und ermahnt: Versteh mich auch ja recht; siehe, ich habe so viel Mühe und Zeit, Hingebung und Begeisterung auf dies Gemälde verwendet, und du siehst es kaum halb an, gehst kalt weiter und ahnst nicht, welch eine Welt von Empfindungen und Gedanken du mit verschlossenem Auge zurückließe. O, wer es vermöchte die Zeiten und Menschen mitzufühlen und mitanzuschauen, wenn er solche Kunstwerke sieht! Das wäre eine Betrachtung. Man könnte sie durch gute Ordnung erleichtern und betöbern, aber leider hängt hier in Venedig alles durcheinander; und so muß man aus einzelnen sich die historischen Gedanken mühsam zusammensuchen. So aber ist es eigentlich überhaupt. Alles besondere Wissen und alle Erfahrung ist doch nur der Stoff für ein allgemeineres, grundsätzliches Wissen, und dieses wieder für ein oberes und oberstes Wissen. Was aber dieses oberste Wissen sei? Fast scheint es, als sei dies die alte Sokratische Offenbarung: zu wissen, daß wir nichts wissen; aus der dann wieder die Nothwendigkeit des Glaubens an eine ewige unwandelbare ordnende Liebe folgt. Und tröstlich ist es, daß diese Wahrheit, ohne welche unser Leben ein Hauch ohne Sinn wäre, so aus der Geschichte mit ihren Denkmälern, so aus der unendlichen und der begrenztsten Natur spricht, wie aus unserm eigenen Herzen nach seinen heiligsten und innigsten Wünschen. Wer aber mag immer an dies oberste Wissen denken! Gut schon, wenn wir uns allgemeynere Ideen aus den Erscheinungen ableiten; und so hat mich der Gedanke beschäftigt, wie Italien, das seit Anfang ohne Idealität war und es jetzt ebenso ist, wie Italien von Dante bis Michel Angelo diese unvergleichliche ideale Kunst hervorgebracht? Mehr und mehr scheint mir, daß allein die religiöse Begeisterung in diesem durchaus naiven, d. h. angelehrten Volke der Boden war, auf dem solch ein Götterbau sich aufbauen konnte. Sinn für Grazie und Form ist ihm angeboren, und dazu kam in jener Zeit die Liebe für die neuentdeckte antike Schönheit, sodas auch nach der Seite der Form die Bedingungen zur Vollendung gegeben waren. Diese grundwahre und anhaltende religiöse Begeisterung in Verbindung mit dem Streben nach edler Form ist das Eigentümliche und Große der ganzen Zeit. Welch eine Fügung und welch ein Glück, daß die Höhe dieser glanzvollen Entwicklung erreicht war, als die Unbefangenheit jenes religiösen Gefühls verichwand, und die Kunst im Besitze aller äußern Mittel nun mit Reflexion und Absicht ihre Werke zu erzeugen anfang.

Ich lasse jetzt einige Bemerkungen über mehrere der hauptsächlichsten Gemälde der Akademie folgen und knüpfe an den eben ausgesprochenen Gedanken der Reflexion und Absicht insofern an, als ich glaube eine kirchliche Tendenz in einem sehr vorzüglichen Werke des Palma Vecchio erkennen zu müssen. Es ist dies der heilige Petrus auf dem Lehrstuhle mit vier Heiligen zu seinen Seiten. Man sieht den Statthalter Christi und den Vorgänger der Päpste im Besitze seiner Schlüssel sicher thronend und mit dem Finger auf den Buchstaben der aufgeschlagenen Schrift weisend. Bestimmt und sicher blickt er herab auf Paulus, der unter den Heiligen am Fuße von Petri Stuhle seine

Stelle gefunden hat. Paulus aber hält die Rechte fest aufs Schwert, schaut muthig und froh aus dem Bilde heraus in die Welt hinein. Ihm gegenüber erblicken wir Johannes den Täufer. Der sieht auch den Paulus an und weist ihn herunter auf das unschuldige Lämmchen, das neben seinen Füßen liegt und das nichts weiß von Schlüsseln und Buchstaben, von Schwertern und heiligen Stühlen. Hinter Paulus und Johannes befinden sich je ein weiblicher und ein männlicher Heiliger, die ich nicht kannte, die aber nicht in den Zusammenhang des Bildes einzugreifen scheinen. Eine Darstellung dieser Art nennen die Italiener *santa conversazione*, und wir wollen uns an dem, was wir von dieser heiligen Unterhaltung hier verrathen haben, genug sein lassen. Es läßt sich mancherlei dabei denken.

Einen Meister, von dessen Werken in Deutschland fast nichts, in den italienischen Sammlungen nur vereinzelte Stücke vorkommen, lernt man in Venedig recht kennen und schätzen. Es ist der schon genannte Vittorio Carpaccio, ein Mann von erheblichem Talent und nicht geringer kunstgeschichtlicher Bedeutung. In verschiedenen Kirchen der Stadt befinden sich Altarblätter von ihm, in der Kirche der Dalmatiner San-Giorgio de' Schiavoni neun ansehnliche Gemälde mit Darstellungen aus der Geschichte der Schutzheiligen Dalmatiens und Albanens, Hieronymus, Georg und Triphon, und endlich in der Akademie zahlreiche Bilder, die ehemals in Kirchen und Klöstern waren. Als das schönste unter den letztern möchte ich eine aus der Kirche San-Giotta stammende Darstellung im Tempel bezeichnen, die von vielen überhaupt als das beste Werk des Carpaccio aufgeführt wird. Wie ältere Künstler, und besonders auch Giovanni Bellini noch, es liebten, zu den Füßen der thronenden Madonna singende oder spielende Engel anzubringen, so hat auch hier Carpaccio an der nämlichen Stelle des Bildes, in der Mitte des Vordergrundes ein reizendes Kinderconcert gemalt. Wer diese kleinen flügellosen Genien der Unschuld Engel nennen will, wird schwerlich Widerspruch finden; genug aber, daß diese Geschöpfchen gar so lieb sind. Der mittlere sitzt mit überschlagenen Beinchen da und quält sich so redlich seine Zither zu spielen, die andern aber haben Flöte und Geige, sodasß eine gar lustige und kindliche Musik entsteht, das junge Heil der Welt im Tempel Jehovah's zu begrüßen.

Doch wir haben noch eine größere Bilderfolge, die Darstellungen aus der Geschichte der heiligen Ursula, hier zu betrachten. Es sind dies im ganzen neun Gemälde von nicht gewöhnlichem Umfange, ein hohes als Altarblatt aufgefaßtes Mittelbild mit der Apotheose der Heiligen, vier ziemlich quadratische und vier doppelt so breite Darstellungen einzelner Momente aus der Geschichte der Ursula. Ursprünglich waren sie für die Scuola di Santa-Ursula gemalt und zwar einzeln in verschiedenen Jahren während des langen Zeitraums von 1475—1515. Durch eine richtige Anordnung in gehöriger Reihenfolge und in einem besondern Raume würden sie als Ganzes erst wahrhaft zur Geltung kommen, während die dormalige zerstreute und unbequeme Aufstellung die Gesamtbetrachtung äußerst erschwert. Diese Gemälde nun bilden, wie bereits von Carpaccio überhaupt gesagt wurde, einen Uebergang vom Mittelalterlichen zum Italienischen, sowol nach der Auffassung wie besonders nach der Form. In den architektonischen Hintergründen ist eine auffallende Verwandtschaft mit der Eyd'schen Art wahrnehmbar. Die Gewandungen zeigen noch vielfach eckige Falten, doch ist das Streben nach edlerm Fluß bei weitem vorherrschend. Die Composition ordnet sich bis auf die Apotheose seitlich, d. h. in der Quere des Bildes an, doch ist bei den Hauptfiguren mehrmals eine fast rechtwinklig von der Seite gesehene Symmetrie betrachtet. Seine Farben sind sehr tief, kräftig und glanzvoll, doch nicht in jener besprochenen, echt coloristischen Weise gestimmt. Die Apotheose ist ganz als Altarblatt aufgefaßt. Auf der Krone eines Palmenstammes steht die Heilige, unten umgeben sie ihre Jungfrauen kniend und ihre Fürsprache erbittend. Nur links betet als der berufene Zeuge ihres Marter-

thums der Papst Cyriacus, und im Hintergrunde zeigen sich noch drei Männerköpfe, vielleicht der Bräutigam und die beiden Väter aus der Legende. Die Heilige aber steht hinauf, wo Gottvater im Glanze erscheint und die Arme segnend über ihr ausbreitet. Nicht umfließt die Heilige, Englein mit lieblichen Sprüchen umgeben sie. Eine reine und reiche Liebe ist in diesen Bildern mit edelm Ernst und großen künstlerischen Mitteln niedergelegt, doch scheint mir, daß der Maßstab der Bilder für diese Artstellung zu groß ist, weil die Handlung nämlich fast auf allen unbedeutend ist. Dadurch werden die Stücke gearthet, allein es bietet die schöne Sage wol auch Momente für eine echt historische Auffassung, und man muß hier das Generehafte auf den venetianischen Charakter zurückführen. Denn unter allen venetianischen Bildern, die eine historische Auffassung zuließen, habe ich kein historisches gesehen; alles ist im Geiste des Genre mit Pracht entwickelt, aber die Großheit der Idee fehlt. Diese Meinung wird sogleich auch ein vorzügliches Werk des Tizian bestätigen: die Darstellung der Maria im Tempel.

Dieser einfache Vorgang, wo die fünfjährige Maria von ihren Aeltern in den Tempel geführt wird, um dort den Unterricht der Priester zu besuchen, ist zwar zu einem großen Prachtstücke geworden, das aber doch dem Geiste und der Erfindung nach sich ganz in dieser Einfachheit und in den Grenzen des Genre hält. Man könnte es als einen Vorläufer der großen biblisch-venetianischen Prachtbilder des Veronese ansehen. Architektur, Costüm und Typus sind ganz nach Art Venedigs gehalten, nur die Priester machen in den beiden letztern eine Ausnahme. Es sind viele Dinge und Figuren in dem Gemälde, die eigentlich nicht zur Sache gehören, und wollte man in dieser Beziehung das Werk etwas mit der gleichen Darstellung des Giotto in der Arena zu Padua vergleichen, so würde man hier wenig Vorzüge zu rühmen haben. Welche Herrlichkeit und vollendete Schönheit aber in der prachtvollen Entwicklung des einfachen Gegenstandes, der unvergleichlichen Farbe, der Architektur, der Landschaft, jeder Figur, jedes Kopfes! Außerlich kann man dies Werk nicht nennen, es ist ernst und wahr in seiner Weise. Zwar sind in der Composition manche Episoden, doch dadurch, daß alles die Richtung auf die kleine Maria nimmt, ist die unvermeidliche Einheit erzielt. In lebenswürdiger Unschuld, mit blauem Kleidchen angethan, von langem goldigen Haare und von Licht umflossen, steigt das kleine Geschöpfchen die hohen Stufen sicher und zierlich hinauf. Oben empfangen es die staunenden Priester, unten blickt die Mutter mit freudigem Stolze auf das Kind, und alles Volk gafft ihm nach. Ernste Männer, wol Mitglieder der Scuola della Carità, denn für diese war das Bild einst bestimmt, kommen herzugeschritten, und so wird das Ganze vollkommen in die Gegenwart versetzt und verliert vollends die historische Stimmung. Es fehlt sogar ein echt venetianisches Hölkerweib nicht, das mit einem Lamm, Hahn und Eiern vorn vor der Tempeltreppe sitzt, wo man die Opfergaben kauft, es stiert verwundert die Anna, Maria's Mutter, an und bringt sich so in einen oberflächlichen Zusammenhang mit dem Gegenstande, während ein antiker Torso, der ganz rechts im Vordergrunde einsam steht, wol nur malerische Füllfigur ist.

Das Hauptwerk Tizian's aber und das berühmteste Bild der Akademie zu Venedig ist die Himmelfahrt der Maria. Die Stiche geben von diesem Gemälde keine Vorstellung, weil hier die Farbe und die Malerei alles ist. In Bezug auf Stil, Würde und Zeichnung ist's freilich schwach bestellt, ja es kommen verschiedene Widerwärtigkeiten vor, besonders unten in den Jüngern und in einigen Engelfiguren. Auch das Gewand könnte bedeutend edler gehalten sein. Wunderbar aber ist die Malerei, und es läßt sich nicht mit Worten genügend darlegen, wie Tizian seine Farben und Töne gewählt und gestimmt, wie er seinen Pinsel geführt hat. Bald zieht er ihn in breiten Flächen aus und gewinnt sich so die Tiefen seines Colorits, bald aber geht er zur Bildung von Mittelzönen mit kumpferm Pinsel geradeaus oder kreuzend hinein, dann aber schraffirt er wieder mannich-

saltig im Kreuzstrich und stellt sich die Richter her; auch stößt er einmal die Farben scharf auf, daß kleine Berge und Wälle entstehen. Ueberall weiß er mit unerreichter Sicherheit das Richtige und Beste zu geben und zu thun, und ich will gern denen verzeihen, die, hingerissen von solchem Glanze, im Augenblicke der Begeisterung meinen, nur dies sei Malerei und sonst keine.

Der obere Theil des Bildes ist wol der schönere, und unvergleichlich sind die Engelgruppen mit den Wolken; das ist ein Jubel und ein Leben der Unschuld, eine Freude und ein Aufstreben, wie es nicht herrlicher ausgesprochen werden kann. Die Wolken, das letzte von der Erde, trennen die Selige schon von diesem Leben und den Zurückgebliebenen. Die Engel umgeben sie mit Jubel und führen sie hinauf in die goldenen Gefilde des Lichtes, wo der ewige Vater sie empfängt und auf den immergrünen Kranz der Jungfräulichkeit hinweist, den ein Engel zu seiner Rechten emporhält. Von der andern Seite aber trägt ein größerer Engel, vielleicht Gabriel, der ihr die Verkündigung gebracht, nun die Krone des Himmels herzu. Also schwebt mit dankbar ausgebreiteten Armen und erhobenen Blicken die Regina coelorum semper virgo in ihre paradiesische Herrlichkeit, von Licht, Schönheit und Unschuld umgeben, selig auf. Ein schöner Traum, indeß wir, wie die Jünger auf der schweren Erde gebannt, sehnuchtsvoll die Arme ausstrecken nach dem Ideal unserer Seele. Ueber Wolken im ewigen Lichte wohnt dies Ideal, unschuldig, heilig und herrlich wie der Abglanz und die Liebe des unwandelbaren Gottes.

In Paolo Veronese erreicht die venetianische Malerei ihren äußersten Höhenpunkt, um dann ganz in Virtuositenthum und Manierismus über- und unterzugehen. Blicken wir z. B. auf das berühmte Gastmahl im Hause des Levi, das ehemals im Kloster San-Giovanni e Paolo, jetzt in der Akademie ist. Da sehen wir die prachtvollste Anordnung, herrliche Architekturen, reiches Leben, stattliche Figuren, eine volle Tafel und hurtiges Gefinde. Freilich, der Lichtglanz am Haupte dieses Christus, der hier inmitten all dieser weltlichen Lust sitzt, macht sich ziemlich sonderbar, und wenn auch zu Veronese's Zeit der Patriarch von Venedig so prunkvoll zu Tische gegessen hat, so hat doch der arme Mann aus Nazareth nie so vornehm und üppig getafelt. So ist denn eine innere sachliche und historische Wahrheit nicht hier; dafür war die Zeit dahin, und man muß hier von solchen Anforderungen absehen. Besser aber ist es doch, frisch und lustig ins Leben hineinzugreifen und allenfalls einen Namen zu borgen, wie es Veronese that, als erstorbene Namen mit einem Scheinleben zu erfüllen, wie es so viele Zeitgenossen dieses großen Malers thaten. Veronese aber ist ein so großer Genremaler, daß er selbst den riesigen Maßstab seiner Bilder künstlerisch überwindet und dem gleichgültigen Nichts lebendiges Interesse und unwiderstehlichen Reiz verleiht.

Die Pracht und Eigenthümlichkeit der venetianischen Malerei ist aus den natürlichen und gesellschaftlichen Bedingungen der Vertlichkeit hervorgewachsen. Landschaft und Staatsordnung haben in gleicher Stärke, wenn auch von verschiedenen Seiten, dazu beigetragen, der Kunst in der Lagunenrepublik ihren Charakter zu geben. Und wenn die Staatsordnung auch dahingesunken ist, so ist die Natur dieselbe geblieben und so haben wir doch Kenntniß der Geschichte Venedigs behalten. An die letztere uns erinnernd und das Auge prüfend auf die Landschaft richtend, können wir Anknüpfungspunkte finden für das Verständniß der geschichtlichen Entstehung und des eigenthümlichen Wesens der Kunst, namentlich der Malerei in Venedig.

In Venedig tritt einem zum ersten male, wenn man aus Deutschland kommt, die Erscheinung entgegen, daß die Kunst in ganz hervorragender Weise öffentlich ist. Aber diese Oeffentlichkeit trägt den Stempel venetianischer Staatsordnung, sie ist aristokratisch. Möglichste Gleichheit des Adels unter sich, aber als herrschender Stand streng geschieden von den Unterthanen. Es läßt sich nicht sagen, daß im eigentlichen architektonischen

Sinne die Bauwerke Venedigs groß seien, vielmehr liegt ihr vornehmlicher Reiz in ihrer malerischen Wirkung. Diese wird durch die Lage an den Plätzen, Ufern und Kanälen erstaunlich befördert, da sich auf solche Weise leicht und überall reiche und schnell wechselnde Perspektiven bilden. Dazu das Licht mit seinen stets neuen Stimmungen, die in den engen Gassen und Kanälen wie durch das viele Wasser begünstigt sich in unglaublicher Mannichfaltigkeit entwickeln. Der Reichthum venetianischer Beduten ist durch Canaletto weltbekannt geworden, allein mir scheint, daß dieser in Bezug auf Lust, Licht und Schatten, also die malerische Wirkung von Licht und Farbe doch hinter der Wirklichkeit stark zurückgeblieben sei. Canaletto's Bilder muß man nicht in Venedig sehen, und es ist gut, daß hier so wenige sind. Dies Vorwiegen malerischer Stimmung liegt in der ganzen Lage Venedigs, deren Linien durch den Wechsel von Ebbe und Flut selbst immer wechseln, deren Licht- und Farbenwirkungen aber in großartiger Weise das Auge fesseln und beschärfen. Eine unsagliche Fülle von Farben, Lichtern und Stimmungen umfängt uns so überall und schürft den natürlichen Sinn für diese Elemente, während die Richtung auf die bestimmte Linie und Form zurücktritt. So war es denn gleichsam eine innere Nothwendigkeit, daß die neue Gabe der Delmalerei hier in Venedig zu königlicher Pracht sich entfalten mußte, begünstigt durch Reichthum, Wohlleben und politische Größe. In den Altvenetianern ist schon diese Neigung zwar ausgesprochen, allein der Geist der mittelalterlichen Kunst und die ältere Technik halten sie in Schranken, wie dies bereits von mir erwähnt wurde.

Die Mutter aber jenes unererschöpflichen Reichthums malerischer Stimmungen in Venedig ist das Meer. Seine blaue unendliche Fläche zieht mich immer unwiderstehlich an, und wenn es in heiliger Ruhe zu meinen Füßen liegt, so wird auch die Seele ruhig und still. Ueber die goldene Fläche hinweg schweift das Auge und ruht hier auf einer freundlichen Insel aus, dort taucht es ein in ein rosiges Licht, das im langen Streifen die Fluten durchzieht. Freundlich folgt es wieder dem kleinen Schiffelein, das lustig in den Lagunen umhertreibt, und mit Sehnsucht blickt es hinaus auf die fernen Masten, die fortstreben zu weiten Landen mit neuen Wundern und Räthseln. Stündlich genießen solch ein einziges Glück in frommer und thätiger Abgeschlossenheit die Mönche von San-Lazaro, jenem berühmten Kloster armenischer Mchitaristen. Auf einem Inselchen zwischen Stadt und Rido haben sie ihre Wohnung sich erbaut, liebliche Gärten sich angepflanzt, einen Brunnen gegraben und einen Stall mit breitstirnigen Kühen gefüllt. Würdig erscheinen diese Männer, nicht pfaffenhaft; sie haben ein offenes freies Auge und sind klug und verständig. Auch der Bart und die einfache Tracht steht ihnen gut. Es scheint doch, daß aus dem armenischen Volke noch solche unbefangene tüchtige Männer hervorgehen können, die auch in unserer Zeit mit Begeisterung und ohne pfäffische Tendenz der Sache ihr Leben weihen, die sie als die höchste und größte erkannt haben. Wie anders erscheint dies fleißig und nützlich arbeitende Kloster gegen die unheimliche Bevölkerung der Certosa! Und gehen sie hinaus in ihren Garten, wo sie einst so oft mit Byron saßen und schwagten, da sehen sie vor sich die Königin der Adria, aus den Fluten des Poseidon aufsteigend, in erstarrender Hoheit liegen. Treten sie aber auf einen der Altane ihres obern Saales, dann schweift der Blick hinaus über das Rido hinweg auf das Reich des Gottes und dieser seiner Stadt.

Als ich von San-Lazaro aus in meinem Schiffelein zuerst nach dem Rido und an das Adriatische Meer, dann zurück nach Venedig fuhr, und auf dieser einsam stillen Fahrt allerlei Gedanken hin- und wiederzogen, erinnerte ich mich auch, wie Goethe meinte, daß die venetianische Barke eine Wiege scheine mit dem Sarge darauf, ein Bild des Lebens, in dem wir von der Wiege bis zur Bahre hin- und herschaukeln. Wol hat er recht, es ist ein treffendes Gleichniß; doch mir schienen diese Schiffelein weit mehr noch

Hütten der Liebe zu sein. Zwei artige weiche Plätze eng beieinander bieten sie an; schützend gegen die Sonne und den lauschenden Schiffer spannen sie ihr Dach sorglich aus und lassen doch nach vorn und den Seiten die Blicke frei in die Gewässer oder auf die Gebäude. Wie muß es sich da ruhen Arm in Arm mit einem geliebten Weibe, Gedanken und Gefühle innig austauschend, Händedruck und Kuß in göttlicher Liebe wechselnd! Still gleitet der Kahn durch die ruhige Flut, weithin dehnt sich die Fläche glänzend und rosig aus, und beide genießen Himmelsfreude eins im andern ob dieser einzigen Schönheit der Natur. Nach Jahren aber ändert es sich, und die zwei kleinen Sitze an den Seiten sind auch bevölkert; zwei muntere Kindlein haben sie eingenommen, und zum stillen Glück der Liebenden ist das edlere und schönere Entzücken älterer Freude gekommen. Doch der alte Dichter der Liebe wußte wohl, daß das Leben nur Liebe ist, und darum verglich er das schimmernde Haus der Liebe dem Leben, schaukelnd und schwanlend auf beweglicher Welle hin und wieder zwischen Wiege und Sarg!

So der Phantasie einen lustigen Spazierflug gönnend, schaukelte ich dann langsam zurück nach der Lagunenstadt, deren buntes Lärmen und Treiben auf der Piazzetta mich empfing. Doch suchte ich mich vor dieser Welle tosenden Lebens noch auf Augenblicke zu retten und stoh hinauf auf den Glockenthurm von San-Marco. Zum dritten male bin ich denn da oben, und immer wunderbarer erscheinen mir die Zauber dieser Bilder, die hier vor meinen Augen liegen. Ringsum die thurmreiche weite Stadt mit ihrem Geschrei, ihren Freuden und Leiden, ihrer Geschichte, ihrer Pracht und ihrem Elend. Nahe liegen vor mir die Inseln gegen Morgen und das Rido mit seinem grünen Streifen, den Kirchen und Dörfer unterbrechen. Aber nun jenes ewige Meer, das bald grün oder blan, dort wieder golden und rosig herüberscheint. Muntere Segel ziehen daher, im sichern Hafen ihre Ladung zu bergen, andere ziehen fort, weithin nach Hellas und Aegyptos. Die endlose Ferne, die nur der noch endlosere Himmel begrenzt, erweckt eine mächtige Sehnsucht; und blicke ich rückwärts, dann steigen jenseit der Lagunen die Berge auf, höher und höher bis zu fernen Alpenspitzen. Auch sie wecken das Gefühl des Sehnsüchens und machen es immer mächtiger. Doch über ihnen steht die goldene Sonne und sendet ihre tiefen glutwarmen Strahlen zwischen leuchtendem Gewölk herüber. Dann sinkt sie, und hinter den Höhen entschwindet sie den Blicken.

In solche Gedanken und Empfindungen versunken, stand ich lange dort auf dem Glockenthurme, bis endlich der Wächter kam und mahnte, es sei spät. Nacht ruhte schon auf dem Meere, und die Lichter in der Stadt tauchten auf. So kam ich herunter durch den dunkeln Thurm. Hundert und aber hundert Flammen erhellten den Platz, dort stand mit feenhaftem Ansehen die Kirche des heiligen Markus, gepugte Weiblein und allerlei Volk schritt hin und wieder, und lustig begann die Musik ein artiges Stück. Dazwischen schrie es: *Acqua fresca! Rinovamento! Corriere! Sulfanelli! Chi vuol' acqua?* und was sonst alles die tausend Krämer Venedigs der Kauflust anbieten. Von Bergen und Meer sah man hier nichts. Die Sehnsucht hatte hier keinen Raum. Alles lebte und freute sich der Gegenwart, und so ging auch ich mich des Daseins bei einem Glase Cyprier zu erfreuen. Der holden Göttin der Liebe opferte ich in ihrem eigenen Feuerwein und pries die Schönheit der unsterblichen Cypris.

So schied ich von der wunderbaren Inselstadt und wandte mich gen Süden an dem gelehrten, kunsterrfüllten Padua vorbei zunächst nach Ferrara.

„Ferrara ward durch seine Fürsten groß!“ und ohne seine Fürsten ward es klein. Denn es mag kaum eine zweite Stadt geben, welche so den Anblick eines großen Verfalls darbietet wie jene, aber zugleich den frühern Glanz nicht als ein natürliches Gewächß, sondern als eine gemachte Pflanze erkennen läßt. Die Sonne des Hofes von

Ferrara zog Dichter und Künstler an, aber die Kunst blieb ohne Vergangenheit und ohne Zukunft, ein abgebrochener Zweig von den blühenden Schulen in Rom und Venedig. Gar bald trat dann auch in den künstlerischen Erzeugnissen Ferraras eine Verwilderung zu Tage, die endlich einem langen Todeschlaf Platz machte, als im Jahre 1597 das Herzogthum auf Grund zweifelhafter Rechte gewaltsam mit dem Kirchenstaat vereinigt wurde. Die väterliche Herrschaft der Päpste hat dann mehr als drittehalb Jahrhunderte gedauert, aber sie hat keine andere Spur daselbst hinterlassen als den Anblick eines beispiellosen Verfalls.

Nach dieser traurigen Wahrnehmung war es mir daher doppelt anregend, in Bologna irisches Leben, eigenthümliche Bauwerke und eine entzückende Umgebung anzutreffen. Am Fuße der Apenninen liegt die alte Freistadt prächtig da, und weit hinaus fast nach drei Weltgegenden hin dehnt sich eine unabsehbare fruchtbare Ebene aus. An der südwestlichen Seite der Stadt aber beginnen die Hügel, welche Lusthäuser und Kirchen schmücken. Besonders hoch schaut die Madonna di San-Luca hernieder, doch lohnt sie dem Wanderer, der den mühsamen Weg hinaufgestiegen, durch eine schöne Uebersicht der bolognesischen Ebene mit der Stadt und rückwärts durch einen ganz herrlichen Blick auf einen breiten Theil der Gebirgskette. In den Straßen der Stadt sind der malerischen Punkte unzählige, und mit vieler Lust wandelt es sich unter den Bogenhallen und auf den Plätzen. Schon in Ferrara erfreuen trotz ihres jetzigen Zustandes die einst sehr vortrefflichen Badsteinbäder, hier aber treten sie herrschend auf und bestimmen den Charakter der Stadt. Leider jedoch hat moderne Kleinlichkeit viele der alten Paläste übertüncht und dadurch in nicht wenigen Fällen das Eigenthümliche der Architektur vernichtet. Dieses aber ist sehr zu beklagen, weil einer der beiden Hauptvorzüge Bolognas in kunstgeschichtlicher Hinsicht darin besteht, daß es so viele und schöne Denkmäler im Ziegelrohbau schuf.

Die andere künstlerische Hauptbedeutung Bolognas liegt auf dem Gebiet der Malerei und sagt sich im Namen der Caracci zusammen, welche bekanntlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dort die erste Akademie ins Leben riefen. Das Caracci'sche Recept, als das des methodischen Effekticismus, ist ohne irgendein künstlerisches Bedenken in einem Sonett des Agostino niedergelegt, in welchem demjenigen, der ein guter Maler werden will, die Aneignung dieser Dinge empfohlen wird, nämlich: von der römischen Schule die Zeichnung, von Venedig die Schattengebung, von der Lombardei die Färbung, von Michel Angelo die Kühnheit, von Tizian die Naturwahrheit, von Correggio den reinen und hohen Stil und von Rafael die Anordnung, dazu auch etwas Tibaldi, Primaticcio und Parmigianino. Die Hinzuthat von etwas Eigenem wird aber nicht verlangt. Thatächlich leisteten nun freilich die Caracci und ihre Schule doch ganz anderes, als man nach dieser Aufforderung zu einem „Ragout aus anderer Schmaus“ erwarten dürfte; und besonders haben wir in Deutschland verschiedene Gemälde von jenen Künstlern, die ganz geeignet sind, eine gute allgemeine Meinung zu erwerben. Aber in Bologna, wo einem so große Massen von Arbeiten dieser Schule, und natürlich Arbeiten von sehr ungleichem Werthe, dargeboten werden, wird der Eindruck doch ein anderer, und ist man mit einem günstigen Vorurtheil hingekommen, so wird man sich enttäuscht fühlen.

Denn mir scheint es unzweifelhaft, daß man in den Werken der Caracci und ihrer Schule eigentlich nur das Streben nach einer Methode des Machens und anmutige Einzelheiten sieht, doch kein Schaffen, keinen wirklichen Geist. Die Ursprünglichkeit fehlt und die Absicht wiegt vor; dazu kommt die Steigerung des katholisch-kirchlichen Elements, daß dann am Ende auf dem Gebiete religiöser Darstellungen die ganze Schule nicht behagen will. Eine Ausnahme machen die Werke zarterer Seelenstimmung und besonderer Anmuth, in denen ja Guido Reni so Herrliches geleistet hat. Und selbst auf größern Compositionen, die als Ganzes wenig zusagen, kommen solche anziehende Einzelheiten vor.

Dies letztere gilt z. B. in ganz besonders hohem Grade von dem berühmten Kindermord des Guido Reni und dem nicht minder berühmten Martyrium der heiligen Agnes von Domenichino. Edlere Gedanken sind sehr selten. Willkürliche Verbindungen von Handlungen und Gruppen, stillose Compositionen, gesuchte Stellungen, virtuose Zeichnung und Malerei, seelenlose Köpfe, unmotivirte Gewänder, Geziertheiten und ähnliche Dinge finden sich aber leider gar zu oft; und selbst große Talente wie ein Reni sind in den bessern der in Bologna befindlichen Werke davon nicht frei, in den mäßigeren aber reichlich damit bedacht. In den Gemälden profanen Inhalts steht die Sache ganz anders, und diese Erscheinung bestätigt auch wieder die Meinung, daß die große Kunstperiode Italiens ganz vorwiegend auf der religiösen Begeisterung und gläubiger Naivität beruhte. An dieser Stelle muß ich bemerken, daß meine eben ausgesprochene Ansicht über die Caracci und ihre Schule auch durch das, was ich in andern italienischen Städten, namentlich zu Florenz und Rom, sah, nur bestätigt werden konnte. Hierbei darf ich aber nicht verschweigen, daß ich in die berühmte Galleria de' Caracci im Farnesischen Palaste nicht kommen konnte, weil der dort wohnende Erzkönig Franz jedem Fremden den Zutritt in Haus und Hof unweigerlich entzogen hat.

Doch ich muß jetzt von der Krone aller Kunstwerke in Bologna, von Rafael's heiliger Cäcilia reden, und lasse hier zunächst eine Aufzeichnung folgen, die ich an Ort und Stelle vor dem Bilde niederschrieb:

Vor der heiligen Cäcilia, diesem herrlichen Wunderwerke menschlicher Kunst, dem köstlichsten Delgemälde des unsterblichen Rafael, das ich nach der Madonna Sixtina kenne, stehe ich nun und bedarf einiger Zeit, mich zu sammeln und die Eindrücke anderer Bilder zu entfernen. In königlicher Hoheit und Größe tritt der Meister von Urbino hier auf, und bald ist er siegreich über alle andern Empfindungen und Erinnerungen, mächtig Auge und Seele an seine zauberhafte Leinwand fesselnd. Ich versuche seinen Gedanken nachzugehen und fühle mit Paulus so recht die Trauer über die zerbrochenen Musikinstrumente, die einst von so lieblichen Melodien ertönt; aber, muß ich mich fragen, wie kommen alle diese Gestalten zur heiligen Cäcilia, und was haben sie mit deren Entzücken zu thun? Mit offenem Auge schaut uns Maria Magdalena an und zeigt uns ihren Salbtrug. Johannes und Augustinus sehen sich einander an, und nur die Handbewegung des heiligen Bischofs scheint ein freudiges Erstaunen auszudrücken. Sind diese Gestalten nur äußerlich hingestellt, oder hat etwa die Bestellerin, die fromme Signora-Elena Doglioli dall' Olio, hier Vorschriften gemacht? Kaum glaublich, daß jemand einem Rafael auf der Höhe seines Ruhmes Vorschriften zu machen wagt. Nein; Maria Magdalena scheint uns zu sagen: Seht, mit dieser Salbe habe ich den Göttlichen gesalbt zu seinem Tode, und er ist Urheber und Inhalt unserer Begeisterung, unsers Gesanges! Deshalb blickt sie so gerade, freudig und sicher uns an. Sie weiß, daß von ihr geschrieben steht: Wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie gethan hat. Paulus aber, der wie ein scharfes Schwert mit Wort und Brief — er hält Brief und Schwert — für den Heiland gekämpft, darf es sich schon erlauben, die Vernichtung der schönen weltlichen Musik einen Augenblick zu bedauern. An seiner Treue ist ja kein Zweifel. Hinter ihm aber steht Johannes, dessen Adler zu seinen Füßen auf dem Buche des Heils Wache hält und der hinausgeschaut hat in die fernste Zukunft des Verkündigten. Er legt gläubig die Hand auf die Brust und blickt den heiligen Augustinus an, sagend: Dies alles haben wir euch überliefert, seine getreue Knechte. Aber der Mann der Kirche in reichem Gewande scheint nur das Ueberlieferte gehört zu haben. Klug und stolz lächelt er hinüber, hält in der Rechten den Bischofsstab und macht mit der Linken die Bewegung des Staunens. So schließt sich der Kreis. Magdalena zeigt ihn uns symbolisch, Paulus, der gewaltige Mann der That, ruht einen Augenblick in Gedanken

aus, Johannes, der letzte der Apostel, gibt die Verbindung mit der Kirche. Aber unbekümmert um die andern steht Cäcilia, die reichgekleidete Tochter einer vornehmen Familie Roms, etwas zurücktretend und doch die Hauptfigur, in göttlicher Begeisterung da. Die Orgel, der sie die heiligen Töne entlockt, ist mit ihren Armen sanft herabgesunken, denn über ihr in den Wolken antwortet der Chor der Engel den Klängen, die ihre entzückte Seele hinaufgeschickt. Sie singen einen Lobgesang eben dem, welcher der Cäcilia Inhalt und Weihe gegeben, und den die andern Gestalten uns so deutlich genannt haben. Innigst gerührt von Dank und Freude, erhebt sie ihr Auge und spricht stumm alle die seligen Empfindungen aus, zu denen die geschlossenen Lippen keine Worte finden. So ist Christus der unsichtbare Mittelpunkt dieses in heiliger Keuschheit und vollendeter Schönheit dem entzückten Auge hingestellten Werkes. Wol müssen wir die Begeisterung und Seligkeit der Cäcilia theilen, und mit ihr schaut unser Auge voll Freude und Dank hinauf zu dem unsichtbaren Duell ewiger Schönheit und heiliger Liebe. Nicht ohne Sinn trägt du deinen unsäglichsten Namen, göttlicher Rafael! Die Seele glaubt, sich in dies Werk versenkend, als Begleitung den Schlußchor aus Händel's „Alexander-Fest“ zu hören:

Vom Himmel kam Cäcilia,
Entwarf den liedervollen Bau!

Und welch ein Wissen von allen Mitteln der Kunst, welch eine königliche Herrschaft über sie ist hier verborgen! Soll ich die Anordnung, die Zeichnung, oder die Malerei mehr bewundern? Die vier Heiligen stehen auf den Ecken eines perspectivisch stark sich verjüngenden Quadrats, vor dem Schnittpunkte der Diagonalen steht Cäcilia. Wie nun in dieser Grundstellung der Figuren geometrische Linien nicht ohne Bedeutung sind, so auch sind die hauptsächlichsten Maße und Punkte des Bildes nach einem und demselben Proportionalgesetz, dem nämlich des goldenen Schnittes, durch die Inspiration des Genius geordnet. Ich habe früher einmal die Composition gemessen, doch läßt sich hier, wo eine Erläuterung der Sache durch eine Abbildung nicht möglich ist, auch darüber weiter nichts sagen; und ich muß diejenigen, welche sich für derartige Dinge näher interessieren, auf die von mir veröffentlichte Messung der Sixtinischen Madonna*) verweisen. Die Zeichnung ist vom edelsten Stile getragen, in den Köpfen classisches Maß und reinste Form. Die Malerei enthält Feinheiten, die der beste Colorist nicht feiner machen kann, das Kleinste ist mit liebevollstem Sinne und künstlerischer Weisheit geordnet und gemacht und die Gesamtharmonie der Farben völlig stimmend und klar, doch ohne jenen coloristischen Grundton, den man bei den Venetianern findet. Auch ist die Malerei weit weniger virtuos, sie hält sich viel mehr an die alte Art und läßt der Linie noch ein sehr großes Recht. Die Luft ist etwas schwer und fast wie nicht ganz fertig, auch sind die Engel skizzenhafter, wie eine Vision behandelt; dieser jetzt weniger befriedigende Zustand des obern Theils soll die Folge einer rohen Uebermalung sein. Ueber das Technische dieses Bildes und die Vorzüge der Farbenstellung hat Passavant Ausgezeichnetes gesagt, dem sich im allgemeinen jeder gern anschließen muß. Was jedoch das Ganze der Malerei betrifft, so scheint mir die Sixtinische Madonna noch höher zu stehen, die mit so erstaunlich geringen Mitteln so bewunderungswürdig Großes gibt.

Der eigentliche und innerste Gedanke dieser unvergleichlichen Kunstschöpfung, wie ich ihn hier anzudeuten versucht habe, ist meines Wissens noch nicht ausgesprochen worden. Im Gegentheil finden wir zahlreiche Anmerkungen, aus denen hervorgeht, daß die Zusammenhangslosigkeit der vier Knabenfiguren und besonders die Haltung der Magdalena oft einen Gegenstand des Bedenkens und Anstoßes abgegeben hat. Burchardt meint z. B., die Magdalena sei „offen gesagt absichtlich theilnahmlos gebildet“. Und dem J. Speth, dessen

*) Sgl. Herman Kiegel, Grundriß der bildenden Künste, S. 85—92.

Buch: „Die Kunst in Italien“, noch immer lesenswerth ist, war und blieb es befremdend, daß das „Mädchen von Magdala weniger der Darstellung als der Außenwelt angehöre, daß sie so kalt hingestellt sei und so einzeln in Beziehung auf das Ganze der Empfindung, gleich als wäre sie nur so beigegeben, um die Gruppe im Gleichgewicht der Anordnung zu halten, aber nicht mit ihr den Kreis der Empfindung zu schließen“. Dieses und ähnliche ist vielfach gesagt worden. Ein berühmter Franzose, Jean Jacques Barthelemy, äußerte sogar, daß diese Figuren „von einem gemeinsamen Interesse nicht befeelt“ seien, ja er wirft die Frage auf: „Was diese Personen da machen? Was die hauptsächlich Handlung ist, mit der die andern (d. h. die untergeordneten Handlungen) auf eine schickliche Weise vereinigt sind?“ Solche Bedenken werden meines Erachtens unvermeidlich sein, wenn man die Gedanken und Empfindungen des Bildes lediglich aus der Gefühlswirkung zu verstehen sucht, welche die Musik der Cäcilia und der Gesang der Engel auf die Nebenfiguren hervorgebracht haben. Es muß nach diesen Erfahrungen deshalb mehr als erlaubt sein, den tiefen Inspirationen und den dunkeln, doch sichern Empfindungen des Rafael'schen Genius in der Weise nachzugehen, wie ich es durch eine absichtslose Versenkung in das herrliche Werk gethan habe. Ein anderer Ort bietet mir vielleicht Gelegenheit, die kritischen Für und Wider der Sache erschöpfend darzulegen.

Jenseit Bologna, zwischen dem Gebirge und Meere gegen die Marken hin, ist die ganze Gegend wie ein Garten und dazu reich an alten geschichtlichen Erinnerungen, sodaß man sagen kann, eigentlich erst bei Bologna beginne das wahre Italien. Und dies hat mancherlei für sich. Die Gallia cisalpina unterscheidet sich von der alten Italia durch Landschaft, Vegetation, Sitte und viele andere Dinge, und selbst jetzt noch ist an den Grenzen beider Provinzen ein Wechsel des Dialekts, ähnlich wie zwischen Nord- und Süddeutschland etwa auf den Höhen des Thüringerwaldes, bemerkbar. Fast jedes der Städtchen längs des Meeres oder des Gebirges ist umgeben vom Glanze historischen Ruhmes, und jeder Blick auf das Meer und auf das Gebirge empfängt die reizendsten Schönheiten südlicher Pracht und Fülle. In reinen Linien zeichnet sich die Landschaft, und der Reichthum des Feldes und der Nebel gewährt das Gefühl seltenen Segens. Diesen Charakter hat das Land südlich von Bologna und selbst auch nördlich über diese Stadt hinaus bis gegen Modena; weiter aber in die Ebene hinein wird es einförmig und langweilig. Eine ganz verschiedene und neue Natur öffnet sich aber in der Richtung nach Westen, wo Bologna hart am Fuße des Apennin liegt. Auf kühner und überaus malerisch gelegener Eisenbahn zieht man hier über die Gebirge, welche auf der andern Seite gegen Pistoja ziemlich steil abzufallen scheinen. Nachdem man oben auf der Höhe die Wasserscheide überwunden, sieht man sich nach einer kurzen Strecke plötzlich hoch an einem Abhange und erblickt unter sich die reiche Ebene Toscanas mit dem freundlichen Pistoja. Nun läuft die Bahn immer in großen Curven durch Tunnel und über Viaducte gleichsam im Kreise herum, um von der Höhe herunter in die Ebene zu kommen. Dies ist eine der anziehendsten und schönsten Eisenbahnfahrten.

Schon Pistoja liegt höchst anmuthig, und die reizende Stadt zeigt sogleich alle Eigenthümlichkeiten der toscanischen Bauart: Straßenpflaster aus Quadern, breite schöne Hauptgestirne aus Holz, Kirchen mit antiken Säulen und Säulenfacaden, Bildwerke aus gebranntem Thon als Verzierungen und ähnliches mehr. Ja, Pistoja besitzt auch in seinem Grundplan deutlich jene Entstehungs- und Erweiterungsringe, wie alte Städte sie haben und wie sie in Toscana ganz besonders an Lucca, Pisa und Florenz so auffallend hervortreten, in sehr ausgesprochener Weise. Ich wählte nicht die gerade Eisenbahn von Pistoja nach Florenz, sondern besuchte zuvor Lucca und Pisa, um dann auf dem südlichen Arnoufer über Empoli nach Florenz zu kommen.

Nicht in würdigerer Stimmung kann man dorthin gelangen, als wenn man die Schön-

heiten der Natur im entzückenden Thale des Arno zwischen Pistoja und Livorno genossen und zu Pisa einen der großartigsten Eindrücke der Kunst empfangen. Man ist gleichsam so aufs unmittelbarste vorbereitet, die höhern und reichern Schönheiten der Natur und Kunst aufzunehmen, welche die herrliche Firenze in voller Schale darreicht.

So ging es mir. Von Pisa eines Abends kommend, zog ich in die blühende Arnostadt ein, übergab am Bahnhof mein Gepäc dem Wagen des Gasthauses und mischte mich in das sonntägliche Gewimmel auf den prächtigen Straßen und Plätzen. So sah ich denn den Dom von Florenz, Santa-Maria del Fiore, sogleich nach meiner Ankunft beim Lichte eines klaren vollen Mondes. Ganz gewaltig wirkten diese riesigen Massen auf meine Phantasie, und ich staunte ob der Kühnheit und Größe des Geistes, die eine solche Kuppel so hoch und so sicher aufzuthürmen wußten. Mein Geist erfüllte sich mit diesem Eindrucke, und meine Begierde, nun dies Wunderwerk auch bei Tage zu betrachten und sein Inneres zu betreten, wuchs mächtig, sodaß ich am andern Morgen früh sogleich wieder auf den Domplatz eilte und vor allem in die Kirche hineinging. Aber wie ward ich enttäuscht! Von dem, was die Massenwirkung des Aeußern verheißt, fand ich im Innern nichts, und so überließ ich mich der Betrachtung über die Gründe dieses Mißverhältnisses. Auch faßte ich das Aeußere nun schärfer ins Auge und kam zu der Meinung, daß dem Dome zu Florenz vornehmlich der einheitliche architektonische Gedanke fehlt. Denn die Riesenkuppel steht außer Verhältniß zum Langhause, und es ist unmöglich, beide Theile des Baues zu einem Gesamteindrucke irgendwie zu verbinden. Nimmt man z. B. für das Aeußere den Standpunkt rückwärts, jener Seite der Kuppel gegenüber, die das beendigte Stück Hauptgestirn hat, so erscheint die Anlage wie ein Centralbau. Ueber zwei rechtwinkelig gegeneinander stehenden Tribünen, zwischen denen eine Nische den Winkel ausfüllt, erhebt sich die kolossale Wölbung, und jeder Unbefangene vermuthet, daß diese Anordnung, die so entschieden um eine senkrechte Mittellachse sich bewegt, auch ringsherumgeführt ist. An der vierten Seite aber setzt das Langhaus ein, das als solches gegenüber der viel zu großen Kuppel gar nicht zur Geltung kommen kann. Der Dom ist eben zweitheilig, und doch sollen beide Theile zusammengehören, zusammenwirken, denn jeder ist für sich allein nicht zu betrachten und zu denken, und beide stimmen nicht zusammen. Denn dem ursprünglichen Entwurf entgegen ist die Längenperspective zur Breite in ein falsches Verhältniß gesetzt, weil jener durch den großen Kuppelbau drei Gewölbequadrante, deren es überhaupt sieben sein sollten, entzogen sind. Was es aber heißt, einer gothischen Kirche, wo die Längenperspective die Hauptwirkung erzeugt, beinahe die Hälfte derselben nehmen, sieht man hier, und man bemerkt, daß das jetzige Langhaus eigentlich nur als eine Vorhalle zu dem gewaltigen Kuppelbau anzusehen ist. Durch solche, flüchtigen Lesern vielleicht vorlaut scheinende Meinung kann der Ruhm Brunelleschi's und seiner großen Vorgänger am Dombau nicht berührt werden; sie soll nur meine Gedanken über eine ästhetisch so sehr merkwürdige Erscheinung mittheilen, nämlich die von allen kunstsinigen Reisenden anerkannte geringe Wirkung des Innern von diesem seit Jahrhunderten wegen seiner Ausdehnung und seiner Construction angestaunten Werke.

Nun ist aber auch die äußere Architektur in buntem Marmormosaik, gleichsam nach einem System des Spiels mit Formen und Figuren, so ausgebildet, daß fast nur eine decorative, aber keine architektonische Wirkung entsteht. Ueber Pfeiler und Wandflächen geht dasselbe Schema hin und löst alle Gliederung und ruhige Theilung auf. Viel günstiger ist in dieser Hinsicht der von Giotto entworfene Glockenthurm, wo wenigstens die Stockwerke, die vier Eckthürme und die Fenster ein festes Gerippe für bauliche Ordnung abgeben. Auch die Taufkirche entspricht den Anforderungen der Baukunst nach dieser Richtung hin schon mehr. Man nimmt eben auch hier an diesem Dome, dem vielbewunderten Werke und kunstgeschichtlich unvergleichlich wichtigen Denkmale, wahr, wie der

künstlerische Geist Italiens auf Malerei, Farbe und bunten Wechsel, nicht aber auf jene „ruhige Größe und stille Einfachheit“ gerichtet war.

Dom und Baptisterium sind übrigens durch spätere Aenderungen so von dem ursprünglichen Gedanken ihrer künstlerischen Erscheinung entfernt, daß es nicht mehr möglich ist, ohne Hülfsmittel jene noch mit Sicherheit aus der jetzigen Erscheinung herauszulesen. Glücklicherweise sind nun aber solche Hülfsmittel vorhanden, und zwar für den Dom in der Abbildung desselben auf dem Bilde der Kirche in der Cappella degli Spagnuoli, und für das Baptisterium auf einem kleinen Gemälde in der Akademie, wo die 1420 gefeierte Hochzeit des Boccaccio Adimari in der Pisa Nicasoli dargestellt ist. Denkt man sich den Dom nach jenem Bilde, wo eine kleine Kuppel über der Kreuzung, Strebebogen für das Mittelschiff und eine gute Gliederung der Façaden sichtbar ist, so muß man zugeben, daß von dem Bau nach dem alten Entwürfe des trefflichen Arnolfo von 1294 so gut wie nichts mehr im Aeußern zu erkennen ist. Das Baptisterium aber war sehr schlicht angeordnet; unten hatte es Rippen und Bogen in schwarzen und weißen Schichten, wie jetzt noch die Capfeiler, oben waren die Felder auf das einfachste getheilt, ein Wandgestirn über den Bogen und das Hauptgestirn vollendeten diese architektonische Theilung. Das ganze untere Säulenstockwerk, was man jetzt sieht, wäre hiernach Renaissancearbeit, ebenso die Capitäle und Gebälkrüde im zweiten, die Pilaster im dritten Stockwerke, die Fenstereinfassungen und viel anderes mehr, was man bei genauerm Eingehen leicht erkennt. Denn die Ornamente und Details jenes frühern Baues sind grundverschieden von denen der Renaissance, da bei ihnen das Verständniß der Antike fast erloschen, hier aber frisch aufgeblüht ist.

Diese wichtigen kritischen Punkte kann ich hier nicht erörtern; nur muß ich bemerken, daß die bisherige Kunstgeschichte die Façade der Taufkirche, so wie sie ist, gänzlich in die Zeit ums Jahr 1200 setzt, und daß die Frage nach den Veränderungen des alten Grundrisses durch den Bau von Brunelleschi's Riesenkuppel noch nicht erschöpfend behandelt ist. Schnaase, der neueste und sehr gründliche Berichterstatter über die Geschichte des Doms, scheint anzunehmen, daß schon im Entwürfe des Arnolfo der gegenwärtige Grundriß bestimmt war, während mir scheint, daß Arnolfo ein lateinisches Kreuz von sieben Gewölbequadraten in der Länge und dreien in der Quere annahm, daß aber Brunelleschi das Kreuz in der erwähnten Weise vernichtete.

Mit Betrachtungen solcher Art beschäftigte mich in fesselnder Weise der Dom; doch vernachlässigte ich darüber die andern Kirchen nicht, obwohl auch diese, wenn man mit dem gewaltigen Eindruck der Domanlage von Pisa nach Florenz kommt, anfangs die Erwartung täuschen und erst allmählich ihre Würdigung reifen lassen. Der ganze bauliche und geschichtliche Charakter der Stadt aber erfüllte mich mit großer Achtung, und die reizende Lage gab jeder freien Stunde edelsten und reichsten Genuß. Ganz besonders zog es mich immer auf die Höhe von San-Miniato, und ich habe dort oben oft gegessen, wenn die Sonne hinter die Berge hinabsank.

In stiller Abendruhe liegt dann unter uns im breiten Arnothale das blühende Florenz mit seinem Treiben. Doch nicht herauf an diese friedliche Höhe dringt das Getöse, nur fromme Glocken tönen vollstimmig herüber, die geschäftigen Menschen zur Sammlung und Andacht einladend nach dem Wirrwar des Tages. Wie ein feuriger Ball geht hinter dem Apennin die Sonne unter, durch leichtes Abendgewölke ihre purpurnen Strahlen noch hoch in den Aether zurücksendend. Schwarz liegen die fernen Berge jetzt vor der goldenen Leuchte irdischen Lebens, nahe ziehen sich leichte Hügel mit Lusthäusern und Bienen in derselben Richtung vom Arno fort, dem Blicke den Palast Pitti entziehend. Eine Thalensenkung mit reicher Delbaumpflanzung dehnt sich herüber bis an San-Miniato, und hinter uns steht die lebenswürdige Basilika sammt ihren Gräbtern. Diese Grabstätten,

nach italienischer Art steinern, gemüthlos und nüchtern, bringen einen Mißklang in die schöne abendliche Stimmung. Doch sei es daß die reiche glanzvolle Natur selbst diesen Gegensatz fordert, sei es daß das menschliche Herz, wenn es nach außen lebt, wie in Italien, für die stillen und heiligen Empfindungen anspruchloser Pietät mehr und mehr unfähig wird, genug diese greuliche Kirchhofsöde in Italien muß einen tiefern Zusammenhang und Grund haben. Immer aber stößt sie unser Gefühl gewaltsam zurück, und wir sind geneigt, dem Volke höhern Edelsinn und Adel der Seele abzusprechen, welches seine Todten so behandelt. In San-Miniato ist nun die Debe zwar nicht so trostlos wie an andern Orten, aber kalte Steinplatten, die gemauerte Gräfte zudecken, nehmen fast den ganzen kleinen Raum ein und geben dem Herzen keine warme Anregung. Doch mögen die Gräber uns im Rücken bleiben, und möge das Auge sich Labung auf den warmen Hügeln des jenseitigen Ufers holen, wo Fiesole herüberschaut, wo herrliche Züge hoher Gebirge in warmen weichen Tönen allgemach in nächtliche Dämmerung zu verschwimmen anfangen. Auch über Florenz wird es dunkler; doch ruht noch mächtig und klar die Masse des Doms, wie eine Krone, auf dieser Stadt. Nur der Thurm der Signoria vermag sich neben jener als einzelnes zu behaupten: ein passendes Zeichen, daß das Volk dieser Stadt auch den Dom gebaut. Unzählige weiße Häuser blinken von jenseit der Stadt noch herüber, und ganz nahe steht in feierlichem Ernst der Cypressenhain bei der Kirche San-Salvatore del Monte da.

Florenz selbst scheint so rings umschlossen und von diesem Standorte aus gleichsam wie in einem Kessel dazuliegen. Die obere Oeffnung des Arnothals deckt zur Rechten jene kleine Kirche mit ihrem Hügel, und unterhalb der Stadt ziehen sich die Berge links hin in fast rechtwinkliger Krümmung, sodas ein großes Becken sich bildet, in das man ganz nah und unmittelbar von San-Miniato aus hineinblickt. Dieser Punkt ist so einzig und herrlich, wie man selten einen ähnlichen finden möchte, aber leider fehlt ihm ein stilles Plätzchen, wo man in harmloser Beschaulichkeit oder in heiterm Gespräche bei erquickendem Trank die Nacht erwarten und die tausend Lichter von Florenz unter seinen Füßen sehen könnte. In Deutschland wäre das erste gewesen, hier ein Wirthshaus einzurichten; in Belschland haben sich die Mönche angesiedelt und einen Kirchhof gebaut.

Die Umrisse der Berge setzen sich in scharfen bestimmten Linien ringsum von dem reinen Himmel ab, der selbst gen Norden von röthlichem Dufte angehaucht ist, aber gegen Abend hinter den schwarzen Bergen glänzt er in zauberischem Lichte purpurn und goldig; in himmlischem Duft liegt die Thalebene des Arno da; die nahen Hügel mit ihren zahlreichen Häusern bieten das Bild frohesten und frischesten Lebens — und alles bildet sich zu einem Ganzen, das ebenso schön und großartig von der Natur angelegt, wie reich und mannichfach vom Menschen seit Jahrhunderten belebt und bebaut ist.

Florenz auf der Höhe seiner Macht und Blüte bietet das vollkommenste Bild der innersten Vereinigung kirchlichen und bürgerlichen Lebens; und wenn dies eins der charakteristischen Zeichen mittelalterlicher Cultur ist, so ist eben Florenz eine der cultivirtesten Städte jener Zeit. Ja in gewissem Sinne kann man sie die erste nennen. Denn nirgends sonst haben Stadtverwaltung, Pfarrgeistlichkeit, Klöster, Bruderschaften und einzelne Männer in so großartiger Weise, gemeinsam und einander ergänzend, aus kirchlichem Bedürfnisse heraus und auf dem Grunde republikanischer Freiheit für die Kunstentwicklung gewirkt. Der Sinn jener Menschen war ebenso stolz wie katholisch, ebenso auf Großheit, Würde und Freiheit gerichtet wie zu frommen Diensten und Geschäften geneigt. Jene lähne, kräftige Seite des florentinischen Geistes mag die grundlegende gewesen sein; aber alles geistige Leben wiederum empfing doch nur Inhalt von der Religion und Kirche, und so entwickelte sich eine ganz und ausschließlich religiöse Kunst in der monumentalsten und reichsten Weise. Die Signorie schmückte ihr Rathhaus mit frommen Bildern und Statuen,

sie stattete Dom und Taufkirche aufs glanzvollste aus, baute Or San-Michele und so vieles und Großes. Die Klöster wetteiferten, ihre Kirchen, Kreuzgänge, Kapellen und Säle so schön als möglich herzustellen, und sie besaßen dabei Einsicht und wahre Liebe zur Kunst, sodaß wir noch jetzt in Santa-Croce, Santa-Maria Novella, San-Marco und del Carmine unsterbliche Schöpfungen in staunenswerther Fülle bewundern. Und so setzte sich diese Thätigkeit durch Bruderschaften, wie etwa die des Bigallo, die der Barfüßer, und durch Familien, die theils in ihren Palästen, theils in den Kirchen Kapellen bauen und malen ließen, weiter und weiter fort. Während nun aber in derselben Zeit die Profanarchitektur mit unvergleichlichem Genius epochemachende und unerreichte Vorbilder schuf, erhob sich doch der eigentliche Kirchenbau nicht zur Höhe weisevoller Begeisterung, sondern er stellte gleichsam nur die Wände und Gewölbe hin, wo diese letztere durch Malereien sich aussprechen konnte. In der Zeit des gothischen Stils bildet die Kirchenbaukunst in Florenz im Innern möglichst freie luftige Räume, die sie mit Wandflächen abschließt und nicht einmal immer überwölbt. Das ganze Pfeiler- und Strebesystem der Gothik ist so gut wie aufgegeben, für das Äußere wenig gethan, der Grundriß nicht selten langweilig. Der künstlerisch außerordentliche Werth dieser Denkmäler beruht nicht in dem Gesamteindrucke, dem im Vergleich zu andern Kirchen unbestreitbar Etwas an Würde und Weihe abgeht, sondern in dem Reichthum einzelner Kunstwerke und in der monumentalen Ausschmückung vieler Kapellen. Von diesen Kapellen wollen wir jetzt einige ein wenig näher betrachten.

Gegenüber dem jetzigen Bahnhofe liegen das ehemalige Kloster der Dominicaner und die zugehörige große Kirche von Santa-Maria Novella, gefeierten Andenkens in der Kunstgeschichte und in der Geschichte der Stadt Florenz. An der Nordseite des sogenannten Grünen Kreuzgangs befindet sich eine große Kapelle, die vor Zeiten als Kapitelsaal diente, aber seit 1550 den Spaniern eingeräumt, bis heute die Cappella degli Spagnuoli heißt. Obwol gänzlich ausgemalt, wirkt dieser weite hohe Raum doch nicht bunt, vielmehr gewinnt die Architektur Leben und Leichtigkeit. In den Ecken des oblongen Rechtecks tragen Pfeiler die Kreuzrippen, die mit den gemalten Einfassungsbändern der Kappen ein sehr festes Gerippe bilden. So gliedert sich, durch die Malerei unterstützt, der bauliche Gedanke äußerst kräftig, und die Wandflächen drängen sich keineswegs vor. Dem Bildschmuck liegt nun diese Idee zu Grunde. Dem Eingang gegenüber an der Wand, wo in der Oeffnung der kleinen Absis der Altar steht, ist links unten die Kreuztragung, oben in der ganzen Breite der Wand die Kreuzigung mit sehr figurenreicher Umgebung dargestellt, und rechts unten neben der Absis die Höllefahrt. In der hier angrenzenden Gewölbelappe hat die Auferstehung ihren Platz gefunden, und in der entgegengesetzten die Himmelfahrt. Links in der zur westlichen Schmalseite gehörigen Kappe sieht man die Ausgießung des Heiligen Geistes, sodaß hier die Darstellung der biblischen Thatfachen, auf welche die Kirche sich gründet, abgeschlossen ist. In der entgegengesetzten Kappe nun ist der Uebergang in der symbolischen Darstellung des Schiffleins Petri gegeben, und der Gedanke setzt sich dann weiter im Wandbilde rechts fort. Oben erscheint Christus in der Gloria thronend von den evangelischen Symbolen und Engeln umgeben; tiefer zu seiner Rechten die Heiligen des Himmels mit der Pforte des Paradieses, unter der Petrus steht. Selige knien hier nieder und empfangen von Engeln die Palmen. Vor der Himmelsthür aber steht der heilige Dominicus, und nun beginnt die *ecclesia militans*, als deren Vorkämpfer hier die Dominicaner erscheinen. Rechts unten im Bilde zeigen sich die berühmten *domini canes*, Hunde in den schwarzen und weißen Farben der frommen Brüder des heiligen Dominicus, mit den legerischen Wölfen; übrigens eine köstliche Selbstironie auf diesen Orden der Herren Inquisitoren, welche oft genug mehr hündische Verfolgungswuth als menschliche Vernunft zeigten. Links die Hierarchie, mit Kaiser und Fürsten an ihrer Seite, thronend vor der Kirche Santa-Maria del Fiore zu

Franz. In der Composition steht der Himmel mit seiner Pforte unmittelbar über dem Dom; der heilige Dominicus, eine besonders große Gestalt, hält ziemlich die Mitte. Das Bild an der linken Wand nun stellt die Wissenschaft im Dienste der Kirche, die Scholastik des heiligen Thomas von Aquino dar, welcher in einer Art Apotheose auf seinem Thron sitzt; über ihm in der Luft schwebende Engel mit symbolischen Attributen, neben ihm etwas rückwärts zweimal fünf Männer des Alten und Neuen Bundes, unter seinen Füßen die Keger, und in der untern Hälfte des Bildes die Hauptrichtungen und Eigenschaften der scholastischen Wissenschaft. Die vierte Wand, durch die drei Oeffnungen der Thür und der großen Fenster wie durch ein Rundfenster oben unterbrochen, ist zum Theil verdorben, doch sieht man noch eine Dominicanerpredigt und andere einzelne Stücke, sodas kein Zweifel ist, es sei hier die Wirksamkeit des Ordens ausführlich geschildert worden.

Diese Malereien sind somit ein merkwürdiger Beleg, wie die Kirche der Kunst den Ideengang vorgeschrieben hat, denn aus eigenem Antriebe kommt kein Maler auf diese Gedanken. Dazu gehört scholastische Bildung. Aber es ist bewunderungswürdig, bis zu welchem hohen Grade anscheinender Freiheit die Kunst diese Ideen erfass't und zu vollkommener Einheit verbunden hat. Der Grund liegt in der Naivetät jener Maler, die ohne die leiseste Tendenz, ja ohne zu wissen, das etwas anderes überhaupt nur möglich sei, diese Dinge glaubten. Die Kirche als Hierarchie feiert in diesen Werken einen ihrer größten künstlerischen Triumphe, und sie zeigt sich dabei doch sehr rücksichtsvoll gegen die Kunst, obwol sie selbst sich des letzten Sinnes dieser hier dargestellten Gedanken bewußt war. Diese sind aber Kampf und Vernichtung aller andern Geistesrichtungen, und hier sind bekanntlich die Dominicaner, mit ihrer Inquisition die Vorgänger der Jesuiten, mit ihren großen Männern diejenigen gewesen, welche, siegreich, nun auch Früchte boten.

Künstlerisch betrachtet bilden diese Malereien, über deren Urheber die Meinungen auseinandergehen, einen mächtigen Schritt von Giotto zu Masaccio hin, namentlich werden die Bewegungen der einzelnen Figuren immer freier und natürlicher, die Köpfe immer mehr individualisirt und charaktervoll, und die Künstler entwickeln gerade hierin einen besondern Reichthum. Die Kapelle als Ganzes aber gibt, wie selten ein Raum, den vollkommensten Eindruck der Monumentalität, sie zeigt die glückliche Einfügung der Malerei in die Baukunst, indem jene die Rechte dieser nicht beeinträchtigt, ja die Wirkung der Architektur sogar verstärkt und dennoch, obwol in der Vertheilung der Gedanken an die bauliche Theilung sich eng anschließend, mit ihren eigenen Werken den Geist des Betrachters selbständig und ernst beschäftigt. Hier kann der Neuere lernen, wie die Künste zusammenwirken müssen, wie sie sich wechselseitig bedingen und ergänzen im Sinne höchster Monumentalität. Und die Malereien selbst, wichtig und werthvoll in ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung, eröffnen zugleich durch ihre Gegenstände tiefe Blicke in die Cultur- und Kirchengeschichte des Mittelalters.

Für den kunstsinigen Betrachter wird immer das Nächstliegende und die Hauptsache bleiben, daß er sich stets bemüht, besser und besser zu erkennen, welchen Gang die geschichtliche Entwicklung der Kunst genommen. Denn ohne diese Erkenntniß schwebt das einzelne, abgelöst von den Verbindungsgliedern vor- und rückwärts, gleichsam in der Luft und entzieht sich richtigerer Beurtheilung wie tieferm Genuße. Denn nur die edelsten und vollkommensten Werke, die über aller Zeit stehen, gelten und leben ganz für sich allein; nur sie sagen: hier bin ich, siehe und erfreue dich — ein Geschenk des Himmels, eine Gabe des Mädchens aus der Fremde. Aber die andern wollen in ihrem besondern Wesen gesucht sein, sie verlangen ein Zurückversetzen in den Geist der Zeiten, die sie entstehen ließen, in die Bedingungen, die damals galten. Solche Erkenntniß mildert dann auch die scheinbare Ausschließlichkeit und die Wunderbarkeit der Entstehung höchster Werke,

denn sie lehrt, daß alles Menschliche wächst und wird, und daß auch die größten Genien nur das werden konnten, was sie wurden, auf dem festen und mühsam bereiteten Boden, wo sie standen.

Würde man solche Betrachtung sich nicht gegenwärtig halten, so müßten die Fresken des Masaccio in der Cappella Brancacci in Santa-Maria del Carmine, obwohl etwa 100 Jahre nach Giotto, doch diesem gegenüber wie ein Wunder erscheinen. Giotto's Idealität rang nach Form und Stil, nach Wahrheit und Schönheit, aber sie war nicht kräftig genug in den Werken der Nachfolger, diese Ziele auch ganz zu erreichen; sie ging vielmehr gerade da, wo sie ihre reinste Blüte trieb, auch zugleich unter. Fiesole, der edle Klosterbruder von San-Marco, konnte in seiner religiösen Idealität nicht mehr übertroffen werden, vielmehr unterlag er selbst den im menschlichen Wesen begründeten Schwankungen seiner frommen Begeisterung, die wiederum außer Stande war, eine der Idealität seiner Stimmung ganz entsprechende ideale Form zu erreichen. Daß nach Fiesole nicht ein ideal-klosterlicher Manierismus schrankenlos hereinbrach, ist jener derbern Richtung zu danken, zu der Giotto ebenfalls den Anstoß gab, der Beachtung der Natur. In Florenz treten nun Männer auf, die von der Natur das schärfste Auge für Beobachtung und Auffassung und einen kräftigen Sinn für die Wirklichkeit mitbekommen hatten: Ghiberti, Donatello, Masaccio. Ein Jahrhundert hat still daran gearbeitet, die Natur erkennen zu lehren, und man übte an den Denkmälern des Alterthums das Urtheil über Schönheit und Zuverlässigkeit des Wirklichen. So entstanden Werke, die einem ganz andern Dasein entsprungen zu sein scheinen, und die sich bedingt zu jenen ältern verhalten wie etwa Rubens zu Dürer, die auch ein Jahrhundert voneinander trennt. Was Masaccio bereits leistet, macht ihn groß; was er nicht gibt, läßt begreifen, daß abermals 100 Jahre nöthig waren, bis Idealität und vollendete Form, beide in Einem, sich ganz gefunden und ihre Blüte feierten. Masaccio weiß schon die edelsten Gestalten zu schaffen, Köpfe von geschlossenem Charakter in großem Reichthum darzustellen, silbvolle Gewänder zu zeichnen, im Nackten mit Sicherheit und Freiheit sich auszusprechen und große technische Vorzüge der Malerei zu entwickeln. Aber die Gesetze der Composition sind ihm noch nicht geläufig und klar. Wie instinctmäßig, gegen die zerstreute Anordnung der ältern Schulen, häuft er seine Figuren, ohne die Massen durch Gruppengliederung und künstlerische Bewegung der Linien genügend zu beleben. Doch kündigt sich in einzelnen Motiven der Sinn auch für den Stil in der Composition an, ebenso wie er durch einen starken Zug nach idealer Schönheit zuweilen die Neuheit der Charakterformen zu veredeln strebt. Bekannt ist, daß Motive seiner Stellungen, Gewandungen und Köpfe gereinigt bei Rafael wiederkehren.

Ein entschiedenes Eingehen nicht nur auf die Natur, sondern auch auf die Wirklichkeit selbst fand so statt. Die Menschen der Gegenwart wurden von den Künstlern in die Darstellungen eingeführt, und wie unwiderstehlich dies Streben war, bezeugt ja selbst Fiesole, welcher mit den Menschen der Welt, in der er lebte, nämlich der Kirche, genau so verfuhr wie die andern mit dem profanen Leben. Die Heiligen werden in unmittelbare Verbindung mit den Thatfachen der biblischen Geschichte gesetzt, und endlich sogar die ganze Kirche trauernd am Fuße des Kreuzes versammelt. Solch eine Darstellung malte Fiesole auf die Wand des Kapitelsaales in seinem Kloster. Sucht man in der ältern Kunst Vorläufer zu diesen beiden Richtungen, so deutet die Darstellung der thronenden Madonna, wie sie von Heiligen verehrt wird, die Art des Fiesole, die Anbringung der Stifter aber auf solchen und ähnlichen Bildern die des Masaccio an. Keiner unter den florentinischen Malern ist aber stärker in der Art des letztern als Domenico Ghirlandajo, ein Mann der rauhen Wirklichkeit und des ernstern Charakters.

Daß Domenico Ghirlandajo ein solcher Mann, ein strenger und, wenn man will, etwas schwerfälliger Künstler sei, nimmt man sehr deutlich wahr im Chor von San-Maria

Novella, den er gänzlich mit Fresken geschmückt hat. Die Eintheilung der Wand ist nüchtern, durch Wand- und Mittelpilaster mit Gebälk in dreimaliger Wiederholung übereinander bewirkt, sodas sechs große Bildflächen und die Lunette entstehen. Dies ist das Gewöhnliche und Handwerksmäßige, was man sich denken kann, und es sichts z. B. gegen die übermüthige, an pompejanische Vorbilder erinnernde Weise sehr ab, in welcher Filippino Lippi die Rückwand der unmittelbar neben dem Chore liegenden Cappella Filippo Strozzi sehr anziehend und zierlich grau in grau bemalt hat. Auch Ghirlandajo's Farben sind etwas schwer und für das Fresco nicht heiter und licht genug, wenigstens scheint dies jetzt unzweifelhaft so, obwohl man die Verschmutzung durch die Zeit und die nachtheilige Wirkung eines mangelhaften Lichtes nicht außer Acht lassen muß. Nicht minder fehlt seinen Gestalten die fröhliche Leichtigkeit und Lebensfrische, die bei andern Künstlern seiner Zeit so lebenswürdig erscheinen, und vollends ist er viel zu ernst, um in naiver ungezwungener Weise die Menschen seiner Zeit mit den heiligen Darstellungen zu verbinden. Wie eine Rathversammlung sehen die Männer auf dem Bilde des Zacharias mit dem Engel im Tempel aus, und als vornehme Zuschauerinnen treten die florentiner Damen bei der Begattung der Maria und Elisabeth auf. Wie anders weiß ein Benozzi Gozzoli die Verbindung glaublich und anziehend zu machen, wie verstand es später ein Paul Veronese, freilich in anderer Weise, uns mit seinen Verweltlichungen der frommen Geschichte zu versöhnen! Ghirlandajo, wie er sich selbst mit ausgespreizten Beinen auf dem Bilde der Betreibung des Joachim gemalt und dort so fest auf der Erde steht, ist auch in seiner Kunst ohne höhern Flug der Phantasie, ohne Leichtigkeit und edlere Anmuth. Aber dafür ist ihm Kraft und Würde, Wahrheit und Charakter gegeben. Einzelne seiner Gestalten stehen wie Könige da, und seine Kunst, Individualitäten treffend wiederzugeben, ist sehr groß. Ich habe Domenico Ghirlandajo von seinen Delbildern her stets geliebt und sehe hier in Florenz, wo die großen Sammlungen zahlreiche Tafelbilder von ihm besitzen, daß er auch da am größten ist, wo er einzelne Gegenstände in historischer oder traditioneller Auffassung behandelt. Da verwendet er sein bedeutendes Talent ganz zur Durchbildung aller dabei vorkommenden Gestalten und gibt sich so von seiner besten Seite. Auch der Glanz des Delgemäldes verleiht seinen Bildern eine Frische, die ihnen wohlthätig ist, indem er sie heiterer macht.

Doch ich wage es nicht, die Geduld der Leser noch länger für diese alten Maler in Anspruch zu nehmen. Die Kapellen von Santa-Croce, noch andere Kapellen von Santa-Maria Novella, die Zellen von San-Marco, die Kapellen in der Signoria und im Palaste Riccardi, die Sakristei von San-Miniato und so vieles andere sind durchweg von mehr oder weniger hoher Bedeutung. Wer ein Auge hat für die Kunst, fühlt sich zu Florenz ganz zurückversetzt in die edelste Zeit des Cinquecento, des 15. Jahrhunderts. Wahrhaftes und echtes Kunstleben umgibt ihn da, überreich an Talenten, geabelt durch die würdigsten Ziele und gepflegt durch ein ganzes verständnißvolles Volk. Jede Entstehung eines neuen bedeutenden Werkes war ein Fest für das ganze Florenz, und alle Parteien der Republik kamen darin überein, daß ihre Stadt Mutter und Schirmherrin der Kunst sei und bleibe.

Von den einzelnen Malereien al fresco aber und den Delbildern, die in Florenz sich befinden, darf ich gar nicht versuchen zu reden, denn ich würde nicht wissen, wo anfangen, wo enden. Enthalten doch allein die öffentlichen Sammlungen fast dritthalb tausend Gemälde in Del; die Akademie besitzt nämlich etwa 350, der Palast Pitti 500, die Uffizien gegen 1400 Nummern, und die weit überwiegende Mehrzahl dieser Werke ist bedeutend und sehr werthvoll. Eine Fülle von Beobachtungen und Betrachtungen drängt sich auf, und während man in der Sammlung der Akademie sich ganz in die Zeiten der Renaissance zurückversetzt, umgibt einen in den Sälen des Pitti der Glanz und die Herrlichkeit der vollendeten Malerkunst. Staunenden Auges durchwandelt man die ersten

male die Säle, und begeistert von den Erscheinungen, die wie prächtige Visionen an unserer Einbildungskraft vorüberziehen, geht man an die sorgfältige Betrachtung des Einzelnen. Zu diesen Schätzen kommen die zahlreichen Malereien in den Kirchen und die Sammlung von fast 33000 Handzeichnungen, die mit den Ufficien verbunden ist. Schon der Gedanke, dies alles sehen zu sollen, wird manchen schwindelig machen.

Leider ist der ruhige Genuß dieser Kunstschätze durch mancherlei beeinträchtigt. Zahllose Copisten, die während der Arbeit oft eine lebhaftere Unterhaltung miteinander oder den Aufsehern lieben, machen sich störend und belästigend merkbar, ganz besonders in einigen Sälen der Ufficien. Nichts aber war mir daselbst empfindlicher als die Durcheinanderstellung von Bildwerken und Malereien. Eins stört das andere, und beide beeinträchtigen sich gegenseitig. Es ist unmöglich, wenn der Geist sich in die stille Ruhe und die feierliche Einfachheit antiker Bildsäulen versenkt hat, nun plötzlich beim Erheben des Auges sogleich fähig zu sein, ein Heiligenbild oder ein coloristisches Gemälde ganz zu erfassen. Das wirkt aufeinander wie Tölpel nach Rheinwein. Doch auch äußerlich ist diese Aufstellung ganz verkehrt. Denn wie kann man z. B. Blick und Sinn sammeln, um die Niobe und diese allein zu betrachten, wenn hinter ihr die wilden Figuren der Rubens'schen Irvy-schlacht das Auge abziehen und die Lösung der Gestalt mit ihren Umrissen vom Grunde unmöglich machen? Ganz anders kann sich das Gemüth innerhalb desselben Kreises von Gedanken und Empfindungen frei bewegen, wenn, wie in einigen wenigen Sälen, nur Bildhauerwerke, oder wenn wie im Pitti nur Gemälde der Betrachtung dargeboten werden. Schon das Durcheinanderhängen von Malereien verschiedener Jahrhunderte und Schulen schadet dem ruhigen Genuß und dem reinen Eindruck; um wie viel mehr jene Vermengung von Plastik und Malerei, die spät mediceischer Prachtliebe wol ansteht, einem wahren Verständniß der Kunst aber nicht entspricht. Wie kann ich gesättigt mit dem Bilde des Apollino nun sogleich Dürer's Anbetung der heiligen drei Könige, die unmittelbar dahinterhängt, würdig und wie sie es verdient in mich aufnehmen? Oder ist etwa Rafael's Johannes in der Wüste ein schicklicher Hintergrund für den bedenschlagenenden Satyr? Die Marmorwerke passen nicht zu den Delmalereien, und in richtiger Erkenntniß dieser im Wesen beider Künste begründeten Wahrheit hat man an andern Orten beide Sammlungen geschieden, ja in München vielleicht mit zu großer Strenge sogar die Frescosäle der Glyptothek von Statuen freigehalten. Und doch vertritt sich im Göttersaal eine Pallas wol leidlich mit den Deckenmalereien, und im Trojanischen Saal würde ein Achilleus niemand stören. Denn Fresken an den Decken, aus denselben poetischen Kreisen geschöpft, sind etwas ganz anderes als Delgemälde unbedingt heterogenen Gegenstandes zum Hintergrund antiker Bildwerke. Nur sehr selten macht sich ein geringer Vorzug geltend, den man freilich auch gern entbehren könnte, wenn z. B. oberhalb zu den Seiten der Mediceischen Venus zwei Venus von Tizian hängen. Da ist es nicht übel, zu vergleichen, wie Kleomenes der Athener und Tiziano der Venetianer ihre weiblichen Ideale gegenüber der Natur auffaßten und durchführten.

Man kann es in Worten nicht hinreichend ausdrücken, mit welcher zwingenden Gewalt die Kunst in Florenz den Freund des Schönen in ihren Zauberkreis bannt; unerschöpflich sind die Schätze, die er hier heben kann, und jede ernste Bemühung bei diesem Geschäft ist mit reichem Lohn verbunden. Erlahmt aber das Auge im Sehen und Schauen, so laden die Hügel und Berge rings um die Stadt ein, es in der entzückenden Natur gesund zu baden. Man schweift hinaus, hier- und dorthin, und wie auf dieser Seite das nahe San-Miniato zu bequemem Besuche täglich anlockt, so schaut drüben auf jener Seite der entferntere Thurm von Fiesole einladend herunter. Freilich nach Fiesole kann man nicht täglich; es sind fast drei Stunden zu gehen. Und so muß die Lust, von dort

oben das Paradies des Arnothales zu überschauen, auf wenigemal eingeschränkt werden. Wer aber könnte von Florenz scheiden, ohne Fiesole gesehen zu haben!

Fiesole, diese alte etruskische Bundesstadt, hatte für mich immer einen geschichtlichen und poetischen Reiz gehabt, und so wanderte ich denn in angenehmer Gesellschaft an einem heitern Morgen hinaus. Schön ist die Badia di Fiesole, ein feines Werk Brunelleschi's, interessant die alten Kirchen von Fiesole selbst, aber was wollen sie bedeuten gegen die Herrlichkeit der Natur, die hier das Auge schaut! Fiesole liegt hoch auf einem Berge, wo in einer Senkung zwischen zwei Hügeln der Dom gebaut wurde mit dem Thurme, den man überall bei Florenz sieht. Auf dem Hügel gegen Abend, wo in den alten Tagen sich die Burg befand, ist das Franciscaner-Kloster, und auf dem Plage vor demselben hat man die freieste Aussicht auf das weite Arnothal, das im reichsten Grün mit unzähligen Häusern bedeckt rings die Stadt Florenz umgibt. Wir schellten am Kloster, und ein alter braunkuttiger Pater kam und öffnete. Siebzig Jahre hatte er hinter sich, und fünfzig war er im Kloster gewesen. Mit zitternden Beinen ging er einher und seine Stimme war hohl. Bitterlich aber klagte er, daß er jeden Tag jetzt erwarten müsse, mit seinen Genossen aus dem Kloster vertrieben zu werden, und daß er nicht wisse, wohin sein altes müdes Haupt legen. Der alte Mann rührte uns und bestätigte mir eine Wahrnehmung, die ich bisher schon mehrmals auch an andern Orten gemacht hatte, daß die italienische Regierung das Werk der Klosteraufhebung nicht mit der nöthigen Rücksicht und Schonung der Personen durchführt. Es ist unedel und unmenschlich, einen zitternden Greis aus der Zufluchtsstätte, in die er einst gleichviel aus welchen Motiven sich gerettet und in der er seit zwei Menschenaltern still gelebt hatte, nun in die Welt zurückzustoßen. Bei einer rein historischen Beurtheilung dürfte man freilich sagen, daß jene Mönche jahrhundertlang das Gute gehabt, und daß nun an den letzten die Sünden der Vorfahren heimgesucht werden. Wer aber darf es wagen, das Gefühl für menschliches Misgeschick durch solche Betrachtungen überstimmen zu wollen?

Im Klostergarten wachsen Feigen, Cypressen und Lorbern in schöner Wildheit durcheinander, und eine Lichtung gewährt einen köstlichen Blick rückwärts in den großen Bergkessel, der hinter Fiesole weit sich ausdehnt. Da ist heilige Stille, tiefer Frieden in der Schöpfung, balsamische Luft und die kräftigste Aufforderung, sich ganz der Betrachtung des eigenen Innern hinzugeben. Mit poetischem und idyllischem Zauber umgeben solche Orte das Mönchsleben, und es erscheint als etwas sehr Begehrtes, in so glücklicher Abgeschlossenheit, unberührt vom Lärmen und Treiben des unstillen Lebens, ohne Sorge und ohne Antheil für äußere Dinge, auf glücklicher Bergeshöhe und im stillen Gemache seine Seele ganz den ewigen Gedanken zuzuwenden. Aber wie eine Meduse schreckt aus so freundlichen Betrachtungen ein Blick auf den äußern Zwang und Dienst solchen Klosterlebens auf, die in unsern Tagen wie eine Verflüchtigung am freien Menschengenüß erscheinen. Könnte man doch ein profanes Kloster ohne Rosenkranz, Kniebänke und Todtengerippe, ein stilles Heiligthum der göttlichen Athene gründen, wo Männer der Wissenschaft und Kunst ganz den Idealen ihres Herzens leben könnten! Doch auch das ist ein thörichter Traum. Unser Franciscaner ließ uns wieder in die Welt hinaus, und wir gaben der untergehenden Sonne freundliches Geleit. In entzückender Höhe saß sie dahin, den ganzen Umkreis des Gesichts in Purpur tauchend und den Abendhimmel mit einer wechselnden Fülle von Farben, Lichtern und Tönen erleuchtend. Von den schwarzen Bergen senkte sich die Nacht hernieder, und beglückt nahmen wir Abschied von dem reizenden Fiesole, das uns einen Tag voll Poesie, edler Heiterkeit und innern Friedens beschert hatte. In Florenz wogte das sonntägliche Volk in dichten Massen durch die Straßen, oder es sammelte sich in den Cafés, oder lag auch in erleuchteten Kirchen auf den Stufen und sang Vitaneien.

In der schönsten Natur und in der schönsten Stadt erwachsen so gleichsam als Gegengewicht die Uebel des Nichtsthuns und der Bigoterie, und wir begreifen Dante's süßschmerzlichen Ausruf vollkommen:

So freue dich, Florenz, ob deiner Größe;
Denn über Meer und Land schlägst du die Flügel,
Und durch die Hölle selbst erklingt dein Name.

Doch wir wollen ihm nicht in seine Hölle folgen; wir wollen vielmehr, uns an die lebenswürdigen Eigenschaften der Florentiner und an die Schönheiten der Stadt haltend, ihm nur bei seinem „Godi, Fiorenza!“ freudig beistimmen und der blühenden Arnostadt den unsterblichen Ruhm ihrer einzigen und unvergleichlichen Herrlichkeit lassen.

Chronik der Gegenwart.

Retrosloge.

Am 18. Juni 1869 starb zu Newyork Henry Jarvis Raymond, ein Mann, der als Journalist, Publicist und Staatsmann in der Nordamerikanischen Union hohe Achtung genoß und einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes ausübte. Er wurde am 24. Jan. 1820 zu Lima, einem Städtchen in Livingston County im Staate Newyork, geboren, woselbst sein Vater eine kleine Farm besaß. Auf dem dortigen Seminar genoß der junge Raymond den ersten Unterricht; Vom 15. Lebensjahre ab besuchte er eine Districtschule, bezog dann die Universität zu Burlington im Staate Vermont und lehrte, nachdem er sein Examen bestanden, 1840 nach Lima zurück, um sich unter der Leitung von Edward W. Marsh dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Er gab zugleich Unterricht in einem Frauenseminar und lieferte werthvolle Beiträge für das Journal „The New-Yorker“, welches der berühmte Journalist und Politiker Horace Greeley im Jahre 1834 gegründet hatte.

Als letzterer im Jahre 1841 die „New-York Tribune“ ins Leben rief, verließ Raymond die juristische Carrière und widmete sich nun ganz dem Zeitungswesen und der Politik. An diesem weitverbreiteten, einflussreichen Blatte arbeitete er acht Jahre als zweiter Redacteur; dann gab er mit General James Watson Webb den „Courier and Enquirer“ heraus. Im Jahre 1851 trennte er sich von Webb wegen politischer Meinungsverschiedenheit, indem dieser sich auf die Seite von Willard Fillmore schlug, Raymond aber die vermittelnden Ansichten von Zacharias Taylor theilte. Während er den „Courier and Enquirer“ leitete, gab er verschiedene Broschüren politischen Inhalts heraus, die bei Harper u. Bros erschienen. Von bedeutendem Werthe ist seine Streitschrift gegen Horace Greeley über das sociale System Charles Fourier's.

Eine hervorragende Rolle als praktischer Politiker spielte er seit 1849, in welchem Jahre er in die Legislatur des Staates Newyork gewählt wurde; 1850 bekleidete er in derselben das Amt des Sprechers. Er war damals ein Mitglied der Whigpartei und ließ sich namentlich das Schulwesen und den Bau von Straßen und Kanälen angelegen sein.

Im September 1851 gründete er die „New-York Times“, nachdem er seine zerrüttete Gesundheit durch eine Reise nach Europa wiederhergestellt hatte. Im Jahre 1854 wurde er zum Vicegouverneur von Newyork gewählt; er half die republikanische Partei organisiren und unterstützte John C. Fremont, als sich derselbe 1856 gegen James Buchanan um die Präsidentsur der Vereinigten Staaten bewarb. Im Jahre 1857 lehnte er es ab,

als Candidat für die Gouverneurschaft des Staates Newyork aufzutreten; im folgenden Jahre begünstigte er kurze Zeit die politischen Bestrebungen von Stephen A. Douglas. Aber schon 1860 war er wieder der eifrigste Freund von William H. Seward und trug wesentlich dazu bei, daß dieser bedeutende Staatsmann als erster Minister Abraham Lincoln's in dessen Cabinet berufen wurde.

Während des ganzen Seccessionskrieges unterstützte er die Emancipationspolitik Lincoln's, wurde 1861 zum zweiten male in die Gesetzgebung von Newyork gewählt, beförderte 1864 die Wiederwahl Lincoln's und wurde in demselben Jahre vom sechsten District der Stadt Newyork in die Bundeslegislatur gesandt.

Nach Lincoln's Tode gehörte er zu der gemäßigten Fraction der republikanischen Partei und vertheidigte wiederholt die conservative Politik Andrew Johnson's. So kam es, daß er mit der Majorität der republikanischen Partei zerfiel, weshalb sich auch der Bundes-Senat weigerte, ihn als amerikanischen Gesandten für Oesterreich, zu welcher Stelle er von Andrew Johnson im Jahre 1867 ernannt worden war, zu bestätigen. Diese und andere Umstände hatten nun aber so nachtheilig auf seiner Gesundheit eingewirkt, daß er eine längere Erholungsreise unternehmen mußte.

Während des Präsidentenwahlkampfes im Jahre 1868 trat er mit allen seinen Kräften für Ulysses S. Grant, den Candidaten der republikanischen Partei, in die Schranken und nahm wieder eine hervorragende Stellung unter den Führern dieser Partei in Newyork ein. Er hat eine ausführliche Biographie Abraham Lincoln's (800 Seiten stark) und eine Biographie des bedeutenden Redners und Staatsmanns Daniel Webster geschrieben; letztere füllte 26 enggedruckte Spalten in seinem Blatte „New-York Times“.

Raymond hat als Journalist und Politiker bittere und harte Kämpfe zu bestehen gehabt; im Privatleben als Mensch und Freund aber war er überall und stets geachtet und geliebt. Er zeichnete sich durch umfassende Kenntnisse und einen eisernen Fleiß in seinem Verufe aus und trieb die Politik sozusagen nicht blos mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen. Als sein plötzlicher Tod in der Stadt Newyork bekannt wurde, hingen sämmtliche Zeitungen, die republikanischen wie die demokratischen, die Trauerfahne aus ihren Redactionslocalen; der Oberrichter Mac Cunn setzte einen Tag lang die Gerichtsverhandlungen aus; verschiedene Vereine und Gesellschaften, zu denen der Verstorbene in Beziehung gestanden, faßten den Todten ehrende Beschlüsse, und der berühmte Kanzlerredner Henry Ward Beecher sprach am Grabe ergreifende Worte zum Andenken an den Erschiedenen.

Am 1. Juli 1869 starb in Paris nach kurzer Krankheit der Erzieher des minderjährigen Fürsten Milan von Serbien, François Huet, der sich als Philosoph und Demokrat in Frankreich und Belgien einen großen Ruf erworben hat.

Huet wurde am 26. Dec. 1814 in Billeau im Departement Eure et Loir geboren und widmete sich den Wissenschaften, besonders dem Studium der Philosophie. Er machte sich bald durch seine Schriften bekannt, wurde als Professor an die Universität Gent berufen, wo er die moderne Philosophie nach den Grundsätzen von Vordas-Demoulin (gest. 1858) durch eine neue Anwendung des Katholicismus zu reformiren strebte.

Die wichtigsten Schriften Huet's sind: „Recherches sur la vie, les ouvrages et les doctrines de Henri de Gand“ (1838); „Le cartésianisme, ou la véritable renovation des sciences“ (2 Bde., 1843), welches Werk von der Académie des sciences morales et politiques gekrönt wurde; „Essais sur la réforme catholique“ (1856), welche Schrift er mit Vordas-Demoulin gemeinschaftlich schrieb; „La science de l'esprit, principes de philosophie pure et appliquée“ (2 Bde., 1864). So wie er in der Wissenschaft der

freisinnigen Richtung anhing, ebenso gehörte er in der Politik mit seinen warmen und unerschütterlichen Ueberzeugungen der demokratischen Partei an. Dabei war er durch seinen Herz ebenso ausgezeichnet wie durch seinen Geist, was auch den Fürsten Michael III von Serbien bestimmte, ihm seinen Neffen als Zögling zu übergeben, dessen Erziehung er in Paris leitete. Nach der Ermordung des Fürsten, 10. Juni 1868, brachte er seinen Zögling, der zum Fürsten Serbiens erwählt worden war, nach Belgrad zurück. Vor kurzem zu einem, wie er beabsichtigte, vorübergehenden Besuch nach Paris gereist, sollte er daselbst im 55. Lebensjahre seinen Tod und seine Ruhestätte finden. Sein frühzeitiger Tod ist um so mehr zu beklagen, da die von ihm übernommene Aufgabe, die Erziehung des jungen Fürsten zu vollenden, dadurch unterbrochen wurde. Es ist dem minderjährigen Fürsten sowol wie dem Lande, das er regieren soll, aufrichtig zu wünschen, daß sich ein Mann findet, welcher diese wichtige Aufgabe in dem Geiste des jetzt Verstorbenen zu Ende führt.

Emile Barrault, französischer Publicist, starb in der Nacht vom 2. zum 3. Juli 1869 in Paris ganz plötzlich an dem Ausbruch einer Pulsadergeschwulst. Er wurde 1802 in Paris geboren, widmete sich dem Studium der Jurisprudenz, ließ sich in den Advocatenstand aufnehmen und wurde gegen 1830 einer der eifrigsten Apostel des Saint-Simonismus. Er gehörte zu den 38 Saint-Simonisten, die mit Enfantin im August 1832 als Angeklagte im Justizpalaste erschienen, wo sie am 27. Aug. verurtheilt wurden. In den Jahren 1833—35 bereiste er den Orient, um dort Propaganda für den neuen Glauben, der aller Noth auf der Erde ein Ziel setzen sollte, und später mit dem bekannten Componisten Felicien David, der die Melodien componirte, welche von den Saint-Simonisten in Menilmontant gesungen wurden, verschiedene Theile Africas. Er betheiligte sich an den Ereignissen in Aegypten, studirte dann die algierische Frage gründlich und wurde in Folge dessen 1850 als einer der Vertreter Algeriens in die legislative Versammlung gewählt, wo er sich, wie früher in den Versammlungen und Clubs der Saint-Simonisten, als Redner auszeichnete. Im Jahre 1855 unternahm er eine zweite Reise nach dem Orient, und er gehörte mit dem Hrn. von Lesseps zu der Commission, welche beauftragt war, das Project eines Durchstichs des Isthmus von Sues zu studiren und auszuführen. Zu dieser Zeit wurde er auch mit dem Orden der Ehrenlegion decorirt.

Als Publicist machte sich Barrault zuerst durch viele Flugschriften über die Lehren des Saint-Simonismus bekannt, z. B.: „Aux artistes. Du passé et de l'avenir des beaux arts“ (1830); „Encore un mot sur la religion saint-simoniennne“ (1831); „1833 ou l'année de la mère“ (1833); „Au nom de Dieu, père et mère de tous les hommes et de toutes les femmes“ (1833). Von seinen politischen Werken und Flugschriften erwähnen wir: „Occident et Orient; études politiques, morales et religieuses“ (1834); „Guerre ou paix en Orient“ (1836); „Eptre à M. de Lamartine“ (1842); dann eine Sammlung von Briefen, die er 1848 und 1849 an Lamartine, Thiers, Rothschild, den Prinzen Louis Napoleon, den General Cavaignac und an den Papst Pius IX. gerichtet hat. Gemeinschaftlich mit de Calverène schrieb er: „Histoire de la guerre de Méhémet Ali en Syrie et en Asie Mineure“ (1836), und als eine Fortsetzung dieses Werkes „Deux années de la guerre d'Orient“ (2 Bde., 1840). Vor 1848 war er einer der vorzüglichsten Redacteurs des „Courrier français“. Man schreibt ihm auch die Dramen „Noeud gordien“, 1846 im Théâtre français aufgeführt, und „Pathologie du mariage“ (affaire Praslin, 1847) zu, beide „Madame Casamajor“ gezeichnet. In seiner letzten Werke ist „Le Christ“, das 1864 erschien.

Unter dem 14. Juni 1869 meldet man aus Paris den daselbst erfolgten Tod des 74 Jahre alten verdienstvollen Malers Nicolas Auguste Hesse. Hesse wurde 1795 in Paris geboren und bildete sich früh unter der Leitung seines Bruders und des Barons Gros zum Maler aus. Im Jahre 1818 an der Preisbewerbung der Ecole des beaux-arts theilnehmend, trug er im Alter von 22 Jahren mit der Composition *Philémon et Baucis recevant les Dieux* den großen Preis davon. Er ging nach Rom, war aber hier fortwährend leidend und deshalb kaum im Stande, die vorschriftsmäßigen Gemälde für die Ausstellungen in Paris einzusenden. Nach Paris zurückgekehrt, beschäftigte er sich meist mit geschichtlicher und religiöser Malerei, und zwar besonders mit Frescomalerei in Kirchen. Die pariser jährlichen Gemäldeausstellungen besuchte er nur selten, 1838 aber erregte sein Gemälde: *Etats généraux de 1789 ou Mirabeau*, Aufsehen. Ebenso fanden 1853 eine *Clytie mourante* und 1857 eine *Descente de croix* von ihm großen Beifall.

Von diesem Künstler ist das Innere einer großen Menge Kirchen durch vorzügliche Gemälde verziert worden. Ganz besonders erwähnenswerth sind: Die Anbetung der Hirten, in dem großen Schiff von Notre-Dame de Lorette, und Die Belehrung und das Märtyrertum des heiligen Hippolytus in den beiden Seitenkapellen. In der Kathedrale von Arranches bewundert man von ihm den Kampf Jakob's mit dem Engel, und in Reigneux Christus in der Grabstätte. In mehreren Kirchen führte er die Glasmalereien der Fenster aus, für andere entwarf er die Zeichnungen dazu.

Von Hesse sind auch die Gemälde, welche den Hauptsaal des Hôtel-de-Ville in Paris, in der neuen Galerie der Feste, zieren, sowie die Zeichnungen für die acht Treppfenster. Im Jahre 1856 malte er das Porträt des Bildhauers Girardon für die Porträtsammlung der Apollogalerie im Louvre und vollendete in der Galerie des Senats im Luxembourg ein großes historisches Sujet: *La promulgation du concordat*.

Hesse leitete eine Zeit lang ein Atelier, aus dem ausgezeichnete Schüler hervorgegangen sind. Von der Ausstellungscommission wurde ihm 1838 die erste Medaille zuerkannt, und 1840 erhielt er den Orden der Ehrenlegion. Im November 1863 wurde er an Stelle des verstorbenen Eugène Delacroix zum Mitgliede der Akademie der schönen Künste erwählt.

In Albert Grisar, der am 18. Juni 1869 in Usnières in der Nähe von Paris gestorben ist, hat Frankreich einen beliebten Componisten verloren. Albert Grisar, wurde am 26. Dec. 1808 in Antwerpen geboren und war der Sohn eines reichen Schiffsmallers, der ihn für den Handelsstand bestimmte. In einem Handelshause zu Liverpool sollte er seine Lehrzeit bestehen; er verließ aber heimlich diese Stadt und begab sich nach Paris, um dort unter Reicha Musik zu studiren, für die er von Kindheit an große Vorliebe gehegt hatte. Gleich nachher durch die belgische Revolution im September 1830 zu seiner Familie zurückgerufen, vollendete er in Antwerpen seine musikalischen Studien und componirte dort „*La folle*“, eine einfache Romanze, die aber seinen Ruf als Componist begründete. Dann verwandelte er das alte Vaudeville „*Le mariage impossible*“ in eine komische Oper, die so viel Beifall fand, daß die belgische Regierung ihm dafür eine Belohnung von 1200 Frs. bewilligte. Er ging nach Paris zurück, ließ sich daselbst nieder und nahm bald einen ausgezeichneten Rang unter den französischen Componisten ein. Im December 1850 mit dem Kreuz der Ehrenlegion decorirt, wurde er auch zum Ritter des belgischen Leopoldordens ernannt.

Grisar, dessen anmuthiges ungezwungenes Talent sich vorzüglich für die Romanze und die komische Oper eignet, hat für das französische Theater eine Menge kleiner ein- und dreiactiger Opern componirt. Er begann 1836 mit „*Sarah*“, nach seiner ersten

Romanze. Hierauf folgte „L'an mil“ (Juni 1837); „Le naufrage de la Méduse“ (1838), die er mit Flotow und Pilati gemeinschaftlich componirte; „L'opéra à la cour“ (1838); „Lady Melvil“ (1839); „Le carrillonneur de Bruges“ (1852); „Les amours du diable“ (1853); „Le chien du jardinier“ (1855); „Le joaillier de Saint-James“ (1862); „La chatte merveilleuse“ u. s. w. Außerdem componirte er viele Romanzen, die sich in verschiedenen Albums finden, unter anderm: „Adieu, beau rivage de France.“

Lord Stanley of Alderley, der nach längern Leiden am 18. Juni 1869 in London gestorben ist, wurde am 13. Nov. 1802 zu Alderleypark geboren und gehörte einer Familie an, die mit den Earls of Derby einen gemeinschaftlichen Stammvater hatte. Er machte seine Studien in Oxford, wo er 1823 promovirte und sich dann für den Staatsdienst vorbereitete. Er ward Richter und Deputylieutenant für Cheshire, war von 1831—32 Parlamentsmitglied für Hindon, und von 1832—48 für Northcheshire. In dem letztern Jahre wurde er, noch bei Lebzeiten seines Vaters, als Lord Eddisbury ins Oberhaus berufen. Außerdem bekleidete er nacheinander eine Menge Staatsämter. So war er von 1835—41 einer der Secretäre des Schatzamts, von 1853—58 Präsident des Handelsamts, ferner Unterstaatssecretär des Auswärtigen und des Innern, Mitglied des Geheimraths, und vom September 1860 bis zum Juli 1866 in dem Ministerium Palmerston und Russell Generalpostmeister mit Sitz und Stimme im Cabinet. Der verstorbene Lord, der sich in der Politik zu liberalen Grundsätzen bekannte, glänzte durch seinen schlagenden Witz und eine gesunde Urtheilsgabe. Seine Familientitel gehen an seinen zweiundvierzigjährigen ältesten Sohn, den Honorable H. E. John Alderley, über, der sich als angehender Diplomat und ausgezeichnete Linguistiker bekannt gemacht hat.

In Peter Cunningham, der am 18. Mai 1869 in Saint-Albans in Hertshire im Alter von 53 Jahren gestorben ist, hat England einen sehr fleißigen Schriftsteller und gelehrten Kritiker verloren.

Cunningham wurde am 7. April 1816 in Pimlico geboren und war der dritte Sohn des Dichters Allan Cunningham. Seine Erziehung erhielt er in London im Christ-Hospital. Er wurde schon 1834 von Sir Robert Peel, welcher den Talenten seines Vaters hohe Achtung zollte, als Schreiber in dem Audit Office angestellt, in dem er 1854 die Stelle als erster Secretär erhielt. Im Jahre 1860 zog er sich aus dem Staatsdienste zurück. Als Schriftsteller machte er sich dem Publikum am meisten durch sein schätzbares „Handbook of London“, von dem die erste Ausgabe 1849, die zweite 1850 erschien, und sein „Modern London“ (1851) bekannt; doch sind von ihm auch eine große Anzahl anderer Schriften erschienen, von denen hier nur die folgenden erwähnt seien: „Songs of England and Scotland“ (2 Bde., 1835); „The Handbook of Westminster Abbey“ (1842); „The Life of Inigo Jones“ (1848); „The Story of Nell Gwynn“ (1852); „The Works of Oliver Goldsmith“ für Murray's „Library of British Classics“ (4 Bde.), und Johnson's „Lives of the Poets“ für dieselbe Sammlung (3 Bde.); „Letters of Horace Walpole“ (9 Bde., 1857—59). Außerdem war Peter Cunningham auch ein sehr fleißiger Mitarbeiter an manchen literarischen Zeitschriften. Sein „Modern London“ enthält geistvolle und interessante Schilderungen des modernen Babels an der Themse.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhäus. — Druck und Verlag von F. A. Brodhäus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

II.

Deutsche Dichter
des
sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben
von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

8. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt des 1.—3. Bandes.

1. Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Karl Goedeke und Julius Tittmann.
2. Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Julius Tittmann. Erster Theil:
Nikolaus Mannel. Paul Rebhun. Kienhart Kulman. Jakob Funkeln. Sebastian Wild.
Petrus Medel.
3. Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Julius Tittmann. Zweiter Theil:
Bartholomäus Krüger. Jakob Ayrer.

Die folgenden Bände werden enthalten:

Hans Sachs — Johann Fischart — Sebastian Brant — Thomas Murner — Georg Kollenhagen —
Georg Widram — Burkhard Waldis — Erasmus Alberus u. a.

III.

Deutsche Dichter
des
siebzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben
von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

8. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt des 1.—3. Bandes.

1. Martin Opitz' Ausgewählte Dichtungen. Von Julius Tittmann.
2. Paul Fleming's Gedichte. Auswahl. Von Julius Tittmann.
3. Friedrich von Logau's Sinngebichte. Auswahl. Von Gustav Citner.

Die folgenden Bände werden enthalten:

Andreas Gryphius — Simon Dach — Paul Gerhardt — Friedrich von Spee — Johann Schesler
(Angelus Silesius) — Hans Michael Moscherosch (Philander von Sittewald) — Georg Philipp Harsdörffer
— Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen („Simplicissimus“) — Daniel Casper von Cohenstein
— Johann Christian Günther u. a.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

IV.

Bibliothek
der
Deutschen Nationalliteratur
des
achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.
Mit Einleitungen und Anmerkungen.

8. Jeder Band geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Inhalt des 1. — 25. Bandes.

1. Schleiermacher's Reden über die Religion. Von Carl Schwarz.
2. Klopstock's Oden. Von Heinrich Dünker.
3. 4. Musäus' Volksmärchen. Von Moriz Müller.
5. 6. Kortum's Tobstabe. Von F. W. Ebeling.
7. Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Boetisches Tagebuch. Von Julius Tittmann.
8. Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise. Von Hermann Hettner.
9. Wieland's Oberon. Von Reinhold Köhler.
10. 11. Maler Müller's Dichtungen. Von Hermann Hettner.
12. Körner's Leier und Schwert, Friny, Rosamunde. Von Rudolf Gottschall.
13. 14. Forster's Ansichten vom Niederrhein. Von Wilhelm Buchner.
15. Herder's Eid. Von Julian Schmidt und Karoline Michaelis.
16. Senne's Spaziergang nach Syrakus. Von Hermann Desterley.
17. 18. Wilhelm Müller's Gedichte. Von Max Müller.
19. 20. Goethe's Faust. Von Moriz Carriere.
21. 22. Bürger's Gedichte. Von Julius Tittmann.
- 23.—25. Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit. Von Julian Schmidt.

Die folgenden Bände werden enthalten:

Höfky's Gedichte, Hof' Luise und Ibyllen, Mendelssohn's Jerusalem und Phädon, Schleiermacher's Monologen und Weihnachtstheater, u. a.

Die bereits erschienenen Bände dieser vier Sammlungen sind, geheftet oder gebunden, nebst ausführlichern Prospecten in allen Buchhandlungen vorrätzig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Sieben erschien:

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von
seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von
Friedrich Hippold.

Zweiter Band:

Schweiz und England.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Der erste Band: Jugendzeit und römische Wirkksamkeit, hat denselben Preis.)

Dieser lange erwartete zweite Band von Bunsen's Leben und Memoiren wird das lebhafteste Interesse, welches dieses Werk wie in England (wo sofort eine zweite Auflage desselben nöthig wurde) so auch im Vaterlande Bunsen's erregt, sicherlich noch steigern. Besonders verdienen die darin zum ersten male veröffentlichten, in der englischen Ausgabe nicht enthaltenen Auszüge aus den Tagebüchern Bunsen's in den Jahren 1848 und 1849 sowie die Mittheilungen über seinen Verkehr mit König Friedrich Wilhelm IV. nach und vor dessen Thronbesteigung, namentlich aber nach 1848, die allgemeinste Beachtung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Sechzehntes Heft. (15. August 1869.)

Inhalt.

	Seite
Des Credit mobiler Glück und Ende	241
Ein Jahrzehnt württembergischer Politik. Dritter Artikel	254
Bularch und seine Bewohner. Von W. A. Ritter von Zerboni di Spofetti	278

Chronik der Gegenwart:

Revue der bildenden Künste: Berliner Ausstellungen: Ausstellung von Aquarellen im Akademiegebäude; die akademische Ausstellung im Herbst 1868; Ausstellung der Concurrenz-entwürfe für den neuen berliner Dom; Ausstellung von Materialien für den Zeichenunterricht	304
--	-----



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Ideen zur Geschichte der Menschheit.

Von

Johann Gottfried von Herder.

Mit Einleitung und Anmerkungen

herausgegeben von

Julian Schmidt.

In drei Bänden. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ sind bekanntlich das Hauptwerk desselben, dem sich alle seine frühern und spätern Arbeiten nur ergänzend anschließen. Ihre Bedeutung liegt aber noch tiefer; denn, wie Julian Schmidt in der Einleitung dazu sich ausdrückt, „sie fallen in den Knotenpunkt der gesammten deutschen Culturbewegung von der Mitte des vorigen bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts“. Vorliegende neue, vollständige, correcte und dabei außerordentlich wohlfeile Ausgabe macht das classische Werk zum ersten mal weitem Volkstheilen zugänglich.

Herder's „Ideen“ bilden den 23. — 25. Band von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Band 1 — 22 enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Dünker;
Musa's Volksmärchen, von Moriz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobflade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Littmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan, von Peltner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen, von Peltner (zwei Theile);
Körner's Leier und Schwert, Briny, Rosamunde, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein, von Buchner (zwei Theile);
Herder's Eid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Senne's Szajzergang nach Syrakus, von Desterley;
Wilhelm Müller's Gedichte, von Max Müller (zwei Theile);
Goethe's Faust, von Moriz Carriere (zwei Theile);
Bürger's Gedichte, von Julius Littmann (Doppelband).

☞ Jeder Band einzeln geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr. ☞

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Gedichte

von

Ludewig Heinrich Christoph Höltz.

Nebst Briefen des Dichters

herausgegeben von

Karl Galm.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Höltz's Gedichte erscheinen hier in ihrer ursprünglichen Fassung, wie sie der Herausgeber theils nach den ersten Drucken, theils nach den Originalmanuscripten kritisch wiederhergestellt hat. Die beigelegten abweichenden Lesarten sowie die zum ersten mal gedruckten Briefe Höltz's verleihen der Ausgabe besondern Werth für Literaturhistoriker wie für alle Freunde deutscher Poesie.

Des Crédit mobiler Glück und Ende.

Aus Schutt und Trümmern spricht warnend der Geist der Weltgeschichte. Gepriesene, für unerschütterlich gehaltene Herrlichkeiten sinken in Staub und lassen nichts von sich übrig, als was die Sage kundgibt. Indeß die Lehren der Vergangenheit werden, wenn sie in Widerstreit mit den menschlichen Leidenschaften gerathen, nur zu leicht vergessen, ihr Mahnwort überhört, und dem Darsteller menschlicher Geschichte bleibt nichts als die undankbare Mühe, mit neuen Farben alte Wahrheiten aufzufrischen.

Der Börsenschwindel, welcher den Beginn des Régime des zweiten Napoleonischen Kaiserreichs bezeichnet, hat den ganzen europäischen Continent auf früher nie gekannte Weise in Mitleidenschaft gezogen, und selbst die Gegenwart leidet noch an den Wunden und Narben aus der damaligen Zeit. Es war eine jener großen Täuschungen, welche eine ganze Epoche in Dunst und Nebel hüllen. Vielfach hat man die Brüder Péreire, die Urheber jener Schwindelperiode, mit Law verglichen; während indeß Law's Wirken, wenn auch seiner Absicht entgegen, unproductiv blieb, kann man dies von den Péreire, denen er zum Vorbild diente, nicht sagen. Sie haben im Gegentheil mehr geschaffen, als ihnen zulam; denn da sie den einzigen Zweck verfolgten, möglichst viel Gewinn daraus für sich zu ziehen, namentlich aus der Agiotage mit den Actien, so kam es ihnen nie auf Prüfung und Auswahl der Unternehmungen hinsichtlich ihrer Rentabilität an, und bald wandelte ihr Fuß über ein Leichenfeld, nichts hinter sich lassend als unendlichen Jammer.

Die Scenen dieses Dramas der Gegenwart wieder in Erinnerung rufen, heißt ein Stück Menschengeschichte zur Darstellung bringen, zwar reich an Schatten, arm an Licht, aber einen epochemachenden Markstein bildend im Laufe der Zeiten.

Wer kennt nicht jene zum Theil prächtigen Gebäude in den großen Haupt- und Handelsstädten, wo sich zur Mittagszeit Hunderte von Menschen versammeln, um miteinander um das Glück zu wirteln? Trittst du hinein in die Hallen des Plutostempels, so empfängst dich nichts als wüthes Geschrei, ein dumpfes Gemurmel, ein wirres Durcheinander. Aber den Spieler dünkt dies Gemurmel Musik und seine Seele schwelgt in den Chancen des Spiels, wie die des Denkers, des Forschers in irgendeiner großen Idee.

Der Wege, um an der Börse große Vermögen zu erwerben, gibt es hauptsächlich folgende drei: 1) die Ausnutzung wichtiger andern unbekannter Verhältnisse und Nachrichten; 2) die Kunst, durch täuschende Vorspiegelungen Actionäre zu Unternehmungen anzulocken und solchertweise Papiere mit großem Gewinne zu verwerthen; 3) erfolgreiche Operationen im Börsenspiel, welche indeß im größern Maßstabe nur den Lonangshern und Eingeweihten zugänglich sind, da auch nur ihnen die nöthigen Fonds zu Gebote stehen, um solche Operationen bis zum Erliegen der Gegner durchzuführen. Offenbar hat die erstere der beiden Ausbeutungsmethoden wenig von dem Charakter der eigentlichen Speculation an sich, deren Zeichen das Risiko ist, welches mit dem Zufall zu rechnen hat. Im Gegentheil beruht sie auf ganz sichern Daten, deren Wirkung sich berechnen läßt. Bevorzugt durch ihre Stellung können die Börsenmatadore ihre Opera-

tionen mit Sicherheit lenken, während der nicht in die Geheimnisse Eingeweihte bloß auf die Eingebung seiner Combinationen angewiesen ist. Nur die Feldmarschälle der Speculation kennen das Lösungswort, während der große Troß blindlings in das Feuer hineinstürzt, um als Kanonensfutter verbraucht zu werden. Bloß äußerst wenigen unter den vielen, welche an der Pforte des Plutostempels anklopfen, ist es vergönnt, einen Platz unter den Königen der Finanz zu erwerben und sich zur tonangebenden Größe hinaufzuschwingen. Oft bedarf es großer politischer Umwälzungen, um Namen, die bis dahin nur nebenher genannt wurden, plötzlich in die erste Reihe zu erheben. Ein solcher Moment war für Frankreich durch die Revolution im Jahre 1848 gegeben, ein anderer durch das neue Kaiserreich, das Napoleon III. begründete.

Frankreich war seiner Republik, die, gleich einem Donnerschlage aus heiterm Himmel, allen unvernünftet über das Land hereingebrochen war, bald müde geworden. Der neue Augustus, welchem daran liegen mußte, durch Beförderung der materiellen Interessen den Gegensatz gegen die störende Unruhe der Republik herauszuführen, bedurfte Männer, kühn genug, auf dem finanziellen Gebiete das zu thun, was er auf politischem vollbracht hatte, d. h. sich zu Herren des Speculationsmarkts zu machen und im Napoleonischen Interesse durch verlockende Unternehmungen die bereits vom Bürgerkönige verwöhnte gewinndürstige Bourgeoisie an das kaiserliche Regime zu fetten. Mit den alten, in den gewohnten Gleisen arbeitenden Banthäusern war nichts anzufangen; es galt Männer zu finden mit neuen Gedanken, Emporkömmlinge wie der Mann auf dem zu gründenden Throne selbst, Männer, die vor nichts zurückschreckten, wenn es galt sich zu bereichern. Und diese Männer waren bald gefunden, boten dem Suchenden von selbst sich dar.

Zu den verschiedensten Zeiten hat die Ungleichheit der Gütervertheilung unter den Menschen denkende Geister zum Versuch der Lösung des Problems herausgefordert, Glück und Wohlergehen oder doch eine gewisse Summe des Lebensgenusses allen Gliedern der Gesellschaft zutheil werden zu lassen. Leider arteten indeß sämmtliche dahin zielende Projecte, das Elend aus der Welt zu schaffen, zuletzt in unfruchtbare communistische Bestrebungen aus. Auch der Saint-Simonismus, welcher eine Zeit lang die Blicke auf sich gelenkt hatte, theilte dies Schicksal. Wenn er selbst aber auch längst verschollen ist, so haben doch einige frühere Anhänger desselben hervorragende Stellungen in der französischen Gesellschaft erlangt, theils als Staatsbeamte, theils als Börsenmänner und Millionäre. Allerdings ein weiter Sprung vom Saint-Simonismus zum Börsenspieler; aber das Leben mit seinen Aufgaben und Anforderungen schleift auch die rauheste Oberfläche ab und bringt oft die gewaltigsten Umänderungen in den Anschauungen der einzelnen hervor.

Unter den Anhängern des Saint-Simonismus machte sich von den Gebrüdern Emile und Isaac Pèrèire aus Bordeaux der erstere bemerkbar. Emile war 1800, Isaac 1806 geboren. Von 1820—32 gehörte Emile der Presse an und war Mitarbeiter am „Globe“ und „National“. Von ihm rührt aus damaliger Zeit eine Schrift her, in der er der Staatshülfe und der Abschaffung des Geldes das Wort rebete. Indeß die Umkehr dieser Ansichten, welche mit der Wirklichkeit so sehr im Widerspruch standen, ins gerade Gegentheil ließ nicht auf sich warten. Von dem Augenblicke an, wo die Pèrèire die Börse betraten, haben sie bei keiner Gelegenheit den obersten Grundsatz derselben vergessen, daß Geschäft nichts bedeutet als das Geld anderer. Hervorragendere Bedeutung gewannen sie aber erst, als sie an die Spitze des Eisenbahnunternehmens Paris-Saint-Germain traten, wozu ihnen Rothschild's Protection verhalf. Dasselbe soll eine wahre Räuberhöhle der Agiotage gewesen sein, wie sich leicht denken läßt; indeß gerieth das Kleinere über das spätere Größere bald in Vergessenheit. Nachher traten die Pèrèire in die Verwaltung der Nordbahn ein, an deren Spitze gleichfalls Rothschild stand, welcher damals noch weit entfernt war in ihnen die spätern Nebenbuhler und Lehrmeister zu ahnen. Es waren

also keine unbekanntem Größen, auf die Louis Napoleon traf, als es sich darum handelte, eine Anstalt zu gründen, welche dem Napoleonismus durch die verlockende Verheißung unerhörter Gewinne zur Fürsprache, und seinen Anhängern als Goldquelle dienen sollte. Am 2. Nov. 1852 erschien das Decret, welches die Gründung des Credit mobiler verordnete. Damit war der Ruin Tausender unterzeichnet, das Privilegium des Schwindels einiger bevorzugten Personen und die tiefe Demoralisation einer ganzen Epoche. Namentlich Baroche und Rouher verwendeten sich im Staatsrathe lebhaft für das Project der Péreire. Besondern Antheil an der Gründung nahm das Haus Fould. Die angesehensten Namen der hohen Finanz, auch der auswärtigen, theilnahmen bei der Zeichnung der Actien; nur Rothschild, der Bankier der Julimonarchie, fehlte. Derselbe verweigerte jede Theilnehmung, man schrieb ihm sogar die Urheberschaft des Projects behufs Gründung eines ähnlichen Instituts mit 250 Mill. Kapital zu, welches indeß die Concession der Regierung nicht erlangte. Das Kapital der Péreire'schen Anstalt war auf 60 Mill. Frs. festgesetzt, eine sehr mäßige Summe, welche einer erfolgreichen Verwerthung keine Schwierigkeit bot. Desto bedenklicher lautete die Bestimmung, welche der Anstalt gestattete, das Zehnfache in verzinslichen Obligationen ausgeben zu können, um so mehr, als der Geschäftskreis des Instituts ein unbegrenzter war, im wesentlichen indeß die Unterstützung des Börsenspiels ins Auge faßte. Es versteht sich von selbst, daß das Unternehmen mit den verlockendsten Reclamen in die Welt gesetzt wurde. Es hieß, dem Kleinen Kapital solle Gelegenheit gegeben werden, sich zu einem gewaltigen Ganzen zu vereinigen, um im Stande zu sein, mit den großen Bankiers zu wetteifern und an dem Gewinne weitreichender Unternehmungen theilzunehmen. Eine neue goldene Aera des Reichthums wurde laut verheißt, eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes sowol für das Ganze wie für den einzelnen. Noch in dem Monate der Gründung stiegen die Actien auf das Dreifache des Nennwerths, und die Ausgabe des Restes der Actien (es war im Anfange bloß der dritte Theil verausgabt worden) warf den Unternehmern einen kolossalen Gewinn ab. Ein immenses Steigen aller Werthpapiere, Staatsrenten wie Actien, feierte die aufgehende Sonne des Kaiserreichs. Um den Laumel, welcher das Publikum außerhalb und innerhalb der Börse ergriffen hatte, auch seinerseits zu fördern, ließ der Minister des Innern einen günstigen Artikel über den Credit mobiler aus dem „Journal des Débats“ in 80000 Exemplaren innerhalb der 36000 Gemeinden verbreiten. Im Gegensatze dazu schilderten die englischen Journale die ganze Gefährlichkeit des Instituts und prophezeiten das traurige Ende desselben.

Credit mobiler! Wie sich die Zeiten geändert haben! Gegenwärtig erscheint der Schwindel, welcher damals mit diesem Namen getrieben wurde, ebenso unbegreiflich wie jener Tulpenwahnstau, der im Anfange des 17. Jahrhunderts Holland heimsuchte und eine Menge von Menschen an den Bettelstab brachte. Eine Anstalt, deren vornehmste Bestimmung, wie sie damals aufgefaßt wurde, darin bestand, neue industrielle Werthe zu schaffen und sie mit Hilfe der Agiotage, also der Vorspiegelung, an den Mann zu bringen, mußte sich bald erschöpfen und war, wollte sie nicht früh feiern, gezwungen, zu unrentablen oder gar gefährlichen Unternehmungen zu greifen, die für sie und für das Publikum Verluste brachten, auch wenn die Verwaltung derselben eine ehrliche gewesen wäre. Es wäre indeß durchaus einseitig geurtheilt, wollte man den Péreire und Genossen die alleinige Schuld des nachfolgenden Unheils beimessen. Nie wäre es ihnen gelungen, ihren Interessen so viele Schlachtopfer darzubringen, wenn nicht die Leichtgläubigkeit und Gewinnsucht der Menge ihnen willig zu Hilfe gekommen wäre. Getäuscht durch die Theilnehmung hervorragender Namen der Finanzwelt, irreführt durch die emporgeschwindelten Curse, berauschte sich das Publikum in Träumen von großen mühelosen Gewinnen und öffnete sein Ohr gläubig allen Märgen des zu gewärtigenden Gold-

segens. Bis hinein in die untern Schichten hatte der Taumel sich verbreitet. Jeder eilte seine Ersparnisse in den gepriesenen neuen Werthen anzulegen, die ja täglich vor aller Augen in die Höhe wuchsen. In den meisten Fällen zerfiel das gleisnerische Trugbild, sobald eine ungeweihte Hand es berührte, in Staub; denn die Papiere, welche der Crédit mobiler in die Welt setzte, kamen gleich mit so schwindelhaften Preisen zur Geburt, daß ihr Werth in keinem Verhältniß zu denselben stand. So gelang es nicht gar vielen, unverletzt von dem Nessußgewande sich loszumachen, das die Péreire der Welt geschenkt hatten.

Nur kurze Zeit war seit der Begründung der pariser Anstalt verstrichen, als der politische Horizont sich zu verfinstern anfang. Der schwarze Schatten, welchen der orientalische Krieg vor sich herwarf, machte auch den Glanz der Creditactien erblichen, und der immer näher rückende Ausbruch des Kriegs selbst drückte den Preis derselben vorübergehend noch unter den Nominalwerth. Die Kriegperiode bot den von den Vorgängen zuerst unterrichteten Personen natürlich vielfache Gelegenheit, das Publikum auszubenten und große Gewinne auf Kosten der andern einzuheimsen, wobei das Stratagem der falschen Nachrichten häufig genug in Anwendung gesetzt wurde.

Im Jahre 1854, das angeblich 12 Millionen reinen Gewinn brachte, übernahm der Crédit mobiler unter anderm die Fusion der Omnibusgesellschaften von Paris in eine einzige Gesellschaft, die Gründung der so viel Verlust bringenden Seegesellschaft mit 30 Mill. und der so verhängnißvoll für ihn gewordenen Immobiliargesellschaft mit 24 Mill. Kapital. Das glänzendste Jahr der Anstalt war indeß das nächstfolgende. In diese Zeit fiel die Fusion der pariser Gasanstalten, die Gründung der Oesterreichischen Staatsbahngesellschaft, der allgemeinen Rhedereigesellschaft, des spanischen Crédit mobiler. Alle diese Papiere wurden mit ungeheuern Aufgeld an die Börse gebracht und gaben Veranlassung zu den gewaltigsten Agitationen, da das Misverhältniß zwischen Preis und wirklichem Werth die Speculation zu immer neuen Versuchen anspornte, den erstern herunterzudrücken, Versuche, die zum Theil lange vergeblich blieben und manche Börsenexistenz zu Grunde richteten, denn die Péreire, welche ein Interesse hatten den Preis hoch zu halten, konnten nie um die Mittel dazu in Verlegenheit kommen. Verhinderte sie doch nichts von den Millionen Gebrauch zu machen, welche ihrer Verfügung unterstellt waren. Die Speculation erhielt solcherweise den ausschließlichen Charakter des bloßen Spiels, welches im vollständigen Gegensatze zu dem Werthe der Papiere stand und, jeder Grundlage der Berechnung entbehrend, sich in nichts von dem Hazardspiel am Farcitisch unterschied.

Früh schon hatte Spanien die Aufmerksamkeit der Péreire auf sich gelenkt. In einem Lande, wo nichts beständig war als der ewige Wechsel der Regierungssysteme, mußte für finanzielle Deutelschneiderei etwas zu machen sein. Die Betheiligung an der Canalisirung des Ebro von Saragossa bis zum Meere, ein schwindelhaftes Unternehmen, das viel Kapital verschlang, war das Vorspiel zur Gründung eines spanischen Crédit mobiler mit gleichfalls 60 Mill. Frs. Kapital, welchem der Bau der kostspieligen Nordbahn und der Schienenstraße von Cordova nach Sevilla zusiel. An diesen Unternehmungen hat das französische Kapital ungeheuere Verluste erlitten. Die Actien des spanischen Crédit mobiler wurden von den Péreire mit 60 Proc. Aufgeld an die Börse gebracht, während sie jetzt nur durch künstliche Manöver ungefähr die Hälfte ihres Nennwerths zu behaupten vermögen. Spanische Nordbahn, an sich ein großes Werk, bringt nicht einmal die Zinsen ihrer Obligationen auf. Wie Napoleon's Legionen, so gereichte auch dem Péreire'schen Institut der spanische Boden zum Verderben und zehrte seine Kräfte auf.

Bereits zu Ende des Jahres 1855 brach in Paris eine Art von Börsenkrisis aus, hervorgerufen durch die Ueberladung des Marktes mit Unmassen neuer Papierwerthe.

Glücklichweise war die Regierung vorsichtig genug, dem Mobilcredit die Ausgabe der verheißenen Obligationen zu verweigern, welche nach der Behauptung der Péreire für solche industrielle Unternehmungen verbraucht werden sollten, die, wie Bergwerke und Fabriken, wegen Unsicherheit des Ertrags nicht so leicht Kapitalien finden. Die Erfahrungen in Deutschland aus damaliger Zeit mit Actienunternehmungen dieser Art lassen das Unheil ahnen, welches entstanden wäre, wenn die Péreire ihre verderbliche Thätigkeit auch nach dieser Richtung zu entfalten die Mittel in die Hände bekommen hätten. Indes auch diese Gelegenheit ging nicht vorüber, ohne vom Schwindel ausgenutzt zu werden. Die Erlaubniß zur Ausgabe dieser Obligationen, welche als erteilt dem Publikum angekündigt wurde, brachte ein gewaltiges Steigen der Actien zu Wege. Plötzlich machte eine kurze Notiz am Tage vor der Monatsabrechnung die Weigerung der Regierung bekannt; der Cours stürzte um ebenso viel, als er vorher gestiegen war, und die Eingeweihten füllten sich die Taschen mit dem Gelde ihrer Schlachtopfer.

Der offenbar kranke Zustand des Geldmarktes, die augenscheinliche Gefahr, welche er in sich barg, veranlaßte einige schwächliche Maßnahmen der Regierung. Dahin gehörte die Erklärung, welche der „Moniteur“ im Mai 1856 brachte, daß keine neuen Unternehmungen im Laufe des Jahres concessionirt werden würden, welche die Ausgabe neuer Wertpapiere zur Folge hätten. Auch die Péreire fanden sich, vielleicht beängstigt durch die allgemeine Lage, in der Generalversammlung der Actionäre ihrer Anstalt im Frühjahr 1856 zu dem Geständniß gedrängt, daß Credit mobiler-Unternehmungen als ein Geschäftszweig zu betrachten seien, wo der geringste Mißgriff zahlreichen Familien zum Verderben gereichen könnte; freilich meinten sie dies blos in Bezug auf ihre Nebenbuhler in spanischen Mobilcrediten. Der Geschäftsausweis ergab, daß bei 60 Mill. Kapital über 100 Mill. in Papieren angelegt waren, während die Schulden der Gesellschaft über 104 Mill. betragen. An Vorschüssen hatte sie 84 Mill. ausstehen. Von dem Reingewinn, wie ihn die Péreire herausrechneten, erhielten die Actionäre über 40 Proc. Dividende und über 2 Mill. fielen an die Mitglieder des Verwaltungsraths als Tantième.

Am Anfang des Jahres 1856 war es, wo die Péreire auf der höchsten Stufe des Glücks und Einflusses standen. Selbst die republikanische, in Ausbeutungspeculationen indes nichts weniger als spröde Schweiz schlug die Hand der Péreire nicht aus. So meldete man im Mai aus Lausanne von der Ankunft der „pariser Geldfürsten“ und den Festlichkeiten ihnen zu Ehren. In Villeneuve und Vevey wurden sie von weißgekleideten Mädchen empfangen. Emile Péreire, tief gerührt, legte die Hand an die Hosentasche und pries in schönen Worten das Land und seine Bewohner, denen er die rasche Ausführung des waadtländischen Bahnnetzes versprach. Es braucht kaum besonders erwähnt zu werden, daß der Agiotageschwindel in den schweizerischen Bahnactien den Unternehmern viel Geld eingebracht und dem Publikum viel gekostet hat.

Der Corruptionsstandal durch Bethheiligung hoher Würdenträger bei industriellen Unternehmungen wuchs dermaßen an, daß der Minister des Innern im Mai 1856 ein darauf bezügliches Rundschreiben an die Präfecten erließ. Infolge dessen geschah das gewiß Merkwürdige, daß der Flügeladjutant des Prinzen Jérôme, General Marquis von Riccard, seine Entlassung einreichte, um lieber Comitemitglied bei der General-Colonisationsgesellschaft zu bleiben. Den Rothschild, so abwehrend sie sich auch anfänglich der Péreire'schen Art, die Gesellschaft zu beglücken, gegenüber verhalten hatten, ließ doch der Anblick der Gewinne, welche ihre einstigen Schützlinge machten, keine Ruhe, und ihrem Vorbilde nacheifernd, beeilten sie sich überall als Nebenbuhler der Péreire aufzutreten. So in Spanien, so in Italien, so in der Schweiz. Unter anderm wurden die Actien der Rothschild'schen Handels- und Creditkasse in Turin bis 60 Proc. Agio in die Höhe

getrieben. Auch in Belgien versuchten die Rothschild einen Crédit mobiler; es kam aber nicht dazu, da die Regierung schließlich die Erlaubniß verweigerte. Dagegen stieg sie über die Péreire in Wien, wo der größte deutsche Crédit mobiler unter ihrer Regide gegründet wurde. Andererseits nahmen die Péreire Antheil an der Gründung des darmstädter Mobiler, welcher die Reihe jener Institute ähnlichen Schlags eröffnete, die Ruin und Zerrüttung über so viele Familien in Deutschland brachten. In Gemeinschaft mit russischen, deutschen, holländischen, englischen und französischen Bankiers unternahm der pariser Crédit mobiler die Gründung der Russischen Eisenbahngesellschaft mit einem Actienkapital von 300 Mill. Frs. Die Actien wurden zwar mit Aufgeld an die Börse gebracht, machten aber kein Glück und warfen nichts ab als die von der Regierung garantierten Zinsen.

Ein anderer, obgleich viel geringerer Nebenbuhler der Péreire war der bekannte Speculant Mirès, ein Emporkömmling wie sie. An der Spitze eines Börsenblattes (Eisenbahnblatt) stehend, war es ihm gelungen, einen Haufen gläubiger Actionäre um sich zu versammeln, welche ihm ihr Geld zur Gründung einer sogenannten Eisenbahnkasse mit 50 Mill. Frs. Kapital anvertrauten, um damit Börsenoperationen zu betreiben; denn was die Péreire versprochen, das verhiess auch er. Der Besitz mehrerer Zeitungen („Constitutionnel“ und „Pays“) kam ihm nicht minder dabei zugute. Es gab eine Zeit, wo Mirès' Vermögen auf 15—20 Mill. Frs. geschätzt wurde. Doch fing nach einer Periode des Glücks mit der eintretenden Ebbe des Agiotageschwinds auch sein Stern zu erbleichen an. Weder seine großen marseiller Bauprojecte, noch seine römischen Eisenbahnen, noch seine spanische Anleihe machten trotz aller angewandten Reclame, eine Kunst, in der er als Meister galt, Glück. Die Spannung zwischen ihm und den Péreire wurde immer ärger; letztere traten ihm überall in den Weg. Um seine Operationen zur Unterbringung der spanischen Anleihe zu stören, verbreiteten die Partisane der Péreire eines Tags auf der Börse das Gerücht, der Kassirer von Mirès sei durchgegangen und Mirès selbst habe sich den Hals abgeschnitten, sodasß beide genöthigt waren, persönlich auf der Börse zu erscheinen, um ihr Vorhandensein zu beweisen.

Inmitten des steigenden Börsenschwinds ließ sich auch der Kaiser vernehmen. Im Juni des Jahres 1856 brachte der „Constitutionnel“ ein belobendes Schreiben Louis Napoleon's an Ponsard, den Verfasser des Schauspiels „Die Börse“, welches die Geiselnahme der Spielwuth sich zum Thema gesetzt hatte. Damals war es, wo Place, einer der Administratoren des Crédit mobiler, mit 19 Mill. Schulden die Flucht ergriff.

Im Herbst desselben Jahres brach endlich jene furchtbare Börsenkrisis aus, welche ganz Europa in Mitleidenschaft zog und die ärgsten Verheerungen unter den neugeschaffenen Börsenwerthen anrichtete. Die deutschen Credit mobiliere sahen sich gegenüber dem Misverhältniß zwischen den von ihnen gestellten Anforderungen und den vorhandenen Kapitalien genöthigt, die Einzahlungen auf ihre Actien aufzuschieben, um nicht noch größeres Unheil anzurichten. Es war Winter geworden; die Blätter des Speculationsbaumes, welche vor kurzem noch so lebhaft gegligert hatten, wurden welk und fielen ab. In Frankreich, wo binnen drei Jahren die Zahl der Actiengesellschaften auf den Namen eines Géranten, unter der Bruthitze der Agiotage, sich um 1172 mit einem Nominalkapital von 2300 Millionen vermehrt hatte, trat die Katastrophe als Münzkrisis auf, zum Theil auch als Folge des Silberabflusses nach Indien. Die 3proc. Rente, vor dem Fall Sewastopols 75, fiel auf 66. Die Actien des Crédit mobiler machten zwar Schwankungen bis 40 Proc., verließen aber doch das Jahr noch mit einem Aufgelde von fast 200 Proc. In Spanien drängten sich in Folge der Péreire'schen Wirthschaft Fallissements, heimliche Entweichungen, Selbstmorde. Ueberall brachte das Erwachen aus dem Agiotagerausche nicht bloß Ruin den Speculanten von Profession, sondern auch unzähligen

Privaten, welche gläubig den Verlockungen des Börsenschwindels gefolgt und ihr Alles eingezehrt hatten.

Die französische Regierung glaubte aus Anlaß dieser Vorgänge die Schrauben etwas fester anzuziehen zu müssen und decretirte von Anfang 1857 an eine Börsensteuer von 1 Fr. für jeden Besuch der Börse (Jahresabonnement 150 Frs.). In Wahrheit lief die Sache nur auf eine Spiegelfechtereie hinaus, da der Betrag viel zu gering war, um einen Einfluß zu üben. Indes mußte diese Börseneintrittssteuer oft genug den Grund zu der Beschuldigung hergeben, daß sie die Ertödtung der Speculation veranlaßt habe.

Trotzdem die öffentliche Meinung bereits allseitig mit Fingern auf die precäre Lage des Credit mobiler hinwies, vertheilten die Péreire doch für das Geschäftsjahr 1856 eine Dividende von 23 Proc. an ihre Actionäre. Der Bericht, welchen Isaac Péreire in der Generalversammlung vortrug, floß über von Klagen wegen Verbots der Obligationenausgabe, mit deren Ertrage sie der Speculation zu Hülfe kommen wollten, ohne die Belastung des Marktes durch diese Obligationen selbst in Rechnung zu ziehen. Im Jahre 1855, als die Brüder noch hoch zu Ross saßen, hatten sie dafür Bergwerke und Fabriken gründen wollen, während es jetzt, wo die von ihnen heraufbeschworene Sündflut papierenerer Werthe immer höher stieg, nur den Kampf um die Existenz galt. Die englische Presse theilte über den Rechenschaftsbericht der Péreire, daß eine so bombastische, in hohlen Phrasen sich ergehende Sprache in einem ähnlichen Actenstücke schwerlich je vorgekommen sei. Jeder Satz stelle eine Sünde gegen anerkannte Principien der Nationalökonomie dar und verthünde das unheilvolle Endschicksal des Instituts. Die widersinnige Verfahrungsweise der Péreire spiegelte sich in der Stelle des Berichts ab, wo sie sich als „treue Anhänger des Gedankens der Erhaltung“ brüsteten, während eine richtige Geschäftsführung darauf gerichtet sein mußte, das Kapital möglichst flott zu erhalten und daher jeden Gewinn rasch zu realisiren. Freilich stand dem das Privatinteresse der Administratoren gegenüber, welche alle von ihnen unternommenen, aber mißlungenen Operationen auf Rechnung der Anstalt übertrugen und letztere solcherweise mit einer Masse von Papierwerthen beluden, die ohne beträchtlichen Verlust gar nicht, wenn überhaupt zu verwerthen waren. Dieser Widerstreit zwischen den Interessen der Institute und ihrer Verwalter war es, der sämmtlichen Mobiliercreditgesellschaften so unheilvoll wurde.

Weniger glücklich als die Péreire mußte sich Mirès damit begnügen, seine Actionäre mit bloß 14 Proc. Dividende zu ködern. Sich selbst theilte er die bescheidene Lantime von einer Million zu. Seiner Gemeinde schilderte er sich als allseitig verfolgter Messias, dem man das Heil weide, das er der Welt gebracht. Wie weit die wahnsinnige Anmaßung der Börsenschwindler sich verstieg, zeigt folgender Satz in seinem Berichte: „Der Credit verkörpert sich in einigen wenigen Menschen, knüpft sich an die Achtung, mit der sie umgeben sind, und wenn die öffentliche Meinung sie nicht erhebt noch sie unterstützt, so sieht man zu gleicher Zeit die Einkünfte und die Reichthümer eines Landes, dessen Personification sie sind, schwächer werden.“

Da den Péreire die Ausgabe von Obligationen untersagt worden war, so spähten sie nach einem andern Mittel umher, um das leck gewordene Schiff ihres Glücks über Wasser zu halten. Die Bank von Frankreich war wegen ihrer Zurückhaltung von allen gewagten Geschäften den Börsenschwindlern schon längst ein Dorn im Auge gewesen. Die Péreire und Mirès unternahmen daher einen Sturm auf die Bank und suchten die Regierung zu bewegen, daß sie das Institut seiner bisherigen Solidität entkleide und der Börsenspeculation dienstbar mache. Indes zeigten sich diese Pläne so widersinnig und gefährlich, daß sie scheiterten.

Bereits fielen einzelne Schwindler dem Arme der Justiz anheim. Den Reigen eröffnete der Proceß gegen die Commissionäre der Gesellschaft für Docks und Waarenlager

in Paris wegen Betrugs und Unterschleifs des größten Theils der Actien. Einer der Angeklagten war schon früher vom brabantischen Gerichtshof wegen Fälschung in contumaciam zu 20 Jahren Zuchthaus verurtheilt gewesen; und solche Leute stellten sich an die Spitze von Actiengesellschaften! Am meisten Aufsehen machte die Flucht des Bankiers Karl Thurneyssen, nachdem er die ihm von seinen Klienten anvertrauten Gelder veruntreut hatte, mit einer Schuldsomme von über 16 Mil. Zwischen ihm, seinem Vetter August Thurneyssen, Administrator des Crédit mobiler, und dessen Sohn Georg, Schwiegersohn eines der Gebrüder Péreire, hatte die innigste Verbindung bestanden, indem Georg die Bücher und Kasse führte, welche eine seit Jahren datirende Unordnung mit allen Zusätzen der Fälschung aufwiesen.

Aus der socialistischen Kritik des Credits waren im Jahre 1848 verschiedene praktische Versuche hervorgegangen. Dazu gehörte auch das System Bonnard's. Es bestand in der Wechselseitigkeit des Credits mittels des Austausches von Wechselbriefen, welche jedes Mitglied dieses Creditvereins in Artikeln seiner Fabrik oder seines Handels einzulösen sich verpflichtete. Ein Möbelfabrikant z. B. taufchte gegen seine eigenen Wechsel bei der Bank Bonnard Wechsel von Holz-, Kofshaarhändlern u. s. w. ein. Bonnard's Unternehmen schien zu gedeihen; der letzte Jahresbericht war überaus glänzend ausgefallen; für ihn als Géranten ergab sich ein großartiger Gewinn, und die Actionäre, für welche gleichfalls eine beträchtliche Dividende sich herausstellte, wurden zu neuen Einzahlungen behufs Erweiterung des Geschäfts aufgefordert. Plötzlich indeß brach das ganze Schwindelgebäude zusammen; es zeigte sich, daß Bonnard's Angaben sämmtlich erlogen waren und seine Operationen auf bloßem Trug beruhten. Die Gerichte schritten ein, und es war um Bonnard's Bank geschehen.

Jede Woche sah den Sturz einer der neuen Börsenspielbanken und die Flucht ihrer Directoren, nachdem sie eine Menge kleiner Kapitalisten um ihre Ersparnisse betrogen hatten. Indefß hätten ähnliche Vorgänge in England, wo damals gleichfalls eine Menge Banken ihr Dasein aushauchten, die Verheerungen in Frankreich beinahe in den Schatten gestellt. Namentlich war es die erschütternde Katastrophe der Royal British Bank, welche einen grauenhaften Abgrund von Schurkerei enthüllte. „Niedriger und grausamer“, sagte die „Times“, „hatte persönlicher Egoismus nie das öffentliche Vertrauen gemisbraucht und den Sparpfennig der Armuth zu seinen Lusten vergeudet. Eine Bande von Männern, hochstehend in der Gesellschaft, die meisten mit der Würde eines Parlamentsmitgliedes bekleidet, verlocken das Publikum, seine Gelder in ihre Hände niederzulegen, und versprechen ihm anständigen Gewinn. Ihr Verfahren von Anfang bis Ende durch alle Stufen der Geschäftsführung hindurch war indeß nichts als ein ununterbrochenes Gewebe von Lug und Trug, deren Ergebniß Gewinn für sie, Verlust und Ruin für ihre Opfer sein sollte.“ Noch drei Tage vor dem Zusammensturze der Bank hatten die Directoren eine goldsprudelnde Bilanz in die Welt gesandt und Witwen und Arbeiter zur Verfertigung ihrer Habe in den bodenlosen Schlund verlockt. Kurz vorher hatten die Wähler von Tewkesbury dem Director der Bank zum Beweise ihres tiefsten Abscheues über die Verleumdungen ihres ehrenwerthen Vertreters die Pferde ausgespannt und ihm eine silberne Bürgerkrone überreicht.

Raum sollte man es glauben, daß trotz aller dieser Niederlagen der Plan eines europäischen Crédit mobiler, einer Art von Association der bestehenden Anstalten dieses Landes mit den bedeutendsten Bankiers, auftauchte. Freilich ging die Absicht zunächst dahin, den schadhast gewordenen Instituten, welche von den erlittenen Wunden sich bereits tief getroffen fühlten, wieder neue Lebensäfte zuzuführen.

Die Actien des pariser Crédit mobiler standen im Juli des Jahres 1857 bereits 160—180 Proc. niedriger als zu derselben Zeit im Jahre vorher. Im Herbst desselben

Jahres brach in Nordamerika eine große Handelskrisis aus. Haufen brotlos gewordener Arbeiter durchzogen das Land und verlangten Arbeit von den Reichen, um sich und ihre Familien ernähren zu können. Die Werthpapiere sanken ins Bodenlose, Darlehne waren nur zu den riesenhafteften Zinsen aufzutreiben. Allmählich wurde ganz Europa in Mitleidenschaft gezogen. Ganz sicher gehaltene angesehenere Handelshäuser brachen überall zusammen. In London betrug die Gesamtschuldmasse der binnen sechs Wochen gefallenen Handelsfirmen nicht weniger als gegen 300 Mill. Thlr. In Wien zählte man 300 Fallimente. In Hamburg offenbarten sich fürchtbare Zustände, und nur ein großes Silberdarlehn der Oesterreichischen Bank verhinderte einen allgemeinen Sturz. Jeder Tag brachte neue Hiobsposten, die Verhältnisse schienen vollständig aufgelöst, nichts mehr sicher. So ging das Jahr zu Ende, das erste, wo der Credit mobiler seinen Actionären nichts gewähren konnte als bloß 5 Proc. Zinsen. Das Flittergold des Péreire'schen Instituts war abgestreift; überall sahen die Böcher unter der früher so glänzenden Hülle hervor. Neue Unternehmungen hatte die Anstalt nicht gemacht, dagegen war sie mit 71 Mill. Actien von höchst zweifelhaftem Werthe belastet. Bei der Seegesellschaft gaben die Péreire große Verluste zu, und da die Börsenspeculation sich entschieden dem Heruntergehen der Papiere anweigte, so fiel auch der Gewinn der Anstalt im Beleihen derselben sehr gering aus. Eine große Anzahl der Spieler war bereits ruinirt, und die Rettungsmittel für die Ueberladenen gelangten nur noch zu geringer Nachfrage. Der Bericht der Verwaltung strokte wiederum von nichtsagenden Tiraden und richtete an die Regierung den Vorwurf, daß sie die Speculation nicht befördere. Der Mismuth gegen die Wirthschaft der Péreire griff immer weiter um sich. Früher, als sie 40 Proc. vertheilten, in den Himmel erhoben, hatten sie jetzt, als sie ihren Actionären mit leeren Händen gegenüberstanden, die ganze Erbitterung getäuschter Gewinnsucht zu erfahren. Der Preis der Actien der Anstalt sank bis fast auf den Nennwerth herab und vermochte nur durch die Anstrengungen der Péreire sich wieder etwas zu heben. Auch unter Mirès fing der Boden zu wanken an. Zwar war er led genug, seinen Actionären 7 Proc. Dividende zu vertheilen, aber der tiefe Stand seiner Actien (60—70 Proc. unter dem Nennwerthe) verkündete laut genug, daß die öffentliche Meinung bereits seine Stunde schlagen hörte.

Die Regierung, obgleich sie nicht umhin konnte, gegen die offenbar zu Tage tretenden Schwindelereien, Unterschleife und betrügerischen Vorspiegelungen bei industriellen Unternehmungen einzuschreiten, versuchte doch den Péreire beizuspringen. Auf Betanlassung derselben erschien am 11. April 1858 eine Note im „Moniteur“, welche die Journale mit einer Anklage auf Verbreitung falscher Nachrichten bedrohte, wenn sie Vermuthungen über die Ziffer demnächst fälliger Dividenden von Actiengesellschaften äußerten. Ein Anschlag an der Börse im Juni verbot die Verbreitung falscher Gerüchte. Den Mandatvorn der Péreire gelang es zwar, ihre Actien zu Ende des Jahres 1858 wieder bis ungefähr auf den doppelten Preis ihres Nominalwerths zu treiben, indeß eine Dividende vermochte die Anstalt, erliegend unter der Last entwertheter Papiere, die sie ihr aufgebürdet, auch diesmal nicht zu vertheilen, und ihr Glückstern erschien aller Blicken nur noch als ein Trübsicht.

Das Jahr 1859 mit der folgenschweren Neujaarsanrede Napoleon's an den österreichischen Gesandten war angebrochen. Noch beim letzten Glodenschlage des alten Jahres geschahen von eingeweihter Seite her große Verkäufe von Werthpapieren an der Börse, und die öffentliche Meinung bezeichnete namentlich Morny, den Halbbruder des Kaisers und Hochwürdenträger des Reichs, einen der größten Börsenspieler, als denjenigen, welcher bei dieser Gelegenheit wiederum enorme Summen gewonnen habe. Fast man den Ursprung und die Persönlichkeiten des herrschenden Régime ins Auge, so kann man sich nicht darüber verwundern, daß in den Kreisen, welche den Thron umgaben, die Leiden-

schaft des Börsenspiels in einer Weise herrschte wie in wenigen andern. Jeder, der zum Hofe gehörte, bezog von der Börse seine Civilliste entsprechend seiner Stellung, und selbst wo der Unterschied zwischen gesetzlicher Einnahme und factischer Ausgabe Millionen betrug, deckte die Börse einen großen Theil des Deficits. Groß war der Gewinn, welcher von den Eingeweihten während der langen Periode des Schwankens zwischen Krieg und Frieden und, als der Krieg endlich ausbrach, aus der Ausbeutung der einlaufenden Depeschen gezogen wurde. Die Nachrichten von dem plötzlichen Waffenstillstande und Friedensschlusse genügten schon allein, um den vor den andern davon Unterrichteten Vermögen in die Hände zu spielen.

Immer mehr wuchs die Zahl der Leichen an, welche das industrielle Schlachtfeld bedeckten. Jede Woche sah neue Gerichtsverhandlungen gegen betrügerische Verwaltungen und die Leiter zu Grunde gerichteter Unternehmungen. Am meisten Aufsehen machte damals der Sturz Milhaud's, Bankiers und Zeitungsinhabers von Mirès' Schläge. Durch eine Anzahl von Actienstimmen hatte er sich unter Protest der andern noch kurz vorher die Befugniß votiren lassen, den Paragraphen der Statuten zu streichen, welcher dem Director die Verwendung des Kapitals zum Börsenspiel verbot. Schon sprach man auch vernehmlich von dem bevorstehenden Sturze Mirès' selbst, der sich in den römischen Eisenbahnen eine Last aufgebürdet hatte, welcher er nicht gewachsen war.

Zu welchen Mitteln die Unternehmer griffen, um ihren Actionären Geld abzuloden, und wie sehr die Corruption die höhern Stände ergriffen hatte, zeigte der Vorfall mit dem ehemaligen Präfecten Vicomte Beaumont Vassy. Derselbe stand mit an der Spitze eines Salpeterwerks, eines schwindelhaften Unternehmens. Um nun die Actionäre zu einer neuen Einzahlung zu bewegen, wurde folgende Finte erdonnen. Aus dem Kriegsministerium mußte der Vicomte sich zuvörderst einen Papierbogen mit officiellen Stempel zu verschaffen; darauf entwendete die Frau eines Mitgliedes des Instituts einen Brief des Flügeladjutanten des Kaisers, welchem eine Nachschrift angehängt wurde, die auf eine angebliche große Salpeterbestellung der Regierung bei der Gesellschaft Bezug nahm. Um diese Bestellung zu bestätigen, wurden ein paar Individuen in Generaluniform gesteckt und so der Generalversammlung der Actionäre vorgeführt. Indeß die Polizei erhielt durch den Kleiderhändler Wind davon und schritt, aus Besorgniß daß es sich bei der Verkleidung um ein Attentat auf den Kaiser handle, ein, wodurch die Intrigue ans Licht kam.

Die Péreire brauchten Geld. Auf die spanischen Credit mobiler-Actien war bisher nur wenig eingezahlt worden. Plötzlich überraschten die Péreire im Jahre 1859 die Actionäre, welche bisher nichts erhalten hatten als die Zinsen, mit einer bedeutenden Dividende aus dem Reservefonds und bewogen dieselben solcherweise zu einer neuen Einzahlung. Vielleicht diente das so erhaltene Geld dazu, den Actionären der pariser Mutteranstalt für das Jahr 1859 wieder einmal eine Dividende von $7\frac{1}{2}$ Proc. zukommen zu lassen. Der Geschäftsbericht der Péreire stieß wieder von Anpreisungen ihrer Unternehmungen über. Von der spanischen Nordbahn behaupteten sie, daß dieselbe nach den mäßigsten Berechnungen 10 Proc. eintragen müßte; die Immobiliaranstalt biete die höchste Sicherheit und die Aussicht auf eine glänzende Prosperität; den russischen Bahnen und allen spanischen Werthen wurde ein baldiges Steigen vorausgesagt. Der Zeitraum von zehn Jahren, welcher seitdem verlossen ist, hat gezeigt, welche tiefe Entwerthung allen diesen Papieren noch bevorstand, und wie keiner der Verheißungen der Péreire auch nur die geringste Berechtigung innewohnte. Und dennoch sahen sie sich am Schlusse ihres Berichts zu dem Geständniß gezwungen, daß sie viel zu hohe Dividenden zu vertheilen genöthigt gewesen wären, statt sie zur Kapitalvergrößerung zu verwenden. Daß aber nie eine Stimme in den Generalversammlungen gegen die Verwaltung sich erhob, erklärt sich

aus der Bestimmung der Statuten, wonach nur einer beschränkten Zahl der stärksten Actienbesitzer, welche ihre Actien drei Monate vor der Generalversammlung in der Gesellschaftskasse deponirt hatten, der Zutritt gestattet war. So gestalteten diese Versammlungen sich zu bloßen Zusammenkünften der Anhänger der Verwaltung und größtentheils starrer Actionäre, deren Aufgabe es war, stumm zuzuhören und zu allem Ja zu sagen.

Das Jahr 1860 fiel für die Actionäre in der Hinsicht günstiger aus, daß sie eine Dividende von 10 Proc. erhielten. In seinem Rechenschaftsberichte stieß Isaac Péreire vom Lobe des vortrefflichen Standes der Immobiliargesellschaft über, welche 10 Proc. Dividende vertheilt habe. Von dem spanischen Credit mobiler rühmte er die kluge Verwaltung, die über einen beträchtlichen Reservefonds verfüge, welcher im Nothfalle dazu dienen könne, ihre Dividende auf der schon erreichten Höhe zu erhalten. Die Summe der bei dem pariser Credit mobiler niedergelegten Gelder betrug 105 Millionen; dagegen erreichten der Papierbesitz und die an Gesellschaften gemachten Vorschüsse die Höhe von 134 Millionen. Die Anstalt war also im hohen Grade engagirt, und die Péreire hatten von ihrem Standpunkte aus vollkommen recht, wenn sie sich wiederum in enthusiastische Schilderungen der Vortheile ergingen, welche die Erlaubniß zur Ausgabe von Obligationen der Gesellschaft, d. h. ihnen selbst, bringen würde. Indeß das alte Klage lied glitt auch diesmal an tauben Ohren vorüber, und die Regierung wagte es nicht, der Verwaltung der Anstalt dies ungeheure Privilegium anzuvertrauen.

Das Jahre 1861 sah den schon lange vorher erwarteten Sturz von Mirès, seine Verhaftung und Abführung nach Mazas. Erst wenige Wochen vorher hatte der Aufsichtsrath seiner Gesellschaft die von Mirès vorgelegten Rechnungen für richtig erklärt und letzterer sich für seine Geschäftsführung den Dank der Generalversammlung votiren lassen. Der Vicomte de Richemont, einer der Administratoren, erschoss sich noch am Abend nach Mirès Verhaftung. Die Actien von 500 Frs. Betrag wurden zu 80 Frs. ausgebenen. Die Regierung ernannte zwar vorläufig einen Administrator der Gesellschaft in dem Bankdirector Germiny; indeß das Handelsgericht beschloß die Auflösung der „Eisenbahnkasse“, welche bei dem gänzlichen Verfall der letztern den Actionären ihr eingezahltes Kapital kostete und wegen der mannichfachen Unternehmungen, an welchen das Mirès'sche Institut theilhaftig war, namentlich die kleine Kapitalistenwelt mit einer wahren Lavine von Verderben überschüttete. Einer der wesentlichsten Punkte in dem berühmt gewordenen Proceß gegen Mirès, welchem, außer dem eigenmächtigen Benutzen der Gesellschaft gehörender Werthpapiere zu seinem Vortheile, die Vertheilung falscher Dividenden zur Last gelegt wurde, betraf die Anklage: 363 Klienten seiner Eisenbahnkasse, welche derselben ihre Papiere übergeben hatte, um darauf Vorschüsse zu erhalten, betrogen zu haben. Mirès verkaufte nämlich diese Unterpfänder, indem er darauf speculirte, dieselben zu billigeren Preisen zu erzielen. Als nun bei Ausbruch des italienischen Kriegs die Course stark fielen, benachrichtigte er seine Kunden, daß er unter den jetzigen Umständen es für das Beste gehalten, ihre Papiere zu verkaufen. Dadurch gewann er die zwischen dem wirklichen und fictiven Verkaufe liegende bedeutende Differenz. In erster Instanz vom Zuchtpolizeigericht zu fünf Jahren Einsperrung verurtheilt, gelang es ihm doch, von der dritten Instanz, dem Gerichtshofe zu Douai, seine Freisprechung zu erlangen, weil sich seine Kunden keine Nummern der bei ihm deponirten und von ihm heimlich verkauften Effecten hatten geben lassen, also Mirès nicht verpflichtet war, ihnen dieselben Stücke zurückzuliefern.

Charakteristisch für Mirès und den Schwindel der damaligen Epoche war das Versprechen, wenn die von ihm ausgegebenen Actien der Saragossa-Pamplonaer Eisenbahn bis 1. Jan. 1862 unter den Nominalwerth von 500 Frs. gesunken seien, sie zum vollen Betrage zurückzuzahlen. Dieselben hatten aber damals bereits nur einen Werth von 320 Frs.

In jene Zeit fiel auch die Verurtheilung eines Bankiers Namens Serres. Derselbe besaß bis 1854 nicht das mindeste Vermögen, war nacheinander Schriftsteller, Annoncenpächter und Kaufmann gewesen, bis er unmittelbar, nachdem er wegen Bezahlung einer Summe von 140 Frs. ausgepfändet worden, sich in demselben Jahre in Paris als Bankier etablirte und durch Reclame Kunden anzulocken suchte. Allein mit drei Blättern schloß er einen Contract für jährlich 85000 Frs. Annoncen ab. Außer Bankiergeschäften gewöhnlicher Art galt es die Inszenirung einer Masse ungeheurer Projecte, z. B. Ausbeutung spanischer Silberminen (7 Mill.), Eröffnung eines interoceanischen Kanals durch Neugranada (200 Mill.), Kanal durch den Isthmus von Panama (200 Mill.), russische Anleihe zur Befreiung der Leibeigenen (1000 Mill.) und anderes tolles Zeug. Die Untersuchung stellte heraus, daß Serres keinen Pfennig Geld besaßen, sondern von Beginn an vom Schwindel gelebt hatte. Die Reclamen und Projecte hatten zur Folge, daß viel Geld und Werthpapiere bei ihm hinterlegt wurden, und von dem Aufbrauch derselben lebte er sieben Jahre lang bis zum Ausbruch der Katastrophe.

Auch für das Jahr 1861 vertheilten die Péreire 10 Proc. an die Actionäre des Crédit mobiler. Der Rechenschaftsbericht erwähnte zuerst die Schwierigkeiten mit dem russischen Eisenbahnunternehmen, welches auf bescheidene Grenzen zurückgeführt worden war. Spafshast war die Versicherung, daß der spanische Crédit mobiler in besten Verhältnissen sich befände, während kaum 2 Mill. von seinem Vermögen noch wirklich vorhanden waren und der Ueberrest in werthlosen Effecten festlag. Trotzdem vertheilten die Péreire auch an die spanischen Mobilienactien 10 Proc., da ihnen alles daran gelegen sein mußte, den wahren Zustand ihrer Finanzlage durch erlogene Dividenden zu verbergen. Das unglückliche Unternehmen des Crotanals belastete fortwährend den französischen Crédit mobiler, der bedeutende Vorschüsse an die spanischen Unternehmungen gemacht hatte und ebenso wie die Immobilienanstalt die Zuflucht für diese werthlosen Papiere bildete. Letzteres Institut vertheilte gleichfalls 10 Proc. an seine Actionäre und fand in den Péreire die begeistertsten Lobredner. In Wahrheit steckte das Actienkapital der Gesellschaft in entwertheten Papieren. Gezwungen, des Börsenspiels halber künstlich den Preis der Actien ihrer Unternehmungen zu halten, mußten die Péreire die Kassen aller Institute, denen sie vorstanden, mit solchen Papieren füllen und sie dadurch zu Grunde richten.

Für das Jahr 1862 vertheilten die Péreire 25 Proc. auf die indeß wieder auf das Doppelte ihres Betrags gestiegenen Actien des Crédit mobiler, welche sie durch das Börsenspiel gewonnen haben wollten. Dieses Börsenspiel bestand in dem Treiben der Course durch fortwährende Ankäufe, und die Actionäre hatten ihre Dividende mit einer Vermehrung des Effectenvorraths des Instituts um 52 Mill. zu büßen. Der Rechenschaftsbericht hallte wider von Jubel über die glänzende Lage der Gesellschaft, und doch standen die Preise der Actien fast aller ihrer Unternehmungen tief unter dem Nennwerth. Für das folgende Jahr stellten die Péreire einen noch höhern Ertrag in Aussicht, meinten aber, daß es besser wäre, eine Reihe von Jahren lang nicht mehr als 25 Proc. zu vertheilen und den Ueberschuß in Reserve zu legen. Welche ungeheurer Redlichkeit gehörte dazu, von einer jahrelang dauernden Dividende von solcher Höhe zu sprechen, wo der geringste Umschwung dazu genügte, um Gewinn in Verlust zu verwandeln! Auch das Jahr 1863 brachte wieder eine Dividende von 25 Proc. Der Bericht erwähnte der Erweiterung der Immobilien-Gesellschaft und der Erhöhung des Kapitals derselben auf 80 Mill.; ferner der vollendeten Umgestaltung der See-Gesellschaft in eine transatlantische, deren üble Verhältnisse noch im Jahre 1868 zu heftigen Discussionen im Gesetzgebenden Körper Veranlassung gaben, der Gründung eines italienischen Crédit mobiler, desgleichen eines nie

berläubischen (der schon im nächsten Jahre in die schlimmste Lage gerieth und gegenwärtig in Auflösung begriffen ist, ohne daß die Actionäre die Aussicht haben, etwas von ihrem Capitale zu retten), einer osmanischen Bank, einer internationalen Finanzgesellschaft in London. Von nun an ging es rasch abwärts. Bereits im nächsten Jahre hatten sich die Verhältnisse gänzlich umgestaltet. Nichts mehr vom frühern Jubel und Siegesbewußtsein. Große Verluste in Speculationen mit der ersten mericanischen Anleihe ließen nicht einmal so viel übrig, um den Actionären 5 Proc. Zinsen zu bezahlen, und nur mit Zuthilfenahme der in den beiden vorigen Jahren gesammelten Rücklagen vermochten die Péreire 10 Proc. zu vertheilen. Die Actien sanken tief herab, in einem Jahre um 100 Proc.

Wir haben unsere Leser auf den Punkt geführt, von dem aus sie eine vollkommene Uebersicht über die Verhältnisse und einen Einblick in die Ursachen des Sturzes des Péreire'schen Instituts erlangen können. Bereits waren der spanische eng mit dem französischen zusammenhängende Crédit mobiler und die Immobiliargesellschaft ruinirt, und das Vermögen der Mutteranstalt lag in entwertheten Effecten und schlechten Forderungen begraben; denn die Péreire waren zu fortwährenden Vorschüssen an die von ihnen gegründeten Gesellschaften, um dieselben über Wasser zu halten, und zu Beleihungen und Ankäufen ihrer Actien gezwungen. Am Ende des Jahres hatte der Crédit mobiler bei einem Actienkapital von bloß 60 Mill. 122 Mill. in Effecten und 53 Mill. in Vorschüssen an die Gesellschaften stecken; dagegen betrugen die Schulden der Anstalt 150 Mill. Da die Ausgabe von Obligationen ihnen nicht zugestanden worden war, so blieb den Péreire, um den Ruin hinzuhalten, nichts übrig als die Vergrößerung des Actienkapitals selbst. Trotzdem der Regierung das Aufsichtsrecht über den Crédit mobiler zustand und ihr die verzweifelte unrettbare Lage desselben bekannt war, nahm sie doch keinen Anstand, um die pariser Bauten der Immobiliaranstalt nicht ins Stocken gerathen zu lassen, den Péreire diese Frist zu gewähren und zu gestatten, daß sie ihre Actionäre über den wahren Zustand der Anstalt täuschten. Im Februar 1866 wurde also eine Generalversammlung einberufen, in welcher die Péreire die Lage des Crédit mobiler in hellen Farben schilderten und die Verdoppelung des Actienkapitals votiren ließen, was um so leichter war, als die Actien damals noch mit einem Agio von über 50 Proc. prunkten und die Inhaber der alten Actien das Recht erhielten, die neuen zu zeichnen. Trügerisches Glück! Die Péreire hatten damit ihren letzten Trumpf ausgespielt. Der Preis der Actien sank rasch tief unter den Nennwerth; weithin verbreitete sich der Verwünschungsgeruch, welchen das Institut aushauchte, und die klaffenden Wunden desselben wurden immer offener. Nur bis zum nächsten Jahre gelang es noch die Katastrophe hinzuhalten. Dann brach sie wie jedes Uebel, das sich im stillen tief eingefressen, desto gewaltiger herein. Die Anstalt hatte Zahlungen zu leisten und kein Geld. Es blieb nichts anderes übrig, als den Schleier von dem bisher sorgsam gehüteten Geheimnisse zu ziehen und den Zustand des Instituts zu bekennen. Die Bank von Frankreich erklärte sich zwar auf Wunsch der Regierung bereit, die nöthigen Vorschüsse gegen persönliche Haftung der Verwaltungsräthe des Crédit mobiler demselben zu geben, da die Activa der Gesellschaft keine hinlängliche Garantie boten, stellte aber die Bedingung, daß die Operationen der Anstalt nicht fortgesetzt werden dürften. Infolge dessen schwanden die Péreire und Genossen von der Stätte, wo sie so viel Unheil angerichtet hatten, und die Ironie des Schicksals wollte es, daß derselbe Gerniny, welcher die Liquidation der Mirès'schen Eisenbahnkasse seinerzeit übernommen hatte, auch die der beiden Péreire'schen Schöpfungen, des Crédit mobiler und der Immobiliargesellschaft, überkam. Die Bilanz der Anstalt ergab am Ende des Jahres 1867 eine Schuldenlast von 134 Mill. Dagegen waren 110 Mill. in Werthpapieren und 77 Mill. in Vorschüssen an Gesellschaften festgelegt, abgesehen

von 29 Mill. Buchforderungen. Die Papiere bestanden in tiefentwertheten Effecten namentlich der Immobiliaranstalt und spanischer Unternehmungen. Die Vorschüsse betrafen vor allem die Immobiliaranstalt, welche in bankrottem Zustande sich befand. Es entstanden Proceße der Actionäre gegen die Péreire und Genossen namentlich mit der Anklage, daß dieselben die Actionäre durch falsche Vorspiegelungen zur Zeichnung der neuen Actien verleitet hätten. Die erste Instanz verurtheilte die Administratoren unter schwerer Brandmarkung ihres Verfahrens zur Rückzahlung des ganzen Betrages der Verdoppelung des Actienkapitals. Die zweite Instanz modifizierte indeß das Urtheil beträchtlich und ging auf die bloße Zinsentschädigung an die ursprünglichen Zeichner der neuen Actien aus. Ehe noch ein Urtheil dritter Instanz erfolgt war, hatten die Administratoren unter Beistand der Minister Rouher und Magne, welche die für die Regierung höchst unangenehme Sache gern von der Tagesordnung schaffen wollten, mit dem Liquidator des Crédit mobilier und der Immobilière ein Abkommen getroffen, wonach sie sich verbindlich machten, innerhalb sechs Jahren die Summe von 36 Mill. Frs. (wovon auf die Péreire 12 Mill. fielen) als Schadenersatz an beide Gesellschaften zu zahlen. Davon sollten 16 Mill. an den Crédit mobilier fallen. Dagegen hatten sich beide Gesellschaften verbindlich zu machen, die frühern Verwaltungsmitglieder gegen jede etwaige Verurtheilung der Gerichte in Schutz zu nehmen. Dieses Abkommen wurde von beiden Gesellschaften angenommen. Der Zustand der Immobiliärgesellschaft, deren Actien 20 Proc. stehen, ist ein gänzlich verkommener und erforderte auch im Jahre 1868 einen beträchtlichen Zuschuß vom Crédit mobilier. Dieser Krebschaden ist es, welcher das noch übriggebliebene Vermögen des letztern Instituts aufzuzehren droht. Daß dieser Rest nach den großen Verlusten beim Verkaufe der im Besitze der Anstalt befindlich gewesenen Werthpapiere dem jetzigen Preise von 50 Proc. nicht mehr entspricht, gilt als unzweifelhaft.

Und die Péreire, welche dieses verderbliche Chaos schufen? Man klagt sie an, 120 Mill. dabei gewonnen zu haben. Jedenfalls genießen sie ihre Schätze in Sicherheit. Gefährlich sind sie indeß nicht mehr. Ihre Kunst üben jetzt andere, die sich in der Schule der Meister gebildet haben.

Seit Abfassung dieses Aufsatzes hat das Tribunal erster Instanz auf eingereichte Klage die alten Administratoren der Immobiliaranstalt, eventuell die für sie aufkommenden beiden Gesellschaften zur Entschädigung gewisser Kategorien von Actieninhabern der Immobilière verurtheilt und das Handelsgericht in Folge dessen die gerichtliche Auflösung dieser Gesellschaft decretirt, was die Actien beider Institute noch weiter sinken machte. Es kommt nun auf den Ausspruch der beiden höhern Instanzen an.

Ein Jahrzehnt württembergischer Politik.

Dritter Artikel.

Nach dem Ergebnisse der Landtagswahlen vom 8. Juli 1868 sah man in Württemberg mit Spannung der Eröffnung der Ständeversammlung entgegen. Nicht als ob man irgendwelche neue Organisationen von ihrer schöpferischen Thätigkeit erwartete, nicht als ob man von ihr eine Lösung der süddeutschen Frage oder auch nur eine Inangriffnahme derselben nach irgendeiner Richtung hin hoffte; vielmehr versprach man sich gar nichts von ihr, war aber doch begierig, wie die Regierung zu ihren Freunden vom 24. März

(Zollparlamentswahlen) sich stellen, wie der äußerste linke Flügel unter Anführung Karl Mayer's, Redacteurs des „Beobachter“, die längstangekündigte Adressdebatte in Scene setzen werde, welche aus der ausgesuchten Trockenheit der vorzulegenden Berathungsgegenstände wie eine quellenreiche Dase sich abheben und wenigstens einige Gelegenheit darbieten sollte, die staunende Welt über das aufzuklären, was sie schon längst wußte.

Einstweilen geberdete sich diese Partei, als ob sie schon Herrin des Terrains wäre, als ob sie nur noch die Kleinigkeit zu besorgen hätte, die verschiedenen Ministeresset je nach dem verschiedenen Gewichte ihrer Führer auszuthelen. In seinen Nrn. 123 und 147 stellte der „Beobachter“, einen Artikel der „Demokratischen Correspondenz“ zum Theil abdruckend, die badische Frage. „Wo gibt's denn die?“ fragte er und antwortete zugleich: „Mit Verlaub, wir stellen sie. Es gehört das zu der Initiative der deutschen Demokratie. An der Erhaltung Badens kann, wenn die Jolly-Bluntschli so weiter operiren dürfen, niemand ein Interesse haben, dem das Vaterland und die Freiheit am Herzen liegen; umgekehrt muß jeder auf den Untergang dieses Staats hoffen, der ein weiters Vorrücken der Zollerei für ein vaterländisches und freiheitliches Unglück hält, sowie auf selbigen Untergang jeder speculiren wird, der ein solches Ereigniß statt vom nationalen und freiheitlichen Gesichtspunkte mit den Augen dynastischer Vergrößerungsgläser ansieht. Was wird oder soll also die Lösung der badischen Frage sein? Wir denken, Sr. Maj. der Zufall wird sie lösen, und wir besorgen, daß Sr. Maj. in diesem Falle, wie so oft, mehr gewaltsam als verständig und freiheitlich verfahren wird, mit andern Worten, daß er das deutsche, von einer schönen Partei undeutsch gehandhabte Land Baden als Lothung oder als Beute irgendeinem Nachbar zuweisen wird.“

Wer solche politische Fragen stellte, der konnte auch noch einige Schritte weiter gehen. In seiner Nr. 132 ließ sich der „Beobachter“ von München aus schreiben, daß einige von mehreren Blättern gebrachte officiöse Artikel die Lebensfähigkeit des Projectes der Bildung eines Süddeutschen Bundes bezweifeln und daher die Particularisten aufordern, einen formalirten Entwurf vorzulegen, da bloße Phrasen nutzlos seien. Hierzu bemerkte der „Beobachter“: „Ein Entwurf steht den Herren Officiösen zu Diensten. Derselbe ist ebenso praktisch als billig; denn er kostet nur einige Kronen.“

Man sollte meinen, nach solchen Aeußerungen werde es der württembergischen Regierung ein für allemal entleiden, mit dieser Partei, wie bei den Zollparlamentswahlen, Hand in Hand zu gehen. Ging sie doch auf nichts anderes aus als auf die Gründung eines Südbundes, d. h. einer süddeutschen Eidgenossenschaft, welche, auf den Trümmern der niedergeworfenen Throne errichtet, noch etwas mehr als bloß eine badische Frage stellen, dem Norddeutschen Bunde Schach bieten und den Grundstock zu den „Vereinigten Staaten Europas“ legen sollte. Unter solchen Umständen mußte ihr jede süddeutsche Regierung, aber keine so verhaßt sein als die badische, welche in aller Ruhe fortschritt in dem Bestreben, ihren Staat so herzurichten, daß er im geeigneten Moment ohne jede weitere Erschütterung oder auch nur Nervenerregung in das norddeutsche Staatswesen sich einfügen konnte. Da aber solch wuchtige Schläge wie die, welche aus vier Monarchien ein republikanisches Süddeutschland machen sollten, auch einer Großmacht nicht ohne Allianzen möglich sind, so sah sich die Volkspartei um und kam auf den nämlichen Gedanken wie Napoleon III. Hatte dieser früher in Oesterreich seinen schlimmsten Feind gesehen und seit dem Jahre 1866 einen natürlichen Freund in ihm gefunden, so konnte ja auch die Volkspartei, welche früher die Habsburger und ihre Politik nicht schwarz genug malen konnte, diese Wege wandeln und mit denjenigen Kreisen in Oesterreich ein Bündniß suchen, deren Parole lautete: „Rache für Königgrätz!“ Und wie hübsch traf es sich, daß auch die Volkspartei ihre salzburger Zusammenkunft hatte! Nur daß sie dieselbe im Gedanken an kriegerische Eventualitäten das wiener Schützenfest nannte.

Was von dieser Feindschaft gegen Preußen und Anlehnung an Oesterreich, von dieser Speculation auf Preußens Schwächung und Oesterreichs Stärkung zu halten ist, ob das eine oder das andere im Interesse Süddeutschlands liegt, darüber hat der verstorbene König Wilhelm von Württemberg am 23. März 1842 einen Brief an einen Verwandten geschrieben, der in verschiedener Beziehung zu interessant ist, als daß er nicht hier eine Stelle finden sollte. Er lautet: „Aus Ihrem Briefe, der dem Berichte beilag, ersehe ich, daß Tettenborn dem Blittersdorf die nämlichen Nachrichten gegeben hat, welche mir Latour schon vor einiger Zeit mittheilte; aus beiden geht das lebhafteste Interesse hervor, uns mit Preußen zu entzweien, indem sie uns mißtrauisch machen. Es kann durchaus nicht in dem wohlverstandenen Interesse von Preußen liegen, Süddeutschland zu schwächen; denn es würde diejenigen Hülfsmittel verringern, auf welche es nothwendigerweise angewiesen ist; das sind österreichische Insinuationen, welche Blittersdorf durchschauen muß, wenn er sich nicht mit Wissen täuschen will. Preußen steht und fällt mit Süddeutschland, nicht so Oesterreich, dem alles an der Schwäche von Deutschland liegt, um es desto bequemer für seine Privat Zwecke benutzen zu können. Ich bin nicht blind für die wirklichen Fehler der preussischen Politik; aber in Hauptsachen sind sie gezwungen, im deutschen Interesse zu handeln, nicht so Oesterreich, und wenn ich noch daran gezweifelt habe, so würden mich die Unterredungen mit Fürst Metternich vorigen Herbst davon ganz überzeugt haben. Sein übel verdeckter Grimm gegen den König von Preußen, seine Verhöhnung jedes echt deutschen Nationalgefühls, seine römische Tendenz, sind alles Schlagbäume zwischen ihm und uns, die wol mit Höflichkeit übertüncht werden können, aber auch veranlassen müssen, ihn immer mehr in seinen römischen Jesuitismus versinken zu sehen, und wenn die Welttrompete sich einst hören läßt und sein Staat in seiner ganzen natürlichen Schwäche erscheint, wenn Deutschlands Wiebergeburth vor sich gehen soll, so muß Oesterreich untergehen, ist mein Wahlspruch, solange ich lebe. Ewiger Krieg mit diesen Jesuiten und allen ihren Werken. Doch das alles unter uns! Hören muß man immer, was sie sagen, aber nichts glauben. Ihr ganz ergebener Wilhelm.“

Es ist in dem ersten Artikel gezeigt worden, wie sehr dieser Fürst im Jahre 1850 bei der bregenger Zusammenkunft und in den folgenden Jahren diesen nationalen Grundsätzen untreu geworden ist. Hierzu ist zu bemerken, daß sein früheres Auftreten noch die volle Manneskraft verräth, während dieses ängstliche Anklammern an Oesterreich bereits Zeugniß der zunehmenden Altersschwäche ist. Daß die württembergische Volkspartei sich gerade diesen Schlusfact zum Muster nahm, dient der Freiheit ihres Blickes nicht zur Empfehlung. Sie glaubte zur Durchführung ihres Programms, das zunächst auf Errichtung eines Südbundes und Brechung der preussischen Hegemonie hinauslief, Oesterreich gebrauchen zu können, da diesem ja diese beiden Ziele nur erwünscht sein könnten. Ob ein republikanischer Südbund den Habsburgern ein angenehmer Nachbar sein werde, darüber machten sie sich vorerst keine Gedanken. Zuerst Südbund, dann Preußen mit gemeinschaftlichen Kräften niederschlagen, das Weitere mußte sich finden. Mit dieser höchst einfachen Politik, welche dem österreichischen Cabinet und Volke eine allzu große Kaiwetät zutraute, reiste in der letzten Woche des Juli das Gros der württembergischen Demokratie, ihren Karl Mayer an der Spitze, nach Wien. Bei dem Empfange erwiderte auf die Begrüßung des Dr. Wilfort der Zollparlamentsabgeordnete Rechtsconsulent Freiesleben: „Oesterreich und Schwaben hat Gott vereint, und kein Mensch soll sie trennen. Den kräftigen Ausdruck dieser Gesinnung konntet ihr am besten in den letzten Wahlen finden. Das Jahr 1866 konnte keine Kluft zwischen Oesterreich und Süddeutschland reißen; dazu ist jede Macht, auch die Blut- und Eisenpolitik, zu schwach. Wir sind nicht gekommen, um bloß die Herrlichkeiten Wiens zu besehen, oder in dem Meere von Vergnügen, das uns erwartet, uns zu laben; wir sind vor allem gekommen, um euch aus aufrichtigem

Herzen zu sagen, daß ihr bei Deutschland bleiben müßt unter allen Umständen. Was an uns liegt, für diese Idee zu wirken, das werden wir redlich thun. So gelobe ich auch im Namen des Schwabenvolks.“

Wer dem Rechtsconsulenten Freiesleben aus Heidenheim das Mandat, im Namen des Schwabenvolks Gelübnisse zu thun, gegeben hat, darüber ist nichts Näheres bekannt geworden. Etwas näher ging auf die Sache Karl Mayer ein, theils beim Banquet vom 28. Juli, theils besonders bei der Volksversammlung, welche am 2. Aug. in den Sommerfälen des Sperl stattfand und von etwa 3000 Menschen, zu großem Theil Arbeitern, besucht war. Mayer entwickelte hier seine Ideen von Südbund, Miliz und süddeutschem Parlament und sagte unter anderm: „Unsere Zustände in Süddeutschland sind noch unerträglicher als Ihre. Sie sind noch eine Macht; uns betrachtet man schon als eine zu vertheilende Beute. Mit Deutschland hängen wir nur mehr zusammen durch einen Zollvereinsvertrag, der nachträglich umgefälscht worden ist zu einem Erpressungsvertrage für den preußischen Militarismus, und durch ein Schutz- und Trugbündniß, durch welches wir preußische Heloten wurden. Wir brauchen Ihren Schutz, damit wir uns eine Verfassung geben, die uns in die Lage setzt, uns selbst zu schützen. Wir wollen uns militärisch selbst schützen, und das können wir, wenn wir die vier süddeutschen Staaten oder eigentlich viertelbe, da Hessen=Darmstadt zur Hälfte von Preußen aufgeschluckt ist, militärisch einigen, damit wir nicht nöthig haben, uns unter auswärtigen Oberbefehl zu stellen. Wir wollen aber ein Volksheer, wie es in der Schweiz besteht. Und damit mit dieser Miliz kein Mißbrauch getrieben wird, wie er möglich ist, wenn ein größeres Heer unter dem Befehle eines Potentaten steht, so wollen wir ein zweites, eine parlamentarische Vertretung des Südens. Wir verlangen, daß diese Länder sich zu einem Reichstage vereinigen, und es gilt uns gleich, ob dieser in Stuttgart oder in München oder sonstwo tagt; im Volke herrscht keine Eifersucht. Man hat versucht, mit dem Zollparlamentsförder das süddeutsche Volk zu fangen; aber wir haben auf diesen Speck nicht gebissen. Am 24. März hatten wir 17 Abgeordnete für das Zollparlament in Berlin zu wählen und wir eigensinnigen, querköpfigen Schwaben haben damals nicht einen, der nicht durch und durch großdeutscher Gesinnung war, gewählt, und somit, so klein wir sind, ein Nein zu Plänen gesprochen, die mit Gewalt Preußens Ausdehnung ergänzen sollten. Aber auch Oesterreich kann auf diesem Wege hoffen wieder nach Deutschland hineinzugelangen, und somit ist dieser Südbund auch in seinem Interesse. Und endlich noch Eins: man hat uns vorgeworfen, daß Frankreich diesen Südbund unterstütze. Ja, das ist wahr, ich gebe es zu, der französische Cäsarismus glaubt in diesem Südbunde die Verewigung der Zerstückelung Deutschlands zu sehen. Das aber ist ein Umstand, der uns zu statten kommt, und den wir als kluge Staatsmänner zu unserm Vortheil benutzen werden, ohne uns im mindesten an Frankreich zu hängen. Der Cäsarismus, der sich 1866 von Bismarck täuschen ließ, läßt sich auch vom deutschen Michel täuschen. Nicht für Frankreich, für Deutschland soll der Südbund geschaffen werden, und er bietet den einzigen Weg, auf dem ohne neues Blutvergießen, ohne Revolution eine Umkehr möglich ist. Wir sind da in der glücklichen Lage, daß wir den Grundstein für die Freiheit legen können, ohne daß die Despoten merken, was geschieht. Wie aber aus diesem Südbunde die Einheit Deutschlands sich bilden soll, das denken wir so: auf der einen Seite die drei Reichstage, der nord- und süddeutsche und der österreichische, und auf der andern Seite das täglich wachsende Bedürfniß der gemeinsamen Ordnung von Angelegenheiten, die eben nur gemeinsam geordnet werden können; daraus, hoffen wir, wird ein Zusammentreten der drei Reichstage erwachsen. Um so schneller aber wird diese Bildung eines einheitlichen Reichsraths, die wir noch in friedlichen Zeiten erhoffen, in der Zeit der Noth ge-

schehen; denn da hat man in den Hofburgen und Königspalästen plötzlich ein Verständniß für das, was das Volk seit Decennien geklagt. Für diesen Gedanken des Südbundes stehe ich hier als Werber; ich bitte Sie, helfen Sie uns in dieser Sache; denn wenn wir von hier ein starkes Echo der Zustimmung nach Hause bringen, dann sind wir sicher, daß wir den Widerstand unserer Minister brechen; denn nur in den Ministerien, nicht einmal in den Dynastien liegt bei uns dieser Widerstand.“

Die Staatsmänner aus dem Arbeiterstande im Sperl erlaubten sich bei manchen Stellen der Mayer'schen Rede ein verdächtiges Lachen oder ein skeptisches Oho! Das Schlimmste aber war, daß Mayer sich sagen lassen mußte, sein Standpunkt sei ein bereits überwundener, die Nationalitätenfrage sei abgethan; es gebe nur Menschen. Ein Hr. Pfeiffer rief ihm zu: „Ich bin ein Europäer, kein Deutscher, ich kenne keinen Nordbund und keinen Südbund. Wir wollen nicht Deutsche allein sein, sondern deutsche Freie.“ Was war da zu machen? Bei dem Festbanket hatte man ihm gesagt, daß die Deutsch-Oesterreicher genug mit ihren eigenen Sachen zu thun hätten und nicht in der Lage seien, den Rath ihrer süddeutschen Freunde in Anspruch zu nehmen, und hier im Sperl sprach man weder von Stuttgart noch von München, sondern, getreu dem Refrain des Arndt'schen Liedes: „Mein Vaterland muß größer sein“, geradezu von Europa.

Ein anderer Umstand schien in noch höherm Grade die Pläne der Volkspartei zu durchkreuzen. Jedermann kennt das tiefe Mißtrauen aller Parteien in Ungarn gegen die deutsche Politik der Habsburger, ihre Abneigung, aus der Ueberschreitung der Mainlinie eine Kriegsfrage zu machen. Das mußte anders werden, wenn die Volkspartei die Hilfe der Deutsch-Oesterreicher sollte in Anspruch nehmen können. Ein Artikel in Nr. 190 des „Beobachter“ zeigte den Ungarn, daß Preußen nach der Unterwerfung Süddeutschlands ganz Deutsch-Oesterreich in Besitz nehmen, und daß dann die Keihe an sie kommen werde. „Ober kann ihnen zweifelhaft sein, daß der Kaufpreis, welchen Großpreußen für die Ausdehnung seiner Gewaltherrschaft an Rußland oder das Slawenthum bezahlt, irgendein anderer sein werde als sie, die stolzen Magyaren, selbst?“ Aber die Ungarn sahen zunächst eine weit größere Gefahr in der Wiederherstellung des habsburgischen Einflusses in Deutschland und wünschten daher die Vereinigung von Nord- und Süddeutschland, damit jenen Gelüsten ein für allemal das Einmischungsobject entzogen würde. Die ungarischen Journale, an welche sich die Vertreter der württembergischen Demokratie in Wien wandten, wollten von einer Allianz mit dieser nichts wissen, da, wie der „Pester Lloyd“ vom 16. Sept. schrieb, von einem siegreichen Oesterreich für Ungarn wenig Gutes zu erwarten sei.

So hatten sich die Hoffnungen auf Wien und Pesth als trügerisch erwiesen. Die württembergische Volkspartei fand nirgends Allianzen; sie mußte sich bei der Durchführung ihrer Pläne lediglich auf ihre eigenen Kräfte verlassen, und diese waren zu ihrem Leidwesen mehr aufs Reden als aufs Handeln angelegt. Nun stand noch der Landtag in Aussicht und die längst angekündigte Adreßdebatte.

Die Regierung war indessen in anderer Weise thätig. Sie schloß im Juli eine Ueber-einkunft mit Baiern, wodurch die Verhältnisse der Festung Ulm geregelt wurden. Darauf ließ sie gleichfalls in Gemeinschaft mit Baiern einen Entwurf ausarbeiten, „wonach eine aus den Vertretern der drei süddeutschen Staaten bestehende ständige Militärcommission zu bilden wäre, welcher die Aufsicht über die süddeutschen Festungen, über das ganze Defensivsystem Süddeutschlands und über dessen Zusammenhang mit der Vertheidigung Gesamtdeutschlands übertragen werden sollte“. Eine solche Verbindung der süddeutschen Staaten zur Berathung ihrer militärischen Interessen und im engen Anschlusse an den Norddeutschen Bund entsprach ganz den nationalen Ideen des bairischen Ministerpräsidenten und sollte einen Theil dessen ausmachen, was er unter einem Südbunde verstand.

Sollte aber diese Commission ihren Zweck, das süddeutsche Defensivsystem in Einklang mit dem norddeutschen zu bringen, vollständig erfüllen, so mußte auch ein Militärbevollmächtigter des Norddeutschen Bundes zu derselben gezogen werden, der ohnedies in manchen Dingen einen guten Rath zu geben wußte. Nur so war man gewiß, daß auch wirklich die nationale Idee festgehalten werde, daß die Thätigkeit dieser Commission nicht zu einem nationalen Trugbündnisse führe. Solche Bedenken hegte Baden. Bevor es seine Mitwirkung zusagte, wollte es wissen, ob hier für die militärische Einheit Deutschlands eine Schranke oder ein Band geschaffen werde. Es konnte der badischen Regierung nicht bairische oder württembergische Truppen nur dann in diese Festung aufnehmen, wenn sie sicher war, daß Baiern und Württemberg die Allianzverträge gerade so auffassen wie sie selbst, d. h. in dem Sinne, daß diese beiden Staaten die Verpflichtung anerkennen, bei jedem Kriege unbedingt, ohne irgendwelche Prüfung des casus foederis, auf Preußens Seite zu stehen. Die Theilnahme Badens war daher eine Garantie dafür, daß diese Militärcommission ihrer nationalen Pflichten eingedenk sei. Man war außer Sorge, als man hörte, daß Baden theilnehme und als Bevollmächtigter den Kriegsminister von Beyer und den Gesandten am bairischen Hofe, von Mohl, absende. Die Commission versammelte sich am 23. Sept. und wurde am 10. Oct. geschlossen, wie man sagt, in Folge der Wahrnehmung, daß alle ihre Beschlüsse Tag für Tag dem französischen Cabinet mitgetheilt würden. Ueber den Charakter dieser Beschlüsse ist nichts Näheres bekannt. Nur das eine wurde berichtet, daß man über die Grundlagen, auf welche hin die Festungscommission zu bilden sei, noch nicht hinausgekommen sei. Diese Südstaaten sind die Erben des alten Bundestags, welcher bekanntlich die wichtigsten Angelegenheiten, namentlich die die Souveränität der einzelnen Kriegsherrn so empfindlich berührenden Militärverhältnisse, jahrelang verschleppen ließ. Es ist immer die alte Geschichte: keiner thut dem andern etwas zu Gefallen; jeder hält sein Sonderinteresse für wichtiger als das Ganze.

Endlich veröffentlichte der „Staats-Anzeiger“ vom 21. Nov. ein königliches Decret, wonach die Ständeversammlung auf Freitag den 4. Dec. in die Haupt- und Residenzstadt Stuttgart einberufen wurde. Im Lager der Volkspartei herrschte große Freude. Sing's ja doch nach fünfmonatlichem Warten zum Kampfe und zum Siege. Nicht weniger als 45 Abgeordnete, größtentheils zur Volkspartei gehörig, traten zum ersten male in die Abgeordnetenversammlung ein und hatten den vorgeschriebenen Eid in die Hände des Königs zu leisten. Die Thronrede drückte das Vertrauen der Regierung zu diesen neuen Kräften aus, führte mehrere Gesetzeswürfe höchst trockener und unpolitischer Natur an und schloß mit den Worten: „Sie finden unter den Vorlagen eine solche auf weitere Aenderungen der Verfassung noch nicht, aber auch diese höchst wichtige Frage wird bei verständlichem Sinne und aufrichtiger Hingebung an das wahre Wohl des Landes ihre zeitgemäße Lösung erhalten. Die Mittel und Wege hierfür aufzufinden, wird meine Regierung bemüht sein. Wie bisher werde ich die freie Bewegung in unserm Staatsleben fördern. Im Vereine mit meinem Volke werde ich die Selbständigkeit Württembergs wahren, im Einklange mit ihm werde ich die nationalen Interessen pflegen, mit ihm werde ich die Pflichten gegen das weitere Vaterland treu und patriotischen Sinnes erfüllen.“

Diese Rede entsprach vollkommen dem Ergebnisse der Landtagswahlen vom 8. Juli und der Stellung der Regierung zum Norddeutschen Bunde. In letzterer Beziehung war immer noch das loyale Halten der Verträge, die Zurückweisung jeder weitem Verbindung, die eifersüchtige Wahrung der sogenannten Selbständigkeit das A und O der württembergischen Politik. Die Rede, welche Minister von Barmüller am 11. Dec. 1867 in der Abgeordnetenversammlung über diesen Punkt gehalten hatte und welche sich auf ein „Bis hierher und nicht weiter“ zurückführen ließ, bildete auch zwölf Monate nachher noch das

unerschütterliche Programm der Regierung. Sie nannte dies ihre Vertragstreue sowol denen gegenüber, welche über die Verträge hinausgehen, als denen gegenüber, welche hinter dieselben zurückgehen wollten. Mit beiden Parteien, mit der deutschen und mit der Volkspartei, hatte sie hierüber eine Debatte zu erwarten, eine heftigere jedoch mit dieser als mit jener; denn die Volkspartei, auf ihre numerische Ueberlegenheit trogend, glaubte, wie schon Hr. Freiesleben in Wien, im Namen des schwäbischen Volks sprechen zu dürfen. Dieses Verhältniß fand in noch weit höhern Grade als bei der deutschen Frage bei dem zweiten Punkte, bei der „auf Wohlverhalten“ versprochenen Verfassungsreform statt. Hier erntete die Regierung ihren Lohn für ihre Nachgiebigkeit am Schlusse des vorigen Landtags und für ihr Bündniß mit den Demokraten und Ultramontanen bei den Zollparlamentswahlen. Es war von der Regierung ein Mißgriff, am Schlusse des vorigen Landtags auf eine partielle Revision der Verfassung sich einzulassen und das Gesetz über allgemeines Wahlrecht und geheime Abstimmung zu sanctioniren, während doch der Entwurf zu einer vollständigen Revision, weil es an Zeit zur Berathung mangelte, zurückgezogen wurde. Auf diese Weise schuf sie sich einen radicalen Landtag und durch diesen möglicherweise eine radicale Verfassung. Sie hätte dies vermieden, wenn sie die Verfassungsrevision durch die nach dem alten Wahlsystem zu wählende Abgeordnetenkammer hätte vornehmen und das Wahlgesetz in der Weise hätte umgestalten lassen, daß die Ungebildeten von den Gebildeten hätten geleitet, nicht diese von jenen hätten erstickt werden können. Nicht das allgemeine Wahlrecht war es, was im Lande verlangt wurde, denn die große Masse der Ungebildeten und Aermern verhielt sich wie überall sehr indolent und apathisch gegenüber solchen Verfassungsfragen, sondern man wünschte in erster Linie die Ausdehnung des Wahlrechts auf die Staatsdiener, die Repräsentanten der Bildung und Intelligenz, welche bisher von den Wahlurnen ausgeschlossen waren. Durch das Hereinziehen dieser Elemente hätte das conservative Princip eine namhafte Stärkung erhalten; was hat es aber dadurch gewonnen, daß die Regierung nun zum Extreme übersprang, alle Schleusen öffnete und die ganze Flut von Unbildung und sinnlicher Begehrlichkeit hereinströmen ließ? Was sie auf diese Weise den gebildeten Kreisen gab, vertümmerte sie ihnen wieder bis zur Nutzlosigkeit dadurch, daß sie es allen gab.

Wer hat denn der württembergischen Regierung seither dieses Experiment nachgemacht? Welcher Landtag in ganz Deutschland ist nach dem allgemeinen Wahlrechte gewählt? Wo in ganz Europa, außer in Frankreich, ist dieses eingeführt? Und welche ungeheuern Regierungsapparate braucht Napoleon, um in dem Gesetzgebenden Körper nicht den Radicalismus zur Mehrheit anwachsen zu lassen? Zu diesem Apparat gehört aber wesentlich sein Bund mit dem Ultramontanismus. Sobald dieser Bund dadurch, daß Napoleon den Papst seinem Schicksal und Rom dem Königreich Italien überließe, auseinanderginge, die Bundesgenossenschaft der katholischen Geistlichkeit bei den Wahlen aufhörte und diese zur Opposition überträte, wäre es mit der Mehrheit im Gesetzgebenden Körper vorbei. Wie vorsichtig gehen hierin die praktischen Engländer zu Werke! Auch dort war schon von allgemeinem Wahlrechte die Rede; aber zu etwas Weiterem als zu Abschlagszahlungen hat sich das englische Parlament auch im Jahre 1867 nicht verstanden. Sehr bemerkenswerth ist, was in dem Todd'schen Buche „Ueber die parlamentarische Regierung in England“ über diesen Punkt gesagt wird: „Aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen und nicht wie gegenwärtig einen Bruchtheil, sondern die Gesamtheit unserer Bevölkerung vertretend, würde das Haus der Gemeinen über die Krone und das Haus der Lords hinwegschreiten“ (ebenso will ja Karl Mayer die Republik einige Kronen sich kosten lassen und die Erste Kammer abschaffen). „Das britische Reich würde von den Feldarbeitern auf dem Lande und den Handwerkern in den Städten regiert werden. Die Uebertragung politischer Macht auf eine Klasse von Menschen, welche aller politischen Einsicht bar und

von Natur geneigt ist, auf die Annahme von Plänen zu bringen, die ihren unmittelbaren Vortheil zu fördern verheißten, ohne deren Einfluß auf andere Klassen des Volks zu erwägen, würde die wohlbegründete Besorgniß zur Folge haben, daß das ganze sociale Gebände des Reichs in Gefahr käme. Man behauptet zwar, der Fortschritt in der Erziehung und allgemeinen Bildung werde vielen, wo nicht allen übeln Folgen einer Verengung der Massen mit politischer Macht vorbeugen. Aber die Erfahrungen, die wir aus der Wirksamkeit demokratischer Einrichtungen in Australien, in Amerika und in Frankreich unter dem Empire gewonnen haben, rechtfertigen diese Annahme nicht. Wir haben im Gegentheil allen Grund zu der Besorgniß, daß eine weitere Ausdehnung des Wahlrechts auf eine Klasse, die weniger gebildet und weniger befähigt ist, politische Fragen zu begreifen, als die, welche jetzt im Besiz desselben sind, uns auf eine abschüssige Bahn bringen würde. Die streitenden Parteien würden die Hülfe dieses neuen Bestandtheils der Wählerchaft der Nation gegeneinander aufbieten und müßten, um dieselbe zu erlangen, ihre Ansichten adoptiren und mit ihren Vorurtheilen buhlen. So würden allmählich, aber sicher die Interessen der Nation schließlich dem Einflusse ihrer unwissendsten, statt ihrer gebildeten Klasse, ihrer geringsten statt ihrer höchsten Capacitäten unterworfen werden, was für die herrlichen Einrichtungen Englands, die ein Hort der Freiheit gewesen sind, die größte Gefahr mit sich brächte.“

Solche Erfahrungen und Aeußerungen hatten in Württemberg, wo man sich gar wenig mit geschichtlichen Studien abgibt, keinen Werth. Die Regierung hielt dem Andrängen der Deutschen Partei gegenüber einen Appell an die Massen für sehr ungefährlich, wol gar für eine rettende That. Konnte sie ja doch das Kunststück probiren, das eine mal (bei der Frage von der Verfassungsrevision und von der Haltung der Verträge) mit Hülfe der Deutschen Partei die Demokraten, das andere mal (bei der Frage von weiterer Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde oder gar Anschluß) mit Hülfe von diesen jene aus dem Felde zu schlagen und so mit Grazie in infinitum zu balanciren. Wenn sie dabei die norddeutschen Reichstagswahlen zum Muster nahm, so gab sie sich dem großen Irrthum hin, nicht zu bedenken, daß, was den an 'straffe Disciplin gewöhnten norddeutschen Volksstämmen geboten werden kann, dem unbotmäßigen schwäbischen Volkstamm nicht so unbedenklich in die Hand gegeben werden darf. Und trotzdem hielt Graf Bismarck die Diätenlosigkeit für ein so absolut nothwendiges Correctiv, daß er bekanntlich das Zustandekommen des ganzen Verfassungswerks von der Annahme derselben abhängig machte. Welches Correctiv des allgemeinen Wahlrechts hat aber die württembergische Regierung eingeführt? Nicht einmal die Diätenlosigkeit, wenngleich diese bei weitem nicht genügend wäre. Sie hat gar keins eingeführt und nur dasjenige gelassen, was bisher als Hemmschuh jedes staatlichen Fortschritts betrachtet wurde, nach den neuesten Wahlen aber als das einzige Correctiv des allgemeinen Wahlrechts, als das einzige Schutzmittel gegen eine Massenregierung angesehen werden muß.*)

Dies sind diejenigen Mitglieder der württembergischen Abgeordnetenlammer, welche man die Privilegirten nennt. Dieselbe hat nämlich die eigenthümliche Zusammensetzung, daß in ihr neben 70 vom Volke gewählten Abgeordneten 23 Mitglieder sitzen, welche als die Repräsentanten besonderer Stände anzusehen sind. Es ist dies eine Reminiscenz der altwürttembergischen Landstände, welche aus Rittern, Prälaten und Abgeordneten bestanden. Die 70 Volksabgeordneten werden gewählt je von den Wahlmännern der 63

*) Wir können es, im Widerspruch mit dem Verfasser dieses Artikels, nur billigen, daß die württembergische Regierung durch Einführung der Urwahlen nicht nur eine Uebereinstimmung mit dem Wahlmodus des norddeutschen Reichstags eingeführt, sondern auch das allein berechtigte Princip politischer Gleichheit zur Geltung gebracht hat.

Oberämter und von denen der 7 „guten Städte“; zu den 23 Privilegirten gehören 13 von ihren Standesgenossen gewählte ritterschaftliche Abgeordnete, die 6 evangelischen Prälaten des Landes, der Kanzler der Universität, der Bischof, ein Domkapitular und der älteste katholische Dekan. Der bisherige Bischof Lipp erschien grundsätzlich nie in der Kammer, daher es factisch 22 Privilegirte sind. Daß ihre Anwesenheit in der Abgeordnetenversammlung dieser den Charakter einer reinen Volkskammer nimmt, liegt allerdings auf der Hand, wenn es andererseits auch fraglich ist, ob eine vom Volke gewählte Kammer dem Willen des Volks, das sich einmal in gewisse Stände zergliedert, auch wirklich und vollständig Ausdruck zu geben vermag. Schon seit Jahrzehnten hat daher die liberale Partei auf eine Purification dieser Kammer, auf eine gänzliche Entfernung dieser Privilegirten aus derselben gedrungen. Neuerdings aber, seitdem man die Folgen des allgemeinen Stimmrechts kennen gelernt hat, sind außer den Demokraten sehr wenige für eine solche Maßregel. Diese natürlich, welche dadurch die unbedingte Herrschaft in der Abgeordnetenversammlung erringen würden, haben die Ausstoßung der Privilegirten zu einem Cardinalpunkt ihres Programms gemacht. Aber ebendeshwegen ist sie eine Unmöglichkeit, es müßte denn ein hinreichendes Aequivalent dafür geboten werden. Ein Blick auf die Zahlenverhältnisse der verschiedenen Fractionen der Kammer zeigt dies am deutlichsten: die äußerste Linke zählt 25 Mitglieder, das linke Centrum (die sogenannten Großdeutschen) 20; diese beiden Fractionen gehen in den meisten Fragen, jedenfalls in der deutschen, zusammen, haben also als „Vereinigte Linke“, wie sie sich selbst nennen, 45 Mitglieder; die Deutsche Partei hat 14, die liberale oder Regierungspartei 9; ein paar Stimmen sind unentschieden, sodaß im günstigsten Falle den 45 Linken 25 Nationale und Liberale entgegenzustellen wären, welche in der loyalen Haltung der Beträge mit der Regierung gehen und bei der Frage der Verfassungsrevision sich vor Extremen hüten würden. Aber ihre Stimme wäre ohne den Beistand der Privilegirten machtlos. Von diesen fallen die Stimmen der ritterschaftlichen Abgeordneten, der evangelischen Prälaten und des Kanzlers, also 20, der Regierung, zum Theil der nationalen Partei zu, aber die Stimmen der beiden katholischen Geistlichen nicht einmal in allen innern Fragen, geschweige in der deutschen Frage. Es kostete also, selbst bei der Bundesgenossenschaft der Privilegirten, die größte Anstrengung, der Regierung eine Mehrheit von auch nur 2—3 Stimmen zu sichern. Wie aber ohne dieselben eine Regierung möglich wäre, ist undenkbar. So werden die Privilegirten von allen denen, welche den Umsturz Tendenzen feind sind und irgendwelche Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde erhalten wollen, unter den gegenwärtigen Umständen als nothwendiges Correctiv des allgemeinen Stimmrechts angesehen. „Man muß froh sein, daß man sie hat“, ist ein Urtheil, das man vielfach selbst von Gegnern der Regierung hören kann.

Schon die Präsidentenwahl gab Gelegenheit, die Kräfte zu messen. Die Vereinigte Linke stellte als ihren Candidaten den ultramontan-demokratischen Rechtsconsulenten Probst auf. Dies ist die nämliche Persönlichkeit, welche im Zollparlament den 18. Mai zum glänzendsten Tage gemacht, durch seine Hinweisung auf Frankreich dem Grafen Bismarck Gelegenheit zu dem stolzen Wort gegeben hat, daß ein Appell an die Furcht im deutschen Herzen niemals ein Echo finde. Gerade diesen, welcher durch dieses Debut auch in Norddeutschland sich bekannt gemacht und als entschiedenen Gegner des Norddeutschen Bundes und des Allianzvertrags mehrfach sich bewiesen hat, hielt die Linke für den würdigsten und passendsten Candidaten. Die Regierungspartei stellte den Rechtsconsulenten Sarwey auf, welcher in den intimsten Beziehungen zu den Ministern Goltzer und Mittnacht steht. Aber die nationale Partei, ohne deren Beistand sie ihn nicht durchsetzen konnte, war mit dieser Wahl nicht einverstanden und schlug den Kanzler von Gessler vor, der, obwol Regierungsmann, doch vermöge seines Charakters alle Garantien für eine unpar-

trische Handhabung der Präsidentschaft bot. Diesen Vorschlag nahm die Regierungspartei an. Es war aber eine siebenmalige Wahl erforderlich, um dem Kanzler Gessler, Probst gegenüber, eine absolute Stimmenmehrheit von 46 gegen 42 zu verschaffen. Die Wahl der beiden andern Präsidentschaftscandidanten, welche der Sitte gemäß dem Könige vorzuschlagen sind, fiel auf die Großdeutschen Becher und Desterlen. Daß der König von diesen drei den Kanzler Gessler bestätigte, war vorauszusetzen. Fikt Probst war es eine nicht zureichende Genugthuung, daß er zum Vicepräsidenten gewählt und als solcher bestätigt wurde.

Hatte die Linke bei der Präsidentenwahl kein Glück, so drang sie um so mehr auf Erlassung einer Adresse, um die sich hierüber entspinnde Debatte zu einem Tummelplatz republikanischer und großdeutscher „Staatsmänner“ zu machen. Gleich in der ersten Sitzung stellte Mayer einen dringlichen Antrag auf Beantwortung der Thronrede durch eine Adresse und motivirte denselben mit der Unbestimmtheit der Thronrede in der deutschen Frage und mit ihrem Schweigen von einer Verfassungsrevision. „Das Volk sei es müde, hier fort und fort Privilegirte erscheinen zu sehen.“

Bei der Berathung der Frage, ob eine Adresse erlassen werden solle, sprach (am 7. Dec.) der Abgeordnete Professor Römer allein gegen den Antrag. Er äußerte sich in seiner Rede hierüber so*): „Ich könnte in den Verdacht kommen, dem Ministerium ein Vertrauensvotum geben zu wollen, und ergreife das Wort hauptsächlich, um mich gegen diesen Verdacht, in den ich um keinen Preis kommen möchte, hier öffentlich zu verwahren. Sie werden mir gestatten, diese meine Verwahrung zu motiviren. Sie werden mir dies um so mehr gestatten, als diese Motivirung zugleich die Begründung dafür enthalten wird, weshalb ich gegen die Erlassung einer Adresse bin. Ich habe zu unserer dermaligen Regierung nicht das allergeringste Vertrauen und zwar vornehmlich wegen ihrer Haltung in der deutschen Frage.“ Dies begründete der Redner durch Anführung der Thatfachen, daß die Regierung zwar im August 1866 den Allianzvertrag abgeschlossen, aber im October des nämlichen Jahres nicht das mindeste gethan habe, um in der Zweiten Kammer die Annahme einer mit jenem Vertrage in directem Widerspruch stehenden, den Südbund verlangenden Adresse zu verhindern; daß sie zwar im Frühjahr 1867 eine ganz entschiedene Schwenkung zu Preußen gemacht, in dem Sartwey'schen Programm vom 24. April die Theilnahme der Südstaaten an dem norddeutschen Bundesrathe und Reichstage verlangt, das preussische Reglement und das Bündnadelgewehr bei den Truppen eingeführt und den Zollvertrag vom 8. Juli geschlossen habe, aber nach der salsburger Zusammenkunft in der Landtagsitzung vom 11. Dec. durch den Minister von Barnbüler eine geharnischte Erklärung gegen den Eintritt Württembergs in den Norddeutschen Bund und gegen jedes Hinausgehen über den Allianz- und Zollvereinsvertrag gegeben und dem Abgeordneten Mohl zugerufen habe, er werde sich überzeugen, daß der Standpunkt der Regierung dem seinigen durchaus nicht so fern sei als er glaube, während doch Mohl kurz vorher in diesem Saale ausgerufen habe, Württemberg habe keinen Feind als Preußen, und daß die Regierung bei den Zollparlamentswahlen sich mit den erbittertesten Gegnern der neuen Gestaltung Deutschlands verbündet und so die Wahl von Zollparlamentsabgeordneten bewirkt habe, welche ihrer großen Mehrheit nach zu den allerentschiedensten Gegnern Preußens und des Norddeutschen Bundes gehören.

Nach dieser Auseinandersetzung fuhr Römer fort: „Das sind alles allbekannte Thatfachen; diese Thatfachen haben aber die Wirkung, daß der württembergischen Regierung niemand traut, niemand in dem Lande und niemand außerhalb des Landes, und daß sie namentlich am Norddeutschen Bunde dem allerentschiedensten Mißtrauen begegnet. Das

*) Nach den stenographischen Berichten, wie sämmtliche in diesem Artikel angeführte Reden.

ist, wenn man die angeführten Thatfachen ins Auge faßt, auch gar nicht zu verwundern, vollends erklärlich aber ist es, wenn man bedenkt, daß die württembergische Regierung im August 1866 die Unterstützung Frankreichs anrief, und zwar so ziemlich zu derselben Zeit, als sie in Berlin das Schutz- und Trugbündniß anbot. Das Mißtrauen beschränkt sich leider nicht auf die württembergische Regierung, sondern es erstreckt sich auf das Land Württemberg.“ Der Redner ging auf das Verhalten der bairischen Regierung über, welche fest zur nationalen Sache stehe und von jeher anerkannt habe, daß eine engere Verbindung zwischen Süddeutschland und dem Norddeutschen Bunde angebahnt werden müsse. „Und in der That“, sprach er, „auf dem Punkte, auf dem die deutschen Dinge jetzt stehen, können sie nicht stehen bleiben; entweder muß ein engerer Anschluß Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund stattfinden, oder der Norddeutsche Bund muß zertrümmert werden. Wer bei jeder Gelegenheit ausspricht: «Ueber den Allianz- und den Zollvereinsvertrag gehen wir nicht hinaus, wir müssen vor allen Dingen die Selbständigkeit Württembergs wahren», der muß es sich gefallen lassen, den Gegnern der Neugestaltung Deutschlands und des Norddeutschen Bundes beigezählt und mit Mißtrauen behandelt zu werden. Ich befürchte, daß dieses Mißtrauen durch unsere Adreßdebatte nur erhöht, und die Neigung des Auslandes, sich in deutsche Angelegenheiten einzumischen, nur gesteigert werde, und das ist der Grund, warum ich gegen die Erlassung einer Adreßstimme werde. Es fällt mir nicht leicht; denn der Kampf, den der Antragsteller bei der Adreßdebatte in Aussicht gestellt hat, reizt mich sehr, und die Inhaltlosigkeit der Thronrede, namentlich aber die Ablehnung der feierlich verheißenen Verfassungsrevision, provocirt wahrhaft zu einer vernichtenden Kritik. Aber ich werde gegen die Adreßstimme trotz alledem, um Württembergs, um Deutschlands willen.“

Andere Mitglieder der Deutschen Partei, Hölder, Pfeiffer, Schmid, sprachen sich für die Erlassung einer Adreßstimme aus, hauptsächlich um diejenigen innern Angelegenheiten, über welche die Thronrede schweige, in den Kreis der Debatte hereinzuziehen. Diese Bundesgenossenschaft war dem Führer der äußersten Linken, Mayer, willkommen. Er und seine Partei äußerten sich voll Mißtrauen gegen das Ministerium: „Es ist unklar, es ist unaufrichtig; wir wissen es nicht, ist es kalt oder ist es warm, ist es preussisch oder ist es deutsch. Wir wollen diesem Ministerium, die Preußen von der einen Seite und wir von der andern Schläge versetzen; und dann fürchte ich auch nicht, daß das Mißtrauen gegen Württemberg im übrigen Deutschland und in Preußen, wo es vorhanden sein mag, sich vergrößere.“

Eine große Mehrheit entschied sich für die Erlassung einer Adreßstimme. Darauf wurde eine Adreßcommission von 15 Mitgliedern gewählt, von welchen 9 zur Vereinigten Linken, 4 zur Deutschen, 2 zur Regierungspartei gehörten. Es befanden sich darunter die Führer des linken Centrums (der Großdeutschen), Probst und Desterlen, der Führer der Deutschen Partei, Hölder, der der Regierungspartei, Sarwey. Auffallenderweise wurde der Führer der äußersten Linken, welcher den Antrag gestellt hatte, nicht gewählt, was für seine weitem extremen Anträge kein günstiges Prognostikon war. In der Adreßcommission selbst wurde dem Abgeordneten Probst die Abfassung der Adreßstimme übertragen. Derselbe fiel so scharf aus, daß er seinen Entwurf wieder zurückziehen und einen zweiten ausarbeiten mußte, der denn auch die Mehrheit der Commission für sich bekam. Dieser Entwurf zerfiel in zwei Abschnitte: in Ziffer 1—10 waren die innern Fragen besprochen, Ziffer 11 bildete den Uebergang zu den äußern Fragen, diese selbst waren in Ziffer 12—19 behandelt. Der die innern Fragen behandelnde Theil wurde von der Commission fast einstimmig beschlossen, dagegen Ziffer 12—19 nur mit Stimmenmehrheit. Den 9 Mitgliedern der Linken gegenüber beantragte Hölder und Sarwey nebst Genossen je einen besondern Adreßentwurf über die deutsche Frage.

In der Sitzung vom 17. Dec. kamen die innern Fragen zur Berathung. Der Commissionentwurf gab dem Bedauern, die meisten Redner der Verwunderung darüber, daß die Thronrede, trotz wiederholter Zusagen, eine Vorlage auf Verfassungsrevision bloß auf Wohlverhalten in Aussicht gestellt habe, einen entschiedenen Ausdruck. Natürlich dachten über diese Revision die verschiedenen Parteien sehr verschieden, und in den Parteien selbst gab es sehr bunte Schattirungen. Die bedeutendste Debatte veranlaßte Ziffer 7, in welcher gesagt war: „Die Zusammensetzung der Ständeversammlung entspricht nicht mehr den Forderungen der Zeit, auch haben die Kammern noch wesentlicher Befugnisse zu entbehren, welche für dieselben zu befriedigender Lösung ihrer Aufgabe in Anspruch zu nehmen sind.“ Hierzu stellte Mayer, um dem Programm seines „Beobachter“ vom 10. Juni zu genügen, das Amendement, nach „Forderungen der Zeit“ noch zu setzen: „Namentlich nicht, soweit sie die Vertretung einzelner Stände begreift, noch entspricht sie den Verhältnissen unsers Landes, für welche der Apparat eines Zweikammersystems zu schwerfällig ist.“ Auch Ziffer 10, welche von der Weiterentwicklung des Selbstverwaltungsrechts, der Gemeinden und „Körperschaften“ sprach, erhielt durch den Abgeordneten Hopf das sehr angefochtene Amendement: „Einführung von Reformen, welche die Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher ermöglichen.“

Es wurde dem Minister des Innern, von Gessler, sehr schwer, die Kammer glauben zu machen, daß die Regierung, trotz der Thronrede, zur Vorlage eines Entwurfs einer Verfassungsrevision vollständig bereit sei. Gegen den Vorwurf, daß die Regierung jetzt schon eine solche Vorlage hätte machen sollen, rechtfertigte er sich mit den Worten: „Je schwieriger die einzelnen Fragen bei einer solchen Revision je nach den verschiedenen Standpunkten zu behandeln sind, desto mehr ist es nöthig, daß die mitwirkenden Factoren sich gegenseitig näher kennen lernen müssen, ehe sie miteinander über dieselben verhandeln können; sonst entsteht die Gefahr, daß das, was in der besten Absicht von einer Seite geboten, von der andern abgewiesen wird, eben wegen der Verschiedenheit des Standpunktes, da und dort auch wegen vorgefaßter Meinungen.“

Dem gegenüber bestanden die Mitglieder des linken Centrums, Probst und Desterlen, darauf, daß wenigstens eine partielle Revision, welche die Zusammensetzung der Abgeordnetenkammer zum Gegenstande habe, vorgenommen werde. Von einer gänzlichen Revision wollten sie absehen, den Weiterbau der Verfassung wollten sie eben dieser nach demokratischem Princip umgestalteten Kammer überlassen. Diese Genügsamkeit konnte ihnen bloß Gewinn bringen. Denn war einmal die Kammer in ihrem Sinne reorganisiert, so konnten sich die übrigen Theile der Verfassung, welche noch der Revision entgegenzusehen hatten, auf ganz entschiedene Maßregeln gefaßt machen. Dabei erklärten sie aber, daß sie nichts dagegen haben, wenn „nach Beseitigung aller Geburts- und Standesprivilegien aus der Zweiten Kammer“, d. h. nach Ausstufung der Privilegirten, auf irgendeine Weise „ein gewisses conservatives Element“ dieser Kammer beigelegt werde. Näheres über dieses conservative Surrogat, aus welchen Elementen es bestehen, bis zu welchem Grade von Conservatismus es sich erwärmen dürfte, wurde nicht angegeben, nur hervorgehoben, daß der dabei zu befolgende „Modus ein anderer sein müßte, als er von der Regierung in ihrem letzten Entwurfe vorgeschlagen war“. Ob diese letzte Bemerkung den Minister des Innern zur Eile antrieb?

Von einem solchen Surrogat wollte die äußerste Linke nichts wissen. Für sie ergriß ihr Führer, Mayer, das Wort. Er begann mit dem Vorwurf gegen die Kammer, daß sie ihn, den Antragsteller, nicht in die Adresscommission aufgenommen und ihm dadurch nicht Gelegenheit gegeben habe, „diesen Complex von Beschwerden und Wünschen des Volks, so wie sie von uns in den Wahlversammlungen vernommen wurden, zur Erörterung zu bringen“. An Verträglichkeit und Versöhnlichkeit, wovon der Minister ge-

sprochen habe, fehle es ihnen nicht. Der beste Beweis hierfür sei das, daß die Volkspartei infolge der Einräumung des allgemeinen Stimmrechts ihr Schmolzen mit der Regierung aufgegeben und an den Landtagswahlen theilgenommen habe. Freilich hätten sie bei dem Betreten dieses Saales ein großes Bedenken zu überwinden gehabt, das Bedenken, daß sie, „die Sendboten des allgemeinen Stimmrechts“, die Gesellschaft von privilegierten Ständen neben sich dulden müßten. „Es ist gegen unser Verständniß, daß die allgemeine Volksvertretung neben sich noch besondere Vertretungen dulden soll.“

Er wolle nun, fuhr er fort, seine Amendements begründen, da ihm die Rolle zugetheilt worden sei, das Zweikammersystem und die Zulassung von Privilegirten bei der Volksvertretung anzugreifen. Die Kammer möge diese Zusatzanträge nicht leichtsinig behandeln, weil sie nur von einer kleinern Anzahl, dem demokratischen linken Flügel der großdeutschen Partei, vorgebracht worden seien. „Jedenfalls haben Sie mit dieser Partei künftig noch bei allen möglichen Veranlassungen zu rechnen.“

Nach dieser Toilettenunterhaltung, worin die Dame ihrer Zose auseinandergesetzt hatte, wie herablassend es von ihr sei, daß sie sich von ihr frisiren lasse, ging es an ernstere Geschäfte. Man fand sich ja mit privilegierten Ständen hier zusammen, also mußte man auch mit oder wenigstens von ihnen sprechen. „Die Kraft, diese beiden Institute, die Erste Kammer und die Privilegirten, anzugreifen, nehme ich ganz einfach aus der menschlichen Gleichberechtigung.“ Ja nicht bloß er selbst hielt diesen Standpunkt im 19. Jahrhundert und im Jahre 1869 für den einzig richtigen und berechtigten, sondern er muthete ihn auch seinen Gegnern zu: „Ich denke, Sie sind philosophisch, gemüthlich, von der Seite des Gefühls alle mit mir einverstanden, auch diejenigen, die infolge eines Privilegiums hier sitzen, und wir unterscheiden uns nur insofern, daß Sie als Staatsmänner der Meinung sind, daß in Staatsaffairen hier ein großer Unterschied zu machen sei, während wir Volksmänner“ (und doch hatte Mayer auf dem wiener Schützenfeste sich und seine Anhänger auch Staatsmänner genannt und zwar „kluge“) „ganz schlicht und einfach die Forderung stellen, daß, was in der Welt der Begriffe, in der Welt des Gedankens als Recht erkannt worden ist, sich auch im Staatsleben einführen lassen muß, daß die Menschen danach streben müssen, das in den Staaten zu realisiren, was die menschliche Vernunft als berechtigt anerkannt hat, und so verlangen wir also im Namen der Gleichheit, daß jedes Privilegium verschwinde. Ich scheue mich nicht es zu sagen: im Jahre 1789 hat der Geist der Menschheit dieses Wort der Gleichheit über die Pforten aller civilisirten Staaten geschrieben, und wir befinden uns in einem traurigen Rückschritt, daß wir diese schon damals proclamirte Freiheit erst bei uns einführen wollen.“

Auf das einzelne eingehend, erklärte Mayer, daß er gegenüber den Vertretern der Kirche, den Prälaten und katholischen Geistlichen, gar keinen Standpunkt habe; „denn ich sehe die Kirche als eine Verkörperung der Religion an, als ein historisches Product von Zeiten, die noch nach der Aufklärung rangen, in deren Besitz wir uns in diesem Jahrhundert befinden. Ich halte die Herren Prälaten, die hier sitzen, für ein Residuum vergangener Zeiten, für vorwärtsflutliche Gegenstände“. Mit der Ritterschaft, diesem Patriciat des Landes, „welches infolge der Verdienste, der Thaten ihrer Ahnen, hier ist“, ging Mayer glimpflicher um, sprach sogar von einer „gewissen Sympathie, die wir für sie haben“, aber Gnade fanden sie natürlich ebenso wenig, und es wurde ihnen in ihrem eigenen Interesse der gute Rath gegeben, „die Vorrechte schwinden zu lassen und sich auf die Seite des Rechts mit uns zu stellen“. Das Nämlische, fuhr er fort, was er von der Ritterschaft gesagt habe, gelte von der Ersten Kammer, nur in verstärktem Maße. Dieser wurde gesagt, daß „der hohe Adel von Deutschland das Opfer bringen solle, das seine Standesgenossen, die Noailles und Genossen, in Frankreich in der berühmten Augustnacht gebracht haben“. Zur Entschädigung stellte er dann all diesen Privilegirten, Prä-

laten und Adel in Aussicht, daß ja das allgemeine Stimmrecht auch ihnen zugute komme, und daß gewiß auch sie als Sendlinge desselben später wieder in diesem Saale erscheinen werden, wie ja auch in der Schweiz, in welcher er 14 Jahre lang gelebt habe, die Mitglieder der alten Adelsgeschlechter in allen Namenslisten der Großräthe der verschiedenen Cantone zu finden seien. Allerdings nur mit dem großen Unterschiede, daß dem schwäbischen Adlichen, der sich um eine Abgeordnetenstelle bewerben wollte, sein Adel zum Vorwurf gemacht würde, als ob er vermöge desselben dazu geboren wäre, mit der Monarchie gegen das Volk zu conspiriren, was in der republikanischen Schweiz nicht möglich ist. Nebenbei gesagt, gäbe es ein sehr ergötzliches Bild für den „Kladderadatsch“: Wie Hr. Mayer mit einem Prälaten herumreist und ihn als Sendboten des allgemeinen Stimmrechts einer schwäbischen Wählerversammlung angelogentlich empfiehlt.

Die beiden Amendements Mayer's, das über die Entfernung der Privilegirten aus der Zweiten Kammer und das über Beseitigung der Ersten Kammer, wurden, jenes mit 51 gegen 34, dieses mit 63 gegen 23 Stimmen abgelehnt. Also unter 70 Abgeordneten des allgemeinen Stimmrechts doch 34 oder 23 entschiedene Anhänger von liberté, fraternité, égalité! Auch das andere, die Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher bezweckende Amendment, wodurch die Gemeindebehörden den Umtrieben der Demagogen preisgegeben, ihre Erwählung zu einer demokratischen Parteisache gemacht werden sollte, wurde mit 59 gegen 27 Stimmen abgelehnt. So war es der Linken mißlungen, bei der Berathung der innern Fragen die Schärfe des ursprünglichen Adressentwurfs, welcher von Probst zurückgezogen und durch einen mildern ersetzt worden war, auf dem Wege der Amendements in den letztern wieder hineinzubringen. Es mußte sich nun fragen, ob die nämliche Taktik auch bei Berathung der äußern Fragen beobachtet werde, und ob es nicht den gegnerischen Parteien gelinge, diesem particularistischen Entwurfe ein menschliches Aussehen zu geben.

In der Sitzung vom 18. Dec. wurden die äußern Fragen oder vielmehr die deutsche Frage besprochen. Der Commissionsentwurf sprach von dem einstimmigen Willen des Volks, die Selbständigkeit des Landes erhalten zu sehen, vermüßte aber bei der Regierung eine consequente Verfolgung dieses Zweckes. Als das natürliche Mittel, die der Selbständigkeit drohenden Gefahren abzuwenden, bezeichnete er eine „Vereinigung der Kräfte ber in ihrer Vereinzelung zu schwachen südwestdeutschen Staaten“. Die Herstellung eines solchen Bundes sei zwar schwierig, aber die Regierungen haben die Pflicht, die engste Verbindung ihrer Staaten zum Zwecke der Erhaltung ihrer Selbständigkeit zu erstreben und jeden Schritt zu vermeiden, welcher das Land in ein weiteres Abhängigkeitsverhältniß bringen könnte. Den nationalen Pflichten werde sich das Volk nicht entziehen, aber es widerstrebe der Einheit des Militärstaats, der sich andere deutsche Stämme mit Gewalt unterworfen habe, und würde sein Vertrauen einer Regierung vollkommen entziehen, welche zur Erhaltung der bedrohten autonomen Stellung des Staates nicht alles, was in ihren Kräften steht, aufs sorgfältigste anzuwenden bemüht wäre.

Kurz gefaßt hieß dies: Wir wünschen die Selbständigkeit Würtbergs in allen Dingen, zur Bewahrung derselben die Gründung eines Südbundes; jedenfalls, wenn dieser noch nicht möglich ist, irgendwelche engere Verbindung der Südstaaten, dagegen nicht die geringste Annäherung mehr an den Norddeutschen Bund, da die Allianz- und Zollverträge uns schon viel zu viel sind (sehr bezeichnend ist, daß diese Verträge gar nicht erwähnt wurden).

Diesem phrasenhaften Entwurfe, der den Südbund wollte, dem Ministerium ein Misstrauensvotum gab und die Verträge aufgehoben wissen wollte, aber alles das, wenn auch zum Theil ziemlich unverblümt, nur andeutete, nicht offen mit dem rechten Namen zu bezeichnen wagte, stand der Hölber'sche Entwurf gegenüber. Derselbe sprach vom Südb-

bunde als von einer Einrichtung, welche die wichtigsten Interessen des weitern und des engern Vaterlandes beschütze, betonte die Einheit des Südens und Nordens für den Fall eines Kriegs, erklärte die nationale Verbindung der süddeutschen Staaten mit Norddeutschland noch nicht für vollendet und drückte die Hoffnung auf Lösung der nationalen Aufgabe aus, in welcher die berechnete Selbständigkeit des Einzelstaates mit der bundesstaatlichen Einigung Deutschlands ihre Versöhnung finde. Man vermist in diesem Actenstück der Deutschen Partei die offene Forderung des möglichst baldigen Anschlusses an den Norddeutschen Bund. Ueberrascht wurde man durch den Sarwey'schen Entwurf, welcher offen erklärte, daß dieser Anschluß nicht zu erstreben sei, aber fest an den Verträgen hielt, bei Angriffen von außen treu zum Norden stehen wollte und sogar eine Kompetenz-erweiterung des Zollparlamentes beantragte. Mehr konnte man von der Regierungspartei, welche sich früher der letztern so schroff entgegengestellt hatte, nicht erwarten.

Bevor auf die Entwürfe näher eingegangen wurde, wurde eine allgemeine Debatte eröffnet. Der erste Redner war der Abgeordnete Kömer. Derselbe sprach zuerst von der Unmöglichkeit eines Südbundes oder jeder andern Verbindung der süddeutschen Staaten zur Erhaltung ihrer Selbständigkeit, und fuhr dann fort: „Ich hätte nicht das mindeste dagegen einzuwenden, daß der Versuch, einen Südbund zu gründen, sobald als möglich gemacht würde; da würde sich die Unfähigkeit der süddeutschen Staaten zu einer lebensfähigen politischen Gestaltung und die gänzliche Zerfahrenheit Süddeutschlands herausstellen, und am Ende der Verhandlungen wurde es jedermann klar sein, daß die einzige Rettung im engsten Anschluß an den Norddeutschen Bund liegt; wie gesagt, ich wünsche, daß dieser Versuch gemacht wird; das würde meine Partei im Lande verstärken wie nichts sonst. Von diesem Gesichtspunkte aus kann ich der Regierung nur empfehlen, den Versuch zu machen, diese Tragikomödie aufzuführen. Doch die Sache hat auch ihre ernste Seite. Hinter dem Verlangen eines Südbundes steckt, nicht bei allen, aber doch bei vielen, die Tendenz, das Ergebnis der Ereignisse des Jahres 1866 über den Haufen zu werfen, namentlich auch den Allianz- und Zollvertrag wieder zu beseitigen. Der Commissionsbericht schweigt von dem Allianzvertrage und spricht von der Offenhaltung der Möglichkeit einer föderativen Gestaltung Deutschlands, und dies ist mir das Bedenklichste. Denn wer wird irgend Zweifel haben, daß eine föderative Gestaltung von ganz Deutschland nur möglich ist, wenn der Norddeutsche Bund und die preußische Monarchie zertrümmert wird? Wer also die föderative Gestaltung Deutschlands will, muß die Zertrümmerung des Norddeutschen Bundes und der preußischen Monarchie wollen. Wer das will, muß, wenn er überhaupt zurechnungsfähig ist, sich, um dieses Ergebnis zu erzielen, mit dem Auslande verbinden. (Vielfacher Widerspruch.) Sagen Sie mir ein anderes Mittel, um die föderative Gestaltung Deutschlands möglich zu machen, und ein anderes Mittel, um die preußische Monarchie zu zertrümmern! Dies könnte bloß eine Revolution sein. Es wird aber auch der hartgefottneste Revolutionär nicht auf eine Revolution in Preußen hoffen. Deshalb ist das einzige Mittel, zu jenem Ziele zu gelangen, ein Krieg von Frankreich und Oesterreich mit Preußen. Ein drittes gibt es nicht; dies muß man sich klar machen. Ein solches Bündniß mit dem Auslande zur Vernichtung des Norddeutschen Bundes und der preußischen Monarchie wäre die größte Niederträchtigkeit und Thorheit; denn wenn der Norddeutsche Bund, wenn Preußen vernichtet würde mit Hilfe des Auslandes, so würde alles eher aus einem solchen Vernichtungskampfe hervorgehen, als eine freie, föderative, alle deutschen Stämme umfassende Constitution; es würden die schönsten Provinzen von Deutschland abgerissen und das übrige Deutschland in Knechtschaft vom Auslande erhalten. Im besten Falle würden sich die Franzosen mit Preußen abfinden auf Kosten Süddeutschlands.“

Den jetzigen Zustand, wo Süddeutschland in allen Fällen, auch im Kriegsfall, nur

anzunehmen habe, was der Norddeutsche Bund und Reichstag beschließt, bezeichnete er als einen auf die Dauer unhaltbaren. „Unter diesen Verhältnissen sind wir nicht Preußen zweiter, sondern wir sind Preußen dritter und vierter Klasse.“ Die deutsche Nation wolle und brauche eine Einigung im Bundesstaate; dies könne nur der Norddeutsche Bund sein, welcher schon 30 Mill. Deutsche umfasse. Den Ausschlag für uns werden die materiellen Interessen geben. „Es gibt so lange keine Ruhe, keinen Frieden, bis Deutschland geeinigt ist. Die Interventionsgelüste des Auslandes werden so lange nicht zur Ruhe kommen, bis dieses große Werk vollzogen ist. Darum wird das Publikum, welches zunächst an der Pflege der materiellen Interessen hauptsächlich theilhaftig ist, ganz anders, als es bisher geschehen ist, sein Wort in die Waagschale werfen. Es mag sein, daß durch den hartnäckigen Widerstand Baierns und Württembergs die bundesstaatliche Einigung der deutschen Nation noch etwas in die Länge gezogen wird; an dem schließlichen Ergebniß wird das nichts ändern. Allerdings, Eine Gefahr liegt in dem allzu langen Widerstreben, nämlich die Gefahr, daß man von dem Bundesstaat übergeht zum Einheitsstaat. Die Einheit Deutschlands wird hergestellt werden entweder in der Form des Bundesstaats oder in der des Einheitsstaats. Wer hartnäckig dem Bundesstaate widerstrebt, der befördert nur die zweite Lösung. Die Partei in Württemberg, der ich angehöre, hat allein von allen ein klares, bestimmtes Programm und ein sicheres, erreichbares Ziel. Ich bitte Sie, meine Herrn Gegner, mir zu sagen, wie kann Deutschland anders geeinigt werden als auf dem Wege, den ich von jeher hier vertreten habe und heute wieder vertrete? Geben Sie mir darauf eine bestimmte Antwort, und namentlich eine Antwort, die ein wirklich erreichbares Ziel darlegt. Ich kann getrost auf diese Antwort warten. Ich wiederhole es, wir wissen, was wir wollen, und was wir wollen, ist wirklich erreichbar; es ist dies im höchsten Grade begünstigt durch die thatsächliche Lage der Verhältnisse. Machen Sie einen Versuch, welchen Sie wollen, zu irgendetwas andern Art der Einigung Deutschlands; wir können diesem Versuche ruhig zusehen; er wird mislingen.“

Was dem Hölberschen Adressentwurse an Klarheit und Entschiedenheit abging, hat in dieser Rede seinen beredtesten und glänzendsten Ausdruck gefunden. Hier ist nichts Phrasenhaftes, nichts Verschwommenes; alles wird mit dem richtigen Namen benannt, das Ziel und der Weg hierzu offen angegeben. Kein anderes Mitglied der Deutschen Partei besitzt diese Entschiedenheit des Willens und des Ausdrucks. Der Gegner wird nicht geschont, vielmehr aus dem letzten Schlupfwinkel seiner nebelhaften Gebilde herausgetrieben und mit unerbittlicher Logik auf die traurigen Consequenzen seiner Vordersätze hingewiesen. Römer ist zum Politiker geboren. Mit positiven Kenntnissen reich ausgestattet, von seltener juridischer Schärfe, schlagfertig in der Debatte, für Rücksichten und Transactionen durchaus unzugänglich, die politischen Ziele klar erfassend und unerschütterlich festhaltend, die Blößen des Gegners mit scharfem Auge erkennend, ist er der unermüdete Kämpfer für den Anschluß des Südens an den Norden. Verschiedene Familienverhältnisse bringen es bei Römer mit sich, daß er die leitenden Persönlichkeiten sowohl früher her genau kennt, als auch jetzt noch vielfach über dieselben gut unterrichtet ist. Er ist deswegen den preußenfeindlichen Mitgliedern des Ministeriums höchst unbequem und wird von ihnen zu den Heißspornen gerechnet, deren Erwählung in den Landtag und zu andern Functionen nicht gern gesehen wird. Diese Stimmung hat sich im März 1869 manifestirt, als der akademische Senat in Tübingen unter den drei dem Könige zur Rectorwahl vorzuschlagenden Candidaten Römer als ersten aufstellte, die Regierung aber von dem langjährigen Gebrauch, den ersten zu bestätigen, abwich und den als zweiten vorgeschlagenen Candidaten, übrigens gleichfalls Mitglied der Deutschen Partei, bestätigte.

An der weitem Debatte nahm Römer keinen Antheil. Er beurlaubte sich, um nach Bonn zu reisen und sich dort mit einer sehr liebenswürdigen Dame zu verheirathen. Man fand es sehr natürlich, daß er eine Norddeutsche zur Gemahlin nahm; denn dadurch gab er zugleich seinen ungelehrigen Collegen im Landtage eine Art Anschauungsunterricht und stellte ihnen durch ein allegorisches Familientableau die einstige Vermählung von Nord- und Süddeutschland vor Augen, was für obige geharnischte Rede ein sehr praktischer Schluß war.

Für den Südbund plaidirten die Abgeordneten Vollmer (Literat in Stuttgart) und Fricker (Professor der Staatswissenschaften in Tübingen). Vener, ein Demokrat, wollte „die aus der Flut geretteten Reste zusammenraffen, neben das norddeutsche Zwing-Uri ein süddeutsches Grütli der Freiheit bauen und gegen das raublustige Ausland ein starkes Bollwerk der Reichsintegrität errichten“; dieser, ein Großdeutscher, erkannte zwar die Gültigkeit der Verträge an, erklärte aber, daß sie politisch unvereinbar seien mit dem Südbunde. „Ebendeswegen“, meinte er, „weil wir in unserer politischen Unabhängigkeit durch die Verträge beschränkt sind, müssen wir, um diese Unabhängigkeit wiederzugewinnen, in eine Entwicklung eingehen, die zum letzten Ziel die Revision der Verträge hat; aber auch hier will ich nur legitime Wege, ich will Zustände herbeiführen, die es Preußen selbst wünschenswerth machen, die Verträge zu revidiren, und der Weg hierzu ist der Südbund.“ Dieses orakelhafte Wort der legitimen Revision zerfloß in Nichts, sobald man näher darauf einging. Der nationalgesinnte Abgeordnete Schmid hielt Fricker dies entgegen und sagte: „Ich finde in dem ganzen Allianzvertrage nur einen einzigen Hauptartikel, und wenn Sie diesen revidiren, so können Sie nichts ändern, als dem Allianzvertrage geradezu die Spitze abbrechen, und dies heißt, praktisch genommen, nichts anderes, als den Vertrag beseitigen; denn wie soll diese Revision überhaupt möglich sein?“ Auf diese Frage rief Fricker: „In legitimer Weise!“, das Nähere und Praktische dieser staatsmännischen Medicin als Geheimniß für sich behaltend. Fricker mußte es hören, daß die nationalen Journale ihn den legitimen Revisor nannten.

Auch Mayer sprach für den Südbund, natürlich mit gemeinschaftlichem Parlament und Milizheer. Er behauptete, daß „nichts den Dynastien im Süden Deutschlands eine sicherere Garantie gewähre als der Vorschlag der Volkspartei, daß die Dynastien sich miteinander und mit ihren Völkern zu einem gemeinsamen Bunde vereinigen sollten. Das sei für den Augenblick für die Dynastien vom höchsten Interesse. Wenn diese nicht ein sicheres Bollwerk auf solche Weise schaffen, so würden sie bei dem nächsten Stoß, der durch Europa gehe, nur noch als Beute in Betracht kommen“. Dies werden sie allerdings, ob sie einzeln oder als Südbund auftreten; sie werden es aber nicht, wenn sie sich mit dem Norddeutschen Bunde eng verbinden. Dieser, und nichts anderes, bietet den süddeutschen Dynastien die sicherste Garantie dar. Um dies zu verstehen, braucht man durchaus nicht, wie Mayer, 14 Jahre als Flüchtling in der Schweiz gewesen zu sein; man braucht nur einige arithmetische Kenntnisse zu besitzen und nachzurechnen, daß im Norddeutschen Bunde 30 Millionen vereinigt sind, daß der Südbund, selbst Baden mit in die Rechnung gezogen, kaum 8 Millionen zusammenbringt, beide miteinander aber 38 Millionen ausmachen. Um solche Kleinigkeiten kümmert sich freilich ein so großer Geist wie Mayer nicht. Und wie verlockend mußte er diesen Dynastien seinen Vorschlag, dadurch zu machen, daß er sagte, dieser Südbund sei kein Hemmschuh für die republikanische Entwicklung Europas. Auch er habe den großen Gedanken, welcher alle europäischen Völker belebt, daß das Ziel der Entwicklung dieses Welttheils ein Bundesstaat nach Art der Vereinigten Staaten sei. Er erinnere nur an das, was häufig aus dem Munde des Volks (es wäre sehr interessant, über das, was er hier „Volk“ nennt, etwas Näheres zu wissen) gehört werde, daß im Laufe der Entwicklung der Dinge eine Zeit

kommen werde, „wo die Monarchien sich so gut auf dem Wege friedlicher Entschädigung werden ablösen lassen wie die Feudallasten“.

Minister von Barnbiller ergriff nach Mayer das Wort und hatte auf die verschiedenen Vorwürfe, welche dem Ministerium und besonders ihm, als dem Minister des Auswärtigen, von allen Seiten gemacht wurden, zu antworten. Er gab zuerst einen geschichtlichen Rückblick über seine Thätigkeit von der Reise nach Nikolsburg bis auf die neueste Zeit, wobei freilich mancher sehr interessante Punkt aus dem Gebiete der kleinstaatlichen Diplomatie unaufgehellt blieb, sprach dann von dem guten Einvernehmen mit Preußen und mit dem Nachbarstaat Baiern und hob nachdrücklich hervor, daß die Regierung die Verträge treu und loyal halten wolle und nicht zugeben könne, daß ihre Rechtsbeständigkeit angezweifelt werde. „Diese Verträge sollen nicht ausgeführt werden, wie etwa ein jämmerlicher Schuldner seine Schulden bezahlt, sondern sie sollen mit patriotischem Sinn erfüllt werden. Wir haben diesem Gefühl einen positiven Ausdruck gegeben, indem wir z. B. das Heer in einen Zustand zu bringen suchen, in welchem es ebenbürtig sich an die Seite der andern deutschen Heere stellen kann. Wir haben es gethan, weil wir die Verträge patriotisch erfüllen wollen, und daß, wenn heute ein Krieg gegen das Ausland ausbräche, die württembergischen Fahnen sich nicht zu verhüllen hätten.“

Auf den Südbund übergehend, sagte der Minister, daß derselbe auf dem Mayer'schen Standpunkte ganz möglich sei. „Als süddeutsche Republik ist er möglich in Verbindung mit der schweizerischen Eidgenossenschaft. Ob dann diese süddeutsche Republik nicht über kurz oder lang dahin getrieben würde, sich die Protection einer noch größern Macht zu holen als die Eidgenossenschaft, ob dieselbe von der Eidgenossenschaft freundschaftlich aufgenommen würde? Hr. Mayer, der dort so enge Verbindungen zu haben scheint, wird das besser sagen können als ich. Ich weiß darüber nichts Näheres; so viel aber steht gewiß fest, daß ich die «einigen Kronen» nicht anbieten kann. Ich habe den Eid geschworen auf das unzertrennliche Wohl des Königs und des Vaterlandes, ich kann deshalb die Krone Württembergs nicht wie er anbieten als Preis für den Südbund. Sehen wir ab von den Idealen des Hrn. Mayer und fragen wir uns, ob ohne den Preis einiger Kronen ein Südbund als staatliches Gebilde, welches ein organisches Leben führen kann, möglich sei! Sie werden mir alle zugeben, daß eine staatliche Organisation etwas zu leisten hat, daß sie eine Thätigkeit haben muß; man nennt das in der Rechtssprache eine Zuständigkeit, eine Competenz. Um solche unbedeutende langweilige Fragen bekümmern sich freilich Herren, wie der Abgeordnete Vollmer, die sich auf dem Boden der Theorie befinden, nicht des nähern. Aber wenn es sich um das Leben handelt, dann muß man nach den positiven Factoren, nach den einzelnen Organen dieses Lebens fragen und sagen: «Können sie gehen und athmen?» Denn wenn sie das nicht können, so ist dasjenige, was man vorschlägt, ein Un Ding. Nun, Sie werden mir doch gewiß zugeben, daß, wenn wir einen Südbund schaffen wollen, wir eine Centralgewalt haben müssen und ein Parlament; das ist einer von den wenigen Punkten, in denen ich mit dem Hrn. Abgeordneten Mayer vollkommen harmonire. Nun, eine Centralgewalt, was soll diese zu thun haben? Sie werden ihr doch nicht weniger zuweisen wollen, als was im Norddeutschen Bunde der Bundesrath zu thun hat?“ Hier las der Minister die 15 Punkte vor, welche nach Art. 4 der norddeutschen Bundesverfassung der Beaufsichtigung seitens des Bundes und der Gesetzgebung desselben unterliegen, und fuhr dann fort: „Nun frage ich Sie, wollen Sie für Württemberg diese Dinge in die Hand eines Bundes geben, bei welchem Sie in verschwindender Minorität sind? Wollen Sie sich von Baiern vorschreiben lassen, wie Ihre Eisenbahnen, wie Ihre Posten zu verwalten sein sollen? Ich werde das nie und nimmermehr glauben, und das ganze württembergische Volk würde gegen solche Experimente sich erheben, wenn es einmal die Folgen eines solchen Experiments zu tragen hätte.“

Denn die Baiern werden Baiern und die Würtemberger werden Würtemberger bleiben, und daher zunächst für sich sorgen; wir müssen die Dinge eben nehmen, wie sie im menschlichen Leben sind. Allein dies ist nur die eine Seite der Sache. Unter den aufgeführten Materien befindet sich noch eine ganze Reihe von solchen, von welchen man ganz unmittelbar auf den Gedanken geführt wird: wenn sie nicht mehr württembergisch sein sollen, dann wollen wir sie lieber ganz deutsch haben; wenn wir ein gemeinsames Obligationsrecht, ein gemeinschaftliches Münzsystem haben wollen, dann wollen wir es nicht mit Baiern, sondern mit Deutschland gemeinsam haben. Also würde diese Bestimmung der Zuständigkeit gerade dazu führen, was jene, die Advocaten des Südbundes, nicht wollen. Damit komme ich mit absoluter Nothwendigkeit dahin, Ihnen zu sagen: nicht allein bestehen äußerlich die größten Schwierigkeiten, dasjenige zu erreichen, was Ihnen Hr. Vollmer in ~~wahr~~ schwunghafter als inhaltreicher Rede vorgehalten hat, sondern Ihr Südbund ist auch sachlich unmöglich. Ich hätte von Hrn. Vollmer, noch mehr aber von dem gelehrten Hrn. Abgeordneten Fricker erwarten können, daß, wenn sie mit solcher Emphase für den Südbund eintreten, wenn sie dem, der den Südbund nicht einführen will, solche harte Vorwürfe machen, sie ihre Muße und Kenntnisse dazu benützt hätten, um diesem Hause nicht nur ein Schattenbild, sondern eine organisch geformte Gestalt vorzuführen. Dann hätte man sprechen und ihr Werk kritisiren können: aber so mit allgemeinen Redensarten aufzutreten und daran solche Vorwürfe zu knüpfen, das finde ich nicht recht."

Wenn Professoren der Staatswissenschaft über den Südbund sich so vernehmen ließen: „Ich vermag mir kein anderes Positives zu denken als eben den Südbund; er ist die einzige Rettung, die ich mir denken kann; auf allen Märkten sollte man den Südbund predigen“, so war es endlich Zeit für den leitenden Minister, diesen Südbund als das, was er ist, zu bezeichnen, als sachlich unmöglich, als ein Unding, Zeit, daß er diesen übertriebenen und anmaßenden Forderungen ein unerschütterliches Non possumus entgegensetzte, Zeit, daß er den Unterschied zwischen phantastischen und organischen Staatsgebilden vor Augen stellte. Auf die Verträge, deren Haltung nach dem Abreisetzwurfe sehr problematisch war, kam er noch einmal zurück, tabelte auch die gereizte Sprache, welche darin gegen Preußen geführt wurde („die Dinge, die im Juli 1866 geschehen sind, hätten nicht geschehen sollen; sie sind aber geschehen; legen wir den Schleier der Versöhnung darüber!“), und forderte zuletzt den Berichterstatter Probst auf, ihm sehr bestimmte Aufklärungen darüber zu geben, ob Ziffer 13 und 18 als Tadel, als Misstrauensvotum gegen das Ministerium aufzufassen seien. Nach einer sehr langen Rede des Abgeordneten Probst wußte die Kammer noch nicht, woran sie mit dem Misstrauensvotum sei, und erst auf zweimalige Mahnung des Ministers und auf seine Bemerkung, daß er, wenn er nicht eine bestimmte Erklärung erhalte, die betreffenden Worte als den Ausdruck des Tadel und Misstrauens ansehen müsse, erwiderte endlich Probst: „Die Absicht war es nicht, damit ein Misstrauensvotum auszusprechen.“ Und doch mußte jeder unparteiische Mensch sagen, daß diese Worte schlechterdings keine andere Deutung als die eines Misstrauensvotums zulassen.

Hiermit war endlich die allgemeine Debatte erschöpft und es ging an die Einzelberathung. Zunächst aber fragte es sich, welcher der drei vorgeschlagenen Entwürfe der speciellen Berathung zu Grunde gelegt werden solle. Der Hölber'sche Entwurf wurde mit 64 gegen 23 Stimmen abgelehnt. Unter den Bejahenden waren 7 Ritter und 4 Prälaten. Der Sarwey'sche Entwurf wurde gleichfalls abgelehnt, und zwar mit 51 gegen 36 Stimmen. Die Frage, ob der Entwurf der Commissionmehrheit der Berathung zu Grunde gelegt werden solle, wurde mit 46 gegen 41 Stimmen bejaht. Unter den Bejahenden befand sich nur Ein Ritter, kein einziger evangelischer Prälat, aber die

zwei katholischen Geistlichen. Wäre auch diese Frage verneint worden, so wäre die weitere specielle Verathung der Adresse unnötig gewesen. Da die Sitzung (am 19. Dec.) bereits von 9 bis 3 $\frac{1}{2}$ Uhr gewährt hatte, so wurde die weitere Verathung auf 5 $\frac{1}{2}$ Uhr abends festgesetzt.

Bei dieser Gelegenheit versuchte die Volkspartei verschiedene Herzenswünsche durch Amendements in den Entwurf zu bringen und denselben in der Frage des Südbundes, der Verträge und des Misstrauens gegen die Regierung wesentlich zu verschärfen. Der Gang der bisherigen Debatte brachte ihr aber die Ueberzeugung bei, daß solche Bekenntnisse eines feindseligen Herzens von der Kammer nicht gut aufgenommen werden, daher sie ihre Amendements wieder zurückzog. Dagegen machte der Abgeordnete Sick, Oberbürgermeister von Stuttgart und Mitglied der liberalen Partei, umgekehrt den Versuch, den Commissionsentwurf seiner hauptsächlichsten Härten zu entkleiden. Er schlug eine Reihe von Amendements vor, wonach theils ganze Ziffern oder einzelne Wendungen gestrichen, theils die Sätze in einer versöhnlichen, dem Norddeutschen Bunde die Hand bietenden Form gegeben werden sollten. In diesem Sinne hatte sich Sick schon bei der allgemeinen Debatte geäußert. Er sagte dort, daß man nicht bloß die Verträge halten, sondern auch die Gesetzgebung für die gemeinsamen deutschen Interessen weiter entwickeln sollte. „Nicht der Stroll gegen Preußen und den Norddeutschen Bund, wie er von so vielen Seiten in diesem Saale kundgegeben wird, soll unsere Stellung zum Norden bestimmen; man sollte mit den Ereignissen des Jahres 1866, wenn man auch die Württemberg widerfahrne Rechtsverletzung noch so lebhaft empfindet, zum Abschluß kommen. Die Erbschaft von Leidenschaften, die an sich berechtigt waren, darf nicht in uns fortwirken, wenn wir dazu beitragen wollen, die Verhältnisse in Deutschland zu regeln. Es ist mit der Selbständigkeit Württembergs ganz wohl vereinbar, daß wir mit den 30 Millionen des Norddeutschen Bundes in ein von dem Geiste der Versöhnung und des Friedens durchdrungenes Verhältniß treten. In geraden Gegensatz hierzu kommt der vorgeschlagene Südbund.“ Unter diejenigen Gegenstände, welche das gemeinsame deutsche Interesse in Anspruch nehmen, zählte er auch die Marine. Er erzählte, wie freudig ihm das Herz geschlagen habe, als er diejen Sommer in Kiel das prachtvolle Material der deutschen Marine gesehen habe. Daran knüpfte er, um dem noch jungen Geschöpfe zu einem kräftigen Wachsthum zu verhelfen, einen Wunsch, dessen Erfüllung hoffentlich nicht zu lange auf sich warten lassen wird. „Diese Marine“, sagte er, „hat die Bestimmung, den deutschen Handel in allen Welttheilen zu schützen und die Interessen des Zollvereins und mit diesem diejenigen der Industrie Württembergs in den fernsten Ländern zu wahren. Ich vermag deshalb den Gedanken nicht zurückzuweisen: wäre es nicht annehmbar, wenn durch einen Beschluß des Zollparlaments auch Württemberg zur Stärkung der norddeutschen Flotte beizutragen veranlaßt würde? Das deutsche Interesse stände mir höher als die Beanstandung der Flagge, welche sie führt.“ Dem Abgeordneten Wohl aber war die Flagge wichtiger als die Flotte und er entblödete sich nicht, Sick zuzurufen: „Die sollen wir auch noch zahlen?“

Die Mehrzahl der Sick'schen Amendements wurde abgelehnt. Da die Vereinigte Linke beinahe die Hälfte der Kammermitglieder ausmachte und an den beiden katholischen Geistlichen sehr treue Bundesgenossen hatte, die beiden Minister Barnbüler und Mittnacht dagegen, von welchen jener ritterschaftlicher, dieser Volksabgeordneter ist, der Abstimmung sich enthielten und zwei Mitglieder, welche Sick zugestimmt hätten, beurlaubt waren, so waren die Chancen für die Volkspartei günstiger. Fünf bis sechs Stimmen mehr oder weniger entschieden gewöhnlich. Und dennoch setzte Sick in Ziffer 13 die Streichung der misstrauischen Worte durch: „Aber wir vermissen eine consequente Verfolgung dieses Zwecks (die Selbständigkeit des Landes zu erhalten).“ Bei der harten Ziffer 17, welche

dem militärischen Nordbunde das süddeutsche Grütli entgegenstellen wollte, brachte er sein Amendement nicht durch, sah aber jene tadelnden Worte: „Die Einheit des Militärstaats, der sich andere Stämme mit Gewalt unterworfen hat“, sogar von dem großdeutschen Abgeordneten Desterlen angegriffen und bei der Abstimmung zu Fall gebracht. Den glücklichsten Griff that Sieid bei Ziffer 16 und schoß hier mit einer kräftigen Ladung eine Bresche, welche das ganze feindliche Bollwerk in eine Ruine verwandelte. Im Commissionentwurfe hieß es: „Niemals wird unser Volk der Aufgabe untreu werden, mit seiner Regierung Hand in Hand die nationalen Interessen zu pflegen und die nationalen Pflichten zu erfüllen.“ Hier kam alles auf den Begriff „national“ an. Denselben faßten einige Sendboten des allgemeinen Stimmrechts so auf, daß sie auf ihre nationale Haltung mit Stolz hinwiesen, indem sie sich an Oesterreich anschließen wollten und gegen den Norddeutschen Bund und Preußen mit der „nächtlichen Art“ (welche Wayer im „Beobachter“ 1866 für den Fall einer Invasion Württembergs durch preussische Truppen als die zweckmäßigste empfohlen hatte) sich erhoben. In dieser kleinen Ziffer 16 lag ein ganzes Nest von Hintergedanken und Negationen. Dieser Unklarheit mußte, zumal in dem ganzen Entwurfe die Verträge mit keiner Silbe berührt waren, ein Ende gemacht werden. Daher beantragte Sieid, der Ziffer folgenden Wortlaut zu geben: „Niemals wird sich das württembergische Volk der Pflicht entbinden, mit seiner Regierung Hand in Hand die nationalen Interessen zu pflegen und die nationalen Pflichten in Uebereinstimmung mit den Zollvereins- und Allianzverträgen zu erfüllen.“ Er hatte damit den Nagel auf den Kopf getroffen, die feindlichen Reihen verwirrt und gespalten. Die „starren Republikaner“ blieben natürlich sehr gelassen bei der Sache, weniger diejenigen, welche mit allgemeinen Lebensarten die Gültigkeit dieser Verträge anerkannten, um keinen Preis aber auf eine Abstimmung über dieselben sich einlassen wollten. Daher sagte auch der Abgeordnete Sarwey, der Berichterstatter Probst werde nun in der Lage sein, was er durch seine lange Rede nicht vermocht habe, „durch seine Abstimmung wenigstens klar zu zeigen, ob er die Verträge anerkenne oder nicht“. Er hatte sich getäuscht. Probst fand es seiner advocatischen Würde und der Würde der Kammer gemäß, zu erklären: „Die Verträge bestehen für mich zu Recht, ob ich jetzt Ja sage oder nicht.“ Dieses fortwährende Umgehen einer directen Antwort, dieses beständige Spielen mit Worten, dieses künstliche, für sehr fein gelten wollende Balanciren zwischen Volkstribunwürde und Diplomatie half ihm diesmal noch weit weniger als bei der Ablegnung des beabsichtigten Misstrauensvotums. Denn er mußte abstimmen, stimmte mit Nein und wurde daher mit vollem Recht allen denen beigezählt, welche die Verträge nicht als zu Recht bestehend anerkennen und dieselben bei nächster Gelegenheit Preußen vor die Füße werfen oder, wie Professor Friderich sich akademisch ausdrückt, legitim revidiren wollen.

Im Gegensatz zu Probst erklärte der Abgeordnete Hopf, daß er den Allianzvertrag durchaus nicht als zu Recht bestehend anerkenne, sondern in dem betreffenden Beschlusse einen Staatsstreich sehe, den die damalige Kammermajorität begangen habe. Desterlen beklagte sich bitter über das Hereinziehen dieser Verträge: „Es scheint mir wirklich eine Art von Inquisition zu bestehen, wenn fortgesetzt immer und immer wieder uns die Pistole auf die Brust gesetzt und die schon oft abgegebene Erklärung aufs neue abgefordert wird.“ Ammermüller, dem sonst, namentlich im Zollparlament, so schweigsamen Degen, ging die Sache gleichfalls über den Humor: „Da werden nun hier schon wieder diese Verträge gebracht. Es geht nach und nach über alles Maß, daß man immer wieder mit diesen Verträgen kommt.“ Auch er erklärte, daß der Allianzvertrag nach seiner Ansicht nicht rechtlich, weil nicht mit Zweidrittelmajorität zu Stande gekommen sei; „folglich kann man immer darauf zurückkommen, wenn man will“. Ja er verstieg sich in das Gebiet der Aesthetik und eiferte, „es vertrage sich nicht mit dem guten Geschmack, immer

auf das nämliche Verlangen zurückzukommen“. Am Schluß sagte er: „Im Frieden wird uns dieser Allianzvertrag wenig geniren und wenn es einen Krieg gibt, dann sind die Verhältnisse mächtiger als dieser Vertrag; dann gelten jetzige und frühere Beschlüsse alle nichts, sondern wer von den kriegführenden Großmächten Württemberg zuerst besetzt, der hat es, und wir müssen dann eben demjenigen folgen, der zuerst kommt.“

Stehen wir denn noch auf dem Standpunkte von 1805, wo Napoleon nach Ludwigsburg kam und den Kurfürsten durch sein lafonisches „Wer nicht für mich ist, ist wider mich“ zum Vasallenthum und zum Rheinbunde zwang? Hat nicht dieser Ohnmacht und Zerfahrenheit Deutschlands das Jahr 1866 ein Ende gemacht? Wenn Württemberg den Allianzvertrag nicht bloß dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste nach in wahrhaft nationalem Sinne erfüllt, wenn es sein Heer in allen Dingen nach dem bewährten preussischen Muster einrichtet, wenn es Militärfragen nicht nur in Gemeinschaft mit Baiern, sondern auch mit Preußen, oder vielmehr gar keine ohne Preußen ausmacht, die Festung Ulm unter preussische Oberaufsicht stellt und die gleiche Maßregel für alle süddeutschen Festungen durchzusetzen sucht, wenn es so für die Offensive und für die Defensive mit dem preussischen Generalstabe im beständigen Rapport und im Einklange bleibt, kann denn da überhaupt noch eine Frage entstehen, wer zuerst kommt, wer das Land hat, wem man folgt? Belgien und die Schweiz sind kleine Staaten; sie haben keine Allianzen, sind bei einer Invasion zunächst auf sich selbst angewiesen, haben aber schon mehrfach den Appetit ihrer Nachbarn kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und doch, wird man je von einem belgischen Abgeordneten, wird man je von einem schweizerischen Nationalrath hören, daß er gesagt habe oder sagt: „Wer von den Großmächten zuerst komme, der habe das Land, man müsse eben dem folgen, der zuerst komme?“

Kammermüller mochte sich übrigens in der Kammer drehen und winden wie er wollte, es half kein Widerstreben, der Sächsische Antrag kam zur Abstimmung. Die Zahlen der Stimmbenden wurden gezählt und der Präsident verkündigte, der Antrag sei mit 50 gegen 36 Stimmen angenommen. Es war ein Sieg der Ordnungspartei über die Anarchie. Für den Antrag hatten mit der liberalen und nationalen Partei sämtliche Ritter und evangelische Prälaten und einige Großdeutsche wie Desterlen und Fricker gestimmt, dagegen die ganze Volkspartei, die Mehrzahl der Großdeutschen und die unvermeidlichen zwei katholischen Geistlichen.

Endlich gegen 8 Uhr abends war die ganze Adresse durchberathen und wurde in der Fassung, wie sie nach den Beschlüssen der Kammer lautete, vorgelesen. Es wurde zur Endabstimmung geschritten, ob sie nun angenommen werden solle oder nicht. Die Frage war ganz einfach, ob einer Adresse, welche zwar die Anerkennung der Verträge, aber immer noch das Südbundsgespenst und manch hartes und trotziges Wort gegen Preußen und den Norddeutschen Bund enthalte, ein nationalgesinnter oder auch nur ein besonnenner Mann und ein guter Würtemberger beistimmen könne. Für die vereinigte Linke aber lag die Frage so, ob ein echter Demokrat und Großdeutscher eine Adresse annehmen könne, welche die Anerkennung der Verträge in sich schliesse. Das Resultat war, daß der Adressentwurf mit 49 gegen 38 Stimmen abgelehnt wurde. Die Deutsche und die liberale Partei, alle Ritter und evangelische Prälaten stimmten wegen obiger Bedenken dagegen; aber auch vom äußersten linken Flügel schlossen sich sieben an sie an, um nicht die verhassten Verträge anerkennen zu müssen. Für den größten Theil der Vereinigten Linken war dies wol deswegen kein Grund zur Verwerfung, weil sie sich zwischen Anerkennung und Ausführung der Verträge eine große Kluft dachte. Die Empfehlung des Südbundes und die Ausfälle gegen Preußen und das Ministerium waren dieser Partei das Wichtigste, und so stimmten 36 für die Adresse und von den Privilegirten natürlich wieder die beiden katholischen Geistlichen.

So hatte die Debatte, nachdem man in drei Tagen vier Sitzungen gehalten hatte, nur ein negatives Resultat geliefert, gerade so wie am 7. Mai im Zollparlament. Hatte hier die Süddeutsche Fraction, in welcher die schwäbischen Abgeordneten eine so feste Position gefaßt hatten, die Adresse zu Fall gebracht, so war sie in der württembergischen Kammer, wo sie von Mitgliedern und Gesinnungsgenossen dieser Fraction ausgegangen war, an dem Widerspruche sämmtlicher mehr oder weniger nationalen Elemente gescheitert. Dabei ist übrigens nicht zu übersehen, daß, wenn nicht die sieben Mitglieder der äußersten Linken in ihrer republikanischen Starrheit für die Verwerfung gestimmt hätten, die Adresse mit 45 gegen 42 Stimmen angenommen worden wäre. Nur wenn man die Stimmen der der Abstimmung sich enthaltenden Minister Barnbüler und Wittnacht und die der beiden beurlaubten Abgeordneten hinzuzählt, käme wieder eine Mehrheit von 46 Verwerfenden gegen 45 Annehmende heraus. Bei einer Neuwahl hat unterdessen die Regierungspartei noch eine Stimme gewonnen. Das Entscheidende für die Endabstimmung blieb also immerhin das Sid'sche Amendement.

Ein nationaler Fortschritt hat sich übrigens doch an dieser Adressdebatte bemerklich gemacht. Auch im October 1866 hatte die württembergische Abgeordnetenkammer eine Adresse zu berathen. Auch damals war Rechtsconsulant Probst Verfasser und Berichterstatter. Sämmtliche Amendements der preußenfreundlichen Partei wurden damals mit einer Mehrheit von 64 und 61 gegen 21 und 24 Stimmen verworfen und der Commissionsentwurf mit 61 gegen 25 Stimmen genehmigt. In demselben lautete aber die den Südbund betreffende Stelle ganz anders als diesmal: „Die augenblickliche Lage der süblichen Staaten, welche wir allerdings als eine haltbare nicht anzusehen vermögen, ließe sich durch ihre engere Verbindung untereinander mit gemeinsamer parlamentarischer Vertretung gestalten. Sollte dieser Bund zur Zeit auf unüberwindliche Hindernisse stoßen, so ist doch die Einigung jener Staaten über die wichtigste Angelegenheit des Schutzes nach außen und daher insbesondere über die Kriegsverfassung so sehr durch die Natur der Sache geboten, daß kaum einer derselben sich dagegen zu sträuben gemeint sein dürfte.“ Diese Stelle wurde im Jahre 1866 mit 61 gegen 24 Stimmen angenommen; im Jahre 1868 erreichte die auf den Südbund sich beziehende, weit schwächer gefaßte Stelle, Ziffer 14 und 15, nur eine Mehrheit von 46 gegen 40 Stimmen. Diese Zahlenvergleiche spricht entschieden günstig für die Thatsache der wenn auch nur allmählich stärkern Verbreitung der nationalen Gedanken in dem so particularistischen Württemberg. Die Deutsche Partei gewinnt unter den Denkenden immer mehr Boden und der Arbeiterstand sieht ein, daß ein großes Gemeinwesen mit liberalen wirthschaftlichen Gesetzen, mit Freizügigkeit u. s. w. den beengenden Verhältnissen eines Kleinstaates weit vorzuziehen sei. Soll aber der Kampf bis zum Siege durchgeföhrt werden, so darf die Regierung nicht mehr rückwärts gehen, darf nicht zum zweiten male, wie bei den Zollparlamentswahlen, neben ihrem Allianzvertrage mit Preußen einen Allianzvertrag mit der Volkspartei schließen.

Diejenigen geben der Krone Württemberg nicht gerade den besten Rath, welche ihr einflüßern, die Selbständigkeit des Landes könne in ihrer ganzen Glorie nur dann erhalten werden, wenn eine weitere Verbindung mit Preußen vermieden, der vollständige Anschluß an den Norddeutschen Bund um jeden Preis abgelehnt werde. Hierüber hat sich Dr. Bölk in seiner Rede im Zollparlament am denkwürdigen 18. Mai so schön ausgesprochen: „Schließt man sich mit seinem Einzelstaate an das Ganze an, fügt man sich verfassungs- und vertragsmäßig in das größere Staatswesen ein, so glaube ich, hat man ein Schirmdach gewonnen, über das der Starke seine Hand hält. Bleibt man aber draußen, so ist man dem Wind und Wetter, dem Hin- und Herzetteln aller Art preisgegeben, und wenn der Starke findet, daß ewige Unsicherheit und Schwanken bei uns herrscht, so möchte er sich einmal vielleicht veranlaßt fühlen, mit dieser Wirthschaft bei gelegener Zeit

ein Ende zu machen. Das ist die Gefahr der Kleinstaaten, und deswegen nenne ich es *conservatio*, in das deutsche Staatswesen einzutreten. Denn sind wir erst dort, haben wir erst durch vertragsmäßige Bande das, was von unserer Selbständigkeit berechtigt ist, erhalten und gerettet, so muß dem großen Staate die Ehre verbieten, daß er dem kleinern *seinerzeit* den Varaus macht.“ Man sage nicht, der Allianzvertrag genüge vollkommen, um dem süddeutschen Kleinstaate diesen Schutz gleichfalls zu gewähren. Von welcher Solidität dieser Allianzvertrag ist, hat man ja eben an dieser Adreßdebatte gesehen, wo es hieß, daß seine rechtliche Gültigkeit zu beanstanden sei, daß man, wenn man wolle, immer wieder darauf zurückkommen könne, daß man an demselben eine kleine, aber höchst legitime Revision vornehmen müsse. Und wenn sich auch die Regierung an die Gutachten ihrer Revisoren nicht immer kehrt, so fragt es sich doch, ob sie, den österreichisch-französischen Einflüssen ausgesetzt und ihrem Selbständigkeitsgeföhle preisgegeben, immer den richtigen Weg eingeschlagen hat und einschlagen wird, um sich nie dem Vorwurfe der „Unsicherheit und des Schwankens“ auszusetzen. Die Deutsche Partei in Württemberg ist die conservative, sie meint es gut mit der Dynastie und mit dem Lande, sie verdient alle Berücksichtigung und Unterstützung.

Wenn aber die Adresse, und zwar mit ihren demokratischen Amendements, durchgesetzt worden wäre, dann stand ein Ministerium Neurath-Probst bereit, in die leeren Ministerhotels einzuziehen. Man sprach damals vielfach von einer österreichischen Intrigue, Barnbiller, der so fest an den Verträgen halten wollte, zu stürzen und ein feudal-demokratisches Ministerium mit stark katholischer Färbung ihm zum Nachfolger zu geben, in welchem die in der Süddeutschen Fraction so rührigen Mitglieder, die ultramontangestimmten Freiherr von Neurath und Probst, die Ministerien des Außern und des Innern übernommen und die übrigen Portefeuilles unter ihre Gesinnungsgenossen, Desterlen u. a. ausgetheilt hätten. Dann hätte das Zeitalter des „Musterstaats“ beginnen können und mit der legitimen Revision wäre es rasch vorwärts gegangen. Man sprach aber auch von einer Kammerauflösung. Bevor Barnbiller sich von der Volkspartei über Bord werfen läßt, wird er immerhin eine oder zwei Auflösungen wagen, und er kann sie wagen, sobald er die norddeutsche Bundesfahne, wenn auch nicht auf seinem Hotel aufpflanzt, so doch wie der Schiffer den Leuchtturm im Auge behält. In diesem Sinne faßte man den neuesten Schritt der Regierung auf, als sie es zuließ, daß der präsumtive Thronfolger Prinz Wilhelm nach Beendigung seiner akademischen Studien im April 1869 sich nach Potsdam begab, um, einem Garderegiment zugetheilt, den Kriegsdienst in der anerkannt tüchtigsten Armee von Europa zu erlernen. Der Prinz selbst soll große Freude über diese Veränderung seiner äußern Lage haben.

Bevor die Ständeversammlung vertagt wurde, was am 23. Dec. stattfand, hatte sie noch, und zwar beide Kammern vereint, die Wahlen in dem engern und weitem Ausschüsse vorzunehmen. Diese Ausschüsse sind in der Zeit, in welcher die Kammern nicht versammelt sind, ihre Vertreter und haben mit der Regierung zu verhandeln. Es waren 120 Mitglieder anwesend, 32 aus der Ersten, 88 aus der Zweiten Kammer. In jeden dieser Ausschüsse war ein Mitglied aus der Ersten, die übrigen aus der Zweiten Kammer zu wählen. In den engern, aus 4 Mitgliedern bestehenden Ausschuss wurden nur entschiedene Anhänger der Regierung gewählt, in den weitem, welcher 6 Mitglieder zählt, neben 4 Anhängern der Regierung zwar auch Probst, dafür aber auch Hölber. Ohne Unterstützung der Ersten Kammer war die Wahl Hölber's als des Führers der Deutschen Partei unmöglich; daß diese Unterstützung stattfand, wurde als ein sehr erfreuliches Zeichen besserer Einsicht begrüßt. Die Wahl Probst's hatte ein confessionelles Motiv, sofern in der Ersten Kammer, die auch ihn durchsetzte, sehr viele Herren vom oberchwäbischen katholischen Adel sizen. Ein Compromiß unter den Mitgliedern dieser Ersten Kammer mag

diesen beiden Namen Hülder und Probst, den Vertretern so entgegengesetzter Richtungen, zum Siege verholfen haben.

Mit der Wiedereinberufung der Kammer wird sich die Regierung nicht beeilen. Freilich die Volkspartei, welche am 18. April 1869 wieder einmal in einer Landesvertretung ihren souveränen Willen kundgegeben hat, klagt bereits, daß noch keine Anstalten zur Einberufung gemacht werden. Diese Nimmersatten möchten am liebsten in einer Permanenten sich niederlassen, in einer Versammlung, welche so etwas wie einen Conventsgeschmack an sich hätte. Vorerst ist wenig Aussicht, ihre Ungeduld bald zu befriedigen. Die Commissionen stecken noch tief in der Berathung der vorgelegten Gesetzeswürfe. Vor dem September 1869 erwartet man keine Kammereinberufung. Dann wird auch der neue Etat pro 1. Juli 1870 bis 1. Juli 1873 vorgelegt werden. Jedermann ist schon jetzt gespannt auf die Berathung des Militärbudgets. Die Vereinigte Linke wird diesem „verpreußigten“ Militär keinen Kreuzer verwilligen wollen. Gehen ihre Vorschläge durch, so haben wir eine Kammerauflösung zu erwarten. Dies wäre jedenfalls der Uebel größtes nicht.

Bukarest und seine Bewohner.

Von W. A. Ritter von Zerboni di Spofetti.

Wer nach Bukarest kommt, muß sich seiner abendländischen Gedanken entschlagen, auch wird er hier vergebens nach Denkmalen aus der Vorzeit oder nach Gegenständen höherer Kunst suchen. Nur ein Wahrzeichen steht hier, das der schwedische Karl XI. gleichsam zur Warnung den nordischen Slawen aufgestellt, das ihnen „Dis hierher und nicht weiter!“ zuruft. Es ist dies der Glockenthurm bei der Kirche Kolza, den die Schweden 1717 erbauten und der seinerzeit alle andern Gebäude der Stadt überragte; er ist bei dem Erdbeben 1812 aber bis zur Hälfte eingestürzt. Alle andern Bauten in Bukarest gehören der Neuzeit an. Erst seit kurzem beginnen die menschlichen Wohnungen in diesem Lande über das Niveau des hölzernen Hüttenbaues sich zu erheben. Bukarest liegt in der Region der Erdbeben und ist in frühern Zeiten gar oft von diesen Verheerungen heimgesucht worden, was mit dazu beitrug, die Höhe der Gebäude auf ein bescheidenes Maß und das Material auf Holz zu beschränken. Die alten Bojarenhäuser waren lauter niedrige ebenerdige Holzgebäude, von denen man noch in den Vorstädten Exemplare antrifft. Nichtsdestoweniger werden diese bauwürdigen Baracken von Kaufmännern oft mit schwerem Gelde bezahlt, denn es hat sich noch immer bewährt, daß bei Demolierung derselben mitunter nicht unbedeutende Schätze ausgegraben wurden, welche die frühern Besitzer bei plötzlichen Ueberfällen der Feinde, bei Annäherung der Pest, überhaupt bei der Unsicherheit vormaliger Zustände in den Kellern vergruben. Mehr als einer von den eingewanderten Ausländern ist durch solche Funde zu Reichthum und Ansehen gelangt. Bei solchen Grabungen zur Anlegung der Fundamente kommen aber noch andere geschichtliche Mysterien dieser alten Häuser zum Vorschein, nämlich eine zuweilen ganz erstaunliche Menge von Menschenknochen, die seinerzeit wer weiß auf welche Art hier angehäuft wurden, deren Vorhandensein aber auf die frühern Zustände ein unheimliches Schlaglicht wirft. An die Stelle dieser unscheinlichen Bojarenwohnungen sind nun freilich stochhohe, mitunter sehr freundliche gemauerte Paläste en miniature getreten, welche aber zum großen Theile den Stempel des Provisoriums an sich tragen und nur, um dem Augenblicke zu genügen, in aller Eile construirt zu sein scheinen, daher auch, wenn ihnen nicht alle Jahre nachgeholfen wird, einen kläglichen Anblick bieten. Charakteristisch ist, daß sich diese Ge-

hände mit ihrem Erdgeschosse gleichsam nicht aus der Erde herauszutreten trauen, und deren Fenster mit der Straße zuweilen in gleichem Niveau sich befinden. Diese Bojarenwohnungen bilden meist mit ihren Nebengebäuden, ihren Höfen und Gärten jede für sich ein abgefordertes Ganzes, an dessen Umfriedung die höchst unsoliden niedrigen Häuser der Eingeborenen sich anschließen; nur einige von den wohlhabendern dieser letztern und die Ausländer, namentlich die Deutschen und Franzosen, reihen ihre soliden ein und zwei Stock hohen Häuser nach europäischem Brauche in zusammenhängende Massen aneinander. Da man hier an dem Landleben keinen Gefallen findet, so haben alle begüterten Bojaren ihre Wohnungen in den Städten aufgeschlagen, und ist Bularest natürlich ein Hauptstiz derselben. Die Bojaren, als die eigentlichen Landesherrn, lassen sich aber Terraineinschränkungen, wie sie bei uns den Städtebewohnern auferlegt werden, nicht gefallen. Sie wollen wie auf ihren Gütern auch in der Stadt ihrer landesherrlichen Hoheit Ausdruck geben, und so bildet das Hauswesen jedes Bojaren, je nach Maßgabe seines Ranges und Vermögens, sozusagen einen Fürstenhof, wo es von allerhand Dienst- und Hausleuten wimmelt, die in niedern Nebengebäuden um die Herrenwohnung nisten und gleichsam eine Leibwache ihrer Gebieter abgeben. Weitere Dafen in diesem Häusermeere sind die hundert orientalischen Kirchen mit ihren sie umgebenden Hofräumen, welche als gewöhnliche Begräbniskäthen für die Bevölkerung dienen, sodas die Stadt der Todten sich buchstäblich mitten unter den Lebenden befindet. Eine gemeinschaftliche Umfriedung von Holz oder Ziegeln umschließt die Kirche, die Wohnungen der dabei angestellten Geistlichen und den Todtnader, welcher letztere zur Erleichterung der Communication auch als öffentlicher Durchgang benutzt wird. Diese Kirchen sind kleine, unansehnliche, im Innern finstere Gebäude; die der Neuzeit sehen schon heiterer und ansehnlicher aus. Die Hotels sind meist Neubauten nach europäischer Art und mit allem Comfort unserer Städte eingerichtet, sie werden beinahe alle von deutschen Wirthen gehalten. Es bestehen aber auch noch echt türkische Khans und selbst moderne Nationalhotels, deren innere Einrichtung ganz diesen letztern entlehnt ist und wo es in althergebrachter Weise hergeht, die dem Europäer aber gewis nicht zusagen wird. Diese Hotels werden von den Eingeborenen mit besonderer Vorliebe wie auch von den aus dem Orient anlangenden Reisenden frequentirt. Darin kann noch das orientalische und das hiesige echte nationale Leben unverfälscht gefunden werden. Ein Etablissement der vorletzten Kategorie, der Han-Manuk, soll seinem Besitzer stündlich einen Dukaten abwerfen. Dort insbesondere trifft man ein ganzes Völkergemisch aus der Europäischen Türkei beisammen, es ist zugleich die Station aller möglichen Fuhrwerke nach allen Richtungen des Landes.

Da in Rumänien bis vor kurzem noch kein Mittelstand existirte, sondern es nur Herren und Knechte gab, so ist auch der Grundcharakter der Stadt gleichsam der eines großen Dorfes, oder besser ein Conglomerat von Herrensitzen, die je nach Laune bald hier bald dort ohne Plan, ohne Symmetrie, ohne irgendeine Rücksichtnahme angelegt wurden, und um welche herum sich die Wohnungen des Plebs ebenso unsymmetrisch gruppirten. Außer der großen Straße Podu-Mogoschoe, welche die ganze Stadt der Länge nach durchschneidet und auf ihrem Zuge an den hauptsächlichsten Gebäuden, der fürstlichen Residenz, den Regierungspalästen und den Adelshöfen, vorüberführt, und in die einige größerer Straßen mündet, ist alles andere ein wahres ländliches Durcheinander, das aber besonders im Sommer in den zahlreichen Villen viel Anmuthiges hat. Jede Familie sucht, wie sie eben kann, sich im eigenen Hause, Hof und Garten abzusondern. Man sieht denn auch dergleichen Villen nach allen möglichen Scalen, von den winzigsten angefangen, in reizender Unregelmäßigkeit durch alle Vorstädte zerstreut, ja oft dieselben allein bildend. Der Kern der Stadt, die Handelswelt, ist dann schon unsern europäischen Städten ähnlicher, und die Ausstellungen der zahlreichen Waarenniederlagen geben, was Reichthum

und Eleganz anbelangt, jenen der ersten europäischen Städte nichts nach. Wie die ganze jetzige Stadt, sind auch diese selbstverständlich das Werk der hier eingewanderten Ausländer. Erst mit der massenhaften Einwanderung dieser letztern vor ein paar Decennien hat sich auch aus den Einheimischen ein Mittelstand zu bilden begonnen, der zwar noch sehr in seiner Kindheit ist, aber nichtsdestoweniger sich immer mehr und mehr herausgestaltet. Es gibt bereits ziemlich ansehnliche nationale Handelsfirmen und ebenso einen nationalen Handwerkerstand, der sich indeß meist nur mit Artikeln beschäftigt, die den niedern Volksbedürfnissen entsprechen; aber es kommen darunter auch Meister vor, welche den Europäern Konkurrenz machen, es sind dies solche, die theils bei diesen selbst, theils in der hiesigen Handwerkerschule, -theils im Auslande sich herangebildet haben. Dießen die Bojaren aus selbstverständlichen Ursachen keinen Mittelstand aufkommen, so gibt sich dagegen die jetzt am Ruder stehende Partei der liberalen Patrioten alle Mühe, einen solchen aus nationalen Elementen zu schaffen; es werden von ihr zur Verlebendigung des nationalen Elements nach allen Richtungen energische Maßnahmen getroffen, namentlich wird für den Volksunterricht durch Vielfältigung von unentgeltlichen Schulen und durch Pensionate, wo die Kinder auf Staatskosten verpflegt werden, sehr viel gethan; jede Vorstadt hat deren wenigstens für beide Geschlechter zwei aufzuweisen. Hierher sind natürlich jene von Deutschen und Franzosen gehaltenen Privat Institute nicht zu rechnen, die bloß für die höhern Stände eingerichtet sind. In erster Reihe der öffentlichen Bildungsanstalten steht das Collegium Sanct-Sava und die medicinische Schule für angehende Aerzte, von beiden werden auf Staatskosten jährlich eine gewisse Anzahl Studirender auf die Universitäten nach Wien, Berlin und Paris geschickt, um dort ihre Studien zu vollenden. Andererseits arbeitet die politische Tagespresse in Journalen und Volkschriften dahin, Aufklärung unter den niedern Volksklassen zu verbreiten und ihr Nationalbewußtsein zu wecken und zu heben, während andere periodische Schriften für Belletristik und Literatur nach diesen Richtungen thätig sind, auch einige nationale Buchdruckereien und Buchhandlungen tragen dazu bei. Bei alledem sind dies bis jetzt nur lobenswerthe Anfänge und Bestrebungen, und die Früchte davon müssen erst reifen. Die streng abgeschlossene Atmosphäre, in der sich die hiesige Bojarenwelt bewegt, ist dem Volke ein für allemal unzugänglich. Wenn Familien mit plebejischem Ursprunge vorkommen, so war es die Gunst irgendeines Magnaten, der zum Lohne für geleistete Dienste ihren Stammhalter geadelt und ihm auch seinen eigenen Namen beigelegt hat, ohne ihn indeß in seine Familie aufzunehmen. Hier war dieses Kronprivilegium, wie so manches andere, in den Händen des Adels. Irgendein begabter Knabe aus dem Volke, der in einem Bojarenhause mit der niedrigsten Dienstfunction anfing, aber das Glück hatte, sich die Gunst seines Gebieters zu erwerben und darin zu wachsen, wurde dann nach einer gewissen Zeit, nicht sowohl für seine Treue und Ergebenheit, sondern aus Laune, aus Gefallen in die letzte Bojarenklasse erhoben, wenn er sich während seiner Dienstzeit ein entsprechendes Vermögen zu erwerben das Geschick gehabt hatte. Dieses, natürlich auf Kosten seines Dienstgebers erworbene Vermögen, gewiß kein Zeichen der Treue, wurde von dem Herrn nicht nur nicht übel genommen, sondern vielmehr als Beweis von Genialität gern gesehen. War nun der Betreffende, wenn auch als der letzte, in die Bojarensphäre einmal aufgenommen, so ermangelte er nicht, sich in Besitz von Landgütern zu setzen, und kam so in die Lage, mit seinem ehemaligen Herrn auf gleichem Fuß zu leben. Die Ausübung landesherrlicher Rechte, die Befugniß, aus eigener Mitte den Regenten zu wählen, daher die Möglichkeit selbst gewählt zu werden, die persönliche Unverletzbarkeit und das Privilegium, den Staat wie die eigene Domäne zu verwalten, alles dies gab den Bojaren ein stolzes Bewußtsein ihrer selbst und ihrer hohen Würde, was sich denn auch in ihrer ganzen Erscheinung widerspiegelte. Die überstürzte Europäisierung und die damit verbundene Zerrüttung der Privatvermögen bildet

die Rehrseite dieses Bildes. Um den äußern Schein aufrecht zu halten, wird der innere Mensch leichtsinnig, ja rückwärtslos geopfert; denn das immer nothwendiger werdende Geld muß à tout prix herbeigeschafft werden, und zu dieser Hintertür schleichen alle menschenfeindlichen Dämonen sich ein. Jeder will es an europäischer Macht dem andern gleichthum, selbst diejenigen, die das Haus, die Grenze ihrer Heimat nie überschritten, wollen nicht hinter den andern zurückstehen, und so ist überall nur lauter äußerer Schein und keine Innerlichkeit, denn man reflectirt dabei auf alles andere, nur nicht auf das, was der Civilisation wahres Wesen bildet. Auf diese Weise bekam der häusliche Boden Risse, die immer weiter und breiter auseinanderklaffen, den Abgrund öffnend, der darunterliegt. Die alte Bojarenstadt ist in ihrem Außern zum Schauplatz des modernen Pariserthums geworden, während ihr Inneres von roher Barbarei, unsagbarer Sittenlosigkeit, von der von den Russen überkommenen Spielwuth und andern Monstrositäten verheerend durchwühlt wird. Wie dieses auf einer sumpfigen, daher ungesunden Ebene gelegene Bukarest zu seinem pomphaften Namen Bukuresti (bedeutet nämlich die Freudenreiche) gekommen ist, ist schwer zu begreifen. Der hier zum ersten male ankommende Deutsche wird allerdings eine große Freude empfinden, wenn er, der Landessprache und Gebräuche unkundig, sich mitten im deutschen Element, mitten unter Deutschen sieht; aber diese Freude ist nicht von langer Dauer, und wenn seine Qualen erst mit dem Tribut, den jeder Fremde hier dem Fieber bezahlen muß, beginnen, dann kehrt mit doppelter Gewalt die Sehnsucht nach dem Abendlande zurück und macht sich in jedem Begegnen, in jeder Unterredung Luft, sodas man Bukarest mit viel mehr Fug in Bezug auf die hier weilenden Fremden „die Sehnsuchtsreiche“ nennen könnte. Ich habe hier noch keinen Ausländer aus dem europäischen Westen gesehen, und ich kenne derselben sehr viele, der, wenn auch sein Geschäft im besten Betriebe ist, sich nicht nach dem Abendlande zurückgesehnt hätte. Das Bedürfnis der Geselligkeit, des Austausch der Ideen, des Einflusses der Cultur ist bei jedem wohlorganisirten Culturmenschen ebenso groß wie das der leiblichen Nahrung. Jeder fühlt hier mit der Zeit seinen innern Menschen eindorren und zusammengehen, und hat er sich hier auch in die Behaglichkeit materieller Zustände hineingelebt, eine Reise ins Ausland, irgendeine Veranlassung wecken gleich die schlummernden Saiten seines Innern und er fühlt, das er hier in einer Art von Verbannung lebt. Diese Klagen sind nicht etwa partiell, selbst in den niedern Klassen unter Handwerkern wird dasselbe Lied gesungen, obwol diese hier im allgemeinen auf goldenem Boden stehen und sich auch sonst mit bei weitem größerer Freiheit als daheim bewegen. Trotz all der Klagen, all des Mißbehagens aber bleiben sie doch hier, und Beispiele von Rückkehr der einmal Angestellten kommen höchst selten und nur ausnahmsweise vor. Die Deutschen haben sich hier ganz wie in ihrer Heimat eingerichtet. Deutsche Hotels, deutsche Cafés, deutsche Gärten mit Musik, Ringelspiel und Regalbahnen, abends bei öffentlichen Réunions böhmische Musikbänden oder Harfenistengesellschaften, die hier scharenweise das Land durchziehen, deutsches Theater, Gesellschaft, Bälle, deutsche Buchhandlungen, Zeitschriften und Journale — alles das ist hier vollauf zu treffen.

Um dem Leser die rechte Idee von dieser Stadt zu geben, muß ich ihn vor allem in den mitten in der Stadt liegenden Volksgarten, das Eldorado der hiesigen Welt, den sogenannten Tschismeschu, führen. Er ist an sich ein treues Bild, ein Symbol der hiesigen Gesellschaft. Mit großen Kosten und vielem Geschmack von einem deutschen Gärtner angelegt, ist dieser reizende Ort geeignet, die Sinne angenehm zu fesseln und wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen und Freude zu erfüllen. Ein hier mit den herrlichsten Baumgruppen, dort mit Blumenterrassen eingefasteter, bald hinter Büsch verschwindender, dort wieder spiegelhell sich ausbreitender Schwanenteich, mit schattigen durch Brücken verbundenen Inseln, und auf diesen zwischen Boskets sich

schlingelnde Gänge und freie Plätze — kurz alles, was einen Garten anziehend macht, ist hier, und vielleicht schöner und reizender noch als irgendwo, zu schauen; aber unter dieser reizenden Außenseite liegt die Schlange, das Fieber, verborgen. Dieser Schwammenteich ist eine Sumpflacke, die prachtvollen Abende voll Krankheitsmiasmen; und ganz so wie dieser Garten ist auch die hiesige Gesellschaft. Sie wird in ihrer äußeren Erscheinung dein Auge blenden, deine Sinne fesseln, aber auch dein Inneres vergiften, sowie dieser Garten deinen Körper vergiftet. Du wirst diese Gesellschaft allabendlich in diesem Garten massenweise versammelt finden, du wirst diese Fülle von Schönheit und luxuriöser Pracht anstaunen; wenn du aber einen Freund zur Hand hast, der hier zu Hause ist, so wirst du ebenso sehr staunen, von ihm zu erfahren, daß all dieses frische von Gesundheit und Fülle strotzende Leben, all dieses Schöne nur Larve ist, dahinter Tod, Fäulniß, Verwesung steckt; daß alle diese Früchte wurmförmig, unrettbar dem Verderben verfallen sind. Und das ist keine Uebertreibung. Vor aller Innerlichkeit jagen sie hier alle, selbst wesenlos, nur wesenlosen Schatten nach. Alles, selbst das hiesige Klima, und dieses vielleicht am meisten, wirkt so entnervend auf den Ausländer, daß die meisten, ja daß alle sich hier acclimatistren, d. h. auf gut deutsch, zu Grunde gehen, ich meine mit ihren Grundsätzen, mit ihrer Moral, mit ihrem ganzen innern Menschen. Wer hier einige Jahre gelebt hat, ist nicht mehr derselbe, der er früher gewesen.

Die Schranken, die Zügel, welche die abendländische Gesellschaft zusammenhalten, sind hier zu schlaff, existiren auch zum Theil gar nicht. Die Eingeborenen haben eine von der unsern sehr abweichende, das ist, keine Moral, und daher auch kein Forum für dieselbe. Die Schutzbehörden der Ausländer sind mit ihren Geschäften so überhäuft, daß sie keine Zeit haben, sich mit so etwas abzugeben, sie schieben bei vorkommenden Fällen dergleichen Angelegenheiten von sich, oder erschweren die Procebur derart, daß man förmlich abgeschreckt wird, sie künftig wieder damit zu behelligen. Also in dieser Beziehung völlige Freiheit; die Leidenschaften jeglicher Art können sich tummeln, und tummeln sich auch nach Lust und Belieben. Wahrhaft grauerregend ist das Schauspiel, das hier Eitelkeit und Niederlichkeit geben, ich will dabei noch nicht einmal von den französischen Hetären und den fahrenden Jungfrauen und Abenteuerinnen sprechen, die hier mit beispielloser Ungenirtheit ihr Wesen treiben. Die gemeinste Handwerkerin will es in ihrer Toilette der Wojarenfrau gleichthun, die ärmste puzt ihre Tochter in die reichsten Stoffe und zieht mit ihr allabendlich in die allgemeine Ausstellung, in den — Volksgarten. Jedes halbwegs menschliche Lärwöckchen träumt von Equipagen, Palästen, Sammt und Seide — wenn es zu Hause auch nichts zu beißen hat. Gelegenheit macht Diebe, sagt ein altes Sprichwort. Eine Gesellschaft ohne Moralität ist eine Gesellschaft ohne Ehre; wo aber diese fehlt, was ist da überhaupt noch vorhanden! Das Familienleben wird hier nur noch durch das Band der Nothwendigkeit zusammengehalten, im Grunde aber lebt jedes frei, offen und rücksichtslos den eigenen Lüsten und Neigungen, und man ist dies schon so gewohnt, daß sich niemand mehr daran stößt. Da ich hier insbesondere die Einwanderer im Auge habe, so muß ich der Bestrebungen sowol der katholischen als evangelischen Kirche erwähnen, welche in diesen horrenden Gallimathias wahre Heilanstalten mitten hineinstellen, um, soviel möglich, dieser allgemeinen Verderbniß entgegenzuarbeiten. Die katholische Kirche hat hier eine Jesuitenmissionsanstalt mit einem Bischof an der Spitze und ein in neuester Zeit durch Sammlungen im Auslande gegründetes Frauenkloster, wozu auch der hiesige Adel sein Scherflein beitrug. Im erstern erhalten Knaben, im letztern Mädchen Schulunterricht und Erziehung, und in beiden werden Kinder auch in Kost und Wohnung genommen. Die protestantische Kirche hat ihre Pfarrschule und eine vor ein paar Jahren ins Leben gerufene vortreffliche weibliche Erziehungsanstalt, welcher preussische Diakonissinnen vorstehen. Dann ist es auch die englische Bibelgesellschaft zur Bekehrung der Juden im

Orient, welche Schulen für beide Geschlechter unterhält. Von diesen Pflanzschulen strömt wirklich ein wahrer Segen unter die Gesellschaft aus. Das sind freilich leider nur Lichter, viel zu schwach, um die Finsterniß ganz zu erhehlen, aber sie leuchten doch und wirken, und das ist schon viel in Ermangelung anderer Hebel und Werkzeuge. Die glühende Sonne, das wunderbare Klima des Orients zeitigen alles früher, und so lebt denn auch alles geschwinder, kann sich im Genuße nicht erfättigen, geht bald ins Ueberschwengliche über — denn nichts ist da, was dieser Ueberwucherung entgegenreten könnte. Man hat die Bemerkung gemacht, daß schon die folgende Generation der Einwanderer bedeutend entartet. Für den gewöhnlichen Schulunterricht im allgemeinen gibt es, außer mehreren öffentlichen Schulen und Gymnasien, gegen 20 mitunter sehr ordentliche Pensionate; was aber auch hier in Bezug auf Immoralität geschehen kann, hat vor einigen Jahren ein französisches derartiges Institut mit einem traurigen Beispiele gezeigt. Der Vorsteher desselben, ein Franzose, hat an 30 ihm anvertraute Mädchen, alle unter zehn Jahren, und darunter sein eigenes halbblindes Töchterchen, und zwar im Einverständnisse mit seiner Gattin, der Art in viehischer Demoralisation verborben, daß zwei davon starben und mehrere gefährlich krank wurden. Die meisten dieser unglücklichen Kinder gehörten deutschen Aeltern an. Derselbe Franzose hatte früherhin in einer Provinzialstadt ein ähnliches Erziehungsinstitut, wo er mit erwachsenen Bojarentöchtern einen ähnlichen Skandal gemacht; um die Mädchen nicht zu compromittiren, beschränkten die Aeltern ihre Rache darauf, daß sie ihn einfach davonjagten. Jetzt büßt das saubere Ehepaar mit lebenslänglichem Gefängniß seine widernatürlichen Verbrechen. Die bularester Frauenwelt ist selbst in den Fürstenthümern verrufen, was schon etwas sagen will; die Männerwelt wäre es noch mehr, wenn man von Männern in dieser Beziehung sprechen würde.

Vor ein paar Jahren trat in Bularest ein deutscher Charlatan unter dem Namen eines bekannten deutschen Gelehrten auf, der die ganze hiesige Welt mit seiner Geisteslehre zum besten halten wollte, und es wirklich mit seinen magnetischen Sellschereien dahin brachte, daß die Regierung auf seine Phantasien einging, an die von seinen hellsehenden Kranken bezeichneten Orte eine Commission und eine Militärescorte zur Ausgrabung der dort angeblich befindlichen Schätze hinbeordnete und selbst den ihm zukommenden Theil davon bestimmte. Die Sache hatte aber nicht den gewünschten Erfolg. Der erwähnte Charlatan treibt sich nun in den Hafenstädten herum. Dieser Mann hielt in Bularest öffentliche Vorträge über den Reichenbach'schen Od in Verbindung mit Meister Home's Theorien; endlich wollte er magnetische Productionen zum besten geben, aber das Doctorencollegium legte sich ins Mittel und schloß ihm die Säle. Der Chef dieser Facultät, Dr. Dawilla, ist ein praktischer Mann, Feind aller abenteuernden Charlatane und versteht die unsaubern Geister zu bannen; er ist des Regenten rechte Hand, sein Leibarzt und Flügeladjutant, Oberst eines Regiments und Chef der Sanitätsbehörde in beiden Fürstenthümern, daher alle Aerzte, Apotheken und Spitäler unter seiner Aufsicht stehen. Rumänien kann sich Glück zu diesem Manne wünschen. Er stiftete hier eine medicinische Schule, deren Zöglinge nach absolvirtem Course zur Vervollkommnung nach Paris geschickt werden. Dr. Dawilla ist Franzose von Geburt, aber mit Leib und Seele ein Rumäne. Nicht nur in medicinischen, in allen Fächern der Verwaltung ist der Einfluß dieses genialen Mannes fühlbar. Nur Ein Beispiel seines Verfahrens. Er verbot in den Krankenzimmern des Militärspitals zu rauchen, selbst auch den dienstthuenden Offizieren. Bei einer ärztlichen Visite bemerkt er, daß der dienstthuende Offizier, der ihm folgte, eine brennende Cigarre im Munde hatte. Um nun seinen Worten genügenden Nachdruck zu geben, schlägt er mit der Hand dem Offizier die Cigarre aus dem Gesicht. Das ganze Offiziercorps gerieth darüber ins Feuer und schickte eine Deputation an den Doctor, um von ihm Genugthuung zu verlangen. „Meine Herrn“, entgegnet

dieser, „ich werde beim Regenten nachfragen, ob ich mich überhaupt schlagen darf, denn mein Leben gehört schon seit lange nicht mehr mir, sondern ausschließlich dem Staate, ich darf also darüber nicht selbst verfügen.“ Daß die Antwort des Regenten verneinend lautete, versteht sich von selbst. General Johann Floresco, in seinem Fache ein zweiter Dawilla und schon deswegen sein persönlicher Freund, brachte ein Compromiß zu Stande, d. h. er brachte trotz der Ohrfeige die Offiziere zur Reison. Solche Männer von Entschiedenheit, Energie und durchgreifendem Wirken hat Rumänien freilich sehr wenige, es weiß aber auch diese, die es hat, zu schätzen. Seitdem Dawilla die Revision ärztlicher Diplome eingeführt, hat die Ueberschwemmung namentlich mit deutschen angeblichen Ärzten aufgehört. Seine strenge Ueberwachung der hiesigen beinahe ausschließlich deutschen Apotheken und Spitäler hat unter den hiesigen Deutschen viel Unzufriedene gemacht, aber das Land ist ihm um so dankbarer dafür. Dawilla ist Freund jedes brauchbaren Ausländers und thut besonders für seine Landsleute als Vorstand der hiesigen französischen Colonie sehr viel. Diese Landsmannschaft hat hier unter sich einen Verein zur gegenseitigen Unterstützung gestiftet, welchem er in seiner Eigenschaft als „Conseiller intime“ des Regenten eine namhafte Stütze ist. Die Deutschen, obwohl bei weitem zahlreicher, dachten noch nicht an eine ähnliche Stiftung, dafür haben sie aber einen aristokratischen und einen plebejischen Gesangs-, dann einen katholischen Gesellenverein, letzterer unter Obhut des Bischofs, in dessen Gebäude die Versammlungen und die damit verbundenen Theatervorstellungen stattfinden. Beide erstere Vereine zeichnen sich im Winter mit ihren Bällen und im Sommer mit ihren Landpartien, fortwährend aber auch mit ihren Zänkereien, Spaltungen und Zwistigkeiten aus. In letzterer Zeit gründeten die Deutschen hier eine Schützengesellschaft, in welche sich mehrere angesehene Bojaren und leztlich der Regent selbst als Mitglieder einschreiben ließen. Dem Fürsten hat man dies als eine Schwertung der Gesinnungen auf Seite des Deuththums gedeutet.

Die Regierung besitzt öffentliche Fonds zur Unterstützung verunglückter Ausländer ohne Unterschied der Nationalitäten. In dieser Beziehung sind, wie ich schon früher erwähnt habe, die Bojaren sehr bereitwillig, und die angesehenen Familien haben deutsche Vertraute um sich zur Beurtheilung der Lage und des Werthes ihrer hilfseuchenden Landsleute. Hilfsbedürftige Unglückliche, wenigstens momentan, gibt es namentlich unter den Deutschen mehr als genug; aber hier hat alles einen Proteuscharakter, und nirgends wie hier erkennt man es, wie Fortuna's Rad in seinem ewigen Drehen heute hinaufbringt, was gestern unten gewesen, sodaß man im Grunde nie sicher sein kann, dieselbe Person nach Verlauf einer gewissen Zeit wieder so zu finden, wie man sie verlassen hat. Die Leute, die hierher kommen, ermangeln meist nicht einer gewissen Genialität. Wenn man bei dem einen Unternehmen zu Grunde gegangen ist, so ergreift man ein anderes und hebt sich wieder; oft aber und meistens treibt man die Sache auf die Spitze und fällt von neuem, um aufs neue mit etwas andern anzufangen. Es ist, als ob eine allgemeine Jagd hier wäre, alles auf dem Anstand stände. Jeder Fremde wird gemustert und beobachtet, wie ein Lauffeuer geht die Nachricht von dem neuen Ankömmling, von seinem angeblichen oder vermutheten Vorhaben durch die Reihen. Die ersten Fragen, die an ihn gethan werden, er mag sprechen mit wem er will, sind: „Wer sind Sie? Was für ein Geschäft haben Sie? Was suchen Sie hier? Wie lange wollen Sie hier bleiben?“ Solcher und ähnlicher Zubringlichkeiten kann man selbst von stoffremden Personen sich nicht erwehren. Hier werden überhaupt keine Umschweife gemacht, man geht gerade auf das Ziel los, denn man hat keine Zeit zu verlieren. Rücksichtslos, wie die Zubringlichkeit, ist dann auch das fremde Urtheil gleich zur Hand. Ueberhaupt ist Bukarest voll von Klatschereien, Verleumdungen, übertriebenen Gerüchten und Unwahrscheinlichkeiten, man muß sehr auf seiner Hut sein und nie das, was man hört, gleich für baare Münze

nehmen. Sich darüber aufzuhalten, selbst wenn man der Betroffene ist, wäre lächerlich und würde überdies zu gar nichts führen. Von daraus entsprungenen Prozeduren, Duellen u. s. w. hört man hier nichts, so etwas wäre reiner Luxus. Die hiesige Frauenwelt kommt am ärgsten dabei weg. Hier gilt Hamlet's „Sei weiß wie Schnee und kalt wie Eis“ in seiner vollsten Bedeutung. Jeder Mensch, dem man begegnet, und ich meine hier besonders die Ausländer, so unscheinbar, so verkommen oder so glänzend sein Aeußeres sein mag, hat eine ganze Geschichte hinter sich voll der unglaublichsten Dinge. Die Romanschreiber, denen es an Stoff gebricht, können sich hier dessen holen und vortreffliche Studien an lebenden Exemplaren machen. Was unsere abendländische Phantaste nicht zu erfinden wagt, das ist hier schon lange in der Wirklichkeit gewesen. Wer längere Zeit hier gelebt hat, für den gibt es keine Unwahrscheinlichkeiten mehr.

Bürgerliche Freiheit genießt der Fremde hier wie sonst in keinem Lande auf Erden, nicht in der Schweiz und auch nicht im nordamerikanischen Freistaat. Wer einmal hier ist, der ist es auch unbeanstandet; er kann treiben, was er will, natürlich rauben, morden und stehlen nicht, aber er kann einen Verkaufsladen öffnen, irgendein Gewerbe, ein Handwerk betreiben, kein Mensch fragt ihn nach Befugniß oder sonstigen Dingen; erst in neuester Zeit fängt die Regierung an Steuern zu verlangen, die jedoch unbedeutend sind. Ist heute jemand reich, der gestern noch barfuß gegangen, wen kümmert's, wie er über Nacht reich geworden; solange er arm war, blieb er ja ohnedies ungekannt und unbeachtet. Da die Erzeugnisse der Industrie sehr hoch, bisweilen weit über den Werth bezahlt werden, so würden Handwerker, Kauf- und Gewerbsleute schnell zu Vermögen gelangen, hätten sie nicht mit dem unerlässlichen Creditgeben einen schweren Stand. Es ist nämlich hier nicht genug, eine Arbeit geliefert zu haben, man muß auch die Kunst verstehen, sich bezahlt zu machen, und das ist schwieriger als man denkt. Denn die Bojaren sind die leichtsinnigsten Schuldenmacher und faumseligsten Zahler von der Welt. Kommt ein Gläubiger mit seiner Forderung, so heißt es: der Bojar ist nicht zu Hause, dann: er schläft, oder er ist beim Speisen, oder er hat Gäste, oder irgendetwas dergleichen, kommen Sie morgen; und morgen und übermorgen und noch einen Monat und noch mehrere Monate geht das so fort. Man muß von der Dienerschaft das Geheimniß erkaufen, wann der Bojar eigentlich zu sprechen ist. Diesem ist aber die Kunst, den Mahner durch tagelanges Wartenlassen zu ermüden und ihm zuletzt doch zu entgehen, geläufiger, als jenem die Kunst, seiner habhaft zu werden. Ein solches Spiel übt auf beiden Seiten Witz und Scharfsinn und gibt zuweilen zu recht drolligen Scenen Veranlassung. Endlich hast du dein Ziel erreicht, du kannst deinen Schuldner sprechen, damit hast du aber noch nichts gewonnen; er gibt dir gute Worte, vertröstet dich, und nach der Zeit beginnt das Spiel von neuem. Ich habe Gewerbsleute gekannt, die so viel Zeit damit verloren, daß sie auf ihr Guthaben lieber ganz verzichteten; an eine Klageführung bei Behörden denkt hier niemand, denn das wäre wieder nur verlorene Zeit. Es gibt aber besonders hierzu bestimmte Personen, welche die Eintreibung mittels einer eigenen durch Erfahrung gewonnenen Methode übernehmen und die, indem sie List mit List und Trug mit Trug begegnen, schließlich doch die Bezahlung erzwingen. Im ganzen aber und trotz dieses Uebelstandes steht hier Handwerk und Gewerbe auf goldenem Boden. Die Handwerker sind auf eine sonderbare Theorie verfallen, die jedoch, wie sie sagen, sehr praktisch ist. Wird nämlich einem Meister die Gebrechlichkeit und Unsolidität seiner Fabrikate vorgehalten, so antwortet er offen, er sei kein Narr, fest und dauerhaft zu arbeiten; damit brächte er sich ja selbst um seinen Vortheil; je geschwinder die Sache zu Grunde gehe, desto öfter bedürfe man seiner. Deswegen tragen hier alle menschlichen Werke den Stempel des Provisoriums und lassen sehr viel zu wünschen übrig; daher wird auch fertige Waare massenweise eingeführt; nicht alles aber läßt sich einführen, und so stehen sich z. B. Zimmerleute, Tischler,

Schmiede, Schlosser u. s. w. sehr gut, einfache Maurergesellen verdienen 6—8, ja bis 12 Zwanziger per Tag. Der leichte Verdienst und die Freiheit des Erwerbs, vor allem aber die Macht, welche hier im allgemeinen die Weiber über die Männer ausüben, sind Ursachen, daß die hier einmal ansässig Gewordenen nicht mehr flügge werden können. Rumänien ist das Eldorado der Weiber.

Ich habe nachgeforscht, warum sich die Deutschen nicht auf Landwirthschaft verlegen, da doch dies die wahre Schatzgrube des Landes und dasjenige Feld ist, das noch auf seinen Mann wartet. Die angegebene Ursache lautet: mit dem hiesigen Bauer ist nichts anzufangen, besonders wenn ein Deutscher mit ihm zu thun hat; die Bauern sind ungehorsam und können an die Ordnung, die in der Natur jedes Deutschen liegt und die er überall um sich haben will, nicht gewöhnt werden, was zu beständigen Reibungen und von seiten der Bauern zur Noth, zum Feueranlegen, ja zu Thätlichkeiten führe. Das sind aber Ausflüchte; das eigentliche Motiv ist die Vorliebe für das Leben in Bukarest. Uebrigens liegt hier die Landwirthschaft nicht so sehr im argen, wie es den Anschein hat. Mit unsern Theorien ist hier nichts zu machen. Der Boden braucht keine künstliche Bearbeitung, er bedarf nur der Kräfte zum Einsammeln der Früchte; und weil er keine Düngung verträgt, ist die Viehzucht vernachlässigt. Von einer Stallfütterung weiß man hier nichts. Alles Hausvieh ist elend und verkümmert, weil keine Sorgfalt darauf verwendet wird. Bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens geht die hiesige Landwirthschaft zu einer unsern Begriffen widersprechenden Einfachheit vor sich, und deswegen scheint sie vernachlässigt, während sie doch, den einen Zweig, die Viehzucht, ausgenommen, hohe Erträge liefert.

Ich kann nicht umhin, hier ein Scherzwort zu citiren, womit dem Fremden die Ursache angegeben wird, warum er Bukarest nicht mehr verlassen könne; doch ich muß, um verständlich zu sein, ein wenig weiter ausholen. Bukarest liegt an einem unbedeutenden kleinen Flüsschen, der Dymbowiza, welche manchmal große Verheerungen in der Stadt anrichtet. Im Frühjahr anschwellend, setzt sie die daranliegenden Vorstädte unter Wasser, und namentlich in diesem Jahre waren zwei nacheinander folgende Ueberschwemmungen derart, daß die Leute auf Rähnen aus ihrer Wohnung flüchten mußten. Da es in Bukarest durchaus gar keine Abzugskanäle gibt, so wird aller Unrath aus den daranstehenden Häusern, selbst alle thierischen Cadaver, in dieses Flüsschen geworfen. Trotz dieser Unreinlichkeit ist aber die Dymbowiza ein großes Glück für die Bukarestler. Sie haben darin auf ärztliche Verordnung, weil das Wasser Heilkräfte enthalten soll, und haben kein anderes Trinkwasser als das aus dem Flusse geschöpfte, das durch Wassermänner in der Stadt herungeführt wird. Es muß, um trinkbar zu sein, durch poröse Steine filtrirt oder mit Alaun geläutert werden. Kein Brunnen in der Stadt hat trinkbares Wasser. Man kann also sagen, dieses ekelhafte Flüsschen erhält die Bevölkerung, indem es ihr Nahrung und Heilung gibt; andererseits ist aber der Schlamm, den es jährlich absetzt, und die Sümpfe, die seine Ueberschwemmungen zurücklassen, die Ursache zu dem herrschenden Fieber. Das oben erwähnte Scherzwort nun heißt: „Wer aus der Dymbowiza getrunken, der kann Bukarest nicht mehr verlassen.“ Und es liegt in dem Ausspruche, symbolisch genommen, etwas, vielleicht nur zu viel Wahres.

In der deutschen Einwanderung sind alle Stände bis auf den Adel und die Kunst und Wissenschaft vertreten. Von einem höhern Leben, von höhern geistigen Anforderungen und Bedürfnissen kann hier, wo jeder praktisch thätig sein muß, um vorwärts zu kommen, allerdings nicht viel die Rede sein; indessen gibt es doch mehrere Buchhandlungen, darunter drei deutsche, und Leseabinete, die Geschäfte machen. Auch eine deutsche Zeitung erscheint hier seit einiger Zeit; sie wird von einem Exkanzler des hiesigen preussischen Generalconsulats redigirt. In frühern Zeiten existirte bereits ein deutsches Blatt, das

von der walachischen Regierung mit jährlich 300 Dukaten dotirt war, welche Subvention ihm jedoch der Fürst Cuza entzog. Neben diesem einen versuchte sogar ein zweites deutsches Blatt sich zu behaupten. Mit seinem Erscheinen aber begann sogleich ein Kampf zwischen den Redacturen beider Blätter, der alsbald in arge Persönlichkeiten ausartete und das Publikum belehrte, daß das hiesige Deutschtum in zwei feindliche Parteien auseinanderklatzt: die alte Zeitung war das Organ der katholisch-österreichischen, die neue Zeitung das Organ der preussisch-protestantischen Partei, wobei die geheimen Umtriebe beider Parteien gegeneinander auf sehr unliebsame Weise ans Licht gelangten. Mit diesem lebenswüthigen Schwanengesange sanken beide Blätter in das Grab wohlverdienter Vergessenheit, und längere Zeit hindurch blieb das hiesige Deutschtum ohne ein eigenes Organ. Die Franzosen haben seit geraumer Zeit ein vortreffliches, einmal die Woche erscheinendes Blatt: „La voix de la Romanie.“ Wer sich eine genaue Idee von den hiesigen Zuständen verschaffen will, halte dieses Blatt, es beschäftigt sich ausschließlich damit, hat sehr verlässliche, authentische Quellen und ist mit viel Geist und Tact redigirt. Der rumänischen Tagesblätter gibt es mehrere; neben den officiellen, den Regierungsblättern, hat jede Partei ihr eigenes Organ. Die Redacture der Oppositionsblätter arbeiten unter fremder Firma, d. h. sie schließen mit irgendeinem armen Hauseigenen in der Vorstadt einen Vertrag, wonach dieser die Verantwortung gegen ein monatliches Fium übernimmt, welches auf das Doppelte erhöht wird, wenn das Journal in Strafe fällt und der Garant ins Gefängniß wandern muß. Das Witzblatt „Nikerpertza“, bei dem dieses Auskunftsmittel nicht möglich ist, hält zwei Redacture, von denen einer die Geschäfte führt, wenn der andere im Arrest sitzt, was beinahe immer der Fall ist. Straft die Regierung die Witze mit Entziehung der Freiheit, so straft das Publikum, namentlich das Militär, die factastische Sittencensur mit Prügeln. Ich war selbst Augenzeuge einer solchen Lynchjustiz, wo der Einsender eines derartigen Artikels öffentlich im Caffeehause von einer hierzu beordneten Militärdeputation eine unbarmherzige Tracht Schläge erhielt, ohne daß jemand sich einzumischen für gut befunden hätte, obgleich das Local voll Menschen war. Außer diesen Blättern gibt es auch eine literarische Wochenschrift, an der sich eine Gesellschaft rumänischer Literaten theilnimmt. Die Lebenszeichen der rumänischen Literatur verdienen beachtet zu werden. Vor allem gibt sich darin das Bestreben kund, die etwas barbarische Sprache von dem Uebermaße der Fremdwörter zu säubern und sie nach italienischen und französischen Modellen zu romanisiren. In der moldo-walachischen Sprache gibt es nämlich Wörter aus allen diese Fürstenthümer umgebenden Sprachidiomen: ungarische, deutsche, polnische, russische, bulgarische, serbische, griechische, türkische, selbst aus der Sprache der Zigeuner. Sie alle werden nun unerbitlerlich Landes verwiesen und ein neues Wörterbuch und eine neue Grammatik angefertigt, auch die altslawischen Druck- und Schriftsetzern müssen den lateinischen weichen. Dieses nationale Bestreben hat die Regierung selbst auf die Kirche ausgedehnt, indem die griechische Liturgie in den Kirchen, wo sie sich erhielt, der landesüblichen weichen mußte, was besonders in Orten, wo die griechische Bevölkerung zahlreich vertreten ist, namentlich in den Hafenstädten, zu gewalthätigen Auftritten Veranlassung gab. Die rumänische Literatur weist viele Uebersetzungen, hauptsächlich aus dem Französischen, aber auch manches Selbständige auf, und es herrscht auf diesem Felde in allen Richtungen viel strebsames Leben, besonders im dramatischen Fache. Das rumänische Theater hat eine ganz anständige stabile Gesellschaft, darunter wirklich ausgezeichnete Mitglieder; sie gibt den Winter hindurch in Bukarest, im Sommer in den größern Landstädten ihre Vorstellungen; dasselbe gilt von der Gesellschaft in Jassy. Vor Zeiten war hier auch ein deutsches Theater, es löste sich aber vor der letzten österreichischen Occupation wegen Uneinigkeit seiner Mitglieder auf, nachdem das hölzerne Gebäude abgebrannt war. Seit

zwei Jahren versucht abermals eine deutsche von draussen hereingekommene Gesellschaft sich hier zu behaupten; sie gibt in einem sonst zu Bällen verwendeten Saale ihre Vorstellungen. Zeitweise kommt eine wandernde französische Theatertruppe, die jedoch, gegen alles Erwarten, hier keine Rechnung findet, ja das letzte mal zu Subscriptionen ihre Zuflucht nehmen mußte, um nur wieder weiter zu können. Stabil für den Winter ist dagegen die italienische Oper mit höchst mittelmäßigem Personal.

Von wahrer Kunst ist in Bukarest wenig zu sehen. Es leben allerdings einige deutsche Maler hier; sie müssen aber nebenbei Photographie oder sonst irgendetwas treiben, um existiren zu können. Einer dieser Herren erzählte mir: er hatte eine Bojarin gemalt; als das Bild fertig geworden, ließ die Dame ihre Mägde und Knechte hereinkommen, befahl ihnen, sie und das Porträt genau zu betrachten und ihr zu sagen, ob es ähnlich sei, und als diese rumänischen Kunstkritiker einige Ausstellungen zu machen für gut fanden, wollte sie das Bild nicht bezahlen. Auch der Handel mit Kunstblättern ist sehr gering. Man findet wol in den Bojarenhäusern mitunter auch schätzenswerthe Gemälde und Kupferstiche, an den meisten ist jedoch das Werthvollere der Rahmen. Kunstgegenstände werden nur noch nebenbei in den Verkaufsmagazinen gehalten, und wenn sich ein Käufer findet, muß er das Zehn- auch Zwanzigfache des Werths bezahlen, denn man versteht sich hier auf solche Dinge nicht. Grell in die Augen springende Nuditäten und Frivolitäten werden im allgemeinen vorgezogen. Wenn somit die Bojarenwelt nicht leicht ihren Kunstsinne zur Schau tragen kann, weil sie dabei immer hintergangen wird, so ist es mit der Gelehrsamkeit ein anderes; manche Privaten besitzen recht anständige und gewählte, auch bedeutende Büchersammlungen, in denen das Vorzüglichste aller Nationen vertreten ist. Um in den Besitz literarischer Cabinetstücke zu gelangen, genügt freilich eine oberflächliche Kenntniß, die man sich in seinen Studienjahren in Deutschland oder Paris erwarb, und welcher jeder leipziger Buchhändler bereitwilligst nachhilft. Ernst und wahrhaft strebsame Männer gibt es äußerst wenige, mit Aufzählung einiger Namen würde man am Ende sein. Dilettantismus wird hingegen viel getrieben. Französische Romane, mitunter auch Journale, italienische Musikstücke, wiener Fortepianos trifft man in jedem bessern Bojarenhause, denn das gehört ja mit zu den Tapeten, Teppichen, vergoldeten Möbeln, Spiegeln u. s. w. der eleganten Welt. Gewöhnt an all diese Oberflächlichkeit, war ich daher nicht wenig erstaunt, in einem unscheinbaren Bojarengarten in einer der Vorstädte ein ganzes Museum rumänischer Alterthümer zu finden. Major Papazoglu, ein Mann alt an Jahren, aber jung an Geist und Energie, hat es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, sein Vaterland nach dessen historischen Denkwürdigkeiten zu durchforschen, und ist so mit großem Aufwande von Zeit und Geld in den Besitz einer ziemlich großen Menge von alten Münzen und Medaillen, Büchern und Manuscripten, Waffen, Geräthschaften, Kunstzeugen, Statuen, Inschriften und allerhand andern Raritäten und Curiositäten gekommen. Unter letztern befindet sich König David's Ehrensäbel; er entdeckte die Antiquität bei einem alten Kaluger in einem Kloster, wohin sie sich aus dem großherrlichen Palaste in Konstantinopel verirrt hatte. Alle diese Sachen sind in verschiedenen ganz eigenthümlichen Gartenhäuschen geordnet und aufgestellt, und der ganze Garten ist mit Denksteinen und Statuen so angefüllt, daß man keinen Schritt thun kann, ohne an einen historischen Gegenstand zu stoßen; das Ganze bildet gleichsam ein offenes Nationalmuseum. In einem mit Alterthümern ausgestapezierten Pavillon arbeitet der greise Mann den ganzen Tag hindurch in reger Thätigkeit, ein wahres Prototyp eines rumänischen Gelehrten. Diese in der That sehr achtungswerthe Sammlung ist aber wol die einzige der Art in den Fürstenthümern. In den deutschen Häusern findet man fast durchgängig eine kleine Sammlung deutscher Bücher, mitunter auch besserer Werke; Romane selbst bei Handwerkern, und namentlich zeigt das andere Geschlecht eine Vorliebe für diese

Keltäre. Von deutschen Zeitungen liegen hier die „Allgemeine Zeitung“, die wiener „Presse“, der „Wanderer“, „Pester Lloyd“ u. s. w., und von Wochenschriften „Die Gartenlaube“, die leipziger „Illustrierte Zeitung“, „Nah und Fern“ u. dgl. auf. Die wohlhabendern deutschen Familien lieben es, bei ihren Reunions sich mit Theaterdarstellungen, Aufführung kleiner Lustspiele, auch von Scenen aus Schiller'schen Dramen und aus größern Opern zu unterhalten und den Rest der Nacht mit Tanz auszufüllen. In der deutschen Welt geht die Sonne nicht wie in der Welt der Bojaren erst um 10 oder 11 Uhr auf; jeder muß des Morgens auf seinem Plage, an seinem Geschäfte sein, daher man den Vergnügungen die nächtliche Ruhe opfern muß. An den deutschen Privatréunions nimmt die Bojarenwelt höchstens ausnahmsweise theil. Die Nationalitäten halten sich in dieser Beziehung streng voneinander gesondert. Da überdies jede Landsmannschaft einen besondern Kreis für sich bildet, die zahlreichste, die deutsche, aber wieder in zwei Haupt- und mehrere Unterabtheilungen zerfällt, deren jede ein sozusagen eigenes Leben führt, so hat Bukarest, obwohl es eine große Stadt ist, alle Eigenschaften und Unzukömmlichkeiten kleiner Städte an sich. Nur die französische Landsmannschaft ist fest organisiert, und neben dieser allenfalls die preussische oder protestantische, weil der hiesige preussische Generalconsul die Verbindung unter den Landsleuten energisch aufrecht erhält. Der Mangel eines wirklich allgemeinen Mittelpunkts ist die Ursache der ewigen Reibungen unter den Deutschen; keine größere öffentliche Versammlung derselben findet statt, ohne daß Zwistigkeiten und mitunter recht skandalöse Scenen zum Vorschein kommen. Ueberall macht sich gleich der wach gehaltene Parteigeist geltend, jedes Streben nach Gemeinsamkeit wird dadurch zunichte. Als nach dem Eingehen der beiden deutschen Zeitungen, welche die geheimen Umtriebe der katholischen und der protestantischen Partei gegeneinander dem Publikum bloßlegten und damit ihre Lebensaufgabe erfüllt zu haben schienen, sich das Bestreben kundgab, mittels Gründung eines unparteiischen, keiner Färbung angehörenden Blattes die Einigung wenigstens anzubahnen, kamen die Preußen diesem Ansuchen schnell durch die Gründung eines Blattes in ihrem Sinne zuvor, indem sie die jetzige deutsche Zeitung ins Leben riefen. Dieser tiefgewurzelte, geistlich genährte Parteigeist macht sich nicht selten in gegenseitigen Verleumdungen und Anfeindungen der Kirchenorgane Luft, hinter denen übrigens stets der politische Hintergrund unverkennbar hervortritt. Charakteristisch ist der unter den Handwerkern herrschende Brauch, sich untereinander nicht nach dem Familiennamen, den man oft gar nicht kennt, sondern nach dem Orte, von dem man stammt, zu nennen; so sagt man z. B. der Warschauer, Krakauer, Petersburger, Wiener, Linzer, Raaber u. s. w.

Nur einen allgemeinen Einigungspunkt gibt es, und zwar nicht bloß für die Deutschen aller Confessionen, sondern für alle ausländischen Landsmannschaften zusammengenommen, ein Lied, in das alle ohne Ausnahme im Chore einstimmen, ich meine das Urtheil über die Eingeborenen, namentlich über die Bojarenwelt. Da ist auch nicht einer unter den Fremden, der nicht den Stein aufhülfe, um ihn den Inländern nachzuwerfen. Die Freimüthigkeit und Ungenirtheit, womit sie das thun, zeigt, daß sie sich nicht als Gäste, sondern als eine Nothwendigkeit im Lande betrachten, sich des Opfers bewußt sind, das sie mit ihrem Hiersein den Eingeborenen bringen, und sich zur Censur derselben berufen fühlen. Und dieses Bewußtsein der Superiorität ist in der That keine Anmaßung; denn so verdorben auch ihrerseits die fremde Gesellschaft sein mag, sie ist es doch bei weitem nicht in dem Grade wie die rumänische, sie bildet doch immer eine Gesellschaft, wenn auch eine verdorbene, während jene kaum die Caricatur einer Gesellschaft genannt werden kann. Nach der allgemeinen Ansicht aller Fremden wird die rumänische Gesellschaft unersetzbar mit der Zeit von dem Schauplatze verdrängt werden und ganz verschwinden

müssen, es sei denn, daß sich noch lebensfähige reformatorische Elemente in ihr entwickeln, durcharbeiten und ihr ein anderes Ansehen geben. Eine weitere Frage ist freilich, was aus den Fremden selbst in Zukunft werden wird, denn beim Contact zweier heterogener Elemente pflegt daraus ein drittes zu entstehen, das weder dem ersten noch dem zweiten ähnlich sieht.

Jede Landsmannschaft hat die Genugthuung, ihr Nationalfest, nämlich den Geburtstag ihres Souveräns, feierlich begehen zu sehen; freilich sorgen die Consula dafür, aber die Regierung und die Bojaren geben diesen Festen erst den eigentlichen Glanz. Bei solchen Anlässen ist die betreffende Confessionskirche der Schauplatz großer Pompausstellung, an welcher sich die Regierung mit ihren Ministern und fürstlichen Adjutanten und auch die Großen des Landes zahlreich betheiligen. Aus der Kirche zieht die ganze officielle und officiöse Welt glückwünschend zu dem betreffenden Repräsentanten, und abends gibt es meist Beleuchtung und andere öffentliche Demonstrationen. Diese seinem Souverän jährlich dargebrachte Landeshuldigung soll das Nationalgefühl des Fremden erheben und es gegenüber den Eingeborenen wach erhalten; die Anerkennung desselben von seiten der letztern aber hängt zum guten Theile von der Persönlichkeit des betreffenden Consuls ab. So ist z. B. der französische Beamte in stetem freundschaftlichen Verkehr mit der Bojarenwelt, er nimmt sich seiner Schutzbefohlenen bei jeder Gelegenheit mit Eifer und Energie an, und die Franzosen genießen denn hier auch der größten Rücksicht und Bevorzugung unter den Fremden. Es kommt nicht selten vor, daß Geschäftsleute ihre zuständige Schutzbehörde gegen eine andere vertauschen, d. h. sich unter französischen, englischen oder irgendeinen fremden Schutz stellen; und selbst Bojaren thun dies, wenn die Verhältnisse es ihnen rathsam erscheinen lassen. Dieser Mißbrauch war mitunter so groß, oder ist es noch, daß die englische Regierung sich dadurch veranlaßt fand, ihrem hiesigen Amte anzubefehlen, von nun an seinen Schutz auf englische Unterthanen zu beschränken, allen andern aber, denen er ertheilt worden, wieder zu entziehen. Es gibt hier allerdings Consulate, die alle möglichen Interessen vertreten, und von denen jedermann gegen Entrichtung einer gewissen Taxe einen Reisepaß erhalten kann. Für eine gewisse Klasse von Menschen sicher eine große Bequemlichkeit.

Unter den hiesigen Deutschen sind die siebenbürger Sachsen ein sehr zu beachtendes Element. Sie sind die zahlreichsten unter den Deutschen und bilden einerseits als Protestanten und doch Nichtpreußen die vermittelnde Brücke über die Kluft, welche die zwei Hauptparteien der Deutschen voneinander trennt; andererseits ist ihr Vaterland in unmittelbarer Nähe an Rumänien gelegen und der Verkehr zwischen beiden Ländern ein sehr lebhafter und beständiger. Nun sind die siebenbürgischen Sachsen in ihrer Heimat ein zwar kleines, aber vielleicht das glücklichste Völkchen unter den Deutschen. Sie haben keinen Adel, also keinen rechten Begriff von dem trennenden Unterschiede der Stände; fast jeder ist dort Grundbesitzer, und dieser Besitz ist im allgemeinen so ziemlich gleich vertheilt, sie sind arbeitsam, ordnungsliebend, ausdauernd, geduldig, halten auf Rechtschaffenheit, Ehrbarkeit und Familienleben. Durch die unausgesetzte Berührung mit den Ihrigen in der Heimat erhält sich diese Solidität und wird gepflegt mitten unter den hiesigen neuen Verhältnissen in Rumänien. Es ist factisch, daß englische Firmen sich aus Galatz nur deswegen zurückzogen, weil sie gegen die Persidie der dortigen griechischen Kaufmannswelt nicht aufkommen konnten; die deutschen lassen sich aber nicht so leicht abschrecken und vertreiben; ihre Geduld, Ausdauer und Widerstandsfähigkeit sind weltbekannt, und werden hier in der Nähe der Heimat und durch persönlichen steten Verkehr mit derselben noch mehr gestärkt, überhaupt kommt auf diesem Wege ein gewisses gesundes Element in den hiesigen übersprudelnden Gärungsproceß. Daß übrigens das Deuththum in dem Bewußtsein der Rumänen ins Gewicht zu fallen beginnt, dürfte die

neuliche Berufung des deutschen Arztes Steege aus Jassy zum Ministerposten beweisen. Ebenso dürfte hierauf hinweisen, daß es einem hiesigen Finanzbeamten, einem Deutschen, Dr. Winterhalter, gelingen konnte, den vielgepriesenen von der französischen Regierung zur Regulirung des hiesigen Finanzwesens hergesendeten Finanzmann, den Baron Du . . . , von der Mangelhaftigkeit seiner Methode zu überführen, worauf derselbe Stellung und Land zu verlassen sich bewogen fand. Eine unerhörte, noch nicht dagewesene Thatfache!

Bukarest hat gleich andern Städten seine lange Straße. Von dem allgemeinen Marktplatz ausgehend, die Stadt ihrer Länge nach durchschneidend, führt sie an dem Hauptgebäude der Stadt, dem Theater, an dem fürstlichen Palais, dem Regierungsgebäude und vielen Bojarensitzen vorbei und mündet endlich in die bei der Bojarenwelt sehr beliebte Promenade, die Chaussee. Das fürstliche Residenzschloß ist vielleicht zu einfach, und wenn nicht die Militärhauptwache danebenstünde, würde es kaum als solches erkannt werden. Das Regierungsgebäude sieht wie ein Spital aus und ist viel zu klein, alle Ministerien zu fassen, daher die meisten in Privathäusern untergebracht sind. Die Bojarenwohnungen sind, wie in Jassy, meist von Höfen und Nebengebäuden, zum Theil auch von Gärten umgeben und nehmen sehr viel Platz ein; sie sind ebenso abgesondert und abgeschlossen, einstöckig und haben fast alle das Charakteristische, daß ihr Untergeschoß zur Hälfte in die Erde versenkt ist. Nach diesem Modell sind auch in den Provinzstädten die Bojarenhäuser gebaut. Sie sehen übrigens ganz nett aus, sind natürlich nur für eine Familie berechnet, machen aber beinahe jährlich Reparaturen nöthig, und so kommt es, daß ein Haus, welches im vorigen Jahre z. B. gelb angestrichen war, in diesem Jahre ein grünes, rothes, blaues oder irgendein anderes gresles Gewand anhat und in einem Jahre darauf wieder anders aussehen wird. Ueberhaupt ist allen hiesigen Menschenwerken, mögen sie nun groß oder klein und wie immer beschaffen sein, das Merkmal des Provisoriums aufgedrückt, und in einigen Decennien wird von allen diesen Papiermaché-Palästen ebenso wenig wie jetzt von den Bojarenwohnungen alten Datums zu sehen sein. Von den alten hölzernen Bojarenhäusern der Vorzeit gibt es in der That nur äußerst wenige in Bukarest, und nur in den Vorstädten hin und wieder versteckt. Zwei- oder gar dreistöckige Häuser sind erst in der Neuzeit entstanden. Die alten ehemaligen Bojarenhäuser sind nichtsdessenweniger sehr gesucht, weil bei deren Abtragung behufs neuer Bauten sich oft in den Kellern namhafte Schätze finden, die dort in den Zeiten der Noth, der Kriege, Ueberfälle und der Pest vergraben wurden. Sie mögen überdies Schauplätze von Schauer geschichten gewesen sein, denn es werden oft menschliche Schädel und Gerippe in großer Anzahl ans Tageslicht gefördert. Mancher Deutsche, der zu Fuß mit einem Känzel auf dem Rücken ins Land gekommen, jetzt aber zu den wohlhabenden Bewohnern gehört, verdankt solchen glücklichen Funden sein Vermögen, und noch unter meinen Augen wurden beim Baue eines Gasthofs in der Stadt 3000 Doppeldukaten aus dem Keller ausgegraben. Auch anderwärts scheint in den Fürstenthümern viel Geld in der Erde verborgen; es ist noch nicht lange her, daß ein Bauer auf seinem Felde einen unterirdischen Schatz gefunden, sich damit bedeutende Güter und den Bojarenstand gekauft hat, und jetzt unter den Ersten und Reichsten des Landes figurirt. Die orientalische Phantasie hat, wie sich von selbst versteht, diese Sache auf ihre Weise ausgebeutet, aber auch der deutsche Speculationsgeist steht ihr darin nicht nach.

In Bezug auf die Musik ist der deutsche vielverdiente Kapellmeister Wiest in erster Reihe zu nennen. Dieser Violinvirtuos, ein Liebling der ganzen hiesigen Welt, ist auch dem Auslande durch seine Leistungen und Concerte bekannt; aber es ist dort vielleicht weniger bekannt, daß der ausgezeichnete Künstler auch ein ausgezeichnete Mensch ist, wovon seine hiesigen Landsleute so manches Ruhmensewerthe zu erzählen wissen. Daß sie hier eine menschliche Musik zu hören bekommen, ist ihm allein zu danken. Er hat

ein tüchtiges Orchester für die italienische Oper eingeschult, das auch auf öffentlichen Bühnen und in Gartensoirées spielt und für die sehr mittelmäßige Militärmusik entschädigt, die sich in der schönen Jahreszeit alle Sonn- und Donnerstage im Volksgarten producirt. Die Kapellmeister der Militärmusikbanden sind bei allen Regimentern Deutsche oder Böhmen, ebenso die meisten unter den ausübenden Mitgliedern. Außer diesen wandern scharenweise aus Böhmens an Musik geeignetem Lande Jünger und Jüngerinnen dieser Kunst hierher und bürgern letztere hier ein. Wenn man an Sonn- und Festtagen sich in jene Gartenregionen vertieft, die an den Gestaden der schmutzig dahinfließenden Dymbowiza liegen, so tönen einem aus allen Winkeln und Enden lärmende Orchester entgegen. Diese vielen Gärten sind alle von deutschen Wirthen zur Belustigung und Erholung des Publikums eingerichtet oder eigentlich ins Dasein gerufen worden. Auch in den Restaurationen und Cafés der innern Stadt — und auch sie sind, mit wenigen Ausnahmen, deutsch — wird bis spät in der Nacht musicirt. In dieser Hinsicht kann man sich der Illusion, mitten in Deutschland zu sein, hingeben. Die Musik ist gewiß eine große Wohlthat, und das Geschenk, das Rumänien damit erhielt, ein sehr wichtiges, bliebe sie nur von einem Wiest und dessen Schülern und Jüngern und von Italiens Gesangskünstlern vertreten. Doch begegnen wir überall jenen wandernden böhmischen Pseudonachtigallen, die in sehr großer Anzahl als weibliche Harfenistengesellschaften das Land durchziehen, in den Provinzial-, meist in den Hafenstädten nisten und die Musik in ihrer Weise popularisiren. Neben dieser europäischen Musik geht nun die nationale einher. Wer die hiesigen Nationalmelodien und deren Ausführungen durch musikalische Zigeunertruppen — die eigentlichen einheimischen Landesmusiker — gehört hat, der dankt Gott von Herzen, wenn er einmal wieder mit einem Stück europäischer Musik aufgerichtet wird. Diese kreischenden, wimmernden, endlos gedehnten, immer wiederkehrenden Monotonien, die man hier Musik nennt, sind, wenn man das Märtyrertum, sie anzuhören, eine längere Zeit bestehen muß, im Stande, den gelassensten Menschen außer sich zu bringen. Woher sie diese Musik haben, kann Gott allein wissen. Sollte sie vielleicht als ein erhaltenes Cabinetsstück des Alterthums von den Hellenen stammen? Die jetzigen Griechen haben in der That eine ähnliche Musik. Doch wir wissen aus den vor ungefähr 20 Jahren in Wien von dem griechischen Gelehrten Caviaras entzifferten altionischen und altdorischen Musiknoten, daß die Musik bei den alten Hellenen von ganz anderer Natur, eine wahre, echte Musik gewesen. Es scheint, daß in den Wirren der barbarischen Zeiten diese jetzige Nationalmusik mit den Schmerzens- und Verzweiflungslauten der gequälten Menschheit entstanden und sich herausgebildet hat, denn sie ist und bleibt eine Marter für alle wohlorganisirten Ohren und Nerven. Die Cultivirung der europäischen Musik gegenüber dieser nationalen ist als ein großer Fortschritt anzusehen; gute Musik läutert das Gefühl des Hörers und macht es für das Schöne, Schickliche, Wohlstandige empfänglich.

Im Volksgarten spielen an gewissen Tagen abwechselnd zwei Musikbanden; die eine, Wiest's Orchester oder das militärische Musiccorps, europäische Weisen, die andere, aus den eingeborenen Zigeunern bestehend, die Nationalweisen. Die hiesigen Zigeuner sind sehr musikalisch, man könnte sie die Böhmen des Orients nennen, und vielleicht nennen sie die Franzosen auch deshalb les bohémiens. Sie spielen nicht nach Noten, nur nach dem Gehör, und können selbst schwierige Stücke, die sie nur einmal gehört haben, wiedergeben, natürlich muß man es nicht so genau nehmen; aber die Nationalweisen, die Nationalmusik, die sie zum besten geben, sind für kein europäisches Ohr geschaffen. Als nach dem letzten Krimtriede die Commissarien der Westmächte in Bukarest tagten, war ich eines Tages in der Gesellschaft des türkischen Commissars im Volksgarten; beide Banden spielten. Ich frug ihn, wie ihm die europäische Musik gefalle. Wiest's Musiccorps

hatte eben ein melodiöses Stück aus der „Norma“ meisterhaft ausgeführt. „Sie ist schön“, antwortete er, „sehr schön, aber sehen Sie, das, was die Zigeuner dort spielen, ist bei weitem ergreifender, ist rührender; das sind wahre Seelentöne, denen man nicht widerstehen kann, das ist die eigentliche Sprache des Herzens, der Ausdruck für die Gefühle, o darüber geht doch nichts.“ Das sagte ein hochgebildeter europäischer Türke, und wer will mit ihm darüber rechten?

Unter den Deutschen gibt es zwei Gesangsvereine; sie bildeten ursprünglich nur einen, der aber bald in den aristokratischen und den plebejischen zerfiel. Dieser Verein hat sich mit den siebenbürger deutschen Gesangsvereinen verbrüderet, und es haben gegenseitige zahlreiche Besuche zwischen beiden Ländern stattgefunden. Außer ihm und dem Schützenverein hat das deutsche Wesen hier kein eigentliches Centrum, die Consulate natürlich abgerechnet.

In Betreff der kirchlichen Confessionen herrscht völlige Freiheit, neben den orientalischen stehen römische, lutherische, calvinische, armenische und lipovaner Kirchen, auch gibt es eine Anzahl Wiedertäufer. Bukarest ist der Sitz einer französischen Freimaurerloge, die im Lande ihre Verzweigungen hat; und die englische Bibelgesellschaft unterhält hier eine Mission zur Bekehrung der Juden, die mit allen ihren im Orient zerstreuten Schwestermissionen durch regelmäßige Correspondenz in Verbindung steht. Von den Juden haben die reformirten und die sogenannten spanischen Juden, dann die altgläubigen oder polnischen Juden ihre besondern Tempel.

Die rumänisch-orientalischen Kirchen sind kleine, unansehnliche, im Innern kellerartig düstere Gebäude mit sehr schmalen winzigen Fensterchen, vermuthlich zur Erinnerung an die ersten Zeiten des Christenthums, als die Andacht verborgen und heimlich in Kellern und Höhlen gehalten werden mußte. Die in der Neuzeit gebauten sehen schon besser aus. Pänke gibt es darin nicht, nur an den Hauptwänden zu beiden Seiten läuft eine einzige Reihe abgesonderter höchst unbequemer Sitze, für jede einzelne Person abgetheilt. In jeder Kirche steht ein Thron für den regierenden Fürsten und ein anderer für das Kirchenoberhaupt. Es sind dies hölzerne, vergoldete und bemalte, aber sehr enge und plump gearbeitete erhöhte Sitze. Wenn Bojaren und Bojarinnen in der Kirche erwartet werden, z. B. bei großen Feierlichkeiten, werden für sie neben den fürstlichen Thron gewöhnliche Stühle hingestellt. Musik findet in den Kirchen nicht statt, selbst bei den größten Feierlichkeiten nicht, auch nie eine Predigt. Zu beiden Seiten des einzigen Altars stellen sich Sängerschöre auf; die Liturgie besteht in einem Wechselgesange zwischen diesen und den fungirenden Priestern. Die Bojaren und deren Frauen benehmen sich in den Kirchen, wenn sie einmal dahin gerathen, als ob sie zu Hause wären, ganz ungenirt, sie conversiren ziemlich laut, lachen mitunter, kehren dem Altar den Rücken zu, und alte Herren setzen, sowie die Ceremonie vorüber ist, ihre Kappen in der Kirche auf und bleiben bedeckten Kopfes darin. Es macht einen sonderbaren Eindruck, zu sehen, wie die Herren, die sich soeben vor den Bildern vielmals bis zur Erde verbeugt und sie geküßt haben, gleich nachdem die Lichter davor verlöscht sind, sich wie in einem Wirthshause benehmen. Ueberhaupt entbehren diese Ceremonien, außer bei besonders feierlichen Veranlassungen, aller Weihe. Am Nachmittage werden die Vesperandachten, da selten jemand dabei erscheint, sozusagen en famille abgehalten, und es kommt wol vor, daß von den Sängern einer in Hemdärmeln und Pantoffeln sich an den Altar stellt. Die beispieldlose Zungengeläufigkeit, womit man die Gebete her sagt oder singt, hat etwas sehr Unerquickliches. Getauft wird allemal in der Kirche. Der Geistliche taucht das nackte Kind dreimal im Wasser unter und hält es ziemlich lange darin; im Winter aber werden die Kirchen geheizt, auch sind zu größerer Bequemlichkeit Uhren in denselben angebracht. Es ist Sitte, viele Lichter zu brennen, weshalb Kerzen in der Kirche zum Verkaufe aus-

liegen, wo sie die Andächtigen je nach Bedürfniß kaufen und vor den erwählten Bildern anzünden. Während der Trauung wird kleines Zuckerwerk in Menge unter die Versammlung geworfen.

Bei Begräbnissen werden große verzuckerte Mehl- und Maisgerichte vorgetragen, dann kommt der Sargdeckel von vier Trägern gehalten, dann reihenweise die Geistlichkeit mit Wachslöchtern, an deren jedes ein farbiges Tuch, als Geschenk für den Träger, gebunden ist, dann der offene Sarg, entweder von vier Trägern, aber nicht auf den Achseln, sondern niedrig mit niedergestreckten Händen gehalten, oder auf einem Paradewagen, auf dem neben dem Sarge vier Personen stehen, dann folgen die Leidtragenden, die Musik, und endlich die Wagen und die sonstige Begleitung. Vor dem Grabe wird die Leiche von den Verwandten und Freunden geküßt. Mönche und Nonnen werden ohne Sarg mit zwei Ziegeln unterm Kopfe begraben; die letztern werden in Finnen eingenäht, sodasß von Gesicht und Füßen nichts zu sehen ist. Von dieser Einfachheit scheidet die Abgötterei sehr ab, die mit der Leiche des Metropolitens, der doch auch ein Mönch ist, getrieben wird. Wenn der Metropolit stirbt, wird dessen Leiche aufgepußt in Ornat und Mitra, den silbernen Hirtenstab in der Hand und auf einem Throne sitzend, mitten in die Kirche gestellt, die Geistlichkeit bildet einen weiten Kreis darum, und das Volk drängt sich herbei, um des Todten Füße, Hände und Gewänder zu küssen. Nach dreitägiger Verehrung wird die aufgepußte Leiche, ohne vorher der Einbalsamirung unterzogen zu werden, immer auf dem Thronessell sitzend, sammt diesem in das Grabgewölbe getragen und dort vermauert. Dem hiesigen Brauche gemäß gräbt man die Todten nach sieben Jahren wieder aus; beim Metropolitens aber wird eine Ausnahme gemacht, man fragt ihn vor seinem Hinscheiden, ob er ausgegraben zu werden wünscht oder nicht. Die Gebeine der ausgegrabenen Todten werden gesammelt, in Säcke gethan, und entweder wieder feierlich in ein Grab gelegt, oder in hierzu bestimmten Räume, in Klöstern oder Kirchen, derart ausgestellt, daß die Schädel auf eine Estrade nebeneinander zu stehen kommen, während darunter oder dahinter die in einem Säckchen eingebundenen Knochen liegen. Wehe aber, wenn die Leiche nach den sieben Jahren noch nicht vollkommen verwest ist! Sie wird dann an der Friedhofswand aufgestellt, und von der Geistlichkeit der Exorcismus an ihr vorgenommen, denn ihr Zustand wird als ein Werk des bösen Geistes angesehen; erst nach diesen Ceremonien und vielen Opfern von seiten der Angehörigen des Todten wird sie wieder feierlich begraben. Während der sieben Jahre widmen die Lebenden den Todten fortwährend Aufmerksamkeiten, bestehend in periodischen nach dem Ab Laufe von je so und so viel Tagen, dann Wochen und Monaten abzuhaltenden Kirchenfeierlichkeiten nebst obligaten Opfern sowie Gaben- und Speisevertheilungen an alle, die sich bei den Gräbern einfinden. Nach der zweiten Beerbigung aber kümmert man sich um die Todten nicht mehr. Seit kurzem sind die französischen *Pompes funèbres* hier eingeführt worden, und alle Confessionen, auch die Juden, wetteifern miteinander in luxuriösen Schaustellungen. In den altbigoten Häusern werden bei schweren Erkrankungsfällen gewisse wunderthätige Bilder aus der Kirche begehrt, die dann von der Geistlichkeit pomphaft ins Haus gebracht werden und von denen der Kranke seine Genesung gegen Angelobung verschiedener Opfern erbittet. Auch ist es gebräuchlich, daß mit dem ersten jeden Monats der Geistliche des Sprengels und sein Sakristan sich mit Weihessel und Messbuch in die Häuser begeben und bei jeder Partei die Wohnräume unter Gebeten und Besprengung mit geweihtem Wasser heiligen. Daß sie dabei die modernen Haushaltungen übergehen, versteht sich von selbst; indessen kommt es mitunter vor, daß sie sich in eine solche verirren und, von den Dienstknechten eingelassen, durch die Herrschaft selbst mitten in der heiligen Handlung auf barsche Weise hinausgewiesen werden. Die

Begräbnisse finden meist vormittags binnen 24 Stunden nach dem Verschneiden, die Trauungen meist abends bei Licht in der Kirche statt.

Jede Kirche muß wenigstens zwei Geistliche haben, weil so viele zur Verrichtung der Ceremonien erforderlich sind; aber es gibt Dörfer, wo zwanzig und mehr geistliche Familien leben — bekanntlich ist die orientalische Geistlichkeit verheirathet — dort beschäftigen sie sich wie andere Bauern mit dem Ackerbau. Die Pflanzschulen für die Geistlichkeit stehen noch auf einer außerordentlich niedern Stufe. Wohl gibt es an den Bischofs-sitzen Seminarien, aber sie verdienen diesen Namen nicht; für gewöhnlich genügt es, die altslowenischen Kirchenbücher lesen zu lernen, gleichviel ob man weiß, was man liest, und sich die Gesänge und die Liturgie anzueignen, um aus dem Diener eines Geistlichen selbst ein Geistlicher zu werden. In der hiesigen Geistlichkeit herrscht denn auch der Obscurantismus und der Aberglaube in erstaunlicher Weise, und sie steht selbst bei dem Volke in so übelm Rufe, daß der Glauben verbreitet ist, es müsse einem irgendetwas Unglück widerfahren, wenn man einem Geistlichen auf seinem Wege begegnet. Zum Glück sind sie durch ihre exclusive altwalachische Tracht so kenntlich, daß man ihnen schon von weitem ausweichen kann. Man gibt der Geistlichkeit auch die Judenverfolgungen schuld, welche beinahe jährlich irgendwo im Lande ausbrechen, und in der That waren nach dem letzten Krimkriege aufreizende Schriften gegen die Juden im Umlaufe, die von der Druckerei der Metropole ausgingen. Die alte Geschichte vom Gebrauch des Christenbluts bei dem jüdischen Passahfeste spukt hier trotz des 19. Jahrhunderts noch immer fort und fordert thatsächlich Menschenblut und Menschenleben, denn bei keiner dergleichen Inszenesetzung geht es ohne Verstümmelung oder Todtschlag ab. So sind vor einigen Jahren in Ismail und vorher in Galatz, in jeder Stadt über 50 Judenleben dabei draufgegangen, und in Fokschani und den angrenzenden Städten, wo die Verfolgung wochenlang gedauert, hat sie noch größere Dimensionen erreicht.

Die hiesige katholische Kirche steht unter österreichischem Protectorat und hat den Bischof von Nitopolis, der deshalb nicht in seiner bulgarischen Diocese, sondern hier seinen Sitz hat, an ihrer Spitze. Die protestantische Kirche, die ursprünglich unter schwedischem Protectorat stand, steht jetzt unter preussischem Schutze. Die englische Mission zur Bekehrung der Juden hat hier zwar eine kleine Gemeinde von Bekehrtsollenen zu Stande gebracht, aber dieselbe befindet sich in einem sehr kläglichen Zustande, der weder den Christen noch den Juden Ehre macht. Das Beste an dieser Mission sind die Schulen, in denen Kinder beiderlei Geschlechts den Elementarunterricht erhalten; dann die Verbreitung sehr wohlfeiler Bibeln und Andachtsbücher in verschiedenen Sprachen. Was sonst hinter dieser Mission stecken mag, das wird sie am besten selbst wissen, jedenfalls rechtfertigen die genannten äußern Zwecke nicht den großartigen Kostenaufwand. Die Wiedertäufer bilden ebenfalls eine sehr kleine Gemeinde, sie besteht aus lauter deutschen eingewanderten Handwerkern. Die Mitglieder versammeln sich alle Sonntage in der Wohnung irgendeines ihrer Confessionsgenossen, da werden geistliche Lieder gesungen, Evangelien und Gebete vorgelesen, und einer aus ihrer Mitte, der im Rufe der Frömmigkeit und Begabung steht, denn Priester haben sie nicht, hält über den Text des Evangeliums eine Predigt. Ich habe einer solchen Andacht beigewohnt und muß gestehen, daß mir noch nichts Aehnliches im Leben vorgekommen ist. Die Predigt war ein Gallimathias, ein so widersprechendes Zusammenstellen von Bibeltexten, daß man aus dem Ganzen schlechterdings keinen Sinn herausfinden konnte. Die Gebete werden knieend verrichtet, wobei der Betende sich nach seinem Sitze umbrehen und die Hände darauf setzen muß: eine höchst unbequeme Stellung. Die Wiedertäufer bedienen sich zu ihren Andachtsübungen Bücher der englischen Mission, die hier ein Magazin religiöser Bücher aus ihrer Druckerei in England hält und dieselben sehr wohlfeil verkauft.

Die Lipobaner, ein slawischer Stamm aus Rußland, zählen nach vielen Tausenden. Sie haben ihre Kirchen, in die sie keinen Andersgläubigen zulassen, ihre Geistlichkeit und in Ismail einen Erzbischof. Obwol sie Handel und Gewerbe treiben, halten sie sich in Bukarest von allen abgefordert in einem nur von ihnen bewohnten Stadttheile. Die meisten wohnen in Dörfern. Man erkennt sie auf den ersten Blick; denn sie haben den sonderbaren Brauch, sich in einem gewissen Alter zu entmannen, dann fällt ihnen das Barthaar aus und ihr Gesicht bekommt einen eigenthümlich widrigen Ausdruck. Die Sekte stammt aus Rußland; von dort vertrieben, fand sie in den Fürstenthümern ein Asyl. Es sind arbeitsame, solide und wohlhabende und sehr patriotisch gesinnte Leute.

Zum Schluß bleiben noch die russische und die griechische Kirche zu nennen. Wiewol beide sammt der rumänischen Einer Mutterkirche angehören, besteht doch jetzt jede selbständig für sich. Die sogenannte orthodoxe Kirche hat kein gemeinschaftliches Oberhaupt mehr. Früher war der griechische Patriarch von Konstantinopel gleichsam der Papst der orientalischen Kirche, aber nacheinander machten sich Rußland, das Königreich Griechenland und Rumänien von ihm los, ohne indeß in Glaubenssätzen oder in äußern Gebräuchen von seiner Kirche abzuweichen. Nur die orthodoxe Bevölkerung in der Türkei huldigt noch seiner kirchlichen Obergewalt und läßt sich mehr oder weniger geduldig die schweren Bedrückungen seiner Geistlichkeit gefallen.

Kirchen, Klöster und Hospitäler, welche letztern hier bezüglich der innern Einrichtung den besten in Europa nicht nachstehen und Kranke ohne Unterschied der Nationalität unentgeltlich aufnehmen, sind in Bukarest sämmtlich Familienstiftungen der Bojaren, tragen auch meist den Namen ihrer Erbauer und besitzen ansehnliche Fonds zu ihrer Erhaltung. Kein Land in Europa, vielleicht Spanien ausgenommen, hat so viele und so reiche Klöster aufzuweisen wie Rumänien. Zieht man die damit verbundene obligatorische Gastfreundschaft, die Krankenpflege, den Volksunterricht und andere wohlthätige Obliegenheiten, wie gegen verunglückte Reisende und verwaisete Kinder, gebührend in Betracht, so ist nicht zu leugnen, daß sie dem Lande von großem Nutzen waren und wol zum Theil noch sind. In den Klöstern verbüßte früher der straffällig gewordene Adel seine Strafzeit. Bukarest zählt in seiner Mitte eine Anzahl sehr reicher Klöster; sie sind aber, ursprünglich von unsolidem Material aufgeführt, jetzt schadhast und baufällig geworden, und man hat beschlossen, sie nicht mehr zu renoviren, sondern die großen Räume, die sie einnehmen, zu anderweitigen Zwecken der Bequemlichkeit und Nützlichkeit zu verwenden.

In einem Lande, wo es immer nur Herren und Knechte gab, würde der durch eingewanderte Fremde repräsentirte Mittelstand einen sehr schweren Stand haben, auch die allmähliche Europäisirung des Landes wäre unmöglich, wenn nicht das Streben dahin ginge, die Willkürherrschaft der Bojaren zu brechen und ihnen gleichsam in einer continuirlichen praktischen Discussion das Einlenken und Beharren auf der betretenen Bahn zu einer Nothwendigkeit zu machen. Dies kann aber nur das Werk einer von ihnen unabhängigen, nach allen Seiten freien und doch mit ihnen zusammenhängenden Bevölkerung sein, die ungeachtet der entschiedenen Gegenfälligkeit und der durch tägliche Verithrung sich ergebenden Gereiztheit und Erbitterung ihnen gegenüber sich zu behaupten vermag. Darum könnte in der That dem hiesigen Entwicklungsgange kein größerer Nachtheil erwachsen, als wenn, wie verlautet, die fremden Consulatsämter aufgehoben werden sollten. Bei den Freiheitstendenzen unserer Zeit gilt jede Bevormundung als eine Art unberechtigten Zwanges. Man darf aber nicht übersehen, daß Bevormundung nur da ohne Gefahr beseitigt werden kann, wo gesunde Lebenselemente vorhanden sind und eine normale Entwicklung derselben angebahnt ist, daß hingegen, wo dieser Fall nicht statthat, vorzeitige Beseitigung der Bevormundung von entschiedenem Nachtheile sein muß. Kann nun hier bereits von einer normalen Entwicklung die Rede sein, wo noch das Lebens-

princip, der Grundpfeiler der Gesellschaft, die Sittlichkeit fehlt, wo das Familienleben, die Ehe ihre Heiligkeit verloren, wo alle die Gesellschaft zusammenhaltenden Grundbegriffe sich in ihr gerades Gegentheil umwandeln, wo zwar zeitgemäße Verordnungen erlassen werden, aber nirgends Organe zu deren Verwirklichung vorhanden sind, wo es mit Einem Worte an dem Lebenskerne selbst fehlt? Diese Theorie bezüglich der Consulate findet im allgemeinen ihre volle Bestätigung in dem wirklichen unleugbaren Thatbestande; und wenn auch hier und da Klagen vernommen werden, daß dieses oder jenes Consulat in Bezug auf seine Schutzbefohlenen sich über vieles zu leicht hinwegsetze, so mag dies wieder zur Ursache haben, daß hier auch der fremden Gesellschaft eine gewisse Freiheit der Action zugestanden werden muß, wenn die begonnene Amalgamirung fortschreiten soll. Wer sich auf dieses Abenteuer einläßt, thut es aus eigenem freien Entschlusse und auf eigenes Risiko, weshalb ihm auch unbenommen bleiben muß, sich mit den Eventualitäten auf seine eigene Art und Weise abzufinden. Und so hat sich denn in der hiesigen Colonie ein Geist entwickelt, der, da das Anlehnen ans Allgemeine unthunlich ist, jeden einzelnen auf sich selbst zurückführt und ihn zwingt, alle seine Kräfte zu entwickeln und beständig in Uebung zu halten, um auf diese Weise für das Ferment in dem Gärungsproceß Sorge zu tragen. Das Abendland hat in diesem Lande einen Abfluß und kann sich mit einer gewissen Befriedigung sagen, daß selbst jene Kräfte, die es gleichsam aus seiner Mitte hinausgewiesen, hier zu einer Verwerthung gelangen. Stände die Colonie rein und makellos da, was nur hätte geschehen können, wenn sie auf einmal und schon als ein Ganzes organisirt hier eingezogen wäre, dann freilich stände es in vieler Hinsicht anders. Da sie aber vereinzelt und nacheinander aus den heterogensten Elementen sich hier zusammenfand und somit gezwungen war, in das hier Vorgefundene sich mehr oder weniger erst hineinzuleben, so ist es kein Wunder, daß sich das hiesige Leben in dem ihrigen reflectirt, daß auch in ihr die sittlichen Begriffe zu verblassen begannen und Entartung sich einstellte. Außerdem darf nicht übersehen werden, wie schon im Gefolge der Einwanderer selbst eine ganze Schar unsauberer Geister ins Land gekommen ist. Daß hier mit dem andern Geschlechte ein förmlicher Handel und zwar von Abendländern betrieben wird, ist allgemein bekannt; weniger bekannt aber dürfte es sein, daß hier selbst die Ehe keinen Schutz dagegen bietet, daß es Gatten gibt, die ihr zweites Ich der Verbesserung ihrer materiellen Lage opfern, die förmlich damit markten, ja die das Weib mit brutaler Gewalt sich preiszugeben zwingen, und daß selbst Aeltern mit ihren eigenen Kindern ähnlich verfahren. Solche Zustände sind hier leider allgemein und öffentlich, niemand stößt sich sehr daran; französische Hetären und fahrende abenteuernde Frauen aller Nationen spielen hier eine Rolle, die den tolerantesten Europäer, gelinde gesagt, in Erstaunen setzt. In dieser orientalischen Atmosphäre erleidet unser abendländisches Culturleben eine beinahe abenteuerliche Umwandlung, sodaß wir uns hier in eine Märchenwelt versetzt glauben; und in der That, das hiesige Leben mit seinen ganz sonderbaren Zuständen scheint nur eine Illustration derselben zu sein. Um diese recht zu verstehen, muß man in Tausendundeiner Nacht das Märchen von dem verzauberten See und seinen farbigen Fischen lesen. Wer dieses nicht gelesen hat, kann sich keine rechte Vorstellung von den rumänischen Zuständen machen, und wer letztere nicht mit eigenen Augen gesehen hat, wird auch das genannte Märchen nicht verstehen. Die Märchenwelt ist in Europa eine stumme Sphinx, hier im Orient erst erschließt sie ihr ganzes inneres Wesen, denn der Orient ist ja ihre Heimat. Man muß das hiesige Leben, und nicht an Menschen allein studiren, man muß aber auch einen eigenen Sinn dafür haben, um es richtig aufzufassen; denn es ist nicht ganz das, wofür es sich gibt, es ist gar vieles Ungeahnte dahinter verborgen. Alle die hiesigen Völkerschaften, die wir vom Standpunkte unserer Cultur mit Geringschätzung ansehen, sie sind alle noch unentzifferte Hieroglyphen,

die der Welt noch etwas zu sagen haben und auch einst sagen werden, wenn die Zeit hierzu gekommen sein wird, wenn das Abendland die Art und Weise begreifen wird, wie sie darum gefragt werden müssen. Und das, was sie uns zu sagen haben, wird wahrlich nicht ohne Bedeutung sein.

Die hiesige Gesellschaft hat sich zwar den ganzen äußern civilisatorischen Apparat angeeignet: sämtliche Bojarenhäuser sind luxuriös eingerichtet; überall herrschen pariser Moden; in den höhern Circeln sind auch der Ton und die Themata der Conversation jener Weltstadt entlehnt. Aber unter der glänzenden Oberfläche liegt kein Gehalt, kein Ernst des Lebens. Außeres und Inneres stehen sich noch als unermittelte Gegensätze schroff gegenüber.

Die Munificenz der Bojaren ist sprichwörtlich, sie bethätigt sich namentlich gegen Fremde, die an des Landes gastlichem Herde ein Asyl suchen, und ist um so lobenswerther, als sie, obwol durch Abenteuerer vielfach mißbraucht, dennoch an dem Grundsatz festhält: besser, zehn Unwürdigen helfen, als einen Bedürftigen hilflos lassen. Bei der Erbauung der calvinischen Kirche, wozu die Fürstin Cuza eigenhändig den Grundstein legte, an der Begründung des katholischen Nonnenconvents zur Erziehung der Kinder, sowie an der Stiftung der protestantischen Diakonissinnen-Anstalt zum gleichen Zweck hat sich die Bojarenwelt mit namhaften Summen betheilig; das deutsche Theater verdankt nur ihrer Freigebigkeit, daß es in Bukarest aufs neue festen Fuß fassen konnte; und auch, wie schon früher erwähnt, die deutsche „Bukarester Zeitung“ erfreute sich einer jährlichen Subvention. Mit der Freigebigkeit geht die Gassfreundschaft Hand in Hand. Der empfohlene Fremde wird mit Zuborkommenheit und freundschaftlichen Anerbietungen überhäuft, zumal wenn er zu imponiren und sich stets in einer gewissen Reserve zu halten versteht. Sinnlich, wie alle Orientalen, schätzt der Bojar nur die äußere Erscheinung, die Form. Er will von dem Fremden unterhalten, nicht zur ernstern Arbeit des Denkens genöthigt sein. Deshalb gilt ihm der Charlatan mehr als der gebiegene, bescheidene Mann. Einem französischen Handwerker mit gutem Mundwerk und der gehörigen Portion Frechheit wird die Kundschaft nicht entzogen, mag er noch so schlechte und verpfuschte Arbeit geliefert haben.

Daß Launen, Eingebungen und Eindrücke des Moments hier noch eine große Rolle spielen, darf nach alledem nicht befremden. Auch das Worthalten gehört nicht zu den starken Seiten der Bojaren; wenn etwas auf morgen versprochen wird, so kann man darauf rechnen, daß eine Unzahl „Morgen“ darüber vergehen werden, es ist nur eine andere Formel für die Verneinung. Wie der Bojar das Bezahlen seiner Schulden, und deren hat jeder genug, hinauschiebt, solange es irgend angeht, so schiebt er auch jede Entscheidung gern in die Länge und liebt es in allen Dingen sich eine Hintertür offen zu halten. Nur in zwei Dingen ist er gleich bei der Hand, denn diesen gegenüber ist ihm alles andere Nebensache. Diese zwei Dinge, welche sein ganzes Leben, seinen Sinn, sein Denken, seine Thätigkeit ausfüllen, sind: — die Weiber und das Spiel. Sie bilden den Inhalt eines Cultus, der an die Stelle des kirchlichen getreten ist, denn diesem letztern haben die Bojaren förmlich abgesagt, und wenn sie bei besondern Veranlassungen noch in den Kirchen erscheinen, so geschieht dies nur der Etikette und des Volks wegen. Wenn aber ein fremdes Frauengesicht von halbwegs jugendlicher Schöne sich in Bukarest blicken läßt, dann geräth alles in unruhige Bewegung, als wäre eine europäische Celebrität oder ein Prinz aus einem regierenden Hause angelangt. Da hier der Handel mit dem schönen Geschlechte seinen Mann in der Regel reich macht, so ist keine Frau vor geheimen Anträgen sicher; mag sie sich noch so sehr davor hüten, sie kommen ihr in solchen Gestalten und auf solchen Wegen, die unabweichbar sind. Die Frechheit, die Ränke, die List und Beharrlichkeit, womit dies betrieben wird, sind ohnegleichen, und treffen sie auf

festen Widerstand, dann werden Motive untergeschoben, die in der öffentlichen Meinung Schaden und Verderben bringen. Man hält eine derartige Erscheinung für etwas Unnatürliches, für etwas den hier gangbaren Begriffen Widersprechendes, und deshalb irgend-einen geheimen Naturfehler, ein körperliches Gebrechen für die Ursache derselben. Eine Frau darf nicht wagen, allein über die Straße zu gehen, ohne in Verruf zu kommen und sich Beleidigungen auszusetzen. Im Theater geht keine Frau, selbst nicht mit ihrem Gatten, auf die Sperrsitze des Parterre. Ebenso gilt das Wohnen im Hotel für eine Frau für sehr unanständig, wenn sie auch in männlicher Begleitung ist, denn die Hotels haben hier eine sehr ausgedehnte Bedeutung. Besonders in den Hafenstädten sind die Hotels Nester, wo allerhand Gevögel nistet, und dort in unglaublicher Menge vorhanden. Andererseits trifft man bei den Bewohnern der Hafenstädte noch die meiste Sittlichkeit an; denn die dortigen Kaufleute sind zum größten Theile Griechen und Bulgaren, welche Völker streng auf die Heiligkeit der Ehe und des Familienlebens halten.

In den bukarester Vorstädten pflegt die weibliche Bevölkerung der untern Volksschichten bei schöner Jahreszeit abends mit der Arbeit vor den Häusern oder an offenen Fenstern zu sitzen, um sich bemerkbar zu machen, während die Herren reitend oder fahrend sich hinbegeben und Revue über sie halten. Selbst Damen höherer Klassen in den Vorstädten lieben es den Abend vor dem Hause oder in dem an der Straße gelegenen Hofe zuzubringen, und zwar oft in einem so lustigen Nègligé, wie es nach unsern Begriffen nur in die Schlafkammer paßt. Wie bei uns ausgeputzte Kleiderstöcke in den Schaufenstern der Magazine, so kann man hier lebende weibliche Figuren im vollen Staate am Fenster sitzen sehen und die ganze Person von Kopf bis Fuß betrachten. Sie alle träumen von Palästen, Equipagen, Diamanten u. s. w.; denn die ärmste Tochter des Volks kann hier so gut wie die reiche Bojarentochter in die vornehmsten Familien heirathen, oder doch auf gleichem Fuße mit denselben leben. Die Männer fragen wenig nach Stand und Herkunft, wenn es sich um Befriedigung ihrer Launen handelt. Die ihnen gefällt, die erheben sie an ihre Seite, unbekümmert um die Verhältnisse. Auf wie lange? das ist eine andere Frage. Ich hatte eine niedere Dienstmagd, eine Zigeunerin, die früher ihr elegantes Hauswesen, Equipagen und Dienerschaft besaß. Der angesehenste deutsche Bankier in Bukarest hat ein Dienstmädchen des englischen Generalconsuls geheirathet, ein walachischer Fürst eine Schusterstochter. Und ähnliche Fälle gehören keineswegs zu den Seltenheiten.

Die rumänischen Frauen gleichen den in arabischen Märchen geschilderten Weibertypen; der Zauber holder Weiblichkeit und Anmuth, der das abendländische Weib umgibt, geht ihnen ab. Sie haben etwas Entschiedenes, man könnte sagen Männliches an sich, das unangenehm berührt. Ihr Gang, ihr Blick, ihr ganzes Benehmen sprechen nicht an. Die fürchterliche weiße Schminke läßt das Gesicht wie todt erscheinen, es ist ohne Beweglichkeit, ohne Leben, von gespenstiger Blässe; auch der Geruch der weißen Schminke hat etwas Leichenhaftes. Alles dieses erscheint nicht bloß dem abendländischen Auge so, die Eingeborenen selbst geben dem abendländischen Weibe den Vorzug. Die zarte Scham, die Sanftmuth, die Bescheidenheit, kurz alles, was von dem Wahren, Guten und Schönen im Menschen zum Ausdruck gelangt und seine Züge verklärt, fehlt den rumänischen Frauen. Die schönsten unter ihnen vermögen nicht für die Dauer zu fesseln. Sie gleichen einer sonnenverbrannten Landschaft ohne Blüten und Frische. Sie sind nicht die sich Opfernden, Entfagenden, sondern die Fordernden, die Ungezügten, ja nicht einmal die Verführenden, sondern die Gebietenden, und wenn das Auge länger auf ihrem wenn auch noch so schönen Antlitz weilt, so entdeckt es immer etwas Herbes, Befremdendes, ich will nicht sagen Zurückstoßendes, Selbstsüchtiges darin. Man kann sich einem rumänischen Weibe nicht mit vollem unbegrenzten Vertrauen zuneigen; man fühlt, daß ihre

Singebung keine wahre ist, daß im Hinterhalte ein Feind lauert, bereit, bei jeder Gelegenheit hervorzubrechen.

Es ist hier Brauch, der Tochter selbst mit Beeinträchtigung der Söhne ein möglichst bedeutendes Heirathsgut mitzugeben. Aber weder der Gatte noch dessen Gläubiger dürfen dasselbe antasten, es muß bei vorkommender Scheidung der Frau ungeschmälert ausgefolgt werden. Indem das Gesetz dies ausdrücklich verfügt und streng darauf hält, gewährt es dem Weibe größere Selbstständigkeit und, bei der Leichtigkeit der Ehescheidung, auch größere Freiheit wie bei uns. Die orientalische Kirche läßt dreimalige Ehescheidung zu, nur nach der vierten Verheirathung dürfen sich die Gatten gesetzlich nicht mehr trennen. Bei der Scheidung theilen sich die Aeltern in die Kinder derart, daß die weiblichen dem Vater, die männlichen der Mutter folgen. Oft aber behält die Mutter, wenn der Vater nicht auf dem Gegentheil besteht, alle Kinder bei sich und bringt sie ihrem künftigen Gatten zur Morgengabe. Beispiele, daß in einer Familie Kinder aus zwei, auch drei verschiedenen Ehen nebeneinander aufwachsen, deren Väter wieder in neuen Verbindungen für andern Nachwuchs sorgen, kommen nicht selten vor.

Die Bildung der Frauen ist im allgemeinen eine sehr oberflächliche; besonders traurig aber steht es um die Bildung des Gemüths, welche nicht angelernt, nicht eingeslößt werden kann, sondern die Frucht des häuslichen Lebens, der mütterlichen Sorgfalt und des mütterlichen Beispiels sein muß. Die Mütter beschäftigen sich nicht mit der Erziehung ihrer Töchter. Wenn sie ihnen eine Gouvernante halten oder sie in ein Pensionat schicken, glauben sie ihre Pflicht erfüllt zu haben. Die von ihren Gatten getäuschten und juridisgesetzten Frauen rächen und entschädigen sich ihrerseits, indem sie die Besorgung des Familienherdes Dienstleuten überlassen, nichtigen Eitelkeiten Thor und Thür öffnen, den Gefallsucht und Puffsucht fröhnen. Während der Mann je nach seinem Vermögen neben seinem gesetzlichen noch andere ungesetzliche Hauswesen unterhält, umgibt sich die Frau mit Freunden, die sie über die Vernachlässigung ihres Gatten trösten; und so steht das Haus, unbewacht von den heiligen Laren, allen feindlichen Gewalten offen.

Als Erzieher und Erzieherinnen fungiren meist Franzosen, Schweizer und Deutsche; die Kinder sind gewöhnlich über alle maßen verwöhnt und deren Erziehung wahrlich keine kleine Aufgabe, denn was die Lehrer anlegen, formen und bauen, das wird von der Affenliebe der Aeltern wieder verdorben und zerstört. Hat der Knabe ein gewisses Alter erreicht, dann schickt man ihn zu seiner enblichen Ausbildung ins Ausland. Die Erzieher und Erzieherinnen werden gut bezahlt, aber sie haben auch mit vielen Unzulänglichkeiten zu kämpfen. Sie müssen sich daher vor allem mit festen, von der Regierung bestätigten Contracten versehen. Auf Sprachkenntniß wird am meisten gehalten. Die Kinder lernen außer ihrer Muttersprache französisch, griechisch, lateinisch und deutsch, das Deutsche in den meisten Häusern zu allererst, und man sorgt zu diesem Zweck für eine deutsche Umgebung. Da nun aber letztere gleichwie die Erzieher und Erzieherinnen sehr verschiedenen Richtungen, die einen den Freimaurerlogen, die andern dem Jesuitenorden, noch andere der protestantischen Propaganda, angehören, so kann man leicht denken, welche heterogene Ideen in die Häuser und in die jungen Köpfe Eingang finden. Dies alles zusammen genommen macht es bei der Zerfahrenheit der hiesigen religiösen Elemente erklärlich, daß sich im Lande, aller Fähigkeiten ungeachtet, keine tüchtigen festen Charaktere herausbilden können.

Wiewol das Leben hier nicht theurer als anderswo, in vielen Dingen sogar billiger ist, behaupten die Bojaren dennoch, daß sie im Auslande bedeutend weniger zur Erhaltung ihres Hauswesens brauchen und dabei besser leben als hier. Der Grund liegt darin, daß die einheimische Dienerschaft, aus Sparen nicht gewöhnt, von allem und jedem ungeheure Quantitäten verbraucht und vieles durch Unachtsamkeit, Sorglosigkeit und Un-

geschid zu Grunde gehen läßt. Besoldet ist die Dienerschaft, namentlich die ausländische, viel besser als bei uns, aber es ist auch schwer, die Launen, Willkürlichkeiten und Koseiten der Herrschaft auf die Länge zu ertragen, daher selbst in den bessern Häusern das Personal ewig wechselt. Hierzu kommt noch, daß es Sitte ist, bei zeitweiliger Abwesenheit, z. B. im Sommer, wo die meisten Familien ins Ausland oder in die Bäder gehen, jene Diener, die man nicht mitnimmt, ganz zu entlassen und nach der Rückkehr andere anzunehmen. So geht natürlich alle Anhänglichkeit verloren, und jeder sucht die Gnade des Moments nach Möglichkeit auszunutzen. Nun ist hier kein Haus mit Vorräthen versehen, sondern der tägliche Bedarf wird täglich auf dem Markte durch die Dienerschaft eingekauft: der Koch kauft, was die Küche, der Tafelbeder, was die Tafel sonst erheischt; die Beschließerin besorgt den übrigen Hausbedarf, anderweitige Einkäufe in der Stadt fallen in die Obliegenheiten des Kammerdieners. Daß die Leute sich dabei bereichern und ihre Herrschaft soviel als immer möglich überborthen, versteht sich nach allem von selbst, ebenso, daß sie alle gegen die Herrschaft fest zusammenhalten. Auf diese Weise hat die Hausdienerschaft beinahe alles in Händen, von einer Controle kann keine Rede sein; und so darf es nicht wundernehmen, daß die Besitzer großer Hauswesen mit dem besten Willen keine Dekonomie einzuführen im Stande sind. Köche, Kammerdiener, Stallmeister, Kutscher u. s. w. sind größtentheils Ausländer, Franzosen, Deutsche oder österreichische Unterthanen verschiedener Nationalität, desgleichen das die Herrschaft zunächst umgebende weibliche Personal. Hat ein Ausländer in einem Hause festen Fuß gefaßt, so sucht er seine Landsleute nachzuziehen, denn er könnte sich allein gegen die einheimischen Genossen nicht behaupten, die so lange intriguiren würden, bis sie ihn wieder hinausgebracht hätten. Man gibt im allgemeinen den Ausländern den Vorzug, nicht nur ihrer größern Verwendbarkeit wegen, besonders auf Reisen, sondern auch um zur Uebung in den fremden Sprachen Gelegenheit zu haben.

In diesen an sich schon so kostspieligen Haushaltungen stehen überdies noch zwei Danaidenfässer: mit dem einen schöpft der Herr seinen Bedarf für das Spiel und sonstige geheime Ausgaben, mit dem andern die Dame jene fabelhaften Summen, welche für die Toilette verschwendet werden. Der Handel mit Modestücken und Kleidern befindet sich in den Händen von Französinen, die lächerlich theuer, und je theurer desto gesuchter sind. Sie würden hier Reichthümer häufen, müßten sie nicht auf ihre Forderungen lange, oft sehr lange warten, ja bisweilen ganz darauf verzichten. Durch unverhältnißmäßig hohe Preise suchen sie sich dafür schadlos zu halten.

Neben der enormen Puzsucht werden die armen Damen auch von dem allgemeinen Erbäbel, der Eifersucht, geplagt, welche im Kreise ihres Hofstaats mitunter einen Ausdruck erhält, den das untergebene weibliche Personal am schwersten empfinden muß. Diese in den Gesellschaftsalons so graziösen pariser Damen sind in ihrem innern Hauswesen geradezu Hyänen. Freilich steht nur das eingeborene Hauspersonal unter der Bastonnade, in dessen finden hier oft sehr unliebsame Mißverständnisse und Verwechslungen statt, wovon namentlich die aus den Zigeunern herangebildete Dienerschaft betroffen wird. Bei den kleinsten Veranlassungen regnet es Hiebe, und diese Executionen werden mitunter von zarten Händen geleitet. Die Kammerzofen, die solchen höchst eigenhändigen Behandlungen am häufigsten ausgesetzt sind, wissen davon genugsam zu erzählen, ja selbst an ihrem Körper nachzuweisen. Gewiß, keine Ausländerin würde sich dem unterwerfen, wenn sie nicht ihre Rechnung dabei zu finden, nämlich einem der Gäste des Hauses in die Augen zu fallen und so ihr Glück zu machen hoffte, was allerdings oft genug vorkommt. Von der Eifersucht der Damen haben auch die armen Gouvernanten unendlich viel auszuhalten. Jede Ausländerin möge daher vor allem darauf bedacht sein, in der Stadt eine beliebte Familie zu haben, wo sie bei unvorgesehenen Eventualitäten ein wenigstens mo-

mentanes Asyl finden kann, denn solche Eventualitäten sind hier an der Tagesordnung. Bevor sie aber überhaupt den Entschluß faßt, hierher zu kommen, möge sie sich sehr sorgsam prüfen, ob sie auch zum Bestehen der sie hier unfehlbar erwartenden Feuerprobe die gehörige Festigkeit besitzt. Wenn sie sich nicht stark genug dazu fühlt, wenn sie nicht durch ihr Auftreten zu imponiren versteht, nicht wenigstens an einer einflußreichen Familie im Lande einen Halt und bei ihrem Consulatsamte eine sichere Stütze hat, dann stehe sie unbedingt von dem Vorhaben ab!

Um das Verhältniß zwischen Herrschaft und Diener zu kennzeichnen, seien hier aus vielen mir bekannt gewordenen Vorkommnissen die folgenden zwei angeführt.

Unter Cuza's Regierung prügelte der Polizeipräsident von Bukarest, der Bojar Mergelloman, seinen Kutscher, einen russischen Unterthan, auf öffentlicher Straße buchstäblich zu Tode. Der russische Consul mußte sich der Sache annehmen, sonst würde dieser Todtschlag wie ähnliche Brutalitäten ganz unbeachtet geblieben sein; dennoch hat der Fall für den Thäter keine besondern Folgen gehabt. Als Omer-Pascha mit seiner Armee die Fürstenthümer occupirte, sah er in einem Bojarenhause zu Bukarest ein walachisches, eigentlich bulgarisches, aber walachisch nationalisirtes Dorf mädchen in ihrer Nationaltracht, die dort als Kinderwärterin diente. Sie gefiel ihm so, daß er eines schönen Tags die Familie mit der Anzeige überraschte, er werde das Mädchen heiratheten. Nachdem sie die Gemahlin des Seraskiers geworden war, würde niemand ihren Ursprung errathen haben, hätte nicht Omer-Pascha selbst gern daran erinnert, indem er ihre Aeltern bei großer Tafel, wozu alle Magnaten geladen wurden, in gewöhnlicher Bauertracht erscheinen ließ und ihnen den Ehrenplatz einräumte. Die Marschallin hatte eine ungarische Zofe, die sich in ihr Vertrauen einschmeichelte und sie, von dem Hausarzte, einem jungen Manne, bestochen, durch Ueberredung dahin zu bringen wußte, daß sie dessen Liebesanträgen Gehör gab. Darauf baute die verrätherische Zofe den Plan ihres Glücks. Sie verschaffte dem Seraskier den Anblick einer Scene, den ihr dieser mit vielem Golde bezahlte. Seine Frau jagte er davon und sah sie nie wieder.

Verrath und Intrigue sind bei der Dienerschaft der Bojarenhäuser heimisch. Ein Diener, der sich einige Jahre in solchen bewegt, kann es mit manchem Diplomaten von Fach in der Kunst der Intrigue aufnehmen.

Die Conversationsprache der höhern Gesellschaft ist die französische. In frühern Zeiten war es die griechische; damals ging die Jugend nach Konstantinopel oder nach Athen, um zu studiren. Hierauf folgte eine Periode, wo man die Kinder in Galizien, die Mädchen in den dortigen katholischen Klöstern, die Knaben in Privatpensionaten, erziehen ließ oder ihnen deutsche Lehrer zu Hause hielt. Als aber von den Russen das Deutchthum zum großen Theile verdrängt wurde, behielt das Französische die Oberhand. Doch studiren immer noch viele von den jungen Leuten an deutschen Universtitäten.

In den Bojarenfamilien fließt meistens griechisches Blut. Während der hundertjährigen Fanariotenherrschaft, als die Hohe Pforte den Rumänen ihre Hospodare aus den in der Vorstadt Fanar zu Konstantinopel angeseßelten griechischen Familien zuschickte, wanderten Griechen in großer Zahl nach Rumänien ein und verschwägerten sich hier mit dem Nationaladel. Eine ähnliche Vermischung, wenn auch nicht in so großem Maßstabe, hat mit den Serben und namentlich mit den Bulgaren stattgefunden. So war z. B. der Vater des Fürsten Cuza ein Bulgare und seine Mutter eine Griechin. Ganz unvermischte, echt rumänische Bojarenfamilien gibt es fast gar nicht mehr. Vielleicht ist darin mit die Ursache zu suchen, warum hier von Vaterlandsliebe und den damit verbundenen Tugenden so wenig angetroffen wird.

Das verderblichste Geschenk, das die Rumänen von den Russen erhielten, ist das Hazardspiel; eine heillose Spielwuth hat sich über das ganze Land verbreitet. Alle Stände,

reich und arm, jung und alt, Mann und Weib, alles ist davon ergriffen. Ehe das russische Protectorat dem Lande die Autonomie verschaffte und dessen Thore dem Abendlande öffnete, führten die Bojaren ein sehr einfaches Leben und ihre Kisten strotzten von Gold und Reichthümern. Die Russen lehrten sie erst die Verwendung des aufgespeicherten Geldes, was im Grunde nicht zu beklagen wäre, wenn sie nicht zugleich das Kartenspiel eingeführt hätten. Das Spiel ist hier zu einer verheerenden nicht auszurottenden Epidemie geworden, die alle bessern lebensfähigen Elemente im Keime ersticht. Gegenwärtig sucht zwar die Partei der liberalen Patrioten dem Verfall entgegenzuwirken, indem sie die Entwicklung des in neuester Zeit emancipirten Bauernstandes anstrebt. Für den Augenblick ist dies freilich nur ein schwacher Hebel, und die Aussicht auf eine bessere Zukunft steht noch in weiter Ferne. Immerhin fielen aber damit schon ein Lichtstrahl in das hiesige nach allen Seiten zerfahrene Leben; es fragt sich nur, ob die Intriguen gewisser Nachbarmächte einen ruhigen Verlauf dieses Processes zulassen werden, denn gerade in der bisherigen Lebensweise der Bojaren fanden diese Intriguen ihren mächtigsten Stützpunkt.

Jedes Culturvolk hat in seiner Geschichte Uebergangsperioden durchlebt, in denen mehr oder weniger abnorme Erscheinungen stattfanden. Der Uebergang der Rumänen vom asiatischen Türkenthum zur abendländischen Cultur bietet nun allerdings dieser Abnormalitäten eine ganz ungewöhnliche Fülle, die, weil in einen engeren Zeitrahmen zusammengefaßt und nicht durch überwiegende Gegensätze gemildert, als besonders ausnahmsweise Zustände erscheinen. Es darf jedoch dabei nicht übersehen werden, daß dieser Uebergang ein plötzlicher, völlig unvermittelter war und an der Hand eines halbbarbarischen, des russischen Volkes sich vollzog, welches dem Lande die Elemente seiner Natur, alle ihm anlebenden Ausartungen und Monstrositäten einimpfte. Das Abendland zog gleichsam mit fliegenden Fahnen in diese Gegenden ein und nahm ohne Kampf, ohne Schwertstreich Besitz von der neuen Domäne; es darf daher nicht wundernehmen, daß bei diesem Anprall gerade dasjenige zuerst zusammenbrach und über den Haufen fiel, was den wenigsten Widerstand zu leisten vermochte und worauf der Angriff zuerst gerichtet war. Kaum war der Bann gebrochen, der diese Länder dem europäischen Leben verschlossen hielt, als auch die Völker des Abendlandes wetteiferten, den Rumänen in allem hülfreich an die Hand zu gehen, ihnen alle Anstrengungen, alle Mühe zu ersparen. Oesterreich beeilte sich, die Donau zu einem Wege des Welthandels zu machen, richtete auf der Strecke von 100 deutschen Meilen, in welcher Länge dieser Strom Rumänien durchzieht, viele Stapelplätze ein und organisirte überall mit seinen Schiffen regelmäßige Communicationen für Waarentransporte und Personenfrequenzen, sodas die Eingeborenen sich der Mühe überhaben sahen, eine eigene Schifffahrt mit Kosten und Mühen aufzubringen. Kamen ihnen auf diesem Wege alle Industrieerzeugnisse Oesterreichs von selbst ins Haus, und wurden ihnen auch ebenso die Rohproducte des Landes wieder abgenommen, so stellten sich auch, als die Donaumündungen einmal geöffnet waren, französische, englische, holländische, dänische und schwedische Schiffe ein, um ihnen ihren Getreidereichthum mit schwerem Gelde abzukaufen, und sie mit den Erzeugnissen ihrer Länder zu überschwemmen. Sie hatten bei dem allen höchstens die Mühe des Wählens. Auch der bisher gänzlich fehlende Mittelstand kam ihnen vom Auslande zu. Die von ihren Vorfahren angeammelten bedeutenden Baarschaften, sowie die nunmehrige bedeutend höhere Verwerthung ihrer Bodenerzeugnisse setzten sie in den Stand, der durch den Contact mit den Russen in ihnen aufgestachelten Europäisirungslust nach allen Seiten zu genügen, und so wurde denn in der That nach der äußern Form gegriffen, indem man der Meinung war, wenn diese einmal angeeignet sei, werde der Gehalt des Abendlandes von selbst einziehen und sie ausfüllen, während, wenn man mit letztern den Anfang gemacht hätte, die zurückgebliebenen alten Formen

auf die Neugestaltung störend eingewirkt und bei dem langsamen Gange, den die Aneignung des Culturgehalts erfordert, diesen vielleicht gar nicht hätten aufkommen lassen. Und so wie sie in Bezug auf die äußere Form nach den neuesten Moden griffen, ebenso unbedenklich erfaßten sie die neuesten, extremsten Theorien unsers Culturlebens, die ihnen, weil sie die neuesten, dem Zeitgeiste, hinter dem sie nicht zurückbleiben wollten, am vollkommensten zu entsprechen schienen. Daß aber an der Gewinnung eines ernstern Inhalts im allgemeinen gearbeitet wird, beweist die auf Europas Unübersichteten studierende rumänische Jugend, beweisen die jeden Sommer massenweise im Auslande weilenden Bojaren, ihr steter Verkehr mit den Nationen des Westens, und die in ihrer Mitte angesiedelten, einen Mittelstand bildenden Ausländer. Der schon gemachte Fortschritt ist in der That ein erstaunenswerther. Wer das Land seit drei Decennien nicht gesehen, wird es jetzt kaum wiedererkennen. Das Lückenhafte, das Unfertige, das Mangelhafte tritt freilich noch überall entgegen; aber es sind dies eben einzelne Gestaltungsphasen, von denen man nicht verlangen kann, daß sie den Stempel der Vollkommenheit an sich tragen sollen. Es wird auch hier die Zeit kommen, wo die Sittenlosigkeit sich in sich selbst verzehrt haben, die Gesellschaft wie ein Phönix aus ihrer Asche neuerjüngt hervorgehen wird. Dafür bürgt der kräftige Menschenschlag, das tüchtige, formfähige, geschmeidige Naturell der Rumänen, die äußerst günstige Lage des Landes und vieles andere, namentlich der lebhafte Verkehr mit allen Culturstätten Europas.

Bemerkenswerth ist, daß Rumänien gerade von den bigotesten Völkern umgeben ist. Die Polen gelten in der katholischen Welt als die eifrigsten, treuesten und liebsten Kinder Roms; der Russen crasse Bigoterie ist weltbekannt, nicht minder der Fanatismus der Türken, wie der blinde religiöse Glaube der unter türkischer Herrschaft lebenden christlichen Slawen. Inmitten aller dieser Völkerschaften brach ebenso plötzlich als entschieden der Unglaube sich Bahn, in einem Lande, das, ein anderes Spanien, beinahe aus lauter Klöstern und Mönchen bestand. In keinem Lande der Welt haben sich die kirchlichen Begriffe so absolut in ihr gerades Gegentheil umgewandelt, wie es in Rumänien der Fall ist. Daß die freisinnigen Ideen der Neuzeit sich gerade hier gelagert und festen Fuß gefaßt, mitten unter allen diesen in Aberglauben tief versunkenen Völkern, dürfte darauf hinweisen, namentlich wenn dabei auf die im Abendlande sich immer mehr kundgebenden Reformtendenzen in kirchlichen Sachen Rücksicht genommen wird, daß diesen Ländern in culturhistorischer Beziehung eine nicht unwichtige Aufgabe bevorsteht, sowie sie in politischer Beziehung berufen sein dürften, eine Vormauer Europas gegen Rußland zu bilden, das sich durch ihre Haltung in der sogenannten orientalischen Frage wesentlich gehemmt sieht und deshalb ihrer naturgemäßen Entwicklung hindernd entgegenarbeitet.

Chronik der Gegenwart.

Revue der bildenden Künste.

Wir wenden zunächst unsere Aufmerksamkeit der Hauptstadt des Norddeutschen Bundes zu, in welcher sich in der letzten Zeit ein vielseitiges und interessantes künstlerisches Leben gezeigt hat.

Kurz vor der alle zwei Jahre wiederkehrenden akademischen Ausstellung waren im Akademiegebäude eine bedeutende Anzahl werthvoller Aquarellen größtentheils von berliner Künstlern versammelt. Diese Ausstellung gab ein erfreuliches Zeugniß dafür, daß die Aquarellmalerei, dieses Stiefkind unserer gewöhnlichen Ausstellungen, diese herrliche Technik,

die sich wie keine andere zum schnellen Festhalten künstlerischer Aperçus, zur ansprechenden und an sich werthvollen Gestaltung aller Arten von Studien und in vollendeter Durchbildung besonders für Architektur und Landschaft, aber auch für figürliche Sujets bei kleinen Maßstäben vortrefflich eignet, die sich in England, Frankreich und Belgien liebevollster Pflege von seiten der Künstler und hoher Werthschätzung von seiten der Kunstfreunde erfreut, und die bei ihrer nahen Verwandtschaft mit der Illustration ein fast unbegrenztes, für freie Entfaltung einer lebhaften Künstlerphantasie unvergleichlich ergiebiges Feld beherrscht, auch von den deutschen Malern in entsprechendem Maße cultivirt wird. Um von dem weniger hervortretenden zu schweigen, unter denen doch Landschaftler wie Max Schmidt, Albert Dreßler, Karl Scherres, Bennowitz von Pöben, und mehr zur Architektur hinneigend Eduard Paape und Friedrich von Arnim nicht ohne Auszeichnung genannt zu werden verdienen, während unter den Malern figürlicher Sujets bis zum Historischen hinauf Theodor Hofemann, Ludwig Burger, Meyer von Bremen, Benjamin Sautier und Friedrich Martersteig wol einer eingehendern Betrachtung werth wären, und auch die Ausländer übergehend, obwohl so klangvolle Namen wie Decamps, Edoard Hamman, Reuton, Male, Branwhite, Corbould und Thomas unter ihnen vertreten waren, kann an dieser Stelle nur von den Hauptmeistern, die durch Reichthum und Vielseitigkeit ihrer virtuosen Production besonders hervortraten, Notiz genommen werden.

Hier dürfen wir wol Adolph Menzel allen andern voranstellen, der zwar die reine Aquarelle häufig, ja meist mit Gouachemanier verbindet, aber mit seinen kräftigen und pastos hingefügten Farben, seiner durchdachten und doch ungezwungenen Composition und vor allem der unverbrüchlichen Wahrheit seiner Naturbeobachtung den Vergleich mit jedem verwandten Meister immer noch mit Ehren bestehen kann. Dabei steht ihm ein so ungefacht drastischer Humor zur Verfügung, daß die Wirkung seiner Bildchen stets eine fesselnde und erfreuliche ist. Wo er in den Kreis einer bestimmten historischen Epoche, besonders des Rococo, oder in die Lebenssphäre eines bestimmten Standes hineingreift, ist er sicher, kraft seiner unbestechlichen Beobachtung den innersten Kern jeder Lebensform zu erfassen, und selbst da, wo er der Natur treu bleibt bis über den Punkt hinaus, wo für andere der unkünstlerische Naturalismus beginnt, weiß sein malerisches Gefühl und seine geistvolle Auffassung, im Verein mit einer unübertrefflichen Virtuosität der Technik und vor allem einem eminenten Sinn für Farbe und Stimmung, den echt künstlerischen Charakter zu retten und den Gegenständen ein unbedingtes, gleichsam zwingendes Interesse abzugewinnen. Die letztern Gedanken erregte besonders ein Chinese, der auf der rechten Schulter einen Goldfasan, auf der erhobenen linken Hand einen Silberfasan trug, dem er den Kopf zuneigte und dessen Schnabel er sehr vertrauliche Beziehungen zu den innern Theilen seiner Nase mit sichtlichem Wohlgefallen gestattete. Man muß das Bild gesehen haben, um es zu begreifen, daß ein wahrer Künstler von echt realistischen Schlage auch mit einem derartigen Gegenstande einen wirklich künstlerischen Eindruck hervorzurufen im Stande ist. Daß aber Menzel jener realistische Künstler von Beruf ist, das rief er in die Erinnerung zurück durch die Ausstellung der Originalzeichnungen zu den unverdienter Vergessenheit anheimgefallenen Denkwürdigkeiten der brandenburgisch-preussischen Geschichte, mit denen der neunzehnjährige Künstler mitten in den hochgehenden Wogen der Romantik mit fester Hand sein Schifflein auf die Pfade trieb, auf welche die Kunst allgemein erst viel später einzugehen sich entschloß.

Bei dieser Gelegenheit mag eines eigenthümlichen Kunstwerkes seiner Hand gedacht werden, das kurz vorher bekannt geworden war, des Gedenkblattes an den siegreichen Einzug der Truppen in Berlin nach dem Kriege von 1866, dem Könige von dem berliner Magistrat überreicht. Eine Illustration und künstlerische Paraphrase der ihrerzeit

vielerwähnten und mit Recht verspotteten Scherenberg'schen Begrüßungstrophe, zeigte diese Composition eine Feinheit der Gedanken, einen Reichthum der Beziehungen, eine Leichtigkeit und Angemessenheit des Aufbaues, eine Schönheit der Formen und einen Glanz der Farben bei einer durchaus decorativen Haltung des Ganzen, daß selten oder nie eine ähnliche Aufgabe glücklicher und vollendeter gelöst sein dürfte.

Der zweite, der auf der Aquarellenausstellung eine hervorragende Bedeutung beanspruchte, war Gustav Richter, der bekannte Porträtmaler, den bekanntlich ein wahr-scheinlicher- und glücklicher Weise nie ausgeführter Auftrag des Königs Max von Baiern — er sollte den Bau der Pyramiden für das Maximilianeum malen — zu einer Studienreise nach Aegypten veranlaßte. Die Blätter, die er dort gesammelt, anspruchlose Studien, wiesen ihm einen so hohen Rang an. Die Breite und Freiheit der Behandlung, welche mit den einfachsten Mitteln, mit fast nachzuzählenden ledigen Pinselstrichen die Erscheinungen in ihrem eigensten Charakter festzuhalten weiß, und die nicht das Sonderbare, sondern das Schöne und Malerische sich zum Vorwurf nimmt, mußte allgemeine Bewunderung erregen. Daß einige mit besonderer Vorliebe ausgeführte Blätter Porträts hochcharakteristischer weiblicher Nationaltypen waren, konnte bei der gewöhnlichen Richtung seiner Kunst nicht befremden, wenn auch der Glanz dieser Erscheinungen irgendeine Frage nach dem Woher und Wozu hätte aufkommen lassen.

Glänzte Richter besonders durch die Kühnheit seiner leicht hingeworfenen Studien, so erzwang Karl Grüb den lautesten Beifall durch die liebevollste und bis in die feinsten Details meisterhafte Durchbildung seiner Blätter. Man kann, scheint uns, den Charakter seiner Architekturmalerei, in der er ohne jede Einschränkung unter den Mitlebenden unerreicht dasteht, nicht besser bezeichnen, als wenn man sagt, daß er nicht bloß die Formen der Bauwerke abschreibt, sondern gewissermaßen den Geist verkörpert, der diese Bauformen geschaffen hat; und ähnlich verhält es sich auch mit seinen Landschaften. Es waltet dort jener mikroskopische Humor, mit dem eine gewisse Richtung der romantischen Poesie sich der modernen naturwissenschaftlichen Erkenntniß als dichterischen Stoffes zu bemächtigen suchte, indem sie nach Goethe'scher Anweisung das Größte im Kleinsten erblickte. Es ist sicher, daß diese Auffassung mehr malerisch als poetisch ist; den Zusammenhang tausendfacher Details zu harmonisch einheitlicher Wirkung in der Natur zu zeigen, das Gesamtbild, das auf die Empfindung wirkt, der Natur nach aus unzähligen Einzelheiten zusammenzuschmelzen, dergestalt, daß jedes Detail seine Selbständigkeit behält und doch im ganzen als dienstbarer Theil verschwindet, das ist der geheimnißvolle Reiz Grüb'scher Kunst und besonders auch seiner Aquarellen, in denen ihn vorzugsweise die reizende Natur und Kunst in der Umgebung Potsdams beschäftigt.

Eine künstlerische Kraft von ungewöhnlicher Frische, Vielseitigkeit und Anmuth hat sich ferner in dem jungen Paul Meyerheim entwickelt, dem jüngern Sohne des berühmten Genremalers Friedrich Eduard Meyerheim. In einer Reihe von mehr oder minder in der Ausführung geförderten Blättern erzählte er von seinen Studienreisen, und so mannichfaltig die Gegenstände und die Stimmungen auch wechseln, immer weiß er den charakteristischen Ton zu treffen, immer den Dingen und selbst den unscheinbarsten und alltäglichsten, ihre malerische Seite abzugewinnen. Thiere und Menschen, städtische Ansichten und landschaftliche Prospective, das Leben im Hause und auf der Straße, in Stadt und Land, in Arbeit und Ruhe fesselt sein Pinsel mit objectiver Ruhe und untrüglicher Sicherheit; scheinbar nur Künstler in der glücklichen Wahl der Momente, ist er es doch ebenso sehr, wo es sich um die rein technischen Mittel der Wiedergabe handelt. Bei ihm wie bei Menzel fällt mit das Hauptgewicht auf die Behandlung der Farbe, die er je nach der Gelegenheit in den verschiedensten Tonarten sicher beherrscht.

Als der Farbenvirtuose par excellence und zugleich der Matador in der Aquarelle gilt allgemein endlich Euard Hildebrandt, und so konnte auch er unter den Koryphäen einer berliner Aquarellenausstellung unmöglich fehlen. Fast ein halbes Hundert seiner Arbeiten aus dem Besitz der Königin-Witwe Elisabeth von Preußen, die gegenwärtig wieder mit den übrigen Aquarellen aus deren Besitz im Schlosse zu Berlin ausgestellt sind, enthielt Proben seiner Kunstübung während der Zeit seiner höchsten Blüte, d. h. von etwa 1843—56.

Gleichzeitig mit den Aquarellen im Schlosse waren vor kurzem die meisten Delgemälde Hildebrandt's und die Aquarellen von seiner Weltreise in Berlin gesammelt wieder ausgestellt, also Gelegenheit geboten, eine so gründliche Uebersicht über seine gesammte künstlerische Thätigkeit zu gewinnen, wie eine ähnliche nie wiederkehren dürfte. Es scheint daher hier wol des Orts, nachdem unlängst ein Abriss seines äußern Lebens an dieser Stelle gegeben worden, auch auf die Ergebnisse seiner glänzenden Künstlerlaufbahn nach deren Abschluß zurückzublicken.

Es wäre mehr als blindes Vorurtheil, wenn man angesichts dieser reichen Kunstthätigkeit eine außergewöhnliche Begabung und glückliche Veranlagung des Künstlers in Zweifel ziehen wollte. Die Art, wie er sich aus verschiedenem Ueberlieferten zu selbständiger Darstellungsweise hindurchgerungen hat — denn weder leicht noch schnell vollzog sich dieser Proceß — ist Hinweis genug auf eine schöpferische Kraft. Er hat sich in rastlosem Suchen ein neues Stoffgebiet erschlossen, das zu erobern nichts Geringeres als die Ausbildung einer ganz neuen Kunstfertigkeit erforderte. Er hat die junge Kunst der Aquarellmalerei zu einem willigen Werkzeuge für alle seine künstlerischen Intentionen, selbst diejenigen, die weit über die Machtsphäre des Materials hinauszugehen schienen, zu machen gewußt, und weder dem Del noch dem Aquarell konnte seine Kunst Aufgaben stellen, denen seine Technik nicht, wenn auch thatsächlich nicht ohne Kampf, so doch scheinbar spielend, sich gewachsen gezeigt hätte.

Daneben aber lassen sich die nicht unerheblichen Mängel seiner Kunst nicht übersehen, und sie sind durch keine Phrasen lärmender Bewunderung zu beschönigen. Der Hildebrandt-Cultus ist von einer kleinen Gemeinde absoluter Verehrer mit einem gewissen Aplomb in Scene gesetzt worden, welcher der aufrichtigen und dauerhaften Werthschätzung des Meisters nach dem Maße der ihm wirklich eigenen großen Vorzüge nicht anders als schädlich sich erweisen kann. Es ist zunächst festzuhalten, daß Hildebrandt's Phantasie dürftig war. Ein Künstler, der alles in allem gerechnet eine kleine Anzahl von Motiven behandelte, der ganz bescheidene Vorwürfe wiederholentlich in großen Bildern verwerthete, verräth keine schöpferische Phantasie nach der Seite der Erfindung; auch anderwärts findet sich das bestätigt. Bis an seinen Tod fühlte er das Bedürfniß sich immer neue Stoffe massenhaft von außen zuzuführen, und anders als äußerlich wurde er ihrer nicht Herr. Wir wollen seinen Aquarellstudien im geringsten nicht daraus einen Vorwurf machen, daß sie uns die einfache Copie der Wirklichkeit ohne andere künstlerische Zuthat als die einer virtuoson technischen Behandlung darbieten. Wenn aber auch in ausgeführten Gemälden der Vordergrund fahl, die weitem Pläne nicht feiner ausgebildet sind, als die Naturfizzi sie darbietet, wenn mit Einem Wort das große Delbild vollständig auf dem Standpunkt der einfachsten Bedute bleibt, so kann der Grund dafür nur im mangelnden Sinn und Vermögen für künstlerische Durcharbeitung der geschauten Wirklichkeit liegen. Selbst die ausgesprochensten Anhänger der Bedute haben sonst durch die That das Bedürfniß anerkannt, der einfachen Ansicht aus ihrem Eigenen erst die rechte Abrundung zu geben. Hildebrandt dagegen geht in der reinen Bedute unbedenklich bis zum Panorama auf der einen und bis zur Vogelperspective auf der andern Seite.

Es kann hier nicht eingewendet werden, daß der sogenannte Stoff seiner Bilder, der landschaftliche Vorwurf, die Bedute nicht das Wesentliche sei, sondern daß es bei ihm auf die großen Phänomene von Licht und Luft und den Ton, welchen sie über das landschaftliche Ganze gießen, in erster Linie und fast ausschließlich ankomme. Seine frühern Bilder theilen diesen Standpunkt noch nicht, wohl aber jene Mängel, sodas es beinahe den Anschein hat, als habe er, mit der künstlerischen Gruppierung der Gegenstände auf der Erde fortgesetzt unbefriedigend experimentirend, ihnen allmählich entsagt, um sich auf das Farbenspiel atmosphärischer Erscheinungen zu beschränken, bei denen von Composition keine Rede mehr ist.

Diese Vorwürfe nun selber anlangend, ist es bekannt, daß sie seit lange ein Object des Streits sind. Zwar ist es bereits von dem Vater der modernen Kunstcritik, von Lessing, anerkannt, daß es stets mißlich bleibt, der Kunst gewisse Wege von vornherein zu versagen, da unversehens ein Genie kommt, das durch den Erfolg die Nichtigkeit kritischer Bedenlichkeiten erweist. Hier steht aber die Sache so, daß dieses Genie bereits gefunden sein soll, und wir dürfen also nur fragen, ob seine Werke alle möglichen Bedenlichkeiten zu zerstreuen vermocht haben. Dies scheint aber keineswegs der Fall zu sein. Der erste Eindruck, welchen die verschiedenen Sonnen- und Mondbilder Hildebrandt's, besonders die aus der Tropenwelt, machen, ist der der Unmatur, und selbst wenn das Zeugniß weitgereiseter, seefahrtskundiger Männer die apologetischen Bemühungen seiner Verehrer nicht im Stiche läßt, kann das ästhetische Interesse an einer Erscheinung, die wir im günstigsten Falle endlich für möglich halten, nur ein äußerst geringes sein.

Der Zweifel an der Naturwahrheit hat aber diesen Darstellungen gegenüber noch eine tiefere Begründung als den Mangel eigener Erfahrung, und das ist die eigene Erfahrung selber. Wer auch keinen Sonnenuntergang am Chom-Phya-Flusse zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, der weiß doch, daß nicht das Vorhandensein so effectvoller Farbtöne die wesentliche Schönheit eines Sonnenunterganges ausmacht, sondern der kaleidoskopische Wechsel. Wir kennen kein Bild von wirklich künstlerischem Werthe, auf dem ein abgebrannter Feuerwerkskörper eine Hauptrolle spielte; natürlich, wenn man nicht das Funkensprühen, die Entstehung der Figuren, den Wechsel der Farben gewahrt, so ist der Effect gleich Null. Dasselbe ist der Fall mit den brillanten atmosphärischen Lichterscheinungen, und die Künstler vor und nach Hildebrandt, die Sonnenauf- und Untergänge, Mondschein u. dgl. gemalt haben, sind sehr taktvoll gewesen, indem sie die Beleuchtung nur als die Würze, als den Stimmungszusatz zu den landschaftlichen Schönheiten benutzt haben, nie an sich als eigenstes Motiv des Gemäldes.

Es kommt dazu, daß die materiellen Mittel einen ungleichen Kampf mit der Aufgabe einer solchen Darstellung zu bestehen haben, und die begeistertsten Freunde, die eingeständenermaßen so oft von Skizzen sich mehr versprochen haben, als die ausgeführten Bilder gehalten, hätten ohne allzu viel Schwierigkeit den natürlichen Grund dafür in der Sache selber auffinden können; dem Entwurfe kommt die Phantasie des Beschauers mit dem ganzen Reichthum ihrer Erfahrungen zu Hülfe und sieht willig in denselben hinein, was er demaleinst aussprechen zu wollen auch nur ahnen läßt. Von dem fertigen Werk aber verlangen wir, daß es wol die Phantasie anregen, aber nicht Ergänzungen von ihr fordern soll.

Das beste Urtheil, aber freilich auch das strengste über Hildebrandt's Malerei fällt jedoch unsere Empfindung, wenn wir sie unbemerkt beobachten. „Der Maler, dessen Landschaft nicht so auf uns wirkt, daß uns irgendwie zu Muth wird, hat nichts geleistet“ (Bischof). Mit diesem untrüglichen Gradmesser für die landschaftliche Kunst an Hildebrandt herantretend, finden wir, wenn wir ihm uns auch ganz hingeben, nur das Staunen als seine Wirkung, und nur auf diesen Effect des Seltenen, Fremdartigen und

Ueberraschenden hin sind ja diese Vorwürfe auch trotz aller Ein- und Ausreden ergriffen. Aber das Stammen ist ein kalter Affect, man fühlt sich nie wohl dabei und er wird sehr bald langweilig. Gerade das, was durch Licht und Luft in der Landschaft erreicht wird, die Stimmung, das lyrische oder musikalische Element, das das Gemüth gleich in den Gegenstand sich zu versenken antreibt, es in der Betrachtung festhält und einen nachhaltigen Eindruck hervorbringt, das erreicht Hildebrandt höchst selten, in der hier betrachteten Gattung von Bildern, die hauptsächlich seinen Ruhm begründet haben, nie; und wenn wir ganze Reihen davon durchmustert haben, so sind wir fast so kühl, als wenn wir vom Genusse einer nach Kräften interessant gemachten geographischen Lektion kämen, und wir glauben es dem Künstler anzufühlen, daß er selbst für die Gegenstände nicht wärmer geworden ist, als er uns macht, und sie nur um des und des bewußten Effectes willen, gleichgültig gegen ihre sonstige Natur, gewählt hat.

Man könnte einen Preis darauf setzen, unter seinen Aquarellstudien unergiebigere, minder ansprechende zu finden als die wenigen, die er gerade der großen Ausführung gewürdigt hat. Seine unruhig vorwärts drängende Gemüthsart hat ihn auch in der Kunst weit und weiter getrieben, bis an die äußersten Grenzen, und wenn nur die Eigenthümlichkeit und die genaue Uebereinstimmung mit dem persönlichen Charakter den Werth oder Unwerth einer künstlerischen Richtung bestimmte, so würde gegen Hildebrandt wenig oder nichts zu erinnern sein. Aber die Kunst hat Geseze und Schranken, die von der Persönlichkeit des Künstlers unabhängig sind, und über sie hat Hildebrandt sich allzu oft und allzu kühn hinweggesetzt. Eine hochbegabte Künstlernatur und eine interessante historische Erscheinung bleibt er unbedingt, und es wäre sehr zu bedauern, wenn die Befürchtung, daß seine brillanten Farben keine Dauer versprechen, gerechtfertigt sein und die Nachwelt um die Möglichkeit gebracht werden sollte, sein immerhin bedeutendes Verdienst unparteiisch in seinem vollen Umfange zu würdigen, und es von dem Delmaler Hildebrandt einst heißen müßte: „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren.“

Doch auch in diesem Falle wird ihm ein Ehrenplatz in der Kunstgeschichte gesichert bleiben durch seine Aquarellen. Als virtuoser und geistreicher Skizzeist wird er selten seinesgleichen haben, das ist der beste Titel seines Ruhmes. Was von dem Aufschwunge der modernen Landschaftsmalerei besonders in Deutschland auf Hildebrandt's Einfluß und Vorbild, was auf die allgemeine Entwicklung der Malerei überhaupt in Rechnung zu setzen ist, mag unerörtert und Hildebrandt sein Antheil daran nicht verkümmert bleiben; directe Nachfolge in seinem specifischen Genre hat er nur in vereinzeltten Werken anderweit hervorragender Künstler, wie namentlich seines vertrauesten Freundes Hermann Esche, aber nie zu deren Vortheil gefunden; das scheint bis auf weiteres das Urtheil der Geschichte über ihn.

Bei Gelegenheit der berliner akademischen Ausstellung im Herbst 1868 traten die längstgefühlsten Mißstände der dortigen Kunsteinrichtungen wiederum auf die grellste Weise hervor. Die Willkürlichkeiten einer unbekanntten Jury, der Mangel an Umsicht, um keinen schärfern Ausdruck zu gebrauchen, bei der Placirungscommission und die bureaukratisch-joppfige Verwaltung der äußern Angelegenheiten durch die noch immer hauptlose Akademie, endlich der rathselhafte Verbleib des seit Decennien durch den Verzicht der Künstler auf ihre früher bestehenden Fantiemeansprüche aus den Ueberschüssen angehäuften Ausstellungsfonds, das alles zusammen hat nicht verfehlt, eine peinliche Aufregung und selbst Erbitterung in Künstler- und Kunstliebhaberkreisen zu erregen.

Die Ausstellung selbst war ihrem Durchschnittsniveau nach die bedeutendste, die Berlin seit lange oder vielleicht je gesehen. Die Theilnahme der ausländischen Künstler war freilich wie gewöhnlich sehr gering, mit Ausnahme der Sculptur, in der die mailändi-

schen Künstler, vermuthlich verleitet durch Tantarini's leichten Sieg vor zwei Jahren, sich sehr lebhaft betheiligten, doch stand der Werth in umgekehrtem Verhältnisse zur Masse und die Arbeiten zeigten durchweg jene Seichtigkeit, welche bei handwerksmäßiger Massenproduction fast unfehlbar einreißt. In der Malerei wäre außer J. L. Gérôme, von dessen Bildern in der letzten Correspondenz bereits Act genommen worden, nur Lourens Alma Tadema mit seinen sehr interessanten farbenglänzenden antiquarischen Costümbildern zu nennen. Doch brachte ihn in den Augen der Menge ein wunderliches Bild mit überlebensgroßen Figuren um den Beifall, den seine drei kleinern und eminent reizvollen Bilder ihm allein eingetragen haben würden.

Die süddeutschen Künstler hatte die wiener Ausstellung fern gehalten, doch waren sie trotzdem gut vertreten, besonders durch Karl Piloty, Louis von Hagn, Eduard Schleich, Friedrich Volz und einige andere.

Den Glanzpunkt der Ausstellung bildeten die hüsseldorfer und die berliner Künstler. Unter jenen war Ludwig Knaus durch drei, Benjamin Vautier durch fünf Bilder vertreten. Knaus' Hoheit auf der Reise, schon die unzweifelhafte Spitze des pariser Salons von 1867, rangirte auch hier unter allgemeinem Beifall in erster Reihe. Das Bild, ein Empfang des verflorenen Kurfürsten in einem hessischen Dorfe, ist von einer eminenten Schärfe und Feinheit des Charakterstudiums, die Ausführung in ihrer freien Breite und dennoch aufs feinste detaillirenden Bestimmtheit hat etwas Staunenerregendes; dennoch möchten wir das Bild den drei Hauptwerken des Meisters nicht ebenbürtig an die Seite setzen; es ist etwas Berechnetes und dabei zu viel ausgekramte Virtuosität darin; die Ectire, besonders bitter durch ihren jetzt unschädlichen und wehrlosen Gegenstand, überwiegt die Schilderung, die Tendenz überwuchert die Empfindung.

Vautier hatte fast lauter Treffer ausgespielt. Seine Bildergalerie und seine ländliche Tanzstunde gewannen durch den gemüthlichen Humor und die feine psychologische Beobachtung allgemeine Liebe. Dennoch liefen ihnen die beiden Pendants Jung und Alt den Rang ab; und wirklich konnte kaum etwas Liebenswürdigeres, Pikanteres, Malerischeres gedacht werden als diese beiden Bildchen im Kocococostüm. Das junge Mädchen, das während der Lektion nur Auge und Ohr für den Flöte spielenden Nachbar ist, und das ehrbare Mütterchen, das dem gealterten Gemahl sein Lieblingsstückchen am Piano begleitet.

Karl Hoff reihte sich mit seinen Französischen Cavalieren auf der Flucht rastend durch Schönheit der Composition, Angemessenheit des Ausdrucks und treffliches Colorit den beiden großen Meistern würdig an. Auch von Karl Lasch, Alfred Kindler, Hubert Salentin, Rudolf Jordan waren ansprechende Gemälde vorhanden, während Karl Hübner mit seiner Sünderin vor der Kirchthür noch auf dem überwundenen Standpunkt seines Jagdrechts verharrte. Wilhelm Camphausen griff in seinem Friedrich der Große bei der Leiche Schwerin's ganz ungewöhnlich tief; und Elisabeth Ferichau-Baumann ambitionirte mit einer gewissen Kühnheit den Ruhm der Großartigkeit, den sie in jüngster Zeit besonders durch eine Christenverfolgung in den römischen Katakomben mit noch größerm Erfolge aufrecht erhalten hat. In der Landschaft glänzten vor allen die Brüder Achenschach, zumal Andreas.

Die berliner Kunst war der hüsseldorfer zum mindesten ebenbürtig. Es würde zu weit führen, auch nur das Allerwichtigste im einzelnen zu erwähnen, und wir greifen daher nur ein paar Hauptsachen heraus, die zu Erörterungen Veranlassung geben.

Von Eduard Hildebrandt war unter andern sein letztes vollendetes Bild: Unter dem Aequator, zu sehen. Er hatte hier mit der Aufgabe gerungen, die tiefe Bläue des Meeres unter südlichen Breiten darzustellen, und nach dem Bericht der Freunde mit gewaltiger Schwierigkeit das Ziel erreicht; das Publikum nannte es Das blaue Wunder, und wer

den berliner Jargon kennt, wird ermessen, was das zu bedeuten hat. Das Bild erfuhr eine eigenthümliche und keineswegs zu billigende Behandlung; es war, als ob die schrankenlose Subjectivität, die sich dem Beschauer crass und schroff ins Gesicht warf, wie eine persönliche Beleidigung empfunden worden wäre, und der Künstler wurde durch eine Unzahl anonymer Zuschriften behelligt, die bei seinem reizbaren Ehrgefühl und seinem schon krankhaften Zustande nicht wenig dazu beitrugen, sein Ende zu beschleunigen. Außer ihm wären in der Landschaft zu erwähnen Antonie Viel, Albert Dreßler, Hermann Eschke, Eduard Pape, Karl Scherres, Karl Triebel u. a.

Ein Lieblingsbild des Publikums, das seiner malerischen Vorzüge wegen verdiente es zu sein, war Die neue Erzieherin von Antonie Volkmar, welches das Kapitel von dem modernen Aschenbrödel, der Gouvernante, etwas im Nüchternen und mit scharf ausgesprochener Tendenz, aber unleugbar großem Geschick abhandelte. Wie sehr die Künstlerin den sympathischen Ton getroffen, mag die Thatsache beweisen, daß der sogenannte Wissenschaftliche Kunstverein in Berlin dasselbe anlaßlich einer Bemerkung in der Tageskritik einer längern, leider resultatlosen Discussion würdig fand. Auch außerdem hatte das Genre bis in das Historische hinauf manches Bedeutende aufzuweisen. Wilhelm Kießstahl in seiner Procession von Kapuzinermonchen hatte einen Streifzug in das Gebiet der prägnanten Charakterschilderung unternommen und durch seine meisterhafte Behandlung besonders der Farbe über manche Schwächen in der ihm fremden Sphäre andauernd zu täuschen gewohnt. Gustav Spangenberg, dessen Hausmusik Luther's ihm einen klangvollen Namen gemacht hat, war, was Composition, Form und Farbe betrifft, in seinem Luther als Junker Georg im Bären zu Jena noch glücklicher als dort. August von Seyden, dessen Name in weitem Kreisen wol zuerst durch die meisterhafte Composition seines Arion auf dem neuen Vorhange des berliner Opernhauses bekannt geworden, hatte durch ein kleines Genrebild im Costüm der Zeit Albrecht Dürer's und ein lebensgroßes Porträt Hans Holbein's seinen außerordentlich fein und mannichfaltig gearteten Farbensinn und sein materielles Schönheitsgefühl bewährt, sodas ein großer coloristischer Versuch: Die Begegnung Luther's und Frundsberg's vor dem Reichstage zu Worms, auch bei denen milde Beurtheilung erfuhr, welche die Intentionen des Künstlers nicht verstanden oder nicht billigten. Paul Meyerheim zeigte in vier Genrebildern mit Thieren eine überraschende Vielseitigkeit, glücklichen Humor, einfach geschickte Composition, anmuthige Zeichnung und vor allem ein vortreffliches Colorit und daneben in zwei Panneaux mit den gegenseitigen Besuchen des Storchs und des Fuchses Originalität, Laune und Geschick für decorative Aufgaben. Ein tiroler Bauernpublikum bei der Aufführung der Leidensgeschichte, von Adolph Menzel, war ein wahres coloristisches Wunder und der Werth des Bildes nach dieser Richtung nur durch denjenigen übertroffen, den ihm die Schärfe der Charakteristik und die Feinheit der Beobachtung gab; und doch stand hierin wieder ein Sonntag im Tuileriengarten noch höher. Beim ersten Anblick fast befremdlich, läßt das Bild bei längerer Betrachtung immer reicheres Detail gesondert hervortreten, immer bewegter, mannichfaltiger gestaltet sich das Leben, immer inniger werden wir von der Wahrheit dieser bunten Scene überzeugt, überall tritt Humor und treffliche Charakterschilderung uns entgegen, ein wahres Feuerwerk von Farben, doch von harmonischer Pracht vergeistigt das Ganze. Beiläufig hat Menzel seitdem schon wieder ein ähnliches Bild vollendet, eine Missionspredigt im Walde in der Nähe eines Curortes, in welchem die Buntheit und der Ueberreichthum des Tuileriengartens glücklich vermieden, alle übrigen Vorzüge desselben festgehalten sind. Karl Gräß's Architekturen, Nach der Schlacht von Worcester von Konstantin Eretius, ein hübsches Genrebild: Im Dorfe, von D. Becker, ein Abendgebet in der Wüste von Wilhelm Genz, eine Margarethe im Kerker von Ernst Hildebrand, Porträt von Adalbert Vegas, Gustav Gräß, Gustav Richter, Julius Schrader, dem in-

zwischen verstorbenen manierirten Lieblingsmaler der Haute-Volée, Richard Lauchert, gute Thierstücke von Albert Brendel, Hermann Freese und Eduard Del verdienen ehrenvolle Erwähnung.

Die religiöse Kunst hat keine Lorbern geerntet; höchstens verdiente eine Heilige Familie von Ittenbach genannt zu werden. Dagegen die Kriegs- und Soldatenbilder der Berliner sowol wie der Düsseldorfer mochten im allgemeinen wol befriedigen. Georg Bleibtreu's Uebergang nach Aisen zwar ist unerfreulich in der Gesamtwirkung; zwei Momente in der Schlacht von Königgrätz von Otto Heyden aber erwarben sich Beifall durch die schlicht natürliche Anordnung und den Reichthum an Porträts. Das bekannte Handflugmotiv, welches dem einen derselben zum Grunde lag, war auch von Karl Steffel in einem kolossalen Bilde mit lebensgroßen Figuren ausgebeutet, in dem freilich der Schwerpunkt ganz auf der Porträtfigur des Königs und die artistische Hauptpointe auf der geschichtlichen Stute Sadowa ruhte. Den Preis unter den Stücken dieses Genre trugen drei Bilder davon, die in der That als Meisterstücke zu bezeichnen sind: Ein Vermisster (verwundeter Offizier hülflos auf dem Schlachtfelde bei sinkender Sonne, lebensgroß) von Paul Kiefling; tadellos gezeichnet, außerordentlich wirkungsvoll gemalt und im höchsten Grade ergreifend. Sodann der Recognoscirungsritt des Majors von Unger am 2. Juli 1866, der die Schlacht von Königgrätz zur Folge hatte, von Emil Hünten, unter dem eigentlichen Kampfeszenen weitaus das Bedeutendste, ja wir erklären ohne Einschränkung, daß wir nie ein ähnliches Bild gesehen haben, welches bei einem gleich erschütternden Momente durch geschmackvolle Wahl des Maßstabes, überzeugende und lichtvolle Composition, Flüchtigkeit und Freiheit der Bewegungen, Correctheit und Feinheit der Zeichnung, zwischen Breite und Feinlichkeit in glücklicher Mitte schwebende Behandlung, treffliche coloristische Verwerthung der Uniformen und angemessenen Ausdruck der Köpfe diesem ebenbürtig gewesen wäre. Das dritte der gedachten Bilder spielt in der Heimat beim festlich frohen Einzuge der düsseldorfer grünen Husaren. Aber nur der Hintergrund der rechten Seite ist davon erfüllt, links auf einer Veranda sitzt ein ergrauter Herr, ihm gegenüber zwei blühende weibliche Erscheinungen, am Rande der Straße auf den Armen der Dienerin ein kleines Kind, gleich jenen dreien in tiefer Trauer. Die Situation ist sofort klar, die Empfindung in den Hauptfiguren ist so tief und edel, daß der Gegenstand, eine Preisaufgabe für psychologische Zeichnung, nicht vollendeter dargestellt werden könnte. Leider stand dies Bild von Mikutowski in Düsseldorf im Colorit nicht auf derselben Höhe wie nach der Seite der Erfindung.

Berlin hatte endlich auch dasjenige Bild geliefert, welches von vielen Seiten, und wol nicht mit Unrecht, als das Hauptwerk der Ausstellung bezeichnet wurde: Die Jagd nach dem Glück, von Rudolf Henneberg; eine Composition, in der einmal wieder eine bedeutende Künstlernatur tief in den Born poetischer Ideen gestiegen ist, um lauterer Gold der Kunst daraus zu schöpfen. Freilich ist es ein allegorischer Stoff, aber nicht abgeblaßte Gedankenspiele sind hier mühsam in die sinnliche Form gekleidet, sondern die Vorstellung ist concret zum Vorgange geworden und realistisch, wie er dem gläubigen Künstlergeiste vorgeschwebt, ist er von der Meisterhand festgebannt. Das Bild ist durch Photographie und den Holzschnitt in der „Illustrirten Zeitung“ bereits allgemein bekannt und im allgemeinen wol auch überall nach Verdienst geschätzt und gewürdigt worden, so daß wir hier von demselben nur als von einer epochemachenden künstlerischen Erscheinung Act zu nehmen haben, ohne von den Einwendungen Notiz zu nehmen, die phrasenhafter Dilettantismus und blindes Vorurtheil hier und da erhoben hat. Man würde wahrscheinlich in nicht geringe Verlegenheit gerathen, wenn man seit der höchsten Blütezeit der Kunst ein einzelnes Werk namhaft machen sollte, das einen gleich gewaltigen und nachhaltigen, durchaus edeln Eindruck hervorbrächte wie dieses, und hierbei ist nichts

auf die Neuheit der Schöpfung abzurechnen und auf fulminante Erfolge gewisser bahnbrechender Gemälde bei ihrem ersten Auftreten als auf etwas Analoges zu verweisen. Henneberg's Bild steht ganz auf dem Boden des Besten, was die moderne Malerei leistet, und wenn es alles übrige in Schatten stellt, so ist das nicht das erste Aufblitzen einer neuen, mit einer gewissen Paradoxie auftretenden Richtung in der Kunst, sondern lediglich das Uebergewicht der großen zu Grunde liegenden Idee, die der Künstler in echt modernem Sinn zu erfassen und in echt modernem Gewande darzustellen vermochte. Modern im Sinne nicht der Anbequemung an die „bequem gesellige“ Alltäglichkeit, sondern modern in reifster Erfassung der treibenden Ideen der Zeit, modern in der Form nicht in pedantischer Kostümtreue, sondern in der vollendeten Beherrschung der gebräuchlichen Darstellungsmittel.

Mit Henneberg wurde vielfach Wilhelm Cordes in Weimar zusammengestellt, dessen Wibe Jagd eins der merkwürdigsten Bilder war, die seit lange gemalt sind. Er hat die Gestalten gegeben gleichsam wie sie der mythenbildende Volksgeist am Himmel zu sehen glaubt, in unsicherem Schwanken zwischen Wollengebilde und Figur. Ueber das Ganze, aus dem bei genauerer Betrachtung immer mehr Details hervortreten, gießt der Mond durch halbzerrißene Wollenschleier sein unheimliches Licht, sodaß für den ersten Anblick die ziemlich große Leinwand mit einem blaugrünen, an den hellsten Stellen ins Weißlichgraue fallenden Localtone überzogen ist. Die Phantasie des Künstlers ist bewundernswerth mächtig, freilich paßt das Material der Delfarbe zu diesem gespenstischen Spuk nicht wohl, dergleichen ist in solcher Auffassung eher ein Gegenstand für den Holzschnitt.

Auch außer Cordes waren die Weimaraner recht achtbar vertreten, so durch Ferdinand Pauwels, dessen ewige Protestanterverfolgungen freilich schon kaum mehr durch seine glänzenden malerischen Vorzüge vor der Langweiligkeit gerettet werden können; ferner durch E. E. Döpler, Bernhard Blochhorst, dessen Farbe leider in Weimar schon bedenklich abgebläht ist, durch Paul Thumann, den Grafen Kalkreuth u. a.

Unter den Sculpturen glänzten hauptsächlich die Marmorarbeiten deutscher in Rom lebender Künstler vor den andern hervor; so die Nymphe und mehr noch die Judith von Emil Wolff, eine Venus Anadyomene von Eduard Mayer, und ganz vorzüglich eine ziemlich reizvolle Gruppe von Venus und Amor von E. Müller. Auch eine Susanne von Gustav Kaupert in Frankfurt am Main zeigte trefflichen Ausdruck und schöne Formen. Noch vorzüglicher war eine Nymphe mit entfliehendem Amor von E. Cauer, besonders ausgezeichnet durch den frischen geistreichen Zug bewegten Lebens.

Unter den Berlinern machte sich vorzugsweise Reinhold Vogas bemerklich, und er erschien besonders in einigen Reliefs sehr zu seinem Vortheil, da hier seine vornehmlich malerische Begabung, freilich etwas auf Rechnung des strengen Reliefstils, zur Geltung kommen konnte. Außerdem geizmet sich's Rotiz zu nehmen von Julius Franz, Karl Reil, Fritz Schaper und Erdmann Ende, einem der begabtesten unter den jüngern der berliner Künstler, dessen kolossale Jahn-Statue für den Turnplatz in der Hasenheide bei Berlin, ein höchst achtbares Werk, im Modell vollendet ist.

Ein kleines Modell zu dem Siegesdenkmal auf der Insel Usen von Strack ist ein ärmliches gothisches Nachwerk, dessen gedankenloser Aufbau in dem „Gedanken“ gipfelt, die gothische Kreuzblume durch das Usengedenk Kreuz zu ersetzen. (Denselben Händen ist, wie verlautet, das große Denkmal für den deutsch-dänischen und den sechsundsechzigjährigen Feldzug auf dem Königsplatz bei Berlin übertragen. Es scheint nach den Zurüstungen, daß man bereits mit dem Bau beginnt, aber noch schwebt Geheimniß über der ganzen Sache, noch hat kein Mensch die Pläne gesehen, nur einige dunkle Andeutungen sind verstoßen und in sibyllinischem Tone dem Publikum zugekommen. So errichtet man in Berlin

Nationaldenkmäler!) Raum glücklicher war die nach L. Hesse's Entwurf in Silber, Gold und Email ausgeführte Ehrensäule, welche die Armee dem Könige zu seinem sechzigjährigen militärischen Jubiläum dargebracht hat. Das Plastische daran, Reliefs von Melchior zur Straßen, eine Borussia von Gustav Bläser und vier Soldaten (Porträts) von Alexander Calandrelli, muß als recht befriedigend anerkannt werden, aber der architektonische Aufbau hat schlechte Linien und Verhältnisse und gar keinen Stil.

Ein ungewöhnliches Interesse nahm zu Anfang 1869 die Ausstellung der Concurrrenzentwürfe für den neuen berliner Dom in Anspruch. Der König von Preußen hatte an seinem siebzigsten Geburtstage den Beschluß kundgegeben, den von Friedrich Wilhelm IV. gehegten und sogar auf halbem Wege schon der Vollendung entgegengeführten Plan zur Errichtung eines neuen Domes an der Stelle des jetzigen und im Zusammenhange mit einem Camposanto als Grufstätte für die Mitglieder der Königsfamilie, für welchen letztern bekanntlich Cornelius die Ausmalung entworfen und bis zu seinem Tode wenigstens theilweise in den Cartons vollendet hatte, wieder aufzunehmen. Infolge dessen wurde am 12. Aug. 1867 von den Ministern des Cultus und der öffentlichen Arbeiten eine Concurrenz ausgeschrieben, nach deren sehr übereilt aufgestelltem und ungenügendem Programm die Erhaltung des Camposanto und die ungefähre Innehaltung der jetzigen Fluchtlinie, Beschränkung auf das jetzt schon zum Dom gehörige Areal und Venutzung der für den neuen Bau bereits gelegten Fundamente gefordert wurde. Die Baukosten waren auf nicht über 3—4 Mill. Thlr. normirt; von der Uebertragung der Ausführung wie überhaupt dem Zweck der Concurrenz sowie von Preisen u. dgl. verlautete nichts, als daß eine „angemessene Vergütung des Aufwandes an Zeit, Mühe und Kosten“ (!) in Aussicht gestellt wurde. Unter solchen Umständen konnte auf eine allgemeinere Theilnahme über den engsten Kreis der berliner Architektenschule hinaus natürlich nicht gerechnet werden, und auch von dieser war sie nur als ein Tribut ihres Patriotismus und ihres Ehrgeizes zu gewärtigen. Und so geschah es denn auch, daß unter einigen funfzig Entwürfen bei weitem die meisten und bei weitem die besten von berliner Künstlern eingeliefert waren.

Ungefähr ein Viertel der Pläne hielt es für möglich, mit der alleinseligmachenden gothischen Schablone auch dieser Aufgabe gerecht zu werden, einen protestantischen Dom zwischen Schlüter's Schloß und Schinkel's Museum und Nehring's Zeughaufe gegenüber zu errichten. Jede von diesen Bestimmungen allein hätte a priori genügen sollen, den gothischen Langhausbau von der Concurrenz auszuschließen. So war es der Jury vorbehalten, das beste Resultat der diesmaligen Concurrenz in dem negativen Verdict festzustellen, daß in gothischem Stile eine angemessene Lösung der Aufgabe unmöglich erscheine, ein Ausspruch, der um so wichtiger ist, als er von einer Jury, in der einige Hauptvertreter der gothischen Stilrichtung saßen, fast mit Einstimmigkeit ausgesprochen wurde. Nicht ohne Einfluß auf den Eifer der Gothiker mag es gewesen sein, daß einige Zeit vor der Concurrenz verlautete, der König habe sich für eine Nachahmung des regensburger Domes entschieden, ein Gerücht, das, so albern es freilich an und für sich war, doch für wichtig genug hätte gehalten werden sollen, um ihm officiell bündig zu widersprechen, was nicht geschehen ist.

Uebrigens war die Gothik auch keineswegs glänzend vertreten, und es dürfte nicht uncharakteristisch sein, daß die Gothiker fast ausnahmslos anonym mit irgendeinem frommen Motto auftraten. Ist es nicht dasselbe Gefühl der Gleichgültigkeit der Individualität gegenüber des Zirkels Maß und Gerechtigkeit, das diese Thatsache verschuldet und das auch die Namen der mittelalterlichen Baumeister in Dunkel verhüllt hat? Durch saubere Ausführung, zum Theil durch gutes Detail und durch ein nicht ganz unglückliches Streben

nach Großartigkeit der Totalwirkung traten die Entwürfe „Für Gott, König und Vaterland“ (Dombaumeister Staz in Köln, wie allmählich verlautete), der von N. Cremer in Aachen und der mit dem Motto „Immanuel“ hervor. Die solideste Durchbildung des Grundrisses, das feinste Gefühl für Ebenmaß der Raumbispositionen und so viel in ihren Erfindungen glückliche Phantasie, wie nur irgend mit der gothischen Gebundenheit zu vereinigen ist, waren die rühmlichen Eigenschaften des gothischen Entwurfs von Kilmann und Heyden in Berlin, dem, wie man munkelte, „höhere“ Eingebungen nicht fremd waren, worauf aber möglicherweise nur die theilweise Anlehnung an den regensburger Dom geführt haben kann; eine Arbeit, die es sich aber gleichzeitig vorgesetzt zu haben schien, die Unmöglichkeit einer befriedigenden Lösung auf diesem Wege unter den gegebenen örtlichen Verhältnissen zu erhärten, da nur durch eine Verstümmelung des frei entworfenen und natürlich in erster Linie dargebotenen Planes erreicht werden konnte, daß er sich in den beschränkten Raum fügte.

Dem schwer zu übermerkenden Hinweise auf centrale Anlage, der aus dem annähernd quadratischen Bauplätze und aus den Erfordernissen des protestantischen Gottesdienstes gleichmäßig sich ergibt, hatte der Entwurf mit dem Motto „Eine feste Burg ist unser Gott“, als dessen Autor sich, nachdem er allseitigen Beifall gefunden, der Baurath Klingenberg in Oldenburg nannte, sich in der Weise fügsam gezeigt, daß er ein Kuppelgebäude in gothischen Formen durchzubilden unternommen. Der innere Widerspruch mußte sich rächen. Abgesehen von einer durchaus verfehlten Grundrissdisposition ließ sich die Gothik nur so lange festhalten, wie ihr Stützenwerk in die Höhe reichte. In der darüber hinausragenden Kuppel brach der Renaissancegedanke der central überwölbten Anlage auch in der Form rickhaltlos durch, wie er auch schon das Detail der Gliederungen und die Ornamentation der Flächen vorher vielfach beherrscht hatte. Seinen durchschlagenden Erfolg verdankte der Plan der meisterhaften Ausführung in großem Maßstabe, auf deren Rechnung nicht zum geringsten Theil der großartige und phantastische Gesamteffect des Aufbaues zu setzen war. Vor der schärfer betrachtenden Untersuchung hielten jedoch die neben der Kuppel überflüssigen Strebebesteme und die durch hohe Galerien nur sehr nothdürftig verkleidete Trockenheit und Kahlheit des Unterbaues nicht stand. Es war eine höchst effectvolle Theaterdecoration, weiter aber nichts.

Die krausen und abenteuerlichen gothischen Centralanlagen der Architekten Ebe und Venda in Magdeburg und eines Ungenannten („Nihil sine deo“), sowie der Versuch eines bekannten Unbekannten in Breslau, die vertrocknete Dogmatik noch einmal zu Stein erstarrten zu lassen, haben nur als Curiosum ein Anrecht nicht übergangen zu werden. Alle übrigen Entwürfe näherten sich mehr oder weniger dem durch Stüler's Plan angegebenen Ideal eines centralen Kuppelbaues, in allen Schattirungen des Renaissance- und Barockstils unter gelegentlichem Zurückgreifen auf den Byzantinismus, und andererseits unter kühnem Vorwärtstreben zu einem Zukunftsstil, der auf die Eisenconstruction und selbst auf Glas und Eisen (Bechtold in Charlottenburg) basirte.

Wenn man zwei Entwürfe von Petit und von Gazagne in Toulouse, von denen der letztere schon einmal irgendwo anders gebient zu haben schien und die beide eine vollkommene Baukastenarchitektur darstellten, und von einem Plane von Franz Minne in Gent abieht, dessen antiker Jopf bescheidene Zweifel aufkommen läßt, ob sein Urheber den Namen Schinkel im Zusammenhange mit Berlin jemals hat nennen hören, so hat man es lediglich mit deutschen Architekten zu thun. Da es unmöglich Aufgabe an dieser Stelle sein kann, der unfreiwilligen Comit der Impotenz Denkmale zu setzen, so fallen eine große Anzahl von Entwürfen gänzlich außerhalb des Kreises unserer Betrachtung; so vor allem der von J. Gärtner in Berlin, der von W. Widop in Aachen (trotz der trefflichen Vortragsweise), von Friedrich in Fürth u. s. w. Wir gedenken nur derjenigen,

welche wirklich Beachtung verdienten und zum großen Theil auch von der Jury als eines Preises würdig bezeichnet sind.

Das große Grundthema, welches den meisten Entwürfen als den Variationen gleichsam zu Grunde lag, war Schinkel's Mikolalkirche in Potsdam mit ihrer meisterhaft geschwungenen Kuppel und dem Säulenumgange des mächtigen Tambours über einem quadratischen Unterbau mit kurzen Kreuzarmen. Während aber Schinkel bei beträchtlicher Raumentfaltung in allen Verhältnissen maßvoll geblieben, hatten seine Schüler und Nachfolger trotz der allgemeinen und für die Urheber von Langbauten nur zu berechtigter Klage über die Beschränktheit des Bauplatzes, dessen Grenzen auch nicht wenige Entwürfe beträchtlich überschritten, es doch nicht vermeiden können, sich ins Maßlose zu verlieren. Von den Kuppelbauten wird die Mikolalkirche meist beinahe um das Doppelte, von den meisten selbst Sanct-Paul in London, Sanct-Peter in Rom beinahe erreicht, und von nicht wenigen sogar an Höhe übertroffen! In diesen offenbaren Fehler sind die Architekten dadurch verfallen, daß sie vor allem bestrebt gewesen sind, im Innern einen möglichst großen ungetheilten Raum mit lauter zum Sehen und Hören bequemen Plätzen zu schaffen. Was aber durch die Raumbisposition in diesem Sinne möglicherweise gewonnen wird, das geht durch die ungeheuern Schallfänger, die Kuppeln, wieder verloren und der ästhetische Gesamteindruck des Aufbaues ist der eines Mißverhältnisses zwischen Unterbau und Kuppel, nicht selten gepaart mit Trockenheit und Mangel an energischer Gliederung. Diesen Fehlern haben die ungeheuern Kuppelbauten der ältern Zeit sich auf zwei Wegen zu entziehen gewußt. Sie haben entweder die Kuppel als die ausschließliche ästhetische Pointe behandelt, der gegenüber der Unterbau weiter keine Bedeutung hat als lediglich Träger zu sein, so in dem classischen Muster des Pantheon zu Rom. Oder sie haben die Kuppel herauswachsen lassen aus und über einem reich und viel gegliederten, breit gelagerten Unterbau, aus dessen Massen sich die himmelanstrebende Wölbung erhebt wie der Sieger, den seine Mannen auf die Schultern nehmen. So in der Hagia Sophia, so in Sanct-Peter und Sanct-Paul. Die berliner Dombauconcurrenten haben den Mittelweg eingeschlagen, aber die Wahrheit liegt nicht immer in der Mitte.

Von diesem Fehler der Kolossalität aber und der von vielen nur unter dem kleinen Maßstabe der Zeichnungen verhehlten Armlichkeit abgesehen, von der freilich selbst einige der besten Entwürfe nicht freizusprechen waren, mußte doch eine Fülle glücklicher Lösungen bald im ganzen, bald im einzelnen anerkannt werden. Die drei in erster Linie auszuzeichnenden Arbeiten rührten von Berlinern her, und zwar vor allem derjenige, welcher, wenn die Nothwendigkeit vorgelegen hätte, irgendeinen der Concurrrenzpläne, so wie sie dazuwaren, zur Ausführung anzunehmen, der einzige gewesen wäre, bei welchem man ebenfalls über die Bedenken hätte hinwegsehen können, der von Gropius und Schmieden. Er zeichnete sich durch edle und einfache Großartigkeit sowie durch einen namentlich im Außern bewährten feinen Farbensinn aus. Er war für Ausführung in Backstein mit reichem bunten Majolikaschmuck der Facaden gedacht, entging aber nicht dem Vorwurfe, für den großen Maßstab zu wenig bedeutende Gliederungen zu besitzen. Dies mag bei ihm zum Theil in dem Material liegen, denn es ist leicht zu bezweifeln, ob der Backstein für so große monumentale Aufgaben ausreicht und man nicht vielmehr, um vollkräftige Gliederungen zu ermöglichen, zum Haustein zu greifen genöthigt sein wird.

Nächst dem nennen wir Hüllmann und Heyden, die eine eigenthümliche Lösung gesucht hatten, indem sie das Gebäude aus einem Sechseck mit einer kurzen dreischiffigen Vorlage zu construiren versucht hatten. Es hat sich nämlich gezeigt, daß einerseits das kirchliche Bauwerk eine energisch betonte Längachse erfordert, andererseits aber das Achteck, das die meisten, und das Zwölfeck, das einige dem Centralbau zu Grunde gelegt haben, eine solche Längachse nicht ohne Gewaltthatigkeit hervortreten läßt. Das regelmäßige

Schöckel schien diese Schwierigkeiten in geringerm Maße darzubieten, zumal wenn in dasselbe durch eine Vorhalle geführt wird, welche die Hauptrichtung andeutet; und in dieser Hinsicht war der Entwurf auch in hohem Grade befriedigend. Aber die Architekten mußten der Schwierigkeit erliegen, die freistehende Seitenfascade und gegenüber die Verbindung mit dem Camposanto vor der ausladenden Ecke des Schöckels organisch zu entwickeln. In der Durchbildung hatten sie sich einer überaus reichen Renaissance-decoration bedient und auch von der zweifelhaften Befugniß, statische Glieder decorativ zu benutzen, einen ausgedehnten Gebrauch gemacht. Ein vor dem Eingange gelagerter Triumphbogen, auf dessen Billigung die Erfinder verzichteten und der aus reichlichen Gründen hätte wegb bleiben müssen, stand statt mit dem Außern seiner Decoration und Gliederung nach mit der Innenarchitektur in Verbindung, sodas im Falle seiner Beseitigung die wichtige Frage nach der Bildung des Hauptportals an der Fascade offen und unerledigt blieb.

Der dritte Entwurf von hervorragender Bedeutung war der von Ende und Böckmann, die durch Hineinziehung einer Seite des Camposanto in den Grundriß und Ueberschreitung der Wasserfluchtlinie im Zusammenhange mit Vorschlägen zu umfassenden Umgestaltungen des angrenzenden Stadttheiles sich den Bauplatz beträchtlich erweitert hatten, und durch die Sonderung des Innern in eine mächtig geräumige Festkirche und eine dahinter gelegene bescheidene Predigtkirche, zwischen welchen sich der Altar erhebt, den Schwierigkeiten für die Benutzung allzu weiträumiger Gotteshäuser für den protestantischen Cultus aus dem Wege gegangen waren. Durch eine glänzende Durchbildung des Innern, das sie durch eine meisterhafte Aquarelle von Lorenz Ritter in Nürnberg auf die vortheilhafteste Weise vorführten, haben sie eines bedeutenden Eindruck nicht verfehlt. Dennoch ist sowohl das Princip der Theilung bedenklich als auch manches in den Hauptzügen der Durchführung mangelhaft; so vor allem die Stellung der vier Ecktürmchen im Rechteck statt im Quadrat und die willkürlich verschiedene Durchbildung der Fascaden in einer zum Theil nichts weniger als organischen Weise.

In zweiter Linie standen für uns zwei Entwürfe von Orth in Berlin und einer von Eggert eben da. Orth's Pläne, im Grundriß dürftig und schematisch, waren hauptsächlich auf eine imposante perspectivische Wirkung berechnet und präsentirten sich in den vorzüglich ausgeführten perspectivischen Ansichten mit ihren kühn gethürmten, durch markige Schatten und Lichter belebten Massen überaus stattlich. Aber es fehlte an einer klar ersichtlichen Triebkraft, welche diese Formen hervorbrachte. Als phantastische Decorationen ganz vorzüglich, ermangelten sie derjenigen Präcision und Kraft des belebenden Gedankens, die allein dem angeführten Bauwerk eine befriedigende Wirkung verbürgt. Eggert steht Gropius sehr nahe und war ihm in einzelnen, zumal im Innern, wol selbst überlegen; doch thaten die kegelmantelförmigen Laibungen der die vier Hauptpfeiler verbindenden Bogen eine üble Wirkung.

Erst in dritter Linie ist Adler in Berlin zu nennen. Der Gedanke, über dem Unterbau noch einmal wie von vorn anzufangen und die Ecktürmchen mit der Kuppel durch Säulengänge zu verbinden, die in die Fenster des Tambours einmünden, sowie der ganze troden doctrindre Anflug des Baues hat mehr als einen Beschauer überrascht. G. Silberbraut in Berlin würden wir gar nicht nennen, wenn ihn nicht die Jury bevorzugt hätte und es verlautete, das er in hohen Kreisen sich besondern Beifalls erfreute. Das Innere in schwerem, aus Barock streifendem Renaissancestil mit dem romanisirenden Außern als aus Einem Gedanken hervorgewachsen zu erweisen, eine indifferente Wandfläche der Fascaden den Hauptträgern des Innern entsprechend als organisch zu qualificiren und das in sich selber ein miniature wiederholte Hauptportal als eine gesunde Bildung anzusehen, wird selbst ihrem Urheber binnen kurzem unmöglich sein. Aus demselben Grunde nur gedenken wir des Entwurfs von von Quast auf Radensleben. Mancher ist über-

rascht gewesen, den in wissenschaftlichen Kunststudien wohlverfahrenen Conservator der Kunstdenkmäler im preussischen Staate in einer quasi selbständigen Arbeit so viel leisten zu sehen. Davon jedoch abgesehen kann dieser Abfall von seinen Restitutionsentwürfen für das aachener Münster selbst den mäßigsten Ansprüchen nicht genügen, und die Garnirung des unorganischen und schlecht gegliederten Hauptbaues mit einer Unmasse überflüssiger und unverständlicher An- und Vorbauten dem Ganzen nur das Gepräge des Schülerthaften und des Dilettantischen aufbrücken. Von dem byzantinistrenden Geschmack besonders der Innenausstattung als unverträglich mit den protestantischen Grundanschauungen wollen wir nicht reden. Dem letzterwähnten weit vorzuziehen ist der Entwurf von A. Basse in Görlitz, der den Gedanken aufgreifend, daß der Dom ein Gedächtnißmal für die kriegerischen Großthaten der letzten Jahre sein soll, rechts und links vom Eingange unter den Ecktürmen Gedenkcapellen angeordnet hat. Die obern Beendigungen befriedigen jedoch durchschnittlich wenig, sonst aber ist auch im Aufbau manches recht löblich, auch vielfach die Intention für die farbige Behandlung geschmackvoll.

In Bezug auf die Feinheit des Details und den höchst soliden und kräftigen Farbengeschmack müssen wir auch noch den Entwurf von H. Spielberg in Berlin unter den besten der Concurrrenz erwähnen, freilich nicht ohne dem Lobe einen es mehr als paralytischen Vorwurf hinzuzufügen. Der Baumeister hat hinter dem Predigtraum unter einer mäßigen Kuppel eine besondere Abendmahlskirche von gleichfalls centraler Gestalt angeordnet, und um das Sacrament — in einer dem Protestantismus wenig entsprechenden Auffassung — als die Blüte und den Mittelpunkt des Gottesdienstes zu charakterisiren, darüber einen Thurm angebracht. Dieser ist an sich betrachtet von schöner Erfindung und reizvollen Verhältnissen, aber hinten an der Kirche, hinter einer Kuppel stehend geradezu sinnwidrig, und um den Bau einigermaßen zu dominiren, zu der schwindelnden Höhe von mehr als 560 Fuß in die Höhe getrieben. In einer später beigefügten Skizze war der Thurm um einige Stockwerke verkürzt, aber nur um seine vorher schönen Verhältnisse einzubüßen und den ganzen Plan, der mit einer gewissen Geschlossenheit auftritt, aus Einheit und Haltung zu bringen. Der Plan ist eben in der Grundidee verfehlt und kann nur in und mit dieser, d. h. also durch gänzliche Verwerfung, seine Mängel los werden.

Als von einer ganz wunderlichen Schöpfung, um so wunderlicher, als ihr Urheber sie mit einer gewissen Emphase als sein künstlerisches Glaubensbekenntniß hinstellte, muß von C. Schwatlo's Entwurf die Rede sein. Er hat mit Hilfe ziemlich raffinirter Eisenconstructions einen durch Leichtigkeit der Stützen und wider alle natürliche Statik frei schwebende Theile charakterisirten Bau in einer Art von höherem Baumkuchenstil zu Wege gebracht, dem durch kleinliche Effecte, wie unsichtbar einfallende Richten u. dgl., ein gewisser prickelnder Reiz verliehen ist. Doch konnte auf die Dauer die willkürliche Cumulation der Massen über das Unkünstlerische, Einheits- und Ideelose des Machwerks nicht im Unklaren lassen, und wenn dazu kam, daß noch symbolische Erklärungsgründe (der zwölf eisernen Hauptpfeiler als der Apostel, der Säulen der Kirche, der vier Ecktürme als der Evangelisten u. s. w.) hineinspielten, das lediglich verwerfende Gesamturtheil nicht fürder aufgehalten werden.

Als außer der Concurrrenz stehend waren noch mit ausgestellt Stüler's Entwurf zu einer fünfschiffigen Basilika und desselben bereits erwähnter Centralbau, der im Grundriß den meisten jetzt eingelieferten Centralbauten weit nachsteht, und ein Entwurf, ganz allgemein für eine protestantische Hauptkirche, von Otto Pius Hippus in Petersburg, welcher einen für den protestantischen Cultus geeigneten Raum mit romanischen Formen herzustellen versucht hat, ohne jedoch über eine trockene Zusammenstellung schon dagewe-

senar noch dazu dürftiger Details in einem für sie nicht geeigneten Constructionsschema hinwegzukommen.

Die Jury erklärte, wie vorauszusehen, kein einziges Project für brauchbar, empfahl eine Anzahl von Arbeiten zur Prämiiung und stellte ein ausführliches Programm für eine neue Concurrenz auf, welche jedoch zur Zeit noch nicht ausgeschrieben worden ist.

Im März 1869 veranstaltete der Verein deutscher Zeichenlehrer zu Berlin eine Ausstellung von Materialien für den Zeichenunterricht im Locale der Scholz-Troschel'schen Damenakademie. Soweit es die etwas überreife Vorbereitung und die geringe Zeit zur Anordnung des Vorhandenen gestattete, war eine Uebersicht über die jetzt gebräuchlichen Methoden und Hilfsmittel des Zeichenunterrichts im weitesten Sinne, d. h. mit Einschluß nicht nur des Malens und des Modellirens, sondern auch der Anatomie, der Perspective, Kunstwissenschaft u. s. w. durch Bücher, Vorlagen und Schülerarbeiten gegeben. Es zeigte sich, daß es trotz der Fülle des Vorhandenen an brauchbaren Vorlagen namentlich für den Elementarunterricht eigentlich fehlt, und daß eine rationelle Methode noch mit Consequenz durchzuführen bleibt; doch wird über die wirkliche Sachlage ein sicheres Urtheil erst möglich sein, wenn eine umfassende und genügend vorbereitete spätere Ausstellung dieser Art, wie eine solche bereits für das nächste Jahr beabsichtigt wird, die Gewähr einer gewissen Vollständigkeit gibt.

Den Glanzpunkt der diesmaligen Ausstellung machten die Arbeiten der königlich bairischen Kunstgewerbeschule in Nürnberg aus. Die Leitung A. von Kreling's hat der gesammten Production dieser Schule einen charakteristischen Stempel aufgedrückt, der freilich mitunter an Uniformität streift. Eine eminente Sicherheit, feines Verständniß für die Form und frappante Wirkung sind die Eigenschaften aller zur Ausstellung gelangten Zeichnungen; aber es fehlt das Eigenartige. Es wäre unrichtig, der Anstalt daraus einen Vorwurf zu machen, daß sie nicht bloß, wie ihr Name schließen läßt, kunstgewerbliche Zeichner und Modelleure bildet, da sie ja auch denjenigen, welche dieses Ziel verfolgen, eine ihren Zwecken entsprechende Ausbildung zutheil werden läßt. Nehmen wir also die Thatsache ruhig hin, daß diejenigen Lehrurse, deren Ergebnisse den blendendsten Glanz um den Namen des Instituts verbreiten, entschieden auf Künstler berechnet sind. Künstler aber auf einer solchen Stufe der Ausbildung müssen schon ihre Individualität geltend machen; sind sie dazu nicht befähigt oder nicht ermutigt, so ist das ein Mangel der Methode. Gelehrte zu bilden, ist bekanntlich nicht schwer, wohl aber Menschen; ebenso ist es mit eiserner Strenge und Consequenz — man denke an Rafael Mengs! — verhältnißmäßig leicht, Zeichner zu drillen, nicht aber Künstler zu erziehen. Wenn die Figuren eines Künstlers alle an eine feststehende Norm der Formgebung und Behandlung gemahnen, so ist das erklärlich und allenfalls erträglich. Wenn aber die Producte von Duzenden, wenn auch noch nicht zu voller Selbständigkeit entlassener Künstler einander so gleichen, daß man mit der äußersten Anstrengung die Hände nicht unterscheiden kann, dann ist der Geist, der noch in diesen Formen lebt, wenigstens nicht derjenige, der eigentlich zu den Händen gehört, sondern mit Brachlegung aller einzelnen Geister ein gemeinsamer dominirender, an sich vielleicht sehr bedeutender, der über allen schwebt. Die Schülerarbeiten haben dann das Ansehen und erfahren das Geschick der Leistungen von Wunderkindern; allmählich verschwindet das Wunder und das Kind bleibt. Die Vorfertiger meisterhafter Schülerarbeiten treten selbständig geworden mit stümperhaften Meisterstücken auf. Wir erinnern nur an E. Jäger's, eines Hauptschülers Kreling's und jetzigen Hauptlehrers der Anstalt, Antheil an der „Schiller-Galerie“. Etwa die Hälfte der lebensgroßen Acte trugen den Namen desselben Zeichners, aber auch die übrigen, von denen doch hoffentlich wenigstens der eine oder der andere von einer zweiten oder dritten Hand

herrührte, waren von jenem nicht zu unterscheiden; ja dieses Schablonistren erstreckt sich sogar nach einer Richtung, in der es in diesem Grade kaum glaublich, und da als möglich erwiesen, äußerst bedenklich ist. Die Modelle zu den lebensgroßen Kopfstudien (es wird in der Anstalt bekanntlich nur nach plastischen Vorlagen und nach der Natur gezeichnet, sowie nach Zeichnungen und nach der Natur modellirt, also nie bloß copirt) sind alle in Costüme, und zwar meist sehr malerisch gesteckt, die Köpfe sind aber wol kaum irgendwo als wirkliche Porträts zu nehmen, sondern sie sind in der Charakteristik ein wenig chargirt und zugestutzt und dadurch dem Charakter ihrer vorgeblichen Zeit und Heimat angepaßt. Werden durch solches Idealistren der Köpfe aber doch nur ganz allgemeine Typen geschaffen wie hier, und zwar bei Studien nach der Natur, so wird dadurch der freie Blick für die wirkliche Erscheinung verfälscht und unmittelbar in die Manier der erhabenen Linie hineingetrieben, der es dann schließlich — wir haben die Bestätigung in der Praxis und die Rechtfertigung in der Kritik erlebt — gleichgültig ist, ob sie „das Profil eines Gottes oder den Contour einer Schürze“ beschreibt.

Diese Bemerkungen sollen, wie Lessing es von der Kritik dem Meister gegenüber verlangt, mit Bewunderung zweifelnd und mit Zweifeln bewundernd nur in aller Bescheidenheit vorgebracht sein, nicht entfernt, um über die Leistungen der nürnbergger Kunstgewerbeschule ein abschließendes Urtheil zu wagen, sondern nur, um bei wiederkehrender Gelegenheit womöglich genauern Aufschluß über manches Zweifelerregende herbeizuführen. Es würde dann, von den diesmal ganz ausgeschlossen gewesenen Ergebnissen des Modellirunterrichts abgesehen, unter anderm und vor allem wünschenswerth sein, Einsicht zu gewinnen in die Studien über die Farbe. Weder in der Malerei noch in der Kunstindustrie kann dem heutigen Gefühl und Bedürfnis gegenüber etwas Erledliches geleistet werden, wenn nicht das Farbengefühl der Schaffenden aufs sorgfältigste, verständigste und wirksamste gepflegt und entwickelt wird. Die wenigen farbigen Entwürfe zu kunstindustriellen Gegenständen lassen keine Methode und auch keine glänzenden Resultate erkennen (1867 zu Paris war es ebenso). Ueberhaupt gehören die freien Entwürfe mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. der Armleuchter mit dem Märchen vom Aschenbrübel eine solche ist, zu dem Schwächsten, was die Schule aufzuweisen hat. Weder eigenthümliche Erfindung noch auch nur die wohlverstandene Benutzung der besten Vorbilder ist daraus ersichtlich. Diese Bemerkung trifft besonders die der Zahl nach überwiegenden Erfindungen in gothischem Stil, bei denen es allerdings nicht fern liegt, den Grund in dem Unterricht zu suchen; denn der Lehrer für gothische Architektur und was damit zusammenhängt, H. Eberlein, hat sich bei der berliner Dombauconcurrentz in einer so unglaublich dürftigen Weise betheiliget und seine vorgeblichen Vorbilder, die fränkischen Bauten, so jammervoll mißverstanden, daß von ihm eine fruchtbare und gedeihliche Einwirkung auf Schüler freilich nicht erwartet werden kann. Im übrigen aber hat ja die Schule gerade in jüngster Zeit mehrfache ansehnliche Vermehrungen ihrer Lehrkräfte sowol nach der wissenschaftlichen wie nach der künstlerischen Seite hin erfahren. Es ist also nicht zu bezweifeln, daß unter der besten Leitung alle Unterweisung normal sich unterstützt und ergänzt.

Eine Anzahl der besten Arbeiten aller Art, die aus dem Unterricht und der Thätigkeit der nürnbergger Kunstgewerbeschule hervorgegangen sind, finden sich publicirt und so den weitem Kreisen zugänglich gemacht in einem photographischen Werke, das aus dem Atelier der Anstalt hervorgegangen und bei Soldan in Nürnberg erschienen ist (bisher vier Lieferungen zu je sechs Blatt in vorzüglicher Ausführung).

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Nibelungenlied.

Mit Wort- und Sacherklärungen herausgegeben
von

Karl Bartsch.

Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Ausgabe des Nibelungenliedes im Originaltext — die zugleich den III. Band der von Franz Pfeiffer begründeten Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters“ bildet — ist mit allen Hilfsmitteln zum sprachlichen Verständniß versehen und erscheint in so gefälliger äusserer Ausstattung, wie sie bisher noch nie den altdutschen Dichtungen zutheil geworden. Sie hat in kurzer Zeit die weiteste Verbreitung gefunden und liegt bereits in zweiter, vom Herausgeber sorgfältig revidirter Auflage vor.

In demselben Verlage ist erschienen:

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Karl Bartsch. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese neue Uebersetzung unseres größten altdutschen Epos ins Hochdeutsche von dem bekannten Germanisten, der auch das Original neu herausgegeben, hat wesentliche Vorzüge vor allen bisherigen Uebersetzungen. Während sie sich in der Versform enger an das Original anschließt, vermeidet sie dagegen, ohne doch die Localfarbe zu verwischen, die Beibehaltung altdeutscher Ausdrücke und Wendungen, welche dem mit dem alten Idiom nicht vertrauten Leser das Verständniß erschweren würden. In einer vorausgehenden Einleitung gibt der Uebersetzer dankenswerthe Aufschlüsse über den Stoff und die Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Vier Theile. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der eben verstorbene Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Academie, Geheimrath Carus in Dresden, veröffentlichte in diesem Werke die Geschichte seines innern und äußern Lebensgangs, seiner akademischen und ärztlichen Berufsthätigkeit, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler, seiner Reisen, endlich seines Umgangs und brieflichen Verkehrs mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Reich an wechselnden Bildern und gehaltvollen Aussprüchen über Wissenschaft, Kunst und Leben, gewähren die Denkwürdigkeiten des so vielseitig hervorragenden Gelehrten eine höchst anregende Lektüre; sie bilden ein Stück Zeit- und Kulturgeschichte, das ein halbes Jahrhundert umfaßt und dauernden Werth in Anspruch nehmen darf.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 8 Thlr.

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Zweite, vielfach vermehrte Auflage. Mit 161 Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. In Carton 12 Thlr.

Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ergebnisse aus ärztlichen Studien und ärztlichem Wirken während eines halben Jahrhunderts. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neuer Atlas der Cranioscopie, enthaltend dreissig Tafeln Abbildungen merkwürdiger Todtenmasken und Schädel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage des „Atlas der Cranioscopie“. Folio. Cartonirt 16 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Paulus.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit einer Karte.

8. Geheftet 2 Thlr. (Auch in acht Lieferungen zu je 7½ Ngr. zu beziehen.)

Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Gleichzeitig mit dem französischen Original ist dieses mit Spannung erwartete neue Werk Renan's über den Apostel Paulus in einer vom Verfasser autorisirten deutschen Ausgabe erschienen. Der „Paulus“ schließt sich eng an die beiden berühmten Werke des Verfassers „Das Leben Jesu“ und „Die Apostel“ an und hat bereits gleich lebhaftes Theilnahme wie diese in den Kreisen der Theologen und der gebildeten Laien gefunden.

In demselben Verlage erschien:

Die Apostel. Von Ernest Renan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Einbanddecken

ZUR

Neuen Folge von Unsere Zeit.

Vielen Abnehmern des vorliegenden Werks wird die Mittheilung willkommen sein, dass die Verlagshandlung Einbanddecken zu demselben, und zwar in zwei Arten: in Leinwand und in Halbfranz, hat anfertigen lassen.

Jeder Besitzer des Werks wird dadurch in den Stand gesetzt, dasselbe für einen billigen Preis in geschmackvoller Weise sich einbinden lassen zu können.

Der Preis der Decke eines Bandes beträgt

in Leinwand 6 Ngr.,

in Halbfranz 8 Ngr.

Jede Buchhandlung kann die Decken zu diesen Preisen besorgen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Siebzehntes Heft. (1. September 1869.)

Inhalt.

Seite

Die Insel Kreta und der nationale Kampf gegen die Türken. Von Professor Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. Zweiter Artikel.	321
Erfahrungen und Anschauungen aus dem tropischen Südamerika. Von Franz Engel. I. Auf dem Catatumbo.	349
Luftgerichte. Zweiter Artikel. Kaviar und Genossen.	377

Chronik der Gegenwart:

Chronologie: Victor Aimé Huber. — John A. Köbbling.	388
Literarische Revue: Deutsche Geschichtschreibung. — Geschichte des Alterthums: Wilhelm Ihne, „Römische Geschichte“; W. Hertzberg, „Geschichte Griechenlands unter den Römern“; Max Bldinger, „Forschungen zur römischen Kaisergeschichte“; Th. Preuß, „Kaiser Diocletian“. — Darstellung des Mittelalters: A. von Reumont, „Geschichte der Stadt Rom“. — Geschichte der neuern Zeit: Ludwig Häuffer, „Geschichte des Zeitalters der Reformation 1517—1648“; Gustav Droysen, „Gustav Adolf“; Arnold Schäfer, „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“; Polemik zwischen Hüffer und von Sybel. — Werke von Chr. Hoffmann und Johann Scherr. — Friedrich Kapp, „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika“	392



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Gotthold Ephraim Lessing.

Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen.

Mit einer Einleitung.

Von **Friedrich Bloemer**, Obertribunalarath.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende Sammlung von ausgewählten, bequemen und übersichtlich geordneten Stellen aus Lessing's Schriften und Briefen enthält unvergängliche Schätze von Weisheit und Lebenserfahrung für jeden Gebildeten und Bildung suchenden Sinn. Alles Concessionelle hat der Herausgeber absichtlich ausgeschlossen.

Das Werk reiht sich folgenden, unter dem gemeinsamen Titel „Lichtstrahlen“ in demselben Verlage erschienenen Sammlungen an:

- Johann Gottlieb Fichte.** Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte.
- Georg Forster.** Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Pichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier.
- Goethe als Erzieher.** Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz.
- Johann Gottfried von Herder.** Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung. Von Horst Keferstein.
- Wilhelm von Humboldt.** Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Fünfte Auflage.
- Friedrich Schleiermacher.** Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Elisa Maier.
- Arthur Schopenhauer.** Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Dr. Julius Frauenstädt. Zweite Auflage.
- William Shakespeare als Lehrer der Menschheit.** Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer Einleitung. Von Hermann Marggraff.

Jedes dieser Werke kostet geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

BIBLIOTHECA D'AUTORI ITALIANI.

Jeder Band geh. 1 Thlr.; geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschien:

Tomo X. **Goldoni, Carlo**, Commedie scelte. Precedute da un discorso critico delle opere dell' autore.

Diese sorgfältig getroffene Auswahl aus dem reichen Schatz der Goldoni'schen dramatischen Muse, wird den Freunden der italienischen Literatur willkommen sein. Es sind darin folgende Lustspiele aufgenommen: Il Torquato Tasso. — Le Donne curiose. — Un curioso Accidente. — Terenzio. — L'Avvaro fastoso. — Il vero Amico. — Il Burbero benefico.

Die früher erschienenen Bände der „Biblioteca d'autori italiani“ enthalten:

- Tomo 1. **Manzoni, Alessandro.** I promessi sposi. Storia milanese del secolo XVII.
- » 2. **Leopardi, Giacomo.** Opere.
- » 3. **Balbo, Cesare.** Novelle.
- » 4. 5. **Boccaccio, Giovanni.** Il Decameron. 2 vol.
- » 6. **Cantù, Cesare.** Margherita Pusterla. Racconto.
- » 7. **Giusti, Giuseppe.** Poesie. Precedute dalla vita dell' autore.
- » 8. **d'Azeglio, Massimo.** Niccolò de' Lapi ovvero i Palleschi e i Piagnoni.
- » 9. **Pellico, Silvio.** Opere scelte.

Die Insel Kreta und der nationale Kampf gegen die Türken.

Von Professor Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy.

Zweiter Artikel.*)

Wir haben in unserm ersten Artikel nachzuweisen gesucht, daß das Mißtrauen und die Vorurtheile, welche der kretische Aufstand in der öffentlichen Meinung Europas geweckt hat, verschwinden müssen, sobald man die Geschichte und die Gegenwart der Insel Kreta selbst gründlich kennen und scharf ins Auge fassen will. Man muß all die schönen Raisonnements über den prophetischen Fragmentisten Fallmerayer und über die Verkommenheit der heutigen Griechen beiseitelassen, und sich Entstehung wie Verlauf der kretischen Bewegung einzig und allein aus der Eigenart der Insel wie der Inselaner erklären. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, die Unzufriedenheit, welche sich im Frühjahr 1866 auf der Insel kundgab, sei eine künstlich genährte, von Griechenland oder von Rußland und Amerika importirte gewesen. Vielmehr liefen gerade aus Athen die dringendsten Abmahnungen vor einer Erhebung ein, „welche keine Aussicht auf Erfolg haben könne“, und die angeblichen Wühlereien russischer oder nordamerikanischer Agenten existiren nur in der ängstlichen Phantasie einiger Journalisten, welche überall das drohende Gespenst der orientalischen Frage erblicken und im übrigen keine Ahnung von den factischen Verhältnissen Kretas haben. Man war in Kreta ebenso wenig auf einen großen Kampf vorbereitet wie in Griechenland, es fehlte an dem allernöthigsten Kriegsmaterial; man hatte weder Pulver noch Gewehre, in den ersten Gefechten mußte man sich mit altnodischen Flinten behelfen, die meist versagten, oder mit Pistolen, die für den Freund gefährlicher waren wie für den Feind. Als die ersten Unzufriedenen im April zusammentraten, ja selbst als man am 14. Mai zu Rhodonia die Petition an den Sultan unterzeichnete, wollte man nur eine friedliche Demonstration veranstalten, und man hoffte, daß dieselbe ebenso wie im Jahre 1858 von der Pforte respectirt, daß der Sturm durch rechtzeitige Concessionen beschworen werden würde. Nachdem man den europäischen Congressen die Abschriften von der Petition überreicht und einen Ausschuß von 30 Mitgliedern ernannt hatte, der die türkische Antwort in Empfang nehmen sollte, ging man ruhig auseinander. Gewiß einen legitimen Anfang kann eine Volkserhebung schwerlich haben: Als deshalb den Petenten von Seiten Ismail-Pascha's der kurze Bescheid ertheilt ward: „Se. Maj. der Sultan bewilligt euch nichts und befiehlt euch sofort auseinanderzugehen. Im Falle der Weigerung wird man euch angreifen, gefangen nehmen und in Ketten legen. Ihr sollt ferner Declarationen unterzeichnen, dahin gehend, daß ihr vollkommen zufrieden gestellt seid, zukünftig nie wieder Versammlungen halten noch Beschwerdeschriften einreichen wollt“, hatte der Dreißiger-Ausschuß vollkommen recht, zu erklären, daß er nur die Wünsche der christlichen Gesammtbevölkerung Kretas ausgesprochen und damit den gesetzlichen Boden nicht verlassen habe. „Wir nehmen uns die Freiheit ehrerbietig zu

Sgl. den ersten Artikel in „Unsere Zeit“, Neue Folge, V, 1., 481—499.

bemerken, daß in einem Lande wie Kreta, wo wir weder Presse noch Parlament haben und wo die Erfahrung uns gezeigt hat, daß jedesmal, wenn Christen es versuchten irgendeine Beschwerde an die Hohe Pforte zu richten, man sie durch Einschüchterung und Bestechung davon abzuhalten suchte, wir keinen andern Ausweg hatten als eine friedliche und unbewaffnete Zusammenkunft, damit der wahre Zustand unserer Insel zur Kenntniß Sr. kaiserlichen Hoheit komme.... Es ist unverständlich und beinahe lächerlich zu behaupten, daß die Vertreter der christlichen Bevölkerung Kretas irgendwelchen fremden Einflüsterungen gefolgt sind oder folgen und daß die Existenz des Centralcomité Störung im Volke erhält und es zum Aufruhr reizt....“ Die Beteuerungen des Dreißiger-Ausschusses fanden jedoch auf türkischer Seite keinen Glauben. Während die Kreter sich als treue und ergebene Unterthanen der Pforte bekannten, handelte man, als seien sie von ausländischem Golde zum Abfall bestochene Rebellen. Der Gouverneur der Insel, Ismail-Pascha, war es, der den Kretern die Waffen gewissermaßen in die Hand zwang, der ihre friedliche Demonstration in blutigen Aufstand verwandelte. Er gab Befehl, daß alle türkischen Familien sich in die festen Plätze der Nordküste zurückziehen und das offene Land den Christen überlassen sollten. Ehe noch ein Christ die Waffen ergriffen hatte, handelte er, als ob die ganze Insel in hellem Aufruhr stehe. Er hielt eine Berathung mit den europäischen Consuln und theilte ihnen mit, daß er den kretischen Ausschuß mit Gewalt auseinanderjagen wolle, falls derselbe sich noch länger widerspenstig zeige. Die meisten Consuln widerriethen die Anwendung von Gewaltmaßregeln, da sie schon mit dem Ausschuß selbst in Beziehung getreten waren und von demselben die Zusicherung erhalten hatten: er werde sich auflösen, sobald der Pascha ihnen Amnestie bezüglich der Petition verspreche. Nur der französische und englische Consul neigten sich der Ansicht Ismail-Pascha's zu; jener, weil er Instructionen hatte, zu der friedlichen Lösung des Conflicte nicht mitzuwirken, dieser, weil er seinen französischen Collegen in allem zu unterstützen angewiesen war. Ismail-Pascha aber wußte sehr wohl, daß er selbst ein Hauptgegenstand des Hasses der Griechen, daß seine Entfernung ein Hauptwunsch der Petenten von Rhodonia war; er wollte von einer friedlichen Auflösung des Ausschusses nichts hören, sondern die Griechen lieber zum Äußersten treiben, damit er sich selbst halten und durch energische Maßregeln sogar einen Titel des Ruhms und der Dankbarkeit in Konstantinopel erwerben könne. Unterstützt von den Consuln der Westmächte verweigerte er also eine jede Nachgiebigkeit. Er sandte ein paar Compagnien Soldaten gegen den Ausschuß aus, um ihn zu überfallen; allein rechtzeitig von der Bevölkerung gewarnt, gelang es den Comitemitgliedern nach Apokorona zu entkommen. Inzwischen hatte Ismail-Pascha, der nun absolut einmal eine Insurrection erzielen und einen blutigen Triumph aufweisen wollte, seine Streitkräfte um die Festungen an der Nordküste concentrirt, und gleichzeitig landete ein Hülfscorps von 6000 Aegyptern unter Sahin-Pascha, welches der Vicekönig, von dem drohenden kretischen Aufstande unterrichtet, dem Divan zur Disposition stellte.

Nun spielte eine eigenthümliche Intrigue, welche dem Ausbruch des eigentlichen Kampfes zuvorging. Erinnet man sich nämlich der interessirten Dienste, welche Mehemed-Ali während des griechischen Freiheitskampfes dem Divan leistete, so erscheint es nur consequent, daß auch sein Nachfolger das traditionelle Gelüß der ägyptischen Herrscher nach der Perle des Archipels empfand und bei dieser Gelegenheit im Trüben zu fischen suchte. Der ägyptische General trat mit dem französischen Consul in Unterhandlung und entwarf einen Plan, demzufolge die gegenwärtige Verwirrung zur Annexion Kretas an Aegypten benutzt werden sollte. Er schmeichelte dem religiösen Eifer der Bevölkerung, indem er den Kirchen und Klöstern reiche Geschenke machte, begab sich nach Apokorona, wohin der Ausschuß geflüchtet war, und fing an mit demselben wegen einer Annexion der Insel zu unterhandeln, die durch allgemeine Volksabstimmung, durch das suffrage

universal bestätigt werden sollte. Er brachte ein wahres Füllhorn schöner Versprechungen mit: Errichtung der längst von jedem verständigen Insulaner gewünschten Bank, Anlegung von Volksschulen, von Straßen und Wegen, Steuernachlaß auf einige Jahre u. s. f. Die Geldgeschenke, die er hinzufügte, war man klug genug anzunehmen, im übrigen aber verlangte der Ausschuß, um sicher zu gehen, eine schriftliche Garantie. Sahin-Pascha vermochte eine solche nicht zu geben, und da zugleich Kunde von den kriegerischen Maßregeln einlief, die Ismail getroffen, so schnitt der Ausschuß selbst die Verhandlungen ab und der Aegyptier mußte unverrichteter Dinge nach Canea zurückkehren. Diese kurze Episode ist nicht ohne tiefer gehende Wirkung geblieben. Der Abscheu gegen eine Annexion an Aegypten ließ den Gedanken der Wiedervereinigung mit dem griechischen Mutterlande als einzige Rettung erscheinen. Ein Vierteljahr war seit dem Beginne der Bewegung verstrichen, die Beschwerdefchrift der Kreter war nur durch Drohungen und militärische Maßregeln beantwortet, der türkische Theil der Bevölkerung bewaffnet und alles war von seiten Ismail's zu einem furchtbaren Rassenkampfe vorbereitet worden; da mußte der Ausschuß erkennen, daß die türkische Regierung nicht daran denke, den kretischen Beschwerden abzuhelfen, und daß jedes längere Zögern verderblich sein würde. Am 21. Aug. 1866 erließ er von Apokorona aus eine Erklärung an die Vertreter der drei Schutzmächte: Da man die Barmherzigkeit der Hohen Pforte vergeblich angerufen habe, so bleibe nichts anderes übrig „als zu den Waffen zu greifen, um unsere Ehre, unser Leben und unser Hab und Gut zu verteidigen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.... Die Noth zwingt uns dem feindlichen Heere Widerstand zu leisten, sollte man versuchen, uns aus den Orten zu verdrängen, wohin wir uns mit unsern Frauen und Kindern geflüchtet haben, bis unser Schicksal durch die christlichen Mächte entscheiden sein wird. Zugleich bringen die Unterzeichneten zur Kenntniß der hohen Vertreter der andern und besonders der drei Schutzmächte die Profanation und Beraubung folgender Kirchen: der heiligen Kyriade in Nydonia, des heiligen Demetrius, der heiligen Jungfrau, des heiligen Pantaleimon in Retymo und der Kirche der heiligen Wandlung; alle diese Entweihungen der Heiligthümer sind von der kaiserlich türkischen Armee verübt worden. Bei diesen Greuelthaten hat man es nicht bewenden lassen, sondern friedliche unbewaffnete Leute verstümmelt und gepeinigt, bloß weil sie sich weigerten, Adressen zu unterschreiben, die den Zweck haben zu leugnen, daß wir irgendwelchen Grund zu Wünschen und Beschwerden haben“.

Die ägyptische Intrigue trug ihre Früchte, freilich aber nicht gewollte. Denn nur wenige Tage später, am 2. Sept. 1866, proclamirte der Ausschuß von Sfakia aus die Annexion Kretas an das Königreich Griechenland. „In Uebereinstimmung mit dem Eide vom Jahre 1821 und mit dem allgemeinen Wunsche der ganzen Bevölkerung für die Vereinigung und Unabhängigkeit der ganzen hellenischen Stammesbrasse beschließen wir: 1) Für immer ist auf der Insel Kreta die osmanische Herrschaft abgeschafft. 2) Die Insel Kreta ist ungetrennlich und für immer mit Griechenland, seiner Mutter, unter dem Scepter Sr. Maj. der Königs der Hellenen Georg I. vereinigt. 3) Die Ausführung dieses Decrets ist der Tapferkeit des kretischen Volks, der thätigen Mitwirkung aller Stammesgenossen und aller Philhellenen sowie der mächtigen Vermittelung der drei Schutzmächte und Garantien und der Allmacht des Höchsten anheimgestellt.“ Man sieht, die Kreter wurden schrittweise von ruhiger und begründeter Beschwerde zum Abfall gedrängt, und nichts ist irriger als die Ansicht, daß fremde Abenteuerer dort Nationalitätspolitik getrieben und die armen Kreter zum Aufruhr geheizt hätten. Wenn irgendwer den Aufruhr anstiftete, so war es die türkische Regierung, und mit vollem Recht sagt ein Bericht des italienischen Viceconsuls zu Canea an den italienischen Minister des Auswärtigen: „Statt die Kreter zu bewegen, daß sie sich ruhig zurückzögen, hat die türkische Regierung sie nur bestimmt, sich zu erheben und mit den Waffen in der Hand die Rechte und Privilegien zu verlangen,

welche sie kurz zuvor friebfertig und mit Demuth erbeten hatten.“*) Die Hohe Pforte ist es gewesen, die im Mai und Juni 1866 den Aufstand erregt hat, für den man sich in Griechenland erst im August und September 1866 zu erhitzen begann. Dann freilich, als es zu Athen bekannt ward, daß der kretische Ausschuß die Insulaner zu den Waffen gerufen und die Annexion an Griechenland proclamirt habe, da war es nicht mehr am Platze von einem voraussichtlich erfolglosen „Unternehmen“ abzumahnern und die patriotische Leidenschaft mit Gründen der Klugheit und Mäßigung zu bekämpfen. Eine gewaltige Aufregung ergriff das ganze Volk; hätte, so fragt ein englischer Berichterstatter, Altengland unbewegt und unbefangen bleiben können, wenn die Engländer in Indien um ihre Existenz gegen die Sepoys kämpfen müßten? Erst jetzt trat das „kretische Comité“ zu Athen in den Vordergrund, man sammelte für Waffen und Munition, zahlreiche Freiwillige eilten nach Kreta hinüber, und die Regierung erließ jene umfangreiche Denkschrift an die Mächte, worin sie ausführte, daß Griechenland, „welches durch seine geographische Lage, durch Stammes- und Spracheinheit mit den hellenischen Unterthanen des türkischen Reichs all deren Unbehagen mitempfinde, unmöglich ein gleichgültiger Zuschauer der verzweifeltsten Anstrengungen der Kreter zur Erzielung einer Verbesserung ihrer Zustände bleiben könne. Es würde seine Mission als erster christlicher Staat des Orients verletzen, bestrebe es sich nicht auch andere Stimmen zu Protesten zu veranlassen gegen die vom türkischen Fanatismus eingegebenen und willkürlichen Maßregeln gegen seine Brüder... Der Divan habe die Bitten der Kreter zurückgewiesen und eine Armee von 22000 Mann theils Türken, theils Aegypten nach der Insel gesandt, in deren Gefolge sich ein Dervisch befinde, welcher offen zum Christenmorde aufrufe. Ein Brief des Großveziers vom 22. Juli an den Statthalter der Insel befehle diesem, mit Strenge gegen die Aufständischen vorzugehen, und die griechische Regierung schaudere bei dem Gedanken an das Unglück, welches der einmal erregte türkische Fanatismus über die Christen bringen könne“.

Inzwischen hatte sich der Beginn der Feindseligkeiten in Kreta selbst noch immer hinausgezögert. Das erste Blut floß in Selino; die Türken überfielen des Nachts ein christliches Dorf, wurden jedoch mit dem Verlust von zwei oder drei Todten zurückgeschlagen. Bald folgten kleine Scharmützel an verschiedenen Orten der Insel, doch suchten beide Theile einem größern Zusammenstoß auszuweichen. Der innere geheime Zwiespalt zwischen den äußerlich gegen den Aufstand verbündeten Türken und Aegyptern verhalf den Insurgenten zu einem ersten glänzenden Erfolge. Ismail-Pascha hatte den ägyptischen General veranlaßt, 4 Bataillone nach Bryssa in Apokorona zu schicken, wo sie die Verbindung zwischen Netymo und Kydonia abschneiden und den Schlüssel von Sfakia, Apokorona, bewachen sollten. Die Aegypten saßen auch ohne Schwertstreich hinter den Desele von Bryssa Posto, aber es schien nun fast als hätten ihre türkischen Waffenbrüder ihnen einen Vorgeschnack von den Gefahren des kretischen Bergkriegs geben und sie in eine Falle gehen lassen wollen. Denn die Kreter schnitten den des Terrains unkundigen Fremden erst das Wasser ab, umzingelten sie dann von allen Seiten, schlugen die aus der Ebene heranrückenden Entsatztruppen zurück und zwangen die Umzingelten nach einem dreitägigen Gefecht zu capituliren. Von gegenseitiger Erbitterung war damals noch so wenig die Rede, daß man den Aegyptern die mildesten Bedingungen stellte und sie mit Waffen, Gepäc und Lebensmitteln abziehen ließ.***) Die moralische Bedeutung dieses ersten Erfolgs war größer als die militärische. Die Christen gewannen Selbstvertrauen und zeigten

*) Italienisches Grünbuch vom 21. Dec. 1866. Vgl. auch Lord Lyon's Depeschen vom 17. Juli und 28. Nov. 1866 an Lord Stanley im englischen Blaubuch.

**) Η κρητική επανάστασις ὑπὸ Ἀγγλοῦ κατοικοῦντος ἐν Κρήτῃ. In der trefflichen zu Triest erscheinenden griechischen Zeitschrift „Klio“ (Nr. 407, 409, 410, 411 vom Jahre 1869).

sich einem Ausgleich weniger geneigt als zuvor. Bald stand die christliche Bevölkerung der ganzen Insel in Waffen, es verging kein Tag, wo nicht Muselmanen und Christen aufeinandertrafen, mordeten und plünderten. Das flache Land ward allmählich ganz verlassen; wenn man hier und da, wie der Engländer Skinner in der Ebene von Messara, noch Bauern traf, die ihrer Beschäftigung auf dem Acker nachgingen, als ob Friede sei, so staunte man das seltene Phänomen an; die Mehrzahl der Kreter ackerte und pflügte nur in den Zwischenpausen des Kampfes, und oft genug riefen die Flintenschüsse eines nahen Gefechts das rasche und kampflustige Volk von den Weinbergen und Delspanzungen hinweg. Die griechische Bevölkerung der Städte ward von den türkischen Kanonen und Besatzungstruppen niedergehalten; dagegen sahen sich die Türken, die Ismail's Befehl nicht befolgt und sich nicht in die nördlichen Festungen gezogen hatten, sondern die auf dem offenen Lande geblieben waren, bald genug von der Uebersahl der Christen bedrängt und erdrückt. Die Lage war zu kritisch, die Gefahr zu allgemein geworden, als daß der, welcher sie hervorgerufen, daß Ismail sie auch wieder zu beschwören vermocht hätte. Da appellirte die Pforte an die Erfahrung und Gewandtheit des langjährigen Gouverneurs von Kreta, des Albanesen Mustafa. Am 11. Sept. langte er mit ausgedehnten Vollmachten versehen auf Candia an, übernahm den Oberbefehl der Turko-Aegypter, deren Streitmacht auf nahezu 40000 Mann geschätzt ward, entließ den unfähigen Unruhestifter Ismail und rüstete sich wiederzugewinnen, was in den letzten drei, vier Monaten durch Unkunde und Taktlosigkeit verloren war. Er erklärte die Insel in Belagerungszustand und erließ eine Proclamation an die Kreter, worin er sie daran erinnerte, daß Kreta, wo er länger als 30 Jahre gelebt, sein zweites Vaterland sei, betheuerte, daß er den Mißverständnissen, welche die christlichen Bewohner zur Empörung getrieben, gern abhelfen wolle, Handel, Ackerbau, Unterrichtswesen, die Ausübung der bürgerlichen Rechte und die persönliche Freiheit würden in ihm einen eifrigen Vertreter finden. Man möge daher aber auch jenen Leuten, die sich Kreter nannten, aber Fremde seien, und aus der Fremde her hegen und putzen, mißtrauen und dieselben als die eigentlichen Feinde des Landes erkennen lernen, zu Handel, Industrie und Ackerbau zurückkehren und der kaiserlichen Regierung Gewaltmaßregeln ersparen. „Ich kann nicht länger als fünf Tage warten“, schloß er, „um die Wirkung dieser meiner versöhnlichen Ansprache zu erfahren.“ Die Erfahrungen, welche die Kreter unter Mustafa's früherem Regiment gemacht hatten, waren freilich nicht geeignet, seine Versöhnlichkeit ins rechte Licht zu stellen, und wenn er von Reformen sprach, so kam er jetzt, nachdem man hartnäckig jede Concession verweigert und mit Gewaltmaßregeln auf die unterthänige Petition der Kreter geantwortet hatte, etwas zu spät. Der Ausschuß wollte wenigstens auf die Sirenenstimme des schlauen Albanesen nicht hören und antwortete am 17. Sept. durch einen Aufruf an das Volk von Kreta: „Tapfere Landsleute! Der Mann, der unser Vaterland 30 Jahre lang unterdrückt und so viele edle Märtyrer der Freiheit an den Bäumen aufgehängt hat, dieser Tyrann, der Mustafa-Pascha heißt, ist neuerdings auf unsere Insel gekommen, wie man sagt, vom Sultan gesendet, um uns unter das Joch zurückzubringen. Den allgemeinen Geist des Landes kennend und eurer stolzen und edeln Gesinnungen gewiß, halten wir jeden Rath für überflüssig, der bloß darauf abzielen würde, euern Patriotismus gegen seine Kunstgriffe zu warnen. Das Lösungswort «Vereinigung oder Tod», welches von einem Ende Kretas zum andern erschallt, gibt auf die betrügerischen Worte, durch welche der Unterdrücker uns abermals zu kirren sucht, die passende Antwort. Sprecht es durch den Donner eurer mörderischen Waffen und durch ruhmvolle Siege aus, daß ihr nicht mehr seine Rajahs seid, sondern freie Hellenen, deren Vaterland Griechenland und deren König Georg I. König der Hellenen ist. Der Gott der Gerechtigkeit wird fortfahren, unsere Waffen zu segnen.“

Schon die ersten unbedeutenden Gefechte, welche mit den kampfslustigen Insurgenten stattfanden, zeigten dem vielerfahrenen Albanesen den ganzen Ernst der Situation. Es gelang ihm zwar nach Kandanos vorzudringen und die dort von den Christen belagerten, mit dem Hungertode ringenden Türken zu entsetzen, allein auf dem Rückwege sah er sich von den Aufständischen beim „Eisenthor“ muthvoll angegriffen und kehrte mit nicht unbedeutendem Verlust nach Canea zurück. Auf dem Hügel Rhizos zwischen der Ebene von Canea und den „Weissen Bergen“ sammelte sich ein Haufe Kreter, um den aus den Kämpfen der zwanziger Jahre wohlbekannten und strategisch wichtigen Posten von Malaxa zu bebrohen, den Aegypten und Türken bewachten. Sie verbargen sich in den Weinbergen und schossen auf die Ungläubigen, welche Trauben holen wollten. Andere Insurgenten kamen von Karamia nordwärts gegen Malaxa gezogen und setzten sich in einer so günstigen Position fest, daß weder der Angriff der Garnison von Canea noch das Feuer der Artillerie von Malaxa sie zu vertreiben vermochte, bis sie endlich aus Mangel an Munition nach Karamia zurückgingen. Diese Dreistigkeit der Aufständischen zu züchtigen, ließ Mustafa ein starkes Corps von 10000 Mann gegen Karamia und Therison vorrücken, und nun wiederholten sich die Erfahrungen der zwanziger Jahre. Denn nur langsam und schrittweise wichen die Insurgenten zurück; jede günstige Wendung, jede Enge des Weges ward von ihnen benutzt und hinter den Felsen verborgen lauerten sie auf den günstigen Moment, um durch ein wohlgezieltes Feuer Unordnung in den feindlichen Reihen hervorzurufen. Es gelang den Angreifern weder die Kreter völlig zu zerstreuen, noch sie einzuschließen oder irgendeine nennenswerthe strategische Position zu besetzen. Jeder Theil schrieb sich den Sieg zu. Doch hatten die Kreter jedenfalls einen moralischen Vortheil erlangt, da sie vor einer so gewaltigen Uebermacht nicht geflohen waren und den Angriff wohldisciplinirter und besser bewehrter Truppen ausgehalten hatten. Mustafa hatte erfahren, daß seine Gegner nicht beim ersten Schusse davonlaufen würden. Er rüstete nun zu einem zweiten ernstern Angriff gegen das Bollwerk der kretischen Freiheit, gegen Sfakia, und brach zu Anfang October aus Canea auf, um durch die Engpässe des Platanos nach dem Hochthal Omalos vorzubringen. Er folgte dem Laufe des Platanos, des alten Jordanos; als er die Ebene von Miskianu erreicht hatte, nahm er bei Lakkho rechts vom Fluß eine feste Stellung, und überließ es den aus ihrem Dorfe verjagten Lakkhioten, von der Höhe der Weissen Berge, welche Lakkho dominiren, nach dem türkischen Lager herunterzuschießen. Bedenklicher wurde die Sache, als er nun in eins der Defilés des Platanos, östlich von Therison, eindrang. Vergebens ließ er zwei Tage hintereinander das auf dem linken Ufer des Platanos gelegene Bergdorf Zurba beschießen, wo sich die Apotheke und das Lazareth der kretischen Insurgenten befanden. Die Zahl der christlichen Verteidiger Zurbas wuchs von 300 auf 1600 Mann, drei Attaken der Türken wurden zurückgeschlagen und Mustafa sah sich genöthigt, unverrichteter Dinge wieder abzugeben. Um diese Zeit landete zum ersten mal der griechische Dampfer Panhellenion in Kreta und brachte Freiwillige, Waffen, Munition und Geld zur Unterstützung des Aufstandes. Es war das Teufelschiff, wie die Türken es genannt haben, da es dem kleinen Fahrzeuge mit seiner unerschrockenen Mannschaft so oft gelungen ist, den großen unbehüllichen türkischen Freigatten zu entgehen und die kretische Volade zu durchbrechen. Das erste Erscheinen des Panhellenion an der Küste Sfakias verbreitete natürlich eine freudige Aufregung unter den kämpfenden Kretern; alles eilte ans Meer, um die ankommenden griechischen Freiwilligen zu bewillkommen und das Kriegsmaterial in Sicherheit zu bringen. So ward die wichtige Position Therison entblößt und von Mustafa ohne Schwertstreich besetzt. Jetzt aber eilten die Kreter guten Muthes und neu bewaffnet von der Küste herbei, umgaben Therison und schnitten Mustafa den Rückweg an den Platanos und nach Lakkho ab, sodaß er froh sein mußte, von allen Seiten bedrängt zwischen Drakona und Malaxa

einen Ausgang nach der Ebene zu finden und von dort nach Canea Botschaften gelangen zu lassen. In der Stadt vernahm man das Schießen und den Lärm des Gefechts, und mit banger Furcht hatte man erfahren, daß das ganze Heer bei Therison umschlossen und von den Christen abgeschnitten sei. Zwei Detachements, die dorthin vordringen wollten, waren umzingelt und bis auf 20 Mann aufgerieben worden. Die Griechen gaben den Verlust des Feindes auf 700 Mann an. Je weniger das bisherige Resultat des Feldzugs den glänzenden Berichten entsprach, durch die Mustafa den Divan und unkundige Europäer zu blenden suchte, desto furchtbarer mußten belebte und unbelebte Wesen, die in seine Gewalt fielen, die erfahrene Enttäuschung entgelten. Rauchende Trümmer bezeichneten die Operationslinie des türkischen Heeres. Von Alifianu bis Drakona waren alle Häuser den Flammen übergeben worden. Nachdem Mustafa seinen Soldaten einige Kaff in Drakona gegönnt und Munition sowie Lebensmittel an sich gezogen hatte, marschirte er über den Rhizos, alles niederbrennend und verwüstend, sodasß sein ganzer Marsch von der Rauchsäule der Dörfer zwischen Kalywä und der Nordküste von Apokorona begleitet ward. Nun versuchte er es mehr östlich auf dem Weg über Krapi nach Kotsjo und Sfakia vorzudringen, fand aber bei Styli so energischen Widerstand, daß er nach Kalywä zurückkehrte, um den Zug neuer irregulärer Truppen zu erwarten. Die Aegypter hatten sich als völlig untauglich für den Bergkrieg ausgewiesen. Er zog also 1000 Albanesen heran und rückte durch Apokorona bis Barno vor, von den Christen unaussprechlich bedrängt und geneckt, ohne daß es zu einem entscheidenden Kampfe gekommen wäre. Unterwegs überließen sich die irregulären Truppen und die über die Schluppe zu Bryssa erbitterten Aegypter vollkommen ihrem wilden Instinct und begingen die furchtbarsten Gewaltthaten; kein Christ, der in ihre Hände fiel, ward verschont. Erschreckt flohen die Bewohner nach dem Hochgebirge Sfakia oder verbargen sich alter Gewohnheit zufolge in Höchern und Höhlen. Ein großer Haufe hatte sich in eine solche Höhle am Meere geflüchtet, die sich wegen ihres schmalen Eingangs leicht vertheidigen ließ; die Türken schossen mit Kanonen hinein, bis sich drinnen nichts Lebendes mehr regte. Der türkische Bericht behauptete nachher, daß die Flüchtlinge von der Ebbe und Flut innerhalb der Höhle getödtet worden sein. Europäische Zeitungs-correspondenten waren weise genug, den Vorfall und den Ort mit der alten Schauberggeschichte von Melidoni zusammenzuwerfen und zu behaupten, das Ganze sei ein Mythos, der auf einer Verwechslung mit jenen frühern Vorfällen beruhe. Nun gibt es freilich mehrere Dörfer des Namens Melidoni auf der Insel Kreta, die alle ihren Namen von Μελιούνη, d. h. von der Ameise hernehmen, welche ihre Löcher in den Flugsand zu bohren liebt. Das aus dem ersten Freiheitskampfe berichtigte Melidoni liegt aber in Myhiopotamos, und die bezeichnete jüngste Scene fand in Apokorona nahe bei Kefala statt. Nach dem Bericht von Augenzeugen wurden im ganzen 200, nicht 600 Flüchtlinge niedergemacht, wie man in Konstantinopel behauptet hat.

Nachdem Mustafa ganz Apokorona verheert hatte, ohne es doch völlig unterwerfen zu können, wandte er sich nach Basé zurück, wo sich inzwischen der Insurgentenchef Zimbrakakis mit 200 griechischen Freiwilligen und einer großen Zahl einheimischer Kreter verschanzte. Die Insurgenten waren unter sich gespalten; der Spalt zwischen den fremden Freiwilligen und den Eingeborenen, der während des ganzen Kampfes nicht geruht hat, begann ja schon nach den ersten Fahrten und Landungen des Blokadebrechers Panhellenion. Die Kreter wollten überhaupt von einer geordneten Feldschlacht nie etwas hören. Skinner erzählt, wie sich der Oberst Sotbried bemüht habe, ihnen die Vortheile der Organisation von Artillerie, Munitionscolonnen und einem taktischen Heere auseinanderzusetzen. Allein man habe seinen theoretischen Erörterungen immer wieder entgegengehalten, daß eine Kampfweise in der Ebene und in geordneten Colonnen für Kreta un-

möglich sei, Kreta müsse von seinen Palikaren durch eigene Waffen und nach der alten Art vertheidigt werden und bedürfe der europäischen Militärexercitien nicht. Hätte man Artillerie, so würde man nur in Verlegenheit gerathen, wie man sie schützen und im Nothfalle auf die Berge flüchten könne. Ein taktisches Heer, das in der Ebene operire, würde dem Feinde Verluste beibringen und selbst Verluste erleiden, bis die Türken schließlich durch ihre Uebersahl Sieger bleiben müßten. In dem kretischen Kriege aber komme es vor allem darauf an, daß sechs Türken statt eines Aufständischen fielen, und das sei nur in den festen Positionen und Dëfilés der Berge möglich. Aehnliche Erwägungen mögen auch an jenem Unglückstage von Vasé vorgewaltet und die rasche Entscheidung herbeigeführt haben. Der Kreter Hatzí Michalis weigerte sich, mit seinen 1000 Mann die ihm zugewiesene etwas exponirte Position einzunehmen, und erklärte, es sei eine Thorheit, daselbst gegen 7000 Türken Widerstand zu leisten. Die regulären türkischen Truppen machten einen Frontangriff in Masse, und die Albanesen erklimmen die Höhen von Vasé so rasch und unvermerkt, daß die Kreter beinahe umzingelt und gefangen worden wären und sich kaum durch eilige Flucht retten konnten. Die Freiwilligen erlitten schwere Verluste, zogen sich aber kämpfend zurück, ohne daß ihr Rückzug in Flucht ausgeartet wäre; in Krapi verschanzten sie sich von neuem, um Aethyo zu schützen; allein Mustafa griff sie nicht weiter an und begnügte sich mit dem schnellen und glänzenden Erfolge, den er zu Vasé errungen hatte. Dagegen verkündete er wenige Tage nach dem Gefechte von Vasé am 29. Oct. feierlich eine Amnestie für Fremde und Insulaner, gleichsam als sei der Aufstand nun glücklich beendet.

In der That hatte der Ausgang des Gefechts von Vasé unter den Kretern große Niedergeschlagenheit hervorgerufen. Man begann mit Sorge an die Zukunft zu denken; das Elend unter den nach Aethyo und Esakia geflüchteten Weibern und Kindern, der Eintritt der rauhen Jahreszeit, der Schnee, der in diesem Jahre ungewöhnlich früh und dicht in den Bergen fiel, der Mangel an Kleidern und Nahrungsmitteln: alles war wie dazu angethan, den Unglücksraben recht zu geben, die den Aufstand von Anfang an für aussichtslos erklärt und nur als ein Mittel hingestellt hatten, die an und für sich traurigen Zustände Kretas zu unerträglichem zu machen. In dieser kritischen Lage hielt der griechische Anführer Koronáos den Muth der gebeugten Kreter aufrecht und eröffnete den Bedrängten neue Hülfsmittel, indem er den Schauplatz des Kampfes vom Westen nach dem Centrum der Insel verlegte. Von kretischer Abstammung, aber in Griechenland aufgewachsen und erzogen, hatte Koronáos sich während der letzten Regierungsjahre König Otto's bei Gelegenheit des Aufstandes von Nauplia wie in der Zeit der Revolution hervorgethan und einen militärischen Ruf erworben, den der kretische Kampf glänzend rechtfertigen sollte. Wohl erinnern wir uns aus dem Frühjahr 1863, mit welchem Stolz man in Athen auf den damaligen Commandanten der Nationalgarde hinwies; sein würdevolles Auftreten, seine hohe stattliche Gestalt, der dicke graue Bart, der ihn älter erscheinen ließ, als er war: alles kündigte einen selbstbewußten und energischen Soldaten an. Er war mit dem Panhellenion im October 1866 nach Kreta herübergefeselt, und fortan verband sich sein Name ruhmvoll mit der Geschichte des nationalen Krieges. Während Zimbrakatis, der andere Freiwilligenführer, in seiner passiven Rolle, die zu Vasé bereits üble Früchte getragen hatte, verharrete, ταυρουργία (Steinschanzen) errichten ließ, die vor dem Feinde sich doch nutzlos erwiesen, und sich im übrigen nicht vom Flecke rührte, sammelte Koronáos die entschlossene und thatkräftige Mannschaft der Freiwilligen wie der Kreter, zog nach Osten, nach den vom Kampfe bisher nicht berührten Theilen der Insel, überfiel die Türken, wo er sie in geringer Anzahl fand, und zwang den türkischen Anführer, seinen Kriegsplan zu ändern. Der Gouverneur von Rethymo, Sawri-Pascha, sah sich durch die raschen Bewegungen von Koronáos gezwungen, die vorgeschobene Position von

Sanct-Basilios in Speli aufzugeben und seine Streitkräfte näher bei der Festung zu concentriren. Der Gouverneur von Heraklion, Giacha-Pascha, ward bei einer Expedition in die nördlichen Districte der Insel von Koronäos in die Irre geführt, geschlagen, selbst schwer verwundet und genöthigt, kehrt zu machen. Nun erschien Mustafa selbst mit aller verfügbaren Mannschaft in Rethymo, um den kühnen Guerrillahäuptling zu züchtigen. Zimbrakakis folgte ihm zwar aus der Ferne, wagte aber nicht, seinen Marsch zu belästigen noch irgendeine energische Bewegung mit Koronäos zu combiniren. So konnte der türkische Feldherr sich ungestört von Rethymo nach Westen nach dem District von Mylopotamo wenden, um die Spur des Koronäos zu verfolgen. Er erhielt jetzt einen Brief von dem Bischof Lampo des Inhalts, daß die Christen nordöstlich von Rethymo im Kloster Arkadi eine Proviand- und Munitionsniederlage hätten. Sofort wandte er sich dorthin, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß die Wache seine Bewegungen erst gewahr wurde, da er schon ganz nahe war. Im Kloster befanden sich 900 Menschen, darunter 250 Kranke und übrigens Weiber, Kinder und Greise. Seit Jahrhunderten flüchteten die Bewohner der fünf oder sechs umliegenden Dörfer bei jeder Kriegsgefahr zwischen Türken und Christen nach Arkadi. Der Platz hatte bisher immer glücklich widerstanden und galt für unannehmbar. Das Kloster war eins der reichsten und schönsten der Insel; es besaß auch einen nicht zu verachtenden Bücherschatz, eine Bibliothek, die bis zum Jahre 1730 stetig vermehrt worden ist. Die Mönche verriethen von jeher großes Interesse an der klassischen Literatur und Wißbegier für alle Gegenstände, die ihnen noch fremd waren; aber freilich waren sie wie die meisten der griechischen Geistlichen allzu eng mit dem Volke, mit dessen Leiden und Freuden verwachsen, als daß sie nicht vor allem Politiker gewesen wären, die durch ihre freie nationale Richtung den Türken ein Gegenstand des Anstoßes sein mußten. Mit freudigem Herzen unterstützten sie die Aufständischen und boten ihr Kloster den Wehrlosen und Kranken als Asyl dar. Da man mit Lebensmitteln und Waffen reichlich versehen war, fürchtete man das zahlreiche Heer Mustafa's nicht im geringsten. Mustafa ließ das Kloster zur Uebergabe auffordern und sicherte für diesen Fall seinen Schutz zu; allein die Christen wiesen die türkische Somation zurück. Die kleinen Kanonen des Paschas vermochten dem festen Felsgesteine und den Quadermauern des Klosterhofes keinen Schaden zuzufügen. So oft die Türken sich näherten, wurden sie von dem wohlgezielten Feuer der Vertheidiger decimirt. Mustafa sandte sofort nach Rethymo und ließ schweres Geschütz nebst Succursmannschaften kommen, sodas sich die Zahl der Belagerer auf 23000 Mann belief. Der 21. Nov. 1866 ward zum Tage des Sturmes bestimmt. Die schweren türkischen Geschütze verursachten eine Bresche in dem vermauerten Klosterthore. Sofort erfolgte der Befehl zur Attake. Die ersten Angreifer wichen in Unordnung zurück, da eine Mine in die Luft sprang. Durch das heftige Flintenfeuer der Belagerten ward eine zweite und dritte Attake zurückgewiesen. Da wurde ein ägyptisches Corps durch die Bajonnette der regulären ottomanischen Truppen nach vorwärts gedrängt und gelangte bis in den Klosterhof, der somit in die Hände der Angreifer fiel. Doch dauerte das Gefecht aus jeder Zelle, aus dem Speisesaale und dem Hause des Abtes fort. Endlich fuhr die türkische Artillerie in den Hof und begann gegen die innern Klosterräume zu spielen, bis eine Zelle nach der andern durch Gewalt oder weil sie aus Mangel an Munition verlassen wurde, genommen war. Der Abt von Arkadi, Gabriel, war in heldenmüthigem Kampfe gefallen. Jede Hoffnung auf Rettung schien dahin; da schleuderte plötzlich ein Priester Feuer in das Pulvermagazin, um die Vertheidigung und den Untergang des Klosters Arkadi für alle Zeiten unsterblich zu machen. Es war eine Thorheit, sich in dem Kloster belagern zu lassen, da auch der muthigste Widerstand zu nichts fruchten konnte. Noch thöricht war es, daß die Christen, nachdem sie einmal beschloffen hatten, in Arkadi sich zu schlagen, Weiber und Kinder mit zu sich in das

Kloster sperreten, während doch die Schlupfwinkel des Ida ihnen nahe waren. Nun aber lieb jene heroische That des Priesters von Arkadi allen christlichen Kämpfern den Nimbus des Martyriums und den Lohn der Unsterblichkeit.

Der durch die Explosion verursachte Schaden war nicht so groß, als man im allgemeinen geglaubt hat, da die meisten der in der Nähe kämpfenden bereits gefallen waren. Im Speisesaale, einem sehr festen und isolirten Gebäude, leistete man den Türken Widerstand, bis alle Munition erschöpft war. Dann erst capitulirten die Vertheidiger unter der Bedingung, daß ihnen kein Leid zugefügt werde, und warfen ihre Waffen aus den großen Fenstern. Allein sie hatten ohne die türkische Treulosigkeit gerechnet; ohne Unterschied des Alters und Geschlechts wurden alle, die capitulirt hatten; von den eindringenden Türken niedergehauen. Die in die übrigen weitläufigen Hallen des Klosters Geflüchteten hielten sich ruhig und blieben eine Zeit lang verschont. Denn das in die Luft gesprengte Gebäude war nur ein kleiner Theil des durch die Klosterbaulichkeiten gebildeten Bierocks und keineswegs die letzte Zufluchtsstätte, da die Mönche auch während der türkischen Belagerung so zerstreut wie gewöhnlich lebten. Unter den Trümmern werden schwerlich mehr als 100 Menschen begraben worden sein. Die übrigen sollten unter dem Schwerte, den Bajonetten und den Kugeln fallen. Die Scene, die nun nach der Explosion und der Uebergabe des Speisesaales folgte, wird auch von der wildesten Phantase nicht ohne Schauer erfaßt werden. Die Albanesen und die türkischen Kreter mordeten, bis sie vor Müdigkeit zusammensanken. Einer der eingeborenen Ottomanen lief auf den Todten und Verwundeten umher, hielt einem jeden eine brennende Fackel unter die Nase und schlug den noch Athmenden den Kopf herunter. Zwei Offiziere stritten miteinander, wer ein junges Mädchen zuerst entehren könne. Da sie sich nicht einigen konnten, warfen sie die Unglückliche noch lebend in die Flammen. Ein Irregulärer schlug mit einem Stiebe einer Frau und dem an sie geklammerten Kinde den Kopf herunter. Ihr Kumpf soll noch ein paar Minuten gerade stehen geblieben sein, bis er zusammenstürzte. Als ein Albanese später das Vorgefallene erzählte und bis zu der Explosion und der Einnahme des Speisesaales gekommen war, wandte der sonst nicht gerade sentimentale Mensch den Kopf und sagte: „Ich ging heraus und weiß nicht, was später geschah.“ Ein politischer Anhänger Mustafa's, der zugleich Augenzeuge der Scenen von Arkadi war, erklärte mehrere Monate nachher: „Was ich in Arkadi gesehen, kann ich nicht vergessen. Oftmals wache ich zu tiefer nächtlicher Stunde von meiner Ruhesstätte auf.“ Von den 600 im Kloster befindlichen Weibern und Kindern wurden 61, von den Männern 31 gerettet, die verborgen blieben, bis die Türken von Mord und Blutvergießen gesättigt waren. Der Pascha selbst ließ von den gefangenen Männern einige köpfen, andern schenkte er das Leben. Die Erbitterung der Türken war freilich nur zu erklärlich. Sie verheimlichten zwar nach gewohnter Art ihren Verlust; daß er jedoch sehr erheblich war, konnte man schon aus dem Umstande schließen, daß die türkischen Soldaten 36 Stunden hintereinander damit beschäftigt waren, die Verwundeten nach Methmo zu schaffen. Vierhundert transportirte man nach Canea. Man versicherte zu Methmo, daß über 1000 Verwundete zwei Nächte und einen Tag lang durch beide Thore der Stadt eingebracht wurden.

Es liegt uns das beglaubigte Zeugniß einer geflüchteten Frau, der Mutter von G. und Antonios Daskalakis, zweier der tapfersten kretischen Insurgenten, vor, welche die Katastrophe folgendermaßen erzählt: „Mittwoch, 9. Nov., 11 Uhr. Der Kampf hatte Dienstag bei Tagesanbruch begonnen und dauerte bis jetzt fort. Da erneuerte sich der gefunkene Muth der Türken, sie bildeten zwei Angriffscolumnen, denen sie ihre zahllosen Tirailleurs beigestellten. Ein Pascha in goldgestickter Uniform, Mustafa's Sohn Sali-Pascha, auf goldgeschmücktem Pferde mit gezogenem Schwert, durchheilt allein die Columnen und deutet auf das Kloster. Nach wenigen Minuten setzen sich die Türken mit

wildem Geschrei in Bewegung. Die erste Angriffscolonne marschirt geradezu auf die große Klosterthür, welche von dem unaufhörlichen Feuer der Belagerer schon viermal erschüttert und viermal mit dem Blut ihrer Vertheidiger gekittet worden war. Die zweite Colonne wandte sich nach links gegen die oberhalb des Thors von Canea errichteten Brustwehren. Die erste Colonne machte halt, bis die zweite 200 Schritt vor den Brustwehren angelangt war und ein ununterbrochenes Feuer gegen dieselben gerichtet hatte, welches von den Unserigen mit Erfolg erwidert wurde. Auf diesem Posten befanden sich Kanthos, Lontapulos und alle Freiwilligen. Das Feuer der an den Brustwehren Kämpfenden ward von den Kretern zur Rechten von Kuwos, Dontos, Blachos, den Mylopotamiten und den übrigen wirksamst unterstützt. Aber schon verkündigen Unglücksstimmen, daß die erste furchtbare Colonne sich in Marsch setzt. Als die zweite Colonne diese Bewegung bemerkt, bricht sie in den Ruf «Allah, Sultan!» aus und fällt die Bajonnete.

„Während sich die Luft außerhalb des Klosters mit dem Geschrei der Türken und dem Rauche der Geschütze füllt, während die unermessliche Linie gefällter Bajonnete vorrückt, tritt ein riesiger Mönch mit entblößtem Haupt, mit goldenem Messgewande, das Kreuz in der Linken, das nackte Schwert in der Rechten, aus der Kirche. Ein echter Priester des Höchsten, erhebt er seine gewaltige Stimme und ruft mit Festigkeit: «Christliche Brüder, Commandant Hanns (Johannes Dimakopulos, der griechische Anführer), der letzte Augenblick ist gekommen! Im Namen Gottes und des Vaterlandes laßt uns auf unserm Posten sterben!» Bei diesen erhabenen Worten des Abts Gabriel gerathen die Kämpfer in höchste Begeisterung, wir Weiber weinten. «Es lebe Hellas!» rufen die Freiwilligen. «Hier hier wollen wir sterben!» rufen die Kreter.

„Gabriel eilt zu dem Thore; zur Rechten und zur Linken stellt er die Mönche auf. «Komm herab, Commandant, die Ungläubigen sind da!» Der Commandant durchheilt die Zellen, die Brustwehren, die Wälle, ermuntert alle, sie sollen unerschütterlich auf ihrem Posten bleiben, und eilt mit wenigen Auserlesenen, schweisend, gezückten Schwertes, herunter, umarmt den Abt und gibt das Commando nicht eher zu schießen, bis sie beide gefesselt haben. In demselben Augenblicke wandt das Thor unter dem schweren Geschützfeuer und bricht kurz darauf zusammen. Schwarze wilde Gesichter erscheinen nur 8—10 Schritt entfernt. Die Anführer geben Feuer. Das Kloster ist in einen Krater verwandelt. Nun schießen die Mönche. «Ereßt gut, Brüder, haut ein!» Furcht ergreift die Türken, sie wanzen einen Augenblick, Leichen umherstreuend. «Gelobt sei Gott!» ruft der Abt, hebt die Hände gen Himmel und bringt das Kreuz an seine Lippen. Während er es küßt, vernimmt man einen Schuß dicht neben dem Thore, der Abt fällt; es war die Pistole Memid Aga's, der gleich darauf selbst getödtet wird. Dies außerordentliche plötzliche Ereigniß inmitten des Schlachtgewühls brachte nachher viele zu dem Glauben, der Abt habe sich selbst das Leben genommen.

„Die Türken hatten sich etwas zurückgezogen, ihr Feuer dauerte aber fort; ihre furchtbare Angriffscolonne, hart mitgenommen, schloß sich von neuem zusammen. Die Unserigen schöpfen einen Augenblick Athem. Inzwischen ruft der Commandant Weiber, Kinder, Greise, sie sollten das große Thor wieder aufrichten. «Zum Thor, zum Thor», riefen wir alle; Holz, Steine und Schutt wird herbeigeholt, der heilige Körper des Abts Gabriel entfernt und die Arbeit begonnen. Jede Schutzwehr wird mit Blut gekittet. Kugeln, Haubitzen, ein Flintenregen reißen sofort nieder, was kurz zuvor errichtet ist. Vor den Knien ihrer Mutter fällt die schöne Chariklia von Livadhia, und während die Mutter sie küßt, greift die jüngere Schwester nach ihren Kleidern und stopft eine Oeffnung damit. Feindliche Kugeln vernichten die Schutzwehr und vereinigen die beiden Schwestern.

„«Lauf rasch auf die Brustwehren, Hanns, die Türken steigen herauf!» ruft die Schwester des Daskalakis. «Ich habe keine Patronen mehr.» «Patronen um Gottes

willen», tönt es von den Brustwehren. «Kämpft mit den Bajonetten, meine Brüder, ich hole sie gleich!» antwortet das muthige Weib. Sie läuft zur Thür, hebt die Leichname auf, sucht nach den Munitionsvorräthen. Allein es findet sich nichts. Es gelingt ihr zum Thor herauszukommen. Die feindlichen Geschosse richten sich auf sie. Sie läuft und sucht und findet schließlich, füllt ihre Schürze und kehrt sich zu den Türken mit den Drohworten: «Wilbe Hunde, jetzt sollt ihr sehen!» Sie kommt zurück, eilt auf die Brustwehren: «Hier habt ihr, braucht sie, ich hole gleich mehr!» Die neuen Cartouchen retteten für den Augenblick die Brustwehren. Die gegenüberstehende türkische Colonne wandte sich, um die andere aufzunehmen; um diese Zeit stand die Sonne hoch über unserm Haupte. Ihre Strahlen bekränzten die Sieger.

„Die Türken scharen sich dicht zusammen. Paschas und Dervische eilen durch ihre Reihen. Wildes Geschrei steigt zum Himmel. Ein zweiter schrecklicher Angriff steht bevor. «Sie kommen.» «Sie sollen schön ankommen, die lieben Leute!» Die zur Rechten kämpfenden Kreter hatten Munition genug, die zur Linken kämpfenden Freiwilligen wenig, die im Centrum hinter und über dem Thore ebenfalls wenig. Wieder steigt der Commandant zum Thore herunter. «Schießt nicht, Brüder, bevor ich schieße. Laßt sie nahe kommen. Möge jede Kugel ein Paar zum Hades schicken.» Wieder verwandelt sich das ganze Kloster in einen Krater. Aber diesmal warfen die Mönche geschickt die Thür durch die Balkenangeln nach außen, sodas sie in ihrem Sturz die dahinterbefindlichen Türken niederwirft. «Treffst gut, Brüder!» ruft der wackere Commandant und streckt einen wüthenden Araber zehn Schritt vor sich zu Boden. Die Mönche geben ihre Salve, dann machen sie sich eine Schutzwehr aus türkischen Leichen und schießen hinter ihnen vor. Von allen Seiten beschossen, fallen die Türken haufenweise und fliehen voll Entsetzen. Ihre Geißel erwartet sie, Suleiman-Pascha, der mit seinem Pferde die Araber und Zuaven niedertritt. Allein er fällt verwundet und die Unserigen haben Ruhe.

„Es war 3 Uhr nachmittags. Mustafa, umgeben von den übrigen Paschas, schäumt vor Wuth und ruft mit seiner albanesischen Zähigkeit: «Ahmed Mohammed! Wir werden sie niederbrennen!» Man hörte die Stimme, allein es fehlte an Kugeln, um dem Medner einen Gruß zu senden. Die Lage der Unserigen war schrecklich. Es fehlte an Patronen. Die Daskalakis tröstete ihren verwundeten Sohn und konnte nicht mehr herumlaufen. Die Thür war offen und man machte keinen Versuch mehr, sie wieder aufzurichten, da es doch nutzlos gewesen wäre. Man beschloß also, die Türken hereinzulassen, bis das Kloster voll von ihnen sei, und dann eine Mine unter der Kirche und damit einen Feuerbrand anzuzünden, welcher der ganzen Welt sichtbar sein sollte. Wüthend und schäumend kommen die Türken angezogen. Sie stürzen unbehelligt durch das große Thor hinein. Sie zittern bei jedem Schritt. Die Ruhe macht sie schauern, da drinnen wohnt der Tod und deshalb schweigen sie. Der Commandant eilt, ins Innere der Kirche zu kommen, um selbst dort die Pulvermine anzuzünden, wie er von den Brustwehren verkündet hatte; er schreitet durch eine große Zelle, wo er ungefähr 90 Weiber und Kinder eingeschlossen hatte. Die Weiber, da sie hören, daß er Feuer in das Pulvermagazin werfen wolle, brechen in Thränen und Jammern aus und flehen ihn um Trost an. Er versucht sie abzuschütteln, umsonst; sie lassen ihn nicht los. Aber auch, wenn sie ihn gelassen hätten: es war inzwischen unmöglich für ihn geworden, bis zu der Kirche zu gelangen. Die Türken hatten den Hof gefüllt, hatten die Streiter in den einzelnen Zellen niedergemacht und drängten auf die Zelle los, in der sich Johannes Dimakopoulos befand. In diesem Augenblick schien ein großer Feuerstrom loszubrechen und der Himmel sich mit Leichnamen zu füllen.

„Teli Dralos hatte den ruhmvollen Voratz der Glaubens- und Vaterlandskämpfer ausgeführt. Die Zelle wankte gewaltig und Flammen brachen häufig zur Thür und zu

den Fenstern herein. Doch die darin befindlichen Menschen blieben am Leben. Es folgte ein heiliges und schmerzliches Schweigen. Nach etwa einer Stunde vernahm man eine Stimme aus den Trümmern einer Zelle: «Abt! Abt! capitulire, und bei Allah, beim Haupte unsers Sultans, wir werden dich nicht tödten.» Die Türken glaubten, man weiß nicht woher, daß der Abt noch lebe. Um dieselbe Zeit geht einer der fünf einzigen Begleiter des Commandanten aus der Zelle, um Patronen zu suchen. Allein der Türke, welcher eben die Capitulationsvorschläge gemacht hatte, streckt ihn todt zu Boden. «Ehrlose Türken», schreit Dimakopulos voller Zorn, «kommt her und fangt mich! Ich bin der Commandant, ich bin griechischer Offizier, kommt, ich will euch mein Schwert geben.» Auf diese mannhafte Worte wagten die zugleich von dem Geschrei der Weiber, die sie für ebenso viel Männer hielten, verwirrten Türken nicht nur nicht anzugreifen, sondern zogen sich rasch zurück.

„Heißer und brennend vor Durst schmachtete der Commandant nach Wasser. Er umarmt und küßt die Daskalakis, bittet sie, ihm ein wenig Wasser zu holen. «Mein Sohn, es gibt kein Wasser, aber laß mich die untere Treppe herabsteigen, dort habe ich vor kurzem einen kleinen Sack mit Patronen verborgen, die ich von den Getödteten gesammelt habe. Gelingt es mir ihn zu bringen, so nimmst du eine Kugel in den Mund und der Durst vergeht.» Sie eilt herab, findet den Sack, sucht in den Taschen der Todten, findet etwas Wein in einer kleinen Flasche und eilt mitten durch die Kugeln mit ihrer werthvollen Beute wieder herauf.

„Die Sonne war eben untergegangen und die Nacht herangekommen, als ob auch sie das riesige Ereigniß sehen und begrüßen wolle. Die Araber verließen die Trümmer der Zellen und begannen fortwährend zu schießen. Die fünf wackern Männer kämpften zwei Stunden lang im Dunkel weiter, und mit Hülfe des Lichts der brennenden Bäume, Ballen und Hölzer gelang es ihnen, noch manchen Türken zu tödten. Zuletzt stürmen die Türken mit dem Schwerte. Da erwacht auch der verwundete Sohn der Daskalakis aus seinem matten Schlummer: «Mutter! den Revolver, den Dolch!» «Ja wohl, mein Sohn, von hier kommen sie herein, schieß du, weil ich nicht damit umzugehen verstehe.» Der blutende Held schießt fünfmal und jagt sich die sechste Kugel durch den Kopf. Auch der Commandant schießt vor der Thür fünfmal gegen den Feind und will die Waffe gegen sich kehren: «Daskalakis, meine Mutter, Helena, meine geliebte Braut, rettet euch wohin ihr könnt, ich gehe lieber in den Tod, als daß sie mich gefangen nehmen!» «Nein, mein Hanns, mein Sohn, thue es nicht.» Die Bitten und Thränen machen ihn andern Sinnes. «Höre, mein Hanns, dort ist eine kleine Ausgangsthür, lauf, es ist dunkel und vielleicht wirst du durchschlüpfen. Was uns anbetrifft, so wird Gott uns retten. Vielleicht erbarmen sich die Hunde unserer. Aber du findest keine Rettung.» «Es ist zu spät, Mutter.» Kaum hatte er das Wort gesprochen, so sah er die Türken sich gegenüber. Er trifft einen Türken mit seinem Schwerte, während zwei Bajonnete ihn durchbohren wollen, hemmt sie eine kräftige Stimme: «Macht ihn nicht nieder! Lebend wollen wir ihn haben!» Der Held ward auf einem Haufen Leichen ergriffen.

„Winnen kurzem waren nur noch die Flammen des brennenden Klosters inmitten des furchtbaren Dunkels Zeugen des großen Dramas. Mit vier Genossen ward der Commandant gefesselt vor den Pascha geführt, von zahlloser Menge geleitet. Den Rest der Frauen und Kinder, die man in der Zelle ergriffen, führte man ebenfalls dorthin.

„Der Commandant bewahrte ein würdevolles und stolzes Schweigen. Sobald er vor Mustafa trat, der von dem Kreise glänzender Uniformen umgeben war, fixirte er der Pascha mit hoher Haltung. «Wer bist du Narr?» schäumte Mustafa ihm entgegen. «Dimakopulos, griechischer Offizier!» «Nimm dein Theil!» Es war das Todesurtheil. In der Frühe zogen die Weiber ab. Im Augenblicke, da sie fortzogen, hörten sie gleich-

zeitiges Schießen. Es war, wie man später erfuhr, ein türkischer Scherz, um zu zeigen, daß man die Gefangenen nieder machen ließ.

„Drei Tage nachher suchte die Daslakis mit ihrer Mutter auf dem furchtbaren Felde nach ihren geliebten Kindern. Nahe dem Zelte des Pascha fanden und erkannten sie den Dimatopulos. Er hatte 18 schwere Dolchwunden und viele kleinere Contusionen, keinen Flintenschuß. Sein schöner Kopf war unverletzt. Es scheint, daß er bis zum letzten Augenblicke zusehen mußte, wie die Dolche in seinen Eingeweiden wütheten. Dreimal suchten sie vergeblich nach der Leiche ihres Sohnes, sie fanden sie nicht. Schließlich erkannten sie ihn doch an einer ältern Wunde, die er am Fuße hatte. Unter den fünf Genossen des Dimatopulos fand sich auch der Leichnam des tapfern Kuwo. Sie kreuzten ihre Hände, gruben ein Grab und begraben mit eigenen Händen die Märtyrer des Glaubens und des Vaterlandes, nachdem sie jedem eine Scholle Erde nachgeworfen.“

Der Engländer Skinner kam mehrere Monate nach der Katastrophe im April 1867 mit einem Haufen aufständischer Kreter unter Führung der beiden Petropulakis an die Unglücksstätte von Arkadi. „Ich bemerkte mit Verwunderung“, schreibt er*), „daß die Lebhaftesten und Lustigsten unserer Gesellschaft, da sie durch die blumenreiche Wiese schritten, aufhörten zu singen und zu lachen. Von Furcht waren sie wahrlich nicht befallen; allein der Anblick des Klosters machte sie ernst und still. Da liegt Arkadi! Die würdige Greisin, welche dem Gemetzl von Arkadi entronnen war und uns als Führerin geleitete, schauderte zusammen, da sie das Kloster erblickte. Gerade dort, wo inmitten der Hochebene die Blumen am vollsten und die Gräser am üppigsten stehen, liegt das Gebäude, äußerlich wenig Spuren der Verwüstung tragend. Allein man muß das Innere sehen! Unsere Führerin dämpfte ihre Stimme, als sie von dem furchtbaren Innern des Klosters sprach.

„Nur ein Winkel ist vollständig zerstört. Der Rest des Klosters, obwohl er den Bomben, den Flammen und der Verwüstung ausgesetzt war, widerstand der Explosion und ist noch fast so unverfehrt erhalten wie zuvor. Arkadi ist nach einem einfachen sehr leicht zu beschreibenden Plane gebaut. Es ist ein Hof mit vier Winkeln, die Grundfläche etwa von vier Stremmen, rings von Häusern und Niederlagen umgeben, in deren Mitte die Kirche sich erhebt.

„Wir traten also durch das große Hofthor, das größtentheils aus Steinen erbaut war, hinein und fanden uns sofort inmitten der furchtbaren Erinnerungszeichen an den vergangenen November. Dort geradeaus vor uns liegt ein todttes Pferd ausgestreckt. Dort liegen Stücke von Granatkugeln. Der verbrannte und Schauer erregende Körper wenige Schritte vor uns hatte bei Beginn der Belagerung Empfindung und Leben. Vielleicht ward er von der Explosion dorthin geschleudert; denn wie wäre es sonst möglich, daß er einen so gräßlichen Anblick gewährt? Allein wir dürfen nicht nach diesem einen Körper allein urtheilen. Innerhalb des Klosters liegen sie ja duzendweise, die zerrissenen, halbverbrannten, halbverschütteten Leichen! Lebhaft steigt vor unserer Seele das schreckliche Bild der Belagerung empor. Wir sehen Arkadi von heldenmüthigen Männern, Weibern und Kindern, Priestern und Soldaten erfüllt. Wir können uns vorstellen, daß einige der nun entstellten Körper damals tapfer das Hofthor gestützt, wie andere Steine und Balken zur Verrammung derselben herbeigeschafft haben. Die Weiber streckten gewiß ihre Hände, die Männer wandten gewiß ihre Augen verzweiflungsvoU nach den Bergen, ob nicht von droben Hülfe komme! Aber die Hülfe blieb fern. Koronäos durfte sich mit seinen Freiwilligen nicht in die Ebene herunterwagen, die türkische Artillerie konnte

*) Σκληραγωγία 'εν Κρήτη κατά τὸ 1867 ὑπὸ Σκλίνας Μεταφρασθεῖσαι ὑπὸ Διέωνος (Athen 1868), S. 59.

angeführt die Schutzwehren und die festen Mauern Arkadi's niederreißen. Wohl sah man noch an den zahllosen in den Mauern stehenden Kugeln und den tiefen Furchen, die das schwere Geschütz gerissen, wie heiß der Kampf, wie lebhaft die Vertheidigung gewesen sein mußte. Inmitten der Trümmer des Klostersheils, der in die Luft gesprengt war, erlauchten wir noch einen Haufen türkischer Leichen; inmitten des Sieges waren die Sieger vernichtet worden; eine heroische, übermenschliche That. Wüthend über die erlittenen Verluste schlachteten nun die Türken erbarmungslos Menschen von beiderlei Geschlecht, die ihnen in die Hände fielen. Wir fanden ein Haus voll von solchen unseligen Opfern, die noch an der Stätte lagen, wo sie gefallen waren und dem Beschauer Entsetzen einflößten. Sieh dort den menschlichen Körper, der ausgestreckt auf der Thürschwelle liegt und die Augen wild verzerrt und mit krampfhaft zusammengezogener Hand nach der empfangenen Todeswunde greift. Vielleicht kämpfte er muthvoll für Ehre und Vaterland und seine starren Augen sehen den entscheidenden Angriff des Feindes nicht mehr. Oder war es anders möglich, als daß die Türken plötzlich in jenen Theil des Klosters eindrangen, wo die Todten gehäuft lagen, darunter ein Weib, das noch sein Kind umarmt und vor dem Tode schützen will; ein anderes Weib mit erschrecktem Ausdruck, der auf seinem Gesicht noch erhalten ist, wie es den Kopf wendet, um dem kommenden Tode zu entgehen? Schade, daß es in Kreta keine menschenfressenden Thiere gibt; die könnten solche Begebenheiten benutzen! Furchtbar war es, wie diese Körper in dieser Lage saulten und von den glühenden Sonnenstrahlen verzehrt wurden! Viele der gefallenen Männer und Weiber waren dem Köpfen entgangen, andere waren vor oder nach dem Tode geköpft worden.

„Unsere Führerin und noch viele andere Frauen waren verschont und später freigelassen worden. Allein 30 ihrer Verwandten wurden vor ihren Augen niedergehauen. Mit Thränen erzählt sie, wie ihr sechsjähriger Sohn vor ihren Augen geköpft ward. Nach diesem schauerlichen und jämmerlichen Anblick athmeten wir etwas auf, da wir das Kloster wieder verließen. Und bald hernach trafen wir einen Priester in bestem Wohlsein, der sich aus Arkadi gerettet hatte, als die Türken Sturm liefen. Mit einigen andern war er, da er sah, daß keine Rettung mehr sei, durch eine kleine Thür gesprungen und mit der größten Eile geflohen. Athemlos durcheilten sie die Hochebene und voll Freude erblickten sie den ersten Posten der Aufständischen. Er berichtete, daß er kurz vor der Explosion gesehen habe, wie der Abt nach der Pulverkammer eilte. Er glaubte nicht, daß die Explosion zufällig erfolgt sei. Uebrigens ist jedes andere Zeugniß überflüssig angesichts der Leichen, die da und dorthin zerstreut liegen, der Ruinen, der Erschütterungen und der verbrannten Mauern.“

Die hohe Bedeutung der Katastrophe von Arkadi, die uns zwang, länger bei dem Ereigniß zu verweilen, beruht darin, daß sie den Beschlüssen am 2. Sept. 1866 eine blutige Sanction gab, den unwiderruflichen Entschluß der Kreter bekundete und das Band der Sympathie zwischen ihnen und ihren christlichen Glaubensgenossen in Griechenland, in Europa, in Amerika fester knüpfte. Es liegt zwar eine weite Kluft zwischen der Zeit, da die Nachricht von der Katastrophe zu Chios die ganze Christenheit in Aufregung setzte, da von der Stätte bis zu den Thronen eines Ludwig von Baiern und eines Friedrich Wilhelm III. begeistert ein Jeder sein Theil zur Unterstützung der mit den Türken ringenden christlichen Glaubensgenossen beisteuerte, von jenen frischen Jugendentagen, da das Jahrhundert noch der Schwärmerei und Aufopferung fähig war, bis zu der kühlen Blausucht der Gegenwart; aber immerhin erregte der heldenmüthige Kampf und das tragische Ende der Vertheidiger von Arkadi auch in unsern Tagen Erstaunen und Mitgefühl. Er zeigte den Tieferblickenden, daß ein unverkennbarer Gegensatz der Religion und der Rasse in Kreta bestehe, eine Todesfeindschaft, die nur mit völliger Freiheit der Insel oder mit

dem Grabe enden könne. Vergebens bemühten sich Türken und Türkenfreunde, den Eindruck des Ereignisses abzuschwächen. Als Mustafa nach Canea zurückgekehrt war, erfannte er einen Betrug, um die Unterwerfung der Insel triumphirend nach Konstantinopel melden zu können. Er steckte sich hinter seine alten Anhänger und Freunde, ließ den griechischen Kapitanys und den Sfakioten vor allem, deren Geldgier schon mehr als einmal in frühern Kämpfen die Freiheit verrathen hatte, große Geldsummen einhändigen, in der Hoffnung, so die ganze Insel zu pacificiren. Um aber neben der einschmeichelnden Lockung auch die Drohung nicht zu sparen, ließ er alle Anstalten zu einem neuen Einfall in die westlichen Districte von Sfakia, in Selinos, treffen. Er zog mit seiner Gesamtmacht wieder einmal nach der Ebene von Mikianu, die er zu seiner Operationsbasis machte. Von hier aus rüstete er zu einem combinirten Angriff gegen Dmalos. Mit dem Gros des Heeres wollte er durch den Engpaß von Sanct-Irene nach den Dëfilës von Sugia, dem Hafen des alten Eliros, also südwärts marschiren, und nun von Süden von dem Meere aus über Krustojerakos nach Samaria und Dmalos vordringen und das letzte und stärkste Bollwerk der Kreter zu Falle bringen. Es war im December. Die Aufständischen waren weit voneinander zerstreut; der Engländer Skinner, der im Frühjahr 1867 im Gefolge eines Insurgentencorps die Insel von einem Ende zum andern durchstreifte, hat uns ein anschauliches Bild der Pshysognomie dieser kretischen Guerrillascharen entworfen und erwähnt, wie es wegen des drückenden Proviantmangels und der Verwüstung fast aller Ortschaften absolut unmöglich gewesen sei, einen größern Haufen von Kretern länger als einen Tag an demselben Orte festzuhalten. Als Mustafa das Hochthal von Dmalos und Samaria bedrohte, stand Koronäos in Asomato, Zimbrakakis in Akhso, Byzantios verlor Zeit und Munition bei der nutzlosen Belagerung des Fort Kisamo an der Nordwestküste der Insel. Zwei der hervorragendsten Sfakiotenkapitäne blieben dem Aufstande treu. Der kretische Ausschuß suchte die übrigen bei der nationalen Sache festzuhalten und berief eine Versammlung nach Dmalos, um die geeignetsten Mittel zur Vertheidigung von Dmalos und Selinos zu berathen. Byzantios ließ aber von der Belagerung nicht ab, bis er nach einem vergeblichen Sturme gezwungen war, mit Verlust von 60 Mann abzugehen.

Die Concentration der aufständischen Truppen geschah so spät, daß Mustafa die erste schwierige Position passiren konnte, wo ihm die Kreter sonst die schwersten Verluste beigebracht haben würden. Ohne großen Widerstand nahm er Latho ein und durchzog das coupirte Terrain bis Sanct-Irene. Hier aber schienen ihm die Elemente und die natürliche Festigkeit des Orts halt zu gebieten. Der frühzeitig gefallene Schnee lag in dichten Massen, ein für die Araber und Aegyptier seines Heeres ebenso ungewohnter wie unheimlicher Anblick. Tobende Bergwasser schnitten die Communication ab. Es verging oft eine ganze Woche, wo kein Bote vom türkischen Heere nach Canea heruntergelangen konnte. Es fehlte an Brot. Vor allem litten die leichtbekleideten Aegyptier an Kälte, Feuchtigkeit und Hunger. Wenn jetzt die Kreter einig waren und geschickt geführt wurden, so würden sie das ganze türkische Heer vernichtet haben. Unglücklicherweise herrschte Zwist zwischen den Anführern und namentlich zwischen den griechischen Freiwilligen. Zimbrakakis verlangte den Oberbefehl, der ihm als Kreter zustehe. Koronäos machte seine ältere Dienstzeit und größere Erfahrung geltend. Byzantios wies darauf hin, daß ihm die meisten griechischen Freiwilligen gefolgt seien, daß er über zwei Kanonen und über eine Militärmusik verfüge! So gingen Zeit und Gelegenheit verloren. Der zähe Albanese Mustafa wartete, bis die Freiwilligen, von Entbehrungen und Hader geschwächt, ihre Positionen aufgegeben hatten, was ihm durch seine Späher sofort gemeldet wurde. Am Tage darauf in der Frühe ließ er die Höhen und Engpässe besetzen, zog ruhig in die Dëfilës ein und erschien am 26. Dec. in Rivadia, nachdem er für die kleine Entfernung

von Canea bis dorthin 17 Tage gebraucht hatte. Im Kampfe hatte er sehr wenig Mannschaften verloren. Dagegen waren infolge der Feuchtigkeit und Kälte 700 Aegypter umgekommen; hatte man doch, um schneller vorwärts zu kommen, keine Zelte mitgenommen, und die Lastthiere waren während des beschwerlichen Marsches gefallen. Doch auch die griechischen Freischaren, welche gezwungen waren, noch höher auf die Berge zu steigen, litten außerordentlich. Die meisten wollten capituliren, nur mit Aufbietung all seiner Energie vermochte Koronäos durchzusetzen, daß eine Schar entschlossener Männer den Engpaß von Kutsjoerakos besetzte, gegen den jetzt das Gros des feindlichen Heeres in Anzug begriffen war. Die Selinioten hatten trotz der ihrem District drohenden Gefahr von Unterwerfung nichts hören wollen und flüchteten nun nach den „Kliffuren“, nach den tiefgeschnittenen Felschluchten, welche zu dem Plateau von Omalos und den Weißen Bergen heraufführen. Eine schwere Last wurde damals gerade den Aufständischen fortgenommen, indem der englische Kapitän Pym, vom Mitgefühl über die Vorfälle zu Arabi ergriffen, mit der Erlaubniß des englischen Consuls Dixon nach Sugia gefegelt war, unter die am Strande versammelten Weiber und Kinder Brot vertheilt und die Unglücklichen auf der Assurance nach Griechenland hinübertransportirt hatte.

Auch die in Suda stationirte russische Fregatte hatte Instructionen, bei einem solchen menschenfreundlichen Unternehmen nach Kräften mitzuwirken; und zwei italienische Fregatten waren ebenfalls autorisirt zu helfen, sobald ein anderer anfang. Die amerikanische Regierung hatte ein Schiff zum gleichen Zwecke nach Kreta geschickt. Wenn es in Canea bekannt ward, daß Pym nach Selinos geschifft war, so folgten ihm vielleicht auch die andern Kapitäne nach. In Canea hatte man jedoch nicht sobald erfahren, daß Pym wirklich die griechischen Familien forttransportirt habe, als die Pforte sich ins Mittel legte und dagegen protestirte. Der russische Kapitän hatte freilich bestimmten Befehl, beim Transport der Frauen und Kinder mitzuhelfen; da er aber sah, daß Pym in seinem menschenfreundlichen Geschäfte nicht fortfuhr, so zögerte er selbst nach Sugia zu fahren. Da segelte eine türkische Fregatte an die Stätte, wo die hilflosbedürftigen Familien warteten, und hißte die englische Flagge auf. Als aber die Christen herbeistürzten, senkte sie die englischen Farben, zeigte den Halbmond, feuerte unter die Unglücklichen und tödtete viele. Erst als man diesen Vorfall in Canea erfuhr, segelte die russische Fregatte sofort an Ort und Stelle und nahm an der Küste von Sugia 1200 Weiber und Kinder auf. Bald sollte sich offenbaren, daß die Barbarei der türkischen Anführer ihnen nur selbst schadet und den weitem Verlauf ihrer Operationen hemmte. Die in Kutsjoerakos von Koronäos concentrirten Vertheidigungstruppen beliefen sich auf kaum 600 Mann, worunter die wenigsten Kreter waren. Diese Leute kämpften ein jeder nach seinem Sinne ohne Disciplin und Ordnung. Anfangs schlugen sie die Attaken Mustafa-Pascha's zurück. Dann aber fingen Hunger und Durst an ihre Reihen zu lichten und es zeigte sich, daß die türkischen Bestechungsversuche und Lockungen wohlberednet gewesen waren. Die Eingeborenen wollten unterhandeln; auf die Sfakioten war kein Verlaß, Koronäos beschloß nach Retymo zu ziehen, da dieser District ihn zum Oberbefehlshaber ernannt hatte. Zimbrakios hatte sich zum Obergeneral für den District Heraklium ernennen lassen. Zimbrakios wollte in Sfakia bleiben. Die meisten der Freiwilligen ließen Mustafa sagen, daß sie sich unterwerfen wollten. Bald hernach wurden sie, 480 an der Zahl, nach Griechenland auf zwei türkischen Dampfern geschafft, denen die französische Fregatte Salamandre folgte. Als man diese kläglichen Opfer eines Kampfes, dessen Schrecken sie nicht gekannt hatten, im Piräus landen wollte, mußten sie noch den Zorn des athenischen Straßenpöbels entgelten. Man stürzte sich auf sie, tödtete einige und die übrigen waren froh, auf einer wüsten Insel bei Salamis landen zu können, wo sie vor den Wuthaus-

brüchen der patriotischen Enttäuschung ihrer Landsleute sicher waren. Die in den kretischen Guerrillakämpfen traditionelle Ermüdung und Erschlaffung durch den Winter war auch diesmal eingetreten. Wenn Mustafa jetzt den Rest der Aufständischen mit aller Energie verfolgt hätte, so würde er sie nach allen Richtungen zerstreut und gezwungen haben zu capituliren. Der Aufstand lag in seinen letzten Zügen. Griechen und Kreter befanden sich in der äußersten Noth und waren außer Stande, dem Feinde die Stirn zu bieten.

Statt dessen machte der Pascha kehrt, veräuerte bei unbedeutenden Operationen den günstigsten Zeitpunkt zum Angriff auf Samaria und begnügte sich mit einem verfehlten Versuche, die Engpässe bei Sanct-Kumili, jenen alten Schlupfwinkel des kretischen Aufstandes, zu überfallen. Seine Aegyptier erlitten daselbst schwere Verluste und nach vierzehntägigem Aufenthalte zog er unverrichteter Dinge wieder ab. Ebenso vergeblich versuchte er bei Tripiti, dem alten Poekilassos, in die Gebirgsschanze von Samaria einzubringen. Endlich kehrte er nach Sugia zurück und schiffte daselbst seine ganze Macht nach Komitabhes ein, um an den Ausgang der Döfilés von Asthso zu gelangen. Dieser Theil von Sfakia — und das muß man sich bei den türkischen Siegesberichten, daß Sfakia unterworfen sei, stets vergegenwärtigen — stand unter dem Einflusse von Mustafa's getreuestem Freunde, dem Kapitän Zividani. Derselbe war natürlich bereit, dem Pascha Führer, Lebensmittel und was er nur bedurfte zum Durchmarsch durch die Döfilés von Asthso zu verschaffen. Nichtsdestoweniger war die Gefahr für das türkische Heer, auch als es die Döfilés passirt hatte und in der Ebene von Asthso lagerte, noch keineswegs überwunden, und so empfand auch Mustafa die ganze Schwierigkeit eines Rückmarsches, der mitten im Winter durch die furchtbarsten Gebirgsschluchten hindurch stattfinden sollte. Er unterhandelte mit den Sfakioten und es gelang ihm, dieselben hinzuhalten und mitten in der Nacht durch jene finstere Schlauche von Krape hindurchzuschlüpfen, in welcher während der Kämpfe der zwanziger Jahre so viel Blut geflossen war. Als sich die Sfakioten gesammelt hatten, bemerkten sie in der Frühe, wie gerade noch die Nachhut der Türken durch jene verhängnißvolle Enge zog. Sie fielen 700 Mann stark über die Abziehenden her, ihre Kugeln trafen vom sichern Bersted, vom hohen Felsen aus hagelbicht in die Reihen der flüchtigen Türken, die bis an den Ausgang des Engpasses in die Ebene von Apotorona gejagt wurden. Erst dort trieb das Feuer der türkischen Artillerie die verfolgenden Sfakioten zurück. Nach einem Halt von drei Tagen kehrten die Reste des türkischen Heeres in traurigem Zustande nach Canea zurück, von wo Mustafa vor 55 Tagen voll Siegeszuversicht ausgezogen war. Das Kriegsmaterial war fast völlig verloren gegangen; von den Pferden und Mauleseln kam auch nicht eins wieder zurück. Ohne Schuhe, in Lumpen, stark gelichtet und in voller Auflösung kamen die Soldaten heim. Italienische Offiziere zählten in Sugia Bataillone von 2—300 Mann, ja eins von nur 99 Mann.

Inzwischen hatte das „Teufelschiff“ fortgefahren, der türkischen Blolade zu spotten und Freiwillige wie Munition für die Aufständischen auf Kreta zu landen. Ein Corps Manioten unter Anführung des jungen Leonidas und des alten Demetrios Petropulakis war dazu bestimmt, den Aufstand auch im Osten der Insel frisch zu beleben. Für den gefürchteten und unbändigsten Kernstamm des eigentlichen Griechenlands, für die rauhen Manioten konnte die Kriegführung auf Kreta, die manchen zärtlichen und verwöhnten Jüngling großer Städte entsetzt hatte, nichts Außergewöhnliches haben. Petropulakis selbst war ganz die geeignete Persönlichkeit, um die Blicke bewundernd auf sich zu ziehen, Einheimischen wie Fremden zu imponiren. Es war ein wettergebleichter Kriegsmann, Alter und Wunden hatten ihn nicht verschont, aber die stramme und stolze militärische Haltung war geblieben. Freundlich und zuvorkommend gegen Fremde und wohl bedacht

darauf, sich dadurch auch in Europa einen guten Namen zu schaffen, zeigte er sich doch in Kleidung und Lebensweise so recht als einen Palikaren der alten Zeit, als einen „Türkenfresser“ wie einst die Nisitas und MauroMichalis. Das Nationalcostüm, die weiße wallende Fustanelle, der goldgestickte von Waffen schimmernde Gürtel, das rothe Fes fehlten nicht, um das romantische Aeußere dieses Königs der Berge zu vervollständigen. Wie die Manioten überhaupt gern von ihrem Ahnherrn Lylurgos reden, so liebte es Petropulakis, sich der Abstammung von den alten Spartanern zu rühmen, und pflegte wohl mit Emphase zu sagen: „Ich bin Spartiate.“ Auf der Fahne seines Freiwilligen-corps prangten die Gesichter von Leonidas und Lylurgos mit dem Wahlspruch: „Mit oder auf dem Schild“ („ἢ τὸν ἦ ἐπὶ τὰν“). Auf der Rehrseite las man den Grabspruch der an den Thermophlen Gefallenen:

Wanderer, kommst du nach Sparta, so melde dorten, du habest
Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befehlt.

Thätigen Antheil am Kampfe konnte der greise Held nicht mehr nehmen. Strapazen und Krankheiten hatten seine physische Kraft allzu sehr erschüttert, obwol sie seine geistige Frische und seinen Muth nicht zu brechen vermochten. Auf einem Maulthiere pflegte er hinter der Schlachtlinie zu halten, seinen Manioten Ordre zu ertheilen und sie zur Tapferkeit anzujornen. Die eigentliche Leitung des Gefechts fiel seinem Sohne zu.

Das Freicorps der Manioten war bei Rodin gelandet und hatte sein Erscheinen sofort durch einige glückliche Scharmützel gegen die Türken von Heraklium signalisirt. Es rückte nach Mylopotamo, wo es seine Verbindung mit den Freiwilligen unter Byzantios und bald nachher mit Koronäos bewirkte. In dem Défilé von Tyllissus am nordöstlichen Abhange des Ida trogten diese vereinigten Freicorps den wiederholten Angriffen der Türken, bis der Feind die Griechen bei Anogia umging und sie zwang, sich kämpfend auf Amari zurückzuziehen. Der Verlust der Türken war weit bedeutender als der der Aufständischen; die Hoffnungen der Kreter hoben sich höher. Die Sfalioten, die noch geschwankt oder sich aus egoistischen Motiven zu Mustafa geneigt hatten, entschieden sich jetzt auch für den Kampf. Eine zweite Abtheilung Manioten landete an der westlichen Küste bei Kisamos und concentrirte sich nach Omalos. Jetzt beschloß man im türkischen Hauptquartier, nach Osten nach Heraklium Verstärkungen zu senden und eine neue Expedition gegen Sfalía zu unternehmen. Der in Listen und Tücken ergraute Mustafa vertrante das Commando einem jüngern Offizier, dem Ali-Sarhos-Pascha, an, der während des letzten Feldzugs sich bitter genug über den Mangel an Energie auf seiten des Obercommandanten beschwert hatte. Ali-Sarhos erhielt Vollmacht, den Aufstand wo und mit welchen Mitteln auch immer niederzuschlagen. Er ging denn auch in die Falle, ramte sich den Kopf an den Felsenmauern Sfalías ein, wurde am 13. Febr. 1867 vor Omalos mit schwerem Verlust zurückgeschlagen und gerieth in solche Bedrängniß, daß er die dringendsten Hülfsgesuche, natürlich zu Mustafa's größter Genugthuung, nach Canea sandte. Endlich erschien von Apokorona her der im kretischen Bergkriege erfahrene Mehmet-Pascha und errettete den undorächtigen Neuling ohne sonderliche Mühe, da die Kreter sich auf die Defensiv beschränkten.

Wie sonst, so brachte auch 1867 das Frühjahr einen neuen Aufschwung in den kretischen Kampf. Von allen Seiten eilten die Insulaner zu den Waffen. Griechische Dampfer brachten Lebensmittel, Menschen und Geld. Koronäos hielt die Fahne des Aufstandes vor Heraklium hoch. Petropulakis errang einen entscheidenden Erfolg bei Bryssa, erbeutete Kanonen, Gefangene und ein bedeutendes Kriegsmaterial. Der kretische Ausschuß beschloß eine aus sieben Mitgliedern bestehende provisorische Regierung im Namen Georg's I., Königs der Hellenen, einzusetzen. Die Scheinconcessionen, welche der Drang des Augenblicks den Türken abnöthigte, wurden von der kretischen Bevölkerung nach ihrem ganzen

Werthe erkannt, und es erschien ihr geradezu lächerlich, als Mustafa, der den Auftrag erhalten hatte, die Wahl von christlichen und mohammedanischen Delegirten zu veranlassen, welche nach Konstantinopel gehen und die Beschwerden der Insel vorlegen sollten, endlich gegen Ende Februar 33 Delegirte zusammenpresste und nach Konstantinopel schickte, von denen jedes Kind in Canea wußte, daß sie alles andere waren nur keine nationale Vertretung Kretas. Um die Mitte März war fast die ganze Insel mit Ausnahme der drei Festungstädte in den Händen der Insurgenten; und so läßt sich denken, daß die Creaturen Mustafa's, jene angeblichen Delegirten des kretischen Volks, nachdem sie in Konstantinopel ihr Wesen getrieben und einen sehr gnädigen Empfang von seiten des Sultans genossen hatten, in aller Stille und beschämt nach Hause zurückkehrten. Die militärischen und politischen Resultate, die man bisher auf Kreta errungen, sprachen zu laut gegen Mustafa-Pascha, er ward abberufen und zunächst durch Hussein, dann am 6. April 1867 durch Omer-Pascha ersetzt. Es war wohl nöthig, daß der berühmte österreichische Renegat, dessen Feldherrnlorbern schon in den Donaufürstenthümern und in der Krim bedenklich gewelkt waren, um nun auf Kreta völlig zu verdorren, sich, ehe er das Obercommando übernahm, einen bedeutenden Renfort von türkischen Kerntruppen zusichern ließ. Denn das großherrliche Heer war in Folge der Wintercampagne zu Sfakia von 21 ägyptischen, 43 türkischen Bataillonen (dem Namen nach 900, der That nach 600 Mann stark) und 1700 Arnauten auf 17000 Mann herabgeschmolzen; die Fehler der türkischen Oberleitung hatten diese erste Periode des Kriegs zu einer für die Griechen ebenso ruhmvollen als glücklichen gemacht. Omer war jedoch voraussichtlich der Mann nicht, um diese Fehler zu verbessern. Eine langjährige militärische Carrière, die mit sehr wohlfeilen Erfolgen, aber glänzenden echt orientalischen Belohnungen bezeichnet war, hatte ihn nur träge und indolent gemacht, von seinem persönlichen Muthu wußten seine eifrigsten Lobredner nie viel Aufhebens zu machen, jedenfalls mangelte ihm die Localkenntniß Mustafa's, die in einem Guerrillakriege wie der kretische unerfetzbar war. Den wilden Albanesen fürchteten die Kreter auch nach all seinen Niederlagen mehr als alle andern Ottomanen. Sie wußten, daß die europäische Taktik, welcher sich Omer bediente, in Kreta nur zu Misserfolgen führen würde. So freuten sie sich über Mustafa's Abberufung nicht allein, weil sie dieselbe als ein Eingeständniß seines Mislingens nahmen, sondern auch, weil sie einen Gegner los wurden, der die Insel in Wirklichkeit besser kannte als sie selbst. Omer brachte zwar einen glänzenden Generalstab, prächtiges neues Kriegsmaterial, eine tscherkessische Reiterei und eine treffliche Artillerie mit, um die festen Positionen der Insulaner zu beschießen; aber was wollte das alles in den Engpässen und Felschluchten Sfakias bedeuten? Nachdem er seine Vorbereitungen in zwölf Tagen getroffen, brach Omer mit 15000 Mann regulärer Truppen, zu denen noch die Besatzungen von Kisamos und Rethimo sowie zahlreiche Irreguläre stießen, aus Canea auf und marschirte zuerst nach Apokorona, als wolle er durch die Engpässe von Astyfo und Krape nach Sfakia vordringen. Statt dessen wandte er sich plötzlich nach Episkopi, um von dort aus die Döfils von Kalikrati nordöstlich von Sfakia zu forciren. In Bryssi ließ er 5000 Mann unter Mehemed-Pascha zurück, die gleichzeitig mit seinem Angriff gegen Kalikrati die Pässe von Krape angreifen sollten. Man hoffte so die Insurgenten, die bei Krape postirt waren, zu täuschen und ohne großen Widerstand in Sfakia einzurücken. Am 2. Mai stieß Omer's Vorhut bei Episkopi auf die Freischaren, von denen sie sofort energisch angegriffen und stark bedrängt ward, bis das Erscheinen des türkischen Hauptheeres ihr Lust machte. Omer drängte die Griechen bis Gaiduropolis (Felsstadt) am Eingange des PASSES von Kalikrati zurück. Am 5. Mai erfolgte der gleichzeitige combinirte Angriff gegen die griechischen Positionen. Koronaios commandirte in Kalikrati, Zimbratatis in Astyfo. Beide ließen das türkische Heer vorrücken, sich in die Döfils

verwickeln und fielen über den Feind her, während derselbe noch mit den Schwierigkeiten des Terrains kämpfte. Beide schlugen ihn zurück, Mehemed wurde bis zu seinen Verschanzungen, Omer-Pascha bis Episkopi zurückgedrängt und von den Freischaren während des Rückzugs unaufhörlich genedt. Der Engländer Skinner, dem wir eine lebendige Beschreibung dieser Gefechte verdanken, erzählt, wie Kinder hinter der Feuerlinie thätig waren, die einen Botendienst thaten, die andern Munition und Patronen holten; wie selbst die Greise mit zitternder Hand Pulver herbeischleppten und dringend anempfahlen, ja nicht verschwenderisch damit umzugehen, da eine jede Kugel für einen der verhassten Ungläubigen bestimmt sei. Drang doch der erstickende Qualm ihrer brennenden Häuser, der Hilferuf der von der wilden Soldateska verfolgten Frauen und Jungfrauen aus der Ebene von Kethmo bis hinauf zu den Bergen von Campa, wo die Insurgenten kämpften! Der englische Augenzeuge vermag die Bemerkung nicht zu unterdrücken, es sei dies kein Kampf, wie er ihn jüngsthin in Böhmen erblickt, kein Zusammenstoßen civilisirter Heere, sondern ein furchtbares Ringen um Leben und Tod gewesen, da die Christen nicht nur um politische Freiheit, sondern um die Ehre ihres Herdes, um Weib und Kinder stritten! Wohl wußten die Unglücklichen, die hinter der Feuerlinie athemlos des Ausganges harnten und bebend fragten: „Wie geht die Schlacht?“ („πώς πρῆγαινε ὁ πόλεμος?“), was der Sieg des Halbmondes ihnen bedeuete, und als sich das Gefecht gegen Abend in die Ferne zog und weit unten im Thale die Türken die bei ihnen nach dem Schlusse des Kampfes üblichen Salven abfeuerten, da schlug eines jeden Herz freudiger, sie eilten nach vorwärts, halfen die Verwundeten verbinden und auf die Maulthiere setzen; dann nahmen sie selbst ihre Kinder in die Arme oder banden sie auf die Schultern und eilten so ihren Männern auf die steilen Höhen des Ida oder Sfakias nach.

Dem jetzt erfuhren die wehrlosen Bewohner der Insel Omer-Pascha's Härte und Grausamkeit, von der schon die christlichen Bewohner des Libanon und der Herzegowina Schaudererregendes zu erzählen wußten. In den zwanziger Jahren hatte man die gefangenen Christen wenigstens verkauft, nun aber, empört über das erste glänzende Fiiasco, das er gemacht, verbot der österreichische Renegat selbst den Verkauf und gab die christliche Bevölkerung der Ebene völlig in die Hände seiner Soldateska. Das Tagebuch seines eigenen Artilleriegenerals Dilawer-Pascha enthält das naive Geständniß: „Omer-Pascha befahl den Seinigen zu rauben, zu plündern und niederzubrennen.“ Alle Dörfer um Gaiduropolis gingen in Flammen auf. Die Vorsteher von vier Ortschaften, welche ihre Unterwerfung meldeten, wurden zum Lohn dafür geköpft.

Omer rüstete sich, die in Sfakia erlittene Schlappe durch eine Expedition nach dem Osten der Insel wieder gut zu machen. Der Aufstand war nämlich durch die Bemühungen des tapfern Palikarenchefs Korakas auch im Osten nicht minder siegreich gewesen, wo das Plateau von Lassithi den Kretern eine treffliche und feste Operationsbasis bot. Von Lassithi aus drangen die Aufständischen oft bis an die Thore von Heraklium vor und zwangen die Türken, sich innerhalb des Rayon der Festungswerke zu halten. Omer-Pascha gedachte diesem Treiben ein Ende zu machen; er machte sich auf den Marsch, um durch Mylopotamos nach Heraklium vorzurücken, nachdem er dem Reschid-Efendi Befehl erteilt hatte, ihm entgegenzuziehen. Allein in der Zwischenzeit blieb Koronäos nicht unthätig. Zimbrakakis und Kostaros blieben mit den meisten Freiwilligen zurück, um den Mehemed-Pascha im Schach zu halten oder bei vorkommender günstiger Gelegenheit zu überfallen. Die Hauptmacht der Insurgenten aber folgte dem Marsche des türkischen Heeres unter Omer, bis derselbe sich in den Klisuren von Mylopotamos verwickelt hatte. In der That befanden sich die Türken kaum in Margariti, als die Freiwilligen des Koronäos und die Insurgenten von Amari wie von Sanct-Basili wie wüthend über sie herfielen. In der Enge eingekesselt, von der Höhe beschossen, wehrten sich die Türken

mit großer Mühe und konnten weder vor- noch rückwärts. Es wäre den Christen möglich gewesen, das ganze türkische Heer sammt Omer zu vernichten. Die Kugeln der Kreter schlugen oft genug in das Zelt des türkischen Oberfeldherrn. Im türkischen Kriegsrathe sah man die Lage als äußerst kritisch an; man setzte jedoch alle Hoffnung auf die irregulären Truppen Reschid's, welche des Bergkrieges kundig waren und den bedrängten regulären Truppen Luft machen konnten. Die Eifersucht und der Haber der griechischen Capitane kam den Türken trefflich zu statten. Petropulakis, der den Weg von Heraklium bewachen sollte, hatte sich geweigert, mit Koronäos zu cooperiren. Als nun Reschid von Osten aus in die Klüften von Mysopotamos vorrückte, griff der Maniotenhäuptling die türkische Abtheilung nicht von der Frontseite an, wodurch er ihr Vorrücken gehemmt haben würde, sondern vom Rücken, da sie bereits durch die Enge von Tylissos und Damarthe passirt war. Er brachte ihr zwar nun einigen Verlust bei und nahm ihr Gepäd weg, erleichterte aber nur ihre Vereinigung mit Omer, trieb sie gewissermaßen in dessen Arme und versäumte es noch obendrein, sich jetzt rechtzeitig mit Koronäos zu vereinigen. Koronäos hatte zwar eine kleine Abtheilung ostwärts geschickt, um den Marsch Reschid's zu hemmen. Allein der zähe und tapfere türkische Anführer schlug sich die ganze Nacht hindurch kämpfend durch, bis er seine Vereinigung mit Omer bewirkt und die Anstrengungen der Griechen vereitelt hatte. Omer umarmte ihn, nannte ihn seinen Ketter und ernannte ihn sofort zum Pascha. Den Kretern begann es an Munition zu mangeln. Koronäos mußte zurückgehen und darauf verzichten, den weitem Durchzug des Feindes zu hemmen. Am 20. Mai war das türkische Heer nahe an den Ruinen des alten Gnossos concentrirt; ohne nach Heraklium selbst vorzurücken, schlug Omer sein Hauptquartier in Kasteli auf, am Fuße der Ausläufer des Lassithigebirges. Sein Plan ging offenbar dahin, die Aufständischen zu umzingeln, sie alle nach Sfakia zu drängen, dann dort einzuschließen und so den Aufstand zu beendigen. Es zeigte sich jedoch zum Glück der Insurgenten, daß er entfernt davon war, überhaupt irgendeinen systematischen Plan zu verfolgen; denn er gab bloß Befehl, daß eine türkische Abtheilung nach Lassithi vorgehen und die Aufständischen zerstreuen solle. Am 3. Juni sandte er Reschid gegen das nördliche Défilé, welches über Abdos nach Lassithi führt. Die irregulären Paschi-Bosuks rückten ohne Widerstand nach dem kleinen Hochthale vor, welches den nördlichen Vorbau des Plateau von Lassithi bildet, und hausten dort in einer ihres Namens würdigen Art. Es gelang den Kretern, sie beim Plündern zu überfallen und mit Zurücklassung ihres Gepäcks und ihrer Verwundeten in die Ebene zurückzutreiben. Reschid erhielt aber sofort Succurs von Omer, sodaß er 18000 Mann unter seinem Commando hatte. Er suchte nun das Plateau Lassithi von zwei Seiten, nördlich von Abdoshe und westlich an dem sogenannten „Lassithi-Gefendi“, einem 5300 Fuß hohen Berg, vorüber über Mathen zu erreichen und zu forciren. Die Zahl der Insurgenten zu Lassithi war die größte, welche man dort noch aufgebracht hatte; sie belief sich auf 5000 Menschen; aber es fehlte an einem leitenden Kopfe. Nach einem dreitägigen Vorpostengefächte drangen die Türken von Norden und Westen in das Plateau ein und die Insurgenten flohen theils nach dem Ida, theils nach Rigolastro, theils auf die höchsten Bergspitzen von Lassithi, wohin ihnen die Türken nicht zu folgen wagten. Nach der Einnahme von Lassithi war es in der That möglich geworden, den Aufstand zu umzingeln und von Südosten her um den Fuß des Ida herum gegen Sfakia vorzugehen. Sofort sammelte sich die türkische Hauptmacht in Dibaki am südlichen Fuße des Ida. Omer marschirte nach der Bucht von Messara: Reschid rückte südwestlich nach Sanct-Thomas, die in Lassithi befindlichen Truppen rückten an die Küste des Meeres, freilich nicht ohne daß zwei ägyptische Bataillone in den Défilés Simi von den Insurgenten hart mitgenommen und nahezu aufgerieben wurden.

Anfang Juni begann das in Dibaki concentrirte türkische Heer seine Operationen gegen Sfakia. Mit einem Theile der regulären Truppen und den aus Konstantinopel angelommenen Unterstützungen ließ sich Omer durch die Flotte, die in der Bucht von Mesfara seines Befehls gewärtig ankerte, nach Francocastelli transportiren; dort landete er und besetzte sogleich die strategisch wichtige Position von Kalikrati. Koronäos kam zu spät, um ihn daran zu hindern. Die Sfakioten leisteten keinen Widerstand. Inzwischen zog Reschid von Dibaki nach Sanct-Basilii, in der Hoffnung keinen sonderlichen Widerstand zu finden, da die Ermordung des dortigen Kapitäns die Christen ihres Hauptes beraubt hatte. Doch kam er langsamer vorwärts, als Omer erwartet hatte, Koronäos aber gewann Zeit sich nach Kalikrati zu wenden und die Position des Paschas auf den nordwärts von der Ebene gelegenen Höhen anzugreifen. Zu Beginn des Kampfes soll der griechische Anführer nur 10 Mann gehabt haben, die sich aber freilich binnen kurzem auf 1500 vermehrten. Koronäos theilte sie in zwei Abtheilungen; die stärkere fiel unermüdet über den linken türkischen Flügel her, und während die Türken alle Aufmerksamkeit auf Koronäos' Scheinangriff wandten, gelang es den Aufständischen, die wichtigen Positionen zur Linken Omer's zu nehmen. Das Terrain war coupirt, voll Geströll, Bäumen und Hecken, für die türkische Artillerie ganz ungeeignet. Die Kreter behaupteten die gewonnenen Positionen und rüsteten sich am folgenden Tage wieder anzugreifen.

Sie waren inzwischen 2000 Mann stark geworden. Ihr Plan war der gleiche wie zuvor. Allein die Abtheilung, welche wieder den linken Flügel Omer's angreifen sollte, erhielt ihr Ordres durch Saumseligkeit eines Offiziers eine Stunde zu spät, und als Koronäos und seine Kreter bis tief in die feindlichen Verschanzungen, den Hügel Augos, vorgebracht waren, blieb die verabredete Diverfion auf der Flanke aus und es ward dem türkischen General möglich, seine ganze Macht zu concentriren, den Angriff des Koronäos zurückzuschlagen. Am dritten Tage sollte ein letzter Versuch gegen die türkischen Stellungen bei Kalikrati unternommen werden, da kam die Nachricht, daß Meschid-Pascha heranrückte, um sich mit Omer zu vereinigen; alles lief nun auseinander, und man ließ den Koronäos mit einigen Freiwilligen allein vor den türkischen Linien zurück, sodas dem unerschrockenen griechischen Führer nichts übrigblieb, als sich nach Sfakia zurückzuziehen. Inzwischen war Mehemed-Pascha in den Engen bei Krape drei Tage hindurch von Zimbrakakis, Soliotis und den Sfakioten festgehalten worden, hatte sich aber schließlich zur Rechten einen Weg nach Aethyo gebahnt und in der dortigen Hochebene Posto gefaßt. Koronäos wollte ihn von Bryssa aus abschneiden; allein nur reichte Meschid-Pascha seinem türkischen Waffenbruder die Hand, schickte ihm Lebensmittel und rettete ihn aus der Klemme. Meschid besetzte die nordöstliche Seite der Hochebene von Aethyo, während Mehemed die nordwestliche besetzt hielt und Zimbrakakis auf die Höhen über Anapolis zurückwich. Noch einmal gelang es dem unermüdblichen Koronäos 800 Mann zu sammeln, mit denen er Muri besetzte, die Verbindung der beiden Paschas abschnitt, den Mehemed zwang nach Bryssa zurückzugehen, und sodann den Meschid nach Kalikrati zurückdrängte. Der griechische Anführer beobachtete beide Gegner, bereit über den heranzufallen, dessen Plane er erkannte. Omer-Pascha rückte über Anapolis nach Aradena, wo sich ihm die Freischaven unter Smolensk und Nikolaidis entgegenstellten. Die Hellenen griffen von der Front und von beiden Seiten an, während Zimbrakakis eine Stunde davon mäßig blieb und Petropulakis sich ebenso wenig blicken ließ, da er sich bei einem unnehmbaren Défilé, einen Chilometer entfernt, postirt hatte. Die Griechen mußten also weichen und dem Feinde Aradena überlassen, nachdem ihr muthiger, verzweifelter Widerstand denselben in Staunen gesetzt hatte. Nun endlich hemmte die Natur und die Unzugänglichkeit des Gebirges das Vorrücken der Türken. Das große Bollwerk Sfakias, Samaria, war von Aradena aus unnehmbar; es wäre Tollheit gewesen, wenn Omer

seine Truppen in jene engen Döfils gesandt hätte, die hinter der Schlucht von Sanct-Numili bei dem sogenannten Thor, den Πόρταις, nur gerade noch Raum für den Waldstrom lassen, in dessen Bett der Wanderer einige hundert Schritt zwischen himmelhohen überragenden Felswänden aufwärts hindurchwaten muß, bis er Kefalowrysis und Samaria erreicht. Die Türken zogen also an die südliche Meeresküste zurück; Omer begnügte sich eine Abtheilung an den Eingang der Schlucht von Sanct-Numili zu senden, die bis zu dem Dorfe Sanct-Numili vordrang, jedoch hier von den mit den Elementen und der Natur des Orts verbündeten Kretern wüthend angegriffen und mit blutigen Köpfen zurückgejagt wurden. Omer hatte angesichts solcher Erfahrungen die Lust verloren, den bedenklichen Rückzug durch die nördlichen Döfils Sfalias anzutreten, er ließ die Ebene von Anapolis und den wehrlosen am Meere gelegenen Ort Sfalia selber barbarisch verwüsten und schiffte sich selbst nebst seinem Heere auf den bereit liegenden türkischen Dampferu ein, um zu Wasser nach Canea zurückzukehren, wo er am 10. Aug. 1867 eintraf. Reschid-Pascha entkam zu Lande, nachdem er noch in Chatera und Amari schwere Verluste erlitten hatte, und starb bald nachher an einer erhaltenen Wunde in Canea.

Der Sultan befand sich damals gerade auf der pariser Weltausstellung. Er hatte jene in den Annalen des türkischen Reichs unerhörte Reise durch Europa angetreten, bei der nur das Eine sehr gewöhnlich und echt türkisch war, daß die Kosten durch einen Abzug von 16 Proc. von den Gehältern der Beamten und dem Solde der Offiziere sowie durch Erhöhung der Steuern auf 15 Proc. gedeckt wurden. Man gedachte den in den Hochgenüssen europäischer Civilisation schwelgenden Großherrscher durch eine echt civilisatorische Nachricht zu erfreuen, Omer-Pascha sandte ein Siegestelegramm über das andere: daß die Sfalia genommen und der Aufstand an seinem Herde erstickt sei. In der That aber war das Unternehmen kläglich misglückt, Omer hatte bei weitem nicht so viel ausgerichtet als sein Vorgänger Mustafa, Typhus und Dysenterie hatten die Reihen seines Heeres furchtbar gelichtet, man rechnete die Zahl der Vermißten auf 20—25000 Mann, und die eigentliche Hochburg des Aufstandes, Samaria und Omalos, hatte kein türkischer Fuß betreten. Dem Tagebuch seines während dieses traurigen Feldzugs gestorbenen Artilleriegenerals entnehmen wir die Worte: „Wer hätte es wol glauben mögen, daß auch ich mitwirken mußte, diese armen unseligen Christen zu unterwerfen!“ In Wahrheit waren die gegen wehrlose Bewohner von Mylopotamos und Pyrgotiffa, gegen leer wüste Häuser, Pflanzungen und Bäume von Sfalia practicirten Gewaltthaten das einzige magere Resultat dieser mit so viel Pomp verkündigten Expedition. Ein gleichlautendes Telegramm der Consuln von Rußland, Frankreich, Italien und England aus Canea, welches als hinfender Vote hinter Omer's Siegesnachrichten herkam, berichtete am 21. Juli, welche Grausamkeiten das türkische Heer auf seinem Marsch begangen habe, und als man erfuhr, daß Omer statt zu Lande zu Wasser heimgekehrt und daß seine Macht wieder auf die drei nördlichen Festungen der Insel beschränkt sei, da mußte jeder Einsichtsvolle gestehen, daß der ganze Raub- und Plünderungszug durch die Insel eine ebenso unwürdige wie militärisch erfolglose Unternehmung gewesen sei. Gleichzeitig mit jenem Consulartelegramm aus Canea hatten die Kaiser von Rußland und Frankreich ihre bei Candia stationirten Kriegsschiffe beauftragt, Weiber und Kinder der Candioten nach Griechenland hinüberzuführen. Der Aufstand erhielt dadurch mittelbar eine wichtige Unterstützung; die Männer sahen sich von den Sorgen und Rücksichten befreit, die sie bisher auf ihre Familien genommen. Man hatte wol darauf gerechnet, daß die griechischen Blockadebrecher den Transport übernehmen würden; allein der schnellste und glücklichste derselben, Artabion, war am 20. Aug. von dem türkischen Kriegsschiff Izzeddin überrascht und nach erbittertem Kampfe gezwungen worden, nahe dem Cap Kriu auf den Strand zu laufen; auf das Erscheinen der andern griechischen Dampfer konnte man sich nicht mit Sicherheit

verlassen. Das Elend der tausend Obdachlosen, die der türkischen Noth, dem Hunger und Durst, der Seuche preisgegeben waren, wird uns als grenzenlos geschildert. Skinner sah diese Unglücklichen, wie sie am Meere nahe beim Kloster Preveli in der Erwartung irgendeines Schiffes, das sie von dannen schaffen würde, versammelt waren. Sie hatten alles, was sie aus ihren niedergebrannten Häusern retten konnten, Geräthschaften, Möbel, Stühle, altes Gerümpel auf einen Haufen getragen; glücklich und reich ward gepriesen, wer noch einen Sack mit Mehl besaß! Da lagerten sie zwischen blühenden Daphnesträuchern hinter den Klippen am Strande, glühend fielen die Sonnenstrahlen nieder, von Hunger und Durst gequält schaute ein jedes verlangend nach dem Meere, ob keine Rettung sich zeige. Zwischen Blumen, inmitten einer lachenden Natur, unter blauem Himmel an dieser schönen Küste verschnachten zu müssen, das lautete allerdings wie eine furchtbare Ironie des Geschicks. Oft genug näherte sich wol ein Schiff, allein statt der befreundeten europäischen Flagge stieg der Halbmond mit dem Stern empor, und nun fuhrn türkische Kugeln unter die schreiende und jammernde Menge und scheuchten sie vom Strande hinweg in das nächste Versteck. Man begreift welch einen Dienst die russischen und französischen Schiffe den Kretern und der Sache der Menschlichkeit leisteten, da sie diese unglücklichen Opfer des Krieges aufnahmen und nach Griechenland schafften. Freilich bedurfte der französische Admiral der stärksten Drohungen, ja der Anwendung von Zwangsmassregeln, ehe der über seine Niederlage ergrimimte Omer-Pascha die Erlaubniß zur Befreiung von Weibern und Kindern gab. Bald aber fand das französische und russische Beispiel Nachahmung; in den Monaten August, September, October 1867 wurden nahezu 40000 Menschen aus Kreta nach Griechenland transportirt. Die Pforte sah sich genöthigt gute Miene zum bösen Spiel zu machen; sie erließ am 13. Sept. ein Amnestieedict für Einheimische und Fremde, die binnen sechs Wochen die Insel verlassen würden.

Man begann sich nun in Konstantinopel selbst zuzuküßtern, daß die militärischen Massregeln Omer's völlig fruchtlos geblieben seien, daß es unmöglich sein werde den Aufstand mit Gewalt zu unterdrücken, zumal da der Vicekönig von Aegypten es müde ward die Kastanien für den Sultan aus dem Feuer zu holen, und seine Truppen zu Anfang October aus Kreta abrief. Man begann zu erkennen, daß man der öffentlichen Meinung Europas wie der großen Diplomatie einige Rechnung tragen und sich versöhnlicher zeigen müsse, als man war. Am 4. Oct. erschien der türkische Großvezier Ali-Pascha in Person zu Canea, um das Friedenswerk in die Hand zu nehmen; während Omer ein Amnestieedict erlassen mußte, lud Ali die Candioten höflichst ein, aus jedem District vier Abgeordnete nach Canea zu schicken, um seine Vorschläge entgegenzunehmen und selber die Wünsche der Bevölkerung zu formuliren. Als die provisorische Regierung dies verspätete Anerbieten für ungenügend erklärte, folgte eine weitere Concession an die öffentliche Meinung; Omer, dessen totale Unfähigkeit grell an den Tag getreten war, wurde abberufen und am 15. Oct. durch Hussein-Pascha ersetzt. Der Großvezier Ali stellte die unmittelbare Ausführung seiner Reformverheißungen, die Berufung eines kretischen Parlaments unter dem Namen „Generalrath“ in Aussicht und brachte auch wirklich ein solches Scheinparlament, eine Delegirtenversammlung, zu Stande, die er den 22. Nov. mit einer wohlgelegten Rede selbst eröffnete. Die Zusammensetzung dieser Versammlung, die unter 75 Mitgliedern nur 26 Christen aufwies, zeigt am deutlichsten, inwieweit dieselbe als eine Vertretung des kretischen Volks angesehen werden konnte, und so protestirte denn auch die provisorische Regierung wie die Bevölkerung selber gegen den ganzen neuen von Paris importirten constitutionellen Schematismus nachdrücklich genug, indem sie die vom Großvezier ernannten christlichen und türkischen Beamten gar nicht in ihre Amtsbezirke eindringen ließ. Obwol der Winter auch diesmal die tradi-

tionelle Abnahme der aufständischen Bewegung brachte, obwohl die meisten Freiwilligen unter ihren Chefs Kreta verließen, dauerte die Insurrection fort, die Berge wie das feste Land bis an die Thore der Nordfestungen gehorchten der provisorischen Regierung, und wohl hatten unsere griechischen Freunde, wenn wir uns bei ihnen nach dem Stande der Dinge auf Kreta erkundigten, Recht zu erwidern: „Αρχάξει“ (nämlich: „ἡ ἐπανάστασις“). Jedoch läßt sich nicht verkennen, daß mit dem Erscheinen und Eingreifen der europäischen Schiffe, mit der Abberufung Omer's und den mißlern Saiten, die man in Konstantinopel aufzog, auch eine Aenderung in der Stimmung der kretischen Bevölkerung vor sich ging. Man hatte den Aufstand im Vertrauen auf sich selbst begonnen, jetzt fing man an alle Hoffnung auf andere zu setzen. Man fing an fest auf eine europäische Intervention zu bauen, und statt sich auf die eigene Kraft zu verlassen, hoffte man auf englische, auf russische oder nordamerikanische oder gar auf preussische Hülfe. Der Guerrillakrieg begann im Frühjahr 1868 mit erneuter Heftigkeit; die Türken aber hatten, durch die bisherige Erfahrung belehrt, ein neues und das allein richtige System angenommen, um mit den Aufständischen fertig zu werden. Statt sich den Kopf an den steilen Felswänden Sfakias einzurennen, begnügte sich Hussein-Pascha damit, an allen strategisch bedeutenden Punkten Schanzen und Thürme (πυργοί) zu errichten, das flache Land zu verwüsten, die Insurrection auf die Berge zu localisiren, um sie dort schließlich auszuhungern, durch die Gewalt der Elemente oder durch Vesteckung und süße Worte zur Unterwürfigkeit zu bringen. Im Februar und März begannen die Türken mit der Verwüstung der bisher noch verhältnißmäßig geschonten Districte im Westen von Sfakia, die provisorische Regierung erließ einen verzweifelten Nothruf an die europäischen Consula über die Barbareien, die bei Risamos begangen wurden. Es kam zu einer Reihe vereinzelter Gefechte bei Heraklium, bei Apokorona und Selinos vor den Thoren von Retymo; den Griechen gelang es an einigen Punkten (z. B. bei Pilonero) die neuerrichteten türkischen Thürme in Brand zu setzen und die feindlichen Schanzen zu zerstören; allein der Schaden war bald wieder reparirt, und wie eigenthümlich die Stimmung verändert war, beweist eine Erklärung vom 5. April 1868, worin der kretische Centrausausschuß die christlichen Mächte beschwört, weiteres Blutvergießen zu verhüten und die kretische Frage diplomatisch zu lösen oder dem Sultan mit ihren Heeren und Flotten zu helfen, damit dieser den Aufstand niederwerfen könne. Endlich versiel man auf den Ausweg, der während des ersten griechischen Freiheitskampfes in der schwersten Bedrängniß beliebt worden war; man beschloß sich unter den Schutz Englands zu stellen, und so unterschrieben die Kreter am 2. Juli 1868 im Kloster Afomaton eine Bittschrift an die Königin Victoria, worin sie, „gestützt auf die edeln liberalen Gefühle des großen englischen Volks und auf die dafür empfundene Dankbarkeit (sic) Kretas“, die sofortige Hülfe der Königin zur Erfüllung der nationalen Wünsche Kretas ansehn. Dieses Schutzgesuch blieb ebenso erfolglos wie die übrigen Versuche der Kreter, sich das Wohlwollen der europäischen Höfe zu erwerben.

Inzwischen aber zog sich der verhängnißvolle Ring um die Aufständischen enger zusammen, es gelang Hussein bis Dmalos selbst vorzudringen, und nur die Hochburg Samaria trotzte noch dem Feinde. Zimbrakatis verließ die Insel Ende Juli und machte nirgends ein Hehl mehr daraus, daß er den Aufstand für hoffnungslos ansehe. Korakas und Sfakianakis lieferten noch einige glänzende Gefechte im Osten der Insel, die griechischen Blätter gaben gegen Ende September die Zahl der unter den Waffen stehenden Kreter auf 13300 Mann an; allein die Widerstandskraft des Aufstandes schwand sichtlich dahin und die Enttäuschung, welche den schönen Hoffnungen fremder Einmischung, englischer, nordamerikanischer und russischer Unterstützung auf dem Fuße folgte, mußte die kretischen Sanguiniker tief zu Boden schlagen. Der dritte Winter wurde verhängnißvoll für den Aufstand. Die beiden Petropulakis laudeten zwar Anfang December an zwei verschie-

benen Punkten der Insel, vermochten aber, vereinzelt und geschwächt, der türkischen Uebermacht nicht zu widerstehen. Das Corps des Leonidas wurde fast völlig aufgerieben, die trügerischen Nachrichten, welche der französische Consul Champoiseau dem alten Petropulakis von Canea zukommen ließ, verbreiteten solche Bestürzung unter den Aufständischen, daß ein Kriegsrath abgehalten und beschloffen ward, da der Aufstand ganz verlassen, „da keine Hoffnung auf griechische Unterstützung, auf Proviant und Munition mehr vorhanden sei, da die europäischen Mächte alle darauf beharrten, Griechenland solle den türkischen Forderungen nachgeben“, selbst zu capituliren. Der alte Petropulakis wurde mit den Seinen auf türkischen Schiffen nach Griechenland zurücktransportirt, sein Sohn Leonidas hielt sich noch eine Weile in den Bergen, bis er schließlich sich gezwungen sah, das Schicksal des Vaters zu theilen. Der Aufstand war zu Ende. Der Verlauf, den die diplomatischen Verhandlungen über das Schicksal Kretas genommen haben, war freilich nicht derart, daß er den in den Schluchten von Sfakia Kämpfenden Muth und Zuversicht hätte einflößen können. Die irrigen Ansichten, welche über eine Complicität des trettischen Aufstandes mit Rußland oder Amerika in der europäischen Presse vorherrschten, wirkten auch auf die große Diplomatie zurück. Nachdem man sich im Beginn des Aufstandes bis zu dem Gedanken Leopold's I. und Palmerston's aufgeschwungen und gehofft hatte, den Sultan zu vermögen, Kreta an Griechenland abzutreten, ward man plötzlich wieder bei der Betrachtung stutzig, daß die Ausführung eines solchen Gedankens eventuell zu Zwangsmaßregeln, ja zum Kriege gegen die widerspenstige Pforte führen könne. Die Westmächte schrakten davor zurück, ein neues Navarin zu Gunsten Rußlands herbeizuführen. Im Juni 1867 hatten sich freilich Frankreich, Rußland, Preußen und Italien zu einer Collectivnote an die Pforte aufgerafft und dieselbe aufgefordert, eine Untersuchungscommission nach Kreta zu senden, die mit Zuziehung von Delegirten der europäischen Mächte sich Einsicht betreffs der Sachlage der Wünsche und Bedürfnisse des kreischen Volks verschaffen sollte; auch hatten die Insurgenten selbst sich sofort freudig bereit gezeigt, einem solchen Vorschlage zuzustimmen, aber seine Ausführung scheiterte an der Halsstarrigkeit der Pforte, welche nur unter der Bedingung, daß die Hoheitsrechte des Sultans gewahrt und die fremden Eindringlinge aus Kreta entfernt würden, auf die Enquête einging.

Die Bekanntschaft mit den Wundern der europäischen Civilisation, der Besuch der pariser Weltausstellung stimmte den Sultan nicht um; denn als die Vertreter der vier Mächte am 27. Aug. 1867 ihren Vorschlag mündlich erneuerten und zugleich eine Suspension der Feindseligkeiten befürworteten, lehnte die Pforte dies Begehren ab, erklärte, die vorgeschlagene internationale Commission sei überflüssig, da der Anschluß der Insel an Griechenland ausgeschlossen sei und somit die Einwohner nur über etwaige Wünsche befragt werden müßten. Was Reformen anlange, so beabsichtige aber die Pforte mehr Concessionen zu machen, als jemals von seiten der Mächte oder gar der Kreter selbst beansprucht worden. Ueber die Tragweite dieser letzten verheißungsvollen Phrase wagte sich jeder in die Geheimnisse der türkischen Politik Eingeweihte klar sein; sie hatten den Werth der schönen Worte im Hat-Houmayoun, denen die nachfolgenden Schlächtereien der Christen in Kleinasien und im Libanon ein eigenthümliches Relief gaben. Die diplomatische Intervention in Betreff Kretas war gescheitert; den vier Mächten, deren Rathschläge zurückgewiesen worden waren, blieb nichts übrig als sich mit dem Bewußtsein zu trösten, „das vollbracht zu haben, was ihnen ihre Menschlichkeitsgefühle und ihre Sympathien für die Christen und die Zukunft der Türkei geboten“. Die vier Cabinete überließen die Pforte durch die gemeinsame Declaration vom 30. Oct. 1867 den Consequenzen ihrer Thaten, erklärten: „Dieselbe könne, wenn sie auf dem eingeschlagenen Wege verharrte, sicherlich nicht auf einen materiellen Beistand der christlichen Mächte rechnen“,

übrigens aber würde sie fortan auch vergebens deren „moralische Unterstützung inmitten der Verlegenheiten anrufen, welche sie sich selbst bereite“. Da England und Oesterreich sich nicht einmal dem Schritte der vier Cabinete angeschlossen, so konnte man sagen, daß die Pforte der drohenden diplomatischen Gefahr verhältnißmäßig billigen Kaufs entronnen war. Sie hatte die Aussicht auf moralische Unterstützung seitens der vier Cabinete eingebüßt; das war alles! Man dachte praktisch in Konstantinopel, um über eine solche Einbuße nicht untröstlich zu sein. Dagegen wußte man wohl, was es bedeute, daß die anfängliche Solidarität der christlichen Mächte in der kretischen Frage gesprengt war, daß England und Oesterreich, die beiden alten Freunde des Divans, halb grollend abseits standen, und die türkische Diplomatie hat es vortrefflich verstanden, den vorhandenen Zwiespalt zu benutzen und zu vertiefen, mit der Furcht vor Rußlands bedrohlichen weltumfassenden Plänen zu wirtschaften und daraus Kapital für die Integrität des türkischen Reichs zu machen. Wenn die Consuln Englands, Preußens, Oesterreichs und Frankreichs aus Canea schauerhafte Schilderungen von dem Wüthen und den Barbareien der Hussein'schen Soldateska entwarfen, so gab man eben zu verstehen, daß sie von Rußland erkaufte oder, was noch bequemer und ungefährlicher war, daß sie unbewusste Werkzeuge der russischen Politik seien. Da seit dem Beginn des dritten Kampfsjahres Kreta nur noch einem Haufen von Ruinen und einem großen Kirchhofe glich, redete man von der idyllischen Ruhe, welche die unter das Scepter des Sultans zurückgekehrten Bewohner der Insel genossen. Das Erlöschen der letzten kretischen Widerstandskraft in den Bergen der Sfakia, das Gelingen der Hussein'schen Pläne gab den Wohlrednern des Divans gewonnenes Spiel, und nur das Uebermaß von Selbstvertrauen, welches durch diese Erfolge und durch die Abfertigung der europäischen Intervention erzeugt wurde, vermag zu erklären, daß der Divan, nicht zufrieden damit, vier Großmächte aus dem Felde geschlagen zu haben, die Gelegenheit von Zaune brach, auch das kleine Griechenland für seine Theilnahme an der kretischen Insurrection zu züchtigen. So folgte der Abbruch der diplomatischen Beziehungen, die Sperre des griechischen Handels, die Ausweisung der in der Türkei ansässigen Griechen, alle jene echt türkischen Maßregeln, durch welche Griechenland gezwungen werden sollte, von der Unterstützung des candiotischen Aufstandes abzusehen, oder wie die Phrase der Türkenfreunde lautete, sich den Ordnungen des europäischen Völkerrechts zu fügen. Ohne die Dazwischenkunft des preußischen Cabinets wäre jetzt der türkisch-griechische Krieg, dessen Consequenzen bei der stillen Unterwühlung der Balkanhalbinsel und bei der gespannten Stellung der europäischen Mächte zueinander unabwehrbar waren, ausgebrochen. Da schlug Graf Bismarck am 21. Dec. 1868 dem Tuileriencabinet vor eine Conferenz zu berufen, welche nicht nur die orientalischen Dinge regeln, sondern auch Mittel ausfindig machen sollte, um die dem Frieden drohenden Gefahren zu beseitigen, und schon am folgenden Tage ward der preußische Vorschlag durch den russischen Gesandten unterstützt. In Paris wie in London und Wien war man bereit auf die Conferenz einzugehen; allein man wich bezüglich ihrer Ausdehnung und Tragweite von den Ansichten der beiden nordischen Höfe ab. Während Graf Bismarck in vollkommener Würdigung der orientalischen Sachlage ein weit ausgedehntes Programm und somit unter den „Mitteln, die drohenden Gefahren der Zukunft zu beschwören“, auch die Pacification Kretas befüwortete, schreckte man in Paris vor einer Radicalcur, vor großen umfassenden Maßregeln, die allein helfen konnten, zurück und strebte danach, der Conferenz von vornherein einen möglichst engen Spielraum zu lassen. Die im pariser Selbstbuch veröffentlichten Depeschen Benedetti's sind für diese Politik der Palliative, die man in den Tuilerien befolgte, äußerst charakteristisch. „Nach den Berichten von Solms und Bernstorff“, so berichtet Benedetti über ein Gespräch, das er am Abend des 23. Dec. 1868 mit Bismarck hatte, „schloß Graf Bismarck, daß man in London und in Paris lebhaft

wünsche, den Zweck und die Arbeiten der Conferenz vor allem andern bestimmt zu sehen. Auch er habe dies für unabweisbar gehalten und zunächst in Betracht gezogen, welche Mächte an der Conferenz theilnehmen und welche Instruktionen man den Bevollmächtigten ertheilen solle. Graf Bismarck hatte die Absicht, nicht allein die Großmächte, sondern auch die beiden streitenden Theile zu berufen, was auch die Zuziehung von Griechenland involvirte.... Nach ihm hätten die Bevollmächtigten die vom Interesse des Friedens gebotenen Bürgschaften erstreben sollen, wodurch die Wiederkehr des jetzigen Habers für immer verhütet werden könne.“ Es ist bekannt, daß Graf Bismarck's Gedanken keine Unterstützung fanden, daß die Politik der kleinen Mittel gesiegt hat. Man berief nur die Unterzeichner des Friedens von 1856 nach Paris, man schloß Griechenland von der Conferenz aus. Man begnügte sich damit, von König Georg ein neues Ministerium und die theoretische Anerkennung des europäischen Völkerrechts zu erzwingen, man schwieg über den eigentlichen Anlaß des Conflict, über Kreta. Der Nothruf jener Unglücklichen, welche verzweifelt am öden Meeresstrande von Selinos umherirrten, welche auf den Felsenklippen Sfakias verschmachten mußten, der Todesseufzer des kretischen Aufstandes drang nicht bis in den eleganten pariser Saal, wo das europäische Diplomatentribunal versammelt saß, und über Trümmerhaufen und christlichen Leichen hat noch einmal der Halbmond triumphirt.

Erlebnisse und Anschauungen aus dem tropischen Südamerika.

Von Franz Engel.

I. Auf dem Catatumbo.

Vom Ostabhange der Cordillere von Ocaña, einer nach Norden streichenden Kette der granabinischen Andes, stürzt der Rio-Catatumbo aus seinen tief in den Hochwäldern versteckten Quellen herab und legt bis zu seiner Ausmündung in den See von Maracaibo einen Lauf von einigen 60 Leguas*) zurück; der mittlere Lauf des wilden, von Fels und Wald viel gehemmten Stromes ist auf Canoës, und das breite, tiefe Flußbett der Niederungen des Maracaibosees auf Piráguas**) befahrbar; außer einer kurzen Unterbrechung von etwa 10 Leguas, die größtentheils die trockenen, hügeligen Bergsabanen von La-Cruz, las Pómas und San-Antonio durchschneiden, sind beide Ufer des Catatumbo ununterbrochen mit Urwald bedeckt und von keinem der Cultur unterworfenen Menschen bewohnt. Der obere Fluß wird in den Cordillerenwäldern und den Sabanen von vielen Bächen und kleinen Zuflüssen gespeist; der untere Fluß nimmt bereits bedeutendere, ebenfalls theilweise schiffbare Nebenflüsse auf, wie namentlich den Rio-Tarra, Sardinata, Rio-de-Dro und Julia; der letztere, der Rio-Julia, trägt eine weit belebtere Schifffahrt und hat für den Handel und Verkehr der Binnenlandbewohner viel größere Bedeutung gewonnen als der Hauptstrom selber; seine Ufer sind von reichen Haciendas, Fruchtfeldern und Weideloppeln umgürtet und an dem obern und untern Laufe von einer betriebsamen Ackerbaubevölkerung bewohnt. Horizontal geschichteter schwarzer Schieferthon bildet in dicken Geschieben die Unterlage des waldbreichen obern Catatumbobeckens; das

*) 20 Leguas gleich 15 deutschen geographischen Meilen.

**) Piráguas, einmastiges Fahrzeug mit Deck, Schanzbekleidung, Kajüte und Kiel, mehrere Segel; geht auf tiefen Flüssen, Golfen, Binnenseen und Klüftenstrichen; wird stromaufwärts geschoben, erfordert 8–10 Mann Bedeckung; steht zwischen Bongo und Soleta (Schoner).

untere Strombett aber fördert Kalk- und Sandsteinformationen in steilen, vielgezackten, zerklüfteten und löcherig durchwaschenen Ufern sehr malerisch zu Lage.

Die Stadt Casca im Staate Santander der granadinischen Conföderation, und ihre betriebsame, erzeugnisreiche Gebirgs-umgebung war den Beschränkungen und eigenmächtigen Preisbestimmungen eines einzigen Aus- und Einfuhrhafens, des Hafens Baranquilla und Santa-Marta am Ausflusse des Magdalenaströmes in das Antillenmeer, unterworfen; das Bedürfnis nach einem zweiten Absatzmarkte hatte sich den Kaufleuten und Landleuten seit langen Zeiten schon fühlbar gemacht; um endlich einen neuen Handelsweg nach Maracaibo, dem wichtigen Hafenplaz der benachbarten Republik Venezuela offen zu legen und beide Orte durch eine Verkehrsstraße in möglichst gerader Richtung zu verbinden, hatte sich ein deutscher Kaufmann mit einem wohlhabenden einheimischen Grundbesitzer associirt und die schwere Aufgabe übernommen und durchgeführt, einen für Maulthiere gangbaren Pfad zu bahnen durch die dichten, rauhen Wälder der Cordillere und des Strombeckens, die den Fluß mit der bewohnten und bebauten Gebirgskette außer Berührung setzten. Unendliche Mühsale und Schwierigkeiten waren überwunden, der neue Weg geöffnet, an dem Catatumboufer eine lichte Bresche in den dunkeln Wald geschlagen, und aus dem gelegten Fundamente wuchs mit grünenden Saatzfeldern, mit Haus und Hütten strebsam die junge Colonie empor, die es unternommen, als Hafenplaz am Catatumbo die Handelsquellen des Staates Santander zu erweitern und in neue Bahnen zu leiten.

Eben zu jener Zeit, als das Werk energisch in Angriff genommen wurde, war ich kaum der furchtbaren Geißel des Tropenklimas, dem Gelben Fieber, entkommen, die ihren vollen Tribut von mir in den einsamen Waldgründen des Magdalenaströms mit schneller Ueberrumpelung gefordert hatte; von barmherzigen Samariterarmen in meiner hilflosen Verlassenheit und im Schrecken des Fieberwahnsinns aufgefunden und langsam und schwer durch die treueste Hingabe und Nächstenliebe wieder ins Leben zurückgerufen, raffte ich mich, noch siech und mit halb zurückgekehrten Kräften, auf, um auf jenem neuen und kürzesten Wege die Stadt Maracaibo zu erreichen, die mir in meiner hilflosen Lage Hülfquellen und Zuflucht bot; so hatte ich mich, wenn auch als Gast, doch nicht minder thätig und gleiches Los mit allen theilend, der Expedition nach dem Catatumbo angeschlossen und selbst die Führung der kleinen Avantgarde, der Spitze der eigentlichen Pfadbrecher, übernommen. *) Ungebuldig sah nun die durch Krankheiten, Mangel und physische Leiden aller Art arg heimgesuchte junge Colonie der Vollendung zweier Canoes entgegen, die auf der kleinen Werft im Walde aus den riesigen Stammleibern des Ceibobaumes **) herausgeschält wurden; nicht minder wie ich selbst mich nach Maracaibo sehnte, weil jeder Tag der fast thierischen Lebensweise den Rest an Kraft und Leben aufzureiben drohte, hing das Interesse meiner ganzen Umgebung an dem Flottwerden der kleinen Canoeflotte; denn bevor der urbar gemachte Boden die ersten ausreichenden Ernten hergab, mußten die nöthigen Lebensmittel herangeschafft und die Baarmittel zum Unterhalte und zu den laufenden Betriebskosten aus dem Absage der zur Ausfuhr bereits aufgespeicherten Rohproducte, größtentheils Zucker, gewonnen werden; diese leicht angängliche Waare, nur nothdürftig untergebracht und gehütet, zeigte schon Spuren des zerstörenden Klimas, der Borrath an Lebensmitteln schmolz in bedrohlichster Weise zusammen, der regenlose Sommer verflachte das Fahrwasser mehr und mehr, sodaß die Ausschiffung des Canoes nach Pilar und die Wasser Verbindung mit diesem Orte immer dringender geboten wurde.

*) Vgl. „Grenzboten“, Jahrg. 24, Nr. 19—23, 49—51.

**) Bombax Seiba.

Pilár, die nächste, mehrere Tagereisen stromabwärts einsam im wilden Catatumbo-gebiete gelegene Ansiedelung, mußte mit seinen Fruchtfeldern und andern Hülfquellen als nächster Stützpunkt für die junge Hafencolonie in Aussicht genommen und gewonnen werden; jener Ort aber hatte kaum ein minder großes Interesse an der Aufhülfe des neuen Hafensplatzes als dieser selber. Der Gewinn für ihn und das ganze Catatumbo-gebiet, wenn das Unternehmen gelang, lag klar vor Augen; es vermittelte den Austausch und Verkehr zweier benachbarter und volkreicher Provinzen durch ein gänzlich unbewohntes, wildes, aber unzählige schlummernde Hülfquellen und Naturschätze in sich schließendes Gebiet, und zog damit auch Pilár, die kleine Cultur- und Menschenoase der Wildniß, mitten in den lebendigen Verkehr hinein; wenn es gelang, die mit kräftiger Faust und geistiger Energie ins Werk gesetzte Idee lebensfähig zu machen, so war voranzusehen, daß die Culturstraße die Cultur nach sich ziehen werde.

Die Ansiedelung Pilár hatte unserer jungen Hafencolonie bereits Gruß und nachbarliche Freundschaft entbieten lassen durch zwei in dem Flußnetze des Maracaibobeckens umherstreuende Bootleute und Holzschläger, die auf ihren Beutezügen auf dem Catatumbo und durch dessen Waldufer zu uns gestoßen und zu dem Bau der Canoës gedungen waren; solche Freundschaftsbotenschaft weckte die hartbedrängte Colonie neu belebt aus ihrer dumpfen Resignation; alle Kranken und Leidenden, Hoffenden und Zagenden sahen bereits das letzte Siegel unter die glückverheißende Schicksalsurkunde gesetzt, und als endlich die kleine Canoëflotte mit ihrer auserwählten Besatzung vom Ufer stieß, hallten den hinabtreibenden Booten nur Jubelrufe von den zurückbleibenden Gefährten nach. Hoch vom Dachgerüste des aufgerichteten Pack- und Lagerhauses, das weit über die Hafensbucht des Flusses hinüberblickte und gerade von rüstigen Händen mit Palmenblättern gedeckt wurde, grüßten die geschickten Baumeister mit wehenden Palmen, Hüte und Tücher flogen in die Luft und Flintenschüsse krachten längs des Ufers hin; mein alter Freund, der rothe Drache*), der zum Majordomo des abwesenden Oberhauptes ernannt war, schwang seine wie aus hartem Waldholze geschnittene, feste, riesige Gestalt behende auf einen der mächtig über den Fluß hinüberhängenden Schiefersteinsocel, nachdem er das Seil des letzten Canoë losgelassen; in der einen Hand den breitgerandeten Hut, in der andern einen jungen Baumstamm als Flaggenstange, an welchem sein rothes Hemd als Fahne wehte, hochhaltend, brüllte er gleich einem rollenden Donner seinen Abschiedsgruß den hinabstanzenden Fahrzeugen nach. „Vaya bien, mi blanquito!“ (Fahre wohl, mein kleiner Weißer!) schlug die wilde, rauhe Stimme nach einem eigenthümlichen Gemisch von rauherber Rührung und wilder Aufregung noch langehin deutlich an mein Ohr.

Die kleine Flotte bestand aus einem großen und einem kleinern Canoë und einem Cañuco**); nur das große Canoë war befrachtet, das andere folgte als Reserbeboot mit den Decken, Kochgeschirren, den Lebensmitteln und dem übrigen Reiseapparate; dem Reserbeboote war der Cañuco angehängt, um für den Fall einer vollständigen Strandung oder Versandung Fracht und Mannschaft in Sicherheit zu bringen; das leichte Boot ging unter Don Felipe's, des einen der associirten Coloniehefs, Leitung mit dem Indianer Francisco und dem Koch und Fourier, dem schwarzen Padre voraus; es hatte die Aufgabe, das Fahrwasser zu sondiren, Merk- und Warnungszeichen zu hinterlassen, die Fahrstraße freizumachen von Baumpalissaden, die Landungsstellen auszukundschaften, Wald-

*) Unter dem farbigen Landvolke herrscht die Sitte, sich untereinander Beinamen beizulegen, die den äußern Eigenthümlichkeiten, Neigungen, Fertigkeiten und allgemeinen Eigenschaften entsprechen und so vollständig adoptirt werden, daß der Eigenname ganz darüber verloren geht.

**) Ein sehr schmaler, kleiner, ausgehöhlter Baumstamm, darin nur einer hinter dem andern eben niederhocken kann.

und Flußwildpret zu erlegen und das Nachtlager vorzubereiten; in dem schweren Boote befanden sich als Hüter der werthvollen Fracht der deutsche Compagnon K. und ich mit dem schwarzen Bootsführer Encarnacion; zwei Knaben, Estebancito und Traguico, schützten den ins Schlepptau genommenen Caiuco gegen das Schleiern; der erstere war der helfende Bursche der beiden Bootsteute, der andere, ein Indianerknabe, war auf dem Wege nach dem Catatumbo beim Zusammenstoße mit einer wandernden Horde gegen eine Flasche Branntwein eingetauscht und wurde daher Traguico, das Schlüßchen, genannt.

Kurze Stromwellen schaukelten munter die gemächlich hinabtreibenden Boote auf leichtgekräuseltem Rücken; zu beiden Seiten schwarzes Schiefergeschiebe und ununterbrochener, undurchdringlicher Urwald, in welchem das dunkelklare Flußwasser muldenförmig eingebettet liegt, während darüber sich der lafurblaue Tropenhimmel wölbt. Mag auch der erste Blick glauben machen, daß diese ununterbrochene Waldumrahmung eine unerträgliche Einförmigkeit über die Landschaft ausbreite und den Geist durch die monotone Wiederholung erdrücke, so nimmt doch der Beobachter, welcher der Natur ein inneres Verständniß, eine warme Empfänglichkeit und einen ebenso ins einzelne dringenden wie allgemein umfassenden Blick entgegenbringt, alsbald mit freudigem Erstaunen wahr, daß das endlose einzige Ganze unendlich verschiedenartig gegliedert ist, und, so ausgebehnt und unbegrenzt auch die dunkle Waldmauer, doch in ihr ein immerwährender Wechsel der gestaltenden Kräfte, der Schöpfungsformen und Gedanken an dem sehenden Auge und dem auffassenden Geiste vorüberzieht. Die Wälder Europas tragen im ganzen und einzelnen einen einheitlich erhabenen Charakter, der sie in der Majestät unberrückbarer Ruhe und Gleichmäßigkeit erscheinen läßt und alle einzelnen Glieder zu einer Einheit aus einem einzigen Susse zusammenschmilzt; aber diese Majestät der Ruhe und Einheit geht endlich über in ein drückendes, ermüdendes Einerlei für Auge und Geist, deren Thätigkeit nicht mechanisch auf einer gegebenen Linie ablaufen kann, sondern die Auflösung der Linie in Punkte zu freier, selbsteigener productiver Gestaltung bedarf. Der Tropenwald aber trägt kein anderes Zeichen des Uniformen an sich als die Masse; in seiner Masse aber ist jeder Theil originell und individuell; ein ausgesponnener Faden von wechselnden Tönen und Bildern geht durch die Gesamtcomposition hindurch, die sich zu einer erdrückenden Mächtigkeit anhäuft und wieder in eine endlose Mannichfaltigkeit auseinanderrollt. Mit jeder Wellenhebung, die das Boot vorwärts stößt, tritt eine andere Verkettung und Gliederung aus der Masseneinheit hervor; so viele Bausteine die Natur zu ihrem Riesenbau zusammengetragen, ebenso viele eigene, in sich abgeschlossene und vom andern losgelöste Lebensgestalten faßt dieser Bau in sich zusammen; jede derselben trägt den eigenen geistigen Odem in seiner Erscheinung, der sie ins Leben rief. Wer so fein Auge eingehend und auffassend, sympathisch über das Uferpanorama gleiten läßt, gewahrt eine sich anfangs- und endlos durcheinanderschlingende Kette von Schöpfungsgebilden.

Feindselig, abwehrend, gleich einer undurchdringlich verwachsenen Hecke lehnt sich der Saum des Waldes gegen jeden Eindringling auf, und erst hinter diesem äußern Cordon öffnet der Wald freier und weiter seine tiefen, dunkeln, geheimnißvollen Gründe; über das geschlossene obere Gewölbe ragen, gleich Zinnen und Kuppeln eines Riesenboms, auf schlanken Säulen die Kronen der königlichen Palmen empor, und kühn geschwungene, wie anmuthig leicht auf- und niederfallende Ornamente von Neben-, Laub- und Blumen- geslechtern umwinden den wilden Forst; über die grauen Uferfelsen und das schwarze Schichtgestein fällt aus riesigen, hochschwebenden Ampeln ein leichtgeflocktes, luftig wallendes Gehänge nieder und taucht tief unten in der Walddämmerung seine flatternden, schwankenden Spitzen träumerisch in die raunende Flut. Unter dem Schatten tief niederhängender Laubzweige breitet sich über die Erde ein weicher Teppich saftiger, schirmartiger Blattpflanzen aus, unter deren Schatten wieder zierlich ausgerandete Farn nisten und sammt-

artig mit braunem Haarfilz überzogene Wurzeln und Rhizome ein dichtes Netz um ausgeworfene Felsentrümmer schnüren.

Um feuerrothe Voghyssien schlingen sich die zahllosen scharlachrothen Blumen der randelnden Noretten, und neben den purpurnen Bürstenblumen des *Combretum* zittern im leisesten Luftzuge die federbuschartigen weißen Blüthentrauben des Ingabaaumes; der wasserrosenartige Blumenbrillant der *Gustavia* und das sprühende Diadem der *Carolinæa* nisten sich kokett und versteckt in das dicht- und buntverschlungene Gewebe der *Spermacoce* ein; mit duftigen Lippen küßt die hier niedergeneigte, eigenthümlich gebildete Blume der *Markgravia* die feuchte, dunkle Wasserflut, während ihre nahe Verwandte, die *Narantea*, sich stolz zu den Wipfeln der höchsten Bäume emporschwingt; den himmelaufstrebenden Lianen strömen auf ihrem luftigen Wege die betäubenden Düfte der Orchideen entgegen, aus so wunderbar geöffneten Blumenlippen, daß keine andere Erscheinung der unererschöpflichen Tropenflora die Phantasie des Menschen derartig zu biblischen Vergleichen anregt, wie die *Beans* unter Floras Kindern, die Orchisblume. In dem leicht auseinanderflatternden Kelche des *Oncidium Papilio* mit flügelartig erweitertem Lippenblatte sieht der britische Indianer die Gestalt eines flatternden Schmetterlings; die schlanken Formen der *Epidendrum*arten vergleicht er mit dem schlanken, graziosen Leibeswuchse der Reiser; in der schneeweißen, wenig geöffneten Blume der *Peristeria Elata*, in deren Grunde sich das kleine Lippenblatt zu einer verdichten Figur zusammengezogen hat, stellt er sich das schwingende Gefieder einer weißen Taube vor, darauf ein Engel sich gebettet, und nennt sie die Engelstaube: *Paloma del angelito*; ein süße Geheimnisse bergender Frauenschos ist ihm die schosartig keusch verschlossene *Anguloablume*, und die duftig-zarte, wie Thau und Rosenschimmer mit großen, leichten rosa-violetten Blumenblättern sich entfaltende *Cattleya Labiata* erscheint ihm als ein liebeschwelgender Kuß, den der reizvolle tropische Mai auf seine bräutlich prangende Erde haucht, und er nennt sie die Rose oder den Kuß des Mai. Nicht immer aber wird seine Orchideenphantasie von solchen poetischen Schwingen getragen; meistens nimmt sie gerade die größten Vergleiche auf, die den Wahrnehmungen des rauhen, mit der wilden Kraft der Natur verschwisterten Menschen, der für zarte Regungen und schwärmerische Liebe zur Natur wenig empfänglich ist, am nächsten liegen; die Kehnlichkeit mit Ochsen, Eseln, Enten, Hahnenfüßen und -Kämmen, mit Mulatten, Negern, nackten Indianern, mit Bomben und Mordwaffen findet sich oft ausgesprochen, und manche der schönsten Orchisblumen, die sich, von Duft und Anmuth umhaucht, in lustigen Sphären in üppiger Schönheit wiegt, empfängt derartige Fuldigungen einer grotesken Sinnenphantasie. Dann wieder tritt in all das ineinander duftende Blüten, zu finstern Gruppen vereinigt, die schwarze, stachlichte *Bactrispalme* hinein.

Weiter niederwärts, wo der Strom sein Bett verbreitert und seinen fortschreitenden Lauf verlangsamt, schwindet die wilde malerische Scenerie des Ufergesteins; die Ufer verflachen mehr und mehr und umgürten den Wald mit einem breiten, ebenen Wiesenfaum von hohen, großblättrigen, saftigen Blattgewächsen. Die heckenmauerartige Umschließung des Waldes fällt; der Wald öffnet sich freier und zugänglicher hinter der reichen Laubumhüllung; immer mehr verlangsamt sich die treibende Flut und theilt sich in viele Seitengabelungen, nimmt neue Zuflüsse auf, bedeckt ihre Oberfläche an den Gabelungspunkten teppichartig mit großen Wasserpflanzen, sodaß der Fluß mit seinen Blattdecken und den umschlungenen Schollen Landes oft das Ansehen eines vielgebuchteten Landsee's gewinnt; dazwischen bilden sich schwimmende Inseln aus zusammengetriebenen Baum- und Wurzelstümpfen, Schlammassen, Erd-, Rasen- und Laubschichten, worauf sich angepöhlte Samen, gestrandete Keimlinge und Reiser, abgeschwemmte Orchideen und Wurzelstücke aller Art festgesetzt und fröhlich Wurzel geschlagen haben; selbst junge Palmen,

die sich mit ganzen Wurzelballen in das lockere Pflanzenbeet eingemischt, treiben als grüne Segel der lebenden Blumengondeln durch sonnige Lüfte und weiche Fluten, bis ein neidischer Windstoß die kleine paradiesische Pflanzenidylle auseinanderreißt und gewaltsam ein jedes auf ein anderes Ufer wirft.

Zwischen diesen grünen und blühenden, festen und schwimmenden Insel- und Ufergruppen treten aus dem Grunde Sandbänke und Borufer hervor, von deren weißem, flimmerndem Sande der Sonnenglanz blendend zurückstrahlt; Flug- und Schwimmvögel rasten einsam oder gesellig zusammengeschart vorübergehend in dem Sonnenbade; auch die Otter trocknet ihren kostbaren, seidenhaarigen Pelz gemächlich auf dem heißen Sande, verschwindet aber mit Windeiseile auf dem kühlen nassen Grunde, wenn eine fremdartige Erscheinung in der Ferne auftaucht; nur überrascht oder überlistet fällt sie in die Hände der Nachsteller ihres werthvollen Pelzes; auch schüchterne Waldbewohner treten ihre Spuren in den trockenen Sand ein, wenn sie der duftige Morgen oder der verglühende Abend zum Trunkte an das feichte Ufer lockt; zur selben Stunde nimmt gewöhnlich auch eine andere zahlreiche Gesellschaft Besitz von dem allgemeinen Waldbrunnenbeden; sie steigt von den Bäumen nieder, und wenn sie ihren Gaumen geleckt und erquickt hat, schart sie sich bedächtig im Kreise oder Halbkreise um das trauliche Stellbuchein-Brünnlein zusammen, schaut sich mit mürrisch-ehrbarem Ausdruck in Gesicht und Haltung und funkelnden Augen an und würgt nun unter sorgfältiger Leitung und Intonierung eines Vorsängers aus der Tiefe des Schlundes ein donner- oder trommelartig wirbelndes Gebrüll hervor, das dumpf-melancholisch durch die Waldstille grollt und unter wachsender und fallender Resonanz bald aus unmittelbarer Nähe, bald aus weiter Ferne zu kommen scheint; doch die Urheber dieser Donnerstimmen sind viel harmloser als das Getöse, das ihrer Kehltrommel entrollt; naht sich ihrem Gesichtskreise eine unwillkommene Gestalt, so hebt die braune *Araguata**)-Versammlung ihre feierliche Sitzung eiligst auf, zieht sich sehr entrüstet ob der Störung in eine gedeckte Stellung des oberirdischen Waldes zurück.

Um die Mittagsstunde, wenn alle übrigen Geschöpfe den Schatten suchen, sonnen die Kaimans (Alligatoren), buzenweise neben- und übereinander ausgestreckt, erst mit rechtem Behagen in der Siebhitze des weißglühenden Sandes oder kochender Sümpfe ihr kaltes Blut; der gräßliche Kachan ist weit geöffnet und verschlingt förmlich die glühenden Sonnenstrahlen; hin und wieder klappt er plötzlich zu, um die Insekten, die seine Höhlung ausgefüllt, hinunterzuschlucken, denn der unersättlichen Gefräßigkeit dieses Reptils kommt alles gelegen, vom kleinsten Insekt bis zum größten Bierfüßler und Menschen hinan. So unbeweglich und anscheinend leblos liegen die Ungeheuer mit halbgeschlossenen Augen und im Halbschlummer ausgestreckt, daß sich die muntern Ufervögel harmlos auf den graubraunen Schuppenpanzer niederlassen, als lade ein Baumstumpf zur vorübergehenden Ruhe ein; ob solche Duldung eine List verbirgt, um die arglos ausruhenden Luftsegler durch die anscheinende Leblosigkeit ihres Ruheplatzes zu täuschen und sie im günstigen Moment um so sicherer wegzuschnappen, oder ob die Ungelenkigkeit der Gliedmaßen auf jeden Versuch, die leichtbeschwingten Gäste zu haschen, verzichten läßt, mag unentschieden bleiben, da die Bestien bei der Annäherung des Menschen sich scheu auseinanderwälzen und unters Wasser tauchen, zu langen Beobachtungen und Experimenten aber durchaus nicht Modell sitzen wollen; am allerwenigsten aber schreibe man die Duldung und Schonung einem Zartgefühl und innern Wohlgefallen an der fröhlichen Schar der blauen Lüfte zu, denn die zarten Regungen eines Saurierherzens sehen unter jedem Niveau auch der bescheidensten Einbildungskraft. Schwimmt der Kaiman durch das Wasser, so tritt nur der äußerste Rand des schmuzigbraunen Rückenpanzers und der

*) *Mycetes seniculus*; *M. niger*.

obere Theil des Kopfschnabels über die Oberfläche vor; der Körper gleitet ohne alles Geräusch und ohne sichtbare Bewegung durch die flüssige Bahn. Der Fremdling sucht, und wenn er auch darauf hingewiesen wird, vergeblich mit dem Auge nach der schwimmenden Rieseneidechse, denn er hält den sichtbaren Körpertheil derselben für einen treibenden, tief eingesunkenen Baumstamm. Der Raiman weicht den Menschen zwar furchtjam aus, wenn derselbe sichere Position gegen ihn eingenommen hat, doch er verschmäht keineswegs die leckere Speise des Menschenfleisches, wenn er sich derselben unbemerkt durch einen für ihn ungesährlichen Angriff bemächtigen kann. Plötzlich taucht der Kopf des Ungeheuers aus der tiefen Flut neben einem Weibe auf, das am Ufer Wäsche spült, oder neben einem Kinde, das im Ufersande spielt, und so schnell er erscheint, hat auch der grauenvolle Rachen sein Opfer gepackt und zieht es in die Tiefe hinab, um es lautlos zu ertränken; oder der lauernde Nimmersatt beschleicht das nächtliche Lager, und ehe einer der müden Wald- oder Flussfahrer erwacht, schleppt er die ergriffene Beute in schneller Hast mit sich hinab in das nasse Element. Sein Lauf ereilt den schnellsten Flüchtling zu Fuß oder zu Roß oder entgeht der gewandtesten Verfolgung, soweit die gerade Richtung innegehalten wird; der ungelente Kumpf aber und der kurze steife Hals machen die Seitendrehungen beschwerlich, sodas jede kurze Wendung und schnelle Biegung im Laufe einen großen kreisförmigen Umlauf des ganzen Körpers erfordert; die klügliche Benutzung dieser Unbeholfenheit soll dem rechtzeitig gewarnten Flüchtlinge zur Rettung dienen, der in gerader Richtung sehr bald überholt sein würde.

Ein Angriff auf den vom Ufer entfernten, gegen unvorhergesehene Zufälle gewappneten Menschen oder auf ein Boot steht von dem amerikanischen Krokobil nicht so leicht zu erwarten; niemals verschlingt es sein Opfer lebendig, sondern ertränkt es erst unter dem Wasser und zieht es dann wieder zum Fraße ans Land, da es unter Wasser nicht schlängen kann. Um so verhasfter ist diese Hyäne unter den Amphibien, als ihr Angriff so tödtlich und feige geschieht, und sie gleich lebensfähig und schnell in ihren Bewegungen ist, auf dem Lande, im Moraste, auf und unter dem Wasser. Da, wo der Mensch den verhassten Feind seinen ganzen Abscheu oder nur seine Schadenfreude fühlen lassen kann, thut er es mit wahrer Herzenslust; es fährt nicht leicht ein Bootsmann an ihm vorüber, ohne ihn, wenn er ihm nahe genug kommt, mit der Ladung seines Gewehrs zu begrüßen; freilich verursacht dem Unverwundbaren das Blei nichts anderes als Schreck und Unruhe, oder ein unbehagliches Geräusch um das Gehör; hin und wieder aber zwingt sich doch einmal ein Bleisüß durch die Panzergliederung, und dann peitscht der Empfänger desselben das Wasser grimmig mit seinem Schwanze. Gelingt aber der kühne Fang, entweder das die gierige Bestie ihre Kiefer auf ein zugespitztes Holz, welches eine verwegene Faust ihr in den Rachen stößt, aufspießt, oder mit Harpune, Haken und Lanze ans Land gezogen wird, so muß ihr, wenn sie die Accentuirung der menschlichen Stimme nur etwas versteht, aus dem allgemeinen Jubel das Todesurtheil schrecklich in die Ohren klingen; sie wird an den ersten besten Baum festgeschnürt; für jeden, der da mitwirken kann, ist es ein Hochgenuß, auf den alten Säuber mit Lanzen, Piken und Messern einzustechen, mit Keulen, Aexten, Stangen und Steinen loszuschlagen, ihm den Schuppenleib mit Pulver und Blei zu kugeln, so lange, bis er unter solchen Umständen den gescheiterten Entschluß gefaßt hat, nämlich zu verschweiden; diese Abschlachtang ist nur ein Freudenopfer und bezweckt weder Nutzen noch Beute. Obwol Thran und Haut sehr gut zu verwenden sind und das Fleisch sogar recht schmackhaft sein soll, mag sich der allgemeine Ekel doch nicht mit seinem Leichnam befassen; besonders werthvoll ist die Fülle von Eiern, die das weibliche Individuum zur Zeit der Ablagerung bei sich trägt; mag Urtheil und Geschmack auch verschieden richten, und versteigt sich auch selbst der indianische Gourmand nur bis zur Verspeisung des kleinen, jungen Saurier-Wildpretes, so ist doch der Nahrungs-

wert und Wohlgeschmack des Eidotters nicht in Abrede zu stellen und dasselbe auf den Kreuz- und Querzügen durch die Wildniß allezeit eine willkommenene Nahrung; aber nur der Schinder von Fach oder aus innerm Verufe wagt es, den Cadaver abzuhäuten und seinen Thran auszuziehen; sonst wählt man für ihn ein Loch oder gräbt ihn vielleicht stückweise in einen Ameisenhaufen ein, um diese lästigen Einlieger mit dem Nas zu vertreiben, oder stößt ihn ins Wasser zurück, wo dann die ganze Schar der gierigen Wasserhyänen sich zum wilden Kampfe um den Fraß zusammenhäuft und unter lautem Knirschen, Knacken, Brüllen und Schlagen den eigenen Kameraden auseinanderreißt und verschlingt.

So wie das Blumenleben des Waldes auf den sonnigen Wipfeln, an den licht- und lustumspielten Rändern, am gelichteten Flußufer gipfelt, so tönt auch das Thierleben vielstimmiger wieder auf dem hohen Wipfel oder in den freien Passagen des dunkeln Waldes; auch die lichtscheuen, auf weichen Behen geräuschlos ihrer Beute nachschleichenden Thranen der Wälder, vor deren blutdürstigem Gewinsel oder hungerigem Gebrüll alles schwächere Geschöpf erzittert, verlassen momentan, wenn auch behutsam und befangen, die dunkeln Jagdgründe; auf den glatten, von Guirlanden umschlungenen Schieferplatten der Uferwände reckt der buntgefleckte Jaguar seine elastischen, sammtweichen Glieder und beobachtet mit stehend scharfen Blicken und würdevoller Haltung das vorübergleitende Fahrzeug; in einem Bettpolster weich-verdeckender Farn und Kletternder Gräser am sonnigen Waldsäume leckt der silbergraue, mähenlose Löwe, der Cuguar, die blutigen Krallen, die er eben in die Gurgel einer jammervoll klagenden Marimonda*) geschlagen.

Früh, wenn dem hinschmelzenden Zauber der Tropennacht der entzückende Morgenduft des neuen Tages entschwebt, dann regen sich nach und nach, und immer lauter und unharmonischer durcheinanderlärmend, die Tagstimmen des Waldes; aus allen Schlupflöchern kriecht und fliegt es herbei, die Ufer bevölkern sich, kommende und gehende Erscheinungen wechseln miteinander, ein jedes nach seiner Weise und seiner Eigenthümlichkeit; dann erhebt sich auch der schwere Flug der hühnerartigen Vögel, die das untere Gezweige des Waldes bewohnen; mit wildem Geschrei flattert der Hokko auf, und in geselliger Vereinigung spaziert der schwarzglänzende, mit beweglichem Federbusche geschmückte Pauiri über den weißen Sand der Playa**); aus dem höchsten Wipfel eines Baumriesen ruft der Tukan (Pteroglossum) seinen eigenthümlich wehmüthigen, ins Gemüth greifenden, weithin schallenden Morgengruß: „Dios te dé! Dios te dé!“ („Gott gebe es dir!“) in den Wald hinein und aus dem Wald heraus; der Sänger selbst aber, der diesen melodischen Morgengruß aus seinem unförmlich großen Schnabel herausstößt, ist ein gar wilder, unbändiger Geselle. Lange Schwärme von lärmenden Papagaien ziehen mit glänzend grünschillerndem, roth- und goldgeschmücktem Gefieder durch den leuchtenden Morgenstrahl von Uferwipfel zu Uferwipfel oder plaudern aus dem niedrigen Gebüsch mit betäubender Geschwägigkeit in das vorüberschaukelnde Boot hinein, als ob es einer eifrigen Unterhaltung mit den Fährleuten gelte, die ihre ganze Aufmerksamkeit erregt haben; in militärischer Aufstellung besetzt die Colonne der Scherenvögel die spitz in den Fluß hineingeleitete Playa, und erwartet mit Ruhe den unbekanntem Gegenstand, der den Fluß hinabtreibt, oder sie streicht auch in langer Reihenfolge dicht an dem Boot vorüber; scheu, aber vorsichtig steckt der Schlangenhalsvogel (Plotus) den langen Hals und Kopf mit nacktem Gesicht und spitzem, dünnem Schnabel durch das Laubdickicht niederhängender Zweige, wo er, behutsam versteckt, mißtrauisch den Fluß überwacht; er entfernt sich ebenso

*) Simia Beelzebub.

***) Die sandigen, unbewachsenen, angeschwemmten Vorufer, die wechselweise angepült und abgepült werden, bald mehr, bald minder, zuweilen auch ganz constant sind.

geschickt schwimmend als fliegend, und taucht überdies noch lange unter, sodass er es seinen Nachstellern schwer macht, ihn zu erlegen. Immer paarweise, geschäftig und munter hüpfst die hübsche rothköpfige Meise (*Tanagra gularis*) durch das lockere, flossige Ufergebüsch; fern diesem muntern Liebestreiben sitzt einsam und ernst, mit der Miene tiefen Nachdenkens, der prachtvoll in Gold und Grün schillernde Glanzvogel (*Galbula*) in dem buschig herabhängenden Gezweige, und nicht minder schön wie sein Brillantenflaum glänzt in dem heißen Goldstrahl der höher steigenden Sonne das metallglänzende Gefieder des Kageschnabels (*Trogon*). Zweige und Rinden nach Larven und Insekten durchsuchend, flattern von Baum zu Baum die Heerden der muntern Singvögel: Meisen, Grasmücken und Zaunkönige; ihr buntes Gefieder erfreut ebenso sehr das Auge, als der lieblich tönende Gesang gar wohlthuend das Gehör berührt. In schneller, scheuer Flucht huscht durch das Bodengestrüpp das Waldhuhn (*Crypturus*), das sich selten nur einmal zum niedrigen Fluge erhebt; es ist eine besonders gern gewählte, aber schwer erreichbare Zielscheibe des Jägers, da sein Fleisch den schmackhaftesten Wildbraten liefert; ebenso schmackhaft und nahrhaft sind die großen grünen oder rothen Eier, deren es sechs bis sieben Stück in kleine Erdgruben legt. Zahllose Entenschwärme ziehen dicht über die glatte Wasseroberfläche hin, im schwerwuchtigen Fluge die Flügelspitzen in den nassen Spiegel tauchend, oder sie lassen sich auch durchaus nicht in ihrer Siesta auf dem weissen Sande durch die Annäherung der unbekanntenen Menschenerscheinung stören; die Furcht vor der Schusswaffe ist vielleicht nur einigen alten Familienhäuptern eigen, die im Laufe ihrer Lebensjahre auf dem selten einmal vom Menschenfusse betretenen Fluggestade einzelne Erfahrungen gesammelt haben mögen; fast erstaunt sieht der Schwarm den Anstalten zu, die getroffen werden, um Tod und Verderben unter ihm auszustreuen; mehr erschreckt, als die Gefahr ahnend, verlässt er schwerfällig seinen Sitz und zieht sich, abwechselnd Luft und Wasser durchrübend, von der bedrohten Stelle zurück. Weit misstrauischer und sehr vorstichtig erhebt sich der scharfsehende Reiher (*Ardea Agami* [aschgrau] *alba*) fern vom Schuss, und verliert niemals den Gegenstand seines Verdachts aus dem Auge; seine Erscheinung, wie die der Enten, des Ibis und anderer Wasservögel mehr, deren Jagddomäne der fähle Grund, wo es dem Fischlein so wohl ist, lassen mit Recht auf eine nicht minder große Bevölkerung im Wasser, als auf demselben, am Ufer und im nahen Walde schließen.

Und so ist es in der That; ebenso wie das Jagdrohr erzielt die Angelschnur bedeutende Erfolge, welche die sonst beschwerdevollen Flussfahrten erleichtern; die Land- und Wasserbeute schneidet nicht nur allen Mangel an Nahrungsmitteln ab, sondern überschüttet die ambulante Küche mit einem wahren Ueberflusse an schmackhaftem und nahrhaftem Wildpret. In dem Catatumbo, und je weiter stromabwärts, desto zahlreicher, sammelt sich eine große Fülle von Fischen; ihre Fressgierde und die Hast, mit welcher sie über den hingeworfenen Köder herfallen, lässt fast auf eine Ueberfüllung schließen, da der Reichthum an Nahrung sie dennoch den Hunger fühlen lässt, trotz der Decimirung des schwächern verfolgten Theils durch den stärkern, und der zahllosen Feindescharen, die mit selten fehlendem Stosse ihre Beute ereilen. Vorherrschend unter den Fischen der tropischen Gewässer sind die Welse-, Lachs- und Karpfenarten, alle wohlschmeckend, und viele, besonders die Karpfen, ziehen mit ihrer glänzend schillernden Schuppenrüstung leuchtende Furchen durch das schwarz-dunkle Wasser. Unter den Welsen liefert der *Vagre* (*Vagre Commersoni*, *Pimelodus*, *Heterobranchus*) den reichsten und einen vorzüglichen Fang; er ist ein großer fetter Fisch mit röthlichem, weichem Fleische, und bevölkert in großer Menge die hervorragenden Flüsse, Südwasserseen und Siénegas*); in den Druft-

*) Siénega werden die zu Seen verbreiterten Flussbetten, überschwemmte, mit schlammigem Wasser ausgefüllte Niederungen, abgedämmte Ufer, Teiche u. s. w. genannt.

flossen trägt er eine scharfe, leicht und empfindlich verletzende Waffe, einen spitzen, starken Dorn, der, um die Verletzung zu verhindern, sofort nach dem Fange geknickt wird. Die kleine *Doncella* (kleines Fräulein) unterscheidet sich von dem großen *Bagre* durch das breite Kopfschild und die büschelförmigen Anhänge an den Kiemen; sie bildet, wie in unsern kleinen Flüssen und Landseen die Barsche und Breitlinge, besonders das Wasserwildpret der Knabenangeln; mit geringem Apparate ziehen es die jungen Busch- und Wasserfrolche ans Land, und wissen den drohenden Dorn sehr geschickt zu umfassen und an dem ersten besten Steine oder Baume umzuknicken; das Redewort: „Stumm wie ein Fisch“, straft dieses kleine Fräulein Lügen; es läßt, wenn es an der Schnur hängt, einen eigenthümlichen Laut, ein klagend-singendes Summen hören, das lebhaft an die Sage der singenden Fische erinnert. Die Welse sind hauptsächlich in dem Magdalenenströme zu Hause, der *Catatumbo* wird besonders von den Karpfen aus der Familie der *Characinen* bevölkert; wie das schillernde Gefieder der Vögel gleich funkelnden Brillanten aus dem grünen Laube leuchtet, oder gleich einem strahlenden Prisma durch das Blau der Lüfte schwebt, so funkeln die glänzenden Schuppen und Flossen der geschmeidigen Flußbewohner herauf aus dem dunkeln Grunde; das lebhafteste Farbenspiel findet sich unter den vielen *Serrasalmen*- und *Myletes*-arten mit scharfem, gesägtem Bauche und den *Tetragonopterus*-, *Xiphostoma*-, *Ostroglossum*- und andern Arten mit abgerundetem Bauche. In Roth, Blau und Purpur leuchten die Schuppenkanten des *Xiphostoma* *Luvieri*, silberne Blitze wirft der fette, wohlgeschmeckende sehr zahlreiche *Pámpano* (*Myletes*?), und goldene Furchen hinter sich her zieht der *Serrasalmo* *Aurens*. Der Wasserkundige kennt genau die Lebensweise, den Aufenthalt, die Nahrung der Fischarten; diese geht mit dem Ströme, jene fristet ein örtliches, wenig bewegliches Leben, die eine liebt das stille Uferwasser, die andere die Stromwellen u. s. w.; der *Myletes* *Paue*, der über 20 Zoll lang und bis 10 Pfd. schwer wird, hält sich in großen Mengen in den Strudeln und Wasserfällen auf.

Der Fischfang entwickelt seine größte Regsamkeit und Ausdehnung im Beginn der trockenen Jahreszeit, wenn die übergetretenen Wasser wieder in ihr altes Beden zurücktreten. In den ausgespülten Niederungen bleiben zunächst noch viele größere und kleinere Gewässer zurück, die in keinem Zusammenhange mehr mit den Flüssen stehen. Die vom offenen Wasser abgeschnittenen Fische sind hier nun, wie in einem geschlossenen Teiche, in großen Mengen zu einem sichern Tode eingefangen; wo noch ein Abzug bleiben mag, da wird derselbe künstlich verschlossen. Bevor die rasch vor sich gehende Verdunstung die gefangenen, verschmachtenden Fische auf den Sumpf wirft oder alle Lebensgase in dem gekochten Wasser verdirbt, eilt der Mensch mit seinen Netzen herbei; einen Netzzug kann man das massenweise Auswerfen ans Land und die Schlachtung im großen kaum noch nennen. Nicht der geringste Theil solcher Fänge wird sofort veräußert und consumirt; gleich an Ort und Stelle unter freiem Himmel thut sich ein großes Fischmagazin auf, wo viele Hände mit dem Zerlegen, Einsalzen und dem Trocknen der zur Conservirung zubereiteten Fische an Luft und Sonne beschäftigt sind; wenn nach drei bis vier Tagen die Sonne ihre Schuldigkeit gethan, wird der getrocknete Salzfish in *Bijaoblätter**) zu *Tertios****) eingeschmürt, auf Maulthiere geladen und in die Verkaufsläden und die großen überseeischen Handelsmagazine abgeführt. Von allen Seiten strömen die Landleute, Wiederverkäufer und kleinen Leute mit Eseln und Maulthieren herbei, um die Waare oder den eigenen Bedarf gegen ihre Bodenproducte oder gegen baares Geld einzutauschen, und mit

* *) *Bijao*-(spr. *vicháo*)Blätter, die großen Blätter der *Musaceen*, die als Packmaterial verwendet werden.

***) Jede Maulthierlast besteht aus zwei *Collis*, sogenannten *Tertios*, die genau gleiche Größe und gleiches Gewicht (à 100 Pfd.) haben müssen.

strahlendem Gesichte ob ihres Reichthums lehren sie mit den eingetauschten Schätzen, die sie wochenlang aller Nahrungsorgen und aller Fleischnoth überheben, zu ihren einsamen Bananenselbtern zurück.

In seinen Mitteln nicht peinlich und wählerisch und darauf bedacht, mit geringer Anstrengung möglichst viel zu erreichen, greift der Eingeborene bei hohem Wasserstande und innerhalb der Stromschnellen zu einer barbarischen Maßregel, um sich der schlüpfrigen und schwer nahbaren Wasserbeute ohne große Mühe zu bemächtigen; er wirft oberhalb der Strömung stark narkotisch und giftig wirkende Rinden, Wurzeln und Pflanzen*) in das Wasser und vergiftet damit die nächste Flußstrecke, die er unten aufgestaut oder mit Rezen, Rohr- und Binsengeflechten abgesperrt hat; die Fische, die sich innerhalb des gesperrten Stromlaufes befinden, fallen todt oder betäubt um, und werden unten, wo sie angetrieben, in großer Menge aufgelesen. Der Genuß derselben muß dem Menschen nicht gefährlich oder schädlich sein, denn gewöhnlich wird solcher Fang nur für den eigenen Consum unternommen, und der Creole fühlt keineswegs Neigung und Versuchung, sein Leben eigenhändig zu verkürzen.

Dem Catatumbo fordert indeß keine Menschenhand seine reiche Beute ab, die sich in ihrem eigenen Ueberflusse sättigt und verschlingt. Nur die Sonne und die brechenden Wasserwolken beherrschen seine Flut, die Sonne, die um seine grünen Ufer das blendend-weiße Band der Playas schlingt oder grüne Inseln und trockene Sandbänke aus seinem Grunde hebt, die Wasserwolken, welche über ihm bersten und mit der niederstürzenden Flut sein Bett aufwühlen, zerreißen, umstürzen und das blendende Band der Playas, die grünen und weißen Inseln, gierig verschlingen. Wenn die Regenzeit eintritt oder ein Gewölk sich auf den Bergkuppeln entladet und alle Haupt- und Nebenquellen mit überströmenden Fluten speist, dann gewinnt der Fluß von gestern heute ein ganz anderes Bild. Donnernd und grollend rollt die schmutzig-schäumende Flutwelle mit unwidderstehlicher Gewalt durch das hohle Becken, sprengt es, wo seine Wandungen den ungestümen Andrang nicht fassen können, bohrt sich durch die flachen Curven einen neuen geraden Weg, wälzt Felsentrümmer, Erdschlamm und Baummassen mit sich fort, unterwühlt und stützt die Ufer ein und wirft aus entwurzelten und zusammengewürfelten Bäumen und Gestrückermassen mächtige Palissaden mitten über den Strom, die dem bäumenden Wasser gleichsam ein Joch auflegen und es zwingen, sich unter demselben hindurchzubilden, während sie den wilden Waldbewohnern bequeme Brücken von einem Ufer zum andern schlagen; andere, früher aufgeworfene Palissaden wieder legt die Flutwelle wie Strohhalme hinweg; durch die geöffneten Schleusen flutet das gestaute Wasser auseinander und treibt die gesprengten Trümmer gleichsam als bahnbrechende Pioniere den stürmenden Sturzwellen voran. Da, wo der Fluß vorher Tiefen zeigte, steigen nun Inseln und Playas auf, und durch frühere Sandbänke hat nun der Strom sein tiefstes Bett gegraben. Wehe dem Geschöpfe, das die herabdonnernde Flutwelle erfaßt, es steht nimmer wieder auf. Wenn das aufgethürmte Wasser verlaufen, kehrt das frühere friedliche Uferbild, nur mit veränderten Umrissen, zurück; die anfänglichen Spuren der Verwüstung verwischen sich gar bald unter dem warmen Zeugungsodem der Natur; den bloßgelegten Saum des Urwaldes umgürtet bald aufs neue eine dichte Heckenmauer; rasenbildende Blattgewächse rollen ihren schwellendweichen Teppich aus und umwuchern das sumpfige Vornfer, aus welchem die eingeschwemmten, zersämeterten Stamm- und Wurzelstümpfe neue Zweige und Blätter treiben; Schilf und Rohre schieben ihre spitzen Triebe aus dem neuen Alluvium hervor und verflechten die gerissenen Lücken des Uferwaldes mit den schwertförmig übereinandergekreuzten Blättern; in dem aufsteigenden, kaum sinnlich wahr-

*) *Jaquinia armillaris* u. a.

nehmbaren Verdunstungsströme zittern leichtbeweglich die silberglänzenden Federbuschrispen des Zuckerrohrs, überschattet von dem kispelnden Bambuslaubgrase, das sich auf 40—50 Fuß hohen Rohrstäben in leichten Flocken auseinandervölbt; etwa 20 Fuß über dem Boden verzweigt sich der dicke, hohle, kieselhart umpanzerte und durchknotete baumartige Schaft in viele Knotenäste, und wenn so zunächst das ganze Gerippe aufgebaut, umkleidet es sich mit seinem luftig-wolligen Laubgewande von feingefchnittenen, leicht und zierlich getragenen, lichtgrünen Grasblättern; laubenartig wölben sich die schwebenden Wiesen über die ganze Breite des verengten Flussbettes und die Gabelungspunkte der zusammenfließenden Wasserarme. Wenn das Rohr nach vollendeter Fruchtbildung sein Leben abschließt, wird sein kieselhartes Gerippe morsch, es beugt und neigt sich tiefer und tiefer zum Staube nieder, bis es abstirbt, verwitternd auseinanderfällt und seine modernden Trümmer zwischen dicht zusammengebrängten Gruppen schwarzer Stachelpalmen begräbt.

Wolfsmilchsträucher, verschiedene Erotonarten, Amarantaceen und Ipomöen und Winden mit leuchtenden, wie ein Hauch so zarthäutigen Blumenkelchen, feurig-glühende und das Himmelsblau widerspiegelnde Passionsblumen, in Gold und Purpur prangende *Psychanthusbolden*, blutrothe *Melastomen* und rosig schimmernde *Acanthaceen* schützen das neu hervorgewachsene Ufergehege noch fester ineinander; hinter diesem prangenden Saume des großen Waldleibes treten die einzelnen gewaltigen Glieder und Formen des Riesensleibes freier, gelüfteter, majestätischer, wenn auch weniger farb- und wechselreich hervor; die lichtliebende Palme weicht zurück aus dem dunkeln, gegen Luft und Sonne geschlossenen Raum; sie erscheint nur in ihren kleinsten Vertretern, die ihre dünnen, schwankenden, rohrartigen Palmstämmchen unter das feste Schild des Waldgeästes bergen; oder sie durchbricht in ihren stolzesten Häuptern das hohe, dicke Laubgewölbe und wiegt die erhabene Krone hoch über aller an die Erde geketteter Pflanzenwelt. Die mächtigsten Riesen unter den Waldbäumen setzen sich in unumschränktem Besitz der durchwurzelten Erde und in die absolute Herrschaft über das ganze grüne Pflanzenleben, das sich unter ihrem dichten Gewölbe ansammelt. Da ist der Malvenbaum (*Bombax Seiba*), der, von bretartigen Strebepeilern gestützt, auf seinem dicken, bauchig angeschwollenen Stamme die ungeheure Last eines großen, wuchernden Pflanzengartens in dem weit ausgebreiteten Geäste trägt; ein dichter Blumenflor von sprühenden Farben schmückt seine gewaltige Laubkrone, und später, wenn die Blume Frucht geworden, streuen die trockenen Kapseln ganze Wolken glänzendweißer, seidenhaariger Waldwolle aus, die dem Baume ein greisenartiges Ansehen gibt; in dem ausgehöhlten Bauche des dicken Stammes aber schwimmt der Indianer mit seiner ganzen Familie und allem Haus- und Feldgeräthe über die Strudel und Stromschnellen der Waldströme von einer zur andern Uferstelle. Noch gigantischere Dimensionen entwickelt der Sandstreubüchsenbaum (*Hura crepitans*), und mit ihm zugleich thürmen der Milchbaum (*Galactodendron utile*), der Feder- (*Cedrela odorata*), Mahagoni- (*Switenia Mahagoni*), Balsam- (*Copeifera Jacquini officinalis*) und Gummibaum (*Siphonia elastica*), der *Tacamahake* (*Icica Tacamahaca*) und *Hymenä*- und andere Waldriesen das immergrüne Gewölbe auf; in dem *Morus*baume (*Morus tinctoria*) aber, der Eiche der Tropen, erreicht der Wald die höchste Summe seiner Schöpfungskraft; 150—180 Fuß hoch, ragt er gebietend über seine Genossen, als Häuptling der Tropenwelt empor, und duldet neben sich keine Ebenbürtigkeit; durch die schöne dunkelgrüne Laubkrone, die seinen kolossalen Stamm umschattet, macht er sich schon von weitem dem Auge des Kundigen bemerkbar; um seine Macht und Größe drängt sich ein großer Schwarm von problematischen Existenzen, um sich bequem und billig unter dem Schatten seines Ruhmes einzurichten; baumdicke Lianen klammern sich an seine stützenden Schultern an, und an diesen klettern wieder andere, schlankere Pflanzenleiber hinauf zum ersehnten Licht; bis zu seinen Wipfelspitzen hinan nistet sich ein tausendfältiges Leben in seinen hütenden

und haltenden Zweigen ein, und er ist so der Träger ausgebreiteter Pflanzencolonien und schwebender Gärten, die, auf die Erde verpflanzt, wol die Fläche eines Morgens Landes bedecken möchten; wie Schiffstau von hohen Masten und Masten, fallen aus den dichten, überirdischen Pflanzenbeeten 100 Fuß lange, fadenförmige, glatte Aroideenwurzeln zur Erde nieder, von zarten Moosfäden zierlich umflochten, und schnurgerade steigt an dem Stamme die Vanille zu ihren sich hoch in den Lüften schaukelnden Schwestern empor. Kein Sonnenstrahl schmelzt jemals den tiefen Schatten der dunkeln Gründe, aber unter dem grünen Schattengewölbe fließt ein Strom von erfrischenden, belebenden, aromatischen Gerüchen, welche von Balsam bergenden Rinden, Hölzern, Wurzeln, von Blättern, Blüten und Früchten ausgeathmet werden. In diesem Schatten erschließt auch die Mehrzahl der monokotyledonischen Gewächse ihre duft-, farbe- und formenreichen Blumen, die sich guirlandenartig um die mächtigen Säulen des stillen grünen Domes schlingen. Unter der obern Waldschicht breitet sich eine zweite Schicht, der Unterwald, aus, gebildet von dem Purpursammet der Melastomenbäumchen, von anmuthigen Eugenien und Cordien, von capriciösen Solaneen, würzig duftenden Rubinceen, von dem wilden, dunkel-ernsten Cacaobaume und leichtlebigen, lichtgrünen Schilspalmen, launigen Neben und träumerischschwankenden Rufenblättern, und so weiter fort deckt eine Schicht die andere; Meteoren gleich, die leuchtend durch das Dunkel der Nächte ziehen, leuchten durch all dieses volle, üppige Pflanzengrün aus den dunkeln Gründen die feurigen Blütenkugeln der tropischen Balrose (*Brownea grandiceps*) in das Auge; die jungen, zwischen dem alten Laubem entfaltenen Blätter hängen in langen, zart rosa angehauchten und buntgetüpfelten Büscheln um die feurige Pracht der Kugelrosen, während der tiefdunkel glänzende Grund des alten Laubes die Blut der Farben nur noch flammender reflectirt.

Doch nicht tiefer trägt die Fernsicht oder der flüchtige Schritt vom Flußgestade in den innern Wald hinein; zurück denn nach dem kurzen Ueberblicke über das nächste Cataracten-Uferpanorama zu der kleinen Canoeflotte auf den treibenden Stromwellen.

Mit den vorschreitenden Tagesstunden wird die Atmosphäre in dem engen Flußbette bald empfindlich drückend; wenn auch die Verdunstung des Wassers die Glut der Sonnenstrahlen dämpft, so ist doch die eingeschlossene Luftschicht zu sehr durchglüht und fortwährend geheizt von dem Reflex der Sonnenstrahlen an den Felsenuffern, und das Fahrzeug überdies gezwungen, die schattenlose Mitte des treibenden Stroms innezuhalten. Steht endlich die Sonne im Zenith, so wirft auch das Ufer keinen Schatten mehr, und kein Büschlein, kein Blättchen spannt einen Schirm aus gegen die senkrechten Sonnenstrahlen. Das muntere Gespräch verstummt, und die Gestalten verschwinden allmählich unter kleinen Schattendächern, die jeder über sich aus Dedern, Laubzweigen und großen Blättern ausbreitet, so gut der enge Raum, in welchem er sich bewegt, und die Mittel, die er zur Hand hat, es erlauben. Nur der Lootse in der Popa*) muß seine freie Umschau bewahren, um das Boot durch alle gefährlichen Strömungen sicher hindurchzusteuern. Die Erfahrung lehrt, daß die Sonnenstrahlen bei rüstiger Bewegung weit weniger beschwerlich und auflösend wirken, als in ruhender Stellung; und da es mir überdies unerträglich war, an allen den Herrlichkeiten, welche die Tropennatur rings an den Ufern ausgestellt, blind vorüberzutreiben, so that ich, wie der Lootse in der Popa, und unterstützte ihn in meiner Proa**) rüstig in seinen Bewegungen.

Stimmt die Hitze auch das Allgemeingefühl sehr herab, so bietet dennoch die Fahrt auf dem offenen Strome reichlichen Ersatz für die durch sie erzeugte physische Abspannung. Die unerträgliche Plage der kleinen Mosquitos, die am Ufer zur Maskirung des Ge-

*) Der hintere Theil im Schiffe.

**) Der vordere Theil im Schiffe.

sichts, der Hände und Füße zwingt, verschwindet aus der Stratosphäre; die mit Wunden und Ausschlag bedeckte Haut heilt ungestört, und mit Wegfall der beständigen Haut- und Nervenreizung hebt sich das allgemeine Wohlbefinden. Verschiedene Stromschwellen waren glücklich überwunden und eine Baumpalissade, die den Fluß versperrte, durchbrochen worden; der Vortrab hatte bereits an einer lang zugespitzten Playa angelegt und alle Anstalten zur Herrichtung des Nachtlagers getroffen; bald auch ging das schwere Frachtboot, durch lauten Zuruf des gelandeten Vortrabes begrüßt, an einem der eingerammten Pfähle vor Anker.

In den tropischen Ländern, wo dem Sonnenuntergange sogleich dunkle Nacht folgt, muß der Reisende zur rechten Zeit das Nachtlager beziehen, damit alle Vorbereitungen zu demselben noch vor Anbruch der Nacht getroffen und beendet werden; auf Flugreisen zumal findet sich nicht immer zur geeigneten Stunde auch eine geeignete Landungsstelle, sodas es gerathen ist, wenn die Ufer nicht genau bekannt und die Playas überdies noch häufigem Wechsel unterworfen sind, immer frühzeitig an einer günstigen Stelle anzulegen; durch solche Vorsichtsmaßregeln kann die Reise zwar oft verlangsamt, aber auch sehr gesichert werden. Die sandigen Vorufer, die Playas, bieten das günstigste Terrain für das Nachtlager dar, und wenn dieselben fehlen, so werden doch immer die freiesten Stellen des Ufers gewählt, weil diese in der Wildniß größere Sicherheit gewähren. Die Raubthiere fühlen sich in freien Lichtungen jaghafter und unbeholfener als in den dichten Waldverstecken, und die Luftströmung über dem unbedeckten, Wärme ausströmenden Kies der Playa verschucht die Insekten, die den Schlaf in der geschlossenen Waldbatmosphäre unmöglich machen. Das Feuer im Walde hat neben dem Nutzen, den es gewährt, auch seine Gefahren, da sich gefährliche Thiere, Schlangen und selbst Krokodile leicht, und durch das Gebüsch verdeckt, an dasselbe heranschleichen können, denn sein Schein verschucht nicht, sondern lockt diese Geschöpfe vielmehr an; die freie Playa verhütet aber das unbemerkte Beschleichen. Einen großen Vorzug haben noch die erhöhten und namentlich unterwühlten Ufer vor denen, die flach aus dem seichten Wasser aufsteigen, weil es den Kaiman am Landen verhindert; und nicht allein der Kaiman ist am Ufer der Flüsse zu fürchten, sondern auch der Jaguar, der Puma und die meisten Raubthiere durchschwimmen breite Ströme mit großer Leichtigkeit, wenn sie ein Gegenstand von einem Ufer zum andern lockt. In gleicher Weise, wie die verschiedenen Anhaltspunkte im Gebirge und in den Wäldern benannt sind, erhalten auch die Playas der Flüsse ihre Namen, die gewöhnlich dem Heiligenkalender, oder den nächstliegenden materiellen Interessen, oder denkwürdigen Begebenheiten, die sich daselbst zugetragen haben, entnommen sind. Playa de los Indios nannten unsere Bootsführer das Ufer, wo das erste Nachtlager aufgeschlagen wurde; die spätere Erzählung am Wachtfeuer ergab auch den Anlaß zu dieser Benennung.

Doch zunächst mischen wir uns noch unter das rege Treiben, das dem Nachtlager vorausgeht. Die üble Laune, welche vielleicht die Mühseligkeiten des Tages oder Verdruß und Uneinigkeit zurückgelassen, verliert sich alsbald in der allgemeinen, fröhlichen Nüchrigkeit und Beweglichkeit. Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Schutz- und Trutzgenossenschaft, gleich einer temporären Verwandtschaft, theilt sich allen Reisefreunden mit, so verschiedenartig auch die Elemente sein mögen, die sie untereinander verbinden. Das Oberhaupt der Reisetruppe regiert nach echt väterlicher, patriarchalischer Weise; „mein Patron“ ist die Anrede der Untergebenen, und so wie diese für die Bequemlichkeit und Auszeichnung ihres Patrons uneigennützig und eifrige Sorge tragen, erwarten sie mit blinder Zuversicht, daß der Patron seine Hijitos (Söhnchen) mit Muth und Selbstverleugnung durch alle Gefahren des Unternehmens führe, alle Mühseligkeiten und Entbehrungen mit ihnen theile und unermüdet für ihre Wohlfahrt bedacht sei. Bei der großen Kluft aber, die das Kind der Civilisation in Abkunft, Bildung und Anschauungen

von den Naturfindern trennt, ist die Patriarchenwürde, die er unter denselben bekleidet, nicht immer eine leichte und frohe Bürde und Würde; die rohe Natur, so fügsam sie auch in den Stunden, wo die Versuchung fehlt, zu leiten ist, bricht doch bei den geringsten Veranlassungen in wilden Excessen hervor, und die Bändigung dieser Excesse ohne den Besitz einer physischen Gewalt, nur durch das moralische Uebergewicht, scheitert nicht selten bei dem besten Willen und der uneigennützigsten Anstrengung; kindlich in ihrer Anhänglichkeit und Anschauungsweise, sind die Naturvölker doch kindisch und widerspenstig in ihren Launen; und unfähig zu correcten Beurtheilungen der Motive, welche die Handlungsweise ihres Vorgesetzten leiten, erwecken wohlmeinende Absichten, die aber den Wünschen und der eigennützigten Gesinnung nicht entsprechen, verletzte Gefühle, Mißtrauen, Unzufriedenheit, und treiben das wilde Blut zu unheilvollen Extravaganzen.

In der Vertheilung der verschiedenen Verrichtungen bei der Herstellung des Nachtlagers liegt ein jeder seiner Thätigkeit mit den frohen Empfindungen ob, denen der Arbeiter sich hingibt, wenn er sein Tagewerk abgeschlossen und sich zur behaglichen Ruhe des Feierabends vorbereitet; der Nomade aber bereitet sein Haus und genießt die Gemeinschaft des häuslichen Herdes im Bidual, unter dem Zelt- oder Laubdache oder unter der freien blauen Himmelsdecke.

Bald züngelt die Flamme glutroth aus dem Holzstoße empor, und mit wuchtigen Sieben zertheilt die Art den Baumstamm, welchen die Sonne auf dem schattenlosen Sande zu einem dürrer Gerippe gebleicht; die abgeholzten Spitzen der großen Holzseite werden durch Nachschieben von außen her in den innern Glutkreis ergänzt, und seitlich davon ist der eigentliche Kochherd mit einem gemäßigten Kohlenfeuer für Töpfe und Bratspieß angelegt. Von allen Seiten empfängt der Padre, der bereits schweißtriefend seiner Kochkunst obliegt, neue Beute für seine verheißungsvolle Werkstätte; Estebancito rupft den Panzi, schneidet ihn auseinander und steckt ihn an den Holzspieß; Traguito legt eine besondere Fertigkeit im Erhaschen von Kammeidechsen, im Auffuchen von Schildkröten- und Iguanaciern an den Tag, eine Fertigkeit, die er in seinem frühern Nomadenleben erworben; der bronzefarbene Francisco zieht einen silberglänzenden Pámpano nach dem andern aus dem Wasser; sorgfältig wickelt der Padre jeden einzelnen Fisch in gefengte Bijaoblätter*) ein und schiebt sie mit ihrer grünen Umhüllung in die heiße Asche; da baden sie allmählich in ihrem eigenen Fette, oder sie erhalten für die Gourmands der Waldküche noch einen Zusatz von dem gelben Affenfette, das sorgsam in der Bambusrohflasche aufbewahrt ist. Inzwischen übernimmt Don Felipe in eigener Person mit feierlichster Miene die Kaffeesteherei; er ist Meister und scharfer Kritiker dieser Kunst und erhebt die Verehrung für den Feuergeist, der in dem braunen Tranke schlummert, zu einer Art von religiösem Cultus, sodaß er leicht eine Profanirung der hohen Eigenschaften von uneingeweihten Händen befürchtet.

Rängst ist der letzte Sonnenstrahl auf der mächtigen Laubkrone der erhabenen Jessenia-Palme erblaßt; die lärmende Schar der Papagaien, der kreischende Holko und der purpurroth geflügelte Cardinal haben im dunkeln Walde das Nachtlager aufgesucht und verhallt sind alle Stimmen der nachtscheuen Geschöpfe. Kein Luftzug flüstert in den leichten Laubflocken der hängenden, schwebenden Gräser, kein Laut stört die tiefe Sabbathstille des hinscheidenden Sonnentags. Es lodert sich die Schattenhülle, der Schleier verweht und in seinem weißesten Lichtglanze zeigt sich mit dem entzückenden Zauber der Tropennacht der reinste Sternenhimmel.

Orell umzüngelt der Feuerchein den Saum des Waldes und den weißen Sand und

*) Wenn die großen Blätter der Pisanggewächse durchs Feuer gezogen werden, so verlieren sie alle Sprödigkeit und lassen sich geschmeidig und biegsam wie Papier verwenden.

die blinkenden Stromwellen; dichter rückt die gelagerte Menschengruppe um den Bivualherd zusammen und begleitet Scherz, Gesang, Lachen und Gespräch mit lebhaften Gesticulationen. Die Covija über die Schulter zurückgeschlagen, lehnt im Hintergrunde die dunkle Gestalt des Indianers an einem Holzstoß und streicht mit dem Daumen über die schnarrenden Saiten des Cinco, der ihn unzertrennlich auf allen Wegen begleitet; unter phantastischen Bewegungen springen die beiden Knaben im Rundtanz um die prasselnden Flammenringe, und wie ein wilder, verworrener Spul heben sich die kreisenden Schatten von dem heißen Glutdunst ab; gleich einem höllischen Dämon schnell dann der Padre plötzlich von seinem feurigen Dreifuß auf, und mit schwingendem Holzbrande tummelt er unter bacchantischen Verzückungen und Gliederverrenkungen durch den abenteuerlichen, tanzenden Spul. Durch den schwarzblauen Aether ziehen im blitzschnellen, efigen Fluge leuchtende Meteore, und, angelockt durch die geschwungene, sprühende Brandsackel des Pabre, spinnen die Leuchtkäfer ein Netz von Feuerfäden durch die Luft. Geisterhaft laßt eine unsichtbare Stimme durch die stimmenlose Nacht, und schauerlich verhallen die lachenden Töne langsam in ein angstvoll ausgepreßtes Stöhnen und Seufzen; aus der schwarzen Gruft des Waldes antwortet mit jammervollen Klagerufen das Faulthier, ein trübseliges Geschöpf, das sich aus einer vergangenen Schöpfungsperiode in die Gegenwart hineinverloren, greifenhaft wie ein ruheloser Spul über die versunkenen Trümmer einer Vergangenheit irrt, von welcher der Planet nur noch in den Eingeweiden seiner Gesteine redet. Wohl ahmt ein spottender Mund den geisterhaften Nachklauten nach, doch mit jenem Schauerhumor, mit welchem etwa das sich bangende Kind singend und im lauten Selbstgespräche seine schauerlichen Empfindungen zu übertäuben sucht. Die Einbildungskraft fühlt sich von den mystischen Stimmen der Nacht unheimlich angeregt; Laute fließen durch die Luft, die nicht aus Thier- noch Menschenbrust hervorzubringen scheinen; auch der Fackeltanz hat geendet, und Athem holend und ruhig erzählend schließt sich wieder der kleine Menschenkreis um das Nachtfeuer in tiefer Waldeinsamkeit.

„Don Francisco, mein Patron!“ ruft eine Stimme aus der lagernden Gruppe den im dunkeln Hintergrunde einsamen Nachtwandler zum gemeinschaftlichen Mahle herbei, der alsbald dem wohlgemeinten Rufe Folge leistet; da geht es hoch her bei dem Souper in der freien Waldnachtsalle; am Holzspieße duftet der Fasanenbraten, auf dem Roste bräunt sich das gewärmte Maisbrot, und aus der geöffneten Blatthülle labet, ein delicates Bissen, der gebadene Pampano zum Imbisse ein. Mit würdevoller Priestermiene setzt Don Felipe die geweihte Schale mit dem braunen Feuertrank prüfend an die Lippen und reicht sie dann dem Herbeigekommenen mit einem feierlichen Kopfnicken, das etwa mit den Worten der Schöpfungsgeschichte zu verdolmetschen ist: und er sahe, daß es gut war!

„Mein Patron“, ergänzte Encarnacion seinen Ruf, „es ist nicht gut, sich so allein in dem wilden Monte und in der dunkeln Nacht herumzutreiben; nicht umsonst führt dies Ufer den Namen Playa de los Indios.“

Damit war das Gespräch auf die Vertlichkeit des Nachtlagers gebracht, und Encarnacion mußte erzählen, welche Bewandniß es mit dem Namen derselben habe; unheimlich zog er die Schultern, nahm ein sehr bedenkliches Gesicht und geheimnißvolles Wesen an, deutete mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer hinüber und sagte mit halblauter Stimme: „Seht da drüben den Felsen! Von dort her kam die Stimme der Todten (er schlug das Kreuz), die eben über uns durch den Sereno wehklagte!“

Jenseits, wohin er mit dem Finger deutete, stieg in weiterer Entfernung der Wald stufenartig an; ein nackter Felsfcheitel ragte im weißen Mond- und Sternenlicht über die dunkeln Waldterrassen empor. Die nicht ohne Pathos vorgetragene Erzählung ergab, daß am Fuße jenes Gebirgssockels eine mit der Durchbahnung des Waldes beschäftigte

Arbeitertruppe ein zeitweiliges Lager aufgeschlagen hatte; als eines Tages die ausgegangenen Pfadbrecher zu ihrem Rancho zurückkehrten, fanden sie den zurückgebliebenen Koch und einen kranken Kameraden mit zerfetztem Schädel in ihrem Blute liegend. Umherstreichende Indianer, Reste der alten mächtigen, nach und nach ausgerotteten Nation der Motilonen, die zerstreut die wilden Marken ihres einstmaligen Reiches bewohnen und durchschweifen, mußten das Lager aufgespürt, überfallen und die unglücklichen Kameraden erschlagen haben; alle Vorräthe an Salz, Zucker, Branntwein und sämmtliches Eisengeräth, nebst den zwei vorhandenen Schußwaffen waren weggeschleppt. Die erschreckten Arbeiter, ein kleines Häuflein von vier Mann, begruben ihre erschlagenen Kameraden, errichteten denselben einen Steinhäufen mit einem Holzkreuz, das Grabmonument aller Verunglückten, das ihnen die Pietät der einstigen Kameraden setzt, beteten ein padre nuestro, und ohne Waffen, ohne Salz, Branntwein und ausreichende Lebensmittel traten sie in eiliger Flucht den Rückzug an. Drei von den Vierern erreichten im größten Elende den nächsten Menschenfiß; einer war seinem Elende auf der Hälfte des Weges erlegen.

Während der Erzählung war die Flamme zu einem Kohlenhaufen zusammengesunken; ernstes Schweigen hatte sich der Versammlung bemächtigt, die Nacht war vorgerückt, der Schlaf willkommen, das Feuer blieb unaufgeschürt; in immer dickern Strahlenbündeln fiel das Licht der glänzenden Himmelskörper auf die feucht umduftete Erde nieder; doch auch unter den Reizen der Tropennacht empfindet das Gemüth des obdachlosen Wanderers ein Gefühl bedrohter Sicherheit und das unbekannte, geheimnißvolle Walten feindseliger Mächte. Niemand fühlt wie der Nomade so ganz und voll, wenn die Sonne am Himmel steht, daß ihm das Leben ganz und voll gehört; niemand aber auch wie er, wenn das Sonnenlicht ausgelöscht, wie schutzlos er sein Haupt zur Ruhe niederlegt.

Bald kehrt die Nachtruhe in das Lager ein; ein jeder hat sein Bett nach eigenem Gefallen bereitet und sich nach seiner Bequemlichkeit dem Schlafe in die Arme geworfen. Die sichere Befestigung der Canoës ist geprüft, die Glut in die Asche vergraben, und da nirgends die geringsten Anzeichen eines Witterungswechsels wahrzunehmen sind, so scheint die Nachtwache nicht dringend geboten.

Wenn das fromme Zeichen der Christenheit in leuchtenden Sternen am Himmel aufgestiegen und wieder hinabgesunken, wenn sich mehr und mehr der wallende Silberdunst der Nacht in einzelne leichte blasse Flocken aufgelöst und aus dem Walde die ersten Tageläute herüberschlagen, richtet sich bereits wieder ein Schläfer nach dem andern von seinem Lager auf; wenn das Gebet gemurmelt und das dreifache Kreuz geschlagen, schweift zuerst der Blick über das bleichende Nachtgestirn, um die Zeit von der Himmelsuhr abzulesen, und der zweite Blick gilt der glimmenden Asche, um die Glut zu neuer, lebendiger Flamme zu erwecken.

Doch einen andern als den erwarteten und gewohnten Anblick nahm das Lager am dem erwachten Morgen an. Der Ruf, das Canoë ist fort! rief eine heftige Bewegung und Bestürzung hervor; sogar Don Felipe ließ auf längere Zeit das heilige Mysterium des Kaffeecultus unbewacht; man eilte am Ufer hin und her, untersuchte den Strand, die Stelle, wo das Canoë gelegen, sprach seine Vermuthungen und Verwunderungen aus, überlegte und berathschlagte, aber kam zu keiner Aufklärung und keinem Entschlusse; das andere Canoë lag unverrückt fest, auch der Pfahl des verschwundenen Canoës stak fest im Sande; kein Regentropfen war gefallen — räthselhaft!

Da stellte es sich heraus, daß der Knabe Traguito verschwunden war; alle Blicke suchten umher, der Knabe war nirgends zu entdecken. Nun war der Schlüssel zu dem Räthsel gefunden; Traguito hatte das Boot los- und sich davongemacht, um seine Verwand-

ten vielleicht jenseits am Cerro de los Indios aufzusuchen. Sein zweideutiges, launisches und unruhiges Wesen während und nach der Erzählung Encarnacion's war mir allerdings aufgefallen; jedoch war das eigenthümliche Wesen dieses armen, wild eingefangenen und kaum gezähmten Knaben schon allen durchaus zur Gewohnheit geworden, ebenso der Wechsel in Stimmung und Benehmen, daß ich seinem Beginnen auch weiter keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Nach einigen kräftigen Flüchen auf die ganze wilde Sippe beruhigte man sich damit, daß Traguito bald wieder eingeholt sein werde.

Der Cañuco wurde alsbald flott gemacht, um dem Burschen nachzusetzen, während das schwere Frachtboot langsam nachfolgen sollte; Francisco, ich und Estebancito, der mit Traguito am besten umzuspringen verstand, übernahmen die Verfolgung; wir führten nur unsere Decken, ein kurzes Handbeil und eine der Flinten mit Munition, nebst einigen geringen Mundvorräthen mit uns, und erhielten die Anweisung, mit dem aufgegriffenen Vagabunden das nachfolgende schwere Fahrzeug zu erwarten, oder, wenn wir bis zum Nachmittage hin den Fang noch nicht gethan, an der nächsten bekannten Playa anzulegen und das Nachtlager vorzubereiten.

Leicht tänzelte der kleine hohle Baumstamm den Fluß hinunter, Estebancito trällerte lachenden Mundes seine improvisirten Cantos vor sich hin, und beharrlich legte Francisco sein tremulirendes Bassgewicht auf jeden Versfall, während die Sonne heiß über den duftigen Thaubunstschimmer der Waldwipfel aufstieg.

Aber immer mehr verkürzten sich die Uferschatten, die Cantos verstummten, immer heißer fing sich die Tagesglut in dem kleinen hohlen Baumstamm auf, und Traguito beantwortete noch immer nicht die Cantos seines Freundes Estebancito, und kein Boot kam in Sicht.

Und länger wieder fielen die Uferschatten über das Wasser, die Zungen des Waldes lösten sich wieder. Da lief der Cañuco plötzlich gegen eine feste Baumbarrikade an, welche die wilden Elemente mitten über die ganze Breite des Stromes aufgerichtet hatten; jedes Fahrzeug mußte sich da vor Anker legen, und grollend wand sich der Strom unter dem Joch hindurch. Das kleine mitgeführte Handbeil vermochte gegen solche Verschanzungen nichts auszurichten, hindurchzuzwängen durch das dichte Palissadengeflecht war der Cañuco ebenfalls nicht, er mußte also hinübergeschafft werden, denn zu beiden Seiten stieg das Ufer terrassenförmig steil an, sodaß eine Umgehung, eine Landung und Lagerung gleich wenig ausführbar war. Und Traguito und sein Boot? „Er hat das Boot versenkt“, rief Francisco wüthend, „der Hund läuft am Ufer weiter hinab, wir müssen ihn einholen, sonst richtet er uns noch mehr Unheil an!“

Erfahren in solchen Vorkommenheiten, erkletterte Estebancito ohne viel Besinnens die Palissade, hieb mit dem Handbeil taugliche Stangen und Walzen aus dem Gezweige aus, während Francisco aus elastischen Bastfasern und Rinden feste Stricke flocht, und ich die angeedeutete Stelle zum Ueberwuchten des Cañuco mit dem Messer säuberte und glättete. Darauf sprangen wir bis an die Brust ins Wasser, wuchteten die Spitze des Bootes in die Höhe, während es an den festgebotenen Stricken zugleich auf die Palissade hinauf- und über dieselbe hinweggezogen wurde. Nach harter Arbeit und Anstrengung gelangte unser hohler Baumstamm auf die andere Seite des Dammes, ohne sich mit Wasser gefüllt zu haben.

Während die Weiterfahrt vorbereitet wurde, hatte sich Estebancito in dem Buschwerstecke der Baumpalissade verloren, um nach Nestern und Eiern zu suchen, da brütende Wasservögel aufgeflogen waren; plötzlich hörten wir seinen Aufruf: Das Canoë! das Canoë! Wir sprangen hinzu, zwängten uns durch das dichte Gebüsch, und siehe da, fest in Rohr und Schilf eingetrieben und von der Palissade aufgefangen, lag das gesuchte Boot unbefähigt dicht am Ufer; aber von seinem Entführer war nichts zu sehen. „Er ist er-

trunken“, begann Francisco seine Auseinandersetzung, aber ein wirres Geräusch, das über uns auf der terrassenförmigen Uferhöhe laut wurde, schnitt plötzlich seine Rede ab, und ehe wir noch das Boot loszumachen gesucht, brach eine Horde nackter Männer wild und unbdndig aus dem Dickicht hervor und bedrohte uns mit einem wüthenden Angriff. Einen Augenblick hielt uns der Schreck unbeweglich, dann aber rief Estebancito plötzlich mit einem Ausdruck komischen Erstaunens aus: „Traguito, warte du Picaro!“ Und siehe da, der Knabe drängte sich aus dem Haufen hervor und warf uns boshafte und verächtliche Geberden zu. Die bedrängte Lage ließ uns indeß keine Zeit zu müßigen Betrachtungen.

„Schießen Sie, schießen Sie schnell!“ rief Francisco hastig und unwillig aus, als ich das Gewehr unwillkürlich, doch unentschlossen angezogen hatte. Ohne viele Umstände riß er es mir aus der Hand, als er meine Unentschiedenheit sah, und was mir unüberwindliche Scheu verursachte, schien ihm gewissermaßen Vergnügen zu bereiten; er drückte an den Hahn, ein entsetzliches Geschrei antwortete dem laut wiederhallenden Krachen des Schusses, und niederkollerte ein brauner Körper, der sich mit den umherschlagenden Armen im Gebüsch der Terrassenhöhe auffing und festhielt, während Traguito wehklagend die Hand in die Seite stemmte und blutend niederkauerte. Die doppelläufige Flinte war mit starken Posten geladen, die ihr Ziel gefunden und vielleicht noch mehr Verwundungen, als sichtbar wurden, bereitet haben mochten.

Stummes Entsetzen folgte dem wilden Geschrei; einige Pfeile, die neben uns niederfielen, legten kein besonderes Zeugniß von der Kraft und Gefährlichkeit dieser Flugwaffen wie von der Geschicklichkeit ihrer Schützen ab; außer einer kleinen Hautrisung an Francisco's Schulter blieb keine Spur des Geschosses zurück, das überdies nach dem ersten Auswurfe verlegt zu sein schien. Scheu floh die Horde hinter die Bäume zurück; einige Männer, die hervorbrachen, um die Verwundeten fortzuschleppen, flohen sofort mit den Zeichen der größten Angst zurück, sobald Francisco die frischgeladene Schußwaffe aus Gesicht drückte. Bedeckt durch dieselbe, stiegen wir die Uferhöhe hinan; Traguito suchte auf allen Vieren zu entkommen, jedoch sein Freund Estebancito erwißte ihn bei den Haaren, und beide Knaben, miteinander ringend, kollerten die Terrasse hinab, bis sie unten im Schilf und Wasser Widerstand fanden. Nun wurde noch mehrere male ins Gebüsch hineingefeuert, wo es sich zu regen schien, bis alles Geräusch, bis aufs Wimmern der beiden Verwundeten, verstummt war.

Estebancito hatte seinen Freund überwältigt und ihn ins Boot gelegt; ich beeilte mich, dem tödlich getroffenen braunen Manne auf der Stelle, wo er liegen geblieben war, Hülfe zu bringen; doch Francisco, zitternd vor Wuth, hielt mich heftig zurück und gab dem Menschen einen Stoß, sodaß auch er das Ufer hinabkollerte. Ich war erzürnt über solche Barbarei, doch Francisco belehrte mich, daß es gefährlich sei, sich einem Indio salvaje (wilden Indianer) zu nähern, da er, solange er athme, sich räche und dem, der sich helfend über ihn beuge, noch sterbend das Messer in den Leib stoße; und allerdings entfiel dem Verwundeten ein langes entblößtes Messer, auf dem er mit dem Rücken gelegen.

Nunmehr wehrlos, ward auch er zu Traguito ins Boot gelegt; ich bemühte mich nach Kräften, beiden Kranken durch eine günstige Lage, Auswaschung der Wunden und verschiedene andere Handreichungen soviel Erleichterung wie möglich zu schaffen; meine wohlgemeinte Hülfe aber schien nur mit Widerwillen und Mißtrauen aufgenommen zu werden und als Dank nur Haß und Verwünschung zu finden.

Mehrere Stunden waren mit diesem unerwarteten und aufregenden Zwischenspiele vergangen, und die Dämmerung verschlang bereits den Tag, als unsere Alarmschiffe in geringer Entfernung erwidert wurden. Bald darauf trieb das schwere Frachtboot heran,

das von uns jubelnd begrüßt wurde, da uns durch solche Verstärkung die Sorge um einen erneuerten Ueberfall genommen war. Das Erstaunen der Ankommenden war nicht gering; der Padre aber gerieth in sichtliche Erregung, er gedachte seines erschlagenen Collegen am Fuße des Cerro de los Indios und forderte seine sofortige Entlassung, die ihm auch lachend gewährt wurde.

Nach kurzem Kriegsrathe ward beschlossen, das angetriebene Boot loszumachen, ans andere Ufer zu ziehen und darin zu übernachten, so gut es gehen wolle; darauf sollte nach einer kurzen Ruhe und Speisung abwechselnd ein Theil der Mannschaft die Nacht hindurch am Durchbau der Palissade arbeiten, ein anderer Theil Wache halten und der Rest sich der Ruhe hingeben. Die ersten heitern Reifestunden zeigten bereits dunkle Schatten. Das vornehmliche Lager auf dem weichen, warmen Ufersande am frühlich lodrenden Bivualfeuer war ein Festgelage gewesen im Vergleich zu dem Bivual auf dem harten Boden des Canoë, wo jeder wie ein Klümpchen Elend niederkauerte und von der Sorge um die Nähe wilder Horden in unruhiger Spannung hingehalten wurde. Sehr wohlthätig zeigte sich der erfinderische Geist Don Felipe's, unsers Kaffeetochs. Ueber den Boden des Canoë wurde eine dicke Schicht von Palmen- und Arumblättern ausgebreitet, und auf diese Schicht ein kleiner Sandhaufen als Herd aufgeschüttet, groß genug, um wenigstens eine kleine Kohlenglut anzufachen und einen Topf mit Wasser ins Sieden zu bringen; mit dem Kaffeekehrte alsbald auch ein neuer Geist und Herzschlag in die Gesellschaft zurück.

Der Tropenbewohner des amerikanischen Festlandes, der Indianer und Mischling, entwickelt bei jedem Angriffe irgendeiner selbständigen oder unterstützten Unternehmung Kraft und Energie; er erträgt auch Mühseligkeiten und Entbehrungen geduldig und bei guter Laune, namentlich der Indianer, solange das begonnene Werk seinen ruhigen, ungestörten Verlauf nimmt, und das Maß seiner Widerstandskraft wie die Grenze seines Fassungs- und Begriffsvermögens nicht überschritten wird, solange auch keine wirklich positive Gegenströmung sich gegen das begonnene Werk auflehnt; dann aber bedarf es nur ein Oeringes, um seine ganze geistige und physische Spannkraft ins Schwanken zu bringen, und den ersten ungestümen Angriff in das Gegenteil zu verwandeln. In solchen entscheidenden Momenten hängt alles von der Geistesgegenwart und dem Einflusse der leitenden Persönlichkeit wie von der rechten Behandlungsweise des Volkscharakters ab. Wo die Verzagttheit und Verbüsterung der Gemüther am heftigsten, da muß die Elasticität und Thatkraft des Anführers am lebendigsten auflobern, und er gleichsam spielend das Ernste scherzhaft, das Schwere leicht erscheinen lassen.

Um die augenblickliche Nervenbelebung durch Don Felipe's Wunderküche nicht ungenützt vergehen zu lassen, griff ich zu einem jener kleinen moralischen Taschenspielerkünste, die ich bereits in meiner Pfadbrecherlaufbahn als wirkames Reactionsmittel gegen Verdruß und Entmuthigung kennen gelernt und zu wiederholten malen mit Erfolg angewendet hatte. In einer phrasenreichen Lob-, Preis- und Dankrede, die ich von der Baumpalissade herab improvisirte und in der ich alle Pfeile abzuschließen suchte, welche die Eitelkeit und Selbstliebe der Creolen ins volle Centrum treffen, legte ich meine Absicht vor, an der Stelle unsers Ruhmes und Sieges über feindselige Natur- und Menschenkräfte ein Monument zu errichten, das, wenn einst Felber und Gärten den wilden Strom friedlich umhegten, noch von Geschlecht zu Geschlecht die Namen derer nennen solle, die mit heldenmüthiger Todesverachtung den Grundstein gelegt zu dem Wunderbaue der Civilisation. Ein lautes Bivat! war der Lohn meiner aufgewandten Mühe, und als ich nun wirklich mit Kohle die verheißene Inschrift auf ein Bret zeichnete und die Gedenktafel an dem Felsen zu befestigen suchte, gelobte man mir feierlichst, bei der Rückkehr von Pilar die schwarzen Schriftzüge mit dauerhafter Farbe nachzupinseln und die Auftragung

von neuer Farbe bei jeder Flußfahrt zu wiederholen, damit die Inschrift niemals verlöschen solle.

Küßig schritt die Arbeit fort; der Vollmond streute in Ueberfluß sein helles weißes Licht über die thätigen Hände aus, und scharf traten die Umrisse der Uferwände hervor, sodaß sich dem Auge des Wächters keine Erscheinung entziehen konnte. Doch kein Laut unterbrach die Stille der Nacht, als die dröhnenden Schläge der Art und das Geräusch der Handwerkszeuge. Unbeweglich stand oder kauerte der Wachtposten, das Gewehr in der Hand, auf der Baumpalissade; neben ihm schwangen kräftige Fäuste Art und Messer; unten im Boote kauerten die ruhenden Gestalten dicht nebeneinander zusammen, um in gegenseitiger Haltung Ruhe und Schlaf zu finden, und durch den Schall der Artschläge, das Zerrn und Reissen des splitternden Holzes und die lautlose Stille der Nacht nimmerte ein Verwünschungen röchelnder wilder Mensch, gemartert von den Schreckbildern des Fieberwahnsinns, bis der Tod den elenden Enkel des einst stolzen Matilonenvolks dahinkrafft.

Mit Tagesanbruch war der Durchhau vollendet; unbelästigt von den Feinden, die uns umschlichen, wurde die Flußfahrt nach kurzer Rast fortgesetzt. Der todt Indianer ward an das Ufer gelegt, unbeerdigt seiner Waldheimat übergeben; denn den getauften, katholisch-apostolisch-romanischen Vettern und Halbvettern ist der ungetaupte Heide kein Mensch, oder vielmehr kein Christ; nur der Cristinno ist ein vernünftiges Wesen, und da der todt Mann seine Seele nicht als Cristinno ausgehaucht, so hatte der Cadaver eines unvernünftigen Wesens keine andern Ansprüche auf Pietät zu erheben als jede andere Waldbestie; so hatte die Mutter Kirche gelehrt. Traguito widerstrebte mit allen Zeichen des Abscheus seiner Mitnahme, und da wir nicht Raum genug hatten zu einem Lazareth, und von dem Knaben nur verderbliche Bestrebungen und Verdrießlichkeiten zu erwarten waren, so wurde er mit Einladungen nicht überhäuft und neben dem Todte mit einem Püchchen Lebensmitteln und den besten Wünschen für sein Wohlergehen ausgesetzt.

In den nächsten Tagen, ob auch aufgelöst in Blut und Schweiß, wich ich nicht von meinem Plaze in der Proa, wo ich einen Ruderzug eingerichtet hatte und die Fahrt aus vollen Kräften beschleunigen half; eine fieberhafte Ungeduld trieb mich meinem Ziele entgegen. Meine Anstrengungen munterten zur Nachahmung auf, und so trieben die Boote trotz Untiefen, Stromschnellen, Palissaden, trotz Hitze, Durst und den heftigsten Blutwallungen mit beschleunigter Eile den Strom hinab.

Die Gefahren, umgeworfen und zertrümmert zu werden, harren der Fahrzeuge in jeder Minute, und nur zum Theil kann sie die Wachsamkeit und Geschicklichkeit der Bootsführer aus eigener Kraft umgehen; am meisten zu fürchten sind die Baumstümpfe und Stämme, die unter der Oberfläche des Wassers sich festgesetzt haben und das Boot unselbbar umwerfen oder zertrümmern, sobald es gegen dieselben antreibt; der Strudel des gesammten Stromlaufs verräth meistens auf dem Spiegel des Wassers diese unsichtbaren Gefahren; jedoch zuweilen, namentlich bei ruhigem Laufe oder inmitten der Stromschnellen deutet keine Veränderung der Oberfläche des Wassers auf die drohende Gefahr, und dann ist, wenn das Boot in diesem Wasser treibt, ein Zusammenstoß ganz unvermeidlich. Wenn auch zuweilen nahe genug daran, blieb unsere Fahrt doch frei von solchem Misgeschick. Nach und nach war die Uferlandschaft bereits eine andere geworden; das schwarze Schiefergestein war verschwunden, grauer Sandstein spannte einen phantastischen Rahmen um das erweiterte, langsamere durchströmte Flußbett; schon verflachten sich die Ufer in längern und kürzern Zwischenräumen ganz, die dichte Heckenmauer des Waldes lichtete und lastete sich, frei aus den innern Gründen traten alle jene Riesen- und Rußbäume

unmittelbar an das Ufer heran, welche dem Auge den staunenswerthen Reichthum des Catatumbobedens vollständig enthüllten. Die Canoës trennten sich jetzt nicht mehr, da das Fahrwasser einen bahnbrechenden Vortrab nicht mehr gebot; unausgesetzt zog ich mein Ruder im gleichen Takte mit den Athemzügen.

Noch einmal schien der Fluß vor der völligen Ausflachung in der Tiefebene ein Felsenthor vor seinem Laufe aufrichten zu wollen; eng zwängte er sein Bett wieder in hohe, aufsteigende Felsenmauern ein, und endlich schien der Ausgang gänzlich verschlossen. Die glatte Wasserfläche warf wieder hohe Wellen auf und die eingeengte Flut schäumte gegen ihren Zwinger empor. Gewaltig ward das Canoë fortgestoßen; es bemächtigte sich seiner eine schütternde, rüttelnde Bewegung; nun schoß es, heftig und knackend hin- und hergeschleudert, ungestüm in eine schneckenartige Felsenwindung ein, vor deren Ausgange sich ein Cap wie ein spitzes Horn vorstreckte und die Wellen zu einem schäumenden Strudel zusammenschlugen. Dies wildromantische, aber auch finster und verhängnißvoll drohende Felsenthor des Catatumbo, der Caracol (Schnecke) mit seinem Cacho (Horn), der den Fährmann zur äußersten Spannung aller seiner Kräfte herausfordert, war erreicht.

Luftig vorauf tanzte das leichte Canoë, von Francisco geführt; verrätherisch schlug der Strudel seine gaukelnden Kreise um die Beute, die wie von Windeiseile erfasst hinabzustürmen schien in die verschlingenden Ringe; doch fest wie die Lanze im heißen Turnier rannte die lange, dicke Ruderstange Francisco's gegen den Cacho an, ohne ihren Ritter aus dem Sattel zu heben, und zurückprallend bog sich heftig erschüttert, doch geschmeidig fügsam das Fahrzeug um den Strudel des Cacho herum; ruhig und gesichert schwamm es weiter auf der ruhig treibenden Flut jenseit des Felsenthores. Jetzt folgte das schwere Frachtboot; aber Encarnacion schien gar keine Anstalten zu dem heißen Turnier zu treffen; er streckte sichtlich nur mit halber Kraft die Ruderstange vor und sein Gesicht nahm jene diabolische Verzerrung an, die stets den epileptischen Ausbrüchen, von welchen er periodisch befallen wurde, voranzugehen pflegte. Eben erhob ich mich, um ihm erlittene seine Nachlässigkeit vorzuwerfen, da krachte das Canoë unter heftigen Stößen und ich sah mich gleich einem Spielballe von meinem Plage gehoben und mit mehreren Gepäckstücken zugleich über Bord ins Wasser geschleudert. Schnell klammerte ich mich fest an den Rand des Bootes, das mit seinem hintern Ende um den Strudel herumgewirbelt wurde; so in rasender Eile fortgeschleift, brach unmittelbar neben mir der Cañuco in mehrere Stücke auseinander, und Estebancito, der das Schleudern nicht zu überwältigen vermochte, wurde neben mir vom Strudel im wirbelnden Tanze herumgedreht.

Jedoch jenseit des Caracol, wo sofort angelegt ward, fanden wir uns alle wieder im ruhigen Wasser und am Ufer zusammen. Encarnacion schwur bei allen Heiligen, daß er seine volle Schuldigkeit gethan, es sei aber der Stoß seiner Ruderstange abgeglitten und daher der Anprall des Bootes gegen den Cacho erfolgt. Jedenfalls war die Gewalt des Zusammenstoßes auch durch die halbe Anstrengung Encarnacion's so weit abgeschwächt worden, daß die volle Zertrümmerung des Canoës verhindert war; aber ein breiter Riß durch die halbe Bodenlänge hatte es gänzlich leß gemacht, sodaß es sofort entladen, an das Land gezogen und kalfatert werden mußte.

Der vorhandene Vorrath an Werc und Harz reichte nicht aus zur vollständigen Reparatur, sodaß der Wald, der glücklicherweise reiche Quellen derartiger Naturproducte in sich schloß, nach Waldwolle, ausgeflossenen Harzen und Bastfasern durchsucht werden mußte; nach angestrebter Anspannung aller Kräfte gelang es denn, das Boot mit dem Verlust eines Tages wieder flott zu machen.

Ich aber stand wieder einmal an den Trümmern meiner Habe. Meine verschiedenen mühsam gehüteten Sammlungen, darunter mehrere von den umherschweifenden Indianern eingetauschte Gegenstände, nicht allein ethnologische Werthstücke, sondern auch liebe Er-

innerungsfücke an die denkwürdigsten Lebensepisoden und andere für mich werthvolle Besitzthümer, die obenauf Platz gefunden, um sie vor dem Druck des schweren Gepäcks zu schützen, waren von dem Stoß herabgeschleudert und von den Wellen verschlungen worden. Meine beiden Reisefoffer, die zum Glück die letzten zwei Goldunzen, meine Papiere, Zeichnungen und Brieffschaften bargen, waren mir geblieben; jedoch das Beste, das ich gerettet, waren die untersehrten Gliedmaßen und schließlich das schon öfter theuer erkaufte Leben.

Das aber waren die letzten bittern Tropfen in dem Leidenskelche unserer Catatumbofahrt. Wieder lag der Glanz der Mittagssonne heiß auf dem Wasser, als zwischen zwei kleinen grün umschlungenen Inseln auf der seeartig erweiterten Spiegelfläche des Flußbedens aus stodig niederfallenden Laubgewinden ein Fischerboot hervorruderte. Der Fremdenrausch, welcher des Seemanns Brust in dem Rufe „Land! Land!“ entströmt, machte sich auch in uns durch lautes Jauchzen Luft bei dem Anblicke dieses langentbehrten Zeichens menschlicher Wohnsige und menschlicher Gesellschaft.

Erstaunt sah der Fischer die Fahrzeuge mit jubelnder Mannschaft und von Fracht beschwert aus den dunkeln Gründen des verschlossenen Catatumbogebiets auf sich zutreiben, und unser fröhlicher Gruß rief eher Scheu und Betroffenheit als eine gleiche Entgegnung hervor. Einsam, von allem Menschenverkehre geschieden, mochte sein winziges Obdach aus verflochtenen Rohrstäben in einer versteckten Flußbucht liegen, wohin kein Gewühl von uns und von der jungen Colonie am obern Flusse gedrungen war.

Ueber eine Stunde zieht sich die Ortschaft Pilar, halb hinter der grünen Uferhecke versteckt, mit Häusern und Fruchtfeldern längs des linken Catatumboufers in die Länge; ein unkundiges Auge entdeckt zunächst die versteckten Häuser gar nicht. Wir ruderten wol eine halbe Stunde lang den Fluß hinab, ohne daß unser Anruf eine Antwort fand; endlich legten wir an einer einladenden Stelle unter dem Schatten schwer herabgebeugter Bananenpflanzen an; aber auch hier empfing uns die tiefste Stille, kein Menschenlaut; der ganze Ort schien ausgestorben; seine Bewohner mußten wol auf den entfernten Feldern beschäftigt sein. Wir traten in das Haus ein, das im Schatten des Bananengartens lag; es war sauber und nett aus Bambusrohr und Palmenblättern aufgerichtet und seine Thür stand weit offen. Auf dem Herde glimmte die Asche, klares, frisches Wasser füllte den Krug, schwere, schwärzliche, geplatze Bananentrauben hingen von den Dachsparren nieder, Käse, Salz, Kaffee, Cacao, Mais trocknete auf dem Gesimse über dem Feuerherde. Doch keine Menschenstimme begrüßte uns. „Con permiso!“ hieß es und flugs setzten wir uns nieder in die Runde und luden uns selbst zu Gaste; die verschmachtete Zunge lechzte sich an süßen und saftigen Früchten und in langen Zügen schlürfteten die trockenen, brennenden Lippen den erfrischenden Guarápo, bis der Krug, vollständig geleert, wieder an seinen dunkeln Standort zurückgestellt ward.

So gestärkt durch unsere eigene freibeuterische Bewirthung setzten wir unsern Weg durch das Labyrinth von schmalen, schattigen Laubgängen fort, bis wir endlich durch die Spalten eines Ioder zusammengesügten Rohrhauses Menschen erblickten. Erstaunt, aber noch mehr erfreut, hieß uns eine stattliche, hellgebräunte Frau in sauberer, sommerlicher Kleidung, über deren entblöhte Schultern das aufgelöste, schwarze Haar lang niederfloß willkommen, bot uns, was sich dazu eignen mochte, zum Niedersigen an, und nachdem wir uns vorgestellt, jauchzte sie fröhlich auf, in uns die Pfadbrecher von Ocaña und ihre neuen Nachbarn, wenn auch aus einiger Entfernung, begrüßen zu können. Schnell bereite sie einen Napf nach dem andern voll kühlender Limonade, und ich gestehe, daß ich ohne diese Erfrischung vielleicht an Ort und Stelle zusammengesunken sein möchte, denn es schwamm mir bereits schwarz vor den Augen.

Auf unserer Wanderung zur Herberge, die am äußersten Ende des langgestreckten

Dorfes gelegen ist, mußten wir fast in jedes Haus einen Augenblick eintreten, denn jeder wünschte uns neugierig und erfreut zu begrüßen und bei sich willkommen zu heißen, und überall wurden uns Erfrischungen geboten. Unser Gang durch Pilár war ein förmlicher Triumphzug.

Je mehr wir uns dem Mittelpunkte des Ortes näherten, desto freundlicher wurde sein Gepräge und auch die Straße breit und bequem, die durch wechselnde Cultur- und Waldlandschaften wie durch einen ununterbrochenen Park führte, in welchem die einzelnen Häuser und Gehöfte gleich einfachen, freundlichen Lusthäuschen eingestreut lagen. Mochte es nun sein, daß die freudige Erregung des Augenblicks besonders empfänglich für die Lichtzüge des Bildes war, genug, es machte Pilár einen ungewöhnlich wohlthtuenden Eindruck auf mein Gemüth.

Ueber eine Legua dehnt sich Pilár in die Länge aus, zählt einige 70—80 Häuser, von denen nur einige wenige isolirt auf dem rechten Ufer des Flusses liegen. Cacaopflanzungen wechseln mit Bananenpflanzungen, lichtgrüne Zuckerrohrfelder mit tiefdunkelblaubigen Kaffeeboskets, und dazwischen schiebt der wilde Park seinen mannichfaltigen und zierlichen Pflanzenwuchs hinein. Jedes Haus und Gehöft, von Obstbäumen umschattet, liegt mit seinem freien Plage, seiner rauchenden Küche und kleinen Stallungen mitten in seinen Gärten und Feldern, von weißen Kieswegen und schattigen Gängen durchschritten und begrenzt und von der klaren Flut des Catatumbo umspült. Die Sonne übertreibt freilich eine große Kraft, jedoch die schwüle Hitze der Waldniederungen wird gedämpft durch den dichten Schatten, den die Baumpflanzungen über den Boden ausbreiten und deren Laubdach keinen Sonnenstrahl durchschlüpfen läßt. Die Einwohner sind meistens Mißklinge von hellerer und dunklerer Hautfarbe; zurückgezogen von der Welt leben sie ihren friedlichen, ländlichen Beschäftigungen, treiben Jagd und Fischfang, bauen Kähne, schlagen Nutzholz in den ungemessenen Wäldern, sammeln Harze und Balsame und cultiviren alle Früchte der Tropenerde in Ueberfluß; nur selten sehen sie ein fremdes Gesicht unter sich, und freundlich und gastfrei kommen sie dem Fremden, der unter sie tritt, entgegen.

Der Alcalde des Ortes, dessen Haus wir als Herberge aufgesucht, war nicht anwesend, aber dessenungeachtet wurde uns sein Haus von der Frau gastfrei aufgethan, und bald bot sich der langentbehrte Anblick eines sauber gedeckten Tisches mit Messern, Gabeln und Tellern unserm Auge dar. Der civilisirte Mensch, der nach langer Entbehrung aller gewohnten materiellen und geistigen Genüsse sich zuerst wieder an einen gedeckten Tisch setzt, hat das Gefühl, als ob er nach einer langen Verbannung wieder die Luft der Heimat athme.

Der Sonntag war ein Ruhetag für uns alle, es wurde keine Hand zu irgendeiner Verrichtung geregt. Am andern Tage wollten R. und ich die Flußreise bis zu dem Hafen La-Horqueta in einem gemiethten Canoë weiter fortsetzen, woselbst R. Handelsverbindungen anknüpfen und ich mich von der Catatumboexpedition trennen und auf der regelmäßigen Flußschiffahrt nach Maracaibo, meinem lange angestrebten Ziele, weiter einschiffen sollte. Nach R.'s Rückkehr aus La-Horqueta sollte die Rückreise von Pilár nach der Colonie mit den inzwischen mit Proviant gefüllten Canoës angetreten werden.

Von Pilár an abwärts war der Catatumbo bereits für Bongos*), von La-Horqueta

*) Bongo, ein gezimmertes Fahrzeug mit Verdeck, ohne Kiel und Schanzbekleidung; wird mit Segel und Steuerruder gelenkt, befährt flachere Flüsse, Binnenseen und die Küsten des offenen Meeres; wird gegen den Strom geschoben; vier bis sechs Mann reichen zu seiner Bedienung aus; steht zwischen Canoë und Piragua.

an für Piráguas fahrbar. Im Laufe des Vormittags legte hinter dem Hause ein Bongo aus Maracaibo an. Die Ankömmlinge in dem geräumigen Bongo waren Krämer aus Maracaibo, die alles, was eine isolirte Häuslichkeit an Nuz- und Luxusgegenständen brauchen mochte, in ihrem schwimmenden Laden feilboten. Käse, Zucker und Salz, Brand'sche Pillen und Wurmpastellen, Wundsalben und Haaröl, Hüte, Ellenwaaren und Fußgegenstände, Sardines à l'huile und Dry-Madeira, Tassen, Teller und Eisenwerkzeuge mit englischem Stempel, Reis, Mehl und Schiffszwieback, Agua Florida und Räucherkerzen aus der Botica Alemana (deutschen Apotheke), Violinsaiten und den Catequismo de la doctrina catolica romana auf Löschpapier, Pulver und Blei und Schlachten- und Heiligenbilder von Gustav Kühne aus Neuruppin — kurz alles, was ein Jahrmarkt nur zur Schau aushängen kann, wurde aus diesem schwimmenden Wunderkasten vor den Blicken des freudig überraschten Pilár ausgebreitet. Er zog von Stelle zu Stelle, die bunten, reizenden Absatz findenden Pannuelitos (Schnupf- und Halstücher) als Flaggen und Fähnlein aufgezogen, und wo er hielt, strömten ihm die fröhlichen Scharen zu, denn ein Ereigniß, wie die große Welt keins in Bewegung bringt, ist für diese Menschenwesen in der Wüste der Wildniß jede neue, und nun gar eine derartige Erscheinung. Mit Windeschnelle verbreitet sich dann die Kunde von solcher Begebenheit über das ganze wilde Gebiet von einem zum andern weit entfernten Menschenstige; die Menschenvereinigung wird alsbald ein fröhliches Volksfest.

Ich folgte dem schwimmenden Laden von Stelle zu Stelle, bis er in der Mitte des Ortes vor dem geräumigen, freundlichen, von Bäumen umschatteten und von gartenartigen Gängen durchschnittenen Plage Anker warf und alles, was im Orte lebte und nicht an seiner Schwelle gefesselt war, um sich versammelte.

Auch in diesem Menscheneilande des Waldmeeres gab es bereits eine gegliederte Gesellschaft, Unterschied, Ansehen, Stufen, arm und reich. Der Jefe Politico (Polizeichef) repräsentirte mit rother Schärpe und dem Schwerte im Arm die Regierungsgewalt der Republik Venezuela, die kaum eine Fühlung haben mochte zu dieser, ihrer einsamen Vasallenschaft; der Escribano (Schreiber) vertrat mit hochwichtiger Miene die abwesende höchste Magistratur, den Alcalden, und nicht wenig fühlte er sich durch seine ausübende Kunst der Buchstabenzeichnung über das Niveau seiner Umgebung erhaben; der Maestro, der neben dem Katechisten der Kinder auch die Orationsglocke zog, den Rosenkranz vorbetete und den Gesang intonirte, war zugleich auch Meister im Straßenbau und Vorstand des Verschönerungsvereins; er verfehlte nicht, seine vielseitige Begabung und Thätigkeit mit der Würde, die einem solchen verdienstvollen Manne gebührt, in eigene Hymnen zu kleiden; dann unterschied sich Don Ramón sowol durch den Titel wie den Anstand seiner Erscheinung wesentlich von Nor Ulbaldo*), und während Nora Gabriela nur ein rothes Pannuelito unter dem Hute über den Kopf geschlagen, oder die Muchacha Felaria mit nackten Knöcheln die Gräser und Blumen streifte, quoll die dunkle Haarfülle der Doña Irena unter einem großen, anmuthig über den Kopf geschlagenen blauseidenen Schawl hervor, und glitt der Fuß der Señorita Cécilia in einem feingewobenen Alpargata oder gar in einem bunten Lederschuh über die Schwelle ihres Bambushauses.

*) Nor und Nora, Abkürzung von Señor und Señora, die zugleich eine Kürzung und Schwächung des Titels in sich schließt und den Persönlichkeiten beigelegt wird, welchen zwar nicht der volle Herr-Titel, jedoch ein gewisser Grad von Auszeichnung zukommt. Don Señor ist der höchste Grad der Auszeichnung; der zweite Grad läßt den Don fort und gewährt nur den Señor, und dem folgt endlich nur Nor; ebenso Doña Señora, Señora und Nora; bis endlich der vertrauliche und respectlose hombre (Mann), muchacho (Knabe) und muchacha (Mädchen) die Stufenfolge der Anrede abschließt.

Jedoch warf diese Gesellschaftsgliederung weiter keine Schranken auf zwischen den einzelnen Gliedern der kleinen, meist untereinander verwandten Menschenkette, und Señor und Nor, Doña und Muchacha, der Jefe Politico und der Peon (Arbeitsmann) trieben, von gleichen Wellen getragen und von gleichem Winde gehoben, auf gleichen Bahnen durcheinander.

Am frühen Morgen bestieg ich das Canoë, das mich auf immer hinwegführte von der Tropenidylle Pilár.

Hinter Pilár schwoh der Strom wieder zu einer wogenden Stromflut an; ein starker Wind hob seine Flutwelle noch kräftiger auf, rasch trieb das Canoë über die schaukelnde Bahn und am Spätnachmittage landete es in Horqueta vor der Gelbhölzniederlage eines wohlhabenden Holzhändlers, bei dem wir Herberge suchten und zuvorkommend fanden. Der Hafenplatz führt seinen Namen La-Horqueta (die Gabel) von der Gabelung der beiden Flüsse Catatumbo und Julia in einiger Entfernung oberhalb des Ortes; der aus dem Zusammenflusse beider Ströme gebildete gemeinschaftliche Strom trägt bis zu seiner Ausmündung in den Maracaibosee den Namen des breiteren Gabelzweiges, des Catatumbo, wenn auch der Julia für Handel und Verkehr eine größere Bedeutung hat; jedoch die Benennung der aus verschiedenen Zusammenflüssen gebildeten gemeinschaftlichen Strombeden hat überhaupt noch kein festes wissenschaftliches Gesetz gefunden. Der Platz Horqueta ist schwer in eine Kategorie von zusammenhängenden Ortschaften zu bringen; man kann ihn nur ein Territorium nennen, über das sich in meilenweitem Umkreise einzelne Häuser und Fruchtfelder, mit unbebauten Landstrichen wechselnd, zerstreuen. Dennoch herrscht zwischen diesen zerstreuten Wohnsitzen untereinander und mit den Magazinen am Flusse ein reger Verkehr; immer steht der kleine Esel zur Hand, der seinen Herrn je nach Einfall und Bedürfniß des Augenblicks, wie er geht und steht, auf seinen Rücken nimmt, und fast den ganzen Tag kreuzen sich die hin- und hertrabenden Reiter auf dem labyrinthischen Neze von kleinen Wegen und Stegen. Der ebene feste Boden erhebt sich flach aus einem vielverschlungenen Aberneze von kleinen fließenden und stehenden Gewässern und versinkt zur Zeit der tropischen Regen beinahe ganz unter den abflußlosen Wasserniedererschlägen; die Wege hören dann auf, gangbar zu sein, und wo im Sommer der Esel trottet, schwimmt dann im Winter das Canoë. Nur der in diesen Sumpfniederungen Geborene und Aufgewachsene vermag die mit Malaria und Miasmen geschwängerte Atmosphäre ohne Nachtheil, wenigstens ohne tödliche Rückwirkungen, einzuathmen; jeder Auswärtige würde, wenn er überhaupt die klimatischen Fieber lebend überwände, sich erst nach langen Beschwerden und beständig geschwächter Gesundheit acclimatistren; auch die Bewohner jener Sumpfniederungen sind trockene, bleiche, blutarme Gestalten, gehen jedoch aufgeweckt, beweglich und rüthig ihrer Thätigkeit wie ihren Vergnügungen und Leidenschaften nach. Nur die Speculation, Gewinnsucht und Heimatsliebe kann es überhaupt über den Menschen vermögen, freiwillig in einer derartigen, von Siechthum, Schwinde und Insektenplage durchathmeten Atmosphäre seinen Wohnsitz aufzuschlagen.

Die materielle Thätigkeit der Bewohner jener Flachlande erstreckt sich auf die Ausfuhr von Nuthölzern, namentlich des Gelbhölzes (*Morus tinctoria*), welches in den schwülfeuchten Waldniederungen des Maracaibosees in besonderer Mächtigkeit und Fülle gedeiht, ob schon die langjährige und schonungslose Nachstellung in der nächsten Umgebung der Flußufer eine Abnahme des Baumes erkennen läßt. Das eisenfeste Kernholz wird im Walde selbst in kurze Blöcke geschnitten, herausgeschleift und nach Maracaibo verladen. Horqueta unterhält mit Maracaibo einen ziemlich bedeutenden Gelbhölzhandel, die Bedeutung des Platzes wächst aber noch als Vermittlungspunkt des Küsten- und Binnenlandhandels am

Zusammenflusse der beiden schiffbaren Ströme, von welchen namentlich der Julia durch ein fruchtbares und bevölkertes Culturland führt und den lebhaften Handel zwischen Guacata und Maracaibo verbindet; sämmtliche Frachtgüter werden an diesem Plage abgelagert, die Ladungen stromaufwärts aus den Piráguas in Bongos und umgekehrt aus den Bongos in Piráguas verladen.

Unser Wirth führte den Gelbholzhandel im großen und wie es den Anschein hatte, mit einträglichem Gewinne. Sein Haus war, soweit es das Klima gestattete, mit europäischem Comfort ausgerüstet, und wenn der Sprung aus dem rauhen Waldleben an den weißgedeckten Tisch von Pilár schon ungeheuer genannt werden kann, so traten jetzt die Gegensätze noch schroffer aneinander, als die Abendtafel den entwöhnten Gaumen mit verschiedenen europäischen Weinen und Leckerbissen überraschte. Von den letztern genossen Rauchfleisch, wie Cervelatwurst, Schinken und Spickgans, das größte Ansehen unter den eingeborenen Gourmands und zeugen von bedeutendem Wohlleben, da sie in vorzüglicher Qualität, sorgfältig luftdicht in Stagnol gehüllt, aus nordischen Ländern zu luxuriösen Preisen bezogen werden.

Die Aduana, das große Lagerhaus, lag von dem Hause meines Wirthes noch eine halbe Legua stromabwärts; ein Cañuco führte mich mit meinem Gepäcke über den breiten, an beiden flachen Ufern von einzelnen Gehöften und kleinen Hütten belebten Wasserspiegel hinab, wo mich die zum Auslaufen fertige Porzia, eine zweimastige Pirágua, aufnehmen und dem Endziele meiner langen Waldfahrt, der Stadt Maracaibo, zuführen sollte. Schwer fiel mir noch der Abschied von den langwöchentlichen Gefährten meiner Reise durch die Naturwildniß.

Gehe ich nun über den fernern Verlauf meiner Catatumbofahrt nach Ablösung von meiner bisherigen Umgebung mit einigen flüchtigen Zügen hinweg. An der Halsstarrigkeit des Patrons (Kapitáns) der Porzia wäre meine Weiterbeförderung bald gescheitert; der alte Kauz war noch ein echter Typus des alten spanisch-amerikanischen Creolenthums: engherzig, beschränkt und kurzsichtig, voll Mißtrauen und verächtlichen Dünkels gegen alles Fremde, eitel und voreingenommen von seiner Nationalität — ein fester Abdruck der alten geisteschwachen Monopolregierung. Seitdem das kräftigere, gesündere und fähigere Element der fremden, namentlich der anglo-germanischen Völker sich mehr und mehr Eingang verschafft, aber sein Uebergewicht sich leider in Geringschätzung und Ueberhebung rücksichtslos äußert, bemächtigt sich der ebenso tiefgekränkten als ohnmächtigen National-eitelkeit ein verbissener Groll und Haß gegen die fremden Eindringlinge. Die lebenswürdige nationale Tugend höflicher Zuverlässigkeit und Gastfreiheit verdeckt zwar diese innere Verbitterung, die aber dennoch in dem Volksgemüthe sich regt.

Der Patron der Porzia erkannte in mir sogleich den blonden, blauäugigen Ingles, und da war es mehr jener volksthümliche Groll als wirkliche Habsucht, die sich in ihm regte, als er mir für die Mitnahme meiner Person und meines Gepäcks einen Preis stellte, der alle Billigkeitsrücksichten und namentlich auch mein ganzes Vermögen überstieg; erst der Zwischenkunft des Administrators der Aduana, eines gebildeten Mannes aus Maracaibo, gelang es nach einem großen Aufwande von Vorstellungen und Vorwürfen, den hartnäckigen Sinn des Alten zu beugen und mir einen Platz auf der Pirágua gegen Entrichtung meiner beiden letzten Goldunzen zu verschaffen. Nach und nach zeigte er denn ein anderes Gesicht und schließlich gewann ich sogar noch seine Freundschaft, die er zwar möglichst zu verbergen suchte, die sich aber dennoch offenbarte in dem Interesse, das er meiner Person schenkte, und in der Bemühung, meine Lage auf der Porzia nach Möglichkeit leicht und bequem zu gestalten. Und dazu bot sich Gelegenheit genug; die persönliche Bewegung ist auf dem Decke einer Pirágua sehr beengt, und je tiefer der

Catatumbo hinabfällt in die schwülen Sumpfniederungen des Maracaibosees, desto drückender liegt auf seinem schattenlosen Bette die Sonnenglut und desto furchtbarer macht sich in der Nacht die entsehlliche Geißel der Insektenplage geltend. Dann erscheint der große *Virote-Zancudo*, eine Mücke, zweimal größer als die gemeine europäische Art, von bläulicher Farbe und mit weißen Endgliedern der schwarzen Füße; der haarfeine Saugrüssel ist wie die Beine einen Zoll und darüber lang und bringt brennend wie ein glühender Eisendraht ins Fleisch ein; die Stiche überreizen die Haut schließlich derartig, daß frieseleartige Ausschläge, selbst Hautkrankheiten und Fieber entstehen. Zur Regenzeit, wenn die Zahl der Stechmücken das höchste Maß erreicht, bemerkt man auch an den Affen und andern Thieren wund- und kahlgekratzte Hautstellen; die Hunde suchen sich im Uferlande einzuwühlen, neugeborene Kälber sterben und Fühner wie andere Hausthiere zehren vollständig ab. Die lustigen Borufer schwinden in dem breiten, tiefen Strome, und auch die Nächte werden auf dem Decke der *Piragua* zugebracht; aber wer sich nicht unter den *Tolbo* flüchtet, geht einer unbarmherzigen Leidensnacht entgegen; wer aber unter dem *Tolbo* liegt, entgeht zwar den Stichen, aber nicht dem schrillen, nervenaufregenden Geräusche der Blutsauger, und vergeht vor drückender Hitze in der eingepferchten, schwül-schweren Atmosphäre.

Der Catatumbo beschreibe bei seiner Ausmündung in den Maracaibosee ein Delta, dessen südlicher Schenkel unter $9^{\circ} 23'$, der schmale nördliche unter $9^{\circ} 35'$ ausmündet. Das eingeschlossene Inseldreieck, *El Congo* genannt, ist von einem Neze kleiner Wasserläden und Sümpfe durchsetzt; der Waldwuchs steht theilweise auf wässrigem Schlamm und zur Regenzeit, wenn die Congoinsele ganz unter dem Wasserspiegel versinkt, ragen die dicken Baumstämme ihres Waldes gleich einem Binsenwalde aus dem Wasser hervor. Die Vegetation dieses Sumpfeilandes trägt eine ganz eigenthümliche Physiognomie; sie überwuchert und verschlingt sich nicht selbst mit jener üppigen und ungestüm empordrängenden Wachsthumskraft und Gewaltthätigkeit der tropischen Niederungen, deren Boden sich über dem Wasserspiegel erhebt; aber aus der Schlamm Erde und den Sumpflachen wächst unterhalb des kahlstämmigen, graurindigen, greisenartig aufstrebenden Baumwaldes eine Sumpfvegetation in gesellschaftlicher Artenvereinigung auf, die ihr vielverschlungenes und verknottetes Zweig- und Wurzelnetz in das schlammige Wasser taucht, während sonst unter den Tropen ein gesellschaftliches Auftreten von Pflanzen nur an der Küste (Familie der *Rhizophoren*) und in den *Planos* und *Sabanen* (Gräser und Stauden) stattfindet.

Unter Regen, Donner und Blitz, jedoch mit günstigem Winde und geschwellten Eegeln, lief die *Porzia* aus der *Voca del Catatumbo*, dem südlichen breiten Deltaarme, in den offenen See von *Maracaibo* ein. Die Lagune zeigte sich sehr aufgeregte und die sonst immer heitere Stirne der Süßwassermatrosen zog sich in bedenkliche Falten, und Trübsinn lähmte die Flügel der flatternden und flatterhaften Laune. Der leichtbewegliche Tropenmensch bezeichnet jede Erscheinung, welche das Gleichgewicht des Himmels und seiner Stimmung zu stören droht, mit dem Beiworte *Bravo*; dasselbe ist somit ein vielseitig angewendetes Wort, der Dolmetscher aller widerwärtigen Empfindungen; Himmel und Erde, Mensch und Thier, Berge, Wald, Wasser u. s. w. sind *bravo*, sobald sie einem drohenden Charakter annehmen; der Stein, das Holz, das Eisen, Speise und Trank sind *bravo*, sobald sie verwunden und schädigen können; der ungangbare Weg und das stürmische bewegte Wasser sind *bravo*. Der *Maracaibosee* nun geberdet sich sehr oft *bravo*, denn in den vielen Buchten und Einschnitten (*Sacos* und *Ensenadas*) seiner südlichen Ufer, die ihm aus unererschöpflichen Quellen Ströme süßen Wassers zutragen, sodas das Meer den Golf nur am Berührungspunkte mit seinem Salzwasser durchbringt, schwängert sich die Atmosphäre unaufhörlich mit Electricität, die sich fortwährend in kurz anhaltenden, aber heftig und gewaltsam stürmischen Stößen entladet.

In der Nacht tobte die Lagune aufs neue wieder sehr heftig und Donner und Sturm brüllten über den schäumende Gischt der kurzen, schleudernben Wellen hin; alle Segel waren gerefft und an Bord wurde das Vaterunser viel lauter und allgemeiner als der stöhnende Unwille. Auf kleinen Fluß- und Küstenschiffen fallen die Ausbrüche des Unwetters viel beschwerlicher und lästiger als auf großen Seeschiffen auf offenem Meere. Die Einsperchung und Bewegung innerhalb des engen Raumes ist so beschränkt, daß man ungehindert keinen Schritt von der Stelle gehen kann; auch die kurzen, scharfen Stöße und Schwankungen wirken viel empfindlicher als das hohe, lange, gleichmäßige Rollen der aufeinandergethürmten Meereshugen; alles gerieth in Verwirrung, überall sieht man im Wege und nirgends findet man Duldung und Zuflucht. Doch auch dieser Gewittersturm wüthete sich bald aus; das schwarze dicke Gewölk hatte sich aus vollen Schlenfen entladen, in leichten Flocken trieben die Nebel durch das bleiche Nachtlcht und unter einer muntern Brise blähten sich die nassen Segel auf. In den Sommermonaten Juli und August weht fast beständig eine Brise aus dem Süden über Maracaibo hin, die dort viento destructor genannt und als der Gesundheit verderblich gefürchtet wird. Am nächsten Nachmittage warf, wieder unter leichtem Donner und Blitz, die Porzia Anker in der freundlichen Bucht von Maracaibo.

Luzusgerichte.

Zweiter Artikel.*)

Kaviar und Genossen.

„Es war Kaviar für das Volk“ — läßt Shakespeare seinen Prinzen Hamlet zu den Schauspielern sagen, um mit dieser heute noch sprichwörtlichen Redensart anzudeuten, das Stück, dessen er sich erinnere, sei nicht für den großen Haufen gewesen. Schon damals, also im Jahre 1600—2 n. Chr., war der Kaviar wohl bekannt, obgleich eine nur höhern Kreisen zugängliche Seltenheit, und gelangte keineswegs, wie vielfach zu lesen, erst im 18. Jahrhundert nach dem westlichen Europa. Das Wort Kaviar stammt übrigens aus dem italienischen und heißt ursprünglich Caviäle, es bedeutet eingefalzenen Fischrogen, welcher früher vorzugsweise in den Klöstern heimisch war und als Fastenspeise diente. In Rußland, gegenwärtig der eigentlichen Heimat des Kaviars, heißt er Ikra. Wenige andere Stoffe veranschaulichen so deutlich wie dieser, daß der Unterschied zwischen allgemeinem Nahrungsmittel und Luzusgericht meistens nur äußerlich, nicht innerlich begründet ist. Ausschließlich das letztere sind nur ganz wenige Naturerzeugnisse; im Alterthume hätte man etwa die Perlen der Kleopatra, die Nachtigallenzungen-Magouts des Helio-gabal, im Mittelalter die vergoldeten Pfauen und andere Schaustücke der Tafel mit Recht so nennen können. Der Kaviar aber ist nur diesseit des Pruth und der Weichsel eine theure Delicatesse; in den Niederungen des Dniepr, des Don und der Wolga verliert die Sentenz des dänischen Königssohns ihre Bedeutung, dort bildet er ein Hauptnahrungsmittel des Volks, und Schreiber dieses hat sehr häufig russische Bauern ihn genießen sehen wie anderwärts das Brot. Länge des Transports, Schwierigkeiten desselben und der Aufbewahrung, nebenbei aber auch die immerhin beschränkte Production sind es, welche

*) Vgl. den ersten Artikel: „Die Auster“, in „Unsere Zeit“, Neue Folge, IV, 2., 177 fg.

die feinem Sorten des Kaviars so sehr vertheuern, daß ihre allgemeinere Verwendung zur Nahrung in Ländern, welche dem Erzeugungsorte fern liegen, unterbleiben muß.

Ob der Kaviar schon den alten Römern, welche doch bekanntlich theilweise große Feinschmecker waren, als Delicatsse gegolten, ist nicht entschieden, aber wahrscheinlich, da man weiß, daß gewisse Gattungen Fischrogen zu ihrem Vederbissen zählten. So berichtet Horaz (Sat. VIII), daß die Muränen im Laich als die besten galten; die Fische, welche Kaviar liefern, waren ihnen wohlbekannt, zumal der edle Stör (Acipenser), der als Zierde des Mahles unter besondern Ceremonien aufgetragen ward und dessen bedeutende Rogmenge den römischen Köchen unmöglich entgangen sein kann. Aus dem ganzen Mittelalter ist keine zuverlässige Nachricht über Kaviarbereitung aufzutreiben, doch gebrauchte man schon in ältesten Zeiten auch den Husen (Huso), wie den Stör, welche insbesondere auf den Küchenzetteln der Klöster dauernden Platz errangen. Wahrscheinlich ist in Italien zuerst der Fischrogen gefalzen und in Formen gepreßt worden behufs der Aufbewahrung, wie dies auch heute noch mit demjenigen der Thunfische dort zu geschehen pflegt; bis in das 18. Jahrhundert hinein wußte man nichts von weichem, körnig-flüssigem Kaviar, sondern hatte ihn nur in kleinen geräucherten Broten von abgestumpfter Kegelform und völlig schwarzer Farbe. Die Vereitung in der ersten Form ist eine Erfindung der Kosacken. Auffallend erscheint, daß Gastronomen aus dem Anfang unseres Jahrhunderts von dem Kaviar noch gar nichts wissen wollen, so z. B. der berühmte Brillat-Savarin in seiner „Physiologie du goût“, oder Antonius Anthus in den „Vorlesungen über Gekunst“; letzterer erwähnt nur nebenbei den „flüssigen Kaviar“ als seine Delicatsse. Daraus geht hervor, daß derselbe früher in Westeuropa viel seltener war als heutzutage, wo er fast überall hingedrungen und selbst auf den Speisefarten kleinerer Etablissements zu finden ist. Doch ist dies weit mehr in Deutschland als in England und Frankreich der Fall, wo er viel seltener auf die Tafel kommt, häufiger geschieht dies in den skandinavischen Ländern, in der Türkei, den Donaufürstenthümern, Persien und Aegypten; für die letztgenannten Länder werden auch untergeordnete Arten von Kaviar aus den Rogenschiedener Fische bereitet.

Gewöhnlich unterscheidet man vom echten zwei Sorten: den flüssigen oder körnigen und den festen oder gepreßten Kaviar. Außerdem aber gibt es noch mehrere besondere Gattungen je nach den Fischen, von welchen er gewonnen wird; so wird ein rother Kaviar, Kéhin genannt, angefertigt aus dem Rogen des Hechts (auch der Karpfen und Karauschen; zum ausschließlichen Verbräuche der Juden, welche nach dem Gesetz von schuppenlosen Fischen, wie diejenigen des Störgegeschlechts, nichts genießen dürfen. Deutscher oder hamburger Kaviar wird aus dem Rogen der Elbstöre angefertigt; doch kommt unter der letztern Bezeichnung auch russischer Kaviar, der über Hamburg importirt worden ist, in Verkehr. Neuerdings wird noch anderwärts hier und da Kaviar fabricirt, so z. B. in Frankreich. Ein Fischer von Mortagne an der Gironde befaßt sich vorzugsweise mit dem Fang von Stören (dort Creare genannt) und bereitet aus ihrem Laich Kaviar, der seinen Weg nach Deutschland findet; doch beträgt die Jahresproduction in diesem Artikel nicht mehr als 1200 Frs. Wie schon erwähnt, ist Rußland der Hauptsitz und das eigentliche Vaterland der Kaviarbereitung, und zwar wird dieselbe schwunghaft professionell betrieben längs des untern Laufes der Flüsse Wolga, Emba, Mius, Don, Dniepr, auch Bug und Dniestr, sowie am Ural, ober Jais, am Aralsee, Asowschen Meere und Kaspisee. Der Mittelpunkt der wirklich großartigen Fischwaaren-Industrie, welche jährlich ungefähr 160000 Menschen beschäftigt, ist die Stadt Astrachan, im Gouvernement gleichen Namens an einer der Wolgamündungen in den großen Salzsee des Binnenlandes gelegen. Daher geht auch aller Kaviar unter dem Namen „Astrachanischer“ in den Handel, obgleich darunter eigentlich nur die bessern Sorten, welche von dort aus versandt werden, zu begreifen wären.

Der wirkliche Kaviar wird nur von Fischen der Freikiemerordnung gewonnen, dem Stör (*Acipenser Sturio*), dem Hausen (russisch *Beluga*; *A. huso*), dem Scherg (russisch *Sewrjuga*) und dem Sterlet (*A. ruthenus*). Die größte Quantität des Artikels liefern die Hausen, welche in ungeheuern Mengen gefangen werden und den meisten Rogen führen. Dieser beträgt oft bis ein Drittel ihres Gewichts; im Grenzfluß Ural oder Jait werden häufig Hausen bis zu 10 Ctr. Schwere und mit 3 Ctr. Rogen gefischt. Auf das Pfund des Laichs rechnet man 15—20000 Eier. Alle Störarten sind Wanderfische; der Hausen tritt im Frühjahr in die Flüsse, wo er ungefähr einen Monat lang laicht. Dies ist die Hauptzeit seines Fanges, welcher theils mittels beutelförmiger Schleifnetze (*Yariga*), theils in Fashinenwuhnen mit verschiedenen Kammern geschieht, in welche die Fischzüge durch zahlreiche Boote eingetrieben und die sodann geschlossen werden; die Ausnahme erfolgt entweder mit dem Netz oder mit dem Fischspeer (*Bagor*). Die Fischereien des Kaspijsees liefern in günstigen Jahren gegen 200000 Stück Hausen, darunter bis zu 15 Ctr. Gewicht, und einen Ertrag bis 1½ Mill. Pfd. Kaviar. Hier wird nur mit Grundangeln gefischt, deren hundert und mehr an langen, festgeankerten Tauen angeknüpft sind. Das grobe, rothe Fleisch der gefangenen Fische wird nur zum Theil eingesalzen und aufbewahrt, es dient zur Nahrung der untersten Volksklassen, ist aber selbst bei diesen nicht beliebt; Bauch, Kopf und Schwanz werden meist weggeworfen und verpestet meilenweit die Luft, ungeheurere Massen kräftigen Fischdüngers harren noch längs der Ufer des Kaspijischen Meers der Hebung. Rogen und Schwimmblase — letztere zu Fischleim, welcher ja allgemein Hausenblase heißt — sind diejenigen Producte, derentwegen dem Fische vorzugsweise nachgestellt wird. Mit Ende März erlischt die Fangzeit und eröffnet sich erst wieder im Januar mittels in das Eis gehauene Löcher über den Jatoven, d. h. Sammelstellen der Fische. Der zweite Kaviarlieferant ist der Stör, gleichfalls ein gewaltiger Fisch, aber mit dem Hausen nicht zu vergleichen, da er selten schwerer als 200 Pfd. wird. Er kommt auch in der Elbe, im Rhein und in der Donau vor, am häufigsten aber in den südrussischen Meeren und Flüssen. Dem Hausen gegenüber hat er den Vorzug eines höchst zarten, wohlgeschmeckenden, aber fetten und daher etwas unverdaulichen Fleisches; viele Gourmands halten den jungen Stör für die Krone der Fische; in Italien zählt man dafür die höchsten Preise des Fischmarkts. Auf den Centner Lebendgewicht rechnet man beim Stör 20 Pfd. Kaviar, welcher aber minder geschätzt ist als derjenige vom Hausen. Der Fang findet in den südrussischen Flüssen statt vom Januar bis April und zwar vorzugsweise mit dem Speer. Die sibirischen Ströme sollen Störe produciren, welche bis 2 Ctr. Rogen tragen. Die Kaviarproduction vom Stör kommt übrigens gegen die vom Hausen kaum in Betracht. Der Scherg oder *Sewrjuga* sieht aus wie ein kleiner Stör und wird selten über 20—25 Pfd. schwer, dagegen in ungeheuern Mengen mit Wandnetzen gefangen. Das Fleisch, welches eingesalzen wird, ist geschätzt, mehr noch die von ihm vorzugsweise gewonnene *Waska* oder *Besiga*, von welcher später des nähern die Rede sein wird. An Rogen gibt der Scherg ungefähr 3 Pfd. auf 20 Pfd. Gewicht; sein Fischleim gilt als der vorzüglichste. Endlich wird auch noch der Sterlet auf Kaviar ausgenutzt. Dieser ausgezeichnete Tafelfisch, den bekanntlich schon der Graf von Monte-Christo für ein Nonplusultra erklärt hat, wird am stärksten in der Wolga und im Ural gefangen, wo er etwa bis 10 Pfd. schwer wird, obgleich so große Exemplare schon selten sind. Er ist die kleinste und feinste aller Störarten, dem entspricht auch sein Rogen, von welchem im höchsten Falle 2 Pfd. vom Stück gewonnen werden können. Der Sterlet laicht von Mai bis August; er wird mit Netzen gefangen. Im Schwarzen Meere ist er nicht selten, häufig im Kaspijischen Meere, öfters verirrt er sich auch in die Donau und wird auf den pesther und wiener Markt gebracht.

Die Zeit des Fanges der aufgezählten Fische ist für die Bevölkerung die festlichste des

ganzen Jahres, dessen übrigen Theil sie allerdings größtentheils damit zubringt, zu verthun, was sie während jener erworben hat. Da sind längs der Gestade der Binnenmeere und der Stromufer Tausende von Zelten aufgeschlagen oder Emlanken (Erdbütten) erbaut, vor und in welchen Tag und Nacht der Samowar (Theemaschine) brobelt zur Darstellung des duftigen und sättigenden Biegelthees (mit Fett und Blut vermischt), und das mit Naphthastücken genährte Feuer dampft, auf dem der immer gefüllte Gorchok (kreisrunder Kessel aus feinem russischen Gußeisen von unnachahmlicher Arbeit) gefotenen frischen Kaviar, Fischlebern oder saftige Lachsseiten jedem darbietet, der da Lust hat mit dem hölzernen Löffel oder dem Spieße zuzulangen. Von weither sind sie gekommen, die schlanken, die stahlsehnigen Kosaden in ihrer malerischen Tracht, neben ihnen die bunt staffirten, oft von Gold und Silber strohenden, aber immer faltenreichen und hoch gestiefelten Weiber, nicht zu vergessen die bössartig schielenden Steppenröflein, die noch die Ketten vom vorigen Sommer in Schweiß und Mähne tragen, sowie die bissigen, fuchtigen Rötter, welche die Geschwisterkindschaft mit dem Wolfe nicht verleugnen können. Aus den Stanizen (Kosadenstädtchen) des Ural, den Pofeltas (kleines Dorf) am Miusstrom, den Sloboden (großes Kirchdorf) der Wolganiederung und den Choutors (Einzelhof) von Tscherkass sind sie gekommen unter ihren Atamans, Starschinen und Jefauls, um das ihnen von der Krone verliehene, aber zum großen Theil wieder verpachtete, mit hohen Zehnten belastete Recht auszuüben, das ihnen ihr Haupteinkommen schafft. Erwartet werden sie schon von den Salzhändlern der Manitschseen mit endlosen Wagenzügen; es gibt Fischereipächter, welche jährlich $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. Salz verbrauchen, und jenes soll für Fischwaaren das geeignetste der Welt sein, die berühmten Sorten Spaniens und Italiens weit übertreffen. In ihrem Gefolge aber erscheinen die Kaufleute und Händler; jene, aus Astrachan, Theodosia, Kertsch, Verbiansk, Moskau, Kiew, aus Teheran und Ratschitschewan, um die fertigen Waaren aufzulaufen, diese, meist schlaue Großrussen, Armenier und Juden, um den Fischern allen möglichen Flitterkram aufzuhängen, daneben aber auch um die geliebte Wodka in riesigen Quantitäten auszuschenken. Das wunderbarste Bild gewähren die Fischerstechen bei Nacht, wenn Tausende von rothen Naphthastämmen von den Schnäbeln der einbäumigen Seelenverkäufer (Duschagopka, kleiner Kahn) herab die zitternden Wellen der riesigen Ströme vergolden, während vom Lande die Tanzrhythmen der Kosadenlieder zu den Tönen der Balalaita klingen, und schwerstampfende Paare den gelben Sand aufwirbeln. Der Tag ist unabänderlich der Arbeit gewidmet, die vielen Festtage des russischen Kalenders ausgenommen; die Männer sind draußen auf dem Wasser, die Weiber aber verrichten unter Anleitung der Aufseher die verschiedenen Arbeiten der Zubereitung. Von dieser letztern hängt die Güte der Fischwaaren zum großen Theil ab; die Kosaden haben darin eine merkwürdige Uebung und Erfahrung, sodaß sie bis aufs Haar gewiß den richtigen Grad des Salzens treffen, ohne andere Hilfsmittel als ihr Augenmaß und den Geschmack. Die Verarbeitung der gefangenen Fische zerfällt in vier verschiedene Operationen: das Ausschneiden oder Zertheilen, das Salzen, die Kaviarbereitung und die Darstellung von Hausenblase und Wäska. Zum Behufe des Zerhauens werden die Fische nach der Größe in vier Abtheilungen sortirt, von 3 Arschin (Ellen) und darüber, von weniger bis $1\frac{2}{3}$ Arschin, dann in zwei Klassen bis herab zu 1 Arschin Länge; dies gilt jedoch nur für die Hausen; Störe und Scherge haben ein geringeres Maß. Bei den großen Fischen wird das ganze Bauchstück herausgeschnitten, bei den kleinern nur im Bogen losgelöst und das so freigelegte Eingeweide bloßgelegt. Magen und Gedärme werden daraus beiseitegeworfen, das Fett und die Leber in eine Tonne zur Delgewinnung; Milch und Kogen kommen in gesonderte Gefäße; letztern übernimmt sofort der Kaviarbereiter. Sodann wird die Blase und die Rückensehne ausgeschnitten und den Bereitern von Fischleim und Wäska zugestellt, endlich der ganze Fisch in zwei Hälften gespalten. Diese, in reinem Wasser

zuvor sorgfältig abgespült, kommen zunächst 24 Stunden lang in Kufen voll starker Salzlauge, alsdann werden sie in großen Holzkästen aufeinandergeschichtet und jede Schichte nochmals gesalzen. Die Menge des dabei notwendigen Salzes hängt ab von der Größe der Fische und der Zeit ihres Fanges. Man rechnet durchschnittlich auf einen Haufen 10—40, einen Stör 7—10, einen Scherg 5—7 Pfd. Salz. In der wärmern Jahreszeit bedarf man eines größern Quantum davon als in der kalten. In den Kästen werden die gesalzenen Fische mit Bohlen und Steinen so beschwert, daß die Lauge sie völlig überdeckt. Später werden sie herausgenommen und entweder leicht geräuchert oder, was das Häufigere ist, einfach an der Sonne getrocknet. Dergleichen Fischwaare wird größtentheils in Rußland selbst und im Orient verbraucht; längere Aufbewahrung verträgt sie selten ohne Schaden, doch hat man neuerdings bedeutende Verbesserungen eingeführt. Insbesondere ist die Darstellung des Fischfleisches als Balyk sehr in Aufnahme gekommen. Unter Balyk versteht man weiter nichts als gesalzenes und an der Luft getrocknetes Fleisch der verschiedenen Störarten, auch des Silberlachs, aber mit solcher Vorsicht und Sorgfalt zubereitet, daß dasselbe dadurch einen ungemainen, geradezu unvergleichlichen Wohlgeschmack erhält, sodas der Balyk gegenwärtig als eine der größten Delicatessen der Welt gilt, daher unter den Luznogerichten nicht fehlen darf. Bis jetzt wird er nur in Rußland bereitet; über die Art und Weise dabei werden einige nähere Angaben hier um so mehr am Platze sein, als dieselben bisher im Auslande völlig unbekannt waren, aber authentischer Quelle entstammen.

Der Fisch wird als „Balyk“ (tatarisches Wort, bedeutet „Luftgebürter Fischrücken; „Balykowyna“ heißt ein kleines Stück davon) nur im Frühjahr, ehe die Temperatur steigt, verarbeitet, weil er später viel stärker gesalzen werden muß, um nicht zu verderben. Der im März gewonnene gilt als der beste. In den Fischereien der Westküste des Kaspiens und denen des Asowschen Meeres verwendet man nur Störe und Haufen zu Balyk; an der Kura in Transkaukasien werden aber auch jährlich 2—300000 Scherge oder Sewrjugas auf eine geringere Gattung Balyk verarbeitet, welche Schirin genannt wird. Dieser ist trocken und außerordentlich stark gesalzen, gerade das aber bestimmt sein Verdienst im Geschmack des Volks von Kachetien, das ihn allein aufkauft, denn er erregt den Durst und diesen löscht man gern so oft als möglich mit dem köstlichen Wein der unermesslichen Nebenpflanzungen des gesegneten Landes. Zu dem feinen Balyk werden bloß die fettesten Fische genommen, Kopf, Schwanz, Bauch und Seitentheile beseitigt, und nur die Fettrücken behandelt, wie dies auch die Benennung ausdrückt. Jene Nebentheile werden auf gewöhnliche Art gesalzen und dienen den Fischern und Arbeitern als Nahrungsmittel; die zuweilen außerordentlich fetten Bauchlappen werden hier und da ebenfalls zu Balyk verwendet, heißen aber alsdann Tiochka. Die Störücken bleiben ungetreant, jeder Rücken bildet einen Balyk; diejenigen der riesigen Haufen aber werden sowol der Länge als der Breite nach in verschiedene Stücke zertheilt, welche ebenso viele „Balykowynies“ abgeben, denn ungetrennt würden sie viel zu stark sein, um vom Salz gehörig durchdrungen zu werden. Die Fischrücken kommen alsdann in Tröge oder Holzkästen, in denen sie so mit Salz umgeben werden, daß keiner den andern noch auch die Gefäßwand berührt; ohne diese Vorsicht verderben sie gewöhnlich. Sie bleiben 9—12, bei warmer Witterung und sehr großen Stücken sogar 14 Tage im Salze liegen. Diesem wird Salpeter, auf 1000 Pfd. je 1 Pfd., zugegeben, wodurch das Fleisch eine schöne rothe Färbung bekommt; den feinem Sorten werden außerdem Pfeffer, Gewürznelken und Lorberblätter zugefetzt. Sobald man die Fischrücken für vom Salze gehörig durchdrungen hält, nimmt man sie aus den Fäßebehältern und läßt sie einen oder zwei Tage lang in süßem Wasser ausziehen, oder im Bratwasser des Asowschen Meeres, das sogar dem erstern noch vorgezogen wird. Sobald diese Maceration dem Balyk den Salzüberschuß

benommen hat, wird er in der Luft aufgehängt, um reif zu werden; eine Zeit lang bleibt er so den Sonnenstrahlen unmittelbar ausgefekt, dann bringt man ihn in den Schatten unter einen nach allen Seiten offenen Schuppen, sodas der Wind ungehindert die Reihen durchstreichen kann. So bleibt der Balyl, je nach der Witterung, ungefähr vier bis sechs Wochen lang sich selbst überlassen. Das er gut und mürbe ist, erkennt man an einem dichten, ganz kurzen Schimmelanflug; sobald dieser sich nicht einstellt, ist der Balyl zu stark gesalzen, hat daher nicht den hohen Werth des echten und rechten. Der ungewöhnliche Preis des letztern kommt aber daher, das aller erdenklichen Sorgfalt ungeachtet es niemals gelingt, eine Anzahl zugleich und völlig ebenmäßig behandelter Balyls auch zu gleicher Reife und Güte zu bringen; die letztere erlangen gewöhnlich nur einige wenige, die man denn auch sofort an ihrer dunklern Färbung erkennt. Der gute Balyl, wie er an den Mündungen des Don und an einigen Küstenpunkten des Asowschen Meeres, besonders an den östlichen und nördlichen Gestaden der Halbinsel von Kertsch bereitet wird, ist fast ebenso zart wie der beste geräucherte Lachs, von gelbbrauner Farbe und durchscheinend. Sein Geruch ist ein ganz eigenthümlicher, er hat nichts Unangenehmes und erinnert gar nicht an Fisch, sondern viel eher an frische Gurken; sobald er einen ranzigen, fauligen oder salzigen Nachgeschmack hat, taugt er nichts. Es gibt aber auch nur wenige Fischerarbeiter, welche die Zubereitung des Balyl so verstehen, das er die geforderten Eigenschaften erhält; diese werden dann sehr gesucht und hoch bezahlt. Im Großen wird das Pud (40 Pfd.) Balyl an Ort und Stelle mit 18—20 Rub. verkauft, im Detail ist das Pfund nicht unter 1 Rub. zu haben, in Moskau werden bis 3, in Petersburg bis 5 Rub. für das Pfund besten Balyl bei den Delicatessenhändlern gewährt. Außerhalb Rußlands ist dieses Luxusgericht bis jetzt wol nur nach Konstantinopel gelangt; bei der pariser Weltausstellung im Jahre 1867 hatten die Administrationen der tschernomorsischen Kosaken d. i. des Schwarzen Meeres) und der Uralkosaken, sowie die Sotnie (Genossenschaft, eigentlich Abtheilung von Hundert) Elizavetinska am Don Balyl (nicht „Dolak“, wie zu lesen war) ausgestellt, ohne das jedoch ihre Waare größere Beachtung gefunden hätte. Auch aus der Türkei waren luftgebörnte Störücken eingesandt gewesen, welche sich jedoch durch Fettglanz und Geruch nicht vortheilhaft auszeichneten.

Vom Kaviar werden, wie schon erwähnt, zwei verschiedene Sorten bereitet, der flüssige oder auch körnige Kaviar, Ikra, und der feste oder gepresste Kaviar, Pajusnaha. Welche davon auch angefertigt wird, so kommt immer der aus den Fischen genommene Roge, dessen natürliche Farbe schwarz oder vielmehr dunkelgrau ist (womit die Fabel von „weißem Kaviar“ entfällt), auf ein Sieb, das aus einem viereckigen Holzrahmen mit dazwischen gespanntem Netz aus Messingdraht oder Bindfaden besteht, so feinmaschig, das die ganzen Kaviarkörner bequem hindurchpassiren können. Darauf wird der Roge flach ausgebreitet und mit den Händen geknetet. Dadurch lösen sich die Körner von den sie umgebenden Häuten des Ovariums los und fallen durch die Maschen in eine untergestellte Tonne oder ein anderes, entsprechendes Holzgefäß, während die Fibern und Membranen des Eierstocks zusammt dem Fett auf dem Siebe zurückbleiben. Bei der Bereitung des flüssigen Kaviars gibt man in die Tonne vom besten, feinstgepulverten Salz in der Quantität von $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$ Pfd. auf 40 Pfd. Roge, je nach der Jahreszeit und herrschenden Witterung. Je schwächer der Kaviar gesalzen ist, desto höher wird er geschätzt; allein gerade dieser beste Kaviar kann dann auch bloß während der Winterfröste bereitet und versandt werden, weil er nur bei diesen sich längere Zeit zu halten vermag. Je weiter über den eigentlichen Winter hinaus, um so schlechter ist daher auch immer der Kaviar. Während der Roge mit dem Salz herumgerührt und vermischt wird, fühlt sich das Ganze anfänglich als ein völlig homogener, flüssiger Brei an; erst nach und nach gewinnen die Körner, indem sie sich mit Salz volltränken, mehr Widerstand, bis sie zuletzt

ansetzen wie eine Masse aufgeschichteter Perlen. Das ist das Zeichen, daß der Kaviar fertig und gut ist. Alsdann wird er übergefüllt in Fäßchen von Lindenhholz, das einzige, welches ihm keinen unangenehmen Holzgeschmack mittheilt. Soll Preßkaviar bereitet werden, so füllt man in die Aufnahmtonne eine Lake, deren Concentrationsgrad sich ebenfalls nach Saison und Temperatur richtet. Damit ein jedes Korn sich hinreichend mit derselben sättige, wird der Kogen darin mit einer hölzernen Schaufel fortwährend in derselben Richtung umgerührt und danach die ganze Masse auf ein großes Haarsieb gegossen. Hier läuft die überschüssige Flüssigkeit ab und der zurückbleibende Kaviar wird in Bastfäde von 80—120 Pfd. Inhalt geschüttet. Diese kommen unter eine einfache Presse, welche sowol die noch darin befindliche Lake entfernt, als auch das Ganze in eine feste Masse zusammendrückt. Begreiflich werden dabei sehr viele Kogenkörner zerdrückt, deren Inhalt mit der Lake ausfließt, während die leeren Häute zurückbleiben; schon aus diesem Grunde kann der feste Kaviar niemals so gut sein wie der flüssige. Durch das Pressen gehen 12—15 Pfd. Kaviar auf das Pud verloren. Den gepreßten Kaviar bringt man aus den Säcken in Fässer oder Tönnchen, worin er fest eingeschlagen wird; die erstern fassen gewöhnlich bis 12 Etr., die letztern 120—400 Pfd. Kaviar. Da sie inwendig stets mit Leinwand ausgeföhren sind, so heißt ihr Inhalt auch „Serviettenkaviar“, unter welchem Namen er im Handel bekannt ist. Die beste, d. h. die am mindesten geföhrene und gepreßte Sorte des festen Kaviars wird auch nicht selten in lange und schmale cylindrische Säcke eingefüllt, welche dann das Ansehen riesiger Würste bekommen; sie heißt im Verkehr „Sackkaviar“. Endlich wird auch in neuerer Zeit der Kaviar in hermetisch verschlossenen Blechbüchsen aufbewahrt und versandt. In diesen hält sich auch der wenig geföhrene Kaviar, selbst in heißer Jahreszeit, gut und ziemlich lange. Je nach der Qualität des Fisches und der Fangzeit ist der Kaviar mehr oder weniger fett, hält man dafür, daß er nicht fett genug sei, so gießt man in die Tonnen etwas feinsten Fischthran, welcher eigens zu diesem Zweck bereitet wird, indem man das Eingeweidefett der Störarten im Marienbade schmilzt. Dem Blechbüchsenkaviar setzt man auch zuweilen Olivenöl zu. Der körnige Kaviar ist immer theurer als Preßwaare. Der beste wird auf dem Plage, in Astrachan, mit 30 Rub. das Pud verkauft, sein Detailpreis auf den Hauptmärkten zu Moskau und Petersburg variirt von 1—1½ Rub. das Pfund; in Leipzig kostet das Pfund 1⅔—2⅓ Thlr. Der beste Preßkaviar, ganz abgesehen von dem großen Verlust bei der Zubereitung, steht selten höher im Preise als 24 Rub. das Pud en gros. Es geht daraus hervor, daß die Fabrication des flüssigen Kaviars jedenfalls die vortheilhaftere ist; er verkauft sich theurer, beansprucht weniger Salz und Arbeit und verursacht bei seiner Darstellung keinerlei Verluste. Dagegen kann er bei weitem nicht so leicht und sicher aufbewahrt werden wie der Preßkaviar, der übrigens sich auf gewöhnliche Weise ebenfalls nicht allzu lange hält. Die russischen Bauern formen den letztern öfters in kegelförmige oder wabenrunde Brote, welche sie einer intensiven Räucherung aussetzen. Derartige Kaviar wird ganz schwarz und ungemein hart, sodasß Stücke davon mit dem Beile heruntergehauen werden; er ist natürlich lange haltbar. Bei der Anfertigung des Kaviars ist neben einer bestimmten Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit des Arbeitens außerordentliche Reinlichkeit besonders erforderlich und wird darauf in allen renommirten Fischereien mit großer Strenge gesehen. Die Arbeiter, Männer und Weiber, müssen in saubern leinenen Oberkleidern erscheinen, dürfen weder Pelzmützen noch Thranstiesel, sondern nur Basthüte und Bastschuhe tragen, nicht rauchen und schnupfen, und namentlich kein Brot und keine Vegetabilien, wie Zwiebel oder Knoblauch essen, sondern müssen sich bloß von Fischwaaren und Thee nähren. Es geschieht dies aus dem guten Grunde, weil ein Stückchen Brot oder dergleichen, das durch Zufall oder Uebelwollen in den Kaviar geriethe, hinreichen würde, denselben als Ferment in Gärung und zum Verderben zu bringen.

Ebenso nimmt besonders der flüssige Kaviar außerordentlich leicht von fremden Gegenständen einen Beigeschmack an, der ihn im Werthe heruntersetzt. Die von jeder Sorte Kaviar jährlich gewonnenen Quantitäten sind sehr schwer auch nur annähernd zu bestimmen. Am Ural wird vom flüssigen etwas weniger als die Hälfte vom festen Kaviar gefertigt, da aber vom erstern in vielen Fischereistationen, zum Beispiel der Kura, welche jährlich 1,200000 Pfd. Kaviar in den Handel bringt, sowie in denen der nordwestlichen Küste der Kaspisee, bekannt unter dem Namen der Embafischereien, gar nichts gemacht wird, da ferner Wolga und Asowsches Meer davon geringere Quantitäten liefern als der Ural oder Jais, an welchem Strome man gegenwärtig alle Kräfte anspannt, um den Fischfang während der kalten Jahreszeit möglichst zu heben, dagegen in der warmen ihn einzuschränken, so darf die Production an flüssigem Kaviar auf nicht mehr als auf ein Siebentel oder Achtel der gesammten Kaviarproduction, nämlich auf 800000—1,000000 Pfd. jährlich veranschlagt werden. Davon gehen nach ungefährender Schätzung vier Theile nach Rußland selbst und in den Orient, drei nach Deutschland, ein Theil nach Frankreich, England und den übrigen Ländern. Der beste Kaviar ist unstreitig immer der von Astrachan. Ebenso wird derjenige vom Hausen oder Beluga am höchsten geschätzt, nicht, weil er etwa von besserem Geschmack wäre als die andern, sondern nur, weil die Körner desselben größer sind und schöner aussehen. Zwischen dem Kaviar von Stör und Sewrjuga macht man im Handel gewöhnlich keinen Unterschied; derjenige vom Sterlet hat die kleinsten Körner und wird als der schmachhafteste gerühmt, kommt aber, der kleinen Quantität halber, die man davon macht, gar nicht in Verkehr; man findet in vielen Naturgeschichten, derselbe werde nur für den kaiserlichen Hof in Petersburg reservirt, was jedoch eine reine Fabel ist, der letztere bezieht direct gar keinen Kaviar. Sonst unterscheidet man nach der Fangzeit als die bessere die sogenannte kalte Waare, nämlich vom Winter und ersten Frühling, und als geringere die heiße Waare vom Fischfang den Sommer über. Aus dem Unterschiede zwischen der kalten und heißen Waare kann man zum Theil entnehmen, weshalb die Fische, die im nördlichen Theile des Kaspiischen Meeres gefangen werden, für besser gelten als diejenigen der mittlern und südlichen Theile, auch, weshalb Astrachan als Stapelplatz so bevorzugt ist. Diese Rathmaßung ist nämlich ganz begründet, weil das Klima der nördlichen Striche die Möglichkeit darbietet, mit Eis wohlversehene Kisten zur Aufbewahrung zu haben; aus den südlichen Gegenden aber, wo das Eis oft nicht mit Gold aufzuwiegen ist, muß alle Waare nach Astrachan, dem einzigen Orte, wo sie verkauft werden kann, gebracht werden, da die Perser außer den geschuppten Fischen keine genießen und zur Befriedigung der Bedürfnisse der Bewohner des westlichen Ufers ein zu kleiner Theil im Vergleich der ganzen Masse der gefangenen Fische gebraucht wird. Und so leidet diese ohne Eis aufbewahrte und dem Transport zur See ausgesetzte Fischwaare ohne Zweifel an allen nachtheiligen Umständen mit, denen die Ueberfahrt selbst unterworfen ist; hierzu muß noch die Güte des astrachanischen Salzes gerechnet werden, von dem es bekannt ist, daß es seiner Reinheit und Härte wegen die Salze der Südküste des Kaspiens weit übertrifft. Die Abfälle bei der Kaviarbereitung bilden den sogenannten Kaviarbrei, welcher, gehörig gesalzen mit der beim Pressen abfließenden Lake, ein beliebtes Nahrungsmittel für Kosacken und Landvolk ist. Vor 20 Jahren noch fertigte man verschiedene Kaviarforten an, welche heutzutage ganz außer Gebrauch gekommen sind. Dem Preßkaviar setzte man mancherlei Gewürze zu, dann hieß er armenischer oder konstantinopolitanischer Kaviar. Oder man trocknete ihn, nach dem Salzen, in der Sonne, aber ohne ihn aus seinem Eiersack herauszunehmen, sowie dies auch jetzt noch mit dem Roggen von Meerärschen (*Mugil cephalus*) geschieht, der bei den Griechen als eine besondere Delicatsesse gilt und mit 1—1½ Rub. das Pfund bezahlt wird. Seit ungefähr 10 Jahren hat man auch angefangen, die Roggen von Zandern (*Perca lucioperca*), Brassen, Sparus-

arten und Tarans (Zährte, *Cyprius vimba*) in Kaviar zu verarbeiten, die erstern für Griechenland und die Türkei, die letztern für Rußland selbst, aber nur zur Nahrung der ärmern Volksklassen. Diejenigen vom Zander wurden auch schon früher am Asowschen Meere, besonders von den Kosacken des Kubans, zubereitet. Dies geschieht auf sehr einfache Weise; die Rogen kommen in ihren Eiersäcken, welche viel fester als diejenigen der Störarten sind, schichtenweise in Tonnen, worin sie mit Salz überstreut werden. Davon werden blos im Gebiet der Kubankosacken jährlich 6—800000 Pfd. gewonnen. In den Wolgafischereien, wo die Brassen und Zander in ganz ungeheuern Mengen — schon 70000 Stück mit einem Netzzug! — gefangen werden, wußte man noch vor einem Duzend Jahren mit ihrem Rogen weiter nichts anzufangen, als daß man ihn umsonst den Frauen überließ, welche die Fische putzen und einpökeln; sie trugen dieselben eimerweise heim, trockneten sie an der Luft und fütterten dann das Geflügel damit, das durch diese Kost selber beinahe ungenießbar ward. Erst in den Jahren 1853 oder 1854 erschienen in Astrachan Griechen, welche das Salzen der Zanderrogen angingen; viele Fischereibesitzer überließen ihnen dieselben ohne Entgelt. Noch später erst kam man darauf, auch diejenigen von Brassen und Zährten in Kaviar zu verwandeln, welche gegenwärtig nun schon gleichfalls einen ziemlich bedeutenden Handelsartikel bilden.

Nächst Astrachan sind die Städte Nowo-Tscherlak am Don, Taman und Temruk auf der Halbinsel des Kubans, Taganrog, Kertsch und Feodosia Sitze des Kaviarhandels. Auf der pariser Ausstellung von 1867 hatte die letztere unter anderm auch Makrelenkaviar (von *Scomber scombrus*) vorgelegt; verschiedene Sorten Kaviar waren eingeliefert von den Administrationen der Kosackengebiete am Schwarzen Meere, am Ural und Don, aus Astrachan, endlich sogar aus den Städten Agrinion und Missolonghi in Griechenland unter dem Namen „gesalzener Störrogen“. Die Versendung des Kaviars geschieht gewöhnlich in Tonnen und zwar mehr auf dem Land- als dem Seewege; nach Deutschland geht viel über Warschau, das ein bekannter Kaviarstationsort ist. Gewöhnlich sind es herumziehende Händler, die mit kleinen Wagen den weiten Weg zurücklegen, um den Kaviar mitten im Winter herauszubringen nach den westeuropäischen Städten; man sieht häufig diese verschmitzten Russen in ihren Kastanen und Krimmerpelzen auf Messen und Jahrmärkten; sie pflegen den Kaviar in einer ganzen Stufenreihe von hölzernen Tönnchen, bis herab zu Pfundgrüße, feilzubieten; vorzugsweise führen sie nur flüssigen, da der feste Kaviar auf andern Handelswegen bequem verschickt werden kann.

Der gute flüssige Kaviar muß großkörnig, von grauschwarzer Farbe mit eigenthümlichem Perlmutterglanze sein, ganz ohne Geruch, völlig homogen, nicht klebrig oder mit Fasern verunreinigt, und von der Consistenz eines leichtfließenden Sirups. Sein Geschmack ist schwer definirbar, er ist pikant und doch mild, Salz darf durchaus nicht vornehmend, ebenso wenig erinnert er an seine Herkunft von Fischen, kurz er ist eine alleinstehende, unbergleichbare Delicatsse, welche den Appetit reizt und besonders zum Weine mundet, ohne den Gaumen zu beleidigen oder lang anhaltende Trockenheit der Kehle zu verursachen wie gesalzene Fische. Man muß den Kaviar für sehr nahrhaft halten. Obgleich eine chemische Analyse desselben nicht bekannt ist, weiß man doch ganz gut, daß er vorzugsweise aus Eiweiß und Fett besteht; die dünne Membran, welche die einzelnen Körner umschließt, enthält zwar schwerlösliche Stickstoffverbindungen, bildet aber solch geringen Procentantheil und ist so fein, daß sie kaum in Betracht kommen kann. Der Kaviar in Körnern ist daher leicht verdaulich, wozu auch die schwache Salzung etwas beiträgt, welche durch Salzsäurebildung die Zersetzung des im Magen gerinnenden Eiweißes befördert; die große Zertheilung desselben in den vielen Kügelchen mag ebenfalls zu der raschern Assimilation beitragen. Ein vollkommenes Nahrungsmittel ist der Kaviar

allerdings nicht, wird es aber sofort durch Zuthat von Brot oder stärkehaltigen Speisen. Der Preßlabiar ist schwerer verdaulich, schon weil in ihm eine Menge ausgeprägter Eierhäute enthalten sind, abgesehen von der erforderlichen Zubereitung. Die große Nahrungsfähigkeit des Kaviars geht daraus hervor, daß er während der Fischfangzeit das Hauptnahrungsmittel der Rosackenfamilien ist, wie er denn überhaupt bei dem sibirischen Landvolke eine große Rolle in dessen kärglichem Speisezettel spielt. Geflügel, welches mit Resten oder verdorbenem Kaviar gefüttert wird, wie das allgemeiner Brauch in dem Heimatslande desselben ist, mästet sich sehr schnell, soll viel stärker Eier legen, schmeckt aber abscheulich. Die Russen wissen den Kaviar übrigens auf sehr mannichfaltige Art in der Küche zu verwenden, besonders beliebt ist er in einer Suppe, Kalja genannt, deren weitere Zuthaten gekochtes Gänsefleisch und Gurkenstücke sind. Er bildet die Farce verschiedener Pasteten, in deren Bäckerei sie so geschickt sind, oder wird in Taschen von Mehlteig eingeschlagen und mit Butter oder Del gesotten. Kaviarwürste sind viel berühmt; was man in Deutschland unter diesem Namen kennt, sind keine Faches mit Kaviarzusatz. In der Civilisation genießt man das edle Luxusgericht gemeinlich mit Brot, aufgestrichen; frisches Weißbrot oder geröstete Toaste daraus sind als Unterlage dem Schwarzbrot vorzuziehen; nur bei letzterm rechtfertigt sich auch noch die Zuthat von Butter, die der echte Kaviargourmand, der freilich den kostbaren Stoff am liebsten mit Löffeln ißt, entschieden zurückweist. Dies thut er auch gewöhnlich mit den Gewürzen, durch welche man den Geschmack zu erhöhen, oder vielmehr zu verschärfen, zu verwildern strebt; es sind dies Zwiebeln oder Citronensaft. Beide haben ihre Verdienste, verdecken aber den eigenthümlichen, milden Wohlgeschmack des edeln Kaviars viel zu sehr, um nicht für eine Barbarei von den Kennern angesehen zu werden, ebenso wie etwa die Verpöbelung eines feinen Thees mit Branntwein. Der Preßlabiar wird gewöhnlich mit feinem Olivenöl angemacht, der Ruße nimmt wol auch Fischöl dazu, welches bei guter Zubereitung ungemein wohlschmeckend ist. Der Kaviar ist eine Frühstücksspeise oder ein Entremet bei Tisch; in Rußland wird er vor Tafel herumgegeben, er ist häufig ein Stellvertreter der Austern; auch an den Abendtheetisch wagt er sich zuweilen. Die Russen behaupten, er passe besser zum Thee wie zu jedem andern Getränk, mit Ausnahme des Wodka, der, fein oder ordinär, gewöhnlich zu Kaviar bei ihnen gegeben und genommen wird. Soll man erfahrenen Zungen glauben, so hat sich der Kaviar nur deshalb in Deutschland so fest und allgemein eingebürgert, weil dazu Rhein- und Moselweine am allerbesten schmecken; übrigens steht er auch mit dem jetzt weltbeherrschenden Bier auf ganz gutem Fuße. In Italien wird der Roggen vom Thunfisch (Tonno, Scomber thynnus), von Wolfsbärschen (Cavalla, Labrax lupus), Brassen, Aeschen u. s. w. nicht selten in die Blasen der Fische gefüllt, gesalzen und dann hart geräuchert; dergleichen Kaviarwürste heißen Suole und gelten als besondere Delicatesse; sie werden in feine Scheibchen zerschnitten und mit Del verzehrt. Auch in Nordamerika soll man hier und dort Kaviar bereiten, doch ist etwas Näheres darüber nicht bekannt. Bei der Fischereiausstellung zu Bergen im Jahre 1864 hatte Norwegen gesalzenen Fischrogen von Dorsch (*Gadus callarias*), Makrele und Länge (*Gadus molva*) aufzuweisen; auf derjenigen zu Boulogne 1866 hatten auch die Niederlande Kaviarproben, Hamburg Elbkaviar ausgestellt; in Havre 1868 waren neue Productionsorte nicht hinzukommen. Jedenfalls scheint sich aber die Industrie der Kaviarbereitung immer mehr auszudehnen. Eintrag thun konnte ihr die in neuerer Zeit zuerst von Leuchs vorgeschlagene Verwendung der Fischrogen als Ersatz des kostspieligern, leicht zum Verderben geneigten Albumins der Hühnereier in der Rattundruckerei.

Der Vollständigkeit halber verdienen auch noch die andern Producte des Fanges der Störfischgattung eine kurze Erwähnung, vor allem die Wäska, welche gleichfalls zu den Luxusgerichten, und zwar κατ' ἐξοχίαν, gehört. Man versteht darunter die getrocknete

Rückenmarksehne dieser Knorpelfische. Bei dem Zerhauen derselben wird ein kleiner Einschnitt in die Wirbelsäule oder vielmehr in deren Umhüllung gemacht, mit dem Finger hineingefahren und so die Sehne in Form eines sehr langen Bandes herausgezogen. Dieses wird sorgfältig abgewaschen und davon die äußere weiche, knorpelige Rinde, welche nicht genießbar ist, abgestreift, indem man das Wästaband fest an die Wand der Tonne, worin es gespült wird, mit der Hand andrückt und so hindurchzieht. Getrocknet werden die Sehnen in eigens dazu errichteten, thurmförmigen Gebäuden, die aus Holzbohrern mit etwa 2 Zoll breiten Zwischenräumen zusammengeschlagen sind, sodas durch diese Spalten der Luftzug unaufhörlich die Wästabänder umspielen kann. Sind sie auf diese Weise hinreichend gedörrt, so werden sie, wenn vom Hausen, in Bündel von 12, wenn vom Stör, Sterlet oder Sewrjuga von 50 Stück zusammengebunden und in Handel gebracht; man benutz den Artikel nur in Rußland. Wird die Substanz in Wasser gekocht, so quillt sie außerordentlich auf und bildet eine fast farblose, durchsichtige Gallerte; diese wird in kleine Stücke geschnitten und dient nebst Fischfleisch und Gewürze zur Füllung von Pasteten (Pirogs); einen andern Gebrauch macht man nicht davon, trotzdem ist die Bäska immer sehr gesucht und wird im Großen mit einem halben Kubel das Pfund bezahlt. Die Fischereien des südlichen Rußlands liefern davon ungefähr 240—300000 Pfd. jährlich, etwas mehr als Fischleim. Dieser, gewöhnlich Hausenblase (Ichthyocolle, russisch Raibij-Klej) genannt, ist die Schwimmblase der Störfische und dient gegenwärtig fast nur noch als Schönungsmittel für Weine, weniger mehr zur Darstellung des Mundleims (mit Candiszucker) oder des Glaskitts, früher fertigte man sogar Tafeln daraus und verwendete dieselben zu Fensterscheiben. Auch aus der Schwimmblase von Welsen (*Silurus glanis*) und Karpfen (*Cyprinus carpio*) wird Fischleim, aber von weit geringerer Qualität, gemacht. Die vom Körper der Fische losgelösten Blasen werden einige Tage lang in Wasser, das öfters gewechselt wird, eingeweicht, damit alle anhängenden Theile von Blut und Fett daraus entfernt werden können. In lauem Wasser geht diese Operation schneller vor sich, auch der leichte Fäulnißgrad, den das mit animalischen Theilen geschwängerte Bad annimmt, ist dem Proceß günstig. Die genug eingeweichten Schwimmblasen werden dann mit Scheren der Länge nach auseinandergeschnitten und der Wirkung von Luft und Sonne ausgesetzt, indem man sie wie Blätter auf Lindenbastafeln ausbreitet. Man trägt dabei Sorge, die Blasen mit der äußern Seite auf den Bast zu legen, denn dieselben werden aus zwei verschiedenen Häuten gebildet, von welchen bloß die inwendige, welche also auf dem Bast frei in der Luft liegt, den Fischleim abgibt. Diese beiden Hautschichten werden vorsichtig voneinandergetrennt, zu welchem Endzweck eben die längere Einweichung stattfinden muß. Ist dies geschehen, so legt man die Fischleimhäute zwischen Leinwand und setzt sie einem gelinden Pressdruck aus, indem man Gewichte, Steine u. s. w. daraufgibt, sodas sie langsam trocknen können, ohne sich zu verwerfen oder zusammenzuziehen. Die auf der äußern Haut zurückgebliebenen Fischleimtheilchen werden sorgfältig abgetragt und mit den Fingern zusammengetnetet, sodas kleine Formstücke daraus entstehen, die unter dem Namen „Fischleimtrume“ in den Handel gebracht werden; sie stehen niedriger im Preise als die Fischleimblätter. Diese werden zur Zeit verkauft vom Hausen in Bündeln von 10—15 Blatt, von Stör und Sewrjuga von 25 und vom Sterlet zu 50—100 Blatt; 80 Bündel bilden einen Pack, der in Bastmatten eingeschnürt wird. Früher kam der Fischleim unter ganz anderer Gestalt in Verkehr; man zerris die Blätter in eine gewisse Anzahl von Streifen oder Bänder, die man durch starkes Pressen in feuchtem Zustande innig miteinander verband und dieser Masse dann die Gestalt eines Cylinders, eines Herzens, eines Hufeisens u. s. w., je nach der Phantasie des Rosadenkünstlers, gab. Guter Fischleim muß weiß, durchsichtig, von Elfenbeinglanz und außen völlig glatt sein; der beste heißt „Patriarchenfischleim“, weil man schon vor

200 Jahren die Zubereitung am tüchtigsten verstand in den Fischereien, die dem Patriarchen von Moskau gehörten, wie auch noch heutzutage das Kloster Soloveßky die besten Feringe des Weißen Meers, als besondere Delicatsse, liefert. Endlich ist auch noch der Thran oder das Fischöl als ein wichtiges Product zu nennen, dessen Werth sich gegenwärtig mindestens auf eine halbe Mill. Rub. jährlich beläuft. Das gute Fischöl, das als Nahrungsmittel verbraucht wird, gewinnt man vorzugsweise aus dem Eingeweidesett der Störe und Lander; es wird gesammelt, ausgewaschen und im Sandbad geschmolzen. Vorzugsweise setzt man es allem Kaviar zu, der an und für sich nicht fett genug erscheint, außerdem verwendet man es an Ort und Stelle statt vegetabilischen Oels zu den Speisen, besonders der arbeitenden Klasse und während der Fastenzeit. Das Verhältniß des Werthes dieser verschiedenen Producte zueinander stellt sich nach den ortsüblichen Preisen in Astrachan folgendermaßen: Der nutzbare Körper oder das Fleisch des Fisches verhält sich im Werthe zu den übrigen von ihm gewonnenen Stoffen wie 3 : 5; d. h. wenn das gesalzene und getrocknete Fischfleisch für 3 Rub. verkäuflich ist, so wurden nebenbei für 4 Rub. Kaviar, Wäfska und Fischleim und für 1 Rub. Fett gelöst. Daraus geht also der bedeutend höhere Werth der letztgenannten Waaren hervor, welcher sich dadurch steigert, daß die Nachfrage derselben stets groß, ihr Absatz daher vollkommen sicher ist. Unter ihnen aber nimmt als Handelsartikel die erste Stelle ein, wie nicht die letzte unter den Luxusgerichten — der Kaviar.

Chronik der Gegenwart.

Retrologe.

Am 19. Juli 1869 schloß sich in der Harzstadt Wernigerode das Auge eines Mannes, der in wissenschaftlicher, politischer und socialer Beziehung seit vielen Jahren großer Aufmerksamkeit von vielen Seiten gewürdigt worden ist.

Victor Aimé Huber hatte im Herbst 1852 seinen Austritt aus dem Staatsdienst erklärt, um nach Wernigerode überzusiedeln und hier ein stilles, nur dem innern Berufe entsprechend thätiges, durch keine amtlichen Pflichten gebundenes, durch unfruchtbare Beziehungen und Reibungen der Welt nicht gehemmtes und zersplittertes Leben zu führen, und zwar in der Mitte einer schönen Natur, wie es am Abend eines vielbewegten Tages wünschenswerth und berechtigt erschien. Durch energische Studien und durch Reisen in Frankreich, Spanien, England, Italien, Belgien hatte er sich feste Lebensanschauungen gebildet, die er in der rühmlichsten Weise durch Wort und Schrift zu vertreten bemüht war. In den letzten Jahren lag ihm die Lösung der mit jedem Tage an Bedeutung gewinnenden socialen Fragen am Herzen; er glaubte, daß eine entscheidende Bedeutung der Arbeiter- und Handwerkerverhältnisse nur mit Hülfe eines thatkräftig in das Leben eingreifenden Christenthums möglich sei, und bemühte sich nach allen Seiten hin die Dringlichkeit der Lösung dieser Fragen darzulegen, um namentlich die conservativen Kreise zur Theilnahme und Mitarbeit zu gewinnen. Man hörte wol aus Huber's Munde ab und zu bittere Klagen über diejenigen, die ohne Berücksichtigung der socialen Verhältnisse, welche durch die Entwicklung des Fabrik- und Industriewesens eine früher kaum geahnte Wichtigkeit gewonnen hatten, conservativen Interessen zu dienen meinten. Er selbst ließ es sich in einer rühmlichen Weise angelegen sein, in den Vereinen, die er in Wernigerode unter Lehrlingen und Gesellen gegründet hatte, das Handwerk zu heben, und hat weder Geld noch Mühe und Zeit gespart, um in angemessener Weise auf eine bessere

sittliche und geistige Gestaltung ihrer Lage hinzuwirken; er verstand es, ihm geeignet scheinende Kräfte zur Theilnahme an seinen Bemühungen heranzuziehen. Dabei besaß er eine so große Energie, daß er sich durch den ihm entgegretenden Stumpfsinn und durch Interesselosigkeit der Meister nicht abschrecken ließ; immer und immer wurden Versuche gemacht, für die gute Sache Theilnahme zu erreichen. Für alle seine Bestrebungen schuf er aus eigenen nicht unansehnlichen Mitteln ein Vereinshaus, in welchem die Lehrlings- und Gesellenvereine ihren besten Mittelpunkt haben sollten, mit diesem Hause setzte er eine Wirthschaft in Verbindung, in der wandernde Gesellen ein billiges Nachtquartier und Verpflegung finden konnten, und in dem auch Raum war für andere gesellige Vereinigungen. In diesem zweckmäßig eingerichteten, am Eingange des Mühlthales in Wernigerode gelegenen Hause wurden und werden auch Vorträge gehalten, an denen ein wißbegieriges Publikum sich gern zu betheiligen pflegt. In der Stille hat er nach seiner anspruchslosen Art außerordentlich vielen Menschen in jeder Weise geholfen und manchen Handwerker nachdrücklich unterstützt, sodaß er in den verschiedensten Kreisen lebhaft vermisst werden wird.

Zahlreich sind die von ihm veröffentlichten Schriften; er besaß eine leichte Auffassungskraft und wußte sich rasch zurechtzufinden; seine Darstellungsweise hatte manche Eigenthümlichkeit; er war eben in der That ein origineller Mann, der nach besonderm Maße gemessen sein will. Unter seinen vielen Werken haben insbesondere die „Skizzen aus Spanien“ (Bd. 1, Göttingen 1828; Bd. 2, Göttingen 1830; Bd. 3, Bremen 1833) und das zwei Bände starke Werk über „Englische Universitäten“ (Marburg 1839 und 1840) große Anerkennung gefunden. Das „Athenaeum“ bemerkte noch neulich bei der Notiz über den Tod Huber's, daß dieses von Frank Newman 1843 in die englische Sprache übersezte Buch das Beste wäre, was über diesen Gegenstand geschrieben worden sei. Die „Skizzen aus Irland“ (Berlin 1850); die „Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England“ (Hamburg 1855) und die „Skizzen aus der Bretagne und Vendée“ (Berlin 1853) haben ebenfalls die verdiente Anerkennung gefunden. Huber gehörte unstreitig zu den besten Kennern der großen englischen Dichter und besonders auch des Dante. Die Arbeiten, die von ihm in diesen Gebieten erschienen, haben anerkannten Werth. Neben diesen wissenschaftlichen Arbeiten betheiligte er sich lebhaft an der Tagespresse; die „Evangelische Kirchenzeitung“, in den ersten Jahren die „Kreuzzeitung“, die „Jenaische Literaturzeitung“, die „Blätter für literarische Unterhaltung“, die „Göttinger gelehrten Anzeigen“, die „Berliner literarische Zeitung“, der pariser „Globe“ von 1830, der londoner „Guardian“ und insbesondere auch die augsburger „Allgemeine Zeitung“, mit der er bis zu seinem Tode in Verbindung blieb, haben viele nicht unerhebliche Beiträge von Huber aufzuweisen. Außerdem ist es bekannt, daß er im Jahre 1835 in Moskau „Medlenburgische Blätter“ und von 1845—48 in Berlin den „Janus“ herausgab, eine conservative Zeitschrift, an der sich tüchtige Kräfte betheiligten.

Huber war am 10. März 1800 zu Stuttgart geboren. Sein Vater L. F. Huber redigirte damals die nachmalige augsburger „Allgemeine Zeitung“. Die Mutter Huber's war die Tochter des berühmten göttinger Philologen Heyne. In erster Ehe war sie mit Georg Forster vermählt. Es ist bekannt, daß, als W. von Humboldt im Jahre 1788 nach Göttingen gekommen war, um dort seine in Frankfurt a. d. D. angefangene akademische Ausbildung fortzusetzen, er gern in dem gastfreien Hause des damals im höchsten Ansehen stehenden Philologen Heyne verkehrte und sich besonders durch das geistreiche Wesen der außerordentlich unterrichteten Tochter Heyne's angezogen fühlte. Später hat sich Therese Huber auch als Schriftstellerin ausgezeichnet; sie stand mit den vorzüglichsten Männern ihrer Zeit in regem geistigen Verkehre. Als 1803 die „Allgemeine Zeitung“ nach Ulm verlegt wurde, wo L. F. Huber zugleich als Landesdirectionsrath angestellt war,

erhielt sie unter seiner und Stegmann's Leitung großartige Bedeutung; sie hatte eine stattliche Anzahl der ausgezeichnetsten Männern zu Mitarbeitern. Als im Jahre 1804 der Vater gestorben war, brachte die Witwe im Herbst des Jahres 1805 ihren Sohn B. A. Huber nach Hofwyl bei Bern in das bald zu großer Blüte gelangende Institut Fellenberg's; er war der erste Schüler des berühmten Pädagogen. Im Jahre 1816 bezog Huber, wohl vorbereitet für akademische Studien, die Universität Göttingen, um Medicin zu studiren, 1820 ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Würzburg, wo er auch die medicinische Doctorwürde erlangte. Um aber für die praktische Ausübung seiner Wissenschaft sich noch besser und gründlicher vorzubereiten, machte er im Frühjahr 1821 eine Reise nach Paris; von da besuchte er im Herbst desselben Jahres Madrid und bereiste auch die Hauptstädte des südlichen Spaniens. Im Jahre 1823 unternahm er einen Ausflug nach Lissabon, von wo er sich sodann nach Edinburgh begab, um besonders die Militärhospitäler kennen zu lernen. Hierauf begab er sich, nachdem er die Hochlande durchkreist hatte, nach London, um in den großen Kliniken medicinische Erfahrungen zu sammeln. Erst im Frühjahr 1824 kehrte Huber nach Deutschland zurück, hielt sich ein halbes Jahr in Göttingen auf und brachte den Winter in Augsburg zu. Im Frühjahr 1825 ging er sodann nach München, um sich auf die Staatsprüfung vorzubereiten, doch fand er sich durch seine bisherigen Anschauungen und Erfahrungen der Medicin so entfremdet, daß er nach Augsburg zurückkehrte, um Arbeiten für die „Allgemeine Zeitung“ zu übernehmen; er redigirte dann auch die „Politischen Annalen“. Schon im Frühjahr 1826 reiste er wieder nach Paris und war in mannichfacher Weise literarisch thätig. Nach diesem zweiten einjährigen Aufenthalte in der französischen Hauptstadt kehrte er über London nach Göttingen zurück, um da seine Studien weiter zu treiben und das auf seinen Reisen gesammelte reiche Material zu verarbeiten. Doch bald wurde ihm der Antrag gestellt, einen Reconvalescenten nach Italien zu begleiten. So erfüllte sich ihm ein lange gehegter Wunsch, den classischen Boden Italiens zu sehen, ganz unerwartet. Ein Antrag, in Bremen eine Lehrerstelle für Geschichte, englische und französische Sprache und Literatur am Gymnasium zu übernehmen, setzte der italienischen Reise in Neapel ein Ziel. In der ehrwürdigen Stadt Bremen fand er auch seine treue Lebensgefährtin und kam durch seine Verheirathung in die angenehmsten geselligen Beziehungen. Doch seine Stellung am Gymnasium, an dessen Spitze damals der auch als geistreicher Philologe bekannte W. E. Weber stand, sagte seiner Natur wenig zu, er folgte deshalb gern einem Rufe als Professor der neuern Literatur und Literaturgeschichte an die Universität Kofnod. Nur drei Jahre sollte er dort thätig sein, denn schon 1836 führte ihn ein Ruf als Professor nach Marburg. An beiden Orten war er in den Kreisen, in denen er verkehrte, eine äußerst beliebte Persönlichkeit. Endlich im Jahre 1844 wurde er nach Berlin berufen, wo er neben seiner Professur, wie schon erwähnt, einige Jahre den „Janus“ redigirte und später auch Vorlesungen über sogenannte sociale Fragen hielt. „Außer einigen größern Reisen“, schreibt er (1844 nach England, Frankreich und Belgien, 1847 wieder nach England, 1849 durch Tirol, Salzburg, Oesterreich und Böhmen, 1850 in die Schweiz), „bieten die nächsten zehn Jahre keine wichtigen persönlichen äußern Erlebnisse, so reich sie auch an innern Erfahrungen waren.“ Das Resultat derselben war im Herbst 1852 der Austritt aus dem Staatsdienste und das Ueberfiedeln nach Wernigerode. Das Stillleben in Wernigerode wurde im Jahre 1854 durch eine abermalige Reise nach Belgien, Frankreich und England unterbrochen. Hier in dieser lieblichen Harzstadt führte er ein ganz seinen Interessen hingeebnes Leben, er stand in nahen Beziehungen zu den ausgezeichneten Geistlichen, an denen die Stadt und Grafschaft reich ist, und war durch seine gemüthliche humoristische Art in den Kreisen, in denen er verkehrte, ein gern gesehener Gast. Oft fanden sich in seinem prächtig gelegenen, nach seinen Angaben erbauten Hause

namentlich im Laufe des Sommers, wo Wernigerode von Fremden viel besucht wird, alte Freunde ein, um ihn wieder zu begrüßen. Huber stand in der That, wie man schon aus dem mitgetheilten Lebensgange schließen kann, mit den bedeutendsten Männern in Verbindung; schon frühzeitig hatte er durch seine Mutter Gelegenheiten gefunden, einflußreichen Persönlichkeiten bekannt zu werden, seine vielen und großen Reisen, seine akademische Wirksamkeit in Rostock, Marburg und besonders in Berlin hatten ihn mit Staatsmännern und Gelehrten aller Art in Berührung gebracht. So hatte Huber nach vielen Eriten hin eisk reichhaltiges Leben hinter sich, in dem er, da er alle Schichten der menschlichen Gesellschaft kennen gelernt, eine Fülle von Lebenserfahrungen gesammelt hatte. Von dem Studium der Medicin, die es mit den einzelnen Menschen zu thun hat, war er schließlich bei dem Studium der Krankheitserscheinungen der menschlichen Gesellschaft angekommen. Seine erste Schrift (Göttingen 1819) war eine Bearbeitung der medicinischen Logik von Sir Gilbert Blank, seine „Dissertatio inauguralis de Pici viridi lingua et osse hyoideo“ (1820) war die letzte medicinische Kundgebung. Wir sind überzeugt, daß alle, welche Huber näher gekannt haben, nie vergessen werden, daß er ein ganz vorzüglicher Mann gewesen, der seine Worte, was so selten ist, in Thaten umsetzte und unter schwierigen Verhältnissen sich immer treu blieb. In den letzten Jahren kränkelte er ab und zu, während er sich früher einer guten Gesundheit erfreute. An den Folgen einer Lungenlähmung starb er am 19. Juli abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

John A. Köbbling, der sich als genialer Brückenerbauer einen Weltruf erworben hat, starb am 22. Juli 1869 zu Brooklyn am East-River, der Stadt Newyork gegenüber. Er hatte sich, als er sein letztes großes Werk, den Bau der East-River-Brücke, beaufsichtigte, den rechten Fuß so zerquetscht, daß eine Amputation nöthig ward. Da er sich aber trotzdem nur wenig schonte, traten Brand und Kinnbackenkrampf hinzu und machten seinem thätigen, dem Gemeinwohle geweihten Leben ein zu frühes Ende.

Köbbling wurde am 12. Juni 1806 zu Mühlhausen in Thüringen geboren. Mit guten Gymnastikkenntnissen versehen, ging er nach Berlin und besuchte daselbst die königliche Polytechnische Schule (jetzt Gewerbeakademie). Nach einem rühmlichst bestandenen Examen trat er in preussische Staatsdienste und hatte mehrere Jahre hindurch die Oberaufsicht über die öffentlichen Bauten in der Provinz Westfalen. Im Jahre 1831 ging er nach Nordamerika, ließ sich daselbst in der Nähe von Pittsburg im Staate Pennsylvania nieder und trieb in der ersten Zeit Ackerbau. Bald aber fand er eine ihm mehr zusagende Beschäftigung bei den wichtigen Uferbauten, welche am Leaverflusse, einem Nebenflusse des Ohio, vorgenommen wurden. Nachdem er sich bei Kanalbauten, durch den der Erie-See mit dem Ohio verbunden wurde, ausgezeichnet, ward ihm die Vermessung von drei Eisenbahnlinien über das Alleghanygebirge von Harrisburg nach Pittsburg übertragen. Diese Arbeit vollbrachte er zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber, denn auf einer der bezeichneten Linien wurde späterhin wirklich die Pennsylvania-Eisenbahn (Pennsylvania Railway) erbaut.

Um diese Zeit begann Köbbling die Fabrication der Eisenbräfte, deren Anwendung eine förmliche Umwälzung im Brückenbau hervorrufen sollte. Er war der erste, welcher diese Dräfte in Amerika praktisch anwandte. Zunächst that er dies bei dem Bau des Aquäducs über den Alleghanyfluß bei Pittsburg im Jahre 1844. Dieser Aquäduct hatte sieben Spannungen von je 162 Fuß Länge, enthielt einen großen Wasserbehälter und wurde von 7 Zoll dicken Drahtseilen gehalten. So hatte sich Köbbling's Drahtsystem den häßlichen Verdächtigungen unwissender Ingenieure gegenüber glänzend bewährt. Er baute nun noch in der Folge verschiedene Aquäduce in derselben Weise, z. B. über den Delaware- und Hudsonkanal (1848), den Lackawannaquäduct mit zwei Spannungen

von je 115 Fuß Länge mit zwei 7zölligen Drahtseilen, den High Falls-Aquäduct (eine Spannung von 145 Fuß mit zwei 8 $\frac{1}{2}$ zölligen Drahtseilen), den Neversink-Aquäduct (eine Spannung von 170 Fuß mit zwei 9 $\frac{1}{2}$ zölligen Drahtseilen, den Delaware-Aquäduct (4 Spannungen von je 134 Fuß mit zwei 8zölligen Drahtseilen) u. s. w.

Im Jahre 1846 baute er seine erste Hänge- oder Kettenbrücke bei Pittsburg über den Monongahela und verband dadurch den bedeutenden Fabrikort Eligo mit Pittsburg; diese Brücke hatte 8 Spannungen, jede 188 Fuß lang, getragen von zwei 4 $\frac{1}{2}$ zölligen Drahtseilen.

Nachdem Köhling im Jahre 1850 von Pittsburg nach Trenton im Staate Newjersey gezogen war, begann er den Bau der großartigen Kettenbrücke über den reißenden zwischen steilen Ufern dahinstürzenden Niagara und verband dadurch die Centraleisenbahn des Staates Newyork mit der Great-Western-Eisenbahn von Canada. Das Werk wurde in vier Jahren vollendet; die Brücke ist 825 Fuß lang und wird von vier 10zölligen Drahtseilen gehalten. Dieser Bau machte seinen Namen nicht nur in Amerika, sondern in der ganzen civilisirten Welt bekannt. Später vollendete er noch die Kettenbrücke bei Pittsburg und die 1030 Fuß lange Hängebrücke bei Cincinnati über den Ohio.

Sein letztes und vielleicht bedeutendstes Werk sollte, wie gesagt, die Hängebrücke über den East-River werden, die dazu bestimmt ist, die Stadt Newyork mit dem ihr gegenüberliegenden Brooklyn zu verbinden. Die Vollendung dieses Riesenbaues war ihm nicht vergönnt; indessen sind alle Pläne dazu durch ihn oder unter seiner Leitung entworfen, sodas die projectirte Brücke wahrscheinlich durch seinen talentvollen Sohn, den Obersten Washington Köhling, zu Ende geführt werden kann.

Sämmtliche Bauten Köhling's haben sich aufs trefflichste bewährt. Er war eine Zierde seines Adoptivvaterlandes, und wir Deutsche können auf ihn stolz sein. Er wurde am 25. Juli 1869 unter dem Beisein einer großen Anzahl hochstehender Leidtragender zu Trenton begraben.

Literarische Revue.

Raum ein anderer Zweig der wissenschaftlichen Literatur der Gegenwart hat eine so gleichmäßige Steigerung der Production aufzuweisen wie die Geschichtschreibung; höchstens die Leistungen der naturwissenschaftlichen Disciplinen können nach Umfang und Inhalt den Vergleich mit derselben einigermaßen aushalten. Seitdem vor einigen Jahrzehnten die Geschichtsforschung in Deutschland sozusagen neu entdeckt ist, hat sich diese Wissenschaft zu einem Umfange und einer Bedeutung erhoben, welche derselben ein Recht geben, in dem literarischen Leben der Gegenwart einen besonders hervorragenden Platz zu beanspruchen. Wir Deutsche pflegen wol stolz darauf zu sein, das deutsche Gelehrte es gewesen sind, welche eine wirklich wissenschaftliche Methode für die historische Forschung aufgefunden und ausgebildet und damit die Geschichte eigentlich erst zum Range einer Wissenschaft erhoben haben. Dieser Stolz ist auch in gewissem Sinne ein durchaus berechtigter. Bedeutendes, über die Grenzen Deutschlands hinaus Wirkendes ist schon geleistet worden und ein zahlreicher Nachwuchs hoffnungsvoller jüngerer Gelehrter berechtigt zu der Zuversicht, das von den Gründern und Meistern der deutschen Geschichtschreibung Geleistete nicht vergeblich gewesen sein, sondern mit gleichem Eifer und hier und da auch wol noch mit freierm Sinne und richtigerem Takte fortgeführt werde. Vielleicht gelingt es dieser jüngern Geschichtschreibung in der Zukunft auch, sich zu einem wirklich integrierenden Bestandtheil unserer nationalen Literatur zu machen und damit einen hochwichtigen, einen unentbehrlichen Factor zu bilden in dem gesammten geistigen und politischen

Leben unsers Volks. Denn daß unsere Geschichtschreibung dies bisher doch nur in einem sehr beschränkten Sinne gethan hat, darüber darf man sich durch die glänzenden Leistungen und den so hohen Stand der historischen Wissenschaft nicht täuschen lassen. Auch liegt die Ursache dieser eigenthümlichen Erscheinung weniger im Publikum, dessen lebhafteste Theilnahme bei wirklich bedeutenden Werken niemals vermist worden ist, als vielmehr in der Geschichtschreibung selbst und der eigenartigen Natur ihrer wissenschaftlichen Träger. Denn sehen wir ab von einigen wenigen, eben schon als Ausnahmen besonders hervorragenden Werken, so ist ein durchgehender Charakterzug unserer Geschichtschreibung der, daß dieselbe noch allzu sehr befangen ist in den engen Schranken einer Fachliteratur. Ueberblicken wir unsere berühmtesten und mit Recht als wissenschaftliche Größen ersten Ranges gefeierten Historiker, auch von ihnen schreiben doch die meisten nur als Gelehrte für Gelehrte, suchen die meisten ihren Leserkreis unter den zahlreichen Fachgenossen, nicht aber unter den Gebildeten überhaupt und in der Nation im allgemeinen. Die Wissenschaft der Geschichte, so hoch ihre Entwidlung gestiegen ist, hat uns doch noch keine Kunst der Geschichtschreibung gebracht; in wissenschaftlicher Sammlung des Materials und in der Bewältigung desselben durch eine fein ausgebildete Methode leistet die Geschichtsforschung Deutschlands mehr als die irgendeiner andern Nation, in der kunstmäßigen Formgebung, in der Abrundung der Darstellung und der Vergeistigung des Inhalts dagegen sind die deutschen Historiker hinter den glänzendsten Meistern anderer Nationen doch noch weit zurückgeblieben. Wenn nun aber auch die gelehrte Begründung als die unentbehrliche Lebensbedingung jeder Geschichtschreibung angesehen werden muß, so genügt sie doch bei weitem nicht, um derselben denjenigen Platz zu verschaffen, der einer zugleich in der Form künstlerisch entwickelten Geschichtschreibung in einer Nationalliteratur zukommt. Gelehrsamkeit und kritische Quellenforschung machen noch lange keinen Historiker im wahren Sinne des Wortes, auch mit dem liebevollsten Sichversenken in die darzustellende Zeit und dem treuesten Sichhineinleben in die Verhältnisse derselben ist noch nicht alles gethan: das Studium des Stoffs, die kritische Sichtung, die Anwendung der wissenschaftlichen Methode, die Gesamtheit sozusagen des Technischen gehört nicht in die Geschichtschreibung, welche ihr Werk zu einem Kunstwerke vollenden will, das alles muß zurücktreten nicht bloß, sondern womöglich ganz verschwinden gegen das auf diesem Wege gewonnene Ergebnis, welches doch nur darin besteht, daß die Vergangenheit sich vor des Lesers geistigem Auge erneut und in unmittelbarer Ursprünglichkeit wieder auflebt. Eben hieran aber fehlt es der historischen Literatur Deutschlands noch in auffallender Weise. Viele Werke besitzen wir, welche sich durch Tiefe der Forschung und Strenge der Methode auszeichnen und in dieser Hinsicht geradezu als Muster bezeichnet werden können; wie außerordentlich wenige werden wir dagegen in unserer historischen Literatur finden, von denen sich sagen ließe, daß sie in weitem Kreisen bekannt oder gar zu einem Gemeingut der Nation geworden wären. Eine derartige Verbreitung haben immer nur solche Werke gefunden, die, wenn auch auf tiefer gelehrter Forschung beruhend, doch ohne gelehrte Präntionen auftreten, und wenn nicht gerade in künstlerischer Formvollendung, so doch mit plastischer Anschaulichkeit und individueller Lebendigkeit ihren Stoff dem Herzen des Lesers nahe zu bringen wissen. Mommsen's „Römische Geschichte“ und Ernst Curtius' „Griechische Geschichte“ sind nur in Folge dieser Eigenschaften wirklich zu einem Gemeingut aller Gebildeten geworden, wovon die einander rasch folgenden neuen Auflagen beider Werke sowie zahlreiche Uebersetzungen in fremde Sprachen hinreichend Zeugnis ablegen. Von Werken über die neuere Geschichte erfreut sich keines einer ähnlichen Verbreitung, selbst nicht Ranke's „Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation“, Häuffer's „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen“ und H. von Sybel's „Geschichte der Französischen Revolution“, welche von den hier einschlagenden Werken ohne Zweifel und mit

Recht die meisten Verehrer auch außerhalb des Kreises der Fachgenossen gefunden haben. Auch in ihnen tritt die Form, die künstlerische Abrundung der Darstellung hier und da noch allzu sehr zurück gegen die emsige Energie der Forschung und die Masse des neuen Materials. Am meisten und schwersten aber leidet unter dieser Einseitigkeit zur Zeit die Geschichtschreibung des deutschen Mittelalters, welche, in Monographien zersplittert, mehr und mehr zu einer eng begrenzten Fachliteratur geworden ist, die allgemeinen Aufgaben einer nationalen Geschichtschreibung und zugleich das Volk selbst ganz aus dem Auge verloren hat. Selbst das mit Recht so gefeierte Werk W. Giesbrecht's über die „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ ist nicht ganz frei von den hieraus entspringenden Mängeln.

Ueberblicken wir von diesem Standpunkte aus die neuen Erscheinungen, welche uns die letzten Monate in dem Gebiete der historischen Literatur gebracht haben, so werden wir auch da wieder Bestätigung genug finden für die allgemeinen Charakterzüge, welche der Geschichtschreibung unserer Zeit ihr eigenthümliches Gepräge geben.

Die Geschichte des Alterthums, trotz zahlreicher und trefflicher Bearbeitungen noch immer unerschöpft und unerschöpflich trotz des verhältnißmäßig beschränkten Materials, für welches auch keine irgend wesentliche Bereicherung mehr zu hoffen ist, hat durch einige bedeutende Werke eine dankenswerthe Förderung erfahren. Die „Römische Geschichte“ von Wilhelm Ihne (Leipzig, Engelmann, 1868), von welcher der erste, von der Gründung Roms bis zu dem ersten Punischen Kriege reichende Band erschienen ist, wird auch neben dem bekannten Schwegler'schen und dem glänzenden Mommsen'schen Werke einen ehrenvollen Platz behaupten können. Mit umfassender Kenntniß der gesammten Quellen sowie der weit-schichtigen Literatur wird in diesem trefflichen Buche nicht bloß eine neue, in manchen Punkten von dem bisher Geltenden wesentlich abweichende Darstellung gegeben, sondern in einer ansprechenden, nicht bloß auf Gelehrte berechneten Form wird der Leser in die Kritik der Quellen und die Sichtung der ihrem Werthe nach so ungleichen Ueberlieferungen eingeführt; das Ihne'sche Buch gibt insofern mehr als das Mommsen'sche Werk, als es nicht bloß die Ergebnisse der Forschung hinstellt, was bekanntlich bei Mommsen oft in einer so gesucht modernisirten Form geschieht, daß selbst der mit dem Quellenmaterial auf das genaueste Vertraute sich nicht gleich zurechtzufinden und den Ursprung der ihm selbst in dieser Gestalt fremd erscheinenden Thatfachen zu erkennen weiß, sondern vor unsern Augen und unter unserer Mitwirkung die blendenden und täuschenden Hüllen der Tradition abstreift und entweder die völlige Hohlheit und Haltlosigkeit derselben nachweist oder zeigt, wie der zu Grunde liegende Kern eigentlich ein so ganz anders gearteter ist. Für solche, die den Dingen, welche sie als Thatfachen nehmen sollen, gern auf den Grund sehen und über den Umfang des wirklich Beglaubigten in der römischen Geschichte eine klare Uebersicht gewinnen wollen, wird das Werk Ihne's von Interesse und Werth sein. Jedenfalls gehört dasselbe nach Anlage und Ausführung zu den bedeutendsten Erscheinungen, welche dieses so fruchtbare Gebiet in neuester Zeit aufzuweisen gehabt hat. Als ein sehr verdienstvolles Werk darf auch W. Herzberg's „Geschichte Griechenlands unter den Römern“ (Halle, Waisenhaus, 1868) bezeichnet werden; ein bisher so gut wie völlig unberührtes Gebiet ist durch dasselbe zuerst angebahnt und einer genauern Erkenntniß zugänglich gemacht worden. Ohne Zweifel ist dies Verdienst für die Wissenschaft um so höher anzuschlagen, als der Gegenstand ein so in jeder Hinsicht unerquicklicher, ja geradezu abstoßender ist; denn wer sieht gern der Zersetzung und Auflösung eines ehemals lebensfrisch und schön blühenden Körpers zu? Man bewundert dabei am meisten die Selbstüberwindung des gelehrten und emsig fleißigen Verfassers, der den Muth und die Ausdauer hat, jahrelang seine Kräfte einem solchen Stoffe zu widmen. Besonders erfreulich muß es ferner genannt werden, daß endlich auch mit der Bearbeitung der römischen

Kaisergeschichte, die bisher in so auffälliger Weise vernachlässigt worden ist, wenigstens ein Anfang gemacht wird. Mehr als Anfänge freilich und Anläufe zur künftigen Bewältigung der großen Aufgabe einer dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Bearbeitung dieser Geschichte wird uns noch nicht geboten in den von Max Bübinger herausgegebenen „Forschungen zur römischen Kaisergeschichte“ (Leipzig, B. G. Teubner, 1869), welche die zum Theil bedeutenden Arbeiten einer Anzahl der Schüler des züricher Historikers enthalten und als eine schätzenswerthe Leistung bezeichnet werden müssen, durch welche die Sache wirklich nach mehreren Richtungen hin wesentlich gefördert worden ist. Demselben Gebiete gehört die Schrift von Th. Preuß über „Kaiser Diocletian“ (Leipzig, Dunder u. Humblot, 1869) an, welche eine der merkwürdigsten Partien aus der spätern römischen Kaiserzeit herausgreift und in ebenso gelehrter und gründlicher wie ansprechender Weise behandelt.

Mehr als irgendein anderer Zweig der Geschichtschreibung ist in unserer Zeit die Darstellung des Mittelalters beherrscht von dem Princip der Arbeitstheilung; ist es doch vornehmlich dieses Gebiet, an welchem die heranwachsende Generation der gelehrten Historiker ihre Kräfte übt und ihre Methode schult. Daher hält denn freilich auch hier die Vertiefung und kunstmäßige Ausbildung nicht im geringsten mehr gleichen Schritt mit der Entwidlung eines gewaltigen äußern Umfangs. So ist die Bearbeitung des Mittelalters zur Zeit völlig beherrscht von dem Banne der Monographie, ja sie erhebt sich hier und da kaum über die einfachste Ansammlung des Materials. Selbst solche Werke, die durch ihren Stoff zu einem höhern geistigen Schwunge berufen scheinen, sehen wir in diesen Schranken befangen. A. von Reumont's „Geschichte der Stadt Rom“, deren schnell nacheinander erschienenen zweiter und dritter Band das Mittelalter behandeln, ist doch nichts als eine riesenhafte Compilation, der man nicht einmal das Verdienst einer wirklich strengen kritischen Sichtung des Materials nachrühmen kann, in der man aber eine Vergeltung, eine philosophische Erfassung des doch gewaltigen Gegenstandes vergebens suchen würde.

Am reichsten und mannichfachsten, dabei auch in jeder Hinsicht am werthvollsten sind die Erscheinungen aus der Geschichte der neuern Zeit. An die erste Stelle gehört da ohne Zweifel Ludwig Häusser's „Geschichte des Zeitalters der Reformation 1517—1648“ (Berlin, Weidmann, 1868). Es ist ein nachgelassenes Werk des berühmten, für Deutschland und die deutsche Wissenschaft zu zeitig gestorbenen Verfassers, doppelt kostbar, weil es zugleich ein Stück ist von seinem Leben und Wirken und in jeder Zeile, in jedem Worte den frischen und klaren Geist, die edle und patriotische Gesinnung, die fesselnde und hinreißende Beredsamkeit desselben erkennen und von neuem schätzen läßt. Häusser selbst hat diese Geschichte des Reformationszeitalters nicht zum Druck ausgearbeitet; einer seiner treuesten und talentvollsten Schüler, Professor W. Dncken, hat die freien Vorträge seines beredten Lehrers stenographisch aufgezeichnet und nach den Notizen, Excerpten und ausführlicheren Bearbeitungen einzelner Abschnitte, die sich in Häusser's Nachlaß vorfanden, ergänzt und ausgeführt der Oeffentlichkeit übergeben. In den weitesten Kreisen wird man ihm den lebhaftesten Dank dafür sagen. Denn niemand wird leugnen, daß in diesen durch die Umgebung des Augenblicks, aber nach gewissenhaftestem Studium entstandenen Vorträgen über die Reformationszeit unendlich mehr historischer Geist weht als in manchem mit gelehrten Noten und kritischen Excursen ausgestaffirten vielbändigen Werke. Und gewiß ist es ein seltener Fall, daß eine Anzahl vortrefflicher Kathedervorträge zugleich ein vortreffliches Buch abgibt. Häusser's Darstellungsweise ist bekannt genug; alle guten Eigenschaften derselben treten im mündlichen Vortrage, der auf einer unbedingten geistigen Beherrschung des Materials beruhte, besonders nachdrücklich und glänzend hervor. Wer Häusser einmal hat sprechen hören, vollends wem vergönnt gewesen ist, eine der Hauptvorlesungen desselben bis zu Ende zu begleiten, der wird auch hier den eigenthümlichen

Zauber, den tiefen Ernst, den im höchsten und besten Sinne historischen Geist wiedererkennen, der in den Vorträgen Häuffer's wehte. Alles Kleinliche und Unwesentliche wird da beiseitegelassen, das wirklich Bedeutende mit lichtvoller Klarheit hervorgehoben, der dem ungeübten Auge verborgene, tiefinnerliche Zusammenhang scheinbar außer jeder Verbindung stehender Ereignisse mit eindringender Schärfe klar gelegt; wir empfangen selbst noch einmal den Eindruck, den die großen Angelegenheiten der merkwürdigen Zeit auf die Mitlebenden machten, und in lichtvollster Charakteristik treten uns die mithandelnden Personen in der gesammten Eigenthümlichkeit ihres Denkens und Fühlens entgegen. Hier ist wirklich Geschichte geschrieben und eine der mächtigsten und bedeutungsvollsten, bis auf diese Stunde folgenreichsten Perioden ist gleichsam zu neuem Leben erweckt worden. Den ganzen Zeitraum der Reformation im weitern Sinne des Wortes, von dem Auftreten Luther's bis zum Westfälischen Frieden umfassend, gibt das nachgelassene Werk Häuffer's nicht die Geschichte Deutschlands allein, sondern in großartig angelegter Erfassung der Aufgabe die Geschichte Europas in diesem Zeitraume. Schon in dieser Hinsicht steht es also über den zum Theil ja bedeutenden Werken, die denselben Gegenstand mit der für die Gesamtauffassung nie günstigen Beschränkung auf Deutschland behandeln. Die Gruppierung des überreichen Stoffes läßt gleich auf den ersten Blick die Hand des Meisters erkennen. In dem ersten Abschnitt, welcher die Geschichte der deutschen Reformation bis zum nürnbergischen Religionsfrieden von 1532 behandelt, erscheint die Darstellung der Entwicklung Luther's und die Charakteristik desselben als die hervorragendste Glanzpartie; mit den einfachsten Mitteln, ohne jede Art von Schmutz und rhetorischem Zierath wird uns das Bild des thüringer Bauersohns entworfen, so lebendig, so frisch und voll, daß wir ihn in seiner ganzen wunderbaren, eigenartigen und großartigen Natur vor uns wandeln, ringen, lehren und kämpfen sehen. Das Gegenstück dazu bildet die Zeichnung Karl's V. und die scharfe und klare Entwicklung der politischen Probleme, welche durch die Wahl desselben zum Kaiser geschaffen waren und die ja für den Gang der großen kirchlichen Bewegung von so entscheidender Bedeutung wurden. Die gleiche Kunst der Zeichnung bedeutender Charaktere mit einigen wenigen, aber scharfen und sichern Strichen erfreut uns in dem, was weiterhin über Hutten, Sickingen u. s. w. gesagt wird. Der zweite Abschnitt gibt die Geschichte der Reformation in den germanischen Staaten, der Schweiz, Dänemark, Schweden und England; Ulrich Zwingli, Gustav Wasa und Heinrich VIII. sind die trefflichen Charakterbilder, um welche die Schilderung der wichtigen Fortschritte, welche die neue Lehre außerhalb Deutschlands gemacht, sich naturgemäß ordnet. Die letzten zwei Jahrzehnte der deutschen Reformation, der Schmalkaldische Krieg, der scheinbare Triumph der katholischen Kirche und des habsburgisch-spanischen Absolutismus, die Rettung der Luther'schen Lehre durch Moriz von Sachsen und die von demselben gestiftete Fürstenschwörung, der Rücktritt und das Ende des Kaisers bilden den reichen Inhalt des dritten Hauptabschnitts; frei von jedem gelehrten Ballast, dabei doch in jedem Worte fußend auf einer bewundernswerthen Herrschaft über das gesammte Material der Forschung, schreitet gerade in diesem wichtigen Theile die Darstellung mit besonderer Energie und besonderm Glanze fort, auf eine Menge bedeutender Fragen oft ein völlig neues Licht werfend und überall die wahrhaft historischen Triebkräfte mit Sicherheit in ihrer Wirkksamkeit nachweisend. Die Geschichte des Calvinismus, der freier und unparteiischer als von manchem andern Geschichtschreiber der Reformation beurtheilt und in seiner eminenten Bedeutung gewürdigt ist, und die Anfänge der katholischen Restauration, Philipp II. und der Freiheits- und Glaubenskampf der Niederlande, wobei Philipp als die verkörperte Verschmelzung weltlichen und kirchlichen Despotismus dem trefflich charakterisirten Wilhelm von Oranien entgegengesetzt wird, das Zeitalter der Religionskriege in Frankreich bis zur Wiederherstellung des Königthums durch Heinrich IV., dann

die Entwicklung der kirchlichen und politischen Verhältnisse in Deutschland vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, die Geschichte dieses furchtbaren Kampfes selbst in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien von einer böhmischen Insurrection bis zum europäischen Kriege, das sind die gewaltigen Bilder, welche in den spätern Abschnitten des Häusser'schen Werkes vor uns entrollt werden. Den Schluß desselben endlich bildet die Geschichte Englands von Eduard VI. bis zur Wiederherstellung des Stuarts. Daß bei dem mächtigen Umfange und dem fast unerschöpflichen Inhalte des von Häusser in verhältnißmäßig geringem Raume vereinigten Stoffes derselbe nicht überall gleich eingehend behandelt ist, daß manche Abschnitte durch eine gewisse Magerkeit und Dürftigkeit gegen andere abstechen, liegt in der Natur der Sache und wird den nicht wundernehmen, der sich immer erinnert, daß er es hier mit Aufbegehrensvorträgen eines Universitätslehrers zu thun hat. So ist denn der Gesamteindruck, welchen das Studium dieses nachgelassenen Werkes macht, ein im höchsten Grade wohlthuender; dem Kranze, den die deutsche Wissenschaft nicht allein, sondern mit ihr das deutsche Volk um die Stirne des zu früh geschiedenen Häusser winden muß, ist durch dieses Werk ein neues, frisch grünendes Blatt hinzugefügt worden. Wenn ein historisches Buch der neuern Zeit Gemeingut aller Gebildeten, ja Volksbuch zu werden verdient und berufen ist, so ist es dieses; wir gehen wol nicht irre, wenn wir demselben auch die Erfüllung dieses Berufs mit Sicherheit voraussetzen.

Von besonderm Interesse sind übrigens Häusser's Darstellungen des Dreißigjährigen Krieges, die dabei gegebene Charakteristik des Schwedenkönigs Gustav Adolf und die Beurtheilung der politischen Pläne desselben im Hinblick auf ein neuerdings erschienenenes Werk, welches gerade diesen Stoff einer eingehenden monographischen Behandlung unterzieht. Gustav Droysen, der Sohn des berühmten Biographen York's, der sich schon durch einige umfangreiche Studien zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges bekannt gemacht hat, ließ den ersten Band eines Werks über „Gustav Adolf“ (Leipzig, Veit u. Comp., 1869) erscheinen. Ueber die Wichtigkeit des Stoffes und das Bedürfniß einer erschöpfenden Behandlung desselben kann kein Zweifel sein; auch das ist wol keine Frage, daß das in seiner ersten Hälfte vorliegende Werk Droysen's eine Menge dankenswerther Aufschlüsse über einzelne bisher dunkle Punkte gebracht hat; über den ganzen Gesichtspunkt jedoch, von dem Droysen ausgeht, und über die Grundanschauung, auf welcher seine Geschichte Gustav Adolf's beruht, dürfte eine prüfende Erörterung nach unserer Meinung zu wesentlich andern Ergebnissen führen. Droysen hätte sein Buch lieber eine Geschichte der schwedischen Politik nennen sollen; denn von Gustav Adolf, dem Menschen, dem Könige, dem Feldherrn ist so gut wie gar nicht die Rede. Wir haben es überhaupt nicht mit Personen, mit Charakteren zu thun, welche, durch bestimmte Verhältnisse gebildet, auf die Entwicklung ihrer Zeit wieder einen besondern Einfluß üben, sondern mit Schemen, mit politischen und diplomatischen Schlagwörtern und publicistischem Raisonnement. Darin liegt der Hauptfehler des sonst verdienstvollen Werks, daß der Verfasser eine Geschichte der Politik Gustav Adolf's geben zu können meint, ohne von Gustav Adolf selbst ernstlich Notiz zu nehmen, ohne die wichtigen und so entscheidend wirksamen Factoren in Rechnung zu ziehen, welche in dem Charakter, in der Persönlichkeit des großen Königs gegeben waren. Daß Schwedens Vergangenheit, die politischen und kirchlichen Complicationen während des ersten Jahrzehnts des Dreißigjährigen Krieges als wesentliche Momente in Betracht kommen, wird niemand leugnen; aber in ihnen liegt doch nur der eine Theil der treibenden Kräfte, der andere muß in der Person des Königs und seiner Staatsmänner gesucht und gefunden werden. Von Gustav Adolf selbst ist jedoch bei Droysen eigentlich nur ganz beiläufig die Rede, wie kann man denn da von einer Politik desselben sprechen? Oder ist Gustav Adolf, ist Axel Oxenstierna nichts als der gleichsam

automatisch handelnde Vollstrecker dessen, was die lebendige schwedische Politik in ihrer Berührung mit den großen Ereignissen der Zeit schafft und zur Verwirklichung reif macht? Doch gewiß nicht! Eine Geschichte der abstracten schwedischen Politik gibt uns das Droysen'sche Buch, zu einer Geschichte Gustav Adolfs, die man darin vermuthet, fehlen demselben die einfachsten und unentbehrlichsten Erfordernisse. Freilich erklärt der Verfasser selbst, die durch den Titel erregten Erwartungen abweisend, gleich in der Vorrede, daß er nichts will als den Zusammenhang zwischen Gustav Adolf und der europäischen Politik erörtern und im einzelnen darlegen. Er rechtfertigt diese mit dem Titel seines Buchs in entschiedenem Widerspruche stehende Beschränkung durch die ohne weitere Begründung hingestellte Behauptung, daß man in Gustav Adolf bis in die neuere Zeit durchaus mit Unrecht einen Helden des Glaubens und einen religiös begeisterten Verfechter der Reformation gefeiert habe. Ein solches Urtheil erklärt sich aus der einseitigen Beschränktheit des Droysen'schen Standpunktes. Es ist ebenso unrichtig wie die in früherer Zeit wol hier und da ausgesprochene Meinung, Gustav Adolf sei nur für die Religion, nur um die evangelische Lehre vor dem drohenden Untergange zu retten, nach Deutschland gekommen. Beide Momente haben zusammengewirkt; die persönliche begeisterte Anhänglichkeit des edeln Königs an die evangelische Lehre erhielt, um zur That zu reifen, noch eine nachdrückliche Aufforderung durch die politischen Verhältnisse, welche für Schweden aus dem bisherigen Verlaufe des Dreißigjährigen Kriegs erwachsen waren. Dies ist der Standpunkt, den auch Häusser in dem betreffenden Abschnitte seines Werks einnimmt; nachdrücklich hebt er es hervor, daß in Gustav Adolf noch jener frische, ungebrochene jugendliche Geist der ersten Zeit der Reformation lebendig gewesen ist, der Männer wie Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen ausgezeichnet hatte; er bezeichnet den großen Schwedenkönig geradezu als den einzigen Fürsten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von dem man sagen könne, daß er erfüllt gewesen von protestantischem Glaubenseifer, von religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für das wahrhaft Große seiner Sache; ein religiöses Moment, das Häusser auch in seiner Wichtigkeit für die Heeresordnung Gustav Adolfs zeigt, insofern auch die schwedischen Truppen, von wirklich kirchlicher Begeisterung erfüllt, mit dem Bewußtsein, für das Evangelium zu streiten, ins Feld zogen. Diese Seite in der großartigen Erscheinung des königlichen Glaubenshelden wird von Droysen völlig verkannt, er sieht keine andern als rein politische Motive in der Wirksamkeit Gustav Adolfs sich entscheidend bethätigen. Aber innerhalb der Grenzen, die er, von einseitiger Auffassung ausgehend und das psychologische Moment irrig ganz wegschiebend, sich gezogen hat, löst Droysen die Aufgabe, die er sich gestellt, in der dankenswertheften Weise. In die Vergangenheit Schwedens zurückgreifend, sucht er bereits in den Zeiten Gustav Wasas die Anfänge der politischen Bestrebungen nachzuweisen, welche die unerlässliche Voraussetzung und die natürliche Vorbereitung enthielten für die Pläne, die Gustav Adolf zu verwirklichen bemüht war; namentlich der Gegensatz zu Polen, das König Sigismund zusammen mit Schweden zu beherrschen gedacht hatte, so daß dadurch zugleich die Reformation in Schweden durch den Katholicismus der Dynastie und ihres polnischen Hofes gefährdet wurde, kommt hier als besonders wichtig in Betracht. Für die Politik, welche dann Gustav Adolf selbst mit wahrhaft staatsmännischem Genie und nicht irrezuleitender Consequenz verfolgte, war die Begründung der schwedischen Herrschaft über das Ostseegebiet der erste leitende Gedanke und das zunächst zu erreichende Ziel. Die einzelnen Stadien der höchst merkwürdigen diplomatischen und zeitweise auch kriegerischen Action werden von Droysen mit eingehender Genauigkeit verfolgt, vielleicht mit allzu großer Genauigkeit stellenweise für denjenigen, der mehr die großen und wirklich bedeutenden Momente zu betrachten liebt, als sich in die gewundenen Irrgänge einer zur Meisterschaft entwickelten Diplomatie zu verlieren. In früherer Zeit sind es die Be-

ziehungen Schwedens zu Dänemark und Rußland, in denen die Politik Gustav Adolfs zumiß kenntlich wird; der Ausbruch des böhmischen Kriegs, der sich bald zu einer europäischen Frage erweiterte, gab auch der schwedischen Politik einen größern Kreis der Thätigkeit: der Gegensatz zwischen katholischen und protestantischen Mächten, vor allem der Gegensatz zwischen der habsburgischen Macht und den naturgemäß aufeinander angewiesenen Gegnern derselben wird das treibende und bewegende Moment in der Zukunft: ebenso gut in dem Kriege, den er in Preußen gegen Polen führte, wie später in Stralsund, mit dessen Unterwerfung Waldstein die Begründung der habsburgischen Ostseeherrschaft zu sichern hoffte, hat Gustav Adolf diese ihm wie allen protestantischen Staaten gleichmäßig gefährliche Macht bekämpft. Der entscheidende Wendepunkt aber trat erst ein, als Frankreich, dem deutschen Kriege bisher ferner stehend, die Leitung und Organisation der vereinigt dastehenden habsburgfeindlichen Mächte versuchte; damit erst wurde der Boden bereitet, auf dem die Politik Gustav Adolfs sich zu ihrer welthistorischen Bedeutung entwickeln konnte. Bis zu diesem Moment, dem Lübecker Frieden 1629, führt der vorliegende erste Band des Drohsen'schen Werks die Darstellung dieser merkwürdigen, mit solcher Schärfe noch nicht klar gelegten Verhältnisse; hoffen wir, daß der zweite Band der noch größern Aufgabe, welche es da zu lösen gilt, in ähnlicher Weise gerecht werde.

Wie in Gustav Adolf Drohsen den Helben der großen europäischen Verwickelungen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Gegenwart wieder nahe zu rücken und zu genauerm Verständniß zu bringen versucht hat, so ist auch zur Geschichte des großen Herrschers, der auf der Höhe des 18. Jahrhunderts steht, in neuester Zeit ein höchst werthvoller Beitrag geliefert. Arnold Schäfer, der berühmte Verfasser des Werks über „Demosthenes und seine Zeit“, ist mit dem ersten Bande einer auf umfassenden archivalischen Forschungen und einer kritischen Sichtung des bisher bekanntesten Materials beruhenden „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ in die Oeffentlichkeit getreten. Obgleich auch dieses Buch stellenweise sehr befaßt ist mit den formellen Mängeln, die von der bei den deutschen Gelehrten nun einmal überwiegenden Forschung untrennbar zu sein scheinen, so wird es doch um des Stoffes willen und wegen der werthvollen Bereicherung, die unsere Kenntniß Friedrich's des Großen dadurch erfährt, weit über die Kreise der Männer von Fach hinaus wirken und zu einer richtigern Beurtheilung der preussischen Politik, des Berufes Preußens in jener Zeit ebenso wie in der Gegenwart Bedeutendes beitragen. Durch die ihm erschlossenen archivalischen Quellen ist Schäfer in den Stand gesetzt worden, die diplomatische Action, die dem Kriege vorausging und durch welche eine bis auf den heutigen Tag folgenreiche Umgestaltung der gesammten europäischen Politik herbeigeführt wurde, in vielen Partien weit genauer und klarer darzulegen, als sie bisher bekannt gewesen war. Diese Aufgabe ist in dem vorliegenden ersten Bande gelöst; von der eigentlichen Kriegsgeschichte enthält derselbe nur das erste Jahr (1756); der Fortsetzung dieses in mehr als einer Hinsicht zeitgemäßen Werks sehen wir wie alle Freunde der vaterländischen Geschichte mit der größten Erwartung entgegen.

Das Schäfer'sche Werk darf ohne Frage zeitgemäß genannt werden, obgleich der Verfasser der so nahe liegenden Versuchung zur Parallelisirung der von ihm erzählten Ereignisse mit denen der jüngsten Vergangenheit völlig widerstanden hat; hat man insolge des Jahres 1866 und der in demselben neu aufgeregten politischen Ideen doch überhaupt eine Art von Revision des preussisch-österreichischen Processes wenigstens in seinen Hauptpunkten begonnen. Selbst zur wissenschaftlichen Fehde hat dies Bemühen hier und da geführt. Nachdem nämlich in dem Buche von H. Hüffer: „Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der Französischen Revolution: Oesterreich und Preußen gegenüber der Französischen Revolution bis zum Abschluß des Friedens von Campo-Formio“ (Bd. 1, Bonn, Marcus, 1868), auf Grund der aus der Benutzung der Archive zu Wien, Paris und Berlin gewonnenen Resul-

tate eine Art von Rettung der österreichischen Politik versucht worden ist, hat F. von Sybel, gegen dessen bis dahin als richtig anerkannte Auffassung gerade dieser verwickelten Fragen Hüffer sich besonders gewandt hatte, die Stimme zur Vertheidigung der in seiner „Geschichte der Französischen Revolution“ niedergelegten Ansichten erhoben und wie immer seine Sache ebenso glänzend und schlagfertig wie erfolgreich und glücklich geführt. In einem besondern Ergänzungshefte zu seinem großen Werke hat er für alle, die sich belehren lassen wollen, in völlig überzeugender Weise dargethan, daß die Hüffer'sche Auffassung von tendenziösen Vorurtheilen und einer oft den Quellen Gewalt anthwendenden Benutzung der zum Theil auch von Sybel benutzten Materialien ausgeht und unhaltbar ist trotz des Beifalls, den sie in den großdeutschen und den katholisirenden Kreisen gefunden hat.

Wollten wir versuchen, eine auch nur einigermaßen vollständige Uebersicht über die Neuigkeiten der historischen Literatur zu geben, es würde schwer sein zum Abschluß zu kommen, so massenhaft ist die Production in diesem Gebiete nachgerade geworden. Von wissenschaftlichem, von literarischem Werthe ist nur wenig; vielfach dagegen sehen wir die Geschichte herabgewürdigt zur Dienerin anderer Interessen, sehen wir sie in tendenziöser Weise zurechtgemacht und zugeschnitten, damit ja das aus ihr erhelle, was nach dem jedesmaligen Parteistandpunkte der Schreibenden aus ihr erhellen soll. Die entgegengesetztesten Richtungen finden wir in dieser Art historischer Literatur vertreten: während von der einen Seite ein Buch erscheint, wie das von Chr. Hoffmann: „Fortschritt und Rückschritt in den zwei letzten Jahrhunderten geschichtlich nachgewiesen“ (3 Bde., Stuttgart, Steinkopf, 1868), worin der große Gang der historischen Entwicklung gemessen wird mit dem kleinen Maßstabe orthodoxer Kirchlichkeit und spießbürgerlicher Moral, sucht Joh. Scherr, satirisch und einschneidend scharf wie immer, aber auch wenig historisch wie so häufig, in dem Buche „Von 1848—51. Eine Komödie in der Weltgeschichte“ (Leipzig, D. Wigand, 1866) die jüngste Zeit vom Standpunkte des Radicalismus darzustellen. Solche Leistungen, so sehr sie nach verschiedenen Seiten hin als charakteristisch für die ganze Zeit gelten müssen, gehören doch nicht in das Gebiet der wirklich historischen Literatur, sind Parasiten derselben, die nur immer von neuem erkennen lassen, woran es unserer deutschen Geschichtschreibung noch zumeist fehlt.

Zum Schluß jedoch sei hier noch eines Werkes gedacht, das zwar nicht eigentlich auf dem Boden der historischen Literatur Deutschlands erwachsen, doch in jeder Hinsicht als ein deutsches bezeichnet, und um so freudiger begrüßt werden muß, als es eine Gabe ist von jenseit des Oceans, von gleichem Werth und Interesse für die zu beiden Seiten desselben in der alten Heimat und in Amerika wohnenden Deutschen. Friedrich Kapp, einer der edelsten Vertreter des Deuththums jenseit des Oceans, hat in unermüdblicher Thätigkeit, trotz seiner vielfachen Beschäftigung als einer der angesehensten Rechtsanwälte Newyorks, seinen frühern Werken aus der deutsch-amerikanischen Geschichte ein neues, von allen das bedeutendste, folgen lassen, indem er uns mit einer „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika“ (Leipzig, Quandt u. Händel, 1868) beschenkt hat. Der erste Band dieses umfassend angelegten Werks führt die Geschichte der Deutschen im Staate Newyork bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts und gewährt eine Menge der werthvollsten und hier und da auch der überraschendsten Aufschlüsse. Auf den gewissenhaftesten archivalischen Forschungen beruhend erschließt uns dieses Werk einen Blick in Verhältnisse, die bisher kaum oberflächlich bekannt, doch für die Deutschen insgesammt von der höchsten Bedeutung sind und ein Stück glänzenden nationalen Ruhmes zugleich mit mancher düstern Partie enthalten.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhaus. — Druck und Verlag von F. W. Brodhaus in Leipzig.

Im Commissionsverlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben:

Ungarische Revue.

1869.

Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner redigirt von

Dr. Mansvet Riedl,

königl. ungarischem Universitätsprofessor, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften u. s. w.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Den Verhältnissen Ungarns ist in der Gegenwart die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewendet; es wird daher dieses von den ersten Gelehrten Ungarns hervorgerufene und unterstützte Unternehmen die lebhafteste Theilnahme erregen. Die ernst wissenschaftliche Richtung der „Ungarischen Revue“ erhellt aus nachstehender kurzer Inhaltsangabe dieses ersten Jahrgangs: Geologie Ungarns in allgemeinen Umrissen, von **M. v. Hantken**. — Uebersichtliche Flora der unter der ungarischen Krone vereinigten Länder, von **F. Hazslinsky**. — Aus den charakteristischen Angaben zur Fauna Ungarns, nach **E. Frivaldszky**. — Ungarns politisch-ökonomische Verhältnisse, von **L. Kubinyi**. — Die neuesten archäologischen Entdeckungen in Ungarn, von **E. Henszlmann**. — Wissenschaftliche Institute in Ungarn, von **L. Kubinyi**. — Galerie der neuern ungarischen Gelehrten. **I. Julius Schwarcz**.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien der fünfte Band des Werks:

Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk aus dem «Neuen Pitaval».

Umgearbeitet und herausgegeben von **Anton Volkert**.

Jeder Band (ungefähr 20 Bogen Octav) 15 Ngr.

Inhalt des fünften Bandes: Cagliostro. (1775–91.) — Die Pulververschwörung. (London 1605–6.) — Ein englisches und ein nordamerikanisches Kriegsgericht. 1) Admiral Bng. (1756–57.) 2) Der Major John Andr. (1780.) — Die Ermordung Winkelmann's. (Eriest 1768.) — Die Ermordung des Malers Gerhard von Kugelgen. (Dresden 1820.) — Nickel List und seine Gesellen. (1698–1700.) — Die Goldprinzessin. (Berlin 1836.) — Cartouche. (Paris 1721.)

Durch seinen spannenden Inhalt und außerordentlich wohlfeilen Preis empfiehlt sich dieses rasch beliebte gewordene Volksbuch den weitesten Kreisen zum Privatbesitz.

Die erschienenen Bände sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorrätbig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Fortdauer nach dem Tode.

Von **Melchior Meyr**.

8. Geh. 20 Ngr.

Diese Schrift untersucht und charakterisirt das Wesen des menschlichen Geistes in Bekämpfung einseitig materialistischer Lehren und gibt eine Beweisführung, die sich auf allgemeine Gesetze der Natur und Lebensentwicklung und die nachgewiesenen Endzwecke der Schöpfung gründet. Die in allen Theilen klare Darstellung, indem sie jeder Parteilichkeit den Krieg macht und den Blick immer wieder aufs Ganze richtet, bringt über die Fortdauer nach dem Tode wesentlich neue Gesichtspunkte.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Erzählungen aus dem Nies. Zweite Auflage. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.
Geb. 6 Thlr. 15 Ngr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Zweite Auflage.
Bermehrt mit einem Gespräch über die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.
8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Das Staats-Recht der Preussischen Monarchie.

Von **Dr. Ludwig von Köne,**

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D. und Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Dritte Lieferung.

(Schluß der ersten Abtheilung des ersten Bandes.)

Die dritte Auflage des berühmten Werks erscheint auf vielseitig ausgesprochenen Wunsch in Lieferungen, um die Anschaffung durch allmählichen Bezug zu erleichtern. Das ganze Werk wird aus 12—16 Lieferungen bestehen. Jede Lieferung von ungefähr 10 Bogen Lexilong octav kostet im Subscriptionspreise 20 Ngr.

In allen Buchhandlungen ist das Erschienene vorrätzig und werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen. Ein Prospect ist daselbst gratis zu haben.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

König Lear.

Uebersetzt von **Georg Herwegh.**

König Heinrich der Achte.

Uebersetzt von **Otto Gildemeister.**

Diese beiden Stücke bilden das 20. und 21. Bändchen von:

William Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von **Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a.** Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von **Nicolas Delius.** Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

Das 1.—19. Bändchen enthalten:

Othello. Uebersetzt von **Friedrich Bodenstedt.**

König Johann. Uebersetzt von **Otto Gildemeister.**

Antonius und Cleopatra. Uebersetzt von **Paul Heyse.**

Die lustigen Weiber von Windsor. Uebersetzt von **Hermann Kurz.**

Viel Lärmen um Nichts. Uebersetzt von **Adolf Wilbrandt.**

König Richard der Zweite. Uebersetzt von **Otto Gildemeister.**

Macbeth. Uebersetzt von **Friedrich Bodenstedt.**

König Heinrich der Vierte. Zwei Theile. Uebersetzt von **Otto Gildemeister.**

Romeo und Julia. Uebersetzt von **Friedrich Bodenstedt.**

Coriolanus. Uebersetzt von **Adolf Wilbrandt.**

Simon von Athen. Uebersetzt von **Paul Heyse.**

König Heinrich der Fünfte. Uebersetzt von **Otto Gildemeister.**

Der Kaufmann von Venedig. Uebersetzt von **Friedrich Bodenstedt.**

König Heinrich der Sechste. Drei Theile. Uebersetzt von **Otto Gildemeister.**

Ein Sommernachtstraum. Uebersetzt von **Friedrich Bodenstedt.**

König Richard der Dritte. Uebersetzt von **Otto Gildemeister.**

Jedes Bändchen gebietet 5 Ngr., cartonnirt 7½ Ngr.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfnis empfunden, da die Schlegel-Liedtsche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersehten Stücken beizumessen, doch dem Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen haben — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlags- handlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen gebietet nur 5 Ngr., cartonnirt 7½ Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorrätzig.

Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Achtzehntes Heft. (15. September 1869.)

Inhalt.	Seite
Hector Berlioz	401
Der Krieg gegen Paraguay. Vierter Artikel. Von Humaitá	416
Eine neue Philosophie. Von Rudolf Gottschall	437
Julius Hermann von Kirchmann, preussischer Abgeordneter	461
Chronik der Gegenwart:	
Musikalische Revue: Richard Wagner's „Meistersinger von Nürnberg“ und „Rheingold“. — Neue Compositionen von Franz Liszt. — Musikalische Schriften. — Conservatorien der Musik	473



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und **Julius Tittmann**.

Erster Band.

Martin Opitz, Ausgewählte Dichtungen.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Den mit so allseitigem Beifall aufgenommenen drei Sammlungen: „Deutsche Classiker des Mittelalters“, „Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts“, und „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“ schließt sich die hiermit beginnende neue Sammlung als Mittelglied an.

Der Eröffnungsband enthält die besten lyrischen und didaktischen Dichtungen des berühmten Schlesiens **Martin Opitz**, der bekanntlich an der Spitze der neuen Richtung steht, welche die deutsche Dichtung seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einschlug. Von dem Herausgeber, **Julius Tittmann**, wurde eine aus den Quellen geschöpfte eingehende Darstellung der theoretischen und productiven Thätigkeit des Dichters vorausgeschickt, sowie der Text mit Wort-erklärungen und Angabe der abweichenden Lesarten versehen.

Ein Prospect über die neue Sammlung ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von
Prof. Dr. **G. B. Mendelssohn**.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Sieben Bände in acht Theilen. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Diese vollständig vorliegende Ausgabe enthält die sämmtlichen Werke **Mendelssohn's**, herausgegeben von seinem Enkel, und empfiehlt sich sowohl durch die Correctheit der Texte als durch den billigen Preis von je 20 Ngr. für einen starken Octavband. Dem ersten Bande ist **Mendelssohn's** Bildniß und Facsimile beigelegt.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Des Landgrafen Ludwig's des Frommen Kreuzfahrt.

Heldengedicht der Belagerung von Akkon am Ende des
zwölften Jahrhunderts.

Aus der einzigen Handschrift durch

F. H. von der Hagen.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses altdeutsche Gedicht, das einzige, welches dem Sagenkreise der **Kreuzzüge** angehört, erscheint hier zum ersten male in einem vollständigen Abdruck, durch den verdienstvollen Herausgeber mit Anmerkungen zur Kritik des Textes, einem sorgfältigen Namenregister und ausführlicher Einleitung versehen.

Hector Berlioz.

Am 13. März 1869 wurde in Paris ein Tondichter zu Grabe getragen, der das freilich in der Musik nicht ungewöhnliche Schicksal hatte, viel genannt, aber wenig gekannt zu sein. Weder in seiner Heimat, noch in Deutschland, noch irgendwo steht ein Werk von ihm auf dem Repertoire der großen Concertinstitute oder der Theater; höchstens daß ein Orchester zweiten Ranges hin und wieder auf besondere Veranlassung etwas von ihm aufführt. Erst im letzten Decennium wurde von den Anhängern der Liszt'schen Richtung der Name Berlioz auf den Schild erhoben, weil man ihn als Beweis für die alleinseigmachende Kraft der Programmusik ins Feld zu führen dachte, trotzdem Richard Wagner sich früher über Berlioz und „seine Maschinen“ lustig gemacht hatte. Man muß diesen Bestrebungen das Verdienst zugestehen, manches von Berlioz zu Gehör gebracht zu haben; denn was will ein Componist bedeuten, dessen Werke nirgends zur Kenntniß gelangen, dessen Partituren der Welt ein verschlossenes Geheimniß bleiben? Berlioz soll auf die Frage, warum er so wenig componire, geantwortet haben: „Weil ich arm bin.“ Darin liegt eine wichtige Wahrheit. Welche bei weitem größere Schwierigkeiten hat der Componist im Vergleich zum Maler und Bildhauer zu überwinden, die für ihre Werke wenigstens in den Ausstellungen eine Stätte finden. Wie wenigen ist es gegeben, die Kosten eines Concerts zu bestreiten, und was hilft es, wenn ein Werk nicht wiederholt zur Aufführung gebracht wird, sondern mit dem letzten Klange auch der Vergessenheit überliefert ist, ohne daß es dem Hörer möglich gemacht worden, sich in das Verständnis desselben hineinzuleben?

Die Lebenskraft vergeblich aufgewandt haben, so viele Stunden fortreizender Erregung, den ganzen Strom der Gefühle auf sich haben einwirken lassen, um ihre Reflexe zur Ausströmung zu gestalten, und das alles, um von niemand vernommen zu werden, um vergessen zu bleiben! Da der Mangel an Aufführungen auch den Absatz der Werke behindert, so genießen Berlioz' Schöpfungen äußerst weniger Verbreitung, und so wandelte er eigentlich schon bei seinem Leben als ein musikalisch Todter umher. Während bei des Operncomponisten Rossini Tod Concertinstitute, welche die Fahne der Classicität ausstrecken, Aufführungen seiner Werke veranstalteten, ging Berlioz' Abscheiden spurlos an ihnen vorüber. Niemand dachte daran, ihm ein Andenken zu weihen. Wird je eine Wiederauferstehung des vergessenen Tondichters stattfinden, oder wird sein Name nur noch in der musikalischen Literatur mühsam sich hinschleppen? Ist es Voreingenommenheit, Coteriewesen, wie ja in so vielen Fällen, was seine Werke von den immer in einem Kreise sich bewegenden Repertoiren ausschließt, oder liegt der Grund in ihren Eigenschaften selbst? Hatte er sich über die Fassungsfähigkeit seiner Zeitgenossen zu weit erhoben und hat er erst auf späteres Verständnis zu rechnen, oder schritt er auf Pfaden einher, die ihn weit abführten von dem, was sich im Geiste der Menschen als Norm des in der Tonkunst zu Erstrebenden festgesetzt hat?

Es ist eine eigenthümliche Aufgabe für den Beurtheiler, einem Tonsetzer gerecht zu werden, welchen die einen in den Himmel erheben, während ihm die andern als unberu-

fenem Einbringling in den Kunsttempel die Thür weisen. Mehr fast als in jeder andern Kunst ist es die Musik, wo die Coterien ihr Unwesen treiben und die öffentliche Meinung beeinflussen. Was sich von ihnen fern hält, wird begeistert und, wenn möglich, todtzuschweigen gesucht. Auf wen soll sich aber der Künstler, welcher nur dem Ideal in seiner Brust folgt, stützen? Etwa auf jenes gepuzte Publikum, das sich in den Concertsälen einzufinden pflegt, und dem auch beim besten Willen beim raschen Verrauschen der Töne das Verständniß entgehen müßte?

Da liegen sie vor mir, diese vergessenen Partituren mit ihrem geheimnißvollen Inhalt; die Arbeitsfrucht vieler Jahre, eines ganzen Menschenlebens. Erinnerungen an längstverschwundene Zeiten tauchen in mir auf, wie ich sie öffne. Ich sehe ihn vor mir, den leidenschaftlichen Künstler, im manneskräftigsten Alter, wie er an der Spitze des Orchesters die Werke seiner Jugend zur Ausführung bringt. Was hatte die deutsche Journalistik nicht des Ungeheuerlichen von seiner Musik zu berichten gehabt, und wie gab sich alles so klar, so leicht verständlich! Wo sind aber die Gestalten hin, welche die Staffage zu dem damaligen Bilde ausmachten? Verschwunden im Strome der Zeiten. Ein anderes mal, viele Jahre später, erblickte ich ihn wieder an derselben Stätte. Sein Haar war ergraut, die Musiken, von denen eine heiße Künstlerseele voll zu sein pflegt, waren gewiß von ihm gewichen. Er hatte seiner Musik keine bleibende Stätte erringen können; sie erschien und verschwand mit ihm. Es waren andere Werke, die er zur Ausführung brachte; im Wesen unterschieden sie sich aber wenig von den früher gehörten; und hierin liegt etwas für Berlioz Charakteristisches. Während andere Componisten von Bedeutung eine Reihe von Entwicklungsstufen aufweisen, ist davon bei ihm keine Spur zu finden. Wie er sich in seinen ersten Werken zeigt, so ist er auch später geblieben. Berlioz ist durch und durch Franzose. Auch seine wärmsten Stimmungen nehmen eine Sprache an, die unsere Empfindungen oft nicht in gleiche Höhe mit hinaufzuziehen vermag. Und doch war es Deutschland, wohin er am öftersten seine Schritte lenkte, um seine Schöpfungen der Oeffentlichkeit vorzuführen, das er sich am sympathischsten glaubte, während seine Landsleute, für die er doch eigentlich schrieb, sich von ihm abwandten.

Wir werden im Verlaufe unserer Betrachtung ersehen, daß viele Umstände zusammentrafen, um Berlioz' Musik an der Einbürgerung in Deutschland und Frankreich zu verhindern. Von dem an conventionelle Musik gewöhnten England und dem mit Säßigkeiten verwöhnten Italien konnte überhaupt nicht die Rede sein. Ein Componist, der, von seiner innern Natur getrieben, so abweichend von allen bisher geltenden Principien auftritt, und dem weder die Hülfsmittel der Protection noch des Reichthums zur Seite stehen, ist immer in einer schlimmen Lage. Ueber welche Mittel gebietet er, um sich vernehmlich zu machen? Ueber keine. Den Leitern musikalischer Aufführungen liegt nichts ferner als der Grundsatz: alles Bedeutende zur Aufführung zu bringen. Schon vor Mühe, Rivalität, handwerksmäßiger Musikkultus, das sind die oft unbezwinglichen Schranken, welche jedem neuen originalen Streben sich entgegenstemmen, und vollständig geeignet sind, auch ein großes Talent in der Entwicklung zu hemmen. Zu den Hindernissen, welche die Verhältnisse Berlioz bereiteten, traten diejenigen hinzu, welche in der Beschaffenheit seiner Werke selbst liegen.

Berlioz, obgleich, wie wir später sehen werden, aus innerer Neigung und nach ständhafter Ueberwindung zahlreicher äußerlicher Schwierigkeiten der Musik sich widmend, war doch kein Musiker von innen heraus nach unserm deutschen Begriff, keins jener lebendigen Instrumente, denen unaufhörlich der Melodiestrom entquillt. Seine Erfindung lehnt sich stets an eine Situation, oft von äußerlich gegebenen Momenten an. Die Musik ist für ihn bloß Illustration eines Gedankens. Dadurch mußte er in eine Zwitterstellung gerathen und seine Weltung eine höchst beschränkte bleiben. Es war nöthig, an ihn einen

ganz besondern Maßstab anzulegen und von vornherein jeden Vergleich mit den Schöpfungen deutscher Symphonisten auszuschließen. Ein Blick auf das Verzeichniß seiner Werke genügt schon, um darzutun, daß wir es mit einem ganz besonders gearteten Tonsetzer zu thun haben. Auf ungefähr 30 beläuft sich die Anzahl seiner Schöpfungen. Nichts von jener langen Reihe von Kammermusiken, wie man sie bei deutschen Tonsetzern gewohnt ist. Keine Sonaten, keine Quartette und wie alle jene Formen heißen, in denen die freie Schaffungskraft seelenvolle Bilder aus dem Tonmaterial zu gestalten liebt. Berlioz fehlte die rein musikalische Initiative gänzlich; darum brauchte er auch das volle Orchester, um sich vernehmlich zu machen. Die Beschränkung seines Compositionstalentes auf illustrirende Musik wirft auch ihren Schatten auf seine Melodieerfindung, die ihre französische Herkunft nicht verleugnen kann. Seinen Melodien fehlt eine gewisse Tiefe und Innerlichkeit; manchmal haftet ihnen, und gerade solchen, welche in einem Werke die entscheidende Hauptrolle spielen und oft wiederkehren, wie z. B. in der „Phantastischen“ und „Harold-Symphonie“, eine Platttheit an, welche Kunde davon gibt, daß das Vermögen nicht ganz den Willen erreichte. Ueberhaupt ermangelt seine Melodieerfindung vielfach der Eindringlichkeit. Trotzdem zeigen seine Schöpfungen, auch da, wo sie sich an den äußersten Grenzen der Kunst bewegen, die Spuren eines ungewöhnlichen und energischen Geistes, der mit der Mittelmäßigkeit der Schablonenmusiker nichts gemein hat. Durch und durch originell, zeigt er nie einen Anflug, eine Erinnerung an andere Componisten. Struktur und Inhalt seiner Werke sind ganz sein eigen, und der Effect, welchen er erreichen will, den erreicht er auch mit zündender Gewalt, den Hörer, selbst den widerstrebenden, mit sich fortreisend. Wenn daher seine Wirksamkeit auch keine nachhaltige war, eins ist es, was auch bei seinem Streben Ungeneigteste ihm zugestehen muß: das Blut, welches in seinen Werken quillt, kommt aus dem eigenen Herzen.

Berlioz gilt in der Instrumentation als Meister und Erfinder vieler neuer Effecte. Zu großen Werth legen wir darauf nicht. Jeder originale Componist hat darin Leistungen aufzuweisen, und als ein Vorzug erscheint es uns, wenn denselben eine gewisse Natürlichkeit anhaftet, welche Inhalt und Ausdruck des Gedankens sich denken läßt. Für uns hat die Berlioz'sche Instrumentation zuweilen zu viel des Materiellen, dem feinem Gefühl Widerstrebenden, paßt aber zu seiner dem Idealen abgewandten Tendenz. Ob die Höhe, von der seine Harmonik zuweilen strotzt, aus derselben Quelle fließt? Für uns gilt noch das abfällige Urtheil, welches vor 25 Jahren ein später berühmter deutscher Tonsetzer in dieser Hinsicht über Berlioz fällte, als auf Wahrheit beruhend. Das Ohr muß sich bei ihm, wenigstens in seinen frühern Werken, auf das Aergste gefaßt machen, und von den schlimmsten Duerständen, von den widerstrebendsten Harmonienfolgen könnte man ein ganzes pathologisches Museum anlegen. Es scheint ihm manchmal fast ein Vergnügen zu machen, dem Ohr eine Sottise zu bieten, für die man vergeblich nach einer psychischen Motivierung suchen würde. Freilich gehört kein großer Muth dazu, der Polizei der Kritik in solchen Dingen ein Schnippchen zu schlagen; der Matel bleibt aber doch an den Werken haften.

Ogleich dem dem Künstler eingepflanzten Keim der Begabung kein äußerliches Ereigniß umzuformen vermag, so bildet doch das Leben vielfach den Commentar zu seinen Schöpfungen. Bei denen vor Berlioz allerdings, der kein Instrumentalcomponist im deutschen Sinne war, läßt sich ein derartiger Zusammenhang nicht nachweisen. Ein kurzer biographischer Abriss wird indeß doch immer die passende, vielleicht sogar unentbehrliche Einleitung zur Charakteristik seines tonkünstlerischen Wirkens bilden.

Sector Berlioz wurde am 11. Dec. 1803 in Côté Saint-André, Departement der Nièvre, geboren. Sein Vater, welcher Arzt war, wollte, daß der Sohn dieselbe Laufbahn

ergreife, und schickte ihn nach Paris; indeß der Trieb zur Musik machte ihn dem medicinischen Studien bald abwendig, zur großen Unzufriedenheit seines Vaters, der ihm alle Unterstützung entzog. Berlioz ließ sich dadurch nicht abschrecken, nach Erreichung seines vorgesezten Ziels zu streben. Mittels Privatunterrichts erwarb er sich so viel, um sein Leben in einer Dachstube fristen zu können. Diese Beharrlichkeit bezwang den Widerwillen des Vaters gegen das Musiktreiben des jungen Berlioz insoweit, daß er ihn als Schüler in das Conservatorium treten ließ. Doch war die Zeit der Entbehrung damit noch lange nicht beendet. Um den dringendsten Lebensbedürfnissen zu genügen, wurde Berlioz Chorist an einem kleinen Theater und ertheilte Unterricht. Jahrelang mußte er diese kümmerliche Existenz führen und sich mit den Illusionen nähren, welche jedem aufstrebenden Künstler die Jugendjahre erhellen.

Man befand sich damals in jener fieberhaften Epoche, welche der Revolution von 1830 vorherging. Ein Hauch geistiger Neuerung wehte überall. Die dramatische Welt war durch den Streit der Classiker und Romantiker in zwei Lager getheilt. Delacroix, dem Bannfluch der David'schen Schule trogend, führte in die Malerei ganz neue Kühnheiten des Colorits und der Bewegung ein. Wie hätte ein feuriger Geist wie der Berlioz' dem allgemeinen Zuge zu widerstehen vermocht? Sein erster musikalischer Versuch bestand in einer Messe, welche in zwei Kirchen aufgeführt und von Spielern und Hörern für unverständlich erklärt wurde. Darauf entstanden verschiedene Ouverturen und die „Phantastische Symphonie“ (1828). Endlich leuchtete ihm ein Sonnenstrahl des Glücks. Als ehemaliger Schüler des Conservatoriums errang er im Jahre 1830 mit seiner Cantate „Sardanapal“ den großen Preis des Instituts, welches in einem Reisestipendium auf drei Jahre nach Italien bestand. Indesß war der Aufenthalt daselbst nicht im Stande, auf Berlioz' musikalische Anschauungen irgendeinen Einfluß zu üben. Die sinnlichen Klänge neuitalienischer Kunst, welche so manchen schwächer gearteten Geistern gefährlich gewesen waren, prallten machtlos an dem Naturell des Componisten ab, und seine „Ouverture zu König Lear“ bewies, daß er aus Italien ebenso zurückkam, wie er hingegangen war. Mit Heftigkeit von der Kritik angegriffen, antwortete Berlioz seinen Gegnern damit, daß er selbst als Kritiker auftrat. Schon seit 1828 hatte er Aufsehen machende Artikel über die Beethoven'schen Symphonien veröffentlicht. Er wurde nach und nach Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften und endlich auch am „Journal des Débats“, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Seine Compositionen machten kein Glück. Namentlich mit dem im höchsten Ansehen stehenden Cherubini gab es arge Zusammenstöße. Letzterer verweigerte aus Widerwillen gegen Berlioz' Musik ihm sogar den Concertsaal des Conservatoriums zu einer Aufführung, und mußte erst durch die vorgesezte höhere Instanz dazu gezwungen werden.

Von seinen Werken führen wir außer der bereits genannten „Phantastischen Symphonie“ und der „Ouverture zu König Lear“ namentlich an: die „Harold-Symphonie“, das „Requiem“, „Die Kindheit Christi“ (heilige Triologie), „Ouverture zu Waverley“, zu den „Femrichtern“, zum „Römischen Carneval“ und zum „Korsaren“; „Romeo und Julia“, eine dramatische Symphonie mit Gesang, „Faust's Höllenfahrt“, Legende für Gesang und Orchester; drei Opern: „Benvenuto Cellini“, „Benedict und Beatrice“, „Die Trojaner“, ein Liedcum, eine Symphonie für Militärmusik; außerdem verschiedene kleinere Gesangswerte.

Im Jahre 1833 heirathete Berlioz die englische Schauspielerin Henriette Smithson, trotz des Widerstrebens der beiderseitigen Verwandten, welchem die precären Vermögensverhältnisse der beiden Liebenden zu Grunde liegen mochten. Berlioz besaß, als er heirathete, wie er selbst erzählt, nichts als 300 Frs., die er von einem Freunde sich geborgt hatte. Die Smithson hatte bei dem Theaterunternehmen mit einer englischen Truppe in

Paris alles eingebüßt, und um das Unglück vollzumachen, durch einen unglücklichen Fall das Bein gebrochen, sodasß sie in die Lage gerieth, ganz ihrer Kunst entfagen zu müssen. Die Ehe scheint keine besonders glückliche gewesen zu sein, sie dauerte acht Jahre, bis zum Tode seiner Frau. Sowenig es Berlioz gelang, mit seinen Compositionen äußerliche Erfolge zu erreichen, so konnte er sich doch rühmen, den allgemein als geizig verschrienen Paganini zu einer seltenen That der Freigebigkeit veranlaßt zu haben. Der italienische Geigenmeister war bei seiner Anwesenheit in Paris im Jahre 1838 von Berlioz' Compositionen dermaßen entusiastirt, daß er ihm 20000 Frs. schenkte; und wenn ihm auch seine Compositionen sonst keine pecuniären Vortheile abwarfen, so hatte er doch wenigstens die Genugthuung, sie sämmtlich gedruckt zu sehen, etwas, dessen sich deutsche Tonsetzer von Talent nicht immer rühmen können. Verschiedene Kunstreisen ins Ausland, die er unternahm, brachten zwar seinen Namen stets wieder in Erinnerung, verschafften indeß seinen Werken keinen dauernden Eingang. In Baden-Baden dirigirte er jährlich ein großes Festconcert. Der Tod seines Vaters verbesserte übrigens seine pecuniären Verhältnisse.

Nachdem er schon im Jahre 1839 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden war, wurde er 1856 Mitglied der Akademie und Bibliothekar am Conservatorium. Eine eigentliche musikalische Anstellung hatte Berlioz nie. Während der großen pariser Ausstellung im Jahre 1867 fungirte er auch als Preisrichter. Berlioz starb in Lebensjahren, in welchen er die vollen Gebrechen des Greisenalters noch nicht empfand. Seine Laufbahn als Componist war jedenfalls abgeschlossen. Die Schranken, welche seinem Talente gezogen waren, zu durchbrechen, war keine Zeit mehr; er hatte den Kreislauf erfüllt, welcher ihm vorgezeichnet worden, und, indem die Parze seinen Lebensfaden durchschneidet, vernichtete sie nicht einmal die Aussicht auf eine größere Anerkennung seiner Wirksamkeit. Die Urtheile seiner Landsleute zumal lauten nach seinem Tode durchaus nicht günstiger als vorher, und sein Name ist in der dortigen musikalischen Welt so gut wie verschollen. Berlioz hatte einen Sohn aus seiner ersten Ehe, welcher aber kurz vor ihm als Seeoffizier starb. Unser Tonbildner war ein Mann von classischer Bildung. Zu seinen Lieblingsautoren gehörten Shakspeare und Byron, welche seiner ins Ungeheuerliche schweifenden Phantasie am meisten zusagten und ihm auch zu Compositionen Veranlassung gaben. Unter den Componisten bevorzugte er Gluck, Beethoven, Weber, Spontini, die er auch in seinen schriftstellerischen Arbeiten feierte.

Versuchen wir jetzt die nähere Charakterisirung einiger seiner Hauptwerke, zunächst der beiden Symphonien, der „Phantastischen“ und der „Harold-Symphonie“. Die „Phantastische Symphonie“ fällt, wie bereits erwähnt, noch in die letzten Jahre des dritten Decenniums, also in die Zeit vor der Erlangung des italienischen Preises, obgleich sie unter seinen Werken mit Nr. 14 figurirt. Wir haben daher den frischen Berlioz vor uns, wie er, von den lebhaftesten Jugendidealen bestürmt, ihnen in seiner Musik Ausdruck zu geben versucht. Er selbst will in der Vorrede seine Symphonie als eine Art von Oper angesehen wissen, zu der sein Programm den erläuternden Text bildet.

Der erste Satz führt die Aufschrift: Träumerei — Leidenschaft. „Ein junger Musiker“, sagt das Programm, „erblickt zum ersten mal ein Weib, welches alle idealen Reize, die seine Phantasie träumt, besitzt, und wird davon hingerissen. Das geliebte Bild erscheint vor dem Geiste des Künstlers stets an ein musikalisches Motiv gebunden, das ihn ohne Unterlaß verfolgt. Deswegen taucht in allen Sätzen der Symphonie die Melodie, welche das erste Allegro beginnt, wieder auf. Der Uebergang von melancholischer Träumerei, unterbrochen von einigen gegenstandslosen freudigen Zwischenmomenten, zur wahnsinnigen Leidenschaft mit ihren Wuth-, Eifersuchts-, Zärtlichkeits-, Thränen- und religiösen Tröstungsscenen bildet den Inhalt des ersten Satzes.“

Das Orchester ist das gewöhnliche mit Zugabe der Cornets mit Pistons, welche Berlioz selbst in seiner Instrumentationslehre als unehle Instrumente bezeichnei. Das den ersten Satz einleitende Largo (Träumerei) in C-moll besteht eigentlich aus Variationen über ein Thema mit freien Zwischenspielen. Das Ganze durchweht eine schwüle Atmosphäre. Dem darauffolgenden leidenschaftlichen Allegro in C liegt eine leichtbeschwingte, ausgedehnte Melodie zu Grunde, welche sich allerdings durch einen gewissen französischen Zug kennzeichnet und der tiefen Innerlichkeit deutscher Ausdrucksweise entbehrt. Indes muß man nicht glauben, daß Berlioz bloß musikalische Bilder aneinanderreicht; die Behandlung der Motive der großen Melodie, welche in den verschiedensten Combinationen erscheint und mitten durch die mannichfachsten Hindernisse sich hindurchwindet, ist stets lebhaft und fesselnd. Gegen Ende des ersten Theils des Allegro, welcher wiederholt wird, taucht ein zweites Motiv auf, das im zweiten Theile seine Verwendung findet. Im Verlaufe dieses letztern erscheint noch ein Motiv, das aber wieder verschwindet, ohne zur weitern Geltung gekommen zu sein. Dieser zweite Theil ist vollständig abweichend von der üblichen Form und bringt keine Wiederholung des ersten Theils, sondern schließt verhallend mit einer religiösen Stelle.

Nach unserer Ansicht ist diejenige Formgestaltung am höchsten zu stellen, welche die großen Sätze nicht in zwei Theile zerklüftet, und auch die übliche Wiederholung des ersten Theils im zweiten, namentlich in leidenschaftlichen Sätzen, vermeidet. Freilich würde dazu eine bedeutend größere Anstrengung der Erfindungskraft gehören, und man müßte ganz andere Ansprüche an die Tonsetzer stellen, als die bisherige Praxis erheischt.

Der zweite Satz führt auf einen Ball. Unter Harfenklängen windet sich das walzermäßig gehaltene Thema durch alle Verschlingungen hindurch. Sinnig erscheint die Liebesmelodie in den hohen Blasinstrumenten, über der fortströmenden Bewegung des Tages schwebend. Später ertönt sie noch einmal in der Clarinette.

Der dritte Satz (Adagio): Ländliche Scene, drängt hinaus aus dem Menschengewühl in die freie Natur. Ein Kuhreigen ertönt zwischen englischem Horn und Oboe. Darauf singen Geige und Flöte eine Melodie, welche das Thema des Satzes bildet und im Verlauf desselben in den üblichen Unterstellungen erscheint. Die Liebesmelodie läßt sich in verschiedenen Combinationen dazwischen wieder vernehmen. „Zum Schluß“, sagt das Programm, „nimmt der eine Hirt seinen Kuhreigen wieder auf, der andere antwortet nicht. Entfernter Donner (zwei Paar Pauken mit vier Schläger lassen vollständige Harmonien leise ertönen). Einsamkeit. Stille.“ Der Gegensatz läßt nicht lange auf sich warten, sondern springt uns bereits im nächsten Satze: „Marsch zur Hinrichtung“, in schürffter Weise entgegen. „Nachdem der Künstler“, sagt das Programm, „die Gewissheit erlangt hat, daß seine Liebe verkannt worden, vergiftet er sich mit Opium. Die Dosis ist indes zu klein, und er verfällt in einen Schlaf, begleitet von den schrecklichsten Visionen. Er träumt, er habe die getödtet, welche er geliebt, er sei verurtheilt worden, zum Schaffot geführt und wohne seiner eigenen Hinrichtung bei. Am Ende des Marsches erscheinen die vier ersten Takte der Liebesmelodie unterbrochen durch den tödlichen Streich.“ Man kann sich denken, daß der Componist seine Instrumente nicht spart. Ophikleide, Becken, große Trommel müssen mithelfen, um „das dumpfe Geräusch schwerer Tritte“ und die „lärmenden Ausbrüche“ zu markiren. Das Stück ist wußt, aber interessant und von aufregendem Eindruck.

Das Hauptmotiv bildet ein fugirtes Thema mit Gegensatz. Dazwischen lassen die Blasinstrumente eine helle Marschmelodie ertönen. An einer Stelle mit größter Harmoniefolge steht sich der Componist zu der ausdrücklichen Bemerkung veranlaßt, daß dies nicht etwa ein Fehler, sondern Absicht sei. Doch mit der geträumten Hinrichtung sind die Visionen des Künstlers noch nicht zu Ende. Es kommt noch ein fünfter Satz

„Traum eines Hexensabbats“ betitelt. „Der Künstler erblickt sich in der Mitte einer schrecklichen Schar von Schatten, Hexen und Ungeheuern aller Art, welche zu seinem Leidenbegünstigt sich versammeln. Seltsamer Rärm, Seufzen, Lachen, fernes Geschrei, dem wieder anderes Geschrei zu antworten scheint. Die Liebesmelodie tritt wieder auf; aber sie hat ihren edeln und schüchternen Charakter verloren und ist zu einer unedeln, größten Tanzmelodie herabgesunken. Brüllen bei ihrer Ankunft. Sie mischt sich in die Orgie. Das Todtenglöckchen erschallt. Burleske Parodie des „Dies irae“ (katholischer Hymnus), Hexentanz. Beide zusammen.“

Der Satz zerfällt in mehrere Abtheilungen. In der ersten kommt das Hexenvoll zusammen; in der zweiten erscheint die arme gequälte Liebesmelodie in $\frac{3}{8}$ -Takt vertrillert und von Es-Clarinette und Piccoloflöte ins Gemeine herabgezogen. Der dritte bringt das Todtenglöckchen und die Parodie des „Dies irae“. Gegen Ende tritt der Hexentanz ein, welcher in der vierten Abtheilung als Doppelfuge sich einführt, und in der letzten Abtheilung erscheinen „Dies irae“ und Hexentanz übereinander. Der Satz bietet musikalische Interesse und ist effectvoll, obgleich eigentlich Diabolisches nicht darin liegt, da die Musik an sich dergleichen nicht zur Darstellung zu bringen vermag und der Phantasie des Hörers den Commentar überlassen muß. Profelyten für Berlioz'sche Anschauungsweise wird der Satz indeß unter deutschen Musikern wenig machen. Die Schilderung des Häßlichen überläßt die Tonkunst gern den plastischen Künsten; bei Aufgaben, wie sie Berlioz der Musik stellt, verliert sie auch den letzten Rest des idealen Wesens, das doch im Grunde ihre innerste Natur bildet. In letztem Sinne ist der einzig würdige Schluß eines ernsten und leidenschaftlichen Tongemäldes entweder ein resignirter oder ein tragischer; nie aber ein gemeiner wie hier. Gern möchten wir bei dieser so wenig würdigen Apotheose eines Künstlers auf die Jugend des Componisten Rücksicht nehmen, wenn nicht der Schluß der „Harold-Symphonie“ aufs deutlichste zeigte, daß Berlioz' Muse grundsätzlich vor nichts zurückschonte und selbst in den verrufensten Regionen noch eine Aufgabe für sich fand.

Programmufik! Was ist nicht darüber geschrieben und gestritten worden! Wo beginnt sie, wo hört sie auf? Beethoven hatte auch ein innerliches Programm bei der Composition seiner Symphonien; aber es war mehr Stimmungsprogramm. Tritt dies nun äußerlich zu Tage in Form einer kurzen Ueberschrift, und beschränkt sich dasselbe auf das, was die Musik wirklich auszudrücken vermag, auf innere Reflexe, so läßt sich nichts dagegen sagen. Wenn aber in neuester Zeit sogar „Wallenstein's Lager“ und dergleichen äußerliche Vorgänge zum Sujet von Symphonien gemacht worden sind, so beweist dies nur eine mangelhafte musikalische Begabung, der das spontane Schaffen versagt ist. Ja, wenn Form und Melodie bereits erschöpft wären, wenn nicht immer neue Quellen sich eröffneten, wenn nicht Unendliches in der Instrumentalmusik noch zu schaffen wäre, dann bliebe nichts übrig, als die Tonkunst ihrer selbständigen Geltung, ihrer Unabhängigkeit vom Wort zu entkleiden. So aber, da die Schranken für die freie musikalische Erfindung noch nicht gezogen, wird im allgemeinen immer diejenige Musik die Hauptrolle spielen, welche keiner langen Erklärung durch das Wort bedarf, sondern durch ihren innern Ausdruck deutlich genug spricht; diejenige Musik, welche zugleich sich fern hält von der Schablonenarbeit, die, ohne psychischen Gehalt, genug gethan zu haben glaubt, wenn sie ein Thema zu Tode heßt. Ist es doch dieser Mangel an psychischem Ausdrucksvermögen, diese Unfähigkeit, ein zusammenhängendes Ganzes zu schaffen, was eine Anzahl von Consekern veranlaßte, die weniger Ansprüche machende Form der Suite aus dem Grabe wieder herauszuholen, um sie an die Stelle der Symphonie zu setzen. Zwar wohnt den Tönen an sich schon für den Empfänglichen eine gewisse intensive Sprache inne, und auf der wie unbewußten Hingabe an dieselbe, auf der angeborenen

Herrschaft über sie beruht eben das musikalische Genie; aber ein über das Formale hinanreichendes Kunstwerk bedarf der Hinzufügung noch anderer Eigenschaften, die freilich in Berlioz' „Phantastischer Symphonie“ theilweise bereits als Caricatur erscheinen. Ein Verständniß zwischen Franzosen, welche zu jedem Instrumentalwerk ein erklärendes Programm verlangen, und Deutschen, abgesehen von solchen Deutschen, denen die freie musikalische Productionskraft abgeht, ist einmal unmöglich.

„Harold in Italien“ betitelt sich eine zweite Symphonie (Op. 16), welche aus dem Jahre 1834 stammt und offenbar der Lektüre Byron's ihr Entstehen verdankt. Wir haben hier eine Symphonie mit Hindernissen vor uns; nämlich mit einer obligaten Bratsche. Wir sagen Hinderniß, weil nicht klar wird, was die Bratsche eigentlich soll, da sie in den ersten drei Sätzen (in dem vierten erscheint sie blos sporadisch) in keinen entschiedenen physischen Gegensatz zu dem übrigen Orchester tritt. Denn daß sie sich mit einer gewissen, durch die ganze Symphonie hindurchgehenden Hauptmelodie beschäftigt, welche keineswegs den Charakter der Vereinsamung trägt, wie man annehmen könnte, während das Orchester die speciellen Satzthemen entwickelt, bildet noch keinen Gegensatz. So bleibt die Frage unbeantwortet, warum es dem Componisten solchertweise absichtlich den Fluß des Orchesters zu unterbrechen beliebt. Alles das, was die Solobratsche leistet, war auch auf andere Weise zu erzielen, wenn auch niemand leugnen kann, daß Berlioz namentlich im Pilgermarsch vortreffliche Effecte damit erzielte.

Das Orchester besteht außer den üblichen Instrumenten aus Piccoloflöte, Posaunen, Triangel, Harfe. So bekommt der Hörer das, was ihm der Dichtler bietet, wenigstens in reichverzierter EINFASSUNG vorgefetzt. Das den ersten Satz (Harold in den Bergen, Scenen der Melancholie, des Glücks und der Freude) einleitende Adagio beginnt ein rollendes Bassmotiv in Sechzehnthteilen, zu dem die Fagotte einen Gegensatz vernehmen lassen. Bald bildet sich über der fortrollenden Motivfigur der Bässe und dem Tremolo der Geigen u. s. w. in den Blasinstrumenten eine Art von Bergmelodie (in Moll) heraus, welche von der Solobratsche unter Harpeggien der Harfe in der Durtonart aufgegriffen und weiter geführt wird. („So leise wie möglich, fast nichts“, lautet die Vorschrift bei der Wiederholung.) Ein Theil der Instrumente folgt der Bratsche, die Melodie, welche, gerade wie die Liebesmelodie in der „Phantastischen Symphonie“, das Hauptmotiv des ganzen Werks bildet und in allen Sätzen auftaucht, kanonisch nachahmend. Leider ist diese Melodie (in Moll nimmt sie sich besser aus als in Dur) eine ziemlich gewöhnliche, und eigentlich nicht werth der hohen Rolle, welche der Dichtler ihr zuertheilt. Im Verlauf des darauffolgenden Allegro ($\frac{6}{8}$), welches im Charakter die vorgezeichnete G-dur-Tonart abspiegelt, kommt noch eine Art von Bergmelodie zum Vorschein, welche in Verbindung mit dem ziemlich anspruchslosen Hauptthema des Allegro zu mannichfachen Combinationen Veranlassung gibt.

Im Verlauf des zweiten Theils (denn auch in dieser Symphonie ist Berlioz so conservativ, die alte Sitte der Zweitheilung beizubehalten) erscheint gleichfalls wieder die Hauptmelodie aus der Introduction über dem Allegrothema schwebend. Der zweite Satz (Allegretto in E), „Zug der Pilger, das Abendgebet singend“ betitelt, ist sehr eigenthümlich. Nach einigen spannenden Accorden erklingt der Pilgermarsch in den Streichinstrumenten, stropfenweise unterbrochen durch gleichsam wie von den Bergen herübertönende Zwischenätze der Blasinstrumente. Bald tritt auch die Solobratsche wieder mit ihrer Hauptmelodie auf und übertönt die übrigen Streichinstrumente. Später, da, wo die Bratsche mit vollen Accorden eingreift, während der Bass in stereotypen Pizzicatogängen beharrt und Geigen und Bratschen mit Dämpfern einen religiösen Gesang anstimmen, schwebt dem Ohr etwas vor wie Orgellang. Der Satz, welcher ganz leise begonnen hatte, schwächt sich, nachdem die Stimmen darin gewissermaßen immer näher gekommen

und immer lauter geworden sind, allmählich bis zum Verlöbchen ab, stellt also ein großes Crescendo und Decrescendo dar.

Der dritte Satz: „Serenade eines Bergbewohners der Abbruzzen an seine Geliebte“ (natürlich Allegro- $\frac{3}{8}$ -Takt), läßt schon durch seine Tendenz keinerlei höhere Ansprüche aufkommen. Ueber dem Geschnarre der Bratschen und der ausgehaltenen Tonika und Dominante von Fagott, Clarinette und Oboe leiten Piccoloflöte und erste Oboe die Serenade ein: Das Orchester belebt sich. Das englische Horn trägt eine Melodie vor. Bald tritt die Solobratsche wieder mit ihrer stereotypen Melodie dazwischen, welche am Schluß des Sazes in den Flöten erscheint, während die Solobratsche ihrerseits ein Stück aus dem Ständchen vorträgt und darunter die schnarrende Einleitung in den übrigen Bratschen sich vernehmen läßt. Der Satz schließt leise verhallend, ein Effect, den überhaupt Verlioz häufig anzuwenden liebt.

Wir steigen immer tiefer, statt uns zu erhöhen. Vom Bergbewohner bis zum Straßenräuber ist in Italien kein so großer Schritt. Der vierte Satz (mit Posaunen, Ophikleiden, Cornets, Tamburin) führt uns dieser ehrenwerthen Sippchaft in die Arme. Er führt den Titel „Orgie der Straßenräuber. Erinnerungen an das Vergangene“. Es ist nicht ganz klar, was die fragmentarisch auftretenden Reminiscenzen an die vorigen Sätze hier bedeuten sollen. Man müßte denn annehmen, Harold selbst wäre unter die Räuber gegangen und werfe einen Rückblick auf die vergangenen Scenen, oder er wolle einen der Räuber mit seinen Empfindungen ausstatten. Die Symphonie bildet durchaus kein durch ein psychisches Band zusammengehaltenes Ganzes; deswegen sind auch diese Reminiscenzen nichts als äußerliche Spielerei. Außer am Anfange und gegen das Ende hin, bei den Erinnerungen aus dem Pilgermarsche schweigt die Solobratsche, für deren schwache auf der Flucht begriffene Stimme das Getöse der übrigen Instrumente in der That keine Stätte bietet.

Wenn ein französischer Beurtheiler von einigen Partituren Verlioz' sagt, daß sie nach Plat rächen, so kann man ihm nicht ganz unrecht geben. Verlioz' Geschmack, seiner Phantasie geht die Fähigkeit ab, jene Grenze innezuhalten, jenseits deren der Musik der Odem, die Lebensflamme ausgeht und bloßes steriles Geröl sich ausbreitet, welches der Kunst keine Stätte bietet. Seine Muse, indem sie sich mit den Schlacken des gemeinen Lebens in Berührung setzt, identificirt sich mit ihm und nimmt selbst eine plebejische Physiognomie an.

Dieses sind, außer einer Symphonie für Militärmusik zur Feier der Julikämpfer, die beiden einzigen größern Instrumentalwerke, welche von Verlioz existiren. Ihr ganzes Wesen ist so eigenartig, daß sie sich den deutschen Tonschöpfungen gar nicht anreihen lassen. Es sind Keime in ihnen enthalten, die bei sorgfältigerer Pflege sich entwickeln und Früchte tragen konnten, indeß für Verlioz waren sie keine Vorstudien gewesen, um darauf frei in die vollen Wogen des Tonmeeres sich zu stürzen. Im Gegentheil, ihn, dem die freie Schaffungskraft von innen heraus versagt war, dem nur heimisch wurde in der Clausur des erklärenden Wortes, drängte es, nach neuen Unterlagen, wir würden sagen Fesseln, für seine Erfindung zu suchen. Das Wesen der selbständigen Musik ist aber Subjectivität; wer ihr dieses fälscht, unterbindet ihr den Lebensquell. Zu objectiven Dienstleistungen gemisbraucht, unterzieht sie sich ihnen nur widerwillig, und das meiste misräth ihr. Der Tonsetzer, welcher nicht in seinem eigenen Innern den unerschöpflichen Quell für seinebildungen findet, wird nie den höchsten Aufgaben der Instrumentalmusik gerecht werden.

Diesmal war es Shakespeare, welcher den Mosesstab liefern mußte, um dem Gestein, aus dem von selbst nichts herausprudeln mochte, einen Quell zu entlocken. Nur zu oft beschleicht einem dabei das Gefühl, daß man es mit keinem natürlichen Katarakt, sondern

mit einem künstlich durch Menschenhand geschaffenen zu thun hat. „Dramatische Symphonie“ nennt Berlioz seine Musik über „Romeo und Julie“ (Op. 17), zum ersten male aufgeführt im Jahre 1839. Freilich ist es eben nur ein Nothbegriff. Wir wüßten in der That nicht, in welche Klasse der üblichen Musikformen dieses Tongemälde einzureihen wäre. Der vieldeutige Name „Symphonie“ muß auch diesem Geistesproducte als Etikette dienen, das nicht der Verlegenheit der selbständigen Instrumentalmusik, auf ihrem eigenen Gebiete etwas Neues zu schaffen, sein Entstehen verdankt, sondern der Talenteigenthümlichkeit seines Urhebers. Naiv lautet es allerdings, wenn Berlioz selbst in der Vorrede sein Werk eine Symphonie mit Chören nennt und meint, daß wol niemand darüber in Zweifel sein könne. Der Text stellt sich nicht etwa die Aufgabe, die Shakespeare'sche Liebestragödie in gedrängten Zügen dem Hörer vorzuführen, sondern es sind bloß einzelne zum Theil ganz nebensächliche Momente von dem Verfasser desselben herausgerissen und durcheinandergeworfen worden. Zum Theil ist es die Rücksicht auf anzubringende effectvolle Musikstücke, welche bei der Wahl maßgebend war.

Die Musik beginnt mit einer Instrumentaleinleitung, „Kampf, Tumult, Beilegung desselben durch den Fürsten“ überschrieben. Triller spielen wie in ähnlichen Fällen ihre Rolle, um die herausfordernde Spaltung der händelsüchtigen Parteien zu martiren. Ein Recitativ mit den schweren Blechinstrumenten deutet die Intervention des Prinzen an. Nach Schluß des Satzes trägt ein Choralrecitativ die Erklärung dazu vor, erzählt, daß bei den Capulets ein Fest stattfindet, und daß Romeo, in Blut für Julie entbrannt, mit derselben im Garten zusammentrifft. Ein nicht besonders interessantes zweistrophiges Lied mit Harfenbegleitung besingt dann die Liebe, „jene erhabene Poesie, die Shakespeare nur allein vom Olymp uns brachte und wieder mitnahm in den Himmel“. Wie paßt das hierher? Ein kurzes Recitativ leitet zum Scherzetto (Tenorsolo und kleiner Chor) über Fee Mab über. Am Schlusse desselben läßt sich wahrscheinlich des effectvollen Contrastes wegen ein wie plötzlich hineingeschneiter wenige Takte langer Chor vernahmen über die Worte: „Der wilde Tod, bald ist er Sieger; Capulets, Montagues, gebeugt von tiefem Schmerz, reichen sich nun die Hand und schwören ab die Fehde, die so viel Blut ach und Thränen erpreßt.“ Bis hierher reicht Nr. 1. Als Nr. 2 unter der Aufschrift „Romeo allein, Melancholie, Concert und Ball in der Ferne. Großes Fest bei Capulet“ tritt jetzt ein ausgedehnter Instrumentalsatz auf, der aus einem längern Andante malinconico mittels einer hübschen Oboemelodie in ein turbulentes Allegro übergeht. Nr. 3: „Capulet's Garten in nächtlicher Stille.“ Die jungen Capulets ziehen vom Feste heimkehrend vorüber, Nachklänge der Ballmusik singend (Anspielung auf ein fugirt eingeführt gewesenes Motiv im vorigen Allegro). Das Stück bringt den Effect ferner Stimmen, welche sich nähern und wieder entfernen und ist ganz danach angethan, eine populäre Wirkung zu erzielen. Darauf folgt wieder ein längerer Instrumentalsatz, „Liebescene“ überschrieben. Einem einleitenden Adagio folgt ein kurzes Allegro, das wieder in ein Adagio übergeht, dessen Melodie namentlich zum Träger des seelenvollen Ausdrucks bestimmt scheint. Nr. 4: „König Mab“, Instrumentalscherzo, ist derjenige Satz, welcher am meisten bekannt geworden ist, da der Componist ihn bei seinen Concerten wiederholt zur Aufführung brachte. Berlioz hat darin die ganze Fülle seiner Kenntniß der Instrumentaleffecte zur Darstellung des Zauberspiels angewendet. Nr. 5 führt uns schon „Julien's Begräbniß“ vor. Das Stück erinnert gewissermaßen an das Offertorium im „Requiem“, wie wir später sehen werden. Ueber einen fugirten Instrumentalsatz stimmt der Chor der Capulets seinen von Pausen unterbrochenen Klagegesang auf bloß einen einzigen Ton an. Später wechseln Orchester und Chor ihre Rollen und der überhaupt musikalisch interessante Satz wird immer lebhafter. Nr. 6 bringt einen Instrumentalsatz, betitelt „Romeo am Grabe Capulet's. Anrufung, Julien's Erwachen, Freudentaumel und

die ersten Wirkungen des Gifts, Lobesängste und Verschleiden der Liebenden“. Der Componist hat sich hier offenbar eine Aufgabe gestellt, welche die Tonkunst durch sich selbst nicht zu lösen im Stande ist. Die Musik kann leidenschaftlich, ernst, düster, oder sinnig, heiter und humoristisch sein, aber über die allgemeine Gefühlsgrenze hinaus vermag sie nur leise zu streifen und muß an die sympathische Gefühlsversion des Hörers appelliren. So würde auch niemand der Musik in diesem Satze entnehmen, um was es sich handelt, wenn es nicht darüber stände. Im Finale (Nr. 7) erklärt Vater Lorenzo den herbeilebenden Montagues und Capulets in langer Erzählung den Vorgang und fordert sie bei den Leichen der beiden Liebenden auf, Frieden miteinander zu schließen. Anfangs mögen sie nichts davon hören und das streitsüchtige Motiv aus der Introduction läßt sich wieder vernehmen; endlich aber gelingt es den Bemühungen des Vaters, die Gemüther beider feindlichen Parteien milder zu stimmen, und ein großartiger Veröhnungsschworchor schließt das Werk, das übrigens die mannichfachsten und eindringlichsten Schönheiten in sich birgt. Freilich ist diese sogenannte dramatische Symphonieform nicht berufen, ein Bürgerrecht in der Kunst sich zu erwerben. Schon an sich in Widerspruch mit dem Wesen der Tonkunst, die nur Gefühle, Stimmungen auszudrücken vermag, aber keine Begebenheiten, keine äußerlichen Vorgänge, setzt sie Musik sowol wie Poesie auf halbe Nationen. Ein Adler aber, dem man die Flügel beschnitten hat, gewährt einen traurigen Anblick.

Noch einmal, eine Reihe von Jahren später, wendete sich Berlioz zu dieser oder doch einer ähnlichen Musikform zurück, in seiner „Damnation de Faust“ (Op. 24, zuerst aufgeführt 1846). Wir geben nachstehend den Inhalt des Werks, um zu zeigen, wie der französische Tonsetzer sich die deutsche Dichtung zurechtlegte.

Erster Theil: Ungarische Ebene. Pastorale. Faust allein. Bauerntanz. Chorrecitativ. Ungarischer (Katozsi-) Marsch. Orchester allein.

Zweiter Theil: Faust in seinem Arbeitszimmer (Recitativ über eine Instrumentalfuge). Osterhymne, Chorrecitativ. Leipziger Keller, Trinkchor. Gesang des berauschten Brander. Gesang des Mephisto. Luftwälder und Auen am Ufer der Elbe. Faust's Traum. Chor der Elfen und Gnomen. Elfentanz. Recitativ. Soldatenchor. Lateinisches Studentenlied. Chor und Lied zusammen.

Dritter Theil: Militärischer Zapfenstreich. Faust in Margarethens Zimmer. Gesang vom König von Thule. Margarethe allein. Recitativ des Mephistopheles vor Margarethens Haus. Beschwörung der Geister. Tanz der Irriwische (Orchestersatz). Serenade des Mephistopheles. Finale: Duo, Trio, Chor, Margarethe, Faust, Mephisto, Bürger und Künstler.

Vierter Theil: Arie Margarethens und Recitativ mit Soldatenchor und Zapfenstreich. Wälder und Höhlen. Faust allein. Anruf an die Natur. Recitativ Mephisto's. Ferne Jagd. Fahrt zur Hölle, Faust und Mephisto. Chor und Orchester. Pandämonium. Hällenfahrt. Epilog. Auf der Erde und im Himmel. Recitativ. Sechsstimmiger Chor der himmlischen Geister. Apotheose Margarethens.

Wiederum also eine Zusammenstellung nach dem Recept des musikalischen Effectes, bei der die Musikskraft des Zuhörers nothwendigerweise Schiffbruch erleiden muß. Unruhig irrt der Geist des Tonsetzers von der ungarischen Ebene hindüber zu den Ufern der Elbe. Offenbar ist sein Faust ein französischer, kein deutscher, wenn derselbe auch von letzterem das Aeußere geborgt hat. Wiederholt hat der Faustgedanke den Instrumentalcomponisten den Stoff hergeben müssen. Dem grübelnden Denker, der an der Erforschung der Unendlichkeit verzweifelnd dem Genuße sich in die Arme wirft, kann aber die Instrumentalmusik nur insofern beikommen, als der Componist mit einzelnen Empfindungsreflexen des Faust sich identificirt und dieselben zur Darstellung bringt. So mag es gelingen, den verzweifelnden, den von den Himmelstönen getrübeten, den in der Natur sich

ergehenden und ihrer Stimme lauschenden Faust musikalisch wiederzugeben (freilich ohne alle Beziehung zur Dichtung), aber darüber hinaus ist die selbständige Musik an sich ohnmächtig und entbehrt der Präcision des Ausdrucks. Es mag einem Tonsetzer einfallen, eine Symphonie zu schreiben, deren einzelne Sätze er Faust, Gretchen und Mephisto betitelt, aber er hätte damit immer nur drei Sätze verschiedenen Charakters geschrieben, die von dem ihnen vom Verfasser zugeordneten Inhalte gerade nur so viel befüßen, als ihnen der Hörer bereitwillig zukommen lassen mag.

Von unsers Tonsetzers effectvollen Overturen sind manche öfter zur Aufführung gelangt. Eine sehr eigenthümliche Tonschöpfung ist seine Year-Overture (Op. 4). Sie stellt ein Gemälde voller Kraft dar, Tonart C-dur! Wie steht es da mit der hypothetischen Lehre von der Charakteristik der Tonarten? Deutlich heben sich namentlich die etwas lasse Hoheit des Königs und die sympathische Gestalt der Cordelia ab. Bekannt, wenn auch nicht durch die sogenannten classischen Concerte, ist seine „Overture zum römischen Carneval“ geworden.

Unter den Vocalcompositionen von Berlioz ragt vor allem das „Requiem“ hervor, welches zwar die Aufschrift Op. 5 trägt, aber jünger ist als seine beiden Symphonien und zum ersten male im Jahre 1837 aufgeführt wurde. Dasselbe zeigt eine in allen Theilen von den Auffassungen anderer Tonsetzer abweichende musikalische Darstellung. Nichts von jenem idealistischen Hauche, der über dem Ganzen schwebt und den Schrecken des Todes zuletzt nur als die natürliche Lösung des Lebensrathfels erscheinen läßt. Berlioz' „Requiem“ ist kein erhabenes Gedicht, kein Spiel der Phantasie, sondern ein dramatischer Vorgang, der sich vor unsern Augen abrollt. Auch hier, wo es dem Tonsetzer nahe lag, den Wegen anderer zu folgen, geht er, getrieben von der innern Nothwendigkeit der Veräußerlichung im Gegensatz zu deutscher Verinnerlichung, seine eigene, von seinen Vorgängern abweichende Bahn. Seinem revolutionären Sinne bieten die tausendmal componirten alten Textesworte mit ihrem wirren logischen Durcheinander kein Hinderniß. Er stellt sich sogar theilweise den Text aus den verschiedenen sonst üblichen Nummern auf eigene Art zusammen, um zusammengehörige Stimmungen zu erhalten, ohne darum indeß Stimmungswiederholungen vermeiden zu können. Man hat manchmal die sogenannte kirchliche Musik als eine Zuflucht für erfindungsarme Componisten erklärt, welche mit Hilfe des Textes und des angelesenen Formelwesens darin zuweilen etwas ganz Annehmbares zu leisten vermögen. Einer Berlioz'schen Messe gegenüber würde ein solcher Gedanke freilich gänzlich unanwendbar erscheinen. Hier ist nichts von angelesenen Formelwesen, von üblichen musikalischen Redensarten. Alles darin ist eigenartig neu und bedeutsam, mag es auch nicht immer auf gleicher Stufe stehen und manchmal die Kritik herausfordern. Gleich der erste Satz (Requiem und Kyrie) mit seiner etwas zu öden Instrumentaleinleitung enthält manches dem deutschen Geschmade nicht Zusagendes, wie die zum dringlichen Fortissimo sich steigernde Sopranstelle beim „Dona eis pacem“. Eigenthümlich ist die Stelle, wo erst der Tenor und dann der Bass mit dem „Te decet hymnus“ eintreten, während die Violoncellen in einer stereotypen Achtelfigur beharren. Das Ganze klingt höchst mönchisch. Beim „Lux perpetua“ lassen sich Flöten und Clarinetten aus der Höhe bezeichnend vernehmen. Das „Dies irae“ hat der Componist gleichfalls besonders eigenthümlich aufgefaßt. Während bei allen andern Tonsetzern der Schrecken gleich im Anfange losbricht, läßt Berlioz von den tiefen Saiteninstrumenten ein zwölf Takte langes Motiv vortragen, das sich piano verliert und den verschiedenen Stimmen zu Wiederholungen und Gegenmotiven Veranlassung gibt, um damit eine gewisse bängliche Erwartung auszudrücken, eine drohende Gewitterschwüle, die sich auf allem gelagert hat. Erst später empfängt das Orchester eine Verstärkung von 8 Pauken, 16 Posaunen, 12 Trompeten, 4 Cornets, 15 Ophikleiden, großer Trommel, Wirbeltrommel, Tamtam,

3 paar Becken mit Schlägeln geschlagen (die schweren Blechinstrumente getrennt vom übrigen Orchester an den vier Enden desselben vertheilt), und ergeht sich in einer mächtigen Fanfare (Es) der Blasinstrumente, worauf unter einem Fortissimogetwitter der Pauken die Bassstimme mit ihrem „Iterum venturus est“ sich vernehmen läßt. Hier fällt das Gesammt der Blas- und Schlaginstrumente ein. Mächtige Schläge des Orchesters ertönen beim „Judicanti responsura“. Das „Liber scriptus proferetur“ begleitet wieder eine Art Fanfare der Blasinstrumente. Ein Tamtamschlag und unter dem Gedonner der Pauken und anderer Schlaginstrumente, den Accorden der Geigen und Bläser, den Triolecturen der Bratschen, Violoncells u. s. w. vereinigen sich die Singstimmen, indem Sopran und Tenor den Bass nachahmen. Ein gewisses freudiges Vertrauen, eine hoffnungsvolle Erwartung auf Vergeltung bildet den Charakter der Stelle. Pause. Leise wie ein Gebet lassen die Stimmen noch einigemal ihr „Judicanti responsura“ vernehmen, jeweilig unterbrochen von dem leisen Tremolo der Bratschen und Violoncells und dem Pizzicato der übrigen Saiteninstrumente. In dieser Stimmung schließt der Satz verhallend.

Das „Quid sum miser“ bildet ein kurzer Andantesatz von nicht 50 Takten, aus Anklängen des „Dies irae“, vorgetragen vom ersten Tenor, dem sich zum Schluß der zweite Tenor und der Bass beigesellen, von wenigen Instrumenten umspielt (Violoncello und Bass, die das erste Thema des „Dies irae“ vortragen, englisches Horn und Fagott), gleichsam ein Rollen nach der vorhergegangenen Erschütterung. Der Anfang des Recordare ist mit hineingezogen. Das „Rex tremendae“ (Andante) leiten einige einen Takt lange Fortissimoausrufrungen der Singstimmen ein; der Satz zieht sich in nachahmenden Bewegungen derselben hin, bis er im Recordare zum Ausdruck bedrückenden Flehens sich steigert und nach dem Schreien des „Confutatis maledictis“ plötzlich abbricht. „Et de profundo lacu“ beginnen die Singstimmen leise unisono. Nochmals erhebt sich unter Tempobeschleunigung das Gebet des „Libera me“ und steigert sich unter höchst unnützer Mitwirkung der sämtlichen Lärminstrumente bis zum Gipfelpunkte, worauf der Bass allein das „Ne absorbeat me tartarus“ anstimmt. Der Anfang lehrt zurück und ebenso die ängstliche, immer dringendere Bitte, bis alles leise verhallt. Das „Quaerens me“ ist ein kurzer Vocalsatz in imitatorischer Bewegung. Einen sehr ausgeführten Satz bildet das „Lacrymosa“, wobei wiederum das ganze große Orchester mit Ausnahme der Wirbeltrommel beschäftigt ist und, nach unserer Ansicht, sich auf höchst überflüssige Art bemerkbar macht. Abgesehen von Excentricitäten in Instrumentation und Harmoniefolge enthält der Satz ansprechende Schönheiten und das Hauptthema, welches der Tenor einführt, hat ein eigenthümliches Gepräge. Der rollende Bass, die starken Accordschläge der übrigen Saiteninstrumente und die klagende Figur der Holzblasinstrumente bilden zusammen ein originelles Colorit. Das eigenthümlichste Stück des ganzen „Requiem“ ist aber das Offertorium. Während die Geigen ein an sich nicht besonders interessantes Motiv einführen, das die andern Saiteninstrumente, unterstützt von den Blasinstrumenten, aufeinanderfolgend nachahmen und dann Gegensätzen gegenüberstellen, woran im weitem Verlaufe auch die Blasinstrumente sich theilnehmen, murmeln die Singstimmen auf bloß zwei Tönen ihr „Domine, Jesu Christe“ u. s. w. Zuletzt ertönt es in einer Art von Vergrößerung, wie sich verlangsamend und hinsterbend. Schluß pianissimo. Der Satz wird nirgends seine auffällige Wirkung verfehlen. Im „Sanctus“ trennen sich vier Soloviolen mit Sordinen von den übrigen Geigen. Das Colorit aus den tremolirenden Bratschen und den ausschaltenden Blasinstrumenten und Geigen ist sehr treffend. Später mischen sich Becken und große Trommel recht fremdartig hinein. Das dreistimmige fugirte „Hosanna“ ist übrigens das Höchste, was Berlioz an polyphonischem Stil in diesem Werke gegeben hat. Das „Benedictus“ ist ausgefallen. Den Schluß der letzten Nummer („Agnus Dei“), welche auch ein Stück aus der ersten Nummer wiederholt, bildet ein 15 Takte

langes Amen aus ganzen und halben ganz leise ausgehaltenen Taktnoten der Singstimmen, umspielt von den Streichinstrumenten, während die Bläser einschließlich der schweren Blechinstrumente den Singstimmen sich anschließen und die Pauken wie ein fernes Gewitter verhalten.

Das „Requiem“ ist unstreitig dasjenige seiner größern Werke, welches am ehesten sich dazu eignet, sein Andenken wach zu erhalten und einen mächtigen Eindruck zu hinterlassen. Ein späteres Werk von Berlioz ist seine heilige Trilogie: „Christi Kindheit“ (Op. 25), deren Text, der freilich auf keinen Werth Anspruch machen kann, er selbst verfaßt hat. Anfänglich suchte er dasselbe für das wiederaufgefundene Werk eines fabelhaften alten Kapellmeisters anzugeben, und um ihm einen alterthümlichen Charakter zu verleihen, ließ er in den Cadenzen den Leitton weg. Indes ist wol niemand im Ernst auf Berlioz' Erfindung eingegangen, und wenn er den Beifall, welchen seine Composition fand, dieser Maskirung zuschrieb, so beruhte dies auf Selbsttäuschung. Der Beifall galt einem gewissen populären Stile, welcher in dem Werke herrscht und Ursache gewesen ist, daß der zweite Theil: „Die Flucht nach Aegypten“, fogar hin und wieder in Concerten zur Auführung gebracht wurde und solcherweise bekannter geworden ist als andere Schöpfungen des Ton dichters.

Der erste Theil führt uns nach dem Palast des Herodes, welchen ein Traum in Schrecken setzt, wonach ein jüngst in Juda geborenes Kind ihn vom Throne stoßen würde. Die Schriftgelehrten Judas versammeln sich. Nach kabbalistischen Umzügen und Beschwörungen der Wahrsager (der Takt ist wechselnd Drei- und Vierteltel) erklären dieselben, daß Herodes' Traum Wahrheit sei, und in einer wilden Arie mit Chor beschließt derselbe alle Neugeborenen zu opfern. Der Satz endet mit einem verminderten Septimaccord. Es folgen sieben Takte Pause und darauf beginnt ein Andante in As, das uns nach der Krippe zu Bethlehern geleitet, wo Maria und Joseph ein ländliches Duett singen. Da verkünden Engelsstimmen hinter der Scene beiden die ihren Kinder drohende Gefahr und fordern sie auf, durch die Wüste nach Aegypten zu fliehen. Hier endet der erste Theil. Der zweite Theil: „Die Flucht nach Aegypten“, beginnt mit einer fugirten Introduction (die Hirten versammeln sich vor der Krippe zu Bethlehern), gefolgt von dem Abschiedsgefang der Hirten beim Scheiden der heiligen Familie. „Die Ruhe der heiligen Familie“ heißt der nächste Satz, welcher mit einer längern Instrumentaleinleitung beginnt und darauf in den Vortrag des Erzählers übergeht. Die Familie rastet auf einer Dase in der Wüste. Der Satz schließt mit dem Halleluja der weiblichen Engelsstimmen hinter der Scene, ein Effect, der auch im dritten Theil wieder vorkommt. Der dritte Theil: „Die Ankunft in Sais“, beginnt mit der Erzählung, wie die Familie im heißen Wüstenwehen seit drei Tagen durch die Wüste gezogen und fast erschöpft endlich vor der Stadt Sais anlangt. Die nächste Scene führt uns in das Innere der Stadt. Maria und Joseph bitten um Gastfreundschaft, werden aber abgewiesen. Endlich finden sie in der Familie eines gastfreundlichen Zimmermanns Unterkunft. Er ruft seine Leute herbei, um den Verschmachtenden zu helfen. Es entwickelt sich eine Chorfüge, der sich ein Instrumentalsatz anschließt mit der erklärenden Ueberschrift: „Die jungen Ismaeliten zerstreuen sich nach allen Richtungen, um des Hausvaters Befehle auszuführen.“ Einem Recitativo folgt darauf ein längeres Trio zwischen zwei Flöten und Harfe, aufgeführt durch die jungen Ismaeliten. Ein Recitativo vermittelt und besiegelt die nähere Bekanntschaft des Wirthes mit seinen Gästen und geht bei den Worten: „So sei nur süßer Frieden Kind und Aeltern beschieden“, in einen tröstenden Chor über. Die Erzählung berichtet nun von dem zehnjährigen Aufenthalte der Familie in Sais und von ihrer darauf erfolgten Rückkehr nach Juda, auf daß das göttliche Opfer vollendet werde. Den Schluß bildet ein fugirter Vocalsatz („Meine Seele, o steh' vor dem Geheimniß stille“ u. s. w.), der sich

In einem von weiblichen Stimmen hinter der Scene ange stimmten „Amen“ ganz leise verliert.

Die Aufführung des Werks kann durchaus keine Schwierigkeiten machen.

Von den drei Opern Verlioz' hat keine einen Erfolg gehabt; nach den üblichen Anstands-aufführungen verschwanden sie schnell vom Repertoire. Der „Benvenuto Cellini“ (1838 in der Großen Oper in Paris dargestellt) gelangte durch Liszt's Bemühen auch zweimal in Weimar zur Aufführung. Der Klavierauszug liegt vor uns. Obgleich der Text an allerlei Gebrechen leidet, so gibt er doch Gelegenheit zu wirksamen Scenen. Uns ist die Musik, welche sich in den hergebrachten Opernformen gibt, bei der Durchsicht durchaus nicht ungeheuerlich, sondern leicht verständlich, recht charakteristisch im Ausdruck, auch nicht ohne melodischen Reiz erschienen. Eine Wiedererweckung derselben zu neuem Leben ist aber nicht zu erwarten. Zu „Beatrice und Benedict“, komische Oper mit Dialog in zwei Acten nach Shakespeare's „Viel Lärm um nichts“, hat Verlioz selbst den Text verfaßt. Sie wurde zum ersten mal in Baden-Baden im Jahre 1862 aufgeführt. Die Anforderungen, welche Verlioz in diesem Werke an Orchester und sonstige Requisiten stellt, erhalten sich innerhalb mäßiger Grenzen. Seine letzte Oper: „Die Trojaner“, in fünf Acten, kam im Jahre 1863 in Paris zur Vorstellung. Auch hierzu hat er den Text selbst verfertigt. Die Oper wird eingeleitet mit einem Lamento (symphonischer und lyrischer Prolog), welches die Unglücksfälle und die Katastrophe bei Troja schildert. Ein Rhapsode erzählt dann die Hauptereignisse unter Begleitung einer Lyra. Der Inhalt der Oper behandelt die Geschichte des Aeneas und der Dido.

Dieser Theil seiner Compositionsthätigkeit war wol für Verlioz der vergeblichste; denn ein Operncomponist, welcher bei seinem Leben keine Erfolge errang, darf, wie die Erfahrung lehrt, nach seinem Tode keinen Anspruch darauf machen der Vergessenheit ent-rissen zu werden.

So viel vom Componisten Verlioz. So oft dieser auch auf Widerspruch gestoßen sein mag, dem Schriftsteller Verlioz wurden Geist, Witz und Schärfe stets bereitwillig zuge-sprochen. Seine „Vermischten Schriften“, welche außer Abhandlungen über seine Lieb-linge Gluck, Beethoven, Weber, Spontini (die Repräsentanten ausdrucksvoller Musik) u. a., des Grotesken und Empfindsamen eine reiche und unterhaltende Fülle besitzen, sind auch in deutscher Uebersetzung erschienen. Seine „Instrumentationslehre“ ist ein anerkanntes Werk und hat mehrere Ausgaben erlebt. Nach seiner ersten Kunstreise in Deutschland (1842) erschienen von ihm Reisebriefe, die viel Aufsehen machten und verschiedene Ueber-tragungen hervorriefen. Von seinen hinterlassenen Memoiren sind bisher blos Frag-mente bekannt geworden.

Schließen wir hiermit unsern Rückblick auf einen der merkwürdigsten, in seiner Nation einzig dastehenden Componisten, welchen die einen sogar als Nachfolger Beethoven's priesen, während die andern seine Werke nur als phantastisches Dessert auf der Tafel des deutschen Genies gelten lassen wollten. Mag unsere Darstellung dazu beitragen, den auserlesenen unter seinen Schöpfungen hin und wieder eine Stätte zu bereiten.

Der Krieg gegen Paraguay.

Vierter Artikel.

Vor Humaitá.

Nach dem vollständigen Mislingen der Expedition Estigarribia's und Duarte's, um die orientalische Republik in Bewegung gegen die Tripleallianz zu setzen, fühlte der Dictator Lopez sehr wohl, daß er von nun an auf einen Vertheidigungskrieg angewiesen sein würde, und konnte bei genauer Kenntniß seines Landes und Volkes hoffen, hier seinen vereinigten Gegnern überlegen zu sein. In der That stand bei einer Vertheidigung Paraguays alles günstig für ihn. Zunächst konnte der Uebergang über den Paraná, welcher die Südgrenze des Landes schützt, vortrefflich verhindert, jedenfalls sehr erschwert werden, und dann traten in zweiter Linie die schon lange vorher angelegten, stets verbesserten und verstärkten Fortificationen in Wirksamkeit. Sein Commando war unumschränkt, an keinerlei Rücksicht gebunden, von keinem Rath gelähmt, die Begeisterung der Nation durch das einzige Blatt der Republik: „El Semanario“, schon zum Fanatismus gesteigert, und in den ihm feindlichen Staaten hatte Lopez still und laut arbeitende Freunde, denen ja auch bald genug die Gelegenheit nicht fehlen sollte, recht erkennbar in den Gang der Dinge einzugreifen. Das offenbare Uebergewicht, welches Brasilien in seiner Flotte über Lopez hatte, wurde durch das unsichere Fahrwasser des Paraná und Paraguay und durch Spermmittel, sowie Wasserminen aller Art paralysirt. Gegen alles das standen die Allirten im Nachtheil; namentlich Brasilien, welches jeden ausexercirten Rekruten und jedes Pfund Zwieback von Rio-de-Janeiro erst zur See bis Montevideo und dann den Paraná hinauf bis nach Corrientes transportiren mußte, alle Sanitätsmaßregeln, Transporte und Verpflegung allein zu stellen hatte, während die Conföderation und Uruguay soviel wie nichts für diese Kriegsnothwendigkeiten thaten. Das aus nur 1600 Mann bestehende Contingent von Uruguay mußte Brasilien besolden, ausrüsten und verpflegen und dem Präsidenten Mitre von Argentinien eine Million vorstrecken, da der Congress sich nicht zur Bewilligung der genügenden Geldmittel verstehen wollte. In Uruguay wie in der Conföderation hatte die Tripleallianz einflussreiche und bedeutende Parteien gegen sich. Urquiza war ein gefährlicher Caudillo, von dem man sich nichts Gutes versehen konnte, wenn ungünstige Chancen eintraten, die er auch gewiß benutzt haben würde. Der Hauptübelstand war allerdings durch das lange Zusammensein und Ueben der Truppen im Lager von Concordia beseitigt worden, und es zeigte sich sehr bald, daß diese anfangs viel getadelte anscheinende Unthätigkeit von wesentlichem Einfluß auf den ganzen Verlauf des Kriegs wurde.

Es handelte sich nun um den eigentlichen Kriegsplan, da das Vordringen der Paraguays in die brasilianische Provinz Rio-Grande do Sul den frühern unausführbar gemacht hatte. Mitre und Tamandaré entwarfen daher einen andern, welcher zunächst auf die Stellung der Paraguays im Norden der Provinz Corrientes berechnet war, wo 27000 Mann derselben mit 60 Geschützen unter dem General Nobles in der Höhe von Cuebas am Paraná, 10000 Mann unter dem General Barrios bei Trinquera de Loreto, Candelaria gegenüber, endlich 5000 Mann in der Stadt Corrientes standen, während Lopez selbst von Humaitá aus commandirte und nicht selbst im Felde erschien. Gegen diese sehr günstig und geschickt benutzte Stellung mußte zuerst die Flotte eine Bewegung machen, und zwar war diese schon vor der Capitulation von Uruguayana vorbereitet und ausgeführt worden. Es handelte sich darum, die starken Strandbatterien der Paraguays bei Cuebas zu forciren, welche Nobles durch seine Stellung unterstützte. Der Versuch wurde am

12. Aug. 1865 gemacht und gelang, aber freilich mit dem Verlust von 200 Mann Todten und Verwundeten, so daß die Flusssufer im Rücken der Flotte keine Gefahr mehr drohten. Die brasilianischen Schiffe waren nämlich, nachdem die am Riachuelo erhaltenen Habarien angebeffert worden, den Paraná wieder so weit hinaufgefahren, daß sie schon im Rücken des Corps von Nobles lagen. Um ihnen die Verbindung mit Buenos-Ayres abzuschneiden, ließ Nobles jene Batterien bei Cuebas anlegen, und in der That würden sie bei einem erzwungenen Rückzuge der Schiffe diesen sehr gefährlich geworden sein. Sie kehrten also um, forcirten die Passage, vertrieben die Batterien und waren nun wieder Herren des Fahrwassers bis zu den Tres-Vocas. Bei diesem Flußgefecht war auch das letzte und einzige Schiff der Argentinischen Confederation, El guardia nacional, gegenwärtig; es wurde in Buenos-Ayres viel Wesens von dieser Theilnahme eines argentinischen Schiffes an dem Gefechte bei Cuebas gemacht. In Wahrheit erwies sich dieses Schiff aber so untauglich, daß es von nun an nur noch zum Transportdienste gebraucht werden konnte. War damit der Flotte der weitere Kriegsplan vorgezeichnet, so mußten die Feldherren nun auch über die bisher vereinzeltten Kräfte der Allirten systematisch disponiren. Dazu marschirte die ganze im Lager von Concorbia versammelt gewesene Hauptarmee so weit vor, bis sie sich mit den beiden Avantgarden unter Flores und Paunero vereinigte. Diese Hauptarmee bestand aus zwei, jetzt starken brasilianischen Divisionen unter dem Generallieutenant Osorio, 31 Bataillonen, 11 Regimentern Cavalerie und 42 Geschützen, dann 14 Bataillonen Argentinier und einiger Gauchocavalerie. Diese ganze Masse setzte sich durch die Provinz Entre-Rios und den südlichen Theil der Provinz Corrientes gegen Nobles in Marsch, während die Truppen, welche bisher unter den Generalen Cannavaro, Fernandez und Porto Alegre gestanden — ungefähr 12600 Mann rio-grandenser Milizen —, auf dem linken Ufer des Uruguay blieben, sich bei San-Vorjé concentrirten und dann über Candelaria an den Paraná rücken sollten. Doch machte der Kaiser ihnen noch vor seiner Rückreise von Uruguayana nach Rio-de-Janeiro zur Pflicht, sich erst möglichst zu discipliniren, um den Paraguays nicht nachzusehen, die sich bisher überall als gut geschulte Soldaten gezeigt. Die in den Besitz der Brasilianer gefallenen Bücher und Papiere des Corps von Estigarribia beweisen, daß ein vortrefflicher innerer Dienstbetrieb bei den Paraguays herrschte. Rapport- und Listenwesen war in bester Ordnung und zeigte den Einfluß europäischer Offiziere; jedenfalls waren alle diese anscheinend unbedeutenden und doch so wesentlichen Dinge bei den Paraguays besser geordnet als bei den Argentinern, Orientalen und den rio-grandenser Milizen, während die brasilianischen Kavalertruppen immer mehr den Kriegstypus annahmen und zu dem schon vorhandenen regelmäßigen Dienstbetrieb auch die Zuversicht der Feldsoldaten gewannen.

Anfang September setzte sich die Hauptarmee in Bewegung, machte aber nur kleine Marsche, da das Terrain durch Sümpfe und Berge sehr ungünstig war und die Verpflegung von den Flüssen Paraná und Uruguay her mit jedem Marsche schwieriger wurde. Die Spitzen der Avantgarde auf der Paranáseite commandirte Hornos und Taceres, mit Cavalerie; auf der Uruguayseite Flores und de Castro, während Paunero, Obes y Gelli, beides Argentinier, bei der Hauptarmee unter Mitré Commandos erhielten. Einem so wohlvorbereiteten, concentrirten Stoße scheint Lopez sich nicht gewachsen gefühlt zu haben, er befahl daher seinen Generalen in Corrientes, einem entscheidenden Zusammenstoße auszuweichen und alle Anstalten zu treffen, um, ohne durch eine Schlacht dazu gezwungen zu sein, über den Paraná nach Paraguay zurückzukehren. Diese rückgängige Bewegung begann im October. Zuerst wurden die bei Cuebas unnützig gewordenen Geschütze nach Humaitá gebracht, dann auf dem Paraná am sogenannten Passo da Patria alle Vorbereitungen zu einem schnellen Uebergange getroffen und gleichzeitig die Forts Itapirú am

Passo da Patria, Itapúa, Candelaria gegenüber, und die rechtsseitigen Uferhöhen, sowie die davorliegenden Inseln des Paraná zu nachhaltiger Vertheidigung eingerichtet. Die von Lopez eingesetzte provisorische Regierung von Corrientes verscholl, und die Correntiner zeigten sich, nachdem sie ihre paraguayischen Gäste kennen gelernt, durchaus feindlich, sodas die gehofften Sympathien sich nirgends bewährten. Am 21. Oct. traf Flores und am 24. die Hauptarmee am Flusse Corrientes ein, nachdem kleine Avantgardengefechte bei San-Carlos, San-Tomé und selbst bei Candelaria stattgefunden, in denen die Paraguays stets den Kürzern zogen; es muß aber unentschieden bleiben, ob sie damit dem Befehle des allgemeinen Rückzugs folgten oder der Tapferkeit ihrer Gegner weichen mußten. Strategisch ist es gewiß richtig, daß Lopez einer entscheidenden Schlacht auf argentinischem Boden auswich, denn er hätte den Paraná in seinem ganzen Laufe hinter sich gehabt und somit denselben Fehler begangen, den ein Jahr später Venedel bei Königsgrütz machte; aber es läßt sich schwer mit seiner bis dahin befolgten Angriffspolitik bei der damals offenbar noch vorhandenen militärischen wie numerischen Ueberlegenheit seiner Truppen vereinigen, daß er eine Schlacht nicht da annahm, wo er seine Gegner zwingen konnte, ihn auf einem Terrain anzugreifen, das er sich dazu wählen und vorbereiten konnte. Er hat später bewiesen, wie vortrefflich er sich darauf verstand, die Allirten in Positionen zu bannen, die er in ungleich kürzerer Zeit, als es im nördlichen Corrientes hätte geschehen können, zu seiner Vertheidigung eingerichtet hatte, sodas dieser Rückzug in Masse vor eigentlich unbedeutenden Erfolgen bis jetzt noch nicht erklärt ist, wenn man eben nicht annimmt, daß Lopez gefühlt, in seinem eigenen Lande doch noch stärker zu sein, als auf einem ihm feindlichen Boden. Am Corrientes wurde die allirte Hauptarmee bis zum 8. Nov. aufgehalten, weil so ungünstige Witterung eintrat, daß jeder Weitermarsch unmöglich wurde, wie denn überhaupt die außerordentliche Festigkeit der in jenen Gegenden immer wolkenbruchartigen Regengüsse das ganze Land schon nach wenigen Stunden in einen Sumpf verwandelt, ein Umstand, der während der ganzen Dauer des Kriegs hindernd und oft lähmend eingewirkt hat. Endlich wurde der Corrientesfluß in vier Colonnen überschritten und auf die Stadt Corrientes marschirt, während die Flotte auf dem Paraná bis Bella-Vista vorging. Nun befohl Lopez seinen Generalen Nobles und Barrios den Rückzug über den Paraná. Die Stadt Corrientes wurde geräumt und alle Schiffe der Paraguayflotte verwendet, um den Uebergang zu bewerkstelligen. Nur die bei Candelaria am Trinqueira de Loreto aufgestellten Truppen bestanden ein Gefecht mit brasilianischen Bataillonen, wurden aber zum Aufgeben dieser schon aus frühester portugiesischer Zeit herstammenden Schanzen gezwungen und bis über den Fluß verfolgt, sodas zu Ende 1865 kein Paraguay mehr auf argentinischem Boden stand.

Von diesem Augenblicke an begann in Buenos-Ayres wie in allen Staaten der Conföderation eine lebhafte Bewegung gegen die Weiterführung des Kriegs. Man behauptete, der Nationalehre sei nun genug gethan, denn der übermüthige Feind sei in sein Land zurückgeworfen, und für das künftige Uebergewicht Brasiliens über alle Republiken Südamerikas dürfe die Conföderation weder Geld noch Menschen opfern. Es traten die heftigsten politischen Leidenschaften in Thätigkeit; die Federalistas vereinigten sich mit den Gegnern Mitre's, diese mit Urquiza; paraguayische Agenten hetzten, die Republiken Peru und Chile erklärten sich offen gegen eine Fortsetzung des Kriegs, Frankreich und England, besonders aber Nordamerika riefen zur Beilegung des Streits, und wäre es nach den Stimmungen und Agitationen in Uruguay und in der Conföderation gegangen, so hätte aller Wahrscheinlichkeit nach der Krieg wirklich am Paraná geendet. Aber Brasilien blieb fest. Der Kaiser erklärte: nie würde er sich dazu hergeben, mit einem Lopez zu unterhandeln. Lieber würde er dem Throne entsagen und seiner Nachfolgerin dieses die ganze brasilianische Nation demüthigende Geschäft überlassen. So wurde denn

troz der schweren finanziellen Bedrängnisse die Fortführung des Kriegs durchgesetzt, die Rekrutirung mit äußerstem Nachdruck betrieben, neue Panzerschiffe gebaut und gekauft und alles aufgeboten, um der immer lahmmer werdenden Hilfe der beiden Allirten das Gleichgewicht zu halten.

Ueberblicken wir die Lage der Dinge am Ende des Jahres 1865. In dem fernen Matto-Grosso hatte sich nichts geändert. Die Paraguays hielten Coimbra, Albuquerque und Corumba fest und suchten von dort aus Verbindungen mit der Republik Bolivia anzuknüpfen, deren Grenzbewohner längst gierig nach dem brasilianischen Besitze herübersehen. Eine kleine Expedition nach dem brasilianischen Dorfe Santa-Corazon wurde mit Jubel aufgenommen, und es organisirte sich dort eine Freibeuterschar, welche über die Grenze kam, brasilianische Dörfer brandschagte, aber sich nicht halten konnte. Eine andere Freibeuterschar fiel in die argentinische Provinz Juguay ein. Beide Unternehmungen mißbilligte indessen der General Melgarejo, Präsident von Bolivia, und so hatten sie keine Folgen. Die in den Provinzen San-Paulo und Goyaz versammelten Nationalgardien zeigten sich, selbst nach längerem Beisammensein, so durchaus kriegsuntüchtig, daß die kaiserliche Regierung es nicht wagte, sie zur Vertreibung der Paraguays nach Matto-Grosso zu schicken. So waren die Dinge in jener Provinz genau auf demselben Standpunkte wie zu Anfang des Jahres. Dagegen hatte sich das Verhältniß der alliirten Armee in Corrientes wesentlich zum bessern gewendet. Sie hatte jetzt auf ihrem linken Flügel den Hafen und die Stadt Corrientes, wo sofort die großen Verpflegungsmagazine, die Lazarethe und Borräthe aller Art etablirt wurden, denen die nun ungehemmte Schifffahrt von Buenos-Ayres, Montevideo und Rio-de-Janeiro den allerdings stets wachsenden Bedarf zuführte. Die Truppen waren den Paraná entlang, von Corrientes bis an das Gebiet der alten Missionen aufmarschirt und die Flotte konnte vor den Tres-Vocas des Paragnayflusses wie den ganzen Paraná hinauf bis zu den Stromschnellen der Siete-Saltos die ganze Süd- und halbe Ostgrenze Paraguays beherrschen. Doch verhehlte man sich nicht, daß das Ueberschreiten des Stromes eine schwere Aufgabe war, wie sie sich denn auch als solche bewiesen, aber dessenungeachtet gelöst werden sollte. Man scheint lange unschlüssig darüber gewesen zu sein, welcher Plan für den Einmarsch in Paraguay der beste sei. Obgleich die Flotte das gewichtigste unter den Kriegsmitteln der Allirten war, hatten Recognoscirungen der drei Mündungen des Paraguay in den Paraná doch eine solche Menge von Sperrmitteln des Feindes ergeben, daß es bedenklich war, die Flotte zum Forciren derselben zu verwenden, da man sie fernerhin noch nothwendig genug gebrauchen würde. Dagegen empfahl sich eine Diverston von Candelaria aus, welche beim Fort Itapuá den Paraná überschreiten und von dort direct auf Assuncion marschiren konnte, sodas Humaitá und die feste Stellung am Passo da Patria umgangen wurden. Es hätte dies aber jedenfalls mit versuchtern Truppen geschehen müssen, als bei Candelaria versammelt waren. So entschloß man sich denn, den Uebergang da zu versuchen, wo der Feind seine kräftigste Bertheidigung organisirt hatte, weil man hoffte, mit dem Siege hier auch sofort Humaitá zu gewinnen. Es waren aber neue Verstärkungen aus Rio-de-Janeiro und einige Bataillone Nationalgarde aus Buenos-Ayres zur Armee gekommen, und wieder mußte gezögert werden, um auch diese erst zu Soldaten zu machen und an das Feldleben zu gewöhnen. Das Zusammenbringen von Booten, Fähren und Chatas (großen Flößen) für den Uebergang forderte ebenfalls Zeit, sodas der ganze Januar und Februar des Jahres 1866 vorübergingen, ohne daß etwas Bemerkenswerthes geschah, eine Zeit, welche auch Lopez vortrefflich benutzte, um sein Terrain zu einer nachhaltigen Bertheidigung einzurichten, und die Folge hat gelehrt, daß ihm dies in bewunderswerther Weise gelang. Aber er benutzte auch überraschende Ausfälle, um die Allirten in ihren Vorbereitungen zu stören. So am 31. Febr., wo er ein De-

tachment von circa 3000 Mann in geschicktester Weise über den Paraná setzen ließ, welche die in einiger Entfernung vom Ufer sorglos lagernden Avantgardetruppen des Generals Hornos überfielen und landeinwärts warfen. Es waren also argentinische Truppen, die hier ein theueres Lehrgeld bezahlen mußten. Als General Hornos selbst mit dem Gros herbeieilte, entwickelte sich am Bach Peguajó ein heftiges Gefecht, in welchem zwei in Buenos-Ayres selbst formirte Bataillone schweren Verlust erlitten, Hornos aber endlich die Paraguays mit Behemenz über den Paraná zurückwarf. Es waren in diesen Buenos-Ayres-Bataillonen angesehene Bürger, Kaufleute, Aerzte, Juristen gewesen, welche als Leichen das Schlachtfeld deckten, und die Aufregung über diese Opfer in Buenos-Ayres sehr groß. Jedenfalls waren die Allirten zu sorglos einem so unternehmenden Feinde gegenüber gewesen; die Strafe dafür hatte aber ausschließlich Argentinien getroffen. Lopez bewies durch diesen Ausfall den ungebrochenen Muth seiner Truppen, die in der That mit außerordentlicher Bravour kämpften, und die Allirten Generale konnten aus diesem Handstreich absehen, was sie im Lande des Feindes selbst erwartete. Sie waren sich vollständig klar darüber, daß sie diesem Feinde gegenüber und abhängig von den Stimmungen und Leidenschaften in den Ländern hinter sich, in dem ganzen Feldzuge nie einen Schritt zurückthun durften, und daher jeder Schritt vorwärts so genau berechnet sein mußte, daß sie des Gelingens sicher waren. Hätte Lopez es während der ganzen Dauer des Kriegs vermocht, seine Angreifer auch nur um eine Meile zurückzuwerfen, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach die Tripleallianz sofort zersprengt gewesen.

Während des Monats März machte Admiral Tamandaré mehrere Recognoscirungen der verschiedenen Uebergangspunkte, theilweise um den Feind irrezuführen. Es wurden Schiffe gewechselt, und man glaubte zu bemerken, daß Lopez Vorbereitungen zu einem Rückzuge in die später so berühmt gewordene Rojaslinie mache. Bei diesen Bewegungen der Schiffe gelang es, 300 brasilianische Artilleristen und Pioniere auf einer Insel in der Mitte des Stroms, dem Fort Itapirú gegenüber, auszusetzen, denen es auch möglich wurde, in einer Nacht so hohe Brustwehren gegen das feindliche Ufer aufzuwerfen, daß am andern Tage schon schwer Geschütze in die Schanze eingefahren werden konnten, um dadurch eine wirksame Unterstützung für den beabsichtigten Angriff auf dieses Fort beim Uebergange zu gewinnen. Diese Insel griffen die Paraguays am 10. April mit außerordentlicher Bravour an, scheiterten aber an der kaltblütigen Tapferkeit der brasilianischen Artilleristen und Infanteriebesatzung. Obgleich nur 1200 Paraguays gegen 1000 Brasilianer kämpften, soll dies Gefecht doch eins der bedeutendsten, blutigsten und für beide Theile rühmlichsten gewesen sein. Einen Erfolg hatte es für die Paraguays nicht; die Batterie und die Insel blieben im Besitz der Brasilianer und nur wenige Paraguays kamen lebend an das jenseitige Ufer. Kartätschen rissen auch die im Wasser Schwimmenden noch nieder. Endlich, am 16. April, also fast sechs Monate nach Ankunft der allirten Hauptarmee am Paraná, wurde der Uebergang begonnen und am 17. April siegreich beendet. Zehntausend Mann unter dem General Osorio wurden dazu in Corrientes eingeschifft und fuhren ungefähr eine halbe Meile in den Paraguay hinein, sodas sie auf gleicher Höhe, ja sogar etwas im Rücken des Fort Itapirú, ungefähr eine Meile westlich von demselben, landeten, sich sofort in das sehr sumpfige Terrain einzuschneiden suchten und auffälligerweise von den Paraguays bei diesem ersten Festsetzen nicht gehindert wurden. Es zeigten sich zwar einige Patrouillen, aber die Nacht ging vorüber, ohne daß Lopez einen kräftigen Schritt gegen diese gefährliche Umgehung gethan hätte. Bei der sonstigen Geschicklichkeit der Paraguay-Generale ist dieses Uebersehen oder Nichtbeachten einer so entscheidenden Umgehung kaum zu erklären. Sie scheinen, durch die lange Unthätigkeit der Allirten verführt, deren Generale eines so kühnen Unternehmens nicht für fähig gehalten zu haben. Jedenfalls bestrafte sich die Sorglosigkeit der Paraguays, denn diese Umgehung entschied das Schicksal des nächsten

Lages, an welchem der Uebergang auch in der Front forcirt wurde. Jetzt erst erkannte man die Stellung der Paraguays bei dem Fort Itapirú, welches auf der Uferhöhe lag, sich aber mit einzelnen Batterien bis zum Flußufer senkte. Hinter dem Fort, das eben nur so groß war, um eine genügende Vertheidigungsmannschaft aufnehmen zu können, breitete sich landeinwärts ein verschanztes Lager aus, in welchem das Gros der Paraguays stand. Am 11. April früh wollte Lopez wahrscheinlich den am Tage vorher begangenen Fehler wieder gut machen und detachirte 3—4000 Mann in seine rechte Flanke, gegen die Truppen des Generals Osorio, der indessen während der Nacht noch Verstärkungen an sich gezogen und die gefährliche Stellung im Sumpfe durch geschicktes Vorschieben seiner Feldwachen wesentlich verbessert hatte. Als hier im Westen in der Flanke der Stellung der Kampf begann, eröffnete die Flotte den Angriff auf das Fort von der Südseite, bombardirte dasselbe ununterbrochen und deckte die Ausschiffung von Landungstruppen, die aber nur vorsichtig gegen das Fort vorgingen. Osorio, obgleich in der Mehrzahl, hatte einen ungemein hartnäckigen Kampf zu bestehen, trieb aber endlich gegen Mittag die Paraguays, welche sich mit außerordentlicher Hingebung geschlagen hatten, gegen das Fort zurück. Die Fliehenden betraten es indessen nicht, sondern wendeten sich unter den Wällen desselben nach Norden gegen das verschanzte Lager, welches sie aufnahm. Die Brasilianer recognoscirten das Fort, fanden es verlassen, und zogen nun in dasselbe ein, sodaß nun auch die von der Süd- oder Uferseite heraneilenden Argentinier einrücken konnten. Nun kam auch der Oberbefehlshaber General Mitre von der Corrientesseite des Flusses herüber und wohnte dem Aufziehen der brasilianischen und argentinischen Flaggen auf den Wällen des Fort bei. Da man nicht wußte, welche Vorbereitungen Lopez getroffen, so sollte der Angriff auf das verschanzte Lager bis zum nächsten Tage verschoben werden; man überzeugte sich aber sehr bald, daß die Paraguays in der Nacht auch dieses ausgedehnte Vertheidigungswerk verlassen hatten, und konnte es am 13. April ohne Kampf besetzen. Bei dem nun befohlenen Vormarsch lernte man das einem Angriffe höchst ungunstige Terrain sehr bald kennen. Ein schmaler Landrücken zog sich von Itapirú beinahe bis nach Humaitá, im Westen die Sümpfe des austretenden Paraguaystroms, im Osten die Sümpfe des Esterro-velhacão (Verräthersumpf) und eine völlige Unbekanntschaft mit dem Terrain. Dies rieth zur Vorsicht, und ehe überhaupt an ein weiteres Vorgehen zu denken war, mußte erst der ganze Verpflegungsdienst so eingerichtet werden, daß kein Mangel eintreten konnte, denn alles, was bisher aus Corrientes direct bezogen wurde, mußte jetzt über den Paraná geschafft und hier große Depots eingerichtet werden, damit die Operationen nicht gehemmt waren. Das Gros der Allirten blieb also bis zum 2. Mai in der eroberten Verschanzung stehen und sendete nur die Avantgarde unter den Generalen Flores und Hornos auf jenem Landrücken vor, während Osorio mit Brasilianern als Repli die Verbindung zwischen der Avantgarde und dem Gros übernahm. General Flores scheint die Paraguays, nachdem sie ihre anscheinend so günstige Position bei Itapirú ohne einen allgemeinen Kampf aufgegeben, unterschätzt zu haben, und hatte sein Lager mehr bequem als sicher am Rande eines Waldes aufgeschlagen, aus welchem am 2. Mai plötzlich 6000 Paraguays hervorbrachen, im ersten Anlaufe ein furchtbares Blutbad unter den am weitesten vorlagernden Orientalen anrichteten und sogar einige Geschütze nahmen. Sie erschienen so plötzlich, als wären sie aus der Erde hervorgewachsen, und für sie schien die Ungangbarkeit der Sümpfe nicht zu existiren. Der Kampf nahm bereits den Charakter einer vollständigen Niederlage für die Avantgarde der Allirten an, als General Osorio mit seinen Truppen herbeieilte, das Gefecht nicht allein zum Stehen brachte, sondern auch die schon genommenen Geschütze zurückeroberte und die Paraguays bis weit hinter den Wald zurückwarf, aus dem sie so plötzlich hervorgebrochen waren. Von beiden Seiten war mit außerordentlicher Erbitterung gekämpft

worden, und gegen 2000 Leichen und Verwundete bedeckten den Kampfplatz. Als nun die Sieger nach diesem Gefechte beim Estero-Velhacão den sich zurückziehenden Paraguays folgen wollten, standen sie plötzlich vor ausgedehnten Befestigungen, die sich bei Tuyuti über den ganzen Landrücken auf fast eine halbe Meile Länge hinzogen und vollständig mit Geschütz armirt waren. Man hatte geglaubt, von Passo da Patria her unmittelbar bis unter die Werke von Humaitá marschiren zu können, und sah sich plötzlich auf der Hälfte des Weges starken und wohlbesetzten Werken gegenüber, an denen Lopez offenbar seit sechs Monaten, von dem Augenblicke an hatte arbeiten lassen, als die Allirten am südlichen Ufer des Paraná erschienen. Abermals stockte der Vormarsch, aber es rückte nun auch das Gros von Itapirú her vor und lagerte Mitte Mai die ganze allirte Armee bei dem verlassenem Flecken Tuyuti, denn um diese Zeit war die Verpflegung durch Aufhäufung in Magazinen nördlich von Passo da Patria und durch Herübererschaffung von Fuhrwerk und Transportmitteln gesichert. Man überzeugte sich, daß es schon diesseits Humaitá zu einem Belagerungskriege kommen müsse, und richtete sich vollständig vor diesen improvisirten Werken (den Rojaslinien) ein, sollte sich aber sehr bald überzeugen, daß die Paraguays, trotz ihrer Niederlagen bei Itapirú und Velhacão, keineswegs entmuthigt waren, denn am 24. Mai machten sie unerwartet einen Ausfall und stürzten sich, gegen 9000 Mann stark, auf die abermals überraschten Allirten. Diesmal wurden sie gleich anfangs so kräftig empfangen, daß sie keine Erfolge hatten, und in dem rangirten Gefechte, welches sich auf der ganzen Ausdehnung der Rojaslinien entwickelte, endlich weichen mußten, um sich unter den Schutz ihrer Wallgeschütze zurückzuziehen. Abermals bewies die Zahl der Leichen und Verwundeten, daß man es mit einem ebenso tapferu als fanatisirten Feinde zu thun habe, und da die Flotte hier, einige Meilen ins Land hinein, keine Dienste leisten konnte, so sahen die allirten Generale voraus, daß es vor diesen Werken noch zu heftigen Kämpfen kommen werde. Man war erstaunt, auf ein Hinderniß zu stoßen, das jedenfalls außer aller Berechnung gelegen hatte. Offenbar hatte Lopez mit diesem geschickten und erstlich lange vorbereiteten Coup einen großen Vortheil gegen die Allirten gewonnen, denn er hatte sie der Mitwirkung ihrer Flotte beraubt, indem der Kampfplatz stundenweit von den Ufern entfernt und zugleich so gelegt war, daß er den Angriff von der Festung Humaitá abhielt, deren Umgehung von Candelaria aus nur dann möglich und rathsam gewesen wäre, wenn sie von den Allirten eingeschlossen, ihre Besatzung also paralytirt war. Man sah es den Maßregeln der Allirten nach den beiden blutigen Gefechten von Estero-Velhacão an, daß sie von dieser Vertheidigungsfähigkeit und Zähigkeit der Paraguays überrascht und in gewissem Grade gelähmt waren. Sie hatten gehofft, bald nach dem Uebergange über den Paraná gleichzeitig mit der Armee und der Flotte vor Humaitá erscheinen, dort den Feind festhalten, entweder die Festung bezwingen oder doch so fest einschließen zu können, daß eine Expedition nach der feindlichen Hauptstadt dann den Krieg beendet haben würde. Statt dessen sahen sie sich der so mächtigen Mitwirkung ihrer Flotte beraubt, auf ein von ungangbarem Sümpfen umgebenes Terrain gebannt, starken, gutarmirten und energisch vertheidigten Festungswerken gegenüber, und, von Ausfällen gezwungen, in die Defensiv gedrängt. Es mußte also die nächste Sorge sein, sich gegen diese Ausfälle, vielleicht Umgehungen und Ueberraschungen jeder Art zu sichern; da sie keinen Schritt zurückthun wollten, was eigentlich bis zur Stellung bei Itapirú und beim Passo da Patria das Natürlichste gewesen wäre, wenigstens den ganzen Landtransport der Verpflegung gespart haben würde. Nun mußten auch sie parallel mit den Rojaslinien durch Feldbefestigungen ihr Lager sichern, um einen sichern Halt zu gewinnen. Das geschah, und zwar in so ausgiebiger Weise, daß in der Mitte der Angriffsstellung eine Redoute als Reduit, eine Redoute auf jedem Flügel und in deren Zwischenräumen Wälle aufgeworfen wurden, sodas ein Werk entstand, fast ebenso

widerstandsfähig, jedenfalls ebenso ausgedehnt, als die Rojaslinien der Paraguays. Bei dem Gefecht am 24. Mai waren die Paraguays mit 14 Regimentern Cavalerie und 22 Bataillonen Infanterie, sowie circa 40 Geschützen aufgetreten, die unter den Generalen Resquin und Barrios nicht allein große Tapferkeit, sondern auch militärische Geschicklichkeit gezeigt hatten. Rechnet man hinzu, wie viel Truppen Lopez gegen Candelaria im Südosten seines Landes, in Humaitá selbst, in der Hauptstadt Assuncion und in Matto-Grosso stehen haben mußte, so hatten die Allirten alle Vorsicht und Anstrengung nöthig, um mit einem so determinirten Feinde fertig zu werden, der alle seine Hülfsmittel zur Hand und in seinem eigenen Lande hatte, während die Allirten von Mitteln, Stimmungen und Vorgängen abhingen, die sich auf Hunderte von Meilen Entfernung hinter ihrem Rücken zeigten.

Obgleich Lopez in beiden Gefechten, denen er übrigens nicht beiwohnte, indem er in Humaitá die Entscheidung erwartete, zurückgeschlagen worden war, so hatte er doch einen entscheidenden Erfolg dadurch, daß die allirten Generale den Plan einer Diverfion von Candelaria aus, direct auf Assuncion, aufgaben. Dort stand der General Baron Porto Alegre, welcher die rio-grandenser Milizen von Uruguayana aus dorthin geführt und sie soviel als möglich disciplinirt hatte. Der Obergeneral Mitré ließ ihm daher den Befehl zugehen, und schickte ihm Schiffe, damit er sich mit der Hauptarmee im Lager von Tuyuti vereinige. Zugleich wurde aber das Verlangen in Rio-de-Janeiro gestellt, bei Candelaria ein zweites Reservecorps zu sammeln, weil dies ein verwundbarer Punkt sei, den Lopez vielleicht zu einer Invasion brasilianischen Gebiets, unabhängig von dem Kampfe um Humaitá, benutzen könnte. Dies geschah auch, und abermals stellte die Provinz Rio-Grande do Sul ein Corps, von welchem weiterhin noch die Rede sein wird. Mitré drang nun in den Admiral Tamandaré, er möge mit der Flotte versuchen, bis Humaitá vorzubringen, um so die Landarmee in deren Flanke zu degagiren, erhielt aber die Antwort, daß dies vorberhand noch nicht rathsam erscheine, da die Schiffe von beiden Ufern des Flusses Feuer erhalten könnten, und die Menge von Branderslöfen, schwimmenden Sprengvorrichtungen und Stockaten den Fahrzeugen gefährlich sei. Eine Wirksamkeit der Flotte könne mit Erfolg erst dann eintreten, wenn es der Landarmee gelänge, ihren linken Flügel bis an das linke Ufer des Paraguays auszudehnen, weil sich dann die Schiffe und die Truppen gegenseitig unterstützen könnten. Gewiß war das richtig und bewies sich auch durch die spätern Vorgänge so; aber gefördert sahen sich die allirten Generale dadurch nicht, im Gegentheil zur Unthätigkeit verdammt und auf Abwarten angewiesen. Lopez griff durch Batterien auf den Inseln der Tres-Vocas und durch Kanonenboote die brasilianischen Schiffe am 14. Juni und durch ein Bombardement aus den Rojaslinien am 19. die entstandenen Lagerbefestigungen bei Tuyuti an, ohne daß etwas dadurch erreicht worden wäre. In jeder Nacht kamen Brandervorrichtungen und Torpedos den Paraguay herabgeschwommen, um die Flotte zu beschädigen; man lernte aber sehr bald, durch Wachboote und Netze sowie verdoppelte Aufmerksamkeit diese gefährlichen Zerstörungsmittel unschädlich vorbeischwimmen zu lassen. Zwischen den beiderseitigen Werken gab es fast täglich eine Kanonade, die indessen mehr Lärm als Wirkung hervorbrachte. Sehr viel übler waren die Lagerkrankheiten, welche zwischen diesen Sümpfen mit erschreckender Verheerung eintraten, und auch die Pferde wie das Schlachtwieh zu Hunderten hinwegrafften. Ohne die Verstärkung durch den General Baron Porto Alegre ließ sich nichts unternehmen, und kam dieser — angeblich 12000, in Wirklichkeit aber nur 7000 Mann stark — so waren auch nur diejenigen Verluste ersetzt, welche die Allirten seit dem Uebergange über den Paraná gehabt.

Schon damals sah das ganze Unternehmen langwierig aus, freilich nicht in dem Maße, als es sich später wirklich erwies. General Osorio, Höchstcommandirender der sämmtlichen

brasilianischen Truppen, war indessen mit diesem Zögern und Abwarten nicht einverstanden, verlangte täglich Sturm auf Sturm, und konnte sich mit diesem Verlangen gegen den Oberbefehlshaber Mitre nicht stellen, sodas Orsio die Armee verließ und sich schmollend zurückzog. Er wurde im Obercommando durch den General Polydoro ersetzt. Auch General Flores kündigte dem Oberbefehlshaber an, das wichtige Regierungsgeschäfte ihn sofort nach Montevideo zurückberiefen, während Admiral Tamandaré durch seine Unthätigkeit und Schonung der Flotte vielfache Gegner in Rio-de-Janeiro hatte, die denn auch bald darauf seine Abberufung bewirkten. Mitte Juli war endlich General Porto Alegre von Candelaria mit 7000 Mann und vielen Remontepferden für die Hauptarmee am Passo da Patria angekommen und lagerte dort, als Lopez einen Ausfall und zwar am 11. Juli machte, der sich diesmal vorzugsweise gegen den linken Flügel der Allirten richtete. Diese hatten nämlich unablässig daran gearbeitet, ihren linken Flügel womöglich bis an den Paraguay zu verlängern, um dadurch eine Mitwirkung der Flotte zu ermöglichen, und Lopez erkannte sehr wohl diesen Zweck seiner Gegner, verstärkte seinen rechten Flügel ebenfalls und brach am 18. Juli, noch ehe die 7000 Mann des Generals Porto Alegre in das Lager bei Tupyti einrücken konnten, mit bedeutender Stärke auf die Allirten ein. Abermals ein heftiges Gefecht, abermals unverhältnißmäßig viele Tode und Verwundete, aber auch abermals keinen Erfolg. Abwechselnd drangen Paraguays in die brasilianischen und Brasilianer in paraguayische Werke ein, diese Gefechte endeten aber ebenso wie die bisherigen Ausfälle. Die Paraguays zogen sich hinter ihre Hojaslinie zurück. Die Allirten mußten aber bei dieser Gelegenheit eine sehr unliebsame Entbedung machen. Als es nämlich einigen Bataillonen gelungen war, einen Theil des Walles zu ersteigen, sahen sie hinter der ersten Linie eine zweite von noch höhern Wällen sich erheben, welche ein weiteres Vordringen unmöglich machte. Die allirten Generale glaubten in dieser außerordentlichen Anstrengung der Paraguays deren Besorgniß zu erkennen, das Humaitá selbst doch wol nicht so stark sei, als man es geschildert hatte, da sie so eifrig besorgt waren, die Allirten gar nicht bis an die Festung herankommen zu lassen, und beschloffen nun, womöglich auf dem Wasserwege und zugleich am Ufer des Paraguay entlang unmittelbar gegen die Festung selbst vorzugehen. Südlich von Humaitá, sich mit dem rechten Flügel an den Paraguay anlehnd, hatte Lopez ein verschanztes Lager aufgeschlagen, das später so berühmt gewordene Curupaiti, welches von Sümpfen und unburchdringlichen Wäldern gedeckt, von der Hojaslinie im Nordosten, sowie im Südwesten jede Annäherung eines Feindes von Süden her gegen die Festung verhinderte. Hier aber konnte die Flotte mitwirken und damit diejenige Waffe angewendet werden, in welcher die Allirten den Paraguays überlegen waren. Es wurde daher sorgfältig ein Plan ausgearbeitet, soweit dies bei vollständiger Unkenntniß des Terrains möglich war, und Baron Porto Alegre mit Ausführung desselben beauftragt, welche sich indessen noch bis zum 1. Sept. verzögerte. Er sollte sich selbst die Truppen aussuchen, welche er zu dieser Expedition verwenden wollte, diese auf Kriegs- und Transportfahrzeugen der Flotte einschiffen, unterhalb Curupaiti landen und die Werke dieses Lagers im Verein mit der Flotte angreifen. Porto Alegre wählte vorzugsweise rio-grandenser und brasilianische Bataillone, übte sie auf Wald- und Sumpfsgefechte ein und fuhr an dem genannten Tage mit Tagesanbruch durch die Tres-Vocas-Mündungen, von Itapirú aus, den Fluß aufwärts. Plötzlich bekamen die vordersten Schiffe, noch ehe Curupaiti zu sehen war, starkes Geschützfeuer vom Lande, und aus so schweren Kalibern, das es nur von einem festen Werke kommen konnte. Die Flotte zog sich daher hinter eine längliche Insel (Las-Palmas), in der Mitte des Flusses, zurück, um sich gegen dies Feuer zu schützen, und ließ durch Boote recognosciren. Diese berichteten, das hinter dem Uferwalde, in einer gegen den Fluß zu offenen Richtung, ein Fort liege, welches den ganzen Strom beherrsche. General

Porto Alegre beschloß also schon hier die Ausseifung, ließ erst den Uferwald durch die Schiffsgeſchütze ſtark bewerfen, und landete dann erſt 900 Mann, die ſich dicht am Ufer hinter Berhauen feſtſetzen mußten, während die Boote abermals 1000 Mann von den Schiffen holten. Als ungefähr 3000 Mann am Lande waren und ſich im Walde ausbreiteten, mußte natürlich die Beſchießung deſſelben von den Schiffen aus aufhören, und nun griffen die Paraguays mit großer Behemenz die Gelandeten an. Der Kampf in dieſem Walde war ein ſehr blutiger, dauerte von Mittag bis zum Einbruche der Nacht und endigte erſt nach vollſtändiger gegenseitiger Erſchöpfung. Die Paraguays zündeten, nachdem die Dunkelheit begonnen, den Wald an, um die Allirten von weiterm Vordringen gegen das Fort abzuhalten; der Wind ſtand aber vom Fluſſe landeinwärts, ſodaß ſie ſelbſt durch den Brand rückwärts getrieben wurden, die gelandeten Truppen aber am Ufer bivaquieren konnten. Mit dem Niederbrennen des Waldes zwiſchen der Landungsſtelle und dem Fort hatten ſich die Paraguays nur ſelbſt Schaden gethan, denn nun konnten am nächſten Tage, den 2. Sept., die Allirten, wenn auch über glühende Aſche, vordringen und Curuzú (ſo hieß dieſes Fort) angreifen. Das Fort ſelbſt war nur klein und auf 18 Geſchütze berechnet, weſhalb die Paraguays es außerhalb deſſelben zu vertheidigen ſuchten, und dazu den Wald zwiſchen Curuzú und Curupaiti benutzten, wo ſie eine zahlreiche Feldartillerie gegen den Angriff in Action brachten. Unterdeſſen wurde das Fort unabläßig von der Flotte beſchoſſen, die hier indeſſen einen ſchweren Verluſt hatte, denn die Panzerfregatte Rio-de-Janeiro, das ſchönſte Schiff der braſilianiſchen Flotte und ein Meiſterſtück der modernen Schiffsbaukunſt überhaupt, ging, von einem Torpedo berührt, zu Grunde, indem es mitten auseinanderborſt, und nur wenige von der Beſatzung ſich retten konnten. Obgleich dieſe Kataſtrophe ſich unter den Augen der am Lande kämpfenden Allirten zutrug, brach ſie nicht allein ihren Muth nicht, ſondern entſtammte ihn zu noch größerer Anſtrengung, ſodaß die außerhalb des Fort kämpfenden Paraguays durch den ganzen Wald bis in die Wälder von Curupaiti zurückgetrieben wurden und das Fort, nachdem die meiſten ſeiner Geſchütze demontirt worden waren, durch Sturm genommen werden konnte. Die Beſatzung vertheidigte ſich bei den Geſchützen noch bis zum letzten Augenblicke und ſtarb lieber, ehe ſie ſich gefangen nehmen ließ; ja, es wurde noch eine Mine angezündet, als die Braſilianer ſchon im Fort waren; ſie that aber nicht dieſen, ſondern den in einer Waſtei ſammengedrängten Paraguays Schaden. Von den Truppen, die den Paraguays bis nach Curupaiti gefolgt waren, drangen zwei Compagnien zuſammen mit den Flüchtigen ein, hielten ſich zwar eine Zeit lang, mußten aber den von allen Seiten herbeieilenden Reſerven unterliegen, da General Porto Alegre nach der Einnahme des Fort das Abbrechen des Gefechts befohlen hatte, ihnen alſo keine Hülfe kam. Bis auf den Verluſt des prachtvollen Schiffes und jener beiden Compagnien hatte General Porto Alegre einen vollſtändigen Erfolg errungen, und würde vielleicht auch Curupaiti ſchon an dieſem Tage bezwungen haben, wenn die Nachricht, daß ſich bereits zwei Compagnien der vorderſten Sturmcolonne innerhalb der Werke des verſchanzten Lagers befänden, ſich nicht mit dem Befehle, das Gefecht überhaupt abzubrechen, gekreuzt hätte. Unerklärlich wird es bleiben, weſhalb der Oberbefehlshaber Mitre nicht gleichzeitig mit dieſem Gefechte, deſſen Kanonendonner bei Tuyuti deutlich zu hören war, die Rojaslinien angriff, auf deren Ueberwältigung es doch eigentlich ankam. Es ſind dieſe Erſcheinungen, die ſich erſt dann erklären laſſen werden, wenn die damals leitenden Perſönlichkeiten vom Schauplatz abgetreten ſind. Factiſch iſt, daß Curupaiti an dieſem Tage nicht fiel, weil kein gleichzeitiger Angriff auf die Rojaslinien geſchah, ſodaß Lopez, ſelbſt im letzten Augenblicke, friſche Truppen von dort nach Curupaiti ziehen konnte. General Porto Alegre ſetzte ſich nun in Curuzú feſt, ließ an einer möglichſt gefunden Stelle ein Lager aufſchlagen, ſcheint aber das Terrain zwiſchen dieſem

und Curupaiti nicht genügend beobachtet zu haben, weil sonst der Angriff am 22. Sept. nicht in solchem Maße fehlgeschlagen wäre, als wir zu berichten haben werden. Es entstand durch diesen Erfolg in der linken Flanke eine eigenthümliche Lage, denn die allirten Generale glaubten nun den Schwerpunkt ihrer Operation dorthin verlegen zu müssen, und wurden in dieser Ansicht bekräftigt, als Lopez plötzlich von Humaitá aus einen Parlamentär in das Hauptquartier von Tuyuti sandte und um eine Unterredung mit dem Oberbefehlshaber bat, in welcher er bereit sein würde, auf Friedensunterhandlungen einzugehen. Mitré sandte sogleich an den brasilianischen General Polydoro und den General Flores, als Repräsentanten der Republik Uruguay, und lud beide ein, dieser Unterredung beizuwohnen. Flores sagte zu, Polydoro lehnte aber jeden Verkehr mit Lopez ab. Die kaiserliche Regierung habe ihn nach Paraguay geschickt, um, dem Allianztractat entsprechend, den Präsidenten Lopez abzusetzen und zu vertreiben, er könne also mit einem Manne nicht unterhandeln, dem er die Fähigkeit entziehen müsse, seine etwa eingegangenen Verpflichtungen später auch auszuführen. So fand denn diese merkwürdige Zusammenkunft am 11. Sept. 1866 zwischen Tuyuti und Rojas in aller Form statt. Man war höflich gegeneinander. Lopez verweigerte aber gerade die Hauptpunkte des Tripleallianzvertrags und wollte mit Mitré und Flores einen Separatfrieden schließen. Man ging ebenso fremd auseinander, wie man zusammengekommen war. Daß indessen Lopez überhaupt einen solchen Schritt der Annäherung gethan, schien doch anzudeuten, daß er das Vertrauen zu einer längern und wirksamen Vertheidigung verloren, und General Polydoro drang nun darauf, daß man ernstlich angreifen müsse, und zwar gleichzeitig Curupaiti mit der Flotte und dem Corps von Porto Alegre, die Rojaslinien aber mit der Hauptarmee. Mitré zögerte mit seinem Entschluß vom 11. bis zum 20. Sept. und befahl dann, daß sämmtliche argentinische Truppen sowie die bewährtesten brasilianischen von Tuyuti zu Wasser nach Curuzú abrücken sollten, wo er selbst den Hauptangriff gegen Curupaiti unternehmen wolle, während Flores zu Lande versuchen solle, eine Verbindung des linken Flügels der Truppen von Tuyuti mit dem rechten der von Curuzú gegen Curupaiti vorgehenden Colonnen zu gewinnen; Polydoro aber sollte mit dem Rest der bisherigen Hauptarmee die Rojaslinien angreifen. Nach dieser Disposition wurde verfahren und am 21. Sept. abends befanden sich beim Lager von Curuzú etwa 17000 Mann, mit denen Curupaiti angegriffen werden sollte. Als General Mitré selbst eingetroffen war, sandte er einen Major seines Generalstabs von der Nationalgarde aus Buenos-Ayres, einen sehr geschickten Notar, zur Recognoscirung in das Vorterrain, und da dieser die Wälle von Curupaiti nicht kannte, so hielt er ein in unglaublicher Eile auf Kanonenschußweite von Curupaiti aufgeworfenes Retranchement für die Wälle des Lagers selbst und rapportirte, daß alles in schönster Ordnung sei. Dieses, in 11 Tagen aufgeworfene Retranchement ist eins der größten Meisterstücke während der ganzen Zeit der Kriegführung, und es gewinnt fast den Anschein, als habe Lopez jene Zusammenkunft am 11. Sept. nur dazu benutzt, um Zeit zur Vollenbung dieses mächtigen Werkes zu gewinnen, an welchem der von den Allirten vorbereitete Angriff denn auch zerschellen sollte. Er hatte, und zwar vollständig unbemerkt von den Vorposten der Allirten, einen tiefen Graben in dem sumpfigen Terrain vom linken Ufer des Paraguayflusses bis an den See Piris ziehen und einen starken Wall dahinter aufwerfen, den Raum zwischen diesem Wall und der Enceinte von Curupaiti durch Berhaue und Ueberschwemmung oder Wolfsgruben und jedes erdenkbare Hinderniß ungangbar machen lassen, sodaß nur einige Offiziere die Fußsteige kannten, welche von dem Retranchement bis Curupaiti überhaupt passirt werden konnten. Am 21. und die Nacht zum 22. Sept. hindurch fiel einer jener wolkenbruchartigen Regen, wie man sie eben nur in jenen Gegenden kennt, und setzte auch das Terrain vor dem Retranchement noch unter Wasser, sodaß die Artil-

lerie der Allirten, als sie am Morgen des 22. Sept. in die Schlachordnung einrückte, kaum ein Fleckchen fand, wo die Geschütze aufgestellt werden konnten. General Porto Alegre war nicht wenig erstaunt, als er plötzlich ein neues und auf mehrere Leguas ausgebreitetes Werk vor sich sah. Das Geschehene war indessen nun nicht mehr zu ändern, und so gingen die Allirten denn auf der ganzen Linie zum Angriff vor. Die Flotte, welche diesen Angriff einleiten und unterstützen sollte, zeigte von Anfang an eine große Vorsicht. Der Verlust des gegen 7 Millionen kostenden Rio-de-Janeiro scheint sie scheu gemacht zu haben. Sie bewarf mit den weittragendsten Geschützen vorzugsweise den Raum zwischen dem Retranchement und Curupaiti, wo gar keine Truppen standen und die Kugeln im Sumpfe crepirten. Mitré wollte seinen Argentinern die Ehre dieses Tages gönnen und ließ die Flussseite des Retranchement angreifen. Natürlich mußte während dieser Zeit die Flotte ihr Feuer einstellen und warten, bis irgendetwas entschieden sei. Porto Alegre griff das Centrum an. Flores aber, der die Piriseseite angreifen sollte, gelangte mit seiner Cavalerie gar nicht bis an die Verschanzungen, sondern sah sich durch sumpfigen Urwald in seinem Marsche gehemmt. Da der Wall des Retranchement nur durch leichte Feldgeschütze und Infanteriefeuer vertheidigt wurde, so gelang es beiden Angriffen von Mitré und von Porto Alegre, den Wall zu ersteigen, worauf die Paraguays nach Curupaiti hin abzogen. Erst auf der Crête dieses Wall'es angekommen, sahen die Trailleurs der Allirten, daß sie durch Ersteigung desselben nicht das Geringste gewonnen, im Gegentheil in eine weit nachtheiligere Lage versetzt worden waren. Sie mußten die Feldgeschütze auf unerkenntbaren Fußsteigen, mitten durch eine große sumpfige Wasserfläche, zwischen Verhauen hindurch nach Curupaiti hineinfahren, während die Infanterie ihnen folgen mußte. Aus ihrem vorsichtigen Innehalten bestimmter Linien in diesem Sumpfe ließ sich aber schließen, daß daneben überhaupt kein Durchkommen möglich sei. Das Schlimmste war, daß die Soldaten der Allirten und besonders die Argentinier auf der Flussseite, sobald sie auf der Wallcrête erschienen waren und sich sammelten, um auf Curupaiti loszugehen, so verheerendes Kartätschfeuer von den Curupaiti-Bastien empfing, daß an ein Behaupten der Wallhöhe gar nicht zu denken war. Mit außerordentlicher Mühe wurden brasilianische Geschütze über den rasch ausgefüllten Graben auf den Wall gebracht und so gut es ging eingeschossen; aber es waren eben Feldgeschütze, welche gegen die schweren Kaliber der Paraguays gar nichts vermochten. Auch die Flotte konnte in dieser Lage der Dinge nichts leisten, und so mußte denn Mitré nach schwerem Verluste das Abbrechen des Gefechts auf der ganzen Linie befehlen. Niemand konnte sich verhehlen, daß es ein vollständiger Misserfolg gewesen und daß selbst die durch Curuzú erlangten Vortheile dadurch wieder vernichtet worden waren. Die Anklagen gegen die Oberleitung Mitré's wurden sehr laut und ließen sich nicht entkräften. Polydoro hatte die Hojalinien nicht eher angreifen wollen, bis Flores die Verbindung zwischen den beiden Corps hergestellt, und da der Ritt des Flores ebenfalls mißlang, so war keine Nachricht gekommen, also auch der Angriff von Tupyuti aus unterblieben. Es fehlte nicht an Vorwürfen von allen Seiten und nach allen Seiten, in Folge deren General Flores die Armee nun wirklich verließ und nach Montevideo zurückkehrte, zwischen dem Bruder des Oberbefehlshabers, Obersten Emilio Mitré, und dem brasilianischen Admiral Tamandaré aber eine höchst bedenkliche Scene vorfiel, welche die Abberufung Tamandaré's vom Oberbefehl der Flotte zur Folge hatte. Mit großem Jubel begrüßten in Buenos-Ayres und Montevideo die der Allianz feindlichen Parteien diese Aenderung in der Kriegslage, und es zeigten sich drohende Symptome in der Bevölkerung der La-Plata-Länder. Die Verluste der Allirten und namentlich der Argentinier waren sehr bedeutend, und das Bewußtsein, daß auch Lopez wieder viel verloren, bot keinen Trost dafür; um so weniger, als die Lagerkrankheiten bald darauf heftiger wurden und das endliche Erscheinen der

Cholera in verheerender Weise vorbereitete. Mitré kehrte nach Tupyuti zurück, während Porto Alegre das Commando in Curuzú behielt, und es folgte nun eine Zeit der Anspannung und Ungewißheit.

In Rio war man über diesen ersten Fehlschlag seit dem Beginn der wirklichen Campagne in hohem Grade unzufrieden, aber weit entfernt davon, in den bisherigen Anstrengungen nachzulassen. Im Gegentheil erschien sofort der Befehl, abermals 10000 Mann Nationalgarde zu mobilisiren, und wurde der Feldmarschall Marquez Carias zum Oberbefehlshaber der brasilianischen Truppen und der Flotte ernannt; Contreadmiral Ignacio erhielt das Commando der Flotte, von nun an aber nicht mehr selbständig neben Mitré und Polydoro, sondern unter dem Befehl des Marschalls Carias. Obgleich Brasiliens bewährtester Heerführer und Sieger in der Campagne gegen Rosas von Buenos-Ayres, war Carias doch bereits in ein Lebensalter eingetreten, welches kaum noch eine energische Weiterführung des Kriegs erwartete, um so mehr, als eigentlich der Krieg überhaupt erst auf einer ganz neuen Basis zu beginnen hatte, denn daß man mit der bisherigen Art der Operationen nicht weit kommen würde, fühlte jedermann heraus, und wurde dies auch in der Presse mit großer Bitterkeit discutirt. Ehe Marschall Carias noch bei der Armee ankommen konnte, machte Lopez, Mitte October, wieder einen Ausfall aus den Rojaslinien, und zwar auf das brasilianische Lager unter Polydoro; wie alle Ausfälle ohne andern Erfolg als einige Tode und Verwundete. Jedemfalls änderte er nicht das Geringste in der Kriegslage und selbst als die neuen Commandeure Carias und Ignacio im December 1866 mit abermaligen Verstärkungen auf dem Kriegsschauplatz eintrafen, schien sich nichts ändern zu wollen, denn gleich nach seiner Ankunft in Tupyuti verlangte Carias Verstärkungen und Ignacio die Sendung noch einiger Panzerschiffe, ohne welche eine Forcirung der Flußpassage bei Humaitá für unmöglich erklärt wurde, und zwar nach dem Urtheile englischer und amerikanischer Marineoffiziere, welche die Uferbefestigung bei Humaitá selbst geprüft. Die spätern Ereignisse haben diese englischen und amerikanischen Urtheile zwar interessirt erscheinen lassen, andererseits hat sich aber auch erwiesen, daß in der That nur Panzerschiffe den endlichen Sieg erzwingen konnten.

Am Ende des zweiten Kriegsjahres angekommen, müssen wir nun auch einen Blick auf die politischen Vorgänge richten, welche unterdessen mannichfach auf die Kriegführung eingewirkt. Obgleich die drei alliirten Staaten beschlossen, den Tripleallianztractat von Buenos-Ayres geheimzuhalten, so hatte doch eine ebenso unbegreifliche als unverantwortliche Indiscretion des Lords John Russell denselben veröffentlicht. Der in den La-Plata-Ländern accreditirte britische Gesandte Thornton hatte nämlich von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten der Republik Uruguay, de Castro, als vertrauliche Mittheilung, und weil er selbst das Auftreten der Alliirten billigte, eine Abschrift des Tractats erhalten und, wie ganz in der Ordnung, seinem Gouvernement mitgetheilt, Minister Russell aber ohne alle Rücksicht auf die Vertraulichkeit dieser Mittheilung das wichtige Actenstück in einem für das Parlament bestimmten Blaibuch drucken lassen. Als dadurch die gegen Lopez beschlossenen Maßregeln in Amerika bekannt wurden, fühlten sich die Republiken Peru, Chile, Bolivia, Ecuador und Columbia in ihrer Existenz bedroht, denn sie erkannten sehr wohl, daß bei einer Durchführung der in dem Tripleallianztractat ausgesprochenen Grundsätze auch sie einst zur Verantwortung für die chronischen politischen Störungen und Unruhen gezogen werden könnten, welche diese so reich gesegneten Länder nicht zu einer vollen Entwicklung kommen lassen. Es kamen daher Proteste von allen Seiten. Chile eröffnete den Reigen und begann seinen Protest mit der unglaublich diplomatischen Naivetät, zu behaupten, es sei unerhört und noch nie in der Welt vorge-

kommen, daß eine Allianz gegen ein Staatsoberhaupt, nicht gegen das Land gerichtet gewesen sei. Der geistreiche Verfasser muß wol nie etwas von der europäischen Allianz gegen Napoleon I. gehört haben! So groß und übereinstimmend der Lärm war, so sehr er die Stimmung in Buenos-Ayres und Montevideo beunruhigte, so ruhig verhielt sich Brasilien ihm gegenüber. In Montevideo legte de Castro seinen Ministerposten nieder, nachdem er ein wahrhaft vernichtendes Schreiben an Lord John Russell veröffentlicht, und in Buenos-Ayres gab es Auftritte zwischen dem Gesandten der Republik Chile, Castarría, und dem Vicepräsidenten Paz, welcher später auch sein Amt niederlegte; damit war der Zwischenfall aber erledigt. Peru hatte so viel mit sich selbst zu thun, daß niemand seinen Protest beachtete. Nur Bolivia schien Anstalt zu einem Eingreifen in die Verhältnisse zu machen, ob mit oder gegen den Willen des Präsidenten Melgarejo, hat sich auch jetzt noch nicht erkennen lassen. Es bildeten sich Banden an der Nordgrenze der Argentinischen Conföderation, ebenso in Chile an der Westgrenze derselben, welche die nach und nach ausbrechenden Rebellionen in den argentinischen Grenzstaaten, von welchen während der Jahre 1867 und 1868 auch noch die Rede sein wird, unterstützten. In Brasilien trat das Ministerium d'Olinde ab, das neue Ministerium war aber ebenso entschieden für Fortführung des Kriegs, wie auch der Kaiser seit dem Beginn desselben keinen Augenblick gewankt hat anzuerkennen, daß es sich bei diesem Kampfe um die ganze Zukunft Brasiliens handeln, wenn auch der Augenblick fast unerträgliche Lasten auferlegte. Einem sich immer wiederholenden Vorwurfe der Gueuer, sowol in Amerika als in Europa, antwortete der Kaiser im September plötzlich und von allen Seiten unerwartet mit dem Decret für die Eröffnung der Ströme Amazonas und San-Francisco mit allen ihren Zuflüssen zu freier Schifffahrt für alle Flaggen — ein Schritt, dessen außerordentliche Tragweite erst die Zukunft in seiner ganzen Bedeutung erkennen lassen wird. Man hatte Brasilien stets den Vorwurf gemacht, es habe diesen Krieg gegen Paraguay nur begonnen, um die unbedingte Herrschaft über die Gewässer des La-Plata-Beckens zu erreichen, während es factisch dahin strebt, diese mächtige Wasserstraße vollständig freizumachen. Es konnte nun nicht wohl eine schlagendere Widerlegung dieser Verdächtigung geben als die vollständige Freigebung des Amazonas- und San-Francisco-Beckens, welche den ganzen Norden Brasiliens allen seefahrenden Nationen öffnet, und zwar ohne daß irgendwie ein Verlangen danach gestellt, oder ein diplomatischer Druck ausgeübt worden wäre. In Europa machte dieses großmüthige Geschenk an den Weltverkehr einen sehr günstigen Eindruck, weil in ihm die Garantie liegt, auch das La-Plata-Becken künftig in gleicher Art geöffnet zu sehen.

So trat die Kriegführung in das Jahr 1867 ein. Marschall Caxias war offenbar mit der strengsten Instruction gekommen, das gute Verhältniß mit den beiden alliirten Republiken aufrecht zu erhalten; ein Bestreben Brasiliens, welches sich während des ganzen Kriegs auf das bestimmteste erkennen läßt. General Flores war bereits nach Montevideo zurückgekehrt, Mitre dagegen als Oberbefehlshaber noch bei der Armee, und es mag dem Marschall schwer geworden sein, sich als alter General und bisher siegreicher Feldherr dem Oberbefehl eines Brigadegenerals, der eben erst eine Niederlage erlitten, zu unterordnen; man hat aber nichts gehört, was irgendwie auf Störung des guten Einvernehmens hätte schließen lassen, und ist dies jedenfalls eine der bezeichnendsten Signaturen des ganzen Kriegs, weil eine jahrelange Dauer guten Einvernehmens zwischen den Generalen verschiedener Nationalitäten bei alliirter Kriegführung überhaupt zu den seltensten Erscheinungen gehört. Allerdings stand Caxias nun als Oberbefehlshaber der brasilianischen Landarmee und Flotte anders dem gemeinschaftlichen Oberbefehle gegenüber als seine Vorgänger Osoria und Polydoro, welche mit der Flotte nichts zu thun gehabt hatten, und diese war doch bei Weiterführung der Operation die Basis, auf deren Impuls sich alles

andere stützen mußte. Der damalige Bestand derselben möge hier eingeschaltet werden, weil seine Kenntniß die spätern Vorgänge leichter beurtheilen läßt:

Kriegsdampfer.	Kanonen.	Pferdekraft.	Offiziere.	Matrosen und Marinesoldaten.
1) Nietheroy	32	200	25	142
2) Belmonte	8	120	18	111
3) Paranahyba	8	120	19	122
4) Maracana	2	80	16	73
5) Mearim	8	100	17	120
6) Magé	8	120	21	119
7) Hajahy	6	80	14	65
8) Beberibe	8	130	22	147
9) Aguatemy	5	80	19	101
10) Araguahy	8	100	15	67
11) Araguay	9	80	17	112
12) Ahahy	6	100	15	86
13) Ypiranga	8	70	18	79
14) Amazonas	6	300	28	140
15) Tacuary	2	40	14	83
16) Chuy	2	30	11	62
17) Lamanahy	2	40	8	36
18) Onze de Junho	2	50	21	62
19) Lindoya		unbekannt		
20) S. Martins	6	40	15	85
21) Greenhalgh	2	40	15	85
Panzerdampfer:				
22) Brazil	8	250	16	129
23) Lamanbaré	6	80	19	101
24) Barroza	7	130	23	126
25) Bahia	2	140	19	128
26) Lima Barros	4	300	28	143
27) Ferval	2	200	20	114
28) Colombo	8	240	18	114
29) Mariç Barros	2	200	19	106
30) Cabral	8	140	16	118
Kanonenboote:				
31) Pedro Affonso	3	60	8	35
32) Forte de Coimbra	3	60	10	42
Segelcorvetten:				
33) Bahiana	22	—	23	145
34) Iguassú	4	—	11	26
Transportschiffe:				
35) Peperi Affo	—	—	5	28
Als Aviso-Transportschiffe gebraucht:				
36) Princesa Joiville	—	250	16	60
37) Apa	2	250	32	170
38) Marellio Diaz	—	240	18	62
39) Leopoldina	—	300	14	66
40) Isabel	1	260	15	54
In Summa	215	5120	678	3663

Dazu kam noch eine große Zahl gemieteter Transportschiffe, welche dem Heere die vollständige Verpflegung aus sämtlichen Hinterländern zuführen mußte, von denen viele aus Montevideo und Buenos-Ayres aber auch einen lebhaften Schmuggel für Paraguay betrieben, den durch größere Wachsamkeit zu verhindern eine der ersten Maßregeln des Marschalls Caxias war, denn dieser Schmuggel wurde von Corrientes aus sogar mit Kriegescon-

trabande auf das schamlofefte betrieben. Vor den Rojaslinien wurden zwar hin und wieder Kanonenschüsse aus den beiderseitigen Werken gewechselt und es fanden einzelne Vorpostenscharmügel statt, aber es zeigte sich mehrere Monate hindurch keinerlei Vorbereitung zu einem ernstlichen Vorgehen. Die schon erwähnten Localrebellionen in den westlichen argentinischen Grenzprovinzen sollten indessen nun eine Aenderung hervorrufen. In Mendoza, am Fuße der chilenischen Andes, war eine jener Bewegungen ausgebrochen, welche die Pest aller südamerikanischen Provinzen sind. Der Gouverneur der Conföderation war vertrieben worden und eine provisorische Regierung, von freibeuternden Banden aus Chile unterstützt, hatte sich eingefest, erklärte anfangs das Pronunciamento für durchaus localer Natur, um die Regierung in Buenos-Ayres von Truppensendungen abzuhalten, warf aber bald die Maske ab, verlangte Trennung von der Conföderation, Anführen des Kriegs gegen Lopez und Lösung der Allianz mit Brasilien. Der Vicepräsident in Buenos-Ayres, Dr. Marcos Paz, handelte schwach und unentschlossen. Mitré im Feldlager erkannte dagegen sehr wohl die Gefahr, welche sich aus einer weitem Entwicklung dieser Bewegung für ihn ergeben konnte, und sendete sofort den General Paunero aus dem Tuyutilager mit 3000 Mann der besten argentinischen Truppen auf brasilianischen Schiffen den Paraná hinab nach Rosario, wo sich ein Rekrutendepot von 7000 Mann befand, die eben nach Humaitá abgehen sollten, nun aber, mit jenen 3000 Mann vereint, den Marsch unter Paunero nach Westen antraten, wo die Mendoza-Rebellen unterdessen auch schon in die Staaten San-Juan, La-Rioja und San-Luis eingezogen waren und auch diese revolutionirt hatten. Die Unterstützung der Rebellen durch Chile und selbst Bolivia war unzweifelhaft; Reclamationen der Conföderationsregierung wurden aber dahin beantwortet, daß die chilenische Regierung nicht für die Parteinahme ihrer freien Bürger verantwortlich gemacht werden könne. Paunero, ein eben so tapferer als vorsichtiger General, überrückte nichts, nahm eine feste Stellung in der Mitte der revoltirten Provinz und wartete das Verrauchen der ersten Revolutionsbegeisterung sowie die gewöhnlich darauf eintretende Rathlosigkeit ab, um einen Schlag anzuführen, was allerdings lange genug dauerte, um auch auf die Lage und Stimmung im Lager der Allirten vor Humaitá lähmend einzuwirken. Präsident Mitré fühlte, daß ihm der Boden unter den Füßen wankte, und entschloß sich daher schnell, mit einem Drittel der noch bei Tuyuti stehenden Argentinier selbst nach Buenos-Ayres zurückzugehen, um vom Sitz seiner Regierung aus die Rebellionen im Innern zu bekämpfen. Während seiner nur auf kurze Zeit berechneten Abwesenheit sollte Marschall Carias das Obercommando führen, und mit diesem Uebergange des Obercommandos in die Hand eines wirklichen Soldaten beginnt auch eine neue Phase der Kriegführung, die endlich den Sieg brachte. Mitré erschien plötzlich in Buenos-Ayres, sandte die von Tuyuti mitgenommene Truppen dem General Paunero, dessen Unterbefehlshaber, Oberst Arredondo, ein glückliches Gefecht gegen die Rebellen von Mendoza, San-Luis, La-Rioja und San-Juan hatte, worauf Mitré kräftig eingriff, die unsichere Haltung seines Vicepräsidenten, Dr. Marcos Paz, wieder gut machte, dem noch immer lauerten Urquiza imponirte und so den im Rücken der Allirten drohenden Sturm abwandte.

Als Marschall Carias sich allein verantwortlich an der Spitze des ganzen Heeres sah, zählte dasselbe 29000 Mann Brasilianer, 3400 Argentinier und nur noch einige 60 Mann Orientalen; ein so schneidendes Misverhältniß, selbst wenn man die Flotte als ausschließlich brasilianisch noch gar nicht in Betracht zieht, daß von einer allirten Kriegführung kaum noch die Rede sein konnte. Um so mehr mußte Carias seine Verantwortlichkeit fühlen und handelte demgemäß. Er mußte sich überzeugt haben, daß der Angriff auf Curupaiti, um von Südwesten her vor Humaitá zu gelangen, ein vergebener sei, wenn die Flotte nicht die Hauptarbeit thun könne, und befahl daher im Februar

dem Admiral Ignacio, noch einmal den Versuch mit einem Bombardement zu machen, welches aber, wie alle Bombardements in diesem wie in manchem andern Kriege, ganz unwirksam blieb. Von diesem Augenblicke an stand der Entschluß des Marschalls fest, es koste, was es wolle, von Tuyuti aus, östlich an den Rojaslinien vorbei, den Paraguaystrom nördlich von Humaitá zu erreichen und so diese Festung von Assuncion und dem ganzen Innern des Landes abzuschneiden. Diesem Plane standen zunächst die für unpassirbar gehaltenen Sümpfe der Njembucúniebungen entgegen, von denen der Estero-Beilhacão nur ein Theil ist. Auffallend genug war, daß bis dahin kein erster Versuch gemacht worden, diese Sümpfe so genau zu recognosciren, daß man über ihre Unpassirbarkeit Gewißheit gehabt hätte. Marschall Carias wendete dazu zwei Aerostaten an, welche, durch die Nordamerikaner Gebrüder Green geleitet, wochenlang das ganze Terrain überblickten und die Passirbarkeit in einer Entfernung von neun Leguas von Humaitá feststellten. Darauf baute Carias seinen Plan, wartete aber für die Ausführung die Ankunft seines Freundes Osorio, kürzlich zum Baron von Herval ernannt, ab, der auf die Nachricht von alleiniger Uebernahme des Oberbefehls durch Carias diesem sofort seine Dienste wieder angeboten hatte. Er war beschäftigt gewesen, wie früher Porto Alegre, jetzt ein zweites Reservecorps bei Candelaria zu versammeln, um es nach Tuyuti zu führen. Eine furchtbare Epidemie, die Cholera, sollte aber die Ausführung abermals verzögern. Sie hatte in Montevideo und Buenos - Ayres bereits schwere Verwüstungen angerichtet, drang über Entre-Rios und Corrientes bis nach Humaitá und lähmte jede militärische Thätigkeit. Es ist die schwerste Zeit, welche die Kriegführenden zu bestehen hatten, denn auch unter den Paraguays wüthete sie entsetzlich. Das Fort Curuzú mußte, wegen der todbringenden Miasmen seiner Sumpflage, aufgegeben werden, und es schien eine Zeit lang, als ob der frühere Plan eines Marsches von Candelaria aus, quer durch das Land nach Assuncion, wieder aufgenommen werden sollte; wenigstens deutete der lange Aufenthalt Osorio's in Candelaria darauf hin. Es war dies aber nur eine für den Feind berechnete Täuschung, denn Anfang Juli erschien General Osorio mit seiner Division einige Leguas östlich von Tuyuti, und nun erfolgte der Vormarsch der Armee durch die Sümpfe bis in den Nordosten von Humaitá bei San-Solano und Tuyu-Cué, auf einem Umwege von neun Leguas. Er dauerte einen ganzen Tag, wurde aber glücklich vollendet, obgleich Lopez von den Rojaslinien aus, dem Marsche parallel, den Rand des Sumpfes entlang, folgte. Zwar fanden kleine Scharmützel statt, es kam aber zu keinem Gefechte, sodaß der Plan des Marschalls Carias vollständig geglückt war. Während des Vormarsches blieb General Porto Alegre mit 9000 Mann im Lager vor den Rojaslinien stehen; die Flotte machte aber unerklärlicher Weise keine gleichzeitige Bewegung vorwärts gegen Humaitá. War somit viel gewonnen, so waren doch nun auch neue Schwierigkeiten entstanden. Der Gewinn war, daß die Allirten nun wirklich an einem Punkte vor Humaitá selbst standen, daß sie von ihrer jetzigen Stellung aus die Festung vom Innern des Landes abschneiden konnten und daß sie überhaupt abermals vorgeedrungen waren. Der Nachtheil lag darin, daß sie ihre ganze Verpflegung nun täglich auf einem Umwege von neun Leguas an sich ziehen mußten und bei steigendem Wasser der ganze Transport unmöglich, dann aber die Noth der Truppen in San-Solana sehr groß werden konnte. Sofortige Recognoscirung stellte die Möglichkeit heraus, auf der Westseite des Sumpfes, aber allerdings dicht an den Rojaslinien vorüber, einen Transportweg zu bahnen, und Marschall Carias befahl, sofort den Versuch dazu zu machen. Von Tuyuti aus warf man eine Courtine der allirten Lagerbefestigung nieder und drang nördlich vor, während von Tuyu-Cué aus Truppen südwärts marschirten, um den von Süden Kommenden die Hand zu reichen. Auch dieses Unternehmen gelang, sodaß Tuyu-Cué mit Tuyu-Ti direct auf nur drei Leguas verbunden

wurde und dadurch die Festung im Süden, Osten und Nordosten genügend eingeschlossen war; dagegen blieb ihr durch den Fluß und die Wildniß des Gran-Chaco die Verbindung mit der Hauptstadt Assuncion. Nur eine Forcirung der Flußpassage durch die Flotte konnte eine vollständige Einschließung herstellen; diese aber nicht eher mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden, bis noch einige in Rio-de-Janeiro ausgerüstete Panzerdampfer eingetroffen waren, weil jede Recognoscirung und jede Aussage eines Deferteurs die Anstalten der Paraguays zur Abwehr eines Vorgehens der Flotte bei Humaitá vorüber als unüberwindlich schilderten.

Raum war diese ganz veränderte Stellung des alliirten Heeres eingenommen und vorläufig gegen Ausfälle und Handstreichs gesichert, als auf die Nachricht davon Präsident Mitré aus Buenos-Ayres in das Feldlager zurückkehrte und auch sofort wieder den Oberbefehl übernahm. Durch das energische Auftreten Paunero's und Arredondo's gegen die Rebellionen im Innern der Conföderation hatte Mitré wenigstens freie Hand gewonnen, fand sich aber im Felde einer ganz neuen Lage der Dinge gegenüber, welche die Energie der brasilianischen Generale während seiner Abwesenheit herbeigeführt hatte, mußte diese annehmen und also auch derselben gemäß handeln. Während sich dies im Süden Paraguays vollzog, hatte auch nach langer Unthätigkeit im Norden desselben eine wesentliche Veränderung stattgefunden. Der kaiserliche Gouverneur von Matto-Grosso hatte die Ruhe benutzt, um Truppen zu sammeln und Schiffe zu bauen, mit denen er nicht allein einige Paraguayschiffe vertrieb, sondern auch die Stadt Corumbá wiedereroberte, sodas die Paraguays nur noch Nova-Coimbra in ihrer Gewalt hatten, dessenungeachtet aber fortfuhren, ganz Matto-Grosso für eine Provinz Paraguays und unter dem Namen Alto-Paraguay unabhängig von Brasilien zu erklären. Eine andere Expedition von der Provinz San-Paulo aus gegen den Grenzfluß Rio-Apa hatte anfangs Glück, scheiterte aber an Naturereignissen, die überhaupt während dieses Kriegs namentlich durch das Steigen und Fallen der Flüsse auf beiden Seiten viele Operationen verhinderten und mit dazu beitrugen, den Krieg so sehr in die Länge zu ziehen. Nachrichten von diesen Vorgängen kamen nur auf ungeheuern Umwege nach Rio-de-Janeiro und zur Kenntniß der Alliirten vor Humaitá, sodas ein Zusammenwirken ganz unmöglich war. Als Mitré das Obercommando wieder übernommen hatte, befahl er, das die Flotte vor Curupaiti ein ununterbrochenes Bombardement gegen dieses und die Südwerke der Festung unterhalten solle, was denn auch wochenlang geschah, ohne indessen irgendeine entscheidende Wirkung hervorzubringen. Das Bombardement erfolgte nur durch die Panzerschiffe, da sich die Holzschiffe so weit nicht hervorwagten, und es entstand dadurch das eigenthümliche Verhältniß, das beide Theile der Flotte eine Zeit lang vollständig voneinander abgeschnitten wurden; denn die Paraguays etablirten zwischen Curupaiti und dem verlassenem Curuzú sofort Strandbatterien, welche jede Verbindung zwischen den Holz- und Panzerschiffen hinderten, sodas die Alliirten auf der Gran-Chacoseite eine Eisenbahn bauen mußten, um die Verpflegung und Munitionszufuhr für die Panzerschiffe zu vermitteln. Auf der Nordostseite machte Lopez mehrere Ausfälle gegen Tuhu-Cué und San-Solana, ohne Erfolg, und die Alliirten dagegen Streifzüge über den Rio-Sondo hinaus, nach Norden, wo vorübergehend die Stadt Villa del Pilar, früher Nembucú, besetzt wurde. Es zeigte sich indessen, das eine vollständige Einschließung nur durch Versperrung des Wasserwegs möglich sei, denn Lopez hatte sofort Colonnenwege durch die Wildnisse des Gran-Chaco hauen lassen, die durch den Rio-Vermejo doch seine Zufuhren sicherten. Wieder trat ein Stillstand und gegenseitiges Beobachten bis zum 2. Nov. ein, denn gelegentliche Scharmügel änderten an der gespannten Situation nichts. An diesem Tage kam es im Nordosten, der Festung bei Itati zu einem blutigen Gefecht, in welchem die Para-

guays nach zweitägigem Kampfe eine vollständige Niederlage erlitten und sogar zwei Schiffe durch schwere brasilianische Uferbatterien verloren. Dem unzweifelhaften Siege bei Taji sollte aber zwei Tage nachher, am 4. Nov., ein unerwarteter Dämpfer aufgesetzt werden, denn Lopez machte plötzlich einen ungemein heftigen und gut entworfenen Ausfall nach Süden aus den Rojaslinien auf das im Tzutitlager stehende gebliebene Corps des Generals Porto Alegre. Dieser Ausfall hätte fast alle bis dahin von den Allirten errungenen Vortheile über den Haufen geworfen. Lopez war offenbar durch Spione und Deferteurs von der Sorglosigkeit unterrichtet, mit welcher die Allirten bei Tzutiti, nach den Erfolgen der letzten Zeit, den Wachtienst betrieben, und hatte alles vortrefflich vorbereitet, um das Corps des Generals Porto Alegre durch einen überraschenden Stoß bis nach Itapirú am Passo da Patria zurück- und die Geschlagenen womöglich in den Paraná zu werfen, sodas die Hauptarmee im Nordosten vollständig von ihrer Verpflegung abgeschnitten wurde. In der Dämmerung des 4. Nov. früh stürzten sich plötzlich gegen 9000 Mann Paraguays aus den Rojaslinien auf das Tzutitlager. Auf Vorposten standen in jener Nacht Mannschaften der sogenannten Paragaitischen Legion und einiger argentinischen Bataillone aus Corrientes und Entre-Rios, also die zweifelhaftesten und unzuverlässigsten unter den allirten Truppen. Ob ein Einverständnis mit Lopez oder nur Nachlässigkeit im Wachtienst das plötzliche Hervorbretchen der Paraguays begünstigte, läßt sich aus den mannichfachen gegenseitigen Anschuldigungen nicht erkennen. Factisch ist, das die Paraguays sich nach allen Richtungen hin sehr wohl unterrichtet zeigten. Die genannten Vorpostenbataillone wurden zu Gefangenen gemacht und die Cavalerie der Paraguays jagte in das Lager durch die schon erwähnte Lücke der Befestigungen, welche bei Herstellung des Colonnenweges zwischen Tzutiti und Tzutucú durch Niederwerfung des Walles entstanden war, hielt sich aber nicht im Lager auf, sondern eilte auf den Weg nach Itapirú, um dort die voraussichtlich aus dem Lager nach rückwärts Flüchtenden in Empfang zu nehmen. Die Infanterie der Paraguays war binnen wenigen Minuten fast vollständig Herr des in tiefen Schlaf versunkenen Lagers und mezelte alles nieder, was sich nicht in die Centrumredoute retten konnte, wo sich das Hauptquartier des Generals Porto Alegre, die Munitions- und Proviandmagazine sowie das Hauptlazareth befanden. Auf den ersten Alarm schloß sich diese Redoute selbst gegen die hineinrüdchtenden eigenen Truppen ab und eröffnete nun ein vernichtendes Feuer auf die im Lager festgesetzten Paraguays, welche die Baracken desselben anzündeten und sich in den Marktentenderzelten berauschten. Drei heftige Angriffe der Paraguays unter Barrios wurden von der Redoute zurückgeschlagen. Doch hätte sie endlich den außerordentlich tapfern Stürmen der Paraguays unterliegen müssen, wenn die nach dem linken Flügel des Lagers detachirten Bataillone am See Piris nicht herbeigekommen wären und die Redoute entsetzt hätten. Wieder eine haarsträubende Zahl von Todten und Verwundeten auf beiden Seiten, und wieder kein anderer Erfolg als der jedes andern Ausfalls, denn um 12 Uhr mittags war kein lebender oder unverwundeter Paraguay mehr in Freiheit außerhalb der Rojaslinien. Die Allirten hatten aber die Lehre erhalten, das sie sich einem so unternehmenden Feinde gegenüber keinen Augenblick sicher fühlen durften; auch machte die Nachricht von diesem Ueberfall in den allirten Staaten einen ungemein niederschlagenden Eindruck, um so mehr, als nun auch die argentinische Provinz Cordoba in offene Empörung gegen die Conföderationsregierung ausbrach und abermals eine Schwächung der Kriegführung gegen Lopez in Aussicht stellte. Die Flotte fuhr zwar fort, Curupaiti zu bombardiren; Streifzüge von Taji, Tzutucú und Encarnación aus nach Norden ergaben Beute von Schlachtvieh und ein vollständig verödetes Land, aber das Jahr 1867 ging vorüber, ohne das eine wesentliche Veränderung in der seit dem November gewonnenen Stellung der Allirten eingetreten wäre.

Die Rückschau auf politische Begebenheiten seit 1866 führt zunächst auf jene, bei dem letzten Ueberfall des Tugutilagers erwähnte Paraguitische Legion. Sie hatte sich beim Beginn des Kriegs aus politischen Flüchtlingen gebildet, welche von Dr. Francia, Antonio Lopez und Solano Lopez aus Paraguay vertrieben, oder von dort entflohen waren. Mit Ueberfluß an Fahnen und Musik hat es diese Legion indessen nie über die Stärke einer Compagnie gebracht und während des ganzen Feldzugs keinerlei hervorragende Dienste geleistet. Ihre Hoffnung, durch bloßes Erscheinen auf ihre Landsleute zu wirken, scheiterte an der blinden Ergebenheit der Paraguays für ihren Dictator, die sich bis zum letzten Augenblicke in wahrhaft bewundernswerther Weise bewährte. Die allirten Herrführer schonten die Legion, weil sie nach dem Siege in den Legionären die Organismatoren der neuen Verhältnisse für Paraguay erkannten, und stellten auch solche Desertire in dieselbe ein, welche vorzugsweise Vertrauen zu verdienen schienen. Es hat sich aber bewiesen, daß keiner Aussage eines desertirten Paraguays zu trauen war, ja es ist sehr wahrscheinlich, daß kein einziger dieser Desertire die Sache ihres Herrn verrathen, daß sie im Gegentheil unter der Maske von Desertireuren ihm gute Dienste geleistet haben. Als nach dem Falle von Uruguayana 7000 Paraguays in die Gefangenschaft der Allirten geriethen, wollte man wenigstens einen Theil derselben in die allirten Bataillone einstellen, und zwar besonders General Flores, der sein Häuflein von überhaupt nur 1600 Mann immer mehr schwinden sah und keine Hoffnung hatte, aus Uruguay Rekruten zu bekommen. Brasilien weigerte sich, eine andere als durchaus freiwillige Einstellung anzunehmen, da es grundsätzlich keine Fremden in seinem Heere haben wollte und diesen Grundsatz auch während des ganzen Krieges festgehalten hat. Es gab diese Absicht des Generals Flores Veranlassung zu heftigen Reclamationen und Beschwerden von seiten des Dictators Lopez, denen sich auch der britische Consul Mr. Pettson angeschlossen und welche eine Intervention von seiten des britischen Cabinets hervorriefen, die sich indessen bei genauer Untersuchung als gegenstandslos erwies. So unbedeutend diese Paraguitische Legion nun auch für die Kriegsführung blieb, so wichtig kann sie bei späterer Gestaltung der Verhältnisse Paraguays werden, da die Offiziere derselben lange in freien Staaten gelebt und mit andern politischen Ueberzeugungen in ihr Vaterland zurückkehren, als die Mehrzahl ihrer Landsleute unter der Regierung der Familie Lopez haben konnte. In Brasilien herrschte vollkommene Ruhe. Die prophezeiten und auch wol gefürchteten Sklavenaufstände kamen nicht vor, der steigenden Finanzverlegenheit begegneten geschickte, wenn auch mit großen Opfern verbundene Maßregeln; aber die feste Ueberzeugung, daß Brasilien aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen müsse, wollte es nicht aus der Reihe lebensfähiger Staaten scheiden, schwankte keinen Augenblick. In Argentinien folgte den niedergeworfenen Aufständen in Mendoza, San-Juan, La-Rioja und San-Luis, der von Cordoba und Salto immer mit dem Kriegsrufe: „Urquiza! Decentralisation! Friede mit Lopez! Lösung der Tripleallianz!“ und in Uruguay organisirte die Blanco-Partei mit denselben Lösungsworten eine Verschwörung gegen Flores, der durch eine Mine unter dem Regierungsgebäude in die Luft gesprengt werden sollte; also überall im Rücken der Allirten Feindschaft und Widerstand. Die Interventionslust Nordamerikas trat immer deutlicher hervor, und ein Secretär der britischen Gesandtschaft, Mr. Gould, versuchte es, auf eigene Hand Frieden zu stiften, hatte aber übeln Dank dafür von Lopez selbst, für den er wirken wollte, der ihn aber verleugnete, als es auf die Ausführung des vertraulich Besprochenen ankam.

Im Januar 1868 verließ General Mitre abermals das Feldlager, um nach Buenos-Ayres zurückzukehren, wo die neu auftauchenden Rebellionen und die Vorbereitung zur Präsidentenwahl — da seine Wahlperiode mit dem October dieses Jahres abließ — seine Anwesenheit forderten. Unterm 18. Jan. übergab er den Oberbefehl an den Mar-

schall Caxias, sorgte aber von nun an dafür, daß die Zahl der argentinischen Truppen vor Humaitá verstärkt wurde. Er fand schwere Arbeit in der Heimat, denn nun hatte auch Santa-Fé, die bedeutendste der Uferprovinzen in der Conföderation, die Fahne der Revolte erhoben und sich Urquiza zur Disposition gestellt, der indessen auch jetzt noch nicht aus seiner lauernden Haltung hervortrat. Den Befehl über die Argentinier vor Humaitá befehlt General Gelly-y-Ubes, Paucero wurde dagegen Kriegsminister der Conföderation und blieb in Buenos-Ayres. Marschall Caxias, nun alleiniger Oberfeldherr, hatte in Rio-de-Janeiro auf Nachsendung der noch fehlenden Panzerschiffe gedrungen, und als drei derselben am 13. Febr. bei den Tres-Vocas ankamen, forcirten sie die Uferbatterien bei Curuzú, vereinigten sich mit den schon vor Curupaiti liegenden Panzerdampfern, und es erfolgte nun am 16. Febr. die glänzendste, übereinstimmend für unausführbar gehaltene Waffenthat der brasilianischen Flotte, die Forcitur der Passage bei Humaitá vorüber. Von Curupaiti aus macht der Paraguay plötzlich eine scharfe Biegung nach Osten, um hinter der Festung, die auf dem linken südlichen Ufer des Flusses liegt, sofort wieder nach Norden seine Richtung zu nehmen. Die ganze Strecke zwischen der Landspitze, nördlich von Curupaiti bis nordöstlich hinter Humaitá, ist von den Kanonen der Festung und besonders von den Lombardbatterien beherrscht, sodaß sie überall unter Artilleriefeuer liegt. Von der Festung nach dem nördlichen Ufer hinüber war eine mächtige Kette gespannt und überall das Fahrwasser versperrt; doch machte ein Anschwellen des Flusses um diese Zeit mehrere dieser Vertheidigungsanstalten illusorisch. Dagegen konnte das Fort Limbó, hinter Humaitá, an der nördlichen Windung des Flusses gelegen, durch sein Feuer gegen die Spitzen der Schiffe schweren Schaden thun. Früh morgens am 19. Febr. lichteten nun die brasilianischen Panzer die Anker. Der Bahia schleppte den Alagoas, der Barros den Rio-Grande und der Tamandaré den Pará, während die übrigen gepanzerten Schiffe in Reserve an der Flußbiegung halten blieben. Das Wasser war so hoch, daß sämmtliche sechs Panzerschiffe ohne Hinderniß über die Sperrkette hinweggingen. Der Ueberraschung folgte ein heftiges Feuer aus allen Batterien der Festung, welches indessen nur zwei der Panzerschiffe, den Tamandaré und Pará, so beschädigte, daß sie bei Tapi angekommen, vorderhand zu weiterm Dienste unfähig waren; die andern vier Schiffe litten wenig, nur das Schlepptau, mit welchem der Bahia den Alagoas zog, wurde zerschossen, das kleine Schiff aber achtete nicht auf das ihm gegebene Signal zurückzubleiben, sondern dampfte mit seiner schwachen Pferdekraft muthig weiter. Um 9 Uhr morgens war die Passage des furchtbaren Engpasses gelungen und Marschall Caxias begrüßte die Schiffe bei Tapi, von wo aus zwei sogleich weiter und bis Asuncion fuhren, einige Bomben auf Staatsgebäude der von den Einwohnern vollständig geräumten Stadt warfen, dann aber wieder zurückfahren, weil sie kaum eine Compagnie Landungstruppen am Bord hatten und damit die Stadt gegen einen Ueberfall nicht hätten halten können. Auch hier wurde der Grundsatz befolgt, keinen Schritt vorwärts zu thun, von dem man nicht gewiß war, ihn auch behaupten zu können. Wie fast immer in diesem Kriege, folgte dem Siege sofort eine Unglücksnachricht. In Montevideo war der General Flores auf offener Straße schmählich ermordet worden, indessen folgte diesem Verbrechen wenigstens kein Abfall der Orientalischen Republik von der Tripleallianz, was moralisch eine Niederlage gewesen wäre, während materiell keine Schädigung zu befürchten war, da die ganze Unterstützung von seiten Uruguays sich nur noch auf die Anwesenheit einiger Offiziere und circa 60 Mann Orientalen bei der allirten Armee beschränkte.

Wie auf den Sieg bei Tapi am 2. Nov. der Ueberfall von Tuyuti am 4. gefolgt war, so folgte der forcirten Passage vom 19. Nov. schon am 2. März ein wohlorganisirter und ungemein kühner Angriff der Paraguays gegen die noch unterhalb Humaitá

vor Anker gebliebenen brasilianischen Panzerschiffe. Ungefähr 800 Paraguays hatten sich in geloppelten Booten eingeschifft und diese so mit grünen Zweigen bedeckt, daß sie aus- sahen wie eine schwimmende Insel. So ließen sie sich strandabwärts treiben, um die Panzer- schiffe zu überfallen. Ein voraus stationirtes Wachboot merkte indessen Unrath, alarmirte und brachte dadurch auch diesen Versuch der Paraguays zum Scheitern. Das Handge- menge auf den schon erkletterten Schiffen und das Kartätschfeuer auf dieselben ließ nur wenige Paraguays entkommen. Selbst die, welche sich durch Schwimmen retten wollten, aber eingeholt wurden, nahmen keinen Pardon an und ließen sich lieber tödten als gefangen nehmen. Es war dies die letzte active Vertheidigung Humaitás. Am 18. März nahm General Argollo von Tuyuti aus die Rojaslinien, die Paraguays zogen sich auf allen Punkten bis hinter den Hauptwall der Festung zurück. Ebenso wurde Curupaiti von den Allirten besetzt, sodasß nun auch die Holzflotte bis nach Humaitá vorrücken konnte. Zwei Schiffe der Paraguays, welche sich in eine Bucht des Gran-Chaco geflüchtet hatten, wurden zerstört. Lopez hatte Humaitá schon vor dem 19. Febr. verlassen und suchte sich nordwärts am Tebicuariflusse festzusetzen. Es schien sich nun endlich um eine regel- mäßige Belagerung der Festung zu handeln, denn erst jetzt war sie wirklich von allen Seiten eingeschlossen. Einen gewaltsamen Angriff wollte Marschall Carias nicht anordnen, weil bei der fanatischen Tapferkeit der Paraguays, die man respectiren gelernt hatte, ein unberechenbarer Verlust an Menschenleben zu befürchten war. Durch Aushungern glaubte er unblutiger zu seinem Ziele zu kommen, und suchte daher durch Besetzung des Gran- Chaco die noch immer durch einzelne Boote und Schwimmer stattfindende Verprovian- tirung der Festung zu verhindern. Es machten sich auch Anzeichen bemerkbar, daß die Paraguays an eine Räumung der Festung dachten und allerlei Vorbereitung dafür trafen. Diese Art, Humaitá einzunehmen, war indessen durchaus nicht nach dem Geschmacke des Generals Osorio, der einen Sturm und eine glänzende Eroberung ohne Rücksicht auf die damit verknüpften Opfer haben wollte. Marschall Carias hielt aber seinen Willen aufrecht und erreichte in der That seinen Zweck. Als am 24. Febr. die An- zeichen sich mehrten, daß die Paraguays Humaitá räumen wollten, ja einige Vorposten behaupteten, daß dies bereits geschehen sei, ordnete der Marschall eine Recognoscirung des ganzen Vorterrains und der Werke an. General Osorio konnte auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne sich in Gefechte einzulassen, und hatte, da die Besatzung noch keineswegs abgerückt war, ganz zwecklos schwere Verluste zu erleiden. Dessenungeachtet zog in der Nacht darauf die Besatzung aus der Festung ab, nach dem Gran-Chaco hinüber, sodasß am 25. Febr. die Allirten auf allen Seiten in die Werke einrückten konnten. Die nach dem Gran-Chaco geflüchteten 3000 Mann der Besatzung wurden umstellt und zur Uebergabe aufgefordert; als sie diese verweigerten, beschossen und endlich die Ueber- lebenden zu Gefangenen gemacht, nachdem etwa 900 Mann sich nach dem Tebicuari hin gerettet hatten.

So war Humaitá in den Händen der Allirten, der Krieg aber deshalb noch keines- wegs zu Ende.

Eine neue Philosophie.

Von Rudolf Gottschall.

Die Thatfache, daß das große Publikum sich von der Theilnahme an der metaphy- sischen Wissenschaft mehr und mehr abgewendet hat, ist eine unleugbare; ja es bedarf einer besondern Rechtfertigung, wenn eine Zeitschrift, welche auf den Antheil weiterer

Kreife berechnet ist, auch einmal auf die philosophischen Bestrebungen der Gegenwart Rücksicht nimmt.

Ist unsere Zeit so gedankenlos geworden, daß sich daraus solche Gleichgültigkeit erklären läßt? Es wäre ein Unrecht gegen ein machtvoll vorwärts strebendes Jahrhundert, eine derartige Anklage zu erheben. Wenn irgendeine Zeit, steht die unserige im vollen Licht des Gedankens, der trotz der unleugbaren Verflachung, welche manche Kreise ergriffen hat, doch die treibende Seele der jetzigen Welt ist. Auch die den Geist leugnen und bekämpfen, können dies nur mit seinen Waffen thun.

Die Abneigung gegen die philosophischen Systeme beruht auf andern Gründen. Es gibt Anhänger einer orthodoxen Metaphysik, welche dennoch neuere Systembildungen ablehnen. Für sie ist Hegel der letzte Systematiker; sein System ist so umfassend, daß jedes neue an geeigneter Stelle in demselben Platz finden kann. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Die große Lehre von der Selbstbewegung des Begriffes ist ja erschöpfend für alles Denken; jedes neue System wird mit hereingezogen in die dialektische Strömung, die sich jedem Versuche selbständiger Sonderung gegenüber als das Absolute behauptet. Den Hegelianern de pur sang, welche vornehm an der unumstößlichen Herrschaft ihres Systems festhalten, schließen sich die freigeistigen Jünger der Schule an, welche unsere Zeit für eine Zeit der Kritik halten und ausgerüstet mit Wehr und Waffen Hegel'scher Dialektik gegen alle Systematik als eine veraltete Form geistiger Organisation ankämpfen.

Bei weitem größer noch ist die Zahl derjenigen, welche vom Standpunkte der Naturwissenschaften aus die philosophische Systemmacherei als eine müßige in der Luft schwebende Thätigkeit des Geistes, als ein Verispiet mit Begriffen verwerfen, und welche bei der Lehre von der „Selbstbewegung des Begriffes“ sich von einem horror vacui angewandelt fühlen. Ist es doch kein Geheimniß, daß Hegel's sich selbstbewegender Begriff sich mit keinem Inhalt erfüllen könnte, ohne einige in seiner Maschinerie geheim angebrachte Schöpfräder, durch die er den concreten Inhalt der Erscheinungswelt in sich aufnimmt. Daß der Philosoph allen Reichthum der Erfahrungswissenschaften in ihren weitesten Verzweigungen nicht verschmäht hat, mit dem Lichte des Gedankens zu durchleuchten und tieferer Erkenntniß zu eröffnen, ist eine Thatsache, die seinem System eine wahrhaft moderne Bedeutung sichert, doch aber nur durch eine dialektische Erschleichung möglich war, indem gleichsam der undurchlassende Untergrund seines Systems aufgelockert wurde zur Aufsaugung des reichhaltigen empirischen Stoffes. Die Männer der exacten Wissenschaft erkennen überhaupt nur die inductive Methode an, verfolgen dieselbe aber nicht so weit, daß sie speculative Resultate liefert. Andere wieder schließen sich einem System an, das eigentlich gar keine Methode befolgt, sondern mit einigen vorweggenommenen Abstractionen von Kraft und Stoff ins Blinde hineinwirthschaftet, dem System des materialismus vulgaris, welches aber nicht den Anspruch auf Neuheit machen kann; denn sein Stamm- baum reicht bis zur Atomlehre Epikur's, und im 18. Jahrhundert haben die Holbach und Helvétius bereits einmal seine Grundlehren auf das Niveau ihrer Zeit erhoben und modisch eingekleidet. Die Lehre Moleschott's ist im Grunde nur ein geistvolles System des Chemismus, innerhalb dieser Schranken vortrefflich, aber nicht ausreichend, wo es ein höheres Lebendiges zu erfassen gilt.

Das Mißtrauen gegen neue Systeme wird freilich sehr befördert durch die architektonischen Versuche einiger Philosophen namentlich der theistischen Richtung, welche nach dem Hegel'schen System doch nur eine Ilias post Homerum schaffen konnten. Voraus ging der alternde Schelling, der seine Identitätsphilosophie, das unvergängliche Erzeugniß eines tief sinnigen und zugleich dichterisch intuitiven Kopfes, zu verbessern suchte durch jene Philosophie der Mythologie, die als die großartigste Phantasmagorie, als das kolossalste

philosophische Schattenspiel aller Zeiten betrachtet werden kann. Schon Hegel hatte auf den sogenannten gesunden Menschenverstand mit einer gewissen Verachtung herabgesehen; wie aber war diesem in solcher Weise Hohn geboten worden, wie in dem geistigen Mythenkultus des neuen berliner Hofathleten. Der gesunde Menschenverstand sah sich mit berechtigtem Unwillen aus den Kreisen der Philosophie ausgeschlossen und die Frucht seiner Empörung war die wachsende Reaction gegen alle metaphysischen Bestrebungen.

Die Systeme des jüngern Fichte, eines Branitz u. a. waren wenig geeignet, über die Kreise der Fachmänner hinauszubringen; sie blieben als solche Luftconstruktionen, so anregend, geistreich auch die Detailausführungen namentlich in der „Anthropologie“ und „Psychologie“ Immanuel Fichte's sein mochten. Das einzige System, das in jüngster Zeit einen zahlreichen Schülerkreis gewonnen hat, ist dasjenige Arthur Schopenhauer's; doch gehört dasselbe bekanntlich nicht der neuesten Zeit an, sondern hat in derselben nur jene Triumphe gefeiert, welche ihm bei seinem ersten Erscheinen versagt blieben.

Die Abneigung der Gegenwart gegen neue philosophische Systeme ist berechtigt, insofern die letztern nur schematische Construktionen sind, unmotivirt aber, wo ein solches System, wie dies z. B. bei Schopenhauer der Fall ist, nur als Zusammenfassung einer originellen Weltanschauung erscheint.

Ein neuauftretender Philosoph, E. von Hartmann, nennt seine inhaltreiche Schrift „Philosophie des Unbewußten“ (Berlin, Karl Duncker, 1869) „Versuch einer Weltanschauung“; er ist von aller Systemmacherei weit entfernt und kann auch für sein Werk nicht den Werth eines Systems in Anspruch nehmen, da dasselbe durchaus nicht die Darstellung der Welt, der bewußten und unbewußten, erschöpft, sondern sich im wesentlichen auf die der letztern beschränkt. Gleichwol liegt seiner Entwicklung eine bestimmte und scharf ausgeprägte Weltanschauung zu Grunde, und das Werk nimmt durch den Reichthum der Gedankenwelt, den es erschließt, durch die oft neuen und originellen Gesichtspunkte, durch die umfassende Aufnahme eines naturwissenschaftlichen Materials, durch die bei aller Tiefe doch populäre Fassung und Haltung einen so hervorragenden Rang unter den philosophischen Werken der Neuzeit ein, daß es auch für weiteste Leserkreise von hohem Interesse ist, um so mehr, als die Probleme, die es erforscht, der allgemeinsten Theilnahme nahe liegen.

Im großen und ganzen kann man Hartmann's Schrift als das vollständige Gegenbild zu Hegel's „Phänomenologie“ bezeichnen; denn wie dieses oft dunkle, in der Vermischung von Begriffsentwicklungen und Beispielen aus Geschichte und Naturleben oft willkürliche, aber durchweg tief sinnige Werk uns die Gestaltenwelt des Bewußtseins in systematischer Steigerung von Stufe zu Stufe vorführt, so Hartmann's Werk die Phänomenologie des Unbewußten. Man könnte der Ansicht sein, unser Philosoph beabsichtige eine „Naturphilosophie“ zu schreiben, indem die Natur ja für die Welt des „Unbewußten“ gilt; doch er faßt den Begriff keineswegs in dieser bloß negativen Bedeutung. Er bezeichnet damit nicht das „negative Prädicat“, sondern ein unbekanntes positives Subject, welchem dies Prädicat zukommt, „unbewußten Willen und unbewußte Vorstellung in Eins gefaßt“. Im Grunde sind es die Gegensätze Schopenhauer's, Intellect und Wille, welche sich im Gegensatz des Bewußten und Unbewußten bei Hartmann wiederholen. Dennoch unterscheidet sich der neue Denker von seinem Vorgänger dadurch, daß er das Unbewußte keineswegs, wie dieser den Willen, zum Dinge an sich, zum Wesen der Welt macht; denn demnach wäre die Vorstellung nur ein zufälliges Hirnproduct und in der ganzen Welt nur so viel Vernunft zu finden, als die zufällig entstandenen Gehirne hineinzulegen belieben. „Aus einem absolut unvernünftigen, dummen und blinden Princip“, ruft Hartmann aus, „kann keine andere als eine unvernünftige und dumme Welt hervorgehen. Es liegt auf der Hand, daß das absolut Dumme als Princip genommen sehr viel ärmer

und unausgiebiger sein muß als das absolut Kluge, die Idee und das Denken; es gehört auch eine merkwürdige Beschränkung dazu, sich an dem absolut Dummen und seiner Armuth als Princip genügen zu lassen. Daher die dilettantische Färbung, welche bei allem Reichthum an Geist das Schopenhauer'sche Philosophiren an sich trägt." Hartmann erklärt in gewissem Sinne das Bewußtsein für das höhere, da sowol die Stufenleiter der Organismen als der Gang der Weltgeschichte uns belehrt, daß aller Fortschritt in Vergrößerung und Vertiefung der dem Bewußtsein aufgeschlossenen Sphäre besteht. Freilich verwickelt er sich hierbei, wie wir später sehen werden, in auffallende Widersprüche:

Hartmann macht Schopenhauer überhaupt den Vorwurf, daß er den Begriff der Entwicklung nicht kenne. Auch hierin unterscheidet sich Hartmann's System von dem seinigen; das Bewußtsein ist hier nicht die Laterne, welche sich der Wille auf den höhern Stufen ein für allemal angesteckt hat, um sich zu orientiren; wir sehen seine Genesis aus dem Unbewußten nachgewiesen, wir sehen die Verwickelungen und Uebergänge, welche aus dem dunkeln Reiche des Willens in dasjenige des Bewußtseins hinüberführen, dessen Bedeutung weit umfassender als von Schopenhauer gewürdigt wird.

Auf der andern Seite hebt Hartmann auch die entgegengesetzte Einseitigkeit des Hegel'schen Systems hervor, so sehr er das Princip dieses Denkers: „Die Idee allein ist das Wesen der Welt, die dialektische Selbstbewegung des Begriffes ist der Weltproceß“, der vollständigen Armuth des Schopenhauer'schen gegenüber als das absolut reiche erklärt, da alles, was die Welt ist, es durch die Idee sei. Mit Recht hebt Hartmann hervor, daß der Idee dennoch eins unerreichbar geblieben sei, die res, die Realität, daß Hegel überhaupt nirgends einen unlogischen Rest an den Erscheinungen anerkannt habe, obchon die Nothwendigkeit des Unlogischen als Gegengewicht des Logischen schon durch seine Methode gegeben sei. Hierin müssen wir dem neuen Philosophen recht geben, ja das Thema verdient noch weitere Entwicklung. Schon im ersten Kapitel seiner „Phänomenologie“, welches von der sinnlichen Gewißheit handelt, schiebt Hegel das „dieses“ beiseite, und damit das einzelne Ding, den einzelnen Menschen. Es läßt sich nur zeigen, nicht sagen; die Sprache aber ist das Wahrfahtere, das Allgemeine. Schon von der Schwelle seines ersten Hauptworts weist er die Zumuthung zurück, daß die Wissenschaft ein sogenanntes „dieses Ding“, einen diesen Menschen zu deduciren, zu construiren oder überhaupt sich damit zu beschäftigen habe. Gewiß ist das Individuum etwas Unsagbares; dennoch muß selbst Hegel's Philosophie wieder darauf zurückkommen, wo sie in der Aesthetik von Talent und Genie, in der Geschichte von den großen Männern handelt. Oder sind das nicht bestimmte einzelne, nur aufzeigbare „diese“? Im übrigen geht durch die ganze Hegel'sche Philosophie die Nichtachtung des Individuums. Der Tod erscheint nur als der Nachweis der Unangemessenheit des Individuums zur Gattung, zur Allgemeinheit. Ebenso protestirt Hegel gegen das subjective Verliebtsein als Ausgangspunkt der Ehe, gegen die Ansicht, jeder müsse warten, bis seine Stunde geschlagen hat, und man könne nur einem bestimmten Individuum seine Liebe schenken. Nur das Allgemeine ist das Vernünftige, das Individuelle ist das Zufällige und Gleichgültige. Ohne Frage ist die große Kluft, welche die Hegel'sche Philosophie von dem Bewußtsein der Menge stets geschieden hat, wesentlich dadurch veranlaßt worden, daß der Philosoph alles das kaum der Erwähnung werth findet, worauf den Menschen der tiefere Inhalt des Lebens beruht. Für die Empfindung gerade hat das Individuum einen unendlichen Werth; die Liebe geht von mir zu dir, von einem „diesen“ zum andern „diesen“; und wenn sie protestirt gegen die Institutionen, in denen sich für den Philosophen das Vernünftige verkörpert, ist sie der allgemeinsten Sympathien gewiß. Der Protest gegen den logischen Pantheismus, in welchem sich der Kreislauf der Idee vollführt, ist daher für das natürliche Gefühl unvermeidlich; doch auch der Denker

muß in der geringen Schätzung des Individuellen einen Hauptmangel des Hegel'schen Systems erblicken. Dagegen lehnten sich sowol die Schellingianer wie Stahl, der aber alsbald dem Persönlichen eine transcendente Bedeutung gab und es nur zu Gunsten der theologischen Dogmatik benutzte, als auch die radicalen Junghegelianer wie Feuerbach auf, in dessen Schriften sich mehrfach eine dithyrambische Verherrlichung des Individuums findet.

Es ist ein Hauptvorzug der Hartmann'schen Schrift, daß sie die Beweglichkeit der Hegel'schen Entwicklung hinüberleitet in das etwas starre Reich der Schopenhauer'schen Principien, dessen „Wille“ doch an die „Macht des Absoluten erinnert, in der alle Rüste grau sind“. Daß Schopenhauer den Hegel einen großen Charlatan nannte, ist bekannt; Hartmann stimmt nicht mit ein in diesen Ton, der von vielen Jüngern der Schopenhauer'schen Philosophie angeschlagen wird. Er erkennt beide Philosophien als Extreme an, die aber gerade deshalb eng zusammenhängen. „So gewiß Schopenhauer unfähig war, den Hegel zu fassen, so gewiß muß Hegel, wenn er ihn gekannt hat, über Schopenhauer die Achsel gezuckt haben; beide standen sich so fern, daß ihnen jeder Berührungspunkt zur gegenseitigen Würdigung fehlte.“

Eine Vereinigung beider Extreme findet Hartmann in Schelling's letztem System, welches das Princip Hegel's (die Idee) und das Schopenhauer's (den Willen) zusammenfaßt als coordinirte, gleichberechtigte und gleich unentbehrliche Seiten des Einen Principis. Schelling erkennt in jener „außerlogischen Natur der Existenz“, in jener unbegreiflichen Basis der Realität mit voller Entschiedenheit den Willen, den er auch schon lange vor Schopenhauer als das Ursein anerkannte, auf welches die Prädicate „Grundlosigkeit, Ewigkeit, Unabhängigkeit von der Zeit, Selbstbeziehung“ passen. Im Gegensatz zu dem rein logischen Charakter der bisherigen Philosophie stellte er die Forderung einer positiven Philosophie auf, welche von dem nur durch Erfahrung zu erkennenden „unvordenklichen Sein“ beginnt. Schelling hat indeß diese Principien in ihrer Bedeutung wieder ertödtet durch die abstruse Wendung zu einer mythischen Theogonie und zu dogmatischen Constructionen, welche aus seinem zweiten System ein phantastisches Monstrum machten.

Hartmann versucht diese Vereinigung Hegel's und Schopenhauer's auf einer neuen Grundlage, indem er nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode zu speculativen Resultaten hinstrebt. Seine Methode liegt der bisherigen Metaphysik ebenso fern wie seine Resultate den Tendenzen der heutigen Naturwissenschaft. Jene knüpft an die Erfahrung an, diese laufen im Reiche der Idee aus. Jene schließt sich an die von Stuart Mill, Comte und den neuen englischen und französischen Philosophen angewendete inductive Beweisführung an, während diese dieselben Ziele vertreten wie der bisherige deutsche Idealismus. Hartmann selbst erklärt, daß die ausgesprochene Auffassung ihm die Pflicht auferlegte, sich vor jedem der beiden Fora, sowol dem naturwissenschaftlichen als dem philosophischen, zur Beurtheilung zu stellen, daß er jede Speculation für falsch halte, die den klaren Ergebnissen der empirischen Forschung widerspricht, und umgekehrt alle Auffassungen und Auslegungen empirischer Thatsachen für falsch, welche den strengen Ergebnissen einer reinlogischen Speculation widersprechen.

Unter den Vorgängern in der Entwicklung des „Unbewußten“ erwähnt Hartmann in erster Linie Leibniz, der ihn zuerst zu den in seinem Werke niedergelegten Untersuchungen angeregt hat. Auch die „unbewusste Vorstellung“ eine jedenfalls problematische Kategorie, deren sich Hartmann in ausgedehnter Weise bedient, findet sich zuerst bei Leibniz, der zwischen perception, Vorstellung, und apperception, bewußte Vorstellung oder Bewußtsein, unterscheidet und den Satz aufstellt: „Daraus, daß die Seele sich des Gedankens noch nicht bewußt sei, folge gar nicht, daß sie zu denken aufhöre.“ Auch erkannte Leibniz schon an, daß das Naturell, der Instinct, die Leidenschaften aus dem Gebiete des

Unbewußten stammen, er sah in der Gewohnheit die Wirkung jenes Princips. Die unbewußten Vorstellungen aber machte er als *petites perceptions* zu Vorstellungen von so geringer Intensität, daß sie sich dem Bewußtsein entziehen. Ähnlich spricht Kant von „dunkeln Vorstellungen, deren Zahl unermesslich sei gegenüber den «klaren», welche dem Bewußtsein offen liegen“, indem auf der ganzen Charte unsers Gemüths nur wenig Stellen illuminirt seien. Näher lag der Begriff des Unbewußten der Glaubensphilosophie, die eigentlich auf ihm beruht, aber selbst unklar und unfähig ist, ihre eigene Grundlage rationell zu begreifen.

Am klarsten und tiefsten findet er sich bei Schelling, welcher behauptete, daß in allen, auch den gemeinsten und alltäglichen Productionen mit der bewußten Thätigkeit eine bewußtlose zusammenwirke und dies ewig Unbewußte die ewige Sonne im Reiche der Geister nannte, die unsichtbare Wurzel, wovon alle Intelligenzen nur die Potenzen sind. Viel Ähnlichkeit mit dem, was Hartmann das Unbewußte nennt, findet er auch in der Hegel'schen Idee, in ihrem Ansichsein vor ihrer Entlassung in die Natur, in jenem Zustande, wo sie die Wahrheit ohne Hülle ist, gleichsam die Gottheit in ihrem ewigen Wesen vor der Erschaffung eines endlichen Geistes. Bei Herbart findet er Anklänge, wo der Philosoph von Vorstellungen unterhalb der Schwelle des Bewußtseins spricht, die nur ein von der Realisirung mehr oder minder entferntes Streben nach Vorstellung repräsentiren. Doch fügt Hartmann gleich die berichtigende Kritik dieser Herbart'schen Annahme hinzu, indem er darauf hinweist, daß die sogenannten schlummernden Gedächtnisvorstellungen durchaus nicht Vorstellungen in actu, in Thätigkeit, sondern blos Dispositionen des Gehirns zur leichteren Entstehung dieser Vorstellungen sind. Auch Fehner's, des Psychophysikers, „unbewußte Empfindungen“ sind mehr ein technischer Kunstausdruck, als ein wichtiger Beitrag zur Erkenntniß des Princips des Unbewußten. Nicht jeder sinnliche Reiz bewirkt, nach den Auseinandersetzungen dieses Philosophen, Sinnesempfindung, sondern nur von einer gewissen Größe an, welche er die Reizschwelle nennt, z. B. eine tönende Glocke wird erst von einer gewissen Entfernung aus gehört. Addiren sich mehrere gleichartige, einzeln nicht wahrnehmbare Reize, so entstehen bewußte Empfindungen, z. B. durch mehrere zugleich tönende ferne Glocken, von denen man jede einzeln nicht hören würde, oder durch das Blattgeflüster im Walde. Wenn die Reize unter der Schwelle die Seele überhaupt zu einer Reaction bringen, so würden dadurch eben die von Fehner so genannten „unbewußten Empfindungen“ hervorgehoben werden.

Wir sehen, daß namentlich Schelling und Schopenhauer das Princip des Unbewußten bereits in bedeutsamer Weise hervorgehoben haben; für die „unbewußte Vorstellung“ aber findet Hartmann kaum einen andern Vorgänger als Leibniz. Und in der That erscheint uns dieser Begriff als unhaltbar. Möchte er bei Leibniz als Consequenz der Monadenlehre hervortreten und als neue Hypothese den Hypothesenbau seines Systems stützen helfen — für eine Philosophie, welche die inductive naturwissenschaftliche Methode anwendet, kann er nicht annehmbar sein. Wir meinen, daß Schopenhauer vollkommen recht hat, wenn er nur einen unbewußten Willen und keine unbewußte Vorstellung kennt, und schließen uns den allermeisten Gebildeten an, welche nach Hartmann's eigenem Zugeständniß von „unbewußter Vorstellung“ nichts hören wollen. Was Hartmann selbst darunter versteht, wird weniger aus der vorausgeschickten Definition klar als aus den mitgetheilten Beispielen. Nach jener ist damit eine außerhalb des Bewußtseins fallende unbekannte Ursache gewisser Vorgänge gemeint, welche den Namen Vorstellung deshalb erhalten hat, weil sie mit dem uns im Bewußtsein als Vorstellung bekannten das gemein hat, daß sie wie jene einen idealen Inhalt besitzt, der selbst keine Realität hat, sondern höchstens einer äußern Realität im idealen Bilde gleichen kann.

Diese Begriffsbestimmung ist nicht präcis, denn sie läßt uns über das Vorstellende

selbst im Unklaren. Wenn aber das Bewußtsein nicht das vorstellende ist — wo haben wir dasselbe zu suchen? Ueberdies sehen wir hier schon, daß es sich mehr um ein Analogon der Vorstellung handelt, das mit ihr einige Momente gemein hat. In dem vierten Kapitel will Hartmann beweisen, daß, wo immer wir einem Willen begegnen, Vorstellung damit verbunden sein muß, allermindestens diejenige, welche das Ziel, Object oder Inhalt des Willens ideal vergegenwärtigt. Demnach müsse auch mit jedem wirklich vorhandenen Willen in untergeordneten Nervencentris eine Vorstellung verbunden sein. „Wenn der Ganglienwille den Herzmuskel in bestimmter Weise contrahiren will, so muß er zunächst die Vorstellung dieser Contraction als Inhalt besitzen, denn sonst könnte weiß Gott was contrahirt werden, nur nicht der Herzmuskel, diese Vorstellung ist jedenfalls für das Gehirn unbewußt, für das Ganglion aber bewußt.“ Nach dieser Anschauung besteht der menschliche Körper aus einer Menge vorstellender Monaden. Dies ist aber eine Hypothese, für welche die Naturwissenschaft nicht den geringsten Anhalt bietet, die außerdem aber nichts für den Begriff einer unbewußten Vorstellung beweist. Ist diese Vorstellung für das Gehirn unbewußt, so existirt sie überhaupt nicht für dasselbe; ist sie aber für das Ganglion bewußt, nun, so ist eben das Ganglion ein bewußtes und vorstellendes Wesen, wie ja auch Fechner unsern Planeten, die Erde, für ein solches erklärt; dann hat das Ganglion wie die Erde mit dem Bewußtsein bewußte Vorstellungen, von denen nur der Mensch nicht weiß. Auch zur Erklärung des Instincts nimmt Hartmann einen unbewußten Geistesmechanismus an und meint, daß man sich den in demselben vorgehenden Proceß doch nicht füglich in anderer Form denken könne, als in der für den Geist allgemein gültigen Form der Vorstellung und des Willens. Bei jeder einzelnen Instincthandlung sei daher die unbewußte Zweckvorstellung ein unentbehrliches Glied.

Wir bleiben dabei, den Begriff der unbewußten Vorstellung für ein Paradoxon zu erklären. Zur Erklärung des Instincts genügt vollkommen der unbewußte Wille, und wenn Hartmann die folgende Definition gibt, „der Instinct ist bewußtes Wollen des Mittels zu einem unbewußt gewollten Zweck“, so ist ja die unbewußte Vorstellung als überflüssiger Zwischenbegriff wieder mit derselben verschwunden. Gerade die Form der Vorstellung setzt Bewußtsein voraus; der unbewußte Wille wirkt und erreicht seine Ziele ohne diese Form. Für die Vorstellung erscheint der Zweck immer als ein zu erreichendes Jenseits. Dem unbewußten Willen aber ist er ohne weitere Vermittelung von Haus aus immanent.

Gleichwol darf uns diese Differenz nicht den Genuß an den Entwicklungen Hartmann's verkümmern, da die Rolle der unbewußten Vorstellung, trotzdem daß sie dem Anschein nach den Ausgangspunkt des Werkes bildet, für diejenigen, die an ihrer Existenz zweifeln, leicht durch den unbewußten Willen übernommen werden kann. Unser Philosoph führt uns zuerst die Erscheinung des Unbewußten in der Leiblichkeit, dann das Unbewußte im Geiste vor und erhebt sich dann zu einer Metaphysik des Unbewußten, in welche auch die Genesis des Bewußtseins mitaufgenommen ist.

Der unbewußte Wille zeigt sich zunächst in den selbständigen Rückenmarks- und Ganglienfunctionen. Hartmann nimmt für Hirn und Ganglien, für Hirnwille und Ganglienwille die Wesensgleichheit in Anspruch. Wenn die Ganglien niederer Thiere ihren selbständigen Willen haben, wenn das Rückenmark eines geköpften Frosches ihn hat, warum sollen dann die so viel höher organisirten Ganglien und Rückenmark der höhern Thiere und des Menschen nicht auch ihren Willen haben? Hartmann protestirt gegen die Ansicht, daß man sich alle Willensacte, die wirklich den Ganglien zuzuschreiben sind, als Reflexwirkungen vorstellt. Er verweist auf die selbständig, ohne Mitwirkung des Gehirns und Rückenmarks von dem sympathischen Nervensystem geleiteten Bewegungen: Herzschlag,

Bewegungen des Magens und der Eingeweide, Tonus der Eingeweide, Gefäße und Sehnen, einen großen Theil der vegetativen Prozesse; er verweist ferner auf die schönen physiologischen Versuche, welche die Unabhängigkeit des Rückenmarks vom Gehirn darthun. Nach Fortnahme des ganzen Großen Gehirns steckt eine Henne noch den Kopf unter den Flügel, schüttelte und putzte sich beim Erwachen mit dem Schnabel, Kaninchen und Meerschweinchen laufen frei umher; alle diese Bewegungen sind denen gesunder Thiere völlig gleich. Da das höhere thierische Bewußtsein von der Integrität des Großen Gehirns bedingt ist, und da dieses zerstört ist, sind auch jene Thiere ohne Bewußtsein, wollen und handeln unbewußt.

Ferner weist Hartmann nach, daß jede noch so geringfügige Bewegung, sei dieselbe aus bewußter oder unbewußter Intention entsprungen, den unbewußten Willen der Erregung der zugehörigen centralen Nervenendigungen voraussetzt; daß er auch die unbewußte Vorstellung derselben voraussetze, ist eine Annahme, welche wir nicht unterschreiben. Daß der Willensimpuls gerade den bestimmten Punkt treffe, durch dessen Erregung die Bewegung erzeugt wird, dazu bedarf es nicht der Form der Vorstellung.

Die Lehre vom Instinct bildet selbstverständlich den Mittelpunkt desjenigen Abschnitts, welcher die Erscheinung des Unbewußten in der Leiblichkeit behandelt. Instinct, sagt Hartmann, ist zweckmäßiges Handeln ohne Bewußtsein des Zwecks; er ist nicht ein von der Natur eingepflanzter Gehirn- oder Geistesmechanismus, der unaufhörlich functionirte, sondern er wartet, bis ein Motiv an die Wahrnehmung herantritt, bis die geeigneten äußern Umstände eingetreten sind, welche die Erreichung des Zwecks durch dieses Mittel, das der Instinct will, gerade jetzt möglich machen. Der Instinct ist selbsteigene Leistung des Individuums, aus seinem innersten Wesen und Charakter entspringend. Der Zweck des Instincts wird in jedem einzelnen Falle von dem Individuum unbewußt gewollt und danach unbewußt die für jeden besondern Fall geeignete Wahl der Mittel getroffen. Häufig ist die Kenntniß des Zwecks der bewußten Erkenntniß durch sinnliche Wahrnehmung gar nicht zugänglich, dann documentirt sich die Eigenthümlichkeit des Unbewußten im Handeln, von welchem das Bewußtsein theils nur eine verschwindend dumpfe, theils auch, namentlich beim Menschen, mehr oder minder deutliche Resonanz als Ahnung verspürt, während die Instincthandlung selbst, die Ausführung des Mittels zum unbewußten Zweck, stets mit voller Klarheit ins Bewußtsein fällt, weil sonst die richtige Ausführung nicht möglich wäre. Sehr treffend sagt Hartmann: „Der Instinct ist der innerste Kern jedes Wesens; daß er dies in der That ist, zeigt schon der Trieb der Selbsterhaltung und Gattungserhaltung, der durch die ganze Schöpfung hindurchgeht, zeigt der heroische Opfermuth, mit welchem das individuelle Wohl, ja selbst das Leben dem Instinct zum Opfer gebracht wird. Man denke an die Raupe, die immer wieder ihr Gespinnst ausbessert, bis sie der Entkräftung erliegt, an den Vogel, der vor Erschöpfung durch Eierlegen stirbt, an die Unruhe und Trauer aller Wandertiere, die man am Wandern verhindert. Ein gefangener Kukul stirbt jedesmal im Winter an der Verzweiflung, nicht fortziehen zu können; die Weinbergschnecke, der man den Winterschlaf versagt, ebenso; das schwächste Mutterthier nimmt den Kampf mit dem überlegensten Gegner auf und erleidet freudig für seine Jungen den Tod. . . Und eine so dämonische Gewalt sollte durch etwas angeübt werden können, was als ein dem innern Wesen fremder Mechanismus dem Geiste aufgepfropft ist, oder gar durch eine bewußte Ueberlegung, welche doch stets nur im faulen Egoismus stecken bleibt und solcher Opfer für die Gattung gar nicht fähig ist, wie sie der Fortpflanzungs- und Mutterinstinct darbietet.“

Weiterhin stellt Hartmann das Unbewußte in den Reflexwirkungen, das Unbewußte in der Naturheilkraft, den indirecten Einfluß bewußter Seelenthätigkeit auf organische Functionen dar. In dem letztern Abschnitt behandelt er zuerst den Einfluß des bewußten

Willens (die Muskelcontraction, Willensströme in sensiblen Nerven, den magnetischen Nervenstrom, die vegetativen Functionen), dann den Einfluß der bewußten Vorstellung. Dieser Abschnitt gehört indeß mehr zu einer Charakteristik des Bewußtseins, und wir würden ihn erst hinter der Entstehung des Bewußtseins am Plage finden. Was den bewußten Willen betrifft, so meint Hartmann, daß man eine weit größere, willkürliche Macht über seine Körperfuctionen besitzen werde, wenn man von Kind auf so viele Veranlassungen hätte, darin Versuche und Uebungen anzustellen, wie man es mit Muskelbewegungen und Vorstellungsbildern genöthigt ist. Denn als Kind weiß man ebenso wenig, wie man es anfangen soll, um den Löffel zum Munde zu führen, als um die Speichelabsonderung zu vermehren. Mit Recht meint indeß Hartmann, daß die Verknüpfung des bewußten und unbewußten Willens in diesem Gebiete absichtlich erschwert ist, weil die bewußte Willkür im allgemeinen an den vegetativen Functionen nur verderben und nichts bessern würde.

Nachdem Hartmann noch in einem längern, durch zahlreiche Beispiele aus Physiologie und Zoologie erläuterten Abschnitte das Unbewußte im organischen Bilden dargestellt hat, wendet er sich der zweiten Hauptabtheilung seines Werkes zu: „Das Unbewußte im Geist“, und liefert einen sehr wichtigen Beitrag zu demjenigen Theile der Philosophie, welchen Hegel die „Philosophie des subjectiven Geistes“ nennt. Der dunkle Grund des geistigen Lebens, über den diese Philosophie oft sehr vornehm hinwegzugleiten pflegt, wird von Hartmann in eingehender Weise beleuchtet. Wo wir die Höhenpunkte dieser Darstellung zu suchen haben, kann nicht zweifelhaft sein, sobald wir der bedeutendsten Lebensäußerungen des Unbewußten auf dem Gebiete der geistigen Welt eingedenk sind, des ästhetischen Schaffens auf der einen, des Somnambulismus auf der andern Seite. Namentlich hätten wir das erstere, auf welches Schelling sogar später die Thätigkeit des Unbewußten im geistigen Leben beschränkte, gern als den Gipfel, als den weitrtragenden Schlüsselstein des ganzen Abschnitts hingestellt gesehen.

Desto treffender sind die Ausführungen Hartmann's über das Thema selbst, über das Unbewußte im ästhetischen Urtheil und die künstlerische Production. Schon die passive Aufnahme des Schönen, das Schönfinden geht aus einem unbewußten Proceß hervor. Die active Production aber setzt vor allem jenen „göttlichen Wahnsinn“ Plato's voraus, der besser ist als nüchterne Besonnenheit. Das gewöhnliche Talent producirt künstlerisch durch verständige Auswahl und Combination, geleitet durch sein ästhetisches Urtheil. Auf diesem Standpunkte wird alles noch mit bewußter Wahl gemacht, es fehlt der göttliche Wahnsinn, der belebende Hauch des Unbewußten, der dem Bewußtsein als höhere unerklärliche Eingebung erscheint, die es als Thatsache erkennen muß, ohne je ihr Wie enträthseln zu können; die bewußte Combination läßt sich durch Anstrengung des bewußten Willens, durch Fleiß und Ausdauer und dadurch gewonnene Uebung mit der Zeit erzwingen, die Conception des Genies ist eine willenlose, leidende Empfängniß, sie kommt ihm beim angestrengtesten Suchen gerade nicht, sondern ganz unermuthet wie vom Himmel gefallen, auf Reisen, im Theater, im Gespräch, überall wo es sie am wenigsten erwartet und immer plötzlich und momentan; die bewußte Combination arbeitet mühsam aus den kleinsten Details heraus und erbaut sich qualvoll, zweifelnd und kopfzerbrechend unter häufigem Verwerfen und Wiederaufnahme des Einzelnen allmählich das Ganze.

Die Bedeutung des Unbewußten, des Genies in der Kunst, muß in unserer Zeit immer von neuem hervorgehoben werden, da dieselbe durch Vielseitigkeit der Aneignungen, durch eine sich forterhebende und verbessernde Routine Productionen hervorzubringen vermag, welche leicht mit denen des Genies verwechselt werden können. So ist es namentlich auch auf dem Gebiete der Dichtkunst, wo gegenwärtig leicht die combinirenden Talente den Sieg über den ursprünglichen Genius davontragen. Dichter, denen die ein-

geborene Begeisterung in die Feder dictirt, werden auf dem Markt der Literatur verdrängt von Poeten, die eine überlieferte Form sich angeeignet haben und dieselbe mit Glück und Gewandtheit zu handhaben verstehen. Die Kritik weiß kaum noch jenen ursprünglichen Pulsschlag echter Begabung aus den Dichtwerken herauszuhören. Und doch ist er nicht nur in der Originalität der Weltanschauung, welche in größern Dichtwerken sich ausdrückt, sondern schon in dem Gepräge des Stils, in dem „einmal Gesagten“, in dem durch Inspiration gegebenen Ausdruck unverkennbar. Die höhern Gattungen der Dichtkunst, in denen der Stil eine lapidare Haltung innerhalb präciser Kunstformen gewinnt, werden daher immer die Domänen des dichterischen Genius bleiben, während die jetzt so beliebte Romandichtung ihre Erfolge meistens durch verstandesmäßige Combinationen und durch Vorzüge erreicht, denen der Hauch des Unbewußten fehlt.

Doch bedarf die Anerkennung genialer Schöpferkraft einzelner Einschränkungen, die wir bei Hartmann nicht vermissen. Es ist nicht eine leere Phrase, wenn wir von verdorbenen Genies sprechen; es gibt der Begabungen genug, in denen jene ursprüngliche, unbewußte Schöpferkraft lebendig war, die aber dennoch untergegangen sind oder bei weitem nicht das geleistet haben, wozu sie durch ihre eingeborene Begabung berufen waren. Namentlich die deutsche Literatur hat unter ihren Columben ebenso viele Schiffbrüchige wie Landentbecker aufzuweisen, und das lange Register der Genialitäten, der nicht ausgegorenen Genies, zieht sich wie ein rother Faden, der niemals abreißt, durch unsere Literaturgeschichte. Die Stürmer und Dränger, der größte Theil der Romantiker, die Jünger Goethe's gehören in diesen Kreis. Woburch verkümmert die Macht des Unbewußten auf dem Gebiet der Kunst? Hartmann bleibt die Antwort auf diese Frage nicht schuldig. Erstens, sagt er, ist es keineswegs gleichgültig, welchen Boden das Genie in seinem Geiste bereitet hat, daß die Keime, die aus dem Unbewußten hineinfallen, in üppigen organischen Formen aufschließen, denn wo sie auf Feld oder Sand fallen, da verkümmern sie. Das Genie muß in seinem Fache geübt und gebildet sein, einen reichen Vorrath einschlagender Bilder in seinem Gedächtniß aufgespeichert haben und zwar in einer Auswahl des Schönen, die mit feinem Sinn vollzogen sein muß. Denn dieses Material ist der Stoff, in welchem sich die im Unbewußten noch formlose Idee gestalten will. Hat der Künstler sein ästhetisches Urtheil verdorben und infolge dessen unschönes Material mit Liebe in sich aufgenommen, so wird auch dieser schlechte Boden unpassende Bestandtheile in das Samentorn einführen, das aus ihm seine Nahrung saugt, und so wird die Pflanze nicht gedeihen. Zweitens macht unser Philosoph darauf aufmerksam, daß mit der ersten Conception, oder wie wir es nennen möchten, mit dem ersten Wurf, die künstlerische Arbeit durchaus nicht abgeschlossen ist. Ihr fehlen noch alle Specialitäten; hier bleibt der verständigen Arbeit ein großes Feld übrig, und wenn dem Genie die hierzu nöthige Energie, Ausdauer, Fleiß und verständiges Urtheil fehlen, so bleibt das Werk entweder unbegonnen oder unvollkommen oder wird durch falsche Zusätze verdorben. Drittens hat der bewußte Wille auf den Moment der Conception keinen Einfluß, ja ein angestregtes Suchen danach, eine einseitige Concentration der Aufmerksamkeit nach dieser Richtung verhindert geradezu die Empfängniß der Idee aus dem Unbewußten; aber dennoch bedarf das Eintreten der Conception eines Anstoßes, eines Impulses, der nur aus dem Reich des Bewußtseins kommt. Ueberhaupt aber ist der bewußte Wille geradezu die unentbehrliche Bedingung des Zustandekommens der Conception; denn nur wenn die ganze Seele des Menschen in seiner Kunst lebt und webt und es keine Macht gibt, die im Stande wäre, den Menschen von diesem höchsten Streben dauernd abzuwenden, nur dann ist die Einwirkung des bewußten Geistes auf das Unbewußte kräftig genug, um wahrhaft große, edle und reine Eingebungen zu erzielen. Zuletzt macht Hartmann darauf aufmerksam, daß auch bei dem verständigen Arbeiten des bloßen Ta-

lents die befruchtende Conception niemals ganz fehlt, sondern sich bloß auf solche Minima beschränkt, daß sie der gewöhnlichen Selbstbeobachtung entgehen, wie z. B. einzelne Verbesserungen, die dem Künstler zu ganz anderer Stunde einfallen. In der That liegt zwischen den Schöpfungen, welche den Stempel des Genies tragen und denjenigen, welche nur aus combinatorischem Verstande hervorgegangen sind, noch ein weites mittleres Bereich, in welchem sich die Gegensätze berühren, indem der letztere durch leise Berührung des Unbewußten und die Höhe seiner concentrirten Kraft Erzeugnisse schafft, welche auf gleicher Stufe mit denen genialer Begabung stehen, wenn sie die Läuterung, den Fleiß, die Arbeit versäumt hat. Es sind dies zwar Schöpfungen, deren Schwerpunkt nach der entgegengesetzten Seite liegt, deren Werth und Rang aber gleichsteht.

Wenn die Bedeutung des Unbewußten für die künstlerische Schöpfung fast allgemein gegeben wird, so wird dagegen das „Unbewußte im Denken“ zunächst einen befremdenden Eindruck machen. Doch führt Hartmann auch hierfür verschiedene Beispiele an. Bei der Ideenassociation betont er außer der hervorrufenden und der hervorgerufenen Vorstellung das Interesse an der Entstehung der letztern, denn gerade durch dies wird die Verschiedenheit der Gedankenfolgen in den verschiedenen Fällen bedingt. Die Auswahl der zweckentsprechenden Vorstellung auf Antrieb des Interesses unter den unzähligen möglichen ist nun nach der Ansicht unsers Philosophen nicht Sache des Bewußtseins. Er weist zunächst darauf hin, daß das Bewußtsein bei dem absichtlichen Suchen in allen Schubfächern des Gedächtnisses gerade von diesem sehr oft in Stich gelassen wird. „Man kann wol Hülfsmittel anwenden, wenn einem das, was man braucht, nicht einfallen will, aber ertrogen läßt es sich nicht und oft, wenn man durch solches Ausbleiben in Verlegenheit gesetzt ist, kommt die betreffende Vorstellung stunden-, ja tagelang nachher plötzlich ins Bewußtsein hereinzuschneit, wo man am wenigsten daran gedacht hatte.“ Diese Thatsache ist unbestreitbar und beweist zum wenigsten, daß der Wecker für die schlummernden Vorstellungen des Gedächtnisses nicht immer das Bewußtsein ist. „Wenn das Bewußtsein das Auswählende wäre“, meint Hartmann ferner, „so müßte es ja das Auswählbare bei seinem eignen Lichte befehen können, was es nicht kann, da nur das schon Ausgewählte aus der Nacht des Unbewußtseins hervortritt. Wenn also das Bewußtsein doch wählen sollte, so würde es im absolut Finstern tappen, könnte unmöglich zweckmäßig wählen, sondern nur zufällig herausgreifen. Die Erfahrung bezeugt aber, daß eine zweckmäßige Auswahl der Vorstellungen vor der Entstehung stattfindet. Dies wird nun von der Zweckthätigkeit des Unbewußten hergeleitet, von einer Reaction desselben auf die Interessen des bewußten Willens. Wenn ein Erfolg erzielt werden soll, muß sich die rechte Vorstellung zur rechten Zeit aus dem Schatze des Gedächtnisses willig darbieten, und daß es eben die rechte Vorstellung sei, welche eintritt, dafür kann nur das Unbewußte sorgen.“

Hartmann tritt hier in offenen Widerspruch mit einer Psychologie, welche nur bewußte Seelenthätigkeit kennt. Doch geht er in diesem Widerspruche offenbar zu weit, indem er dies Gesetz der Ideenassociation sowol beim abstracten Denken als sinnlichen Vorstellen und künstlerischen Combiniren ohne Unterschied gelten lassen will, während sich doch die Vorstellungsketten des abstracten Denkens vollkommen im Lichte des Bewußtseins abwickeln. Das Beispiel, das Hartmann selbst anführt, schlägt ihn in dieser Hinsicht: „Wenn ich ein rechtwinkeliges Dreieck ansehe, so können sich ohne ein besonderes Interesse alle möglichen Vorstellungen daran reihen, wenn ich aber nach dem Beweise eines Lehrsatzes über dasselbe gefragt bin, welchen nicht zu wissen ich mich schämen würde, so habe ich ein Interesse, an den Vorstellungen des Dreiecks diejenigen Vorstellungen zu knüpfen, welche zu diesem Beweise dienen.“ Hier bewegen wir uns doch vollständig im Reiche des Bewußtseins, welches allein das Ziel erfassen kann. Auch der Anstoß und das In-

teresse für dasselbe stammt nicht aus dem Reiche des Unbewußten, sondern aus den Wechselbeziehungen der Geister, wie sie in Frage und Antwort liegen. Der Ideengang des Beweises selbst entwickelt sich mit logischer Nothwendigkeit, und daß die rechte Vorstellung zur rechten Zeit eintritt, ist keineswegs die Wirkung des Unbewußten, sondern dies geht aus der innern Nöthigung des Denkens und seiner vom vollen Lichte des Bewußtseins beleuchteten Gesetze hervor. Selbst der Anstoß zu den Ideenassociationen stammt nicht immer aus dem Unbewußten, wiewohl dieselben oft durch das Interesse des Triebes erregt werden. In der Fortentwicklung der Gedankenfolgen dagegen spielt das Unbewußte im logischen Denken gar keine und bei den Combinationen künstlerischer Phantasie, deren Verkettung auch keineswegs eine traumhaft willkürliche ist, nur eine gelegentliche Rolle. Anders verhält es sich mit dem Witze, und hier kann man die Hartmann'schen Ausführungen vollkommen unterschreiben: „Jeder Witz ist nach dem Sprachgebrauche ein Einfall; der Verstand kann wol Hülfsmittel dazu aufwenden, um den Einfall zu erleichtern; die Uebung kann namentlich im Gebiete der Wortspiele das Material dem Gedächtniß lebhafter einprägen und das Wortgedächtniß überhaupt stärken, das Talent kann gewisse Persönlichkeiten mit einem immer sprudelnden Witze ausstatten, trotz alledem bleibt jeder einzelne Witz ein Geschenk von oben, und selbst die, welche als Bevorzugte in diese Hinsicht den Witz völlig in ihrer Gewalt zu haben glauben, müssen erfahren, daß gerade, wenn sie ihn recht erzwingen wollen, ihr Talent ihnen den Dienst versagt, daß dann nichts als fade Uebereiten oder auswendig gelernte Witze aus ihrem Hirn heraus wollen. Diese Leute wissen auch sehr wohl, daß eine Flasche Wein ein viel besseres Mittel ist, um ihren Witz in Bewegung zu setzen, als die absichtliche Anspannung des Geistes.“

In dem Abschnitt „Das Unbewußte im Denken“ führt Hartmann seine Anschauungen hierüber weiter aus; er sucht auf diesem Gebiete das Unbewußte als Intuition, intellektuelle Anschauung, unmittelbares Wissen, immanente Logik nachzuweisen; doch gibt er, wie schon erwähnt, hier dem mithereinspielenden Moment des Unbewußten wol eine zu weite Ausdehnung. Es ist wahr, daß wir beim Denken oft viele Mittelglieder überspringen, welche die logische Analyse uns nachträglich auseinanderfaltet. Die Intuition ersetzt oft die Deduction; aber man darf die Schnelligkeit des Denkprocesses doch nicht mit seiner Unbewußtheit verwechseln. Hartmann selbst führt ja an, daß der Syllogismus durchweg nichts Neues bietet, indem der allgemeine Obersatz implicite den besondern Fall schon in sich enthalte, der im Schlusse nur explicirt wird. Die Erkenntniß wird also durch den Syllogismus nicht vermehrt, wenn einmal die Prämissen gegeben sind. Nur das Interesse der formalen Logik drückt unsere Denkproceße in jene Schlusformen auf, deren wir uns nicht bewußt zu sein brauchen, weil das eingeborene Denkgesetz sie aus freien Stücken ausführt. Goethe sagt im Faust:

Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf Einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! zwei! drei! dazu nöthig sei.

Das Denken „auf Einen Schlag“ ist aber deshalb kein unbewußtes, wenn es auch die logischen Formen nicht beachtet; es ist ein Act geistiger Abbreviatur, und auf solchen Acten beruht ein großer Theil geistiger Thätigkeit. Bei dem Lesen hat man ebenso wenig den Proceß gegenwärtig, durch welchen sich die einzelnen Buchstaben in Wörter verwandeln. Hier gilt nur der bekannte Spruch der Taschenspieler: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei.“ „Alles“, sagt Hartmann, „kommt beim Denken darauf an, daß uns die rechte Vorstellung zur rechten Zeit einfällt.“ Er sucht dies bei dem Theilen, Vereinen und Beziehen der Vorstellungen nachzuweisen, ebenso bei dem Finden des Obersatzes, auf welchem nach ihm bei dem Schlusse allein die Förderung der Gedankenfolge beruht. Dies nennt

er nun ein Einfallen, ein Treffen, also eine Thätigkeit des Unbewußten. „Millionen Menschen starren dieselben Einzelvorstellungen an und Ein genialer Kopf packt endlich den Begriff.“ Dagegen läßt sich zunächst erwidern, daß dieser Unterschied nicht den Denkproceß als solchen betrifft, sondern die persönliche Begabung, das Talent, das Genie, und daß hier die Macht des Unbewußten eine zugegebene Thatsache ist. Dann aber hat es mit dem Einfallen und Treffen doch eine andere Verwandtniß, als Hartmann zugestehen will. So sagt er z. B., daß der Hauptzweck beim abstrahirenden Theilen das Zusammenfassen vieler sinnlichen Einzelnen zu einem gemeinsamen Begriff sei, der nur das in allen Gleiche enthalte, indem man die ungleichen individuellen Reste fallen läßt. Wenn man die vielen einzelnen hat, muß einem die Vorstellung des allen gemeinsamen gleichen Stückes einfallen. Hier vergißt aber Hartmann, daß ein bestimmtes Ziel des Gedankenganges doch schon vorhanden sein muß, weil man sonst niemals aus einem Haufen sinnlicher Einzelheiten einen allgemeinen Begriff herleiten könnte. Das Ziel der Begriffsbildung ist aber nur in dem Denker lebendig, während Millionen Menschen ohne dasselbe „die Einzelvorstellungen anstarren“. Und da dies Ziel vollständig in das Bewußtsein fällt, so kann er von einem „Einfallen“ ähnlich wie bei der Thätigkeit der schöpferischen Phantasie und des Wises bei dem Scheidungsproceße der Vorstellungen nicht sprechen. Dasselbe gilt bei dem Vereinen von Vorstellungen. Hier sagt Hartmann in einem Athem, nachdem er angeführt hat, daß jedes Subject mit Recht viele Prädicate annehmen kann, welches gerade passe, das hänge nur von dem Ziele des Gedankenganges ab; es komme also auch beim Urtheilen wieder darauf an, daß einem gerade die rechte Vorstellung einfallt. Dies erscheint doch als eine *contradictio in adiecto*; die rechte Vorstellung hängt nur von dem Ziele des Gedankenganges ab, wird durch diesen bestimmt, und gerade dadurch ist ein willkürliches „Einfallen“ ausgeschlossen.

Die Vorzüge der intuitiven Denkmethode vor der discursiven hebt Hartmann auch auf dem Gebiete der Mathematik, im Bereiche des Schachspiels u. s. f. hervor. Der gute Schachspieler überlegt den Erfolg dieses und jenes Zuges nach drei oder vier Zügen, während der schlechte noch fünf oder sechs mögliche Züge überlegt, ohne auf die beiden zu verfallen, welche allein die Aufmerksamkeit des guten Spielers in Anspruch nehmen. Dieser sieht unmittelbar die einzig guten Züge. So sieht der geniale Feldherr den Punkt für die Demonstration oder den entscheidenden Angriff auch ohne Ueberlegung. Was vollzieht die zweckmäßige Wahl momentan, wenn die bewußte Ueberlegung es nicht ist? Offenbar das Unbewußte. Man kann dies zugeben; die Intuition ist aber Sache des Talents, und so kommen wir immer wieder bei dem Unbewußten der schöpferischen Begabung an. Bei dem Schachspiel z. B. ist die Intuition die Gabe schneller und glücklicher Combination, welche eben den talentvollen Schachspieler von dem talentlosen unterscheidet.

Wie das Unbewußte in die Denkproceße mit hereinspielt, das zeigt auch die feine Bemerkung des Psychologen Jessen über das stetige innerliche Pulsiren und die wachsende Ebbe und Flut der Gedanken, die bei jedem angestregten Nachdenken stattfindet. „Wir können dabei in einen Zustand von Bewußtlosigkeit versinken, in welchem wir nicht nur die Außenwelt vergessen, sondern auch von uns selbst und den in uns sich bewegenden Gedanken gar nichts wissen. Nach kürzerer oder längerer Zeit erwachen wir dann plötzlich wie aus einem Traum und in demselben Augenblicke tritt gewöhnlich das Resultat unsers Nachdenkens klar und deutlich im Bewußtsein hervor, ohne daß wir wissen, wie wir dazu gekommen sind.“ Hartmann führt aus eigener Erfahrung ein Beispiel an von dem wirkungsreichen Eingreifen des Unbewußten bei dem geistigen Verdauen und Verarbeiten der eingenommenen Nahrungselemente. Wenn er ein Werk gelesen hat, das wesentlich neue

Gefichtspunkte seinen bisherigen Ansichten gegenüberstellt, wenn diese Ideen auf das Interesse einen wirklich tiefen Eindruck gemacht haben und vorläufig unangenommen als schwebende Frage zu den Gedächtnisfacten deponirt sind, so schließ die Sache trotzdem nur scheinbar; nach Tagen, Wochen oder Monaten, wo die Lust erwacht oder die Gelegenheit sich findet, über diese Frage eine Meinung zu äußern, bemerkte er zu seinem größten Erstaunen, daß er eine geistige Wiebergeburth durchlebt hatte, daß die alten Ansichten völlig über Bord geworfen waren und die neuen sich ganz ungenirt einquartiert hatten.

Von einem ähnlichen innern Proceß wissen die Dichter zu sprechen, namentlich diejenigen, die nicht übereilt produciren, nicht das heute Erfundene morgen in die Welt schicken, sondern ihren Planen und Gedanken die Muße gönnen zu reifen. In der That bedarf es dafür oft nur der Zeit, wie bei dem Lagerobst, das auf der Strohschütte von selbst reif wird. Der Dichter ist bei seiner letzten Vertiefung in seine Composition auf mancherlei Bedenken gestossen, die ihm vielleicht die nächste Beschäftigung mit derselben verleidet haben. Andern Beschäftigungen, andern Planen zugewendet, läßt er sie gleichsam in der Tiefe seiner Seele schlummern. Sucht er sie nun wieder hervor, so muß er erstaunen, wie sich ihm unbewußt das Ganze so einleuchtend gefügt und gegliedert hat, welche klaren Durchblick der früher verworrene Plan gestattet, wie die anscheinend unüberwindlichen Hindernisse wie von unsichtbaren Mächten beseitigt sind. Er glaubte die geistige Schrift auf seiner Seelentafel unleserlich und verwischt wiederzufinden, und alles ist lehrlicher, zusammenhängender, feiner ausgeführt als früher. Es ist dies gleichsam ein Nachwandeln des Genies, dessen Thätigkeit nicht in das Bewußtsein tritt.

Wenn Hartmann indeß meint, daß die Bedeutung des geschilderten Processes bei allen praktischen Lebensfragen allemal die eigentliche und wahre Entscheidung gibt, und daß die bewußten Gründe erst hinterher gesucht werden, wenn die Ansicht schon fertig gebildet ist, so dürfte dies doch auf die Schopenhauer'sche Theorie hinauskommen, daß der Intellect nur eine Laterne im Dienste des Willens ist, daß die Entscheidungen durch die innere Nöthigung der Charaktere hervorgerufen werden, nicht durch Gründe, welche ja nach Falstaff's Aeußerung so wohlfeil wie Brombeeren sind. Es bedarf daher in den meisten Fällen gar nicht der Annahme eines solchen innerlichen Processes, der die Entschlüsse allmählich zur Reife bringt, sondern auch bei plötzlichen und momentanen Entscheidungen wirft der Charakter sein Gewicht in die Waagschale, und hinterdrein sucht der Verstand nach den Gründen, etwa wie die Diplomatie die Entschlüsse eines Fürsten, mögen sie nun gerecht sein oder nicht, durch nachträgliche staats- und völkerrechtliche Deductionen zu rechtfertigen strebt.

Ein anderer Höhenpunkt des Unbewußten ist offenbar die Mystik und das Hellsehen. Das Wesen des Mystischen sucht Hartmann in der Erfüllung des Bewußtseins mit einem Inhalte (Gefühl, Gedanke, Begehrung) durch unwillkürliches Auftauchen desselben aus dem Unbewußtsein. Für die Blume des philosophischen Mysticismus erklärt er Spinoza, dessen Ausgangspunkt die mystische Substanz, dessen Endpunkt die mystische Liebe Gottes sei, in der Gott sich selbst liebt, während alles Uebrige sonnenklar nach mathematischer Methode sich entwickle. Wir meinen, daß neuerdings Schopenhauer in der Lehre von der Selbstverneinung des Willens einen Höhenpunkt der Mystik erklommen habe, der ihn den mittelalterlichen Lehrern des „mystischen Todes“, den buddhaisischen Gymnosophisten, den neuerpischen Esufis und den Nabelschauern auf dem Berge Athos würdig an die Seite stellt. Alle diese Mystiker kommen darin überein, daß sie in der Absorption der Seele in der Vernichtung des individuellen Bewußtseins durch ein Aufgehen in das Absolut das höchste Ziel des geistigen Strebens suchen. Ja sogar die wesentlichen Formen des Bewußtseins, Raum und Zeit, müssen verschwinden, wie es der Prophet in einer Unterredung mit Esaid ausspricht: „Tag und Nacht sind wie ein Blig verschwunden, ich um

sagte zumal die Ewigkeit vor und nach der Welt, sodaß in solchem Zustande 100 Jahre oder eine Stunde dasselbe sind.“ Diesen „Nabelbeschauern“ aller Zeiten schließt sich der frankfurter Philosoph mit vollständiger Gleichberechtigung an. Hartmann erwähnt indeß Schopenhauer nur unter den Metaphysikern, denen er allen eine gewisse Mystik, wenigstens eine mythische Empfängniß beimißt. Was die Philosophie in solcher Weise empfangen, suche sie nun rationell zu beweisen, um dadurch das Alleingut des Mystikers zum Gemeingut der denkenden Menschheit zu machen. Indes beruhen diese Beweise wieder auf Voraussetzungen, von deren Wahrheit meist nur mystisch die Ueberzeugung gewonnen werden kann, wie z. B. Spinoza's Substanz, Fichte's Ich, Schelling's Subject-Object, Schopenhauer's Wille. Der meisten Anhänger aber erfreuen sich diejenigen Systeme, welche frei von Mystik, aber auch die allerärmsten und unphilosophischsten sind, wie z. B. der Materialismus und der rationalistische Theismus. Wie man dem Theoretiker des Unbewußten recht geben muß, wenn er jeden originellen Philosophen einen Mystiker nennt, insofern er wahrhaft originell ist, da eine neue Richtung in der Geschichte der Philosophie niemals durch mühsames bewußtes Probiren und Induciren, sondern stets durch einen genialen Blick erfaßt worden ist; so muß man ihm auch zustimmen, wenn er alle eminenten Genies der Kunst, welche ihre Leistungen überwiegend den Eingebungen ihres Genies und nicht der Arbeit ihres Bewußtseins verdanken, mit dem Namen „Mystiker“ bezeichnet, sie mügen in allen andern Richtungen des Lebens so klare Köpfe sein wie sie wollen (z. B. Pheidias, Aeschylos, Rafael, Beethoven). Diese „Mystik“ unterscheidet nach unserer Ansicht die großen Talente von den kleinen; sie ist der irrationale Rest der Kunstproduction, den die ästhetische Analyse nicht aufzulösen vermag. In dieser „Mystik“ liegt auch das Unverständliche, welches große Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst oft für die Mitwelt haben; ja man darf im allgemeinen annehmen, daß, was diese an den großen Dichtern und Künstlern anerkennt, nicht jene tiefere Bedeutung ist, sondern eine Menge Beiwerkspielendes, was sie mit den Talenten zweiten Ranges gemein haben. Gleichwol liegt in dieser Mystik die Bürgschaft für die Dauer der Werke und des Nachruhms. Denn die Inspiration des Meisters geht auf gleichgestimmte Jünger über, und die intensive Begeisterung einer kleinen Gemeinde wirkt so machtvoll und nachhaltig, daß sie die Gemeinde allmählich zur Nation erweitert und den Weltfleg des Genies sichert. Bei allen großen Dichtern und Künstlern wird sich ein ähnlicher Gang in der Genese des Ruhmes aufzeigen lassen. Die Menge verhielt sich anfangs entweder spröde und ablehnend, wie die anfänglichen Fiascos einzelner unsterblicher Mozart'scher Opern beweisen, oder sie sah in dem Genies nur dieselben Vorzüge oberflächlichster Art, wie sie in den Werken zahlreicher gleichzeitiger Talente und Geschicklichkeiten hervortreten, wie z. B. Shakspeare's Bühnenstücke von den Zeitgenossen mit denen von Webster, Greene, Forde u. a. in Eine Linie gestellt wurden. Die Begeisterung einzelner konnte an dieser allgemeinen Betrachtungsweise nichts ändern, aber wie sie sich an der Inspiration des Genies entzündete, so wirkte sie selbst allmählich in immer weitem Kreisen und blieb der Faden, an dem sich jene Explosionen des Enthusiasmus entzündeten, die noch nach Jahrhunderten die Luft unflüchtig machen, wie sie in ruhigem Kreisen der allgemeinen Anerkennung des Genies den Weg bahnten. Das große Vorbild dieses Ganges ist auf dem Gebiete des religiösen Genies zu suchen. Der Stifter des Christenthums fand bei der Menge einen Widerspruch, der, bis zu fanatischem Haß fortgehend, ihn einem qualvollen Martyrium weichte, aber er fand dafür eine zwar kleine, doch bis zu grenzenloser Aufopferung begeisterte Jüngerschar, welche das Apostelamt übernahm und die Grundlagen für die weltbeherrschende Macht des Evangeliums legte. Dieselbe Mystik, gegen welche sich die Menge feindlich verhält, während sie die einzelnen elektrifizirt, entzündet auch in

Kunst und Literatur an der Begeisterung des Meisters diejenige seiner Apostel, die ihm allmählich den Weg in die Menge bahnen.

Das Hellsehen und Ahnen betrachtet unser Philosoph gleichfalls als eine Unterabtheilung des Mystischen; wir glauben indeß, daß die Thatsachen des Somnambulismus in einer Philosophie des Unbewußten doch eine eingehendere Beachtung verdient hätten. Auch mußte hervorgehoben werden, daß sich hier eine Welt des Unbewußten erschließt, welche dies nur ist in Bezug auf das Hirnbewußtsein, aber ihr eigenes Bewußtsein hat. Da Hartmann so oft von dem „Bewußtsein der Ganglien“ spricht, so hätten wir wohl eine genauere Ausführung in Betreff der glänzendsten Lebensäußerung desselben erwarten dürfen, welche eben in den Thatsachen des Somnambulismus liegt. Hierzu kommt, daß er, wie aus vielen Stellen des Werks hervorgeht, durchaus nicht zu denjenigen gehört, welche diese Thatsachen in Abrede stellen oder aus Bequemlichkeit dies problematische Gebiet vermeiden. Er gibt zu, daß die Grundererscheinungen des Mesmerismus oder thierischen Magnetismus nachgerade als von der Wissenschaft anerkannt zu betrachten sind; er erkennt die Wirkung der magnetischen Nervenströme, die nervenstärkende und belebende, alle vitalen Functionen anfeuernde Macht des Mesmerismus an, ebenso die magischen Einwirkungen, das Versetzen der Schwängern, selbst die Blutungen ascetischer Schwärmerinnen, die Wirkung sympathetischer Curen, das letztere mit Berufung auf den wunderschönen Satz des Paracelsus: „Der Glaube ist's, der den Willen beschleußt.“ Gleichwol werden die eigentlichen Erfahrungen des Somnambulismus, so reichhaltig auch die Quellen über dieselben selbst nach Ausschcheidung des Trüben und Ungeläuterten fließen, nicht im Zusammenhange gewürdigt, ungeachtet der wichtigen Beweisraft, welche für das Princip des Unbewußten in diesen Thatsachen liegt.

Dagegen beschäftigt sich Hartmann auf das eingehendste mit dem Geschlechtsverhältniß, sowol wo er von dem Unbewußtsein in der geschlechtlichen Liebe spricht, als auch in der Metaphysik des Unbewußten, wo er vom Wesen der Zeugung spricht vom Standpunkte der U-Einheit des Unbewußten und dann wieder in dem Abschnitte von der „Unvernunft des Willens und dem Elende des Daseins“; wo er unter den Illusionen des den Menschen erreichbaren Glücks auch die Liebe mit einbegreift und mit der Lauge einer scharfäugenden Kritik behandelt.

Die Behandlungsweise dieses wichtigen Problems athmet im ganzen den Schopenhauer'schen Geist; wir begegnen dessen Grundanschauungen, wie er sie namentlich in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ im zweiten Theile seiner „Welt als Wille und Vorstellung“ entwickelt hat. Doch gibt Hartmann denselben zum Theil eine neue Ausführung und ist in der ganzen Betrachtungsart noch schärfer, sarkastischer, pessimistischer, sodaß diese Kapitel zu dem Pikantesten gehören, was über dies Thema in neuer Zeit und vielleicht überhaupt geschrieben worden ist, über die Liebe, von welcher Schiller singt:

Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums;
In das Gemeine und traurig Wahre
Webt sie die Bilder des goldenen Traums.

Dies „traurig Wahre“ zu erkennen, ist eine der Hauptaufgaben, welche sich die neueste in der Zerstörung der goldenen Träume schwelgende Philosophie gestellt hat.

Hartmann unterscheidet den metaphysischen und den physischen Geschlechtstrieb; jener ist ein Instinct, der aus dem Unbewußten quillt; dieser von den Zufälligkeiten der physischen Organisation der Genitalien abhängig. Auch die Phrenologie erkennt die Sonderung beider Triebe an, denn während der physische Drang offenbar nur in der Organisation der Genitalien und der Reizbarkeit des ganzen Nervensystems gesucht werden

lann, sucht die Phrenologie die Stärke des geschlechtlichen Triebes aus dem kleinen Gehirn und den umliegenden Theilen zu erkennen.

Ueber das Generelle des Geschlechtstriebes als etwas Instinctives dürfte kein Zweifel herrschen; wichtiger ist die Frage, ob auch die Auswahl des Individuums bloß durch eine Macht des Instincts geschieht, und welche Verwandtniß es mit der Liebesleidenschaft hat, die mit einer opferlustigen Ausschließlichkeit sich an eine bestimmte Persönlichkeit hingibt. Hegel legte, wie wir schon sahen, auf diese subjective Verliebtheit geringen Werth; Schopenhauer und Hartmann sind anderer Ansicht. Unter Hinweis auf die große Zahl der Opfer, welche jahraus jahrein die Liebe fordert, auf die Selbstmorde, Doppelmorde und das Wahnsinnigwerden aus unglücklicher Liebe, auf die vielen durch Liebe geknickten Existenzen behaupten sie, daß man es bei der Liebe nicht mit einem Possenspiel, einer romantischen Schnurre zu thun habe, sondern mit einer ganz realen Macht, einem Dämon, der einen verhängnißvollen Einfluß auf die Menschen ausübt. Hartmann's ironische Auflösung der Liebesillusion feiert zunächst ihre Triumphe in dem Nachweise, daß das einzige Ziel dieses Dämons, soviel er sich auch drehen und wenden möge, um es zu verhüllen und zu verleugnen, und soviel er sich mit hohlen Phrasen breit mache, einzig die Geschlechtsbefriedigung sei. Auch mit der heißesten Gegenliebe sei niemand ohne den Besitz zufrieden und schon mancher habe sich trotz dieser Gegenliebe bei der Unmöglichkeit des Besitzes erschossen. „Für den Besitz der Geliebten dagegen gibt der Liebende alles hin; selbst wenn ihm auch die Gegenliebe völlig fehlt, weiß er sich mit dem Besitz zu trösten, wie die vielen Ehen durch schnöde Erlaufung der Braut oder der Aeltern mit Rang, Reichthum, Geburt u. s. w. beweisen, letzten Endes auch die Fälle der Nothzucht bekräftigen, wo sogar das Verbrechen dem Dämon zu Liebe nicht gescheut wird. Wo aber das Geschlechtsvermögen erlischt, da erlischt auch die Liebe; man lese nur die Briefe von Abälard und Heloise; sie noch ganz Feuer, Leben und Liebe; er kühle, phrasenreiche Fremdschaft. Ebenso nimmt aber auch sofort mit der Befriedigung die Leidenschaft um ein Merkliches ab, wenn sie auch nicht gleich ganz verschwindet, was jedoch häufig auch nicht lange auf sich warten läßt, wobei immerhin Freundschaft und jene sogenannte Liebe aus Freundschaft bestehen bleiben kann. Sehr lange überdauert keine Liebesleidenschaft den Genuß, wenigstens nicht beim Manne, wie alle Erfahrungen zeigen, wenn sie auch zuerst noch kurze Zeit wachsen kann; denn was später noch von Liebe in diesem Sinne behauptet wird, ist meistens aus andern Rücksichten erheuchelt. Die Liebe ist ein Gewitter; sie entlädt sich nicht in einem Blitze, aber nach und nach in mehrern ihrer elektrischen Materie, und wenn sie sich entladen hat, dann kommt der kühle Wind und der Himmel des Bewußtseins wird wieder klar und blickt staunend dem befruchtenden Regen am Boden und den abziehenden Wolken am fernen Horizont nach. Das Ziel des Dämons ist also wirklich und wahrhaft nichts als die Geschlechtsbefriedigung an und mit diesem bestimmten Individuum, und alles, was drum- und dranhängt, wie Seelenharmonie, Anbetung, Bewunderung, ist nur Maske und Blendwerk, oder es ist etwas anderes als Liebe neben der Liebe.“

Die wichtigste Frage ist nun diejenige nach den Bestimmungsgründen der so eigensinnigen geschlechtlichen Wahl. Wird dieselbe durch die Schönheit bestimmt? Diese hat mit den geschlechtlichen Beziehungen als solchen nichts zu thun; denn wenn man wie z. B. in Shakespeare's „Ende gut, alles gut“ einem rasend Verliebten in der Nacht eine Falsche unterschiebt, so thut dies offenbar seinem Genuß keinen Eintrag. Auch reizen bei weitem nicht die hübschesten Menschen geschlechtlich am meisten. Schönheit, auch die Eitelkeit, z. B. ein hübsches Weib zu besitzen, werden als mithereinspielend, keineswegs aber als entscheidend beiseitegeschoben. Auch die geistigen Eigenschaften können die Auswahl nicht bestimmen, da sie für den geschlechtlichen Genuß noch gleichgültiger sind als

die körperliche Schönheit. Geistige Harmonie und geistige Anziehung sind aber ein bewußtes Seelenverhältniß, welches durchaus identisch ist mit dem Begriff der Freundschaft. Alle diese Ingredienzen, Schönheit, Eitelkeit, Achtung, Harmonie, geben, soviel man sie auch mengt und schüttelt, immer noch keinen Funken von dem, was einzig und allein mit dem Namen Liebe bezeichnet werden kann. Es bleibt also unserm Philosophen nicht übrig, als auch die Liebe zu einem bestimmten Individuum für einen Instinct zu erklären, der bei der Auswahl dadurch bestimmt wird, daß er für eine der Idee der menschlichen Gattung möglichst entsprechende Zusammensetzung der Beschaffenheit der folgenden Generation sorgt. Die geträumte Seligkeit in den Armen der Geliebten ist dann nichts als der trügerische Köder, vermittels dessen das Unbewußte den bewußten Egoismus täuscht. Es ist dies die Theorie Schopenhauer's, die Darwin später in seiner Theorie der natürlichen Zuchtwahl als Allgemeines Naturgesetz nachwies. Die Vererbung der Species wird außer durch das Unterliegen der unthätigern Exemplare der Gattung im Kampfe ums Dasein auch noch durch einen natürlichen Instinct der Auswahl bei der Begattung hervorgebracht. So kämpfen bei vielen Thieren (Hühnern, Robben, Maulwürfen, gewissen Affen) die Männchen um den Besitz der Weibchen, welche besonders begehrenswerth erscheinen; diese besonders begehrenswerthen sind bei vielen bunten Thieren die mit den schönsten Farben, bei verschiedenen Rassen oder Varietäten innerhalb einer Gattung die Individuen derselben Rasse. Die genauern Ausführungen finden sich bei Schopenhauer. Hartmann faßt das Resultat dieses Kapitels in folgender Weise zusammen: „Instinctiv sucht der Mensch zur Befriedigung seines physischen Triebes ein Individuum des andern Geschlechts auf in dem Wahne, dadurch einen höhern Genuß zu haben als bei irgendeiner andern Art; sein unbewußter Zweck dabei ist Zeugung überhaupt. Instinctiv sucht der Mensch dasjenige Individuum des andern Geschlechts auf, welches mit ihm zusammengeschmolzen die Gattungsidee auf das möglichst Vollkommenste repräsentirt, in dem Wahne, in der Geschlechtsverbindung mit diesem Individuum einen ungleich höhern Genuß als mit allen andern Individuen zu haben, ja absolut genommen der überschwenglichsten Stelligkeit theilhaft zu werden; sein unbewußter Zweck dabei ist Zeugung eines solchen Individuums, welches die Idee der Gattung möglichst vollkommen repräsentirt. Dieses unbewußte Streben nach möglichst reiner Verwirklichung der Gattungsidee ist durchaus nicht etwas Neues, sondern dasselbe Princip, welches das organische Bilden im weitesten Sinne beherrschte, auf die Zeugung angewandt und durch die Masse und Feinheit der Differenzen im menschlichen Geschlechte zu einem hohen Grade der Subtilität hinaufgeschraubt.“

Das ist der Gedankengang der Philosophie des Unbewußten in Bezug auf das geschlechtliche Verhältniß. Dieser Gedankengang lehnt sich durchaus, so rückhaltslos auch alle Consequenzen desselben, namentlich in dem auf die menschliche Gattung angewendeten Princip des Darwinismus ausgesprochen werden, an die Metaphysik unserer großen Denker an. Nicht bloß bei Schopenhauer, auch schon bei dem von ihm so verachteten Hegel finden wir dies metaphysische Wesen, die Gattung wieder, die sich nur durch den Untergang der Individuen erhält. Die Liebe erscheint da als die Empfindung, worin die Selbstsucht der einzelnen und ihr abgesondertes Bestreben negirt wird, die einzelne Gestalt also zu Grunde geht und sich nicht erhalten kann. Wenn Hegel in seiner „Geschichtsphilosophie“ von einer List der Vernunft spricht, welche sich der Leidenschaften der Menschen zu ihren Zwecken bedient, so kann man von Hartmann sagen, daß ihm die Liebe als eine List des Unbewußten erscheint, welches sich der Leidenschaften der einzelnen bedient, um die Zwecke der Gattung zu erfüllen.

Hartmann selbst hat das Gefühl, daß die Resultate seiner Untersuchungen über diese Frage „abstoßend“ erscheinen könnten. In der That sträubt sich das natürliche Empfinden gegen diese Auslegung der Liebe, gegen den Egoismus einer Metaphysik, welche zu Illu-

sionen stempelt, was für viele der volle Inhalt des Lebens ist. Oder setzt sich blos der Egoismus zur Wehr gegen den Opfertod, den das Individuum für die Gattung sterben soll, selbst da wo es an dem höchsten Genuß sich erfreut?

Unsere ganze moderne Metaphysik ist ein ununterbrochenes Opferfest des Individuums; hierin sind Hegel, Schopenhauer und Hartmann einig. Auch von der Junghegel'schen Kritik von David Strauß wird die Idee der Gattung stets als die unendlich höhere Verwirklichung der Einheit göttlicher und menschlicher Natur den Lehren der Christologie entgegengesetzt, welche diese Einheit in einem einzelnen Individuum sucht. In seiner Dogmatik sucht Strauß die Individualität in den Schranken der Anlage, ein Satz, den allein die Thatfache des bahnbrechenden Genies über den Haufen wirft, denn dieser überwindet als Individuum sogar die Schranken der Anlage, welche der Gattung, der Menschheit selbst in einer bestimmten Epoche anhaften. Ferner meint Strauß, in vollem Einklang mit den oben erwähnten Denkern, daß es im Naturgebiete nicht das Individuum, sondern die Gattung ist, welche ihre Fülle offenbaren und sich im Entstehen und Vergehen der einzelnen ausleben soll.

Altmeister Hegel ist der Zaubermeister, der alle diese Geister heraufbeschworen hat, auch diejenigen, die sich gegen ihn empören. Bei ihm herrscht die Consequenz logischer Entwicklung, welche allen diesen Beweisführungen erst das Gepräge gibt. Das logische Schema liegt allen zu Grunde; die Gattung ist eben das Allgemeine, welches über das Besondere und Einzelne übergreift, und für die Logik erscheint das Allgemeine immer als das Höhere, als die eigentliche Heimat der Vernunft, für welche das Einzelne ein Unbegreifbares, ein Erklärbares bleibt. Mit dieser metaphysischen Anschauung befindet sich aber das Gefühl des Individuums im lebhaftesten Widerspruch. Wenn auch Hartmann die Verzichtleistung auf individuelles Wohl und die völlige Hingebung an das Wohl und den Proceß des Allgemeinen als das Princip der praktischen Philosophie hinstellt, so fragt es sich zunächst, kann denn von dem Wohl der Gattung, des Allgemeinen überhaupt die Rede sein oder ist das Wohl nicht ein Begriff, der nothwendig das Individuum voraussetzt, weil das Wohl empfunden werden muß und nur das Individuum empfindet? Und wenn vom Wohl der Gattung die Rede ist, kann da etwas anderes gemeint sein als das Wohl der einzelnen Individuen, welche die Gattung bilden? Kann ein metaphysisches, den Unterschied der Zeiten verschlingendes Geheimwesen wie die Gattung, allgegenwärtig in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, als solches Wohl und Wehe empfinden? Mit Bewußtsein kann sich der Einzelne für das Wohl der künftigen Geschlechter opfern; denn wenn er großmüthig das eigene Glück für das Glück vieler Tausende hingibt, so ist dies eine Rechnung, in welcher der einzelne Verlust durch tausendfältigen Gewinn gedeckt wird; aber ehe er sich mit Bewußtsein dem Proceß des Unbewußten hingibt, wird er dem Letztern doch mehr auf die Finger sehen.

Der Geschlechtstrieb bildet auch nach Schopenhauer den positiven Pol des Willens, seine Selbstbejahung. Daß die Macht des Unbewußten in ihm Triumphe feiert, ist fraglos; ebenso daß sie hier oft alle Schranken des Bewußtseins durchbricht. Doch wenn er auf der einen Seite als der mächtigste Instinct erscheint, durch den die Natur den Fortbestand der Gattung sichert, so liegt auf der andern doch auch in ihm die mächtigste Empfindung des individuellen Lebens, die höchste Verklärung der einzelnen Persönlichkeit. Alle Liebe, auch die geistige, kümmert sich nicht um allgemeine Begriffe; ihr gilt nur das Einzelwesen in seiner unsagbaren Eigenheit, dem einzelnen Ich das einzelne Du. Die Empfindung gibt diesem Einzelwesen, das gerade als solches nur einmal in der so überreichen Welt existirt, einen unendlichen Werth. Daher die Leidenschaft, die bis zur Aufopferung geht, daher die oft unbegrenzte Trauer über den Gräbern, daher der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit, welche das ἀπαξ λεγόμενον des Welt-

geistes für alle Zeiten und auch für die nachfolgende Liebe aufbewahrt. Im Allgemeinen ist die Vernunft, aber nur im Einzelnen das Talent, der Genius, die Liebe. Das Einzelne wird zum Einzigen für die sinnliche und geistige Empfindung. Will man dies alles Illusion nennen, so gilt das auch von der Familienliebe, von der Freundschaft. Es ist eine Einseitigkeit von Hartmann zu behaupten, daß die Freundschaft nur auf bewußter Seelenharmonie beruhe, blos um die Geschlechtsliebe desto tiefer in die Nacht des Unbewußten zu versenken. Auch in der Freundschaft ist es ein unbewußter Zug, der in erster Linie bestimmend wirkt, der Zug der Sympathie, der oft mehr als die Gemeinsamkeit der Ansichten und Zwecke die Auswahl des Freundes bestimmt, der uns schon bei erster Begegnung den einen wahlverwandt, den andern fremdartig erscheinen läßt. Das Spiel polarer Kräfte, die durch die Welt des Unbewußten gehen, ist hier auch im Seelenleben latent. Wie aber in der Geschlechtsliebe das Du, das Individuum des andern Geschlechts, in seiner ganzen Eigenheit empfunden wird und auch erkannt, selbst in der tief sinnigen lutherischen Bedeutung des Wortes, ein „Erkennen“, für welches der Vernunft der Philosophie alle Organe versagt sind, so liegt in ihr auch das höchste Selbstgefühl, das gesteigertste Gemeingefühl, Vollgefühl der eigenen Kraft und des eigenen Wesens.

Die Liebe ist also nicht nur die höchste Selbstbejahung des Willens, sie ist auch die höchste Selbstbejahung des Individuums. Diese Seite durfte von der „Philosophie des Unbewußten“ nicht vergessen werden, dann würde sie nicht in dem Eigensinn der geschlechtlichen Auswahl nur das unbewußte Streben nach Veredlung der Rasse sehen. Wir können uns nicht mit diesem Uebertragen des Darwinismus auf das Menschengeschlecht befreunden. Wenn Hartmann, um das Princip der Zuchtwahl durch Beispiele aus dem Thierreich zu erläutern, anführt, daß edle Hengste für gewöhnlich die Begattung mit gemeinen abgetriebenen Stuten verschmähen, so finden wir auch hierin nicht einmal das unbewußte Streben auf Veredlung der Rasse, sondern nur die größere Anziehungskraft des Gleichartigen für den Geschlechtstrieb. Gegen die „Zuchtwahl“ bei den Menschen sprechen aber viele Einwendungen. Ueber einzelne setzt sich Hartmann bequem hinweg. Er meint, wenn der Mensch häufig die Begattung begehrt, obwol er die Unmöglichkeit der Zeugung kennt, z. B. bei notorisch Unfruchtbaren oder Prostituirten, oder während er wie bei unehelichen Verhältnissen die Zeugung zu verhindern sucht, so käme das daher, daß die Kenntniß oder Absicht des Bewußtseins auf den Instinct keinen directen Einfluß hatte, da der Zweck der Zeugung eben außerhalb des Bewußtseins liege und nur das Wollen des Mittels zu dem unbewußten Zweck in das Bewußtsein falle. Doch wenn der Instinct ein zweckmäßiges Handeln ohne Bewußtsein des Zwecks ist, so kann doch nie ein zweckwidriges Handeln Sache des Instincts sein. Der Instinct des Geschlechtstriebes wird aber gleich heftig sein, einer Unfruchtbaren und Prostituirten gegenüber; denn er geht auf die Begattung, nicht auf die Zeugung, am wenigsten auf die Zuchtwahl. Die Heftigkeit des Instincts, des Geschlechtstriebes, des Unbewußten wird man doch am wenigsten bei denjenigen in Abrede stellen können, die wie durch Liebeswuth getrieben, fast ohne Auswahl die weiblichen Wesen, die ihnen in den Wurf kommen, zur Befriedigung ihrer Leidenschaft gebrauchen. Wo ist hier von einer Zuchtwahl, von dem unbewußten Streben nach Veredlung der Rasse die Rede? Wenn Hartmann sagt, das vorzügliche Bestreben der unehelichen vorübergehenden Liebchaft müsse er als etwas Instinctwidriges betrachten, welches nur durch den bewußten Egoismus hervorgerufen werde, so ist dies doch eine ganz willkürliche Annahme. Solche Menschen fassen weiter keine Vorzüge, sondern sie folgen eben blindlings dem Triebe, dem Instinct, dem Drange des Unbewußten.

Was überhaupt bei dieser ganzen Auseinandersetzung Hartmann's als „abstoßend“ erscheint, das ist das ausschließliche Hervorheben des nackten Triebes, dem gegenüber

alles andere für Illusion erklärt wird, das ist eine Isolirung, die zu leeren Abstractionen führt und nicht dem realen Leben entspricht. Das dunkle Walten des Unbewußten im Geschlechtstrieb wird auf der ganzen Linie vom Bewußtsein gekreuzt. Doch auch davon abgesehen, scheint uns das Unbewußte nicht bloß auf den Trieb als solchen beschränkt werden zu dürfen. Selbst auf dem Gebiete geistiger und seelischer Zusammenstimmung spielt es eine keineswegs unbedeutende Rolle. Ihm gehört das Herausempfinden einer Gleichartigkeit der Charaktere an, ehe diese Harmonie durch die Gemeinsamkeit der Anschauungen bestätigt wird. Ueberhaupt ist auch in der Geschlechtsliebe der ganze Mensch gegenwärtig; Schleiermacher hat dies in seinen Briefen über Schlegel's „Lucinde“ am treffendsten ausgesprochen. Wenn indeß die jungen Romantiker und ihre philosophischen Bundesgenossen alle Ursachen hatten, gegen die damals grassirende „Engelländerei“ zu protestiren, welche die Naturbasis der Liebe gänzlich verleugnete, so ist jetzt eher der Protest gegen das andere Extrem geboten, welches mephistophelisch das „tausendfache Ach und Weh“ auf diesen einen Punkt zurückführt und alle Beziehungen des Geistes und Herzens für ein Brimborium erklärt, das nur so nebenher spiele.

Hartmann ist unermülich, wo es gilt, die Leiden „des unseligen“ Geschlechtstriebes anzumalen und die damit verbundenen Illusionen zu zerstören. Der Abschnitt „Liebe und Hunger“ ist ein Gemälde mit tiefstem Schatten, das nur hin und wieder durch phosphorescirende Sarkasmen erhellt wird. Die summarischen Leiden des Gebärens für das Weib erklärt Hartmann für weit größer als die summarischen Freuden der Begattung. Bei dem Manne wird eine große Summe von Unlust durch das Provisorium von der Zeit der Pubertät bis zur Verheirathung hervorgerufen, eine Zwischenzeit, welche durch unsere Culturverhältnisse gerade für die gebildeten Stände, sobald sie kein Vermögen besitzen, sich immer weiter ausdehnt. Wenn er dies Provisorium nicht mit Lastern ausfüllt, so hat er die Qualen der erregten Sinnlichkeit, in der Epoche der Iodernbsten Blut, in ewig erneutem Kampfe zu überwinden. Diese Summe der Unlust kann durch die darauffolgende Summe der Lust in einer spätern Epoche nicht aufgewogen werden. Weiterhin weist der Philosoph hin auf die Folgen der Ungleichheit der Liebe, indem der eine Theil in der Regel mehr liebt als der andere, auf den Schmerz getäuschter Herzen, gebrochener Liebeschwüre, auf die geopferten Frauenexistenzen, welche, des Haltes der Liebe beraubt, verdorren und vergehen müssen, auf die Störung der Familienverhältnisse, Vatersfluch und Verstoßung, auf die armen Mädchen, welche Mutter werden und nun die Wahl haben, entweder Kindesmord zu begehen oder den größten Theil ihres für sie allein kaum ausreichenden Erwerbs auf die Erhaltung des Kindes zu verwenden oder sich einem Lasterleben in die Arme zu werfen. Eine geringe Procentzahl aller Liebesverhältnisse führe zur Ehe, und von diesem geringen Theil erreichten wieder sehr wenige eine sogenannte glückliche Ehe, und das Glück gehe selten aus der Liebe selbst hervor, sondern nur durch ein glückliches Zusammenpassen der Charaktere, welches das Ablösen der Liebe durch Freundschaft ermöglicht. Was aber den realen Genuß bei der Vereinigung der Liebenden betrifft, so müsse er nicht nur im voraus mit Furcht, Angst und Zweifel, ja mit zeitweiser Verzweiflung, sondern nachträglich noch einmal mit der Unlust der Enttäuschung bezahlt werden — jener Genuß, welcher während der Zeit des Genusses selbst nur durch die Festigkeit des das Urtheil aufhebenden oder doch verfälschenden Triebes davor bewahrt werden könne, in seiner illusorischen Beschaffenheit durchschaut zu werden. Die Rechnung für den Werth der Liebe stellt sich also bei Hartmann sehr ungünstig. Es bleibt in der That kein anderes Facit übrig, als die Mahnung zur Ausrottung des Triebes; das Resultat der Hartmann'schen Liebesphilosophie ist das Eunuchenthum, freilich nur für den Standpunkt der Glückseligkeitslehre des Individuums, nicht aber für denjenigen der Gattung, des Fortschritts, das Allgemeine. Die Liebe gehört zu den für das Allgemeine

wohlthätigen Instincten, wenn sie auch für den bewußten Egoismus absurd ist, und muß als solcher in integrum restituiert werden. Was aber ist denn an dem Fortbestand der Gattung gelegen, wenn alle Individuen, die sie bilden, mit denselben absurden Instincten behaftet sind und in alle Zukunft bleiben und zu derselben Unseligkeit verdammt sein werden? Welch ein sittliches Pathos kann darin liegen, diesen schlechten Proceß ins Unendliche zu nähren, noch dazu mit Aufopferung des eigenen Glücks? Erinnert diese restitutio in integrum, diese Ehrenrettung der Liebe, nicht an Münchhausen, der sich an dem eigenen Schopfe aus dem Sumpfe zieht?

Wir meinen, die Liebestragödie, wie sie Hartmann schildert, lasse keinen versöhnenden Abschluß zu; denn es ist ein schlechter Trost, einen Scandal verewigen zu helfen. Da ist Schopenhauer consequenter in seiner pessimistischen Weltanschauung, welche nirgends metaphysisch durchlöchert wird. Wohl aber dürften sich auf dem Conto unsers Philosophen, bei der Berechnung der Summe der Lust und Unlust, die mit der Liebe verbunden ist, einige Rechnungsfehler eingeschlichen haben, welche in einem falschen Ansatz ihren Grund haben, wie er namentlich in der Isolirung der physischen Geschlechtsphäre und ihrer Genüsse liegt.

Von den einzelnen geistvollen Bemerkungen, an denen diese Abschnitte reich sind, erwähnen wir noch die Betrachtung über die Formen des ehelichen Lebens. Hartmann behauptet, daß der Instinct des Mannes Polygamie, der des Weibes Monogamie fordere, daß daher überall, wo der Mann ausschließlich dominirt, rechtlich Polygamie herrsche, hingegen da, wo der Mann durch höhere Bildung dem Weibe eine würdigere Stellung eingeräumt habe, auch die Monogamie zur gesetzlich alleingültigen Form geworden sei, während sie von seiten der Männer factisch in keinem Theile der Erde streng innegehalten werde. Die Verschiedenheit des Instincts in Mann und Weib verstehe man wol, wenn man bedenke, daß ein Mann in einem Jahre mit der genügenden Anzahl Frauen bequem über hundert Kinder zeugen könne, das Weib aber mit noch so viel Männern nur eins.

Wir haben uns bei den Abschnitten, welche von der geschlechtlichen Liebe handeln, so lange aufgehalten, um im einzelnen nachzuweisen, welche Fülle von Anregungen das Werk Hartmann's selbst da gewährt, wo es den Widerspruch herausfordert; wir wollen jetzt nur noch mit wenigen Zügen die Gesamttypsiognomie des Werks zur Anschauung bringen.

Außer dem Unbewußten in der geschlechtlichen Liebe, im Denken und in der Mystik sucht Hartmann dasselbe auch noch im Gefühle, in Charakter und Sittlichkeit, in der Entstehung der Sprache und der sinnlichen Wahrnehmung und in der Geschichte auf. Bei der Werthmessung des Bewußten und Unbewußten wird dem erstern die bestimmende Einwirkung auf das Handeln und den Charakter zugesprochen, wie überhaupt die folgende Punkte praktischer Wirksamkeit: Verhinderung von Täuschungen der Erkenntniß durch den Einfluß von Affecten, Verhinderung von Unbedachtsamkeit und Unschlüssigkeit, angemessene Auswahl des Mittels zum Zweck; die Bestimmung des Willens nicht nach dem augenblicklichen Affect, sondern nach dem Princip des größtmöglichen eigenen Gesamtglücks, Werth für die Sittlichkeit, richtige Wahl des Berufs, der Mußebeschäftigung, des Umgangs und der Freude, Unterdrückung nutzloser Unlustempfindungen, Gewährung des höchsten und dauerndsten menschlichen Genusses im Forschen nach Wahrheit, Unterstützung der künstlerischen Production durch bewußte Arbeit und Kritik. Wer sich dem Unbewußten überläßt, weiß niemals, woran er ist und was er hat, und tappt im Finstern; die Leistung des Unbewußten ist gleichsam ein Geschenk der Götter, doch das Bewußte weiß man als sein eigen, und es ist sein eigenes Maß. Das Bewußtsein ist den In-

biswilen das Höhere, man soll also die Sphäre der bewußten Vernunft möglichst zu erweitern suchen, denn darin besteht aller Fortschritt des Weltprocesses.

In der „Metaphysik des Unbewußten“, zu der sich die von den Erfahrungs- und Inductions-schlüssen ausgehende Untersuchung erweitert und zwar in mächtiger Architectonik, etwa wie unterirdische Gänge allmählich zu großartigen, schöngebauten Grotten führen, erscheint indeß, trotz dieser Anerkennung des Bewußtseins, die Alleinheit des Unbewußten als das letzte philosophische, als das höchste Weltprincip. Diese Alleinheit ist der Gott des Hartmann'schen Systems, das er selbst als Monismus, um nicht den Ausdruck „Pantheismus“ zu gebrauchen, bezeichnet. Das Bewußtsein war schon vorher nur als eine Erscheinung des Unbewußten entwickelt worden in einer Untersuchung, welche nur bisweilen durch den Begriff der unbewußten Vorstellung verdunkelt wird. Die Entstehung des Bewußtseins wird erklärt als ein Stutzen des Willens über die von ihm nicht gewollte und doch empfindlich vorhandene Existenz der Vorstellung. Indem er die Vorstellung negirt, kommt er zum Bewußtsein. Uns bleibt unverständlich, wie die Vorstellung, die das Bewußtsein voraussetzt, dasselbe erzeugen soll.

Ueber das Verhältniß des Bewußtseins zum Unbewußten herrscht bei Hartmann nicht gleichmäßige Klarheit. Wo er die Alleinheit des Unbewußten, die hellsehende Weisheit der unbewußten Intelligenz verherrlicht, welche den Inhalt der Schöpfung und des Weltprocesses bestimmt, wo er in der Auffassung des Göttlichen als eines Individuums, einer Persönlichkeit, eine unwürdige Beschränkung seiner reinen und erhabenen Sphäre, der zeitlosen Allwissenheit der Idee erblickt: da hat für ihn das Bewußtsein nichts weniger als einen absoluten Werth und ist vielmehr eine Beschränkung, welcher wir endlichen Individuen unterworfen sind.

Anders aber stellt sich dies Verhältniß bei dem, wir möchten sagen apokalyptischen Abschlusse des Systems, zu welchem uns Hartmann durch eine vernichtende Kritik aller Lebensillusionen hindurchführt. Der Abschnitt „Die Unvernunft des Wollens und das Elend des Daseins“ gräbt in echtem Lapidarstil die Quintessenz des Pessimismus und des Welt Schmerzes aller Zeiten in den Stein mit einer vor keinen Konsequenzen zurückschreckenden Unerblichkeit. Die Illusion erscheint in drei Stadien. In dem ersten wird das Glück als auf der jetzigen Entwicklungsstufe der Welt erreicht und daher dem Individuum erreichbar gedacht. In welcher Weise diese Illusion vernichtet wird, davon haben wir in Bezug auf die Geschlechtsliebe bereits oben eine Probe gegeben. In ähnlicher Art werden Gesundheit, Jugend, Freiheit, auskömmliche Existenz und Zufriedenheit, Mitleid, Freundschaft und Familienglück, Eitelkeit, Ehrsucht, Ruhmsucht, Herrschsucht, religiöse Erbauung, Unstittlichkeit, wissenschaftlicher und Kunstgenuß, Schlaf und Traum, Erwerbstrieb und Bequemlichkeit, Hoffnung u. s. f. einer ägenden Analyse unterworfen, deren Resultat ist, daß die Unlust nicht nur in der Welt im allgemeinen im hohen Grade überwiegt, sondern auch in jedem einzelnen Individuum, selbst dem unter den denkbar günstigsten Verhältnissen stehenden. In dem zweiten Stadium der Illusion wird das Glück als ein dem Individuum in einem transcendenten Leben nach dem Tode erreichbares gedacht. Hier erklärt Hartmann unter Anlehnung an unsere großen Philosophen, namentlich an Schelling, die Hoffnung auf eine individuelle Fortdauer der Seele für eine Illusion, indem das Ewige der Seele nicht ewig ist wegen der Anfangs- oder der Endlosigkeit seiner Dauer, sondern überhaupt kein Verhältniß zur Zeit hat, auch nicht unsterblich heißen kann im Sinne einer individuellen Fortdauer. Im dritten Stadium der Illusion wird das Glück als in der Zukunft des Weltprocesses liegend gedacht. Hier wird der Weltfortschritt einer im einzelnen bestreitbaren Analyse unterworfen. Wären hier überall die idealen Ziele erreicht, so wäre der Nullpunkt oder Indifferenzpunkt der Empfindung in Bezug auf diese Lebensrichtungen erreicht; da aber

Ideale immer Ideale bleiben und die Fortschritte der Wirklichkeit sich ihnen wol nähern, aber nie sie erreichen können, so wird auch in dieser Lebensrichtung die Welt stets unterhalb der Höhe des Nullpunktes in der überwiegenden Unlust stecken bleiben.

Was bleibt nun übrig nach Zerstörung aller dieser Illusionen? Wie der Geisterchor dem Faust, kann man dem Philosophen zurufen:

Weh, weh!
 Du hast sie zerstört,
 Die schöne Welt
 Mit mächtiger Faust;
 Sie stürzt, sie zerfällt!

Doch ohne ein positives Resultat will uns auch diese Philosophie nicht entlassen, die sonst ja eine Philosophie der Verzweiflung wäre. Um dies möglich zu machen, verwirrt sie etwas ihre Cirkel. Während wir bisher das Unbewusste als das höchste Princip anerkennen mußten, bekennt sich jetzt der Philosoph zur Ansicht Schelling's, daß es in der ganzen Schöpfung um das Bewußtsein zu thun sei, daß ein Fortschritt, eine stufenweise Steigerung allein bei der Entwicklung des Bewußtseins, der bewußten Intelligenz der Fall sei. Während das Streben nach Glückseligkeit das Wesen des Befriedigungsuchenden Willens selbst ist, lehrt die fortschreitende Bewußtseinsentwicklung die illusorische Beschaffenheit jener Hoffnung, die Thorheit jenes Strebens erkennen. Zwischen dem Willen und dem Bewußtsein tritt also ein tiefeingreifender Antagonismus ein. „Je höher und vollkommener das Bewußtsein im Verlaufe des Weltprocesses sich entwickelt, desto mehr emancipirt es sich von der blinden Basallenschaft, mit welcher es anfänglich dem unvernünftigen Willen folgte, desto mehr durchschaut es die zur Bemäntelung dieser Unvernunft vom Triebe in ihm erweckten Illusionen, desto mehr nimmt es gegenüber dem nach positivem Glück ringenden Willen eine feindselige Stellung ein, in welcher es ihn in historischem Verlaufe Schritt für Schritt bekämpft, die Wälle der Illusionen, hinter denen er sich verschanzt, einen nach dem andern durchbricht und nicht eher seine letzte Konsequenz gezogen haben wird, bis es ihn völlig vernichtet hat, indem nach Zerstörung jeder Illusion nur die Erkenntniß übrigbleibt, daß jedes Wollen zur Unseligkeit und nur die Entsagung zu dem besten erreichbaren Zustande, der Schmerzlosigkeit, führt.“ Der Weltproceß, der ein bestimmtes Ziel, eine endliche Dauer, gleichsam einen Jüngsten Tag hat, besteht also in dem „fortdauernden Kampfe des Logischen mit dem Unlogischen“, d. h. des Bewußtseins mit dem Unbewußten und in dem endlichen Siege des erstern über das „allweise Unbewußte“. Dieses Ziel hat etwas Apokalyptisches, Mystisches, wir können uns nicht denken, wie dasselbe, noch dazu durch einen gleichzeitigen gemeinsamen Beschluß der Erdbewölkerung erreicht werden könne. Wenn hier ein Act von univerveller Weltverneinung, sehr verschieden von der individuellen der Schopenhauer'schen Ascese, welche Hartmann verwirrt, die Geschichte abschließt, die Welterlösung bildet, so widerspricht es diesem Abschlusse und Ziele doch offenbar, daß das letztere durch die entgegengesetzten Mittel erreicht werden soll, indem für das Individuum die Bejahung des Willens zum Leben als das vorläufig allein richtige hingestellt wird, ja das Princip der praktischen Philosophie darin bestehen soll, die Zwecke des Unbewußten zu Zwecken seines Bewußtseins zu machen, ein schreiender Widerspruch gegen die Aufgabe des Weltprocesses, das Unlogische durch das Logische, das Unbewußte durch das Bewußtsein zu bekämpfen.

Ähnlich wie die socialen Reformatoren in der Kritik unserer Gesellschaftszustände den größten Scharfsinn bekunden, bei der Projection künstlicher Gesellschaftswelten aber in Phantastische verfallen, geht es unsern philosophischen Denkern, und selbst die inductive Methode schützt vor metaphysischen Schwärmereien und Widersprüchen nicht. Abgesehen indess von der Schlußlösung, die selbst als eine Illusion der die Illusionen zerstörenden

Kritik verfällt, ist das Werk Hartmann's eine höchst bedeutende Erscheinung, reich an den geistvollsten Auseinandersetzungen und Entwicklungen, überaus anregend und ganz geeignet, das Interesse an der Philosophie neu zu erregen in denjenigen Kreisen, die sich von ihren Bestrebungen wie von eiteln Hirngespinnsten abgewendet haben, indem Naturwissenschaft und Philosophie sich hier zu gegenseitigem Verständnisse die Hand reichen. Aus diesem Grunde besprechen wir hier so eingehend ein philosophisches Werk, das in vieler Hinsicht epochemachend ist.

Julius Hermann von Kirchmann,

preussischer Abgeordneter.

Das preussische Abgeordnetenhaus hat seit dem Jahre 1867 eine wesentlich veränderte Gestalt gewonnen. Zu den Vertretern der alten Provinzen sind die der neuen getreten, die Interessen des Staats haben sich erweitert und die ehemaligen Führer der hannoverschen, kurhessischen und nassauischen Kammern machen den alten Leitern der liberalen Opposition den Rang streitig. Bennigsen, Miquel, Braun, Windthorst u. a. treten häufig mehr in den Vordergrund als Schulze-Delitzsch, Löwe oder Twisten. Die frühere Opposition ist aber auch an sich nicht mehr die alte. Die stolze Mehrheit der Fortschrittspartei, welche den Verfassungskampf gegen das conservative Ministerium mit so großer Siegesgewißheit führte, ist nicht mehr; Graf Bismarck hat sie durch die Erfolge seiner Kriegspolitik zu zerspalten, zu schwächen und zurückzudrängen gewußt, und nur mühsam streben ihre alten Leiter danach, für die innere Politik so viel Raum zu behaupten, als sie für die Vertheidigung ihres alten demokratischen Princips bedürfen. Das jüngere Geschlecht der National-Liberalen, dem sich eine große Zahl der frühern Fortschrittspartei angeschlossen hat, verdunkelt sie mit seinem für die Gegenwart wichtigeren und interessanteren Ringen nach einer praktischen Politik, die es möglich macht, an den Erfolgen der preussischen Eroberungen festzuhalten und sie zugleich für die Ausbildung des constitutionellen Systems zu benutzen, indem die Erweiterung des preussischen Staats zur Fortbildung seiner Gesetzgebung sowie der des gesammten Norddeutschen Bundes benutzt wird. Diese Richtung ist schwer durchzuführen, aber um so mehr muß sie die jüngeren Kräfte der Volksvertretung reizen. Sie hat ebenso mit der conservativen Regierung, die auch jetzt noch im alten Stil fortregieren möchte, wie mit der alten Demokratie zu kämpfen, die sich nicht zur Nachgiebigkeit verstehen will, um Größeres zu erreichen, weil sie dabei etwas von ihren alten Principien zu opfern fürchtet.

Nicht selten verliert sich deshalb die alte Fortschrittspartei in eine abstracte Rechthaberei und Principienreiterei, welche das Interesse an ihr vermindert, ja selbst schädlich auf die Abstimmungen einwirkt, wenn die Partei sich zur Gemeinschaft mit der äußersten Rechten und den preußensfeindlichen Polen hindrängen läßt; trotzdem ist es aber immer von Wichtigkeit, daß der alte Kern der consequenten Opposition in dem Abgeordnetenhaus erhalten wird, weil er die National-Liberalen verhindert, ihre aus dem Compromiß mit dem Grafen Bismarck hervorgegangene Gefügigkeit gegen neue Regierungsmaßregeln zu weit zu treiben. Es hat sich aus dieser Einwirkung auch schon wieder ein festerer Kern für den Kampf um die innere Freiheit ergeben, welcher für die Reform der Justizverwaltung, des Gemeindefensens und der Schulangelegenheiten zu wichtigen Resultaten geführt hat.

Zu den Vertretern der alten demokratischen Opposition gehört Hr. von Kirchmann,

der Abgeordnete der Stadt Breslau. Seine Wirksamkeit als Mitglied der Nationalversammlung im Jahre 1848 und als Präsident des Appellationsgerichts in Ratibor im Jahre 1849 hat ihm in der Entwicklungsgeschichte der preussischen Justiz einen ehrenvollen Platz gesichert. Auch in neuerer Zeit hat er seinen Beruf als Abgeordneter im preussischen Landtage wie im Reichstage mit so viel Energie und zugleich mit so viel Mäßigung im Kampf der Parteien zu erfüllen gewußt, daß ihm der Ruhm gebührt, die jetzige Aufgabe der Fortschrittspartei am richtigsten erkannt und ausgesprochen zu haben. Daneben hat sich Hr. von Kirchmann in jüngster Zeit eine neue Bahn als philosophischer Schriftsteller zu eröffnen gesucht, und wenn ihm auf dieser noch nicht gelungen ist, was er erstrebte, eine vollsthümliche Fortbildung des philosophischen Denkens unserer Zeit zum Behufe der Neugestaltung der verschiedenen Zweige der philosophischen Wissenschaft, so kann ihm auch dabei die Anerkennung nicht vorenthalten werden, daß er für die kritische Würdigung der frühern Systeme Bedeutendes geleistet und den Grund zu einer neuen Behandlung ideeller Erkenntniß durch ihre Hinwendung zu dem Realen gelegt hat. Dazu kommt, daß Hr. von Kirchmann auch in letzter Zeit der Gegenstand einer Befolgung von seiten der Regierung geworden ist, welche ihm ein lebhaftes Interesse zuwendete, wenn auch die liberale Partei in der Sache, welche die Veranlassung dazu geboten hatte, die Ansichten des Hrn. von Kirchmann nicht theilen und selbst billigen konnte. Daß ein Mann wie Hr. von Kirchmann wegen einer der Wissenschaft angehörenden Hypothese, weil er sie in einer großentheils aus Arbeitern bestehenden Versammlung ausgesprochen hatte, vor ein Disciplinargericht gestellt und nach vierundvierzigjähriger Dienstzeit seines Amtes als Gerichtspräsident verlustig, ja selbst ohne Pension entlassen wurde, mußte großes Aufsehen erregen.

In diesem Geschieh des Hrn. von Kirchmann spiegelt sich der harte Widerspruch ab, in dem jetzt noch das preussische Staatsleben befangen ist. Wenn irgendein Jurist, ja war Hr. von Kirchmann durch seine parlamentarische Laufbahn dazu geeignet, die Leitung der Justizverwaltung zu übernehmen; Preußen hätte in ihm einen Justizminister im größten Stile erhalten, der den Glanz der Carmer und Suarez wieder für die Reform der Gesetzgebung wie für die Justizverwaltung heraufgeführt hätte. Weil die Zeit aber dazu nicht reif war, schob man ihn beiseite, suchte ihn erst zu schrecken, dann unschädlich zu machen und endlich, als diese Maßregeln wirkungslos blieben und dem Verfolgten noch einmal Gelegenheit gegeben wurde, der Regierung die Kraft seiner Opposition fühlbar zu machen, ihm sein Ansehen, seine Stellung als Beamter zu rauben.

Julius Hermann von Kirchmann wurde am 5. Nov. 1802 in Schaffstädt bei Merseburg als Sohn eines sächsischen Wittmeisters geboren. Die guten Verhältnisse des Vaters sicherten ihm eine solche Erziehung, wie ihrer der künftige Jurist bedurfte. Er besuchte das Gymnasium zu Merseburg und studirte seit 1820 in Leipzig und Halle die Rechte. In der Wahl dieser Universitäten zeigt sich eine gewisse Anhänglichkeit an den sächsischen Volksstamm, die sich auch in dem Dialekt des Hrn. von Kirchmann kundgibt. Seine ersten juristischen Dienste leistete Hr. von Kirchmann in Magdeburg und Naumburg, dann erfolgte seine Ernennung zum Criminalrichter in Halle im Jahre 1833 und zum Land- und Stadtgerichtsdirector zu Quersfurt und in Torgau (1834 und 1839). Im Jahre 1846 wurde er nach Berlin berufen, um als erster Staatsanwalt beim Criminalgericht zu Berlin zu fungiren. In dieser Stellung zog Hr. von Kirchmann die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Man sah in ihm einen Mann, der bemüht war, überall die Staatsittlichkeit zu vertreten, aber dabei auch die Milde zu üben, welche die bürgerliche Gesellschaft jedem Menschen, auch dem Verbrecher schuldig ist. Nie stützte er sich wie manche Staatsanwälte nach ihm mit Lust an der Verfolgung auf sein Opfer; er erklärte jede Verurteilung der Angeklagten aus dem Wesen desselben und trug mit der Be-

rücksichtigung aller Verhältnisse auf die ihnen angemessenen Strafen in mildester Weise an. Hr. von Kirchmann verfuhr überall als ein human gebildeter und mitfühlender Mann.

Es muß uns jetzt wie ein Traum vorkommen, daß Hr. von Kirchmann als Staatsanwalt im Jahre 1848 von den Bürgern Berlins in die Nationalversammlung gewählt werden konnte, während Temme die gleiche Ehre im tilsiter Wahlkreise widerfuhr.

Beide bewiesen durch ihre treue Hingebung an die Volkssache, wie tief ihr Streben für eine rechte und gerechte Rechtspflege war. Hr. von Kirchmann trat dem linken Centrum der Nationalversammlung bei und unterstützte in dieser Stellung jeden tüchtigen Antrag, der die Neugestaltung des Staats durch die Wendung zu den von der Zeit gebotenen Reformen fördern konnte. Diese Haltung erzürnte das damalige liberale Ministerium Camphausen so sehr, daß es die beiden Staatsanwälte zu höhern Stellen beförderte, um womöglich ihre Wiederwahl zu verhindern. Bei Hrn. von Kirchmann wäre ihm dies auch nahezu gelungen, da die freisinnige Weise, in welcher er sich als Staatsanwalt gegen die Verfolgung der frei gewordenen Presse erklärte, die Conservativen gegen ihn aufgebracht hatte, und weil die Radicalen fürchteten, er werde in dem Kampfe gegen die Regierung nicht weit genug gehen.

Hr. von Kirchmann wurde in Berlin nicht wiedergewählt, konnte aber doch Ende Juli schon wieder in die Nationalversammlung eintreten, weil er vom Kreise Tilsit gewählt worden war.

Auf die in den Zeitungen an ihn gerichteten Aufforderungen, gegen die ultraradicale Presse einzuschreiten, that Hr. von Kirchmann damals in einer Erklärung den classischen Ausspruch: „Wer Pressfreiheit will, muß auch deren Mißbräuche zu ertragen wissen.“ Gegen die Erzeugnisse des Geistes, selbst die böswilligsten, gibt es keine andern Waffen als die des Geistes. Zuchthaus, Gelbbaßen dagegen anzuwenden, erscheint als rohe Gewalt, die nur dazu dient, solchen Ansichten den Schein der Wahrheit zu leihen und ihre Verbreiter zu Märtyrern des Volkswohls zu erheben. Gegen die Unwahrheit gibt es nur ein Mittel, sie zu widerlegen. „Verführerischen Theorien wird der gesunde Volkssinn stets zu widerstehen wissen“, setzte Kirchmann hinzu.

Diese Erklärung erfolgte am 11. April. Am 11. Mai wurde Hr. von Kirchmann durch das Ministerium genöthigt, als Staatsanwalt die Anklage gegen den Studenten G. A. Schlössel zu erheben, der es gewagt hatte, in seinem „Volksfreund“ die Arbeiter zu einer Demonstration für das directe Wahlsystem aufzufordern, welche den Sturz des Ministeriums Camphausen herbeiführen sollte. Der Artikel war in den stärksten Ausdrücken verfaßt und forderte dazu auf, am Grünen Donnerstage „den Minister Camphausen das eigene Kreuz tragen zu lassen, damit das Volk sich in seine Kleider theilen könne“. Aus der Kenntniß der damaligen Zustände können wir hinzufügen, daß Schlössel die Arbeiter insgeheim aufgefordert hatte, mit ihren Werkzeugen zu dem beabsichtigten Zuge zu erscheinen, weil er auf einen Zusammenstoß rechnete. Um diesen zu verhindern, ließ das Ministerium Schlössel verhaften und beschloß der Criminalsenat die Anklage. Hr. von Kirchmann suchte ihr die mildeste Form zu geben, indem er den Hochverrath anschoß und nur den Versuch, einen Tumult zu erheben, in dem „Volksfreund“ fand. In der Jugend des neunzehnjährigen Verfassers sah er einen Milderungsgrund und trug nur auf eine sechswochentliche Gefängnißstrafe an. Er verschmähte es auch, die kühne Vertheidigung, mit welcher Schlössel seine Aufforderung an die Arbeiter als ein revolutionäres Recht darzustellen suchte, durch eine Erwiderung abzuschwächen. Die Richter ließen sich jedoch nicht zu gleicher Milde bestimmen; sie verurtheilten Schlössel zu einer Festungsstrafe von sechs Monaten.

Dieses harte Urtheil in dem ersten Pressprocesse nach der Revolution erregte große Erbitterung im Volke, eine Stimmung, die sich auch zum Theil auf Hrn. von Kirchmann

übertrag, da man ihm vorwarf, daß er sich der Verhaftung Schlöffel's nicht widersetzt, und daß er den Angeklagten zu sehr als unreifen Jüngling behandelt habe. Dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, daß Hr. von Kirchmann nach seiner Rängerhöhung zum Vicepräsidenten des damaligen Oberlandesgerichts, jetzigen Appellationsgerichts zu Ratibor, nicht wiedergewählt wurde.

Die Radicalen, welche ihm ihre Stimme vorenthalten hatten, wurden aber durch sein Verhalten in der Nationalversammlung beschämt. Immer schärfer trat er darin als Befechter der Volksrechte hervor, immer entschiedener theilte er die Beschlüsse der Linken, und als es zu dem Conflict mit der Regierung und dem verhängnißvollen Beschlusse der Steuerverweigerung kam, war er der Referent, der den Antrag darauf zu stellen und zu verteidigen hatte. Hr. von Kirchmann war zur consequenten Durchführung des Kampfes entschlossen. Er gab selbst einen Theil seines Vermögens her, um das Verbleiben der mittellosen Mitglieder der Nationalversammlung in Berlin zu ermöglichen.

Nach dem Scheitern dieser Opposition und nach der Entwaffnung der berliner Bürgerwehr blieb Hrn. von Kirchmann freilich nichts übrig, als sich nach Ratibor zu begeben und sein neues Amt zu übernehmen.

Als Ersatz für die verlorene parlamentarische Thätigkeit gab Hr. von Kirchmann im Verein mit Robbertus „Demokratische Blätter“ heraus, in welchen die politischen und volkswirtschaftlichen Fragen der Zeit auf eine ebenso gründliche als anziehende Weise besprochen wurden. Der Herausgeber rügt es darin unter anderm, daß das wichtige neue Institut der Staatsanwaltschaft in eine durchaus parteiische Stellung zum Volke gebracht und mit dem allgemeinen Mißtrauen beladen worden sei. „Der Staatsanwalt“, sagte er, „ist nicht bloß Partei, nicht bloß Ankläger, er ist und bleibt Beamter des Staats und kein bloßes Werkzeug des Ministeriums. Das Gesetz hat ihn mit einer großen Macht bekleidet, und wenn er auch den Richterspruch nicht fällt, so hängt doch von ihm die Erhebung der Anklage und die Frage der Verhaftung wesentlich ab. Wenn in Preußen die Verfassung zur Wahrheit werden sollte, so mußte den Beamten angemessener Schutz gegen willkürliche Entziehungen von Amt und Einkommen gewährt werden.“ An den Processen gegen Waldeck, die Steuerverweigerer und Ziegler weist Hr. von Kirchmann nach, wie leichtfertig man die Würde und die Bedeutung der Staatsanwaltschaft geopfert hatte, wie sehr man sie zur Caricatur hatte werden lassen. Dieser Gesinnung entsprach es, daß Hr. von Kirchmann in seiner Stellung den Beweis zu liefern suchte, wie unabhängige Richter zu handeln haben, um das Recht zu schützen. Als dem Criminalsenat des Appellationsgerichts zu Ratibor im December 1849 die Untersuchung wider den Grafen Oskar Reichenbach auf Domezko als Mitglied des stuttgarter Rumpfparlaments aufgetragen wurde, wies das Gericht diese Untersuchung zurück, weil der Graf Reichenbach durch das verfassungsmäßige Recht für seine Beschlüsse im Parlament gebedt war, und als darauf nach der Beschwerde des Staatsanwalts das Obertribunal dem Kreisgericht zu Dppeln die Sache übergab und die Untersuchung anbefahl, demzufolge auch die Verhaftung des Grafen Reichenbach erfolgte und dieser sich darüber beschwerte, wies der Criminalsenat zu Ratibor unter dem Voritze des Hrn. von Kirchmann das Kreisgericht zu Dppeln an, den Grafen Reichenbach freizulassen und die Acten zu reponiren, weil niemand seinem natürlichen Richter entzogen werden darf. Das Kreisgericht leistete dem Folge und verweigerte sogar die Wiederverhaftung, welche der Minister von Mühlner anordnete. Graf Reichenbach gewann Zeit zur Flucht nach England und wurde später zu zehnjähriger Zuchthausstrafe gleich Zimmermann und Löwe verurtheilt. Hr. von Kirchmann und die vier Räte, welche mit ihm gestimmt hatten, traf sofort die Strafe der Amtsfuspension, es wurde die Disciplinaruntersuchung gegen sie eröffnet, und am 16. Dec. 1850 wurde Hr. von Kirchmann wegen Verletzung seiner Amtspflichten aus grober Fahr-

lässigkeit mit Entfernung von den Dienstverrichtungen auf noch drei Monate mit Verlassung der Hälfte seines Gehalts bestraft.

Er selbst sagte nach der Suspension in den „Demokratischen Blättern“: „Man sieht, daß dieses Ereigniß weit über die davon betroffenen Personen hinausreicht, daß es die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Richterstandes der ganzen Monarchie in Frage stellt. Welcher Richter wird es noch wagen, das Gesetz als die alleinige Richtschnur seiner Entscheidung festzuhalten, wenn selbst die gewissenhafteste Erwägung in einem zahlreichen Collegium die völlig parteilose, rein objectivc Entscheidung eines Falles ihn der Gefahr aussetzt, sofort von seinem Amte suspendirt zu bleiben? Der mit dieser Suspension geführte Schlag trifft den ganzen preußischen Richterstand. Zaghafte Aengstlichkeit wird an die Stelle muthiger Pflächterfüllung treten.“

Zu dem Verfahren gegen Hrn. von Kirchmann ist noch zu bemerken, daß der Criminalsenat in Ratibor vollkommen durch die Bestimmung des Gesetzes vom 2. Jan. 1849 geschützt war, in dem verordnet ist, daß das Appellationsgericht definitiv über die Verurteilung in den Anklagezustand zu entscheiden habe. Erst nach zwei Jahren wurde durch das Gesetz vom Mai 1852 bestimmt, daß die Beschwerde an das Obertribunal in Fällen zulässig sein solle, wenn der Beschluß des Appellationsgerichts aus Rechtsgründen angefochten werde. Hr. von Kirchmann wurde also nach einer Gesetzbestimmung bestraft, welche noch gar nicht bestand, sondern erst nachher geschaffen wurde.

Die Zurücksetzung, welche Hr. von Kirchmann seit seiner Verurteilung als Vicepräsident des Appellationsgerichts in Ratibor zu erfahren hatte, sowie die Mißstimmung, in welche ihn das ganze reactionäre System der Manteuffel'schen Regierung versetzen mußte, veranlaßten ihn im Jahre 1855, einen Urlaub auf fünf Jahre nachzusuchen, den ihm der Justizminister Simons gern bewilligte, um den ihm unbequemen Mann los zu werden. Es wurde Hrn. von Kirchmann jedoch dabei die Bedingung gestellt, „daß er sich weder in Berlin noch in Königsberg dauernd aufhalten dürfe, und der Minister fügte hinzu, er vertraue Hrn. von Kirchmann, daß er den Urlaub nicht zu politischen Agitationen misbrauchen werde, weil er ihm sonst entzogen werden müsse“.

Welches Kleinliche Geständniß der Furcht vor dem geistig und politisch höher stehenden Manne! Noch klüglicher aber war es, daß Hr. von Kirchmann, als er im Jahre 1854 in dem Feuilleton der „National-Zeitung“ eine Schilderung seiner Reise nach Konstantinopel unter der Bezeichnung „Ferienreise eines preussischen Juristen“, also anonym drucken ließ, eine Verwarnung wegen Anstoß gebender Aeußerungen von dem Minister erhielt. Und worin bestanden diese Aeußerungen? Darin, daß er in der Erwähnung des Zusammentreffens mit seinem Reisegefährten, einem Steuerverweigerer der Nationalversammlung, gesagt hatte: „Mit einem Händedruck sagten wir uns schweigend, daß wir kein Wort, keinen Schritt von dem bereuten, was wir seit 1848 gesprochen und gethan.“

Hr. von Kirchmann hatte seinen Wohnsitz bei Dresden aufgeschlagen, wo er einen kleinen Landbesitz erwarb, und auf sein Ansuchen wurde im Jahre 1860 sein Urlaub auf fernere fünf Jahre verlängert. Als hiergegen jedoch im Abgeordnetenhaus Einspruch gethan und verlangt wurde, daß Hr. von Kirchmann zur Führung seines Amtes zurückgerufen werde, erklärte er sich hierzu sofort bereit und trat sein Amt in Ratibor im Juni 1863 wieder an.

Bereits im Jahre 1861 war Hr. von Kirchmann zum Abgeordneten in Breslau gewählt worden und ließ es sich als solcher angelegen sein, den damaligen Verhältnissen gemäß für seine politischen Principien mit voller Kraft einzustehen. Er wirkte mit den alten Genossen aus der Nationalversammlung als Mitglied der Fortschrittspartei in allen Fragen auf das entschiedenste und begleitete diese Thätigkeit zugleich mit Berichten an

die „Breslauer Zeitung“ über den Fortschritt der parlamentarischen Entwicklung, in welchen er die Nothwendigkeit eines consequenten Verfahrens in der Budgetfrage darthat, weil von ihm der Schutz der Verfassung abhängt. Hr. von Kirchmann sah dabei richtig voraus, daß Ereignisse und politische Verwickelungen eintreten würden, welche der Stimme der Volksvertretung eine größere Macht verleihen mußten, als sie im Beginn des Jahres 1863 besaß. Der Schutz Schleswig-Holsteins gegen Dänemark sollte nach Hrn. von Kirchmann's Ansicht Veranlassung zu einem raschen Einschreiten durch die Einsetzung eines Herzogs und zur Förderung der deutschen Einheit geben. Deshalb verwarf Hr. von Kirchmann alle schwächlichen Compromisse und verlangte, daß die Volksvertretung die Regierung vorwärts treibe, weil damit auch für die innern Verhältnisse ein Wendepunkt eintreten müsse.

Wie sehr diese Aeußerungen dem Ministerium unbequem waren, geht daraus hervor, daß sie, obwol sie ohne Kirchmann's Namen in gewöhnlichen Zeitungsartikeln enthalten waren, zum Gegenstande einer Anklage in dem später eröffneten Disciplinarverfahren gegen Hrn. von Kirchmann gemacht wurden. Mit der amtlichen Stellung desselben sollte die Abfassung und Veröffentlichung solcher Zeitungsartikel völlig unvereinbar sein; der Beamte dürfe keine Thätigkeit entwickeln, durch welche er sich mit den von der Staatsregierung vertretenen Anschauungen und Auffassungen in directen Widerspruch stelle, und die dazu geeignet seien, im Publikum Mißstimmung hervorzurufen. Ein richterlicher Beamter müsse sich vor allem einen freien, unparteiischen und unbefangenen Standpunkt bewahren; bekunde er der Staatsregierung feindliche Tendenzen, so beeinträchtige er seine richterliche Wirksamkeit.

Der blinde Eifer, mit welchem Kirchmann verfolgt wurde, ging so weit, daß Artikel der „Breslauer Zeitung“, welche er gar nicht geschrieben hatte, wie nachher der Redacteur dieser Zeitung Dr. Stein bekundete, ihm zugeschrieben und zu seiner Anklage benutzt wurden. Noch rückhaltsloser trat aber diese ministerielle Verfolgung hervor, als der Vortrag, welchen Hr. von Kirchmann im Februar 1866 in dem Saale der Alhambra in Berlin über den „Communismus der Natur“ gehalten hatte, dazu benutzt wurde, ihn von neuem seines Amtes zu entsetzen und mit dem Verluste desselben ohne Gehalt zu bestrafen. Der Disciplinar Senat des Obertribunals hat sich dazu verstanden und der ehemalige Justizminister Uhden hat das darüber in zwei Instanzen ergangene Urtheil unterzeichnet.

Der Vortrag „Ueber den Communismus in der Natur“ und die „Actenstücke zur Amtsentsetzung des Hrn. von Kirchmann“ liegen gedruckt vor, jener ist in Berlin bei Windler, diese sind bei Springer 1867 erschienen, und es kann sich jeder ausführlich über die aus dem Vortrage hervorgegangene Streitfrage und die disciplinarische Behandlung derselben unterrichten. Die Sache wird für die Geschichte des preussischen Beamtenthums denkwürdig bleiben.

Man kann ihn tadeln, daß er sich zur Besprechung eines so kitzeligen Themas wie das Zweitendensystems verstanden und für dieses System ausgesprochen hat, weil die Volkswirtschaft es unmöglich als richtig ansehen und rechtfertigen kann. Sie muß der Menschheit die Kraft zutrauen, daß sie sich mit der wachsenden Bevölkerung auch die Mittel zu ihrer Ernährung schafft, und es ist jedenfalls bedenklich, den Arbeitern den Rath zu geben, daß sie sich in der Erzeugung von Kindern bestimmte Schranken setzen sollen, weil daraus leicht eine Schwächung der nationalen Kraft Deutschlands hervorgehen könnte, wie sie in Frankreich nachzuweisen ist. Es läßt sich auch nicht behaupten, daß eine solche Enthaltensamkeit den Arbeitern zugute kommen würde, weil die Freizügigkeit immer dafür sorgen wird, daß es der Arbeit nicht an Kräften fehlt. Die Ueberfüllung der einzelnen Arbeitszweige kann daher nur durch die Förderung der Arbeit überhaupt und durch Fürsorge für die nothleidenden Arbeiter abgewehrt werden.

Dem volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte aus hatte Hr. von Kirchmann unrecht, er hat aber ebenso recht in ethischer Beziehung, wenn er sagt, daß der Naturtrieb des Menschen geregelt sein und in den Familien der Arbeiter dafür gesorgt werden müsse, daß er nicht zum Elend und zur Unsitlichkeit führe; Hr. von Kirchmann wies hierbei mit Recht auf das Los der Frauen hin. „Zum bloßen Mittel einer thierischen Lust herabgedrückt, wo selbst die Moral sie völlig im Stiche läßt, verbringt sie den besten und schönsten Theil ihres Lebens abwechselnd in Schwangerschaft und im Kinderstillen. Mit einem Kinde an der Brust, einem andern auf dem Schoße, umstehen sie noch drei bis vier andere, die auch noch der Hülfe bedürfen. Weber am Tage noch zur Nacht hat sie Ruhe, die Mittel fehlen, um die Kinder ordentlich zu kleiden und zu nähren, um sich eine Hülfe für die Wartung derselben oder für die Wirthschaft zu verschaffen. Schreien die Kinder nicht, so muß die Frau am Waschfaß oder am Kochofen stehen, und doch reicht es nirgends zu. Mit tiefer Betrübniß sieht sie, wie die Kinder trotz der unsaglichsten Anstrengungen dennoch nicht gedeihen, und wohl ihr, wenn nicht Verküppelung oder Krankheit der Kinder noch hinzutritt und sie zur Verzweiflung treibt.“ Wer will es leugnen, daß diese Schilderung dem Leben entnommen ist und sich nur zu oft in Tausenden von Familien wiederholt? Hr. von Kirchmann konnte daher nur einen sittlichen Eindruck bezwecken, indem er die Arbeiter auf die Nothwendigkeit hinwies, bei der Vermehrung ihrer Familien auf ihre Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Es wurde auch von zahlreichen Zeugen bekundet, daß der Vortrag nur einen solchen Eindruck auf sie gemacht habe, und in seiner Vertheidigung konnte sich Hr. von Kirchmann auf Proudhon, Stuart Mill, Say, Riccardo, Sismondi und Roscher berufen, welche Aehnliches gesagt haben.

Wissenschaftliche Ansichten kommen für ein Tribunal nicht in Betracht, dem es nur darauf ankommt, zu behaupten und nachzuweisen, daß ein königlicher Beamter keine Ansichten haben und aussprechen dürfe, durch welche die amtliche Stellung des Urhebers compromittirt werde. Mit einer wahren Wollust schwelgt die Anklage in der Discussion über diese Anzüglichkeit, indem sie die Frage discutirt, ob die äußerliche Folge der Kinderzeugung sich von dem Genuße abtrennen lasse.

Die politischen Freunde des Hrn. von Kirchmann beilieten sich, ihm nach seiner Verurtheilung einen Ersatz für den Verlust seines Gehalts aus dem Nationalfonds anzubieten; er lehnte diese Hülfe aber ab, weil der Ertrag seines Vermögens hinreichte, ihn und seine Familie zu ernähren. Dies Verfahren war um so ehrenhafter, als das Besitzthum des Hrn. von Kirchmann ihm lange nicht so viel eintrug, als sein Gehalt (2800 Thlr.) betragen hatte.

Auch das größere Publikum Berlins gab Hrn. von Kirchmann seine Sympathie zu erkennen, als er 1867 philosophische Vorlesungen hielt. Er wurde mit rauschendem Beifall empfangen und entlassen, weil sich jeder seiner Zuhörer gedrungen fühlte, dem so vielfach verfolgten Manne seine Hochachtung zu bezeugen.

Als Schriftsteller war Hr. von Kirchmann zuerst 1846 mit einer Erläuterung des preussischen Civilprocesses aufgetreten, welche bei den Juristen großen Beifall fand, dann suchte er 1848 durch einen in der Juristischen Gesellschaft in Berlin gehaltenen Vortrag „Ueber die Worthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft“ (Berlin 1848) eine reformatorische Wirkung zu üben. Er stellte darin die Ansicht auf, daß mehr als andere Wissenschaften die Jurisprudenz zurückgeblieben sei, weil sie dem Leben, aus dem sie ihren Stoff zu nehmen hat, nicht zu folgen weiß, und sich deshalb dem Fortschritt des Rechts selbst feindlich gegenüberstellt. „Das positive Gesetz ist starr, das Recht fortschreitend, deshalb wird selbst die Wahrheit jenes mit der Zeit zur Unwahrheit. Das positive Gesetz ist abstract, seine nothwendige Einfachheit vertilgt den Reichthum der in-

dividuellen Gestaltung. Deshalb die Zwitnergestalten der Willigkeit, des richterlichen Ermessens. Das positive Gesetz ist in seiner letzten Bestimmtheit baare Willkür und die willenlose, allezeit bereite Waffe, nicht minder für die Weisheit des Gesetzgebers wie für die Leidenschaft des Despoten.“ Kirchmann forderte den Uebergang zu dem natürlichen Recht, das er dem Leben entnommen wissen will und aus dem die Rechtswissenschaft nur für jedes Zeitalter zu schaffen ist. Aus dem Wesen des Processes und der Stellung, welche der gemeine Mann zu ihm einnimmt, indem er sagt, er habe einen Proceß gewonnen oder verspielt, erläuterte Kirchmann den natürlichen Mangel unsers Rechtslebens, und wies auf den Kampf hin, den die Völker um das Recht wie um ihre Freiheit zu bestehen haben. Die Hinwendung zur Politik verlangte er als unabweißbare Forderung für die Kunst der Gesetzgebung.

Den alten Juristen erschienen diese Aussprüche wie Kezerei, und sie traten Hr. von Kirchmann mit verschiedenen Erwidern in Schriften und Zeitungen entgegen; dafür sollte ihm aber das jüngere Geschlecht reichlichen Beifall und rühmte ihn, daß er „für das Recht, das mit uns geboren ist“, in die Schranken getreten war. Es ist zu bedauern, daß Hr. von Kirchmann seine schriftstellerische Entwicklung nicht nach dieser Seite hin weiter verfolgt hat; auf diesem Gebiete der Reform der Gesetzgebung hätte er am nachhaltigsten wirken können. Es ist jedoch, soviel wir wissen, noch eine Rechtsphilosophie von ihm zu erwarten. Im Jahre 1854 ließ er seine „Reise nach Konstantinopel und Brussa“ (Berlin, Schneider) und 1865 „Erinnerungen aus Italien“ (Berlin, Springer) erscheinen. Beiden Ländern, der Türkei und Italien, wandte Hr. von Kirchmann ein reges Interesse zu, und seine Schilderungen derselben sind frei von allen Vorurtheilen. Ueberall gibt er den frischen Eindruck des Gesehenen und Beobachteten wieder und knüpft daran das Urtheil des besonnenen, Licht- und Schattenseiten des Völkerlebens richtig abwägenden, freisinnigen Mannes. Für die Entwicklung der Türkei hegt er die besten Erwartungen und sieht in ihren Zuständen eine ähnliche Erscheinung, wie sie Rußland vor 150 Jahren unter Peter dem Großen darbot. Die tiefe Religiosität und das Gefühl von Stolz und Selbständigkeit der Türken, die sich durch alle Klassen ziehen, sowie die Gleichheit derselben, die sie vor den kriechenden Manieren Europas, namentlich des östlichen Theils, bewahrt, schätzt Hr. von Kirchmann sehr hoch, verhehlt sich aber auch nicht, daß in dem Zurückbleiben der Türkei in der industriellen Entwicklung, dem Ackerbau und der Verwaltung hinter der europäischen Cultur eine große Gefahr für sie liegt, da durch dasselbe Rußlands Eroberungsgier immer aufs neue gereizt werden muß; er hofft aber, daß die Uebermacht Rußlands den andern Staaten Europas als ihre größte Gefahr erscheinen wird, und daß sie nie in eine Vereinigung über die Theilung der Türkei zwischen ihnen und Rußland willigen werden.

In Italien sucht Hr. von Kirchmann den Papst und Garibaldi mit gleichem Interesse auf und schildert sie nach ihrem äußern Auftreten recht treffend. Ebenso wahr sind die Darstellungen Roms und Neapels, und man kann viel aus ihnen lernen, da sie jeder Ueberschätzung des italienischen Lebens entgegengetreten, aber auch den Kern desselben hervorheben und nach Verdienst würdigen. In Bezug auf die politische Lage des Landes versicherte Kirchmann, daß nach allem, was er gehört, alle Provinzen, alle Stände des Landes, Arme und Reiche, Junge und Alte in der Ueberzeugung übereinstimmen, daß die Aufrechterhaltung und Festhaltung der Einheit Italiens das oberste Ziel und die Grundbedingung ihrer Politik bleiben müsse, und daß diesem Ziele alle Plane und Beziehungen nach innen und außen, alle Interessen der Privaten, der Gemeinden und Provinzen sich unterzuordnen haben. Die zweideutige Freundschaft des Kaisers Louis Napoleon erregte schon damals großes Bedenken, und die Jugend sprach ihren Haß gegen ihn aus. Im allgemeinen war die öffentliche Stimmung in Italien nicht so erregt, wie man nach der

Zeitungen glauben konnte. Es war vielmehr eine sehr ausgeprägte Richtung auf das Praktische und Nächstliegende wahrzunehmen. Die Zeitungen machten wenig Eindruck, in den Caffeehäusern wurden sie wenig gelesen, fremde Blätter kennt der Italiener gar nicht. Die alte Neigung zu geheimen Verbindungen war zwar noch vorhanden, wurde aber nur von den Mazzinisten verfolgt. Durch die Ungeschicklichkeit der Regierung war die republikanische Partei aber bedeutend verstärkt worden. Den Druck, den die Verhältnisse der Zeit auf den Handel Italiens üben, kann dieses nach Kirchmann's Ansicht übersehen, weil die Rohproducte des Bodens und der Seidenbau die Hauptquellen seines Reichthums bilden.

Im Jahre 1864 trat Hr. von Kirchmann mit seiner „Philosophie des Wissens“ (Berlin, Springer) als philosophischer Schriftsteller auf. Das umfangreiche Werk erregte großes Interesse, weil der Verfasser es unternahm, darin als Begründer einer neuen, realistischen Richtung des philosophischen Denkens aufzutreten, mit welcher er sich dem Idealismus Kant's, Fichte's, Schelling's, Hegel's und Schopenhauer's sowie dem Materialismus der neuern Naturforscher entgegenstellen wollte, um zu einer neuen kritischen Durchforschung des wirklichen, geistig-realen Stoffs des Denkens zu gelangen. Dabei mußte er sich in der Kritik vielfach Kant annähern; der neue Realismus sollte aber auch alles in sich aufnehmen, was die Philosophie seitdem erforscht hatte. Er sollte das Sein in seiner vollen Kraft und Wahrheit erfassen, um zu dem Urquell der Wahrheit zu gelangen. Die Begriffe sind nichts Abstractes, sie schweben nicht in der Luft wie trügerische Wolken und Nebel, man kann sie sehen, wenn man nur die Augen dazu schärft, sagt Hr. von Kirchmann. Sein und Wissen sind im Inhalt gleich und nur in den Formen unterschieden; die Wissenschaft hat die letztern festzustellen. Die Philosophie des Seienden soll es mit der Natur und der Seele zu thun haben. Im Handeln vereint sich Körperliches und Geistiges. Das Handeln richtet sich gegen die Natur oder gegen den Menschen, oder es dient nur der freien Darstellung des schöpferischen Gedankens. Danach theilt sich die Philosophie des Handelns in die Philosophie der Gesellschaft (Volkswirtschaftslehre, Technik), des Rechts (Moral, Recht) und in die Philosophie der Kunst und Religion. Die beiden letztern gehen aus dem schöpferischen Vorstellen hervor; die Kunst ist sich dessen bewußt, die Religion nicht. Jene schafft das Schöne, diese das Erhabene. Das Handeln hat keinen Kreislauf, sondern zeigt einen Fortschritt in der Zeit. Dieser Fortschritt ist die Geschichte; mit der Philosophie der Geschichte schließt die Reihe ihrer Besonderungen.

In diesem Plane und dieser Richtung liegt viel Wahres; es fragt sich aber, ob Hr. von Kirchmann der Mann ist, die Riesenaufgabe, die er dem Wissen stellt, auszuführen. Dies müssen wir leider bezweifeln. Dazu fehlt ihm außer den ausreichenden Studien für die einzelnen Zweige der Philosophie die, dialektische Begabung und deshalb auch die Methode, welche die Philosophie allein fruchtbar machen kann. Er geht an seine Aufgabe wie ein geistvoller, erfahrener Mann, der seine Bemerkungen über das, was die einzelnen philosophischen Forscher in Betreff der einzelnen Kategorien des Denkens aufgestellt haben, niederschreibt, und dadurch das bei den ältern Philosophen zu abstract und schwerfällig Ausgedrückte besser und volksthümlicher wiederzugeben sucht. Daraus geht eine Reihe ganz guter und trefflicher Betrachtungen hervor, die sich zuweilen auch zur Speculation erheben, sie werden aber nur nebeneinandergereiht, nicht organisch miteinander verbunden. Man lernt durch sie nicht systematisch fortschreiten. Man muß immer wieder zurücklesen, hin und her forschen und denken, um einen leitenden Faden für das neue System zu finden, und hat dadurch mehr Mühe, als die schwersten Werke Hegel's und Fichte's verursachen. Hrn. von Kirchmann's Philosophie ist nur stückweise als Material zu einer kritischen Prüfung des von den Helden unserer Philosophie Ge-

daßten zu gebrauchen, und es fehlt damit die rechte elektrisirende Kraft für das Denken. Es ist schwer, einen rechten Eindruck von dem zu erhalten, was Hr. von Kirchmann eigentlich will und was den Kern seines Denkens ausmacht. Dieser Mangel einer dialektischen Methode trat in der Schrift „Ueber die Unsterblichkeit, ein philosophischer Versuch von J. H. von Kirchmann“ (Berlin, Springer, 1865) noch mehr hervor als in der „Philosophie des Wissens“. Die Schrift enthält in ihren einzelnen Abschnitten eine sehr interessante Besprechung der Ansichten aller frühern Philosophen und Religionslehrer über Unsterblichkeit, wir vermissen aber die rechte Verarbeitung dieses Stoffs, und werden am Schluß mit der Entscheidung des Verfassers abgespeist, „daß das Wissen stirbt, aber nicht das Sein, das aber trotzdem nicht über den Tod hinausgeht“. Dabei soll es möglich bleiben, „daß das Wissen mehr als einmal das unsterbliche Sein durchzieht, und daß so das Leben in steigender Fülle sich wiederholt“. Also eine Art Seelenwanderung des Wissens im Sein! Eine solche Lösung der schwierigen Frage kann uns nicht genügen, das ist kein Realismus. Dieser hat sich mit allen Forschungen und Richtungen abzufinden, um auch ihnen die rechte Erkenntniß zu schöpfen. Darin geht Hr. von Kirchmann lange nicht weit genug, wie rücksichtslos er auch sonst verfährt und wie wenig er sich sonst schert, Ansichten aufzustellen, welche den Stempel des Paradoxen an sich tragen.

Er sagt in diesem Buche, daß es in der Moral und dem Recht kein Unbedingtes Wahres gibt. Jede sittliche Regel hat ihren letzten Grund nur in der zu ihrer Zeit bestehenden Abstufung der Empfänglichkeit für die verschiedenen Arten der Lust und in der Abstufung der Schwierigkeiten, diese Arten der Lust zu erreichen. Mit jeder Veränderung ändert sich auch die sittliche Regel und keine Zeit hat ein Recht, ihre Moral, ihr Recht über das einer andern Zeit zu stellen. In der Moral und dem Recht gibt es keine Wahrheit, denn die Wahrheit ist unveränderlich. „Selbst der an sich sehr leere Begriff des Fortschritts kann deshalb nicht festgehalten werden. Es kann schon in der Menge des Wissens und der Güter auch einmal ein Rückschritt eintreten und dem Beschaffenheitlichen (Qualitativen) hat dieser Begriff überhaupt keine Bedeutung. Dazu würde ein Inhalt gehören, der als Ziel, als letzte Bestimmung den Maßstab geben könnte, aber ein solches Ziel fehlt. Es bleibt nur die Vergleichung übrig. Jedes Recht ist für seine Zeit das rechte und jedes Recht ist für eine andere Zeit das unrechte.“ Diese Lehre sollte Hr. von Kirchmann vor allem der Fortschrittspartei vorhalten, wenn sie sich zu trüge beim Erkennen dessen erweist, was die neuen Wendungen der Zeit bringen. Uebrigens ist Hr. von Kirchmann entgegenzuhalten, daß jede Zeit berechtigt ist, das, was sie nach ihrer höchsten Anstrengung als wahr erkennt, in der Vergangenheit aufzusuchen, und diese hiernach zu beurtheilen, wenn sie auch deren Beschränkung durch die noch unvollkommene Entwicklung anerkennt. „Die geschichtliche Thätigkeit“, äußert Hr. von Kirchmann auch noch, „steht über der Moral ihrer Zeit und kann selbst in ihren Mitteln derselben nicht unterworfen werden. Hier ist der Erfolg in Wahrheit der alleinige und berechtigte Maßstab. Die Zeitgenossen großer Männer sind insolge der unbedingten Gültigkeit der Moral ihrer Zeit für sie nicht im Stande, von deren Einflusse in ihrem Urtheil sich freizuhalten.“ Auch das kann die Fortschrittspartei sich gesagt sein lassen.

Erwähnenswerth ist die Zukunftsschwärmerei Kirchmann's für bessere sociale Zustände. Er meint z. B., es könne sehr wohl eine Doppelhele geben, wenn zwei Freunde sich zusammenthun und gemeinsam zwei Frauen heirathen. Eine solche Form der Ehe würde große Vortheile darbieten. Sie enthält eine größere Fülle von sinnlichem und geistigem Genuß; sie mindert die plumpe und dreiste Gewißheit des Besten, sie erniedrigt die Frau nicht und enthielte einen höhern Schutz gegen die Gefahren des Lebens, gegen Krankheit und Todesfälle. Wenn das Obertribunal diese Stelle gekannt hätte, würde es auch in dieser Aeußerung sicherlich eine Verletzung der Amtswürde gesehen haben. Setzt

darfste es keinem E. Th. A. Hoffmann mehr gestattet werden, seine Kater-Murr-Phantasien zu veröffentlichen, ohne dafür gestraft zu werden. Ja die Vergangenheit war sehr unftilich, da ein Mann, wie der Postrath Heun, nicht nur seine Mimili-Erzählungen als Clauxen veröffentlichen durfte, um König, Beamte und Volk damit zu amustren, sondern als Belohnung dafür sogar zum Redacteur der Staats-Zeitung gemacht wurde.

Das dritte philosophische Werk des Hrn. von Kirchmann: „Die Aesthetik auf realistischer Grundlage“ (2 Bde., Berlin, J. Springer, 1868), kann noch weniger befriedigen als die beiden ersten, da man gerade bei diesem Stoffe eine vollendete dialektische Form und die Durcharbeitung des reichen Kunststoffes, welcher zu diesem Zweige des Wissens gehört, verlangt. Nach dem, was Hegel, Vischer, Carriere u. a. für die Kunstlehre geleistet, macht Kirchmann's Werk einen nüchternen Eindruck, und man empfindet seinen Mangel an Methode noch schärfer als bei der Philosophie des Wissens, weil man ungeduldiger liest. Das, was Hr. von Kirchmann für die Kunstlehre erstrebt, das Erfassen des psychischen Inhalts der Kunstgattungen aus der Wirklichkeit der Empfindungen, die Darstellung des wahrhaft Schönen, das die Kunst zu reproduciren hat, wie Goethe es verlangt, ist von Bedeutung und fesselt uns auch an das Buch, aber die Ausführung genügt uns nicht. Das Ganze ist zu schematisch gehalten und bei den einzelnen Künsten wird zu viel Gewöhnliches und Bekanntes mitgetheilt, obwohl das Buch doch nur für kritische Kenner geschrieben ist. Die Kritik der einzelnen Bestimmungen und Begriffe über das Wesen des Schönen bildet wie bei der Philosophie des Wissens das Hauptverdienst des Buches. In ihm stoßen wir wieder auf die vorhin erwähnte Auffassung der Moral, und einen Ausgleich der Begriffe der Freiheit und Nothwendigkeit. Das Sollen der Ethik wird aus dem Ist abgeleitet, und damit die Freiheit des Menschen so weit constatirt, daß sie den Naturgesetzen entspricht, denen er unterliegt. Bei der Darstellung des Erhabenen tritt Kirchmann in Opposition gegen Kant und Schiller, und es läßt sich ihm das Verdienst nicht vorenthalten, daß es ihm darum zu thun ist, überall völlig frei und vorurtheilfrei zu urtheilen und dadurch neue Gesichtspunkte zu gewinnen. Sie halten nur nicht überall Stich, weil sie nicht tief genug aus dem Seienden geschöpft sind. Als Anregung zu einer neuen kritischen Erforschung der Grundbegriffe und des Wesens der Kunst hat Kirchmann's Aesthetik aber immer viel Werth, und wenn man sich die Mühe nimmt, sie abschnittsweise zu lesen, so muß sie vielfach zu neuem Denken anregen. In dem Kapitel über „Die Geschichte und ihre Gesetze“ hebt er hervor, daß bei den Kriegen, welche das politische Gebiet der Geschichte erfüllen, das persönliche und zufällige Moment der Fürsten, Feldherren und Volksführer, das sie bestimmt, ebenso wie die Nothwendigkeit ihrer Ursachen ins Auge gefaßt werden muß. Hr. von Kirchmann spottet über die Vorstellung eines Zeitgeistes, den man zum Leiter der geschichtlichen Bewegung macht und dem auf die Dauer keine irdische Macht widerstehen soll. „Das Irrige liegt darin, daß man die Ideen der Zeit von den realen Mächten absondert, sie wie Geister in der Luft schweben läßt und ihre Wirkung zu einer magischen und geheimnißvollen macht. Dazu kommt, daß nur zu oft der Quietismus sich damit verbindet, welcher die Hände in den Schoos legt und ruhig die Arbeit und die Erfüllung aller Wünsche von der Idee und dem Zeitgeiste erwartet.“

Darin hat Hr. von Kirchmann recht, und wir müssen ihm überhaupt zugestehen, daß seine Grundanschauungen meistens richtig sind; er weiß sie urr nicht immer genügend darzustellen, und geräth zu leicht in Paradoxien, die er nicht zu lösen und durchzuführen vermag. Diese Eigenschaft charakterisirt seine Leistungen für die Philosophie am wesentlichsten. Ihr Werth ist ebenso sehr anzuerkennen als anzusechten, sie sind eben nur „Versuche“ für eine künftige kritische Darstellung, welche Vollenbetes leistet.

Zur Ergänzung der eigenen philosophischen Thätigkeit gibt Hr. von Kirchmann eine

„Philosophische Bibliothek“ (Berlin, L. Heimann) heraus, welcher die Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit gehören. Von denselben sind Spinoza's Ethik, Kant's Kritik der reinen Vernunft sowie die Monologen von Schleiermacher erschienen und von Hrn. von Kirchmann mit Einleitungen und Erläuterungen begleitet worden, welche die Standpunkte dieser Werke in anziehender Weise darstellen.

Zum Schluß wollen wir noch auf die Haltung verweisen, welche Hr. von Kirchmann im Abgeordnetenhanse zu den Ereignissen des Jahres 1866 eingenommen hat, da auch diese von Interesse ist. Bei der Berathung der Annexionsfrage sprach er sich am 8. Sept. 1866 im Abgeordnetenhanse dahin aus, daß Preußen die Vereinigung mit den neuen Provinzen am besten erreichen werde, wenn es eine liberale Verwaltung in denselben eintreten lasse. „Preußen bietet als Resultat des Krieges zu wenig. Oesterreich ist nicht so viel geschwächt, wie es für die Einheit und Wohlfahrt Deutschlands nöthig wäre, und Preußen nicht so gestärkt, um die führende Macht in Deutschland sein zu können. Oesterreich ist mit Ausnahme Venetiens in seinen Territorialbeständen geliebt und dadurch stärker geworden. Tritt in ihm jetzt ein großer Staatsmann auf, so wird auch an den alten Traditionen Oesterreichs festgehalten werden, an der Oberherrschaft in Deutschland. Es wird durch die Einwirkung auf die Staaten, die mit Preußen in den Bundesstaat eintreten, an der Leitung der deutschen Angelegenheiten theilnehmen. Die Mittelstaaten, welche man geschont hat, sind aus Sorge für ihre Existenz Feinde Preußens, und den kleinen Staaten, die mit uns an dem Kriege theilnahmen, haben wir viel zu voreilig ihren Territorialbestand zugesichert; es wäre besser für Preußen gewesen, wenn ganz Norddeutschland, einschließlich Sachsens, zu Einem Staate verbunden worden wäre. Der jetzige norddeutsche Bundesstaat ist immer ein bedenkliches Unternehmen; es ist nur ein Schein, weil Preußen zu mächtig gegen die kleinen Staaten ist, und nichts kann nachtheiliger sein für parlamentarische Institutionen, als ein Parlament eines solchen Scheinbundesstaates. Wir haben jetzt zwei preussische Landesvertretungen vor uns, die in Collision miteinander gerathen müssen.“

Bei den Wahlen zu dem ersten zur Berathung der Bundesverfassung berufenen Reichstage wurde Hr. von Kirchmann den Candidaten zur Vertretung der Hauptstadt beigegeben, und als solcher hielt er Anfang Februar eine Wahlrede, in der er sich der Menge gegenüber sehr verständig über den Beruf und Zweck des Parlaments aussprach. Er warnte vor der Ueberschätzung wie vor der Unterschätzung desselben. „Mit der Freiheit ist es eine eigene Sache“, sagte er. „Früher glaubte man, daß sie von oben herab dem Volke zugetheilt werden könne; bittere Erfahrungen zeigten, daß dies ein Irrthum sei. Im Jahre 1848 glaubte man sie durch stürmischen Andrang erlängern zu können. Es gehören aber eine Menge realer Bedingungen, vor allem ein Wohlbehagen der ärmern arbeitenden Klassen dazu. Im allgemeinen hat jedes Land das Maß von Freiheit, welches es nach den Bedingungen seiner Zustände zu besitzen im Stande ist. Der Norddeutsche Bund ist ein Experiment, das mancherlei Gefahren in sich schließt. Mit der Einigung von Deutschland sind wol alle einverstanden, die Mainlinie soll nicht dauernd bleiben, das will wol selbst die Regierung nicht. Die allgemeine Einigung wird durch den Norddeutschen Bund verhindert und dazu kommen die der Freiheit feindlichen Bestrebungen der conservativen Politik, auch die Mängel der Bundesverfassung und die Theilung der Volksvertretung in zwei Parlamente. Durch das allgemeine directe Wahlrecht haben wir aber die Macht erhalten, diese Hemmnisse zu besiegen, und die Ausdehnung des Reichstags zum allgemeinen deutschen wird von selbst erfolgen müssen. Es kommt nicht darauf an, die abstracten Principien der Freiheit mit Energie festzuhalten, sondern auch Maß zu halten, und es ist leicht möglich, daß wir auf Compromissen weiter bauen müssen. Dann kommt es darauf an, daß der Bundesstaat so straff gezogen wird, daß er sich von einem

Einheitsstaate wenig unterscheidet, und daß den Süddeutschen der Zutritt zum Parlament so leicht gemacht wird als möglich.“

Nach diesen Aeußerungen war Hr. von Kirchmann wesentlich dazu berufen, die Vermittelung zwischen dem Reste der alten Fortschrittspartei und der neugebildeten Fraction der National-Liberalen zu übernehmen, und da dieser Ausgleich lebhaft von der Breslauer Presse verlangt wurde, ist wol anzunehmen, daß Hr. von Kirchmann dafür thätig war, und daß es ihm gelungen ist, zu der Verständigung für die Opposition in der innern Politik beizutragen, welche in dem preussischen Landtage vom November 1868 bis März 1869 hervortrat, und durch welche die Gesetzgebung in so wesentlicher Weise gefördert wurde.

Da Hr. von Kirchmann das 66. Jahr überschritten hat, ist die Mührigkeit und Elasticität des Geistes, die ihn in so spätem Alter an die Wirksamkeit als philosophischer Schriftsteller gehen ließ, während er gleichzeitig das mühsame Amt einer doppelten, physisch wie geistig absorbirenden Volksvertretung zu versehen hatte, zu bewundern. Jedenfalls gehört er zu den kräftigen Geistern, von denen man sagen kann, daß sie nie alt werden, weil sie sich immer frisch zu erhalten wissen.

So tritt er uns auch in seiner äußern Erscheinung entgegen, wenn auch seine Züge die Spuren der Jahre nicht verleugnen. Sein Auge blickt noch ebenso sinnig und feurig in die Welt wie früher, und wenn man ihn im Abgeordnetenhause hört, hat man immer den Eindruck, daß man einen der scharfsinnigsten und gründlichsten politischen Denker Deutschlands vor sich hat.

Es fehlt ihm freilich die Gabe der hinreißenden Beredsamkeit, welche Waldeck besitzt, aber auch mit seiner ruhigen immer besonnenen Darstellungsweise hat er, weil er sich nie von Rücksichten leiten läßt und auch die kühnsten Aussprüche nicht scheut, große Wirkungen im Abgeordnetenhause erzielt, er wird daher auch immer zu den Abgeordneten gehören, auf dessen Stimme seine Genossen wie das Land hören.

Die Stadt Breslau hat ihn mit Recht als ihren Vertreter stets hoch in Ehren gehalten und wird es thun, solange seine Kräfte ihm gestatten, dieses wichtige Ehrenamt zu verwalten.

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Wir lassen zunächst die in der letzten Revue in Aussicht gestellte nähere Analyse der „Meisterfänger von Nürnberg“ hier folgen.

Die Ouverture des Wagner'schen Werkes ist ein breites Musikstück, dem im wesentlichen die Marschmotive der Oper zu Grunde gelegt sind, wodurch sie etwas Pomphaftes erhält. Jedoch ist dieselbe sonst bis auf die Liedmotive Walther's unserer Ansicht nach ein ziemlich unbedeutendes Erzeugniß, dessen Aufführung an einem der leipziger Couterpe-concerte nur die besondern Wagner-Freunde begeistern konnte. Mit Bezug auf die dresdener Inszenesetzung bemerkt Ludwig Hartmann, daß statt der üblichen Pause zwischen Ouverture und Handlung erstere nach und nach in kirchliche Klänge überleitet. Nach Aufgang des Vorhanges stellt die Scene das Innere der Katharinenkirche zu Nürnberg in schrägem Durchschnitt dar, was sich von guter Wirkung erwies. Den kirchlichen Gesang unterbrechend, ertönt als Zwischenspiel das Liebesmotiv, welches später von Walther und Eva angenommen wird. Walther von Stolzingen haftet mit sehnsüchtigen Blicken an der Stelle, wo Eva in letzter Stuhlreihe betet, und als die Kirchgänger allmählich die Hallen verlassen,

drängt er zu einer Erklärung, der Eva zuerst bestürzt ausweicht, die aber dann von der geschäftigen Amme Eva's (Lene) erleichtert wird und mit der zugestandenen Gegenliebe des hungerigen Mädchens endet. Zugleich erscheinen die Lehrbuben verschiedener Zünfte in der Vorhalle, trennen diese durch einen Vorhang von der innern Kirche ab und beginnen die Plätze und Gerüste zu richten zu einer „Freiung“, d. h. einer förmlichen, feierlichen Gesellenlosprechung. Nur Walther ist zurückgeblieben; die Amme Lene hat ihm vertraut, seine Aussichten auf die Hand Eva's seien schwach, „nur ein zünftiger Singer“ könne sie erhalten, und was dies bedeute, werde ihm David, der anwesende Lehrbube Hans Sachs', mittheilen. David, possirlich dumm und der geliebten Lene blind ergeben, beginnt den Unterricht mit dem ritterlichen Schüler. Hier tritt uns Wagner zum ersten male als Humorist entgegen. Unablässig sprühen Witzesfunken in plötzlichen Ausflügen eines einzelnen Instruments oder in neckisch parodirender Gesamtbegleitung zu David's Klagen: wie ungeheuer schwer es sei, ein Singerlehrbub zu werden; wie das Gesellenthum schon alle Geisteskräfte überanstrengt; wie aber gar Meister zu werden, schier zu dem Unerreichbaren gehöre. . . . Daß sich Stolzingen zum Meistergesang erheben will, geht über David's Horizont, und sein Mitleid mit dem Verliebten ist daher begreiflich. Nachdem die Lehrbuben alles hergerichtet, versammeln sich die Meister; die Musik wird ernster. Der „seltsame Fall“, einen Ritter zum Singen zulassen zu sollen, erregt „viel Schütteln des Kopfes“. Da indessen Pagner, der in wohlgefügter Rede das morgige Festingen um Eva's Hand officiell verkündet hat (ein Satz, der musikalisch von edler Haltung und charakteristischer Begleitung ist, auch Vorklänge des Meisterthemas enthält), und Hans Sachs das Singen Stolzingen's bekräftigen, schweigt der Widerspruch grollend, und Bedmesser, der als „Merker“ die „Fehler“ anzukreiden hat, spitzt sich vergnügt auf die Hoffnung, der ungeübte Scholar werde bald „berthan“ haben. Es geschieht dies wirklich, nur Hans Sachs fühlt dunkel, daß in Walther's Gesang Natürlichkeit und Verstand gewesen. Und in der That, das Lied Walther's oder besser sein Liedercyclus ist klar, melobisch, nichts weniger als schwülstig und voll warmer Empfindung.

Der zweite Aufzug zeigt in wohlgegliederter architektonischer Reichhaltigkeit eine nach dem Hintergrunde verlaufend enge Gasse zu Nürnberg, links zuvörderst Sachs' Werkstatt, rechts Pagner's Haus mit Freitreppe. Sachs, in der offenen Thür lehrend, ist bekümmert um Walther's Misserfolg. Auch hier tritt wieder ein schönes Lied des unter dem Flieder träumenden Hans Sachs aus dem großen Rahmen hervor. Eva, die gerüchweise von Walther's Niederlage erfuhr, kommt voller ängstlicher Neugier und zuletzt überwindet sie sich, Sachs auszufragen, erfährt den wohlbegründeten Verdruß desselben und recht böse auf die „neid'schen Mannsen“, geht sie hin und her, den Geliebten sehnsüchtig erwartend. Doch ach, Bedmesser, der Stadtschreiber und zünftige Freier, will ihr ein Ständchen bringen, dem sie zuhören muß. Ein Ausweg findet sich. Lene schaut statt ihrer aus dem Fenster und sie, in Lene's Kleidern, empfängt unter dem Flieder den Geliebten. Die nun folgende Situation ist überaus komisch: Rechts vorn die Liebenden, im Hause selbst oben Lene am Fenster; links in, später vor der Werkstatt Sachs, der noch Bedmesser's Schuhe zum morgigen Johannistag zu vollenden hat und die Liebenden mit dem Licht durch seine Schusterlastkugel neckt, endlich durch die Gasse vorkommend der Nachtwächter, der die zehnte Stunde abläßt und jämmerlich singt. Sein auf den simpeln F-dur-Dreiklang aufgebautes Lied, mit vorgehaltenem und mit dem Grundton wechselndem Fis im Bass wird durch ein breites Ges des altgebräuchlichen Nachthornes so ergößlich unterbrochen, daß es lange dauert, bis das Haus sich des Lachens wieder zu enthalten vermag. Verschärft komisch wirkt derselbe Effect später.

Endlich erscheint Bedmesser und beginnt zu einer vom Componisten mit schallhaften Tönen ausgestatteten Laute sein Ständchen. Aber Sachs, um ihn zu ärgern, singt auch,

ebenso das Liebespaar; endlich schließt Beckmesser, wüthend gemacht, mit Sachs den Vertrag: Sachs soll schweigen, doch darf er auf den Leisten schlagen, so oft Beckmesser „fehlt“ (falsch accentuirt). Da ist denn Sachs nicht faul. Der Sänger singt abscheulich, die Laute klingt haarsträubend und Sachs schlägt durch die bloßen Fehlmerke Beckmesser's Schuße fertig, die er dem Erboften triumphirend vorhält. Nun aber sind von dem Geschrei die Nachbarn wach geworden und stecken die Köpfe aus den Fenstern; auch die Lehrlingen benutzen die schöne Gelegenheit, und es geht, David gegen Beckmesser, ein nächstlicher Standal los, der markerschütternd wirkt, auch sehr „natürlich“ sein mag, dessen musikalische Gliederung durch die Komik der Instrumentirung unwillkürlich zum Lachen reizt, der indess, scenisch ins Leben tretend — da hilft kein Wenn und Aber — die Kunst über den Haufen wirft, und den Naturalismus an ihre Stelle setzt. Je mehr Wagner bisher in der ihm eigenthümlichen sehr geistreichen Combination mehrere Themas übereinanderzuthürmen Maß hielt und im wesentlichen die Gesetze guter Contrapunktistik vorzüglich zu verwerthen wußte, um so auffälliger ist es, daß in diesem Finale jene Gesetze zwar formell überall erfüllt sind, unter Abstraction jedoch von dem Maße Wohlklang, das zur Kunstwirkung unerlässlich ist und immer bleiben wird. Fast alle Themen der zwei Acte tönen an, ja, sie haben gleichsam auf diese Explosion hingearbeitet.

Aber wie gesagt, die geniale Gruppierung des Lärmens, dem die Haupthandelnden in ihre Häuser ausweichen, kann über die akustisch reale Wirkung nicht weghelfen.

Und da diese Seiten der Partitur, wie gesagt, von einer unleugbaren Ausnahmestellung in dem ganzen großen Werk sind, die einzigen, die materiell verletzen, so konnten sie bei qualitativem Bestand bleiben, quantitativ sehr wohl gekürzt werden. Man lacht über die Verwirrung ganz gern, und die Bühne hat, sie anzudeuten, sogar ein Recht; auch von den classischen Meistern ist Aehnliches versucht worden, aber nur mit guter Maßhaltung; und diese dünkt uns hier zu fehlen. Als man mit Prügeln eben fertig war und Sachs noch schleunig den Ritter Walthar in seine Werkstatt gerettet hat, erscheint die städtische Nachtwache! Ach, — wer muß da nicht lachen.

Der dritte Aufzug hebt in Sachs' Werkstatt an; der Meister ist tief sinnig über einen mächtigen Folioband gebeugt. David singt ihm zum Namensfest ein „Johannislied“ in einfach volksthümlichem Ton und ansprechender Melodik. Plötzlich verfällt er in das Motiv der Prügelszene, erschrickt, als Sachs stutzt, und fährt berichtend fort. Wagner weiß wohl kaum, wie gut ihm dieser Zug natürlich-menschlich guter Laune steht, die er seit 25 Jahren uns vorenthalten hat. Stolzingen erscheint aus der Kammer, sein Gast. Er will den Meistersang zum anbrechenden Johannisfest doch noch wagen, schweren Herzens stant er über einen nächtlichen Traum; Sachs bittet denselben zu erzählen, und da, unmerklich, gestaltet sich sein gesteigertes Empfinden zum Liede. Sachs lauscht, immer entzückter; er ermahnt: nun die formrechte Gegenstrophe, dann die Schlussform und fertig liegt das Lied Stolzingen's, von Sachs nachgeschrieben, da. Dieses Lied, dessen Erfolg den Hörer wie den wackern Meister Sachs sofort überzeugen muß, ist von außerordentlicher Schönheit; es bewegt Sinn und Seele zum lieblichen Mitempfinden, und da in diesem, man möchte sagen Krystallisationsmomenten der Poesie, Wagner's weiche, harmonisch schwebende und sinnlich reizende Tongebilde zur größten Wirkung kommen können, so ist dieser Triumph seiner Kunst hier ganz begründet. Den Hörer muthet das Lied nicht fremd an: vom Beginn der Oper drängt alles Wogen und Suchen der melodisch-harmonischen Phrase nach dieser Lösung hin.

Bevor Sachs und Stolzingen zur Festwiese eilen, findet noch die etwas gespreizte förmliche Taufe des Liebes (der Weise) statt. Der Lehrbube David wird durch die historische Ohrfeige zum Gefellen geschlagen. Eva und Walthar stehen als ein Paar gleichsam fest verbunden vor uns. Ein sehr schönes Quintett (Vene ist der Eva gefolgt)

nimmt die Unterlage des Meisterliedes auf; es ist eins der organisch am festesten gegliederten Tonstücke, die Wagner je geschaffen hat, und bringt den poetischen Gedanken in classischer Form zur Anschauung. Der nun folgenden Schlussscene geht eine drohliche Verwickelung voraus: Bedmeffer hat auf Sachs' Tisch Stolzingen's Lied gefunden und entwendet, in dem Glauben, Sachs sei der Autor. Nach einigem Bestunen schenkt es ihm dieser und Bedmeffer stolziert von dannen in der Gewißheit, mit dem Liede (Gebicht) sicher den Preis zu erringen. Nächst der Festwiese, die wir nach der Verwandlung in reizender Ausstattung erblicken, schlängelt sich die Regnitz, überragt von den Thürmen Nürnbergs. Im Vordergrund Baumgruppen und Festgerüste. Der Aufmarsch der Zünfte mit ihren Fahnen und Emblemen ist von mächtiger Wirkung und findet nach schönen, theils in der Ouverture enthaltenen Marschrhythmen statt. Die Chöre sind nicht minder vollstümlich trefflich gelungen und voll schälernden Wizes. Ein überaus feiner Balzer wird durch Fanfaren unterbrochen, es nahen die Meistersinger mit dem pomphaften Meistersingermarsch. Nach geschehener Ordnung des Ganzen stellt sich Bedmeffer als erster Preissinger auf einen kleinen schwanken Rasenschmel und singt mit höchster Entstellung zu seiner schrecklichen Laute im guten Zunftstyl Stolzingen's Gebicht.

Er verliert sofort den Faden, wird tüchtig ausgelacht und flieht endlich wüthend von dannen. Sachs erklärt nun: nicht er habe das Lied verfaßt, doch wisse er einen, der es besser in Musik setzen werde.

Walthar erscheint und beginnt, zuerst nicht sehr bewillkommnet, dann aber bald, mehr und mehr alle fesselnd, das uns bekannte Lied — und der Preis wird ihm und alle Ehre und Eva selbst. Die Aufnahme in die Gilde will er stolz ablehnen, da erhebt sich aber Sachs und sagt:

Verachtet mir die Meister nicht
Und ehrt mir ihre Kunst!
Nicht Euren Ahnen noch so werth,
Nicht Euren Wappen, Schild und Schwert:
Daß Ihr ein Dichter seid,
Ein Meister Euch gefreit,
Dem dankt Ihr heut' Eur' höchstes Glück.

So nimmt denn Walthar auch die güldene Kette und alles wendet sich dem geliebten Meister Hans Sachs in gerührter Verehrung zu.

Die Musiker stellen die Oper weit höher als die frühern Werke Wagner's, und bis zur Stunde sind nicht drei bis vier beisammen, so weiß immer einer dem andern neue überraschende Züge kunstvoller Partiturarbeit zu erzählen, die er entdeckt hat. Im ganzen stellt aber die freiere ungebundenere Melodiosität und die eine ausgezeichnete Schule verathende tüchtige musikalisch festangegliederte Formung die „Meistersinger“ über die frühern Werke.

So weit die Erzählung und das Urtheil Ludwig Hartmann's, welcher durch einen spätern Artikel in der Tonhalle: „Die Melodik in Richard Wagner's Meistersingern“, mit Zuhülfenahme zahlreicher Notenbeispiele einen erschöpfenden Beweis für seine Ansichten geführt hat, denen wir nach Kenntnisaahme der Partitur in den Hauptpunkten durchaus zustimmen müssen.

Das rastlose Schaffen Richard Wagner's, dessen schriftstellerische Thätigkeit durch die vollständige Verurtheilung seiner Schrift: „Das Judenthum in der Musik“, den Todesstoß erlitten zu haben scheint, wird von dem kunstfreundlichen Könige Baierns im ausgedehntesten Maße belohnt. Eben ist man wieder am Hoftheater zu München in vollster Thätigkeit, um das neueste Werk des Tonsetzers: „Rheingold“, dem Publikum zu vermitteln, und wenn sich auch die ursprünglich auf den 28. Aug. angelegte Auführung der Oper unvorhergesehener Hindernisse halber verschoben hat, dürfte dennoch

die Inszenesetzung nicht lange auf sich warten lassen. Vielleicht wird unterdeß, während wir hier unsere Rundschau über die Ereignisse in der musikalischen Welt halten, der Abend definitiv bestimmt, an welchem den von nah und fern herbeigeeilten, die durch jene Verzögerung herbeigeführten Zeitopfer mit Unwillen tragenden Berichterstattern der Stoff zur chemischen Analyse geboten werden soll. Ueber den Aufschub der Aufführung, der ja auch mit zur Wagner-Historie gehört, geht uns der Bericht zu, daß der bisherige Leiter des musikalischen Theils im „Rheingold-Vorspiele“, der königliche Musikdirector Hans Richter, sich geweigert habe, die Oper zu dirigiren, indem er die Inszenierung des Stückes als unwürdig und ungenügend erklärte, obwohl gerade in dieser Beziehung das Urtheil Sachverständiger und der Presse ein übereinstimmend günstiges ist. Nachdem nun der genannte Herr Musikdirector wiederholten Vorstellungen der Intendantz kein Gehör zu schenken gewillt war, soll ihn diese wegen Insubordination vorläufig von seinem Dienste suspendirt haben. Inwiefern die Intendantz oder der suspendirte Kapellmeister im Recht ist, läßt sich nicht entscheiden; wohl aber begreift man leicht, daß über eine so kolossale Ausstattung, wie die ins Werk gesetzte, verschiedene Meinungen laut werden können, welche aber nicht in öffentliche Differenzen hätten ausarten sollen. Von beregter Ausstattung sind die Hauptbilder bereits vor der Aufführung in das Publikum gedrungen, und wurde über dieselben Folgendes mitgetheilt: Der Vorhang rauscht empor und das erste Bild versetzt uns mitten in die Tiefe des Rheins. Die ganze Bühne, von den Soffiten bis zum Podium, bildet eine Wogenmasse. Wir erblicken Felsenriffe, in den Wellen schaukelnde Wasserpflanzen, und aus der Mitte des Rheingrundes ragt ein gewaltiges Riff hervor, welches das Gold birgt, das Alberich raubt, dieses Riff umschwimmen die Töchter des Rheins. Der Haupteffect, welchen der Maler des Rheingrundes dem ganzen Bilde verlieh, geht von dem Lichte aus, welches das auf dem Mittelriff ruhende Gold magisch auf die Wogen und kahlen Riffe, auf die Pflanzen und die Nixen ausgießt. Da verfinstern sich die Wasser, immer dichtere Nebel umhüllen das Ganze. Allmählich zertheilen sich die dichten Schleier (die ganze Decoration „Rheingrund“ ist unterdessen versunken) und klären sich in feinem Morgenthau ab, durch welchen das zweite Bild: „Die Götterburg am Rhein“ (Walhalla), eine freie Gegend auf Bergeshöhen (anfangs noch in Morgendämmerung) sichtbar wird, worauf nach und nach die Zinnen der Burg mit dem Göttersaale im Zauberlichte der Morgensonne erglänzen. Dieses Bild ist eine Panoramawand von 160 Fuß Breite und 60 Fuß Höhe und als Transparent behandelt. Im Vordergrund wechseln Felsengruppen ab, und links vom Zuschauertraume ist der Eingang in eine Felsenschlucht, aus welcher Schwefeldämpfe hervordringen und allmählich die ganze Scene verhüllen. Nun tritt uns das dritte Bild: „Niebelheim“, vor die Augen. Wir erblicken eine in unzählige Höhlen ausmündende Schlucht, die ihre Beleuchtung von den Essen der von Alberich zum Schmieden des geraubten Goldes gezwungenen Schmiede erhält. Der Effect, den die Glut des Feuers in den verschiedenen aus den buntesten Krystallen bestehenden Höhlen erreicht, ist von nicht zu beschreibendem Zauber. Nach dieser Decoration erscheint wieder die „Götterburg am Rheine“ als viertes Bild, anfangs noch im fahlen Nebelschleier. Am Schlusse erscheint ein Regenbogen, der, von einem Felsen des Vordergrundes ausgehend, über die ganze Bühne, resp. deren Tiefe, sich ausdehnt und auf dem Göttersaale der Walhalla endet. Dieser Moment bildet den Höhepunkt des Lighteffects, und über den seine Zauberstrahlen ausströmenden, frei in der Luft schwebenden Regenbogen schreiten die Götter hinweg. Die Decoration „Der Rheingrund“ ist von dem königlichen Hoftheatermaler Döll entworfen und ausgeführt. Das zweite und vierte Bild: „Die Götterburg am Rhein“, ist nach der Delfskizze des Hoftheatermalers Janz von diesem und dem Hoftheatermaler Angelo Quaglio ausgeführt, ebenso entwarf Hr. Janz das dritte Bild:

„Nibelheim“, und wurde dasselbe von ihm und Hrn. Duaglio vollendet. Hr. Duaglio hat bei diesem Werke Wagner's mehr die Ueberwachung sämmtlicher Arbeiten übernommen, außerdem aber sind die eine große Rolle in der Oper spielenden Nebel und Dämpfe von ihm, meisterhaft der Natur abgelauscht, gemalt.

Der Werth des Werkes wird uns nach der Aufführung hier näher beschäftigen und es wird sich dann herausstellen, ob Wagner mit seiner neuesten Schöpfung auf dem guten Pfade, welchen er bei Composition der „Meisterfinger“ betreten hat, weiter fortgeschritten oder rückwärts gegangen ist. Jedenfalls verdient derselbe als dramatischer Tonsetzer die eingehendste Beachtung, weil er nicht allein an Gedankenkraft die meisten seiner Nebenbuhler übertragt, sondern auch in der Behandlung des Orchesters eine eminente Meisterschaft errungen hat. Daß er seine Schwächen in der metrischen Gestaltung und im Contrapunkte in seinem jetzigen Alter nicht mehr besiegen wird, nachdem er früher die Aneignung der Kenntnisse und Fertigkeiten in diesem Punkte so arg vernachlässigt hat, dürfte kaum zweifelhaft erscheinen; aber abgesehen von diesen Mängeln in der Production des Tonsetzers wird man den mächtigen Einfluß seiner Conception auf die Entwicklung der musikalisch-dramatischen Gestaltung gewiß nicht ableugnen wollen.

Außer Wagner's Schöpfungen scheinen sich Reinecke's „König Manfred“ und Franz von Holstein's Oper „Der Heideschacht“ Bahn zu brechen; wenigstens hat die leipziger Bühne die Aufführung dieser beiden von feingebildeten Musikern herrührenden Werke in Aussicht genommen, nachdem bereits von der Vorbereitung einer Oper „Gudrun“ von A. Reißmann die Rede war. Holstein und Reißmann sind bisher auf der leipziger Bühne noch nicht eingeführt, während Reinecke's Bühnenwerk schon unter Hrn. von Witte's Theaterleitung ehrenwerthe Erfolge errang. Gewiß würden von allen ernstern Kunstfreunden die angeführten Werke freudiger begrüßt werden als die elenden Nachwerke Offenbach's, welche in das neue leipziger Stadttheater durchaus nicht gehören, gleichwie sie auch auf den größern Hofbühnen keinen Eingang finden. Von letztern ist gegenwärtig nichts Erhebliches zu berichten, weil die Sommerferien überhaupt die Bühnenthätigkeit unterbrochen haben, welche erst jetzt wieder mit erneutem Eifer aufgenommen wurde. Den Sommerurlaub benutzte auch Fr. Ehn vom Hoftheater in Wien, um in Leipzig als Mignon in der bereits besprochenen Oper von Ambroise Thomas zu gastiren. Die Sängerin erwies sich als eine außerordentlich begabte dramatische Künstlerin mit mächtigem Stimmfonds und bedeutendem Spieltalent bei sehr vortheilhafter Erscheinung; ihr Gesangstechnik hielt jedoch mit ihren Intentionen nicht immer gleichen Schritt und besonders ließ die Klangverbindung und Tonentwicklung noch manches zu wünschen übrig, sodasß man gewiß die Wahrheit spricht, wenn man hinsichtlich der Ausbildung den drei leipziger Sangerinnen: Frau Dr. Peschka-Leutner, Fr. Lilli Lehmann und Fr. Schneider, einen bei weitem höhern Rang einräumt.

Gleichwie die Opernzustände in der Ruhe verharrten und sich erst jetzt wieder frisch zu entwickeln beginnen, haben auch die Concertunternehmungen ihre Siesta gehalten. Wenn der fröhliche Chor der Waldsänger uns verläßt und die Natur ihren Winterschlaf hält, öffnen sich die Hallen zur Aufnahme der Kunst und es findet dann auch in dieser Hinsicht der Ausspruch des großen Philosophen Aristoteles seine Anwendung: „Was der Natur fehlt, muß die Kunst ersetzen.“ Aber nur die wahre echte Kunst ist zum Ersatz befähigt, deren Genius „in der Natur die Natur mehrt“. Ein solcher Genius waltet meist nur in den Werken der dahingeschiedenen Meister, während die Gegenwart mit der Genialität sehr sparsam umgeht. Dagegen ist die Virtuosität jetzt in der vielseitigsten Weise vertreten, seitdem die Meister des Violin- und Klavierspiels Schulen gegründet haben, deren Fortgang die treffliche Methode kennzeichnet. Unter den Pädagogen nimmt der erste aller

Klaviervirtuosen, Dr. Franz Liszt, jedenfalls eine der bedeutendsten Stellen ein, und wir werden in kurzer Zeit erfahren, wie auch neuerdings seine Lehrthätigkeit wiederum einem jungen Talente, Georg Leitert, die künstlerische Bahn geebnet hat. Derselbe befindet sich mit seinem Meister Liszt in Rom, wo letzterer drei neue Werke componirt: 1) ein Oratorium „Der heilige Stanislaus“ (aus der polnischen Geschichte); 2) ein Oratorium, betitelt „Die Feuer- und Wassertaufe“ (aus der ungarischen Geschichte, der Held des Textes ist der heilige Stephan; das Libretto hat ein Ungar, Abrányi, Redacteur der in Pesth erscheinenden „Musikalischen Zeitschrift“, verfaßt); 3) eine große Canate, welche in Weimar im Jahre 1870 zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Beethoven's aufgeführt werden wird.

Die Thätigkeit der andern Componisten dürfte die nächste Concertsaison darstellen, deren Vielseitigkeit unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird, während wir schon jetzt auf dem Gebiete der Musikwissenschaft zwei neue Werke empfehlen können, welche aus dem eifrigen Bestreben, der Kunsterkenntniß einen klaren Boden zu gewinnen, hervorgegangen sind. Wir nennen zunächst die „Geschichte der geistlichen Dichtung und kirchlichen Tonkunst in ihrem Zusammenhange mit der politischen und socialen Entwicklung insbesondere des deutschen Volks“ von H. R. Schletterer, Kapellmeister in Augsburg (Bd. 1, Hannover, Karl Kümpler, 1869). Es sind zur Abfassung des VII und 588 Seiten umfassenden Bandes in groß Lexikonformat alle auf den Gegenstand sich beziehenden allgemeinen Geschichtswerke und Specialforschungen der neuern Zeit, zum Theil auch die Werke früherer Jahrhunderte, mit Einsicht und großem Fleiße benutzt worden und der Verfasser hat mit sorgfamer Auswahl des brauchbaren Materials die Entwicklung der kirchlichen Dichtung und Musik von Christi Geburt bis zum Kirchengesang im 10. Jahrhundert eingehend beleuchtet, nachdem er im Vorwort die Vorgeschichte bei den alten Völkern, so auch bei den Hebräern und Griechen, in compilerischer Weise kurz behandelt hat. Die neueste Forschung hat nun allerdings über die Hymnen des Ambrosius, Clemens Alexandrinus und überhaupt der ersten christlichen Zeit mit Zuhilfenahme der griechischen Takttheorie noch bessere Resultate erzielt, als sie der Verfasser aus den von ihm benutzten Werken gewinnen konnte; ebenso vermißt man im 9. und 10. Jahrhundert noch die gründliche Verwerthung mancher Quellen, wie des Hucbald, Aurelius, Notker u. s. w. Im ganzen können jedoch diese Ausstellungen den Werth des trefflichen Werkes nicht abschwächen, auf dessen Inhalt wir bei Gelegenheit noch einmal näher zu sprechen kommen. Nicht minder verdienstvoll ist das unter Redaction von Hermann Mendel bei P. Heimann in Berlin in 60 Lieferungen (à Lieferung 4 Bogen = 5 Ngr.) erscheinende „Musikalische Conversations-Lexikon. Eine Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften. Für Gebildete aller Stände, unter Mitwirkung der literarischen Commission des berliner Tonkünstlervereins sowie der Herren Musikdirector Billert, Concertmeister David, Custos A. Dörffel, Kapellmeister Professor Dorn, G. Engel, Professor Flod. Geher, Director Th. Hauptner, Professor E. Mach, Professor Dr. E. Naumann, Dr. Oskar Paul, A. Reismann, Professor E. F. Richter, Professor W. S. Riehl, Musikdirector Dr. W. Rüst, W. Tappert, Director L. Wandelt u. s. w.“. Die erste Lieferung ist bereits erschienen und legt von der gewissenhaften, unparteiischen Thätigkeit der Redaction wie von der Tüchtigkeit der Mitarbeiter ein glänzendes Zeugniß ab. Die Biographien der Tonkünstler aus der Vergangenheit und Gegenwart sind der Bedeutung des einzelnen angemessen behandelt, die Fragen auf dem Gebiete der Geschichte, Theorie, Aesthetik und Praxis eingehend, gründlich und in guter Diction analysirt. Hervorheben wollen wir noch die längern Artikel: Accent, Accentus ecclesiastici, Accord von Tappert; Adam de la Hala von J. Hüffer; Addition, Aegyptische Musik (mit Holzschnitt), Aeolsharfe von E. Billert; Aeolische Tonart von Oskar Paul u. s. w. Jedenfalls ist der

Beginn und Fortgang des Unternehmens mit Freuden zu begrüßen, weil dadurch die frühern, nicht mehr genügenden Lexika von Gerber, Walter, Koch, Schilling, Bernsdorf u. s. w. die längst nothwendige Ergänzung finden und die Musikgeschichte der Gegenwart auf Grund sorgfältiger Forschungen eine sichere Basis erhält.

Besonders für Conservatorien der Musik ist ein neues Conversations-Lexikon der Tonkunst unbedingt nöthig, weil die Schüler dieser Institute neben ihren übrigen anstrengenden Arbeiten in Theorie und Praxis nur selten Zeit behalten, das in den Vorlesungen über Geschichte der Musik Gehörte sorgfältig nachzustudiren oder über irgendwelchen unbekanntem technischen Ausdruck Quellenforschungen anzustellen. Auch ist häufig hierzu nicht einmal die Gymnasialvorbildung vorhanden, ohne welche eine Selbständigkeit in derartigen Dingen nicht zu erzielen ist. Allerdings dürfte es wünschenswerth erscheinen, wenn die Directionen der Conservatorien bei Aufnahme von Schülern auch auf die geistige Reife ihr Augenmerk richteten, wodurch die Kunstanstalten selbst zu noch höhern Ansehen gelangen würden. Preußen hat in Betreff der Baukunst die glückliche Einrichtung getroffen, daß nur nach Absolvirung eines Gymnasiums oder Realgymnasiums der Studirende befähigt ist, die Baucarrière einzuschlagen, in welcher selbst zwei äußerst schwere Examina, Bauführer- und Baumeisterexamen, bestanden werden müssen. Bei der Tonkunst sollte dasselbe stattfinden und kein Musiker dürfte eine Staatsstellung erhalten, wenn er sich nicht durch ein vom Staate überwachtes akademisches Examen als befähigt erwiesen hätte. Bisher sind nur die akademischen Musikdocenten gleich den übrigen philosophischen Docenten genöthigt gewesen, Abituriertexamen, Doctorexamen und Habilitationsexamen zu bestehen (nur Heinrich Bellermann in Berlin macht hiervon eine Ausnahme*), die übrigen Musiker jedoch wurden nur je nach Befähigung oder auch Protection zu Stellen befördert. Wenn aber der Staat selbst von den Conservatorienabiturienten ein wissenschaftliches und künstlerisches Examen verlangte und für dieses ein Regulativ bestimmte, dann würden sicherlich die Staatsstellen gute Besetzung erhalten und merkliche Vortheile für die Kunst und ihre Bedeutung im Leben erstehen. Die praktischen Resultate, welche jetzt auf Conservatorien erzielt werden, sind aber in jeder Beziehung hoch anzuerkennen, und besonders hinsichtlich des Klavier- und Violinspiels ist die allgemeine Bildung in solchen Instituten auf eine hohe Stufe gediehen. Unter denselben nimmt das leipziger Conservatorium entschieden einen vornehmen Rang ein; namentlich aber ist es die Violinschule des Concertmeisters David und die Klavierpädagogik des Professors Moscheles, welche bewiesenermaßen unübertroffen dastehen. Ja nach dem Weggange Hans von Bülow's aus München darf man wol getrost behaupten, daß der Klavierunterricht, wie er von Moscheles und seinen ehemaligen Schülern (jetzt Lehrern) am leipziger Conservatorium erteilt wird, in Deutschland keinen Rivalen mehr besitzt. David ist ebenfalls längst als Meister der Meister bekannt und man weiß allgemein, daß seine Violinschule als maßgebende fort und fort gelten wird. Die Virtuosen, welche alljährlich aus derselben hervorgehen, befestigen ebenso den Ruhm des Lehrers wie der Anstalt, deren Organisation auch bezüglich der theoretischen Fächer als eine vortreffliche erscheint. Da der Dilettantismus gänzlich ausgeschlossen ist, so wird verhältnißmäßig eine nicht zu hohe Zahl von Schülern gebildet; gewöhnlich nehmen gegen 200 Herren und Damen am Unterrichte theil, und zwar sind durch dieselben fast alle Länder der Welt vertreten, weil zu ihnen der Ruf berühmter Männer gedrungen ist, welchen die Anstalt ihre Begründung und Fortführung verdankt.

*) Vgl. „Tonhalle“ vom 4. Jan. und 6. Sept. 1869.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. W. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Lebensschilderung, Briefe
und
Nachgelassene Schriften

von
Frederike Bremer.

Herausgegeben von ihrer Schwester **Charlotte Luiding**, geb. Bremer.

Deutsche Originalausgabe.

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die frankfurter „*Dibastasia*“ sagt über das vor kurzem gleichzeitig deutsch, schwedisch und englisch erschienene Werk: „Wenn wir diese Publication nach ihrem literarischen Werth abmessen, so ist sie unbestreitbar von zehnmal größerem Interesse als alle poetischen Arbeiten der Frederike Bremer zusammengenommen. Bei dieser Schriftstellerin ist die Persönlichkeit auf eine so harmonische Weise ausgebildet wie bei keiner unserer deutschen Schriftstellerinnen. Wer diese Briefe, diese Lebensskizze liest, der empfindet die innigste Theilnahme an der, die sie geschrieben. Bildend wird diese Lektüre namentlich auf Frauen wirken, die hier keinen Blaustrumpf vor sich sehen, sondern eine einfache, innige und mitfühlende Seele.“

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Dresdener Galerie.

Geschichten und Bilder.

Von

A. von Sternberg.

Zwei Bändchen. 8. Geh. 3 Thlr.

Eine Sammlung auserwählter erzählter Künstlernovellen, die mit bekannten Bildern der Dresdener Galerie in Zusammenhang stehen und daher namentlich allen, welche letztere kennen oder sie besuchen wollen, als unterhaltende Lektüre zu empfehlen sind.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

COURS DE DROIT NATUREL

ou de philosophie du droit,

complété, dans les principales matières, par des aperçus historiques et politiques, par

HENRI AHRENS.

Sixième édition,

entièrement refondue et complétée par la théorie du droit public et du droit des gens.

2 volumes. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die vorliegende sechste Auflage dieses weit verbreiteten, in fast alle neuern Sprachen übersetzten Werks unterscheidet sich sehr wesentlich von den frühern Auflagen. Während diese nur die Materien des Privatrechts eingehend behandelten, hat der Verfasser, Professor der Staatswissenschaft an der Universität Leipzig, vorher an den Universitäten zu Göttingen, Brüssel und Graz, in der neuen Auflage auch das öffentliche Recht in allen wesentlichen Theilen ebenmässig bearbeitet und so das Werk zu einem zusammenhängenden System des Privat- und öffentlichen Rechts gestaltet. Auch sonst wurde der Stoff vielfach erweitert sowie durch historische und politische Zusätze vermehrt.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Gesetze der Angelsachsen.

In der Ursprache mit Uebersetzung, Erläuterungen und einem antiquarischen Glossar
herausgegeben von

Dr. Reinhold Schmid.

Zweite, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

S. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

In diesem bereits in zweiter Auflage vorliegenden Werke bietet der als sprachkundiger Rechts-
historiker bekannte Verfasser nach einer historisch-kritischen Einleitung sämtliche angelsächsische
Texte mit Varianten, die alten lateinischen Versionen, eine wortgetreue deutsche Uebersetzung
nebst erklärenden Anmerkungen, und ein umfassendes antiquarisches Glossar.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erdglobus.

12 Zoll Durchmesser. Mit messingnenem Halbmeridian und Stundenring. Auf polirtem Fußgestell.
Preis 5 Thlr. 5 Ngr. und 17½ Ngr. für Emballage.

Inductionsglobus.

12 Zoll Durchmesser Mit messingnenem Halbmeridian und Stundenring. Auf polirtem Fußgestell.
Preis 4 Thlr. 29 Ngr. und 15 Ngr. für Emballage.
(Zur Einführung in den mathematisch-geographischen, physikalischen und astronomischen Unterricht.)

Kinderglobus.

4 Zoll Durchmesser. Auf polirtem Fuß. Mit Text. Preis incl. Emballage 27 Ngr.

Sextant.

Zur Regulirung der Uhren nach der Sonne.
In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschen-Sextant.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.

Diese praktischen Unterrichtsmittel und Instrumente des Polytechnikers Brandegger
in Ellwangen sind von Autoritäten wie Berghaus, Diesterweg, Zahn, Mähler, Kemnitz,
Schoedler u. a. warm empfohlen worden.

Bei **C. A. Schwetschke u. Sohn.** (W. Bruhn) in Braunschweig ist erschienen und in
allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der deutschen Kaiserzeit

von

Wilhelm v. Giesebrecht.

3. veränderte Auflage.

Band I—III. gr. 8. Preis: 11 Thlr. 22 Sgr.

Von diesem Werke, welches schon bei seinem ersten Erscheinen die allgemeinste Theilnahme
erregte und längst unter den Lieblingsbüchern der gebildeten Kreise einen hervorragenden Platz
gewonnen hat, liegt jetzt die dritte vielfach verbesserte Auflage vollständig vor. Wenn von den
beiden ersten Bänden, welche die Blüthezeit des deutschen Kaiserreichs darstellen, mit Recht gesagt
worden ist, daß ihnen ein unbestreitbarer Antheil an dem nationalen Aufschwung der Gegenwart
gebühre, so greift der dritte Band, in welchem die ersten großen Kämpfe zwischen Kirche
und Reich geschildert sind, in die brennenden Fragen unserer Zeit nicht minder
tief ein. Niemals sind bisher die Geschichte Gregor's VII. und die Erhebung der römischen
Hierarchie nach einem so vollständigen und zuverlässigen Material, mit gleicher Unparteilichkeit und
in gleich anschaulicher Darstellung behandelt worden.

Trud von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Donny

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Neunzehntes Heft. (1. October 1869.)

Inhalt.

Seite

Zur Erinnerung an Alexander von Humboldt. Von Dr. M. J. Schleiden.....	481
David Glascoe Farragut. Von Rudolf Doehn.....	499
Der falsche Demetrius auf deutschen Bühnen. Ein Essay von Rudolf Gottschall.....	522

Chronik der Gegenwart:

 Nekrologe: August Diezmann. — Adolphe Niel. — Isaac Toucey. — Louis Bouilhet... 540	540
 Literarische Revue: Die Lyrik und das Publikum. Neue Dichtungen von Karl Beck, Robert Hamerling, Hermann Lingg, Friedrich Scherenberg, Adolf Friedrich von Schack, Joseph Victor Widmann, Julius Große, Julius Schanz, Albert Möser, Karl Ziegler, Ada Christen, Auguste von Kömer, Wilhelm Jensen, Hermann Delschläger, J. G. Fischer u. a. — Romane von Friedrich Spielhagen, Levin Schücking, Robert Byr, César von Redwitz, Arthur Stahl..... 545	545



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die
mittelalterlichen
Kunstdenkmale
der
Stadt **Krakau**
von
A. Essenwein

I. Vorstand des Germanischen Museums, Mitglied der königl. bayr. Commission für Erhaltung der Kunstdenkmale und Alterthümer, ehemal. Städt. Baurath und o. ö. Professor an der Steierm. L. Technischen Hochschule zu Graz, Ritter des königl. portug. Ordens S. Mariae Empfängniß zu Villa-Viciosa, Inhaber der grossh. Mecklenburg'schen Verdienstmedaille in Gold etc.

Mit 106 in den Text gedruckten Holzschnitten und 80 Tafeln in Lithographie und Stahlstich.
Fol. Geh. 16 Thlr.

In diesem reich ausgestatteten Werke bietet der als erster Vorstand des Germanischen Museums, sowie als einer der bedeutendsten Kenner der gesammten Kunst des Mittelalters bekannte Verfasser eine ausführliche Darstellung der reichen Kunstwerke der ehemaligen Krönungsstadt der polnischen Könige. Die Schilderung beschränkt sich nicht allein auf die Denkmale der kirchlichen und bürgerlichen Baukunst, sondern umfasst auch Werke der Goldschmiedekunst, der Elfenbeinsculptur, der Paramentenstickerei und der Miniaturalerei.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik.

Von
Immanuel Hermann Fichte.

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Der berühmte Philosoph bietet in diesem Werke eine Sammlung grösserer und kleinerer Abhandlungen, von denen die meisten und wichtigsten hier zum ersten mal im Druck erscheinen. Dieselben bilden jedoch kein Allerlei von Betrachtungen über verschiedene Dinge, sondern leiten alle auf eine philosophische Grundwahrheit hin, die nur von den verschiedensten Seiten beleuchtet wird.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwicklungsgeschichte des Bewusstseins, begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. **Erster Theil:** Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und von der Phantasie. 8. Geh. 4 Thlr.

Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Zweite sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß S. G. Fichte's. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von **Eduard Fichte.** Mit Beiträgen von **Immanuel Hermann Fichte.** 8. Geh. 1 Thlr. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Erinnerung an Alexander von Humboldt.

Von Dr. M. J. Schleiden.

„Setzen Sie zehn Humboldte aufeinander, es wird noch immer nicht Ein Gauß werden“, so hörte ich einmal einen sehr bedeutenden, enthusiastischen Astronomen ausrufen. Ich habe Grund zu vermuthen, daß auch andere in ähnlicher Weise über Humboldt sich ausgesprochen oder doch gedacht haben, und man kann immerhin zugeben, daß diese Männer von ihrem beschränkten Standpunkte aus recht haben. Auch der Rechenkünstler Dase hatte gewissermaßen recht, als er von Goethe sagte: „Das ist ein ganz dummer Kerl, der konnte nicht rechnen.“ Aber Humboldt's Werth und Bedeutung wird durch solche Aussprüche nicht im geringsten vermindert. Der Fehler liegt im Maßstabe, mit dem gemessen wird. Wie in unserm zerrissenen Deutschland, haben wir auch für den Menscheng Geist wol Maßstäbe für die einzelnen Provinzen, aber an einem für das Ganze gültigen Maßstabe fehlt es. Ein Mann wie Humboldt ist eben eigenartig, der nur mit seinem Maße gemessen werden kann, oder richtiger, wir können ihn ebenso wenig messen, wie man irgendetwas wahrhaft großes Kunstwerk, einen Jupiter von Phidias, eine Sirtina von Rafael oder eine Iphigenie von Goethe messen kann, vielmehr entlehnen wir eben erst von solchen Erscheinungen die Regeln, um danach andern ihren Werth zu bestimmen. Humboldt ist nicht so leicht wie tausend andere, selbst berühmte Menschen zu erkennen und zu begreifen, und wenn ich es unternehme, ein Bild des Mannes zu entwerfen, so verführt mich nur meine Wärme für den Gegenstand, der Reiz, der in der Beschäftigung mit einem solchen Geistesriesen liegt, sodas ich meine Unfähigkeit, der Aufgabe gerecht zu werden, überseh. Ich will wenigstens versuchen, zu zeigen, daß in der That Humboldt mehr ist als eine bloße gewöhnliche Größe der Wissenschaft. Dazu wird es gewiß auch beitragen, wenn ich die Schwierigkeiten andeute, die einem solchen Unternehmen entgegentreten.

Wir feierten kürzlich Humboldt's hundertjährigen Geburtstag, und mehr als zwei Generationen sind abgewelkt seit der Zeit, als Humboldt zuerst 1793 mit einer wenig umfangreichen, aber sehr gehaltreichen Schrift unter dem bescheidenen Titel „Ueber die sputogamischen Pflanzen in den freiberger Bergwerken“ vor das wissenschaftliche Publikum trat. Und so ist es, wie man es nehmen will, zu spät oder zu früh, wenn man heute einen Versuch macht, die Gestalt des Mannes zur vollen Anschauung zu bringen. Ich gehe zu spät, denn wie wenige leben noch, die Humboldt's Auftreten mit Bewußtsein erlebt, denen die Zustände vor Humboldt noch so gegenwärtig sind wie das, was durch seine Wirksamkeit neu geschaffen wurde, wie wenige, die sagen könnten, sie hätten die geistige Revolution, die er hervorgerufen und durchgeführt hat, auch selbst mit angesehen. Was jeder Gebildete unter uns von Jugend auf gelernt, was ihm vertraut und alltäglich geworden, das gibt ihm den Standpunkt, von welchem aus er an Humboldt herantritt. Da mag er denn manchen Satz, manchen Gedanken finden, mit Sorgfalt behandelt, ausführlich entwickelt, mit ängstlichem Streben nach Sicherheit

begründet, der ihm unbedeutend, fast trivial erscheint, und er mag dann, in ähnlicher Weise wie jene Frau bei den ersten Worten im „Don Carlos“ ausrief: „Wie kann aber ein Dichter wie Schiller mit so alten abgedroschenen Wizen anfangen“, wol denken, daß bei Humboldt gar viel Unbedeutendes mit unterlaufe. Auf den Standpunkt kommt es eben an, und den kann nur die Geschichte geben. Wer würde den Riesengeist des Aristoteles bewundern, wenn er ihn, abgelöst von seiner Vorzeit und Mitwelt, nur mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft vergleichen wollte? In seinen „Ansichten der Cordilleren“ sagt Humboldt: „Gebirge, welche durch ihre Höhe uns in Erstaunen setzen würden, wenn sie am Meeresufer stünden, scheinen auf den Rücken der Cordilleren gestellt bloße Hügel. Quito lehnt sich an einen kleinen Kegel, den Javirac, der den Bewohnern nur so hoch erscheint wie den Parisern der Montmartre, der aber in der That fast so hoch ist als der Gipfel des Marboré, des höchsten in der Pyrenäenketten.“ Das läßt sich aber auch vollkommen auf geistige Größen anwenden. Wollen wir die Größe eines Mannes richtig beurtheilen, so müssen wir ihn von der dürren Fläche aus messen, aus welcher er sich erhob, aber nicht von der Hochebene aus, zu der er selbst uns erst hinaufgehoben. Und nun vergleiche man den Zustand der Wissenschaften gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem gegenwärtigen, und man wird staunen, wie trocken und geistlos damals, wie lebendig und fruchtbar jetzt. Fragen wir aber nach dem Grunde dieser Umwandlung, so finden wir ihn überall in Humboldt's directem oder indirectem Einflusse. Man kann sagen, Physik, Chemie, Geognosie, Botanik von damals verhalten sich zu derselben Disciplin von heute wie etwa Hr. von Breitenbach's „Versuch einer Erdbeschreibung der sechs Welttheile nach den Stämmen ihrer Regenten und Bewohner“, der 1793 erschien, zu Karl Ritter's „Geographie von Asien“. Und sucht man nach einem Handbuch der physikalischen Geographie im jetzigen Sinne, der Pflanzengeographie, der volkswirtschaftlichen Statistik, man findet keine vor dem Jahre 1800, denn vor Humboldt existirten diese Wissenschaften kaum oder gar nicht. Und so könnte man den Ausspruch mit dem ich begann, mit noch größerem Rechte umkehren und sagen, wenn man 10 Gauss, 10 Biot, 10 Willdenow, 10 Bauquelin, und so aus allen Disciplinen die Zeitgenossen Humboldt's zusammenaddirt, so ist das Facit noch immer kein Humboldt, denn allen jenen fehlte, was Humboldt im eminenten Grade besaß, der Blick, der nicht nur über die eigene Furche hinaus sah, sondern mit klarem Auge zugleich die ganze Welt umfaßte.

Auf der andern Seite kann man aber auch sagen, es sei noch viel zu früh, sich an die Zeichnung des ganzen Mannes zu wagen; denn noch besitzen wir zu diesem Bilde nur einzelne unverbundene Striche, alles ist noch zerstreut, und noch lange sind nicht alle Strahlen in dem einen glühenden Brennpunkte vereint. Für jeden einzelnen Theil haben wir noch einen andern Standpunkt als vom andern, und so würde das aus allen verschiedenen Theilbildern zusammengesetzte Porträt etwa dem optischen Spielwerke gleichen, bei dem eine ganz verzerrte Figur sogleich im vollkommenen Ebenmaße erscheint, wenn man sie in dem daraufgestellten konischen Spiegel betrachtet. Für Humboldt's Bildniß fehlt uns aber zur Zeit noch dieser Spiegel. Bei diesem Koloß irren wir noch in den Thälern der Vorberge umher und können den Gipfel weder sehen noch erreichen, von welchem herab man den Zusammenhang aller Theile und den organischen Bau des Gebirges allein überblicken und verstehen könnte. So müssen wir uns denn damit begnügen, uns ihm von möglichst vielen verschiedenen Seiten zu nähern, und die so gewonnenen Ansichten vorläufig, so gut es gehen will, zu einem Gesamtbilde zu vereinigen suchen; und wir brauchen uns um so weniger deshalb einen Vorwurf zu machen, da selbst ein Mann wie Karl Ernst von Baer es ausspricht: „daß Humboldt's Bild in seiner ganzen Größe aufzufassen und wiederzugeben der Nachwelt vorbehalten bleiben muß.“

Es ist eine wunderbare Gabe des Geschicks, mit solchen Anlagen geboren zu werden

daß man durch ernste Ausbildung derselben und selbstverleugnendes Streben ein Humboldt werden kann. Ich meine aber, nächst dem ist es die schönste Gabe, wenn man die Fähigkeit erhalten hat, einen großen Mann zu erkennen, in treuer Forschung ihn begreifen zu lernen, und so sich selbst durch diese Erkenntniß zu höherm Standpunkte erheben zu dürfen. Es ist das, was Goethe einmal mit den Worten andeutete: „Wir begreifen eigentlich nur das, von dem wir fühlen, daß wir es allenfalls auch selbst hätten machen können.“ Es soll damit nur gesagt sein, daß wir in uns selbst etwas finden müssen, welches dem, was wir bewundern, geistig verwandt ist. Ich nannte das eine Gabe, denn in der That muß die Anlage dazu, wenn wir sie auch durch Bildung entwickeln, schon in uns liegen. So wie es ohne Zweifel Menschen gibt, denen der Sinn für landschaftliche Schönheit gänzlich abgeht, andere, die wegen Mangel an Mitempfindung bei dem größten musikalischen Kunstwerke kalt bleiben, und so auf vielen andern Gebieten, so gibt es auch gewiß manche, denen das Organ für die Auffassung eines großen Menschen fehlt, die nie durch sich selbst darauf kommen würden, in einem Schiller, einem Goethe etwas besonderes zu finden, wenn ihnen nicht von Jugend auf gesagt worden wäre, daß es große Männer sind.

Deshalb ist es schon gerechtfertigt, wenn man, theils um den letztern so viel zu geben, als der Mangel an Anlage ihnen zu fassen gestattet, theils um denen, deren Anlage auf bildende Hilfe wartet, gerecht zu werden, die großen Männer, die ein Volk hervorgebracht hat, dem Volke oft, und besonders bei solchen Gelegenheiten, die ohnehin schon die Aufmerksamkeit angeregt und gespannt haben, von den verschiedensten Seiten wieder vorführt und so durch die Erwärmung für fremde Größe das Streben nach eigener Größe belebt. Deshalb kann man auch nie behaupten, daß ein einziges zur Feier Humboldt's öffentlich gesprochenes oder geschriebenes Wort, wenn es nur aus warmem Herzen entsprungen, überflüssig sei, und ich kann nur wünschen, daß man diesen Gedanken auch mir zugute kommen lasse.

Aber worin bestand denn eigentlich die große Bedeutung Humboldt's? wird wol mancher ungeduldig fragen. Die Antwort ist nicht leicht zu geben, wenigstens müßte ich darauf verzichten, sie in wenige Worte, ja auch nur in wenig kurze Sätze zu fassen. Ich kann daher nur, wie ich schon oben angedeutet, von verschiedenen Seiten und besonders von denen, die ich für die entscheidenden halte, an den Mann hinantreten, und so versuchen, einen Begriff seiner Größe zu geben.

Der geniale Maler Genelli theilte einmal die berühmten Männer ein in „nothwendige“ und in „plaisirliche“ Menschen. Zu den erstern zählte er z. B. Plato, Sophokles, Rafael, Kopernicus, Bach, Kant und Humboldt; unter den letztern nannte er manche Berühmtheiten unserer Zeit und ich sehe deshalb von ihrer Nennung ab. Humboldt — gewiß war er ein „nothwendiger“ Mensch, nothwendig in doppelter Bedeutung. In der einen Bedeutung könnte man ihn auch einen providentiellen Menschen nennen. Die Vorsehung (es macht in der Sache keinen Unterschied, wenn man es vorziehen sollte, statt dessen die naturgeschichtliche Entwicklung zu nennen) — ich sage, die Vorsehung leitet immer die Menschheit von Stufe zu Stufe der Entwicklung, und wenn eine Stufe überwunden und ausgelebt ist, so beruft sie einen Mann, dem sie die Kraft gibt, eine folgende Stufe zu ersteigen und die Menschheit sich nachzuziehen. Diese Männer sind ihre Werkzeuge und gewissermaßen ihre Lieblinge, die sie dann so führt, daß sie bei aller scheinbaren Freiheit der Entschliesung doch keinen Schritt thun können, als der gerade zur Erreichung des Ziels dient, das ihnen gesteckt ist. Setzt, wo wir Humboldt's ganze Wirksamkeit übersehen können, dürfen wir behaupten, daß er nur gerade durch diese bestimmte Summe von Erfahrungen ausgerüstet, das leisten konnte, was er geleistet hat, und daß jede Abweichung von dem Wege, den er gegangen ist, ihn zu minder großen

Resultaten geführt haben würde. Fehlgeschlagene Hoffnungen, vereitelte Pläne, Hemmnisse seiner Bestrebungen finden sich genug in Humboldt's Leben, aber alle führen ihn gerade mit Nothwendigkeit den Aufgaben zu, an denen er seine ganze Geisteskraft betheiligen konnte. Eine eigenthümliche Kränklichkeit und Körperschwäche begleitete seine Jugend, sie hielt ihn von den natürlichen Lebensgenüssen der Jugend ab, denen sein gesünderer Bruder zur selben Zeit mit Enthusiasmus sich hingeben konnte und hingab. Die Stunden und Tage, die Wilhelm der sie umgebenden bezaubernden Geselligkeit widmete, entschwandten dem an sein Zimmer gefesselten Alexander in eifriger Arbeit und ernstem Nachdenken. Und doch war diese Körperschwäche derart, daß sie später unter der glühenden Tropensonne, im Kampfe mit der Natur, im Ertragen der schwersten Entbehrungen sich so ganz verlor, daß eine unerschütterliche Lebenskraft ihn bis in sein höchstes Alter begleitete. Die politischen Verhältnisse zwangen ihn im Jahre 1797 die Reise nach Italien aufzugeben, wo ihn in Gesellschaft seines Bruders vielleicht die Kunst zu sehr von der Natur abgezogen hätte, aber dafür fand er in Salzburg Leopold von Buch, mit dem er fast drei Vierteljahre dem Studium großer Gebirge in den Steirischen und Tiroler Alpen widmete. Ein reicher Kunstfreund in Paris wollte Humboldt's classische Kenntnisse auf einer Reise nach Aegypten benutzen, wodurch Humboldt zum mindesten Zeit verloren hätte; die Schlacht bei Abukir vereitelte die Reise. Darauf wollte er sich der Vaudin'schen Expedition in die Südsee anschließen; die Expedition unterblieb wegen des Krieges mit Italien und Deutschland. Dann forderte ihn der schwedische Consul Sköldbom auf, ihn bei einer Expedition nach Algier zu begleiten, von wo Humboldt durch Afrika Nordküste nach Aegypten und Arabien pilgern wollte. Aber die schwedische Fregatte, die Humboldt in Marseille zum Einschiffen erwartete, litt vorher Schiffbruch. Humboldt und Bonpland wendeten sich nun nach Spanien, um dort eine Reisegelegenheit in die Neue Welt zu finden. Und hier in Spanien begannen zuerst Humboldt's großartige geographische Forschungen in den Pyrenäen und auf der Hochebene von Castilien. Hier in Spanien endlich, wo Columbus für seine Reise zur Entdeckung einer neuen Welt ausgerüstet ward, fand auch Humboldt die bereitwilligste Unterstützung in Freipässen und Empfehlungen zu einer Reise nach Mexico. Durch Blockadebruch gelang es ihm, aus dem Hafen von Coruña auszulaulen, aber in Amerika machte ein im Schiffe ausgebrochenes Fieber die Fortsetzung der Reise nach Mexico unmöglich, und Humboldt wurde so gezwungen, seine so erfolgreiche Reise durch die Tropenländer des südlichen Amerikas anzutreten. Schon im Begriff, diesen Erbtheil zu verlassen, führte ihn dann eine falsche Zeitungsnachricht über die Vaudin'sche Expedition nach Chile und Peru auf die Cordilleren und zum Chimborasso, und erst von dort aus gelangte er nach Mexico, um auch hier seine großen Entdeckungen fortzusetzen. Fast immer durch sogenannten Zufall wurde er auf seiner Reise von dem Tode durch Mörderhand, durch Ertrinken, durch Pestilenz bewahrt. So wurde er fast gegen seinen Willen auf den Schauplatz seiner großartigen Wirkksamkeit geführt und ohne sein Zuthun für dieselbe gekräftigt und erhalten.

Aber noch in einer andern Bedeutung des Wortes war Humboldt ein nothwendiger Mensch. Er war nothwendig für unser Jahrhundert, wenn es das werden sollte, was es geworden ist. Bei weitem mehr als viele glauben leben wir alle, und nicht etwamur die Gebildeten, in dem Geiste, den Humboldt heraufbeschworen hat. Unsere ganze Anschauung von der Welt ist eine andere geworden mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts, und wenn ich auch recht wohl weiß, daß niemals ein einzelner Mensch in Einem Schlage die Anschauungsweise der Menschheit umgestaltet, und daß jeder bedeutende Mensch Vorläufer hat, die einzelne seiner Gedanken schon früher fanden und die leicht auch, wenn schon noch unreif und unklar, aussprachen, so ist es doch immer Einzeler durch seine Geisteskraft und noch mehr durch seinen Charakter so tief in seine M

welt eingreift, daß er für lange Zeit bestimmend für das fortwirkt, was er zuerst klar als Ziel ausgesprochen, wofür er zuerst Mittel und Wege angegeben.

Es sind nicht gar zu viele Männer zu nennen, die durchgreifend auf die Umwandlung der Weltanschauung der Menschheit gewirkt haben. Aus dem Alterthum ist nur Aristoteles hervorzuheben, dessen Ansicht von dem abgeschlossenen, festen, nach ewigen Gesetzen der Bewegung sich drehenden Himmelsbau und dem Gebiete des Zufällig-veränderlichen unter dem Monde fast 2000 Jahre lang die Welt beherrschte. Dann kamen Copernicus, Kepler und Galilei, von denen die beiden ersten das kristallene Himmelsgewölbe des Aristoteles sprengten, während der letzte auch die Bewegungserscheinungen unter dem Monde, dem den Dingen durch Experiment und Mathematik abzufragenden Naturgesetze unterwarf. Die letzte Umwandlung der Begriffe von der Welt führte endlich Humboldt herbei, indem er für alles in Raum und Zeit Erscheinende, den Menschen selbst nicht ausgeschlossen, dieselbe Gebundenheit unter die gleichen Naturgesetze und das Ganze als einen einzigen großen Mechanismus nachwies.

Er befreite in doppelter Weise die Wissenschaft und wandelte dadurch ihren Charakter vollständig um. Zuerst öffnete er die Zellengefängnisse, in denen die einzelnen Disciplinen von der mittelalterlichen Zunftverfassung der Gelehrtenwelt zur Einzelhaft eingesperrt waren. Nach dem Goethe'schen Spruch:

Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band —

hatte man sich die Natur in solche handliche Theile zerlegt und jeder bemühte sich, dem Fabrikarbeiter gleich, seinen Theil mit möglichstem Fleiße und möglichster Sorgfalt zu bearbeiten, ohne sich um die andern zu bekümmern und ohne auch nur zu fragen, wo und wie sich dann sein Theil dem großen Ganzen einfügen könne und solle. Was wußte der Zoologe von Physik, was der Botaniker von Chemie, was beide von Mathematik. Kein Astronom kümmerte sich um die Erde, soweit sie nicht das Podium für sein Fernrohr war, kein Mineraloge um Pflanzen und Thiere.

Jeder saß abgeschlossen in seiner Zelle für sich, und so blieb der gewissenhafteste Fleiß doch eigentlich für das Ganze unfruchtbar. Da trat Humboldt auf und löste den Damm. Dabei machte er denn eine der größten und fruchtbarsten Entdeckungen, er fand etwas wieder, was den Naturforschern unter ihren Kolben und Retorten, unter ihren „Instrumenten mit Rad und Rämmen, Walz' und Bügel“, unter „Thiergeripp' und Todtenbein“, unter dem Heu der Botaniker allmählich abhanden gekommen war: die Natur. Er sah ein, daß es in der Natur keinen chemischen Proceß, kein physikalisches Phänomen, kurz nichts, was wir in unsern Laboratorien treiben oder zu treiben glauben, für sich geben könne, daß alle Stoffe, alle Kräfte vielmehr in beständiger Wechselwirkung sind und daß man die Natur nie anders verstehen lernt, als wenn man alle Erscheinungen zugleich und in ihrem gegenseitigen Kampf, ihren ununterbrochenen Spannungen und Ausgleichungen ins Auge faßt, daß überhaupt nichts in der Natur isolirt dastehe, sondern jedes beständig von allen übrigen beeinflusst werde und wieder auf sie zurückwirke. Es gibt eben nur Eine Natur, die alles umfaßt, was in Raum und Zeit in die Erscheinung tritt, der Pflanzen, Thiere und Menschen so gut angehören als Planeten, Sonnen und Sternennebel. Diese Natur ist ein großer Organismus, der unter einer einheitlichen Gesetzgebung steht, deren Formen, sobald sie vollständig erkannt sind, sich mathematisch aussprechen lassen. Von dieser Einen Natur und ihrer Einen Gesetzgebung kann es denn auch nur Eine Wissenschaft geben, und in diesem Sinne dürfte man das Paradoxon aussprechen, daß Humboldt alle Disciplinen der Naturforschung eigentlich

als Wissenschaften vernichtet und zu dem Range der Handlänger für die Eine große Naturwissenschaft herabgedrückt habe. Dabei können wir immerhin auch gleich zugestehen, daß es stets nur sehr wenige Menschen geben wird, die im Stande sind, diese Eine Naturwissenschaft zu umfassen, wie Humboldt es gethan, und daß somit den Theilwissenschaften doch ihre ehrenvolle Stellung gewahrt bleibt. Aber die großartige umfassende Anschauung des Ganzen als eines einzigen Organismus, wie Humboldt sie hingestellt, wird für lange Zeit der Kompaß bleiben, nach welchem die Schiffer auf dem Ocean der Naturwissenschaft sich orientiren, um zu wissen, wo sie sind und wohin sie zu steuern haben.

Aber auch in einer andern Weise hat Humboldt die Wissenschaften befreit und dadurch einen unermesslichen Einfluß auf die Umgestaltung aller unserer Lebensverhältnisse ausgeübt. Die Jünger der Wissenschaft waren fast gänzlich zu Trappisten geworden. Wenn sie auch in der großen Zelle, Hörsaal genannt, in einem oft gar wunderlichen, immer aber nur den Jünstlern verständlichem Jargon den Neophyten ihre Weisheit mittheilten, so beschränkte sich doch übrigens ihre Rede zwar nicht auf das Memento mori, aber doch beinahe auf das „gedenke deiner Collegien“. Dieses Gelübde des Schweigens hob nun Humboldt auf, er ließ die Wissenschaft heraustrreten aus ihrer Zelle und lehrte sie eine Sprache, durch welche sie sich auch andern vernünftigen Menschen verständlich mittheilen konnte. Mit seinen „Ansichten der Natur“, mit seinen öffentlichen Vorlesungen in Berlin gab er den ersten Anstoß und zugleich das edelste Beispiel zu dem wahren Popularisiren der Wissenschaft, das sehr wohl ohne Trivialität und Verwässerung bestehen kann. Wer, der irgend um ein halbes Jahrhundert zurückdenken, oder sich mit Hülfe geschichtlicher Studien in den Anfang unsers Jahrhunderts zurückversetzen kann, muß nicht erstaunen über den ungeheuern Fortschritt, den die allgemeine Bildung in unserm Volke gemacht hat, und der ganz dem Einfluß angehört, den Humboldt's kühne, damals von allen Höpfen vielfach geschmähte That, sich mit seinen geistreichen Vorlesungen nicht an die zünftigen Studenten, sondern unmittelbar an die große Masse der Gebildeten zu wenden, ausgeübt hat. Eine ganze umfassende, früher nicht gekannte Literatur hat sich aus dieser Quelle ergossen und ein Feld zu ungemein segensreicher Thätigkeit ist dadurch den Männern der Wissenschaft in den öffentlichen Vorlesungen aufgeschloffen worden. Humboldt hat die Wissenschaft ins Volk übergeführt und vieles, was noch vor hundert Jahren nur die Gelehrten wußten, weiß jetzt jeder Handwerker und lesende Bauer.

Der flüchtige Schattenriß, den ich hier von Humboldt entworfen, verlangt nun eigentlich eine schärfere und ins einzelne gehende Auszeichnung und Farbengebung. Aber wollte man mich fragen, worin zeichnete Humboldt sich aus, so würde ich ein Buch schreiben müssen: früge man mich aber, worin er sich nicht auszeichnete, so müßte ich die Feder niederlegen und schweigen. Es bleibt mir nichts übrig, als daß ich nun nur einige Punkte hervorhebe, die besonders geeignet erscheinen, Humboldt's umfassenden Geist kenntlich zu machen.

Noch vor kurzem hörte ich mit der komischen Naivetät totaler Ignoranz aussprechen: Humboldt habe ja selbst eigentlich gar nichts geleistet und nur fremde Entdeckungen zusammengetragen und besprochen. Solchen Leuten sollte man eigentlich polizeilich verbieten, den Namen Humboldt jemals auszusprechen. Es gibt fast kein Gebiet des menschlichen Wissens, das Humboldt nicht durch neue Beobachtungen und Entdeckungen bereichert oder durch neue Gedanken befruchtet hätte. Aber Humboldt that mehr als das. Wenn es schon etwas höchst Preisenswerthes ist, einer einzelnen Wissenschaft durch neue Entdeckungen größere Entwicklung und Ausdehnung oder neue Richtungen zu geben, so ist es doch viel größer, neue Wissenschaften zu entdecken, dem Menschengesitt ganz neue Gebiete des Forschens zu erschließen, deren Wichtigkeit, sogleich erkannt, eine große Anzahl geistreicher Männer anlockt, auf diesem Felde sich Vorbern zu erwerben.

Im Jahre 1805 veröffentlichte Humboldt seine „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen“, und jetzt besitzen wir schon eine kleine Bibliothek von Werken über diese neue Wissenschaft, die wesentlich dazu beigetragen hat, auch der trockenen Pflanzenbeschreibung, die man früher Botanik nannte, einen neuen belebenden Geist einzuhauchen. Männer wie Weilschmidt, Schouw, Alfons Decandolle fanden ihren Ruhm nur unter den Fahnen Humboldt's.

Nur beiläufig wies er in dieser Pflanzengeographie darauf hin, indem er einige spezielle Ausführungen gab, daß man die Geographie der Pflanzen auch benutzen könne, um daraus den ehemaligen Zusammenhang der Continente abzuleiten, und wie unendlich fruchtbar ist nachher dieser eine Gedanke für die Geologie geworden, sobald Männer wie Unger, Oswald Heer u. a. ihn auffaßten und durchführten.

Im Jahre 1817 erschien in einem wenig gekannten Journal, den „Memoiren der Sociéte d'Arcueil“, eine kleine Abhandlung von Humboldt über die Isothermen oder Linien gleicher mittlerer Wärme auf der Erde, und von da an entwickelt sich die Wissenschaft der Meteorologie, zu der Humboldt in jener Arbeit den Grund gelegt, durch die dann Dove sich Ruhm erwarb, während noch im Anfange des Jahrhunderts Witterungsbeobachtungen selbst von Männern der Wissenschaft zu den zwar unschuldigen, aber auch nutzlosen Beschäftigungen gerechnet wurden. Gegenwärtig umzieht ein Gürtel meteorologischer Stationen, auf Humboldt's Anregung ins Leben gerufen, die ganze Erde. Auch die wissenschaftliche Statistik, wie sie später von Quetelet ausgeführt wurde, ist von Humboldt gegründet worden. Die dürren nichtsagenden Zahlenregister, die man früher wol unter dem Namen Statistik zusammenstellte, wandelte er in eine fruchtbare Behandlung der materiellen Grundlagen des Menschenlebens im kleinen wie im großen um, und legte damit in seinem „Politischen Versuch über das Königreich Neuspanien“ und dem „Politischen Versuch über die Insel Cuba“ das Fundament, auf welchem sich später unsere neuere gediegene Volkswirtschaftslehre, nicht mehr als vages Geschwätz über traditionelle Mißbräuche, sondern als eine ehrenhafte Disciplin der inductiven Naturwissenschaften erhob. Indem Humboldt dabei überhaupt die Abhängigkeit des Menschen von Naturbedingungen schärfer als bis dahin gesehen ins Auge faßte, wurde ihm klar, daß die Verschlingung der gegenseitigen Beziehungen der Kräfte und Stoffe auf der ganzen Erde durchaus eine Gesamtauffassung aller Verhältnisse des sogenannten todtten Erdkörpers sowol wie der als sein Product sich darstellenden Pflanzen, Thiere und Menschen verlange und alle einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen zusammen vereinigend entwickelte er den Gedanken einer physischen Geographie, wie sie früher nie genannt, geschweige in Angriff genommen war, die aber, nachdem Humboldt die Richtung vorgezeichnet hatte, sich durch Männer wie Berghaus, Ritter u. a. schnell zu dem Range einer der wichtigsten und interessantesten Zweige der Naturwissenschaften erhob. „Nur jeder Pfad, den Humboldt gegangen, ist bald zur breiten Heerstraße wissenschaftlicher Forschung geworden, denn jeder Pfad war auf einen Punkt gerichtet, von dem Licht kommen mußte.“ Aber auch dabei blieb Humboldt nicht stehen. Die großartigen Bewegungsercheinungen in Flut und Ebbe führten zum Monde, die überall tief eingreifenden Molecularschwingungen, die wir Licht und Wärme nennen, wiesen auf die Sonne als ihre wichtigste Quelle, und so verknüpfte sich das Leben der Erde mit dem der Himmelskörper im ganzen unendlichen Raume. Auch dieses große Ganze, welches wir Welt nennen, als einen einzigen Organismus zu begreifen und darzustellen, gleichsam eine Anatomie und Physiologie der ganzen Weltalle auszuarbeiten, war die letzte und höchste Aufgabe, die sich Humboldt stellte, die er zuerst im Winter 1827—28 durch seine allgemeines Aufsehen erregenden Vorlesungen in Berlin und später seit 1845 in seinem leider nicht ganz vollendeten „Kosmos“ zu lösen suchte.

Wenn auch kein Jahr seines Lebens ohne Gewinn für die Wissenschaft verfloß, so ist doch die Quelle, aus der er den größten Reichthum von Thatfachen und Ideen schöpfte, in seiner amerikanischen Reise zu suchen. Man hat ihn wol den Wiederentdecker Americas genannt und gewiß mit Recht, denn von den Zeiten der Conquistadoren bis auf ihn war Amerika das Land der Wunder und der Fabeln geblieben. Dafür sorgte schon die sinnlose Colonialpolitik, der Humboldt fast selbst zum Opfer gefallen wäre. Als er auf seinem Indianerfahne den Rio-Negro und an demselben San-Carlos erreicht hatte, war er in Zweifel, ob er diesen Fluß abwärts bis zum Amazonasstrom verfolgen oder den Cassiquiare aufwärts bis zum Orinoco und dann diesen Strom abwärts fahren sollte. Um das bis dahin noch immer streitige Problem der Gabeltheilung des Orinoco definitiv für immer zu entscheiden, wählte er den letzten Weg, und zum Glück für sich und die gebildete Menschheit. Von Brasilien, wo man von Humboldt's Reise vernommen, war der Befehl ergangen, sich seiner Person und seiner Instrumente zu verschern, ganz besonders aber der Verzeichnisse astronomischer Beobachtungen, „welche die Sicherheit der Staaten so schwer gefährden könnten“. Um dies letzte zu verstehen, muß man sich erinnern, daß seit den Bullen der Päpste Nikolaus V. und Alexander VI., welche den neuentdeckten Continent, auf den sie nicht das geringste Recht hatten, unter Spanien und Portugal vertheilten, die Grenzstreitigkeiten im Innern Americas, unterhalten von einer Anzahl von Tagedieben, die davon lebten, nie aufgehört hatten. Ich muß es mir leider versagen, den durch Naturanlage und Ausbildung größten Reisenden auf allen seinen Wanderungen und durch Abenteuer zu begleiten, die seine Reisebeschreibung für den Gebildeten zu einer interessanteren und spannenderen Lektüre machen als Tausende von Romanen ephemeren Ruhmes. Noch weniger kann ich den unendlichen Reichthum von Beobachtungen, Entdeckungen und Ideen hier ausbreiten, den diese Reise umfaßt. Noch ehe er Teneriffa erreichte, hatten zwei erlebte Sternschnuppennächte ihn zu der Ansicht geführt, daß die Sternschnuppenfälle kosmische Erscheinungen von periodischer Wiederkehr sein müßten, wodurch später das erfolgreiche Studium dieser Erscheinungen angeregt wurde. Schon die Besteigung des Pic von Leyde ließ ihn erkennen, daß, während die mineralogische und geognostische Grundlage auf der ganzen Erde dieselben Glieder zeigt, die organische Welt der Pflanzen und Thiere sich nach Länge und Breite, nach nördlicher und südlicher Halbkugel, nach Höhe und Tiefe in gesetzmäßiger Abänderung der Formen verschiedenartig vertheilt, wodurch der Grundgedanke der Geographie der Pflanzen und Thiere gefunden war und für seine fernern Beobachtungen verwerthet werden konnte. In Höhen und Tiefen, auf den eisigen Gipfeln der Cordillerenullane wie in dem glühenden Broden des Tieflandes an den Flußsystemen des Orinoco, Rio-Negro und Amazonas, in den fast undurchbringlichen Wäldern wie in den weiten Steppen der Aequinoctialgegenden Südamerikas, in den Hütten der Urbewohner wie in den Städten ihrer weißen Unterbrüder, bei Felsen, Höhlen und Wasserfällen wie bei den wunderbaren, an eine längstverschollene hohe Culturperiode mahnenden Städtenuen und Teocallis in Mexico — überall finden wir ihn als den unermüdblichen, vor keiner Beschwerde oder Gefahr zurückweichenden, das offene Auge auf alles, was irgend menschliches Interesse zu erregen im Stande ist, richtenden Forscher.

Die Reise nach Amerika wirkte nach allen Seiten hin anregend, belebend für die Verbesserung der politischen Gestaltung jener Länder wie für den erweiterten Verkehr Europas mit ihnen, für die Wissenschaft der Erde und des Himmels, für Kunst und Alterthumsforschung, für Menschen- und Völkerkunde. Auch als Reisender wurde er maßgebend für alle Folgezeit und ließ die bis auf ihn für unübertrefflich gehaltene dritte Cook'sche Reise nur als schwachen Versuch zu wirklich wissenschaftlicher Methode des Reisens erscheinen. Durch seine vielen immerhin wohlbenutzten Reisen in Europa, durch seine fünfjährige

Durchforschung Amerikas, endlich durch seine in der liberalsten Weise von dem russischen Kaiser unterstützte und erleichterte Reise durch Centralasien hatte sich die umfassende und eindringende Kenntniß dreier Welttheile seinem Forscherblicke dargeboten. Ueberall hatte er seine scharfe Beobachtungsgabe auch auf die Menschen angewendet und hatte gesehen, wie sie unter allen Himmelsstrichen, unter den contrastirendsten Umgebungen, unter den verschiedenartigsten Formen des geselligen Beisammenlebens immer gleich abhängig von den Naturgewalten im weitesten Sinne, gleich glücklich und unglücklich, gleich gut und böse sich zeigen. Wenn er dann die Gipfel des Pico von Teneriffa erstieg, oder an dem weißglänzenden Krater des Chimborasso emporstamm, wo „man sich dem Weltgeist näher fühlt als sonst“ und das Auge weiter in die Unendlichkeit reicht als tief unten in den bewohnten Thälern, wo die Menschen und ihre Werke als kleine wimmelnde Ameisenhaufen erscheinen, weil, was unten groß schien, von oben gesehen zusammenschrumpft, was weit voneinander entfernt lag, sich bis zur Berührung nahe rückt, oder wo gar dieser Ameisenhaufen mit allem, was ihn bewegt und hemmt, was ihn erfreut und schmerzt, in der unendlichen Ausdehnung des Horizonts dem leiblichen und selbst dem geistigen Auge verschwindet, da erhebt sich auch die Seele zu einer höhern und größern Anschauung des Lebens; was den Menschlein da unten groß und begehrgungsvoll erscheint, um was sie ringen und kämpfen, das wird dann unbedeutend und werthlos, eine heitere Ironie läßt den Geist mit dem von andern für wichtig gehaltenen Kinderland spielen und man fühlt sich in seinem Innern „auf der Höhe“, auf der wahren Höhe und wol einer andern, als unsere Romellisten uns zu schreiben wissen. Daraus erklärt sich denn leicht der bald gutmüthig scherzende, bald scharf vernichtende Spott, mit dem ein Mann wie Humboldt so viele menschliche Verhältnisse behandelte, die den meisten bedeutend, ehrwürdig, ja unantastbar erscheinen.

Wenn wir Humboldt so auf der Höhe seiner Entwicklung finden und bewundern lernen, so drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: wie wurde denn überhaupt dieser Mensch, wie hat er sich gebildet, was hat ihn geführt, was hat gestaltend auf ihn eingewirkt? Wir wenden uns von dem Manne der Wissenschaft ab und fragen nach dem Menschen und seinen Lebensverhältnissen. Zeigt uns doch eine gründliche und tiefer eindringende Betrachtung auf jedem Blatte der Weltgeschichte, daß große Männer, die bedeutend und nachhaltig auf ihre Mit- und Nachwelt gewirkt haben, dies immer mehr ihren Charaktereigenschaften als den Gaben ihres Verstandes und seinen Hülfsmitteln verdanken. Mag uns denn Humboldt auch von dieser Seite näher treten.

Humboldt war in Berlin von adelichen Aeltern geboren, sein Vater war beim Könige Friedrich dem Großen in ganz besonderm Ansehen und wurde von dessen Nachfolger ebenso hoch geschätzt; von Jugend auf verkehrte er in den höchsten und einflussreichsten Kreisen, er ererbte ein bedeutendes Vermögen, kurz es fehlte ihm an keiner der Glücksgaben und Begünstigungen, von denen man anzunehmen pflegt, daß sie geeignet sind, einem Menschen seinen Weg durchs Leben zu erleichtern. Es hat nicht an Leuten gefehlt, denen jede geistige Bedeutendheit ein Dorn im Auge ist, die wie bei Goethe es auch bei Humboldt gesagt haben: es sei keine große Kunst, etwas zu werden, wenn man von Jugend auf so vom Glück begünstigt sei. Es ist eigentlich kaum nöthig, auf so albernes Gerede zu antworten. Wenn man sieht, wie viele ausgezeichnete Männer sich aus niedrigen und beschränkten Verhältnissen zu ihrer Höhe emporgearbeitet haben, wie so viele Tausende, in glänzenden Stellungen aufgewachsen, mit gleichen und größern Glücksgütern gesegnet, doch nichts werden als werthlose „Nummernmenschen, nur zum Essen und Trinken geboren“*), so wird man um so mehr die wenigen Männer bewun-

*) Nos numerus sumus; fruges consumere nati.

bern, welche den Gefahren und Verführungen zum Trotz, die in den gewöhnlich die Geisteskraft erschlassenden äußern Begünstigungen liegen, sich zu ihrer spätern Größe emporzuschwangen. Es gilt hier allerwege der schöne Spruch Goethe's:

Wie sich Verdienst und Glück vertetten,
Das sehn die Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise fehlte dem Stein.

Alexander von Humboldt war ein ernstes Kind, das sich still und stetig entwickelte, schon durch Körperschwäche und Kränklichkeit abgehalten, sich den Vergnügungen hinzugeben, die in den meisten Menschenleben einen Theil der Jugendzeit in Anspruch nehmen. Als erster Lehrer gewann Joachim Heinrich Campe, der berühmte Sprachkenner, der Verfasser des „Robinson“ und der „Entdeckung von Amerika“, bestimmenden Einfluß auf die Seele des Knaben. Wenn auch dessen Aufenthalt in der Humboldt'schen Familie nur ein Jahr dauerte, so können wir doch nicht an der tiefgreifenden Einwirkung dieses Mannes zweifeln, wenn wir sehen, daß beide Seiten von Wilhelm und Alexander gleichmäßig aufgenommen wurden, und daß nur bei Wilhelm die Neigung für Sprachforschung, bei Alexander der Drang nach Naturerkenntniß im weitesten Umfange und insbesondere für Reisen in unbekannte Gegenden nach der verschiedenen Individualität mehr hervortrat und zur Entwicklung kam. Was Campe gepflanzt, wurde von dem klugen und ehrenhaften Christian Kunth gepflegt und weiter ausgebildet. Der berühmte Arzt Seim führte die Knaben in die Botanik ein, und dieses Studium setzte Alexander später in Berlin bei Willdenow fort. Hier gab auch Dohm mit seinen statistisch-politischen Vorträgen dem nach jedem Wissen begierigen Alexander den Anstoß, der später in dessen Arbeiten über Mexico und Cuba so große Resultate hervortreten ließ. Gründliche Studien in alten Sprachen und Alterthumskunde erweiterten und vertieften Humboldt's Kenntnisse. Im 17. Jahre ging Humboldt zum Universitätsstudium über, zuerst nach Frankfurt a. d. D., dann nach Göttingen, wo Heyne, Eichhorn, Blumenbach für seine weitere Entwicklung bedeutend wurden. Vor allem aber wurde die Freundschaft mit Georg Forster, die er in Göttingen schloß, entscheidend für seine Zukunft, für seine Welt- und Lebensanschauung wie für seine Lebenspläne. Im Jahre 1790 machte er mit Forster seine erste wissenschaftliche Reise an den Rhein, durch Holland und England, deren Resultate er als ersten schriftstellerischen Versuch „Ueber die Basalte am Rhein“ seinem Lehrer Omlin widmete. Den Winter 1790 brachte er in Hamburg zu, um unter Busch und Ebeling Handelswissenschaften zu studiren; im Frühlinge darauf ging er nach Freiberg auf die Bergakademie, wo er mit Leopold von Buch zusammen unter Werner's Leitung praktische Studien im Bergbau machte. Im Frühjahr 1792 wurde er Bergwerksassessor in Berlin und noch in demselben Jahre als Oberbergmeister nach Baireuth versetzt, eine Stellung, die er im Jahre 1795 aufgab, um von nun an gänzlich der Verwirklichung seiner großen Reisepläne zu leben.

Dieser kurze Ueberblick wird genügen, um zu zeigen, wie vielseitig, wie gründlich und wie praktisch sich Humboldt für die großen Aufgaben, an deren Lösung er sein Leben setzen wollte, vorbereitet hat. Daß er wie sein Bruder nie eine Schule besuchte, daß sein Universitätsstudium weit von der gewöhnlichen Schablone abwich („Vor allem wählt mir eine Facultät“, wie Mephisto sagt), mag den Gedanken wach rufen, daß unsere Schulen wol geeignet sein mögen, ein gewisses Mittelgut heranzuziehen, daß sie aber zur Hervorbringung von Humboldts nicht geeignet oder doch nicht nothwendig sind. Durch Humboldt's ganzen Bildungsweg zieht sich ein nicht zu stillender Wissensdrang nach jeder Richtung in Breite und Tiefe, ein leidenschaftliches Erfassen jeder Kenntniß, die sich ihm darbot, ein ununterbrochenes Streben nach Universalität der Entwicklung. Das zeigt

sich noch später, als er für die projectirte ägyptische Reise arabisch, dann für einen ebenfalls sehrschlagenden Plan zu einer asiatischen Reise persisch lernte; bekannt ist, daß er sich des Spanischen, Französischen und Englischen ganz gleich im Sprechen und im Schreiben wie seiner Muttersprache bediente. Einen eigenthümlichen Zug möchte ich hier noch hervorheben. Auf der Universität suchte sich Humboldt unter seinen Commilitonen aus den verschiedensten Fächern die Tüchtigsten aus, machte mit ihnen abwechselnd Sonnabends längere Spaziergänge und ließ sich dann von ihnen referiren, was sie seit dem letzten Zusammensein in ihrem Fache gelernt hätten. Auf diese Weise mußte er sich durch geschicktes Fragen und schnelle Auffassung einen großen Theil der Studienzeit anderer anzuweihen.

Bei seinem fast jeden Gegenstand des Wissens umfassenden Studium wurde Humboldt durch ein wahrhaft bewundernswürdiges Gedächtniß unterstützt. Es ist eine alte oft wiederholte psychologische Abergheit, daß ein großes Gedächtniß und Urtheilskraft sich gegenseitig beeinträchtigen, wo nicht gar ausschließen sollen. Man könnte bei weitem eher das directe Gegentheil behaupten, denn alle Männer, die sich durch Tiefe und Reichthum der Denkkraft und durch Schärfe des Urtheils auszeichneten — ich erinnere nur beispielsweise an Aristoteles, Leibniz und Kant — hatten sich auch eines ungewöhnlich umfassenden Gedächtnisses zu rühmen. In der That aber zeigt schon die tägliche Erfahrung, daß beide Geisteskräfte völlig voneinander unabhängig, daß beide vorhanden sein können in jedem beliebigen Grade nebeneinander, daß beide oder eine scheinbar ganz fehlen kann, und keine Statistik gibt uns Mittel an die Hand, zu bestimmen, ob die eine oder andere Combination unter den Menschen die häufiger vorkommende sei. Gewiß ist, daß Humboldt's Gedächtniß ganz außerordentlich bedeutend war in allen den drei sehr voneinander verschiedenen und sehr oft in verschiedenen Graden der Entwicklung vorkommenden Geistesvermögen, die wir nicht gerade zweckmäßig unter dem Worte Gedächtniß zusammenfassen. Humboldt sagte leicht, schnell, scharf und umfassend auf, er bewahrte das Aufgefaßte treu und dauernd, und war jeden Augenblick im Stande, das, was er gerade brauchte, in sein Bewußtsein zurückzurufen. Ja noch mehr, die lockerste Verknüpfung der Vorstellungen, die leiseste Beziehung zweier, sei es durch Aehnlichkeit oder Contrast, genügte, daß die eine die andere wieder hervorrief und belebte. Diese letzte Eigenschaft diente nun ganz besonders der ihm eigenthümlichen wissenschaftlichen Methode, durch welche er eben so Großes geleistet hat, und die durch ihn in die neuere wissenschaftliche Thätigkeit eingebürgert worden ist. Man hat sie wol die vergleichende Methode genannt, ich möchte den Ausdruck combinatorische Methode vorziehen. Die Fähigkeit, bei jeder Beobachtung, bei jedem Gedanken gleichsam die ganze Reihe aller Erscheinungen in der ganzen Welt zu durchlaufen, um zu sehen, nach welchen hin eine geistige Brücke etwa zu schlagen, ob und wie sie miteinander in Beziehung zu setzen seien, setzt offenbar nicht nur einen unerschöpflichen Schatz des Aufgefaßten und Treubewahrten, sondern auch die Fähigkeit voraus, die Einzelheiten jeden Augenblick durch den leichtesten Anstoß wieder in den Vordergrund der Seele zu rufen, um sie auf ihre Verbindbarkeit mit jener Beobachtung oder jenem Gedanken zu prüfen. Nur dadurch war er im Stande, die folgenschweren Verknüpfungen zwischen scheinbar einander fern liegenden Wissensgebieten zu finden und durchzuführen, und daraus schöpfte er den Reichthum der Beziehungen, der seine Darstellungsweise so belebt und blühend macht, ohne daß er jemals nöthig hätte, zu Bilderpiel und Phrasenmacherei seine Zuflucht zu nehmen.

In dieser Beziehung charakterisirt Humboldt selbst einmal den Gegensatz zu seiner Darstellungsweise mit den Worten: „Es gehört in die Leiden der Gegenwart, daß ein unseliger Hang zu inhaltsloser poetischer Prosa, zu der Leere sogenannter gemüthlicher Ergüsse, gleichzeitig in vielen Ländern verdienstvolle Reisende und naturhistorische Schrift-

steller ergriffen hat. Verirrungen der Art sind um so unerfreulicher, wenn der Stil aus Mangel literarischer Ausbildung in rhetorische Schwülstigkeit und trübe Sentimentalität ausartet.“ Beispiele dafür wären leicht anzuführen auch aus der Zeit nach Humboldt, aber Beispiele sind bekanntlich verhaßt.

Ich erlaube mir hier nur ein auffallendes Beispiel von Humboldt's eminentem Gedächtniß mitzuthemen. Bei meinem Aufenthalte in Berlin führte die Anwesenheit Robert Brown's die bedeutendsten Männer Berlins, darunter Humboldt, zu einem Frühstück zusammen, dem beizuhören zu dürfen ich das Glück hatte. Da trat plötzlich ein höherer russischer Offizier herein, der direct vom Kaspiſchen Meere kam, wo er der Commission zur Vermessung und Nivelirung desselben beigeordnet war. Er hatte auf der Durchreise Humboldt aufgesucht und war von dem alten Diener Seiffert in die Gesellschaft gewiesen worden. Humboldt frug ihn sogleich nach den dort gewonnenen Resultaten, und da ihm die Antworten ungenügend erschienen, so entwickelte er die ganze Geschichte der Expedition mit allen Einzelheiten, mit allen Zahlenangaben, dem Antheil, den jeder einzelne an der Arbeit gehabt hatte, und mit dem Gesamtergebnis, welches Humboldt sich selbst bereits aus allen den einzelnen Daten abgeleitet hatte, sodaß nicht nur der russische Offizier, sondern wir alle staunend verstummten, da der wirkliche Leiter der Expedition nicht besser, wenn überhaupt so gut mit dem Ganzen wie mit allen Details hätte bekannt sein können.

Und diese Naturanlagen unterstützte er durch eine seltene Arbeitskraft und Arbeitslust. Nach seinen Knabenjahren hat er, vielleicht einige Momente der völligen körperlichen Erschöpfung auf seiner Reise in Südamerika abgerechnet, nie mehr als vier Stunden und zwar in der letzten Hälfte seines Lebens gewöhnlich von 4—8 Uhr morgens geschlafen, und eine strenge Eintheilung seiner Thätigkeit machte es ihm möglich, die so gewonnene Zeit aufs äußerste auszunutzen. Für Humboldt war die Arbeit zugleich Pflicht und Genuß. Oft hat er sich in seinem Leben über den Werth der Arbeit ausgesprochen und in seiner Anschauungsweise galt im geraden Gegensatz zu dem rohen und oberflächlichen Begriff vom englischen Gentleman die Arbeit als das einzige, welches den Menschen adelt. Dieser Gedanke, oder vielmehr das ahnende Gefühl davon gab dem im Strebensdrange sich allein wohlführenden Knaben schon die bekannte lede Aeußerung ein. Als eine junkerhaft-hochmüthige Tante, deren Gemahl Kammerherr und nichts als das war, ihn einmal mit seinem bürgerlichen Eifer für Botanik verspotten wollte und ihn frug, ob er denn Apotheker werden wollte, antwortete der elfjährige Knabe rasch mit der ihm im ganzen Leben eigenen pointirten Bestimmtheit: „Jedenfalls lieber Apotheker als Kammerherr.“ Und in dieser Ansicht Humboldt's liegt eigentlich die theoretische Beantwortung der unsere Zeit so schwer bewegenden Arbeiterfrage. In einem Lande wie Nordamerika, wo die Arbeit den Menschen ehrt und die Bezeichnung als „Self made man“ die höchste Auszeichnung des Mannes ist, kann eine Arbeiterfrage in unserm Sinne nicht vorkommen.

Diese Arbeitskraft Humboldt's hat reiche Früchte getragen; seit dem Jahre 1790, als er zuerst seine Arbeit über die rheinischen Basalte drucken ließ, bis zu seinem 1859 erfolgenden Tode ist fast kein Jahr vergangen, das nicht durch eine oder mehrere Schriften von ihm, seien es nun Aufsätze in Zeitschriften, seien es selbständige Werke bezeichnet wäre. Er selbst schrieb einmal zu irgendeinem Zwecke die Notiz nieder: „43 Schriften in kaum 10 Jahren.“ Aber wie wenig Menschen gibt es, die Humboldt's Werke ganz kennen, die Kenntniß der meisten, auch der Gebildeten, wird sich auf die „Ansichten der Natur“ und den „Kosmos“ beschränken. Von dem letzten Werke wurde, wie man sagt, der erste Band in 20000 Exemplaren, der dritte nur in 3000 Exemplaren verkauft, ein schlagender Beweis, wie wenig die Menschen daraus gelernt, wie wenig sie Humboldt

verstanden hatten. Man citirt gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten einen Satz des Terentianus Maurus: „Habent sua fata libelli“ („Auch die Bücher haben ihre Schicksale“). Es ist das aber ein verstümmelter Satz, und dadurch ein sehr geistreicher Gedanke in eine platte Trivialität verkehrt. Der Satz lautet vollständig: „Pro captu lectoris habent sua fata libelli“, d. h. „Die Fassungskraft der Leser bestimmt die Schicksale der Bücher“, und der Satz ist vollkommen auf Humboldt's Werke anwendbar. Humboldt ist im allgemeinen wenig gelesen worden, denn er liest sich in der That nicht so leicht wie ein Roman der Luise Mühlbach. Und doch haben seine Werke die größte und eingreifendste Wirkung hervorgebracht. Das kann man sich nur erklären, wenn man die Literatur seit Humboldt's Rückkehr aus Amerika ins Auge faßt. Man darf wol sagen, daß Tausende von Büchern erschienen sind, in denen Humboldt's Beobachtungen, Untersuchungen und Ideen in weniger schweren Formen gleichsam weniger concentrirt, oder wenn man lieber will, etwas vermüffert, aber darum auch mundgerechter dem größern Publikum dargeboten sind. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun.“ In unzähligen Werken der Gelehrten wurden Humboldt's Gedanken weiter verarbeitet und ausgeführt, und nur zu oft, ohne daß die Verfasser die Quelle ihrer Weisheit auch offen nannten. Strenge und populäre Wissenschaft haben in gleicher Weise dazu beigetragen, uns mit Humboldt'schem Geiste zu nähren, und so können wir wohl sagen, insoweit es die Weltanschauung der Menge, die Richtungen und Methoden der Wissenschaft betrifft: „In ihm leben, weben und sind wir.“

Einen Beweis, wie wenig aufmerksam oft Humboldt's Werke gelesen worden sind, finde ich in dem Vorwurfe, den ich so oft habe aussprechen hören: Humboldt schreibe sich selbst ab, er wiederhole sich zu oft, und wenn man ein Werk gelesen habe, so habe man sie alle gelesen. Ein solcher Vorwurf ist bei einem so außerordentlich umfangreichen Wissen und einem so uner schöpflischen Gedankenreichtum, wie Humboldt uns zeigt, eigentlich zu kindisch, um einer Widerlegung werth zu sein, und ich führe ihn nur an, weil er mir Gelegenheit gibt, eine Eigentümlichkeit in seinen Werken hervorzuheben, die sie von den Werken anderer fruchtbarer Schriftsteller wesentlich unterscheidet und recht eigentlich ein charakteristischer Zug in dem Wille Humboldt's ist. Alles was Humboldt je veröffentlicht, so verschieden auch die Titel der einzelnen Arbeiten klingen mögen, können wir doch nur als die verschiedenen Bände eines einzigen großen Werks auffassen. Durch Humboldt's ganzes wissenschaftliches Sein geht ein einziger leitender Gedanke, der schon in der Seele des Jünglings keimte, durch sein ganzes Leben gepflegt und zu einem Baume erzogen wurde, in dessen Schatten wir alle ruhen, an dessen Blüten und Früchten wir alle uns laben. Sein wissenschaftliches Leben ist ein einiges in sich harmonisches Kunstwerk, an dem die einzelnen Bücher, die er veröffentlichte, nur die verschiedenen Glieder sind. Und wie an dem isolirten Arme einer schönen Statue die Haltung des Armes, die Achselhöhle und die sie umgebenden Muskeln so gut zu erkennen sein müssen als am Rumpf, ohne daß man deshalb sagen dürfte, der Künstler habe sich hier wiederholt, so ist es mit den einzelnen Werken Humboldt's. Wie sein ganzes wissenschaftliches Streben nur der Verwirklichung der schon früh in ihm aufgetauchten Idee des „Kosmos“ diene, mit dem er sein Leben beschloß, so sind auch die meisten seiner belebenden und bahnbrechenden Gedanken schon früh vor seine Seele getreten, aber dann von ihm langsam durch sein ganzes Leben an der Hand der Beobachtung und Erfahrung geprüft und ausgearbeitet worden, und wenn sie daher in seinen Schriften öfter wiederkehren, so erscheinen sie doch immer in mehr vollendeter, durchgebildeter Gestalt. Aber auch ein anderes darf man nicht aus dem Auge lassen. Die einzelne beobachtete Thatsache bietet immer der wissenschaftlichen Auffassung verschiedene Seiten dar. Wenn Humboldt erzählt, daß er am Orinoco das Erbeessen der Otomaken beobachtet, so wird er hier ethnographisch die

Völker in Betracht ziehen, bei denen eine solche Sitte herrscht, und die Ursachen untersuchen, die dazu geführt haben, dort wird er mineralogisch und chemisch die verschiedenen Erdbarten, die zu diesem Gebrauche dienen, näher bestimmen, und endlich vielleicht noch an einem dritten Orte die physiologische Frage beantworten, welchen Einfluß dieses Erdessen auf die Ernährungsorgane und dadurch auf die Gesundheit des ganzen Körpers habe. So tritt uns denn wol öfter dieselbe Thatsache, aber immer in neuer Beleuchtung entgegen.

Habe ich soeben angedeutet, wie Humboldt's Werke, trotzdem, daß sie nur von wenigen gelesen und gründlich studirt worden sind, doch durch Mittelspersonen einen so allgemeinen Einfluß ausgeübt und die Anschauungsweise seines Jahrhunderts gestaltet bestimmt haben, so muß ich hier noch eines Moments gedenken, durch welches sein Geistesleben in weitesten Kreisen befruchtend und bildend eingewirkt hat, und welches man wol mit zu seinen Werken und nicht zu den wenigsten umfangreichen zählen darf. Ich meine seinen Briefwechsel. Es ist bekannt, daß Humboldt, der eine in den drei Welttheilen sich ausbreitende Bekanntschaft mit fast allen bedeutenden Menschen hatte, jährlich zwischen 2—3000 Briefe schrieb (einmal in einem Jahre 3800) und noch eine bei weitem größere Menge erhielt. Leider ist bis jetzt von seinem Briefwechsel nur wenig der Oeffentlichkeit übergeben worden*), und doch gehört die Kenntniß desselben so wesentlich mit zur Beurtheilung seiner wissenschaftlichen Leistungen und des Einflusses, den er auf seine Mitwelt ausübte. Das bei weitem meiste davon würde bedeutend sein, da er schon grundsätzlich keinen Brief beantwortete, der nicht eine bestimmte Frage oder Bitte enthielt. Was sein Briefwechsel war, kann man vorläufig nur aus persönlicher Bekanntschaft und den Mittheilungen seiner Freunde erfahren.

Man darf wol behaupten, daß in der ganzen civilisirten Welt in einem Zeitraume von mehr als 30 Jahren nichts beobachtet, nichts entdeckt oder erfunden, nichts veröffentlicht wurde, was irgend von wissenschaftlicher Bedeutung war, ohne daß es sogleich ihm mitgetheilt und von ihm dann weiter verbreitet wurde. Er war gleichsam das Herz in der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts. Von allen Seiten strömte ihm der Lebenssaft zu und sein lebendiger wissenschaftlicher Pulsschlag vertheilte denselben sogleich wieder durch den ganzen Körper derart, daß er jedes an seinen rechten Ort führte, wo es am schnellsten und sichersten verwerthet werden und so den Riesenleib der Wissenschaft in allen seinen Gliedern und Organen ernähren konnte. Und so wie er hierbei nie mit seinen Mittheilungen geizte, wie sonst wol zumal bei deutschen Gelehrten engherzige Sitte ist, wie er alles und jedes gern dorthin sendete, wo es einen andern in seinem Streben fördern und so der Wissenschaft dienen könnte, so hat er auf der andern Seite nie versucht, andern die bunten Federn, die sie ihm geraubt, um damit vor der Welt zu prangen, wieder abzunehmen, obwol er selbst niemals auch nur die kleinste Notiz in seinen Werken benutzte, ohne dem Urheber dafür öffentlich seinen Dank zu sagen. Humboldt hat in seinem ganzen Leben nur für Wahrheit und Wissenschaft gearbeitet und nie für sich und seinen Ruhm, für persönliche Anerkennung. Die reine Freude an der Verbreitung der Wahrheit, an der Entwicklung der Wissenschaft genügte ihm. Nicht ein einziger Zug der Eitelkeit, der Selbstgefälligkeit oder Selbstsucht entstellte sein Bild. Den größten Theil seines Vermögens opferte er der Wissenschaft, in seinen Reisen finden wir nur Schilderungen, Beobachtungen, Reflexionen, ihn den Reisenden selbst mit seinen subjectiven Gefühlen niemals, oder doch nur da, wo seine Person von einer wichtigen Thatsache nicht zu trennen war. Denen, die ihm, wie so oft vorkam, um Material für die Schilderung seines Lebens angingen, antwortete er immer: „Was die Menschheit interessieren kann,

*) Soviel ich weiß, sind nur seine Briefe an Barnhagen, Berghaus, an den russischen Minister Cancrin und an Lunen erschienen.

steht in meinen Werken, meine übrige Persönlichkeit hat für niemand Werth als für mich und einige wenige Freunde.“ Und der Mann sollte Barmhagen von Ense geschmeichelt, ihm den Hof gemacht haben, um an ihm seinen künftigen und günstigen Biographen zu finden? Man sollte glauben, solche Herabwürdigungen eines Humboldt wären unmöglich, wenn man nicht die zu jeder Nichtswürdigkeit bereite Partei kannte, die ihn am Ende seines Lebens verfolgte und versuchte, ihn seinen Abend zu verbittern, nachdem sie eingesehen, daß auch ihre verworfensten Mittel nicht hinreichten, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen. Humboldt selbst hat grundsätzlich niemals auf einen Angriff geantwortet, nie sich in Polemik eingelassen, jedes Parteigezänke mit Verachtung von sich fern gehalten. Er wußte, die Göttin der Wahrheit, der er allein diene, bedürfte dergleichen nicht, sie brauche sich nur zu zeigen, um zu siegen, und jedes andere Mittel, zum Siege zu gelangen, widerspreche ihrer Würde.

Es lag aber in Humboldt noch ein anderer Charakterzug, der ihn verhinderte, sich irgendwie in literarische Fehden einzulassen, das war sein tiefes warmes Gemüth, das er in allen Verhältnissen des Lebens bis zu seinem Tode sich bewahrte. Seine Mutter, die, wie so oft bei bedeutenden Männern, eine höchst ausgezeichnete Frau war, hatte er mit schwärmerischer Verehrung geliebt und selbst seine Sehnsucht nach einer großen Reise bemerkt, solange sie lebte. Seinem Bruder und dessen Familie war er nicht nur mit der wärmsten Bruderliebe zugethan, sondern er blickte auch zu ihm wie zu einer ihn selbst weit überragenden Größe hinan und hat oft genug die Bewunderung des Geistes und der Kenntnisse seines Bruders laut ausgesprochen. Aber nicht nur verknüpfte ihn die natürlichen Bande des Herzens mit den Seinigen, nein, seine Liebe war groß genug, die ganze Menschheit zu umfassen. Jedem Menschen, der an ihn herantrat, kam er mit dem gewinnendsten Wohlwollen entgegen, kein Jünger der Wissenschaft, kein Talent, ja überhaupt kein strebender Mensch, der sich an Humboldt wendete, durfte ihn ohne Aufmunterung, Rath und thätige Hülfe, soweit sie irgend in seiner Macht stand, verlassen, und weit entfernt, daß diese Theilnahme nur der Wissenschaft gegolten hätte, ging er vielmehr gern auf alle Lebensverhältnisse seiner zahlreichen jüngern Freunde ein, folgte mit Interesse ihrem weitem Lebensgange und behielt immer ein offenes Ohr für alle ihre Anliegen. Auch damit that sich sein Herz, das in der That die ganze Menschheit umfaßte, noch nicht genug, und er hat sich nie an den Gedanken gewöhnen wollen, daß es wirklich Menschenstämme gebe, die von Natur weniger vollkommen organisirt und angelegt seien als die übrigen.

Diese große Gutmüthigkeit hat man ihm wol als Schwäche ausgelegt, namentlich in seinem Verhältniß zu den beiden Königen, denen er Freund und Vertrauter war, und es wäre Schwäche gewesen, wenn nicht daneben als ausgleichend andere Eigenschaften seiner Seele gestanden hätten. Er war ein durchaus freier und unabhängiger Charakter, kein Vorurtheil — schon auf den Höhen, auf die er stieg, hatte er diese zurückgelassen — ich sage kein Vorurtheil, welches das Urtheil anderer Menschen verwirrte, beschränkte seinen klaren Blick, und er beugte sich vor nichts als vor der Wahrheit. Wenn ihn natürliches Wohlwollen, Dankbarkeit und die Hoffnung, den Einfluß, den seine Stellung ihm gewährte, zum Guten und für andere benutzen zu können, an jene Fürsten fesselte, so hat er doch nie ihnen geschmeichelt, oft genug hat er freimüthig Friedrich Wilhelm IV. die Verkehrtheit der Richtung, der jener Raum gab, gezeichnet und auf ihre Verderblichkeit hingewiesen. Offen und unter den Augen jener Fürsten besuchte er die liberalen Wahlversammlungen und wählte, seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung folgend, gegen die Regierung. Was er in den oft getadelten Briefen an Barmhagen aussprach, das hat er freimüthig dem Könige gesagt, und nur der Schmerz über die Schmach seines Vaterlandes ließ ihn einem vertrauten Freunde gegenüber bitterer sprechen, als es anderwärts

die Formen der Geselligkeit erlauben. Wie er von Jugend auf sich selbst treu blieb, unverwandt einem und demselben großen Ziele zustrebend, so blieb er es auch seinen Freunden; er hat keinen verlassen. Wie viele Seiten seines Geistes, seines Herzens, seines Charakters muß ich, wegen der Schranken, die mir gesetzt sind, hier unberührt lassen, die alle dazu beitragen würden, unsere Verehrung vor dem Manne zu steigern und zu befestigen. Aber, möchte wol mancher fragen, war denn gar nichts an Humboldt zu tadeln? Steht er so ganz fleckenlos da? Gewiß nicht, auch Humboldt hatte seine Schwächen und Fehler, aber es ist erst dann Zeit, sich nach ihnen umzusehen und sie zu untersuchen, wenn es gelungen ist, ein vollkommenes Bild Humboldt's in allen seinen großen und schönen Zügen zeichnen zu können, und davon sind wir zur Zeit noch weit entfernt. Es verräth immer eine kleine Seele, wenn man statt sich der belebenden Strahlen der Sonne zu freuen und sie dankbar zu genießen, nur immer sich und andere daran erinnert, daß sie auch Flecken habe.

Nennen wir mit einem unserer großen Naturforscher*) den Mann groß, der eine tiefe und reichhaltige Spur in der Geschichte zurückläßt, so müssen wir Alexander von Humboldt einen großen Mann nennen, und er wird im Laufe der Zeit nur immer noch größer erscheinen, denn wahre Größe, geistige wie physische, verliert nicht durch die Fernsicht, sondern tritt nur noch reiner und mächtiger hervor.

Und so will ich denn meine flüchtige Skizze mit den Worten eines geistreichen und begeistertsten Sängers des genialen Forscherkreises schließen: „Einem so reich in sich vollendeten Leben wie dem seinigen, begonnen und beschlossen im Dienste der Wissenschaft und der Menschheit, folgen keine Thränen des Schmerzes nach. Es folgt ihm die Liebe und Bewunderung der Nachwelt in allen kommenden Geschlechtern, und der seinem Andenken gewundene Kranz ist kein Todtenkranz auf sein Grab, sondern der unsterblich grünende Lorbeer um seine Stirn.“**)

Wenn das vorstehend gezeichnete Bild Humboldt's richtig ist, so muß es natürlich erscheinen, daß man den hundertjährigen Geburtstag überall, wo geistige Bildung herrscht und insbesondere wo Deutsche beisammenleben, als ein Jubiläum der Denkfreiheit und des entfesselten Geistes und der echten Humanität, daß man Humboldt als einen der großen Wohltäter der Menschheit gefeiert hat. Auch hierbei dürfen wir als gültig annehmen, daß wie ein folgendes Jahrhundert in dem Verständniß und der Anerkennung Humboldt's weit über unsern gegenwärtigen Standpunkt hinausgehen wird, so auch die Theilnahme an einem zweiten Jubiläum eine extensiv und intensiv bedeutendere sein wird. Gleichwol erstreckte sich die Feier des Humboldt-Tages schon diesmal um den ganzen Erdkreis herum, zur gleichen Zeit wurden in Asien, Europa, Amerika und Australien der Bewunderung des großen Mannes Worte geliehen und sein Andenken in der mannichfachen Weise gefeiert.

In Dresden hatten die meisten Schulen eine Frühfeier veranstaltet, bei der die Jugend auf die Bedeutung des Mannes hingewiesen und dann sein Ehrentag zum außerordentlichen Feiertag erklärt wurde. Elf wissenschaftliche Vereine waren zu einer solennen Feier zusammengetreten, die in den festlich geschmückten und mit der Büste Humboldt's geziereten Sälen der Societät stattfand. Um 11 Uhr leitete ein Lied der Liedertafel die Feier ein, dann führte Dr. Andree in einer fein gezeichneten Skizze von Humboldt's Wesen und Wirken die versammelten Zuhörer in die richtige Feststimmung ein. Ein zweiter Gesang

*) Vgl. R. E. von Baer, Neben (1864), S. 293 fg.

***) Alexander von Humboldt's Briefwechsel und Gespräche mit einem jungen Freunde (Berlin 1861) S. 141.

der Liedertafel leitete dann auf die Festrede*) hin, mit deren Abfassung und Vortrag man mich beauftragt hatte. Um 1 Uhr ging die zahlreiche Versammlung auseinander. Ein Theil trat dann abends wieder in denselben Räumen zu einem Festmahl zusammen, bei welchem es nicht an Toasten, Tischreden und Gebichten fehlte. Zugleich hatten noch mehrere andere bürgerliche Vereine Feiern für sich veranstaltet. Zu bedauern ist, daß bei keiner der Festlichkeiten der Hof, das Ministerium und die Spitzen der Regierungsbeamten auch nur die geringste Theilnahme gezeigt hatten.

In mehr oder weniger gleicher Weise wurde der Tag an unzähligen deutschen Orten festlich begangen. Wollte man auf die nähere Beschreibung aller dieser Festlichkeiten eingehen, so würde man ein beschwerliches Verzeichniß von Orts- und Rednernamen aufstellen müssen, und die Wiedergabe der Reden würde fast nur Wiederholungen darbieten. Als sehr bedeutend kann ich zur Zeit nur eine Rede bezeichnen, die am sogenannten Leibniz-(Stiftungs-)Tage der berliner Akademie, womit man die Humboldt-Feier vereinigt hatte, von Professor Dove, unserm größten Meteorologen, gehalten wurde.***) Es scheint mir daher am zweckmäßigsten, nur einige besondere Züge hervorzuheben und einige allgemeine Bemerkungen, die sich bei dem Ueberblick des historischen Materials von selbst aufdrängen, mitzutheilen.

Am umfassendsten und allgemeinsten war wol die Festlichkeit in Berlin, der Vaterstadt Humboldt's. Hier theilte sich die Feier gewissermaßen in eine bürgerliche und wissenschaftliche. Zu der erstern gehörte außer den besondern Festlichkeiten der Bezirksvereine die von der Stadt veranstaltete Einweihung des Humboldt-Parks, eines im äußern Theil Berlins angelegten öffentlichen Spazierganges, und die Grundsteinlegung zu dem in diesem Park aufzustellenden Denkmal. Der zu dieser Festlichkeit angeordnete Festzug führte 58 Vereine zusammen. Der Kronprinz und die Kronprinzessin sprachen von Königsberg aus in einem Telegramm ihre lebendige Theilnahme an dieser Feierlichkeit aus. Die wissenschaftlichen Vereine versammelten sich abends um 6 Uhr im Concertsaale des Schauspielhauses, um die Festrede des Vorsitzenden vom Geographischen Verein anzuhören. Der König ließ sein Bedauern aussprechen, nicht gegenwärtig sein zu können, aber die Herren von der Seydt, von Stenplitz und von Eulenburg hatten sich eingefunden. Es gingen zahlreiche Telegramme mit Begrüßungen ein, z. B. von Pultawa, Prag, Genf u. s. w. Später fand ein Festessen statt, und ein Theil der Stadt, besonders die langjährige Wohnung Humboldt's, waren abends illuminirt.

Dem Beispiele der beiden genannten Städte folgten in Norddeutschland fast alle größern Städte, so Frankfurt a. D., Breslau, Magdeburg, Leipzig, Hamburg, Bremen, Hannover, Kassel, Frankfurt a. M., Köln u. s. w., und an dieselben schlossen sich zahlreich die Kleinern an. Man kann bemerken, daß, wie ganz besonders technische, gewerbliche und Arbeitervereine die Feier Humboldt's in die Hand nahmen, so auch gerade die meisten Städte aus den Industriegegenden mit großer Theilnahme an der allgemeinen Festimmung sich bethätigten. Je weiter man nach Süden blickt, je mehr sich der romanisch-katholische Einfluß bei einer Bevölkerung geltend gemacht hat, desto geringer sehen wir auch die Btheiligung an dem allgemeinen Feste der gebildeten Menschheit werden. Soweit mir bekannt geworden, hat keine der süddeutschen Residenzen eine Humboldt-Feier veranstaltet, und am größten war jedenfalls die Theilnahme in Franken. Eine thätige und wohlthätige Festfeier beging ein münchener Bürger durch Stiftung eines Kapitals an das Realgymnasium mit der Bestimmung, daß jährlich von den Zinsen ein Exemplar

*) Dieselbe ist wörtlich oben abgedruckt.

**) Abgedruckt in Nr. 257—259 der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 14.—16. Sept. Unsere Zeit. Neue Folge. V. 2.

der wohlfeilen Ausgabe des „Kosmos“ angeschafft und einem Schüler, der sich am meisten in den Naturwissenschaften ausgezeichnet habe, als Prämie eingehändigt werden solle.

Viele Städte haben Straßen auf Humboldt's Namen getauft, Städte selbst, die Humboldt's Namen führen, gibt es schon mehrere in Amerika, Schiffe sind häufig nach ihm benannt, und so bedürften wir vielleicht nur noch einiger Eisenbahnen, die seinen Namen tragen, um in Zukunft auch körperlich wie schon lange geistig die ganze Erde auf seinen Pfaden umkreisen zu können.

Wenden wir nun von Deutschland auf die übrigen europäischen Länder, so kann ich wenig von ihnen melden. Auffallend bleibt es jedenfalls, daß aus Frankreich, das bekanntlich mit nationaler Eitelkeit Humboldt unter seine Classiker rechnet, von einer Humboldt-Feier gar nichts verlautet. Aus England weiß ich nur von einer Festlichkeit der Deutschen in London, und selbst die englischen Zeitungen haben nur spärlich des Humboldt'schen Ehrentags gedacht. Nur „Daily News“ brachte einen ausführlichen Leitartikel.

Um so lebendiger war der Enthusiasmus in Nordamerika. Bei dem freien, praktischen und daher wohlhabenden Volke hat sich die Feststimmung nirgends wie bei uns an Reden und Zweckessen genügen lassen. Drei Städte, Newyork, Philadelphia und Pittsburg, enthüllten am 14. Sept. Humboldt-Denkäler; in Newyork das erste bedeutende öffentliche Denkmal nicht einer kriegerischen oder politischen, sondern einer humanen und wissenschaftlichen Größe. An der Universität zu Harvard wurde eine naturwissenschaftliche Schule unter Humboldt's Namen gegründet; Boston stiftete ein Humboldt-Stipendium für die besten naturwissenschaftlichen Arbeiten; Newyork gründete ein Humboldt-Hospital für Deutsche, und in sehr vielen Städten entstanden Bibliotheken und Lesezimmer, die, nach Humboldt genannt, seinen Namen verewigten. Von fernern Orten fehlen mir zur Zeit noch Nachrichten. Schon jetzt aber kann man es aussprechen, daß, soweit die Geschichte reicht, noch nie das Andenken eines Mannes so allgemein auf der ganzen Erde gefeiert worden ist. Die Muse hat es sich natürlich nicht nehmen lassen, den Gefeierten in zahllosen Gedichten zu begrüßen. Ich kann es mir nicht versagen, hier zum Schluß ein Gedicht mitzutheilen, welches einen überraschend nahe liegenden und doch überall übersehenen Gedanken in so schöner einfacher Form ausspricht, daß es gewiß werth ist, mit Humboldt's Namen aufbewahrt zu werden.*)

Humboldt's Wappen.

Wie hast, von echtem Adel,
Dein Wappen du geehrt!
Wie hat sein schönes Zeichen
Dich schönes Thun gelehrt!

Es prangten in dem Wappen
Drei Sterne und ein Baum, —
Du solltest dir gewinnen
Den weiten Weltenraum:

Was oben, niederleuchtend,
Am Himmel sich bewegt,
Was unten, auswärts strebend,
Die Erde grünend trägt.

Das war des Wappens Mahnung,
Die frühe dir erklang;
Ihr galt dein Friedensfeldzug
Dein ganzes Leben lang.

Ein Friedens-Alexander,
Hast du ihn kühn vollbracht:
Die Erde und den Himmel
Dir unterthan gemacht.

Drum werfen grüne Bäume
Den Schatten auf dein Grab;
Drum steigen goldne Sterne
Darüber auf und ab.

*) Unbekannt mit den Wünschen des Verfassers, muß ich es mir vorläufig versagen, seinen Namen hier zu nennen.

David Glascoe Farragut.

Von Rudolf Doehn.

„Furcht, Großmutter?“ sagte der kleine Nelson, „Furcht? Was für ein Ding ist das, ich habe es noch niemals gesehen?“ In dieser kindlichen Frage offenbarte sich schon der kühne Geist des Siegers von Trafalgar. Furchtlosigkeit und Kühnheit sind aber auch die hervorragendsten Charaktereigenschaften des amerikanischen Seehelden Farragut, den seine Landsleute so gern und nicht ganz mit Unrecht mit Horatio Nelson und dessen Nachfolger im Commando, Cuthbert Collingwood, vergleichen.

Selten gelingt es wol einem Seeoffizier, seinen Namen so populär zu machen, wie dies bei siegreichen Führern von Landarmeen verhältnißmäßig sehr häufig der Fall ist; wenn es aber dennoch geschieht, so kann man auch sicher sein, daß ein eigenthümlicher, wir möchten fast sagen romantischer Nimbus den Namen eines solchen Seehelden umgibt, vornehmlich in der Vorstellung aller Völker, die eine Seemacht besitzen. Es ist dann, als wenn die geheimnißvollen Mächte der dunkeln Tiefe des unermesslichen Oceans sich dankbar gegen den Helden erweisen wollen, der sich das bewegliche, unsichere Element des Meeres zu seinem Ruhmesfelde erkoren hat. Dasselbe Verhältniß fand in dem vierjährigen SeceSSIONskriege in den Vereinigten Staaten von Amerika statt. Den Seehelden aber, die neben den ersten der alten und neuen Zeit mit Anerkennung und Ehren genannt zu werden verdienen, ist ohne Zweifel Admiral Farragut beizuzählen.

Die Nachrichten über die Zeit der Geburt und die ersten Jugendjahre Farragut's lauten verschieden; aus guten Gründen legen wir bei der nachfolgenden Darstellung die Angaben zu Grunde, welche wir in einem Artikel der mit großer Sachkenntniß geschriebenen amerikanischen Monatschrift „The United States Service Magazine“, Januarheft 1865, verzeichnet finden. Admiral David Glascoe Farragut stammt aus einem altspanischen Geschlechte, dessen Burgen dereinst in Catalonien standen; sein Vater, George Farragut, wurde in Ciudabela, der frühern Hauptstadt der Insel Minorca, geboren und kam im Jahre 1776 nach Nordamerika. Er nahm hier in den Reihen der Republikaner an dem Unabhängigkeitskriege theil und schwang sich bis zu dem Range eines Majors empor. Als der Friede geschlossen und die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von England anerkannt worden war, verheirathete er sich mit Miß Elisabeth Shine aus Nordcarolina, einer jungen Dame, welche der alten schottischen Familie Mac Iven angehörte. Das junge Ehepaar verließ die bewohnten Gegenden der Union und zog dem fernen Westen zu, nach dem jetzigen Tennessee. Nach manchen gefahrvollen Kämpfen mit den wilden Indianern ließ sich George Farragut bei Campbell's Station, in der Nähe von Knoxville, am Fuße der Alleghanygebirge nieder und widmete sich auf einer von ihm selbst bebauten Farm der Landwirthschaft. Hier wurde ihm am 5. Juli 1801 ein Sohn geboren, der unter dem Namen David Glascoe Farragut*) als Seeheld weltberühmt werden sollte, indem er zur Erhaltung derselben Union, zu deren Gründern sein Vater gehört hatte, wesentlich beitrug.

Es scheint, daß das Landleben George Farragut wenig zusagte, und daß ihn, einen Sohn der Insel, das Meer anzog; aus den uns vorliegenden Quellen geht wenigstens hervor, daß er wenige Jahre nach der Geburt seines Sohnes in der Marine der Ver-

*) Der zweite Vorname Farragut's wird verschieden angegeben; Konstantin Sander in seiner „Geschichte des vierjährigen Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten von Amerika“ nennt ihn (S. 196) irrtümlich Glasgow, und H. von Haurowitz in seinem Buche „Das Militär-sanitätswesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ nennt ihn (S. 210) ebenso irrtümlich Glasgoe; auch gibt Sander als sein Geburtsjahr fälschlich das Jahr 1803 an.

einigten Staaten Dienste that. Auch sein Sohn, obſchon noch nicht 10 Jahre alt und in den Bergen weit von der Seeküſte geboren, zeigte eine unüberwindliche Neigung für das Seeleben. Durch den Einfluß und die Vermittelung des Commodore Porter trat der junge Farragut daher im December des Jahres 1810 als Midſhipman in die Vereinigten Staaten-Marine ein.

Als im Jahre 1812 der Krieg zwischen England und der Nordamerikanischen Union ausbrach, diente Midſhipman Farragut auf der Fregatte *Essex*, die unter dem Befehle des Commodore Porter am 28. Oct. des genannten Jahres die Mündung des Delawareflusses verließ, um an der Küſte von Südamerika und im Stillen Meere zu kreuzen. Am 14. März 1813 warf die *Essex* bei Valparaiso in Chile Anker, nachdem sie im August 1812 dem Feinde ein Transportschiff mit 200 Mann und ein Kriegsschiff, den *Alert*, Kapitän Langhoun, genommen und dann unter furchtbaren Stürmen das *Car Hoorn* glücklich umsegelt hatte. Kaum hatte indessen Commodore Porter die nöthigen Vorräthe für Schiff und Mannschaft erhalten, so setzte er seine Kreuzfahrt längs der Küſte von Chile nach den Galapagosinseln fort. In der Nähe dieser Inseln kreuzte er viele Monate hindurch und brachte während dieser Zeit dem einträglichen Handel der Engländer, den sie in diesen Gewässern trieben, unersehblichen Schaden bei. Er eroberte mehr als 12 britische Schiffe und Fahrzeuge, die in dem Stillen Ocean kreuzten, und deren Gesamtwert auf 2½ Mill. Doll. berechnet wurde. Eins der erbeuteten Schiffe ließ er ausrüſten und bemannen und stellte es unter das Commando des Lieutenants Downes. Er gab diesem Schiffe den Namen *Essex Junior* und segelte im Frühjahr 1814 wieder nach Valparaiso zurück.

Inzwischen hatte die Nachricht von den Waffenthaten Porter's die britische Regierung zur Ausrüstung einer zur Verfolgung und Bekämpfung des kühnen amerikanischen Commodore bestimmten Flotille veranlaßt. Es erschien daher, bald nachdem Porter zu Valparaiso angelangt war, am 28. März 1814 die englische Fregatte *Phöbe* mit 53 Kanonen und 320 Mann und die Kriegsschalupe *Cherub* mit 28 Kanonen und 180 Mann am Eingange des Hafens und versperrte den beiden amerikanischen Schiffen, die zusammen nur 46 Kanonen und 335 Mann zählten, den Ausweg. Als Commodore Porter trotz der Uebermacht des Feindes die hohe See zu erreichen suchte, wurde der *Essex* von einem heftigen Windstoße getroffen, der den Hauptmast zerbrach und es diesem Schiffe unmöglich machte, zur See zu entkommen oder den neutralen Hafen wieder zu erreichen. Es erfolgte jetzt ein erbitterter Kampf, der gegen drei Stunden währte, dessen Ende aber die Niederlage der Amerikaner war. Nach dem tapfersten Widerstande mußte der *Essex*, der in seinem Vorder- und Hinterteile wiederholt in Brand gerathen war, die Flagge streichen. Dem Commodore Porter und dem schwachen Ueberreste seiner kampffähigen Mannschaft wurde aber auf Ehrenwort erlaubt, an Bord des *Essex Junior* nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren.

Midſhipman D. G. Farragut hatte sich überall, auch in dem letzten verzweifelten Kampfe, obſchon er noch nicht 14 Jahre alt war, brav und tapfer bewährt, er hatte eine leichte Verwundung davongetragen, kam aber im übrigen glücklich und wohlbehalten mit seinen Kampfgenossen im Hafen von Newyork an. In dem officiellen Berichte, den Porter späterhin an den Marineminister abstattete, kam folgende Stelle vor: „Die Midſhipmen Isaacs, Farragut und Ogden haben ihre respectiven Pflichten musterhaft erfüllt, sie haben werthvolle Dienste geleistet und müßten, wenn sie nicht noch zu jung wären, von mir zur Beförderung im Range vorgeschlagen werden.“*) Wie sehr Farragut dieses Lob verdiente, haben seine spätern Thaten bewiesen.

*) Vgl. The United States Service Magazine, Januarheft 1865, S. 7.

In die Heimat entlassen, besuchte der junge Farragut auf Anrathen des Commodore Porter, der den kleinen Felden liebgewonnen hatte, eine Schule in Chester, wo er in militärischen und nautischen Wissenschaften Unterricht erhielt; allein schon im Jahre 1816 ging er wieder an Bord eines Linienschiffes, welches zu dem Geschwader gehörte, das nach dem Mitteländischen Meere segelte. Hier hatte er das Glück, den besondern Schutz und die theilnehmende Fürsorge des würdigen Schiffskaplans Charles Folsom zu genießen, der eine große Vorliebe für den jungen Seemann empfand. In der damaligen Zeit existirte die Schiffsakademie (Naval Academy) der Vereinigten Staaten noch nicht, vielmehr war es Pflicht der Schiffskaplane, den jungen Seecadetten den nöthigen Unterricht zu erteilen. Folsom, der später einen Lehrstuhl an der Harvard-Universität zu Cambridge in Massachusetts einnahm, hatte aber eine solche Zuneigung zu Farragut gefaßt, daß er ihn mit sich nahm, als er von der Regierung der Vereinigten Staaten zum amerikanischen Consul in Tunis ernannt worden war. In dem Hause dieses väterlichen Freundes verlebte nun Farragut einige Jahre und erhielt daselbst, soweit dies unter den obwaltenden Verhältnissen möglich war, diejenige wissenschaftliche Bildung, die er für seinen Seemannsberuf brauchte. Folsom spricht sich in einem Briefe, in dem er die damalige Lebensweise Farragut's schildert, folgendermaßen über ihn aus: „Alle Aufsicht, welche für ihn nöthig war, war die eines verständigen ältern Bruders über einen geliebten jüngern. Er wurde in ganz neue Verhältnisse eingeführt und die Vortheile eines angenehmen gesellschaftlichen Umganges entschädigten ihn für die Abgeschlossenheit und Einsamkeit seines bisherigen Seelebens. Er fand zu Tunis in mancher Hinsicht eine vollständige Heimat, dabei hatte er Gelegenheit, in den Familien verschiedener Consuln die feinem Umgangsformen kennen zu lernen, welche europäische Bildung mit sich bringt. In allen Häusern, in denen mein junger Landsmann Zutritt hatte, erwarb er sich die Liebe und Achtung von jung und alt. Er war hier nicht selten großen moralischen Gefahren ausgesetzt; allein er bestand dieselben mit Kraft und Glück, selbst die Versuchungen lodender Schmeicheleien thaten seinem sittlichen Werthe keinen Abbruch. Aber der Durst nach Ruhm erfüllte seine Seele; ein großer und berühmter Seeheld zu werden war das Ideal, nach dem er strebte. Viele unserer gemeinsamen Spaziergänge und weitem Ausflüge weckten historische Erinnerungen längstverflorener Zeiten in uns auf, und mehr als einmal gaben wir uns dem Wahne hin, daß wir uns auf derselben Stelle befänden, wo der Karthager Hamilkar seinen berühmten Sohn Hannibal dem römischen Namen ewigen Haß und seinem Vaterlande ewige Treue schwören ließ.“

Ueber die Jahre, während welcher Farragut sich vom Midshipman bis zum Range eines Seekapitäns emporschwang, können wir, da sie nichts enthalten, was in Bezug auf Farragut's Leben von allgemeinem Interesse wäre, mit wenigen Bemerkungen hinweggehen. Im Jahre 1825 wurde er Lieutenant und 1855 Kapitän. Bis zum Ausbruche des Secessionskriegs war er, abgerechnet die Zeit, welche er in seiner Heimat, auf Urlaub oder in verschiedenen Anstellungen im Marinehafen zu Norfolk in Virginien zubrachte, fast immer in See oder doch fern von den Vereinigten Staaten, und diente oder commandirte auf verschiedenen Schiffen, z. B. auf dem Brandywine, der Bandalia, dem Decatur, der Saratoga und der Brooklyn. Bald befand er sich in den westindischen Gewässern, bald an der Küste von Brasilien, in der Bai von San-Francisco, im Golf von Mexico, bald an den Küsten, die das Atlantische Meer bespült. Ueberall leistete er seinem Vaterlande treue und werthvolle Dienste, benutzte jede Gelegenheit, seine Fachkenntnisse zu erweitern, und that dies namentlich während der drei letzten Jahre vor dem Ausbruche der Rebellion, wo er als Assistent Inspector of Ordnance und in seiner amtlichen Stellung im Hafen und in der Navy-Yard zu Norfolk sein seemannisches Wissen

in theoretischer und praktischer Beziehung außerordentlich vervollkommnete. Auch fand er Muße, sich dem Sprachstudium zu widmen, sodaß er im Stande ist, verschiedene von den lebenden Sprachen zu lesen und zu sprechen. Im Jahre 1860 hatte er von seinen 58 Lebensjahren 48 im Dienste der nordamerikanischen Marine zugebracht; von diesen 48 Jahren hatte er 18 Jahre und 10 Monate auf hoher See, 18 Jahre und 4 Monate im Küstendienste verlebt und 10 Jahre und 10 Monate war er unbeschäftigt (on waiting orders) oder auf Urlaub gewesen.

Als Lieutenant hatte er sich mit einer jungen Dame, die einer vornehmen Familie in Norfolk angehörte, verheirathet. Er liebte zärtlich seine Frau, welche fast die ganze Zeit ihrer kinderlosen Ehe hindurch sehr kränklich war. Der Tod, welcher endlich den Leiden seiner Frau ein Ende machte, schlug seinem Herzen eine tiefe Wunde; es verging eine geraume Zeit, bevor er sich zu einer zweiten Ehe entschließen konnte. Er wählte wiederum eine Norfolklerin, Miß Virginia Loyall, die Tochter eines angesehenen und einflußreichen Bürgers. Seine zweite Frau schenkte ihm einen Sohn, der den Namen Loyall Farragut trägt und sich gegenwärtig auf der Militärakademie zu West-Point befindet.

Bevor wir nun zur Schilderung der Thaten übergehen, die den Namen von Farragut weit berühmt machten, ist es nothwendig, eine kurze Darstellung des Zustandes der Kriegsmarine der Nordamerikanischen Union vor dem Ausbruche des Seceffionskampfes zu geben. Wir werden bei dieser Darstellung die durch officiële Berichte begründeten Angaben zu Grunde legen, welche in der „American Annual Cyclopaedia“ vom Jahr 1862, S. 604 fg., enthalten sind.

Wenn von gewisser Seite wiederholt behauptet worden ist, daß die Erhebung des sklavenshaltenden Südens und dem Bürgerkriege hätte vorgebeugt werden können, im Falle die Union eine hinlänglich große Landmacht zur Verfügung gehabt hätte, so läßt sich, wie von Haurowitz nicht mit Unrecht hervorhebt, mit ebenso gutem, wenn nicht noch besserem Grunde behaupten, daß die conföderirten Staaten den Krieg nicht hätten führen können, sobald die Union eine genügende Kriegsmarine besessen hätte; denn die Führer der südlichen Conföderation brachten bei Entwerfung ihres Kriegsplanes diesen wesentlichen Mangel in Anschlag, indem sie, unterstützt von der Politik Englands und Frankreichs, auf eine möglichst ungestörte Zufuhr alles dessen, was sie zu einer kräftigen Kriegsführung brauchten, zur See rechnen konnten. Was aber das Halten eines großen stehenden Landheeres anbelangt, so stand dasselbe einestheils durchaus nicht mit der republikanischen Politik der Vereinigten Staaten im Einklange, andernteils würden die Summen, welche solch ein stehendes Heer während der ganzen Dauer der Union gekostet haben würde, den Ausgaben ziemlich gleich gekommen sein, die das Heerwesen durch Veranlassung des Bürgerkriegs hervorrief. Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten stark genug war, die amerikanische Handelsflotte zu schützen. Daß beim Beginn der Rebellion die Kriegsschiffe der Union in allen Welttheilen zerstreut waren, lag nicht sowol in der Natur der Sache, als es vielmehr die Folge der verrätherischen Anordnungen des Marineministers Isaac Toucey war, der während der Präsidentschaft James Buchanan's im Verein mit dem Kriegsminister John B. Floyd und dem Schatzsecretär Howell Cobb den Norden der Union dem Süden gegenüber möglichst kampfunfähig zu machen suchte. Außerdem besitzt auch die nordamerikanische Republik keine Colonien in andern Welttheilen, die eine Vergrößerung der Kriegsmarine nothwendig gemacht hätten; ihr Gebiet, so weit und ausgedehnt es auch ist, bildet ein zusammenhängendes Ganzes und ihre Küsten sind zu entfernt von Europa, um befürchten zu müssen, von einem europäischen Feinde plötzlich überrumpelt zu werden. Uebri-

gens war die Einfahrt zu allen großen Städten der Union, namentlich seit dem Kriege mit England, durch Fortificationen und kleine Inseln, die leicht besetzt werden konnten, ziemlich geschützt und somit kein hinreichender Grund vorhanden, eine kostspielige Kriegsflotte zu unterhalten.

Der Ausbruch des Seceffionskriegs veränderte indessen diese Sachlage; in demselben Maße, wie sich das Landheer entwickelte, mußte auch die Kriegsmarine der Nordstaaten anwachsen. War auch die Nothwendigkeit einer Bekämpfung der südlichen Conföderation auf offener See nicht vorhanden, so erkannte man doch sehr wohl, daß eine strenge Durchführung der Blockade der feindlichen Häfen und Küsten eine unerlässliche Bedingung für die schnelle Beendigung des Kriegs sei. Denn nur dann war eine sichere Entkräftung der Rebellen zu erzielen, wenn es gelang, sie gänzlich zu isoliren und ihnen den Verkehr mit dem Auslande und besonders mit England und Frankreich abzuschneiden, sodasß sie der Möglichkeit beraubt waren, von dort her gegen Austausch der in Europa unentbehrlich gewordenen Baumwolle alle die Kriegsbedürfnisse zu beziehen, welche ihnen ihre eigene, noch sehr unentwickelte Industrie und Technik nicht zu gewähren vermochten.

Was die Vorbedingungen zu einer raschen maritimen Entwicklung betrifft, war der Norden der Union zwar weit günstiger gestellt, als dies bei der Landarmee der Fall gewesen; denn theils waren die Conföderirten wenig im Stande, der Vermehrung der feindlichen Seemacht directe Hindernisse in den Weg zu stellen, theils wurde das Anwachsen der unionistischen Flotte auch dadurch wesentlich gefördert, daß der Norden in dem vorzüglichen Matrosenpersonal seiner mächtigen Handels- und Fischerflotte und in den erfahrenen Offizieren der Kauffahrteischiffe die reichsten Mittel zur Gründung einer gewaltigen Marine besaß, daß nach bestehenden Gesetzen beim Bau sämtlicher Schiffe der Handelsmarine von Haus aus auf die Möglichkeit ihrer Bewaffnung und ihrer Verwendung für kriegerische Zwecke Rücksicht genommen und der Regierung die gesetzliche Autorität verliehen war, jedes Handelsschiff gegen Entschädigung des Eigentümers zu Kriegszwecken zu verwenden. Dennoch haben die Annalen der Geschichte wenige Beispiele anzuweisen von der Ausdehnung und der Schnelligkeit, womit in dem unionstreuen Norden der ursprüngliche Bestand der Kriegsflotte von 34 Kriegsdampfern und 35 meist alten und abgetakelten Segelschiffen während 20 Monaten so bedeutend vermehrt wurde, daß der Marineminister am 1. Nov. 1862 bereits über 380 Kriegsschiffe mit nahezu 3000 Geschützen nachweisen konnte. Diese Leistungen sind aber um so erstaunlicher und anerkennenswerther, als man bedenken muß, daß beim Ausbruche des Bürgerkriegs die conföderirten Staaten alle in ihren Grenzen liegenden Forts, Schiffswerfte, Depots, Arsenale und was sonst noch zur Marine gehörte und sich in ihren großen Häfen vorfand, ohne weiteres wegnahmen und die Union dadurch in ihren wichtigsten Operationen empfindlich lähmten.

Nach einem Congreßgesetze vom 15. Juli 1862 gibt es in der Marine der Vereinigten Staaten folgende neun Rangklassen für Offiziere: Contreadmirale, Commodore, Kapitäne, Commandeure (Commanders), Lieutenantcommandeure, Lieutenants, Masters, Fähnriche (Ensigns) und Midshipmen. Ein Contreadmiral steht mit einem Generalmajor der Landarmee in gleichem Range, und ein Seefähnrich mit einem Secondlieutenant. Wenn wir die neugeschaffene Kriegsflotte in Dampfer und Segelschiffe eintheilen, so bestand dieselbe am 1. Nov. 1862 aus 282 Dampfschiffen mit 1527 Kanonen und aus 102 Segelschiffen mit 1400 Geschützen. Zu den Dampfschiffen gehörten:

102 hölzerne Raddampfer mit	532 Kanonen,
114 Schraubendampfer mit	672 "
53 Panzerschiffe mit	266 "
13 Kanonenboote und Widderchiffe mit . .	67 "

Zu den Segelschiffen gehörten:

12 Linien- und Fregatten mit	804 Kanonen,
21 Kriegshalupen mit	346 „
19 Mörserboote mit	56 „
50 Aviso- und kleinere Fahrzeuge mit	194 „

Die Offiziere abgerechnet, bestand das Flottenpersonal aus nahezu 40000 Matrosen und Marinesoldaten. Von den erwähnten 282 Dampf- und 102 Segelschiffen wurden verwendet: 21 für die Potomacflotille, 24 für das Ostgolfgeschwader, 79 für die Westflotille, 65 für das nordatlantische und 63 für das südatlantische Blockadegeschwader, 8 für die westindischen Gewässer, 3 für die ostindischen Meeresgegenden, 6 für das Mittelmeer, 5 für den Stillen Ocean, 59 für das Westgolfgeschwader und 1 an der östlichen Küste von Afrika. Der Rest wurde im Specialdienst und für verschiedene andere Zwecke beschäftigt.

Durch die Verschiedenheit der Gewässer und des Kriegsschauplatzes genöthigt, mußte man darauf bedacht sein, drei wesentlich verschiedene Klassen von Kriegsfahrzeugen zu schaffen: erstens, seetüchtige Schiffe von hinlänglicher Größe und bedeutendem Tiefgange mit schwerster Artillerie und großer Dampfkraft, um den Ocean zu durchsegeln und in weiter Entfernung vom Ufer die Küste zu bewachen; dann eine zweite Klasse, zahlreicher und von geringern Dimensionen, um in den Buchten und den Mündungen der großen Flüsse zwischen den vielen kleinen Inseln durchkommen zu können, von nicht so bedeutendem Tiefgange, aber ebenfalls mit schwerster Artillerie versehen, um gegen Landbatterien mit Erfolg agiren zu können. Diese Aufgabe war die Veranlassung zur Erfindung der sogenannten Monitors, mit deren Construction von ihrem ersten Entstehen an vielfache Verbesserungen vorgenommen wurden, um die Hauptprobleme zu lösen. Am meisten leistete in dieser Beziehung bekanntlich der Kapitän Ericsson. Endlich brauchte man eine dritte Klasse kleinerer Kanonenboote, um hoch hinauf in die großen Flüsse, hauptsächlich den Mississippi und Jamesfluß, gehen zu können und die Landarmee in ihren Operationen zu unterstützen. Viele von diesen Booten waren mit Steuerrudern an beiden Enden versehen, weil sie oft an so schmalen Stellen verwendet wurden, daß eine Wendung mit ihnen unmöglich ward. Die Marine der Union nahm an fast allen Gefechten theil, wo sie hingelangen konnte; selbst auf Nebenflüssen des Ohio trug sie wiederholt zum Siege der Unionsheere bei. D. G. Farragut konnte übrigens den eisernen Schiffen, obgleich er ihren Werth vollständig anerkannte, nie einen besondern Geschmack abgewinnen. Gefragt, ob er den Monitors vor den hölzernen Schiffen den Vorzug gebe, erwiderte er, ihm seien hölzerne Schiffe, in denen eiserne Herzen schlägen, die liebsten Monitors.

Als Abraham Lincoln im Jahre 1860 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt worden war, trafen die politischen Führer des sklavenhaltenden Südens, überzeugt, daß die Herrschaft der Union ihren Händen entrispen werden würde, alle Anstalten, die seit vielen Jahren gehegte und gepflegte Secessionsidee möglichst schnell ins Werk zu setzen. Ein Sklavenstaat nach dem andern schied aus der Union und rüstete sich zum Kriege mit dem freien Norden. Die im Süden geborenen Offiziere der Land- und Seemacht der Union verließen scharenweise ihre Stellen und gingen nach den verwirrenden Grundsätzen der Staatenrechtslehre (State rights doctrine) zu der Rebellion über. Alle Eide und Verpflichtungen, welche sie der Union schuldig waren, wurden mit dem einen Worte in den Wind geschlagen: „We must go with our States.“ Dennoch aber gab es in dem Offiziercorps der Vereinigten Staaten einige starke Herzen, die nicht schwankten, die von einem doppelten Eide der Treue nichts wissen wollten; selbst unter den im Süden geborenen Offizieren fanden sich einige, welche die Union mehr liebten als ihren Ge-

burtsstaat, und der Fahne treu blieben, der sie in jüngern Jahren zugeschworen. Und zu diesen unerschütterlich treuen Männern gehörte auch David Glascoe Farragut.

Als die Rebellion im April 1861 ausbrach und Fort Sumter, im Hafen von Charleston, gefallen war, befand sich Kapitän Farragut in Norfolk im südlichen Theile von Virginien, nahe der Grenze von Nordcarolina, umgeben von den hitzigsten Parteigängern für die Seceffion, die schon damals den später auch wirklich ausgeführten Plan hegten, die der Union angehörige wichtige Schiffswerfte zu Norfolk in Besitz zu nehmen und zu verbrennen. Farragut hielt mit seinen Ansichten nicht zurück, er verdamnte die verrätherischen Gewaltmaßregeln der südlichen Politiker und das eidbrüchige, ehrlose Benehmen so vieler Offiziere, und entgegnete denen, die ihn darauf aufmerksam machen zu müssen glaubten, daß solche Ansichten und Aeußerungen in einem südlichen Staate nicht am Platze seien, er werde, wenn ihm die Zeit dazu gekommen zu sein scheine, schon dort hingehen, wo man seine Ansichten und Aeußerungen nicht mit Unwillen aufnehmen werde. Allen Ueberredungen, Versprechungen und Drohungen aber, womit verschiedene hochgestellte Seceffionisten ihn für ihre Sache zu gewinnen suchten, widerstand er mit der einfachen Erklärung, daß er für die Union leben und sterben wolle. Und als endlich unter solchen Umständen seines Bleibens nicht länger in Norfolk sein konnte, verließ er in der Nacht des 18. April 1861 mit Frau und Kind seine Heimat und begab sich den Hudsonfluß hinauf, wo er in der Nähe der Stadt Newyork seine Familie unterbrachte, während er selbst nach Washington City eilte und sich dem Marineministerium zur Verfügung stellte. Er mußte indessen, da die Unionsregierung damals nur wenige Schiffe zur Disposition hatte, längere Zeit mit einem sehr untergeordneten Posten in der Marineverwaltung zufrieden sein.

Im Herbst des Jahres 1861 waren endlich die Ausrüstungen zur See so weit gediehen, daß die Regierung der Union den Entschluß faßte, Neworleans, die mächtige Beherrscherin der Mississippimündungen und des Golfs von Mexico, zum Gehorsam zurückzubringen. Zu diesem Zwecke war das Westgolfgeschwader ausgerüstet und Kapitän Farragut an dessen Spitze gestellt worden. Das ganze Geschwader bestand aus 6 Kriegsdampfern, 16 Kanonenbooten und 5 geringern Fahrzeugen; sämmtliche Schiffe waren hölzerne. Außerdem erhielt Farragut den Oberbefehl über 21 Mörserboote, die Commandeur David D. Porter befehligte.

Am 20. Jan. 1862 hatte Farragut vom Marineminister seine Instructionen erhalten und verließ demgemäß am dritten Tage des folgenden Monats auf dem Flaggen Schiff Hartford Hampton Roads, die Mündung des Jamesflusses. Seine Aufgabe war, den Eingang in den Mississippi zu erzwingen, Neworleans zu nehmen und eine Landmacht von ungefähr 18000 Mann unter General Benjamin F. Butler daselbst ans Land zu setzen. Butler segelte erst am 25. Febr. auf dem Dampfschiffe Mississippi, begleitet von seiner Frau, seinen Stabsoffizieren und 1400 Mann von Hampton Roads ab.

Am 20. Febr. kam die Hartford bei der an der Küste von Louisiana gelegenen Insel Ship Island an, nachdem sie bei Key West an der südlichen Spitze von Florida längere Zeit aufgehalten worden war, und der Flaggenoffizier D. G. Farragut zögerte keinen Augenblick, die Ausrüstung seines Geschwaders zu dem bevorstehenden kühnen Unternehmen zu vervollkommen. Es war in der That keine leichte Aufgabe für die Unionsflotte, die nur aus hölzernen Schiffen bestand, gegen furchtbare Landbatterien eine Passage zu forciren, die vom Feinde durch künstlich errichtete Hindernisse aller Art bestritten wurde; und Bolk und Regierung des Nordens sahen mit banger Erwartung dem bevorstehenden Kampfe entgegen. Die Rebellen in Neworleans waren dagegen voll Vertrauen, und ihre Zeitungen erklärten wiederholt und in übermüthiger Weise, daß die Ufer des Mississippi so befestigt und die Passage auf dem Flusse durch unübersteigliche Hinder-

nisse so unmöglich gemacht sei, daß keine Flotte in der Welt sich den Weg bis nach Neuorleans hinauf bahnen könne.

Nach Ueberwindung mancher Gefahren landete General Butler sein Heer, das in dessen statt aus 18000 Mann, wie es ursprünglich bestimmt war, nur aus 13700 Mann bestand, am 25. März an den öden, sandigen Küsten von Ship Island. Er setzte sich sogleich mit Farragut in Verbindung und hielt mit ihm einen gemeinsamen Kriegsrath, dessen Resultat dahin ging, daß die Flotte die an dem Ausflusse des Mississippi gelegenen Befestigungen der Rebellen zuerst angreifen sollte.

Neuorleans, jene Stadt, die nach Horace Greeley's Ausdruck im Anfang der Rebellion durch ihren Geldreichtum und ihre wichtigen und weit ausgebreiteten Handelsbeziehungen „das wirkliche Herz der südlichen Conföderation“ (the virtual heart of the Southern Confederacy) war, liegt am linken Ufer des Mississippi, etwa 100 englische Meilen von der Mündung dieses Niesenstroms entfernt. Es gibt zwei Wege, auf denen man sich zu Wasser dieser Stadt nähern kann: der eine derselben führt durch den Borgne und den Pontchartrainsee, der andere den Mississippistrom hinauf. Der erstgenannte Weg ist wegen der Seichtigkeit der erwähnten Seen nur für Fahrzeuge von ganz geringem Tiefgange zugänglich; und aus diesem Grunde hatten die Conföderirten denn auch vornehmlich nur die Ufer des Mississippi mit Befestigungen versehen. Ungefähr 75 englische Meilen südlich von Neuorleans und 25 Meilen nördlich von den „Pässen“ (passes) oder Mündungen des Mississippi lagen zwei Forts, die schon von der Regierung der Vereinigten Staaten errichtet worden waren. Die Rebellen hatten nun diese beiden, sich beinahe gegenüberliegenden festen Plätze, von denen der stärkere, Fort Jackson, auf dem rechten und der schwächere, Saint-Philipp, auf dem linken Flußufer lagen, in Besitz genommen und mit 126 Kanonen, unter denen sich einige von dem stärksten Kaliber befanden, versehen. Außerdem hatte man von Fort Jackson aus nach Fort Saint-Philipp hin eine starke eiserne Kette über den hier 2100 Fuß (700 Yards) breiten Strom gezogen, die in Zwischenräumen auf kleinen Schonern lag. In der Nähe von Fort Jackson war eine mächtige Wasserbatterie errichtet, und unter dem Schutze der Kanonen der beiden Forts lagen 13 eisenbepanzerte Kanonenboote und das eisenbeschlagene Widerschiff *Rennassas*. Diese südliche Flotille stand anfangs unter dem Commando des Commodore Hollins, dem später Commodore Whittle nachfolgte. Zwischen Neuorleans und den beiden genannten Forts waren noch verschiedene Schanzen und Befestigungen errichtet worden, die man ebenfalls stark mit Geschützen gespickt hatte, welche den Fluß bestrichen. Auch wurden Brandur in Bereitschaft gehalten, die, im Falle das Unionsgeschwader anrückte, demselben entgegengefandt werden sollten.

So waren die Haupthindernisse beschaffen, welche Kapitän Farragut zu überwinden hatte, wenn er Herr von Neuorleans werden wollte. Es ist aber selbstverständlich, daß die Rebellen außer den angeführten Befestigungen und Verteidigungsmitteln noch eine Menge anderer Hindernisse untergeordneter Art, wie z. B. Versperrungen des Flußbettes durch abgehauene Bäume, Fische, Blockschiffe u. s. w., ins Werk gesetzt hatten, um die Einnahme von Neuorleans zu einer Unmöglichkeit zu machen. Wie groß aber auch das Sicherheitsgefühl und das übermüthige Selbstvertrauen der Einwohner dieser stolzen Rebellenstadt war, geht aus einem Artikel des „New-Orleans Picayune“ vom 5. April 1862 hervor, in dem es heißt: „Keine Flotte auf dem ganzen Erdball wird den Damm, der eine (englische) Viertelmeile südlich von Fort Jackson und Fort Saint-Philipp die Schifffahrt auf dem Mississippi hemmt, in kürzerer Zeit als in zwei Stunden passiren können. Dieser Zeitraum von zwei Stunden genügt aber, um die feindliche Flotte, welche den Durchweg forciren will, durch das Kreuzfeuer der beiden Forts zu vernichten. Man wird mit glühenden Kugeln schießen, denn in jedem Fort und bei jeder Batterie befinden

sich die betreffenden Defen. Unsere einzige Furcht besteht darin, daß die nördlichen Einbringlinge gar nicht erscheinen werden. Wir haben für ihren Empfang so ausgedehnte und ausgezeichnete Anstalten und Vorbereitungen getroffen, daß es verdrießlich (vexatious) wäre, wenn ihre unbefiegbare Armada dem Schicksale entginge, welches wir ihr bereitet haben.“*)

Es war übrigens eine äußerst mühselige Arbeit, die Schiffe über die an der Mündung des Mississippi befindlichen Sandbänke hinüber und in die Nähe der Forts zu bringen; außerdem behaupteten sich die Mörserboote, welche keine Dampfer waren, nur mit der größten Anstrengung gegen die reißende Strömung des Flusses. Und so vergingen drei Wochen, bis Kapitän Farragut den Angriff gegen die Forts Jackson und Saint-Philipp beginnen konnte. Nachdem die Schiffe aber endlich die Sandbänke überwunden hatten und den feindlichen Befestigungen nahe gekommen waren, traf der commandirende Flaggenoffizier die Anstalten zum Kampfe mit einer solchen Umsicht und Sorgfalt, daß man darüber in Zweifel sein kann, was mehr zu bewundern und anzuerkennen ist, die große, alle Details berücksichtigende Vorsicht, mit welcher Farragut den Kampf vorbereitete, oder der kühne Muth, den er während des Kampfes an den Tag legte.

Die Kämpfe, welche Beauregard in Tennessee gegen Grant und Buell bestand, hatten New Orleans von Landtruppen entblößt, und so beschloß Farragut, da man im Norden auch schon anfing, an einem guten Erfolge der ganzen Expedition zu zweifeln, und General Butler seine Ungebuld kaum noch zügeln konnte, den lange und heiß ersehnten Angriff zu wagen.

Am 18. April morgens 9 Uhr begann das Bombardement mit aller Stärke. Fort Jackson war das Hauptziel der wohlgerichteten Schüsse der Mörserboote, die sich unter den Bäumen, die am Ufer standen, verdeckt hielten und deren Masten und Takelage außerdem dicht mit Laub umwunden waren, um ihre Stellung zu maskiren. Der Feind konnte vom Fort aus die verderbenbringenden Boote nicht genau erkennen; nur der aufsteigende Pulverdampf zeigte ihm die Gegenstände, auf die er sein Feuer zu richten habe. Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses war das Ufer zwar nicht mit Bäumen besetzt, dafür aber mit hohem Schilf bewachsen und die dort postirten Unionschiffe hatte die Mannschaft durch Schlamm aus dem Flusse unkenntlich gemacht und mit Vinsen und Schilf bedeckt, wodurch die Artilleristen im Fort irrefeleitet wurden. Die genaue Entfernung bis zu den Forts war auf Farragut's Befehl unter dem heftigsten Feuer der Rebellen gemessen worden. Die südlichen Soldaten und Matrosen hatten sich erst gewundert, was das Küstenschiff, dessen Besatzung mit nichts als Messungsinstrumenten (ein paar Revolver etwa ausgenommen) bewaffnet war, vornehmen würde; bald aber begriffen sie, daß die Wissenschaft den Weg bahnen solle, bevor die schweren Mörser ihre Arbeit mit voller Wirkung beginnen konnten. Um 5 Uhr nachmittags sah man Feuer und Rauch auf Fort Jackson hervorbrehen, und es war klar, daß das Fort stark gelitten hatte. Erst in der Nacht um 2 Uhr konnte das ausgebrochene Feuer gelöscht werden. Dennoch erwiderte am nächsten Morgen Fort Jackson mit aller Kraft das Feuer der Mörserboote und fügte einigen Unionschiffen großen Schaden zu.

Am Morgen des Tages, an welchem die Beschießung anfing, hatten die Rebellen einen mit brennendem Tannenholze beladenen Brander der Unionsflotte entgegengesandt. Als derselbe stromabwärts trieb, glichen die knisternden und züngelnden Flammen einem brennenden Walde, während riesige Säulen schwarzen Rauches pyramidenförmig emporstiegen. Beim Herannahen desselben ließen zwei der Dampfer ihre Ankertaue fahren und

*) Egl. Horace Greeley, The American Conflict, II, 84 fg.; American Annual Cyclopaedia, 1862, S. 631.

eilten stromabwärts. Man hatte auf der Unionsflotille im Anfange gefürchtet, daß sich Höllemaschinen oder sonstige explosirende Stoffe in dem brennenden Scheiterhaufen befänden, und feuerte deshalb mit Kanonen auf denselben. Doch das Feuerschiff strömte harmlos vorbei. Commandeur Porter befahl, um vorbereitet zu sein, im Falle der Feind einen zweiten Brand abschießen sollte, daß alle Ruderboote der Flotille mit Entertanen, Eimern und Aexten versehen würden. Bei Sonnenuntergang wurde eine Rebne über dieses Geschwader von 150 Booten abgehalten, und so oft ein Boot nach dem andern bei der Harriet Lane, dem Flaggenschiffe Porter's, vorbeiruderte, wurde die Frage gestellt: „Feuerreimer, Aexte und Stricke?“ worauf stets ein rasches „Ja“ als Antwort erschallte. Eine Stunde später, beim Einbruche der Nacht, konnte man von der Flotte aus eine schwarze Rauchwolke in der Umgebung der beiden Forts aufsteigen sehen. Augenblicklich wurden auf allen Unionschiffen Signallaternen aufgezo-gen, und im nächsten Moment waren hundert Boote bereit zu handeln. Ein Feuerschiff war wiederum unterwegs, welches den Fluß weithin erleuchtete und regenähnlich sprühende Funken hinaus in die dunkle Nacht sandte. Diese Feuerpyramide bot einen schauerlichen Anblick dar und schien wol darauf berechnet, ihr Zerstörungswerk zu vollenden. Langsam und majestätisch kam das flammensprühende Fahrzeug, von der Strömung getrieben, heran, als plötzlich der Dampfer Westfield mit aller Macht furchtlos dem brennenden Kolosse entgegenrannte. In den krachenden Balken und fliegenden Funken beinahe verborgen, richtete der Befehlshaber des Westfield einen Schlauch auf die brennende Masse, und ein Strom Wassers wie von einer großen Feuerspritze spielte auf dieselbe. Im nächsten Augenblicke näherte sich eine Menge der bereit gehaltenen Boote, und die Seeleute, mit Eimern und Stricken versehen, besichtigten unerschrocken ihre kleinen Fahrzeuge an das feurige Ungethüm und zogen es langsam, aber sicher, nach dem Ufer hin, wo sie es ruhig verbrennen ließen. Die Unschädlichmachung des Branders war ebenso kühn unternommen, wie brav und geschickt durchgeführt worden, und als die Boote von ihrer heißen und gefährlichen Arbeit zurückkehrten, wurden sie von der Flotte mit lautem Hurrah empfangen.*)

Fünf Tage setzte Farragut das Bombardement der Forts fort, und während dieser Zeit befand sich die Unionsflotille in einem förmlichen Regen von feindlichen Boll- und Hohlkugeln, ohne indessen beträchtlichen Schaden zu leiden. Allein die Bedienungsmannschaft der Mörserboote fing an den aufreibenden Strapazen zu erliegen; viele derselben sanken, wenn die Zeit zur Ablösung herankam, ermüdet bei ihren Geschützen nieder, während sich andere über die verhältnißmäßige Unthätigkeit der größern Schiffe beschwerten.

Unter solchen Umständen faßte Farragut den Entschluß, bei den Forts und Uferbatterien der Rebellen vorbeizufahren, um die oberhalb derselben liegenden Kriegs- und Widderschiffe anzugreifen und nach deren Vernichtung oder Befestigung direct auf Neworleans loszusteuern. Durch ein längeres Aufschieben eines entscheidenden Schrittes konnte nichts gewonnen, wohl aber viel verloren werden; denn die Conföderirten boten alle ihre Kräfte auf, neue Kanonenboote und Widderschiffe zu bauen und die Vertheidigung von Neworleans auf jede nur mögliche Weise zu vervollkommen.

Nachdem Farragut in einem Kriegsrathe die Meinungen seiner Offiziere gehört hatte, erließ er einen Befehl an die Commandeure sämmtlicher Schiffe, in welche er den entscheidenden Angriff für die Nacht vom 23. auf den 24. April festsetzte. In diesen Befehle kommen folgende charakteristische Stellen vor: „Der Flaggenoffizier hat die Ansichten der unter seinem Commando stehenden Offiziere gehört und ist zu dem Entschlusse gekommen, daß alles, was geschehen muß, schnell gethan werden muß (that whatever is

*) Sgl. J. E. Stealey, The Great Rebellion, Bd. I, Kap. 28.

to be done will have to be done quickly). Wenn der Flaggenoffizier die zum Angriffe günstige Zeit gekommen glaubt, wird das Signal, die Anker zu lichten und zu avanciren, gegeben werden. Es wird ein harter Kampf erfolgen; derselbe muß aber gewagt werden. Das Lösungswort ist: Sieg oder Untergang — conquer or be conquered!“

Am Abend des 23. April wußte man auf der Unionsflotte allgemein, daß der tödliche Conflict in wenigen Stunden stattfinden würde. Die Kette zwischen den beiden feindlichen Forts war schon ein paar Nächte vorher durch Lieutenant Caldwell von dem Kanonenboote Itasca gesprengt und die Rebelleneschoner, welche dieselbe unterstützt hatten, waren nach dem Ufer hingetrieben worden. Man hatte sich wiederholt überzeugt, daß die Fahrt den Mississippi hinauf frei war. Die Nacht brach herein, und die Stunden, die dem Kampfe unmittelbar vorangingen, riefen überall eine ernste Stimmung bei den Unionskämpfern hervor, nur wenige pfl egten der Ruhe; die Aufregung hielt die meisten wach. Die Mitternachtsstunde kam heran. Kein Lüftchen wehte, die Oberfläche des Wassers war spiegelglatt; die Forts waren stumm und hier und da erglänzte ein Stern am Himmel, während am Ufer und auf dem Flusse eine tiefe Stille herrschte, die nur alle zehn Minuten von einem Signalschuß der auf der Wacht liegenden Schiffe unterbrochen wurde.

Um 2 Uhr nach Mitternacht ließ aber Farragut die Signallaternen an dem Besanmaste der Hartford aufziehen, und der Befehl des Steuermannes: „Alles fertig!“ erschallte über das Wasser. Jetzt änderte sich die Scene. Das Klaffeln der Ketten, das Lichten der Anker und die Commandoworte der Offiziere verwandelten die frühere Stille in allgemeine und geschäftige Thätigkeit. Binnen anderthalb Stunden war alles zum Kampfe bereit. Farragut hatte ursprünglich den Plan, seine Schiffe in zwei Reihen einzutheilen, von denen die eine Fort Jackson, die andere Fort Saint-Philipp angreifen sollte. Später zog er es indessen vor, mit allen Schiffen, die er zum Kampfe bestimmt hatte, in einer langen Reihe vorzugehen; er selbst steuerte mit der Hartford auf das erstgenannte Fort, welches das stärkere war, los, während Kapitän Bailey, der nächste nach ihm im Commando, Fort Saint-Philipp in Schach zu halten suchte. Commandeur Porter hatte den Befehl erhalten, eine Stellung zu wählen, von wo aus er, den Angriff Farragut's und Bailey's unterstützend, ein wirksames Feuer auf die beiden Forts, vornehmlich aber auf die Uferbatterien richten konnte. Die Absicht des Oberbefehlshabers ging dahin, die Passage den beiden Forts vorbei zu erzwingen und mit allen zum Kampfe disponibeln größern Schiffen den Fluß hinaufzugehen, die feindliche Flotte, die mehr oberhalb der Forts lag, zu vernichten und dann siegreich bis nach Neworleans vorzubringen. Die vollständige Besignahme der Forts blieb dem General Butler mit seinen Landtruppen und dem Commandeur Porter überlassen.

Sobald die Unionsflotte auf ihre verhängnißvolle Mission abging, eröffneten Porter's Mörserboote ihr furchtbares Feuer, und unter dem Schutze der Bomben, welche durch ihr Hin- und Herkreuzen den Himmel einem Netzwerke von Feuer ähnlich machten und mit vernichtendem Donnern in die Forts, deren Schicksal jetzt bestegelt zu sein schien, fielen, dampfte das Flaggenschiff, von seinen Genossen gefolgt, schnell durch die Dunkelheit dahin. Kaum aber waren die angreifenden Schiffe innerhalb der Schußweite angekommen, so stiegen Signalkraketen von letztern auf und unmittelbar darauf schienen von beiden Seiten des Mississippi zwei Vulkane ihre Lavaströme auf den Fluß und die kühn vordringenden Angreifer herabzusenden. Farragut hielt den Sturm ruhig aus, ohne auch nur einen Schuß zu erwidern; als er aber mit der Hartford nur noch eine geringe Distanz vom Fort entfernt war, eröffnete er seine Vollaßen. Eine halbe Stunde lang hatte es den Anschein, als ob alle explodirenden Elemente der Erde auf diesem Punkte versammelt wären. Die Luft wurde von den vollen Lagen der Schiffe wie von einem

Erdbeben erschütterte. Uebrigens warteten die Schiffe und Kanonenboote nicht, um einen längern Kampf mit den Forts aufzunehmen, sondern dampften, nachdem ein jedes seine Geschütze einigemal abgefeuert hatte, den oberhalb liegenden feindlichen Kanonenbooten und Wibdern, 18 an der Zahl, entgegen. Da kamen plötzlich auf die anrückenden Unionsfahrzeuge mehrere Brander, von der Flut getrieben, heran; das ganze Firmament war hell erleuchtet und die Gegenstände auf dem Flusse und am Ufer boten einen geisterhaften Anblick dar. Die Voll- und Hohlkugeln, aus beinahe 400 Geschützen geschleudert, flogen mit einem fürchterlichen Lärm durch die Luft, und es schien, als ob kein von Menschenhänden geschaffenes Werk einem solchen Vernichtungsturme Trotz zu bieten im Stande sein würde. Dazu sandten Scharfschützen, welche sich in der Tafelag und den Masten der feindlichen Kanonenboote befanden, ihre tödlichen Kugeln manföhrlieh auf die Verdecke der Unionschiffe. Nahe bei Fort Jackson lag ein riesiges Panzerschiff, die Louisiana, dessen schwere Kanonen großen Schaden unter den Fahrzeugen der Bundesflotille anrichteten, während die von der Letztern auf sie gerichteten Geschosse wie Erbsen von dem undurchbringlichen Panzer abprallten.

Als der Kampf sich seinem Ende zuneigte und die Unionschiffe trotz der tapfersten Gegenwehr der Seecessionisten im Begriffe waren, die Palme des Sieges davonzutragen, erschien der mächtige Widder Manassas und rannte, ein Feuerfloß vor sich herschiebend, auf das Flaggen Schiff, die Hartford, los. Bei dem Versuche, der Collision auszuweichen, gerieth Farragut auf den Grund; und bei dem nun doch erfolgten Zusammenstoß fing das Tafelwerk der Hartford Feuer, welches schnell um sich griff, und eine kurze Zeit lang schien es, als ob das Schiff verloren sei. „The flames“, sagte Commandeur Porter, „seemed to be literally eating the ship up.“ Allein Farragut verlor die Geistesgegenwart nicht; es gelang ihm nicht nur das Feuer auf der Hartford zu löschen, sondern er trug mit Hülfe der Dampfschalupe Mississippi sogar einen vollständigen Sieg über den Manassas davon.

Nach Verlauf von ungefähr drei Stunden war das Gefecht beendet und Farragut hatte den glänzendsten Triumph davongetragen. Als die Sonne des 24. April den über den Mississippi verbreiteten gelblichen Nebel durchbrach, war Farragut mit 12 Schiffen oberhalb der Forts angelangt, er hatte von den feindlichen Fahrzeugen 13 erobert oder zerstört, während von seinen eigenen nur 4 schwer beschädigt oder kampfunfähig gemacht worden waren.*)

Von den 12 Schiffen, mit denen Farragut trotz aller Strandbatterien, Wibder, Panzerschiffe und Brander die beiden Forts passirte, sandte er 2 voraus, um die nach Neworleans führenden Telegraphenlinien zu zerstören, ein anderes mußte die Communication mit General Butler und den zurückbleibenden Mörserbooten unter Porter aufrecht erhalten, mit den übrigen 9 segelte er den Mississippi hinaus. Bei English Turn, sechs oder sieben englische Meilen unterhalb Neworleans, hatten die Unionschiffe noch einen kleinen Kampf mit einigen Uferbatterien zu bestehen, der sie jedoch nicht hinderte, am 25. April 1 Uhr mittags im Angesichte der feindlichen Stadt die Anker zu werfen.

Der Anblick aber, den Neworleans darbot, war ein trauriger. In dem Augenblicke, wo Farragut sich der Stadt näherte, entlud sich ein starkes Gewitter, und in den Zorn der Elemente mischte sich der Fanatismus der Menschen in bellagenswerther Wuth. Bevor nämlich die Unionstruppen gelandet werden konnten, steckten die Einwohner von Neworleans 15000 Ballen Baumwolle, die im Hafen aufgespeichert lagen, in Brand; das Feuer griff um sich und verzehrte in kurzer Zeit 6 große Flußdampfer, 15 mit Damm-

*) Vgl. Horace Greeley, The American Conflict, II, 87 fg.; American Annual Cyclopaedia (1862), S. 633 fg.; United States Service Magazine (Januar 1865), S. 11 fg.

wolle beladene Schiffe, eine schwimmende Batterie, mehrere im Bau begriffene Kanonenboote und das halbfertige Widdergeschiff Mississippi. Der südstaatliche Geschichtschreiber Pollard, welcher uns dies berichtet, hat kein Wort zur Entschuldigang dieser wahnsinnigen That, welche Gegenstände von vielen Millionen Dollars an Werth in der unsinnigsten Weise den Flammen zur Beute werden ließ. Farragut selbst sagt in seinem officiellen Bericht, „daß er niemals in seinem Leben Zeuge eines solchen Vandalismus gewesen sei“.

Als der Befehlshaber der conföderirten Truppen in Neuorleans, General Lovell, erkannte, daß er nicht im Stande sei, die Stadt zu halten, verließ er dieselbe augenblicklich; der Mayor (Bürgermeister) John F. Monroe aber versuchte die Demüthigung einer förmlichen Capitulation zu vermeiden, und ließ sich, wie dies selbst Pollard zugehen muß, in einen höchst lächerlichen Briefwechsel mit Farragut ein. Indessen vermochten weder die bombastischen Tiraden noch die sentimentalischen Lagen Monroe's den Sieger zu verhindern, Besitz von der Stadt zu nehmen und das Sternenbanner der Union auf dem Rathhause und den übrigen öffentlichen Gebäuden aufzupflanzen.

Wenige Tage nach der Einnahme von Neuorleans ergaben sich auch die Forts Jackson und Saint-Philipp an Commandeur Porter. Capitän Bailey aber, der während der ganzen Unternehmung Farragut so tapfer und umsichtig zur Seite gestanden, erhielt von letzterem ehrendes Lob und den Auftrag, persönlich der Unionsregierung über das Geschehene Bericht zu erstatten. Bei seiner Ankunft in Fort Monroe, an der Mündung des Jamesflusses, sandte Bailey folgendes Telegramm an den Marineminister:

„Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß mit Hülfe der göttlichen Vorsehung das vom Flaggennoffizier Farragut befehligte Geschwader durch die Besitznahme von Neuorleans einen glorreichen Sieg errungen hat. Die Forts Jackson, Saint-Philipp, Lexington und Pike sind dem Feinde entrisen worden, ebenso die Batterien ober- und unterhalb von Neuorleans; die feindlichen Kanonenboote, Dampfwidder, Panzerschiffe, schwimmenden Batterien, Feuerflöße u. s. w. sind zerstört oder genommen und die Hindernisse der Passage auf dem Mississippi aus dem Wege geräumt. Der Feind zerstörte mit eigener Hand Baumwolle und andere Gegenstände im Werthe von 8—10 Mill. Doll. Unser Verlust besteht in 36 Todten und 125 Verwundeten. Der Verlust des Feindes beträgt, mit Ausnahme einiger hundert Gefangenen, 1000—1500 Todte oder Verwundete. Der Weg auf dem «Vater der Ströme» ist offen, und die Vertheidigungswerke der Rebellen sind vom Golf bis Baton Rouge, vielleicht bis Memphis, zerstört worden. Unsere Flagge weht überall triumphirend.“

Nachdem Farragut dem General Butler die Verwaltung der eroberten Stadt überlassen, ging er den Mississippi hinauf und suchte, seinen Instructionen gemäß, den Fluß vollständig frei zu machen und die Verbindung mit der im obern Theile des Mississippi befindlichen Unionsflotte unter E. J. Davis herzustellen.

Es darf hier übrigens die Thatsache nicht unerwähnt bleiben, daß die Unionsregierung im Herbst 1861 ursprünglich nicht sowol die Einnahme von Neuorleans, als vielmehr die Wiedereroberung von Texas beabsichtigte. Als man diesen letztern Plan aufgab, drangen namentlich der Kriegsminister Edwin M. Stanton und General Benjamin F. Butler auf die Ausführung des erstern; General George B. Mac Clellan hielt die Einnahme von Neuorleans aber nur für möglich, wenn dazu wenigstens eine Macht von 50000 Mann verwandt würde. Daß dieser zaghafte General, der nie genug Soldaten erhalten konnte und mit der großen Potomac-Armee so geringe Erfolge erzielte, sich auch hier im Unrecht befand, war durch Farragut's Sieg entschieden worden. Glücklicherweise billigte Präsident Lincoln in diesem Falle die von Stanton und Butler vertretenen Ansichten.*)

*) Vgl. Horace Greeley, *The American Conflict*, II, 82.

Nach der Einnahme von Neworleans wurde indessen auch die Ueberwachung und die Blokade der Küsten der südlichen Conföderation mit mehr Energie und Erfolg als früher durchgeführt; eine Aufgabe, die von den meisten europäischen Mächten fast für unausführbar angesehen wurde, da es galt, eine Küstenstrecke zu überwachen, deren Ausdehnung über 3500 englische (circa 700 deutsche) Meilen betrug, und die größer ist als die Entfernung vom Cap Trafalgar bis zum Nordcap in Europa.

Wir können den kühnen und glücklichen Farragut nicht Schritt für Schritt und bis in alle Details auf seiner Siegeslaufbahn während des übrigen Theils des Jahres 1862 und des folgenden Jahres verfolgen; wir erwähnen hier nur kurz, daß er am 27. Juni 1862 die starken Uferbatterien bei Vicksburg den Mississippi hinauf passirte und daß er denselben Weg am 15. Juli wieder zurückmachte, daß er das gewaltige feindliche Widderschiff zerstörte, daß er häufige Kämpfe mit Guerrillascharen zu bestehen hatte und dieselben oft bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgte, daß er die furchtbaren Batterien bei Port Hudson am 14. März 1863, allerdings nur mit der Hartford und dem von dieser bugstrichen Kanonenboote Albatross, passirte und in Verbindung mit Porter die feindliche Besatzung von Vicksburg bis auf vereinzelte und meistens verunglückte Verproviantierungsversuche von ihren westlichen Resourcen gänzlich abschnitt, daß er wesentlich zu der am 8. Juli 1863 erfolgten Uebergabe von Port Hudson beitrug und zahlreiche Gefechte auf dem Mississippi und dessen Nebenflüssen siegreich durchkämpfte.

Die glänzendste Waffenthat der Marine der Vereinigten Staaten während des ganzen Seecessionskriegs war aber ohne Zweifel die Einnahme der Bucht von Mobile durch das Geschwader des im Laufe der Zeit bis zum Range eines Contreadmirals aufgerückten Farragut im August 1864.

Der Norden der Union hatte schon verschiedene Versuche gemacht, den wichtigen Hafen von Mobile, in der Südwestecke des Staates Alabama, dem Süden zu entreißen, doch jedesmal ohne Erfolg. Nachdem aber der linke Flügel der militärischen Stellung der südlichen Conföderation durch die Eroberung von Vicksburg und Port Hudson eingedrückt und die Schlacht bei Chattanooga (23.—25. Nov. 1863) auch ihr Centrum zurückgedrängt hatte, war die strategische Bedeutung von Mobile, abgesehen davon, daß infolge der Localverhältnisse der Bucht von Mobile eine vollkommene Sperrung des Hafens dieser Stadt unmöglich war und deshalb immer noch ein bedeutender Schmuggelhandel durch Blockaderecher stattfinden konnte, wesentlich gestiegen. Die Verteidigungslinie der Conföderirten erstreckte sich nämlich von Nordost nach Südwest in der Weise, daß Richmond in Virginien den Hauptpunkt des rechten Flügels, Atlanta in Georgien das Centrum und Mobile den Schwerpunkt des linken Flügels bildete. Gelang es nun, die Einfahrt in die Bai von Mobile zu forciren und Mobile selbst zu erobern, so gewannen die Unionsgenerale freie Disposition über die wichtigen Stromläufe des Tombigby und des Alabama, deren Zusammenfluß den Mobilefluß bildet, sie konnten alsdann den Staat Alabama leichter unterwerfen, indem es ihnen möglich wurde, die Städte Selma und Montgomery zu besetzen und dem vor Atlanta stehenden General Sherman vom Süden aus die Hand zu reichen. Schon am 8. Juli 1864 hatte Contreadmiral Farragut mit den Generalen E. R. S. Canby und Gordon Granger am Bord der Hartford den Plan zur Forcierung der Einfahrt in die Mobilebai verabredet und dabei von Canby die Zusicherung erhalten, daß er alle seine disponibeln Truppen zu diesem Unternehmen zur Verfügung stellen werde. Inzwischen waren jedoch nicht blos die in Louisiana stehenden Streitkräfte der Union zu einem großen Theile nach den virginischen Kriegsschauplätzen abberufen worden, sondern es hatte auch die Thätigkeit der Conföderirten am Mississippi und in Louisiana wiederum einen so erheblichen Aufschwung gewonnen,

daß es Canby unmöglich wurde, dem nach Pensacola abrückenden General Granger mehr als 1800 Mann mitzugeben. Obwohl dieser General sein kleines Detachement durch Heranziehung verschiedener an der Golfküste stationirter Regimenter bis auf 4000 Mann verstärkte, sah Farragut doch ein, daß er mit einer so geringen Landmacht nicht im Stande sein würde, das wohlbefestigte Mobile einzunehmen. Nichtsdestoweniger beschloß er, auf spätere Verstärkungen hoffend, zunächst die Einfahrt zur Bai zu forciren und dadurch eine nothwendige und zweckmäßige Basis für weitere Operationen zu gewinnen.

Die Bai von Mobile erstreckt sich von Norden nach Süden in einer Länge von 35 Seemeilen, während ihre nach Süden zu wachsende Breite im Maximum gegen 25 Seemeilen beträgt. Zwei Landzungen und mehrere Inseln schließen den Zugang zur Bai und lassen vom Golf her nur zwei Einfahrten offen. Die östliche Einfahrt wird auf der einen Seite durch die Dauphininsel und auf der andern von der Halbinsel Mobile Point begrenzt und bildet den Haupteingang (the main channel); sie ist ungefähr 4 englische Meilen breit, hat gegen 20 Fuß Wassertiefe und wird durch die Forts Morgan und Gaines, von denen das erstere auf Mobile Point, das letztere auf der Dauphininsel liegt, vertheidigt. Die westliche Einfahrt, welche den Namen Grant's Paß trägt, liegt zwischen der Dauphininsel und Cedar Point; sie ist nicht über 5 Fuß tief, und deshalb für Schiffe von größerem Tiefgange nicht passirbar, überdies wurde sie durch eine Strandbatterie auf Cedar Point und durch Fort Powell, welches auf einer kleinen, in der Mitte des Einganges gelegenen Insel errichtet ist, gesperrt.

Mobile selbst liegt an der nördlichen Spitze der Bai, da wo der Mobilefluß in dieselbe mündet; es war durch eine ausgedehnte Landbefestigung und zahlreiche Uferbatterien sowol nach der Bai wie nach dem Lande zu gegen feindliche Angriffe geschützt; hierzu kam noch, daß eine von der Mündung des kleinen Dogflusses aus quer von Westen nach Osten über die Bai laufende Barre (Dog River Bar) die Stadt und ihre Werke selbst dann noch gegen die Annäherung größerer Kriegsschiffe schützte, wenn es denselben auch gelungen war, die Einfahrt in die untere Bai zu erzwingen. Hinter dieser Barre besaßen sich verschiedene schwimmende Batterien und das mit sehr schweren Geschützen versehene sogenannte runde spanische Fort (Spanish Round Fort).

Fort Morgan war an derselben Stelle erbaut worden, wo im Jahre 1814 während des Kriegs mit England das Fort Bowers stand; es war ein massives, stark armirtes und zur Aufnahme einer größern Besatzung eingerichtetes Steinfort. Ihm gegenüber lag das beim Ausbruch der Rebellion noch im Bau begriffene, aber von den Conföderirten inzwischen vollendete Fort Gaines; zwischen beiden war quer über den Kanal eine Verammlung angebracht worden, in welcher man nur einen sehr engen, unmittelbar unter den Kanonen des Fort Morgan befindlichen Eingang offen gelassen hatte.

Die Garnison von Mobile stand unter dem General Maury und war zur Zeit des Angriffes auf 3—4000 Mann herabgesunken, sodaß sich Maury genöthigt sah, alle, auch die ältesten Bürger und sogar die Knaben vom 14. Lebensjahre an unter die Waffen zu rufen. General Ulysses S. Grant hatte daher vollkommen recht, wenn er am 14. Aug. 1864 an den Congressrepräsentanten E. B. Washburne schrieb: „Die Rebellen haben die Wiege und das Grab beraubt, um die Lücken in ihrer Armee nur irgendwie auszufüllen.“ Aus den zum Kriegsdienste gepreßten Knaben wurde das sogenannte Bataillon der Pelham-Cadetten gebildet, von welchem eine Compagnie bei der Capitulation des Fort Gaines in Kriegsgefangenschaft gerieth; sämmtliche Befestigungswerke waren übrigens stark armirt und zu einer längern Vertheidigung eingerichtet. Die maritimen Kräfte der Conföderirten befehligte der Admiral Franklin Buchanan, früher Kapitän in der Seemacht der Union; die unter seinem Befehl stehende Flotille bestand aus 8 zum Theil in Selma gebauten

Panzerschiffen und 4 Küstenschonern, in Summa aus 12 Schiffen mit 50—60 Kanonen. Die bedeutendsten unter den südlichen Monitors waren der Morgan, die Nashville, die Selma und vornehmlich der Tennessee, welcher 209 Fuß lang, 48 Fuß breit, sehr stark von Holz und mit drei verschiedenen Eisenplatten (dreizölligen, zweizölligen und einzölligen) versehen war. Der Tennessee ging 14 Fuß 8 Zoll im Wasser, hatte 180 Mann Bemannung und war mit zwei 7zölligen glatten Geschützen und einer 6³/₄zölligen gezogenen Brookskanone, deren konisches Geschöß 126 Pfd. wog, armirt.

Das ganze Geschwader, welches unter Farragut's Befehl stand, zählte etwa 30 Fahrzeuge mit 231 Geschützen; davon führte er aber nur 18 Schiffe, darunter 4 Panzerschiffe, wirklich zum Angriff. Die Landungstruppen unter General Granger betragen, wie bereits oben erwähnt, 4000 Mann.

Es war Farragut's Wunsch gewesen, daß Granger mit seinen Soldaten, deren geringe Anzahl keine größern Operationen zuließ, zunächst auf der Dauphininsel landen und gegen das Fort Gaines operiren sollte; am 1. Aug. hatte er deshalb eine längere Unterredung mit General Granger, wobei der Angriff auf den 4. Aug. anberaumt wurde. Da indessen die Monitors, welche sich in der Bai von Pensacola zum Kampfe rüsteten, nicht bis zu diesem Tage fertig geworden waren, so mußte der Angriff bis zum 5. Aug., der auf einen Freitag fiel, verschoben werden. Bekanntlich lieben die Seelente nicht, an einem Freitage gewagte Dinge zu unternehmen, dennoch mußte es in diesem Falle geschehen. Uebrigens hätte die Verschiebung des Angriffs in der That leicht verderblich werden können, indem General Granger, an der ersten Verabredung festhaltend, seine Truppen am 4. Aug. auf der Dauphininsel landen ließ und sie dadurch allerdings eine Zeit lang einer großen Gefahr aussetzte. Da die Conföderirten indessen nicht angriffen, so blieb das Mißverständniß nicht bloß ohne alle schlimmen Folgen, sondern hatte noch das Gute, daß die Landung den Feind veranlaßte, die Besatzung und die Ausrüstung von Fort Gaines in aller Eile bedeutend zu verstärken; und so fielen bei der wenige Tage darauf erfolgenden Capitulation dieses Fort bei weitem mehr Streitmittel in die Hände der siegreichen Unionkrieger, als es sonst der Fall gewesen sein würde.

Der Morgen des 5. Aug. brach mit einem trüben und bedeckten Himmel an. Die niedrigen Gestade der Dauphininsel zeichneten sich wie ein grauer Strich gegen Norden zu ab. Die regelmäßigen Linien der Forts Morgan und Gaines traten scharf aus dieser monotonen Fläche hervor. Das Meer war spiegelglatt und dem Manövirren von Dampfschiffen besonders günstig.

Bei Tagesanbruch stellte Farragut seine Flotte in Schlachtordnung auf und setzte sich 5 Uhr 40 Minuten früh morgens in Bewegung. Seine vier Panzerschiffe sollten, ob schon sie nicht allzu schnell vorwärts gebracht werden konnten, die Vorhut bilden, der Tecumseh voran. Die hölzernen Fregatten und Schalupen hatten sich wie früher bei Port Hudson je zwei zusammengelockt und durch Ketten und Taue so miteinander verbunden, daß, falls ein Schiff durch die Geschosse des Feindes in der Maschine gekört wurde, das andere es weiter schleppen konnte. Die von Kapitän James Alden commandirte Brooklyn, welche auf dem Deck vier Jagdkanonen führte und an ihrem Bug mit einer sinnreichen Vorrichtung zum Auffangen von Torpedos (im Wasser verborgener Sprengmaschinen) versehen war, fuhr mit der Doctora an der Spitze des Geschwaders; ihr folgte die stattliche alte Hartford mit dem Metacomet an ihrer Seite; dann die Richmond mit der Ladawanna und die übrigen Schiffe: Monongahela, Ossipee, Oneida, Fort Royal, Seminole, Kennebec, Itasca und Galena. Schon trat das Land deutlicher hervor, und an den Dampfswolken hinter der Einfahrt erkannte man die Bewegungen der feindlichen Flotille, die bereits von dem bevorstehenden Angriffe unterrichtet zu sein schien. Immer weiter ging es im schnellen Laufe gerade auf Mobile Point zu, auf dessen äußerster

Spitze Fort Morgan liegt. Zwei englische Meilen von diesem Fort angelangt, flatterte von dem Flaggenſchiff Hartford das Signal empor, in gedrängterer Schlachtorbnung (for close action) zu fahren, denn Farragut wollte ſein ganzes Geſchwader mit einem male ins Feuer bringen, um nicht dem Feinde Gelegenheit zu geben, ſeine Geſchütze auf vereinzelte Schiffe zu concentriren. Noch herrſchte Todesſtille. Man ſah die Kanoniere an den Barbettegeſchützen des Fort, wie ſie ihre Hüte ſchwenkten und durch andere herausfordernde Bewegungen ihr Sicherheitsgefühl an den Tag legten. Farragut hatte ſich, um das Gefecht beſſer überſehen und leiten zu können, mit ſeinem Bootſen im Maſtkorbe ſeines Flaggenſchiffes feſtbinden laſſen. Bald war man nahe genug, um die weittragenden Geſchütze der Fregatten das Fort beſtreichen zu laſſen, aber das Commando dazu ward noch nicht gegeben. Da ſiel wenige Minuten vor 7 Uhr von dem voraneilenden Panzerſchiffe Tecumseh der erſte Schuß auf Fort Morgan und unmittelbar darauf ertönte von den Waſſerbatterien des Fort die Antwort, welcher die Geſchütze aller Kaſematten und der Barbette ſchnell folgten. Manche Kugel ſchlug ein, aber noch floß kein Blut. Man war vor der Einfahrt. Fort Gaines ließ vom gegenüberliegenden Ufer ſeine Kugeln ſauſen, aber das Pulver ward nutzlos verbrannt. Um ſo fürchtbarer aber drohte das Feuer von Fort Morgan, denn man kam ihm ſo nahe, wie die Tiefe des Waſſers es nur irgend geſtattete. Als es an der Spitze der Unionsflotte einigen Aufenthalt gab, ging Farragut mit der Hartford an der Brooklyn vorbei und übernahm perſönlich die Führung ſeiner Schiffe. Seine vier Panzerſchiffe, von denen der Tecumseh noch immer voran war, bewegten ſich ſchon langſam an den Batterien von Fort Morgan vorbei, die ihre Angeln weſentlich für die verwundbarern hölzernen Schiffe aufſparten. Da ſah man plötzlich, wie der Tecumseh aus dem Waſſer emporgehoben wurde. Ein hoher Waſſerſtrahl ſchoß zwiſchend in die Luft, eine Dampfſwolke erhob ſich aus dem Meeresgrunde, und als ſie von der Briſe davongetragen ward, war der Tecumseh verſchwunden. Ein Torpedo des Feindes hatte das außergewöhnlich ſtarke Panzerſchiff vollſtändig zerſtört und mit ſeiner Mannſchaft in den Fluten begraben.*) Von 130 Mann konnte Farragut durch die Boote des Metacomet nur 17 aus den Wellen erretten. Jetzt aber war der Kampf in vollem Gange. Ein Flammenmeer bedeckte die Seiten von Fort Morgan. Jede Kaſematte ſpie ihre Geſchoſſe aus. Die Brooklyn erzitterte unter dieſem eiſernen Hagel, die Hartford wurde an verſchiedenen Stellen getroffen und die Oneida erhielt einen Schuß in den Dampfkeſſel, deſſen Inhalt eine bedeutende Anzahl Menſchen verbrühte. Nun fuhr die Hartford auf Farragut's Befehl dicht an das Fort heran und feuerte Breitſeite auf Breitſeite gegen daſſelbe ab, ſodaß es ihr gelang, die Bedienungen von den meiſten der feindlichen Geſchütze zu vertreiben. Auch die übrigen Unionsſchiffe thaten ihre Schuldigkeit; ihre Stückforten entſandten mit gewaltigem Donner Vollkugeln, Bomben, Granaten und Kartätſchen. Von den rieſigen funfzehnzölligen Kanonen der Panzerſchiffe bis zu der leichten Haubiße in den Maſtkörben der Fregatten ſprach alles vernehmlich zu dem Feinde. Und die Wirkung blieb nicht aus. Die eben noch ſo glatten Wände des Fort zeigten Riſſe und tiefe Löcher, die ſcharfen Linien der Wälle waren überall durchſurcht. Wohl erſchienen noch Leute in den Kaſematten, aber ſie wagten nicht mehr recht hervorzutreten, um die Geſchütze wieder zu laden; kein Hut wurde mehr geſchwenkt, außer auf den Schiffen, es ertönte kein Hurrah, außer von den Matroſen Farragut's.

Es war 10 Minuten vor 8 Uhr, als Farragut Fort Morgan paſſirte und triumphir-

*) Gegen Ende October 1868 fanden in der Kieler Bucht in Gegenwart des preußiſchen Viceadmirals Zachmann Sprengverſuche mit Torpedos ſtatt, die als vollkommen gelungen bezeichnet wurden. Nach den Berichten öffentlicher Blätter war dabei ein früherer Offizier der ſüdlichen Conſöderation thätig.

rend in die Bai von Mobile einlief. Hier aber hatte er einen neuen Kampf mit der herbeieilenden conföderirten Flotille, namentlich aber mit den Monitors und Panzerschiffen Tennessee, Gaines, Selma und Morgan zu bestehen. Zwar wurde die in der Maschine getroffene Dneida gezwungen, auf den Strand zu laufen, um sich vor dem Sinken zu bewahren, dafür aber erhielten die Panzer des Gaines und des Morgan solche Löcher, daß sie sich nach längerem Kampfe unter die Kanonen des Fort flüchteten. Die Selma jedoch ward nach einem einstündigen Gefechte von dem Metacomet genöthigt, die Flagge zu streichen und sich zu ergeben. Um 9 Uhr waren alle Unionschiffe bei den Forts vorbeipassirt; die Koppelung hatte sich vortreflich bewährt, zumal bei der Dneida; wäre sie nicht mit der Galena verbunden gewesen, so würde sie dem feindlichen Feuer rettungslos preisgegeben gewesen sein von dem Augenblicke an, in welchem sie einen Schuß in den Kessel erhielt, der ihre Maschine zum Stillstehen brachte. Von allen feindlichen Fahrzeugen widerstand am längsten der Tennessee, der zu den größten und stärksten Widder-schiffen der conföderirten Marine gehörte. Farragut gab schließlich das Signal, die Schiffe loszukoppeln und den Widder nicht allein zu beschießen, sondern ihn mit voller Dampfkraft niederzurennen. Nach dem officiellen Berichte Farragut's war der Monongahela das erste Schiff, welches den Tennessee traf, dabei aber den eigenen eisernen Schnabel abbrach, ohne dem Gegner Schaden zuzufügen; die Ladawanna folgte, wurde aber ebenfalls beim Zusammenprallen selbst stark beschädigt, ohne den Feind zu verletzen. Endlich ramnte das Flaggenschiff Hartford selbst mit aller Gewalt gegen den Tennessee los, der aber geschickt einen günstigen Moment benutzte und eine Wendung machte, wodurch der furchtbare Stoß ihn nur streifend traf. In demselben Augenblicke feuerte indessen die Hartford ihre ganze Breitseite von neunzölligen Geschützen auf 10 Fuß Distanz auf ihn ab. Der Widder arbeitete schwer, war aber noch nicht bezwungen; erst als es der Chickasaw gelungen war, unter seinen Stern zu kommen, und als der Manhattan ihm funfzehnzöllige Kugeln in den Panzer sandte, begann sein Widerstand nachzulassen. Indem die Hartford sich anschickte, ihm noch einen Stoß zu geben, traf die Ladawanna, die ebenfalls einen Anlauf gegen den Widder genommen hatte, aber in dem Pulverdampfe die Stellung des Flaggenschiffes nicht zu erkennen vermochte, die Hartford so mächtig, daß ihr fast die ganze Seite eingedrückt wurde und sie sich nur durch starkes Pumpen über dem Wasser erhalten konnte. Endlich gegen 10 Uhr strich der Tennessee nach dem erbittertsten Widerstande die Flagge und der schwerverwundete Commandeur desselben, Admiral Buchanan, übersandte Farragut seinen Degen. Letzterer that alles, was in seiner Macht stand, für die Heilung des verwundeten Helden; als er aber gefragt wurde, ob er den nach so tapferer Gegenwehr besiegten Feind nicht sehen wollte, antwortete er: „Nein! Er ist ein Verräther, ich mag ihn nicht sehen.“

Nach der Uebergabe des Tennessee war der Kampf beendet. Die hölzernen Schiffe der Union hatten sich neue Lorbern erworben, und Farragut's Name strahlte im hellsten Ruhmesglanze; selbst in England erkannte man seine Fähigkeiten und seinen Werth in vollem Maße an. In „Russell's Army and Navy Gazette“ erschien ein Artikel, der ihn als „den mannhafsten Admiral“ (the doughty Admiral) bezeichnete, „dessen Thaten ihm in seinem Fache den ersten Rang einräumten und den Ruf des ersten Seehelden der Gegenwart verschaffen mußten, soweit ein solcher durch Geschicklichkeit, Tapferkeit und muthiges Kämpfen (by skill, courage and hard fighting) errungen werden könne“.

Ausschließlich der mit dem Tecumseh untergegangenen Mannschaft belief sich der Verlust Farragut's auf 52 Tödtete und 170 Verwundete; dagegen hatte er die Vorbeifahrt bei den Forts mit dem Verluste eines einzigen Schiffes erzwungen, 8 feindliche Schiffe außer Gefecht gesetzt und 280 Offiziere und Leute gefangen genommen. Uebri-

gens bemerkt Konstantin Sander („Geschichte des vierjährigen Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten von Amerika“, S. 464) mit Recht, daß Admiral Buchanan wahrscheinlich besser und klüger gehandelt hätte, wenn er sich mit seinen Panzerschiffen ruhig unter die Kanonen des Fort Morgan zurückgezogen hätte und daselbst bis zum Einbruch der Nacht geblieben wäre. Wäre er dann unter dem Schutze der Dunkelheit gegen die in die Bai eingedrungenen hölzernen Schiffe der Union hervorgebrochen, so möchte das Resultat des Kampfes leicht ein ganz anderes gewesen sein.

Während die Flotte unter Farragut den Eingang in die Bucht von Mobile erzwang, rückte General Oranger mit seinen Landsoldaten auf der Dauphininsel gegen Fort Gaines vor und beschloß sowol dieses wie Fort Powell. Nach dem errungenen Seesiege sandte der unermüdbliche Farragut verschiedene Schiffe dem General Oranger zu Hülfe, und so sah sich der Oberst Williams, welcher in Fort Powell commandirte, genöthigt, in der Nacht vom 5. auf den 6. Aug. den Platz in die Luft zu sprengen und nach Zurücklassung der Mehrzahl seiner Geschütze mit der Besatzung abzuziehen. Auch Fort Gaines konnte nicht gehalten werden; in der Nacht des 7. Aug. ging der Commandant desselben, Oberst Anderson, an Bord der Hartford, um über die Bedingungen der Capitulation zu unterhandeln. Die Uebergabe fand am nächsten Morgen statt; es fielen den Siegern 56 Offiziere, 618 Mann und 26 Kanonen in die Hände. Sobald diese beiden Forts gefallen waren, wurden die Landungstruppen sogleich wieder eingeschifft, um auf Mobile Point gelandet und hier zum Angriff auf Fort Morgan, dessen Uebergabe General Page verweigert hatte, verwendet zu werden. Eine Recognoscirung, welche Farragut am 14. und 15. Aug. gegen Mobile hin unternahm, zeigte, daß die Barre des Dogflusses für Schiffe von größerem Tiefgange nicht passirbar war, weshalb weitere Unternehmungen gegen Mobile selbst vorläufig aufgegeben werden mußten. Am 21. Aug. meldete General Oranger, daß seine gegen Fort Morgan errichteten Batterien schussfertig seien; darauf hin ließ Farragut noch an demselben Tage seine Flotte im Verein mit den Landbatterien das Feuer gegen das Fort eröffnen und dasselbe mit einem solchen Hagel von Geschossen überschütten, daß die Besatzung, an der fernern Vertheidigung verzweifeln, sich auf Gnade und Ungnade am 22. Aug. ergab. Als die Unionstruppen in das eroberte Fort einzogen, fanden sie einen großen Theil des Kriegsmaterials vollständig zerstört, ein Umstand, den Farragut in seinem Berichte als aus „kindischer Bosheit“ (childish spitefulness) hervorgegangen bezeichnete. General Page wurde mit der 587 Mann starken Besatzung nach Neworleans abgeführt. Hiermit endete der ruhmvolle dreiwöchentliche Feldzug. Der Mangel an Truppen, welcher sich sowol hier wie auf fast allen kleinern Kriegsschauplätzen um so fühlbarer machte, je mehr man genöthigt war, alle disponibeln Kräfte den großen und entscheidenden Kriegsunternehmungen in Virginien und Georgien zuzuführen, war Veranlassung, daß man erst im Frühjahr 1865 die Blockade von Mobile in eine wirkliche Belagerung übergehen lassen konnte, welche denn auch in den ersten Tagen des Aprils den Fall der Stadt herbeiführte.*)

Wir haben jetzt von den Kriegsthaten Farragut's hier nichts mehr zu berichten und es bleibt uns nur übrig, mit wenigen Worten zu erwähnen, welche Stellung er nach Beendigung des Seceffionskriegs eingenommen hat.

Wie Ulysses S. Grant der gefeiertste Feldherr der Landarmee der Vereinigten Staaten war, so galt David Glascoe Farragut, der seit dem 21. Dec. 1864 zum Range eines Vice-

*) Vgl. Horace Greeley, The American Conflict, II, 649 fg.; American Annual Cyclopaedia, 1864, S. 571 fg.; Konstantin Sander, Geschichte des vierjährigen Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten von Amerika, S. 460 fg.; United States Service Magazine, 1865, S. 13 fg.

admirals — die Vereinigte Staaten-Marine besitzt keinen höhern Rang — erhoben worden war, für den ersten Seehelden der Union. Als die beiden ruhmgekrönten Männer den Präsidenten Andrew Johnson auf dessen ausdrücklichen Wunsch auf jener verhängnisvollen Rundreise begleiteten, welche das Haupt der Nation im September 1866 unternahm, erklärten beide zu Columbus, der Hauptstadt des Staates Ohio, in einer ernstlichen Unterhaltung mit dem General Cox, dem gegenwärtigen Minister des Innern in dem Cabinet des Präsidenten U. S. Grant, und andern einflussreichen Persönlichkeiten, daß sie in allen wesentlichen Punkten auf der Seite der Majorität des Congresses ständen und mit der von Johnson befolgten Politik nicht übereinstimmen könnten.*)

Im Jahre 1866 war die Seemacht der Vereinigten Staaten in sieben Hauptgeschwader eingetheilt, die unsers Wissens auch noch jetzt bestehen und folgendermaßen benannt sind: das Geschwader in Europa, das in Asien, das im nördlichen Theile des Atlantischen Oceans, das im Golf, das im südlichen Theile des Atlantischen Oceans, das im Norden des Stillen Meeres und endlich das im Süden des Stillen Meeres. Das europäische Geschwader bestand aus 10 Schiffen mit 113 Kanonen, sein Commandeur war Contreadmiral Louis M. Goldsborough, der erste im Range nach Farragut.

Nach dem Berichte des Marineministers der Nordamerikanischen Union vom 2. Dec. 1867 bestand die Seemacht der Vereinigten Staaten um jene Zeit aus 238 Schiffen mit 1869 Kanonen und einer Besatzung von 11900 Mann. Im Frühling des letztgenannten Jahres wurde Farragut der Oberbefehl des europäischen Geschwaders übertragen; er verließ Newyork am 21. Juni und löste den Contreadmiral Goldsborough am 14. Juli 1867 zu Cherbourg im Commando ab. Das europäische Geschwader zählte damals nur folgende 7 Schiffe: Franklin (Flaggenschiff mit 39 Kanonen), Canandaigua, Ticonderoga, Swatara, Shamrock, Frolic und Guard, zusammen mit 83 Geschützen armirt.

Am 26. Juli 1867 sandte Farragut die Swatara nach Candia, um die Interessen der aufständischen Griechen möglichst wahrzunehmen; allein das nordamerikanische Schiff konnte den Insurgenten fast gar keine positiven Hilfsleistungen erweisen, ohne gewaltsam und ungerecht gegen die türkische Regierung zu verfahren. Letzteres durfte aber um so weniger geschehen, als der Sultan der Türkei während des Secessionskriegs die nationale Integrität der Union stets geachtet und die südliche Conföderation niemals anerkannt hatte.**)

Das Verfahren Farragut's, welches seine warme Theilnahme für die unglücklichen Griechen deutlich bezeugte, wurde übrigens von dem Congreß der Vereinigten Staaten in aller Form gebilligt, indem letzterer gegen Ende des Monats August eine Reihe von Beschlüssen annahm, in denen die Sympathie der großen transatlantischen Republik mit den Insurgenten ausgesprochen war. Es rief allerdings eine große Sensation in Konstantinopel hervor, als der Gesandte der Vereinigten Staaten der Hohen Pforte diese Beschlüsse in officieller Weise überreichte.

Farragut besuchte fast alle europäischen Staaten. Mitte September 1867 war er z. B. in Kopenhagen, nachdem er während des Augustmonats, außer einem kurzen Abstecher nach Stettin, Rußland und Schweden einen längern Besuch abgestattet hatte und in beiden Ländern höchst zuvorkommend von Regierung und Volk aufgenommen worden war. Von Kopenhagen segelte er nach England. Hier war er am 10. Oct. ein Gast des Prinzen von Joinville in Claremont. Bei seiner Ankunft in England wurde ihm trotz der Streitigkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien in Betreff von Entschädigungsansprüchen für Verluste, die während der Rebellion durch die

*) Vgl. Wochenausgabe der „New-York Tribune“ vom 19. Sept. 1866, S. 3.

***) Vgl. American Annual Cyclopaedia (1867), S. 526 fg.

Schuld Englands entstanden waren, ein glänzender Empfang seitens der englischen Admiralität zutheil. Diese Admiralität hatte als das größte Compliment, welches sie, wie die „London Times“ berichteten, ihm erzeigen konnte, ihn eingeladen, sie bei ihrem officiellen Besuche der Eastern Dockyard zu begleiten; und nach einem Banket in der Amtswohnung des Sir Sidney Darnes, des derzeitigen Präsidenten der Admiralität, fand dieser Besuch am 3. Oct. auch wirklich statt. Am 18. Oct. empfing Farragut in Portsmouth die Lords der englischen Admiralität an Bord seines Flaggeschiffes Franklin und bewirthete sie seinerseits in glänzender Weise.

Am 21. Oct. verließ er den Hafen von Portsmouth und besuchte Portugal, Spanien und Frankreich (Toulon); auch hier wartete seiner überall der freundlichste Empfang. Im Februar 1868 segelte er nach Italien, wo der König Victor Emanuel ihm zu Ehren zu Florenz am 13. Febr. ein großes Diner veranstaltete; 14 Tage später gab die Stadt Genua ihm ein prachtvolles Banket, bei welchem über seinem Sitze in reichen Farben eine allegorische Darstellung prangte: Amerika an der Wiege des Columbus. Von Neapel aus besuchte er im Monat März auf einige Tage Rom; er lehrte kränklich nach Neapel zurück, wodurch seine Abfahrt nach Griechenland und Konstantinopel auf längere Zeit verzögert wurde.

Es ging eine Zeit lang das Gerücht, daß die Vereinigten Staaten durch Farragut mit der italienischen Regierung wegen Ankaufs einer Insel im Mittelmeere verhandelt hätten. Mag nun an diesem leichterklärliehen Gerüchte etwas Wahres gewesen sein oder nicht, jedenfalls würden die Nordamerikaner sehr gern einen festen Punkt im Mitteländischen Meere besitzen und ebenso gern in der Ostsee. Letzteres zu erlangen, dürfte sicherlich mit großen Schwierigkeiten verbunden sein; anders verhält es sich dagegen mit der Erwerbung einer Insel in den Gewässern des südlichen Europas. Unter keinen Umständen dürfen die auf gegenseitige gleiche Interessen begründeten freundschaftlichen Beziehungen Rußlands zu den Freistaaten von Nordamerika übersehen und unterschätzt werden. In der amerikanischen Flotte ist dem Kaiser der Franzosen ein sehr unbequemer Wächter zur See gesetzt worden; ein zweites Sewastopol wäre heute wol kaum noch möglich. Selbst England würde Bedenken tragen, gegenüber der Stellung, welche Nordamerika gegenwärtig eingenommen hat, noch einmal mit großer Energie im Orient zu interveniren. Die Nordamerikanische Union macht, wie man bereits von manchen Seiten in Europa anerkennt, offenbar Miene, sich als Weltmacht neben den europäischen Großmächten an der europäischen Politik zu betheiligen, und findet dazu kaum eine bessere Gelegenheit als die orientalische Frage. In nächster Zeit soll durch die Vereinigten Staaten eine directe Dampfschiffahrtslinie zwischen Newyork, Norfolk und Port-Said am Eingange in den Suezkanal errichtet werden.

Im August 1868 befand sich Farragut in den türkischen Gewässern und gab am 26. Aug. im Hafen von Konstantinopel am Bord seines Flaggeschiffes ein diplomatisches Dejeuner, bei dem die Schiffsmannschaft auf Amerika und Rußland ein Hoch ausbrachte. Die vom Sultan dem amerikanischen Seehelven gemachte außerordentliche Concession, durch die Dardanellen nach dem Bosporus zu fahren, gab den diplomatischen Kreisen viel zu reden, und verschiedene europäische Höfe und Zeitungen erblickten darin ein bedenkliches Zugeständniß an die mit Rußland so sehr befreundeten Vereinigten Staaten. Amerikanische Blätter sagten hierüber: „Der amerikanische Gesandte in Konstantinopel, Morris, hat nicht, wie es irrthümlich geheißen, verlangt, daß die Dardanellen für alle Kriegsschiffe geöffnet würden, sondern er ist nur bei der Pforte darum gekommen, daß der Admiral Farragut bei seinem Besuche in Konstantinopel mit seinem Flaggeschiffe, dem Franklin, dorthin kommen könne, d. h. daß die Pforte den Vereinigten Staaten

für ihren Admiral dieselben Vorrechte zutheil werden lasse, welche den übrigen Staaten für ihre Prinzen von der Pforte immer bewilligt worden seien. Infolge der Bewilligung dieses Gesuches ist durch Suad-Pascha, den Minister des Auswärtigen, ein Circular an die Repräsentanten der Mächte gerichtet worden, welche die pariser Friedensverträge unterzeichnet haben. Die Größe des Schiffes, erklärt der türkische Staatsmann darin, übersteige allerdings die Grenzen, welche in dem pariser Vertrage aufgestellt seien; aber der Sultan, der einen Act der Hochachtung betreffs einer hohen Persönlichkeit der großen amerikanischen Republik zu begehen und diese mächtige Fregatte zu besuchen gewünscht, habe aus diesem Grunde und ganz ausnahmsweise die verlangte Erlaubniß bewilligt.^{*)} Es wurde übrigens auch berichtet, daß nach Farragut's Ansicht die Forcirung des Durchganges durch die Dardanellen nach dem Bosporus keine allzu schwere Aufgabe sei; das Urtheil des amerikanischen Admirals in dieser Frage ist gewiß von Gewicht.

Als der Franklin im Bosporus vor Anker lag, suchte eine aus Griechen bestehende Deputation um eine Unterredung mit Farragut nach und vertheilte bei dieser Gelegenheit eine Adresse an die Schiffsmannschaft, in welcher die Hilfe und der Beistand der Vereinigten Staaten für die Kreter angerufen wurde. Auf den Rath des oben erwähnten Hrn. Morris schickte aber der Admiral zunächst diese Adresse zurück und empfing sodann die Mitglieder der Deputation als Bürger, ohne sich in irgendeiner Weise auf ihre specielle Mission einzulassen.

Nachdem Farragut Konstantinopel verlassen, segelte er nach dem Adriatischen Meer und warf in der Mitte des Septembers Anker in dem Hafen von Triest. Auch hier in Triest überreichte am 20. Sept. eine aus dem dortigen griechischen Consul und andern vornehmen Griechen bestehende Deputation im Hotel de la Ville dem Admiral Farragut eine von allen in Triest wohnhaften Griechen unterzeichnete Adresse, in der dieselben ihre Dankbarkeit für die zu Gunsten der griechischen Nation und der unglücklichen Candidaten kundgegebenen Sympathien aussprachen und den Admiral baten, diese Gesinnungen der Regierung und dem Volke der Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Kenntniß zu bringen. Farragut empfing diese Deputation mit gewinnender Herzlichkeit, und nach den üblichen Begrüßungen und Vorstellungen hielt Professor Livada eine Anrede in englischer Sprache, in der er, die Größe der amerikanischen Nation und die Tapferkeit des Admirals preisend, die von der amerikanischen Regierung den Helben von Kreta bewiesene Sympathie sowie die von dem Volke der Union der heiligen Sache eines unterdrückten Volks gewährte Unterstützung rühmend hervorhob. Der Admiral dankte mit bewegten Worten, indem er bemerkte, die Größe Amerikas sei nach vielen und großen Hindernissen und Leiden errungen worden. Die amerikanische Nation sei sehr streng gegen ihre Feinde und gegen sich selbst. Das schöne Griechenland habe eine ruhmvolle Vergangenheit, die für zukünftigen Fortschritt Bürgen und Sporn sei. Die amerikanische Regierung habe stets, auch in der gegenwärtigen Zeit, der Sache der Griechen ihre gerechte Sympathie bewiesen^{**}) und könne der europäischen Diplomatie gegenüber jetzt nicht wohl mehr thun; um die unglücklichen und tapfern Kretenser zu unterstützen, habe die amerikanische Nation alles, was in ihrer Macht stehe, gethan und werde es auch ferner thun. Schließlich verabschiedete sich Farragut von den Mitgliedern der Deputation in der freundlichsten Weise. Bei dem Diner, welches am 22. Sept. der österreichische Linienschiffskapitän

*) Vgl. „Neuer Anzeiger des Westens“, in Saint-Louis, Wochenansgabe vom 8. Oct. 1868.

***) Schon in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts interessirten sich die nordamerikanischen Freistaaten durch Wort und That lebhaft für die Sache Griechenlands. Vgl. Rudolf Doehrt, Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Amerika, S. 66 fg. ,

Dufwa dem Admiral Farragut gab, erwiderte dieser den von Dufwa auf die Flotte der Vereinigten Staaten und auf das Wohl Farragut's ausgebrachten Toast, indem er sagte: „Ich trinke meinerseits auf das Gedeihen der österreichischen Flotte, die so glänzende Beweise ihrer Tüchtigkeit abgelegt hat, und auf die Gesundheit des tapfern Admirals Tegetthoff, den hier nicht getroffen zu haben ich tief bedauere. Ich bewundere in Tegetthoff das Genie und die Thatkraft, die er in ernster Stunde so glänzend bewährte. Ich trinke auf das Wohl der österreichischen Armee und danke zugleich für die in Oesterreich gefundene freundliche Aufnahme. Schließlich bitte ich, die Ueberzeugung hegen zu wollen, daß, wenn jemals österreichische Offiziere nach meiner Heimat kommen, man sie dort mit offenen Armen und warmen Herzen empfangen wird.“ Den Toast auf die Armee Oesterreichs erwiderte Feldmarschalllieutenant von Möring.

Bevor Farragut den Hafen von Triest verließ, besuchte er das schöne Felsenloß Miramar, von wo der unglückliche Erzherzog Maximilian von Oesterreich am 14. April 1864 für immer geschieden war. Der republikanische Admiral konnte ein wehmüthiges Gefühl nicht unterdrücken, als er die Räume betrat, wo in glücklichen Tagen der Sprößling eines alten Kaiserhauses gewohnt, der im fernen Mexico durch republikanische Kugeln enden sollte.

Ende October 1868 kehrte Farragut mit seinem Geschwader, welches drei Jahre in den europäischen Gewässern stationirt gewesen war, nach Amerika zurück. Er war bei dem großen Musikfeste, das vor kurzer Zeit zu Boston in Massachusetts gefeiert wurde, zugegen.

Wir schließen unsern Artikel mit einigen Bemerkungen aus einem werthvollen Aufsätze des talentvollen französischen Schriftstellers und Politikers Ernest Duvergier de Hauranne, welcher während seiner Anwesenheit in den Vereinigten Staaten persönlich mit Farragut bekannt wurde, in dem Januarheft der „Revue des deux Mondes“ vom Jahre 1866. Der geistvolle Franzose sagt: „Es wurde mir nicht sehr schwer, die Bekanntschaft dieses durch Verstand und Herz ausgezeichneten Mannes (Farragut) zu machen. In seiner äußern Erscheinung und in seinem ganzen Wesen liegt etwas so Freimüthiges, so Ungeziertes, so entschieden Sympathisches, daß man ihn auf den ersten Anblick zu erkennen glaubt und sich zu ihm hingezogen fühlt. Farragut ist durch und durch ein Seemann und zwar von jener Art, deren Herzensgüte nur durch ihren heroischen Muth übertroffen wird und deren offene, berbe Wiederkeit die angeborene Liebenswürdigkeit erhöht. Seit der frühesten Jugend auf dem Meere heimisch, hat er sich durch eigene Kraft seinen Weg gebahnt und erntet heute den Lohn seines vielbewegten Lebens. Einfach und ohne Schüchternheit, wie dies seine Natur mit sich bringt, erzählte er seine Heldenthaten; jede eitle Ostentation liegt ihm dabei fern, das Interesse für die Thatfachen allein beherrscht ihn, wenn er bei seinen Erzählungen den Zuhörern lehrreiche Blicke gibt. Der Muth ist ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er nicht im entferntesten daran denkt, seine Kühnheit hervorzuheben, vielmehr scheint es ihm ganz natürlich zu sein, daß jeder andere Mensch gerade soviel Muth besitzt wie er. Wenn man ihn von seinen Schlachten erzählen hört, kommt man fast zu der Ueberzeugung, daß man an seiner Seite nur muthig sein könne. Gegen Farragut wenigstens ist die Republik nicht undankbar gewesen; ihn zu ehren, hat man den aufgehobenen Titel eines Viceadmirals wieder ins Leben gerufen. Viele vornehme und reiche Bürger der Stadt Newyork traten zusammen und schenkten ihm, als ein Zeichen ihrer Bewunderung und Dankbarkeit, die Summe von 50000 Doll. In Frankreich würde man ein solches Geschenk als ein Almosen angesehen haben. In der Nordamerikanischen Union nimmt man es

als eine Nationalbelohnung und als eine Ehrengabe an. Welch ein Unterschied besteht, bei Lichte betrachtet, zwischen diesem durch Privatleute überreichten Geschenke und dem bei uns herrschenden Gebrauche, um Pensionen nachzusuchen und auf Kosten des Staats Dotationen zu verleihen! Welche Sitte ist die würdigere? — Jedes Land hat seine besondern Gebräuche. Es kam bei uns vor, daß man sich nicht schämte, der feile Knecht und der Parasit des Königs zu sein (*d'être le valet et le parasite du roi*). In Amerika ist das Volk der König; dort bewirbt man sich um die Liebe und die Achtung des Volks.“

Der falsche Demetrius auf deutschen Bühnen.

Ein Essay von Rudolf Gottschall.

Maltitz, Franz Friedrich Freiherr von, „Demetrius“ (1817); Hermann Grimm, „Demetrius“ (1854); Friedrich Bodenstedt, „Demetrius“ (1856); Gustav Kühne, „Demetrius im Schiller-Buch“ (1860); D. F. Gruppe, „Demetrius“ (1861); Friedrich Hebbel, „Demetrius“ (1864); Heinrich Laube, „Demetrius“ (1869).

Kein Stoff hat in den letzten Jahrzehnten auf deutschen Bühnen einen so häufigen Rundgang gemacht wie der russische „Demetrius“. Nachdem Maltitz schon früher das Schiller'sche Fragment mit möglichster Treue ausgeführt hatte, folgten Otto Gruppe, Gustav Kühne und neuerdings Heinrich Laube mit andern Fortsetzungen und Ausarbeitungen des Schiller'schen Plans, während Hermann Grimm, Friedrich Bodenstedt und Friedrich Hebbel neue Demetrius-Dramen schufen. Die sonst gegen die Tragödie so spröden Bühnen erschlossen sich gerade diesen Studien mit ausnahmsweiser Beeiferung; das berliner Hoftheater brachte nicht weniger als drei Demetrius-Tragödien zur Aufführung; das Laube'sche Drama macht in der gegenwärtigen Saison 1869/70 die Runde über die Bühnen. So wendet sich das unmittelbare Interesse der Zeitgenossen jenen Stoffen und seiner dramatischen Einkleidung zu. Eine nähere Betrachtung der Fabel und der Dramen, die sie zum Inhalte nehmen, ist um so mehr geboten, als eine Menge der wichtigsten dramaturgischen Fragen, wichtig für die Production der Gegenwart wie für Ergründung des Wesens dramatischer Dichtung, ihr dabei nicht nur gelegentlich in den Wurf kommt, sondern auch gebieterisch auf Lösung bringt, wenn das Urtheil über den ästhetischen Werth des Stoffes und der betreffenden Dichtungen nicht in der Luft schweben soll.

Selten sind in der neuern deutschen Literatur die typischen Stoffe, während sich im Alterthume an den Ueberlieferungen der Mythe gleichzeitig die verschiedensten Dramatiker versuchten, um dem gegebenen Stoffe die ihrem Talent entsprechenden Seiten abzugewinnen. Auch zu Zeiten Shakspeare's gab es Lieblingsstoffe, die in Roman, Novelle, Dichtung und Drama vielfach behandelt wurden; die Commentare Shakspeare's sind ja unermüdblich, uns die Vorgänger dieses Dichters in Behandlung der einzelnen Stoffe nachzuweisen. Man nahm die Stoffe, wo man sie fand, und richtete sie zu, wie man sie brauchte. Der Ruhm eigener Erfindung galt für gering, fast für so gering wie bei den alten Griechen, wo nur der Sohn des Tisamenos, Agathon, Ruhm erwarb mit seinem freierfundenen Trauerspiele „Die Blume“, dem einzigen Beispiel dafür, daß ein hellenischer Dichter an die Stelle der volkstümlichen Mythenstoffe eine allein der eigenen Phantasie entflammende dichterische Fabel setzte. Bei den Engländern waren es indeß nicht die Erfindungen des Volksgeistes, sondern diejenigen anderer Dichter, welche die Dramatiker benutzten. Die junge Bühne Albritanniens brauchte viel Nahrung zu ihrem Wach-

thum, und die Dichter, welche sie zu versorgen hatten, waren nicht gerade wählerisch im Aufgreifen der dazu brauchbaren Stoffe, am wenigsten aber zerbrachen sie sich den Kopf über das geistige Eigenthumsrecht.

In unserer classischen Literatur herrschte in Bezug hierauf ein strengerer Moralcodex; freierfundene Stoffe andern Dichtern, sei es Romanen, Gedichten oder Dramen, zu entlehnen, galt für unvereinbar mit der Würde eines Poeten von Ruf. So ist es bis in die neueste Zeit geblieben; das Zuschneiden der Romanstoffe für die Bühne wurde den für den theatralischen Bedarf arbeitenden Fabrikanten und Fabrikantinnen überlassen. Nach unserer Ansicht geht man sogar hierin zu weit. Ein echter Dichter wird jeden Stoff, den er erwählt, durch die Originalität der Behandlung zu seinem geistigen Eigenthum zu machen wissen. Die Umbichtung eines Romans, einer Novelle in ein Drama erfordert aber ein großes schöpferisches Talent, da der Schwerpunkt beider dichterischen Gattungen ganz nach der entgegengesetzten Seite liegt. Auch gibt es namentlich unter den französischen Romanen eine beträchtliche Zahl, welche interessante Stoffe aus der Wirklichkeit aufgreifen und eben nur spannend erzählen, ohne ihren geistigen Gehalt zu ahnen, weit weniger zu erschöpfen. Hier liegt doch offenbar ein nur wenig façonnirter Rohstoff vor, den ein deutscher Dramatiker doch erst von Anfang bis zu Ende durchgeistigen müßte, ein Stoff, für welchen der künstlerische Ausscheidungsproceß erst begonnen hat. Solche Stoffe, sobald sie geistigen Gehalt bieten, aufzunehmen, sollten unsere Dramatiker weniger spröde sein. Die berechnete Kritik wird stets das Kunstwerk in seiner originellen Bedeutung würdigen als einen selbständigen Organismus und alles andere als ein gleichgültiges Moment betrachten.

Bei historischen Stoffen herrschte stets eine freiere Convenienz; doch vermied man auch hier gern die ausgetretenen Bahnen. Einen „Egmont“ und „Göz“ hatte niemand vor Goethe, einen „Fiesco“ und „Wallenstein“ niemand vor Schiller bearbeitet. Für „Don Carlos“ lag das Trauerspiel von Otway vor, in welchem es sogar an einem Marquis Posa nicht fehlt, und eine „Maria Stuart“ hatte Spieß, ein damals sehr beliebter Scribent, vor Schiller gedichtet und auch auf die Bühne gebracht. Die Werke eines neulateinischen Dichters, in welchen, zufolge der Versicherungen eines zuverlässigen Freundes, der dieselben besaß, fast alle Schiller'schen Dramenstoffe bereits behandelt sind und für die berühmtesten Monologe Schiller's sich die Originale finden, denen der Dichter vieles entlehnt hat, sind uns bisher nicht zugänglich gewesen; es wäre von höchstem Interesse, hier eine geheime Stoffquelle Schiller's zu entdecken, von welcher er selbst niemals gesprochen hat. Auch für den „Demetrius“ hatte Schiller einen deutschen Vorgänger, und dieser war kein anderer als sein später so gefeierter Nebenbuhler, das Mitglied der berliner Akademie und der Liebling des weimariſchen Hofes, der 1802, noch dazu als Landestind, sich hier der größten Ehren erfreute, August von Kozebue.

In der folgenden Mittheilung benutzen wir die literarhistorische Abhandlung, welche Otto Gruppe seiner Bearbeitung des Schiller-Fragments beigelegt hat, und welche von dem Sammlerfleiß dieses Autors ein rühmliches Zeugniß ablegt. Kozebue war im Jahre 1781 nach Petersburg gegangen als Privatsecretär des Generalgouverneurs von Bawor, welcher bald darauf die Direction des deutschen Theaters in Petersburg erhielt. Hier schrieb der zwaimbzwanzigjährige Poet, angeregt durch die Einflüsse der russischen Umgebung, einen „Demetrius“, der auch im Jahre 1782 mit vielem Beifall zur Aufführung kam. Indes ist diese Jugendarbeit Kozebue's niemals im Druck erschienen und nur aus einer genauen Correspondenz der „Literatur- und Theaterzeitung“ (2. Nov. 1782) und einer petersburger Correspondenz der „Hamburger Zeitung“ kann man sich ein ungefähres Bild der Dichtung entwerfen. Die „Hamburger Zeitung“ verspricht den Liebhabern in der Person des Verfassers „mit der Zeit einen großen Mann fürs Theater“. Dem „russischen Tri-

ginaltrauerspiel“, als welches es sich ankündigte, rühmt die „Theaterzeitung“ guten „Dialog, Behauptung der angenommenen Charaktere, einige gute und abwechselnde Scenen“ nach; es kommt darin eine sanfte Prinzessin Iwanowna vor. Die Zärtlichkeit, die dem russischen Nationalcharakter eigen ist, wurde mit einer gewissen Treue copirt und zu Momenten weicher Rührung benutzt. Daß Kozebue, wie ihm dies auch später stets begegnete, sich den tragischen Moment der Fabel entgehen ließ, erhellt schon daraus, daß sein Held nicht der „falsche“, sondern der echte Demetrius ist, eine Wendung, die ihn sogar in Conflict mit der russischen Polizei brachte. Denn die Russen erkennen keinen wahren Zaren Demetrius an; der Titel des Kozebue'schen Stücks: „Demetrii Iwanowitsch Zar von Moskau“, verstieß daher gegen die officielle russische Historie und mußte auf Geheiß des Oberpolizeimeisters durch Fortlassung des Zusatzes „Zar von Moskau“ von seinem kegerischen Verstoße gegen die Ueberlieferung der Reichsarchive gesäubert werden. Gewiß hatte Schiller von der Existenz eines solchen Trauerspiels Kunde, denn in Weimar verfolgte man ja mit der Theilnahme der Liebe oder des Hasses die Entwicklung des jungen Kozebue, und seitdem der weimarische Hof in so nahe Beziehungen zu dem russischen getreten war, konnte man über russische Theatervorgänge aus bester Quelle schöpfen.

Die russische Literatur selbst besaß schon früher ein Originalschauspiel: „Demetrii der Falsche“, von Sumarokow. Auch die französische Literatur hat einen 1689 am Théâtre français aufgeführten „Demetrius“ aufzuweisen, dessen Verfasser der Steinfegemeister Aubry ist. In einem italienischen Original, das auch für die französische Bühne bearbeitet und am 10. Aug. 1717 in Paris unter dem Titel „Arlequin Demetrius“ aufgeführt wurde, hat der Verfasser Dr. Voccababati das Thema in einer Weise behandelt, welche den tragischen Stoff dicht an die commedia dell' arte rückt. Nach Gruppe's Mittheilung hat die Erfindung viel Sinnreiches. Um den echten Demetrius gegen die Verfolgungen des Usurpators Boris einigermaßen sicherzustellen, erzog man zwei Sklavensinder gleichen Alters mit ihm und verfaß diese mit dem gleichen der Haut eingestrichen Zeichen, welches das Zarenkind kenntlich machte. Der abgesandte Mörder tödtete, hierdurch getäuscht, wirklich den falschen, zwei blieben übrig, der echte Prinz und ein falscher, Arlequin. Auf die Kunde, daß der wahre Thronerbe noch lebe, wird Arlequin vorgeschoben, durch seine Tölpelstreiche entgeht er nicht nur den auf ihn geführten Schlägen, sondern kommt auch in den Ruf eines politischen Genies, während er selbst in den Schlachten und bei jeder andern Gelegenheit die feigste und lächerlichste Rolle spielt. Neben dieser Posse schreitet nun aber doch andererseits die Tragödie fort und neben Arlequin spielt der echte Demetrius Boris gegenüber seine Rolle. Die Schlußentwicklung geschieht durch den Einsturz eines Amphitheaters, in welchem Thierkämpfe stattfinden; man glaubt Arlequin erschlagen und der echte Prinz, welcher der Gefahr, von den Bestien gefressen zu werden, glücklich entrinnt, besteigt den Thron.

Auch einen spanischen Demetrius gibt es. Von allen diesen Stücken hatte indeß Schiller kaum irgendeine Kunde. Was ihm den Stoff äußerlich näher rückte, waren wol die Beziehungen des weimarischen Hofes zum russischen, die er schon einmal dichterisch verherrlichte, als er die russische Prinzessin in der „Huldigung der Künste“ feierte. Eine Stelle des Schiller-Rörner'schen Briefwechsels deutet darauf hin, daß äußere Rücksichten der Stoffwahl nicht fremd geblieben sind. Dann aber zog den Dichter vor allem das tragische Interesse des Stoffes an. Schon vor Vollendung des „Wallenstein“ im Jahr 1797 hatte Schiller an Goethe geschrieben: „Ich habe mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff aufzufinden, welcher von der Art des Oedipus Rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verschaffte. Diese Vortheile sind unermesslich, wenn ich auch nur den einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung

ja gesehen ist und mithin jenseit der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene als unabänderlich seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und die Furcht, daß etwas gesehen sein möchte, das Gemüth ganz anders afficirt als die Furcht, daß etwas gesehen möchte. Der Oedipus ist gleichsam nur eine tragische Analyse. Alles ist schon da und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der kleinsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmomente geschehen, wenn die Begebenheiten auch noch so complicirt und von Umständen abhängig sind.“

Einige dieser unermesslichen Vortheile bot nun der Demetrius-Stoff; er erinnerte an die Oedipus-Sage; den Helden trifft ein unverschuldetes Schicksal. Freilich, wir sehen ihn nicht bloß sich leidend verhalten wie Oedipus; er handelt vor unsern Augen; er wirbt um die Krone und erklümpt sie tapfer im Glauben an sein gutes Recht, ehe eine aus der Vergangenheit in sein Leben greifende Hand dies Recht in Unrecht verwandelt. In der Geschichte ist, den zuverlässigsten Berichten zufolge, allerdings nur die Thatsache gegeben, daß Boris Godunow den Demetrius ermorden, aber dann auch seinem Mörder auflauern und auch diesen, um das Geheimniß sicher zu bewahren, aus dem Wege räumen ließ. Die Peripetie, daß Demetrius selbst die sichere Kunde seiner Unrechtheit erhält und so in seinem innersten Wesen und Willen gebrochen, daß also der Held in die Schlingen eines antiken Fatums verstrickt wird, gehört dem erfindnerischen Genies unsers großen Dichters an und alle Dramatiker, welche ihm hierin folgten, stehen auf seinen Schultern, mögen sie nun eine Fortsetzung seines Fragments oder eine selbständige Dichtung verfaßt haben.

Wohl darf man fragen, was denn eigentlich dem Demetrius-Stoff eine so große Anziehungskraft für die nachfolgenden Dichter gab? War es das tragische Moment, das von mehreren so beiläufig behandelt wurde, daß man kaum annehmen darf, der Antheil am Stoffe sei durch dasselbe hervorgerufen worden? War es ein Interesse, das der Stoff an und für sich für die Gegenwart hat?

Wir sind keckerisch genug, uns nicht an dem bloß tragischen Moment des Stoffs genügen zu lassen, das in mancher Hinsicht doch eine formale Bedeutung hat. Denn ein Ritter, der plötzlich erfährt, daß die Herkunft, auf der sein Einfluß ruht, eine unbegründete sei, ein reicher Mann, der dasselbe von seinem Besitzthum erfährt, würden an und für sich in derselben Lage wie Demetrius sein. Daß es sich aber um eine Krone und ein Reich handelt, gibt dem Stoff nicht nur seine tragische Größe, sondern seine eigentliche geistige Bedeutung. Hier treten die großen Principien, die in der neuern Geschichte eine so weltbewegende Rolle spielen, das Princip der Legitimität und der Usurpation, einander in dem innern Conflict einer bedeutenden Persönlichkeit gegenüber. Man sollte glauben, daß dieser Gegensatz der Principien, welcher dem tragischen Moment des Stücks seinen tiefern Inhalt gibt, unsere Dramatiker besonders angelockt habe. Denn im übrigen hat die russische Geschichte jener Zeit durchaus nichts Sympathisches für unser Empfinden; es war eine wilddarbarische Zeit; der Vorgänger des Zaren Boris war jener schreckliche Iwan, der Verwüster von Nowgorod, der Vertilger ganzer Generationen, welchen Lostoi neuerdings auf die russische Bühne gebracht hat, und der Hintergrund einer von Blut und Brand gerötheten Epoche ist ungünstig für ein Bühnengemälde, in welchem doch menschliches Empfinden den Mittelpunkt bildet. Und schließlich, was ist uns He-cuba? Ist es uns nicht gleichgültig, wer in dem alten Barbarenlande herrscht, wenn Boris regiert wie Iwan und Demetrius wie Boris und nur die Despotensippe um ein neues Glied vermehrt wird?

Gleichwol haben fast alle Dichter diese wichtige Frage des Principis, welche für eine moderne Dichtung die Seele der Handlung sein muß, wenig beachtet, und die sie beach-

teten, haben ihre Lösung versucht in einer dem Genius des Jahrhunderts widersprechenden Weise.

Es bleibt also nichts übrig als anzunehmen, daß die Pietät gegen Schiller das Motiv war, welches so viele Dichter zur Aufnahme eines von unserm größten Dramatiker auserwählten Stoffes veranlaßte, zur Weiterführung seiner dramatischen Fragmente oder zur Neugestaltung des zu Grunde liegenden Plans. Diese Pietät spricht sich bei denjenigen Dramatikern, welche wie Laube der Bühne ihre volle Theilnahme schenken, in dem Wunsche aus, ein Bühnenstück zu schaffen, welches das Schiller'sche Fragment in sich aufnehme und so für unser Theater als Theil eines Ganzen rette, während es bis dahin nur als Bruchstück und Torso zur Aufführung gekommen war.

Wie bei einer Schachpartie sich aus bestimmten Anzügen eine Reihe von Varianten für die Fortsetzung des Spiels ergibt, so auch aus bestimmten Annahmen eine Reihe von Varianten für die dramatische Dichtung. Für einen falschen Demetrius, Smerdel, Sebastian, Warbeck, Waldemar werden sie immer dieselben sein, und bei einer reichen Production wird sich ergeben, daß das Schema von verschiedenen Dichtern in verschiedener Art ausgefüllt wird.

Ein solcher Pseudofürst kann also einmal der echte sein und wird nur vom Volke für den falschen gehalten. Dieses Thema hat Putliz im „Waldemar“ behandelt. Nichtanerkennung eines begründeten Anspruchs ist indeß mehr traurig als tragisch; es ist ein Irrthum, der nicht in dem Helden selbst liegt, sondern von außen an ihn herantritt. Ähnlich hat Hermann Grimm in seinem „Demetrius“ (1854) den Stoff behandelt und sich so ganz und gar von Schiller entfernt. Bei allem Talent, welches der Verfasser bewährt, erscheint diese Fassung doch als die unhaltbarste. Wohl kämpft der Held hier mit dem Schicksal, wie ein Schiffer mit ungünstigem Fahrwind; aber in diesem Kampfe liegt nichts Großes, Bedeutendes. Die Mutter hat den wahren Sohn Iwan's gerettet, nachdem sie rechtzeitig des Tyrannen böse Absicht erkannt und einen andern an der Stelle desselben dem Mordstahle preisgegeben hat. Nun erfindet aber Grimm eine Variante, welche sein Stück bedenklich dem „Demetrius Arlequin“, dem Werke des Vocabadati, und allen seit den Zeiten des Alterthums gedichteten „comedies of error“, Vertauschungs- und Vertauschungskomödien nähert. Auch jener falsche Demetrius ist am Leben geblieben, der echte und der falsche treten sich also in dem Stücke gegenüber, eine dramatische Doppelwirthschaft, bei welcher keiner zu seinem vollen Rechte kommen kann.

Daß auch Rozebue zu seinem Helden den echten Demetrius genommen, haben wir schon oben gesehen. Dieser Poet zeigte am deutlichsten, wozu eine solche Stoffwahl führen muß, nämlich zu einem Mährdrama, nicht zu einer Tragödie.

Die meisten Dramatiker behandeln indeß nach Schiller's Vorgang den „falschen Demetrius“. Auch hier sind wieder verschiedene Varianten möglich. Entweder Demetrius weiß von Haus aus, daß er nicht der echte ist, oder er erfährt es später, nachdem er bereits eine glänzende Ruhmesbahn eingeschlagen, seine Ansprüche auf den Thron geltend gemacht hat. Das ist die Variante Schiller's mit ihrer bedeutsamen tragischen Wendung, und dem Vorgange des Meisters mag man es verdanken, daß jene erste Lesart in Bezug auf den Demetrius-Stoff nicht zur Anwendung gekommen ist. Freilich hat sie Schiller selbst in seinem „Warbeck“, nach ihm Alfred Meißner im „Präsidenten von York“ und Otto Roquette im „Falschen Sebastian“ ausgeführt.

Dieser Variante tritt indeß bald das moralische Bedenken entgegen, daß ein Betrüger kein dramatischer Held sein könne, ein Bedenken, das sich in neuester Zeit verschärft hat, seitdem man in erster Linie nicht nur von dem Dichter, sondern auch von seinen Charakteren sittliche Tüchtigkeit verlangt. Die Anwendung dieser neuen Sittlichkeitstheorie auf

die Tragödie würde sie allerdings ruiniren und unmöglich machen. „Was“, rufen diese Apostel der zahlungsfähigen Moral z. B. aus, indem sie sich selbst an die eigene tapfere Brust schlagen, „der Held ist ein Mörder? Damit hat er ja jede Sympathie verloren.“ Den classischen Tragödien gegenüber wagen sie diese Einwendungen nicht zu machen; wie würden sonst „Rhytännestra“ und „Drest“ sich rechtfertigen können? Und gibt es einen gemeinern Mörder als diesen Macbeth, der seinen edeln, gnadenreichen König, noch dazu den Gast, in der eigenen Burg ermordet? Und wenn unser Interesse den Helden noch über diese Abscheu erregende Blutschuld hinaus verfolgt, so ist dies wol ein sicherer Beweis dafür, daß nicht der Maßstab des Sittenpredigers und des Criminalrichters für die Tragödie gebraucht werden darf. Selbst moralische Ungeheuer wie Richard III., der im Verwandtenmorde schwelgt und bisweilen in einer Zeile höchst beiläufig eines Mordes erwähnt, aus dem ein hellenischer Tragöde ein ganzes Trauerspiel gemacht hätte, behaupten sich auf der Bühne, und wir schenken ihnen selbst widerwillig unsern Antheil.

Ja, wird man uns entgegenen, wenn das Verbrechen Größe der Energie und der Leidenschaft zeigt, dann können wir ihm die Theilnahme nicht entziehen, die wir stets der Stärke des Willens und der Consequenz des Handelns zollen. Doch es gibt eine ästhetische Stufenleiter des Vergehens; der Mord und jede gewaltsame That des Affects und der Leidenschaft mag sich für das Trauerspiel eignen, aber kleinliche Verstöbe gegen das Sittengesetz und den Criminalcode, wie z. B. Betrug und Fälschung, fallen gänzlich aus dem Bereich desselben heraus. Hierin liegt keine Größe, keine Leidenschaft; es sind Verbrechen, die aus der Schwäche, der Hinterlist und Heimtücke der Charaktere hervorgehen, und wer wird uns zumuthen, daß solche Waffen der Ohnmacht, die nicht zum Hergeräth der Melpomene gehören, unsere Theilnahme erobern sollen?

Mit derartigen Allgemeintheiten und moralischen Abstractionen ist aber in der Aesthetik sehr wenig ausgerichtet. Auf dem Gebiete der Dichtkunst gilt der in der Moral verworfene Grundsatz des Jesuitismus: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Ein großer Zweck bleibt immer ein großer Gegenstand, der den tiefsten Grund der Menschheit aufzuregen vermag. Macbeth will eine Krone erobern; er begeht deshalb einen Mord. Richard III. ist nicht bloß Mörder, er ist auch Tartuffe, um das Volk für sich und seine ehrgeizigen Pläne zu gewinnen. Wieviel Hinterlist und Treubruch weiß die Geschichte von den alten und neuen Usurpatoren zu berichten, welche ihre großen Zwecke durch derartige Mittel durchsetzten! Fiesco betrügt ganz Genua, um seine Herrschergeleüste zu verwirklichen; er nimmt vor Freund und Feind die Maske vor und spielt Komödie. Ist dies nur ein gemeines Motiv? Es wirkt doch mit tragischer Macht; es kommt nur darauf an, ob unter dem Maskenscherz einer Fastnacht die Pritsche eines Hanswurstes oder die Dolche einer Sicilianischen Vesper verborgen sind.

Wir können daher nicht denjenigen bestimmen, welche von vornherein einen falschen Demetrius, Smerdes, Sebastian, die es mit Bewußtsein sind, von der Schwelle der Tragödie verweisen. Alles kommt darauf an, ob der Dichter ihnen einen wahrhaft großen Zweck zu geben weiß, der unsern Antheil zu erwecken vermag. Dann würde in dem Gebrauch eines unedeln Mittels zur Erreichung eines edeln Zweckes die tragische Schuld liegen, als deren Opfer der Held fällt. Freilich, um ein Mittel, wie den Betrug, zu rechtfertigen, müssen in der andern Wagchale die Interessen einer Nation, des Vaterlandes, der Menschheit liegen. Bloße Befriedigung des Egoismus, auch wo er zu krennträberischer Energie sich aufschwingt, würde die Schale des Betrugs als eines kleinen Mittels allzu hoch in die Höhe schnellen.

Dieser Mangel kennzeichnet den Plan des Schiller'schen „Warbet“ und läßt uns nicht allzu tief bedauern, daß das Stück nicht vollendet worden ist. Der Dichter läßt seinen Helden, soweit man nach dem Entwurfe urtheilen kann, als einen Präbendenten ohne jedes

höhere Ziel erscheinen, und was das Schlimmste ist, nicht einmal als selbständigen Betrüger, sondern als abhängiges Werkzeug fremden Betrugs. Die Art, wie er uns den Warbeck als eine Art von geheimnißvoll dämonischer Gestalt hinstellen will, führt über diese Klippe nicht hinweg. „Warbeck spielt seine Rolle mit einem gesetzten Ernst, mit einer gewissen Gravität und mit eigenem Glauben. Solange er den Richard vorstellt, ist er Richard; er ist es auch gewissermaßen für sich selbst, ja sogar zum Theil für die Mitansteller des Betrugs. Dieser Schein darf schlechterdings nichts Komödiantisches haben; es muß mehr ein Amt sein, das er bekleidet und mit dem er sich identificirte, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erste Schritt gethan ist, hat er seine vorige Person ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem ersten fließen, hat er mit seinem ersten Entschlusse adoptirt, und er stützt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf sich genommen hat. Eine gewisse poetische Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahwitz hilft seine Moralität retten. Eben das, was ihn in den Augen der Herzogin zu einem Rasenden macht, dient ihm zur Entschuldigung.“ Wir glauben nicht, daß diese Manie, welche die vorgenommene Maske zuletzt selbst für Wahrheit hält, genügt, um den Helden als einen vom innern Dämon Getriebenen auf eine tragische Höhe zu erheben. Der Conflict aber zwischen seinem Selbständigkeitsgefühl und der Abhängigkeit, in welcher ihn die Intriguen der Herzogin von Panama halten, hat mehr etwas Peinliches als etwas Tragisches. Zuletzt erscheint der echte York, nachdem früher ein anderer Betrüger, Sinned, der sich für denselben ausgibt, im Zweikampfe unterlegen ist. Daß Warbeck diesen Plantagenet anerkennt und ihm als seinem Herrn huldigt, hebt den Charakter nicht sonderlich, obgleich es ihm vom Dichter dadurch möglich gemacht wird, daß er selbst als ein natürlicher Sohn York's erkannt worden ist. Wir haben hier also das Motiv, welches Hebbel und Laube für ihre Demetrius-Tragödien benutzt haben.

„Warbeck“ ist im Grunde nur eine Prätendentenkomödie ohne irgendwelchen Abschluß; denn am Ende des Dramas wollen Plantagenet und Warbeck gemeinsam ihre Rechte auf den Thron geltend machen. Damit beginnt doch eigentlich erst die Tragödie, wenn sie auf solcher Grundlage, noch dazu, wo das Prätendententhum als Compagniegeschäft betrieben wird, möglich wäre. Warbeck erscheint als eine sehr ungünstige Variante jener dramatischen Schachpartie, für welche derselbe Dichter im „Demetrius“ die besten Züge fand.

Wenn dem Schiller'schen „Warbeck“ die Größe der Zwecke fehlt, welche das Mittel des Betrugs heiligen können, so ist dies dagegen in dem „Falschen Sebastian“ von Otto Roquette nicht der Fall. Dieser ist ein Freund des echten, Duarte, und hat es als ein Vermächtniß von dem in der Mauren Schlacht gefallenen Helden übernommen, Portugal von spanischer Herrschaft zu befreien und den Sohn der Herzogin von Braganza auf den portugiesischen Thron zu erheben. Er tritt von Haus aus mit dem Bewußtsein auf, eine solche Sendung zu erfüllen:

Du hast mich, mein Geschick, durch Wüsten, Meere,
Durch Kerker Nacht und Ketten fortgeführt,
Und jeden Schritt mußst' ich in heißem Kampf
Abzwingen deinem Willen, um zu siegen.
So hast du selbst zur Ueberzeugung mich
Erzogen meiner Kraft und meiner Sendung,
Und so nehm' ich den Riesenkampf mit dir
Noch einmal auf! Denn hoch und heilig ist es,
Ein Werkzeug seines urewigen Gedankens,
Der aus der Nationen Schmach und Ringen
Gewaffnet springt, ein freies Götterkind!
Daß ich sein Werkzeug bin, ich hab's erprobt,
Und schreite stolz bewußt zum Ziel hinan.

Wir meinen, das Mittel des Betrugs trete gegen die erhabenen Zwecke eines opfermüthigen Patriotismus so in den Hintergrund, daß seine moralische Kleinlichkeit und Missethätigkeit verschwinde. Doch hat Roquette nicht verstanden, in sein Stück eine lebendige dramatische Bewegung zu bringen, eine tragische Wendung. Und doch wäre eine solche Peripetie auch bei dieser Fassung des Problems möglich gewesen. Der falsche Sebastian mußte zur Einsicht kommen, daß die Portugiesen keines Messias bedürfen, der neuen Herrschaft mit treuer Hingebung anhängen. Dann würde er selbst in seinem innersten Wesen und Willen erschüttert; der Betrug zeigt sich ihm selbst als das, was er ist; mit dem Verschwinden des großen Zweckes erscheint auf einmal das Mittel in seiner gespenstisch-dämonischen Gestalt, als unedel und den Helden erniedrigend; er steht auf einmal in sich selbst den Usurpator und fällt als freies Opfer der erkannten tragischen Schuld.

Die wahrhaft tragische Variante, die in alle dem Schiller'schen Fragment mittelbar oder unmittelbar nachgedichteten Demetrius-Tragödien aufgenommen ist, besteht in jener Wendung, welche den auf sein gutes Recht selbst gewiß vertrauenden Helden plötzlich zu einem willenlosen Betrüger macht. In der Motivirung dieser Wendung und in ihren tragischen Consequenzen liegt der Kern der Tragödie. Wie die erstern begründet, wie die letztern durchgeführt sind, das gibt den verschiedenen Demetrius-Stücken die verschiedene Psychognomie und Bedeutung.

Die Motivirung findet sich scharf und präcis in dem Schiller'schen Fragment folgendermaßen bestimmt: „Unter der Menge von Russen, die sich in Tula zum Demetrius drängen, erscheint ein Mann, den Demetrius sogleich erkennt; er freut sich höchlich, ihn wiederzusehen. Er entfernt alle andern, und sobald er mit diesem Manne allein ist, dankt er ihm mit vollem Herzen als seinem Retter und Wohlthäter. Jener gibt zu verstehen, daß Demetrius allerdings eine große Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine größere, als er selbst wisse. Demetrius dringt in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der Mörder des echten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für diesen Mord wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr von Boris nichts als den Tod zu erwarten. Dürstend nach Rache traf er auf einen Knaben, dessen Aehnlichkeit mit dem Zaren Ivan ihm auffiel. Dieser Umstand mußte benutzt werden. Er nahm sich des Knaben an, floh mit ihm aus Uglitsch, brachte ihn zu dem Geistlichen, den er für seinen Plan zu gewinnen wußte, und übergab diesem das Kleinod, das er selbst dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch diesen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verloren und dessen Schritte er jederzeit unvermerkt geleitet hat, ist er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falsche Demetrius, herrscht über Rußland an Boris' Stelle. Während dieser Erzählung geht in Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillschweigen ist furchtbar. In dem Moment der höchsten Wuth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder aufs Aeußerste, da er mit Trotz und Uebermuth seinen Lohn fordert. Er stößt ihn nieder.“ Das ist alles einleuchtend und so vortrefflich, daß jede Abweichung von dem Schiller'schen Plane nur eine Verschlechterung sein könnte. Meisterhaft ist der symmetrische Aufbau und die dramatische Entwicklung der Scene, auch schon äußerlich darin erkennbar, daß sie mit dem liebevollsten Vertrauen beginnt, welches Demetrius seinem Erzieher schenkt, und mit der Ermordung desselben endet.

Bei Franz von Maltiz, der sich am engsten an den Schiller'schen Plan angeschlossen hat, ist der Leiter der Intrigue ein Geistlicher Andrei, der im Gefolge des Erzbischofs von Resan erscheint, um dem Zaren zu huldigen. Andrei erzählt in breitspüriger, mit überflüssigen Schildereien prunkender Weise dem Demetrius, wie er vom Zaren Boris

den Auftrag erhalten, den Knaben zu morden, wie man ihm den versprochenen Lohn nicht gegeben, wie er in Acht und Bann geflohen und unter den Kindern seines Bruders einen Sohn Namens Grigor gefunden, welcher mit dem Ermordeten Aehnlichkeit hatte, und den er sich vom Vater entlehnte als Werkzeug seiner Rache. Er findet nun seinen Lohn; Demetrius verflucht ihn, und als er ihn weiter reizt, ersticht er ihn.

Es ist der von Schiller vorgezeichnete Gang der Scene. Bei der Ausführung hätte der Dichter gewiß Veranlassung genommen, den Dial Andrei, außer jener ersten Erwähnung in der Erzählung des Demetrius auf dem polnischen Reichstage, nochmals in irgendeiner Weise dem Publikum durch die Pietät des Helden in die Erinnerung zu rufen, damit sein Auftreten nicht wie bei Maltiz so plötzlich und unvermittelt erscheine.

Zu bedauern bleibt indeß hauptsächlich, daß diese sonst correcte Ausführung der Schiller'schen Angaben durch die dichterische Ohnmacht des Autors in kläglicher Weise abgeschwächt wird. Maltiz schneidet der Scene jeden dramatischen Nerv aus; er verwässert sie nicht nur durch endlose Breite, sondern durch die Wettergüsse eines hohlen Pathos, in denen nur die Gedankenlosigkeit niederregnet. So ruft Demetrius z. B. dem Mörder zu:

Verderben sei dein Dank und Fluch dein Lohn,
Zum Schoß des Abgrunds donn're dich die Rache,
Die Rache, welcher du so treu gebient.

In den Hauptpunkten an das Schiller'sche Fragment schließt sich in Betreff der Motivirung die Fortsetzung Gustav Kühne's an; nur hat die Ausführung hier einen etwas fremdartigen Zug erhalten durch den Charakter des Jesimoff, der an Stelle des Dial Andrei die Leitung der Prätendentenintrigue übernommen hat. Kühne macht es dem Dichter Schiller zum Vorwurf, daß er, während er in seinem Plane schönes Nebenwerk und Schmuck so reich behandle, zwei Gestalten verkürze und beeinträchtige, die zum sachlichen Kern gehören und der Hebel sind, der das Räuberwerk des Ganzen in Bewegung setze, Boris Godunow sowol wie den eigentlichen Machinator der Intrigue, den der Entwurf sehr nebensächlich, fast nur novellistisch, jedenfalls auch nur episodisch andeute. Kühne strebte nun, Schiller zu verbessern, indem er die Figur seines Jesimoff erfand. Daß er diesem indeß eine für die Tragödie oder wenigstens für den Schiller'schen Tragödienstil etwas scharf ausgeprägte Gaunerphysiognomie gab, können wir im wesentlichen nicht für eine Verbesserung Schiller's halten, wie auch die abenteuerliche Bewegtheit der Scenen, in denen Jesimoff auftritt, den großen tragischen Gang durch eine hin- und herfahrende irrlichtelnde Romantik kreuzt. Kühne bringt Jesimoff zuerst mit dem Zaren Boris, dann erst mit Demetrius in entscheidende Beziehung; die ersten Scenen sollen den bei Schiller gerügten Mangel ersetzen. Jesimoff erscheint vor Boris, der ihn lange gefangen gehalten hat, mit gebundenen Händen; Boris hatte ihn ins Gefängniß geworfen, weil er zu ungestüm seinen Lohn verlangte. Jetzt rächt sich Jesimoff dadurch, daß er vorgibt, die That sei ihm mißlungen, jener Demetrius sei der echte. Boris will ihn dafür tödten, Jesimoff sucht durch die Mittelthür zu entfliehen. Boris zieht das Schwert, es ihm nachzuschleudern. Jesimoff springt zum offenen Fenster hinaus, draußen dumpfes Gemurmel und Getöse, Boris wirft ihm das Schwert nach, Jesimoff's gellende Stimme ruft:

Der falsche Zar, der falsche Zar!

Doch nachdem Boris den Giftrunk genommen hat, erscheint Jesimoff wieder und stüstert dem Boris ins Ohr, daß Dimitri, den er fürchtet, nicht der echte Demetrius ist. „So nahm ich Gift aus Irrthum! Gaukler, fahr' zur Hölle“, ruft Boris sterbend.

Nun wendet sich der Gaukler dem neuen Zaren zu, erzählt ihm, daß er den wahren Dimitri umgebracht, als eben Boris den Thäter verleugnete, einen armen nackten Knaben

auf der Straße mit Füßen, die an Iwan's Sohn erinnerten, aufgegriffen, in das Kleid des todtten Prinzen gesteckt, ihm den Schmuck von den neun Smaragden umgehängt und in ein Kloster gebracht habe, wo die Mönche schwören mußten, das Geheimniß zu bewahren, bis er selbst der Welt das Räthsel gelöst haben werde. Demetrius ist außer sich, doch erst als Jesimoff selbst erklärt: „Ich schweige wie die Gruft, mit mir stirbt das Geheimniß“, zieht er den Dolch und ersticht ihn. Bei Schiller geschieht der Mord im höchsten Affect der Wuth und der Verzweiflung, bei Kühne aus Vorbedacht und Berechnung, um des Geheimnisses sicher zu sein.

Ganz im Gegensatz damit ist die Ausführung Otto Gruppe's. Gruppe geht von der Ansicht aus, daß ein Betrüger kein tragischer Held sein dürfe, eine Ansicht, die wir vorhin auf ihren wahren Werth zurückgeführt haben. Das Auffallende dabei ist nur, daß er auch das Schiller'sche Fragment in diesem Sinne umzudeuten sucht, während dasselbe doch über die Intentionen des Dichters nicht den geringsten Zweifel übrigläßt. Gruppe sagt sogar: „Gerade darin, daß nur Demetrius noch nicht erkennt, was dem Zuschauer bereits sonnenklar geworden, daß er noch fortwandelt auf dem unterhöhlten Boden, gerade darin liegt die größte Schönheit, liegt der höchste Werth des Stoffes, liegt die Ähnlichkeit mit der Antike.“ Doch der Schiller'sche „Demetrius“ entspricht durchaus nicht dem antiken Ideal Gruppe's. Die folgenden Worte des Fragments lassen darüber keinen Zweifel: „Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit, sich als Zar zu behaupten.“ Es wäre ein vollständiges Mißverstehen, diesen inneren Kampf darauf zu beziehen, ob Andrei die Wahrheit gesprochen oder nicht. Davon ist ja Demetrius vollständig überzeugt. Der Kampf geht nur darauf, ob er seine Krone niederlegen oder behaupten solle. Indem er sich für das letztere entscheidet, verwandelt er sich in einen Usurpator. Diese Scenen geben uns meisterhaft die Genesis der Tyrannei; denn gleich darauf zeigt sich Demetrius als Tyrann, entsetzt den Patriarchen, verurtheilt einen vornehmen Russen, der an seiner Aechtheit gezweifelt hatte. Wo die moralisch kleinliche Ansicht den Bankrott der Kunst erblickt, sehen wir ihren Triumph, da beginnt erst das dämonische Princip, der Genius der Tragödie seine Schwingen zu regen. Nicht Maltiz und Kühne, sondern Gruppe weicht ab von dem Schiller'schen Plane, indem er dem Andrei im dritten Acte eine untergeordnete Rolle gibt und den Schwerpunkt auf die Scene mit der Zarin verlegt. Sein Demetrius glaubt nicht an die Enthüllungen Andrei's, er durfte ja nicht daran glauben, „wenn nicht das ganze Stück aus den Angeln kommen sollte“. Was würde Schiller zu einer derartigen Aeußerung gesagt haben? Das große tragische Moment, um welches sich das ganze Stück dreht, soll das Stück aus seinen Angeln werfen. Doch auch Gruppe's Demetrius ersticht den Andrei aus Entrüstung über den Betrüger:

Wohin riß fort mich mein gerechter Zorn!
Es hastet Blut an meinen reinen Händen!

Diesem Demetrius glauben wir nicht; er hat gewiß seine Hintergedanken, oder wir finden diesen Mord aus moralischer Entrüstung sehr unmoralisch. Wie ganz anders bei Schiller! Hier glaubt Demetrius der Erzählung; doch dem Manne, der sein Leben vernichtet hat, nicht durch seine Erzählung, sondern durch seine That dem Manne, der ihm den Boden unter den Füßen fortzog und ihn hineinriß in einen furchtbaren Conflict, der erdrückend auf ihm lastet, dessen Lösung ihm zunächst unabsehbar erscheint, diesem Manne raubt er in der Verzweiflung, in der auflodernden Leidenschaft das Leben.

So handelt ein tragischer Held, der nicht bloß eine moralische Puppe ist, an der das Phylisterthum und der Katechismus seine Freude hat.

Der neueste Fortsetzer des Schiller'schen „Demetrius“, Heinrich Laube, theilt die moralischen Bedenken Gruppe's. Während der Demetrius Schiller's glaubt, derjenige

Gruppe's nicht glaubt, zweifelt der Demetrius Laube's und sucht um jeden Preis ins Klare zu kommen, wozu er indeß ein sehr schlechtes Mittel wählt, indem er dem Uebersbringer jener Nachricht vorher das Lebenslicht auszublafen sucht. Wir sehen hier überall statt der festen energischen Züge Schiller's eine zitterrige dramatische Handschrift.

Bei Laube ist es der Kosadenhetman Komla, der die Machinationen leitet. In den dramatischen Schicksalsstrumpf ist hier eine neue Maske hineingestrickt. Iwan hat Komla's Weib verführt; die Frucht dieses Verhältnisses ist der falsche Demetrius; Komla ist also eine Art von unfreiwilligem Stiefvater unsers Helden, ja vielleicht, wenn die Ehe nicht geschieden wurde, der gesetzliche Vater; denn pater est, quem mystiae demonstrant, und so viel werden auch wol die Kosaden vom Römischen Recht profitirt haben. Von Boris beauftragt, den echten Demetrius in Uglitsch zu morden, unterzieht er sich dieser Aufgabe; doch der schlaue Kosad, der dem Boris nicht traut, ist raffinirt genug, den eigenen kleinen Dimitri mitzunehmen, um sich für alle Fälle sicherzustellen. Auch soll der kleine Dimitri sich die Erinnerung an den Brand von Uglitsch einprägen, die er braucht. Boris ist indeß ein „geiziger Lump“, wie Komla sich allzu kernhaft ausdrückt, und Komla erzieht nun im Demetrius das Kind seiner Rache, den künftigen Prätendenten. Dieser Komla ist ähnlich wie der Jesimoff von Kühne, eine etwas chargirte Charakterfigur, die aus dem Rahmen der Schiller'schen Tragödie herausfällt und mehr in einem ganz selbständigen Demetrius, wie ihn Bodenstedt und Hebbel schrieben, am Platze gewesen wäre.

Der nicht an das Schiller'sche Fragment sich anschließende „Demetrius“ Bodenstedt's folgt, soweit es die anekdotenhaft-genrebildliche Behandlung erlaubt, welche das Drama oft in eine geschichtliche Chronik verwandelt, den Schiller'schen Grundzügen. Sein Held glaubt den Enthüllungen des Mannes, der ihn als sein Werkzeug benutzt hat, ersticht ihn und faßt wie der Schiller'sche den Entschluß, fortzuschreiten auf der betretenen Bahn. Schade nur, daß diese Hauptscene von Bodenstedt so trocken, schwunglos, so ohne die hinreißende Macht des Pathos behandelt ist, ohne welche die großen Peripetien der Tragödie wirkungslos zerbröckeln.

Jesimoff, die Seele der Intrigue, welche den falschen Thronprätendenten gegen Boris in Bewegung setzt, ist bei Bodenstedt ein Attaman der Kosaden, wie Laube's Komla später ein Hetman derselben, und erscheint wie dieser schon in den ersten Aufzügen, was für den organischen Zusammenhalt des Stücks und für den Charakter in seiner Bühnenbedeutung als Rolle nur vortheilhaft ist. Im ersten Act sehen wir Jesimoff im Kreml zu Moskau vor dem Zaren, doch in einer unbedeutenden Nebenstellung, ein offener Misgriff in dramatischer Technik. Am Schluß des Acts rettet er Demetrius, der sich voreilig in Moskau für den Prätendenten ausgegeben. Im zweiten Act dagegen erscheint er im krakauer Thronsaal und greift bedeutend in die Handlung ein, indem er den polnischen Granden die Verächtlichmachung des Demetrius und die Vorgeschichte, auf welche sich dieselbe stützt, mittheilt. Hierauf sehen wir ihn im Lager des Demetrius, er beleidigt die stolze Polin Marina und muß ihr, auf den Befehl des Prätendenten, Abbitte thun. Nun hält er den Moment für gekommen, seine Enthüllungen zu machen, um so mehr, als auch Boris todt ist und das Werk der Rache, die er gegen diesen ausüben will, seinen Sinn verloren hatte. Jesimoff's „Geschichtsklitterung“ zeichnet sich, gegenüber der von Andrei bei Maltitz und der von Komla bei Laube durch große Kürze aus. Er sagt:

Mein Bruder war von Godunoff gewonnen,
Das Zarenkind zu tödten. Godunoff
Rief nach vollbrachter That ihn selbst ermorden,
Um das Geheimniß mit ihm zu begraben.
Doch sterbend, mir vererbt er seine Rache,
Das Taufkreuz und den Schmuß.

Dimitri.

Und wer bin ich?

Jesimoff.

Sohn meiner ältesten Schwester, die im Dienste
Des Zaren stand, er war ihr zugethan.
Vielleicht seid Ihr ein Bastard Zar Iwan's,
Der Züge Aehnlichkeit bestimmte mich,
Zum Werkzeug meiner Rache Euch zu nehmen.

Wie Kühne's Demetrius ersticht auch derjenige Bodenstedt's den Jesimoff, damit niemand außer ihm etwas von dem Geheimniß erfahre — ein berechneter Mord, der den Charakter gefährdet, während die That bei Schiller durch die innerste Verzweiflung gerechtfertigt wird.

Das „vielleicht“ ist eine dramatisch schwache Krücke. Laube und Hebbel benutzten dies schon im „Warbeck“ gegebene Motiv äußerlicher Aehnlichkeit, indem sie das „vielleicht“ abstreiften. In Bodenstedt's „Demetrius“ kommt eine alte Amme Orina vor; möglich, daß durch diese die Phantasie Hebbel's befruchtet wurde und mit der alten Lahmen Barbara niedertam. Denn die History of fiction, zu der die Behandlung typischer Stoffe einen wichtigen Beitrag liefert, zeigt uns eine Art von Krystallisation, durch welche derartige Stoffe sich fortbilden und neue Figurationen mit einer gewissen Nothwendigkeit um dieselbe Achse anschießen.

Die Variante der Vorgeschichte bei Hebbel ist aber von allen die verzwickteste; sie beruht auf einem Kindertausch; Demetrius erscheint auch hier als der Bastardsohn Iwan's; die Gattin und die Geliebte kamen gleichzeitig nieder. Der Hauptunterschied der Hebbel'schen Tragödie von den frühern Dramen besteht nun darin, daß nicht der Leiter der Intrigue auch dem Demetrius die niederschmetternde Wahrheit seiner Unehtheit bringt, sondern daß er sie von der eigenen, echten Mutter erhält. Schon dadurch verliert die ganze Situation wesentlich an ihrer dramatischen Zuspitzung. Hierzu kommt aber, daß diese Mutter ein altes lahmes Weib aus dem Volke ist, die gleich bei ihrem ersten Auftreten von den Soldaten über den Haufen gerannt wird, eine Figur, die durch ihre ganze gemüthliche Haltung nicht in die Tragödie paßt, am wenigsten in die großartige Peripetiecene, welche durch die geistige Bedeutungslosigkeit der Mutter, durch den Mangel aller tiefen Beziehungen zwischen Mutter und Sohn zu bedauerlicher Nichtigkeit abgeschwächt wird. Offenbar steht die Vorgeschichte sowol wie die entscheidende Scene im Hebbel'schen „Demetrius“ mehr als in allen andern erwähnten Dramen gegen die Größe der Schiller'schen Tragödie zurück; sie athmet einen matten Realismus und zeugt von der Unfähigkeit dieser ganzen Richtung, sich auf dem Rothurn des geschichtlichen Trauerspiels zu behaupten.

Die zahlreichen Varianten der Vorgeschichte des „Demetrius“ geben ein hinlänglich buntes Kaleidostop. Wir sehen, wie verschieden in den verschiedenen Dramen die Peripetie herbeigeführt wird; werfen wir noch einen Blick auf die Consequenzen derselben für den Charakter des Demetrius und auf die verschiedenartige Fortführung der Handlung bis zur Schluslatastrophe.

Maltiz schließt sich streng an Schiller an; er vereinfacht nur, was dieser selbst bei der Ausführung vereinfacht hätte; denn unter den weitem Angaben des Fragments findet sich manches, was im Stück nur beiläufig mit kurzen Strichen angedeutet werden konnte, anderes wiederum, was der Dichter sich gleichsam zur Auswahl notirt. Romanow und Arinia, Kasimir und Lodoiska — von diesen Verhältnissen konnte doch nur eins und dies nur, wir möchten sagen auszugsweise, epifodisch verwerthet werden, wenn das Trauerspiel nicht gänzlich über alle Dimensionen des Dramas hinauswachsen sollte. Doch in

dem hauptsächlichsten Gange schließt sich Maltiz dem Schiller'schen Plane an, nur daß er den Tyrannen Demetrius, dessen Werden und Wachsen darzustellen eine Aufgabe für den Genius eines Shakspeare gewesen wäre, mit der ihm eigenen dramatischen Dhmacht charakterisirt, welche durch gedankenarme Phrasen für den fehlenden Kern zu entschädigen sucht.

Die Scene mit der Mutter Marfa hat Maltiz auch nach den Angaben Schiller's ausgeführt. Demetrius erscheint hier selbstverständlich mit dem Bewußtsein der Unechtheit. Wenn Gruppe aus den Worten des Demetrius: „Sagt dir das Herz nichts? Erkennst du dein Blut nicht in mir?“ schließen will, daß Demetrius bei Schiller jetzt noch an seiner Echtheit zweifle, so zeigt er wiederum, daß er aus moralischer Marotte den Plan des Dichters ganz falsch aufgefaßt hat. Die entscheidende Peripetie ist ja längst vorüber, fest und groß mit Fracturzügen für jedes Auge hingestellt. Und nun sollte Demetrius noch schwanken! Diese Scene, jene von Gruppe falschverstandenen Worte mit eingeschlossen, ist eine Komödie, eine Gaukelei des Usurpators, der den Segen der Mutter braucht, um sich zu behaupten. Darüber lassen ja die folgenden Reden keinen Zweifel. Segen moralischer Achseljuden ist der Dichter des „Fiesco“ von Kopf zu Fuß gewaffnet, der schon damals seinen Helden sagen läßt: „Wenn auch des Betrügers Wiß den Betrug nicht adelt, so adelt doch der Preis den Betrüger. Es ist schimpflich, eine volle Börse zu leeren, es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen.“

In der Kühne'schen Fortsetzung sind die Intentionen Schiller's fest und bestimmt getroffen. Die Scene mit Marfa ist so ausgeführt, wie sie der große Dichter sich dachte, die Worte: „Sagt dir dein Herz nichts?“ mit Recht beibehalten, obgleich Demetrius weiß, daß er der unechte Prätendent ist. Denn sie sind ja kein Ausdruck des Gefühls, sondern nur des Wunsches des Demetrius, eines Wunsches, der sich alsbald in die Form des Befehls kleidet.

Gruppe, der die Scene mit Andrei nur als vorausgehende Mahnung des Schicksals behandelt hatte, läßt erst in der Begegnung mit der Mutter dem Demetrius die Unechtheit seiner Herkunft klar werden. Der Sohn tritt der Mutter anfangs mit vollem Glauben und kindlicher Zärtlichkeit entgegen; die Kälte der Mutter erst ruft ihm Andrei's Erzählung zurück. Gruppe theilt nun die Scene zwischen der Mutter und Demetrius in zwei Scenen, in der erstern die Begegnung, die den Prätendenten aus allen seinen Himmeln wirft; in der zweiten, nachdem er sich zu fassen, über sein Schicksal zu orientiren gesucht, die Verzweiflung über seine Unechtheit durchgekostet und sich durch eine Unterredung mit Erzbischof Hiob in der politischen Nothwendigkeit bekräftigt hat, seine Rolle durchzuführen, schließt sich Gruppe nun an das Schiller'sche Fragment an; Demetrius benützt die Thränen der Mutter, um sich vor dem Volk zu legitimiren.

Zu loben ist bei der Gruppe'schen Bearbeitung nur die kunstgerechtere Deconomie des Stücks, welche die Peripetie in den vierten Act verlegt, freilich auf Unkosten ihrer durchgreifenden Kraft und in abschwächender Zertheilung. Daß der Demetrius Gruppe's nun auch zum bewußten Betrüger wird, wenngleich einen Act später, scheint mit der ästhetischen Theorie dieses Autors in Widerspruch zu stehen.

Laube ist weit consequenter in seiner Abneigung gegen den Betrüger Demetrius. Die Scene mit der Mutter Marfa verlegt er vor die Enthüllungsscene; Demetrius kommt also in gutem Glauben und spricht voll innigen Antheils zu seiner Mutter. Ja, als Marfa zögert, ihn anzuerkennen, als die Stimme der Natur schweigt, da ruft Demetrius aus:

Fühlst du nicht, daß ich dein Sohn,
Wenn ich es fühle, daß du meine Mutter,
So sprich es aus vor aller Welt! — Die Wahrheit,

Die inn're Wahrheit nur gewährt ein Recht,
Und aus dem Recht allein erwächst Obedienz
Für eine Herrschaft und für einen Staat.

Er will den Vorhang öffnen lassen, damit Rußland wisse, daß er nicht der Zar sei, daß er sich tödten dürfe um seines Irrthums willen. Nun ist es fein gedacht, daß Marfa gerade an diesem Edelmuthe den Sohn erkennt:

Mein Sohn! So spricht ein Sohn. — Gerechter Gott,
Hab' Dank, du sandtest mir ein herrlich Zeichen:
Das ist mein Geist, der mir entgegentritt,
Und unser Geist ist mehr als Leib und Blut.
Du stammst von mir, bist Leben meines Lebens.
Komm an mein Herz!

Nun zieht Marfa's Gesellschafterin Olga den Vorhang auf. Die Laube'sche Variante stellt also geradezu die von Schiller skizzirte Situation auf den Kopf. Was bei diesem ein bewußtes Gaukelspiel der Politik war, wird hier zu einem edeln Ausbruch der Herzen.

Die Scene, in welcher Komla dem Demetrius seine wahre Herkunft offenbart, folgt bei Laube erst nach der Begegnung mit der Mutter. Demetrius ist vernichtet, als er in sich das Werkzeug gräßlichen Betrugs entdeckte:

Mein Leben war der Glaube an ein Recht,
Das Gott zur Ordnung eingesetzt auf Erden,
Ein Recht, das Herrscher macht im Mutterhose.
Bin ich nun nicht der echte Zarensohn,
So ist mein Thun der Frevel eines Dünkels,
Ein wilder Frevel.

Doch noch hofft er, daß Komla ein Lügner sei, und will die echte Wahrheit an das Licht bringen, auch wenn sie tödtet.

Der Prinz verwandelt sich nun in einen Japhet, der seinen Vater sucht. Es folgt die Schlussscene, die in alle Fortsetzungen aus Schiller aufgenommen ist, da sie die Katastrophe wirksam einleitet. Marfa soll dies aufs Kreuz beschwören; zögert anfangs, dann verneint sie es. Demetrius fordert nun selbst den Prokop auf, ihn zu erschließen, und Schaiskoi hält ihm die Leichenrede mit den Worten:

Ein edler Mensch hat mit dem Tod gebüßt,
Daß er nicht voll aus Kurik's Stamm entsprössen.

Dadurch wird die Laube'sche Tragödie, die einzige, die eine principielle Bedeutung in Anspruch nimmt, ausdrücklich für das erklärt, was sie durch ihre letzte Wendung in Wahrheit ist: für eine Tragödie der Legitimität.

Bodenstedt's „Demetrius“ bleibt, obgleich keine Fortsetzung, sondern eine Originaldichtung, der Schiller'schen Skizze getreuer; denn das Wesentliche des Entwurfs liegt darin, daß Demetrius sich, trotz der Enthüllung seiner Ueetheit, auf dem Throne behaupten will. Nachdem er den Feststoff unter überflüssigem Theaterdonner und -Witz zerstoßen hat, erklärt er, daß er nicht mehr zurückkann. Gleichwol verwandelt er sich nicht in einen Tyrannen, sondern er sorgt für des Volkes Wohlfahrt. In einem spätern Monolog sagt er, nicht ohne einen Anflug von Größe:

Die Sonne soll'n sie ehr' vom Himmel reißen,
Als mir vom Haupt die Krone!
Was hab' ich denn gethan, um zu verzagen?
Hab' ich das Pfund misbraucht, das Gott mir gab?
Ich wollte Großes, und ich fühle in mir
Die Kraft, es auszuführen. Ich erreichte,
Was ich erstrebt, nie hat mich Furcht beschlichen,
Kein banger Zweifel meinen Flug gelähmt.

Ich säte Worte, und es wuchsen Heere;
 Ich setzte mich auf einen Thron und machte
 Ein mächt'ges Reich zum Schemel meiner Füße.
 Die stolze Höhe machte mich nicht schwindeln,
 Ließ meinen Blick nur weit're Kreise ziehn.
 Doch — seltsam! — überall stieß ich auf Mißtraun,
 Solang' ich an mich selber nur gedacht,
 Ging alles gut, man glaubte und man half mir.
 Seit ich nur an des Volkes Wohlfahrt denke,
 Geht alles schlecht, man glaubt nicht an das Gute,
 Und Feindschaft ernt' ich, wo ich Liebe säte.

Die Marfa führt Bodenstedt erst im vierten Acte in die Handlung ein. Der Monolog, der bei Schiller in die Mitte des zweiten Actes fällt, bildet bei Bodenstedt den Schluß des vierten. Die Zeltscene findet sich nicht bei ihm. Die Begegnung des Demetrius mit der Mutter geht der letzten Katastrophe voraus. Auf die feierliche Anfrage des Patriarchen stürzt Marfa von ihren Gefühlen bewältigt zu Boden, der Patriarch deutet dieses Schweigen als Verleugnung des Sohnes. Schuisloi bringt mit Bewaffneten herein, Demetrius fällt durch einen Schuß. Daß Bodenstedt die Scene zwischen dem Helden und Jessimoff durch einen dritten, Chruschtschhoff, belauschen läßt, ist in mehrfacher Hinsicht mißlich. Zunächst entsprechen dergleichen Lauschscenen kaum dem Stile der Tragödie. Glaubt man aber den Mittheilungen des Lauschers, so wird die weitere Entwicklung, die in den Scenen mit Marfa liegt, in ihrer Bedeutung abgeschwächt; glaubt man ihm nicht, so ist das Lauschen eben überflüssig.

Hebbel's Demetrius ist in dem ritterlichen Stile angelegt, wie der Laube's, ein edler Jüngling. Ebenso hat Laube mit Hebbel, seinem Vorgänger, das gemein, daß er die Scene mit Marfa vor die Scene legt, welche dem Prätendenten seine Unrechtheit enthüllt; auch in der Führung dieser Scene ist manches Gemeinsame. Dagegen läßt Hebbel das Herablassen der Zeltvorhänge fort, und man muß ihm hierin recht geben. Bei Schiller ist dies eine glänzende Erfindung, die zugleich von seiner theatralischen Intuition das beste Zeugniß ablegt. Doch paßt diese Erfindung eben nur für die Scene, wie sie Schiller entworfen hat, als theatralischer Abschluß eines theatralischen Gaukelspiels; für die echte, ernstgemeinte Begegnung zwischen Mutter und Sohn erscheint sie als eine äußerliche, effecthaschende Zuthat.

Nachdem Hebbel's Demetrius durch die alte Barbara erfahren hat, daß er nur Iwan's Bastardsohn ist, sagt er zunächst:

Noch bin ich rein, noch drückt mich keine Schuld,

auch nicht die tragische, was von dem Laube'schen Demetrius bis zum Schluß gilt. Dann fährt er fort:

Vom Todesblock, an dem ich willig kniete,
 Reißt man mich an den Locken wieder auf,
 Und zeigte, hoch in goldenem Gewöl,
 Mir diese Krone als mein Eigenthum.
 Es wäre feig gewesen, zu verzichten,
 Als Iwan's Sohn hatt' ich ein Recht auf sie,
 Ich griff nach ihr und zwang sie auch herab.
 Jetzt seh' ich, daß ich ein Betrogner bin,
 Was bleibt mir übrig, als sie wegzwerfen,
 Wenn ich nicht auch Verrüger werden will?

Gleichwol wirft er die Krone nicht fort; doch bald darauf sagt er zu den Polen:

Ich seh' es ein,

Daß ich die Last weiter tragen
 Und Frieden und Gewissen opfern muß,
 Wenn ich euch retten will,

und am Schluß des Actes:

Ich bin der Kapitän auf einem Schiff,
Das scheitert; rasch ins sichere Boot mit euch,
Dann zünde ich die Pulverkammer an.

Hebbel hat den „Demetrius“ nicht ganz vollendet; er zeigt hier nur die Richtung an, die er einschlagen wollte. Das Motiv erscheint schwächlich als ein Hinauszögern der Entscheidung aus Opportunitätsrücksichten; darin liegt keine tragische Energie.

Wie wir sehen, erscheint Demetrius als Usurpator, der mala fide durchführt, was er bona fide begonnen, bei Schiller, Kühne, Bodenstedt, und zwar bei diesen mit voller Energie; zögernd und gebrochen bei Gruppe, bei Hebbel als ein Usurpator „auf Zeit“, bei Laube allein als der Prinz der Legitimität, der sich selbst dem Princip der weißen Lilien opfert, ein Princip, dem zufolge nur die auf dem Thron geborenen Fürsten berechtigt sind, diejenigen Prinzen, von denen Hebbel's Schuisloi sagt:

Doch er hält fest, wie ein geborner Prinz,
Den man die Namen seiner Länder schon
Auf seine ersten Osterier schrieb,
Und der mit seinem Erbe klagt, weil er's
Von frühster Jugend auf sich Stück für Stück
Beim Buchstabiren in den Sinn geprägt.

Wenn Laube dies Princip der Legitimität auch für das damalige Rußland in den Vordergrund stellt, wenn er Schuisloi sagen läßt:

Wer falsch regiert in Rußland, der muß sterben,
Das ist in Moskau ew'ges Reichsgefeß,

und den Demetrius ausrufen:

Mein Leib
Sei den Befehlen dieses Reichs verfallen,

wenn es also den Anschein gewinnt, als ob jeder russische Usurpator, sobald seine Usurpation zu Tage tritt, augenblicklich gerichtet werde: so steht diese ganze Fiction nicht nur mit der damaligen russischen Geschichte, was noch zu entschuldigen wäre, sondern auch mit dem, was die Tragödie selbst uns vorführt, in einem Widerspruch, der sie als unhaltbar erscheinen läßt, denn wir sehen ja in dem Zaren Boris Godunow einen Usurpator, für den keine Pistole geladen war, der trotz aller Reichsgefesse gewaltig und ungehört herrschte, bis ihm unser Prätendent gegenübertrat.

Laube ist der einzige dieser Dichter, der die Principienfrage betont, doch den Nachdruck dabei auf die falsche Silbe legt. In einer Zeit, wo die Lilienprinzen und die Don Carlos umbeklagt und landlos umherirren, wo die Napoleone glänzend herrschen, sollen wir uns für einen legitimen Prinzen interessieren, der eine bereits eroberte Krone fortwirft, weil er nicht echter Sprosse des alten Herrschergeschlechts ist? Diesem armen, guten Demetrius kann man kein aristotelisches Mitleid schenken. Es fehlt also, trotz der mannichfachen Combinationen, noch eine Variante, welche den principielleu Gegensatz zu dem Laube'schen Drama bildet. Die allein tragische Peripetie Schiller's mußte beibehalten, aber die Usurpation des befähigten Herrschers in ihrer politischen Berechtigung hingestellt werden. Wie, ein Demetrius, der nicht bloß mit dem Schwert sich sein Reich erobert, der auch mit genialen Reformgedanken seine Eroberung befruchten will, sollte das begonnene Werk aus der Hand geben, weil ihm der Titel des angestammten Rechtes fehlt? Nur das Umgekehrte ist historisch groß und modern zugleich. Anklänge daran finden sich in mehreren dieser Dramen, namentlich bei Bodenstedt und Hebbel. Wenn Miczek bei dem letztern sagt:

Erwerben ist unendlich mehr als erben,
Und dem Erb'rer beugt die Welt sich gern,

so spricht er bereits das Motto der Demetrius-Tragödie aus, wie sie Hebbel selbst hätte dichten sollen. Die Reformvorschlüge, welche sein Schuisloi dem Prinzen macht, die Bauern wieder freizugeben, das Verbot der Ehen aufzuheben, das noch schwerer auf den Adel drückt, zeigen, welchen Stoff ein als Reformator auftretender Demetrius zur Neugestaltung vorfände. Gegenüber einer großen Mission müßte der Makel des formalen Rechts als unbedeutend verschwinden.

Wir haben noch auf einige Situationen und Charaktere, die verschieden in den verschiedenen Bearbeitungen erscheinen, unser Augenmerk zu richten. Die Fortsetzungen von Maltig, Kühne, Gruppe und Laube nehmen natürlich die großartigen Szenen, die Schiller vollendet hat, die Reichstagsversammlung und den prächtigen Monolog der Marfa, unverfehrt in sich auf. Ja Laube motivirt seine Fortsetzung damit, daß der Wunsch, das Schiller'sche Fragment auf dem Repertoire zu halten, was nur möglich sei, wenn es zu einem ganzen Stücke ausgedehnt werde, bei ihm zur fixen Idee geworden. Seine Arbeit mache nicht den Anspruch einer Fortsetzung Schiller's; sie versuche nur die Erledigung eines Themas, welches Schiller angefangen, und versuche diese Erledigung nur für das Theater, nicht für die Literatur.

Hebbel dagegen erklärte, es könne ebenso wenig jemand dort anfangen weiter zu dichten, wo Schiller aufgehört, als jemand dort zu lieben anfangen könne, wo ein anderer aufgehört. Bodenstedt und Hebbel mußten daher auch ihren Stücken zwei neue echte Acte geben. Bei jenem erscheint im ersten Acte Demetrius in Moskau in der Mitte bewegter Volksscenen, von den Kosacken vor dem Zorne des Zaren geflüchtet; im zweiten auf dem Reichstage zu Kralau, eine bedenkliche Situation, indem sie zu Parallelen herausfordert mit Schiller's großartigen und meisterhaften Szenen. Hebbel hat dies vermieden, er führt uns dagegen in einem Vorspiele diejenige Scene vor, welche Schiller's Demetrius auf dem Reichstage erzählt, das Liebesabenteuer zu Sandomir und die angedrohte Züchtigung. Beide, Bodenstedt und Hebbel, haben ferner noch den Zug gemeinsam, daß sie kirchliche Interessen mit in die Handlung verweben und den Demetrius als Schützling der katholischen Kirche hinstellen. Bei Hebbel erscheint die ganze Demetrius-Intigue als ein Werk des Jesuitismus.

Zar Boris tritt am schärfsten bei Kühne und bei Laube hervor. Bei dem erstern hat er wahrhaft große Haltung; bei dem zweiten ist es von glücklicher dramatischer Wirkung, daß Boris sterbend in Demetrius die Aehnlichkeit mit Iwan anerkennt. Auch Gruppe läßt den Zaren in energischer Haltung auf der Bühne sterben. Bei Bodenstedt geht der Zar ab zum brennenden Kreml, der in die Handlung prophetisch, doch ohne dramatische Wirkung hineinleuchtet. Der Zar stürzt am Kreml nieder; in Gesprächen des Volks heißt es: „Man sagt, er starb an Gift!“ Hebbel hat es versäumt, sein großes Talent in der Zeichnung starker Charaktere bei Boris zu bewähren. Bei ihm ist er nur eine episodische Figur ohne Bedeutung und Wirkung.

Dagegen ist Marina, auf welche auch die Scene in Sandomir übertragen wird, bei Hebbel mit vieler Liebe gezeichnet; sie ist „jeder Zoll eine Polin“, die sich in Lafonismen von großer Schlagkraft ausdrückt. Doch überwiegt in ihrer Zeichnung das Genrehafte; den Gegensatz der russischen und polnischen Nationalität hat Hebbel zu anekdotisch ausgemalt. Die Schilderung, die Marina von einem russischen Mahl und russischer Volkssitte entwirft, ist mit vielem Humor ausgeführt, doch tritt sie viel zu sehr hervor, um nicht das Interesse für den Fortgang der Haupthandlung zu gefährden. Gänzlich dagegen läßt Laube die Marina, nachdem er sie mit polnischer Verbe und mit glänzenden be-

geisterten Vasallen uns vorgeführt hat, fallen. Schiller hätte ohne Frage dieser Gestalt seine volle Vorliebe geschenkt. Am meisten im Geiste Schiller's hat Kühne die ehrgeizige und herrschsüchtige, leidenschaftliche Marina im letzten Acte dem Demetrius gegenübergestellt. Gruppe gibt ihr gleich im ersten einen längern Monolog, der sie bedeutend erscheinen läßt, und zeigt auch in der ersten Scene des letzten das ganze Gepräge der nur nach der Krone strebenden Helbin. So ist es auch nur consequent, daß sie an der Leiche des Demetrius sich ersticht, nachdem sie vorher der Xrinia Gift gegeben.

Xrinia, des Zaren Tochter, fehlt bei Hebbel und Bodenstedt gänzlich, spielt aber bei Laube die Hauptrolle als eine Vertreterin zarter Weiblichkeit, die den Helden mit unsichtbaren Banden gefangen nimmt. Die Scene mit dem Kästchen am Schlusse des dritten Actes ist theatralisch sehr wirksam und zeigt uns Xrinia in milder Beleuchtung. Bei Schiller und Maltitz verabscheut Xrinia den Demetrius und liebt den Romanow, den legitimen Prinzen. Bei Kühne bilden Romanow und Xrinia eine nur leise skizzierte Episode, gleichsam ein bengalisch beleuchtetes Gegenbild zu den unglücklichen Irrfahrten des Demetrius. Auch Gruppe hat Xrinia aufgenommen und die Scene zwischen dem Zaren und seiner Tochter mit Liebe ausgeführt. Romanow bleibt zuletzt übrig als der gesetzliche Thronerbe. Laube, der Romanow am nötigsten brauchte, hat ihn nicht. So fehlt auf der einen Seite der negativen Tragödie der Legitimität ihr positives Gegenbild, während Rußland herrenlos der Anarchie überliefert zurückbleibt. Darum kümmert sich der Laube'sche „Demetrius“ nicht: „Après nous le déluge“, das ist der alte Wahlspruch der Legitimität.

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die einzelnen Dramen, so ist der „Demetrius“ von Maltitz durch Schwulst, Phrasenhaftigkeit und Mangel an charakteristischer Kraft verurtheilt; derjenige von Kühne steht nicht nur den Schiller'schen Intentionen, sondern auch dem Schiller'schen Stil durch den Schwung und Adel der Diction am nächsten, während der Laube'sche von allen bei weitem die größte Theaterwirkung hat, vom Schiller'schen Stil sich aber am weitesten durch das Streben nach realistischer Charakteristik, durch einen hier und dort salopen, gesucht cynischen, in Vers und Bildern oft unglücklichen Stil*) unterscheidet. Gruppe's Haltung ist edler, doch ungleich, hier und dort kräftig, dann wieder schwächlich in bedeutenden Situationen, Kürze anstrebend, doch nicht immer mit der nötigen Prägnanz. Bodenstedt's und Hebbel's Dramen werden beide von genrehaften Arabesken, Volksscenen, Anekdoten, vom Unkraut des slavischen Humors überwuchert. Dabei läßt der lebenswürdige Dichter des „Mirza-Schaffy“ doch die scharfe Spannung und Schlagkraft des dramatischen Stils vermissen, während Hebbel weder die Originalität seines Kraftstils noch seine geniale Begabung verleugnet, die sich in einzelnen großen Zügen ausprägt, aber doch im Wurf des Ganzen zeigt, daß er den Aufgaben der historischen Tragödie nicht gewachsen ist.

*) Ausdrücke, wie das mehrfach wiederholte: „Es ist ein Hundeleben“, „er war ein geiziger Lump“, hätten doch schon wegen der Gleichartigkeit des Stils in der Fortsetzung einer Schiller'schen Dichtung vermieden werden müssen. Für die auffallenden Katachresen in einzelnen Bildern breche das folgende Beispiel:

Barmherziger Gott, und hast du unterlassen,
Der Mutter, die das Kind geboren hat,
Ein unzerstörbar Werkzeug einzuprägen,
Ein Werkzeug, welches spricht, nein welches schreit,
Wenn Kind und Mutter endlich sich begegnen.

Ein der Mutter eingepprägtes Werkzeug, welches spricht und schreit!!

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Wenige Wochen vor Vollendung seines 64. Lebensjahres starb am 25. Juli 1869 zu Schloßchemnitz bei Chemnitz einer der fleißigsten Journalisten und Schriftsteller, der die außerordentliche Vielseitigkeit, Gewandtheit und Productivität des deutschen Journalistenstandes der Neuzeit in hervorragender Weise vertrat, Dr. August Diezmann aus Leipzig. Derselbe hatte am genannten Orte Heilung oder wenigstens Milderung seiner langjährigen gichtisch-rheumatischen Leiden gesucht. Sein Tod erfolgte durch einen wiederholten Schlagfluß, nachdem er durch vieljähriges angestrengtes Arbeiten auf geistigem Gebiete in einen Schwächezustand gekommen war, der ihn vorzeitig zum Greise machte.

Johann August Diezmann wurde am 1. Sept. 1805 in dem Dorfe Gagen bei Großschön als Sohn eines dortigen Nachbarn und Einwohners geboren. Die Vorbereitung zur Universität erhielt er beim Ortspfarrer H. G. Kupfer. Er bezog die Leipziger Hochschule 1824 als ganz mittelsofer Student der Medicin und Naturwissenschaften, blieb bis 1828 diesen Studien treu, wendete sich aber später der schriftstellerischen Thätigkeit ausschließlich zu. Ungefähr 1831 erwarb er den philosophischen Doctortitel.

Diezmann's erste Schrift erschien 1830 bei Baumgärtner in Leipzig. Es war eine Bearbeitung französischer und englischer Essays über „Masaniello und den Volksaufstand zu Neapel 1647“. In demselben Jahre gründete er in demselben Verlage (Industrie-Comptoir) das Journal „Blätter aus der Gegenwart für nützliche Unterhaltung, oder Welt und Zeit“. Elf Jahrgänge liegen davon vor. Von 1832 an erscheint sein Name auf dem Titel derselben. Wenige Jahre später, im October 1834, übernahm er die Redaction der seit 1799 bestehenden „Allgemeinen Moden-Zeitung“, die denn auch seitdem, also 35 Jahre hindurch, seinen Namen trug. Ebenso redigirte er von 1833—36 in Gemeinschaft mit J. D. Vitale das französische Modenblatt „Courrier du beau monde“ (Leipzig, Industrie-Comptoir). Um seine redactionelle Thätigkeit gleich im Zusammenhange aufzuführen sei erwähnt, daß er 1848—50 auch eine politische Zeitung herausgab, die bei Otto Wigand gedruckte „Neue Leipziger Zeitung“, ein Tagesblatt ohne Parteiliebe, nur auf rasche Mittheilung der neuesten Nachrichten von den Kriegs- und Revolutionschauplätzen angelegt. E. M. Dettinger übernahm die Zeitung, ließ sie aber alsbald eingehen, da die Auflage gegenüber den Kosten eine viel zu geringe war.

Als die „Gartenlaube“ gegründet wurde (1853) und Ferdinand Stolle die (nominelle) Redaction derselben nicht länger allein führen wollte, gesellte er sich August Diezmann zu; beide Namen standen von 1856—65 an der Spitze des Blattes. Seitdem übernahm Ernst Keil, der Verleger, die ganze Leitung. In diese Zeit (1857) fällt auch die von Diezmann allein geführte Redaction einer meist Uebersetzungen aus englischer und französischer Reiseliteratur bringenden Wochenschrift und Beilage zur „Gartenlaube“, „Aus der Fremde“. Diezmann war der Hauptmitarbeiter dieses Journals. Dasselbe hielt sich jedoch nur wenige Jahre. Endlich trat Diezmann noch an die Spitze eines größeren Localblattes, des „Leipziger Tageblatt“, das er bedeutend umgestaltete und hob. Erst voriges Jahr gab er die Redaction Krankheits halber auf.

Diezmann's schriftstellerische Thätigkeit war eine quantitativ höchst bedeutende. Sie war vorzugsweise der Uebersetzungsliteratur zugewendet und erstreckte sich sowohl auf Unterhaltungsschriften wie auf ernstere, historische, geographische, topographische, sogar technologische Werke der Franzosen und Engländer. Mit dieser reproductiven Seite seines Wirkens steht die linguistische, lexicographische im nächsten Zusammenhange. Selbständige

Werke schrieb er erst in der letzten Periode seines arbeitsvollen Lebens, und sind es namentlich Goethe-Schiller-Studien, die er auf Grund vieljährigen Forschens und Sammelns veröffentlichte; auch versuchte er sich als Roman- und sogar als dramatischer Dichter. Seine beiden Romane erschienen 1864 und 1867, der eine in drei Bänden nannte sich „Leichtes Blut“, der andere in zwei Bänden „Frauensculd“ (Jena, Costenoble). Seine dramatischen Versuche sind eine inscenirte Goethe-Anekdote, die in Darmstadt am Hofe Landgraf Ludwig's IX. von Hessen spielt und Goethe's Verhältniß zu den beiden Hofdamen Lila von Ziegler und Urania von Roussillon betrifft (in Leipzig angeführt im November 1862) und zwei andere Kleinigkeiten in einem und in zwei Acten.

Diezmann's größere Beiträge zur Goethe-Schiller-Literatur begannen im Jahre 1857 mit der Herausgabe eines Egmont-Exemplares der Bibliothek des großherzoglichen Hoftheaters zu Weimar unter Vergleichung der Souffleurbücher mehrerer andern Bühnen („Goethe's Egmont für die Bühne bearbeitet von Schiller“, Stuttgart und Augsburg, Cotta), einem längern Aufsätze in den „Grenzboten“ („Goethe als Theaterdirector“) und namentlich dem guten Buche: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar“ (Leipzig, Ernst Reil), in welchem er nach manchen neuen Quellen die Reise Goethe's nach Weimar, Weimar bei seiner Ankunft, den Kreis, in welchen Goethe eintrat, Goethe und das Leben am Hofe, das fürstliche Privattheater, Goethe's Verhältniß zu Charlotte von Stein, endlich Goethe als Minister schilderte und eine ungedruckte Abhandlung Goethe's („Nachricht von dem ilmenauischen Bergwesen“) veröffentlichte.

Das Jahr darauf gab er bei Gumprecht in Leipzig ein „Goethe-Schiller-Museum“ heraus und begann den Text zu dem Prachtwerke „Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Karl August und seinen Musenhof“ (22 Lieferungen, 1858—60). Schon 1855 hatte er „Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller nebst einer Auswahl ungedruckter vertraulicher Briefe von Geheimrath von Voigt“ bei H. Hartung in Leipzig, seinem Freunde und Mitforscher auf diesem Gebiete, erscheinen lassen. Diezmann's letztes Schriftchen gehörte ebenfalls dieser Richtung an: „Goethe's Liebchaften und Liebesbriefe“ (Leipzig, Otto Wigand, 1868). Zur Schiller-Literatur lieferte er „Friedrich Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften. Geschrieben von ihm selbst, geordnet von A. Diezmann“ (2. Aufl., Leipzig 1862), eine zusammenhängende vollständige Selbstbiographie Schiller's vom Aufenthalte in der Karlschule an bis zur letzten Krankheit, mühevoll zusammengestellt aus zahlreichen gedruckten und ungedruckten Briefen u. s. w. Diezmann konnte daher recht wohl das Buch als „Supplement zu Friedrich von Schiller's sämtlichen Werken“ bezeichnen.

Im letztgenannten Jahre war Diezmann genöthigt, sich seiner reichen Bibliothek, namentlich seiner in einem halben Menschenalter mit Liebe, Eifer und Selbopfern zusammengebrachten Goethe- und Schiller-Sammlung zu entäußern, da er „sich nicht länger den Luxus einer eigenen Bibliothek gestatten“ konnte. Er nahm von dem werthvollen Besitztum in dem Auctionskataloge durch eine rührend einfache Anzeige Abschied, weil es ja „jederzeit seine Freude, in trüben Tagen sein Trost“ gewesen sei. Jetzt möge es andere erfreuen, sein Zauber sei unergänglich, an keine Zeit und keinen Ort gebunden.

Für engere Freundeskreise ließ er bei festlichen Gelegenheiten kleine Goestudien drucken, die im Manuscript erschienen und selten im Buchhandel vorkommen. Eine derselben enthält „Weimarische Briefe von Sigmund von Sedendorff“ (aus den Jahren 1776—84), eine andere Goethe's „Felsweihgefang an Psyche“ (d. i. Karoline Flachsland, Herder's Braut).

Diezmann erscheint als Linguist in folgenden Werken: „Vollständiges Taschenwörterbuch der vier Hauptsprachen Europas“ (Leipzig, Baumgärtner, 1832—44), „Neues

deutsch-französisches Taschenwörterbuch“ und „Nouveau dictionnaire portatif français-allemand“ (Leipzig, ebendasselbst, 1836) und „Dictionnaire supplémentaire contenant les mots nouveaux, les gallicismes, les locutions figurées, familières, proverbiales et populaires de la langue française. Complément de tous les dictionnaires français“ (Leipzig, Gustav Mayer, 1851). Hierher gehört auch sein „Englisch-technologisches Lesebuch. Mit Anmerkungen und Wörterbuch“ (Leipzig, Otto Wigand, 1832; 2. Aufl., 1863). Diezmann gab auch eine kleine Bibliothek englischer Originalluftspiele und Farcen in 74 Bändchen (englischer Text und deutsche Noten) bei F. Hartung in Leipzig heraus, und 1854 den Payne Collier'schen Text Shakspeare's (Folio von 1632) mit Anmerkungen und Glossar (Leipzig, Baumgärtner).

Ein Buch von ihm über Leipzig („Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart“) erschien 1856 in Lortz's „Eisenbahn-Bibliothek“, seine biographischen Skizzen zur Zeitgeschichte kamen als „Neuer Plutarch“ (mit 100 Kupferstichbildnissen) 1858 in Wien heraus. Endlich redigirte er zusammen mit W. Jordan und L. Meyer eine Sammlung Criminalgeschichten, die in 18 Bändchen 1844—46 bei Otto Wigand gedruckt und mehrfach aufgelegt wurden: „Nachseiten der Gesellschaft. Eine Galerie merkwürdiger Verbrechen u. s. w.“

Seine Uebersetzungen zeichnen sich durch flüssige lesbare Form aus, ohne gerade zu sehr ins Flüchtige zu gerathen. Er übersezte Franzosen wie Engländer, insbesondere George Sand, Eugène Sue, Alexandre Dumas, E. About, P. Féval, P. Mérimé, Victor Hugo (das Werk über Shakspeare) u. a. auf der einen und Charles Dickens, Ainsworth, Samuel Warren, Kapitän Marryat u. s. w. auf der andern Seite. Ersterer Schriften zur historischen Literatur waren die von ihm übertragenen Werke von Marquis Custine („Rußland im Jahre 1839“), Montholon („Gefangenschaft Napoleon's“), Baron Ménéval („Napoleon und Marie Luise“), Armand Fefebvre („Geschichte der Cabinet Europas 1800—15“). Zur naturwissenschaftlichen Literatur lieferte er in Uebersetzungen Jardine's „Naturhistorisches Cabinet des Thierreichs“, zur Reiseliteratur Dumont d'Urville's „Malerische Reise um die Welt“, d'Orbigny's „Reise in Süd- und Nordamerika“, und ein mit Johann Sporschil redigirtes Sammelwerk: „Merkwürdige Reisen und Seefahrten“ (aus dem Englischen), zur volkswirthschaftlichen Literatur M'Culloch's „Pfennig-Encyclopädie für Kaufleute und Fabrikanten“ und A. Ure's „Fabrikwesen“.

Diezmann's Charakter war höchst liebenswürdig, seine Beliebtheit in Schriftsteller- und andern Kreisen, die mit ihm in seiner stillen Zurückgezogenheit in Berührung kamen, daher sehr groß.

Der in der Nacht von 13. zum 14. Aug. 1869 in Paris erfolgte Tod des bisherigen französischen Kriegsministers, Marshalls Niel, ist ein wichtiges politisches Ereigniß, das für ganz Europa von großem Interesse ist, weil Niel an der Spitze der Kriegspartei stand, die seinen Verlust am schmerzlichsten empfindet.

Adolphe Niel wurde am 4. Oct. 1802 in Muret, Departement Haute-Garonne, geboren und im Jahre 1821 in die Polytechnische Schule und 1823 in die Applicationsschule in Metz für die praktische Ausbildung der Artilleristen und Ingenieure aufgenommen. Im Jahre 1827 erfolgte seine Ernennung zum Lieutenant des Geniewesens, 1831 wurde er Kapitän und im folgenden Jahre schiffte er sich nach Algier ein, wo er an der Einnahme von Konstantine einen glänzenden Antheil nahm, was ihm nicht nur die Glückwünsche des Kriegsministers, sondern auch 1837 seine Ernennung zum Bataillonschef eintrug. Von diesem Zeitpunkte an rechnete man ihn zu den einflußvollsten Offizieren seiner Waffe, und schon 1842 wurde er zum Oberstlieutenant, 1846 zum Obersten, 1849 zum Chef des Generalstabs für das Geniewesen bei der Expedition

nach Rom ernannt. Wegen der ausgezeichneten Dienste, die er in dieser Stellung leistete, erfolgte zwei Monate später seine Beförderung zum Brigadegeneral, sowie er den Auftrag erhielt, sich nach Gaëta zu begeben und dem Papste Pius IX. die Schlüssel von Rom zu überreichen.

Nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, übernahm er im Kriegsdepartement die Leitung des Geniewesens; am 30. April 1853 erfolgte seine Beförderung zum Divisionsgeneral.

Als im Jahre 1854 Rußland der Krieg erklärt worden war, gehörte Niel zum Expeditions-corps im Baltischen Meere und befehligte das Geniewesen bei der Belagerung von Bomarsund; der Einnahme dieser Festung verdankte er den Titel „Adjutant des Kaisers“. Im Januar 1855 begab er sich mit dem Auftrage in die Krim, den Kaiser genau von der Lage der Armee dort zu unterrichten. Er beschäftigte sich einige Wochen damit, die unternommenen Arbeiten bis ins Kleinste kennen zu lernen, und äußerte sich über den einzuschlagenden Weg zur Eroberung der Feste in folgender Weise: „Vollständige Einschließung Sewastopols und dann ein Angriff von der Seite des Malakow.“ Drei Monate später übernahm er den Oberbefehl über das Geniewesen der Armee im Orient und leitete die Belagerung des Places in seinem Sinne. Einige Tage nach dem Sturme des Malakow, am 18. Sept. 1855, empfing er das Großkreuz der Ehrenlegion. Am 7. Juni 1857 wurde er zum Senator ernannt. Als Adjutant des Kaisers wurde General Niel im Jahre 1858 beauftragt, bei dem Könige Victor Emanuel von Italien officiell um die Hand der Prinzessin Clotilde für den Prinzen Napoleon anzuhalten.

Als im Jahre 1859 der Krieg in Italien begann, übertrug der Kaiser Napoleon III. am 23. April 1859 dem General Niel den Oberbefehl über das 4. Corps der Alpenarmee. Infolge des Siegs bei Solferino am 24. Juni 1859, an dem die Artillerie einen so großen Antheil hatte, erhielt Niel von dem Kaiser auf dem Schlachtfelde selbst den Marschallsstab.

Als der Kaiser nach der Schlacht von Sadowa eine Reorganisation der französischen Armee für nothwendig hielt, übertrug er am 20. Jan. 1867 dem Marschall Niel das bis dahin von dem Marschall Randon verwaltete Portefeuille des Kriegs, um diese große und schwierige Unternehmung auszuführen. Der neue Kriegsminister entfaltete in der Vorbereitung des neuen Armeegesetzes und in den Debatten darüber eine energische Ueberzeugung und tief eindringende Kenntniß, während er sich gleichzeitig in den Debatten des Gesetzgebenden Körpers als guter Redner und Kenner der parlamentarischen Gebräuche bewährte. Ihm verdankte der Kaiser vorzüglich die Annahme des neuen Armeegesetzes; dann war Niel's Streben darauf gerichtet, die Reorganisation der französischen Militärfüräfte auf Grundlage dieses Gesetzes auszuführen.

Als die wichtigsten Schwierigkeiten überwunden waren, wurde er vor einigen Monaten von einem Blasenleiden befallen, in dessen Folge er sich schmerzlichen Operationen, die von dem Dr. Melaton vollzogen wurden, unterwerfen mußte, und das nach langen Leiden seinen Tod herbeigeführt hat. Das französische Heer blickte mit Stolz auf diesen Kriegsminister, der seinem Namen in den Annalen der französischen Kriegsthaten durch Konstantine, Rom, Bomarsund, Malakow und Solferino eine dauernde Stelle gesichert hat und von dem es wußte, daß er nichts heißer wünsche, als einen Krieg gegen Preußen, um die Schlagfertigkeit seiner neuen Schöpfung zu erproben. Glücklicherweise haben die Hoffnungen der Chauvinisten und der kriegslustigen Militärpartei bisher sich nicht erfüllt und durch Niel's Tod verlieren sie ihre Hauptstütze. Noch auf dem Krankenbette soll der Marschall dem Kaiser den Krieg als Rettung aus den innern Wirren empfohlen haben, während die Politik des 2. December sich zu bis dahin unerhörten Zugeständnissen versteht, um die Dynastie durch ein Compromiß mit den liberalen Anforderungen zu stützen.

Im Jahre 1858 veröffentlichte der Marschall Niel eine kleine Schrift unter dem Titel: „Siège de Sébastopol“, in Quart mit einem Atlas.

Er hinterläßt einen einzigen Sohn, der sich gegenwärtig als Bögling in der Schule des Generalstabs befindet.

Am 30. Juli 1869 starb Isaac Toucey zu Hartford im Staate Connecticut, an demselben Orte, an welchem er im Jahre 1798 das Licht der Welt erblickt hatte. Er hatte sich dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet und bekleidete längere Zeit in seinem Geburtscounty das Amt eines Staatsanwalts (State Attorney). Während der Jahre 1835—41 vertrat er den Staat Connecticut im Congreß zu Washington; im Jahre 1846 wählte ihn die Staatslegislatur von Connecticut zum Gouverneur dieses Staats, indem weder er noch seine Gegencandidaten in der directen Volkswahl die gesetzlich nöthige Stimmzahl erlangt hatten. Der Präsident James K. Polk ernannte ihn im Jahre 1848 zum Generalanwalt der Vereinigten Staaten (Attorney-General). Als Polk's Präsidentschaftstermin abgelaufen war, schied Toucey aus dem Ministerium, um als Staats senator in seinem Geburtsstaate zu fungiren. Allein schon im Jahre 1851 wurde er von der Legislatur des Staats Connecticut in den Bundes Senat gesandt. Hier war er eine der festesten Stützen von Präsident Pierce's Administration und zählte zu der Partei der sogenannten Funter-Demokraten. Als James Buchanan den Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten bestieg, erhob er 1857 Hrn. Toucey zu der Stellung eines Marineministers. Die verätherischen Handlungen, welche Toucey in diesem verantwortlichen und wichtigen Amte kurz vor dem Ausbruche der südlichen Rebellion beging, sind bekannt genug und haben seinen Namen für alle Zeiten mit Schmach bedeckt; er war ein würdiger Genosse seiner Collegen Howell Cobb und John B. Floyd. Der Sieg des Nordens über den Süden und der Triumph der nationalen Sache in der Nordamerikanischen Union beraubten ihn jedes politischen Einflusses; er zog sich ins Privatleben zurück und verharrete darin, bis ihn der Tod abrief. „Versunken und vergessen“, das war sein wohlverdientes Loß.

Aus Rouen meldet man, daß Louis Bouilhet, ein geachteter Dichter und dramatischer Schriftsteller, der seit einiger Zeit den Posten als Bibliothekar der Stadt Rouen bekleidete, nach einer nur kurzen Krankheit am 19. Juli 1869 des Morgens gestorben ist.

Louis Bouilhet wurde im Jahre 1824 in Cany im Departement der Seine-Inférieure geboren, machte in dem Collège in Rouen glänzende Fortschritte und studirte dann Medicin. Da er sich durch seine Neigungen mehr zur Dichtkunst hingezogen fühlte, so gab er infolge eines Streits zwischen der Verwaltung des Hôtel Dieu in Rouen mit den Internen das Studium der Medicin bald auf und suchte sich seinen Unterhalt dadurch zu erwerben, daß er Unterricht erteilte, während er seine freie Zeit der Dichtkunst widmete. Er verließ Rouen 1854 und begab sich nach Paris, um dort namentlich seine dramatische Carrière zu fördern.

Man hat von ihm außer vielen kleinen Gedichten, die in verschiedenen Journalen erschienen sind, zwei große Poesien: „Meloenis, conte romain“ (1856), eine elegante Studie über die römischen Sitten zur Zeit des Kaisers Commodus (180—192 n. Chr.), „Les fossiles“, Scenen der vorsündfluthlichen Natur, und dann eine Sammlung verschiedener Gedichte: „Astragales, festons et poésies“ (1859). Man bewunderte in seinem ersten Gedichte eine Harmonie, eine Geschmeidigkeit, einen Glanz und Guß, die dem am Tage vorher noch unbekanntem Dichter unter den Poeten der letzten zehn Jahre einen hohen Rang anwiesen.

Gegen das Ende von 1856 ließ Bouilhet im Odéon „Madame de Montarcy“, ein Drama in fünf Acten und in Versen, aufführen, das infolge der Schönheit seines Ver-

baues und besonders da es als das Werk eines verheißungsvollen Talents betrachtet wurde, einigen Erfolg hatte. Im November 1858 wurde auf derselben Bühne ein zweites Drama in fünf Acten und in Versen: „Hélène Peyron“, noch günstiger aufgenommen. Im Jahre 1861 erschien „L'oncle million“, ein Lustspiel in fünf Acten und in Versen. Das Théâtre français brachte 1862 von ihm „Dolores“, ein Drama in vier Acten und in Versen, zur Aufführung. Die Porte Saint-Martin spielte im Februar 1864 „Faustine“ in fünf Acten, sein erstes Drama in Prosa. Kurz vor seinem Tode war er damit beschäftigt, die letzte Hand an ein Drama „Mademoiselle Aissé“ und ein Lustspiel „Le sexe faible“ zu legen, die im nächsten Winter im Odéon zur Aufführung kommen sollten.

Die geachtete und bekannte italienische Dichterin Laura Beatrice Oliva-Mancini ist nach einer langen Krankheit Mitte Juli 1869 gestorben. Sie wurde 1823 in Neapel geboren und verlebte die schönsten Jahre ihrer Jugend bei ihrem kranken Vater Oliva, der sie, zum Dank für ihre aufopfernde Pflege, in der alten und der neuen Literatur und der allgemeinen Weltgeschichte unterrichtete. In ihren Mußestunden beschäftigte sie sich mit Erfolg mit der Malerei, der Musik und der Dichtkunst. Im Jahre 1840 reichte sie, trotz des Widerstandes ihrer Familie, ihre Hand dem Advocaten und Professor der Rechtskunde Pasquale Mancini. Ihre Erlebnisse bei Eingehung dieser Ehe bildeten einen vollkommenen Roman, den sie zu dem Theaterstück „Ines“ ausarbeitete, das 1845 in Florenz auf der Bühne zur Aufführung kam. Im folgenden Jahre veröffentlichte sie ein Gedicht: „Colombo al convento della Rabida“, und einen Band verschiedener Gedichte.

Da sich ihr Gatte 1848 an den revolutionären Bewegungen in Neapel theilhaftig hatte, so mußte sie nach dem Eintritt der Reaction mit ihm nach Turin flüchten. Drei Jahre später, nachdem Gladstone seine berühmten Briefe über Neapel veröffentlicht hatte, antwortete Signora Mancini in patriotischen Versen, die den Titel führten: „A Gladstone une exilée napolitaine“ (Turin 1851).

In demselben Geiste dichtete sie: „L'Italia sur la tombe de Vincent Gioberti“ (Turin 1863), eine Art von Improvisation, die sie gleich nach dem Tode des Philosophen niederschrieb und die einen lebhaften Enthusiasmus erregte. Die Werke dieser in Italien gefeierten Schriftstellerin, die ganz besonders als lyrische Dichterin hoch geachtet ist, haben Wärme, Gefühl und oft Stärke und Glanz. Seit der Bildung des Königreichs Italien hat sie für verschiedene patriotische Festlichkeiten eine große Zahl Gedichte verfaßt.

Literarische Revue.

Wenn wir die synchronistischen Tabellen unserer classischen Literatur nachsehen, so finden wir lange Zeiträume, in denen keine lyrische Gedichtsammlung von Bedeutung erschien. Jetzt vergeht kaum ein Jahr, in welchem sich nicht ein neuer Dichter von Talent auf dem Gebiete der Lyrik vernehmen ließe, nicht ein bereits anerkannter die Freunde seiner Muse mit einer willkommenen Gabe erfreute. Dies gemahnt unerquicklich genug zunächst an den überfüllten Ostermestkatalog und die literarische Hyperproduction der Neuzeit, und diejenigen, welche auf die Dichtung unserer Tage mit Verachtung herabsehen, werden in allen diesen Erscheinungen kaum etwas anderes erblicken als einen Zuwachs an Matulatur, höchstens den Beweis, daß die gebildete Sprache, die für uns dichtet und denkt, durch

das bequeme Relief, das sie diesen lyrischen Filigranarbeiten gibt, immer neue, eitle Jünger der Musen anlockt, nach dem wohlfeilen Lorbeer zu streben.

Hierzu kommt, daß der buchhändlerische Absatz in augenscheinlichem Mißverhältnisse steht zur lyrischen Production. Die Lyrik ist nicht mehr Modesache, kaum auf den Toiletentischen der schönen Welt heimisch; man spricht von ihr kaum in den Salons, während jeder neue Roman für die gesellschaftliche Unterhaltung eine reiche Ausbeute gibt. Wer soll sich auch unter den zahlreichen Miniaturausgaben zurechtfinden, welche die Buchhändlerläden und die Büchertische der Zeitungen und Zeitschriften überfüllen? Kann nehmen die Redactionen gelegentliche Notiz von dieser oder jener Sammlung, die ihnen zufällig empfohlen wurde, und nur die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bleiben ihrer Aufgabe getreu, ein möglichst vollständiges Bild unserer ganzen Literaturbewegung zu geben und jede neue Sammlung von Gedichten unter ihre kritische Lupe zu nehmen.

Anders als der Buchhändler, als die Modewelt und die bequem-vornehme Literaturgeschichtschreibung, welcher die neue Dichtung meistens nicht „zugänglich“ ist und welche sich von Haus aus ablehnend gegen dieselbe verhält, urtheilt der Literaturforscher. Die pünktige Gelehrsamkeit wird zwar die Achseln zucken über die Annäherung, von Literaturforschung zu sprechen gegenüber einer frisch von der Presse kommenden und im Buchladen verkäuflichen Literatur; nur das Wühlen in alten Klosterbibliotheken, das Aufstöbern bisher unbekannter Manuscripte soll ja ein Recht geben auf den stolzen Namen eines „Literaturforschers“. Doch es gehört ganz derselbe Fleiß dazu, das überwuchernde literarische Material der Gegenwart zu beherrschen, wie aus schwer zugänglichen Fundgruben verborgene Schätze der Vergangenheit ans Licht zu ziehen. Die Sichtung jenes Materials ist eine der künftigen Literaturgeschichte förderlich vorgehende Arbeit und unerlässlich in einer Zeit wie die unserige, die so reich ist an dichterischen Geburten jeder Art, auch an Tod- und Fehlgeburten. Und wenn ein großer Apparat von Gelehrsamkeit erforderlich ist, den Denkmälern der Vergangenheit ihre rechte Stelle anzuweisen, so gehört eine sichere, unerschrockene Kritik dazu, mitten im Fluß und Sturm der Gegenwart Bleibendes und Zugängliches zu sondern, das Talent anzuerkennen, wie es sich ankündigt und fortbildet, und die Talentlosigkeit zurückzuweisen, wenn sie auch noch so viele Empfehlungsbriefe in der Tasche hat.

Der gewissenhafte Literaturforscher, der sich in solcher Weise von dem gewissenlosen Literaturschwärmer unterscheidet, mag letzterer auch ein Mann von noch so vielen Graden sein, wird anerkennen müssen, daß, trotz einer Sündflut von kümperhaften Erzeugnissen, die Lyrik der Gegenwart ein keineswegs unerfreuliches Bild bietet, daß namentlich nach formeller Seite hin ein unleugbarer Fortschritt sichtbar ist, daß neue Talente auftauchen, welche die besten Hoffnungen erwecken, und daß manches jüngstgeschaffene Gedicht Aussicht hat, die Ungunst der Gegenwart zu überleben und einst noch ein empfänglicheres Publikum zu erfreuen.

Der langverstummete Dichter der „Geharnischten Lieder“, der schon vor Herwegh mit den lyrischen Sporen klirrte, Karl Beck, ist wieder einmal auf dem Literaturmarkt erschienen mit Elegien „Täubchen im Nest“ (Wien 1868). Diese Elegien erinnern durchaus nicht an Höltz und Matthiesson, mehr an die römischen Elegiker und ihre zusammenhängenden Cyklen, obschon die erotische Lyrik bei Beck keine Rolle spielt. Diese Gedichte sind wie Gedankenwölkchen, die der Dichter behaglich aus seiner Cigarre bläst; eins kränzelt sich in das andere hinein. Die Elegien beginnen mit dem einfachen persönlichen Erlebnis, Reiselust, Geldmangel, der Einladung eines Freundes, ihn auf seinem Schlosse in Böhmen zu besuchen; dann folgt eine idyllische Schilderung des Landlebens, die von dichterischen Schönheiten funktelt. In der Einsamkeit wendet sich der Poet indeß den öffentlichen Ju-

teressen zu; die Sympathien, die er dem Czegenthum schenkt, seinen huffitischen Reminiscenzen, seinen verbotenen Liedern, werden nur von wenigen getheilt werden, da das rauffastige, ränkevolle und übermüthige Auftreten der modernen Czegen sie durchaus nicht als eine unterdrückte Nationalität erscheinen läßt, namentlich in dem großentheils von deutscher Cultur eroberten Böhmen. Gibt doch auch der Dichter zu, daß die murrenden Völker sich mit dem verkehrten Deutschland einigen müssen, daß „alle die Wässerchen hinab müssen ins ewige Großmeer deutschen Gedankens“. Die Felix Austria erscheint dem Poeten jetzt vom Glück verlassen, wie alle, welche gescheit geworden sind! Wir zweifeln indeß, daß der Satz, den Dummen ist das Glück hold, jemals in der Politik Anwendung gefunden hat. In den einleitenden Elegien gedenkt der Dichter auch seiner Jugendgedichte, und zwar, wie uns scheinen will, mit allzu geringer Würdigung; er spricht von der in bacchantischem Rausche vollzogenen Schändung des geweihten Musenhains und stellt ihr das besonnene Schaffen gegenüber, das stets ewiger Muster gedenkt ist, den andauernden Fleiß, der ewig die Kunst zu lernen sucht. Gewiß ist die künstlerische Besonnenheit nicht geringer zu schätzen als die Begeisterung; aber ebenso wenig darf ein Dichter gering denken von dem bacchantischen Rausche, der Manie des Plato, dem schönen Wahnsinn Shakespeares. In diesem Rausche ist das Dictat des Genius lebendig. Und so meinen wir, daß in Bed's ersten Gedichten bei allen Geschmacklosigkeiten, bei allem über das Maß hinauschießenden Sturm und Drang doch eine Weihe unmittelbarer Eingebung war, die sich durch keine „harmherzige Schöpfergebuld“ ersetzen läßt. So findet sich in den „Läubchen im Nest“ vielfach Verschönerliches und Verzerrtes in Bild und Ausdruck; man merkt die Absicht, ein Cabinetsstück zu liefern, und trotz all der beeiferten Bedachtsamkeit findet sich doch noch manches Schwülftige, insofern ein alltäglicher Gedanke eine pomphafte Einkleidung erhält. Wohl aber sind diese Elegien ebenso reich an Wendungen von lapidarem Stil, sowol was liebliche Schilderung als sinnige Betrachtung betrifft, und die Prägnanz des Ausdrucks, die sich dem Gedächtniß einprägt, zeugt für die glückliche Bereinigung ursprünglicher Begabung und künstlerischer Sorgfalt.

Ein anderer österreichischer Dichter, Robert Hamerling, hat seinem „Ahasverus in Rom“ eine neue epische Dichtung folgen lassen, welche ebenfalls den lebhaftesten Antheil des Publikums gewonnen und bereits mehrere Auflagen erlebt hat, der „König von Sion“ (Hamburg 1869). Das Gedicht hat zehn Gesänge und ist in Hexametern geschrieben, ein Metrum, welches durchaus nicht zu seinem Inhalt paßt. Der Hexameter ist ein Vers von classisch-würdevoller Haltung und nur für jene Schilderungen geeignet, in denen das plastische Element überwiegt. Diese Plastik fehlt aber meistens der Hamerling'schen Dichtung, welche opernhafte Romantik, farbenreiche Schilderungen, geistreiche Reflexionen enthält, aber von der Homerischen Ruhe der Darstellung weit entfernt ist. Im Gegentheil, eine verwirrende Unruhe, eine Art wildes Fieber, bacchantischer Rausch ist der Grundton der Dichtung, und der Gegensatz zwischen der üppig sinnlichen und legendenhaft sentimentalen Liebe, der sich durch dieselbe zieht, ist durchweg modern und dem antiken Geist widersprechend. Der Hexameter mag die Liebe der treuen Hausfrau Penelope schildern oder den Abschied Hector's von seiner Gattin, bei welchem auch der kleine Astyanax eine Rolle spielt; er mag allerdings schon im Bunde mit dem Pentameter die sinnliche Liebe schildern, aber in aller Naivetät, mit den Recepten des Genusses bei Ovid, ähnlich wie er sich bei Horaz für die Receptirkunst der Poetik herleiht, doch er bleibt immer ein naiver Vers, der sich für die Schilderung genialer Momente, blitzartig streifender Geisteslichter, glühender und inniger Empfindungen nicht eignet, ein conservativer Vers, der das revolutionäre Pathos nur widerwillig auf seinem breiten Rücken trägt. Und gerade das revolutionäre Pathos ist die Seele des Hamerling'schen Gedichts, ein Pathos, dessen Segel von allen Reformgedanken der Neuzeit geschwellt werden. Auch ist

der Hexameter ein Feind der kurzen schlaghaften Metaphern; er liebt das weit ausgeführte Bild der Vergleichung, das wie ein selbständiges Gemälde sich in die Dichtung einschleibt. Solche Vergleiche sind aber bei Hamerling selten und passen auch nicht zum Charakter einer schildernden Reflexionspoesie.

Der Held des Gedichts ist Johann von Leyden, der König der Wiedertäufer von Münster, in der Dichtung ein begeisterter Jüngling, bestrebt den „sionischen Gedanken“, der noch die Geisterkämpfe der Folgezeit beherrschen sollte, ins Leben einzuführen, Lust und Tugend zu vereinigen, die zu edlerm Dasein gereifte Menschheit aus den Banden menschlich dumpfer Umschränkung zu erlösen. Diese Gestalt deckt durchaus nicht die historische, die ihr zu Grunde liegt; der Dichter hat auf das geschichtliche Reiz eine ideale Blüte gepflanzt. Johann von Leyden war seines Zeichens ein Schneider, ein Vertreter des Handwerkerstandes, der sich häufig in der Geschichte durch mystische Verzückungen ausgezeichnet hat. Die stille Theosophie des Schusters Jakob Böhme und die tumultuarische Theokratie des Schneiders Johann Bodolbt haben den gleichen Ursprung in den Lebensgewohnheiten des sitzenden Handwerks, das von der Welt abschließt, die Seele nicht ausfüllt und zu einsamem Brüten auffordert. Doch so wenig wie ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, ließ sich die Hamerling'sche Dichtung durch das Nadelöhr eines Schneiders säbeln. Sein Johann von Leyden ist Schauspieler und erscheint schon im ersten Gesange — ein feinsinniger Zug des Dichters — mit der prophetischen Theaterkrone geschmückt. Diese Erfindung ist nicht ganz ohne geschichtlichen Anhalt; denn der Schneider Bodolbt trat auch öfter als Schauspieler auf. Doch wird der Charakter dadurch in ein gänzlich anderes Licht gerückt, wir möchten sagen, in eine ironische Beleuchtung, die aber wieder den Standpunkt des Dichters selbst, seinen Helden gegenüber, in unklarem Zwielicht taucht.

Vielfach spielt nämlich in die Dichtung jene romantische Ironie herein, welche das ganze Leben als einen spukhaften Traum erscheinen läßt. Johann von Leyden, der Komödiant im Walde, mit der papierernen Theaterkrone, wird dann „König von Sion“, auch ein Theaterkönig in einer wüsten Komödie. Wie es mit ihren Beleuchtungseffekten ansteht, sehen wir in der Orgie, die von Naphthastammen verklärt wird und im Licht entzündender Schönheit glänzt, bis der Narr die magische Lampe vom Tisch herabwirft und nun die sionischen Zecher die Weiber, die sie in ihren Armen halten, auf einmal aller Schönheit bar, hohläugig und runzelig, mit welken und schwammigen Gliedern, mit wüsten verbuhlten Gesichtern erblicken — auch hier die Komödie mit ihren Mustonen. Und am Schluß bekleidet der König selber den betrunkenen Kreckting mit seinem Gewande und den Insignien seiner Würde. Muß man nach solchen Zügen nicht den Dichter für einen Romantiker halten, der diesen geschichtlichen Tumult verspottet und uns seine Selbstauflösung mit ironischer Schadenfreude darstellt?

Das ist aber durchaus nicht die Absicht des Dichters, der in seinem Helden eine für die Menschheit begeisterte Idealfigur hinstellt. Durch diese sich kreuzende Beleuchtung verliert die Dichtung ihre klare Form und Fassung, wenn sie auch an Buntheit gewinnt, ähnlich wie ein wechselndes Farbenspiel durch das sich kreuzende Licht der Kerze und des Mondes hervorgerufen wird.

Johann von Leyden war, der Geschichte nach, die Seele der münsterischen Bewegung; alle ihre Excesse und Uebertreibungen gingen von ihm aus; die Gemeinschaft der Weiber und Güter fand in ihm ihren Apostel. Der Dichter scheute sich, seinen Helden in den ganzen Sündenfall der Zeit zu verwickeln; er läßt ihn abwehrend den Extremen gegenüberstehen; seine eigene Vielehe erscheint nur als ceremonielles Schauspiel; er läßt weibliche Untreue mit dem Schwert bestrafen; er macht wilde Orgien mit, aber mit einer gewissen Reserve, die knurrenden Hunde zu seinen Füßen schrecken die buhlenden Schönen

ab. Sein Herz gehört einer Nonne und um seine Liebe schwebt's wie katholischer Weihrauchduft.

War indess der Dichter einmal so kühn, wie er sich in Stoffwahl und der Ausführung Makart'scher Bilder zeigt, so war es auch nur eine der Dichtung zugute kommende Konsequenz, wenn er seinen Helden nicht bloß als tapfern Kämpfer und schwärmerischen Apostel hinstellte, sondern die Genesis des Fanatismus und die ganze Steigerung desselben bis zur schwindelnden Höhe in ihm darstellte, eine Aufgabe von psychologischem Interesse und von größerer historischer Wahrheit. Auch der Schluß ist allzu abweichend von der geschichtlichen Ueberlieferung, gegen deren Hauptdaten doch der Dichter nicht verstoßen darf, das Märtyrertum als Buße für den Fanatismus war historisch gegeben. Hamerling's Held ringt im Walde mit seiner Scheinkönigin, der braunen Divara, die ihn im Kaufsch der Orgie erobert hat, und stürzt sie vom Felsen herunter, sich selbst aber in das eigene Schwert. Wo aber bleibt der Küßig am Thurm Münsters, der grausame Abschluß der wüsten Komödie?

Trotz dieser Ausstellungen ist die Dichtung durchweg interessant, reich an glänzenden Schilderungen voll genialer Züge, an Gedanken von großer Tragweite, welche sich mit den gewagtesten Problemen der Neuzeit beschäftigen. Der erste Gesang athmet echte Naturpoesie; die Schilderung der Orgien ist so üppig und wollustatmend, daß man in ihr, eingedenk verwandter Situationen im „Ahasverus in Rom“, eine Specialität des Dichters erkennen muß; in den Kampfszenen ist Anschaulichkeit und Kraft. Die Kritik kann nicht leugnen, daß im einzelnen der Stil ungleich ist und oft ins Triviale verfällt, daß die Hexameter nicht tabellos sind, daß überhaupt der Dichter einer allzu reichen Phantasie häufig überschäumt; doch gegen die Fehler des Reichthums drückt sie bereitwillig ein Auge zu und eine ungewöhnliche Schönheit entschädigt sie für zahlreiche Mängel.

Wenn sich Hamerling auf der Höhe seines „Ahasverus“ im „König von Sion“ behauptet, so sinkt dagegen Hermann Lingg in den „Vaterländischen Balladen und Gesängen“ (München 1869) von der früher behaupteten Höhe herab. Und wenn schon „Die Völkerwanderung“ sich in vielen Gesängen in eine gereimte Chronik verwandelte, so gilt dies noch weit mehr von den „Vaterländischen Balladen“, welche einen deutschen Kaiser nach dem andern beim Schopfe nehmen und ihm den Zettel in den Mund stecken, auf dem seine gereimte Regierungsgeschichte zu lesen ist. Da erzählt uns Kaiser Karl der Große, wie er die Völker im Norden, die Heiden, besiegt und belehrt hat, Kaiser Heinrich IV. von seiner Buße und Gefangenschaft. Die Helden der deutschen Treue, Ludwig der Baiern und Friedrich der Schöne, werden in drei Gebichten verherrlicht. Doch das ist fast alles so hölzern und steiflein, als wären diese Verse für die Jugend geschrieben, damit sich diese leichter die geschichtlichen Thatsachen einprägen. Daneben finden sich einzelne Mythen- und Naturbilder, in denen das Lingg'sche Talent seinen Zauber wiederfindet und seine Eigenthümlichkeit offenbart. Ein Dichter darf eben nicht seine Stoffe handwerksmäßig aufgreifen; die gereimten historischen und Reisealben sind der Lob der Poesie.

Auch ein anderer Dichter, Friedrich Scherenberg, bewegt sich in absteigender Linie, indem seine Eigenthümlichkeit mehr und mehr zur Manier verknöchert. Dies beweist sein neuestes Schlachtgemälde: „Hohenfriedberg“ (Berlin 1868), in welchem eine einzelne Schlacht der schlesischen Kriege, eine Schlacht von keineswegs entscheidender Bedeutung, in dem bekannten, etwas selbmäßigen Bataillenskil und Sprachlauderwelsch des Dichters geschildert wird. Ein frischer Humor, der sich den Schnauzbart streicht, ein gewisser resoluter, kurz resoluter Stil paßt wol zu dem Schlachtbilde und in das Zeitalter des großen Friedrich; auch ist unverkennbar eine höchst intensive Farbengebung, welche an einzelnen Stellen durch geringe Mittel doch einen großen Eindruck macht. Namentlich weiß Scherenberg

eine einzelne Metapher oft mit solcher Schlagkraft auszustatten, daß sie vor die Phantasie ein höchst anschauliches Bild führt. Dennoch bleibt der Eindruck des Ganzen ein unbefriedigender und ein großer Theil der Dichtung ist geradezu ungenießbar zu nennen. Die unverhältnißmäßig lange Beschreibung des Zietenrittes gefährdet die Deconomie der Dichtung, deren Stil oft so verworren und holperig wird, daß es Mühe macht, den Zusammenhang und den Sinn einzelner Stellen zu erfassen sowie den rhythmischen Gang des Werks aus andern herauszuhören.

Desto klarer und tadelloser ist die dichterische Form in den „Episoden“, erzählenden Dichtungen von Adolf Friedrich von Schack (Berlin 1869). Der Kenner der orientalischen und spanischen Dichtung führt uns in die Ferne nach Konstantinopel und Damaskus, in das alte Griechenland wie in das zeitlose Reich der Märchen.

Von den Erzählungen spielen zwei, „Dandolo“ und „Giorgione“, in Venedig. Die erste knüpft an eine der größten Erinnerungen der Lagunenstadt, an die Eroberung Konstantinopels durch die venetianische Flotte und die Kreuzfahrer an. Der blinde Doge Dandolo erzählt sein Jugendabenteuer, seine Blendung durch den byzantinischen Prinzen, seine Seefahrt auf schwankem Kahn — und namentlich die Schilderung der Letztern ist ein poetisches, ergreifendes Gemälde. „Giorgione“ zeigt uns den berühmten Meister in schmerzlichem Conflict; er liebt ein Mädchen, das ihr Herz seinem Lieblingschüler Sebastian geschenkt hat, und in edler Resignation gibt er dem Paare seinen Segen, malt aber die Geliebte in der unvergänglichen Gestalt seiner Lautenspielerin. Das Gedicht hat ein echt venetianisches Colorit und einen echt tragischen Grundgedanken; die Kunst schreibt mit ihrem Herzblut Unsterbliches, und was der Mensch verliert, gewinnt der Künstler. Auch die andern Erzählungen: „Der Flüchtling von Damaskus“, das finnreiche Märchen „Der Regenbogenprinz“, „Lais“, welche, an einen antiken Stoff sich anlehnd, einen modernen Gedanken behandelt, die Entführung des Courtisanenthums durch die Liebe, und „Rosa“ haben große Vorzüge des dichterischen Stils.

Die epische Dichtung „Buddha“ von Joseph Victor Widmann (Bern 1869) zeigt uns einen bisher nur als Dramatiker productiven Dichter auf neuem Gebiete. Und zwar verräth auch dies Gedicht die milde Grazie und den Formenadel, welche Widmann's „Iphigenie“ kennzeichneten. Der Held ist der große orientalische Religionsstifter, dessen Lehre mit den ursprünglichen des Christenthums eine innige Verwandtschaft hat, ja sogar zu einem so ähnlichen Cultus führte, daß die Jesuiten in den buddhistischen Klöstern nur Teufelspud zu erblicken glaubten. Buddha erscheint in dem Gedichte zuerst als kriegerischer Prinz; doch der Anblick des mit Leichen besäeten Schlachtfeldes bewirkt eine große Umstimmung in ihm; seine Siegesfreude erlischt; er wendet sein Herz von den Greueln und Triumphen des Sieges ab, und selbst der Zorn seines Vaters, der sogar den Speer nach dem abtrünnigen Sohne schleudert, kann ihn nicht bestimmen, sein Herz von neuem an eiteln Kriegeruhm zu hängen. Verbannt zieht er durch die Lande, sammelt, ein Friedensapostel, große Gemeinden um sich, und verschwindet, nachdem er sein Werk auf festerer Grundlage errichtet hat. Der Stoff scheint nicht reich genug für ein Epos von 20 Gesängen; es fehlt ihm an Handlung, an Bewegtheit. Doch darf man nicht den Maßstab eines Schlachtenepos an das Gedicht legen. Trotz seines epischen Grundtons ist es eine Gedankendichtung, und indem es sich um die wichtigsten Probleme der Menschheit dreht, durfte ihm der Raum nicht allzu knapp zugemessen werden. Auch sind die 20 Gesänge so reich an dichterischen Schönheiten, in so zwanglos anmuthigen ottave rime gebichtet, von einem so grazids fesselnden Geiste durchweht, daß uns der Weg nicht zu lang wird, und daß wir bereitwillig einem so begabten Führer folgen. Die Schilderung des Schlachtfeldes, das Flehen des Helben zu den Göttern, und seine Verzweiflung, als es unerhört bleibt, die tiefstnunnigen Betrachtungen desselben über die Lügen der Natur und ihre Un-

schungen, die Friedensreden des für das Wohl der Menschheit begeisterten Apostels und zahlreiche andere Partien des Gedichts athmen eine Klarheit des Sinnes und einen Adel des Ausdrucks, das indische Colorit ist nicht in seiner üppigen Wildheit, welche zu dem Charakter der Dichtung nicht gepaßt hätte, sondern in seiner sanften Schönheit so reizvoll erfasst, daß die ganze Dichtung zu großer Harmonie gestimmt ist und dem feinen, künstlerischen Sinne des Verfassers das rühmlichste Zeugniß ausstellt.

Wenn wir die Formvollendung dieser Dichtung hervorheben mußten, so beweisen auch andere Gedichtsammlungen, daß die Schule Platen's in Deutschland nicht ausgestorben ist. Die neuen Gedichte von Julius Große: „Aus bewegten Tagen“ (Stuttgart 1869), zengen von einer in künstlerisch geglätteten Formen pomphast einherstolzirenden, gleichsam seide- und atlasrauschenden Muse, deren Gesen stets etwas Vornehmes, Selbstbewusstes, Stolzschönes haben. In dieser Kunstgärtnerei werden alle Varietäten der Lyrik gezogen, mit Vorliebe aber diejenigen, die sich in großen Prunkblumen erschließen; Terzinen, welche sogar wenig passend für Liebesgedichte gewählt werden, trocknische Fünffüßler, wie sie die ferbische Poesie liebt und wie sie hier den Venreibern aus dem bairischen Hochlande eine zu wenig volksthümliche, zu fremdartig vornehme Gewandung geben, da die ferbische Volkspoesie doch keine deutsche ist, alcäische Strophen, Trimeter, Alexandriner u. a. Das Gedicht „Notturmo“ beweist indeß, daß der Dichter auch die Klänge einfacher Empfindung edel und ansprechend anzuschlagen weiß. Eine bestimmte Physiognomie, abgesehen von dieser gewählten und stolzen Schönheit der Form, eine originelle Weltanschauung vermiffen wir indeß in den Gedichten von Große, welche eine sinnige Reflexionspoesie mit elegischer Betrachtung entschwundener Jugend und entschwundenen Liebesglückes neben etwas zu vollwüchsigen Humoresken und einer politischen Lyrik von Schwung und nationaler Begeisterung, aber ohne neue Gesichtspunkte und größere Perspectivesn enthalten. Die Lyrik Große's erinnert an die tragoedia praetexta der Römer, sie wandelt stets im purpurnen Staatskleide umher.

Ein noch glücklicherer Jünger Platen's ist Julius Schanz, dessen „Lieder aus Italien“ (Düsseldorf 1870) der Marmorschönheit Platen'scher Form sehr nahe kommen und noch mehr Innigkeit der Empfindung zeigen als die Gedichte des Meisters. Julius Schanz hat sich bekanntlich große Verdienste um eine geistige Annäherung Deutschlands und Italiens erworben. Für diese Annäherung ist keine Zeit günstiger als die jetzige, da beide Nationen sich des gleichen politischen Aufschwungs erfreuen, das gleiche Streben nach Selbstständigkeit und Einheit hegen. Schanz ist unermülich darin, eine Literatur auf die Schätze der andern hinzuweisen; eine in Aussicht gestellte Anthologie italienischer Lyrik soll uns mit den dichterischen Erzeugnissen der Schwesternation jenseit der Alpen bekannt machen in Uebersetzungen, an denen sich eine Zahl hervorragender deutscher Dichter bethätigt. Welchen Anklang die neuere deutsche Muse in Italien findet, beweist die zweite Auflage der meisterhaften Uebersetzung Heinrich Heine's von Bernardino Zendrini, wie neuerdings die Uebersetzung von Berthold Auerbach's „Auf der Höhe“. Julius Schanz steht im Mittelpunkte dieser großen Bewegung, seine Begeisterung für Italien spricht sich in diesen neuen Liedern in schönen und durchsichtigen Formen aus, namentlich in dem „Abschied von Florenz“ an Ferdinand Vossio, in dem vollendet schönen Gedicht „Winter in Italien“, in den melodischen ottave rime der „Einladung an den Comersee“, in den Festgesängen und Terzinen der Dante-Feier. Besondere Anerkennung verdienen die zwölf Sonette, in denen nur hin und wieder eine an Platen erinnernde Selbstspiegelung stört, und vor allem das Idyll vom Comersee, „Faustine“, in Elegien und Distichen, welche des Goethe'schen Vorbildes nicht unwürdig sind.

Wenn Schanz und Große die Ode weniger pflegen, in welcher Platen's Talent so gern seine Schwingen regte, wenngleich er sich dies durch die gekünsteltesten antiken Rhyth-

men erschwerte, so fehlt es doch nicht an Nachstrebenden, die auch wieder in diese Bahnen einlenken und dem Gedankenschwunge der Ode gerecht zu werden suchen. Albert Möser, ein düsterer Poet Schopenhauer'schen Welt Schmerzes, hat seine „Gebichte“ (Leipzig 1869) in neuer Auflage erscheinen lassen und die Sammlung durch eine beträchtliche Zahl gelungener neuer Erzeugnisse vermehrt. Möser pflegt, obschon er den Lieberton in der neuen Sammlung mehrfach auf das glücklichste trifft und namentlich in den „Nachliedern“ Klänge von großem melodischen Reiz anschlägt, vorzugsweise das Sonett und die Ode. In den Sonetten ergeht sich seine melancholische Weltanschauung in sinnigen Reflexionen, welche sich mit der Reimguirlande wie mit einem Kranz von Trauerrosen schmücken. Auch in den „Oden“ überwiegt die träumerische Reflexion den begeisterten Aufschwung; es sind Hamletgedanken, die sich auf diesen alcäischen und sapphischen Strophen schaukeln. Und wenn dem Dänenprinzen die Erde, dieser treffliche Bau, nur wie ein kahles Vorgebirge erscheint, das Firmament, dies majestätische Dach mit goldenem Feuer ausgelegt, nur wie ein fauler verpesteter Haufe von Dünsten, so stimmt Möser ganz in diesen Ton ein, wenn er den alternden ergrauten Erdball ansingt, den Fortschritt der Zeit leugnet, den Krieg für ein Kind verruchter Nothwendigkeiten erklärt u. s. w. Gedankenreich ist die Ode „Empedokles auf dem Aetna“, melodisch anmuthend diejenige an die Einsamkeit. Wenn der geistreiche Dichter auch die antike Odenform meist glücklich beherrscht, so finden sich doch häufige Stellen, in denen der Fluß der deutschen Metrik und Syntax durch die nach antikem Vorbild oft in die Versmitte fallende Gedankengrenze, durch aufgeschüfte schwerfällige Wörter und gesuchte Inversionen gestört wird. Es sind dies die Fehler Klopstock's und Platen's, oder vielmehr die Fehler der antiken Strophe, wenn sie ohne weiteres in deutsche Dichtung aufgenommen wird. Erst der Reim gibt ihr Fluß, Klarheit und Bestimmtheit und prägt dem deutschen Ohr den Rhythmus nachdrücklicher ein, statt, wie unsere Aesthetiker de pur sang wollen, demselben zu widersprechen. Erst neuerdings hat einer der tüchtigsten Philologen, Rudolf Westphal, in der Vorrede zu seinen Uebersetzungen altclassischer humoristischer Lyrik und des Aristophanes in Haller's „Humoristischer Bibliothek“ sich in gleicher Weise ausgesprochen.

Wir halten es deshalb für einen Vorzug der „Oden“ von Karl Ziegler, die in der Sammlung „Vom Rothurn der Lyrik“ (Salzburg 1869) enthalten sind, daß der Dichter antike Strophen oder mindestens eine frei diesen Strophen nachgebildete, die Rhythmus des ihnen zu Grunde liegenden Verschemas benutzende Versbildung mit dem Reime vereinigt, der einmal in deutscher Sprache eine läuternde und ausschreibende Kraft ausübt und alles, was den Fluß, den Zusammenhang, die Klarheit des Sinnes und der Wortstellung hemmt, durch seinen scharfen Einschnitt aus dem Wege räumt.

Ziegler's Lyrik hat einen Zug nach dem Großen und Erhabenen hin, der sich in einzelnen Gebichten, wie in dem „Opfergesang“, schwunghaft ausprägt. Die kühnern Wortbildungen und Wortzusammensetzungen sind in ihrer Mehrzahl geschmackvoll; auch die Syntax ist im ganzen flüssig, nur hier und dort, namentlich in choriambischen Versmaßen, in denen die Längen zu dicht aneinanderrücken, etwas schwerfällig. Tiefe und Schwung des Gedankeninhalts selbst entsprechen nicht überall dem großen Gepräge des dichterischen Ausdrucks; es bleibt zwischen innerer Bedeutung und der danach strebenden Wucht der Wörter oft ein ungedeckter Rest. Die Gegenstände, welche Ziegler's Oden, Dithyramben, Rhapsodien, Phantasien meistens behandeln, das Bild der Jahreszeit, die Erinnerung der Kindheit, der Jugend und der Liebe, können ebenso gut in der leichtern Form des Liebes oder der Elegie zur Darstellung kommen; nur die Behandlungsweise der Ode ist selbstverständlich eine andere. Doch gibt es Themata aus dem Gebiete der Geschichte, der großen philosophischen und socialen Probleme, welche sich gerade für Odenstoffe ausschließlich eignen, welche aber die Ziegler'sche Muse in ihrem Fluge nicht be-

rührt. Der Gedankeninhalt derselben erscheint also keineswegs als ein reicher, wenn auch meist anziehender. Einige Gedichte in einfachern Formen, wie „Himmel und Erde“, „Die Längstverstorbenen“, haben großen Wohlklang und eine rühmenswürdige Formvollendung.

Neben den Plateniden, die so stolz in die goldenen Saiten greifen, fehlen indeß die Heimianer nicht, mögen sie nun Heine's nachahmende Jünger sein oder nur in gemeinsamer Richtung verwandte Klänge anschlagen. Echte Sensationslyrik dichtet Ada Christen in den „Liedern einer Verlorenen“ (Hamburg 1869), Poesie der Camelliendame. Auch unsere Dichterin singt nicht nur von ihrem „zerstörten Herzen“, sondern auch von dem „hellen rothen Blut“, das sie hustet. Jeder Leichtsinns des Lebensgenusses erscheint uns indeß nur verträglich mit frischem Lebensgefühl; die Mischung von Lieberlichkeit und Schwindsucht, wie sie den weiblichen Idealen des jüngern Alexandre Dumas eigenthümlich ist, hat etwas durchaus Widerwärtiges. Die Beleuchtung, in welcher diese Gedichte von Ada Christen sich bewegen, ist eine so zweideutige, daß man oft, wenn von den geschminkten bacchantisch kreisenden Weibern die Rede ist, glaubt, die Dichterin verlege ihre Szenen in die Heiligthümer der Venus Vulgibaga. Wir erfahren indeß aus guter Quelle, daß ihr von dem Herausgeber in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ unrecht geschah, als er sie eine hanseatische Sappho nannte, deren Peulabischer Fels der hamburger Berg ist. Es sollen in jenen bacchantischen Bildern mehr die Reminiscenzen eines genussüchtigen wiener Lebens enthalten sein und in dem grellen Farbauftrage mehr Reminiscenzen der Phantasie als Abklatsch wirklicher Erlebnisse. Spricht doch auch aus einzelnen Liedern inniges Muttergefühl, in andern der Trennungsschmerz unglücklicher Liebe. Zwischenhinein ertönen allerdings Verse eines lyrischen Ragenjammers, gegen welche ähnliche Ergüsse Heine's noch geschmackvoll erscheinen. Ueberhaupt klingen der Dichterin fortwährend die Verse des Poeten aus der Rue d'Amsterdam in die Ohren; doch sie weiß nicht, daß Heine seine Lieder keineswegs aus dem Ärmel schüttelte, sondern ihre leichte Beweglichkeit und pikante Grazie das Ergebnis einer fleißigen Durchfeilung war. Ihr kommt es nicht darauf an, ob ihr Vers das rechte Maß, ob er Fluß und Glätte hat; sie verspottet diejenigen, die an den Fingern abzählen und zehnmal wieder verbessern; sie schreibt nur nieder, was ihr blutendes Herz ihr eingibt. Darum erhalten wir oft Verse, denen ein Fuß oder eine Hebung und Senkung fehlt, andere, in denen die banalste Prosa splüternacht zu Tage tritt. Den künstlerischen Maßstab vertragen diese Gedichte durchaus nicht; das moralische Gefühl wird durch allerlei Cynismen in denselben verletzt; aber gegenüber der weinerlichen Sentimentalität einer in Glauben, Liebe und Hoffnung aufgehenden weiblichen Albumlyrik mag solche Redheit, welche den Jubel des sinnlichen Kaufmanns feiert, immerhin als lusttreinigend begrüßt werden. Statt trivialer süßlicher und alberner Empfindungen hören wir lieber einmal den ledern Hohn eines emancipirten Eoö, und der Thyrsus in der weiblichen Hand bietet uns mindestens eine Abwechslung, wenn der lyrische Strickstrumpf uns mit seinem monotonen Nadelgeklapper ermüdet hat.

Ein Jünger Heine's, aber von größerer Selbstständigkeit, zeigt sich auch in dem „Neuen Lanhäuser“ (Berlin 1869), eine Dichtung, welche uns die Liebesabenteuer eines modernen Don Juan, seine Neue und zuletzt durch eine ironische Wendung selbstverspottete Buße in Versen von heinisirendem Klange und pikantem Reize vorführt. Doch zeigt sich die Eigenart des Dichters in einigen duftigen Lieberblüten, von denen die eine am Fenstersee gepflückte wol den Preis verdient. Hier ist Form und Inhalt aus Einem Guß, und dieser Guß wird durch keine ironische Zuthat aufgelöst.

Heinisirende Züge finden sich auch in den „Wellen und Wogen“ von Auguste von Kömer (Leipzig 1869), in denen indeß gerade die humoristischen Gedichte nicht zu den glücklichsten gehören. Wohl aber geht durch die Lieder der Dichterin ein Zug inniger

Empfindung, und sie haben jenes Etwas, das wir ein Dictat des unmittelbaren Talents nennen möchten. Wo diese Inspiration fehlt, da erscheint Form und Inhalt schwächlich, während einzelne Gedichte in ihrer ganzen Haltung vortrefflich sind. Sinnreich und von großer Prägung ist das Gedicht „Die Pyramide und der Edelstein“, ebenso das Gedicht „Einf“. Einige Naturbilder haben frischen Duft und Schmelz; andere Landschaftsbilder erinnern an die Petöfi'sche Steppenmalerei; elegische Empfindungen finden oft einen warmen, ergreifenden Ausdruck. Dabei hat der Ton der Gedichte nicht das trivial Hergebrachte; es spielen allerlei pikante Lichter, manches Muntere und Kecke mit herein, und nur die Ungleichheit in der Behandlung der Form zeigt, daß noch die Improvisation über die Sicherheit der Formbeherrschung überwiegt. Immerhin ist ein wahrhaft originelles Gedicht mehr werth als ein ganzes Herbarium voll wecker lyrischer Blüten.

Auch in Wilhelm Jensen's „Gedichten“ (Stuttgart 1869) finden sich Anklänge an Heine, und zwar in den leichtgeflügelten Liedern und Stimmungsbildern, in denen die heinisirende Blasirtheit oft einen kecken Zug zwischen die feingezeichneten Umrisse hinarbeitet. Die „Strandbilder“ sind den Heine'schen nachgebildet und mit Glück. Dann begegnen wir in der Sammlung Geschichtsfresken selbst aus der Geschichte der Vandalen, die durch Ringg Mode geworden ist, oft volltönig und breit ausgeführt, oft mehr im Stil der Platen'schen Situationsbilder, des „Pilgrim von Sanct-Just“ u. a. Darunter findet sich manches Treffliche wie „König Karl“. Eine bedeutsame Originalität zeigt aber eine Gruppe von Gedichten, in denen das Situationsbild ein tieferes geistiges Gepräge trägt. Daß die Gegenwart undankbar ist gegen die Gaben der lyrischen Muse, beweist unsere ganze Uebersicht, in welcher wir so viel Treffliches zu erwähnen hatten; namentlich aber würden einige dieser Jensen'schen Gedichte in einem andern gestimmten Zeitalter gerechtes Aufsehen erregt haben. Wie sinnreich ist die biblische Urweltmythe „Lilith“, deren Hebin Adam's erste Frau ist, wie es im „Faust“ heißt, oder vielmehr bei Jensen das wunderbar schöne Weib, vor deren Schönheit dem ersten Menschen graute und die er verschmähte. Da weht sie die Menschheit dem Fluche, der ewigen Sehnsucht nach ihrer Schönheit; sie verkündet, daß sie die Flamme des Himmels, die sie ihnen bot, stehlen und wie Diebe zitternd in der Nacht den heimlichen Raub verbergen werden. Wenn Eva die Stammutter der guten Hausfrauen ist, so ist Lilith die Hinfrau jener verlockenden Schönheiten, die mit geheimnißvollem Zauber außerhalb des häuslichen Glückes stehen, die Hinfrau der Phrynen und Camellien Damen und jener goldlockigen, gauelnden Libellen, welche der Dichter in einem andern Gedicht von gleicher Trefflichkeit schildert, wie sie dahinschwirren in taumelnden Flügen der Lust. Ein gelungenes Situationsbild aus dem Naturlieben ist „Mittagszauber“ mit seinem schwülen Odem und seiner einschläfernden Rhythmil, „Diotima“ eine schwinghafte Darstellung des irrstänigen Hölzlerin.

Zu den homines novi, die nach den Kränzen der Lyrik nicht ohne die Günst der Musen ringen, gehört auch Hermann Delschläger in seinen „Gedichten“ (Mannheim 1869), in denen vor allem die fast durchgängige Klarheit und Correctheit der Form beweist, daß der Dichter seine poetischen Schulstudien fleißig absolvirt hat, ein Zeugniß, das man nicht allen jüngern Lyrikern ausstellen kann. In den geschmackvollen Liedern ist das Geibel'sche Vorbild unverkennbar; in den „Gestalten und Gefängen“, die im Goethe'schen Hymnenton gehalten sind, vermiffen wir meistens die Großheit der Anschauungen und die originelle Bedeutsamkeit des geistigen Aufschwunges; diese Oden sind zu solide gebaut, Stein auf Stein; es fehlt ihnen das Durchbrochene, Schlanke, durch welches solchem hoch aufstrebenden Gedankenbaue ein luftig freier Zug geliehen und die massige Schwere gebündigt wird. Dagegen zeigt sich in Delschläger's elegischen Gedichten ein unleugbares Talent für grazilste Situationsmalerei, nicht von jener gedankenvollen Tiefe, wie wir sie bei Jensen finden, aber von ausnehmender Klarheit der Anschauung und sehr

feinen und anmuthigen Linien der Zeichnung. Die „Sommernachtsträume“ und in diesen wieder die Elegie, welche uns den Dichter in der Gartenlaube während des Gewitters zeigt, wie er schwankt in der Neigung zu zwei reizenden Schwestern, schlingen eine Reihe anmuthiger Bilder wie ein Band feingeprägter Snonen aneinander.

Karl Zettel zeigt sich in seinen „Ersten Klängen“ (Eichstädt 1869) als ein Schüler Hermann Lingg's, der diesen Gedichten auch einige einleitende Worte vorausschickt. Weisheit aus grauem Alterthum in mystischen Priestergefängen löst sich ab mit Weltuntergangphantasien — lauter Stoffe, mit denen Lingg's Lyra vertraut ist. Auch die Gothen und Vandalen, die unsere Lyrik seit der Völkerwanderung unsicher machen, fehlen nicht. Ebenso erinnert die Ballade „Aus alter Zeit“, an ähnliche Studien verschmückelten Jopphumors, die sich bei Lingg finden. In diesem Gedankenpoem sowie in den folgenden Situationsbildern und Liedern zeigt sich ein knapper Stil, der in energischer Fassung ohne Verschwommenheit Gedanken und Empfindungen ausprägt.

Wenn man den Gedichten von Ludwig Dill: „Welt und Traum“ (Eichstädt 1868), auch nicht das gleiche Lob ertheilen kann, indem der Stil hier oft zerflossen ist, an allzu großer Breite und einzelnen Ueberschwenglichkeiten leidet, so enthalten sie doch manches Originelle, wie die allerdings durch den Verwesungshauch, den sie athmen, wenig erquicklichen „Lieder eines Todten“ und manches Ansprechende, wie den Cyklus „Grundsteinlegung einer Kirche“ und die farbenreiche Ballade „Ein Begräbniß“. Ludwig Dill hat auch ein idyllisches Epos in 12 Gesängen: „Paul und Therese“ (Eichstädt 1869), erscheinen lassen. Das Epos ist in Hexametern geschrieben, die nicht durchweg correct sind, namentlich nicht in Bezug auf die Cäsur, und unterscheidet sich in Betreff des Inhalts von Hof's „Luise“ und Goethe's „Hermann und Dorothea“ dadurch, daß es eine Dorfgeschichte, wie sie die modernen Novellisten lieben, in Verse bringt. Der Knecht liebt die reiche Bauern Tochter und besiegt zuletzt das Widerstreben des Vaters, indem er ihr bei einer Ueberschwemmung das Leben rettet. Die Naturschilderungen und idyllischen Wechselgespräche nach antiken Mustern sind in dieser Idylle oft anmuthend.

Ebenfalls als ein homo novus in der Literatur, aber nicht mehr der strebenden Jugend angehörig, erscheint Philipp Emrich in seinen „Gedichten“ (Leipzig 1869), welche, ungleich an Werth und oft schwerfällig und spröde in der Form, doch manche gereifte Gedankenernte ablagern. Anmuthend sind die „Waldblieder“ und gelungen die „Märchen“, darunter namentlich „Der Khalife“, „Das Wagenfest“ und die volksthümliche „Koggenmuhme“. In den „Zeitgenossen“ gibt der Dichter eine Art von kritischer Walhalla; doch es sind Bilder ohne Unterschrift und keineswegs frappant genug ausgeführt, um die Originale dieser Porträts fraglos kenntlich zu machen. Der Sammlung fehlt die stehende Hand. Ein Dichter, welcher die Summe seines geistigen Lebens in solchen Veröffentlichungen niederlegt, läßt sich durch den Rückblick auf den eigenen Entwicklungsgang leicht verleiten, manches Erzeugniß seiner Muse für bedeutend zu halten, welches für den dritten nur geringen Werth hat.

Von ältern Veteranen begegnen wir noch J. G. Fischer mit Gedichten: „Den deutschen Frauen“ (Stuttgart 1869). In den Liebesliedern neigt der Dichter zu einer gewissen Gefühlsmythik, die sich nicht immer mit genügender Klarheit erschließt, oft aber auch in geheime Seelentiefen hinabsteigt. Die „Frauenbilder“ sind ein geschichtliches Frauenmuseum, in welchem der Dichter von Cäsar's Gattin Calpurnia und der buhlerischen Regentkönigin bis zu Charlotte Corday und Johanna Kinkel, ja bis zu den berühmten Sängerrinnen Henriette Sontag, Jenny Lind und Jenny Luxer eine Reihe meist geschmackvoll eingerahmter Bildnisse aufhängt. Ein Cyklus: „Lenau in Wien“, ist, soweit dem Nachsichtenden die Eigenheit des Originals erreichbar, in Geist und Stil des Dichters gehalten, dessen innere Erlebnisse den Inhalt der Gedichtgruppe bilden.

Ein wiener Schriftsteller, Hieronymus Lorm, der uns bisher nur aus Novellen und kritischen Schriften bekannt ist, entfaltet in seinen „Gebichten“ (Hamburg 1869) eine pantheistische, gedankenvolle Liebeslyrik in Ghaselen und Terzinen, während ein sehr verdienter Autor Adolf Stahr in seinen Gebichten: „Ein Stück Leben“ (Berlin 1869), die Eindrücke seiner italienischen Reisen und seine Liebe zu der bekannten Roman- dichterin in ihrem ganzen Entwicklungsgange lyrisch austönen läßt. Die „Römischen Epi- gramme“, den Goethe'schen Elegien nachgedichtet, athmen einen ganz verschiedenartigen Geist; was hier die Liebenden verbindet, ist nicht ein kunstverkürter, sinnlicher Gemüß- sondern ein gemeinsames geistiges Streben.

Mit einer kleinen Sammlung von neuen „Liedern und Gebichten“ (Troppau 1868), in welcher sich anmuthige Frühlinglieder und niedliche Genrebilder neben einem volksthümlich frischen Böttgerlied finden, ruft sich Adolf Böttger in die Erinnerung der Lesewelt zurück, während Hermann Kollet in einen Ghaselenzyklus: „Offenbarungen“ (Wien 1869), einen philosophischen Inhalt von sittlicher Tüchtigkeit in diese orientalische Dichtform mit ihren luxuriösen Reimen kleidet, Reime, denen man hier nur größere Reinheit wünschen möchte, sowie der sonst mit vielem Geschick gehandhabten Sprache, daß sie sich von den wissenschaftlichen und undichterischen Fremdwörtern freimache. Ebenfalls philosophischen Inhalt finden wir in Hermann Neumann's Canzonen: „Die Atheisten“ (Berlin 1869), denen man indeß in Betreff der Fremdwörter den gleichen Vorwurf machen könnte. Der Atheismus dieses Freidenkers richtet sich nur gegen die Wunder und Heiligthümer und erkennt den Glauben an Gott als etwas Dauerndes an. In den meisten Canzonen Neumann's ist das Schleppeude dieser Strophenform glücklich vermieden und es athmet in ihnen ein freier geistiger Schwung. „Das Requiem“ von Dramor (München 1869) ist ebenfalls eine Gedankendichtung, welche dem Verzicht auf die Unsterblichkeit berebte Worte leiht. Die Form ist ungleich, oft schwulstig, oft trivial und prosaisch, dann aber auch, wie in der Hymne an das Meer, von reinem Aufschwung und echt dichterischer Weihe. Gegenüber diesem schweren Geschütz der Gedankenpoesie, das sich hinter mühsam aufgebauten Versformen verschanzet, erscheinen die Dichtungen „Lieb und Leid“ von Wilhelm Terwis (1868) als lyrische Plänkelleien, aber diese in Tirailleurlinie aufgelösten Gedanken und Gefühle, denen der Dichter fast nie zum Sam- meln bläßt, gehen doch recht frisch und munter auf ihr Ziel los und unter den Gnomen ist mancher Treffer.

Die Regsamkeit unserer Romanproduction ist nach wie vor eine außerordentliche; hat sie doch einen festen Markt — die Leihbibliotheken. Dazwischen verschaffen sich die Lieferungsromane ein zahlreiches Publikum mit ihren fliegenden Heften, welche den Unterhaltungsstoff nach Mezen und Scheffeln zumessen wie die Marktfrau die Kartoffeln, sodaß er täglich oder wöchentlich einmal auf den Tisch kommt, Romane, die in Druck und Ausstattung sehr populär sind, im Inhalte meistens in die allerneueste Zeitgeschichte greifen, Sewastopol, Villafranca, Königgrätz oder auch eine Maria Stuart und Lucretia Borgia behandeln und dabei recht pikante Gewürze nicht verschmähen. Wer aber ein berühmter Autor ist, dem wird außerdem noch ein bequemer Lehrstuhl in den Feuilletons mit Vant- scheinen und Rassenanweisungen ausgepolstert und er träumt dann von Nummer zu Nummer voll Werdelust frisch drauf los. Es begibt sich dann bisweilen, daß das Ende nicht zum Anfang passen will, daß sich aber in den ersten Theilen nichts mehr ändern läßt, weil sie bereits durch die Druckerschwärze verewigt und in die Phantasie der Leser aufgenommen sind. Der Autor verläßt sich indeß auf die Vergesslichkeit des vielschäftigen Zeitalters, wenn seine Helden und Heldinnen plötzlich aus ihrem anfänglichen Cha- rakter herausfallen und das Gegentheil von dem geschieht, was man vernünftigerweise

nach der ganzen vorausgehenden Motivirung erwarten durfte. Denn wie groß ist oft die Noth der Autoren! Das Werk muß doch einen Schluß haben; es war aber gar nicht darauf angelegt, daß es irgendwo aufhören konnte! Woher den Schluß nehmen, wenn man nicht den Anfang auf den Kopf stellt? Noch häufiger ist der umgekehrte Fall. Alles drängt zum Abschluß, der Faden der Romanparze ist abgelaufen; noch aber sind so viele Feuilletons zu füllen, damit das Werk eine runde Summe abwerfe. Man erfindet also neue Hemmnisse für Hymen's Glück; die Helden, deren innere Entwicklung schon abgeschlossen war, fangen damit noch einmal von vorn an und machen neue Kinderkrankheiten durch; irgendein Todter, den der Verfasser bereits in allem Ernst aus dem Bege geräumt hatte, wird wieder aufgeweckt, nachdem er durch eine wunderbare Verletzung der Zufälle vom Untergange gerettet worden ist; kurz der Roman geht weiter, wohl oder übel, und wird nur um so romantischer, je schwerer es dem Verfasser fällt, aus den gegebenen Größen ein anderes Facit zu ziehen, als er bereits zu früh für den Hunger des Feuilletons und seiner Privatchatouille gezogen hat. Doch wir wollen hier nicht die Mysterien der Romanproduction enthüllen; ebenso wenig können wir ein Register derselben entwerfen, welches ja durch jeden Leihbibliothekencatalog ersetzt werden kann; wir wollen nur einige Werke der namhaftesten Autoren hervorheben und einige andere, die nach dieser oder jener Seite ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen.

Friedrich Spielhagen, einer der gefeiertsten Romandichter der Gegenwart, ließ seinem Romane „In Reih und Glied“ einen neuen folgen: „Hammer und Amboss“ (Schwerin 1869), welcher ebenfalls einen socialen Grundgedanken behandelt und ein Problem zu lösen sucht, soweit die Romandichtung überhaupt Probleme lösen kann, welche die Weltgeschichte noch nicht gelöst hat. Der Held des Romans ist ein junger Primaner, welcher sich eine große Schulsünde zu Schulden kommen läßt, dafür von seinem Vater verstoßen wird, in die Welt hinauswandert, einem schmuggelnden Baron in die Hände fällt, der ihn gastlich aufnimmt, sich in die Tochter desselben, Konstanze, ein abenteuerliches Wesen, verliebt, bei einer Katastrophe, einem Kampfe zwischen den Schmugglern und Grenzbeamten, gefangen, lange Jahre ins Zuchthaus gesperrt wird, dort die Liebe des Zuchthausdirectors gewinnt, den er bei einem Aufstande der Gefangenen errettet, dergleichen die Liebe der Tochter desselben, Paula, die den Schwererkranken pflegt, hierauf freigelassen, Arbeiter in einer Maschinenfabrik, dann ihr technischer Leiter wird, des Besitzers Tochter, Hermine, heirathet, bald aber wieder durch den Tod verliert und dann durch die Hand der holden Paula zu dauerndem Glücke begnabigt wird.

Das ist die Inhaltangabe. Stellen wir daneben die Tendenz des Romans, wie sie der humane Zuchthausdirector von Zehren ausspricht: „Wohin wir in unserer Zeit sehen, überall die un schönen Reste einer Vergangenheit, die wir längst überwunden glauben. Unser Herrscherthum, unsere Adelsinstitutionen, unsere religiösen Verhältnisse, unsere Beamtenwirthschaft, unsere Heereseinrichtungen, unsere Arbeiterzustände; überall das kaum verdeckte, grundbarbarische Verhältniß zwischen Herr und Sklaven, zwischen der dominirenden und unterdrückten Rasse; überall die bange Wahl, ob wir Hammer sein wollen oder Amboss. Was man uns lehrt, was wir erfahren, was wir um uns her sehen, alles scheint zu beweisen, daß es kein Drittes gibt. Und doch ist eine tiefere Verkennung des wahren Verhältnisses nicht denkbar, und doch gibt es nicht nur ein Drittes, sondern es gibt dieses Dritte einzig und allein, oder vielmehr dieses scheinbar Dritte ist das wirklich Einzige, das Urverhältniß sowol in der Natur als im Menschendasein, das ja auch nur ein Stück Natur ist. Nicht Hammer oder Amboss, Hammer und Amboss muß es heißen, denn jedwedes Ding und jeder Mensch in jedem Augenblicke ist beides zu gleicher Zeit.“

Vergleichen wir die Hauptbegebenheiten des Romans mit diesem Gedankengange, der

ihm zu Grunde liegen soll, so wird es uns nicht einleuchten, daß sich beide decken; ja man wird kaum einen Berührungspunkt zwischen beiden aufzufinden vermögen. Das liegt zum Theil in der unkünstlerischen Form des Romans überhaupt, welche schwer einen einheitlichen Organismus herstellt. Nur Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ hat einem deshalb auch mit Recht als dramatisch bezeichneten Roman einen Grundgedanken in exactester Fassung dargestellt und alles ausgeschieden, was für denselben fremd und bedeutungslos ist. Weiter ausgespinnene Romane eignen sich wol, den Entwicklungsgang eines Helden darzustellen, wie dies auch in „Hammer und Amboss“ der Fall ist, eine Menge von Begebenheiten nach gewissen Gesichtspunkten zu gruppieren, wie in den Ouklow'schen Romanen, aber nicht, eine Idee in durchsichtiger Weise in die Gliederung des Ganzen hineinzuarbeiten. Wir müssen uns damit begnügen, wenn die Handlung an den Grundgedanken anklängt, wenn dieser eine Art von Leitton bildet. Dies ist nun auch in „Hammer und Amboss“ der Fall. Das Leben im Zuchthause und in der Maschinenfabrik gibt mannichfache Illustrationen zu dem Grundgedanken, und wenn der Held am Schlusse jeden seiner Arbeiter im Verhältnisse seiner Kräfte, seines Verdienstes und seiner Mittel Theilnehmer seiner Fabrik werden läßt, so zeigt sich wenigstens das Streben, die Lehre von der gegenseitigen Hilfsbereitschaft und Brüderlichkeit zu verwirklichen und den Hammer mit dem Amboss in ein möglichst freundliches Verhältniß zu setzen.

Jedenfalls ist der Roman interessant, und Spielhagen's Darstellungsgabe, die ebenso frisch wie elegant ist, zeigt sich wiederum im schönsten Lichte. Vortrefflich ist namentlich das Leben auf dem Raubschlosse des wilden Zehren geschildert; die Schmugglerromantik hat Schwung, Zug und eigenthümliche Beleuchtung. Aus dem Zuchthausleben ist die Beschreibung des großen Sturmes und der rettenden Hilfe der Sträflinge als gelungen und dichterisch glänzend hervorzuheben. Dann wiederum die Liebeszene in der Wetternacht. Die Charaktere der drei Mädchen, Konstanze, Paula und Hermine, sind mit Feinheit contrastirt. Gegen den Schluß hin häuft sich zu sehr die Ernte des rasch hinarühenden Todes, wie überhaupt die Ueberstürzung der Ereignisse unerkennbar ist. Ein feinfühliges und für die Sache der Humanität begeisterter Sinn gibt dem Werke jenes edlere Gepräge, durch welches Spielhagen's Romane überhaupt sich über die von keinem Licht des Gedankens erhellte alltägliche Unterhaltungsliteratur erheben.

In dem trefflichen Romane „Schloß Dornegge oder der Weg zum Glück“ (4 Theile, Leipzig 1868) hat Levin Schücking einen Grundgedanken durchgeführt, der sich eher für romanhafte Behandlung eignet als die Spielhagen'sche Formel „Hammer und Amboss“, indem er eine ganze Entwicklung, einen Lebensgang beherrscht. Eine Entwicklung aber darzustellen, ist eben die Aufgabe des Romans. Das Glück wird mit vielen Millionen der Tochter eines reichen Industriellen in die Wiege gelegt; sie verschmäht aber dieses fertige Glück, sie erkennt es nicht an; sie sucht es sich selbst zu erobern und es gelingt ihr nach einem abenteuerlich bewegten Leben. Diese geistreiche und liebenswürdige Eugenie von Chevaudin kommt sich bejammernswerth vor unter ihren entsetzlichen Schicksalen; „die Pactolusflut droht ihr“, wie sie selbst schreibt, „an die Kehle zu steigen und sie zu ersticken“. Hierzu kommt, daß der Kreis, in dem sie lebt, mit seiner kirchlichen Richtung eine tyrannische Wirkung auf ihr Gemüth ausübt; sie aber hat einen freieren Sinn und will sich nicht unbedingt gefangen geben in das, was man sie lehrt; sie fragt sich: „Sollen wir zum ewigen Dienste unter den Feststellungen früherer Jahrhunderte geborene Geschöpfe sein, oder sollen wir nach dem Wissen und der Thätigkeit streben, welche Erkenntniß und Herrschaft geben?“ Eugenie entflieht also diesen Kreisen und erscheint, um sich selbständig zu bewähren, als Gouvernante und Hauslehrerin auf Schloß Ebern. In der Schilderung einer westfälischen Adelsfamilie und der westfälischen Zustände überhaupt ist Levin Schücking in seinem eigensten Element. Die stolze Gräfin, der Graf mit dem

naben Mutterwitz, der hochmüthige und doch geldgierige Grafensohn, der ganze aristokratische Kreis, der Prinz Seraph mit seiner wandernden Besserungsanstalt bilden eine anziehende Gruppe von Gestalten. Doch aus der Lustspielatmosphäre drängt die Handlung bald zu ernsteren Katastrophen, die allerdings zum Theil etwas gewaltsam herbeigeführt erscheinen und sich im Verlaufe des Romans stets in Gestalt äußerer Attentate wiederholen. Die Partie, deren Einsatz Eugeniens Herz und Hand ist, wird von drei Bewerbern gespielt. Der Grafensohn Boto von Ebern spielt sie in raffinirtester Weise; er spornt einen Wüßling an, das Mädchen auf einsamer Flußinsel zu überfallen, um dann als ihr Retter aufzutreten. Doch der Plan mißglückt, indem der zweite Bewerber, der ideale Held des Romans, Dankmar, zuvorkommt und das Mädchen durch einen Schuß aus den Händen des Zubringlichen befreit. Boto selbst fällt einem spätern Attentat und einem Mißverständnisse zum Opfer. Dankmar aber, der Erretter, muß entfliehen, Eugenie rüßt ihm einen Dampfer, auf dem er Neapel erreicht. Hier trifft er mit dem dritten und ältesten Bewerber um Eugeniens Hand, dem Baron Jauffroi de Montenglout, zusammen, der, ebenfalls aus einer Familie der haute-finance entsprossen, sich ruinirte, um seine Verachtung gegen das Geld zu zeigen und den Verdacht von sich abzuwenden, als ob Eugeniens Millionen ihn bestimmten, um sie zu werben. Jauffroi ist einer der dämonischen Charaktere, ein materialistisch gesinnter Sohn der Zeit und von allen ihren destructiven Theorien durchdrungen; er übt auf Eugenie eine unheimliche, aber doch fesselnde Wirkung. So steht die Partie zwischen Dankmar und Jauffroi, bis nach manchen Abenteuern und Katastrophen der erstere den Sieg davonträgt. Eine Häufung des Abenteuerlichen und Gewaltfamen ist in der Führung der Handlung nicht zu verkennen. Doch dies wird bei weitem ausgeglichen durch den geistvollen Inhalt des Romans, durch die graziose Darstellung und die Lebendigkeit, mit welcher die spannende Handlung sich fortbewegt. Einzelne Genrebilder, wie z. B. gleich die Ouverture im Hofe des Bildhauers, sind von frischester und ansprechendster Haltung.

Ein Lösungswort der neuern Wissenschaft hat Robert Byr in seinem Romane „Der Kampf ums Dasein“ (5 Bde., Jena 1869) zum Thema mannichfacher Variationen genommen, ohne indeß diesen Gedanken mit vollkommener Prägnanz aus der Handlung hervorspringen zu lassen. Der Kampf ums Dasein ist bekanntlich ein terminus technicus des Darwinismus; und so ist es auch ein würdiger Vertreter der Naturwissenschaft, Professor Kühlrich, welcher den Chorus des Romans bildet und fortwährend auf die große Wahrheit hinweist, in welcher er den Angelpunkt der neuen Bewegung der Geister erblickt. Dazu erscheint uns indeß jene oft bestrittene, jedenfalls aber nur für die Entwicklung der Thiergeschlechter auf der Erde bedeutsame Wahrheit nicht angethan. Auf den Kampf der Geister läßt sich der Kampf ums Dasein nur uneigentlich übertragen, und überhaupt liegt der Kampf um die nackte Existenz doch nur den rohesten Formen des menschlichen Strebens zu Grunde, die kaum eine ästhetische Verklärung vertragen. Dem Apostel des Kampfes treten auch in unserm Romane, nur mit geringerm Gewicht in doctrinärer Ausführung, die Friedensapostel entgegen. Liebe und Aufopferung für das Wohl anderer bilden den Gegensatz gegen den Kampf ums Dasein; und nach dieser Seite hin erscheint uns die Schlußkatastrophe des Werks gut erfunden, in welcher der Held seinen Bemühungen, bedrohten Bergwerksarbeitern Rettung zu bringen, zum Opfer fällt. Im übrigen deckt die Handlung noch weniger als in „Hammer und Amböß“ den Grundgedanken, der mehr in den Reflexionen des Autors und seiner Helden zu Tage tritt. Ein geistreicher Erbprinz und ein kleiner Hof, der Parteienkampf an demselben, Intriguen der Aristokraten und Ultramontanen, Bestrebungen einer ehrgeizigen mit der Presse sich verbindenden Bourgeoise, Arbeiteraufstände, criminalistische Verwickelungen, wie z. B. ein Diebstahl, den gleich am Anfange des Werks ein später geadelter Cabinetssecretär in

Gemeinschaft mit einem Kammerdiener vollbringt, Kunst und Wissenschaft, scheinheilige Wohlthätigkeitsanstalten — was wäre nicht in dem Rahmen dieses umfassenden und umfangreichen Romans mit aufgenommen? Doch während wir in ihm die Beschränkung vermissen, welche die Theilnahme concentrirt, und die geistige Dialektik, welche den Grundgedanken in Fluß bringt, fühlen wir uns durch die lebendige Darstellung, die vielen geistreichen Excurse, eine Charakteristik voll treffender Schlaglichter und manche poetische und sinnige Züge der Ausführung so angesprochen, daß wir bei der Lectüre der großen Darwin'schen Epopöe nicht ermüden.

Auf dem Gebiete des Romans dem Dichter der „Amaranth“, Oskar von Redwitz, zu begegnen, war dem Publikum eine Ueberraschung. Sein „Hermann Stark“ (3 Bde., Stuttgart 1869) unterscheidet sich schon durch seinen gebiegenen Umfang von den leichtgeflogelten kurzstrophigen Bindungen der „Amaranth.“ Es ist ein biographischer Roman, und seit alten Zeiten ist eine gewisse Langathmigkeit ein Vorrecht dieser Romane, welche den Helden von der Wiege bis zum Grabe verfolgen oder wenigstens bis zu jener beruhigenden Wendung in seinem Geschick, nach welcher der Romandichter sein Buch zuklappen und wie der Märchenerzähler ausrufen kann: „Wenn sie nicht gestorben sind, leben sie jetzt noch.“ Doch bei aller Weitschweifigkeit und bei einer lyrischen Dithyrambil, die in den ersten beiden Bänden oft allzu üppig ausblüht, während erst der dritte das rechte Romantempo trifft, hat das Werk einen gesunden Kern und faßt das deutsche Leben, das es nach dem Titel darstellen will, zwar nicht in seiner geistigen Tiefe, aber doch von einigen seiner erquicklichsten Seiten auf.

Der Held ist ein Advocat, dessen Kindheit- und Jugendgeschichte, studentische Fahrten und Thaten, Liebesabenteuer und Beamten carrière uns zwei Bände hindurch ohne allen Schwung geschildert werden, da dies Lebensrennen ohne alle Hindernisse verläuft wie bei jedem gewöhnlichen Erdensohn. Erst als ihn der Dämon des politischen Ehrgeizes ergreift, als er auch in der Gesellschaft die Rolle spielen will, die er in der Kammer spielt, ein Rittergut ankauft, durch den Bankrott seines Bankiers in eine bebrängte Lage geräth, da wird unsere Spannung für den Gang der Begebenheiten einigermaßen wach gerufen; der Selbstmord der reichen Bankiersfrau, einer radicalen Philosophin, auf stürmischer See bezeichnet nicht bloß einen Höhepunkt der Handlung, sondern auch der Schilderung. Trotzdem daß Redwitz sich in dieser „Melanie“ eine Ghismonde als philosophischen Feigeknaben engagirt, ist der Geist des Romans nicht von ultramontanen Tendenzen angehängelt. Der Held ist ein Liberaler, der gegen den Scheinconstitutionalismus kämpft und dem Fürsten ohne Scheu sein politisches Glaubensbekenntniß mittheilt, und dem einsamen Schächer, welcher den Geist der Zeit verflucht, gesellt sich der Autor selbst nicht als Gleichgestimmter. Die gesunde Tüchtigkeit einer redlich strebenden Mittelpartei ist das Ideal des Letztern, während seine deutschen Lebensbilder an Achim von Arnim und Niehl erinnern.

Auf dem Gebiete des historischen Romans dürfte ein geschichtlicher Roman von Frauenhand, nicht im schlotterigen Memoirstil, sondern von echt historischem Geist durchdrungen, das Interesse in Anspruch nehmen. „Die Tochter der Alhambra“, von Arthur Stahl (3 Bde., Berlin 1869), beruht auf genauen Forschungen und eigenen Anschauungen der Verfasserin, welche Spanien bereiste, um für Zeichnung und Colorit die treuen Contouren und Farben zu finden. Die Heldin des Romans ist Maria Pabilla, die Führerin des Aufstandes der Comuneros gegen Karl V.; Ignaz von Loyola ist geschickt in die Handlung verwebt. Die Schilderungen sind lebendig und farbenreich; namentlich ist das Fest auf der Alhambra und die Belagerung von Toledo glänzend dargestellt.

Her ausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhans. — Druck und Verlag von F. W. Brodhans in Leipzig.

Für ältere Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste
erste Auflage der Betrag von

10 Thaler

vergütet.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Baarzahlung bewirkt werden.

Die erste Auflage kostet dann:

geheftet statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.

geb. in Lwd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.,

geb. in Hlbfrz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Im Verlage von Klönne & Meyer in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Pädagogische Bibliothek.

Eine Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit.

Im Vereine mit Gesinnungsgenossen herausgegeben von
Karl Richter.

Jedes Heft ist einzeln zum Preise von 5 Sgr. käuflich.

Die Idee, die in den Schriften vergangener Zeiten, welche theils unbekannt, theils gänzlich unzugänglich sind, vergrabenen so reichen Schätze pädagogischer Einsicht und Weisheit der Gegenwart in wohlfeiler Ausgabe zugänglich zu machen, ist gewiß eine glückliche zu nennen, denn zu keiner Zeit ist die Theilnahme für das öffentliche Erziehungsgeschäft eine so rege gewesen, wie gegenwärtig, und darum wird sie sicher mit Freuden von allen denen begrüßt werden, die in der Erziehung und Bildung des Volkes und seiner Jugend das beste Mittel der Volkswohlfahrt und die sichere Gewähr besserer Zustände erblicken. Die „Pädagogische Bibliothek“ wird das Beste enthalten, was in älterer wie neuerer Zeit über häusliche wie öffentliche Erziehung und Volksunterricht gedacht und geschrieben worden ist und um seines bleibenden Werthes willen den vollen Anspruch auf die Theilnahme der Gegenwart erheben darf; auch wird sich die Herausgabe nicht darauf beschränken, die bedeutendsten pädagogischen Erzeugnisse der verschiedenen Zeiten einfach wieder abzudrucken oder durch Uebersetzungen dem Publicum zugänglich zu machen, sondern auch durch Berichtigung falscher oder entstellter Texte, sowie durch erläuternde Einleitungen und Anmerkungen zu den einzelnen Schriften der ganzen Sammlung einen besondern Werth zu geben suchen.

Der Name des durch mehrere gekrönte Preisschriften auch in weitern als Lehrkreisen bekannten Herrn Herausgebers bürgt für die Gediegenheit der auszuwählenden Stoffe und ihrer Bearbeitung. — Den Inhalt der ersten Bändchen bildet: Pestalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Alsdann folgen in buntem Wechsel Salzmann, Krebsbüchlein und Ameisenbüchlein, Amos Comenius, Auszug aus seiner Didactica magna. — Rousseau's Emil. — Val. Andreae, Kinderlehre. — Ferner Schriften von Diesterweg, Fischart, Moscherosch, Dinter, Nothow, Herder, Basedow, Flattich, J. Locke, Fichte, Montaigne u. c.

Ausführliche Prospective sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben. Jedes Heft ist einzeln à 5 Sgr. käuflich; auf die ganze Bibliothek zu abonniren ist Niemand verpflichtet, doch nehmen alle Buchhandlungen auch Bestellungen auf das ganze Werk entgegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium.

Von Lorenz Stein.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des berühmten wiener Professors der Nationalökonomie schließt sich an dessen „Lehrbuch der Volkswirtschaft“ ergänzend an. Es ist an mehreren Universitäten als Compendium in Gebrauch und eignet sich auch vorzüglich zum Selbststudium.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung ist als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ bekannt und gehört zu den angesehensten und verbreitetsten Blättern in Mittelddeutschland. Sie hat zahlreiche Originalcorrespondenzen und Depeschen, ein reichhaltiges Feuilleton und Originalmittheilungen über Handel und Industrie. Außer dem Norddeutschen Bunde, Süddeutschland und Oesterreich widmet sie insbesondere den Angelegenheiten Mittelddeutschlands und speciell Sachsens eine unausgesetzte Aufmerksamkeit und kann als hauptsächlichste Originalquelle darüber den weitesten Kreisen des In- und Auslandes empfohlen werden.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltene Zeile unter „Ankündigungen“ 1 1/2 Ngr., einer dreimal gespaltene unter „Eingekandt“ 2 1/2 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe von Alexander von Humboldt an Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zum hundertsten Geburtstage Alexander von Humboldt's wurden diese an Bunsen gerichteten vertrauten Briefe Humboldt's als eine gewiß willkommene Festgabe dargebracht. Mit urkundlicher Treue abgedruckt, bilden sie ein schönes Zeugniß des unmittelbaren lebendigen Verkehrs zwischen zwei so hervorragenden Männern, während zugleich die interessantesten Mittheilungen über Personen und Zustände darin enthalten sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense

aus den Jahren 1827 bis 1858.

Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern,

und
Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Bekanntlich hat dieser Briefwechsel bei seiner Veröffentlichung durch Ludmilla Affing wegen des rückhaltlosen Freimuths, mit welchem Humboldt sowohl als Varnhagen über die Bestrebungen der reactionären Partei am preussischen Hofe sich darin äußern, die erbittertsten Angriffe erfahren. Nichtsdestoweniger ward die unvergleichliche Wichtigkeit des Werks allgemein erkannt, denn fünf Auflagen gelangten binnen wenigen Wochen ins Publikum. Auch bis heute ist nichts aus Humboldt's Nachlaß erschienen, was diesen seinen Briefen an Bedeutung für die Zeitgeschichte und für seine eigene Charakteristik zur Seite gestellt werden kann.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Troy

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Zwanzigstes Heft. (15. October 1869.)

Inhalt.	Seite
Zustände, Kämpfe und Leiden in den deutschen Ostseeprovinzen. Ein Essay von Etwart	
Kattner. Erster Artikel.	561
Der literarische Communismus in der Gegenwart. Von Alexander Jung.	582
Erlebnisse und Anschauungen aus dem tropischen Südamerika. Von Franz Engel.	
II. Salazar de las Palmas.	603
Karl Gustav Carus. Eine biographische Charakteristik.	624
<hr/>	
Chronik der Gegenwart:	
Nekrologe: Otto Zahn. — Leonard Victor Joseph Charner. — John Bell.	637



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Eine pyrmontische Nachkur.

Roman von
Heinrich Koenig.

8. Geh. 2 Thlr.

Mit dem vorliegenden Romane nahm der fast achtzigjährige Dichter, in Vorahnung seines nahen (am 23. September 1869 erfolgten) Todes, Abschied von dem deutschen Lesepublikum, dessen Gunst er sich während einer langen Reihe von Jahren so unvermindert zu erhalten wußte, daß mehrere seiner Romane in dritter und vierter Auflage erschienen, wie vor kurzem erst der Roman „Die hohe Braut“, mit welchem Heinrich Koenig 1833 zum ersten Male als Romanschriftsteller auftrat. Es ist eine einfache Familien- und Herzengeschichte, die er hier erzählt; aber wie in allen seinen Schriften ist auch in ihr das Begehnen des Zeitgeistes zu spüren, wodurch das Alltägliche in eine höhere Sphäre erhoben wird.

Das vorliegende Werk bildet zugleich den 20. Band der neuen wohlfeilen Ausgabe von Heinrich Koenig's „Gesammelten Schriften“.

Die übrigen Bände derselben enthalten:

1. Regina. Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.
- 2.—4. König Jérôme's Carneval. Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.
5. 6. Hedwig, die Waldenserin. Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser“. Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.
- 7.—9. Die Clubisten in Mainz. Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.
10. 11. Georg Forster's Leben in Haus und Welt. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.
12. 13. William Shakspeare. Ein Roman. Vierte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.
14. Auch eine Jugend. Erinnerungen und Bekenntnisse. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr.
15. 16. Ein Stilleben. Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Theile. 3 Thlr. 20 Ngr.
- 17.—19. Die hohe Braut. Ein geschichtlicher Roman. Dritte Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und **Julius Tittmann.**

Erster Band.

Martin Opitz, Ausgewählte Dichtungen.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Den mit so allseitigem Beifall aufgenommenen drei Sammlungen: „Deutsche Classiker des Mittelalters“, „Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts“, und „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“, schließt sich die hiermit beginnende neue Sammlung als Mittelglied an.

Der Eröffnungsband enthält die besten lyrischen und didaktischen Dichtungen des berühmten Schlesiens Martin Opitz, der bekanntlich an der Spitze der neuen Richtung steht, welche die deutsche Dichtung seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einschlug. Von dem Herausgeber, Julius Tittmann, wurde eine aus den Quellen geschöpfte eingehende Darstellung der theoretischen und productiven Thätigkeit des Dichters vorausgeschickt, sowie der Text mit Worterklärungen und Angabe der abweichenden Lesarten versehen.

Ein Prospect über die neue Sammlung ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Zustände, Kämpfe und Leiden in den deutschen Ostseeprovinzen.

Ein Essay von Edward Rattner.

Erster Artikel.

„Livländische Beiträge“, herausgegeben von Woldemar von Bock (Bd. 1 und 2, Berlin, Stille u. van Muyden; Bd. 3, Leipzig, Dunder u. Humblot); Woldemar von Bock, „Der deutsch-russische Conflict an der Ostsee“ (Leipzig, Dunder u. Humblot); derselbe, „Wesentliche Verschiedenheiten Preußens und der deutschen Ostseeprovinzen u. s. w.“ (Berlin, Stille u. van Muyden); derselbe, „Die Nordische Post u. s. w.“ (Berlin, Stille u. van Muyden); „Baltische Monatschrift“ (Riga); Fr. von Jung-Stilling, „Statistisches Material zur Beurtheilung livländischer Bauernverhältnisse“ (Petersburg, Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften); Dr. Bertram, „Bagien“ (Dorpat, Gläser); „Die baltischen Provinzen am Rubicon. Von einem Patrioten“ (Berlin, Stille u. van Muyden); Julius Eckardt, „Die baltischen Provinzen Rußlands“ und „Baltische und russische Culturstudien“ (Leipzig, Dunder u. Humblot); Jegór von Sivers, „Humanität und Nationalität“ (Berlin, B. Behr's Buchhandlung); Edward Rattner, „Preußens Veruf im Osten“ (Berlin, R. Heidemann u. Comp.); Dr. von Harleß, „Geschichtsbilder aus der Kirche Livlands“; „Juri Samarin's Auflage gegen die Ostseeprovinzen Rußlands. Eingeleitet und commentirt von J. Eckardt“ (Leipzig, F. A. Brockhaus); C. Schirren, „Livländische Antwort an Hrn. Samarin“ (Leipzig, Dunder u. Humblot); „Livländische Beiträge“, herausgegeben von Woldemar von Bock (Neue Folge, Bd. 1, Heft 1, Leipzig, Dunder u. Humblot).

1) Allgemeiner Rückblick.

Seitdem in diesen Blättern die Lage der deutschen Ostseeprovinzen erörtert worden ist^{*)}, hat sich dort vieles verändert, alles verschlimmert, nur eins gebessert. Der nördliche Theil der Lande, besonders das unglückliche Estland, hat wieder zwei Fehlernten erlitten, in den Jahren 1867 und 1868; die daraus entstandene leibliche Noth hat die Kraft und den Muth der Bewohner zum Widerstande gegen die unablässig auf sie eindringende geistige Noth niedergehalten; namentlich hat dort der Verkauf der bäuerlichen Pachthöfe, ein wichtiges Bertheidigungsmittel gegen die Russificirung, in den letzten Jahren keine Fortschritte gemacht. Die russische Presse ist seit dem Jahre 1866 nicht sanfter und gerechter, sondern nur heftiger und boshafter geworden; ihre Anfeindungen bleiben jetzt nicht mehr auf dem Gebiete des Staatsrechts oder vielmehr Staatsunrechts stehen, sondern sie erstrecken sich auch offen auf dasjenige des Privatrechts; sie verlangt mit der ehernen Stirn des Fanatikers Zerstörung des Eigenthums und der Wohlhabenheit der baltischen Deutschen, wie diejenige ihres Rechts, ihrer Sprache und ihrer protestantischen Kirche; sie will alles vernichten, um nur auf der üben Fläche den wanderstüchtigen Ruschil und den Tschinowuil mit der hohlen Hand ihren Triumphzug feiern zu sehen. Das Schlimmste ist, daß die Regierung den Widerstand gegen diese nihilistische Presse allmählich vollständig aufgegeben hat, und daß sie es am bequemsten findet, in deren Fahrwasser immer mehr und mehr einzulenzen, sodas es gegenwärtig schon schwer hält, zwischen ihren und Katlow's Zielen einen Unterschied zu entdecken. So setzt sie besonders gegen die

^{*)} Vgl. „Unsere Zeit“, Neue Folge, II, 1., 721 fg. und 823 fg.

Privilegien der Provinzen immer mehr und mehr Russen in die höhern Staatsämter derselben, während die deutschgestimmten Beamten jede misfällige Handlung ohne weiteres mit Verlust ihres Amtes büßen müssen. Und die russischen Eindringlinge richten sich immer besser häuslich ein; ihre Sprache wird den Eingeborenen in einer Weise aufgezungen, wie das früher niemals erhört worden ist. Der Religionsdruck hat zwar an sich nicht zugenommen, doch machen sich seine Folgen durch die Länge der Zeit immer verderblicher geltend.

Wenn wir bei aller Verschlimmerung der Zustände doch einen Umstand als eine Verbesserung angekündigt haben, so ist derselbe freilich ein Umstand von der größten, von entscheidender Wichtigkeit — wir meinen den Geist des Volkes; er hat sich in den letzten Jahren mehr als jemals kräftig erhoben und fängt immer mehr und mehr an, dem Drucke entschlossenen Widerstand entgegenzusetzen. Es liegt in der Natur der einzelnen Menschen wie der Völker, daß sie einem gelinden Joche sich beugen, daß sie es allmählich ganz verlernen, aufrecht zu gehen, daß sie unter ihm sich krümmen bis zur völligen Verkümmerung, daß sie dagegen den Nacken erheben und das Joch von sich abschütteln, wenn seine Schwere jedes Maß überschreitet.

Doch freilich, hierin müssen wir die Russen ausnehmen. Wenn jemals eine Tyrannei jedes menschliche, ja jedes bestialische Maß überschritt, so war es diejenige ihres Tizars, Johann's des Schrecklichen. Dennoch haben sie auch unter seinen entsetzlichen Grausamkeiten nicht einen Augenblick in ihrer Unterwürfigkeit geschwankt, ja nicht einmal in Gedanken dagegen geizt; geduldig ließen sie sich lebendig braten, zerstückeln, zerfagen, pfählen, siedeln, die Haut abziehen, kurz auf alle erdenkliche Weise zu Tode martern. Es war im Jahre 1570, als der Schreckliche in Nowgorod durch Abschlagung von 6000 Menschen sein größtes Blutfest gefeiert hatte. Dadurch noch ungesättigt, zog er mit seiner Mörderhorde weiter gegen seine getreue Stadt Pleskau. Die Pleskauer kannten ganz genau das Verhängniß, welches ihnen nahte. Es gibt wol kein Volk in Europa, weder ein romanisches, noch ein germanisches, noch auch ein anderes slawisches, selbst kaum ein asiatisches, welches nicht dem drohenden Tode und Verderben mannhast die Stirn geboten hätte, welches dem verruchten Tyrannen nicht mit den Waffen in der Hand entgegengetreten wäre, oder doch mindestens das nackte Leben über die nahe polnisch-litauische Grenze gerettet hätte. Die Pleskauer aber waren Russen, sie dachten daher durchaus nicht an eine mannhafte Gegenwehr, sie suchten nicht einmal ihr Heil in der Flucht. Durch hündische Demuth, dem Wütherich ihre Leiber für seine blutdürstigen Gelüste unbedingt zur Verfügung stellend, versuchten sie, seine Wuth zu befänstigen und durch sinnlosen Formel- und Lippendienst sich den Beistand Gottes zu verschaffen; Tag und Nacht wurden in der Stadt die Glocken geläutet, wurde Messe gelesen und gehört. Gebete und Litaneien hergesagt. Wenn die Glenden in der That mit dem Leben davorkamen und nur ihre Habe einbüßten, so sind sie dadurch für späte Zeiten und noch für heute Vorbilder ihres Volkes in knechtischer Unterwürfigkeit geworden. In jener Zeit des Entsetzens wurde sogar ein noch weiter gehendes Beispiel slawischer Selbstverleugnung erzählt. Der Wütherich ließ um nichtiger Ursache willen einen Bojaren spießen. Am folgenden Tage lebte er noch, sprach mit seinem Weibe und seinen Kindern, und unter den qualvollsten Schmerzen wiederholte er fortwährend die Worte: „Gott helfe dem Zaren! Gott gebe dem Zaren Glück und Heil!“*)

Im Fortgange unserer Darstellung werden wir verschiedene Gelegenheiten haben, den Einfluß jener Schreckenszeit, welche für die Russen zugleich die Schulzeit war, auf die Anschauung des gegenwärtigen Geschlechts bemerklich zu machen.

*) Vgl. Herrmann, Geschichte des russischen Staats (Gotha, F. A. Perthes), III, 285.

Wie dem auch sei, die Ostseeprovinzialen sind keine Russen, und zwar ebenso wenig die Letten und die Esten wie die Deutschen. Nach der allgemein theils durch russische Berlenbender und Söbblinge, theils durch verblendete Deutsche im Mutterlande verbreiteten Ansicht von der großen Verkommenheit der Esten, welche von dem Druck und der Misshandlung ihrer Gutsherren herrühren soll, muß es besonders überraschen, gerade das estnische Landvölk sich kräftig gegen die russischen Eingriffe in seine theuersten Rechte wehren zu sehen. Wir werden im Verlaufe unserer Untersuchung auf mancherlei Thatfachen stoßen, welche dafür zeugen.

2) Die agrarischen Zustände.

Wie in jedem Culturstaate, bildet auch in den Ostseeprovinzen der Ackerbau die Grundlage des allgemeinen Wohlstandes. Von russischer Seite wird behauptet, daß er dort wegen des Blutsaugersystems der deutschen Gutsherren und wegen des Mangels an Grundbesitz bei dem weit überwiegenden Theil des Landvolks sich in einem traurigen Zustande befinde. Samarin hat einen großen Theil seines Buches über „Die baltischen Grenzgebiete“ dazu verwendet, um dieses nachzuweisen. Er hat einen Letten Indrit Straumit erfunden und von ihm „Denkwürdigkeiten“ veröffentlicht, welche dieser angeblich niedergeschrieben hat. Dieselben sind in zwei Abschnitte getheilt mit den Sonderüberschriften: 1) Krankheit und erste Krämpfe der livländischen Gichtbrüchigen; 2) Zweite Krise. Unter jenen versteht er die Volksbewegungen von 1840 und 1841, unter dieser die Volksbewegung von 1845 und 1846. Im Jahre 1840 soll der Gichtbrüchige, der Gelähmte, der Taubstumme, d. h. der Letzte, das erste Lebenszeichen von sich gegeben haben. Aus diesen Beziehungen ist schon zur Genüge zu ersehen, wie groß das Elend unter dem Landvolke nach russischer Darstellung sein soll. Freilich widerspricht sich dieser unberufene Paladin der Letten an einer andern Stelle derselben vorgeblichen „Denkwürdigkeiten“ selbst durch eine Anführung des Besitzstandes des Vaters Indrit's. Derselbe soll nämlich dem sogenannten „Kostreiberstande“ angehört haben.

Es muß hier, auch zum Verständniß weiterer Erörterungen, eingeschaltet werden, daß die ganze bäuerliche Bevölkerung der Ostseeprovinzen in drei Klassen zerfällt: 1) Gesindewirthe (Pächter und Grundeigenthümer); 2) Knechte (d. h. das Dienstvolk der Gesindewirthe, wie auch der Gutsherren, theils mit Landparcellen, theils mit Geld und Naturalien gelohnt); 3) Kostreiber (d. h. vorherrschend solche Leute bäuerlichen Standes, welche als Hinterlassen eines Gesindewirthes auf dessen Gehöfte in eigenen Hütten wohnen und von demselben ein Stück Land gegen die Verpflichtung in Nutzung haben, dem Gesindewirthe bei der Heu- und Kornernte an die Hand zu gehen).

Dr. von Bock, dessen „Livländischen Beiträgen“ (II, 5) wir diese Angaben entnehmen, fügt hinzu: „Der Mangel der Controle eines festen Arbeitsverhältnisses, bei dem durch die Stellung des Ackerpächters gewährten Rückhalte, enthielt aber freilich gerade für ihn mehr Verführung zur Faulenzerei, Verarmung und Dieberei, als für den Knecht und den Gesindewirth. Kein Wunder also, daß die schlechten Elemente des baltischen Bauernstandes vorzugsweise unter den «Kostreibern» zu finden sind. Varias aber sind sie nicht, es sei denn durch eigene Schuld, da sie unter demselben Bauernrechte stehen wie alle übrigen, und von demselben durchaus nicht persönlich zurückgesetzt sind.“

Einen solchen Kostreiber läßt also Samarin Indrit's Vater sein und bezeichnet ihn als Lastträger der Gesellschaft und als Opfer der privilegierten Klassen. An einer andern Stelle schildert er ihn als den Gegenstand der Verraubung von seiten der bäuerlichen Aristokraten und des deutschen Pastors und deutschen Gutbesitzers, und als er durch den Zweck seiner Darstellung genöthigt ist, einigen Verraubungsstoff anzugeben, nennt er nun als solchen „viel Rindvieh, Schweine und Schafe, ein Pferd, einen stattlichen Ziegenbock und

zwei große Hunde". „Nun male sich einmal unser Leser das Elend des livländischen Bauernstandes aus, dessen Paria ungeachtet einer diesem zugeschriebenen ungewöhnlichen Freigebigkeit bis in ein viertes oder fünftes Miswachsjahr hinein immer noch viel Rinder, Schweine, Schafe, einen Ziegenbock und ein Pferd herübergerettet hatte.“ („Livländische Beiträge.“)

Die Vorstellungen von dem geknechteten, entwürdigten, entnerzten Zustande der Bevölkerung der Ostseeprovinzen ist so allgemein verbreitet und gilt als eine so ausgemachte Thatsache, daß selbst Männer von wissenschaftlichem Rufe in Deutschland sie ohne Prüfung in ihre Schriften aufnehmen und durch ihr Ansehen zu ihrer Befestigung wieder zu beitragen. Am ärgsten hat in dieser Weise Heinrich von Treitschke, zur Zeit Nachfolger des Geschichtschreibers Häuffer in Heidelberg, gegen den deutschen Namen gestündigt. In seiner Abhandlung „Das Ordensland Preußen“, zuerst erschienen in den „Preussischen Jahrbüchern“ (1865), dann in die Sammlung der „Historisch-politischen Aufsätze“ (3 Aufl.) desselben Verfassers aufgenommen, läßt er sich in folgender Weise vernehmen:

„Weit tiefer als die Preußen stand das Volk der Letten und Esten, vorläufig ermattet und der Knechtschaft gewohnt, sogar des Gemeindelebens unfähig. . . Diese wenig bildungsfähigen Völker mit deutscher Sprache und Bildung zu befreunden, war bei den anarchischen Zuständen des Landes, bei der geringen Zahl der Deutschen unmöglich. Der Sieger hält die Unterworfenen dem deutschen Wesen fern; ihm genügt es, wenn der Est den harten Frondienst, den «Gehorch», leistet. So erhält sich hier das zähe, unberechtigte Volksthum eines Volks von Knechten, während der preussische Bauer mit der deutschen Sprache allmählich auch die Freiheit des Deutschen gewinnt. Die Kinder schreien, die Hunde verfrischen sich, wenn der Deutsche die raucherfüllte Hütte des Esten betritt. In den hellen Nächten des kurzen, hitzigen Sommers sitzen denn die Unseligen unter der Birke, dem Lieblingsbaume ihrer matten Dichtung, und singen hinterwärts ein Lied des Hasses auf den deutschen Schafdieb. . . Entsetzlicher noch wie durch solchen Haß der Knechte, durch die lange Misachtung der Menschenwürde, die menschliche Empfindung der Herren erstickt. Der Russe hat den Misshandelten die Erlösung von der Leibeigenschaft gebracht, die der Deutsche hart verpagte u. s. w.“

Mit dieser Darstellung, der es an lebendiger Anschaulichkeit nicht fehlt, hat Hr. von Treitschke so viel Glück bei den Russen gehabt, daß ihn noch neuerlich eins der deutschfeindlichsten Blätter, die russische „Sanct-Petersburger Zeitung“ (Nr. 221 und 222 vom Jahre 1869) damit rühmend citirt hat. Solchen Jammerbildern gegenüber, wie sie zum Erstaunen der baltischen Deutschen im Mutterlande umlaufen, können wir Darstellungen anderer Art von russischer Seite vorsehen. In der That kommen auch hin und wieder ehrliche Russen vor, welche ihren selbstsüchtigen Zwecken die Wahrheit nicht opfern; noch öfter aber verrathen sie die Wahrheit im Eifer für Erreichung anderer Zwecke. Einen solchen andern Zweck verfolgt auch der Verfasser eines Artikels der russischen Zeitschrift „Baterländische Denkwürdigkeiten“ („Oteschestwennyja Sapisky“, Petersburg, herausgegeben von Krajewski, Decemberheft 1868) über das Baptistenwesen in Kurland; er will seinen Landsleuten recht eindringlich die Noth der russisch-griechischen Kirche in dieser Provinz darstellen, daß sie dort nicht zur Herrschaft zu gelangen vermag, und um das edle Gefühl des Reides bei ihnen kräftig anzuregen, entwirft er folgendes anmutende Bildchen von einem durch lutherisch-baltische Kirchengänger belebten kurländischen Städtchen, welches der Wirklichkeit auch in den andern baltischen, lettischen wie estnischen, Kirchorten ziemlich genau entspricht:

„Der Marktplatz, der zugleich als Einfahrt dient, ist besetzt mit einer Menge Fuhrwerke, deren jedes mit einem Paar wohlgesäuberter und wohlgeschirrter Bauernpferden bespannt ist; auch eine nicht geringe Anzahl Reitklepper stampft ungeduldig am Halfter;

die junge Dorfmannschaft kommt nämlich in der Regel zur Kirche geritten. Unablässig zu Roß oder zu Wagen abziehendes und ankommendes Volk, gepuzte Pettinnen, sturberhaft angethane Jünglinge, welche bereits einige Vertrautheit mit städtischem Luxus blicken lassen — alle diese Einzelzüge haben eine gewisse wahrhaft poetische Seite. Angesichts dieser rührigen Wichtigthuerei, inmitten dieser festlichen Menge, fühlt man unwillkürlich, daß der lutherische Tempel sich Achtung erobert hat. Sein Inneres ist geräumig und fast jedesmal gefüllt u. s. f.“

Ein Zeuge anderer Art, einer der wenigen ehrlichen Russen, ist der jetzige Ministergehilfe Dbuchow; derselbe hat als Civilgouverneur von Pleskau im Jahre 1867 eine Denkschrift über den wirthschaftlichen Zustand dieses Guberniums abgefaßt, in welcher sich folgende Stelle über die estnischen Landleute vorfindet: „Die aus den Ostseegouvernements herüber siedelnden kleinen Landwirthe richten ihre Wirthschaften unergleichlich besser ein als die Stammbevölkerung, und man kann nicht umhin zu bekennen, daß die Verstärkung dieses Elements zur materiellen Entwicklung des Gubernements wohlthätig mitwirken wird.“ „Die Hauptmerkmale, die es auszeichnen, bestehen in Arbeitsamkeit, Gewöhnung an Ordnung und Zucht.“

Doch wir dürfen uns nicht weiter mit solchen unvollständigen Angaben und Fingerzeigen über den agrarischen Zustand der baltischen Landbevölkerung aufhalten. Wir sind im Stande, über diejenige der Hauptprovinz, Livland, aus dem gediegenen Werke von Jung-Stilling, die genaueste, zuverlässigste Auskunft zu holen, die unwiderlegliche Auskunft der Statistik. Wie günstig diese Auskunft für die deutsche Sondergesetzgebung und Selbstverwaltung der Provinz ausfällt, wird der Leser schon von vornherein daraus entnehmen, daß der russische Civilgouverneur von Livland, der deutsche Renegat Lysander, aus Wuth darüber den braven Mann aus seinem Amte, als Secretär des livländischen statistischen Comité, vertrieb. Wir müssen uns darauf beschränken, die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen wiederzugeben.

„Unter den das wirthschaftliche sociale Leben des Bauern bedingenden Factoren“, sagt Hr. von Jung-Stilling, „muß vor allem der den Unterhalt bietende Boden Berücksichtigung finden.“ Diesem Grundsatz gemäß theilt er zunächst mit, daß von den 3,512,129 Lofstellen (1,194,601 Dessätinen oder 1,093,757 Hektaren) cultivirten Bodens (Äcker und Wiesen) in Livland 69,24 Proc. zum Gehorchsland (uneinziehbaren Bauerland) gehören — ein Flächenverhältniß, welches kaum irgendwo in Europa gleich günstig für den Bauernstand wiederzufinden sein wird, soweit da noch überhaupt ein Rechtsunterschied zwischen großen Rittergutsbesitzern und kleinern ländlichen Grundbesitzern vorhanden ist.

Nachdem am 23. April 1868 gemäß des Landtagsbeschlusses vom März 1865 die gesetzliche Frist abgelaufen ist, innerhalb deren in Livland alle Verträge zwischen Gutsherren und Gesindewirthen, durch welche die Leistungen der letztern ganz oder theilweise in Fronen festgestellt waren, durch Geldpachten ersetzt sein mußten, so kommt nur noch der Betrag dieser Baarleistungen der Bauern an die Grundherren in Betracht. Um die Höhe derselben im Verhältniß zum Werthe zu ermitteln, hat Hr. von Jung-Stilling einen Vergleich zwischen dieser und der Pacht, welche Bauergutsbesitzer oder -Pächter von ihren Ackerpächtern ziehen, angestellt. Da hat er denn gefunden, daß Rittergutsbesitzer für einen „Thaler Land“, d. i. etwa 5 magdeburger Morgen, durchschnittlich 6 Rub. 62 Kop., der Bauergutsbesitzer dagegen 10 Rub. 42 Kop. Pacht erhält, „das heißt“, sagt Jung-Stilling, „die Höhe der von den Rittergutsbesitzern verlangten Pachten erreicht nicht das Maß, welches den Erträgen des landwirthschaftlichen Betriebs entsprechend wäre, da nach den vorstehenden Zahlen sich verhält: die durchschnittliche Pacht des Rittergutsbesitzers zur durchschnittlichen des bäuerlichen Eigentümers = 1 : 1,57, und da keine Veranlassung zur Annahme vorliegt, daß verschiedener Boden oder verschiedene Intelligenz der Pächter

der Rittergutsbesitzer und der bäuerlichen Eigenthümer diese Differenzen erklären“. Daraus erhellt, daß die wirthschaftliche Lage der bäuerlichen Pächter zweifellos günstig ist. Jung-Stilling widerspricht der Annahme, daß dieselbe durch eine weitere, etwa von der Regierung durch ein Gesetz anbefohlene Herabsetzung der Pachten noch verbessert werden könne, und beweist diese Behauptung durch die Erfahrung auf den Krongütern. Die zu denselben gehörigen „Gesinde“ (Bauerhöfe) werden zu bei weitem niedrigeren Pachtätzen ausgeguthan, meistens um damit den Uebertritt zur griechisch-orthodoxen Kirche zu belohnen. Die Folge ist, daß die Pächter die Grundstücke in Aflerpacht geben, um ein Reineinkommen als Rentner zu verzehren oder es zu andern Unternehmungen anzulegen. „Würde das auf den Krongütern übliche Pachtssystem verallgemeinert, so wäre die notwendige Folge einmal, daß durch eine Prämiiung der Arbeitslust die landwirthschaftliche Production aus Mangel an Arbeitskräften gelähmt, und zum andern, daß die Pachtung und Verpachtung von «Gesinde» nicht Selbstzweck, sondern Object schwindelhafter Speculation würde, worunter kein Stand mehr leiden müßte als der kleine Landwirth, zu dessen Gunsten diese Ordnung eingeführt worden.“

Die Erwerbung der Bauergrundstücke als Eigenthum ist in den Ostseeprovinzen bekanntlich nicht durch die Gesetzgebung geregelt, sondern der freien Uebereinkunft überlassen. Aus dem von uns gezeichneten Wohlstande der Gesindepächter ist mit Recht zu schließen, daß dieser Weg des Erwerbs, der bei keinem Theile das Gefühl des Unrechts erregen kann, auch sehr wohl ausführbar ist. Im vorigen Jahre waren denn auch 14,26 Proc. des „Gehorchlandes“ der Privatgüter verkauft. Jung-Stilling erweist, daß durch das Steigen des Bodenwerthes, also auch des Verkaufspreises, deren Verkauf selbst nicht gehemmt wird, sondern daß er noch rascher steigt als der Preis. Bei einer Preissteigerung von 1:1,40 hat der Verkauf zugenommen wie 1:7,84. Die Frage, ob durch eine künstliche Herabdrückung des Preises nicht der Verkauf dennoch mehr gefördert worden wäre, beantwortet Jung-Stilling durch den Nachweis, daß die Preissteigerung eine Folge höherer Bodenrerträge gewesen ist, und daß eine Herabpressung des Bodenwerthes allen Grundbesitzern, also auch den Bauern, sowie der ganzen Landbevölkerung zum großen Schaden gereiche. Er vergleicht auch die livländischen Landpreise mit denen in innerrussischen Gouvernements. Während dort der Preis einer Dessätine durchschnittlich 61—66 Rub. beträgt, verkauft man eine solche im Gouvernament Petersburg für 1 Rub. 83½ Kop., Perm 1 Rub. 56 K., Smolensk 1 Rub. 22½ K., Nowgorod 35½ K.; Twer 26½ K., (Nishnij-?) Nowgorod 5 Kop. Der Verfasser fragt: „Wäre es für die Bauerbevölkerung Livlands wünschenswerth, wenn auch ihr Boden ähnlich im Preise stände?“ Aehnlich sind die Vergleiche, welche Jung-Stilling für die „Mortalität“ der Volksvermehrung, als Kennzeichen des Volkswohlstandes, zwischen Livland und Innerrußland zieht; für jenes wird sie durch die Zahl 16,1, für mehrere Gouvernements von diesem durch 5,22, 2,56, 1,62, für Jaroslaw sogar durch 0,16 ausgedrückt.

Diesen erstaunlichen Unterschieden der für Wohlstand und Cultur in Livland und Innerrußland charakteristischen Zahlen gegenüber ist es nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß das größte Uebel, an welchem Rußlands Landvolk leidet und gelitten, nicht sowol die Leibeigenschaft war, als vielmehr die Gemeinschaft des Grundbesitzes, und daß also für dasselbe nicht eher die erhoffte neue Aera heranzubrechen wird, als bis der Einzelbesitz des europäischen Abendlandes eingeführt wird. Freilich sind die Tonangebender russischen Nationalpartei weit von dieser Ansicht entfernt. Während ein großer Theil von ihnen darauf dringt, daß der heimische „nationale“ Gemeinbesitz gesetzlich auch in den Ostseeprovinzen eingeführt werde, tragen alle Preforgane derselben dazu bei, den Grundbesitz wenigstens unsicher zu machen.

Doch kehren wir zu Livland zurück. Von den dortigen Agrarverhältnissen können wir annehmen, daß sie den Durchschnitt für alle drei Provinzen darstellen. In Estland steht ziemlich alles dagegen erheblich zurück, woran hauptsächlich der wenig fruchtbare Boden und das rauhere Klima schuld ist; in Kurland stellt sich eben wiederum wegen der günstigeren Naturverhältnisse fast alles besser. Nur in Einem Punkte wird Livland wol noch gegenwärtig vor dem süblichen Schwesterlande den Vorzug haben, nämlich in dem Verhältnisse der in das Eigenthum übergegangenen Gesinde. Im Jahre 1865 waren es, wie in einem frühern Aufsätze in dieser Zeitschrift*) angegeben ist, in Kurland 6,5 Proc. Neue Veröffentlichungen des kurländischen Statistischen Bureau sind uns seitdem nicht bekannt geworden.

Der verhältnißmäßig große Wohlstand und die Cultur des baltischen Landvolkes hat sich niemals mehr als in den Nothjahren 1867—69 bewährt. Von seiten des Staates haben die Ostseeprovinzen mit Ausnahme von Desel, wo die Bauern Vorschüsse bekamen, gar keine Unterstützung erhalten. Das ist von jeher so üblich gewesen, daß Rußland von ihnen nur genommen, niemals ihnen gegeben hat. Ein paar tausend Rubel vom Kaiser waren ein Tropfen auf den heißen Stein. Allerdings haben die Ritterschaften, noch mehr die Bürger der größern Städte im Lande nach Kräften für die Nothleidenden zusammengekauert. In Riga nahm man sich im Frühjahr 1868, wie es in einer Correspondenz der „Livländischen Beiträge“ heißt, „mit einem wahren Fanatismus der Noth in Estland an“. Auch aus Deutschland wurde durch Professor Meßner in Berlin die Summe von 7000 Thln. aufgebracht, während für die Finländer dort 40000 Thlr. gesammelt worden sind. Aber soviel man auch in solcher Weise geholfen hat, es würde dennoch nicht genügt haben, die Darbenden durchzubringen, wenn sie nicht selbst in guten Zeiten vorgesorgt hätten, wie es tüchtigen Wirthen geziemt. So ist denn erreicht worden, daß während der ganzen schweren Nothzeit weder in Estland noch in Livland (Kurland hat weniger gelitten) irgendetwas dem Hungertode erlegen ist, während in den innern russischen Gubernien viele Tausende hingerafft wurden und außerdem sich noch alle gesellschaftlichen Bande für einige Zeit auflösten. Auch in Finland, welches doch auch von protestantischen, besonnenen Volksstämmen bewohnt wird, und welches vom Staat und von Privatpersonen in aller Weise unterstützt wurde, sind nach einer verbürgten Mittheilung im Winter 1867/68 200000 Menschen umgekommen. Nicht einmal vom Typhus, welcher in und nach der gleichzeitigen Noth in Ostpreußen so schwer hauste, hat man in den baltischen Provinzen etwas gehört.

Einen großen Fortschritt bewiesen mit dieser Selbsthülfe die Ostseeprovinzen gegen das Hungerjahr 1845, welchem die Moskowiter ihre meisten Proselyten verdanken. „Damals“, sagt W. von Bod, „beschränkte sich die provinzielle Selbsthülfe darauf, daß der einzelne Gutsherr die Lasten seiner Gutsgemeinde zu mindern suchte, ferner daß die provinziellen Creditgesellschaften jene Fürsorge der einzelnen begünstigten, endlich daß die Ritterschaften bei Vertheilung der von «der hohen Krone» gereichten Vorschüsse eine untergeordnete Handreichung thaten. Hauptsache blieben doch jene wucherischen, drückenden Geschäfte des vielköpfigen bureaukratischen Ungeheuers, dem man den Namen «hohe Krone» beizulegen pflegt, und welches auch vor dem größten Schmutze der Bereicherung auf Kosten einer hungernden Bevölkerung nicht zurückschrak. Daß es Sache der baltischen Ehre und Selbsterhaltung sei, die «Kronsvorschüsse» entbehrlich zu machen und zu meiden wie Gift, das war damals nur erst sehr wenigen zum Bewußtsein gekommen.“ Es war im Frühjahr 1846, daß diese „Kronsvorschüsse“ in Form von grünlich-schimmeligem Mehl den hungernden Esten durch gewissenlose Tschinownits zu Schwindelpreisen aufgebürdet wurden,

*) Vgl. Die Ostseeprovinzen und Rußland („Unsere Zeit“, Neue Folge, II, 1., 823 fg.).

und daß der Minister des Innern, Perowski, auf die Beschwerde über den Zustand der Lebensmittel seinem Untergebenen den wackern Befehl erteilte, „er solle denselben ihr gehöbriges Ansehen wiedergeben“. Vor solchen Attentaten blieben die Esten diesmal verschont durch ihr eigenes Verdienst und durch das Verdienst ihrer deutschen Führer.

Ohne gewissenlose Ausnutzung der Noth der armen Leute für die Russificirung ging es freilich nicht ab. Das geschah besonders auf zweierlei Weise. Zunächst wurde im Frühjahr 1869 eine von den vielen Eisenbahnen, welche von den Provinzen seit Jahren erstrebt worden sind, und zu welchen nicht einmal die Concession, geschweige Staatsgattien, welche im wilden Innern leichtthin gewährt werden, erlangt werden, und zwar eine von diesen, welche allerdings den Provinzen den geringsten Vortheil bringt, in Angriff genommen, um die Nothleidenden zu beschäftigen, diejenige von Petersburg und Narwa über Reval nach Baltischport. Als aber die Arbeiter aus Estland und Nordlivland herbeikamen, um sich ihr Brot zu erarbeiten, da wurden sie zurückgewiesen; mit dünnen Worten wurde ihnen gesagt, nur für Russen (Griechisch-Orthodoxe) sei bei dem Bau Arbeit vorhanden. Es war das ein liebevoller Wink, daß sich die Hungernden bekehren müßten, wenn man auf sie Rücksicht nehmen sollte, ebenso wie man den Leuten im Jahr 1846 das schimmelige Mehl darbot, wenn sie den rechten Glauben annehmen wollten. Dasselbe lebt denn nun auch in der Erinnerung der Esten unter dem Namen „Glaubensbrot“ fort. In diesem Frühjahr ist es indeß nicht bekannt geworden, daß das arme Landvolk von dem Vortheile der Bekehrung irgendeinen Gebrauch gemacht hat; wohl aber hat jene Herzlosigkeit weiter dazu beigetragen, die Esten mit vermehrtem Mißtrauen und Haß gegen die Russen zu erfüllen. Dagegen fielen nicht wenige von ihnen einem andern Schwindel zum Opfer, der Verlockung zur Auswanderung nach dem Innern von Rußland. Ueber diese echt moskowitzische Art von Anschlägen auf die Cultur und das Deuthum der Ostseeprovinzen sei uns jedoch eine besondere, etwas eingehende Erörterung gestattet.

3) Die Auswanderungsverlockungen nach Innerrußland.

Schon in den ersten vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde in Petersburg, um mit Einem Schlage die baltischen Herzogthümer zu russificiren, der abenteuerliche Plan erwogen, einen vollständigen Austausch der Landbevölkerung in ihnen eintreten zu lassen, die Letten und Esten sollten nach den innern Gubernien des Reichs veretzt und dagegen echte Muschiks nach dem Baltenlande geschafft werden. Wie so viele andere schöne Projecte der Art scheiterte auch dieses an dem Geldpunkte und an andern Schwierigkeiten der Ausführung. Indesß der Russe ist nur wenig mit seinem Verstande, weit überwiegend mit seiner Phantasie thätig, und dabei liegt es in seinem Charakter, an Gegenständen, welche einmal sein Gellüst erregt haben, zähe festzuhalten und immer wieder darauf zurückzukommen, bis er sein Ziel erreicht hat. Wenn also der Austausch der Bevölkerung unausführbar war, so konnte doch die eine Hälfte dieser liebgewonnenen Idee, und zwar, wenn nicht ganz und mit Einem Schlage, so doch allmählich und stückweise verwirklicht, es konnten die Ostseeprovinzen möglichst entvölkert werden.

Schon bei den Bekehrungen der ersten vierziger Jahre spielten die Versprechungen von „warmem Land“ im Süden Rußlands eine Hauptrolle. Als dann der selige Murawiew, der die Deutschen nicht minder mit seinem grimmigen Hasse bedachte als die Polen, das Domänenministerium verwaltete, ließ er durch seine Helfershelfer (um 1860) den Esten und Letten verkündigen, daß für sie im Gubernium Samara eine Siedelei, welche den Namen „Neulivland“ führen sollte, gegründet sei, in welcher für sie alles zur Aufnahme bestens vorbereitet sei; es wäre bloß nöthig, daß sie das überaus fruchtbare, warme Land in Besitz nähmen. Mehrere hundert baltischer Landleute ließen sich verlocken; sie schlugen

ihre Habe, die sie nicht mitnehmen konnten, um jeden Preis los und machten sich auf den Weg nach dem neuen Eldorado an der Wolga. Als sie dort anlangten, fanden sie in „Neulivland“ nichts als die kahle Steppe, die zwar im Sommer wirklich recht warm war, aber gegen die grimmige Kälte im Winter keinerlei Heizmaterial bot. Ueberdies sollten die Unglücklichen sich erst Häuser bauen, sich darin einrichten und zugleich das Land urbar machen, und das alles fern von den Hülfsmitteln eines cultivirten Landes in der Wüste. Das Ende war, daß die meisten der Verlockten mit ihren Leichen den wilden Boden düngten, andere unter Kummer und Entbehrungen hier und dort ihr Unterkommen suchten und nur sehr wenige als Bettler ihre Heimat wiedersahen, um dort die schändliche Schwinderei aufzudecken, der ihre Genossen zum Opfer gefallen waren.

Im Jahre 1865 spielte ein ähnlicher Vorfall, wenn auch nicht in derselben Ausdehnung auf einem Gute des Jungletten Woldemar im Gubernium Nowgorod. Der strebsame Mann erreichte, indem er mehrere hundert Lettenfamilien aus Kurland dorthin zog, zwei Zwecke auf einmal: einerseits gewann er sich die Gunst der hohen russischen Beamten, indem er eine ihrer Lieblingsideen, die Entvölkerung der Ostseeprovinzen, in Ausführung brachte, andererseits schaffte er seiner Kasse einen großen Vortheil, indem er wüßtes Land durch die arbeitsgewohnten Stammgenossen in Cultur setzte. Wie diese dabei fuhren, war ihm dann Nebensache. Ihr Schicksal aber bestand darin, daß ein großer Theil von ihnen den Mühseligkeiten in einem feuchten ungedunden Boden unterlagen und die übrigen als Bettler heimkehrten. Gleichzeitig wurden auch andere kurländische Letten auf Güter eines Grafen Tolstoy im Gubernium Mohilew gelockt, denen es nicht besser glückte. Trotz dessen zogen die leichtgläubigen Leute aller Warnungen ihrer deutschen Gutsherren, Prediger und Verwaltungsbeamten ungeachtet seitdem unablässig auf bloße Gerüchte hin, die von geheimen Agenten und Aufwieglern verbreitet wurden, Jahr für Jahr nach demselben Gubernium ohne Kenntniß der russischen Sprache, ohne einen schriftlichen Vertrag, ja ohne recht zu wissen, wo denn in der ganzen Provinz die Landparcellen lagen, die ihnen geschenkt werden sollten. Auch im letzten Frühjahr sah man solche Leute, meistens wohlhabende Postreiber, mit Weib und Kind auf Einspänner- oder Ochsenkarren ihrem Schicksal entgegenziehen.

Ueber den Auszug des Jahres 1868 berichtete die „Rigaer Zeitung“, daß die Aufforderung nach Mohilew, wie die Verlockten erzählten, eigentlich von einer sehr hohen, mit vielen Sternen decorirten Person ausgehe, welche zeitweilig in Riga sich aufhalte und von den Deputirten, welche die Bauern deshalb nach Riga geschickt hätten, selbst gesehen worden sei. Auf diese Schwindeleien hin zogen nun im April ein paar hundert kurländische Bauern, nicht als arme Nothleidende, wie man dies glauben machen wollte, sondern als Pachtunternehmer mit eigenen Pferden und Effecten ins mohilewische Gouvernement. Weber verließen sie ärmliche Verhältnisse, noch war irgendeine Differenz mit den Gutsbesitzern oder sonst irgendjemand die Ursache ihres Abzugs. Derselbe erklärt sich vielmehr nur daraus, daß ihnen sehr günstige Vorspiegelungen gemacht waren, denen der geweckte Erwerbssinn der Letten leicht nachjagt. Wer hätte ein Recht gehabt, diesen Leuten mehr als Warnungen in den Weg zu legen? Die kurländischen Bauern sind ebenso frei und unabhängig als die Bauern der angrenzenden Gouvernements (Russen), welche jährlich in großer Anzahl in den Ostseeprovinzen Arbeit suchen, ohne darum an ihrem Wohnorte für elend zu gelten. In Mohilew angekommen, konnten die kurländischen Bauern aber weder den angeblich russischen Gutsbesitzer, noch das ohne Bezahlung anzubewerbende Land auffinden. Beides erwies sich als Mystification. Die Folge davon war, daß die Leute nach wochenlangem Umherirren in der noch rauhen Jahreszeit, in sehr kläglichem Zustande zurückkehrten, mit der Versicherung, in schändlicher Weise betrogen zu sein. Gleichzeitig ward die officielle Mittheilung von Mohilew hierher gemacht, daß

die ohne Legitimation und ohne Contracte dort umherziehenden Leute per Etappe zurückgeschickt werden würden. So war tendenziösen Zwecken zu Liebe das Glück vieler Familien gestört, und unmittelbar darauf nun erscheint in der „Sowremenaja Leptopis“ (in Moskau) ein ausführlicher Artikel über die allgemeine traurige Lage der Letten, welche sie zur Auswanderung nöthige.

Daß Deutelschneiderspeculationen bei den Verlockungen im Spiele sind, läßt sich im voraus sicher annehmen, solche laufen selbst bei den höchsten nationalen Unternehmungen der Russen immer nebenbei. Im Frühjahr 1868 wurden derartige Machinationen in Schoden, einem samogitischen Grenzsteden bei Kurland, amtlich aufgedeckt. Unter dem gebräuchlichen geheimnißvollen Schleier wurde von dort unter den kurländischen Bauern die Nachricht verbreitet, zwei Herren seien von der Regierung abgesandt und in Schoden angelangt, welche mit auswanderungslustigen Leuten verhandeln und ihnen die Grundstücke, die jeder wünsche, anweisen sollten. Diese beiden russischen „Herren“, welche später als ein Schulmeister und ein Bretschneider entlarvt wurden, waren so keck, den herübergekommenen Letten sogar Bauerhöfe und Häuser bei und in Schoden selbst zu versprechen. Sie verlangten nur eine bescheidene Anzahlung oder Anschreibengebühr von 1 bis etwa 10 Rub., deuteten aber an, daß zur Erlangung solcher Wohlthaten die Annahme des „wahren Glaubens“ erforderlich sei. Es läßt sich denken, daß die Habgier so mancher der Geprellten zu diesem Schritte geneigt machte. Durch die Bemühungen der deutschen Verwaltungsbeamten und Geistlichen Kurlands wurden, wie gesagt, diese Umtriebe in der Hauptsache als eine Gaunerei aufgedeckt. Daß sie aber das nicht allein waren, das erhellte daraus, daß die moskauer Blätter von dem Gange dieser Ereignisse noch vor ihrer amtlichen Ermittlung ganz genau unterrichtet waren und daraus mit den üblichen Entstellungen politisches Kapital schlugen. Auf moskauer Papier nahm sich dieser Vorfall also aus: Etwa 800 lutherische Bauern hätten, ihrer elenden Lage in Kurland und ihrer kirchlichen Vernachlässigung überdrüssig, eine Auswanderung in das Gubernium Kowno unternommen, woselbst sich ihnen Aussicht auf Landbesitz und auf größere Berücksichtigung ihrer religiösen Bedürfnisse seitens der rechtgläubigen Geistlichkeit eröffnet habe. Durch das böswillige Eingreifen von kurländischer Seite aber seien die Unglücklichen wieder genöthigt worden, ihren freundlichen Aussichten zu entsagen und in ihr früheres Land zurückzukehren. Wir haben hier also handgreiflich den Beweis einer Verbindung der Deutelschneider mit der Presse der russischen Nationalpartei.

In demselben Jahre, mitten im Sommer, spielte noch eine andere baltische Auswanderungsgeschichte. Im Juli 1868 erschien plötzlich in Petersburg eine Schar von 158 estnischen ländlichen Arbeitern, welche von der Insel Dagden auf einem gebrechlichen Fahrzeuge dahin gerudert waren. Sie nahmen in der Heimat auf den Gütern der Baron Ungern-Sternberg und Stadelberg die Stellung von „Knechten“ in der baltischen Bedeutung des Wortes ein; sie klagten über ihre große Armuth, über ihre unerträgliche Bedrückung durch die deutschen Herren und verlangten Anweisung der Ländereien im Stawropolischen (unweit des Kaukasus), welche ihnen der Kaiser dort schenken wolle. Sie fielen der öffentlichen Armenpflege zur Last, gaben aber doch vortrefflichen Anhalt zur Aufhebung von seiten der petersburger Russen, welche die Flüchtlinge in großen Haufen mit-leidsvoll umstanden, gegen die falschen und schlechten Deutschen sich ereiferten und die Lehre von dem Verufe Rußlands verkündeten, die Esten und Letten von ihren deutschen Peinigern zu befreien. Die deutsche „Sanct-Petersburger Zeitung“ wies alsbald nach, daß die Klagen der 158 Dagder über die Gutsherren lediglih Verleumdungen waren, daß namentlich die 3 Pfd. Brot, in welchem ihr ganzer Arbeitslohn bestehen sollte, eine freiwillige Zugabe des Hrn. von Ungern-Sternberg zu dem sonstigen ausreichenden Lohne sei, und daß die Leute von einem entlassenen Unteroffizier, der im Solde der Nationalpartei stand,

aufgewiegelt waren. Von ihm stammte denn auch die Kunde von dem so sehr entlegenen Stavropol.

In der bedeutendsten Arbeiterauswanderung, welche russische Ränke in den letzten Jahren erwirkt haben, gab der Miswachs der Jahre 1867 und 1868 einen willkommenen Anlaß. Natürlich fanden da die Versprechungen von Landschenkungen in wärmern Landstrichen willigeres Gehör; einige Tausende der Nothleidenden zogen da aus Estland aufs gerathewohl gen Osten. Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß ein, wenn auch geringer Theil von ihnen wirklich auf Kronsgütern im Süden des Reichs eine erträgliche Aufnahme fand. Nach Zeitungsnachrichten kehrten aber auch von diesen im Sommer 1869 viele wieder zurück. Das Land sei dort zwar fruchtbar, es wachse alles rascher und kräftiger als daheim, und es fehle wenig zum guten leiblichen Fortkommen, so ängerten die Leute bei ihrem Durchzuge in Narwa, „aber unser Gott wohnt nicht dort und den russischen wollen wir nicht“, d. h. die Bekehrungs Bemühungen der Popen in Verbindung mit den Beamten verleiteten ihnen alles Annehmliche ihres neuen Aufenthalts. Einen größern Umfang nahmen die Auswandererzüge erst vom Frühjahr 1869 an, als der Civilgouverneur Galkin in der Gouvernements-Zeitung im Namen des Kaisers zur Ansiedelung auf den Kronsgütern im Innern des Reichs aufforderte. Es ist das ein Beweis, daß die Bemühungen, die Ostseeprovinzen zu entvölkern, nicht bloß von Privatpersonen ausgehen, sondern daß die Regierung selbst sich ihrer schuldig macht. Die verkehrte russische Steuergesetzgebung trägt dazu bei, das eigenthümliche Russificirungsverfahren recht wirksam zu machen. In den baltischen Provinzen wie im ganzen Reich müssen nämlich die Gemeinden als solche für die Steuern ihrer Mitglieder aufkommen, und Mitglied bleibt jeder in ihnen Geborene, solange er nicht von andern als solches aufgenommen ist. Wenn schon in gewöhnlichen Zeiten bei der gesetzlich bestehenden vollkommenen Freizügigkeit viele rüstige Männer von dem Vortheil, sich der Besteuerung zu entziehen, Gebrauch machen, indem sie in das weite Reich davongehen und es dem Gemeindevorstande überlassen, ihren Verbleib zu ermitteln, um dann doch in den seltensten Fällen die Steuer wirklich beizutreiben, so war die Verlockung in der Nothzeit und bei der Aussicht auf Erwerbung von Grundbesitz doppelt groß. Im Frühjahr 1869 machten sich denn besonders viele Kostreiber in Estland auf den Weg und überließen es den Gefindewirthen, nicht nur für sie die Steuer zu bezahlen, sondern auch ihre Familien zu ernähren. Da die Last diesen zu schwer fiel, so zogen auch von ihnen zuerst die schlechter situirten mit Weib, Kind und Vieh davon, um sich auf den Kronsgütern anzusiedeln, indem sie verkauften oder verbrannten, was sie nicht fortbringen konnten. Die Zahl der mit der Ernährung der Erwerbsunfähigen und Steuerleistung Beladenen schmolz so immer mehr zusammen; die Last wurde unerträglich; es wurden oft die letzten Bewohner des Dorfes, die etwas besaßen, zur Auswanderung genöthigt. Nach Versicherung von Estländern wurden ganze Landstriche der Provinz vollständig russificirt, d. h. verödet. Der Erfolg ihrer Bemühungen wurde nun selbst den Tschinowniks zu arg. In Narwa, welche Stadt alle Auswanderer durchziehen mußten, wurden sie dann aufgehalten und mußten ihre Unterhaltungsmittel für die Reise vorweisen. Wer damit nicht hinreichend versehen war, wurde zurückgewiesen und so die Provinz mit Scharen von Bettlern überschwemmt, was von russischer Seite selbstverständlich den hartherzigen Gutsbesitzern zur Last gelegt wurde, während dem Lande ein großer Theil des besten Kerns der Bevölkerung entzogen wurde. Wie im Juli in Regierungsorganen mitgetheilt wurde, sind 4000 Menschen ausgewandert. Wahrlich, das Gefüge der Gesellschaft muß in den deutschen Ostseeprovinzen eine ganz außerordentliche Stärke besitzen, daß es bei der Vereinigung von einer solchen Naturalcalamität und einer so unerhörten Misregierung sich nicht völlig auflöste: wie schon erwähnt, ist niemand in Estland Hungers gestorben, und soviel verlautet, bestndet sich

dort bei der eingetretenen günstigeren Ernte alles wieder in einem gewöhnlichen Gleise, wenn auch die geschlagenen Wunden noch keineswegs vernarbt sind. Deutschland kann darauf stolz sein, daß dieses Gefüge ein deutsches ist, auf den Grundsteinen des Protestantismus und des deutschen Rechts ruhend!

4) Die Städte, Handel und Industrie.

Wenn wir die agrarischen Zustände in den Ostseeprovinzen, nur mit Ausschluß von Estland, welches durch einen zweijährigen Nothstand allzu sehr zurückgekommen ist, trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten doch sehr befriedigend nennen können, so läßt sich dasselbe über die Städte nicht aussagen. Entschieden im Fortschreiten, was Handel, Industrie, Einwohnerzahl, kräftige bürgerliche Gesinnung und Geistescultur angeht, sind nur die wenigen größern unter ihnen begriffen, besonders nimmt Riga eine hervorragende erfreuliche Stellung in allen diesen Beziehungen ein.

Was die Einwohnerzahl betrifft, so ist dieselbe in Riga von 67000 im Jahre 1836 auf 102000 im Jahre 1867 gewachsen. Nebst ihm haben in Livland seit 1816 nur noch Dorpat, Pernau und Arensburg auf Desel an Zahl der Bewohner zugenommen; alle übrigen Städte sind in ihren Bevölkerungen mehr oder weniger zurückgegangen. In Estland ist die Einwohnerschaft Revals seit 1816 von 13442 auf 30000 Seelen gestiegen, diejenige aller übrigen Städte hat sich vermindert. In Kurland nahm von 1835—61 die Bevölkerung des flachen Landes zu um 148284, die der Städte ab um 20814 Einwohner. Es vermehrte sich nur die Einwohnerschaft Mitau (jetzt ungefähr 25000 Seelen) und Windaus, in den übrigen Städten verminderte sie sich. Es drängt sich die Frage auf, wie dieses Zurückbleiben der kleinen Städte in den Ostseeprovinzen zu erklären ist. Der wichtigste Grund mag wol in der schweren Abgabenbelastung liegen. Nach Hr. von Wilden*) beträgt die Belastung der livländischen und estländischen Städte für Provinzial- und Communalzwecke allein 7 Rub. 20 Kop. auf den Kopf gegen 1 Rub. 8 Kop. auf dem flachen Lande, und ist demnach doppelt so groß als im preussischen Staat, wie Hr. von Wilden und Hr. von Reben berechnen. An sich ist die Höhe der Steuern kein Hemmnis der Entwicklung des Wohlstandes, wenn sie nur in einem richtigen Verhältnisse zu ihr steht. Neben auswärtigen bekannten Belegen liefert einen solchen namentlich auch Riga, wo der Kopf der Bevölkerung mit Leichtigkeit 10 Rub. trägt, während 3 Rub. in den kleinen Städten Livlands zu schwer fallen. Es kommt eben darauf an, ob den besteuerten Plätzen die Erwerbsquellen reichlich genug fließen, und das ist in diesen keineswegs der Fall. Von großen Verkehrswegen weit entlegen, bleibt ihnen nur der ärmere Theil des umwohnenden Landvolkes als Abnehmer des städtischen Gewerbefleißes, während die Rittergutsbesitzer ihre Bedürfnisse meistens aus den Provinzialhauptstädten beziehen, theils auch von ihren Dienstleuten Handwerkerarbeiten verrichten lassen, oder gar mit Fabrikbetrieb ihnen Concurrenz machen.

Wenden wir uns nach der bedeutendsten Stadt der sämmtlichen Ostseeprovinzen, nach der alten Hanse- und Freien Reichsstadt Riga, einem Handels- und Hafenplatze von solcher Wichtigkeit, daß er den Werth von weit mehr als einer Provinz auswiegt, ja von der man sagen kann, daß ihr Besitz über den Besitz von Livland und Kurland entscheidet, und daß, solange sie deutsch bleibt, auch die Russificirungsbemühungen in diesen Provinzen keinen Erfolg haben werden. Fügen wir hinzu, daß das Moskowitertum in Riga bisher noch nicht im geringsten Fuß gefaßt hat. Wenn auch von den 102043 Einwohnern der Stadt nach der Zählung von 1864 25647 russisch sprachen, so gehörten diese doch bei weitem zum größten Theil nur den untersten Ständen an und hatten auf

*) Vgl. Baltische Monatschrift, Februarheft 1865, S. 116.

den Charakter der Stadt gar keinen Einfluß. Weitans der größte Theil von ihnen (18000 Seelen) bewohnt nämlich ein besonderes Stadtviertel, die Moskauer Vorstadt, und besteht aus Moskowitern, Schismatikern der russischen orthodoxen oder Staatskirche, von der sie auf das härteste verfolgt wurden und noch werden, während ihnen die deutsche Stadt schon in der vorrussischen Zeit duldsam und gastlich Aufnahme gewährte. Die eigentliche Bürgerschaft ist und bleibt deutsch; 47479 Seelen gehörten dieser Zunge an, während die 23718 Letten und die 1172 Esten sich als Religionsverwandte eng dem herrschenden Stamme anschließen und auch größtentheils neben der Muttersprache die deutsche reden. Es kommen dazu noch 4027 Angehörige anderer Stämme. Wir wollen hier noch die Notiz anfügen, daß in den 9 übrigen Städten Livlands (also mit Ausschluß des östlichen Arensburg) nach derselben Jung-Stilling'schen Berechnung im Jahre 1864 zusammen 46065 Bewohner gezählt wurden, darunter 19664 Deutsche, 4613 Letten, 16980 Esten, 4412 Russen und 499 Angehörige anderer Stämme.

Die Bedeutung Riga's beruht hauptsächlich auf seinem Handel; es steht darin nur Petersburg und Odessa im russischen Reiche nach. Besonders groß ist sein Hafenverkehr, welcher sogar nicht geringer ist als derjenige jener beiden Städte. Der Vergleich mit Petersburg sowie mit den beiden bedeutendsten preussischen Häfen stellt sich wie folgt heraus:

Eingang.	Riga.	Petersburg.	Swinemünde.	Danzig.
Im Jahre 1865 . . .	2187 Schiffe	1936 Schiffe	2575 Schiffe	— Schiffe
„ 1866 . . .	3812 „	2702 „	2563 „	2072 „
„ 1867 . . .	2073 „	2885 „	2680 „	1914 „

Hierbei wird bemerkt, daß der Handelsbericht von Riga für das Jahr 1868 zur Zeit (September 1869) noch nicht veröffentlicht worden ist, also auch nicht in Vergleich gestellt werden kann.

Ungünstiger stellt sich das Verhältniß der Werthe der Handelsgüter für Riga sowohl gegen Petersburg als gegen Stettin, aber nicht gegen Danzig, wie aus folgender Tabelle erhellt:

	1865.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Zusammen.
Riga	7,998640 Rub.	31,465452 Rub.	39,464092 Rub.	
Petersburg	59,805861 „	47,384592 „	106,990453 „	
Stettin	47,131917 Thlr.	16,525222 Thlr.	63,657139 Thlr.	
Danzig	6,560930 „	20,352408 „	26,913308 „	
1866.				
Riga	7,464333 Rub.	34,422007 Rub.	41,886340 Rub.	
Petersburg	83,700265 „	55,836020 „	139,536285 „	
Stettin	40,970111 Thlr.	22,150137 Thlr.	63,120248 Thlr.	
Danzig	6,026324 „	18,598298 „	24,624622 „	
1867.				
Riga	13,268959 Rub.	23,964075 Rub.	37,233034 Rub.	
Petersburg	87,892474 „	55,818424 „	143,710898 „	
Stettin	55,827441 Thlr.	31,105155 Thlr.	86,932596 Thlr.	
Danzig	6,931473 „	19,261589 „	26,193062 „	

Die Rhederei von Riga ist zwar an sich nicht bedeutend, namentlich ist sie auch viel geringer als diejenige der preussischen Haupthafenplätze; indeß ist die Zahl der Schiffe, welche dortigen Handelshäusern gehören, in stetigem Wachsen begriffen, und sie übersteigt diejenige der petersburger Schiffe um ein Mehrfaches.

Es besaß

Riga . . .	1865	6	Seedampfer und	54	Segelschiffe mit zusammen	8057	Lasten Tragfähigkeit.
" . . .	1866	22	"	56	" "	8710	"
" . . .	1867	25	"	58	" "	8787	"
Petersburg	1865	1	"*)	15	" "	1592	"
Stettin . .	1867	18	"	190	" "	29203	"
Danzig . .	1867	14	"	129	" "	—	"

Alles was Riga ist, das verdankt es sich selbst. Während für die Hafenanlagen, für öffentliche Bauten, für Herstellung von Verkehrsstraßen, für Dampferverbindungen, für Anstalten der Geistescultur in Petersburg das ganze Reich, die Ostseeprovinzen und Riga nicht zum wenigsten, beisteuern müssen, ist diese Stadt zufrieden, wenn sie nicht von seiten des russischen Beamtenthums Hindernisse erfährt, und sie hat es sich schon manches Tausend Rubel kosten lassen, um sie zu beseitigen. Diese Hindernisse entspringen theils aus dem nationalen Neide und Hass sowie aus der Furcht vor dem Fortschritte alles Deutschen, sei es in materieller, sei es in geistiger Beziehung, theils aus der nicht weniger nationalen Habgier, welche jede Gelegenheit zu kleinen oder auch großen Erlösgeldern benutzt, theils endlich aus dem unbeholfenen, schweren Geschäftsgange und aus der ganzen Unfähigkeit des Eschinownikthums. Wir werden dafür einige Belege liefern.

Das größte Werk der Rigaer aus den letzten Jahren ist die Anlage eines größeren und sichern Hafens. Nach vergeblichen Bemühungen, vom Staate wenigstens einige Beihilfe zu erlangen, nahm endlich im Jahre 1850 das sogenannte Börsencomité, ein Verein der rigaer Kaufleute, welcher auch bei andern solchen gemeinnützigen Unternehmungen an der Spitze steht, die Sache in die Hand und begann den Bau, dessen wichtigster Theil ein Felsenbaum ist, der sich 750 Faden weit in die See erstreckt. Im October 1861 wurde das Werk fertig; es kostete 2,040000 Rub., welches Kapital durch eine Anleihe aufgebracht wurde, zu deren Verzinsung und Tilgung der Handel der Stadt mit 130000 Rub. jährlich belastet ist. Dagegen werden für ihn 500000 Rub., welche früher jährlich für Reichterfahrzeuge, Umladungskosten, höhere Versicherung darauf gingen, erspart.

Andere Werke der Rigaer aus neuerer Zeit sind: die Instandsetzung der obern Düna und des Beresinalkanals für die Schifffahrt, die Einrichtung eines Seehospitals und einer Schifffahrtsschule, die Erbauung der Riga-Dünaburger und der Riga-Mitauer Eisenbahn, die Erbauung eines Gymnasiums, eines großartigen Börsengebäudes und eines prachtvollen Schauspielhauses, welches sich den Ruf einer der ersten deutschen Kunstanstalten erworben hat, die Errichtung der Börsenbank, die Einrichtung von Gas- und Wasserwerken, vor allem die Gründung des baltischen Polytechnikums. Diese Anstalt hat den Zweck, die drei Berufsstände der materiellen Arbeit, der Landwirthe, Kaufleute und Gewerbetreibenden, vom Handwerker bis zum Fabrikanten, mit der ihnen nothwendigen Fachbildung zu versehen. Sie ist nach den besten Vorbildern, namentlich nach dem Muster des Polytechnikums in Hannover eingerichtet und mit ausgezeichneten Lehrkräften, hauptsächlich aus Deutschland, ausgestattet. Die Stadt gab den Bauplatz und 100000 Rub. zum Gebäude, ferner gibt sie an jährlichem Beitrage 10000 Rub., ebenso viel zahlt das Börsencomité, zwei andere Körperschaften der Stadt zusammen 1000 Rub., sechs andere Städte, darunter das treue Narwa, tragen zusammen 1100 Rub., die baltischen Ritterschaften 3750 Rub. jährlich bei.

Vergleichen wir mit dieser Reihe von zum Theil großartigen Schöpfungen dasjenige, was in der gleichen Zeit die Russen, d. h. also die russische Regierung, in der Hauptstadt des baltischen Generalgouvernements geschaffen und gewirkt haben, so ist das Beste

*) Neben 34 Passagierdampfern.

davon ein theilweises Gewährenlassen. Das betrifft vorzugsweise die Einwilligung zur Abtragung der Festungswerke, alsdann die lange genug verzögerte Concessionirung der beiden Eisenbahnbauten. Was die Russen selbsthandelnd zu Stande gebracht haben, das sind ausschließlich Einrichtungen und Maßregeln der Russificirung. Wenn wir von der ältern (1843) unheilvollen Gründung des russisch-orthodoxen Erzbisthums Riga-Mitau absehen, so wissen wir auch diesen Schöpfungen zweifelhaften Werthes nur die Gründung eines russischen Gymnasiums, einiger russischen Elementarschulen, einer russischen und lettischen Zeitung, welche letztere die Letten im moskowitischen Sinne bearbeiten soll (beide seit Anfang 1869) hinzuzufügen. Von einem Erfolge all dieser Anstalten ist freilich nichts zu vermuthen. Doch wir vergessen noch eine That von schwerem Gewicht; um die alte Hansestadt endgültig ihrem Reiche und ihrer Nationalität einzuverleiben, haben die Russen ihre Straßen russisch umgetauft. Darunter zeichnet sich die Umwandlung der alten Sündergasse in ein Szintorstaja aus. Ein echt russisches Verfahren! Mit einem Anstrich, einer Inschrift, einer Salbung suchen sie die Umwandlung, welche doch nur im Innern vorgehen kann, zu erwirken, und das ist noch das Beste, was von ihnen zu erlangen ist. Entschließen sie sich zu wirklichem Eingreifen in das innere Leben, so vermögen sie nichts als zu zerstören. Beweise dafür liefern die polnischen Provinzen in Fülle. Aber auch Riga hat unter dieser nationalen Eigenthümlichkeit gelitten, namentlich traf das Schicksal die dortige deutsche Presse, wovon wir weiter sprechen werden.

In jedem Falle wird vorstehende Aufzählung der Schöpfungen der beiden Stämme, welche hier um die Herrschaft ringen, genügen, damit uns unsere Leser verstehen und uns zustimmen, wenn wir Riga für eine durchaus deutsche Stadt erklären.

Charakteristisch ist auch die Schilderung Schirren's von den zwar sehr störenden und hemmenden, aber vergeblichen Bemühungen der russischen Regierung, in die Angelegenheiten der Stadt nivellirend einzugreifen. Er sagt: „Anfangs sind ihre Leiden, obwohl drückend genug, noch einfach in ihrem Anlasse. Die Bevormundung einer Regierung, welche im innern Reiche nirgends auf den heilsamen Widerstand eines gesunden Communalkörpers stößt und daher unglaublich verwöhnt ist, wirkt auf die städtische Verwaltung allerdings wie ein schweres Verhängniß. Die Reichsprincipien gewinnen wiederum nichts und das Gefühl realer Peinigung an Ort und Stelle ist unerträglich. Schon der Versuch, eine für alle russischen Städte erlassene Budgetinstruction vom Jahre 1849 rückwärtslos in Anwendung zu bringen, hat nach sechs bis sieben Jahren eine solche Lähmung der Verwaltung zur Folge, daß sich die Regierung endlich zu einem Compromiß versteht, wobei wenigstens ein Theil der localen Eigenthümlichkeiten Berücksichtigung findet. Eine andere Gefahr drohte dem städtischen Vermögen, als sich im Jahre 1847 die Regierung entschlossen zeigte, die Stadtgüter einzuziehen. Das Ministercomité hatte damals über die Eintreibung der Getränkesteuer von Stadtgütern im Bialystokischen zu Rathe gesehen und für geeignet erachtet, Landgüter mit leibeigenen Bauern der städtischen Verwaltung zu entziehen und dem Domänenressort unterzuordnen, worauf der Minister des Innern nicht verfehlte, die Abgabe der Stadtgüter in den Ostseeprovinzen an die Domänenverwaltung nachdrücklich in Angriff zu nehmen. Vor diesem Schicksale wurden sie dann weniger durch das sehr unzweideutige Eigenthumsrecht der Städte als durch die Entdeckung bewahrt, daß es in den Ostseeprovinzen überall keine Landgüter mit leibeigenen Bauern mehr gebe, nachdem die Leibeigenschaft dort seit einem Menschenalter verschwunden war. Allein solche Ansechtungen sollten nur ein kurzweiliges Vorspiel bilden. Die eigentliche PreSSION tritt auf dem Boden der Verfassung in Scene. Die Enge der alten, städtischen Institutionen macht sich fühlbar; man strebt, sie zu erweitern. Von vornherein ergreift die Regierung die Initiative. Von außerordentlichen Missionen und Revisionen wird ein erstaunlicher Eifer entfaltet, das Wirkliche als unvernünftig, das Unvernünftige

als wirklich zu setzen. Der Versuch mißglückt. Einige Jahre darauf gelangt aus Riga ein von den Ständen ausgearbeiteter Entwurf an die Regierung und wandert zu den Acten. Zwölf Jahre gehen in das Land, ohne daß die wichtige Angelegenheit auch nur ernstlich zur Sprache kommt. Die Stadt wartet auf die Entscheidung und die Entscheidung läßt auf sich warten, bis mit der Umgestaltung einiger russischen Städte und mit der Justizreform im Reiche die Frage wieder in Fluß kommt. Nun aber machen sich sofort paralyisirende Strömungen geltend. Normen, welche für russische Städte erfunden werden — und es sind keine Städte, es sind Residenzen, Häfen, Dörfer, ihre Bürger sind keine Bürger — Verfassungen, welche ihre Wurzeln in die Luft strecken, das sind die Muster, welche sich die bald sieben Jahrhunderte alte Hansestadt vorgeschrieben sieht. Sie hält an dem bewährten Boden ihrer Verfassung; sie fordert, auf ihm weiter bauen zu dürfen, aber voll Deferenz gegen die Reichsprincipien gestaltet sie ihn bis ins Unkenntliche um; sie schneidet in Dach und Fach; sie verstümmelt Balken und Stützen; sie opfert einen Theil ihrer Autonomie; sie macht die Wahlordnung und breite Repräsentationsbasis und stößt nun zunächst unten, sodann oben, oder vielmehr in überraschender Coincidenz oben und unten zugleich auf Einreden sehr unerwarteter Art. Die herrschende Klasse (die Russen) erhebt das Haupt. Sobald der Entwurf dem Abschlusse nahe tritt, verlauten specifisch russische Stimmen, welche nicht nach Verfassung, sondern nach ganz andern Dingen fragen. Da wird Gleichstellung der russischen Sprache mit der deutschen in allen Verwaltungs- und Gerichtssachen, daneben Einräumung einer gewissen Anzahl von Wahlstimmen und Wahlstellen exclusiv an geborene Russen in Anspruch genommen, und als oberster Grundsatz wird proclamirt, daß sich alle Nichtrussen zwar als Russen zu fühlen und demgemäß zu benehmen, alle Russen an sich aber specifische Vorrechte anzusprechen hatten, theils als Unterdrückte, welchen dadurch in einer deutschen Stadt auf die Beine zu helfen wäre, theils als Angehörige der herrschenden Klasse, welche in ihnen zu Ehren stände. Und neben solchen unleugbar höchst ehrenwerthen Motiven treten nun auch ungemischt schmutzige Wühlereien in Scene, um der Stadt jede Umgestaltung ihrer Verfassung zu verleiden. Indeß sie muß aus der Enge; sie erstickt. Sie bringt ihren Entwurf zu Stande; der Entwurf geht nach Petersburg; dort legt man ihn zu den Acten und ein so verständiger Mann wie Sie, Hr. Samarin, bezeugt es; der Entwurf ist bis zur Komit abgeschmact ausgefallen. Gesezt, Sie haben recht, wer trägt die Schuld?“

Noch eins fügen wir zum Lobe der Stadt Riga zu unserer Skizze ihrer Zustände, ihres Schaffens und ihrer Beschwernisse hinzu. Sie hat sich von jeher nur allzu deutsch in ihrem Sonderwesen gezeigt; bis in die neueste Zeit hat sie stets nur Verständniß und Eifer für ihre Sonderinteressen gehabt; nicht selten hat sie dieselben sogar auf Kosten des Landes verfolgt.*) Nur einzelne Patrioten in ihrer Mitte blickten weiter und hatten ein Herz für die Gesamtheit der Provinzen; unter ihnen ragte besonders der verstorbene Bürgermeister D. Müller, Verfasser der anonymen Schrift „Die livländischen Landesprivilegien“ (Leipzig, D. Wigand, 1841), hervor. Woldemar von Bod war während seiner öffentlichen Laufbahn im Heimatlande mit ihm eng verbunden. Jetzt hat er die Freude, die ganze große Gemeinde in die Fußstapfen seines Freundes treten zu sehen, indem sie in der Abwehr der Russen von der Landesverfassung mit der Ritterschaft vollständig Hand in Hand geht. Bei der ersten Nachricht davon ruft Hr. von Bod in den „Livländischen Beiträgen“ aus: „Otto Müller! Unvergeßlicher livländischer Mann und Freund! Warum mußt du sterben, ehe du diesen Tag erlebest!“ Auch wir begrüßen dieses Verhalten der rigaer Bürgerschaft als eine Abwendung von dem engherzigen mittel-

*) Vgl. Livländische Beiträge, I, 2., 290.

alterlichen und als eine Zuwendung zum deutschen Geist des Jahrhunderts, welcher eine große Zukunft verbürgt.

Ueber die Industrie haben wir aus den drei Provinzen aus sehr verschiedener Zeit die letzten Nachrichten. Es liegt das an der Vereinzelnung der Statistischen Bureaux für jede derselben. So will es die Regierung, wie sie denn überhaupt eine Vereinigung der Herzogthümer in keiner Beziehung duldet, den jesuitischen Grundsatz, durch Theilung zu herrschen, sorgsam befolgend. Die neueste Auskunft ertheilt P. Jordan in „Beiträge zur Statistik des Gouvernements Estland“ über diese Provinz, nämlich vom Jahre 1866. Demach gibt es da 141 größere und 159 kleinere, zusammen 300 Fabriken mit 4337 Arbeitern und einem jährlichen Erzeugnißwerth von 8,563267 Rub. Es befindet sich darunter die berühmte Baumwollmanufactur in Krähnholm bei Narwa, zu deren Triebkraft die Narowa bei ihrem Fall benutzt wird. Sie beschäftigte 1866 allein 2550 Meister und Arbeiter und erzeugte Waaren im Werthe von 5,422730 Rub. In Livland befanden sich im Jahre 1863 nach Jung-Stilling („Materialien zu einer Statistik Livlands“) in Riga 93, in den übrigen Städten 25, in den Kreisen 513, zusammen 621 Fabriken mit 10201 Arbeitern und 6,818000 Rub. Werth des im Jahre Verarbeiteten. Es kamen

	Fabriken	Fabrikarbeiter	Jährlicher Erzeugnißwerth	Auf Seelen
in Livland . . 1863 . .	0,67	11	7360 Rub.	1000
in Estland . . 1866 . .	0,99	13,1	22919 „	1000
in Rußland . 1863 . .	0,21	6,0	4000 „	1000

Wenn wir Kurland mit seiner weniger erheblichen Fabrikthätigkeit übergehen, so geben diese Zahlen einen annähernd richtigen Maßstab für das Verhältniß der materiellen Cultur Livlands und Estlands zu derjenigen Rußlands. Einen andern Maßstab der Bedeutung des deutschen Elements überhaupt und insbesondere in den baltischen Herzogthümern für Rußlands Gewerbe- und Kunstfleiß hat Jegor von Sivers in „Humanität und Nationalität“ (S. 59 und 60) aufgestellt; er findet ihn in der Vertheilung der Preise auf der letzten pariser Weltausstellung (1867). Es haben nämlich von Angehörigen des russischen Reichs erhalten:

1) Preise nach den Nationalitäten der Empfänger geordnet.

Russen	258 Preise,	
Deutsche im Gesamtreich . .	138 „	} in den russischen Gouvernements 113 Preise, in den Ostseeprovinzen 25 „
Sämmtliche andern Stammangehörigen	61 „	

Zusammen wurden also 457 Preise an russische Reichsangehörige vertheilt.

Dieses ergibt nach Procenten ohne Rücksicht auf die Volkszahl:

Für die Russen	56,4 Proc.	
Für die Deutschen im Gesamtreich	30,2 „	} in den russischen Gouvernements und Polen 24,8 Proc. in den Ostseeprovinzen 5,4 „
Für andere	13,8 „	

Für die Gesamtbevölkerung 100 Proc. sämmtlicher Rußland zugefallenen Preise.

2) Die Vertheilung der Preise nach der Zahl der Einwohner stellt auf einen Preis

im Gesamtreich	6015 Deutsche,
in den Ostseeprovinzen	6440 „
im Gesamtreich	168534 Einwohner,
.	207244 Russen.

Es kommt demnach ein Preis auf

0,0167	Proc. Deutsche im Gesamtreiche,
0,0147	„ „ in den Ostseeprovinzen,
0,0006	„ Einwohner des ganzen Reichs,
0,0005	„ Russen.

3) Die relativen industriellen Werthe der verschiedenen Nationalitäten im Reiche ergeben sonach folgende Promille-Ziffern:

Die Deutschen im Gesamtreiche	167
Die Deutschen in den Ostseeprovinzen	147,81
Die Gesamtbevölkerung des Reichs	6
Die Russen	5

5) Unterrichtsanstalten.

Auch für den Vergleich des geistigen Werthes von Russen und Deutschen hat von Sivers einen Maßstab gefunden; der Zustand der Universitäten Kiew, Odesa, Kasan und Charkow einerseits, Dorpat andererseits bietet ihm einen solchen. „Auf der Universität zu Charkow ist nach der dortigen Gouvernementszeitung trotz der besondern Aufmerksamkeit, welche das Ministerium der Volksaufklärung diesem Umstande wiederholentlich gewidmet, dennoch von 14 dotirten außerordentlichen Professorstellen nur eine besetzt. Erhöhung der Gehalte, Gründung von 169 Stipendien, eins von 1200 Rub. für Ausbildung junger Docenten im Auslande, konnten dem Mißstande bisher nicht abhelfen.“ Nicht besser befindet sich die neurrussische Universität zu Odesa, da nach Angabe des „Odessischen Boten“ unbesetzt sind 1) der Lehrstuhl der vergleichenden Grammatik der indo-europäischen Sprachen, 2) der Geschichte der allgemeinen Literatur, 3) der Kirchengeschichte, 4) der Theorie und Geschichte der Künste, 5) der Mineralogie, 6) der physischen Geographie, 7) der Geognosie und Paläontologie, 8) der technischen Chemie, 9) der Geschichte der hauptsächlichsten alten und neuen Gesetzgebungen, 10) der Geschichte der slavischen Gesetzgebungen, 11) des Römischen Rechts, 12) des Staats-, Polizei-, Völker- und Kirchenrechts. Ähnlich sind nach Hrn. von Sivers auch die Zustände der Universitäten Kasan und Kiew. Dagegen waren an der dorpater Hochschule, als Sivers seine angeführte Broschüre schrieb, alle Lehrstühle besetzt, wenn man davon absehen will, daß gerade die Lehrstelle für Tanz- und Schwimmkunst frei geworden war. Daß seitdem auch der Lehrstuhl für russische und baltische Geschichte durch die Absetzung Schirren's erledigt wurde, ist bekannt. „Es wird wol niemand behaupten wollen, daß übler Mille der Universitäten oder des Ministeriums diese anhaltenden Vacanzen so zahlreicher Lehrstühle in Odesa, Charkow, Kiew, Kasan herbeigeführt oder daß Dorpat über ein größeres Budget als jene vier Hochschulen zu verfügen hätte, oder auch unfähige Personen auf die Lehrstühle berufe, während die vier russischen Universitäten allein auf die gediegensten Kräfte sich beschränken; vielmehr muß jeder die unleugbare Thatsache bekräftigen, daß es den Universitäten im Reichsinnern an brauchbaren Lehrstuhlscandidaten russischer Nation gebrach, während Dorpat neben den selbstgebildeten, einheimischen Kräften des uner schöplichen Zuflusses von Deutschland sich erfreuen durfte, Quellen, die auch dann noch ihre heilbringende Kraft nicht eingebüßt haben werden, wenn dem Mangel in Charkow, Kasan, Kiew und Odesa bleibend abgeholfen sein wird.“

Es ist dagegen bekannt, wie schwer Dorpat fortwährend an den Eingriffen, den Beschränkungen, dem Druck der Regierung zu leiden hat und dadurch in seinen Leistungen gehemmt wird. Nikolaus haßte diese Pflanzstätte deutscher Wissenschaft, er that alles, um aus ihr eine Drillanstalt unterwürfiger Beamten zu machen. Seit der Thronbesteigung Alexander's wurde zwar der schwere Bann zumeist gelöst, doch blieben immer noch viele Einengungen, es blieb besonders auch ein Sprachenzwang, es durfte und darf nit-

mand als Studirender aufgenommen werden, der in der Kenntniß der russischen Sprache nicht das Prädicat „Vorzüglich“ erhalten hat. Diese Kenntniß steht der wissenschaftlichen Ausbildung im Wege, die Anforderung hält manchen Jüngling von der wissenschaftlichen Laufbahn zurück, der für sie entschiedenen Beruf hat. Seit etwa einem Jahre muß die Correspondenz des Curators des dorpater Lehrbezirks, unter welchem neben der Universität alle höhern Schulen der drei Ostseeprovinzen stehen, mit dem Unterrichtsminister und allen andern Behörden russisch geführt werden. Graf Keyserling, welcher gegenwärtig diese Stelle einnimmt, ein ebenso gelehrter als gefinnungstüchtiger Kurländer, erhob gegen diese Verordnungen vergeblich Vorstellungen und Proteste. Daß er nicht, wie es im Winter hieß, sein Amt niedergelegt hat, kann nur gebilligt werden, denn es würde an seine Stelle jedenfalls ein willfähiges Werkzeug der Russificirung getreten sein, während er durch sein Verfahren die Härte der Regierungsmaßregeln immer noch zu mildern im Stande ist. In sein voraussetzlicher Nachfolger, ein echter Eschinownik, ist schon zur Hand, es ist sein „Gehülfe“, der Staatsrath Nikolitsch. Er hat nicht den Auftrag, wie andere Curatorgehülfen, dem Grafen Keyserling in seiner Amtsführung beizustehen, sondern nimmt eine von ihm ganz unabhängige Stellung ein, die auch äußerlich dadurch bemerklich gemacht wird, daß der Gehülfe einen andern Wohnsitz (Riga) hat als der Curator. Hr. Nikolitsch ist seit dem Herbst 1868 mit dem Auftrage betraut, den russischen Sprachunterricht in den baltischen Provinzen zu überwachen und dessen Ausdehnung zu betreiben. Die Errichtung dieses neuen Amtes war zugleich ein Misstrauensvotum gegen Graf Keyserling. Wir hoffen, daß er es verdient hat.

Es ist bezeichnend für das Verfahren der russischen Regierung wie für den russischen Volkscharakter überhaupt, daß die Anstellung eines solchen Doppelgängers Keyserling's schon im Jahre 1866 projectirt und der Ausführung nahe gebracht worden ist. Der damalige Unterrichtsminister Solowin hatte den Geheimrath Mogilanski zum „Ablatus“ des Curators ausersehen, um die deutsche Schulinspection und Leitung unschädlich zu machen. Damals gelang es noch dem Grafen Keyserling durch persönliche Verhandlung mit dem Kaiser, welcher den geistvollen und gewandten Hofmann sehr hoch hält, das Gewitter abzuleiten und sogar den Minister mitfammt seinem Günstlinge zu stützen. Daß aber das russische Beamtenthum eine Hydra ist, mit welcher nur ein Hercules siegreich kämpft, das hat sich hier wieder erwiesen. Die Personen können wechseln — das System bleibt.

Die russische Geschichte soll künftig in russischer Sprache vorgetragen werden. Schirren's Platz wird also wol eine Weile unbefestigt bleiben. Ebenso dringt die nationale Presse auf russischen Vortrag des russischen Rechts. Für diesen Gegenstand scheint uns in der That ein Russe und die russische Sprache geeigneter zu sein; für einen deutschen Gelehrten muß es ein trostloses Geschäft sein, in den Wust des Swob Sakonow Licht und Ordnung zu bringen. Ein ungewöhnlich gescheiter und gebildeter Russe, Graf Speranski, äußerte 1832 zu einem Livländer: „Wir (in Rußland) haben zwei Wissenschaften weniger als Sie (in den Ostseeprovinzen), die Gottesgelahrtheit und die Rechtsgelehrtheit. Statt ersterer haben wir Dogmen, statt letzterer Gesetze.“*)

Wir sind mit den auf Dorpat ruhenden russischen Gemüthen und Drangsalen noch nicht fertig. Das Grundübel ist freilich für diese Hochschule wie für das ganze Land die Rechtlosigkeit, unter der die Anstalt wie ihre einzelnen Mitglieder senken. Nikolaus setzte die Professoren auf Grund irgendeiner böswilligen Denunciation, eines Verdachts, ja einer bloßen Mißliebigkeit kurzer Hand ab; den verdienstvollen Osenbrüggen, jetzt in der Schweiz, ließ er urplötzlich ergreifen, auf einen Wagen setzen und unter dem Geleite

*) Vgl. Livländische Beiträge, I, 2., 36.

von Kosaken über die Grenze bringen. Jetzt ist man etwas milder in der Form geworden, das Wesen der Behandlung der Professoren ist dasselbe geblieben. Das hat der Fall mit Schirren bewiesen.

Zugleich mit seiner Absetzung ist der Universität wieder eins ihrer wichtigsten Rechte entzogen worden, nämlich die Censur über die Bücher und Zeitschriften, welche von ihren Mitgliedern herausgegeben werden, wie derjenigen, welche für dieselben aus dem Auslande anlangen. Sie wurde bis dahin von Professoren ausgeübt. Schirren war Censor gewesen und hatte als solcher seine eigene berühmte Schrift: „Nidländische Antwort an Hrn. Samarin“, zum Buchhändlervertrieb zugelassen. Das hat für die Moskowiter den willkommenen Anlaß gegeben, sich an der deutschen Hochschule zu rächen und ihr jenes wichtige Recht der Selbstcensur zu entziehen.

Wir haben bereits erwähnt, daß die baltischen Gymnasien (es gibt deren acht öffentliche deutsche) unter der Zwangsvoorschrift der Erlernung der russischen Sprache sehr leiden; es ist dabei zu bemerken, daß für diesen Unterrichtsgegenstand ein übermäßiger Zeitaufwand — der fünfte Theil der gesammten Schulzeit (!) — gefordert wird. Seit dem Jahre 1867, seitdem sich die Russen mit verdoppeltem Eifer für die Einführung ihrer Sprache in die Herzogthümer erhitzen, begnügt man sich nicht mit ihrer Stellung als Unterrichtsgegenstand in den Gymnasien, es sollen mindestens auch zwei andere Gegenstände in ihr gelehrt werden; man sucht als solche die Geschichte und die Mathematik aus. Als wenn von den Russen in diesen Wissenschaften etwas Besonderes geleistet würde! Doch darauf kommt es gar nicht an. Der dabei leidende Gedanke wurde in dem Bericht des Ministers Golonin im Jahre 1866, als es sich zunächst um einen Unterrichtsgegenstand, die Geschichte, handelte, ausgesprochen: das Studium der Geschichte würde nothwendig durch die Maßregel Rückschritte machen; das habe aber nichts zu sagen, wofern nur die Einheit des Reichs durch Alleinherrschaft der russischen Sprache gefördert würde. Die jungen Leute könnten ja zu Hause beliebige geschichtliche Studien treiben. Merkwürdig genug — bis jetzt ist die Maßregel noch nicht durchgeführt; soviel verlautet, wird der Unterricht der Geschichte wie der Mathematik nach wie vor deutsch ertheilt. An der nöthigen Härte und Rücksichtslosigkeit fehlt es den Tschinownits sicherlich nicht; doch wenn sie die Wahl haben, entweder dadurch nichts zu erreichen als Zerstörung oder durch die Finger zu sehen, so begegnet ihnen doch manchmal etwas Wibernationales: sie lassen gewähren, allerdings nicht für immer, sondern sie kommen zu gelegener Zeit darauf wieder zurück. Bei allen Russificierungsmaßregeln sind die Deutschen immer die tauglichsten Werkzeuge, sie sind es sicher auch, wenn es sich darum handelt, in deutschen Schulen russischen Unterricht zu ertheilen. Vielleicht finden sich zufällig unter ihnen gerade jetzt nicht die nöthigen Renegaten für den Geschichts- und mathematischen Unterricht. Russische Oberlehrer? Wenn man sie nur zum äußersten Nothbedarf für Moskau, Petersburg und Kiew hätte! Soll es doch in Moskau äußerst schwer halten, einen brauchbaren Lehrer für die russische Sprache zu finden, und Geschichte und Mathematik an einem deutschen Gymnasium will doch noch mehr sagen. Kurz, man hat zuerst von der Mathematik abgesehen und wollte vorläufig nur den Geschichtsunterricht russisch ertheilen lassen; da das aber auch nicht zu machen war, so setzte man sich wenigstens den mathematischen Unterricht als Ziel seiner Bestrebungen. Auf dessen Erreichung wendet nun nach den letzten Nachrichten Hr. Mikolitsch nebst Genossen noch fortwährend all seinen nationalen Eifer. Möge er nur noch recht lange darüber studiren!

Eine nationale Genugthuung hat er während seiner Amtsthätigkeit schon immerhin gefunden; er hat am dorpater Gymnasium Parallelklassen errichtet, in denen sämmtlicher Unterricht russisch ertheilt wird. Ob das für die Einbürgerung der Sprache etwas nützen wird, und ob die Klassen stark besucht sein werden, ist sehr die Frage. Die Verhältnisse

werden sich seit 1865 wol nicht geändert haben. Als damals der Generalgouverneur Graf Schuwalow in Dorpat in einer Gesellschaft sich für Errichtung russischer Gymnasien in den Ostprovinzen aussprach, bemerkte ihm der Professor der russischen Sprache, Kosberg, trocken, die russische Sprache werde in den baltischen Provinzen immer eine todt bleiben. Der Professor der griechisch-orthodoxen Theologie, Pope Alexejew, aber fügte hinzu: „Kann ich doch meine eigenen Kinder nicht dazu bringen, auch nur untereinander russisch zu sprechen; läßt es eins sich beikommen, gleich schreiben die übrigen dagegen auf: „Was redest du uns da wieder auf Arabisch (po Arabsky) vor!“

Während das ganze ungeheure Reich nicht ein einziges russisches Schullehrerseminar besitzt und deswegen an den russischen Volksschulen angehende Popen, bevor sie ein Priesteramt erhalten, ausgebildete Unteroffiziere, verdorbene Schreiber und ähnliches Gelichter angestellt werden, besitzen die baltischen Provinzen deren vier. Von ihnen steht, wie sämmtliche Volksschulen, dasjenige zu Walk unter einer ausschließlich ständischen und zwar livländischen Oberbehörde, sodas die Russen mit dieser wichtigen Culturanstalt gar nichts zu thun haben. Diese Oberlandtschulbehörde besteht aus vier Oberkirchenvorstehern, die zugleich Landräthe, d. h. auf Lebenszeit aus der Mitte der Ritterschaft gewählte Vertreter derselben sind, aus dem Generalsuperintendenten und dem Schulrath, diese beiden ebenfalls auf Lebenszeit von der Ritterschaft gewählt.

Ueber die „bäuerlichen Schulen“ Livlands gibt Jung-Stilling in seinen „Statistischen Materialien zur Beleuchtung livländischer Bauerverhältnisse“ die lange vermifste, jetzt aber auch desto vollständigere Auskunft. Sie zerfallen in zwei Kategorien, in Kirchspiels- und Gemeindefschulen. In erstern wird der Unterricht das ganze Jahr hindurch ertheilt, während in letztern nur vom Beginn des Spätherbstes bis zum Beginn des Frühlings gelehrt wird. Die Unterrichtsgegenstände in den Gemeindefschulen sind: Lesen, Schreiben, Rechnen, Katechismus, biblische Geschichte und Gesang, in den Kirchspielschulen außerdem Geschichte, Geographie, Geometrie und Zeichnen, auf Verlangen auch deutsche Sprache, während die Unterrichtssprache in beiden Schulen die Volkssprache ist. Von der Gelegenheit deutsch zu lernen wird in steigendem Maße Gebrauch gemacht. Im estnischen Theile des Herzogthums haben die jungen Gesindewirthe eines Kirchspiels beim Freien die deutsche Bildung unter den jungen Mädchen vermifst, es ist deshalb die Errichtung einer deutschen Mädchenschule beschlossen worden. Sogar in eine Gemeindefschule hat man dort die deutsche als Unterrichtssprache eingeführt, einzig auf das Verlangen der estnischen Bauern.*) Das Interesse für den Schulunterricht ist bei dem Landvolk aller drei Provinzen ein sehr reges; es wird bei ihm namentlich durch den Anblick der in Unwissenheit aufwachsenden Jugend der zur „rechtgläubigen“ Kirche Abgefallenen geweckt; es sieht ein, daß Bildung mehr Werth hat als der Erlaß von Reallasten und das Geschenk von Landparcellen. Für Livland hat Jung-Stilling ermittelt, daß von der protestantischen Kinderbevölkerung 51,57 Proc. die Schule besuchen und, wenn die andern 48,43 Proc. auf die Kinder unter sieben Jahren gerechnet werden, die sämmtlichen schulpflichtigen Kinder wirklich unterrichtet werden. Eine Thatsache, welche ihresgleichen nicht einmal in Preußen findet. Aber auch in den andern beiden Herzogthümern ist die Schulbildung ganz allgemein; alle Berichte von Augenzeugen stimmen darin überein, daß man nur sehr selten einen Letten oder Esten findet, der nicht wenigstens lesen kann. In Kurland trifft man häufig Hirtenmädchen auf dem Felde mit dem Gesangbuch in der Hand. Es scheint unzweifelhaft, daß die Volksbildung in den baltischen Herzogthümern größer ist als in Preußen, wenigstens in dessen östlichen Provinzen.

Und sollen wir auch einen Vergleich ziehen mit derjenigen in Rußland? Im peters-

*) Vgl. Livländische Beiträge, II, 70.

burger Kreise, einem der vollreichsten, zugleich dem Sitze aller obersten und besonders der obersten Schulbehörden, welchem also auch die meiste Aufmerksamkeit und Fürsorge zugewendet werden dürfte, gibt es nur 15 Volksschulen; nur 3 Proc. der Bevölkerung sind des Lesens kundig. Professor Pogodin, einer der eifrigsten Panslawisten, sagte einmal, die ganze Bildung des russischen Volks bestehe in der Erlernung des Ausrufs „Hospodi pomilui“ („Herr erbarme dich“). Dennoch behauptet er freilich, daß es zur Herrschaft über Europa, wenn nicht über den Erdball berufen sei, weil es von der Geschichte noch nicht berührt ist. Richtiger kann man sagen, daß es noch nicht vom Geiste berührt ist.

Jedenfalls ist dieses zukunftsreiche Volk oder sind wenigstens seine Führer, die Tschinowniks, eifrig bemüht, den Letzten und Ersten sowie den Deutschen Geist und Geschichte wieder auszutreiben. Immerwährend drängt die nationalgesinnte Presse darauf, daß den baltischen Ritterschaften die Leitung des Volksschulwesens entzogen und dem „Reichsminister der Aufklärung“ übertragen werde. Man kann sich denken, wie munter der Herr Minister durch seinen Sendling Nikolitsch „aufklären“ würde; es würde im baltischen Volksschulwesen bald so völlig licht und klar sein, daß man nichts mehr davon sähe. Daß eine solche Maßregel gegen die Landesprivilegien verstoßen würde, ist den Moskowiter-Blättern nicht ein Bedenken, sondern ein Sporn für ihr Begehren — mit denen sind sie längst fertig. Daß dieses Begehren aber keineswegs harmlos ist, das erhellt daraus, daß schon im Jahre 1866 der Aufklärungsminister Solownin beim Kaiser jenen Einbruch in das baltische Landesrecht befürwortete. Es fehlt auch nicht an kleinen Versuchen mit der Einleitung der Maßregel. So verlautete vor einem Jahre, daß man in estnischen Schulen (wahrscheinlich auf Kronsgütern, welche der Macht der Ritterschaft entzogen sind) die Kinder zum Beten in russischer Sprache zu zwingen gesucht habe. Die Bauern aber litten dies nicht, sie drangen da, wo Executoren in die Schulen beordert waren, um Lehrer und Schüler zu dem Gebet anzuhalten, ein und vertrieben die Beamten zum Theil unter Thätlichkeiten, wenn diese nicht gleich weichen wollten. Sie sagten: „Wir sind Esten und Protestanten, aber keine Russen, und wollen mit dem lieben Gott in unserer Sprache reden, aber nicht in einer, die wir und unsere Kinder nicht verstehen.“ Mehrere von diesen Bauern wurden verhaftet, aber bald wieder freigelassen, weil man das Aufsehen vermeiden wollte.

Der literarische Communismus in der Gegenwart.

Von Alexander Jung.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müß' ist, daß er richte
Ander Mühe stets zu Grunde.

Calberon.

Bei den Genien aller Zeiten finden wir Aussprüche, welche über Länder und Meere in die Jahrhunderte hinaus leuchten und immer wieder zur Anwendung kommen. Wir werden weise sein, wenn wir uns auf unserer Fahrt an jenen orientiren, wenn wir uns in Einzelfällen durch Sophismen und Rechtsverdrehtungen nicht beirren lassen. Wir blicken stets aufs neue zu jenen Genien hinauf, und erkennen sie als Sterne, die eine gesetzmäßige Bahn beschreiben, die aber auch den Wanderer und Seefahrer unten bei schweifenden Irrlichtern und trügerischen Syrten sicher vorbeiführen. Der vorausgeschickte Ausspruch des spanischen Dichters, den das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon“ schon

in seinen frühern Ausgaben sehr passend und bedeutsam sich zum Motto gewählt und als Warnung hingestellt hatte, ist auch auf den Gegenstand, den wir hier in Betracht ziehen, vollauf anzuwenden. Das Willkürverfahren mit fremdem Eigenthum, der unmittelbare und mittelbare, der grobe und feine, der offene und vertuschte literarische Diebstahl hat in unserm Jahrhundert so zugenommen, wird so vor aller Augen betrieben, er hat sich mit verwandten Uebertretungen so vermischt, er wird so unverschämt objectiv, so systematisch, mit frecher Stirn ausgeübt, daß es wol lohnt, sich umzusehen, mit welchen andern Gebrechen, Ueberschreitungen, mindestens Verirrungen unserer Tage dieses Phänomen und diese Thatfachen zusammenhängen, aus welchen Schlupfwinkeln, aus welchen öffentlichen Gebieten ein solcher En-gros-Handel mit zusammengerafftem fremden Eigenthume seine Mittel bezieht. Wir werden aber bei unserm Unternehmen auch aufzuhehlen haben, worans die bis dahin ganz unerhörte Erscheinung zu erklären ist, daß das ausübende Subject so thut, als existire es gar nicht als Individuum, geschweige denn, daß es eine Privatabsicht gehabt, irgendetwas verfolgt habe, was ihm, dem einzelnen, zum Nutzen und Gewinn gereichen, Ehre und Ruhm bringen solle. Dieser einzelne will uns einreden, es sei gar nicht einmal einer unter vielen, es sei vielmehr die Partei, oder auch nur die Coterie, die Clique; höher hinauf, es sei die Commune, es sei so eine kleine Art Vollversammlung, die hier gehandelt, die das ausgeübt habe, was man jetzt so egoistisch und unsocial beurtheile, als sei das in Rede stehende der Act eines einzelnen, da es vielmehr der Beschluß einer Societät, also Gesamtheit sei und als solche auf unbedingte Freiheit und Unfehlbarkeit Anspruch zu machen das Recht habe.

Es ist der Einfluß der Schwärmereien aller Zeitalter, daß, wenn sie als unpraktisch erkannt und in jeder Hinsicht bedenklich und unausführbar befunden werden, ihre Ansichten und Lehren auf dem Felde, wo sie sich zuerst geltend machten und in festen Institutionen sich verwirklichen wollten, zwar verschwinden, daß sie aber auf einem ganz andern Gebiete, in veränderter Gestalt wieder zum Vorschein kommen, sodaß viele der Zeitgenossen gar nicht gewahr werden, daß diese neuen Erscheinungen nur Sendlinge jenes frühern Fanatismus sind, so zwar, daß jetzt dennoch dasselbe Irrwesen als Praxis an den Tag tritt, was bei den Fanatikern nur Theorie war. Freilich mit einem großen Unterschiede. Was in der frühern, schwärmerischen Doctrin noch moralische Absicht ist, was sich als vermeinte Verbesserung der Gesellschaft kundgibt, das hat in seinem heutigen Gebaren allen, auch den letzten Aufwand von utopischer Phantasie eingeblüht, es ist zur philiströsesten Nüchternheit herabgesunken, es ist bar jeder Idee, jedes tiefen Gehalts, es verfährt mit berechnendem Verstande, mit dem Raffinement des unbedingtesten Eigennutzes. Die blödesten dieser heutigen Erscheinungen sind anfangs vielleicht noch mit einiger Moralität des frühern Fanatismus versetzt, sie handeln aus dem Wahne, daß alles, also auch jedes Product des Geistes, so sehr Gemeingut sei, daß man es auch für das feinste ausgeben dürfe. Später werden die, welche solches Handwerk treiben, dreist bis zur positiven Verletzung aller Moralität, sie kennen kein schriftstellerisches Gewissen mehr, sie lügen sich selbst und andern vor, daß alles, was in der Literatur der Oeffentlichkeit vorliegt, keineswegs als empfangen zu betrachten sei, sondern vom Empfänger selbst verfaßt sei, es sei sein Eigenthum, sodaß dieser es nun auch für sich und andere verwerthen dürfe, wie, wann und wo er wolle, höchstens noch darin dem Vorurtheil nachzugeben habe, daß er den Wortlaut des ersten Verfassers hier und da ummodell. Jetzt ist der Diebstahl begangen, aber der Thäter gibt diesen gar nicht zu, im Gegentheil, er behauptet, eine Tugend ausgeübt zu haben. Er ist der eifrige Verwalter gewesen, der das überkommene Gemeingut, zu größerem Nutzen der Gesellschaft, weiter verbreitet habe, und wo er in der Sprache von dem Seinigen einiges hinzugefügt, da habe er das Werk verbessert, er habe es nun auch populär gemacht, er sei jetzt keineswegs mehr Verwalter

eines Gutes, er sei der Eigenthümer, der unumschränkte Besitzer und Herr desselben geworden. Es versteht sich von selbst, daß der ein Pedant wäre, welcher rechtlich motivirte Ausnahmen auch hier nicht zugäbe.

Senes vielfach zu beobachtende Phänomen in unserer Literatur ist so erschreckend, jeden unbefangenen moralischen Sinn vor den Kopf stoßend, daß man es für unmöglich halten oder daß man es wenigstens für epidemischen Wahnsinn erklären würde, wenn es urplötzlich zum Vorschein gekommen wäre. Ist aber der Beobachter erst wieder zur Besinnung gelangt, so wird er sich sogleich sagen, hier sind andere Erscheinungen vorausgegangen, welche jener Ausgeburth der Willkür und Rechtlosigkeit erst zum Vorschein verholfen haben. Und in der That, so ist es. Wer einigermaßen mit Umsicht und Urtheil, mit Selbständigkeit die sich oft überstürzenden Ereignisse des 19. Jahrhunderts verfolgt hat, und zwar bis dahin, wo sie mit dem Ende des vorigen zusammenhängen, dem wird das, was wir im Folgenden beleuchten, in seiner Genesis und nähern Beschaffenheit erklärlich sein.

Man denke nur zurück an jene erste sociale Katastrophe in Frankreich. Man hatte anfangs die Absicht, die Menschenrechte wiederherzustellen. Welche Unordnung, ja welche Greuel gingen aber bald wieder aus der neuen Ordnung und Humanität hervor! Dürfen wir hier auch bei den Abscheulichkeiten in sittlicher Beziehung uns nicht aufhalten, so haben wir doch zu unserm Zweck auf jene Unklarheit in den Vorstellungen, auf die gängliche Wüsthheit und Verworrenheit hinzuweisen, mit welchen man die bodenloseste Willkür mit der Freiheit, die öbste Einerleiheit mit der Gleichheit verwechselte, ohne zu ahnen, daß dabei kein Volksorganismus, bald auch kein Individuum mehr bestehen könne. Wo unter vorgeschwindelten Umständen das Individuum für gar nichts mehr geachtet wird, freilich mit dem heimlichen Vorbehalt, gewisse andere Individuen um so unerschämter zu begünstigen, da ist auf die Länge keiner mehr sicher. Anlagen, Verdienste, Tugenden, sie kommen in keinen Betracht mehr, im Gegentheil, sie sind verhaßt. Alle Rechte, alles Besitzthum hat aufgehört; der Gewalt muß alles weichen, man hat ein Chaos der Gesellschaft vor Augen, bis wieder ein Individuum erscheint, welches stärker als alle die andern ist, sollte es auch ein Despot oder ein Genie oder gar beides zugleich sein.

Vor einigen Decennien unsers Jahrhunderts mögen viele von uns nicht wenig überrascht gewesen sein, daß, nach vorausgegangenem lebhaften Austausch der Ansichten über Reichthum und Armuth, über Besitz bis zum äußersten Ueberfluß und Besitzlosigkeit bis zur Noth und Hunger, bis zum äußersten Elend des Untergangs, sich Stimmen in Deutschland, in Frankreich und England vernehmen ließen, welche allen Ernstes Gleichheit des Besitzes, Gleichheit des Vermögens als das einzige Heil der Menschheit verkündeten. Daß diese Verkündigung auf einem Wahnwitz beruhe, daß ihre Theorie ebenso wurmfressig, hohl, wie ihre Praxis unausführbar sei, ahnten diese modernen Weltverbesserer, die ohne jeden Beruf zu ihrer Mission waren, wol nicht im entferntesten. Sie hatten in Wahrheit die besten Absichten, aber sie waren Schwärmer ersten Grades. Dieser sociale Communismus berief sich sogar auf die Verfassung der ältesten christlichen Gemeinden. Er, der sich in so vielen seiner Anhänger aus dem Christenthume nichts mehr machte, entdeckte plötzlich in jenen Gemeindebildungen das Ideal gesellschaftlicher Zustände, welche jetzt wiederhergestellt werden sollten. Es pflegt immer so zu gehen. Wenn den Menschen etwas unbequem wird, wenn es ihnen zu hoch ist, verachten sie es; wenn sie es für einen speciellen Fall brauchen können, berufen sie sich darauf und preisen es. Wenn die neuern communistischen Schwärmer dort in so früher Zeit schon das Muster jeder Verfassung fanden, wo es sich um Gleichheit des Besitzes handelte, so bedachten sie nicht, wie klein im Umfange das Gemeinwesen noch im apostolischen Zeitalter gewesen ist. Am wenigsten aber prüften sie sich, ob sie, die heutigen, einer so reinen

Aufopferung, einer so innigen Nächstenliebe fähig wären wie die damaligen, und ob sie heute auch noch den ganzen übrigen Glauben unterschreiben würden, ohne welchen wieder eine solche Uneigennützigkeit nicht möglich gewesen wäre. Doch abgesehen hier von allem Sonstigen, wie dürftige Menschenkenntniß verriethen diese communistischen Erdbeglücker! Sie brachten weder die natürliche Beschaffenheit der Menschen in Anschlag, weder das, was aus Eigenart, Temperament, Robheit, Gewöhnung, aus der ganzen leiblichen Natur folgt, noch auch das, was höhere Eigenthümlichkeit, was Talent, Genie, was Intelligenz überhaupt, was Lebensschicksale hier für unüberwindliche Unterschiede herbeiführen. Theilt, soviel ihr theilen wollt, stellt in dieser Stunde, ob auch mit Zwang, den gleichen Besitz, die Gütergemeinschaft der großen Menschenfamilie her, in der nächsten Stunde wird der Unterschied schon wieder sich bemerkbar machen. Durch Tage, Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, durch Jahrtausende gehen aber die Unterschiede des Besitzthums schon wieder in unmeßbare Dimensionen auseinander, ein Phänomen, dem keine Berechnung gewachsen ist, wenn es nicht eine gerade auf der Differenz der Individuen beruhende höhere Gleichung und Ausgleichung gibt. Und die gibt es allerdings. Doch wir haben es hier erst mit den socialen Communisten zu thun. Diese bedachten eben nicht, die Ungestümsten von ihnen wollten es auch nicht bedenken, daß Anlage und Arbeitslust, im Gegenfaze von dürftiger Begabung und Trägheit, die Gleichheit des Besitzes unter den Menschen sogleich wieder rückgängig machen, wozu noch Glück und Unglück, jene Schicksale kommen, vor denen kein Sterblicher sicher ist. Befähigte, fleißige, vom Zufall begünstigte Individuen werden mehr und schneller erwerben als die von entgegengesetzter Anlage oder die minder Begünstigten, und die Unterschiede im Besitz sind schon wieder im Wachsen begriffen.

Nun ist auf den socialen Communismus aber noch ein anderer Vorgang von weitreichendem Einfluß gewesen, es ist nämlich jene bereits angedeutete Manie, welche die Menschen zu gewissen Zeiten und unter ganz bestimmten Umständen immer wieder ergreift, tabula rasa zu machen, alle bisherige Mannichfaltigkeit, ohne Rücksicht auf Anlage, Beruf, bereits vorhandene Schöpfungen, intellectuelle Verdienste, in die Ascht zu erklären, kurz, alles zu nivelliren. Solche Erscheinung tritt ein, wenn durch die moralische Schuld Einzelner sich ganze Stände haben insiciren lassen, und, wie ein Extrem das andere herbeiführt, wiederum einzelne es sind, die durch falsche, exaltirte Theorien die allgemeine Verwirrung vollends zur Reife bringen. Nun schlägt sich die Menge, die Masse, die vage Mitte ins Mittel. Menschen, die nie eine eigene Ansicht gehabt, die nie die eines andern zu würdigen verstanden, sehen sich plötzlich dadurch überrascht, daß man sich gerade nach ihren Meinungen erkundigt, daß man um ihre Stimmen wirbt, daß jeder von ihnen mit jedem andern gleiche Bedeutung und Wichtigkeit hat. Jeder traut sich jetzt alles zu. Aller Glaube an naturgemäße, besondere Befähigung ist dahin. Die Parole heißt: von Natur sind wir alle gleich. Alle Auszeichnung ist verhaßt, die durch Intelligenz vielleicht am meisten. Die jetzt ans Ruder gekommen sind, freuen sich solcher Herrschaft, solange es eben geht. Lange hat eine solche noch nie bestanden, denn über jedem Chaos schwebt von uralter Schaffende, ordnende Geist. Wie oft sich aber auch in der Geschichte solche Umsturzperioden wiederholen, die traurigste Dede wird, ehe man sich dessen versieht, schon wieder befruchtet. Ein neues Individuum ist es, welches sich geltend macht, selbst den Mittelern, denen ebenfalls die Köpfe verrückt waren, Raison beibringt, sodasß die Masse jetzt in hellen Scharen dem neuen Genius zuströmt, ihn wol gar zu ihrem Götzen erhebt und sich ihm zu unbedingten Diensten empfiehlt. Dennoch werden immer einige zurückbleiben, die jetzt nicht Masse machen, ungeachtet sie ihr früher mit Leib und Leben angehört haben. Sie sind jetzt die Unzufriedenen im Lande. Sie haben das frühere Nivellement, in dem sie als Emporkömmlinge gleichwol die Stimmführer

waren, zu stark geschmeckt, als daß sie solches Behagen vergessen könnten. Sie bilden im heutigen Regiment zwar nur noch eine Fraction, und zwar eine sehr verkappte, verstoßene, aber sie vergessen nie, welche Macht sie gewesen sind, und man kann mit aller Entschiedenheit voraussagen, daß sie die Gelegenheit wahrnehmen, daß sie aus ihrer Dunkelheit hervortreten, und wahrscheinlich auf einem ganz andern Gebiete wie früher ihr Rivellirungsprincip anwenden, jenen ungeschlachteten, unmoralischen Communismus in Praxis umsetzen werden.

Sehen wir hier davon ab, wie sich das, was wir eben in Erwähnung gebracht haben, in frühern Perioden unsers Jahrhunderts wiederholt gestaltet hat, damit wir nun bald unsere volle Aufmerksamkeit auf die gegenwärtige Gestaltung dieser Verhältnisse richten. Doch zuerst ist Folgendes zu constatiren.

Es ist jener utopisch-moderne Communismus mit seiner vermeinten Menschheitsbeglückung sattfam als Schwärmerei befunden worden, und wenigstens in Europa fast spurlos begraben, aber in der Literatur, zumal in unserer deutschen, hat er auf neu sein Haupt erhoben, hier verfolgt er seine rein egoistischen, unmoralischen Absichten, hier erfreut er sich zahlloser Anhänger, die sich mit frecher Stirn aufeinander berufen, als wenn ihr Handwerk dadurch ehrlich zu machen wäre, daß es sich zu einer Innung, Gilde constituirt. In dem Grade nämlich, als wir Deutsche im öffentlichen Leben, in dem, was das Wohl und die Ehre der Nation betrifft, im Vereinswesen, in der tüchtigen Gegenseitigkeit zwischen Regierung und Volk, in der parlamentarischen Rede, in der Debatte, in der Politik, im Handel, in der Industrie, im Religiösen und Kirchlichen, in der Hinüberleitung aller Schätze der Wissenschaft und Kunst, der Literatur, in umfassendere Kreise Fortschritte sondergleichen gemacht, in dem Grade haben sich jene verkappten, unmoralischen Communisten hinlänglich überzeugt, daß sie sich mit der offenen Lehre einer absoluten Gütergemeinschaft nur noch blamiren würden. Sie sind jedoch umsichtig genug gewesen, gewisse Lieblingsmeinungen der Gegenwart, gewisse Stichwörter unserer heutigen mündlichen wie schriftlichen Rede aufzufangen, zu benutzen, sie haben es wie manche geistliche Congregationen gemacht, die, wenn sie auch durch eine politische Strömung, die jäh über Nacht kam, mit fortgeschwemmt, oder geradeswegs aus einem Lande vertrieben wurden, plötzlich in einer Gegend wieder zum Vorschein kamen, wo man alles andere eher als sie erwartet hatte. Schon bauten sie sich hier an, sie wußten sich nicht bloß Duldung, sogar Concessionen zu verschaffen, sie erregten Aufsehen, erhielten Zulauf, fanden neuen Beitritt, und ihr Geschäft stand schon wieder in vollem Flor. Also gelang es auch denen, die ein nicht kleines Gebiet unserer heutigen Literatur als Proletarier, Handlanger, Copisten, aber auch als Sammler, Fälscher, Umschmelzer bearbeiten, sogar als Werkmeister, Fabrikherren, Actienunternehmer bewirthschaften, und die doch sämmtlich keine andern als die frühern Communisten, scheinbar zum Zweck eines allgemein gleichen Besitzthums, also Gleichmacher, in Wahrheit aber Blusmacher und Windbeutel, Vertreter des aufgeblasnen Humbergs sind.

Was ihr rasches Emporkommen in neuer Gestalt begünstigte, war dieses. Kant hatte in der ganzen civilisirten Welt durch seine Kritik, die zugleich Schöpfung ersten Ranges, also die That eines Genies war, eine unvergleichliche Wirkung ausgeübt. Er hatte die Marken genau bestimmt, über welche nicht mehr hinausgegangen werden dürfe, wenn man die Gewißheit haben wolle, daß man noch Wissenschaft cultivire, und nicht bloß Hypothesenspiel treibe. Diese Bestimmtheit des Verfahrens stählte den Charakter, kräftigte die moralische Gesinnung, ertheilte dem Individuum ein nicht schwankendes Bewußtsein. Ja, schon vor Kant hatte die Philosophie Momente herausgekehrt, welche der Seele des einzelnen, dem Ich Spiegel vorhielten, in denen es prüfen konnte, wie es mit ihm stünde, auch im Punkte der Ehrenhaftigkeit, der Energie des Willens, der

Schärfe des Gewissens, der Uebereinstimmung mit sich, der Einheit und Unverwundlichkeit des Denkens. So in idealen Ansätzen bereits bei Descartes, bei Leibniz. In Kant allerdings erreicht diese Erhebung schon einen Gipfel. Das Individuum wird sich in der Freiheit, in der Pflicht, die sogar eine Ausgleichung aller Erdenlose verlangt, seiner Würde als Mensch vollauf bewußt. Aus diesem Grunde mußte sich schon unser Schiller so zu Kant hingezogen fühlen. Und so sehr ging es vorwärts, daß die Grenzen der forschenden Vernunft schnell erweitert wurden. Neue, höhere Gipfel wurden entdeckt, erstiegen, welche bis dahin die Nebel der Ferne nur verhüllt hatten. Erkannte Fichte, der ältere, dem individuellen Ich doch sogar die schöpferische Macht zu, das Univerfum zu produciren, und wenn er später auch einlenkte, die Unbesiegbareit des Willens verblieb dem einzelnen, wenn er eben nur wollte, seine Seligkeit konnte ihm niemand rauben. Schelling drang noch weiter vor. Er fand keinen Sinn in einem Idealen, welches der Realität entbehre; die Natur mußte ihm Rede stehen. Das alles aber war ihm noch zu negativ, als daß es die Welt und des Menschen Schicksal erklärt hätte, die Potenzen erst offenbarten ein Positives, was, wird es nur richtig verstanden, wiederum dem Individuum Halt gewährt. Nicht minder die Selbstentäußerung bei Hegel, sie führt doch wieder zum wahren Selbst, welches Religion und Sittlichkeit so entschieden als Grundbedingungen in sich hat, daß es ohne sie zum Bewußtsein des Absoluten nie gelangen würde. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß Hegel's System, mag in der Schule immerhin über manches noch Streit sein, den einzelnen vielfach gekräftigt hatte, schon dadurch, daß es dem Individuum das Denken des absoluten zuerkannte, wie es zugleich freien Institutionen im Staatsleben stets das Wort sprach. Eben so Franz Baader, wie er die theistische Weltanschauung aus christlichen Principien deducirte, zugleich die individuelle Selbstständigkeit innerhalb der civilisirten Gesellschaft überall in Schutz nahm. Nicht minder Krause, der stets darauf bedacht war, das sociale Band um die ganze Menschheit zu einem Reiche Gottes also zu schlingen, daß der Werth und die unendliche Bedeutung auch des Individuums in ein helleres Licht träte. Daher behauptete er, daß die Erziehung auf allen Punkten einer Reform von Grund aus zu unterwerfen wäre, da es sich darum handle, nicht bloß so im allgemeinen von einem Urbilde zu sprechen, sondern es in einem jeden zu verwirklichen.

Was nun Schopenhauer betrifft, der in letzter Zeit mit Recht große Aufmerksamkeit erregt hat, so muß man ihm in Bezug auf die Dinge, um die es sich hier sogleich handelt, manchen Beifall schenken. Ungeachtet sich jener moderne Anachoret unter die eiserne Despotie des „Willens und der Vorstellung“ begeben hatte, und daher auch in öffentlichen Angelegenheiten sehr illiberal dachte, so bleibt er doch darin entschiedenster Idealist, daß er mit grenzenloser Verachtung der rohen Empirie einer gewissen Sorte heutiger Naturforschung nach Würden begegnet und ihr stolz den Rücken lehrt, daß er sich in vielen Fällen auf außerordentliche Köpfe meisterhaft versteht, daß er das Wesen des Genies so vortrefflich ergründet, und hier also auch der unwandelbaren Bedeutung des einzelnen Menschen vollständig gerecht wird, ja das ethische Individuum, den gebiegenen, edeln Charakter weit und hoch über jedes Genie noch hinaussetzt. Um so mehr ist für unsern Fall zu bedauern, daß derselbe Schopenhauer von der fixen Idee seines „Willens“ sich so stark verblenden läßt, daß er wiederholt daran gemahnt, es gehe die Natur mit dem Individuum nichtachtend, verschwenderisch um, es sei ihr nur darum zu thun, die Gattung zu erhalten. Das klingt so, als wenn die Natur als solche hier etwas Dictatorisches zu sagen habe, als wenn sie Subject sei, als wenn man von ihr das Denken irgendwie, etwa aus dem menschlichen Gehirn, ableiten könne, als wenn das Prädicat des Denkens nicht ein ihm entsprechendes Subject selbst haben müsse. Nun vollends aber bei den großen und größten Dichtern aller Zeiten, und also auch bei

unfern deutschen, sehen wir das Bewußtsein um ihre Eigenthümlichkeit, um ihr Individuelles oft aufs stärkste hervortreten. Nichts macht sie daran irre, es hält, auch sogar da, wo ihnen der genügende Beifall etwa noch versagt würde, einer ganzen Welt gegenüber stand. Wie weltüberwindend und mit welcher unerschütterlichen Selbstgenugthuung spricht sich jenes Bewußtsein des Individuellen bei Dante, nicht minder bei Shakespeare aus! Unter uns Deutschen unter andern bei Platen. Wie hegen diese Geister aber auch die Einzigkeit und Unerseßlichkeit anderer Individuen! Sie haben im Individuellen, in seiner Schönheit, in der Gediegenheit seiner Seelengestalt, etwas Unvergängliches, etwas, was in der intelligibeln Sphäre ewig geborgen ist. So Goethe, z. B. da, wo er in dem köstlichen Gedicht: „Dauer im Wechsel“, nachdem er die Vergänglichkeit des Irdischen ergreifend geschildert hat, im Finale des Unsterblichen gedenkt mit den Worten: „Den Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist.“ So überall bei Schiller das Hoch- und Doppelbewußtsein von der Unveräußerlichkeit des eigenen wie des fremden Individuums, daher die ganze „ästhetische Erziehung“ mit gleich zarter Sorgfalt für das fremde und eigene Individuum, daher das Lied „An die Freude“, dieses herrliche Liedlein. Solch ergreifende Elegie über das dahingegangene Individuum, aber auch die Zuversicht, daß die Einzigkeit und Unerseßlichkeit nicht mit vergangen sein könne, wie sie schon aus der Mythologie der Alten hervortreten, sie klingen als fortgesetzte Klagen um das schöne Individuum, um den Adonis, den Endymion, den Ganymed, die Persephoneia, den Memnon aus einem großen Theile der Lyrik Schiller's hervor, so in der „Elegie auf den Tod eines Jünglings“, aus den „Göttern Griechenlands“, aus den „Idealen“, aus der „Klage der Ceres“, aus dem „Ideal und das Leben“, aus „Thella. Eine Geisterstimme“. Von wem aber gälte es wol mehr, daß er überall das Individuelle und Universelle mit gleicher innigster Liebe umfaßt, mit zartester Pflege hegt, als von Jean Paul und der unverwüßlichen Aufgeräumtheit seines Humors, der immer das Kleinste mit dem Größten, das Untere mit dem Erhabenen, das Komische mit dem Ernsten zusammenschaut? Jean Paul dichtet nicht blos stets mit der Erfindung des Genies, er denkt auch immer mit dem Scharfsinn und der Tiefe eines wahrhaften Philosophen, und dem gemäß behandelt er auch das Individuelle, das Persönliche. Daß nicht wenige der Modernen sogar nicht mehr fähig sind, wahrhafte Charaktere, die auf Originalität nicht blos beruhen, sondern durch und durch originell, individuell, also einzig und eigenthümlich sind, zu beurtheilen oder gar hervorzubringen, kommt daher, daß sie selbst nur Gattungsmenschen, wenn auch sehr gelehrte, sehr zierliche und elegante sind, höchstens daß sie dem heute so beliebten Genre angehören, welches aber sogleich wieder in das Allgemeine der Mode, des Nivellements, eines vorgeschriebenen Costüms, das alle tragen, in dem aber keine Seele, kein individueller Mensch lebt, zurückfällt. Denn, wohl zu beachten, das Genre in der Poesie, in der Malerei ist ja schon wieder die bloße Gattung. Daher wissen sie auch die Charaktere Jean Paul's nicht mehr zu würdigen, von dem sie doch die Kunst der Charakteristik erst lernen müßten. Diese Flachheit der Ansicht, diese Lieberlichkeit der Gesinnung hat denn auch eine meist kurzlebige Generation zur Folge, Augenblickschemen, Müdenscheiter, Insektenchwärme der Zeit, die ihresgleichen auch in der Literatur ausbrüten, eine Stunde im Lichte der Publicistik spielen und dann ohne Spur verschwunden sind.

Näher betrachtet, wurde ein anderer Vorgang höchst folgenreich. Nach Hegel's Tode entstand in seiner Schule Uneinigkeit darüber, wie es sich nach des Meisters Lehre mit dem Subject im Absoluten verhalte. Die einen behaupteten, es sei darin geborgen, von demselben nie zu trennen. Die andern leugneten das. Jener Vorgang ist nun der Mutter-schos aller neuesten Gattungsausgeburten und zahlloser Ungereimtheiten geworden, wie zuletzt des heutigen literarischen Communismus, auf Kosten aller wahrhaften Individualität und intelligenten Persönlichkeit wie ihrer Rechte. Man fing jetzt den modernen

Thurmbau zu Babel an, indem man scheinbar den einzelnen Menschen bis zum Himmel erhob, in Wahrheit aber nur die Menschheit, d. h. die Gattung damit meinte. Selbst gewisse Philosophen von Profession vergaßen, daß die Gattung nur im Individuum und sonst nirgends existirt, daß das Allgemeine, die Gattung überall auf das Individuum heraustritt, zumal aber in der Intelligenz, und zwar in der Person und Persönlichkeit, wobei man aber auch wieder nicht an das Geschlechtliche, sondern an Bewußtsein, Freiheit, Einzigkeit denken muß.

Die Geringsachtung des Individuums nahm jetzt von einer halben Philosophie aus, durch die schroffe Einseitigkeit empirischer Doctrinen, durch die Belletristik bis in die Journalistik hinein ihren rapiden Verlauf, fand die exaltirtesten Anhänger in der Gesellschaft und machte unter Dilettanten, unter Halbgebildeten aller Art Furore. Hegel hatte eins seiner großartigsten Werke noch mit dem enthusiastischen Hinweis auf unsern herrlichen Schiller mit dessen Worten geschlossen, mit dem Hinweis auf „den Kelch des Geistesreichs“, aus dem einem jeden respectablen Geiste „seine Unendlichkeit schäume“. Die Gattungsgeschöpfe, die von nun ab sich fast überall hervordrängten, hatten den Wein des Kelches längst vergossen, den Schaum am Rande behalten, welchen sie aber für Wein ausgaben. Wer sich nicht mehr achtet, der achtet auch andere nicht. Wer in sich nichts entdeckt, der wird auch die Eigenthümlichkeit anderer für nichts ausgeben. Doch werden ihm die nicht entgehen, die als Individuen etwas sind, und etwas, vielleicht sogar Schätze besitzen. Er wird aber darauf aus sein, sie ihnen zu nehmen, sie für sein Eigenthum zu erklären, da alles und jedes der Commune gehöre. Diese commune Gesinnung und Elendigkeit, die mit dem Straßenlärm und Straßenraub in der Literatur noch prahlte, sing jetzt an sich auszubilden. Es war ein Franzose, der mit mehr Sophistik als Dialektik, mit mehr kalter Anempfindung an deutsche Intelligenz als mit schöpferischem Geist das Paradoxon aufstellte: „Eigenthum ist Diebstahl.“ Der Ausspruch schlug vor den Kopf und war stark genug, aber er wedte die alten, verschollenen Vertreter des Nivellaments, die utopischen Gleichmacher auf. Auch begannen sie sich zu organisiren, sogar Anstalten zu errichten, in welchen man von dem gemeinsamen Fonds lebte, nach gleichen Portionen sich gütlich that, alles gemeinsam betrieb, sogar Lektüre, gemeinsam auch Bücher verfaßte. Die Fonds aber gingen aus, die Utopien wurden langweilig, die Anhänger, unter denen nicht wenige Deutsche gewesen waren, zerstreuten sich.

Inzwischen war in Deutschland selbst, in und außerhalb der Literatur, Merkwürdiges genug zur Erscheinung gekommen. Obwohl es in vielen Beziehungen drunter und drüber ging und nicht an solchen fehlte, die in Prosa und Vers in einem Athem bald der Opposition zu Munde sprachen, bald den Conservativen, heute als excessive Romantiker schwärzten, morgen dem entschiedensten Sensualismus huldigten, so bewährte sich der deutsche Geist und die deutsche Productionskraft doch in den tüchtigsten Individuen, die echte Charaktere waren und daher auch Charaktere zu schaffen vermochten. Nebenher trat aber auch die Kritik in ganz neue Phasen, sie war oft locker genug, dann wieder gebiegen, zuletzt jedoch trug sie eine Arroganz zur Schau, die ihresgleichen noch immer gehabt hat. Man sollte meinen, wo ein Urtheil gefällt wird, müsse doch vor allem ein Gegenstand da sein, über den es gefällt wird, auch müsse der routinirteste Kritiker einräumen, daß er irren, daß er bisweilen falsch urtheilen könne. Die Kritik, die jetzt aufkam, erklärte sich für eine ebenso selbständige Wissenschaft wie Kunst, völlig ebenbürtig dem Werke, über welches sie zu Gericht saß, ja sie erklärte sich für infallibel, für die letzte und höchste Instanz, und war nahe daran, alles was nicht zu ihrem Anhang sich zählte, unter aller Kritik zu finden. Schon dies aber mußte sie verdächtigen, daß sie sich innerhalb einer Partei hielt, daß sie sich meist in der Zerfetzung gefiel, und daß sie alles, was nur irgend zu verneinen war, ohne Anstoß zu erregen auch wirklich verneinte.

Auf solche Freibeuterei und Unabhängigkeitserklärung warteten nur die Abkömmlinge jener utopistischen Communisten, die heutigen literarischen nämlich. Auch kam ihnen, vom Zufall begünstigt, noch vieles andere zu statten. Zuerst das, was in den letzten Jahrzehnten die Deutschen wirklich Großes leisteten. So in der Politik und Publicistik. Nicht minder in der Pädagogik, Geschichte, Geographie, Alterthumskunde, Philologie, Strategie, Reisebeschreibung, Kunst der Uebersetzung, vor allem in den Naturwissenschaften. Ja trotz aller Anfeindung und Verdächtigung von Seiten der Empiriker und Zeloten wurde auch die Philosophie wieder durch außerordentliche Werke bereichert, die ihr Gebiet beträchtlich erweiterten und auf eine neue große Zukunft schließen lassen. Die Poesie brachte es in der Lyrik, im kleinern Epos, zumal im Roman, nicht minder im Drama zu Schöpfungen, die wieder die unendliche Bedeutung des Individuums in den Verfasserkundgaben, die Einzigkeit dessen, was der Intelligenz, der Potenz und nicht dem Geschlecht nach Person und Persönlichkeit ist. Die Impotenten, welche ihr Beobachtungscorps überall aufgestellt hatten, merkten sich das wohl und rüsteten sich, davon Vortheil zu ziehen. Aber auch die Zümmlichkeit mußte ihnen zu statten kommen. Mit dem Peere der Nachahmer bildeten sie ohnehin Allianz. Zumal aber waren sie geschäftig, Ehrenbenennungen aufzugreifen, an wirkliche Größen sich anzuhängen, um durch solchen Anschlag ihrer eigenen Nullität Größenwerth, wenn auch nur durch die Stelle, in die sie sich eingedrängt hatten, zu geben. Nun waren sie in der Vielheit ansässig und stimmfähig und halfen mit, Zahlen ausmachen. Publikum, Nation, vielsagende, prächtige Namen! Die konnte man brauchen in Verfälschungen, in giftigen Angriffen, in öffentlichen Verleumdungen. In den Inseraten der Blätter bei anonymen Angriffen tritt einer für viele auf, oder eine Stimme aus dem Publikum, ein Willensvertreter der Nation. Dies wäre denn schon die beginnende Praxis unserer literarischen Communisten. Wir werden gleich sehen, daß sie es heute noch zu ganz andern Praktiken aus ihrem Versteck zu bringen vermögen. Es ist etwa so, wie wenn man öffentlich vom Böbel verfolgt wird. Kein einzelner Bube hätte den Muth, den Stein zu werfen. Wer war der Infame? Ich nicht, ich auch nicht, erschallt's aus dem Haufen.

Die Extreme berührten sich auch in diesen modernen Zeitläufen. Man durfte sich daher nicht darüber wundern, daß in derselben Periode, in welcher der literarische Straßenunfug aufkam, in der kein Individuum mehr geschätzt wurde, in der es nur noch Gattung, höchstens Publikum, Nation geben sollte, daß damals plötzlich ein Buch erschien, welches wieder den ganzen Schwerpunkt auf das Ich setzte, den Egoismus in ein System brachte, denn in der ungebrochenen Natur, in dem wilden, noch unerzogenen Willen zum Leben, meint jeder, wenngleich er sich auf die Menschheit beruft, wenn er auch mit Bravour für die gepriesene Gattung ins Zeug tritt, stets nur sich und wiederum sich. Der brutalste Egoismus ist weiter nichts als der zügelloseste Geschlechtstrieb der Gattung. Man hat dabei Folgendes zu erwägen. Je entarteter jemand ist, je mehr er in der Erziehung und Selbsterziehung vernachlässigt worden, je weniger ihm sein Inneres zu schaffen macht, kurz je leerer er sich fühlt, desto leichter wird es ihm werden, in die Menge, in den großen Haufen aufzugehen, um nur noch mit der Gattung, mit seinem Menschen- und Volksthum zu stolziren. Wie viel schwerer ist die Doppelaufgabe, von sich selbst moralischerweise zu abstrahiren und doch auch seine Eigenthümlichkeit auszubilden, dem gewissenhaften Menschen, dem Genie, sogar dem bloßen Talente gemacht! Man muß es daher seltsam finden, daß Schopenhauer, der ein so feiner Kenner der Eigenart wie selbst eine solche war, den unendlichen Werth des Individuums nicht mehr anerkennen konnte, da er doch sonst einen so geweckten, genialen Sinn für das hatte, was Persönlichkeit der Intelligenz ist, die durch keine andere je ersetzt werden kann. Schopenhauer hätte, wenn

er nicht bisweilen wie mit Blindheit geschlagen wäre, einsehen müssen, daß seine „Fabrikwaare der Natur“ kein anderer als der bloße, moderne Gattungsmensch ist.

Die Nachahmer, deren es Legion in Deutschland gab, seitdem auf obige Weise die Gattung Mode geworden war, die Nachahmer brachten nun in neuester Zeit vollends die literarischen Communisten zur Reife, denn aus der noch blöden Nachahmerei entstand sehr bald die letzte Abschreiberei und Nachdruckerei zu größtmöglichem Selberwerb durch fremdes Eigenthum.

Bald nach dem Hinscheiden Hegel's fing das an und mehrte sich mit den Jahren bis zu der heutigen Concurrenz und Ueberbölkerung mit Literaten, die noch nie einen eigenen Einfall, einen eigenen Gedanken, noch nie einen eigenen Ausdruck dafür, keinen Dem von eigenem, intellectuellem Vermögen und ideellem Besitz hatten, und die doch auftraten, sich vernehmen ließen, als wären sie Herren aller Erfindungen, als hätten sie über Millionen von Ideen zu verfügen. Das fing mit einer sophistisch-dialektischen Philosophie an, wohl zu beachten mit einer Methode der puren Nachahmung, sprang mit dem Winde des Zeitgeistes in die Poesie über, warf sich auf die Politik, auf die gleichzeitigen und spätern Entdeckungen der Naturwissenschaft, fraternisirte mit dem feinern, aber auch größten Materialismus und proclamirte sich dann für unabhängig und im unbedingten Rechte, über alles geistige Eigenthum verfügen zu dürfen. So sahen wir in dieser un- sondern Genesis unzählige kleine Hegel, fast unerkennliche Typen und Nachbrüde des großen, kleine Feuerbach, Ruge, auch bereits Schopenhauer umherlaufen, Bastardjüngelchen, nicht etwa von den Genannten gezeugt, von echten Müttern gesäugt, sondern der Vater ist selbst schon ein Nachahmer Hegel's, Feuerbach's, Ruge's, Schopenhauer's, und auch die Mutter ist nicht die heilige Idee, sondern die freche Eitelkeit oder die momentane, öffentliche Meinung, oder recht nahe betrachtet, schon die commune und doch communistische Speculation auf hohes Honorar. Ebenso begegnen uns auf Wegen und Stegen, ebenfalls als dritte Generation, also wieder Kindlein von Nachahmern, von Copisten und nicht Originalen, kleine Heine, Lenau, Freiligrath, sogar Byron in verjüngtem Maßstabe, ein versificirendes Gewimmel von Knäblein, die bereits ihre Brille tragen, ihre Cigarre rauchen, übrigens nicht das liebe Leben haben; es sind dies die wahren Epigonen, nicht Spätlinge nur, auch Schwächlinge, die dennoch einen gewaltigen Verklär machen, nur daß es schwer zu entscheiden ist, ob der Lärm größer ist, den sie vollführen, oder der Lärm der Declame, der von ihnen gemacht wird. Sogar Weiblein befinden sich auf der literarischen Renn- und Preisbahn, denen so etwas von George Sand, ebenfalls aus dritter Generation, aus den Augen sieht, ja die sogar an manchen berühmten Chemiker, Physiologen, Anatomen als sehr entartete Enkelstöchter gemahnen. Sie alle Dugendmenschelein, Gattungsrepräsentanten, denn nichts ist hier mehr original, nichts mehr Talent, geschweige denn Genie, alles ist blos Gattung, Genus, Genre, höchstens Krüppelart, entwendete Individualität mit den sich und andern vorgeschwindelten Eigenthumsrechten des literarischen Communismus.

So steigt sich das vom Faden und Schlechten zu immer Fadern und Schlechterm bis in die Gegenwart fort, in der sich die einst aus dem Lande Utopien vertriebenen communistischen Ordensbrüder und Missionare mitten unter uns, an allen Orten, wo es Verleger, Redactionen, kurz Bücher-, Journal- und Zeitungsvertrieb gibt, schon wieder munter angesehdelt haben, nach allen Weltgegenden hin Geschäfte, und zwar sehr einträgliche, machen. Mögen alle die, welche in Deutschland, ja auf der ganzen civilisirten Erde Geistesvermögen besitzen, besonders aber die, welche es bereits öffentlich in Werken behundet haben, auf ihrer Hut sein, daß sie nicht um dasselbe durch heimlichen oder offenen Raub gebracht werden. Jene communistischen Brüder der Gegenwart sind sehr klug, wo es ihren Vortheil gilt, überaus verschmitzt und erfinden stets neue Ränke. De-

sonders verstehen sie auch den Besonnensten, der doch weiß, was er gedacht, gedichtet, was er niedergeschrieben und drucken lassen, irrezumachen. Oder, was wollen die redlichen Producenten aus eigenem Vermögen denn thun, wenn einer jener Schalksbrüder und lachenden Erben bei Lebzeiten des rechtmäßigen Autors, nachdem dieser eine Schrift unter seinem Namen veröffentlicht hat, dieselbe Schrift unter dem Namen des communistischen Diebes erscheinen läßt, mit der Behauptung, das Manuscript sei ihm entwendet und vor der Zeit gedruckt worden, er also und nicht jener sei der wahre Smerdes oder Demetrius, jener der falsche. Auch das Publikum wird dann irre und fragt: wer ist hier der Dieb?

Das Einzige, was hier einigermaßen beruhigt ist, daß die Communisten unserer heutigen Literatur auch auf das fremde Individuum so gut wie gar nichts mehr geben, und daß sie solches mit der größten Rücksichtslosigkeit auch öffentlich bereits bekennen. Fassen wir das übersichtlich zusammen, was da und dort darüber laut wird, so würde das literarische Bekenntniß, das Programm und Manifest jener communistischen Brüder, wie frivol und empörend es auch ist, etwa wie folgt lauten:

Die Zeit der Individuen ist ein für allemal vorüber. Wir leben in der Zeit des Publikums, des Volks, der Menschheit, kurz der Gattung. Genie, Talent, es sind Thorheiten, es sind Unterschiede, an die kein vernünftiger Mensch mehr glaubt. Wir sind von Natur alle gleich. Daher haben wir auch alle gleiche Anlagen, gleiche Ansprüche, gleiche Rechte, gleiche Verdienste. Goethe und Schiller waren in Deutschland noch die letzten, denen die Ehre zutheil wurde, daß man sie als außerordentliche Individuen feierte. Wir jetzigen sind endlich zum Bewußtsein der Allgemeinheit, der praktischen Wirklichkeit, d. h. eben zur Vernunft gekommen. Ideen? Ideale? Urbilder der Vollkommenheit, die in einem für uns in Nebel gefüllten Jenseits liegen? Was sollen uns die? Musterbilder, die nicht verwirklicht werden können, sind Hirngespinnste des alten Individualmenschen. Wir erkennen nur Eine Idee an, die der Zweckmäßigkeit. Unser Idealreich ist die Zukunft der Erde, die Zeit, in der alle nicht bloß in der Literatur, sondern auch im Leben gleichen Besty haben werden. Man sprach bis dahin in der Literatur von Begeisterung, von Musen, denen man diese verdankte, von Stil! Das alles ist Vorurtheil. Der gesunde Menschenverstand ist die allein ziemende Begeisterung für den mündigen Menschen, für Mann und Weib. Im frühesten Alterthum gab es eine Muse, später deren gar neun, die Wahrheit ist: es gibt keine Muse. Die einzige, wenn wir denn einmal personificiren sollen, ist für uns die öffentliche Meinung. Man hat gefabelt: der Stil sei der Mensch selbst. Also wol die Eigenthümlichkeit des einzelnen, des Individuums? Doch der Stil ist nicht dieser oder jener Mensch, sondern der Mensch als solcher, richtiger das Volk, die Menschheit. Drücke dich klar, populär, human aus, sodas dich jeder Mensch verstehen kann, nichts drunter, nichts drüber, und du hast Stil, wie du ihn haben sollst, wie ihn jeder in derselben Weise haben kann und haben sollte. Wir misachten Phantasie, das Erhabene, das Schöne, das Anmuthige nicht, aber es gehörte das alles einem patriarchalischen, schwärmerischen, romantischen Zeitalter an. Wir können es nicht mehr brauchen. Wir halten es mit dem, was nützlich ist, was nicht auf einem Privaten, Ausgewählten, sondern auf dem Oeffentlichen, Gemeinsamen beruht. Homer, Sophokles, Dante, Shakspeare, Goethe, Schiller — auch wir ehren diese Geister und bewahren sie in der Erinnerung, aber sie sind als Individuen, als Persönlichkeiten für immer vorübergegangen, sie sind in die allgemeine, die internationale Cultur aufgenommen, sie haben das große, menschheitliche Niveau vollen den helfen, dessen wir Moderne uns heute erfreuen; sie haben das, was früher unwegsam war, zu ebnen das Ihrige beigetragen. So sind jene Geister — wenn wir noch so sprechen dürfen — in den Geist der Menschheit eingetreten, ihre Individualitäten in die Gattung. Auch ihre Werke sind mit ihnen Gemein-

gut geworden, wie alles und jedes Gemeingut allgemeines Besitzthum werden soll, und soweit unsere Bestrebungen reichen, schon geworden ist. Danach handeln wir auch als Prosaiter wie als Poeten. Wo wir etwas finden, das uns zusagt, das wir brauchen können, da nehmen wir es auf, benutzen es und betrachten es als unser von der Gattung uns angeerbtes Eigenthum bis auf den Ausdruck hin, mit dem wir schalten und walten dürfen wie wir wollen, ohne jemand Rechenschaft schuldig zu sein.

So weit für diesmal das Programm obiger communistischen Ordensbrüder und ziemlich aufdringlichen Reichsverweser. Gott bewahre uns vor einer Literatenrepublik nach derartigem Gattungszuschnitt, sie würde ebenso langweilig wie monoton und gefährlich sein. Man denke sich einen literarischen Freistaat, in dem jedem Bürger alles Einzige, Eigenhümliche, alle Seele, alles Gemüth, alle Phantasie, alles Individuelle total ausgeblasen ist! Wie müßten und müssen doch gar die Phystognomien solcher Menschen und Leute, Prosaiter und Dichter aussehen, deren Familie und Familienpietät, deren Religion, Wissenschaft, Kunst nur die Nützlichkeit, deren Begeisterung und Enthusiasmus allein der gesunde Menschenverstand ist? Sicher eine wie die andere. Und hier beginnt eben die Gefährlichkeit, wiefern im Programm ausgesprochenemassen der literarische Communist kein Privateigenthum anerkennt, daher sich auch, im Fall es ihm nützlich ist, an jedem vergeift, ein Verfahren, das man sonst Diebstahl nennt. Wir wollen uns das einmal an China deutlich machen, obwohl die Chinesen in mancher Beziehung noch Ideale gegen einen jener obigen Communisten sind. Nur manche Ähnlichkeit im Punkte der Gesichtsbildung, der Gattungsphysiognomie und Gefährlichkeit trifft allerdings zu. Je mehr und je Bestimmteres man bei jemand denken kann, desto individueller ist er. Je individueller er ist, desto bestimmter existirt er. Daß die literarischen Communisten so gern ihre Namen verschweigen, daher meistens auch anonym schreiben, ist zwar klug in Bezug auf ihre Eingriffe ins Eigenthum (alle Diebe lieben die Nacht), aber auch zugleich thöricht, wie von sonstigem Nachtheil für sie begleitet, weil es gegen sie kalt und vorsichtig macht. Alle Chinesen sind schon der Physiognomie nach Gattungsmenschen, bisweilen nur, daß sie sich bis zum Typus der Art erheben, obwohl sie gewisse Eigenschaften besitzen, die höchst schätzenswerth und individuell sind. Schon der Kopf jedes Chinesen, der obere Schädel, ist tabula rasa, mit Ausnahme des Zopfes. Demgemäß ist auch die Sprache. Jedes Wort, jeder Satz ist Conglomerat, nicht Organismus. Jedes Hateschling und jedes Hiat-su-se stellt etwas Unerkennbares dar. Ununterscheidbar aber im Affect wie im Individuellen ist und bleibt besonders die Physiognomie. Ob eine chinesische Schöne spottet oder bedauert, ob sie lacht oder weint, es ist immer nur Gattungsgesichtszug, höchstens Gesichtszug der Klasse, des Volks. Nun beginnt aber das Gefährliche, was seine volle Anwendung auf die literarischen Communisten der Gegenwart leidet. Wenn ich in Peking bestohlen würde und auch bei Tage den Dieb insoweit ertappt hätte, daß er von mir gesehen worden wäre, es dürfte mir unmöglich werden, den Schelm herauszufindern, wenn auch alle Eingefessenen des sogenannten Himmlischen Reichs vor mir im Schritt vorbeifilirt. Die analoge Schwierigkeit, den Thäter zu erkennen, findet nun bei den literarischen Communisten statt, nicht allein der Anonymität halber, sondern auch wegen der Ausdruckslosigkeit und Gleichheit ihrer sämtlichen Physiognomien, endlich aber, weil keiner von ihnen einen Individualstil hat, nach der Ordensregel, wie wir aus obigem Programm wissen, auch nicht haben darf, sondern nur einen Communiststil schreibt, der eben flach und daher wasserklar und ebenso kahl rasirt und tabula rasa ist wie der chinesische Schädel.

Wer also das Unglück hat — und viele haben es in unsern Tagen und die bedeutendsten Schriftsteller am meisten —, daß ein literarischer Communist an ihm Plagiat oder Nachdruck ausübt, der begeben sich nur alles Forschens und Ausspürens, wenigstens

so leicht wird er ihn nicht entdecken. Dennoch hoffe ich, wird man den Brüdern allmählich auf die Fährte kommen, alle ihre Nester ausnehmen, und auch sie, wie einst die Utopier, Landes verweisen.

Zur nähern Kenntlichmachung des Handwerks derselben, zumal heute in Deutschland, wollen wir im weitern ihre Schandthaten einigermaßen rubriciren. Es thut solches um so mehr noth, weil man ein Barbar sein müßte, wenn man nicht zugeben wollte, daß wir Deutsche nach wie vor überaus geistreiche, wie an soliden Kenntnissen reiche Schriftsteller haben. Je fleißiger und fruchtbarer aber unsere Reichen, unsere großen, literarischen Besitzer und Producenten sind, je freigebiger sie mit ihren Schätzen die Weltanschaffungen von Jahr zu Jahr versorgen, desto geschäftiger sind auch gewisse lauernden Consumenten, desto mehr haben auch jene Besitzlosen mit langen Fingern zu thun.

Unsere hentigen literarischen Communisten üben ihre Mission, die Ungleichheit des Besitzes aufzuheben, die Gleichheit desselben wiederherzustellen, in mannichfaltigen Weisen der feinen und groben Entwendung. Wir ziehen daher im Nächsten in genauern Betracht: 1) das halbverdeckte Plagiat; 2) das Plagiat mit verändertem Ausdruck; 3) das wörtliche Plagiat; 4) das wörtliche Plagiat mit brutaler Behauptung des Eigenthums; 5) das Plagiat als formelle Umänderung eines fremden Geistesproductes mit Anbequemung an die Gegenwart; 6) den Nachdruck.

Der erste Fall des halbverdeckten Plagiats tritt leicht dann ein — es müßte denn vorkommen, daß besondere Umstände ihm einen andern Charakter ertheilen — wenn in einer Druckschrift, in der Vorrede oder in der Einleitung zwar die Quellen namhaft gemacht werden, aus denen der Autor geschöpft hat, die Bücher, welche er benutzt, wie deren Verfasser, dabei es aber auch belassen wird, ungeachtet im weitern Verlaufe des Werks selbst Gedanken, specielle Gesichtspunkte, Ansichten, sogar treffend bezeichnende Ausdrücke aus jenen entlehnt werden, ohne daß unterhalb des Textes nähere Angaben sich vorfinden, und ohne daß in demselben bemerkt wird, wie der und der sagt, ja ohne daß die aufgenommenen Worte, vielleicht sogar ganze Stellen mit Anführungs- und Schlußzeichen versehen sind. Das wirkt dann ungünstig auch auf die im Vorwort und im Eingange vorhandene Angabe der Quellen zurück. Sie erscheint jetzt wie eine Art Abfindung, um, wenn es nöthig würde, sich darauf zu berufen, daß man ja früher ein für allemal die betreffenden Verfasser genannt habe. Es entsteht aber auch leicht im Leser der Verdacht, man habe es absichtlich so unbestimmt gehalten, damit das in Rede Stehende für Eigenthum genommen werde. Nun macht auch die frühere Anführung der Quellen den Eindruck, als sollte sie von vornherein nur ablenken, also zum Theil das Angeeignete verdecken, wie die spätern Partien dem einmal erregten Verdachte das etwa Angeeignete wenigstens zur Hälfte bloßlegen, sodaß hier und dort so etwas von halbem Plagiat, mindestens der Hauch eines Ansages dazu uns anweht. Es gibt allerdings eine Menge Aussprüche, die so populär, so Gemeingut geworden sind, daß es pedantisch wäre, wollte man jedesmal bemerken: wie der und der sagt, oder auch nur mit Gänsefüßen bezeichnen; indessen wird das gesunde Taktgefühl hier stets richtig unterscheiden, vor allem die moralisch edle Gesinnung, und wo dann unwillkürlich, unbewußt eine Abirrung vorkommt, kann von Plagiat auch nicht entfernt die Rede sein.

Der zweite Fall ist nach Obigem das Plagiat mit verändertem Ausdruck. Herrsche im ersten Falle so etwas von neidischer Dämonie, die also noch Spaß macht, so ist in diesem schon einiges von Teufelei zu wittern. Man sitzt in einem öffentlichen Lesecabinet oder auch daheim, beschäftigt mit einer Novität, die uns eben zugehört worden ist. Man wird aufs beste belehrt, unterhalten, und gesteht sich, was doch die Modernen mit Eleganz, mit Geist zu schreiben wissen! Man liest in dem Journal, dem Buche

stets gespannter vorwärts. Auf einmal ist es einem zu Sinne, als sehe man eine Gestalt auf sich zuschreiten, deren man sich von alters her gar angenehm erinnert. Und nicht bloß das! Der Wortlaut ist einem so aus eigener Seele genommen, daß man belachen muß, so hätte man auch wol einmal sich äußern mögen. Doch die Genugthuung steigert sich noch. Und hast du dich, fragt man, nicht schon irgendwo gerade so geäußert? Der Freude folgt aber auch schon der Verdruß, der Aerger über sich selbst. Man stützt nämlich zwischenburch auf Wendungen, die so fremd und steif, auf Ausdrücke, die so plump sind, daß man sich im Stillen vor sich selbst schämt, wie man, der Verfasser der Schrift, auch wieder so geschmacklos habe schreiben können. Man wirft das Buch weg, besinnt sich, streift in die Vergangenheit zurück. Was ist das? Plötzlich taucht eine unserer Druckschriften vor uns auf. Wir eilen nach dem Bücherbret, greifen zu, schlagen auf, vergleichen. Richtig! Der Scribent hat uns so abgeschrieben, glänzt mit uns vor aller Welt, daß wir uns entsetzen. Er hat aber, auf etwaige Entdeckung gefaßt, so alberne, matte Worte an Stelle der unserigen dazwischengefügt, um das Entwendete unkenntlich zu machen, er hat abgebrochen, wo nie abgebrochen werden durfte, daß wir den Plünderer schon seiner logisch-ästhetischen Verdorbenheit wegen einer Correctionsanstalt überweisen möchten. Daß wir uns anfangs auch nur einen Augenblick solche Plumpheit der Sprache, Abgebrochenheit des Zusammenhangs selbst zutrauen konnten! Wir erschauern vor uns selbst. Es ist etwa so, wie wenn jemand ein schönes Gefäß, die Blumenmalerei auf demselben, absichtlich mit Tinte verpinselt, muthwillig die Urne, den Pokal zerbricht, mit schlechtem Kitt schwach löthet, so daß wir ihn, indem wir ihn später anfassen, in eigener Hand zerbrechen und einen momentanen Schreck über uns selbst haben.

Der dritte Fall ist in unserer Darstellung das wörtliche Plagiat. Aus der obigen Leseflei ist hier schon der leibhaftige größter gewordene Mephisto hervorgegangen, nur hat er die Maske der Ehrlichkeit angenommen, freilich vielmehr die offenkundige Unverschämtheit zu seinem Leibe gewählt. Es gibt Leute, die dafür halten, der sicherste Versteck sei oft der, daß man sich den Vorübergehenden, auch wol Suchenden, ganz offen vor das Angesicht stelle, denn der, welcher so offen dastehe, könne doch unmöglich der Uebelthäter sein. Es ist das die naivste Verschmittheit, die es geben kann, wenn man es, was den Gegenpart betrifft, mit der Vornirtheit zu thun hat. Sind aber die, bei denen man sicher durchschlüpfen will, auch nur mit einigem Mutterwitze begabt, so hat man in solchem Verwahrsam sich recht schnell und unfehlbar ausgeliefert. Wer sich irgend auf Lebenskunst versteht, der wird es probat finden, jedem Aerger und Verdruß auch eine humoristische Seite abzugewinnen. Das Komische beim wörtlichen Abschreiber wäre dieses. Sonst pflegt der Dieb, der Kleider stiehlt — der sprachliche Ausdruck ist ja das Kleid des Gedankens — im Schnitt erst eine Umänderung vorzunehmen, bevor er den Rock anzieht. Im obigen Falle hat der Dieb den Rock während der That sogleich angezogen und spaziert nun täglich auf der Straße munter und ungenirt an uns vorbei wie bei Jean Paul jener Schneidermeister, der doch nur das Unterfutter behielt. Wir haben als Entschädigung nur die Augenweide gratis. Auch meint besagter Communist, daß schon die moderne Gleichheit des Costüms, indem heute jeder sich trage wie der andere, ihn schütze, und merkt nicht, daß wir in der Form unsers Habits doch um etwas von dem Modejournal abweichen.

Der vierte unter den obigen Fällen ist das wörtliche Plagiat mit ausdrücklicher Behauptung des Eigenthums. Hier befinden wir uns denn mitten in dem Expeditionslocale der literarischen Communisten der Gegenwart, in jenen Räumen ihrer communen Verbrüderung, von wo aus sie ihre Decrete erlassen, wo sie ihre Abschreibereien vollziehen und als vorgegebenes Eigenwerk das Zusammengeraffte in alle Welt nochmals verschicken, um für die Arbeit anderer Geld einzuziehen und es für sich zu ver-

wenden. Doch aus dem Schwarz der Unwahrheit und Rechtsverdrehung läßt sich durch eine solche Behauptung kein Weiß der Wahrheit und des Rechts machen. Die literarischen Communisten gemahnen uns auch hier an jene Réunionskammern der Franzosen, traurigen Andenkens, die durch Juristen beweisen wollten, welche Ansprüche Frankreich noch auf dieses und jenes Land habe. Jene Juristen sind in unserm Falle unsere heutigen communistischen Sophisten, die alle Gebiete der Literatur mit Beschlag belegen. Auch argumentiren sie so: Wer ein Kind zeugt, der muß wissen, daß es von der Stunde an, in der es geboren ist, nicht mehr den nächsten Individuen, d. h. den Aeltern, ja nicht einmal der Art, d. h. seiner Nation, sondern lediglich der Gattung, d. h. der Menschheit gehört, sodas auch allein diese über das Kind zu verfügen hat, es ihr Eigenthum ist. Weshalb, schließen sie weiter, hat man denn gesagt, alle Menschen sind eigentlich Ein Mensch? Ist diese Aussage wahr, und sie ist wahr, so machen wir von solcher Wahrheit nur Gebrauch. So auch im Geistigen, in der Literatur. Was ein anderer Mensch aus dem Geiste producirt, habe ich selbst, und jeder Mitmensch außer mir producirt, weil wir alle derselben Gattung angehören, mithin ist das Product auch mein Eigenthum. Vorgeschiedt wird ein Programm, ein Decret, eine Erklärung. Eine boshaftere Spitze, deren Schärfe schon den gesunden Menschenverstand beleidigt, ist gar nicht zu erreichen, daher geht es nun wieder abwärts, obwol des Gewagten noch immer genug zurückbleibt.

Dies beweist zunächst unser fünfter Fall, das Plagiat als formelle Umänderung eines fremden Geistesproducts mit Anbequemung an die Gegenwart. Auf diesem Stadium hat sich das communistische Unwesen, gegen welches wir hier zu Felde ziehen, schon bedeutend abgemildert, bisweilen sogar so, daß von Plagiat nicht mehr die Rede sein kann, indessen der Eingriff in fremdes Eigenthum bleibt immer noch jurid. Kein ausgezeichnete Producent, der sich seiner Eigenthümlichkeit bewußt ist, aus dieser heraus mit Begeisterung und Nachdenken geschaffen und auf die Darstellung allen Fleiß verwendet hat, sei er Dichter oder Prosaiter, wird es gutheißen, wenn man ihn aus Anbequemung an den Zeitgeist, aus Rücksicht für ein gewisses, halbgebildetes Publikum ummodellt, verkürzt, abschwächt, flachen Lesern zu Gunsten mit verflacht und so in jeder Hinsicht entstellt, verfälscht, verschlechtert, zu einem andern macht als der ist, der er ist. Es versteht sich von selbst, daß das, und noch in höhern Grade, auch auf die angewendet werden muß, welche schon von uns geschieden sind. Die würdigen Lebenden soll man ehren, die Todten soll man doppelt ehren. Was sollte man dazu sagen, wenn ein heutiger Franzose sich erdreiste, Shakespeare's herrlichen Dichtungsparc, in dem Natur und Kunst vollendet in eins gebildet sind, mit frecher Schere in einen Parc von Versailles aus den Zeiten Ludwig's XV. zu verschneiden und umzustutzen, oder im Geschmack Racine's, Molière's, Voltaire's schön und fragenhaft-antik, vielleicht auch noch mit modernster Zugabe zu verarbeiten? Oder wenn ein heutiger Literat im Herzen Deutschlands und im Dienste einer auf Sensation und Geld speculirenden Firma die Trivolitüt herlos ausübte, Klopstock's „Messiade“ auf zehn Gefänge zu reduciren und auch diesen Gefängen in einer Art Kirchenraub alle Diamanten des Erhabenen auszubrechen, alle Bilder der Verklärung wegzunehmen, damit, was übrigbliebe, sich zu einem eleganten Angebinde für eine mäßig gefühlvolle, mehr aber auf ein pantheistisches Verschweben veressene Jungfrau eignete und recht viel gekauft würde schon des duftigen Goldschnitts und der lieblichen Illustrationen wegen? Und ist so etwas von Zuzugerei nicht schon früher wirklich vollzogen worden? Und wird es in unsern Tagen nicht mit jedem Jahre lecker ausgeführt? Und wißt ihr Verleger, die ihr so etwas an die Hand gebt, dafür Honorare bietet, solche Haus- und Buchschneider zu euch in Dienst nehmet, wißt ihr lockern Schreibergefelln, die ihr euch dingen und contractmäßig in Arbeit nehmen laßt, was ihr thut und was ihr zu verantworten habt? Ihr fangt mit derartigen Auf-

trägen und Lohndiensten unscheinbar an, aber was solcher Schnittwaarenhandel für Folgen hat, ist so arg, daß der Schaden, der angerichtet wird, die Höhe unsers vierten Plagiatfalles schon wieder erreicht. Denn das, was ihr auf dem Wege anstiftet, ist, daß ihr euerm Vaterlande ans Leben geht. Indem ihr einzelne Werke deutscher Literatur entstellst, verfälscht — auch an andere wird die Reihe kommen — rottet ihr allmählich deutsche Gesinnung aus, deutsche Ideen, deutschen Geschmack, deutsche Weltanschauung, ihr bildet Halbdeutsche, ihr verrathet uns an andere Nationen, ihr macht die Deutschen andern Völkern gleich, ihr vermischt sie mit fremdländischer Manier, Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit, indem ihr Eingriffe in deutsche Originalität, Mannichfaltigkeit, Einzigkeit und Unersehllichkeit euch erlaubt, und euer communisticches Nivellement kann das Endresultat haben, daß es nur noch Zwitterdeutsche, Deutsch-Franzosen, Deutsch-Engländer, Deutsch-Italiener, Deutsch-Amerikaner, aber keine Ganzdeutsche mehr gibt. Nimmt man noch dazu, was unsere von so vielen Officinen und flatterhaften Autoren begünstigte Inconsequenz, Lieberlichkeit, Abkürzungswuth und Unrichtigkeit der Orthographie betrifft, wobei wir in höchsten Ehren halten diejenigen Firmen mit ihren Druckereien, die sich durch Folgerichtigkeit, Bestimmtheit, Ungefügtheit der Rechtschreibung als Muster empfehlen, ferner, wie mit der Sprache schonungslos und ohne Nachdenken umgegangen wird ohne jede Beachtung der Ableitung, der Stämme, der Wurzeln; erwägt man dazu noch die heutige Uebersetzungsmanie ohne Respectirung des Genius unserer Sprache, das überhandnehmende Sonnenwesen in deutschen Familien, die noch keineswegs verschwundene, in gewissen Schichten der Gesellschaft sogar üppig wuchernde Schön- und Vornehmthuerei mit dem Auslande, so wird die hier in Betracht gezogene, formelle Umänderung eines fremden, d. h. einem andern zugehörigen, aber deutschen Geistesproducts, mit Anbequemung an die Gegenwart auch wieder ein sehr ernstes wie bedenkliches Aussehen bekommen. Wir wissen auch hier keine andere Abhülfe solcher Gefahr als gründlichen, mit Nachdenken, mit Geist, vor allem aber mit Lauterkeit und ohne Vorurtheil ausgeführten Unterricht in der Literatur schon auf Schulen, vermehrte Anstalten für vielseitige, nicht blos Kenntniffe bezweckende, sondern das Gemüth, den Geschmack cultivirende, das Gewissen schärfende Anstalten für alle diejenigen, die sich dem Buchhandel widmen. In der Vielseitigkeit des Wissens, in philosophischer und ästhetischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Auszubildung, was die Assimilation, nicht die Production angeht, im Kennerblick, in humaner Gesinnung, uneigennütziger Liebe zur Literatur, in der großartigen Verbindung der Bücher-schätzung aus reinem Interesse für die Cultur mit berechtigtem Geldgewinne sollten Verleger und Autor auf gleicher Linie stehen.

Wir haben nunmehr noch unsern sechsten Fall zu erledigen, es ist der Nachdruck. Dieser Fall kann, wo er auf irrthümlichen Ansichten beruht, vom eigentlichen Plagiat wie von der anderweitigen, communisticchen Unerschämtheit freigesprochen werden; wo aber an die Stelle des Irrthums die Sophistik, die absichtliche Rechtsverdrehung, die bloße Ausflucht und der grobe Eigennutz tritt, da vereinigt er in der Regel alle sechs Fälle in sich und ist ein wahres Raubnest von Schändlichkeiten. Schon das Wort Nachdruck klingt verdächtig und hat für jedes noble Gefühl etwas Unheimliches. Wir verbanden mit dem famosen Worte stets etwas, was uns verletzete. Sehr viele Haupt- und Zeitwörter unserer Sprache, welche mit dem Wörtchen „nach“ zusammengesetzt sind, verrathen etwas Misliches. Entweder drücken sie eine Verspätung überhaupt oder doch das Spätere in der Zeit aus, oder etwas, was möglicherweise zur Schande gereicht, oder sie enthalten sonst eine Rüge. Wir sagen sehr viele, nicht alle. Zu jenen vielen gehören: Nachgeburrt, Nachwehen, Nachzügler, nachschleichen, nachgehen (z. B. von der Uhr), nach-eilen; ferner Nachrede (üble), Nachexerciren, Nachsitzen (z. B. in der Schule), nachholen (wenn man etwas veräumt hat); oder Nachäfferei, Nachgeschmack, nachahmen (im Ge-

genßatz von produciren), nachplappern. So auch Nachdruck, Nachschlüssel, die in unserm Falle mit Bezug auf das Unmoralische sehr sinnverwandt sind. Denn wenn der rechtmäßige Druck der Schlüssel ist, der uns die Gedanken eines andern aufschließt, so ist der Nachdruck der, welcher zwar auch den Inhalt eröffnet, aber mit einem Nachschlüssel, d. h. hier mit einem Dieterich. Wir spüren ein Verbrechen. Wir wenigstens hatten schon früh diese Vorstellung, wenn es hieß, es ist ein Nachdruck von einem Buche mit saloper Ausstattung in Papier und Druck, voller Druckfehler, schnell über Nacht wie verstopfen besorgt, scheu gegen das Tageslicht, ein Erzeugniß, das so vernachlässigt war, damit es nicht viel kosten sollte. Kurz eine widerliche Erscheinung wie jede, von der man weiß, daß sie durch eine Diebeshand gegangen ist. Nun behaupten wir keineswegs, daß jeder Nachdruck Diebstahl oder Plagiat sei, es kommt eben darauf an, welche Ansichten von seiner Handlung der Nachdrucker hat, wie er sie mit seinem Gewissen zu verantworten vermag; es kommt darauf an, ob er den wirklichen Verfasser der betreffenden Schrift auf dem Titel nennt, oder sie unter seinem (des Nachdruckers) Namen oder anonym veröffentlicht. Es gibt in Nordamerika sehr ehrenwerthe Buchhändler, die den Nachdruck deutscher Schriften dort für erlaubt halten. Sie folgen dabei freilich auch einem Gesichtspunkte, der, ohne daß sie es wissen, mit communistischen Elementen verfeßt ist. Wir können den Nachdruck in keiner Weise gutheißen, auch den in Amerika nicht. Abgesehen von allen Einzelfällen, besteht das Unrecht des Nachdrucks an sich in der Nichtachtung des vorhandenen Contracts zwischen dem ursprünglichen Verleger und Autor, in der jenem Contract zuwiderlaufenden Vervielfältigung eines Sprachwerks, dessen Zahl der Exemplare nicht überschritten werden darf, solange jener Contract rechtskräftig ist. Der Nachdrucker vergreift sich an dem Eigenthumsrechte eines andern in dreifacher Weise: einmal in Bezug auf den ersten Verleger, sodann auf den Autor und endlich in Bezug auf beider Familien und Nachkommen. Einer unserer anerkanntesten lyrischen Dichter beklagte sich neuerdings öffentlich darüber, daß ein Deutsch-Amerikaner seine (des Klägers) Gedichte unter seinem (des Amerikaners) Namen herausgegeben habe. Hier finden wir also ein eclatantes Beispiel von einem Nachdruck, der zugleich Plagiat ist.

Wir berühren noch einige thatsächliche Punkte. Unter allen Vertheidigern des Nachdrucks deutscher Schriften, wenn auch nur in Bezug auf die Vereinigten Staaten, ist uns keiner vorgekommen, der diese Vertheidigung mit solcher Gewandtheit, mit solchem Scharfsinn führt und, was die Hauptsache ist, mit so streng sittlichen Argumenten motivirt in einer selbstverfaßten Schrift, wie Hr. Friedrich Gerhard, Verlagsbuchhändler in Newyork, früher in Danzig. Die lesenswerthe Schrift heißt: „Der Nachdruck deutscher Schriften in den Vereinigten Staaten und seine Gegner“ (Newyork 1867). Hr. Gerhard ist bekanntlich seit einer langen Reihe von Jahren einer der unternehmendsten, nobelsten, gebildetsten Buchhändler, ein Mann, der das wärmste Interesse für Cultur hat, sich nie durch pecuniären Gewinn allein bestimmen ließ, der Literatur große Opfer brachte, längst in Amerika eingebürgert, zugleich aber Deutscher von gebiegenster Gesinnung ist, jedoch für sich die theoretische Ueberzeugung hat, daß der Nachdruck deutscher Schriften in den Vereinigten Staaten nicht bloß gesetzlich sittlich erlaubt, also Pflicht, sondern auch Nothwendigkeit ist, weil es nach seiner Ansicht keinen andern Weg gibt, deutsche Bildung in Amerika zu verbreiten, deutsche Sprache, deutsche Sitte in der Neuen Welt zu erhalten. Hieraus geht hervor, daß keine unserer obigen Anklagen, keiner der Vorwürfe, die wir den Nachdruckern gemacht haben, auf Gerhard eine Anwendung leidet. Wenn Gerhard in Betreff seiner Vertheidigung des Nachdrucks irrt, so ist ihm das in keiner Weise zuzurechnen, da er eben durch seine principielle Ansicht, durch das amerikanische Gesetz, durch Gewissen und Pflichttreue vollständig gerechtfertigt ist. Gerhard wird in seiner Praxis auch als Verleger durch seine Theorie bestimmt, und übte er den Nachdruck aus,

er wäre auch darin nur seinem Gewissen treu geblieben. Etwas anderes aber ist es, ob das, was Gerhard verteidigt, auch objectiv richtig ist. Obwohl er den Beweis seiner Sache mit Geist und großer Umsicht führt, uns hat der ehrenwerthe Mann nicht überzeugen können. Wir wollen nur Folgendes beleuchten und zu bedenken geben. Der Verfasser obiger Schrift unterscheidet „geistiges und literarisches Eigenthum“. Er sagt unter anderm: „Weder das Römische noch das Gemeine deutsche Recht kennen den Begriff des geistigen oder des literarischen Eigenthums und auch in den positiven Gesetzen der neuern Zeit finden wir diese Bezeichnungen nicht; sie sind keine juristischen Begriffe, sondern eben nur durch den Sprachgebrauch (!) entstanden.“ Wir bemerken dazu: Wäre dem auch so, sollte das ein für allemal entscheidend sein? Gebe es noch keinen „juristischen Begriff“ für jenes doppelte Eigenthum, sollte es auch an sich keinen geben? Ist etwa die Jurisprudenz unter allen Wissenschaften die alleinige, die keiner Erweiterung mehr bedarf, die bereits vollendet für alle Zeiten dasteht? Unserer Erachtens darf man das von keiner Wissenschaft behaupten. Ob also das Römische Recht, das Deutsche Recht den Begriff des geistigen oder literarischen Eigenthums festgestellt haben oder nicht, an sich muß es einen solchen Begriff geben. Alles Denken arbeitet auf den Begriff hin, der aber an sich schon vorhanden ist, wie dieses von der Wahrheit gilt. Alle durch das Denken gewonnenen oder vielmehr nur entdeckten Begriffe bilden eine Totalität, in der keine Lücke ist, Begriffe, von denen stets einer zum andern führt, und zwar mit mathematischer Consequenz. Welchen Unterschied Gerhard auch gemacht wissen will zwischen geistigem und literarischem, zwischen einem Eigenthum, welches sich auf „körperliche Dinge“ und dann wieder auf unkörperliche bezieht, es muß allen Eigenthumsbegriffen ein und derselbe Urbegriff des Eigenthums zu Grunde liegen. Was ist Eigenthum? Eigenthum ist dasjenige, was mit meiner Persönlichkeit historisch verwachsen und daher mein ist. Eigenthum im gewöhnlichen Sinne ist das, was durch Tradition, durch Erbschaft, durch Kauf, durch Schenkung, durch Arbeit mit der Hand, durch meine bloße äußere Werththätigkeit, oder derer, die in meinen Diensten stehen, in meinen Besitz gekommen ist, im höhern Sinne, was ich durch Nachdenken, durch producirendes (schöpferisches) oder reproducirendes, imitirendes (nachbildendes) Wirken, also durch Arbeit mit dem Geiste, vorzugsweise durch innere Werththätigkeit hervorgebracht habe, und was auf diesem Wege in meinen Besitz gekommen ist. In beiden Fällen darf ich und nur ich über dieses mein Besitzthum mit Freiheit verfügen, solange ich damit dem Besitze und der Freiheit eines andern nicht zu nahe trete. Hier bin ich in beiden Fällen zu einem Rechte gelangt. Ob die Rechtswissenschaft über dieses Recht sich schon bestimmt genug ausgesprochen, einen besondern Paragraphen dafür hat oder nicht, nach dem Vernunftrecht steht es keinem zu, in jenes mein Recht irgendwie einzugreifen. Und sollte je eine Wissenschaft, sollte je eine Societät, ohne sich mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, befugt sein, das Vernunftrecht zu verlegen?

Was nun das geistige Eigenthum eines Menschen betrifft, so führt es Gerhard richtig auf „Gedanken und Ideen“ zurück. Wenn er aber hinzufügt: „Sobald ein Mensch seine Gedanken und Ideen ausspricht, in dem Augenblicke, da er sie durch Wort, Schrift oder Bild öffentlich mittheilt, hören sie auf, sein ausschließliches Eigenthum zu sein und werden Eigenthum der Gesamtheit“, so bedarf das noch sehr der Berichtigung.

Der höchste Begriff des Eigenthums ist der, welcher auf dem Wege des Producirens, der Hervorbringung, der Zeugung entsteht. Dies ist ein unendliches Eigenthum, wenn auch unter Beschränkung durch Zeit, Raum, durch Umstände. Die „öffentliche Mittheilung“ ändert daran nichts Wesentliches. Das höchste Eigenthum ist nie vollständig zu veräußern. Wenn ein Autor sein Werk an einen Verleger verkauft, so bleibt der Autor ohne Ende der Vater und so im idealen Sinne der vorzugsweise Eigenthümer desselben.

Wenn ein Dichter, wenn ein Maler auf den wunderlichen Einfall kämen, ihr Gedicht, ihr Bild aus grobem Eigennutz an einen eiteln, ruhmstüchtigen Liebhaber für eine Million so zu veräußern, daß der Käufer sich als Verfasser vor aller Welt nennen dürfte, wogegen die Schöpfer beider Werke für immer ihrer Vaterschaft entsagten, so bleiben jene beiden doch ewig die Hervorbringer ihres Products, denn wir wiederholen es: das Schöpferische, das Product aus dem Geist ist gar nicht bloß zu veräußern. Das fühlt Hr. Gerhard auch, da er sich des Wortes „ausschließlich“ oben bedient. Nach den andern Aeußerungen Hrn. Gerhard's aber hätte der fleißige Zuhörer und Nachschreiber eines großen Kanzelredners wol gar das Recht, die Predigten des Mannes unter seinem (des Nachschreibers) Namen herauszugeben. Nach Hrn. Gerhard's Ansichten, sollte man meinen, wäre der Kirchenrath Paulus im Rechte gewesen: Schelling's berliner Vorlesungen, wenn auch unter Schelling's Namen, ohne dessen Bewilligung, aus der Quelle eines nachgeschriebenen Heftes drucken zu lassen und herauszugeben. Ebenso wäre jeder Nachschreiber berechtigt, ein eben zum ersten mal auf der Bühne in Scene gegangenes Drama, ohne Erlaubniß des Directors und vor allem des Dichters, sofort nun auch durch den Druck in die Oeffentlichkeit zu bringen, nachdem das Stück auf den Brettern, also öffentlich, gesprochen worden wäre. Doch das alles ist stets unrecht gewesen und wird es immer bleiben. Dasselbe Unrecht belastet auch den Nachdruck und zwar allen Nachdruck, in welchem Welttheile er vorkommen möge. Jeder Nachdruck ist und bleibt ein Eingriff in die Rechte der Verfasser, der Verleger, beider Familien wie Nachkommen, wie der einzelnen Nation. Solange Hr. Gerhard obige theoretischen Ansichten vom Nachdrucke hat, ist er vollständig gerechtfertigt. Wie sehr wir indessen auch seine geschickte Vertheidigung bewundern, wie ehrenwerth er selbst auch dasteht, seine Theorie beruht auf einem Irrthume.

Die Vertheidigung des Nachdruckes für Amerika von Hrn. Steiger, Verlagsbuchhändler in Newyork, in einer ebenfalls von ihm selbst verfaßten Schrift, kennen wir nicht. Wie wir hören, wird auch sie mit edler, durchaus ethischer Gesinnung geführt, sodasß wir im Vorliegenden uns ebenso zu Hrn. Steiger in unserm Urtheile verhalten wie zu Hrn. Gerhard.

Um nun zum Schlusse unsere Beschwerden gegen die literarischen Communisten der Gegenwart zusammenzufassen und noch einige charakteristische Züge über ihr Wesen und Treiben, wie dem Verwandtes, beizubringen, so machen wir ihnen den Vorwurf, daß sie bloße Gattungsmenschen, durch ihre eigene Schuld und Vernachlässigung, und daß sie die unendliche Bedeutung des menschlichen Individuums, oder vielmehr die der intellectuellen Person und Persönlichkeit, nicht ahnen, deren Grundzüge Bewußtsein, Freiheit, Einzigkeit und Eigentümlichkeit sind, daß sie sich über das, was literarisches Gewissen ist, leichtfertig hinwegsetzen, daher auch in das Eigenthumsrecht die größten Eingriffe machen, Genie, Talent misachten, alles und jedes nivelliren, nicht etwa ehrlich und selbstlos auf alle, sondern nur auf sich bedacht, indem sie die Arbeit scheuen, keine Begeisterung kennen, wie sie denn, mit dem heutigen Materialismus im Bunde, an keinen Geist glauben, daher auch weder Ideen und Ideale zu schätzen verstehen, und in letzter Instanz nur auf pecuniären Eigennutz, auf compacten Genuß hinstreben. Die Mühe und eigentliche Arbeit überlassen sie andern, sie wollen diese nur ausbeuten, den Vortheil davon in möglichster Eile ziehen, in der Literatur auf Schleich- und Schmuggelwegen des Plagiats und des Nachdrucks. Es ist sehr bedeuftsam, daß bei den alten Römern das Wort „plagium“ eigentlich „Menschendiebstahl“ heißt. Was übt jeder Plagiator denn anderes aus als Menschendiebstahl, noch dazu Kindesdiebstahl? Denn des Menschen innerstes Wesen ist der Geist, der in den Sprachleib hineingeborene Gedanke ist ein Geisteskind. Also: der Plagiator raubt dem schöpferischen Menschengeniste dessen Kind. Alles, wodurch

der Communist und Plagiator in einer Person das rechtfertigt, ist Phrase und Lüge. Er sagt: was öffentlich erscheint, gehört der Menschheit. Dies ist die höchste aller Redensarten! Das Vaterland, die Menschheit, in deren Mitte ein Kind geboren wird, sie haben allerdings ebenfalls Anrechte an dasselbe. Auch zieht ja das Kind von beiden unendliche Vortheile. Dennoch bleibt es zugleich und vorzugsweise der Aeltern Kind, und es kann dieses Verhältniß durch nichts rückgängig gemacht werden. Selbst, wenn die Aeltern ihr Kind freiwillig andern zur Erziehung übergeben, selbst wenn es von diesen adoptirt wird, es bleibt auch unter anderm Namen jener Aeltern Kind. Diese besitzen es zwar nicht, wie man eine Sache besitzt. Sie besitzen es als Person, wie ja auch sie Personen sind, worin schon die Anerkennung liegt, daß das Kind sich einst ebenfalls seiner Person, d. h. seiner Freiheit bewußt werden wird; aber auch dann ist das Band mit den ursprünglichen Aeltern ein untrennbares. Sowenig also der, welcher dieses mit uns behauptet, leugnen wird, daß die Deffentlichkeit, daß die Menschheit gerechte Ansprüche an das Kind für die Zukunft habe, so wenig ist die Anwendung berechtigt, welche die Communisten auf ein Kind des Geistes machen, daß nämlich die Rechte eines Autors oder Verlegers auf eine Schrift, wenn sie einmal publicirt ist, aufgehört haben. Die Communisten sind und bleiben, beim Vernunft- und Tageslichte befehen: Nichtsthuer und Genießlinge. Denn abschreiben, entstellen, verschmuggeln heißt noch lange nicht arbeiten, produciren. Die literarischen Communisten gleichen jenen übermüthigen Fabrikherren, die in ihrer Werkstatte selbst nicht mehr fleißig sind, sondern hier treiben für sie das Werk Gesellen und Meister; sie haben dabei auch noch ihre besondern Buchhalter, welche die Correspondenz im großen und ganzen führen, sie selbst, die nichtsthuerischen Herren, schreiben nur höchstens gewisse Arten von Briefen, das heißt nämlich die bereits gedruckten Bücher der Deffentlichkeit, ab. Die Nachdrucker in Amerika betrachten die deutsche Literatur wie einen jener gesegneten Landstriche, wo die Obstbäume auf offenem Felde stehen, die Landstraße überschatteten, jeder Wanderer darf pflücken, soviel er Lust hat. So verhält es sich aber doch noch lange nicht mit der Literatur.

Wann wird es doch überhaupt mit den civilisirten Nationen so weit gebiehn sein, daß die Eigenthumsrechte an Manuscripten und gedruckten Schriften in jeder Hinsicht festgestellt sind? An beiden wird bis dahin noch häufig die größte Willkür ausgeübt. Es erstreckt sich das aus dem Deffentlichen bis ins Private. Es gibt Leute, die mit dem ausdringlichen Triebe und Kizel behaftet sind, kein Buch, welches doch einem andern gehört, lesen zu können, ohne die Seitenränder mit Bleifederstrichen, ja mit Bemerkungen und vermeinten Verbesserungen zu versehen, als wollten sie damit sagen: wißt ihr denn nicht, daß auch ich lebe? Das Beste und Bedenkenswertheste daran ist noch der dunkle Unsterblichkeitstrieb, der sich hier regt, indem man hinten oder nebenan auf dem Wägelchen des Buches aufsitzt, um ohne Passagiergeld auf die Nachwelt zu kommen, oder doch wenigstens noch ein Stückchen Zeit mehr zu erleben. Das Einschreiben von schlechten Sentenzen und Verslein ins Brodenbuch, höchstens von einigen bessern Zeilen, die jedoch einem andern gehören, bei Gelegenheit einer Harzreise, das Krizeln des eigenen Namens auf Fenstercheiben und Wände eines Hotels, es ist dieselbe Eitelkeit und Großthuererei mit dem lieben, leeren Ich, es sind commune und communistische Anwandlungen, deren größte Ausbrüche dann Plagiat und Nachdruck sein werden. Und wie wird nun gar bisweilen mit Manuscripten noch ganz besonders umgegangen! Was wir schon ein andermal öffentlich hervorhoben, wiederholen wir auch hier: jede Weglassung, Abkürzung, jeder Zusatz in einem Manuscript, ohne Zustimmung des Autors, ist ein Eingriff in sein Eigenthumsrecht, ist eine Verfälschung. Mancher hat gewiß auch schon die Erfahrung gemacht, daß er seine Handschrift, in Versen oder in Prosa, nachdem sie durch viele Hände Unberufener gegangen war, zu Gesichte bekam und sie mit Randglossen, wenn

auch nur mit Fleiß, versehen fand, die ihn nicht wenig überraschten. Noch dazu waren es oft Abschwächungen, Verschlechterungen. Dergleichen Federzeichnungen sind jenen Protuberanzen zu vergleichen, die man bei einer Sonnenfinsterniß an der Sonne beobachtet, die aber in unserm Falle vom Monde herrühren, der zwischen Sonne und Erde, d. h. hier zwischen Autor und Publikum, unangefordert vermitteln will. Solche kritisch aufdringliche Protuberanzen trüben durch ihre Anschwellung stark die Heiterkeit des ursprünglichen Producenten. Kommt derartige von einem einsichtsvollen Freunde, einem Genies, so wird es bisweilen, jedoch auch nur bisweilen, von Werth sein, denn hier ist die Gütergemeinschaft unter Umständen etwas Heiliges; kommt es aber von dem ersten besten trockenen Literaten, der im Dienste eines Verlegers steht, so ist es ein ledrer Eingriff ins Eigenthum.

Allerdings gehört noch mehr Fassung und Hochsinn dazu, um Plagiat und Nachdruck zu ertragen. *) Und doch, dem edeln Geiste, dem wahrhaft Reichen an Intelligenz, dem Genie, sogar dem Talent thun sie fürs künftige keinen Abbruch. Alle jene bleiben reich, selbst wenn sie noch so oft bestohlen werden. Aber der Ehre der Literatur, der Nation und Menschheit ist man es schuldig, dergleichen zu rügen, zu charakteristren, zu geißeln, denn die allgemeine Sittlichkeit wird durch solchen Frevel beleidigt, gefährdet. Wer hat wohl je stärker, schärfer, eindringlicher und überzeugender gegen den Nachdruck sich ausgesprochen als Jean Paul, und wahrlich nicht feinetwegen! Denn was konnten ihm, dem Ueberreichen, von so uneigennütziger Liebe der Mittheilung erfüllten sämmtliche Plagiatores und Nachdrucker an seinem unerschöpflichen Gedanken- und Ideenbesitz schmälern? Hätte er aber noch gar unsere literarischen Communisten der Gegenwart erlebt, er würde, bei all seinem Heroismus, von Schrecken erfaßt worden sein über ein Jahrhundert, welches so vielfach allen Idealen Hohn bietet, um nur commonen Gewinne nachzutrachten, und Raubhandel und Falschmünzerei auch auf die Literatur zu erstrecken. Dank und Ruhm denjenigen Staaten, die auch auf dem Wege des Rechtes und der Geseze gegen derartige Freibeuterei sich vereinigen, Dank ihnen, daß sie schon principiell allen Nachdruck verwerfen und denselben durch immer schärfere Maßregeln zuletzt unmöglich machen werden! Es ist in jüngster Zeit von Frankreich, Belgien, Italien, England, Deutschland und der Schweiz gegen den Nachdruck bereits Erhebliches unternommen worden. In der Humanität gibt es nur Eine Ausgleichung und Gleichung differenter Größen: den offenen vorurtheilsfreien Sinn, die reine hochherzige Gesinnung für verschiedene Eigenthümlichkeiten, die Achtung nicht bloß des Individuums, sondern der menschenwürdigen Person und Persönlichkeit, die neidlose Freude an der Eigenart des andern und der Werke, die er hervorbringt, als wären es die eigenen des Empfangenden. Es ist endlich das Verlangen, das eigene Naturell durch das fremde zu ergänzen, jedem das Seine zu lassen, und stets auch nur das eigene in die Dessenlichkeit zu bringen, dabei abweichende Ansichten nicht bloß auszuhalten, sondern sie als nicht geahnte Schätze mit Dank aufzunehmen, eigene Spenden hinzuzufügen, die Unabhängigkeit auf beiden Seiten zu wahren, und doch die Eintracht zu fördern, durch alles Aufnehmen und Leisten der Art das Gesamtkapital zu mehren, zu sichern, ein Kapital, welches allen zum Wohle gereicht, das allgemeine Besizthum erweitert, dem einzelnen in schweren Zeiten, in außerordentlichen Calamitäten Schutz verleiht, sodas aus all diesen Bestrebungen, Leistungen, Gegenseitigkeiten ein Organismus erwächst, eine civilisirte Gesellschaft sich constituirt, welche die Individuen untereinander und folglich mit dem Ganzen in Wechselwirkung erhält, und alle mit allen vermittelt. Aller Communismus nivellirt und tödtet!

*) Vgl. zwei vortreffliche Aufsätze: über Nachdruck im Brodhaus'schen „Conversations-Lexikon“, über Plagiat von R. Rosenfranz in den „Studien“.

ab durch alles und mit allem, was er unternimmt, eine Societät dagegen wie die vorn angebeutete gliedert und belebt, erhält und erweitert zu einem großartigen Vorwärts mit jedem Schritte. Durch die Intelligenz einer solchen Societät wird auch der Handel, auch der Buchhandel veredelt. Buchhändler, Verleger, Schriftsteller sollen ein humanes, zugleich uneigenmäthiges Commerzcollegium bilden, vor allem aber in der Verbreitung großer Ideen gerechte und gewissenhafte Haushälter sein.*)

Erlebnisse und Anschauungen aus dem tropischen Südamerika.

Von Franz Engel.

II. Zalazár de las Palmas.

In der „Erbbeschreibung von Columbia“, bearbeitet von Guths-Muths, findet sich S. 219 folgende Bemerkung: „Zalazár de las Palmas wird als Stadt angegeben im Districte von San-Faustino, gegründet 1552 von Diego de Montes wegen der dortigen Silberminen von San-Pedro, aber bald durch die Indianer völlig verwüstet. Existirt noch ein Zalazár, so ist es wol ein sehr unbedeutender Ort; alle Nachrichten fehlen.“ Und weiter heißt es S. 242: „Dieser Ort, über welchen alle neuern Nachrichten fehlen, steht doppelt auf den Karten der bairischen Gelehrten in Julia und Santa-Marta. Alcedo spricht so verworren von ihm, daß es rathsam ist, ihn hier auf bloße Anführung des Namens zu übergehen.“

Diese Zweifel vermag ich durch Thatfachen und nach eigenem Augenscheine aufzuklären; Zalazár de las Palmas existirt noch heute oder, je nachdem, es existirt heute wieder; da eine Chronik der Villa mir nicht vorgelegen und eine solche wahrscheinlich auch in keinem Winkel des Ortes niedergelegt sein wird, so bleibt allerdings darüber Unklarheit zurück, ob das heutige Zalazár noch das von Diego de Montes im Jahre 1553 gegründete oder ein an der alten Stelle wieder aufgetrautes oder ein gänzlich neues oder anderes sei; der unveränderte Name Zalazár de las Palmas läßt aber schließen, daß das gegenwärtige noch das alte oder doch auf dessen Fundament wieder aufgerichtete Zalazár sei.

Wer sich näher mit der Geschichte der Eroberung Südamerikas durch das spanisch-deutsche Reich beschäftigt und mit dem verzweifelungsvollen und blutigen Charakter der Kämpfe zwischen den Eindringlingen und den eingeborenen, niedergeworfenen Völkern vertraut gemacht hat, wird die Annahme nicht übertrieben finden, daß Zalazár nicht einmal, sondern vielleicht ein halbes Duzend mal niedergebrannt und wieder neuerstanden sein möge; jene Colonie war um so mehr solchen Wechselfällen ausgesetzt, als sie in das Gebiet der Motilonen weit vorgeschoben lag, einer der verwegnensten, räuberischsten und widerstandsfähigsten Nationen der Urbewohner Südamerikas, welche bis in die neuere Zeit hinein mit der größten Anstrengung und Anwendung aller gegebenen Mittel bekriegt und erst nach fortgesetztem Vertilgungskriege für immer besiegt und vernichtet wurden; die jähe Energie und Ausdauer der ersten Eroberer in ihrer blutigen Mission läßt an der beständigen Rückeroberung, Neubegründung und Behauptung des wichtigen, in die Marken des wilden Feindes eingeschobenen Keiles ebenfalls keinen Zweifel aufkommen; eine Energie, die jahrhundertlang ebenso hartnäckig dem aufreibenden Widerstande der verzweifelten braunen Völker als allen Zufällen eines oft mörderischen Klimas und eines unzugänglichen und der Ansiedelung und Cultur urkräftig widerstrebenden Erbreiches trotzte.

*) Bgl. übrigens den Artikel „Die Frage des literarischen Eigenthums“ in „Unsere Zeit“, Neue Folge, II, 1., 801—828.

Das wilde barbarische Volk der Motilones durchzog das weite Gebiet zwischen Merida, Cucuta, Ocaña und Sararé, herrschte und dehnte sich aus zwischen den Strombecken des Magdalena, Catatumbo, Zulía und Escalante zwischen 8°—9° Br. und 6°—7° westl. L. von Carácas und saß hartnäckig fest in dem Gebirge, das von Pamplona nach Norden streicht und reiche Minen besitzt. Noch lange nachher, nachdem die obigen Städte gegründet und behauptet worden waren, blieben die Wege, Gebirge und Flüsse zwischen denselben ungangbar, bis endlich Cucuta als Ausgangspunkt des Vertilgungskrieges gegen die unbeugsamen Vertheidiger des heimatlichen Bodens gegründet und von diesem Plaze aus durch Diego de Montes das Bollwerk Zalazár de las Palmas vorgeschoben wurde, um sich der Silberminen des im Gebirge vom Pamplona gelegenen San-Pedro zu bemächtigen; jedoch scheiterte diese Absicht an dem unermüdblichen Widerstande der Feinde. Noch im Jahre 1737 wurde mit drei Corps von drei Seiten zugleich ein Angriff, jedoch vergeblich unternommen; die unausgesetzten Verfolgungen und blutigen Zusammenstöße führten endlich die Aufreißung des tapfern, wenn auch barbarischen Volkes herbei und der kleine Rest vermischte sich, ebenfalls christianisirt, mit der angefüdelten christlichen Bevölkerung; nur ein schwacher Bruchtheil rettete und behauptete bis zur Gegenwart seine Unabhängigkeit und durchstreift die wald- und flussreichen Abhänge des Gebirges von Ocaña wie die Niederung der Flüsse Sardinata, Tarra und Catatumbo bis zur Sierra de Perijá hinauf; abgeschnitten von aller Cultur und jedem Verkehre nähert er in den wilden Schlupfwinkeln seiner Wälder den alten Haß gegen die Erbfeinde und vermeidet jede Berührung mit der ansässigen Bevölkerung, ebenso wie diese voll großer Scheu und fast abergläubischer Furcht jeder Begegnung mit den ungebändigten Nachbarn ausweicht. Jeder zufällige Zusammenstoß der wenigen Familien, die noch von dem einst zahlreichen Volke übriggeblieben, mit den Angehörigen des modernen Staats wie mit den Bruchtheilen anderer ausgerotteter Stämme in dem Gebiete des Maracaiboseebeckens, als der Quiriquines, Toas, Cocinas bis zu den noch heute mächtigen Goajiros hinauf, und aller dieser unter sich, wird blutig entschieden; die Gefangenen fallen dem Sieger als Sklaven zu, welcher seine Beute gegen Erzeugnisse der Civilisation einzutauschen sucht; den reichen Handelsherren Maracaibos kommt diese lebendige Tauschwaare sehr willkommen, um mit derselben die Fieberstümpfe der fruchtbaren Zulianiederungen in blühende Fruchtgärten zu verwandeln und sich mittels ihrer unter Pest, Gefangenschaft und Frondienst goldene Quellen zu eröffnen.

Schon der Name Zalazár de las Palmas, d. h. Palmen-Zalazár, deutet mit kurzem Schlagworte auf den landschaftlichen Charakter der Lage, auf die palmenumkränzte, frisch und ilppig grüne, anmuthig-erhabene Naturumgebung hin; und die Andeutung sagt nicht zu viel; schön liegt die kleine Villa in dem schwellenden Schoße eines Alpengartens eingebettet. Malerisch wechseln und gehen ineinander die bald sanft, bald mächtig geschwungenen Contouren des bergig gewellten Alpenbodens, die den Blick von einer zur andern hervorspringenden Form bis zu dem höher ansteigenden Horizont weit hinübertragen, ihn bald hier auf das lichte Colorit zahlreich ineinander verschlungener Culturfelder, bald dort auf den ernstern, dunkeln Farbenton geschlossener Wälder, über deren Wipfel der Blumenflor farbige Lichtstreifen wirft, bald wieder auf die nackten Formen der emporgehobenen Gesteine in den anmuthigsten Wechsel fallen und weiter eilen lassen. Auf dem Wege von Cucuta nach dem Hauptziele meiner Reise in Neugranada, der Villa Ocaña und deren gebirgigen Umgegend im Staate Santandér, hielt mich ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in dem pittoresken Kesselthale von Zalazár zurück. Mein wackerer Bursche Estéban, der mir von Merida aus, meinem Hauptanhaltepunkte in Venezuela, über die Cordilleren der venezulanischen Andes und bei den vielen Abschweifungen in die seitlichen Niederungen und Hochgebirge getreulich in Freud und Leid zur Seite ge-

standen, darüber Weib und Kind in den Bergen von Merida zurückgelassen und fast unter den Verwünschungen seines alten Vaters mit „dem verwegenen deutschen Weissen“, wie dieser sich zornig gegen mich und seinen Sohn auszudrücken liebte, davongegangen war, hatte mich in Cucuta, der Grenzstadt Neugranadas, verlassen, um wieder zu seinen heimathlichen Bergen, zu Weib und Kind und seinem erzürnten Vater zurückzulehren. Die hingebende Anhänglichkeit dieses braven Burschen an die Person seines einstweiligen Herrn hatte meine Sympathien für das geächtete braune Volk der Wälder und Berge Americas nur noch mehr erweckt. Hinter mir ließ ich nach einem kurzen Genuße das Wohlleben und den vollen Luxus einer verfeinerten Civilisation in dem palastartigen Gebäude meines gastfreien Wirthes zu Cucuta, um mich von der wohlbestellten Tafel, den bequemen und eleganten Boudoirs und Galerien und den stolzen Zinnen des weit ins Land hineinsehenden Alcázar in die Arme der wilden, von der Civilisation unberührten Natur zu stürzen.

Keine Heerstraße führt so wie die wenig betretene, von tiefen Hohlwegen, Engpässen, scharfen Schluchten und tiefen Abhängen viel durchbrochene und zerklüftete, beschwerliche Gebirgsstraße von Cucuta nach Ocaña in die innerste Naturwerkstätte der tropischen Breitenzonen ein und enthüllt wie sie so frei und vollständig die Physiognomie jener gestaltungsreichen Erdoberfläche. Mitten durch die vielgegliederte und wechselreichste Bodenfiguration des columbischen Ländergebiets und die, solchem Wechsel der Bodengliederung sich genau anschmiegende und überdies in unangetasteter Urkraft strotzende Vegetation zieht sie sich dahin, ringsum das großartige Panorama aller klimatischen und zonischnen Abstufungen, hinauf und hinab zu der eisigen Region der Parámos und zu den feuchtheißen Thalniederungen, von nackten, nebelumwallten Felsenmauern zu wildbrandenden, tiefauseinanderlassenden, engdunkeln Stromschluchten. Unter dem Eindrucke solcher großartigen Naturerscheinungen fallen die Beschwerden und Entbehrungen, mit welchen ihr Anblick erkaufte werden muß, in Nichts zusammen.

In Cucuta schloß ich mich mit meinen eigenen Reit- und Lastthieren einer Partie entfrachteter und leer nach Salazar zurückgetriebener Maulthiere an. Gut gefattelt legt man die Entfernung zwischen beiden Orten in Einem Tage zurück, aber mit Lastthieren und minder gut beritten theilt man den Weg in zwei Tagereisen. Ebenso öde wie sich die Umgebung Cucutas nach Osten hin gegen die Grenze Venezuelas aufthut, dehnt sie sich zunächst auch gegen Westen nach Salazar hin aus; man kann jene rothe, dürre, trocken auseinanderlassende Erde mit ihrem charakteristischen Pflanzenwuchse aus den Succulanten-, Mimosen- und giftigen Solanum- und Euphorbiensfamilien mit Recht die Wüsten des tropischen Americas nennen; einen Wüstenand kennt der tropische Gürtel nördlich des Aequators nicht, wohl aber jene rothe, ausgeborrte Wüstenerde; dieselbe dehnt sich aber nicht nackt und keimlos wie der Sand Saharas unter den brennenden Sonnenstrahlen des selten einmal bewölkten Himmelsazurs aus, sondern sie umkleidet ihren saftlosen, durchglühten Schoß immerhin noch mit einem, wenn auch durchaus charakteristisch gezeichneten, starren, lederhätigen, mit scharfen Dornen und giftig stechenden Haaren drohenden Pflanzengürtel, der mit brennenden Farben aus seinen schlauchartigen Saftgefäßen dem sengenden Sonnenstrahle entgegenblüht. Und so durstig heiß diese rothen Wüsten auch dem Auge erscheinen, dennoch wirken auch sie durch das Licht und das Leben der in der Luft spielenden Farben, welche die Tropenerde mit einem Hauche von Naturpoesie schmücken, reizend und harmonisch auf Sinne und Gemüth. Nach und nach aber mit der allmählichen Erhebung des Bodens geht dieses Pflanzenkleid der rothen Wüstenerde in den frischen Waldwuchse über, der besonders um die Alpenglieder Salazars einen so dichten Mantel wirft.

Etwa auf halbem Wege nach Uebersteigung der schmalen Wasserscheide zwischen dem

Flüßchen Pamplonita und dem Flusse Julia liegt am jenseitigen Ufer des obern Julia der kleine Ort Cayetano; das ziemlich breite und von starker Strömung durchflutete Beden wird, da es nach Landesitte nicht überbrückt ist, von Canoës durchkreuzt, während die entfaltenen Last- und Reitthiere weiter aufwärts durch einen seichtern, aber durch zusammengeschwemmtes Steingeröll sehr erschwerten Paß hindurchgetrieben werden. Der kleine Ort lehnt sich hart an das Flußbette; in freundlichem Wechsel schlingt sich um denselben ein Gürtel von Wald, freien Lichtungen und dunkel- und lichtgrünen Pflanzungen; durch andere Eigenschaften aber als durch den guten Cacao, welchen er in dem sehr geeigneten Boden längs der heißen Flugsniederungen producirt, wie durch den wenig hübschen und ansprechenden, aber durch den regen Verkehr mit Encuta gewitzigten Menschenschlag und namentlich auch durch seinen Reichthum an den verschiedenartigsten Streckmüden, ist er weiter nicht ausgezeichnet.

Unmittelbar hinter Cayetano steigt der Weg bergan; frische Laubwäldungen bieten Schatten; das befruchtende Netz der rieselnden und rauschenden Wald- und Gebirgsbäche zieht seine silberklaren Wasserfäden durch den gesättigten Boden und führt den ungestümmten Drang der übereinandergeschauften Keime einer rastlosen Schöpfungskraft zur üppigen Entfaltung; aber stumm ist das grüne Leben, denn der Stimmenchor fließt sowol die geräuschvolle Heerstraße wie den dunkeln Grund der Wälder, an welchen der Fuß des schwermüthigen Menschen gefesselt ist; er breitet sich hoch über dem dunkeln Grunde und über jene einsamen, unzugänglichen Wildnisse aus, wohin ihm selten nur der rauhe, Noth und Gefahren misachtende Jäger folgt. Der Wald beherbergt seine ihm anvertrauten Schlinglinge so wohl verwahrt, daß er den oberflächlichen Blick glauben machen kann, er sei von thierischen Geschöpfen gänzlich unbewohnt; fremdartig bis zur Enttäuschung berührt sein lautloses Schweigen den erwartungsvollen Fremdling, sodaß dieser vielfach die Sage in seine Heimat zurückgetragen, der Urwald des tropischen Amerika lebe und singe nicht; aber der äußere Eindruck täuscht, wie so häufig im Leben, den flüchtig vorüberziehenden Fremdling über das wahre Wesen des Tropenwaldes; abgesehen davon, daß die gesiederten Einwohner zum größten Theile ihre leuchtend farbigen Schwingen in dem sonnigen Aether, welcher auf den lustig-lichten und blühenden Wipfeln liegt, ausbreiten und ihre hellen, oft magisch wirkenden Stimmen dort ertönen lassen, wo Licht, Sonne und Luft die Lichtungen, die Flugufer und den Saum der Wälder füllt, concentrirt sich das thierische Leben, je nach der Eigenart des Individuums, an gewissen Stellen zu bestimmten Stunden und Zeitperioden, die nur der Kundige und der Mitbewohner der wilden, grünen Heimat belauschen und erlernen kann; dort und dann erst staunt der überraschte Fremdling die Fülle und Mannichfaltigkeit des thierischen Lebens an, die der grüne Wald unter seinem dichten Laubmantel hegt. Und ob Melodie in den Tönen, in den Stimmen Gesang? Wer das Glück gehabt, alle die Laute der kleinen Kehlen, die da ihre Lust und Freude an dem ewigen Sommer, in dem sie athmen, ausjubeln, zu belauschen, der wird jene Frage mit der Frage beantworten: ob solche Laute, die feierlich wie ein Orgelton durch das Dämmerlicht des grünen Domes schweben; die wie der Schlag kleiner Glasglöden, vielfach modulirt, hinwallen über die Grasfavanen und die duftigen, in lebhaften Farben prangenden Alpenfluren; die wie ein säuselndes Tonwehen durch Aeolsharfen wie ein einsamer, langverhallender Flönton oder wie ein fröhlicher, jubelnder Doppelschlag durch betäubende Blumendüfte gaulen — ob solche Laute sich in Gesang und Melodie bewegen? Das ist Musik, Harmonie, Sang und Klang, worin oft etwas überaus Sanftes, ja überirdisch Eingreifendes liegt, und dessen Tonspiel durch die Ruhe des Waldes oder die heitere Stille der Alpenfluren wie durch die Unsichtbarkeit der kleinen Sänger noch an Reiz und Wirksamkeit gewinnt, ob auch der Gesang mehr aus einzelnen, durch gleichmäßige Intervallen zur Melodie vereinigten Tönen als aus langen, zusammenhängenden

und wiederkehrenden Perioden besteht, aus welchen die unübertrefflichen, gefiederten Säger des Nordens ihre Melodien zusammensetzen.

Die Atmosphäre der rothen Wüste Tucutas, welche sich schwer und heiß auf die Athmungsorgane legt, steigt nicht über den vibrirenden Dunst der untersten Luftschicht auf, und mit der zunehmenden Verdichtung des Höhenbunstes und der Bergwaldnebel wird das Gesamtgefühl durch eine wohlthuende Abnahme der Temperatur und des Luftdruckes frisch belebt. Die ärmlichen, unter schattenlosem Mimosengebüsch zerstreuten Hütten der Chiveros (Ziegenzüchter), deren muntere, bunt gekleidete Heerden in der trockenen, hartblättrigen und wüthigen Vegetation der rothen Erde gerade die leckerste und ihnen am meisten zusagende Weide finden, verschwinden unter den, von feuchten Nebeln gestreiften Bergwäldern und Savanen; dagegen tauchen an der viel durchbrochenen, umwaldeten oder durch Gesträuch und Staudenrasen sich windenden Heerstraße von Zeit zu Zeit die einsamen, melancholisch blickenden, mit Lehm beworfenen und mit Palmenblattstroh bedeckten Hütten und Häuser des armen, träg-phlegmatischen Montañero auf, deren dunkeln, höhlenartigen Innenräumen kein Fenster einen Lichtstrahl gönnt; nicht viel anders als der Höhlenbär lauert in den dunkeln, dumpfen Winkeln oder um die rauchende Herdflamme der braune, armselige Nachkomme des einst so kriegerischen Gebirgsvolkes mit Weib und Kind und Hab und Gut halb fröstelnd und doch halb nackt unter der grauwollenen Covija an der nackten Erde nieder. Mit dem niedersinkenden Tage findet die kleine Reisegesellschaft das gesuchte Nachtsdach in einem geräumigen Hause, das von einem abgestumpften Hügelkegel trübselig niederblickt auf weitausgebehnte, natürliche Weidestoppeln, auf ringsumher in weiten Bogen aufsteigende und abfallende dunkle, wilde Forsten, auf graue Nebelstreifen und Wolkenballen, welche in phantastischen Sprüngen und Wandelbildern über die erstarrten Wellen des Massengebirges hin- und herrollen. Das Haus ist bereits mit Gästen, der Corridor mit Saumsätteln, eingeschnürten Kaffeesäcken und Geschirren aller Art angefüllt; Gruppen von spielenden, schwäzenden und schmausenden Arrieros lagern zwischen dem Gepäcke auf dem freien Rasenplatze und drinnen um das Herdfeuer, und sie nebst den frei umherweidenden Maulthieren deuten auf den lebhaften Verkehr hin, der auf dieser Straße herrscht. Aber dennoch, trotzdem der Verkehr zwischen der angeessenen und der umherziehenden Bevölkerung auch die Wohnstätten der isolirten Montañeros berührt und deren Eigenart abschleift und mildert, manifestirt sich dort oben in den Gebirgsbewohnern ein anderer, von den beweglichen, aufgeweckten und mit allen Vor- und Nachtheilen einer vordringenden Civilisation bedachten Bewohnern des heißen Fluß- und Küstenlandes abweichender Charakter, der auch in Haltung, Geberde und Form und Ausdruck des Gesichtes sein Gepräge findet. Der Contrast zwischen den Einwohnern eines und desselben Umkreises ist in jenen Ländern so schroff, daß selbst eine beständige Berührung, die Lebhaftigkeit des Verkehrs und Austausch die Gegensätze nicht zu verwischen vermag, die aber bei vollständiger Isolirung durchaus fremdartig gegenüberstehen.

An Bequemlichkeit und Räumlichkeit zum persönlichen Unterkommen stellt der Reisende in jenen dünnbevölkerten und von der Cultur wenig belebten Ländern sehr geringe Anforderungen. Die Beherbergung schließt hier keine andere Leistung in sich als die Aufnahme unter Dach und Fach und die freie Ueberlassung von Wasser und Feuer; wo er bleibe und was er treibe, das bleibt jedes eigener Sorge anheimgestellt. Wenn Frage und Antwort ausgetauscht, wird den ungeduligen Mäulern die Last abgenommen, ihre durchgeschuerte Haut erhält eine ägende Auswaschung mit Branntwein oder frischem Citronensaft und darauf, nachdem sie sich ausgewälzt und den Rücken im Sande oder Grase abgerieben, werden sie mit zusammengewickelten Vorderbeinen ihrem eigenen Willen auf der freien Weide überlassen. Eine solche Zusammenfesselung der Vorderbeine ist bei allen

der Gegend kundigen Thieren geboten, weil sie die Gewohnheit haben, alsbald den Rückweg nach der heimathlichen Krippe anzutreten, so groß auch die Entfernung sein möge. Dichter hängen sich mit dem dunkelnden Abende die Bergnebel aneinander und werfen über den gähnenden Schlund der Schluchten und Abhänge einen trügerischen Mantel, der in beständigem Wechsel seine Falten phantastisch durcheinanderrollt; nordische Scenen träumt das Auge des Nordlandssohnes unter dem tropischen Alpenhimmel, und sonderbar genug fangen statt der verkrüppelten Weiden und zitternden Erlen seiner heimathlichen Moorbrücke duftige Myrten- und Lorberzweige und schwankende Palmenhäupter das lustige Spiel der wallenden Dünste auf.

Die Señora des Hauses, welche eben mit wiederholter Energie die unermüdblichen Angriffe eines halben Duzend ausgehungert und räudiger Hunde auf den wärmenden Herd und die nicht minder starke Invasionsbegierde eines Rudels schwarzer Schweine abgeschlagen, bewilligt mit schädlicher Zuborkommenheit einen Antheil an dem hellodernden Feuer zum Aufquirren der Chokolade, und so groß auch wieder der Contrast zwischen gestern und heute, so mundet doch die Chokolade aus der Totumuschale und die Carrefeca vom verkohlten Holzspieße wieder ganz nach alter gewohnter Wanderweise. Längst auch sank hinter der grau umschleierten Walbschlucht die Sonne mit nordisch-blassem Gesichte unter, dieselbe Sonne, die einige tausend Fuß tiefer zum Meeresniveau in ein Bett von flammenden Purpurkissen untertaucht; jahraus jahrein genießt sie mit sehr geringer Abweichung immer dieselbe tägliche Lebensdauer von zwölf Stunden; verstummt ist der wilde Lärm der zur Nachtruhe in den Wald zurückschwärmenden Papagaienzüge, nachdem sie nach echter Freibeuterart die Mais- und Reisfelder mit verwüstendem Raube heimgesucht; mit feuchtkaltem Munde haucht die Nacht über die Cordillerentuppen und treibt den Haufen schlaffuchender Menschen zusammen in den einen Raum um die rauchende, zusammensinkende Kohlenglut; wo ihm die Gelegenheit günstig, streckt sich ein jeder neben den übrigen Herbergsgenossen auf der Ruhhaut auf der Erde aus und hüllt sich fest in seine Covija ein; nachdem die ersten unerbaulichen Eindrücke des Rauches und Rufes, der allgemeinen Ausdünstungsatmosphäre, der stinkenden Hunde, der blutdürstigen Angriffe der sehr zahlreichen Flöhe und Riguas*) überwunden sind, finden alle ihre wohlverdiente Ruhe.

Mit dem frühen Morgen entfaltet sich alsbald ein reges Leben und buntes Treiben auf dem Savanenhügel; die Mäuler werden zusammengetrieben, die schweren Lasten auf den Rücken gelegt und unter weithin hallendem Tobeln und Zurufen, launigen Gesprächen

*) Der Sandfloh (*Rynchoprion penetrans*), von der halben Größe des gemeinen schwarzen Flohes, lebt in dem Sande, Staube und Unrathe der heißen und gemäßigten Zone zur großen Beschwerde der Landeseinwohner; das begattete weibliche Thierchen dringt in die Haut der Leber, am Nacken, Knie, selbst bis zum Knie hinan ein, woselbst sein Leib bis zur Größe einer Erbse anschwillt, in einem weißen, blasigen Sacke eine Menge Eier birgt und diese endlich mit der ausgebildeten Larve entläßt. Diese Thierchen verursachen zunächst heftiges Brennen und Juckens, später, wenn der Eierfack anschwillt, einen schmerzhaften Druck, und bringen immer dort, wo eben ein Eierfack herausgenommen und die Haut noch wund ist, mit besonderer Vorliebe ein. Es bedarf eines steten sorgsamem Untersuchens der Füße, jedoch muß die Herausnahme mit einer Nadel oder spitzem Messerchen sehr behutsam geschehen, weil zurückbleibende Theile des zerrissenen Thierchens sehr traurige Folgen nach sich ziehen können; eine Vernachlässigung der nöthigen Sorgfalt und Reinlichkeit kann bis zur Verflümmelung der Gliedmaßen führen, wie solche zuweilen an Negern bemerkt wird. Von Hausthieren sind namentlich Schweine und Hunde gequält, und auch die eigentlichen Brutstätten dieses Insekts; die Hunde nagen und beißen beständig an ihren Füßen herum und sind meistens lahm; die Schweine, die sich nicht selbst zu helfen wissen, tragen oft eier- und faustgroße Knollen von zusammengehäuften Riguasäcken, namentlich am After, an den Ohren und Fersen, und sind nicht selten ein Opfer der widerlichen Schmarotzer, da sie schließlich an Auszehrung sterben.

oder heftigem Gezanke mit den Thieren treibt jeder seines Weges weiter. Auch wir. Wilder, großartiger, wechselvoller wird das Landschaftsbild, je tiefer der Weg in das tiefdurchklüftete Gebirgsland von Ocaña hineinführt; Schneide legt sich mit scharfem Rücken an Schneide, eine von der andern getrennt durch tiefe, schroff abfallende Schluchten, durch welche wildschäumend der Bergstrom rauscht; ebenso schroff wieder steigt die nächste Parallellette jenseit des tiefen Strombettes aus dem brandenden Grunde an, wo das breite Krum- und Musenblatt unter den emporgespritzten Schaumperlen schwankt, bis zu der Klippe hinan, wo unter der Tropeneiche der braune Farnbaum sich sinnig in den dichten Mantel seines herrlichen Laubschopfes hüllt, und weiter hinauf zu der einsamen Höhe, wo der kalte Paramawind durch die Blattkrone der schwarzen Palme (*Palma negra*, *Klostockia*) rauscht und der feuchte Nebelreif sich an das silberglänzende Haar des Mönchsstrautes (*Freilejon*, *Senecio*) hängt. Ueber zusammengescheuderte Würfel von Felsenkrümmern stürzt der kleine Rio-Zalazar schäumend und brausend in den Bergkessel hinab, in dem halb rauh und wild, halb anmuthig lachend die kleine Villa, die nach ihm ihren Namen führt, eingebettet liegt; ungestüm eilt er mit wilden Sprüngen unmittelbar an den Häusern der Villa vorüber, um das ebenso harte und unebene Bette des obern Julia mit fliegender Hast und Eile zu gewinnen. Steil fällt der Weg von hüben und drüben in die Straßen der Villa ab. Am Nachmittage des zweiten Tages wurde mir bereits als erwarteter Gast von den beiden Damen Foliaco in Abwesenheit ihres Bruders Don Sebastian jener wohlthuende Empfang zu theil, wie ihn die lebenswüthige Zuorkommenheit und feine Sitte des gebildeten Creolen so angenehm zu gestalten weiß.

Die kleine Villa Zalazar liegt zwischen dem 7. und 8.° nördl. Br., 7 Meilen nordwestlich von Pamplona und ebenso weit westsüdwestlich von San-José de Cucuta an dem Flüsschen gleichen Namens unweit seiner Einmündung in den obern Julia innerhalb der gemäßigten Zone, von einer reizenden Gebirgslandschaft umgeben. Die ganze Parochie zählt etwa 5000 Seelen und gehört zu den bevorzugtesten Landestheilen des tropischen Amerika, genießt alle Vorzüge desselben ohne deren Nachteile; ein beständiges Frühlingklima, das nur während der Sommerzeit in den Mittagsstunden etwas höhere und drückende Temperatur annimmt, eine Luft, so leicht, dünn, sonnig und blau, daß sie die Lungen in vollen Zügen trinken; Wasser, so rein und frisch wie die Luft, die auf den waldigen Hügeln in durchsichtiger Klarheit liegt; eine Umschau, die ebenso das künstlerische Auge als die Naturempfindung entzückt; eine Fruchtbarkeit, die, wie das Wasser, in unerschöpflich grünen Quellen aus dem dunkeln Schoß der Erde hervorsprudelt; ein glücklicher Tummelplatz der beschwingten Säger, der funkelnden und glühenden Käfer, des Menschen-, Thier- und Blumenlebens: das sind, außer noch manchen andern, die Gaben, welche der Himmel aus seinem tropischen Füllhorne über jene Erden-scholle ausschüttet, und welche dem Menschen alle Bedingungen zu seinem leiblichen und geistigen Wohlbefinden bieten; sie rechtfertigen und erklären die unermüdlige Ausdauer und Begierde, mit welcher die Bläßgesichter, selbst in ihren wüsten Leidenschaften von der ruhigen Freundlichkeit solcher Naturschönheit gebündigt, sich in diesen herrlichen Gefilden festzusetzen trachteten. Auch in jenen Jahrhunderten der Barbarei und Abenteuerehrlichkeit, die jeder zarteren, menschlichen Regung spotteten, empfanden die räuberischen Horden, die Conquistadores de la Santa-Fé, jene überwältigende Macht und Beeinflussung der tropischen Naturerscheinungen, und fühlten instinctartig vorher, daß jene Unbewegtheit, die sich auf das Gemüth des Menschen, der unter solchen Einflüssen lebt, überträgt, weder im physischen noch im moralischen Sinne das Leben im civilisirten und von andern Naturbildern umgebenen Europa begleiten könne; daß nach mehrjährigem

Leben in solchen Ländern die Heimkehr in das alte Europa das innere Gleichgewicht erschüttern, und erst nach langem Aufenthalt und vieler Selbstbefugung die allmähliche Gewöhnung dasselbe vielleicht wiederherstellen werde. Die Schriftsteller jener Zeit gaben dieser Stimmung und Erfahrung in der damaligen naiven, kindlichen Redeweise vielfältig Ausdruck; so sagt einer der berühmtesten und fruchtbarsten Reiseschriftsteller, Acosta, in seiner „*Histor. nat.*“, I, II, 3, 14: „Welche Schätze und Güter es auch irgendwo gebe, so wird man doch ein schmerzliches und unangenehmes Leben verbringen, wenn zugleich der Himmel rauh und ungesund ist. Aber, wo der Himmel und die Luft gesund sind und fröhlich und friedlich, da herrscht, auch wenn es keine andern Schätze gibt, Zufriedenheit und Vergnügen. Wenn man betrachtet, wie gemäßigt und angenehm das Klima vieler Länder von Indien (d. h. in damaliger Sprache Westindien, Südamerika) ist, wo man nicht weiß, was der Winter sei, der mit Frost bedrängt, oder der Sommer, der mit Hitze ängstigt, wo man mit einer Matte sich gegen alle Unbilden des Wetters schützt, wo man im ganzen Jahre kaum die Kleider zu wechseln braucht; ich sage, wenn man das alles erwägt, so ist es mir oft vorgekommen, und noch heute scheint mir es so, daß, wenn die Menschen sich entschließen könnten, sich aus den Fallstricken zu befreien, welche die Begehrlichkeit ihnen legt, wenn sie die Thorheiten ihrer unnützen und kummererzeugenden Ansprüche einsehen und mit Edelmuth lieber die Herren ihrer Schätze und Begierden als die Sklaven derselben sein wollten, sie in Indien ein sehr ruhiges und angenehmes Leben verbringen würden.“

Die Straßen des Orts erscheinen, wie die aller kleinen Ortschaften jener Länder, am Alltage stumm und ausgestorben; unter jener Himmelszone ist der Landmann mit seinen Interessen, seinen Bedürfnissen und Vergnügungen nicht so sehr an die Stadt gebunden, nicht von ihr abhängig, wie es im allgemeinen die Landbevölkerung jener geographischen Breiten ist, die eine Entfaltung des öffentlichen Lebens unter freiem Himmel kaum gestatten, und wo sich Bildung, Handel und Gewerbe, Geselligkeit und Genuß in den Städten concentriren. Im tropischen Amerika hat der Landmann auf seiner Hacienda oder innerhalb seiner Gemüesfelder alles, was er begehrt, wenigstens ebenso viel als ihm eine zusammenhängende Ortschaft zu bieten vermag; mit geringen Ausnahmen etwa beschränken sich die Interessen, die ihn an die Stadt binden, auf den Umsatz seiner Bodenproducte und den Eintausch derselben gegen Manufactur- und einzelne Colonialwaaren; was sonst zum täglichen Leben gehört, sammelt er das ganze Jahr hindurch auf seinem Grund und Boden ein und verfertigt es aus den gegebenen Mitteln mit eigener Hand, denn jeder Mann ist daselbst ein vielseitiger und für sein Heimwesen eigener Professionist; die wenigen Kleidungsstücke, deren er der Sittlichkeit halber und um seiner Eitelkeit zu schmeicheln bedarf, findet er in jedem Kirchdorfe, denn wo sich eine Häusergruppe an die andere anlehnt, thut sich alsbald auch bei jeder dritten Thür ein Krämerladen mit den auf dem flachen Lande begehrten Waaren auf. Seine täglichen Lebensbedürfnisse sind so einfacher und mäßiger Art, daß ihn die Sorge um Speise und Trank nicht über die Schwelle seines Hauses drängt; die Banane, die neben seiner Hütte reift, das nahrhafte Maiskorn, das ihm auf den sonnigen Hügeln und Abhängen im Laufe eines Jahres drei bis vier Ernten zuträgt, die aromatische, nährnde Cacaobohne, welche ununterbrochen durch alle Monate des Jahres unter dem dunkeln Schatten des Laubzelttes heranwächst, der Kaffee, die Yucca, das Zuckerrohr u. s. w. genügen seinen Ansprüchen an materielles Wohlleben vollständig und werfen ihm die Ersparnisse zur Erweiterung seines Hauswesens und zu seinen Volksbelustigungen ab; Melonen-, Orangen-, Tártago-, Tobimabäume und andere umhegen sein kleines Gehöft und liefern seinem Hauswesen Geräthschaften, Heilmittel, Del und erfrischende Früchte; von dem leichten Fachwerke und Dache seiner Wohnung hält das mächtige, dunkelschattige Ast- und Laubgerüst des Feigen- und

Ranghobaumes die brennenden Strahlen der Mittagssonne ab, und unter dem dichten, undurchdringlichen Schatten lagern die Miterwerber seines Eigenthums: Maulthiere, Pferde, Esel und Zugochsen, und die Mitversorger seines täglichen Fisches: Ziege, Kuh, Schwein, Hühner und Kuhn; mitten aus dem Walde klettern die Aeder bergan und bergab, die er freilich im vollsten Schweiße seines Angesichts, doch ohne nagende Sorgen, ohne Ueberanstrengung, ohne tiefe Verschuldung, und mit der Aussicht auf sicher lohnenden Erfolg seiner Mühen aus der Wildniß bloßgelegt; immer leimt ihm aus der gelichteten Erdrinde unter mäßiger, wenn auch beständiger Arbeit ein reichliches Brot hervor, das niemals Eis und Schnee vergräbt. Eine einsame Hütte schaut zur andern von Hügel zu Hügel hinüber, gegenseitiger Zuruf erreicht sie, Gegenruf schallt zurück; aus tiefem Thale, wo der Gluthdunst der Sonne auf dunkeln Cacaohainen schwimmt, wirbelt der Rauch aus gelben Palmstrohdächern in die klare, leichte Luft empor, in welcher sich die freie Brust des Oberländers habet; so vereinzelt, einsam, zerstreut, und doch heieinander und miteinander; isolirt, und doch im Zusammenhange; frei, unabhängig, sein eigener Herr und Meister und seines unbegrenzten Reichs König, hat er alles auf der Scholle, worauf er steht: Nahrung, Kleidung, gesunde, fröhliche Luft, leichten Flug der Gedanken, Heiterkeit des Gemüths, Geselligkeit und Vergnügen nach seiner Art und seinem Geschmade; nichts treibt ihn in die Straßen der Stadt, und für die unbekanntentbehrungen und Gemüthe und geistigen Bedürfnisse der Civilisation entschädigt ihn eine gütige Natur.

Nur an den Fest- und Markttagen beleben sich die Plätze und Straßen der kleinen Ortschaften; dann strömen, gleich einem versammelten Vogelschwarm, die ringsumher zerstreuten Bewohner der Landschaft durch die Straßen ein und füllen die Läden, Plätze und Häuser geräuschvoll an; ein immer wechselndes Bild rollt sich da vor dem Auge des Beschauers ab, alle Hautfarben, Trachten, Temperamente, Rasseigentümlichkeiten und Interessen laufen bunt durcheinander. Volksjubel und Glodengeläute, Weltgeräusch und Processionen, wüster Lärm und die Schaustellung des Allerheiligsten gehen die innigsten Verbindungen ein. Es ist nicht so sehr das Gemüth, der Drang nach Erbauung und nach Gemeinschaft mit dem übersinnlich Göttlichen, was die Gemeinde so zahlreich in die Messe treibt, als vielmehr das geschulte, gedankenlose Gewissen, die Genugthuung an älterer Form, Neugierde, Trieb zur Geselligkeit und Vergewärtigung sinnlicher Vorstellungen. Jedoch, sowol am Feste wie am Markttage, verschwindet das bunte, geräuschvolle Leben und Treiben nach wenigen Stunden wieder aus den Straßen der Stadt; schon bald nach Mittag kehrt ein jeder in seine Wälder und Berge, zu seinen Thälern und Laubschatten zurück, nicht immer, nur selten in der Verfassung, in der er fortgegangen, schwerer im Kopfe, leichter in der Tasche und durch Leidenschaften aufgeregt; die gesellige Unterhaltung, die in Spiel, Tanz, Trunk und Galanterie gipfelt, zuweilen sich auch harmloser ergeht, findet ihre Fortsetzung in einem der zerstreuten Bauerhäuser, wo sich dann die ganze Umgebung zahlreich einfindet und eine dem schwerfälligen Temperament des Nordens unbefannte Ausgelassenheit an den Tag legt.

Durch solchen Menschenzusammenfluß, durch die Beweglichkeit des geselligen Volks und das schickliche Benehmen auch der untersten Klassen, durch die freimüthige Gastlichkeit und Zuborkommenheit, das sommerliche Klima, durch das alles gestaltet sich das Leben selbst in den kleinsten Orten, welche dem Auge mit Recht als ein Haufen kümmerlicher Baracken erscheinen, ganz anders als der äußere Anblick vermuthen läßt; selbst durch die elendesten Dorfschuppen geht ein Strom beweglichen Wesens, das unter den Dorfkathen nordischer Länder keinen Raum findet. Der Fremde von gestern ist heute bereits alter Bekannter und Genosse; die Unbefriedigung der gehaltlosen Zerstreungen, welche der tiefer durchgebildete Fremde nur zu oft empfindet, findet eine Ausgleichung in

der Rückwirkung der Naturkraft auf das Gemüthsleben, in der Leichtigkeit und wohlthuenden Schicklichkeit gegenseitiger Berührung, dem geringern äußern Abstände zwischen arm und reich, hoch und niedrig. Auch der kleinste Ort entbehrt bei der vollen Verkehrs-, Gewerbe- und Handelsfreiheit nicht der ständigen wie kommenden und gehenden Repräsentanten verschiedener Bildungs- und Gesellschaftsgrade.

Zalazár bietet aber mehr derartige Vorzüge als andere gleiche oder größere Ortschaften. Im Grunde nur eine Colonie der an Intelligenz, Handel und Cultur hervorragenden Stadt San-José de Cucuta, der Grenzstadt Neugranadas gegen Venezuela, empfängt es auch ganz dessen Impulse und vermittelt in gewisser Hinsicht den Uebergang zweier eng verschwisterter, und dennoch in den Grundzügen des Charakters vielfach auseinandergehenden Nationen: der Venezulaner einerseits und der Granadiner andererseits. Schon in ihren innern Bestrebungen weichen beide Völker mannichfach voneinander ab; das venezulanische ist mehr ein ackerbautreibendes, das granadinische mehr ein gewerbtätiges, wissenschaftliebendes Volk; daher findet sich diesseits, im Westen des Táchira, ein mehr verschlossener Charakter, größere Abrundung, Biegsamkeit und Verfeinerung in Form und Sitte, während der ländliche Venezulaner derbe Offenheit, eine unkritische Denk- und Handlungsweise, aber zugleich auch einen ungezügelteren Hang des Eigenmuthes und der Leidenschaftlichkeit zeigt. Der Contact verschiedenartiger Anlage- und Bildungselemente führt aber in jedem Volk eine größere Abschleifung, erhöhte geistige Regsamkeit und Wohlstandigkeit herbei als das starre Verharren bei nationaler Eigenart. Außerdem aber wird Zalazár noch von einem dichten Gürtel wohlhabender, größerer und kleinerer Grundeigenthümer eingeschlossen; der Verkauf und Ankauf seiner reichen Bodenerzeugnisse knüpft immer neue und feste Beziehungen zu den intelligenten Handelsstädten an; und ferner noch führt ihm das gesunde, heitere Klima längere und kürzere Besuche wohlhabender und gebildeter Familien aus dem erschlaffenden, schwül-heißen Klima Cucutas und dessen Umgebungen zu, so daß die Villa Zalazár und Landschaft nie ohne Gäste ist, und mancher der periodischen Ueberstiedler sich endlich ganz in dem herrlichen Alpengarten niederläßt; das alles leitet einen wesentlich belebenden Strom der Sitte und Bildung in die Bevölkerung jener Landschaft.

Es darf daher nicht überraschen, in der kleinen Villa des Binnenlandes und der Cordillerenwälder zwischen elenden Baraden, muffigen Kaffeefäden, Saumfätteln, trunkenen Indianern und rohen Maulthiertreibern auch feingebildete Cavaliere, sinnende Philosophen, scharfsinnige Politiker und Diplomaten, ästhetische Jünglinge und Jungfrauen, weltkluge und kenntnißreiche Männer und Leute zu finden, welche Sue's „Geheimnisse von Paris“ aus eigener Anschauung kennen, und in der gefüllten Kirche unter die groben weißen Quamas und grellen Kattunkleider der schlichten Land- und Stadtleute den schwarzen Frack und Cylinderhut und rauschende Seide und Sammt sich mischen zu sehen. Freilich sind jene Gestalten meistens wandelnde, kommende und gehende, wie gleichfalls nach zurückgelegtem Kirchgange oder Besuche Sammt und Seide im Hause sofort wieder verschwindet; denn bei den Creolinnen herrscht leider die unehrliche Sitte, mit glänzenden Fittichen, wie ein Schmetterling, an die Sonne zu fliegen, im eigenen Neste aber sich in die alte schlotterige und selbst lieberliche Larvenhülle einzuspinnen. Hat doch das Schöne dasselbe Anrecht auf Pflege und Geltung in dem stillen Daheim als auf Markt und Gassen; gestatten aber die Verhältnisse überhaupt keine Pflege nicht, so ist das Bestreben, seine Rücken nach außen durch Flitter zu decken, eine Heuchelei. Es liegt die Absicht fern, etwa einen Ausfall machen zu wollen auf den ehrwürdigsten und anmuthigsten Ornat der Hausfrau, das Wirthschaftskleid; aber mit diesem Schmucke der deutschen Hausfrau hat das Hauskleid der Señora Hispano-Americana nichts zu schaffen; von einem Hauswesen, dem Heiligthume eines innersten Wirkungskreises und Frauenberufs hat sie gar kein Ver-

ständniß, von Wirthschaft und Wirthschaftlichkeit nur einen höchst oberflächlichen Begriff. Sie ist wol die Dame, aber nicht die Frau; sie fügt wol äußerlich zu dem Hause den Glanz und den Schimmer, aber nicht regt sie ohne Ende die fleißigen Hände, noch mehrt sie den Gewinn mit ordnendem Sinn; die duftenden Läden voll schimmernder Wolle, voll schneigem Fein, die schnurrende Spindel, die vollen Kammern, die blanke Küche, stehen der Welt ihrer Vorstellungen so fern, wie unsern Hausfrauen die schaukelnde Hängematte, in welcher jene den größten Theil ihres Lebens schwelgend verträumt; nicht ruht sie nimmer, wohl aber immer. Einen Schaukelstuhl mit dem andern vertauschen, die weichen Glieder im kühlen Bade dehnen, die lange Haarfülle mit dem Kamme durchwühlen, mit duftigen Oelen tränken, mit dem kleinen, bald launisch verhätschelten, bald gelangweilt zurückgewiesenen Liebling spielen, um dessen kaum sichtbare Kleidung sie sich durchaus nicht die zarten Finger mit Schere und Nadel rigt, so schlampt sie (wenn der Ausdruck erlaubt ist) ohne Noth und Zweck in schlotterigen Pantoffeln und Kleidern im Hause herum, bis mit dem Abend die Stunde des Empfangs herankommt, wo dann am offenen, erleuchteten Fenster den Spaziergängern zur lieblichen Schau und zum Empfange der Cavaliere, eine bezaubernde Haltung angenommen wird.

Was der Hausstand eines Creolen an Wirthschaftsorgen und Thätigkeit mit sich bringt, ist in einigen Viertelstunden abgethan; eine Speise- und Vorrathskammer kennt er nicht, und das Klima gestattet sie auch nicht; das Feld und der Markt liefern die tägliche Mahlzeit ins Haus; große Wäsche und Leinenzeuggorräthe, der Stolz deutscher Hausfrauen, würden in jenem Klima ebenso unbequem als unzweckmäßig sein; Klima und Insekten würden bald damit aufräumen; der sonnige Himmel verweigert nie die schnellste Trocknung der Wäsche, und gegen eine lange Verschiebung der Wäschen und Aufhäufung derselben lehnt sich wiederum das Klima und die ganze von diesem abhängige Lebensweise auf. Jeder einzelne Betrieb des Hauswesens findet seine eigene Bedienung; eine Magd übernimmt die Koch- und Backkunst, eine andere das Waschen und Plätten, eine dritte die Aufwartung der kleinen Señorias, eine vierte ist Jose der Señora; ein Bursche bedient die Pferde, ein anderer den Tisch, ein dritter begleitet den Herrn auf seinen Handelsreisen u. s. w., und jedem dieser dienenden Geister folgt vielleicht noch ein Schwarm eigener Küchlein. Sehr peinlich und anspruchsvoll darf man in der Wahl der Dienerschaft nicht sein; diese findet sich dann nur zum Dienste bereit, wenn den persönlichen Bedürfnissen und Neigungen entsprechende Rechnung getragen wird; wenn sich nur eine gute Eigenschaft an dem Diensthoten zeigt, so ist man zufrieden gestellt und hütet man sich sehr, der fehlenden halber das Verhältniß zu lösen. Erlaubt sich die Señora eine Rüge, so entgegnet die Geschmähte ohne alle Verlegenheit mit lächelnder Miene: „Bueno pues, me voy!“ („Gut denn, ich gehe!“) und in der nächsten Viertelstunde zieht sie mit ihrem Bündel Kleider auf dem Kopfe und dem Schwarm Küchlein hinter sich mit einem freundlichen Adios! über den Hof, mit dem fröhlichen Bewußtsein, daß sie der Himmel ernährt und kleidet wie die Vögel und Lilien auf dem Felde. Und da muß nun die Señora am Ende gar selber an den Kochtopf auf dem rauchenden Herde treten, da er doch einmal gerade kocht, und die eigenen zarten Finger verzweiflungsvoll um den Holzstoß Kammern und mit Asche bestäuben! Solcher Lebensbedrängniß sucht also Señora sehr wohl aus dem Wege zu gehen und findet sich mit feuzender Resignation in die Unzulänglichkeit der dienenden Menschheit. Unterkommen und Fütterung der Diensthoten nebst ihrem Anhang macht freilich auch keine große Sorge, und der klingende Lohn ist nur gering; ein jedes erhält eine Matte, und darauf mag es sich betten wie und wo es wolle; die Reste des Herrtentisches wandern zur Küche hinaus zur Dienerschaft, und das Mangelnde ist schnell und leicht ergänzt durch einige geröstete Bananen und etwas gequirkten Cacao.

Der Nordländer wird aus seinem behaglichen Hauscomfort heraus leicht ein Anathema schleudern auf solche Creolenwirthschaft; aber das Urtheil wird immer ein voringenommenes sein, das an fremdartige Dinge nur den nächstliegenden Maßstab der eigenen Verhältnisse legt. Die Gesellschaft und Häuslichkeit der südlichen Völker dulden nur jene Kritik, sofern sie gerecht sein soll, welche alle Elemente, die unter jenem Himmel wirksam und herrschend sind, berücksichtigt; unter solchem Gesichtspunkte wird aus den tiefen Schatten auch manche freundliche Lichtgestalt hervortreten; auch dem chevaleresken Hispano-Amerikaner überläuft bei dem Gedanken an die barbarischen Sitten und Empfindungen des Ingles, des Aleman und anderer nordischer Nationen oft eine Gänsehaut. Dem Südländer ruft sein Himmel täglich zu: ich bin dein Dach und meine grüne Erde ist dein Haus! Aber das blaue Himmelsdach und der unbegrenzte immergrüne Raum schafft natürlicherweise eine durchaus andere Häuslichkeit und andere Familienanschauungen als das enge, feste Gemäuer, welches das ganze innere Heimwesen dicht und innig begrenzt. Der Südländer lebt außerhalb, der Nordländer innerhalb der vier Wände; beide sind also Bewohner ganz verschiedener Welten.

Der Fremde hat demnach den Creolen in seiner ihm eigenthümlichen Welt, Art und Weise aufzusuchen, außerhalb der vier Wände oder in seinem Hause zu jener Tagesperiode, wenn dieses seine Vorhänge fallen läßt und in das Freie hinaustritt, zur Abendstunde. Unwillkürlich fühlt er sich dann wol fest gebannt von dem Anblicke, der sich ihm in dem Augenblicke zeigt, wo sich die Pforten der Kirche öffnen und die Gestalt der Frau als verkörpertes Ideal der Grazie in Hoheit und Anmuth, in künstlerisch geschmackvolle Gewandung gehüllt und doch in ungekünstelter Natur an ihm vorüberauscht und schwebt, und der Mann, ein vollendeter Cavalier, mit gewinnendem Grusse an ihn herantritt. Ober er luftwandle am Abend durch die Straßen, Höfe, Galerien und Empfangshäler, überall wird Reiz und Anmuth, seiner Geschmack und Schönheit seine Schritte bannen, und das dunkle Auge unter den schattigen Brauen, die Haltung des schlanken Nackens unter dem blumendurchflochtenen, schwarzen, leichtgelösten Haare, der Wohlklang der Stimme, die liebenswürdig sorgsame Behandlung der Muttersprache, und, wenn das Vertrauen bereits die streng bewachte Form durchbrochen, auch das Lächeln auf den Lippen und die Offenheit des Wesens wie die angenehme Umgangsweise einen wohlthuenenden Eindruck in ihm zurüclassen.

Einerseits durch das schroff abfallende Ufer des Rio-Zalazar, andererseits durch die steil ansteigende Bergkette eingengt, hat die Villa die Form eines langverschobenen Rhomboids angenommen; zwei gepflasterte Straßen durchlaufen parallel den Längsraum; sie sind durch mehrere kleine Querstraßen verbunden und umschließen in der Mitte des Orts die große Plaza; zwei große geräumige Kirchen, einander an der schmalen Seite der Plaza gegenüberliegend, sind eine Zierde der Villa. Diese in großem Maßstabe angelegten und nach altspanischer Art fest und massiv aufgeführten Dome beweisen deutlich, daß die Gründung Zalazars weitgehende Pläne in sich trug, und daß dieselbe in eine tiefe Vergangenheit fällt, welche noch in diesen übriggebliebenen Monumenten die verlorenen schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen verdolmetscht. In der That macht die kleine Villa mit ihren alten ehrwürdigen Kirchengebäuden und der umgebenden Naturscenerie einen ernst-feierlichen Eindruck, der unwillkürlich den Geist erfasst und zu ernstern Reflexionen einladet. Häufig trieb mich ein innerer Drang in das Dunkel eines der Dome, und während durch Portal und Fenster das heitere Blau und Sonnengold des Tropenhimmels lächelte, klang aus alten versunkenen Zeiten ein mythischer Ton durch die Seele, der den dunkeln Raum der Kirchenhallen mit längstverstummten Bildern des Natur- und Menschenlebens, die einst über jenen Boden hingegangen, belebte. So still und fern dem Weltgeräusche liegt der kleine Erdenfleck in das Cordillereuthal eingebettet, und

doch wehrt über demselben der Odem der Geschichte so bedeutungsvoll, da sich auf ihm der Kampf der Menschheit in vielen seiner einzelnen blutigen Phasen abgesponnen hat. Wie ein nach dem andern folgender Schöpfungstag der Erde den vorausgegangenen verschlungen, so haben sich auch von Anfang an die jüngern Wogen des Menschengeschlechts über die ältern gewälzt, die alterschwach zusammenfielen, und auf jenem stillen Erdenfleete stand einer der vielen Blut- und Brandaltäre, auf welchem das Opfer an dem altersschwachen braunen Menschengeschlechte vollzogen ward durch die Hand des Bleichgesichtes, das dem überraschten Opfer selbst als ein Kind der Sonne, als ein Halbgott aus der Region des Lichtes jenseit des unendlichen Oceans erschienen war. Und wiederum, ehe noch jene Altäre verräucht, fand auf jenem Grunde der Krieg a la muerte zwischen Mutterland und Colonien lautesten Widerhall; er erbehte unter dem geharnischten Abenteuerzuge eines Diego de Montes nach den Silberminen von San-Pedro und den entgegengeworfenen nackten Leibern wilder Motilonenscharen, wie unter dem Helden schilde eines Bolivar, welcher die Satrapen einer mittelalterlich beutegierigen Regierung von der freien Cordillere hinabwarf ins Meer.

Mir, der ich ganz als Familienmitglied aufgenommen war, wußten Don Sebastian Foliaco und seine beiden Schwestern, die keimtnisfreie Doña Victorina und die praktisch-energishe Doña Ramóna, den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm zu machen, als er sich in den kleinen Ortschaften Südamerikas überhaupt gestalten läßt. Der Fremde, namentlich aber der Deutsche, ist in den columbischen Ländern überall gern als Gast gesehen, und wenn er nicht gerade den untersten Ständen angehört, stehen ihm überall die Thüren der angesehensten Häuser offen. Vertrauen und Freimüthigkeit empfängt ihn und wird von ihm wieder begehrt; durchaus unbeschränkt in seinen Bewegungen, findet er auf jedem Schritt und Tritt zuvorkommende Höflichkeit und ungetheilte Aufmerksamkeit; niemand ist vor dem andern bedorjuzt, niemand gegen den andern geringgeschätzt; rücksichtsvolle und doch ungezwungene Bewegung, Tact in den kleinsten Dingen, sorgfältige Ueberwachung aller nackten Naturauswüchse machen das Leben leicht und angenehm. Während der sechs Wochentage bewohnte ich mit Don Sebastian die eine halbe Stunde vom Orte entlegene Kaffeepflanzung, wo ich für meinen Wirkungskreis einen freieren Spielraum fand und die Mußestunden dem unterhaltenden und freundschaftlichen Verkehr mit meinem gastfreien Wirthes gewidmet wurden. Gesellige Genüsse und innerlich befriedigende Unterhaltungen bietet das Leben auf einer südamerikanischen Plantage dem gebildeten Manne nur wenige, auch dann, wenn der Plantagenbesitzer ein vermögander Mann ist und für Comfort, Geselligkeit und geistige Anregungen Sinn und Geschmac an den Tag legt. Die Tage verstreichen in wechselfloser Gleichförmigkeit, und jede geringfügige Unterbrechung dieser Einförmigkeit durch ein fremdes Gesicht oder eine überbrachte Neuigkeit wird zu einem froh begrüßten Ereigniß; geistige, aus dem Weltverkehr geschöpfte Anregung, gemüthlicher und bildender Umgang, behagliche Einrichtung liegt außerhalb der Verhältnisse; der höchst anspruchlose Wohnraum läßt ein heimliches Wohnlichkeitsgefühl und behaglich-bequemes Ausbreiten gar nicht zu, und auch ein materielles Wohlleben, so sehr auch die Reigung dazu vorhanden sein möge, läßt sich nur in kümmerlicher Weise herstellen. Entfaltet sich auch in den großen Haciendas, die zugleich Centrum und Herzschlag eines größern Umkreises sind, an Sonn- und Festtagen, zu den Zeiten der Ernte und der Convites ein huntbewegtes Leben und Treiben, so füllen diese periodischen Lebensscenen doch zu wenig den ganzen langen Lebensact aus, der sich eintönig und wechselflos auf der Plantage abspinnt; aber auch eine öftere Wiederkehr jener lärmenden Zusammenkünfte und lebhaften, jedoch nur sinnlich-oberflächlichen Volksbelustigungen, die gleich prasselnden Funken die Tageschwüle durchwirbeln, vermag das tiefer durchgebildete Gemüth und den gereiften Geist nimmermehr auf die Dauer zu befriedigen; nur die Schön-

heit der Natur kann jenen Ausfall an Geistes- und Gemüthsleben decken. Zu jener Ausgleichung durch die Natur gestellt sich aber noch eine wesentliche Eigenthümlichkeit: das ist die unbefchränkte, weder durch den Menschen noch durch die Natur eingezengte persönliche Willens- und Bewegungsfreiheit.

Don Sebastian hatte sieben Monate lang die glänzenden Freuden der großen Welt in dem Babel der modernen Gesellschaft, in Paris, gekostet und seine Erinnerungen schwelgten noch immer in den Spiegelbildern des Weltspectrums. Der Magnet der Creolen weist nach Paris, denn französische Cultur und Weise liegt dem Verständnisse und dem Charakter der verwandten romanischen Rasse am nächsten und kommt ihr unmittelbar entgegen durch den politischen Nimbus, durch den Gloiresitter, mit welchem sich zu umhängen Frankreich von jeher bemüht war. Reclame und Charlatanerie erringen überall in der Welt den Sieg, öffentlich wie privatim, und wenn auch der Hispano-Amerikaner das Individuum in dem Germanen weit höher achtet, und den festen Grund, auf welchem germanisches Element steht und baut, instinctartig zu würdigen und sich vor demselben zu beugen weiß, so ahnt er die schwere Wucht desselben doch mehr, als er sie klar durchschaut; und bei dem leicht aus den Fugen gehobenen und schwanfenden Wesen seines Charakters sflößt ihm der unerschütterliche Grund germanischer Eigenthümlichkeit gewissermaßen Scheu und das Grauen fremdartiger Ueberlegenheit ein, da es sich wie eine brüdenbe, dämonische Gewalt auf seine leichtathmende Brust legt. Sollte aber die politische Charlatanerie sich ihres Nimbus, den sie doch so mühsam ohne peinliche Wahl der Mittel um sich ausgebreitet, fernerhin so entkleiden, wie sie begonnen, so wird, um so mehr, als neben jenem Humbug sich die grundfesteste germanische Kraft immer mehr zu entfalten beginnt, der Hispano-Amerikaner, wenn auch mit Scheu und Ueberwindung, dennoch seine Bildung und seine sociale Organisation aus germanischem Geist und Wesen schöpfen. Bereits beginnt der einflussreiche, gebildete Theil der Bevölkerung derartige Betrachtungen anzustellen und seine Söhne auf deutsche Schulen und Universitäten zu schicken, trotz der nationalen Unterscheidungen, trotz der dem weichen, schmiegsamen Vocallaute unbefgsamen und harten deutschen Zunge, und trotz des deutschen*) Protestantismus. Mit der so stark prononcirten romanischen Rassenverwandtschaft ist es, zwischen Franzosen und Spaniern wenigstens, und gar zwischen jenen und den Hispano-Amerikanern so weit nicht her; das gothisch-maurisch-baskisch-germanisch-romanische Blut, dessen Product der heutige Spanier ist, trägt mindestens ebenso viele Theile germanischen als gallo-romanischen Elements in sich; in Südamerika aber fällt in diese Mischung noch das starke Gewicht indianischen Elements, sodas für die gallo-romanische Verwandtschaft in der That kein erheblicher Antheil nachbleibt, mindestens wenig genug, um alle Vorwände einer Rassenallianz und einer Schutzherrslichkeit über Nationalverwandtschaft als Jongleurkunststückchen zu entlarven, wenn nicht die Verwandtschaftsprotection überdies schon jenseit des Oceans so glänzend und so tragisch Fiasco gemacht hätte.

Auf der Plantage meines Wirthes lernte ich eine behaglichere Lebensweise und Einrichtung kennen, als ich bisher, und namentlich auf deutschen Plantagen, wahrgenommen hatte. So sehr ich auch allen leichtfertigen Unterschiebungen und Schmähungen über den Deutschen in der Fremde und sogenannte Creolenwirthschaft die Stirn geboten und ferner zu bieten bemüht sein werde, denke ich doch ebenso wenig die wunden Flecke, wo sie mir entgegengetreten, zu beschönigen. Es ist wahr, das gerade der Deutsche in geistiger Ver-

*) Es ist hier speciell Norddeutschland verstanden, da die Beziehungen und Verbindungen der jenseitigen südamerikanischen Völker hauptsächlich mit den deutschen Küstenstaaten zusammenhängen und ihnen Binnen- und Süddeutschland ferner liegt.

wilderung, Versumpfung, Schmutz, Unordnung, Geschmacklosigkeit und Roheit, in allen Untugenden einer stagnirenden Cultur es dem Creolen selbst bald zuvorthut, sobald er eben aus seiner alten gewohnten Sphäre herausgetreten ist und sich frei gehen lassen kann. Der Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung liegt gerade in dem urkräftigen, kernigen, aber unbeschnittenen Charakter und der Gesinnungsart des Deutschen selbst; gerade weil er so urkräftig, kernig, herb-ehrlieh und offen ist, verschmäht er es, sich maßvollen Umgangsformen zu unterwerfen; solange er in seiner alten gewohnten Gesellschaftsphäre lebt, findet die Aeußerung seines ehrlichen Wesens in den Regeln und Gesetzen der Gesellschaft ihr Maß und Ziel; wo aber diese Schranke fällt, da quillt der Ueberfluß seiner urwüchsigten Kraft wie ein zurückgedämmter Strom schrankenlos hervor und reißt alles mit sich fort, was eine früh gewohnte und bewachte Form immer im Zaume gehalten; nur eine gebiegene Durchbildung und feste sittliche Erziehung halten stand gegen die Ueberwucherung der Natur. Der ungebildete und haltlose Charakter gibt sich bald keine Mühe mehr, dem Schiffbruche der Wohlstandigkeit, der Zucht und des guten Geschmacks zu steuern. Der Creole, welcher im Durchschnitt weit unter der Geistes- und Gemüthsbildung und unter dem Tugendniveau des Deutschen steht, hält sich doch beständiger und fester auf der Höhe der Sphäre, in welcher er heimisch, denn ihm war die Gewohnheit, seine Natur zu beschneiden und zu bemänteln, zur Natur geworden; er bleibt verständiger, mäßiger, geschmackvoller und gesitteter mitten in der unbeschränkten Natur, als der urwüchsigte Deutsche.

Der Creole sucht auf seiner Hacienda nach den wenigen Quellen, die in den still und einförmig in sich ablaufenden Kreis seiner Lebenstage einen, wenn auch noch so dürftigen, Strom von verfeinernden Genuß- und Bildungselementen leiten könnten; aber der ihm an Energie, Thatkraft, Fleiß und Ausdauer zehnfach überlegene Deutsche sucht nicht nur nicht nach diesen Quellen, welche die Früchte der Cultur, die er in seinem Vaterlande eingeheimst, frisch erhalten müßten, sondern er wirft diese Früchte mit wahren Hochgenusse über Bord. Sein bester Bundesgenosse in der Entwerthung seiner sittlichen Güter ist das alte bekannte Erbe seiner Urväter, dessen sich noch heute die deutsche Jugend so gern zu rühmen trachtet, nämlich der kräftige Zug aus vollem Glase; in der Entbehrung alles dessen, was in der Heimat seine geselligen Unterhaltungen und Erholungen ausgefüllt, greift er, von der Debe und Leere seines neuen Lebens bedrückt, zu jener unseligen Erbsäterin des Mißbehagens, der Flasche, die um so unheilvoller in ihren Wirkungen, weil sie in jenen Ländern nur das am meisten entsittlichende von allen berausenden Getränken, den destillirten Alkohol enthält. In den tropischen Ländern ergibt sich aus solchen Beweggründen ein großer Theil der Deutschen dem Trunke, die im Vaterlande sicher niemals, und am allerwenigsten bis zur Brandy- oder Branntweinflasche heruntergekommen wären.

Die Kaffeeernte, welche mit meinem Aufenthalte in Zalazár zusammenfiel, bannte mich wider Willen an das Haus und den stillen Arbeitstisch, an welchem es zwar aufgehäuften Arbeit genug aufzuräumen gab; dennoch fügte ich mich nur ungern den Verhältnissen, welche meine Hoffnung auf eine genaue Durchforschung der Wälder und Gebirge ringsumher vereitelten. Die wenigen Arbeitskräfte, welche der ausgebrochene Aufstand der Conservadores gegen die liberale Regierung in Bucaramanga, der in schneller Reihenfolge sämtliche Föderativstaaten Neugranadas ergriff, überhaupt noch übriggelassen, nahm die Ernte durchaus in Beschlag, sodas die Erwerbung eines brauchbaren Führers und Ortskundigen zu ausgebreiteten Streifzügen unmöglich gemacht wurde. Von Woche zu Woche hoffte ich auf einen Umschlag der Dinge, indessen die Jagd auf waffenfähige Mannschaft in immer schamloserer Weise betrieben wurde, und sich endlich kein männliches Wesen mehr aus seinem Walderstecke oder dem sichern Horte des schützenden Gutsherrn

ans Tageslicht wagte; so lag ich denn mit unfreiwilligem Eifer in der dick und schattig von Momórdica überwucherten Veranda meinen rückständigen Zeichnungen und Arbeiten im Herbarium ob, während ich mit meinen Blicken den weiten Kranz der Wälder und Gebirgsfluren, der den Gesichtskreis umspannte, hungerig verschlang. Nach eingenommenem Mittagsmahle begleitete ich zur Erholung Don Sebastian häufig auf die Papagaienjagd; wolkengleich zogen die grünen Schwärme der lärmenden Perricos mit dem niederstutenden Tage über die cultivirten Bergfluren hin, fielen verwüstend in die Mais-, Zuderrohr-, Bananen- und alle Fruchtfelder ein und überfluteten die Bäume der Kaffeepflanzungen mit einer solchen lärmenden Geschwägigkeit, daß sie das Getöse der Stampfmühle und die Sturzwellen des wilden Rio-Zalazár übertäubten. Don Sebastian hatte auf die muntere Gesellschaft einen unverföhnlichen Haß geworfen, dessen sich der Perrico von seiten des Landmanns ziemlich allgemein erfreut, da seine Verwüstung und Zerstörungssucht kaum seinesgleichen findet. Aber so frech auch seine Herausforderung sein mag und so sehr sein eigenes Habern und Lärmen ihn selbst in Anspruch nimmt, läßt er sich doch nicht leicht beschleichen, und wenn er eben zum Schusse einladet, so ertönt von allen Seiten das kreischende Alarmsignal, und mit lautem Getöse erhebt sich die grüne Wolke, um sich wenige Schritte weiter wieder niederzulassen und die alte Nederei und Verwüstung fortzusetzen. So wird die anscheinend leichte und ergiebige Jagd zu einer heillosen Strapaze, denn eine solche ist das gebückte Kriechen bergauf, bergab unter dem dichten, wirren Kaffegebüsch, in welchem man sich Haut und Kleider zerreißt und wol gar mit dem geladenen Gewehre hängen bleibt oder den Abhang hinunterkollert; wird überdies der Perrico nur flügelahm geschossen, so verfolgt man ihn vergebens, denn er klettert so behende wie ein Affe, läuft trotz seiner Kletterzehen sehr schnell und rührt sich nicht in seinem sichern Versteck.

Wenn es dunkel geworden, schließt der Haciendado Thür und Fenster und rollt sich, wie der geängstigte Igel, trübselig in seiner Hängematte zusammen. „La hora triste!“ seufzt er. Die Schlummerstunde, das Sanctuarium des nordischen Familieninneren, widerstrebt dem Gemüthe des Südländers; durch die gleichartige Heiterkeit seiner Himmelserscheinungen zerstreut und in Anspruch genommen, scheut er die hora triste, denn sie führt ihn zu sich, in sich selbst zurück, erfüllt ihn mit dem Gefühle der Einsamkeit; aber, da das Insißgehen eine Uebung und Kraft voraussetzt, die ihm nicht aus seiner Natur und mit dieser gekommen ist, da er jeden Stimmungswechsel und jede Gemüthschwankung fürchtet, so irrt und schwankt seine Seele wie die Hängematte, darin er sich schaukelt, umher, sobald sie nicht ihren Weg durch die Sinne vorgezeichnet findet, und Unbehagen, Langeweile und das Frösteln der Leere füllt seine unfreiwillige Muße aus; dazu kommt, daß der Comfort, die gesellschaftlichen Reize und Anregungen gänzlich fehlen, welche die langen nordischen Abende so reizvoll gestalten.

Dann lud mich mein der Theilnahme bedürftiger Wirth häufig zu sich in die Hängematte, und schaukelnd lehrte er mich den Cinco streichen oder seine Sprache correcter reden, während Rufina aus frisch geernteten Kaffeebohnen den Nachttrunk bereitete und dessen belebendes Aroma die letzten Seufzer der hora triste verschlang. Wenn nächtiges Schweigen der vorgerückten Abendstunden das früh sich zur Ruhe bettende Leben deckte, gewährte die kleine gewählte Hausbibliothek die letzte Unterhaltung, und meine Kenntniß mit Thiers' „Histoire de l'empire“ schreibt sich aus jenen nächtlichen Mußestunden des stillen Bergthales am Zalazár her, jenseits im fernen Westen, wo die Cultur des weißen Mannes seine ersten bleibenden Spuren in dem hingeschwundenen Motilonenreich hinterließ. In den Morgenstunden aber, wenn das reizend geformte und geschmückte Bodenrelief Zalazárs in seinem entzückendsten Farbendufte erglühte, fand ich in dem klaren, ausgewaschenen Felsenbecken des brausenden Zalazárflusses unter blühendem Urape- (*Bauhinia multinervia*)

und Elabellina- (Poinciana pulcherrima) Gebüsch das anmuthigste Bad, während ich in die rauschenden Sturzwellen deutsche Heimatsweisen sang; weiter unten aber wurden die fortgetragenen Melodien in dichtverhüllenden Carisolauben (*Chusquea scandens*) von Maria, dem lauschenden, dunkeläugigen Nachbarskinde, aufgefangen, das dem schwülen Hauche der Atmosphäre Cucutas entflohen war, um in der Luft und in dem Wasser Zalazárs Leib und Seele aufzufrischen.

An jedem Sonnabend abends wurden die Pferde gefastelt, um die Villa aufzusuchen, wo Don Sebastian und ich, von dem Schwesterpaare freundlich willkommen geheissen, den Sonntag zubrachten. Hier boten mir die Zeitschriften, die wöchentlich durch die Fußposten ihren Weg in die kleine Villa fanden, einen Einblick in die politischen Tagesfragen Neugranadas, soweit derselbe nicht durch die Parteifarbe, die in jenen Ländern sehr grell aufgelegt wird, getrübt und erschwert wurde. Die Presse Neugranadas hat das Tageslicht durchaus nicht zu scheuen; die politische, belletristische und wissenschaftliche Literatur nimmt, wenn auch nur einen geringen Umfang, doch einen sehr ehrenwerthen Rang ein; sie wirkt, strebt und leistet in dem Centrum ihres Wirkungskreises, der Hauptstadt Bogotá Anerkennenswerthes, und überbietet vielfach die alte vornehme Literaturaristokratie Europas in der rücksichtsvollen, saubern Behandlung der Muttersprache und Formenschönheit; freilich verirrt sich diese rücksichtsvolle Umgangsweise zuweilen in zu große Er künstelung und deckt dann die Armuth an Gedanken durch schwülstige Wortfärberei und bombastische Phrasen zu, eine Gefahr, zu welcher das der Neujerlichkeit im hohen Grade Rechnung tragende Wesen des Hispano-Amerikaners leicht und fast naturgemäß hinneigt.

Der erste Tag meiner Anwesenheit machte mich bereits zu einem Bekannten der ganzen Villa. Eine einmalige Vorstellung genügt, um den Hausgast zum Ortsgast zu machen und jedem der Einwohner dem Vorgestellten gegenüber die Pflichten eines Gastgebers aufzuerlegen. Verschiedene Motive vereinigen sich, diese liebenswürdige Tugend zu pflegen; zunächst und hauptsächlich entspringt sie aus der angeborenen Ritterlichkeit selber, und sodann schmeichelt es der Eitelkeit des Creolen, mit einem gebildeten Europäer familiär zu thun und als Herbergswirth die gegenseitige Vertraulichkeit an die große Glocke zu hängen. Auch ist in dem Binnenlande ein Europäer immer noch eine seltene Erscheinung und bringt etwas Bewegung in das monotone Leben. Unter allen Zonen und Nationen äußert sich die menschliche Natur darin gleich, daß der eine gleichartig in dem andern sucht, was seine Interessen zumeist in Anspruch nimmt; so suchte in der politischen Aufregung des neuentbrannten Bürgerkriegs denn auch jeder in mir einen Partei- und Gesinnungs-genossen und zog mich in seine Pläne, Hoffnungen und Besürchtungen hinein, sodas meine ehrliche deutsche Haut sich mühsam genug durch alle die verschiedenartigen Parteiströmungen durchzulabiren hatte, um das allseitige Vertrauen mit gleicher Münze, wenigstens nicht geradezu mit Enttäuschungen zu bezahlen.

Die gewöhnlichen Sonn- und Feiertagsvergütungen der Creolen: auf den Ladentischen zu sitzen und die Tertulia abzuhalten, Hazard zu spielen, Wetten im Hahnenkampfe abzuschließen, den geräuschvoll prasselnden Raketen und stilleuchtenden Funken der Galanterie nachzujagen und dergleichen sind für geistig anders geartete Volkskinder freilich wenig erbaulich; der Creole aber würde ohne Hahnenblut, Würfel, Karten und Tertulia seinen Sonntag einzubüßen glauben. Mir aber ward während meines Aufenthalts in Zalazár ein anderer, schönerer Sonntagsgenuß durch die liebenswürdige Aufmerksamkeit meiner Hausdamen, der Doña Victorina und Ramóna zutheil; beide waren Meisterinnen des Harfenspiels, und da sie meine Neigung zur Musik kannten, ergözten sie mich häufig durch ihr fertiges Zusammenspiel.

In jenen Tropenländern stehen diese herrlichen Saiteninstrumente einer bei uns vergangenen Zeit noch hoch in Ehren, sie fehlen fast in keinem angesehenen Hause; die zarten

Finger der aristokratischen weißen Hand rauschen da noch durch die seelenvollen Saiten, die in den hochcivilisirten Ländern leider durch den leblosen Klaviermechanismus ersetzt worden sind. Und in der That, wenn wir mit den Augen den „Töne weckenden“ weißen Fingern folgen, so thut sich vor uns ein liebliches Lebensbild auf. Lustig-leicht umwölkt die weiße, sommerliche Gewandung die jugendlich-zarte Gestalt, deren weiche, durchsichtig klare Hände leicht durch die tönenden Saiten gleiten, während den vorgebeugten Nacken die üppige Fülle der schwarzen Locken oder des aufgelösten Haares umwallt, in der sich flammend die Hibiscusblume oder die schneeige, Düste hauchende Orangenblüte birgt; aus der umrankten Veranda fließt der Quell der Töne melodisch in den weichen Abenddunst; aus der dunkeln Umrahmung des Haares hebt sich das ebenmäßige und reizend geschnittene Oval des Gesichtes ab, wie der golddurchhauchte weiße Blütenstamm auf dem dunkeln Grunde des Orangenlaubes schwimmt. Schweigend lauscht der Cavalier den Tönen, während in dem Blattgewinde der Veranda laue Lüfte spielen und die Nacht durch das zitternde Laubdach des Tamarindenbaumes Myrtenblumendunst und hellen Mondenglanz über die feucht-aufathmende Erde streut.

Ein kleines Tanzergnügen vereinigte an einem jener Sonntagabende einen Theil der bessern Gesellschaft Zalazars im Hause Don Sebastian's; Maria, die schwarzzüngige Nachbarin, überstrahlte als Dame Cucutas die Camposinas (Landmädchen) Zalazars in mobischer Toilette, sie hatte ihre schönsten, und mir schien es, sämmtliche Kleider angelegt, denn mit den Gewändern über den Gewändern beschrieb sie einen stattlichen Umfang, ob schon die Temperatur sommerlich genug war, um kein Verlangen nach übermäßiger Würde aufkommen zu lassen. Aber mehr als durch den wolkigen Kleidertwurf gewann mich Maria durch die Anmuth ihres Benehmens und besonders durch eine ebenso kindliche als aufgeweckte verständige Schlagfertigkeit ihrer Antworten. Sonst bildet geistreiche und schlagfertige Unterhaltung nicht gerade die Würze der gesellschaftlichen Zusammenkünfte, nein, der Schwerpunkt derselben liegt vielmehr und nur in den Kleidern und in der äußern Haltung und Erscheinung; die Leute kommen, setzen sich rings um die Wände des fast leeren, schmucklosen und unwohnlichen Zimmers, Stuhl an Stuhl, die Herren den Damen gegenüber, bringen mühsam eine halb lebensfähige Unterhaltung über gleichgültige Dinge zu Stande, sehen meistens stumm ins Blaue hinein, stoßen Seufzer der Langeweile aus, walzen, wenn es eine Tanzgesellschaft bedeuten soll, einigemal keuchend auf dem mit Ziegeln ausgelegten Boden nach matter Musik in matter Erleuchtung herum, und kehren dann, über die Hitze klagend, wieder zu ihrem Sessel zurück. Eine Bewirthung der Gäste schreibt die Sitte nicht vor. Die lebenswürdigen Eigenschaften des Creolen werden am wenigsten in der Gesellschaft entfaltet, und noch weniger deckt diese das Geheimniß der Frauenseele auf; Starr, todt und despotisch herrscht über sie die kalte, versteinerte Form; im zufälligen, engen Verkehr wirkt das Wesen des Mannes weit vortheilhafter und erschließt sich die weibliche Natur ungezwungener und oft recht anmuthig.

Den Bemühungen Don Sebastian's war es endlich gelungen, eines tauglichen Führers zu einer Excursion nach Agua caliente habhaft zu werden. Der ganze Berggrüden, auf welchem die heiße Wasserquelle entspringt, wird nach dieser El Agua caliente genannt; man stößt auf seinen Wanderungen in Südamerika sehr oft auf Gegenden dieses Namens, da auf jenem vulkanischen Boden heiße Quellen sehr gewöhnliche Erscheinungen sind; meistens enthalten diese Schwefel und sind gesättigt von schwefelsauren Gasen; bei manchen ist der Schwefelgehalt so groß, daß sich das aufgelöste Metall noch in viertelstündiger Entfernung von dem Quellenmunde auf das Grund- und Ufergestein als feiner Mehlstaub niederschlägt, die Temperatur steigt oft bis zur Siedehitze, sodas man Eier kochen kann; andere Quellen kommen nur angenehm lauwarm auf der Erdoberfläche an. Die meisten Heißwasserquellen finden sich innerhalb des heißen und gemäßigten Hühngürtels; auf der

obern kalten Cordillere ist eine unterirdische Quellenbildung überhaupt selten, ein so dichtes überirdisches Quellenetz auch von den atmosphärischen Niederschlägen auf den Höhentuppen und Gebirgsfälteln gebildet wird. Nur hin und wieder finden die heißen Quellen eine theilweise Benutzung, z. B. traf ich in Las Aguas calientes bei Escuque (Provinz Trujillo in Venezuela) eine kleine Colonie von Leidenden an; in dem bevölkerten und leidenreichen Europa würde das heiße Schwefelwasser ganz anders beachtet werden. Es fehlt dem Creolen nicht etwa der blindeste Glaube an die Wunderkräfte seines heimatischen Pflanzen- und Mineralreichs, aber wol fehlt es an dem entsprechenden Unternehmungsgeiste, dem offenen Verkehrs- und Vereinswesen, der Straßenverbindung und dem ganzen Pulschlage eines geordneten Socialorganismus zu jeder Gründung und Kräftigung eines Gemeinstituts.

Die warme Quelle bei Zalazár wird noch dadurch interessant, daß sie unmittelbar neben dem Bette eines eisigkalten Gebirgsstromes entspringt und nach einiger Entfernung ihr warmes Wasser mit dem kalten mischt; außerdem noch füllt die Quelle ein natürliches Steinbecken, das so bequem, zum Bade geeignet und ammutig gelegen ist, als ob es künstlich zu einem Badebecken aufgebaut sei; und gleiche bequeme Becken hat der Gebirgsstrom aus den felsig-romantischen Ufern gewaschen, wo das bis auf den Grund krystalline Wasser beständig ein- und ausfließt, sodas der Badenbe direct aus dem warmen ins kalte Bad steigen kann und umgekehrt. Die künstliche Nachhülfe hätte nur noch einige Gebäude aufzuführen und Wege und Stege durch den Wald zu hauen, um eins der herrlichsten Bäder und zugleich die reizendste Naturlandschaft unter dem stärkenden Einflusse frischer Bergluft dem leibes- und gemüthstranken Menschen zugänglich zu machen; welchen Ruf und Ruhm und welche Ausbeutung würde das Quellenpaar in einem andern Lande und unter andern gesellschaftlichen Zuständen finden, während es kaum den Ein- und Ummwohnern von Zalazár bekannt und nur von wenigen persönlich in Augenschein genommen worden ist. Die heiße Quelle zeigt keinen sichtbaren Niederschlag und ist fast geschmacklos, ob ihr Wasser chemisch oder vulkanisch gewärmt, wird der Anhänger der platonischen oder neptunischen Lehre je nach seiner Weise beantworten; mineralische Bestandtheile scheint es nur in geringer Menge und dann im aufgelösten, nur chemisch nachweisbaren Zustande aufgenommen zu haben. Die Temperatur konnte ich leider nur an der persönlichen Empfindung ausmessen und schätzte sie zwischen 32—36 Grad R.; das zerbrochene Thermometer war weder in Merida noch in San-Cristóbal und Cucuta zu ersetzen gewesen, und das einzige, das künstlich aufgetrieben worden, beharrte unter allem Temperaturwechsel hartnäckig auf demselben Stand von 15 Grad.

Don Sebastian und mehrere bekannte Herren aus der Villa begleiteten mich auf dem Anstuge nach Agua caliente. Eine Begleitung, die doch hauptsächlich Unterhaltung und Vergnügen sucht, fördert gerade nicht den Zweck der Unternehmungen, sondern hebt ihn zum Theil auf; denn zwischen einer Landpartie und einer wissenschaftlichen Excursion besteht ein großer Unterschied, alle Vorbereitungen und Ziele der erstern sind mit letzterer, die jede persönliche Rücksicht und Schonung gänzlich außer Acht läßt, meistens unverträglich. Der Creole überdies setzt den Anstrengungen und Beschwerden keine besondere Widerstandskraft entgegen; er läßt seine Lebenstage so regelmäßig wie ein Uhrwerk ablaufen, was dem Klima ganz angemessen sein mag, die Energie aber immer verweicht und verzärtelt; die kleinste Abänderung in der täglichen Lebensweise setzt ihn in Verlegenheit und Sorgen um sein leibliches Wohl. Mit solchen Eigenschaften aber sind keine naturwissenschaftlichen Eroberungen zu machen, keine unbekanntem Länder zu entdecken, keine Cultur zu verbreiten.

Mein Ausbruch zu längern Excursionen geschah immer ohne große Vorbereitungen; das Pferd gefattelt, einige Stücke Wäsche zum einmaligen Wechsel in den Reisefack, etwas

Fleisch, Käse, Zucker und Cacao in den Brotbeutel gesteckt; und fort ging es. Nun aber wurde der Train schon lange vorher ausgerüstet; man briet und buk, füllte Flaschen und Töpfe, packte Kochgeschirre und Speisegeräthe ein, schnürte Hängematten, weiche Polster und fast ein ganzes Bett auf den Rücken des Saumthieres. Wenn ich mein Ziel erreichte, so wurde schnell abgefattelt, ein kleiner Imbiß genommen und sofort die Einfahrt in den Wald vorgenommen; nun aber wurde sehr ausführlich Sorge getragen für ein schmachtendes Mahl und für die Bequemlichkeit der Tag- und Nachtruhe; die Begeisterung und der wissenschaftliche Eifer zu der Erforschung der unbekanntem Gegenden wurde so flügelahm, bevor noch die Entdeckungsfahrten angetreten, daß von den sechs Begleitern nur ein einziger, ein tüchtiger, abgehärteter Fußgänger und Jäger, sich meinem Streifzügen anschloß, während die übrigen es vorzogen, die Resultate in der Hängematte, in den warmen Bädern und bei sorgfamer Leibespflege abzuwarten. Von derartigen naturwissenschaftlichen Expeditionen der studirenden creolischen Jugend wissen auch andere Naturforscher zu berichten. In den Bädern trat unser abweichender Geschmack ebenfalls zu Tage; meine Begleiter streckten zwei- bis dreimal täglich ihre Glieder mit großem Wohlbehagen, und noch mit größerer Einbildungskraft, da sie nach jedem Bade die Steigerung der Gesundheit fast mit dem Zollstocke meinten messen zu können, in dem warmen Wasser aus, während ich mich mit muthwilligem Behagen in das eisige Wasser bedeckte.

Die Vegetation der Berglette Agua caliente trägt den Charakter des trockenen, steinigten Erdreiches der gemäßigten Zone; daher zeigt auch das Untergehölz des Waldes nicht die Mannichfaltigkeit und Massenhaftigkeit des heißen Tropengürtels oder des nassen Erdreiches der Alpenregion, Parasiten-, Orchideen-, Lianen-, Palmen- und Kryptogamenschlechter zählen nur wenige Repräsentanten. Auffallend und anziehend sind die wenigen Krautfarn, die auf trockenem Felsenboden nisten und ein ganz anderes Gepräge tragen als die Farn der feuchten Wälder und nassen, schattigen Schluchten; Formen, wie die der niedlichen *Schizaea elegans*, deren steife, harte Blättchen von einem Mittelpunkt, wie die Speichen eines Rades, ausstrahlen und rings um die Peripherie der Blättchen die Samenhäusen, wie das Eisen des Rades, tragen; oder Formen, wie die der *Bledia volubilis* mit spröden, zerbrechlichen, mit Sporenlinien gestreiften Blättern, und andere bandartige, dünn und steifblättrige, auffallend gezeichnete Farnformen sah ich hier zum ersten male.

Wie tief der Glaube oder Aberglaube der Tropenbewohner an die mythische Heil- und Wunderkraft der Naturproducte ihres Landes, namentlich in dem Pflanzenreiche, wurzelt, möge das Experiment illustriren, das ich mir nach der Rückkehr nach Salazar mit dem gesammten Personal der Hacienda erlaubte, in der wohlgemeinten Absicht, solchem Aberglauben überall mit thatsächlichen Beweisen gegenüberzutreten. Der Bande des religiösen Fanatismus hat sich der gebildete männliche Theil der Bevölkerung vollständig entledigt, aber bei dem gänzlichen Daniederliegen der Naturwissenschaften ist auch er dem unwissendsten Naturmythicismus unterworfen; die Befreiung der Schule und Wissenschaft aus der Zucht des Klerus datirt noch aus zu kurzer Vergangenheit, als daß die theologisch-römische Naturanschauung bereits aus den Gemüthern getilgt sein könnte, und zwar um so weniger, als sich die frisch emporstrebende Wissenschaft besonders den philosophischen Studien und der Berebtheit zugewandt hat, die Naturwissenschaften aber erst seit aller kürzester Zeit eine beschränkte Theilnahme gefunden haben; es ist das um so auffallender in einem Lande, wo gerade die Natur mächtig zu dem Menschen redet. Die *Purga de Freile* ist nun eins der größten Naturwunder, das überall den festesten Glauben findet; nämlich die Blätter des Freilejon oder *Purga de Freile*, eines kleinen Strauches (*Bridoscalus*) der heißen und subheißigen Zone haben, so heißt es, eine zweifache Wirkung; sie wirken einer-

seits abführend, wenn sie von oben nach unten, andererseits brechenerregend, wenn sie von unten nach oben abgeseigt werden. Um dies Wunder mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, wanderte ich mit Zeugen zu dem Standorte eines solchen Strauches und pflückte vor ihren Augen eine Anzahl von Blättern in der zweifach wirksamen Weise ab; mit der Abkochung derselben tränkte ich nun die ganze erwachsene Einliegerschaft der Hacienda, und zwar die eine Hälfte ward zum Vomiren, die andere Hälfte zum Purgiren verurtheilt; da Don Sebastian sich der allgemeinen Schlußregel nur dann unterwerfen wollte, wenn auch ich dasselbe Los mit ihm theilen würde, so führte auch ich mich geduldig auf die Marterbank meines Bekehrungsheifers; ich begreife zwar noch heute nicht, wie ich ein Wasserglas mit dem widerwärtigsten der Getränke, das ich je an die Lippen gesetzt, habe so heroisch hinuntertrinken können.

Ein solcher körperlicher Reinigungsact ist in dem Creolenhause ein wichtiges Familienereigniß, das mit großen Vorbereitungen und sorgfältiger Behandlungsart eingeleitet und vollzogen wird; mich hat man stets als einen halbwilden Barbaren angesehen, wenn ich in unpäßlichen Tagen eine derartig gebotene Proceedur nach gewohnter Weise, mitten in meiner Beschäftigung, so schnell wie möglich abzumachen suchte; der Creole richtet sich ein vollständiges Krankenzimmer ein, fastet einige Tage vor und nach dem Ereignisse, läßt sich Krankensüppchen kochen, streckt sich auf seinem Lager aus und überliefert sich endlich in tiefster Ruhe und Stille dem verhängnißvollen Momente; darauf ruhet er mindestens drei Tage bei strenger Diät, ehe er wieder das tägliche Gleis betritt. Es legte sich also die ganze Hacienda, und die Scene, die nun erfolgte, mag man sich am deutlichsten vergegenwärtigen, wenn man ein Lazareth besucht, das im Aussterben begriffen ist. Die Wirkungen des Wunderkrautes traten bei allen sehr energisch und unter verschiedenen Symptomen, nur nicht nach der festen Regel der gepflückten Blätter auf; bei mir äußerte sich, wie bei manchem andern, trotz des einseitigen Genusses eine schreckliche zweifache Wirksamkeit; ich schwankte in einem jammervollen Zustande umher und verwünschte meinen aufopfernden Bekehrungsheifer; Don Sebastian hatte das Glück, seine Aufgabe am leichtesten und correctesten zu lösen. Das Plaidoyer war für mich glänzend ausgefallen, aber für meinen Körper so niederschlagend, daß ich mich tagelang unwohl fühlte. Ueberdies zog sich noch ein drohender Sturm über meinem leidenden Haupte zusammen, da das besorgte Schwesterpaar wegen der gefährvollen Katastrophe, in welche ich den Bruder mit gestürzt, mir ernstlich zürnte; erst, nachdem das ganze Lazareth wieder glücklich erstanden war, saub ich volle Absolution bei meinen lebenswürdigen Gönnerinnen. Seit jener nähern Berührung mit dem Freilejon habe ich aber gegen diesen Strauch eine tiefe Abneigung bewahrt; lügenhaft, wie die Sage, die ihn umgibt, sieht er selber aus, seine ganze Physiognomie trägt einen maliciösen Ausdruck; die sattdunkle, graugrüne Farbe der gelappten, wollig behaarten, sammtartigen Blätter und das unbestimmbare Roth der kleinen Blumen verräth einen schmuzigen, verdeckten Charakter; die sammtweiche Ueberkleidung desselben berührt nur noch unangenehmer; er scheint tückisch in sich hinzulachen und, ohne daß er durch seine Höflichkeit abstoße, geht man am liebsten still um ihn herum. Nicht nur die Menschen, auch die Pflanzen zeigen ihr Wesen in ihrer Physiognomie.

Die Purga de Freile (Mönchs-Purga) genießt den Ruf eines Radicalmittels gegen das ganze Heer der Leibesübel, und sie entdeckte sich mir als manches Geheimmittel, dem ich nachgespürt hatte. Später, als das Gelbe Fieber der Niederungen des Magdalenaströmes bereits meine Gesundheit aufgerieben, entging ich in Ocaña den gewaltsamen Angriffen einer Negerin mit der Purga de Freile nur durch die verzweifelte Opposition, welche in der Erinnerung an die Glaubensprobe in Zalazár ihre feste Stütze fand.

Karl Gustav Carus.

Eine biographische Charakteristik.

Immer mehr verfallen die Wissenschaften gesonderter Behandlung, je weiter sich der Kreis des Wissens ausdehnt; es ist das Zeitalter der Specialitäten. Und das Verdienst einer solchen Zeit ist nicht gering; denn auf dem Gebiete der exacten Forschung sind ausnehmende Fortschritte gemacht worden. In der Beschränkung zeigt sich der Meister; gegenüber dem ziellosen Umherschweifen durch alle Fächer ist die Vertiefung in ein einziges eine wissenschaftliche That.

Dennoch sind solche Zeiten streng positiver und exacter Gelehrsamkeit leicht der Gefahr ausgesetzt, die Theile in der Hand zu behalten und das geistige Band zu verlieren, den Zusammenhang mit dem Allgemeinen, die Bedeutung und Tiefe der ganzen Weltanschauung. Auch liegt die Ueberhebung nahe, welche alles über die Empirie und das streng tatsächliche Hinausgehende als Phantasterei und Charlatanerie bezeichnet. Sehr viele Naturforscher wandelt ein horror vacui an, wenn sie nur von Philosophie in Bezug auf ihr Fach sprechen hören; denn jenseit der Dinge, die sie mit Händen greifen, liegt für sie nur ein leerer Raum, welchen höchstens die Gespenster der Metaphysik anfüllen.

Im Alterthume gingen Philosophie und Naturwissenschaft Hand in Hand; ja der Ausgangspunkt vieler Philosophien war eine Naturgewalt, ein Element; wir brauchen nur an das Wasser des Thales und das Feuer des Heraklit zu erinnern. Von der Kirche wurden beide Wissenschaften gemeinsam geächtet; sie mißhandelte einen Galilei und verbrannte einen Giordano Bruno. So war es natürlich, daß mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften auch beide gemeinsam wieder auftauchten; das Resultat ihres vereinten Wirkens war die Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Als die deutsche Philosophie die Seichtigkeit dieser Aufklärung zu rügen anfing und eine tiefere Weltanschauung zu begründen unternahm, da sehen wir sie abermals die Naturwissenschaften zu Bundesgenossen machen; doch war dies mehr eine Ehe zur linken Hand, in welcher der Naturkunde keineswegs das gleiche Recht eingeräumt, sondern dieselbe philosophischer Willkürherrschaft unterworfen wurde. Seit jener Zeit datirt der Protest der Naturwissenschaften gegen jede Vereinigung mit der Philosophie, die Achtung der sogenannten Naturphilosophie, die auch durch das minder geistreich-schillernde, keineswegs nach blendenden Analogien zwischen Geist und Natur haschende Hegel'sche System nicht aufgehoben werden konnte, um so weniger, als diesem Philosophen das Unglück begegnete, daß seine philosophischen Constructionen des Planetensystems, welche den leeren Raum zwischen Mars und Jupiter metaphysisch zu begründen suchten, alsbald durch die Entdeckung der kleinen Planeten widerlegt wurden.

Die Naturphilosophie der neuen Systeme gilt seit jener Zeit den Fachmännern für eine spielende Phantasmagorie, mit welcher die ernste Wissenschaft jede Verührung vermeiden muß. Die Kraft- und Stoffphilosophie eines Moleschott, im Grunde nur eine Philosophie des Ehemismus, des Materialismus, der die Erfahrungswissenschaft auf einige Abstractionen zurückführt, gelten den Empirikern unserer Tage für ausreichend, wenn sie einmal auf allgemeinere geistige Standpunkte zurückgehen.

Und doch ist diese Einseitigkeit ebenso schlimm wie die entgegengesetzte der Naturphilosophen, welche ein Spiel des Wiges und der Einbildungskraft für denkende Naturbetrachtung nehmen und durch eine phosphorescirende Beleuchtung das Sonnenlicht zu ersetzen wännen. Alle Naturwissenschaft, welche den Geist in der Natur nicht zu erfassen vermag, wird hohl und leer bleiben; die engherzige Beschränkung auf ein ohne geistige Perspektiven erfaßtes Fach erniedrigt die Wissenschaft zur Fabrikarbeit. Der eine macht den Schaft der Nadel, der andere den Kopf, und keiner von beiden kümmert sich darum, wie die ganze Nadel aussieht.

Die Zersplitterung der Naturwissenschaften würde noch auffälliger geworden sein, wenn nicht ein großes Vorbild stets das Bewußtsein ihrer Einheit den Zeitgenossen lebendig erhalten hätte. Alexander von Humboldt, jüngst gefeiert von den Gebildeten der ganzen Erde, eine Autorität für alle Fächer des Naturwissens, voll der fruchtbarsten Anregungen selbst neue Fächer schaffend, hielt durch die geistige Macht seiner Persönlichkeit die auseinanderfallenden Specialitäten im Mittelpunkte eines umfassenden Gesamtwissens zusammen. Humboldt gehörte keiner philosophischen Schule an; er war am wenigsten ein Naturphilosoph in jener Bedeutung, welche die Schellingianer diesem Worte zu geben pflegen; aber er war es im Sinne und Geiste des Alterthums, in dem Streben, welches sein „Kosmos“ beweist, die Welt als ein harmonisches Ganzes zu erfassen und die einzelnen Naturwissenschaften zu den Karpatiden des großen Naturtempels zu machen; er war es durch die Feinheit seines ästhetischen Sinnes, welcher die Erscheinungen zu gruppieren verstand nach innerer Bedeutung und äußerer Wohlordnung.

Wir mußten diese Betrachtungen vorausschicken, ehe wir das Lebensbild eines so bedeutenden Gelehrten wie Karl Gustav Carus zu entrollen beginnen, weil die Schätzung seiner Verdienste wesentlich von dem Standpunkte abhängig ist, den man in Betreff einer philosophischen Behandlung der Naturwissenschaften einnimmt. Die Männer von „Kraft und Stoff“, die Empiriker und auch die Rationalisten unter den Naturforschern, unter denen das System der reinen Vernunft noch manche Anhänger zählt, werden gering von ihm denken und ihn ohne weiteres in den Sündenfall der Schelling'schen Philosophie mit verwickeln, welcher er allerdings viele Anregungen verdankt. Seine Bemühungen, die Erfahrungswissenschaft durch die Befruchtung mit der Idee zu durchgeistigen, werden diesem Kreise als vergebliche Spielereien und metaphysische Schindlkerl erscheinen, und sie werden jeden thatsächlichen Fortschritt der Empirie, der eben nur ein Fortschritt der Zeit selbst ist, benutzen, um die wissenschaftlichen Werke des Physiologen sammt ihren „Ideen“ als überwunden zu kennzeichnen und unter das alte Eisen zu werfen. Solche Disciplinen aber wie die „Symbolik der menschlichen Gestalt“, die Lehre vom Lebensmagnetismus und ähnliche haben in der Wissenschaft überhaupt noch kein Bürgerrecht gewonnen und werden von den Leugnern des Geistes in der Natur dem problematischen Gebiete der Hof- und Salonphysiologie zugewiesen.

Anders jedoch stellt sich das Urtheil über Carus bei denjenigen Gelehrten, welche nicht, wenn sie etwas Lebendiges beschreiben wollen, den Geist herauszutreiben suchen, welche vom Centrum geistigen Lebens aus die Wissenschaften durchforschen, sowie bei den Gebildeten, welche, frei von den Vorurtheilen der Fachmänner, heimisch im Kreise humaner allgemeiner Bildung, wie A uns aus den großen Werken unserer Nationalliteratur entgegenweht, das verwandte geistige Element in den Werken des Physiologen herausfinden und ihm dankbar sind für die Fülle von Anregungen, die sie über das Wesen des Menschen aus seinen Schriften geschöpft haben. Doch auch allen nicht in die einseitige mechanisch-chemische Richtung verrannten Fachmännern werden seine geistvollen Entwicklungen nicht verloren sein und weitere Forschungen befruchten.

Carus war kein Genius ersten Ranges wie Humboldt oder Goethe; aber er hat doch viel Verwandtes mit diesen beiden Männern, mit denen er zeitlebens in geistigem Verkehr blieb und welche seinen Untersuchungen und ihren Resultaten stets die freundlichste Theilnahme schenkten. Mit Humboldt hatte er gemein die Feinheit des ästhetischen Sinnes und die über jeden engherzigen Abschluß hinausgehende Weite des Blickes, welchem der Kosmos stets als ein Ganzes vorschwebte. In seiner schriftstellerischen Thätigkeit war er indeß keineswegs so univiersell wie Humboldt. Während dieser den Makrokosmos nach

allen seinen Seiten erfaßte, beschäftigte sich Carus nur mit dem Mikrokosmos, dem Menschen, und ging im wesentlichen nicht über eine bestimmte Specialität, die Physiologie und Psychologie, die Anthropologie, hinaus. Freilich war er nicht nur mit den andern Wissenschaften der Natur vertraut, sondern er suchte auch ihnen mancherlei Anregungen zu geben und stellte für ihre allgemeinen Grundlagen mancherlei neue geistreiche Gesichtspunkte auf. Für die Astronomie betonte er wiederholt das große Gesetz der Spiralbewegung der Weltkörper, welches den Astronomen zwar bekannt sei, aber von ihnen nicht ausgesprochen werde. An der Richtigkeit dieses Grundsatzes kann, nachdem die allgemeine Bewegung aller Himmelskörper, auch der Fixsterne, nachgewiesen ist, kein Zweifel mehr sein, und man muß Carus recht geben, wenn er verlangt, daß endlich einmal der „absurde Kram“ von der Bewegung der Planeten in Ellipsen beiseitegeworfen werde. Wenn er so in seiner „Physiologie“ an eine „lebendiger gewordene Astronomie künftiger Zeit“ appellirt, so weist er in demselben Werke auf eine wahrhaft genetische Chemie hin und verlangt eine nach genetischen Grundsätzen ausgearbeitete Mathesis, welche uns den Unterschied von Linien und Gestalten höherer Ordnung und niederer Ordnung recht vollständig überblicken läßt. Auch für die Geologie gibt Carus manchen bedeutsamen Wink, namentlich in seinen „Briefen über das Erleben“. Ebenso gab Carus auf seinem eignen Gebiete manche für Fortbildung der Wissenschaft wichtige Werke heraus. Bei Seltenheit der Darstellung der „Krankheit“ weist Carus darauf hin, daß uns noch immer zwei Arbeiten fehlen, durch deren genügende Ausführung sich irgendein Forscher wesentlich um das Feld der physiologischen Pathologie verdient machen würde. Die eine würde sein eine sorgfältig vergleichende Zusammenstellung derjenigen Krankheiten und ihrer Eigen thümlichkeit, welche man im rohen uncultivirten Zustande des Menschen beobachtet, mit denjenigen, welche unter cultivirten, als Glieder eines Staates lebenden Menschen vorkommen; die andere würde sein eine eigentlich vergleichende Pathologie (im Sinne der vergleichenden Anatomie), welche mit Sorgfalt die sämmtlichen Erkrankungen, welche bei den übrigen epitelurischen Geschöpfen vorkommen, bis hinauf zum Menschen verfolgt.

Wie an Humboldt, klingt die geistige Persönlichkeit von Carus auch an Goethe an: er hat mit dem großen Dichter nicht bloß den Sinn für das Urphänomen gemein, jene Intuition, welcher wir die fruchtbringende Lehre von der Metamorphose der Pflanze verdanken, nicht bloß die Neigung für Schädel- und Wirbelstudien, die ja bei ihm zu seinem speciellen Fache gehörten; die Vorliebe für bildende Kunst, für Malerei und Plastik war bei Carus nicht minder lebendig als bei Goethe; ja jener leistete auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei manches, was über den Dilettantismus hinausging. Hierzu kommt die gleiche gesellschaftliche Atmosphäre des Hof- und Salonlebens, in welcher sich beide bewegten, und ein gewisser Ton geistiger Vornehmheit, der sich ablehnend auch gegen manches Berechtigte der Zeitbestrebungen verhielt.

Ueber Leben und Entwicklung des dresdener Physiologen geben uns seine eigenen Bekannnisse ausgiebigen Aufschluß in dem Werke „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten“ (4 Bde., Leipzig 1865—67). Je weniger dies Leben äußerlich bewegt war, um so mehr tritt die geistige Seite des Entwicklungsganges in den Vordergrund. Carus trat mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten in nähere Beziehung und so erstreckten sich seine Mittheilungen auch über das Gebiet der Naturwissenschaften hinaus in Kreise der Kunst und Literatur, welche ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen. Carus selbst sagt in der Vorrede in Bezug auf den Charakter der Selbstbiographien: „Einige solcher Schilderungen werden stets mehr an der Oberfläche verweilen, werden den Fluß eines Lebens so zeichnen, daß man nur das Spiel seiner Wellen und die Blätter und das Treibholz, das er außen fortträgt, deutlich erkennt, während andere ihn mehr behandeln müssen wie einen von elektrischen Telegraphenlinien durchzogenen Meeresarm, bei welchem das

Interessanteste allein das ist, was in der Tiefe theils an wunderbaren Gebilden des Seegrundes, theils an geheimnißvollen Gedankenströmungen sich verbirgt, Dinge, welche denn auch nur durch eine sehr ins Innere gehende Auffassung zu Tage gebracht werden können. Weiderlei Behandlungsweisen mügen Bedeutesendes und auch in Beziehung auf höhere Lebenskunst vielfach Lehrreiches bringen; jedenfalls bleibt es indeß am besten, wenn ein äußerlich viel in Thaten und Schicksalen hervorragendes Leben mehr in ersterer, dagegen das stille, von außen wenig bewegte Leben des Gelehrten und Poeten nur in letzterer Weise geschildert wird.“ Diesen fraglos richtigen Standpunkt hat Carus denn auch in der Durchführung seiner Autobiographie behauptet.

Nach seiner eigenen Angabe wurde Carus in Leipzig am 3. Jan. 1789 geboren. Seine Mutter stammte aus Mühlhausen in Thüringen, und zwar aus einer Familie, welcher viele tüchtige Aerzte angehört hatten. Während seines Aufenthalts in Mühlhausen sah der junge Carus die Bibliothek, die Instrumente und Mikroskope seines Urgroßvaters, des Professors Reichel in Leipzig, bei einem verwandten Arzt, Dr. Altenburg, und empfing alsbald einen für sein ganzes Leben nachhaltigen Eindruck. „Noch gegenwärtig“, sagt er, „stehen die Folianten des Albin und Vesal, die Quartanten des Haller, die Reihen der Werke eines Boerhave und Sydenham, wie sie dort aufgestellt waren, und die ganze altmodische Einrichtung der Bibliothek, dann das große den Kindern als besonderes Wunderwerk nur von fern gezeigte Sonnenmikroskop und allerhand dabei gesammelte naturhistorische Curiosa in einem eigenen Licht vor meinem Geiste und geben mir das eigenthümliche Janusgefühl, mit einem male um zehn Lustre und mehr in den Bildungsgang der Menschheit somit zurückzusehen zu können.“

Der junge Carus wurde nach Mühlhausen in die sorgfältige Pflege des ältern Bruders seiner Mutter gegeben, eines Naturgelehrten, unter dessen geistiger Pflege sich auch der Sinn für Naturgeschichte frühzeitig bei dem Knaben entwickelte. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig, wo der Vater eine Färberei in der Nähe des Rosenthales gepachtet hatte, wurden bei dem Sohne landschaftlicher Sinn und landschaftliche Neigungen durch einsame Spaziergänge in dem prächtigen Stadtwalde geweckt. Solche ersten Eindrücke sind oft entscheidend für das ganze Leben; im Rosenthale entfalteten sich die Keimblättchen des künftigen Naturforschers und Landschaftsmalers. „Ich lag unter einer alten Eiche“, berichtet Carus selbst, „sah in die mächtigen Aeste und in das Blättergewölbe hinauf, gab Achtung auf das Leben der kleinen Käfer im Grase umher und fing an zu ahnen, daß in diesem stillen Leben eine Menge der seltsamsten Geheimnisse verborgen liegen müßten. Es entwickelte sich dort ein gewisser Hang zur Einsamkeit und es war mir da oft besonders wohl. Die frische Waldbesluft, der Hauch der Wiesen, es schien mir auch körperlich zusagend und gesund, und wenn ich daher nicht gar oft dorthin selbst mich verlieren durfte, so saß oder stand ich dafür um so mehr am Wasser hinter unserm Hause, trieb Fischfang mit der Angel und sah dabei nach den fernen Wipfeln hinüber. Kam dann der Winter, so boten die kleinern Flüsse, die sich um Leipzig durch die Wälder ziehen, die erwünschteste Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen, in welchem ich bald eine bedeutende Festigkeit bekam, und noch jetzt kann ich mit Vergnügen mancher Abende gedenken, wo ich das Spätroth des Westens und die schimmernde Mondesstichel durch die beschneiten Zweige der Büsche und Bäume in immer neuem Reize verfolgen durfte, während die blanken Eiseu mich rasch über die spiegelnde Bahn des Flusses dahintrugen.“

In dem älterlichen Hause fand sich manche anregende Bekanntschaft vor; so Friedrich August Carus, ein Verwandter, Docent an der Universität, der Literat und Musikschriftsteller Friedrich Rochlitz, Organist August Müller, die Musikalienhändler Breitkopf und Härtel. Seinen Schulunterricht erhielt der Knabe anfangs zu Hause, dann in der

Thomassschule, welcher er jedoch 1804 wieder entzogen wurde, weil man glaubte, er habe für die naturhistorischen und chemischen Studien, die er betreiben solle, genug classische Nahrung eingesammelt. So wurde er am 21. April 1804 auf der Universität inscribirt und besuchte nun mehrere Jahre hindurch mit Eifer die betreffenden Collegien. Sein ganzes Studium war auf die Fortsetzung des väterlichen Geschäfts berechnet. Er unterstützte dasselbe durch fleißige Ausübung der Zeichenkunst, zu welcher ihm Julius Diez die förderlichste Anleitung gab und das Rosenthal die willkommensten Studien. Immer mehr von der Anziehungskraft der Naturwissenschaften festgehalten, mußte er sich nun die Frage vorlegen, ob er dieselben nicht zur ernstern Lebensaufgabe machen wolle; denn die Unklarheit in Betreff seiner Zukunft rief in ihm selbst häufig melancholische Stimmungen hervor. Zuletzt entschied er sich für den Stand des Arztes und beschloß, die auf der Schule unbeendigt gelassenen philologischen Vorbereitungen nachzuholen. So begann er Ostern 1806 das Studium der eigentlichen medicinischen Wissenschaften mit dem der Anatomie. Das Geheimniß des menschlichen, überhaupt des thierischen Baues übte die größte Anziehungskraft auf ihn aus. Er zergliederte Thiere mit Eifer und suchte sich deren zu verschaffen, wie es nur immer ging. Es kam ihm wol vor, daß er, wenn er an der Straße ein todtcs Thier liegend fand, es entweder selbst mit nach Hause nahm oder wenn es größer war, durch einen seiner Leute aufheben ließ. Durch solchen Eifer wurde er sehr fest in der Anatomie; in der Mineralogie wurde Weiß ein ihm lange Zeit befreundeter Lehrer; in der Pathologie übten Burdach und Heimroth großen Einfluß auf ihn aus. Gleichzeitig schlug Schelling's „Buch von der Weltseele“ blitzartig in den Geist des Jünglings ein, ebenso Oken's Schriften, der in die chaotische Mannichfaltigkeit von Naturformen und Thatfachen ein neues belebendes Princip einführte, das genetische, das der Entwicklung. Oken's Programmschrift mit dem Nachweise, daß der Bau des Schädels im wesentlichen als der einer Wirbelsäule anzusehen sei, machte ebenfalls einen bedeutenden Eindruck; Carus erkannte auch auf diesem Gebiete in jenem Satze „ein höheres Unveränderliches“, indem der tausendfach verschiedenen Gestaltung des Schädels in sämmtlichen höhern Thierklassen ein einfaches durchaus bleibendes Gesetz zu Grunde liege.

Nachdem Carus nun auch die Krankenschule des Jakobshospitals, die Klinik der Universität, mit wissenschaftlichem Eifer durchwandert hatte und von Dr. Jörg in die Geheimnisse der Geburtshülfe eingeweiht worden war, promovirte er im Jahre 1811 und vertheidigte, um die *venia legendi* zu erhalten und als *magister legendi* in die Verzeichnisse der Lehrer an der Universität aufgenommen zu werden, eine naturphilosophische Abhandlung: „*Specimen Biologiae generalis.*“ Gleichzeitig wurde er in dem neubegründeten Entbindungsinstitut, der Trier'schen Anstalt, heimisch als Assistent des Dr. Jörg, und so zunächst dem speciellen Gebiete der Gynäkologie nahe tretend. Auch verheiratete er sich schon damals mit einer Verwandten, Karoline. Obgleich die Sicherung der äußeren Existenz für ihn dadurch eine doppelt wichtige Lebensfrage wurde, und obwol ihm allerlei Anträge auf Annahme einer Pflanzplatzstelle aus kleinen Städten zufamen, so zog er doch vor, der akademischen Carrière treu zu bleiben.

In jene Epoche fallen die großen Entscheidungen der Freiheitskriege, von denen Leipzig mehr als alle andern deutschen Städte berührt wurde. Nach der Schlacht bei Lützen rückte das Ney'sche Armeecorps in der Stadt ein; in Pfaffendorf wurde ein Lazareth errichtet und dem jungen Arzte die Leitung desselben übergeben. Hier konnte er seine ärztlichen Kenntnisse durch manche interessante chirurgische Erfahrung bereichern. Während der Schlacht bei Leipzig wurde die pfaffendorfer Meierei von den Franzosen selbst in Brand geschossen, weil sie fürchteten, die Schweden könnten sich dort festsetzen; die Verwundeten waren vorher schon daraus geflüchtet worden. Vider aus jenen verhängnißvollen Tagen haften noch lange in der Erinnerung von Carus. Er sah den Kaiser

bei der großen Parade auf dem Markt. „Noch jetzt, wenn ich die Augen schließe, kann ich genau den Ort, wo der Kaiser stand und wie er stand, mir visionartig hervorrufen! Sein Bild, gleichsam das Phantasma von ihm, besteht noch, während seine eigene Erscheinung längst in die zeugenden Elemente wieder aufgelöst ist.“ Am Morgen des 21. Oct. bot sich den Augen folgendes Schauspiel dar: „Der Platz vor der Mühle am Kanstädter Thore war mit weggeworfenen verrosteten Gewehren und umgestürzten Wagen bedeckt, hier und da, kaum kenntlich, lagen im Schmutze des Bodens Leichen französischer Soldaten und gefallener Pferde, überall war das freie Holzwerk an Barrieren u. s. f. zu Wachtfeuern weggebrochen, einzelne Bäume umgehauen, selbst in den Gräben an der Promenade sah man hier und da unter den Büschen menschliche Leichen, und eben als ich wieder nach Hause zurückkehrte, landete dort in der Nähe ein kleiner Fischerkahn, in dem ein stattlicher Leichnam ausgestreckt lag, bekleidet mit polnischer Generalsuniform; es war der des Fürsten Poniatowski, welcher nach gesprengter Brücke mit seinen Lanciers durch den Reichenbach'schen Garten die Heerstraße wiedergewinnen wollte und bekanntlich ertrank, als er mit seinem Pferde in das tiefe Wasser der trügerischen Elster gesprengt war. Ein Anblick, der sonst Hunderte von Zuschauern herbeigezogen haben würde, erregte jetzt kaum das Unsehen einzelner Vorübergehenden.“ Die Meierei in Pfaffendorf fand Carus als große Brandstätte wieder. Die Ställe waren in Feuer aufgegangen. „Niemand hatte die armen Thiere herausgezogen und so lagen sie reihenweise halb verbrannt zwischen den zusammengestürzten Mauern, und man sah, daß hier und da von hungerigen Bewohnern des neuaufgebauten und erhaltenen Spitalsflügels Stücke abgerissen oder abgehauen waren, damit sie zur Nahrung dienten. Ich ging hinüber, wo sonst die französischen Aerzte eine weit größere Anzahl Kranke behandelt hatten. Das Wegtransportiren aller war unmöglich gewesen, aber jede Sorge für die zurückgebliebenen Kranken während der Schlacht hatte aufgehört und so traf ich nur noch auf wenig Lebende, aber auf hochgeschichtete Berge von herabgeschleppten, ja theilweise aus den Fenstern geworfenen Leichen.“

Die erschütternden Eindrücke dieser Zeit warfen den jungen Arzt auf das Krankenhause, doch genas er von dem gefährlichen Typhus wieder, ja er fühlte sich nach der Genesung gekräftigt, auch geistig fester und männlicher geworden. Im Jahre 1814 erhielt Carus den Ruf nach Dresden als Director der dortigen Entbindungsanstalt und Professor der Entbindungskunde, wohin er im November übersiedelte. Neben den oft „überniederländischen“ Scenen seines Instituts wahrte sich Carus hier den künstlerischen Sinn, der ihn oft an die Staffelei bannte, sowie er noch kurz vor der Abreise von Leipzig ein Landschaftsbild aus dem Rosenthale in dem ersten noch blätterlosen Frühlingstreiben in Oel gemalt, das er zu dem Besten rechnet, was er überhaupt geschaffen; so regten ihn ähnliche Eindrücke auf der Brühl'schen Terrasse zu stimmungsvollen Zeichnungen an. Enge Freundschaft verband den strebsamen Physiologen jahrelang mit dem originellen Dante-Uebersetzer Regis, mit dem er in beständiger Correspondenz stand. Regis, den Breslauern als Sonderling bekannt, war ein geistreicher etwas paradoxer Kopf, aber dichterisch angeregt, nachschöpferisch mit Kunstgefühl, und hielt so den Naturforscher und Landschaftsmaler in engem Zusammenhange mit der Dichtkunst.

Inzwischen hatte Carus sein erstes wissenschaftliches Werk: „Lehrbuch der Zootomie“ (Leipzig 1818; 2. Aufl., 1834) erscheinen lassen, ein Werk, welches mit 20 von ihm selbst radirten Kupfertafeln ausgestattet war und den jungen Gelehrten bald in weitem Kreise bekannt machte. Auch fällt in jene Zeit die Anknüpfung der ersten Beziehungen zu Humboldt und Goethe. Humboldt begleitete damals jährlich den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen in die Bäder von Teplitz und pflegte dann sowol bei Hin- als Rückreisen ein paar Tage in Dresden zu verweilen. Hier machte Carus seine

Bekanntheit und fühlte sich überrascht durch die vollendete Feinheit des Hofmannes, die sich bei ihm mit solcher Tiefe des Wissens und solchem Reichthum an Erfahrungen vereinigte. Er rechnet ihm nach, zuerst die Kunst gelehrt zu haben, auch den Fremden in würdiger Weise in den Tempel der Isis einzuführen, und vergleicht ihn dem großen Kaufmann, der von allen Enden der Welt reiche Güter zusammenführt und dann dafür sorgt, daß sie in schöner Form und breiter Auswahl allen denen vorgelegt werden, welche eben nur so weit mit Mitteln ausgestattet sind, doch etwas von diesem Ueberflusse sich aneignen zu können. Dankbar erkennt er selbst an, daß ihm Humboldt mannichfaltige Förderungen zu Theil werden ließ und namentlich bei seinem Aufenthalt in Paris ihn wirksam unterstützte. An Goethe schickte Carus seine „Vergleichende Anatomie“, welche ihrer genetischen Anordnung wegen und weil es bisher nur ein einziges spärlisches und unvollkommenes Handbuch dieser Wissenschaft gab, bedeutende Wirkung ausübte. Goethe antwortete auf das freundlichste und hob besonders hervor, daß er sich jetzt mit der Jugend in Einstimmung fühle auf einer Altersstufe, wo man sonst nur die vergangene Zeit zu loben pflege. Seit jener Zeit datirt eine vierzehnjährige Correspondenz und persönliche Wechselwirkung mit dem Gewaltigen, und in zwei Schriften: „Goethe, zu dessen näherem Verständniß“ (Leipzig 1843) und „Goethe, dessen Bedeutung für diese und die kommende Zeit“ (1863), legt Carus Zeugniß ab für seine Bewunderung des großen Dichters. Als Denkschrift zum hundertjährigen Geburtstage Goethe's schrieb er seine interessante Abhandlung „Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwicklung“ (Leipzig 1849) und leitete sie mit den begeisterten Sätzen ein: „Der Gedanke an den Mann, welcher vor einem Jahrhundert in die Welt trat, um die Spiegelungen dieser Welt im Geiste seiner Nachgeborenen zu verschönern und eine Wirkung in ungemessenen Zeiten zurückzulassen, man kann ihn nicht ausdenken, ohne zu der Frage zu gelangen, woher gerade dieser Individualität und nur dieser solcher Reichthum der Idee, solche Fülle der Begebenheit, solche Macht des Vollbringens? Wäre die Menschheit wirklich ein Aggregat unzähliger Geister, alle von gleicher Befähigung, alle von gleicher Anlage, alle von gleichem Anrecht an höchste ideale Entwicklung, wie käme es, daß so viel Tausende in der Nacht geistiger und weltlicher Unbedeutendheit durchs Leben wandeln, während dem Einen es bestimmt war, der Stolz seines Volks zu sein, in dessen Geschichte und geistige Entwicklung in diesem Grade fördernd einzugreifen und ein echt menschliches Dasein in so schönem Maße zu vollenden.“

Außer mehrern Fachmännern, wie Reichenbach, Thienemann, übte namentlich der Philosoph Krause, der Vertreter einer humanen Socialphilosophie, die in der Lehre des „Menschheitsbundes“ gipfelte, einen bedeutenden wissenschaftlichen Einfluß auf den nur zehn Jahre jüngern Carus aus. Die Thätigkeit seines wissenschaftlichen Lehramts, die bis zum Jahre 1827 reichte, wurde nur durch kleinere Ausflüge nach der Ostsee und der Insel Rügen, durch eine Reise nach Florenz, deren Tagebuch Carus im zweiten Bande seiner „Lebenserinnerungen“ mittheilt, durch eine spätere Reise nach Rom und Neapel, die für die beiden Gebiete des Forschers, Kunst und Natur, eine reiche Ausbeute lieferte und in einer besondern Schrift: „Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz“ (2 Bde., Leipzig 1835), beschrieben wurde, unterbrochen, während der wissenschaftlichen Thätigkeit landschaftliche Studien im Freien und an der Staffelei sowie ein eifriges Studium des dresdener Kupferstichcabinet's zur Seite gingen. Im übrigen fallen in diese Epoche einige wichtige, der strengern Fachwissenschaft angehörige Schriften: das „Lehrbuch der Gynäkologie“ (2 Bde., Leipzig 1820; 3. Aufl., 1838), in welchem Carus seine Erfahrungen aus dem ihm anvertrauten Institut verwerthete, aber in gewohnter Weise die Praxis durch allgemeine philosophische Principien zu befruchten suchte, und die „Grundzüge der vergleichenden Anatomie und Physiologie“ (3 Bde., Dresden 1828).

Begonnen wurden die „Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie“ (9 Hefte, Leipzig 1826—55), welche Carus lange Zeit hindurch mit dem Breslauer Professor Otto, einem tüchtigen Anatomen, der aber der philosophischen Auffassung des Freundes fern stand, fortsetzte. Sein Ruf als Gelehrter im Auslande wurde begründet durch zwei kleinere Untersuchungen: „Von den äußern Lebensbedingungen der weiß- und kaltblütigen Thiere“ (Leipzig 1824) und „Ueber den Blutkreislauf der Insekten“ (Leipzig 1827), welche beide akademische Preise erhielten, und zwar die erstere 1822 von der Kopenhagener, die zweite 1824 von der pariser Akademie.

Was alle diese Werke und ähnliche charakterisirt, darüber spricht sich Carus im ersten Bande seiner „Lebenserinnerungen“ aus, wo er seiner großen Arbeit „Von den Ur-Theilen des Knochen- und Schälengerüstes“ (Leipzig 1828) gedenkt, die ihn zehn Jahre lang, von 1818—28, beschäftigte. Er ist sich seines Unterschiedes von den Empirikern vollständig bewußt, und die vielfachen feindlichen Besprechungen seiner Werke trugen wesentlich dazu bei, ihm denselben noch fühlbarer zu machen. Ausgehend von der Ansicht, daß in letzter Instanz die Erklärung aller physischen wie psychischen Zustände in ein nie völlig zu durchbringendes Geheimniß verhüllt sei, meint er, daß dem nie vollständig zu Entschleiernden doch durch Approximation mindestens etwas mehr Aufklärung abzugewinnen sei. „Von jeher“, fährt er fort, „sind es namentlich zwei Wege gewesen, auf denen man eine solche Approximation unternommen hat, indem einmal alles das, was die concreteste sinnliche Erscheinung an Meßbarem, Wägbarem und überhaupt physisch Nachweisbarem darbieten konnte, auf möglichst exacte Weise aufgesucht und wissenschaftlich zusammengestellt wurde; ein andermal aber man das Wagniß bestand, durch lebhafteste und tiefstimmigste Anschauung der Idee, der Erscheinung selbst sich zu bemächtigen und auf diese Weise des aller unendlichen Mannichfaltigkeit wirklicher Formen und wirklichen Lebens zu Grunde liegenden höchsten Einen und Ewigen sich in Wahrheit bewußt zu werden, dadurch also gewissermaßen der Welterschöpfung selbst in Gedanken nachzugehen, als bei welcher wir ja doch überall die göttliche Idee als das ursprünglich Bedingende für die entstehende Wirklichkeit anerkennen müssen. Beide Arten der Bestrebung haben nun, neben vielen Unberufenen, von jeher doch auch manchen tüchtigen und wohlbefähigten Geist angeregt, und blicke ich in mein Inneres, so muß ich wol erkennen, daß es namentlich die letztere Richtung war, die mir von jeher als die höhere und wünschenswerthere erschienen ist, so daß, obwohl ich mir bewußt bin, der Erscheinung ebenfalls, soweit ich es vermochte, überall mit Sorgfalt und Treue nachgegangen zu sein, ich mich doch erst dann für wahrhaft befriedigt achtete, wenn ich dem idealen innern Grunde derselben ein näheres Verständniß hatte abgewinnen können. Auf diese Weise hatte ich democh schon zeitig bei der Ausarbeitung meiner Schrift über Nervensystem und Gehirn nicht geruht, bis ich ein gewisses klares, gemetisches Princip in der Entwickelung dieser Formen aufzufinden und darzustellen vermochte, und später war mir dann immer mehr und mehr deutlich geworden, daß, wenn es irgendeine Bildungsreihe organischer Formen gäbe, an welcher es möglich sei, das Offenbarwerden einer einzigen höhern Grundidee mit größter Schärfe und Consequenz mathematisch nachzuweisen, so müßte das diejenige sein, durch welche — als durch starke gleichsam architektonische Substructionen — überall die Gestaltung des Lebendigen gemodelt und bestimmt wird, also die Bildungsreihe des Skeleton.“

„So war mir dann nach und nach der Gedanke gekommen, an diesen Formen gleichsam wie an einem Schema es auf alle Weise durchzuführen, wie die Natur in ihrem Schaffen jenem Magier gleich verfähre, der aus einigen wenigen höchst einfachen Elementen ebenso durch immer neue Combination, Versekung, Deugung und Umkehrung die allerheterogensten und vielfachsten Erscheinungen hervorgehen läßt, wie etwa die Sprache aus wenigen Buchstaben und Zeichen die mannichfaltigsten Formen der Rede hervorruft. Man

kann nun aber denken, daß bei einem so ungeheuer reichen Stoff diese Durchführung kein leichtes Unternehmen war, daß die unsaglichsten Vergleichen, Unterscheidungen, Ueberlegungen nöthig wurden, um in diesem Chaos den Ariadnesfaden der Idee nicht zu verlieren, vielmehr endlich dem eigentlichen Zielpunkte der Arbeit möglichst nahe zu kommen. Ich habe über diese und ähnliche Bestrebungen im Leben mannichfaltige Aufeindungen zu erfahren gehabt, und namentlich nachdem in den letzten Decennien die andere Richtung im Erforschen der Natur, die, welche, indem sie von vornherein auf Erkenntniß eines Höhern und Geistigen Verzicht leistet, gerade das unmittelbar Wirkliche in unbedingtester Weise verfolgt, zur vorherrschenden geworden ist, mußte ich mir gefallen lassen, daß alles, was ich auf meinem Wege Bedeutendes und oft Ueberraschendes gefunden hatte, von der Menge geradezu unbeachtet oder selbst mit Misachtung beiseitegelegt wurde, indeß hat mich dies, wenn auch bisweilen augenblicklich verstimmt, nie an mir und an diesem meinem Wege irregemacht, und ich bin vielmehr überzeugt, auch in jenen Arbeiten über das Skeleton Erkenntnisse niedergelegt zu haben, welche der Naturforschung nicht verloren sein könne, sondern vielmehr noch in später Zeit ihr mannichfaltig zugute kommen werden.“

Schärfer läßt sich der wissenschaftliche Standpunkt von Carus nicht charakterisiren, als er es hier selbst gethan; ja diese Betrachtungen gelten namentlich auch von seinem bedeutendsten Hauptwerke, dem „System der Physiologie“, welches wir hier gleich mit berücksichtigen wollen, obgleich es die Frucht seiner spätern, im speciellen Hofdienst zubrachten Lebensperiode ist. Dieses Werk bildet den Mittelpunkt seines ganzen geistigen Wirkens; seine meisten andern Schriften sind nur weitere Ausführungen der hier niedergelegten Ideen. Ausnehmend geistreich und anregend verfällt es zwar hier und dort noch in naturphilosophische Spielereien und bedient sich eines nicht ganz durchsichtigen Apparats von Terminologieen, so z. B. wenn es vom „Aether“ spricht, als von dem Seienden, an welchem jedes Abbild eines Urbildes zu Stande kommt; aber zu so tiefsinniger Naturauffassung, wie sie in diesem Werke herrscht, wird die Physiologie immer wieder zurücklehren müssen, wenn sie auch durch noch so bedeutende Resultate exacter Forschung das Wissen selbst bereichert hat. Ohne geniale Intuition und systematische, aus einem Grundgedanken hervorgehende Anordnung gibt es keine echte Wissenschaft. In vielen wissenschaftlichen Details ist man freilich weiter, auch als man zur Zeit war, als die zweite Auflage der „Physiologie“ (Leipzig 1847) erschien; selbst auf dem Lieblingsgebiete der Forschungen von Carus, auf welchem ihn seine lange amtliche Wirksamkeit in Dresden heimisch machte, auf dem Gebiete der „Zeugung“, hat man wichtige Fortschritte in der Erkenntniß gemacht, Fortschritte, welche für das nationalökonomische Gebiet von Wichtigkeit sind und nicht minder für die Gestaltung der socialen und reinmenschlichen Lebensverhältnisse. Wenn schon Carus mit Bischoff, gegenüber den frühern Ansichten von dem Loslösen des Eies im weiblichen Ovarium durch den Begattungsreiz, darüber im Klaren war, daß das Ei in Folge erhöhten Lebens im Ovarium während der Menstruationszeit ausgestoßen werde, so bricht sich jetzt immer mehr die Einsicht Bahn, daß auch menschliche Befruchtung an eine bestimmte, mit der Menstruation zusammenhängende Zeit geknüpft ist, eine Einsicht, welche in der „Physiologie“ von Carus weder in Bezug auf ihre ideale Bedeutung noch auf ihre praktische Folgen gewürdigt worden ist.

Das Werk von Carus enthält an mehreren Stellen eine starke naturphilosophische Beimischung, namentlich in allgemeineren Abschnitten wie in demjenigen Kapitel, welches vom Verhältniß der das Dasein bedingenden göttlichen Idee zum Phänomen seiner Leiblichkeit handelt. Neben einer Menge von geistvollen Aperçus finden sich hier doch Behauptungen und Hypothesen, welche allzu weit aus dem Gebiete der Naturwissenschaft und des exacten Wissens herausfallen. In folgender Stelle des §. 310 finden wir sogar die

bedenkliche Theorie des „Seelenleibes“, welche in der neuern theistischen Philosophie eine so große Rolle spielt und namentlich den Versuchen, für den Unsterblichkeitsglauben neue Stützen zu finden, zu Grunde liegt: „So viel ist gewiß, daß die Idee zum Geiste geworden, in uns sich mit einer ideellen Welt von Vorstellungen umgibt, welche wir den spirituellen Organismus mehrfach genannt haben. Dieser spirituelle Organismus ist es, dessen Wachsthum wir im Kinde gewahren; er ist es, der, je weiter der innere Mensch sich entwickelt, zu immer festerer und organischerer Gliederung gelangt (als Charakter, als Person) und von welchem wir dann in uns selbst sowie (nach seinen äußern Zeichen) in andern erkennen, daß er als eigenthümliche organische und bis auf einen gewissen Grad unabhängige Sphäre bereits im lebenden reifen Menschen anzusehen sei, und deshalb gar wohl, wenn er zur Reife gelangt ist, auch (wie etwa der Fötus aus dem Fötalmenschen) hervorzutreten vermögen werde, dergestalt, daß in ihm gewissermaßen und möglicherweise die Elemente gegeben wären, in welchen die Idee als in einem neuen ätherischen Leben sich darzuleben vermöchte.“

Auch die Darstellung der Krankheit als eines ideellen Organismus mußte auf Widerspruch stoßen, da man darin mehr eine naturphilosophische Geistreichigkeit als eine wissenschaftliche Betrachtungsweise erblicken wollte. Carus führt gelegentlich das merkwürdige Factum an, daß man bei schwerem Nervenfieber sich doppelt sieht und die Idee der Krankheit gleichsam als zweite Person in uns erschaut wird. Wir zweifeln nicht, daß dies Phänomen nicht etwa ein nachträgliches Beispiel für die Beweisführung des Physiologen war, sondern gleichsam das Urphänomen, durch dessen Anschauung ihm erst die Construction der Krankheit als eines ideellen Organismus ausging, der ein parasitisches Leben innerhalb des leiblichen führt. So geistvoll und anregend diese und ähnliche Ausführungen sind, so machen sie doch den Eindruck, mehr aus subjectiven Analogien hervorgegangen zu sein. Sie gleichen im besten Fall jenen Linien, welche die Geometrie für ihre Beweise zieht und welche nicht zum Wesen der geometrischen Figuren selbst gehören.

Die Grundanschauung der „Physiologie“, der zufolge Leib und Seele nur Bethätigung einer und derselben Idee sind, hielt gegenüber den Ausschreitungen des Spiritualismus und Materialismus den allein richtigen Standpunkt fest, der sich nach allen Seiten hin als fruchtbringend erweist. Auch die mechanische Erklärung körperlicher Phänomene, deren sich viele neuern Physiologen befleißigen, kann hier nur eine untergeordnete Stellung einnehmen. Ueberall in der Darstellung der einzelnen Systeme geht Carus auf ihre Genesis, auf ihre Bildung im Fötalmenschen zurück und gewinnt durch diese Darlegung des Bildungsganges die förderlichsten Resultate für die Erfassung ihres eigentlichen Lebensprocesses. Es ist viel Intuition, viel geniale Anschauung und Ineinschauen örtlicher und zeitlicher Mannichfaltigkeit in dem bedeutsamen Werke, allerdings „Caviar“ für die unphilosophischen Köpfe, die immerfort an trockenem Zeuge kleben und den Gesamtblick verlieren, wenn sie das Auge überanstrengen mit mikroskopischer Erforschung des Einzelnen. Echte Naturforschung kann doch nur, wie Klopstock es sagt, „den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denken“, oder „das bewußtlose Denken der Natur“, wie Schelling es ausdrückt, zum Bewußtsein bringen. Das „System der Physiologie“ zerfällt in eine „allgemeine“ und in eine „specielle“ Physiologie. Die Einleitung der letztern gibt einen Rückblick auf kosmisches, tellurisches und epitelurisches Leben, behandelt dann das Leben der Menschheit und das Leben des Menschen (Abschnitte, die wol noch besser im Allgemeinen Theil ihren Platz gefunden hätten) und geht dann über zur Darstellung des Lebens der einzelnen organischen Sphären und Systeme im Menschen, behandelt Bildungsleben, Gefäßsystem, Athmungssystem, das System der Absonderungen, der Stoffaufnahme, Verdauung und Ernährung, die Systeme der animalen Lebenssphäre,

das Nervensystem, das System der Sinne, das Leben des Skeleton, das Bewegungssystem, das Geschlechts- und höhere Hirnleben.

Die meisten spätern Schriften von Carus sind nur als weitere Ausführung einzelner Abschnitte dieses Hauptwerks zu betrachten. Selbstverständlich gilt dies von der „Physiologie. Zur Geschichte des leiblichen Lebens“ (Stuttgart 1851), einer geschmackvollen Auarbeitung der Physiologie für weitere Leserkreise, gegenüber den oberflächlich beschreibenden Darstellungen des menschlichen Körpers und seiner Proceffe von hohem Verdienst, indem sie eine genetische geistreiche Entwicklung gibt und den Blick aus der Zersplitterung auf Einzelheiten stets zu zusammenfassender einheitlicher Betrachtung zurückführt. Selbständiger ist die „Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele“ (Pforzheim 1846; 2. Aufl., Stuttgart 1851), eine Psychologie, welche, auf physiologischer Grundlage ruhend, die Physiologie ergänzt. Das Werk, eine weitere Ausführung der bereits früher erschienenen „Psychologie“ (Leipzig 1831), gipfelt in der Darlegung, was es mit der Idee, dem Bilde des Seins vor dem wirklichen Sein in Bezug auf den Menschen für eine Bewandniß habe, und wie diese Idee zuerst als bewußtlos gestaltendes und allmählich durch diese Gestaltung mit unendlichen andern Ideen in Wechselwirkung tretendes Princip endlich infolge dieses menschlichen sich Darlebens als Seele und zuletzt als Geist zur Selbstanschauung und zum Bewußtsein komme. Es enthält einzelne vortreffliche Abschnitte, wie diejenigen über Seelenkrankheiten, Affecte u. s. f., namentlich aber die wichtigsten Beiträge zu einer „Philosophie des Unbewußten“, wie sie neuerdings E. von Hartmann abgefaßt hat, nicht ohne bereitwillig die Schriften von Carus als anregende und fördernde Stoffquelle anzuerkennen. Wie Carus an mehreren Stellen der zweiten Auflage seiner „Physiologie“ ausdrücklich auf die „Psyche“ verweist, welche hier Angeedeutetes weiter ausführt, so steht auch namentlich derjenige Kreis seiner Schriften, welcher die Symbolik der menschlichen Gestalt behandelt, im engsten Zusammenhange mit denjenigen Abschnitten der „Physiologie“, welche das Verhältniß des Menschen zu andern Menschen und die Eigenthümlichkeit der Idee des Organismus selbst betreffen. „Wie es bei Betrachtung fossiler Ueberreste vorweltlicher Thiere oft gelungen ist, aus wenigen Knochen Größe, Eigenthümlichkeit, ja Lebensweise eines solchen untergegangenen Geschöpfes zu entziffern, so sollte es denn auch möglich sein, aus dem Verhältnisse einer menschlichen Hand (Chirostomie), aus den Verhältnissen eines menschlichen Angesichts (Physiognomie) oder aus der Bildung eines menschlichen Schädels (Kranioskopie) über das Grundwesen eines Menschen bestimmte Kenntniß zu erhalten. Und dergleichen ist denn allerdings bis auf einen gewissen Grad möglich.“ So spricht sich Carus selbst in seiner „Physiologie“ über jenen weiten Kreis seines Wirkens aus, in welchem es ihm beschieden war, eine große Menge unkritischer Bestrebungen, die zu verschiedenen Zeiten unter dem Namen der „Physiognomie“ und „Phrenologie“ Mode geworden waren, auf ihren echten geistigen Gehalt zurückzuführen. Daß der Eifer, mit welchem er dies problematische Gebiet anbaute, wenig dazu beitrug, sein Ansehen bei den Gelehrten der strikten Observanz zu erhöhen, ja daß er von vielen mit in den Sündenfall jener Bestrebungen des Halbwissens verwickelt wurde, bedarf so wenig der Versicherung, wie daß gerade diese Seite seines Wirkens für Menschenkunde von höchster Verdienstlichkeit und durchgreifender Bedeutung war. Was in der Phrenologie berechtigt ist, namentlich den Zusammenhang der Schädelbildung mit der Entwicklung der drei Hirnsphären, stellte er dar in den Grundzügen der „Kranioskopie“ (Stuttgart 1841), in seiner „Vorlesung über Kranioskopie“ (Nürnberg 1844) und in einem Aufsatz über wissenschaftliche Kranioskopie in Müller's „Archiv der Physiologie“ (Heft 2, 1843). Hieran schloß sich später der „Atlas der Kranioskopie“ (Leipzig 1843; 2. Aufl., 1864), eine für die Anschauung höchst wichtige Erläuterung der Wissenschaft. Es wird wol niemand geben, der, wenn er den Schädel

eines Schiller, Kant und Beethoven mit den verschiedenen Idiomen vergleicht, nicht die Bedeutung der Schädelmaße für geistige Unterschiede erkennt und die Berechtigung eines tiefergründeten Parallelismus zwischen Hirn und Schädel einzieht. Als Umriss für den Schädel wie für alle Proportionen des Körpers, als „organischen Modul“, nimmt Carus das freie Rückgrat des Neugeborenen an, welches ein Drittel des Rückgrats des Erwachsenen ausmacht und welches er seinem größern Bildertafelwerke: „Die Proportionslehre des menschlichen Körpers“ (Leipzig 1854), zu Grunde legte. Die Aufgabe der Kraniostopie stellt Carus dahin fest, daß man sich eine möglichst genaue Kenntniß verschaffen solle von den räumlichen Verhältnissen sowol des Schädels im ganzen als der drei einzelnen Schädelwirbel im besondern, und zwar zu dem Ende, um daraus einen Schluß ziehen zu können, theils bis zu welchem Grade räumliche Entwicklung das Organ geistigen Seelenlebens, das Gehirn überhaupt und insbesondere in seinen größten Gebilden, den Hemisphären, gelangt sei, theils in welchem Verhältnisse die drei ursprünglichen Abtheilungen des Gehirns, Großes Hirn, Vorhügel und Kleines Hirn, als die ursprünglichen Vertreter der drei großen Richtungen alles Geisteslebens, Erkennen, Fühlen und Wollen, ihrer besondern Accentuirung nach sich befinden. Ebenso wichtig wie die Schädelmessung, die Bestimmung der Größe und Kleinheit des Schädels und seiner drei Haupttheile erscheint die Physiognomik des gesammten Schädelbaues sowie die Physiognomik der Schädeloberfläche, die Untersuchung der einzelnen Schwellungen und Senkungen, deren Bedeutung um so weniger verkannt werden kann, als sie schon dadurch als Product geistiger Entwicklung erscheinen, daß sie am zarteren Kindeschädel gänzlich fehlen. Gall hat in seiner „Phrenologie“ schon in der Bestimmung dieser Schwellungen vielfach das Richtige getroffen, doch die Erkenntniß wieder durch eine große Confusion und Willkür der Detailbestimmungen verdunkelt, sowie durch die irrthümliche Auffassung, welche in diesen Schwellungen wirkliche Organe sah, statt darin Symbole zu sehen, wie z. B. in den stärkern Modellirungen der intelligenten Hirnregion am Schädel gegen den Gehörsinn oder Gesichtssinn Symbole eines nach dieser oder jener Seite mehr influenzirten Geistes.

Auch die alte Chiromantie, die Lehre des Artemidor, Cardanus, Paracelsus und Porta, jetzt nur noch die Geheimweisheit der Zigeuner, hat Carus in seiner Schrift: „Ueber Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand in verschiedenen Personen“ (Stuttgart 1846), durch Zurückführung auf ihren tiefem Sinn neu zu beleben versucht. Er unterscheidet vier Grundformen der Hand, die elementare, die motorische, die sensible und psychische, die natürlich eine außerordentliche Menge von Uebergängen aller Art gestatten, und sucht für jede dieser Grundformen die geistige und charakteristische Bedeutung für Constitution, Temperament, psychische Anlage und Lebensführung festzustellen. Dann entwirft er auch das Schema der Lineamente, welche den Drakeln der Zigeunerweisheit zu Grunde liegen, und erklärt ihre Bedeutung dahin, daß die Faltungslinien der Hand durchaus auf gleiche Weise wie die Falten des Antlitzes in spätern Jahren als pathognomische Zeichen entstehen, d. h. als Spuren der am meisten geübten Bewegungen der Hohlhand, wozu noch die für den Abdruck derselben wichtige Beschaffenheit der Haut, je nach ihrer Fülle, Weichheit und Gesundheit oder Magerkeit und Trockenheit kommt.

Alle diese Untersuchungen der Kraniostopie, Chiromantie u. s. f. hat Carus in seinem ebenso vollständigen wie interessanten Werke: „Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß“ (Leipzig 1852; 2. Aufl., 1858), zusammengestellt und vermehrt durch eine geläuterte Physiognomik, welche nicht nur die Gesichtszüge, sondern auch die ganze körperliche Bildung, die Bedeutung der untern und obern Gliedmaßen, den geistigen Charakter des Rückens, der Füße u. s. f. erfafst. Die Symbolik der Gestalt der Individuen führte auf die Symbolik der Gestalt der Völkerrassen, die Carus bereits in

seiner „Physiologie“, abweichend von Blumenbach, in Tag-, Nacht-, östliche und westliche Dämmerungsstufen unterschied. Auch die Bedeutung der Symbolik für Pädagogik, Medicin und Jurisprudenz setzt Carus in seinem Werke auseinander, welches durch seine treffliche und geschmackvolle Darstellung der Nationalliteratur angehört und die großen Fortschritte zeigt, welche die Menschenkunde seit Lavater's und Gall's Studien, namentlich aber seit Knigge's wohlfeiler Receptirkunst des gesellschaftlichen Umgangs gemacht hat.

Von den kleinen Schriften, die sich mehr oder weniger an die allgemeine oder specielle Physiologie anschließen, erwähnen wir: „Zwölf Briefe über das Erleben“ (Stuttgart 1841), „Natur und Idee oder das Werden und sein Gesetz“ (Wien 1861), „Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes“ (Leipzig 1856), „Erfahrungsergebnisse aus ärztlichen Studien und ärztlichem Wirken während eines halben Jahrhunderts“ (Leipzig 1859) und „Ueber Lebensmagnetismus“ (Leipzig 1857), in welchem letztern Werke er auch das Tischrücken eingehend analysirte und Faraday's physikalische Erklärung glänzend widerlegte.

Wir haben, nachdem wir Carus' wissenschaftliche und literarische Thätigkeit in ihren allgemeinsten Umrissen charakterisirt, noch einiges über seine Lebensverhältnisse nachzuholen. Wir verließen ihn als Professor an der Medicinisch-Chirurgischen Akademie in Dresden. Im Jahre 1827 wurde er seines Lehramtes enthoben und zum königlichen Leibarzt, Hof- und Medicinalrath ernannt, eine Stellung, die er bis zum Ende seines Lebens bekleidete, nur mit erhöhtem Range und Titel, indem er 1843 zum Geh. Medicinalrath und 1861 bei seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum zum Geheimrath ernannt wurde. Auch erwählte ihn im December 1861 die Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinische Akademie zu ihrem Präsidenten. Von seinen Lebensverhältnissen berichtet er das Nähere in seinen „Lebenserinnerungen“, welche im ganzen uns ein harmonisches Lebensbild vorführen. Sein ärztlicher Beruf wurde durch wissenschaftliche und künstlerische Arbeiten angenehm unterbrochen; in der schönen Villa, die er sich in Dresden erwarb, in dem villniger Landhause herrschte ein feiner goethistrender Ton geselligen Verkehrs. Zahlreich sprachen hervorragende Fremde dort ein; das Haus von Carus war ein geistiger Glanz- und Mittelpunkt von Elbflorenz. Durch seinen Schwiegersohn Rietschel blieb Carus in engstem Zusammenhange mit der bildenden Kunst, und wie er die Stimmungsbilder der Natur mit den Augen des Landschaftsmalers anzusehen wußte, das bezeugen auch die Reiseskizzen der „Lebenserinnerungen“. Seine „Briefe über Landschaftsmalerei“ (Leipzig 1831; 2. Aufl., 1835) bekunden gleichfalls künstlerischen Sinn und künstlerische Bildung. Als Meisterin lebendiger Plastik glänzte Frau Schröder-Devrient in den Salons von Carus, und oft spricht dieser mit Bewunderung von dem Genie der Künstlerin und ihrer Meisterschaft. Ein Freundschaftsbündniß mit Ludwig Tieck, solange dieser in Dresden verweilte, machte Carus zum häufigen Besucher der dramaturgischen Vorlesungen des Romantikers, und im sechsten Jahrgange der Neuen Folge des „Historischen Taschenbuch“ (Leipzig 1845) berichtet er in einem längern Artikel über die Vorlesungen Tieck's und über die Eindrücke, die er aus denselben mit fortnahm. Dagegen finden wir über die jüngere Literatur, die allerdings den Protest gegen die Romantik auf ihre Fahne geschrieben hatte, nirgends irgendwelche Mittheilung, trotzdem, daß Guxlow, Auerbach u. a. in Dresden längere Zeit verweilten und der erstere auf der Hofbühne große Erfolge errang. Dies vornehme Ablehnen der jüngern Literaturbewegung gipfelte in einzelnen mißfälligen Aeußerungen über das moderne Literatenthum, die um so unberechtigter waren, als die besten Freunde von Carus, Tieck und Regis, als Literaten de pur sang betrachtet werden müssen. Die Stellung von Carus zum Hofe war eine durchaus angenehme, er erfreute sich jeder Förderung und Beliebtheit. Den vorigen König begleitete er meist

auf seinen Reisen, suchte ihn in Raibach auf, als er dort schwer erkrankt war, und begleitete auch seine Leiche nach dem unverhofften Tode, den der Monarch auf seiner tiroler Reise fand. Die hierauf bezüglichen Schilderungen in den „Lebenserinnerungen“ sind durchaus anziehend. Bei Hofe traf Carus auch vielfach mit fremden Fürstlichkeiten zusammen, sowie er in vornehmen Lebenskreisen geistig anregende Verbindungen fand. Namentlich erscheint Frau von Lüttichau in den „Lebenserinnerungen“ als eine höchst geistreiche und bedeutende Dame.

Carus starb am 28. Juli 1869 in Dresden, nachdem er das 80. Lebensjahr überschritten hatte. Er wird unvergessen bleiben als einer der hervorragendsten Anthropologen der Neuzeit, der das Gebiet dieser Wissenschaft nach allen Seiten hin erweitert und bereichert hat.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 9. Sept. 1869 starb in Göttingen, wohin er zum Besuch seiner Freunde gereist war, Professor Otto Jahn aus Bonn. Der Verlust, den die Wissenschaft durch diesen Todesfall erleidet, ist um so empfindlicher, als Jahn zu den ausgezeichnetsten und vielseitigsten Vertretern der Philologie gehörte. Durch seine immer zahlreich besuchten Collegia und durch seine nach allen Seiten hin gediegenen Schriften übte er einen weit- und tiefgehenden Einfluß aus. Es ist in der That ein Genuß, sich genauer mit den Arbeiten eines solchen Meisters, wie Jahn war, zu beschäftigen; gründliche Kenntnisse, seine und saubere Methode der Arbeit zeichneten jedes Buch, das dieser verdienstvolle Gelehrte veröffentlichte, in hohem Grade aus. Zu all den Verdiensten, die einem tiefgelehrten Manne zur Zierde gereichen, kam noch die Eigenschaft eines durch und durch ehrenwerthen Charakters, in dem sich kein Flecken zeigte. Alle diese Vorzüge mußten dazu beitragen, den berühmten Docenten, der ein Schmund der Universität war, den Jüngern der Wissenschaft, die auch für die Charaktereigenthümlichkeiten ihrer Lehrer ein scharfes Auge zu besitzen pflegen, im hohen Maße zu empfehlen.

Jahn wurde am 16. Juni 1813 in Kiel geboren. Auf der Schule zu Pforta, aus der schon so manche um die Wissenschaft hoch verdiente Männer hervorgegangen sind, erhielt er seine wissenschaftliche Vorbildung. Die Anstalt erfreute sich damals wie heute eines gerechtfertigten großen Rufes. Rector Ilgen, Neue, Steinhardt, Lange, Jacobi und andere bewährte Männer bildeten das Lehrercollegium der weitberühmten Alma mater. Jahn bewahrte der Anstalt, die ihn zuerst in das großartige Geistesleben des Alterthums eingeführt hatte, sein ganzes Leben hindurch ein treues Andenken und übersandte jedes seiner Werke der Bibliothek der Landesschule als Zeichen seiner Dankbarkeit. Im Jahre 1831 kehrte Jahn nach Kiel zurück, um unter G. W. Nitzsch und Forchhammer seine Ausbildung fortzusetzen. Die philologischen Studien standen in jener Zeit, wo Nitzsch mit Energie und Geschick sich aller derer annahm, die sich der Alterthumswissenschaft widmeten, an der Universität Kiel in besonderer Blüte; tiefgreifende Anregungen, die gar bald dem Gymnasialwesen in Schleswig-Holstein zugute kommen sollten, gingen von dem für seinen Beruf als philologischer Lehrer sehr begeisterten Nitzsch aus. Besonders verstand es Nitzsch, in dem philologischen Seminar zu eigenen Studien zu begeistern und in aller Weise auf strebsame junge Leute günstig einzuwirken. In einer langen Reihe von Jahren (von 1827 bis zum 12. Juni 1852) hat sich Nitzsch um Land und Leute verdient gemacht, bis er vertrieben wurde; in Leipzig beschloß der vortreffliche Mann als

Professor der alten Literatur sein dem Dienste der Wissenschaft geweihtes Leben. Auch diesem seinen treuen Lehrer hat Jahn immer ein dankbares Andenken bewahrt. Von Kiel begab er sich nach Leipzig, um unter der Leitung des großen Philologen G. Hermann seine Studien fortzusetzen, und sie dann in Berlin unter Büsch und Bachmann zum Abschlusse zu führen. Im Jahre 1836 errang er durch eine Abhandlung: „Palamedes“ (Hamburg 1836), die philosophische Doctorwürde. Zu seiner fernern Auszubildung unternahm Jahn wissenschaftliche Reisen in Frankreich und Italien. Er erwarb sich auf diesen Wanderungen eine reiche Kenntniß der bibliothekarischen und Kunstschätze und bildete sich durch Anschauung vieler Antiken jenes seine Kunsturtheil aus, was namentlich seine archäologischen Arbeiten im hohen Maße charakterisirt. So nach allen Seiten hin für den akademischen Beruf, dem er sich widmen wollte, vorgebildet, ließ er sich in Kiel als Docent nieder. Schon im Jahre 1842 wurde er in Greifswald zum außerordentlichen und 1846 zum ordentlichen Professor der Philologie ernannt. Im Jahre 1847 erschienen seine dem Freunde und Lehrer Professor Forchhammer gewidmeten „Archäologischen Beiträge“, die seinen Namen in der vortheilhaftesten Weise bekannt machten. Trat doch in diesem Buche Jahn als Archäolog und Philolog in gleich vortheilhaftem Lichte den Kennern des Alterthums entgegen. „Jedes Kunstwerk soll seinem Inhalt wie seiner Form nach als ein Erzeugniß des Alterthums gewürdigt, in seinem Verhältniß zu dem gesammten geistigen Leben des Alterthums, namentlich zu den verwandten Erscheinungen der Poesie, begriffen werden. Hier ist der Punkt, wo die Archäologie sich mit der Philologie vereinigt, wo nicht mehr eine der andern Hülfe in einzelnen Dienstleistungen anspricht, sondern beide eins werden, um die höchste und schönste Aufgabe zu lösen.“ Im Jahre 1847 folgte Jahn einem Rufe als Professor an die Universität Leipzig, wo er mit seinem Lehrer G. Hermann, mit Moritz Haupt und Th. Mommsen in der innigsten Weise verkehrte, bis er wegen eines Conflicts mit der sächsischen Regierung im Jahre 1853 nebst Haupt und Mommsen genöthigt wurde, sein Amt an der Hochschule aufzugeben. Nun lebte Jahn ganz seiner Wissenschaft und blieb in Leipzig, bis er durch die Bemühungen Ritschl's zur größten Freude von Welter 1855 nach Bonn gezogen wurde. Der damalige Minister Kaumer wußte wohl, was eine Universität an solch einem Gelehrten gewinnen würde.

Welter, Ritschl und Jahn haben an der rheinischen Universität eine großartige philologische Wirksamkeit entfaltet. Zu bebauern war nur, daß, durch allerlei Mishelligkeiten veranlaßt, Ritschl vor einigen Jahren seine Professur aufgab, um in Leipzig seine segensreiche Thätigkeit fortzusetzen. Jahn's Vorlesungen umfaßten alle Theile der Philologie und fanden großen Anklang. Seine rastlose Thätigkeit hatte indeß seit dem Herbst 1865 seine Gesundheit bedeutend angegriffen. Während der Herbstferien 1869 war er nach Göttingen gereist, um sich dort von seinen Anstrengungen im Kreise der Freunde zu erholen. Aus den Mauern der Georgia Augusta sollte er nicht wieder zurückkehren. Mit den bedeutendsten Philologen, Sauppe, Haupt, Mommsen, Palm, Preller, Schöll u. a., stand Jahn in genauer Verbindung, besonders nahm er sich junger strebsamer Männer an. Alles, was Jahn veröffentlichte, hat der Alterthumswissenschaft nach der einen oder andern Seite hin wesentlich genützt. Die Bearbeitungen griechischer und lateinischer Schriftsteller (Persius 1843, Florus 1852, Ciceronis „Orator“ und „Brutus“ 1866, Sophoclis „Electra“, Platonis „Symposium“, Longinus „De sublimitate“) und andere in der „Archäologischen Zeitung“, im „Rheinischen Museum“, im „Hermes“, in den „Verhandlungen der königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften“ und in andern Zeitschriften erschienene Arbeiten des Berewigten haben überall den verdienten Beifall gefunden. Auch in weitem Kreise haben seine bereits in zweiter Auflage erschienenen „Biographischen Aufsätze“ sowie seine durch Eleganz der Darstellung und feinsinniges Urtheil sich auszeich-

nenden „Populären Aufsätze aus der Alterthumswissenschaft“ (Bonn 1868), und das biographische Denkmal, welches er seinem Freunde Ed. Gerhard gesetzt hat, die ungetheilteste Anerkennung erlangt. Jahn war einer der vorzüglichsten Kenner der Goethe-Literatur, so daß auch alles, was in dieses Gebiet einschlägt, von ihm in meisterhafter Weise behandelt worden ist. Zuletzt hat er die Goethe'schen Briefe an den Minister Voigt (Leipzig 1868) herausgegeben und von neuem gezeigt, wie dergleichen Aufgaben sachgemäß zu lösen sind. Durch die treffliche Biographie Mozart's („W. A. Mozart“, 4 Bde., Leipzig 1856—59; 2. Aufl. Leipzig 1867) legte er von seiner genauen musikalischen Kenntniß, die bei einem classischen Philologen nicht allzu häufig ist, ein rühmliches Zeugniß ab. In der Geschichte der Philologie wird der Name des Meisters, der, wie selten einer, alle Theile der Alterthumswissenschaft beherrschte, unvergessen bleiben.

Am 7. Febr. 1869 starb der Admiral Charner nach einer längern Krankheit in Paris. Sein Tod ist ein Verlust für die französische Marine, um deren Vervollkommnung er sich große Verdienste erworben hat.

Leonard Victor Joseph Charner wurde am 13. Febr. 1797 in Saint-Brieuc geboren. Im Jahre 1812 trat er als Zögling in die Marineschule in Toulon, wurde 1815 Aspirant, 1820 Fähnrich, 1828 Lieutenant, nachdem er diese 13 Jahre fast ununterbrochen zur See gedient hatte. Er wohnte 1830 der Expedition gegen Algier bei und veröffentlichte nach seiner Rückkehr eine wichtige Denkschrift über die Dauer der Evolutionen der Schiffe. Im Jahre 1832 wurde ihm bei der Einnahme von Ancona der Orden der Ehrenlegion verliehen. Seine Ernennung zum Corvettenkapitän erfolgte im Jahre 1837, und in dieser Eigenschaft begleitete er als zweiter Befehlshaber der Belle-Ponte den Prinzen von Joinville nach Sanct-Helena. Im Jahre 1841 wurde er Schiffskapitän und für sein tapferes Benehmen bei dem Brande der Werkstätte für Feuerwerksgegenstände im Hafen von Toulon erfolgte seine Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion. Von 1843—48 waren ihm mehrere Commandos zur See übertragen und namentlich mußte er den französischen Gesandten de Lagrénée nach China führen. Im Jahre 1849 wurde er im Departement der Nordküste als der dritte von dreizehn zum Volksvertreter erwählt. Er gehörte zur Untersuchungscommission für die Marine und nahm einen wichtigen Antheil an der Discussion der Specialfragen. Er wurde auch in demselben Departement zum Mitgliede des Generalraths erwählt.

Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 wurde Charner Chef des Generalstabs des Marineministers, am 3. Febr. 1852 Contreadmiral, dann im Monat August 1853 zweiter Befehlshaber der Flotte im Atlantischen Meere.

Während des Krimkriegs war ihm im Schwarzen Meere ein sehr wichtiges Commando übertragen und er bestand am 17. Oct. 1854 ein bedeutendes Gefecht gegen die Küstenbatterien von Sewastopol am Bord des Napoléon, auf dem er seine Flagge aufgehißt hatte. Das Schiff feuerte 3000 Kanonenschüsse ab und erhielt 100 Kugeln in den Schiffskörper. Am 7. Juni 1855 zum Viceadmiral befördert, trat er im folgenden November in den Rath für die Marinearbeiten, in dem er zwei Jahre lang den Vorsitz führte und einen bedeutenden Einfluß ausübte. Gerade in dieser Stellung leistete er der Marine sehr große Dienste, da er zahlreiche Maßregeln für eine zweckmäßigere Organisation derselben vorschlug und deren Annahme bewirkte. Ein kaiserliches Decret vom 15. Nov. 1864 erhob ihn an Stelle des verstorbenen Admirals Romain-Desfossés zur Admiralswürde.

Am 11. Sept. 1869 starb John Bell auf seinem Wohnsitze in der Nähe von Nashville, der Hauptstadt des Staates Tennessee. Bell gehörte länger als 40 Jahre zu

den hervorragendsten Politikern der Vereinigten Staaten von Amerika; allein seit 1861 führte er ein so zurückgezogenes Leben, daß er fast der Vergessenheit anheimgefallen zu sein schien. Er wurde am 18. Febr. 1797 nahe bei Nashville geboren, besuchte das Cumberland-Collegium, jetzt Nashville-Universität (Nashville University) genannt, und widmete sich, nachdem er 1814 ein glänzendes Schalexamen bestanden hatte, dem Studium der Jurisprudenz. Nach Verlauf von zwei Jahren (1816) wurde er in den Advocatenstand aufgenommen und eröffnete in demselben Jahre seine juristische Praxis zu Franklin, einem nicht unbedeutenden Städtchen in Williamson County im Staate Tennessee. Schon im Jahre 1817 betrat er die politische Laufbahn und wurde zum Senator seines Geburtsstaates erwählt. Nach Ablauf seines Termins lehnte er eine Wiedererwählung zum Staats senator ab und betrieb mit Eifer und glücklichem Erfolge die Advocatur bis zum Jahre 1826. Um diese Zeit trat er in der Congresswahl gegen Felix Grundy in die Schranken und wurde in das Haus der Repräsentanten nach Washington City gewählt. In dieser Stellung verblieb er volle 14 Jahre hindurch. Obschon er bei Beginn seiner Congresslaufbahn zu den Bewunderern von John C. Calhoun gehörte und dem Freihandelsystem hold war, so änderte er doch bald seine Ansichten in letzterer Beziehung, vertheidigte mit Wärme den Schutzzoll und opponirte auch den sogenannten Nullificationstheorien, mit denen Calhoun in Südcarolina die Seccessionsbestrebungen einleitete. Obgleich er ein Freund der Vereinigten Staatenbank war, stimmte er doch aus politischen Parteirücksichten gegen die Erneuerung des Freibriefes derselben; indessen war der heftige Streit, der unter der Präsidentschaft von Andrew Jackson in der Bankfrage entbrannte, die Ursache, daß John Bell sich mit der demokratischen Partei überwarf und der Whigpartei anschloß. Im Jahre 1834 wurde er in Opposition zu James K. Polk, dem spätern Präsidenten der Vereinigten Staaten, zum Sprecher des Repräsentantenhauses gewählt.

Als im Jahre 1836 Petitionen im Hause der Repräsentanten vorgelegt wurden, die auf Abschaffung der Sklaverei im District von Columbia drangen, war Bell der einzige Abgeordnete aus dem Staate Tennessee, welcher die Annahme dieser Petitionen begünstigte; ebenso handelte und stimmte er im Jahre 1838. Und als General William H. Harrison im Jahre 1841 den Präsidentenstuhl bestieg, trat er als Kriegsminister in dessen Cabinet. In dieser Stellung verblieb er aber nicht lange; denn er verließ mit der Mehrzahl seiner Collegen das Ministerium, als John Tyler nach dem zu früh erfolgten Tode Harrison's das Präsidentenamt übernahm.

Bis zum Jahre 1847 hielt er sich nun von dem öffentlichen Leben fern; alsdann aber nahm er die Wahl in den Staats senat und bald darauf die in den Bundes senat an. Nach den stürmischen Scenen in der Convention der demokratischen Partei zu Charleston im Jahre 1860 beschloß eine Fraction der alten Whigpartei, John Bell für das Amt des Präsidenten und Edward Everett für die Stelle des Vicepräsidenten zu ernennen. Das Parteiprogramm der Bell- und Everettsleute erklärte sich kurz und bündig für die Erhaltung der Constitution des Landes, der Union der Staaten und Durchführung der Gesetze. Bell und Everett wurden namentlich von der südlichen Unionspartei unterstützt und stiegten in der Wahlschlacht, die jedoch Abraham Lincoln zum ersten mal auf den Präsidentenstuhl rief, in den Staaten Virginien, Kentucky und Tennessee. Während des Seccessionskrieges sympathisirte John Bell mit dem Süden; einen activen Antheil am Kampfe nahm er aber in keiner Weise.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. W. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschienen:

Juri Samarin's Anklage gegen die Ostseeprovinzen Rußlands.

Uebersetzt aus dem Russischen.

Eingeleitet und commentirt von

Julius Eckardt.

8. Geh. 2 Thlr.

Das Samarin'sche Pamphlet, welches Fürst Gortschakow „un événement“ nannte und das in Rußland ebenso viel Zustimmung wie in den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurlands Entrüstung hervorgerufen hat, ist durch die „Livländische Antwort“ von E. Schirren glänzend abgefertigt worden. Eine gründliche Widerlegung der einzelnen unwahren Behauptungen und Darstellungen der Samarin'schen Anklageschrift aber gibt der bekannte Redacteur der „Grenzboten“, Julius Eckardt, als Commentar zu der hier vorliegenden deutschen Uebersetzung dieser vielbesprochenen Schrift. Namentlich werden deutsche Leser durch dieselbe über die baltischen Verhältnisse nach allen Seiten hin orientirt werden.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Neue Subscription auf:

Winckell's Handbuch für Jäger,

Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Vierte Auflage.

Bearbeitet und herausgegeben von **Johann Jakob von Eschudi.**

Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt.

In 12 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Um von neuem zur allmählichen Anschaffung des Winckell-Eschudi'schen „Handbuchs“, das unter allen fachwissenschaftlichen Werken über die edle Waidmannskunst immer noch unübertroffen dasteht, Gelegenheit zu bieten, veranstaltet die Verlagsbuchhandlung

eine neue unveränderte Ausgabe der neuesten, vierten Auflage.

Dieselbe erscheint in 12 Lieferungen zum Preise von 20 Ngr. für die Lieferung; vom October 1869 an werden monatlich 2 Lieferungen ausgegeben.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen auf die neue Ausgabe an und haben die erste Lieferung vorrätzig. Das Werk kann übrigens fortwährend auch gleich vollständig auf einmal (in zwei Bänden, geh. 8 Thlr., geb. 9 Thlr.) bezogen werden.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschienen:

Geschichte des Teufels.

Von

Gustav Roskoff.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Der bekannte Verfasser, ordentl. Professor an der k. k. evangel. theologischen Facultät zu Wien, behandelt in diesem Werke die Vorstellung von einem bösen Wesen im Zusammenhange mit der Natur und den geschichtlichen Erscheinungen, indem er sie nach ihrem Ursprunge und ihrer weitern Entwicklung unter culturhistorischem Gesichtspunkte darstellt. Es wird sowohl der religiöse Dualismus bei den Völkern des Alterthums nachgewiesen, als auch gezeigt, wie innerhalb der christlichen Welt die Vorstellung vom Teufel Raum und Herrschaft erlangt hat, bis sie in den geläuterten Anschauungen der Gegenwart allmählich ihre Macht zu verlieren beginnt. Gegenüber den Verfinsterungsversuchen in unsern Tagen verdient das Werk die besondere Beachtung jedes Gebildeten.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe

des Königl. Preuß. Staatsministers, General-Postmeisters
und ehemaligen Bundestags-Gesandten

Karl Ferdinand Friedrich von Nagler
an einen Staatsbeamten.

Als ein Beitrag zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts
herausgegeben von

Ernst Reiskner und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Professor Mendelssohn-Bartholdy sagt am Schluß seiner ausführlichen Vorrede: „So weit auch das Zeitalter der Restauration jetzt nach den Erfahrungen von 1848 und 1866 hinter uns liegen, so sehr es namentlich für uns Deutsche als eine überwundene Krankheitsform gelten mag, immerhin stellt es eine hochbedeutende Entwicklungsstufe unsers politischen und nationalen Lebens dar, und Nagler's Nachlaß wird dazu beitragen, über die tiefern und geheimen Motive der leitenden Persönlichkeiten jener Jahre Licht zu verbreiten.“ Die Correspondenz umfaßt die Jahre 1824—1846 und enthält eine Fülle des interessantesten historischen Details.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

König Jérôme und seine Familie im Exil.
Briefe und Aufzeichnungen.

Herausgegeben von

Ernestine von L.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In diesen Tagebuchblättern aus dem Nachlaß einer Dame, welche lange Zeit zur nächsten Umgebung des Exkönigs von Westfalen und seiner Familie gehörte, spielt sich ein Stück Depoßitenleben ab, das, obwohl ohne alle tendenziöse Färbung völlig wahrheitsgetreu erzählt, keinen Roman an spannendem Interesse nachstehen dürfte und für die Gegenwart, wegen nadelgleicher Vergleichen, erhöhte Bedeutung gewinnt. Zahlreiche in die Erzählung verflochtene Briefe Jérôme's, der Exkönigin von Neapel, Karoline Murat und anderer historischer Persönlichkeiten geben dem unterhaltenden Buche gleichzeitig auch geschichtlichen Werth.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Grundriß der hebräischen Grammatik

von

Dr. Gustav Bickell,

außerordentlichem Professor der orientalischen Philologie zu Münster.

Erste Abtheilung:

Sprach- und Schriftgeschichte; Lautlehre.

Neßt einer Schrifttafel.

8. Geh. 7½ Ngr.

Nach der historisch-comparativen Methode verfaßt, soll diese Grammatik zu einer rationellen Begründung der hebräischen Sprachformen beitragen. Die beigegebene Schrifttafel ist mit besonderer Sorgfalt nach den besten Quellen bearbeitet.

Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Hefen von 5 Bogen.

Preis des Hefes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Einundzwanzigstes Heft. (1. November 1869.)

Inhalt.

Seite

Die Colonien Australiens und ihre Entwicklung. Erster Artikel.	641
Zustände, Kämpfe und Leiden in den deutschen Ostseeprovinzen. Ein Essay von Edward Kattner. Zweiter Artikel.	667
Arthur Schopenhauer und seine Gegner. Von Julius Frauenstädt. Erster Artikel. . .	686

Chronik der Gegenwart:

Aekrologe: Johann Ferdinand Heyfelder. — Charles Augustin Sainte-Beuve. — Jean Auguste Henri Leys.	707
Technologische Revue: Neue Weltausstellung. — Drahtseilschiffahrt. — Drahtseilbahnen. — Taucherschiff. — Pneumatische Kanalisation. — Dualin. — Platinpiegel. — Glasver- silberung. — Feuerlöschmittel. — Dampfwaschanstalten. — Verwerthung der Kohlen- säure. — Fleischconservirung. — Pariser Kochapparat. — Fabrikation von Blut- albumin. — Conservirung der Eidotter. — Carbohsäure als Desinfectionsmittel. — Neuer Gespinnstoff. — Benutzung der Gänsekiele. — Preisaufgaben des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. — Neue Maschinen, Apparate und Verfahren.	713



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)



I. Theil: Die Päpste als Menschengeschlechter.
Preis 16 Ngr. Zweite Aufl. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Ferner erschien im gleichen Verlag noch:

Lob und Schimpf

des

Jesuitenordens

im Interesse der bürgerlichen Wohlfahrt
historisch dargelegt

von

Dr. Franz Huber.

Verfasser der „Katholischen Kreuzspinne“.

10 Bogen 8° in eleg. schwarzem Umschlag.

Preis 12½ Ngr.

Haller'sche Verlagsbuchhandlung in Bern.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

COURS DE DROIT NATUREL

ou de philosophie du droit,

complété, dans les principales matières, par des aperçus historiques et
politiques, par

HENRI AHRENS.

Sixième édition,

entièrement refondue et complétée par la théorie du droit public et du droit des gens.

2 volumes. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die vorliegende sechste Auflage dieses weit verbreiteten, in fast alle neuern Sprachen übersetzten Werks unterscheidet sich sehr wesentlich von den frühern Auflagen. Während diese nur die Materien des Privatrechts eingehend behandelten, hat der Verfasser, Professor der Staatswissenschaft an der Universität Leipzig, vorher an den Universitäten zu Göttingen, Brüssel und Graz, in der neuen Auflage auch das öffentliche Recht in allen wesentlichen Theilen ebenmässig bearbeitet und so das Werk zu einem zusammenhängenden System des Privat- und öffentlichen Rechts gestaltet. Auch sonst wurde der Stoff vielfach erweitert sowie durch historische und politische Zusätze vermehrt.

Für ältere Auflagen von **Brockhaus'** **Conversations-Lexikon**

wird in Umtausch gegen die neueste
elfte Auflage der Betrag von
10 Thaler
vergütet.

Die elfte Auflage kostet dann:
geheftet statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.,
geb. in Lwd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.,
geb. in Hlbfrz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung **F. A. Brockhaus** in Leipzig
oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslands gegen Baarzahlung bewirkt werden.

Die Colonien Australiens und ihre Entwicklung.

Erster Artikel.

Es war ein astronomisches Ereigniß, welches vor nun gerade 100 Jahren die Geschichte Australiens eröffnete. Der Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahre 1769 veranlaßte die Südseereise des Kapitäns Cook, welche zur Wiederentdeckung von Neuholland führte. Wenige Jahre darauf trat Australien als Colonie ins Leben, doch ungeachtet jener hohen Vorzeichen in der niedrigsten Weise, beladen mit der Kette des Verbrechers. Weil Großbritannien den verhängnißvollen Fehler begangen hatte, Grenville's Stempeltaxe zuzulassen, welche die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Colonien so sehr beschleunigte, sah es sich genöthigt, sich ein neues Land zu suchen, wo es seinen socialen Kehrlicht abladen könne, und dies führte zur Begründung der Strafcolonie Port Jackson im Jahre 1788. So bescheidenem Anfange sind die fünf Colonien entsprossen, welche sich jetzt in die unermessenen Räume des australischen Continents theilen und in einer Periode der Bedrängniß, wie sie gegenwärtig unter anderm das Mutterland erlebt, auf dessen jungfräulichen, mit frischen Lebenskräften ausgestatteten Boden einladen.

Diese fünf Colonien sind: Neusüdwales und Queensland im Osten, Westaustralien im Westen, Südaustralien im Südwesten, Victoria, die kleinste, jedoch wichtigste im Südosten, mit deren Darstellung wir hier beginnen.

I. Victoria.

Unter den australischen Colonien nimmt Victoria in jeder Beziehung den ersten Rang ein. Die erstaunliche Entwicklung der Colonie in so kurzer Zeit gibt vollen Beweis von dem Reichthum ihrer Hülfquellen und der Thatkraft ihrer Bewohner.

Obgleich Südaustralien eine Schwestercolonie genannt wird, hat Victoria doch die südlichste Lage in Australien; seine Südspitze, Wilson's Vorgebirge, erreicht $30^{\circ} 17'$ südl. Br. Die Nordgrenze der Colonie bildet der große Fluß Murray von seiner Hauptquelle am Kosciuszkoberge bis zu 34° Br., 141° östl. L. Greenwich, von wo die Westgrenze in gerader südlicher Richtung bis nahe an die Glenelgmündung läuft; die Südgrenze bildet die Bassstraße, und die Ostgrenze eine gerade Linie von Cap Howe bis zur Murrayquelle.

Der Flächeninhalt beträgt 55,571840 Acres oder 86831 englische Quadratmeilen, kommt mithin dem von Großbritannien gleich. Die Bevölkerung betrug Ende 1868 683977 Personen, eine Zunahme von 24090 gegen 1867. Das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Geschlecht ist wie 4 zu 3. Der Boden ist größtentheils gewellte Ebene, unterbrochen von einigen Gebirgen von unbedeutlicher Höhe. Nach einer allgemeinen Schätzung beträgt das bloß für Schafzucht geeignete Land 40700 Quadratmeilen, das für Ackerbau geeignete 26000 Quadratmeilen, das Gold führende Land 583 Quadratmeilen, von welchen 180 Quadratmeilen in Betrieb sind oder gewesen sind, das wüste oder noch nicht durchforschte Land 19548 Quadratmeilen.

Die Flüsse sind zwar zahlreich, aber mit Ausnahme des Murray wasserarm, doch läßt sich diesem Wassermangel auf verschiedene Weise abhelfen. Die Länge des Murray von der Quelle am Kosciuszko bis zur Mündung in die Encounterbai (in Südaustralien) beträgt 2400 Meilen, von welchen 2000 Meilen schiffbar sind.

Das Klima ist trocken, aber heiter und angenehm. Wenn dennoch die mittlere Lebensdauer hier geringer als in England zu sein scheint, so liegt dies offenbar an der Lebensweise der Bevölkerung, die mit nationaler Zähigkeit bei ihren englischen Gewohnheiten und Gebräuchen bleibt, anstatt sich in Diät, Kleidung und häuslicher Einrichtung dem wärmeren Klima anzupassen. Während die Bewohner solcher Klimate sonst Enthaltbarkeit von geistigen Getränken zu zeigen pflegen, gibt sich der englische Australier dem Gemüthe noch mehr als in der Heimat hin.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Entwicklung der Colonie.

1) Die Squatter.

Am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts war die Strafcolonie Neusüdwales, begrenzt von dem damals noch unüberstiegenen breiten Walle des Blauen Gebirges, bereits zu eng, das Bedürfnis, sich eines Theils der Sträflingsbevölkerung zu entledigen, so dringend geworden, daß Vandiemensland, das man als eine schöne, fruchtbare Insel hatte kennen lernen, von dort aus angesiedelt wurde. Auch wurde im Jahre 1800 die Küste von Port Philipp an der Nordseite der Bassstraße aufgenommen und daselbst ein Versuch zur Ansiedelung gemacht, welcher aber wegen eines Angriffs der Eingeborenen und des Mangels an Wasser sofort wieder aufgegeben wurde. Im Jahre 1800 wurden dann wieder zwei Expeditionen von Neusüdwales ausgesandt, um neue Niederlassungen anzulegen, die eine nach Vandiemensland, wo sie guten Erfolg hatte, die andere unter Kapitän Collins mit 400 Deportirten nach Port Philipp, dessen Gestade aber auch Collins so ungastlich fand, daß er nach wenigen Monaten seine verbrecherische Fracht ebenfalls nach Vandiemensland brachte, wo er Hobarttown gründete. Bei dieser Expedition befand sich John Pascoe Fawcner, welcher damals als elfjähriger Knabe seine Aeltern auf dieser Expedition begleitete, später der Vater der Colonie Port Philipp und Orlander von Melbourne. Im Jahre 1806 wurde noch ein Versuch gemacht, in Port Philipp eine Niederlassung von Sträflingen zu gründen, der abermals mißlang. Es war, als ob das Land das Sträflingselement von Anfang an zurückstieß. Bitteres, bratisches Wasser, verkrüppeltes Gestrüpp, harte Schläge von den Eingeborenen waren alles, was das Land den Sträflingen bot, das später den freien Ansiedlern jede Gabe in Glanz und in Fülle gewährte.

Infolge so steten Mißlingens wurden diese Ansiedlungsversuche denn auf lange Zeit hin nicht wiederholt. Oxley, der Oberfeldmesser von Neusüdwales, erklärte noch 1817, daß das Land im Süden des 34. Breitengrades sich für die Wohnung civilisirter Menschen durchaus nicht eigne. Hume und Hovell, später Major Mitchell, durchzogen zwar die nördlichen Theile der gegenwärtigen Colonie, von denen sie ein durchaus armuthendes Bild entwarfen, sie gaben ihm sogar den Namen Australia Felix, doch wurden damit die in Neusüdwales tief eingewurzelten Vorurtheile gegen das Land im Süden nicht beseitigt.

Von Vandiemensland aus wurde Port Philipp zuerst thatsächlich besiedelt. Die Insel Vandiemensland ist klein, gebirgig und stark bewaldet, sodaß bald alles Land wie die Vieh- und Schafstationen besetzt war, und das Bedürfnis frischen Weidelandes machte sich fortwährend mehr fühlbar. Anfang der dreißiger Jahre erklärte man denn allgemein, man müsse entweder neues Territorium entdecken oder einen Theil der Preeden zerstören; Vieh- und Schafzucht war damals fast das einzige Geschäft in jenen Ländern. Eine Beschränkung auf bestimmte Weideplätze verstand man nicht oder wollte es nicht verstehen. Ein Nachbar innerhalb 20 Meilen wurde als ein Eindringling betrachtet.

Indem den Bandiemenländern also ihre Insel zu klein geworden war, verloren ihre Herden an Werth, und Schafe wurden für wenige Shilling das Stück gekauft. Unter diesen Umständen richtete mancher Bandiemenländer sehnsuchtsvolle Blicke über die Bassstraße nach Port Philipp.

Die Ehre, die erste Niederlassung im Gebiete von Port Philipp angelegt zu haben, gebührt den Gebrüdern Penty, welche in Bandiemenland ein ausgedehntes Walfischereigefchäft hatten und in der Portlandbai eine große Thranbrennerei und daneben eine Viehstation anlegten. Im Jahre 1835 wurden nun fast gleichzeitig mehrere Expeditionen ausgerüstet, um die große Port Philipp-Bai zu erkunden. Batman, einer der bedeutendsten Squatter aus Bandiemenland, ließ sich am Vorgebirge Indented Head an der Port Philipp-Bai nieder. Der bereits erwähnte John Pascoe Fawkner (geboren in London 1792), ein Mann von vielem organisatorischen Talent, siedelte sich an den mimosenbestandenen Ufern des Narraharra und wurde somit der Gründer von Melbourne. Batman zog auch bald hierher und legte seine Viehstation auf dem gegenwärtig Batman's Hill genannten Plage in der Stadt Melbourne an. Gegen Ende des Jahres wohnten hier bereits gegen 50 Anstebler, welche gegen 100 Rinder und 1400 Schafe besaßen. Von jetzt an dauerte der Einzug der Bandiemenländer ununterbrochen fort. Ihnen gesellten sich auch einige Anstebler aus Neusüdwales; doch blieb es von nachhaltiger Wirkung, daß die ursprüngliche Besiedelung Victorias von den Bandiemenländern, einem in mancher Beziehung von dem neusüdwaleser sehr verschiedenen Element, ausging. Es erklärt sich daraus die für den Fremden so auffallende Erscheinung, daß zwischen dem Neusüdwaleser und dem Victorier mancherlei Verschiedenheiten bestehen, wie sich daraus und dem langen Kampfe der Victorier um Unabhängigkeit von Neusüdwales auch die nationale Antipathie einigermaßen erklärt, die sich in Victoria oft gegen Neusüdwales kundgibt.

Die neuangekommenen Squatter besetzten mit ihren Schäferreien bald das ganze beste Weideland in der Colonie, erst die offenen Ebenen von Melbourne und Geelong, dann die westlichen Bezirke, wo in einer Strecke von 200 Meilen eine grasreiche, wohlbewässerte Ebene im Norden von Melbourne sich ausbehnt, die Ebene des Keilor, die fette Ebene des Wherribee, die Landstriche um die vulkanischen Berge des Anakis und Pompano, wo man weiter in die reizenden, die südliche Wasserscheide des Murray bildenden Berge und Hochlande eindrang, die prächtigen Thäler des Campaspe und Bobdon. Die seit dem Jahre 1837 aus Neusüdwales zuziehenden Schafzüchter setzten sich besonders am Owens fest, einem schnell strömenden Nebenflusse des Murray, dessen Ebene mit üppigem Grase, mit Klee und sonstigem Kraute bekleidet ist.

Melbourne hatte 1837 schon 500 Einwohner, die nur in wenigen Hütten Obdach fanden, jedoch einen Viehstand von 150 Pferden, 2500 Rindern, 150000 Schafen besaßen. Im Jahre 1838 gab es aber bereits 250 Häuser und 1500 Einwohner, auch war es schon damals entschieden, daß es die Hauptstadt des neuen Landes war. Fawkner, der Vater der Stadt, hatte bereits eine Zeitung gegründet, den „Port Philip Patriot“, sowie eine Schenkwirtschaft und eine Leihbibliothek, es besaß schon ein Stagecoach die Landstraße und ein Dampfboot die Bai. Im Jahre 1839 wurde eine Feuerversicherung errichtet. Die Grundstücke stiegen enorm im Preise. Grundstücke, die noch 1837 für 30 oder 40 Pfd. St. gekauft worden waren, wurden jetzt um 800—1000 Pfd. St. verkauft. Mehrere Straßen wurden angelegt.

Im Jahre 1839 wurde Port Philipp von der Sidney-Regierung als ein besonderer District anerkannt und Batrobe als Superintendent desselben bestellt.

Schon 1840 begann eine heftige Agitation um Trennung von dem 600 Meilen entfernten Sidney, welches, wie es hieß, alle Einkünfte im Jahre 1840 zum Belaufe von 30000 Pfd. St. für sich brauche und nichts dafür leiste.

Die Jahre 1841—44 waren sämmtlich von dem Wetter begünstigt, und die bestellten Theile des Landes wurden überall mit Schaf- und Rindviehstationen besetzt. An den Uebergangsstellen der Flüsse oder wo sonst die Schafzüchter zusammenkamen, entstanden Dörfer oder doch Weiler mit Schmieden, Waarenniederlagen, Schenken.

Aber, obgleich die Rinder zu Tausenden auf ebenso vielen Hügelu weideten, die Schafe alle Ebene zu bedecken schienen, so trat jetzt doch eine Stockung ein. Es erfolgte ein Zusammenbruch der zu einer schwindelnden Höhe getriebenen Ueberspeculation der melbourner Kaufleute und der großen Landaukäufer, die große Krise von 1841 und 1842, welche verheerend durch das Land zog. Trotz alles Reichthums fühlte man sich arm. Der Arme war auch wirklich sehr arm, Beschäftigung kaum zu erlangen. Die Preise der Schafe fielen in einer Weise, als ob sie allen Werth verloren hätten, auf 1 Sh. das Stück, bis die Squatter im Jahre 1844 das russische Verfahren einführten, den ganzen Schafkörper mit Ausnahme von Kopf und äußern Extremitäten zu Talg einzuschmelzen, als einziges bestes Mittel zur Verwerthung des Fleisches. Eine Hammelteule kostete in Melbourne 7 $\frac{1}{2}$ P., ein fettes Schaf 4 Sh. Allein auf den Schäferreien erhielt ein Mann für sich und Frau nur höchstens 25 Pfd. St. das Jahr, und Arbeit in der Stadt war sehr schwer zu bekommen. Die Squatter ihrerseits klagten über die große Vermehrung der Heerden und verlangten naiv genug eine Verminderung ihres doch fast nur nominellen Pachtzinses als Schadenersatz.

Um das Jahr 1845 wurde die Agitation für eine Trennung von Neusüdwales sehr heftig. Gegen Ende des Jahres wurde Cunningham in öffentlicher Volksversammlung nach England abgeordnet, um diese Trennung durchzusetzen.

Die Squatter, welche zuerst in das Innere des Landes eindringen und dort ihre Station gründeten, hatten mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen. Sie wohnten inmitten der Wildniß, fern von aller Civilisation; sie hatten keine Gesellschaft, sahen mit Ausnahme ihrer unwissenden Schäfer keinen Menschen jahraus jahrein; ihre Wohnungen waren elende Hütten von Baumrinde, welche weder gegen die drückende Hitze des Sommers noch gegen den Regen und die Kälte des Winters Schutz, und Herru und Knecht gleichzeitig ein Obdach gewährten; Gemüse wie Gärten waren unbekannt, Hammelfleisch, Dampfer (in heißer Asche gebackenes Brot), Thee dreimal des Tages die ausschließliche Kost; sie hatten sich gegen die Ueberfälle der Wilden und die Verwüstung der wilden Thiere zu wehren; sie waren mit dem Lande und dem Klima unbekannt, verstanden sich nicht auf die wunderlichen Krankheiten, denen ihre Schafe verfielen, welche oft zu Tausenden hingerafft wurden; sie sahen sich dem Verderben ausgesetzt durch Unkunde des colonialen Geschäftsganges, durch die hohen Zinsen, den langen Credit; die Nachbarn waren ungesellig, unfreundlich, ertheilten weder Rath noch Auskunft. Da brach die commercielle Krise von 1841 und 1842 herein. Die Squatter hatten ihre Schafe meistens zu 20—30 Sh. das Stück gekauft, und die Wolle galt anfänglich auch 2 Sh. das Pfund, jetzt fielen die Schafe auf 1 Sh. 6 P., die Wolle auf 9—10 P. das Pfund. Nur wenige von jenen Pionieren, den wirklichen Entdeckern der schönen Weideländer im Innern, ernteten die Vortheile ihrer Bemühungen; viele von ihnen ruhten bald im Grabe, viele waren Wanderer in der Ferne. Ihre Plätze wurden von den respectabeln hochgebildeten Söhnen der höhern Familien Britanniens eingenommen. Diese wurden die Eigenthümer der Heerden, bauten comfortable Häuser, legten Küchen- und Weingärten an und verpflanzten viele Mittel der Bildung in die Wildniß. Bald nach Einführung des Einschmelzungssystems hob sich das Geschäft; die Schafe hatten jetzt einen festen Preis, die Wollpreise blieben in der Avance. Diese Squatter hatten nicht, wie ihre Vorgänger, ihre Schafe auf Credit gekauft, sie kannten das Klima, verstanden die Behandlung der Schafe. Mancher junge Mann, der soeben aus der Schule gekommen war und mit einer einzelnen

Heerde angefangen hatte, sah sich bald im Besitze eines großen Vermögens in Wollvieh, im Besitze aller soliden Comforts des Lebens, war jetzt unabhängig und auf dem nächsten Wege zu Reichthum. Das pastorale Leben war ein idyllisches, ein angenehmes, wenn auch einförmiges. Wurden auch nicht immer glänzende Vermögen erworben, so war dies auch nicht stets der Hauptzweck. Was der Squatter begehrte, war eine breite Flußfronte, weites Hinterland, große Schafheerden, schöne Pferde, ein wohnliches Haus, ein mäßiger Saldo beim Bankier. Die Nachbarn waren gerade weit genug entfernt, um ihre gelegentlichen Besuche angenehm zu machen.

Die Bevölkerung von Port Philipp betrug 1836 244, 1841 11738, 1846 32879, 1852 77345, von denen 25000 in Melbourne waren. Sämmtliches Land war abgesperrt, im Besitze von einigen Patriarchen. Dieselben besaßen 37800 Rinder und 6 Mill. Schafe und führten Wolle zum Betrage von 734000 Pfd. St. aus.

2) Das Gold.

Port Philipp wurde im Jahre 1851 zu einer besondern Colonie erklärt unter dem Namen Victoria, und beim Eintritt der neuen Colonie ins Leben erhielt sie das Gold zur Ausstattung. Das Gold bligte plötzlich verhängnißvoll in das Traumleben der pastoralen Vorzeit.

Im Jahre 1841 fanden Sharp und Anderson, zwei vandiemensländische Ansiedler in den Plentybergen, 20 Meilen von Melbourne, Gold an der Mündung des Anderson's Creek in den Yarraharra. Sie machten die Entdeckung damals nicht bekannt, sondern sammelten etwas Gold und überwiesen es einem Geschäftsfreunde in Vandiemensland. Sie wiederholten diese Operation mehrmals, da ihr Freund ihnen aber keine Abrechnung sandte, so gaben sie die Sache wieder auf. Die Entdeckung wurde jedoch keineswegs vergessen, und dann und wann wieder ein Stückchen Gold gefunden und machte auf das Vorhandensein des edeln Metalls aufmerksam. Allein die damals im Lande herrschenden Squatter hielten das Goldsuchen für ein Geschäft, das ihren Interessen durchaus nicht entsprechen würde, und es wurde denn auch nicht weiter beachtet.

Als aber im Jahre 1847 und 1848 das Gold in Californien entdeckt worden war, begaben sich auch aus Australien mehrere Abenteurer nach dem neuen Dorado. Unter ihnen befand sich Hargreaves, ein alter australischer Colonist, welcher nach kurzem Aufenthalte zurückkehrte, überzeugt, daß sich auch in Australien Gold finden lassen müsse. Er fand es und meldete im Mai 1851 die Entdeckung eines bauwürdigen Goldfeldes bei Bathurst, 170 Meilen von Sidney. Darauf entstand auch in Victoria große Aufregung. Es erfolgte ein stürmischer Auszug, welcher für Melbourne namentlich die verderblichsten Folgen drohte. Hab und Gut fast um jeden Preis verkaufend, suchte jeder davonzukommen, während die Kaufleute in Melbourne, welche zu große Summen angelegt hatten, um zu veräußern und sich dem Zuge anzuschließen, nicht nur ihre Vorräthe auf Lager bleiben, sondern auch ihre Schuldner, oft mit großen Summen, täglich davongehen sahen. In dieser Bedrängniß erinnerte man sich der frühern Goldfunde in der Colonie und suchte hier einen Ausweg. In einem am 9. Juni im Mechanics' Institut gehaltenen Meeting wurde beschloffen, sofort nach einem Goldfelde in der Nähe von Melbourne zu suchen, und ein ansehnlicher Preis für die Entdeckung eines solchen ausgesetzt. Mehrere Expeditionen begaben sich nach den Plentybergen, und acht Tage nach dem Meeting lehrten Frenchman und Welsh nach Melbourne zurück mit Gold, welches sie in dem von Sharp und Anderson 1841 bearbeiteten Grunde gefunden hatten. Es trat denn auch sofort eine Wanderung nach dem obern Yarra ein, wo sich wirklich Gold fand. Das dortige Goldfeld ist seitdem, wenn auch von andern in Schatten gestellt, ununterbrochen ergiebig geblieben. Es liegt jetzt in dortiger Gegend eine Anzahl

der freundlichsten Dörfer. Gleich darauf wurde von Gobbli, einem Geologen, welcher auch in Californien die dortige Bergbeschaffenheit studirt hatte, auf die Gegend an den Flüssen Loddon und Avoca aufmerksam gemacht; eine Anzahl von Goldsuchern ging dahin, und bald kamen schöne Goldstücke aus den Pyrenäen in Melbourne an. Die Goldentdeckungen folgten nun rasch aufeinander, und in demselben Grade steigerte sich das Goldfieber unter der Bevölkerung. Am 16. Aug. 1851 erließ die Regierung eine Proclamation, welche die Rechte der Krone auf das Gold und die Goldgruben reservirte. In der ersten Woche des Septembers wurden die Gruben von Ballarat eröffnet, wohin nun ein ungestörter Anlauf begann. Das Gold in Ballarat wurde, wie in den meisten neuentdeckten Goldfeldern, an, oft sogar auf der Oberfläche gefunden, fast jede Nutzung (claim) war eine goldene und der „Nuggets“ gab es eine Menge. Melbourne war wie ausgestorben; fast alle Männer waren fort, nur Weiber und Kinder geblieben. Doch dauerte das nicht eben lange; die meisten fanden bald den Handel vortheilhafter als das Goldgraben. Vor Ende des Jahres war Forest Creel am Alexanderberg in Betriebe, wo die Goldmaschine oft so viel Gold wie Kies gab. Im Mai 1852 wurde Bendigo entdeckt, dann das große und reiche Feld am Ovens. Die Weihnachtszeit von 1851 wird in Melbourne stets unvergesslich bleiben. Es war ein Carneval des wildesten Lummels. Doch das Verbrechen und das Verberben hatte sich schon herangeschlichen. Aus Neuseewales und Sandiemenland war eine große Anzahl bedingungsweise freigelassener Deportirter zugezogen, Menschen ohne allen Sinn für Recht und Anstand, die von jeher Raub als ihren Beruf betrachteten und die niederträchtigsten Verbrechen verübt hatten. In kleinen Banden zusammenhaltend, sich gegenseitig beistehend und aufmunternd, verbreiteten sie allgemeinen Schrecken um sich her. Sie setzten sich mit Gewalt in Besitz reichhaltiger Gruben und überfielen des Nachts die Zelte, wo glückliche Funde gemacht worden waren. Wer sich der Plünderung widersetzte, wurde ermordet. Am Forest Creel und Fryer's Creel verging kaum eine Nacht ohne eine solche Greuelthat. Es war eine Schreckenszeit.

Sir Joseph Patrope, der frühere Superintendent des Districts Port Philipp, jetzt Gouverneur (Vicegouverneur) der Colonie Victoria, hatte einen schweren Stand bei der Entwicklung der neuen politischen und socialen Ordnung der Dinge. Im November besuchte er, begleitet von einem mächtigen Stabe, die Goldfelder. Die Grubenleute machten dem Gouverneur Vorstellungen, wie sehr sie des Schutzes bedürftig seien gegen die Gewaltthaten der frechen Räuber. Allein dieser Schutz wurde von der Regierung nicht gewährt. Die Polizei, obwol nach Verhältnis der Anzahl ihrer Beamten die bei weitem kostspieligste in der Welt, erwies sich als völlig unwirksam. Die jüngern Beamten waren für ihr Geschäft nicht tauglich, die ältern und erfahrenen aber zieh man laut des Unverständnisses mit den Verbrechern. Es wurde Raubmord in der unmittelbaren Nähe des Polizeilagers begangen, ohne daß die Missethäter zur Strafe gezogen wurden. Am 1. April 1852 wurde das Schiff Nelson, welches in Hobsonsbai segelfertig lag und 10000 Unzen Gold an Bord hatte, geplündert. Während der Nacht erschien eine Bande unversehens an Bord und verlangte das Gold; es wurde ausgeliefert, und so still, wie sie gekommen, gingen die Räuber davon. Die Verbrecher wurden zwar später verhaftet und bestraft, doch zeigt der Fall, wie weit es die Frechheit der Räuber gebracht hatte. Noch im Juli 1853 wurde die Golbescorte vom Mt. Ivor von einer Bande angegriffen, mehrere Mann der Escorte erschossen und Gold zum Betrage von 80000 Pfd. St. geraubt.

Diese im März 1852 eingerichtete Golbescorte, durch welche die Regierung die sichere Beförderung des Goldes von den Gruben nach Melbourne übernahm, war ein den Grubenleuten sehr nützlichcs Institut. Sonst aber kannte der arme Grubenmann die Regierung nur als den hohen, strengen Grundherrn, dessen Forderungen er zu genügen hatte, ohne

von ihm weitere Förderung erwarten zu dürfen. Die Regierung verfügte, daß jeder für den Zutritt zu den Goldgruben eine monatliche Lizenzgebühr von 30 Sh. zu entrichten habe, und diese sehr hohe Abgabe mußte von jedem, ob Grubenmann oder nicht, glücklich oder unglücklich, unweigerlich pünktlich bezahlt werden. Die Polizei brachte ihre Zeit größtentheils damit zu, die 30 Sh. einzutreiben und auf die unlicenzirten Freizügler förmlich Jagd anzustellen. Dabei wurden die ärgsten Rohheiten verübt, der Unglückliche Elber Berg und Thal geheßt, wenn die Büchse des Beamten traf, vielleicht erschossen. Die Verhafteten ließ man oft einen ganzen Tag lang, an einen Baumklotz gefesselt, liegen, bis es dem Polizeidiener convenirte, sie ins Gefängniß abzuführen. Sonst beschäftigte sich die Polizei wol noch damit, die nichtconcessionirten Grogkneipen niederzubrennen und sich in den Getränken, welche sie zerstören sollte, zu betrinken.

Vom August 1851 bis Januar 1852 wurden 246000 Unzen Gold von Melbourne und 50000 Unzen von Geelong verschifft, was natürlich bei weitem nicht der ganzen Ausbeute entspricht. Allein ungeachtet dieses glänzenden Resultats gab es sehr viel Elend. So groß war der Zudrang zu den Gruben, und in solchem Maße schlug die Arbeit fehl bei Tausenden, daß der durchschnittliche Verdienst eines Grubenmannes nicht 30 Sh. in der Woche überstieg. Wenn man bedenkt, wie große Vermögen manche in wenig Wochen erwarben, so sieht man, wie unermeßlich groß die Verluste und die Leiden waren, welche ein solches Durchschnittsergebniß andeutet.

Im allgemeinen war freilich der durch das Gold bewirkte Fortschritt ein unmittelbar sehr großer. Die Einkünfte der Colonie betragen im Jahre 1851—52 170000 Pfd. St., im Jahre 1852—53 1,700000. Die Regierung schien sich aber gar nicht in die plötzliche Wandlung finden zu können, welche die Goldentdeckung hervorgebracht hatte. Nur eins verstand sie recht gut, soviel wie möglich Geld herauszuschlagen. Sie machte den Versuch, die monatliche Grubenconcessionsgebühr von 30 auf 60 Sh. zu erhöhen; es zeigte sich jedoch ein so entschlossener Widerstand, daß man die Sache wieder fallen ließ.

Da nach und nach viele Grubenleute, die kein Glück gehabt hatten, nach Melbourne zurückkehrten, so sammelte sich gegen 1854 daselbst eine große Anzahl von Unbeschäftigten an, welche viel Unzufriedenheit verbreiteten. Als nun die Nachricht eintraf, daß die englische Regierung das von der heimischen Legislatur erlassene Gesetz gegen die Fortdauer der Deportation verworfen habe, erreichte die allgemeine Erbitterung einen hohen Grad. Durch dies Gesetz hatte die Colonie gehofft, sich von einem der schrecklichsten Uebel zu befreien, an denen sie zu leiden hatte. Es wurde nun alles Ernstes der Vorschlag gemacht, die in Victoria verurtheilten Sträflinge nach England zu deportiren. Sowol in Melbourne wie in den Gruben wurden zahlreiche Meetings gehalten, in welchen sich der tiefsten Unzufriedenheit mit der Regierung aussprach. Es bedurfte nur eines Aufzugs, um solche tiefglimmende Erbitterung zur lodernnden Flamme anzufachen.

Zu Ballarat wurde ein Schenkwirth und dessen Frau angeklagt, einen Grubenmann ermordet zu haben. In der nun stattfindenden gerichtlichen Untersuchung, welche die Grubenleute für eine durchaus ungenügende und in schmähtlicher Weise beeinflusste erklärten, wurden diese Angeklagten freigesprochen. Da nahmen die ergrimmtten Grubenmänner das Gesetz in die eigene Hand und zerstörten das Wirthshaus des Beschuldigten von Grund aus. Mit einer Schnelligkeit, welche die Polizei bei ihrem Einschreiten gegen Verbrecher sonst niemals gezeigt hatte, wurden die Unruhstifter eingezogen und mit der äußersten Strenge bestraft. In einem großen Antis eng-Meeting zu Ballarat wurde nun eine beträchtliche Geldsumme gezeichnet, um die angeklagten Genossen vor den Gerichten zu vertheidigen. Eine Deputation wurde an die Gerichtsbehörde entsandt, um die Auslieferung der Verhafteten zu verlangen, erhielt jedoch einen abschlägigen Beschied.

Die Regierung sandte im Gegentheil sofort Militär nach dem Schauplatz der Bewegung, wo die Soldaten mit Stöcken und Steinen bewillkommenet, ihre Gepäcke zerstört wurden. Der Anblick des Militärs verletzete das Blut der Grubenleute in Wallung. Doch trafen sie ihre Maßnahmen mit Besonnenheit. Sie hielten eine öffentliche Versammlung, in welcher sie nachwiesen, wie vielen Uebeln sie durch die Regierung ausgefetzt worden seien, und den Beschluß faßten, da die bezahlte Administration des Gesetzes weder die Streitigkeiten, die unter Grubenleuten entstehen, zur Entscheidung zu bringen, noch den ehrlichen Mann gegen die Frevel der Deportirten zu schützen vermocht habe, das Gesetz in die eigene Hand zu nehmen, demnach die Lizenzscheine, welche sie bezahlt hatten, um in der Ausübung ihres gesetzmäßigen Berufs Schutz zu erhalten, zu verbrennen und in Zukunft sich selbst zu beschützen. Ein loderndes Feuer wurde angezündet, wo jeder Mann herantrat und seinen Dreißigschillingschein hineinwarf. Die Grubenleute schlossen sodann einen Bund und gelobten, keine Lizenzscheine weiter zu nehmen und sich gewissen Reglements zur Schlichtung von Zwistigkeiten in Grubenangelegenheiten zu unterwerfen. Die Beamten, wuthschnaubend über die Widergesetzlichkeit des Grubenvolke, erschienen am Morgen des 30. Nov. mit starker Polizeimannschaft, um die Lizenzen einzufordern. Sonst pflegten die unglücklichen Individuen, welche keine Lizenz hatten, durch andere Grubenleute frühzeitig gewarnt, beim Erscheinen eines gestrengen Polizisten über Berg und Thal zu entfliehen oder sich in Gruben oder Löchern zu verstecken. Heute war es anders. Niemand war an der Arbeit; die Leute standen gruppenweise umher, ohne die Polizei zu beachten. Als man sie befragte, war die Antwort: „Wir haben keine Lizenzscheine, wir haben sie verbrannt!“ Es war unmöglich, die ganze Menge nach dem Polizeilager zu führen. Der Leute waren zu viele, sie sahen auch gar zu entschlossen aus. Die Polizei zog sich zurück. Der Bund ernannte einen Ausschuß, welcher in der Umgegend Feuerwaffen einzusammeln hatte. Auf einer Anhöhe wurde eine verpallisadirte Verschanzung errichtet, welche der Bund besetzte. Eine Flagge, das südl. Kreuz, wurde aufgesteckt. Polizei und Militär waren zusammen über 1000 Mann stark und hatten 4 Kanonen. Diese gesammte Mannschaft nahm am Sonntag den 3. Dec. die Schanze mit Sturm. Die Vertheidiger hatten 15 Tödt und 25 Schwerverwundete.

Diese Vorfälle übten eine folgenreiche Wirkung in der Colonie aus. Am 8. Dec. ernannte die Legislative Assembly eine Commission, um den Zustand der Dinge in den Goldbezirken zu untersuchen. Foster, der erste Secretär der Colonie, dem man das angeftiftete Unheil größtentheils schuld gab, nahm seine Entlassung. Haines trat ein, und mit ihm ein ernstlicheres und ehrlicheres Bestreben in allen Zweigen der Verwaltung. Im März 1855 erstattete die Commission einen Bericht, welcher eine lange Geschichte von Unfähigkeit, Ungerechtigkeit und Unrecht seitens der Behörden enthielt. Die Commission stellte den Antrag, anstatt der bisherigen Grubenlizenz von 30 Sch. monatlich eine Lizenz, „Miner's Right“ genannt, zu 1 Pfd. St. das Jahr einzuführen, welcher Antrag angenommen wurde und noch gegenwärtig zu Recht besteht. Der Grubemann erhält dadurch das Recht, in irgendeinem Kronlande (einem nicht in Privatbesitz befindlichen Grunde) Gold zu suchen und zu sammeln, Bäume zu fällen, ein Haus zu erbauen und eine Stelle von nicht über $\frac{1}{2}$ Acre einzuhegen.

Am 1. Mai 1855 segelte das Schiff The Red Jacket mit 6 Tonnen Gold von Melbourne ab. Im Jahre 1855 wurde die Ausziehung des Goldes aus dem Quarz eingeführt. Die Maschinen waren anfänglich äußerst roh, sodas die Arbeit sich nur bei dem reichhaltigsten Gestein bezahlte: ein oben geglätteter Block, auf welchen ein an einem Hebelwerk befestigter Hammer aufschlug. Hierauf folgten mit der Hand getriebene Stampfer, sodann mehrere mehr oder weniger complicirte Maschinen, zuletzt wurde die in Cornwallis (England) übliche Dampfstampfmaschine eingeführt. Anfänglich verstand

man auch das Ausziehen des Goldes durch Amalgamation nicht recht, sodaß oft mehr Gold weggeworfen als gewonnen wurde. Man hat seitdem aus dem Abwurf der frühern Quarzmillen oft Vermögen erworben, und gegenwärtig werden die Abwurfshäufen sorgfältig aufgehoben, weil man meint, daß später wol noch weiter verbesserte Ausziehungsmethoden entdeckt werden würden.

Die Oberflächengruben waren freilich die angenehmsten und in der frühern Zeit oft auch die ergiebigsten. Zu ihnen gehörten z. B. die im Gebirgslande am obern Owens. Es arbeitete sich so frisch in den Gebirgsschluchten, am grünen Gehänge, wo die kühlen Ströme des ewigen Schneewassers von den Gipfeln des Buffalo und den Australischen Alpen herabrieselten, in der frischen Gebirgsluft, unter dem glänzenden Laube der Bäume, zwischen den duftenden Blumen der Matten. Die dortigen Grubenleute waren meistens Amerikaner, schlankte, kräftige Burschen. Diese Herren vom langen Schaufelstiele hatten in ihrem ganzen Erscheinen und Wesen Stolz und Stil. Sie trugen bei der Arbeit schwarze Hosen, weiße Hemden, scharlachene Seidenbinden. Wenn man eine Seiferei in Angriff nahm, wurde zuerst das Wasser aus dem Bette des Baches abgeleitet. Dadurch erhielt man den Boden des Bettes zum Ausbruch und außerdem eine Kraft zur Entwässerung der Gruben unterhalb der Oberfläche, indem in den neuen Wasserlauf Wasserräder eingesetzt wurden, welche Pumpen für das Grubenwasser trieben. Dann hoben Kotten von 12—40 Mann die Oberfläche ab, was bis zur Tiefe von etwa 20 Fuß geschehen mußte, ehe man die goldführende Schicht erreichte. Die Leute arbeiteten mit Schaufeln, die einen sehr langen Stiel hatten, und wer am tiefsten einstecken und die vollste Schaufel voll auswerfen konnte, war König. Nachdem die Goldschicht erreicht war, wurden die Waschkästen aufgestellt, gegen 5—10, ja 12 Fuß lang, oben 2 Fuß, unten 1 Fuß 10 Zoll breit, in welche der Wasserstrom geleitet wurde. In diese wurde darauf die Wascherde (washdirt) geworfen, bis das Grundgestein rein geschabt war. Das Ergebniß einer Tagesarbeit am Owens war mitunter enorm, bisweilen 50 Pfund Gold an Gewicht aus einem einzigen Werk. Allein dieser Erfolg machte die Grubenleute nur übermüthig und ausschweifend. Obwol sie in ihren Zelten schliefen, fanden sie doch ihre ganze Beköstigung in den Hotels. Ein solches Hotel war eine aus Dretern aufgeschlagene Bude, enthaltend Schenke, Billardzimmer und einen großen Saal, wo man des Tags speiste und des Nachts tanzte. Der Grubenmann hatte regelmäßig seine drei Mahlzeiten, Frühstück, Mittag, Thee, welche zwar dem Namen nach verschieden, sonst aber ganz gleich waren und aus Beefsteak, Carbonade, Eiern, Brot, Gefülltem, Obst bestanden, wobei immer Thee getrunken wurde. Für diese Mäßigkeit entschädigte der Abend. Jedes Hotel hatte sein Orchester, gewöhnlich eine Violine und ein Horn. Die weiblichen Diensthoten, Schenkamajell, Köchin u. s. w., waren sämmtlich durch ihren Contract gebunden, „des Nachts zu tanzen“. Gleich nach dem Abendessen begann der Tanz, und der Digger, der den ganzen Tag über so sauer gearbeitet hatte, absolvirte nun gewissenhaft seine Polkas, Walzer und Quadrillen, wobei denn sehr viel getrunken und noch mehr zum besten gegeben wurde. Der Wirth zog seine 200 Pfd. St. des Nachts aus dem Tanzsalon. Die tollste Verschwendung war die Regel in diesen Salons. Es war ganz gewöhnlich an der Schenke eine Gruppe zu sehen, wo jeder einen Korb Champagner, welcher 12 Pfd. St. gekostet, vor sich hatte, was denn oft genug damit endete, daß der Zecher seinen Wein in einen Eimer goß und sein Pferd damit abwusch. Des Sonntags wurden Ausflüge gemacht, wo die Ausgelassenheit und Tollheit ins Unglaubliche stieg. Aber unter allen, die damals am Owens Vermögen machten, unter Grubenleuten, Schenkwirthen, Handelsleuten, gibt es keinen einzigen, der nicht wenig Jahre darauf verarmt wäre. Einige arbeiten jetzt um geringe Löhnung, andere sind in bitterer Noth verstorben, andere Einwohner der Irrenanstalt. So ging es mit denen, die in

dieser Goldlotterie die Gewinne zogen. Die meisten zogen natürlich Niemen. In der Erwartung, schnell reich zu werden, mit der sie nach den Diggings gezogen, sahen sie sich bald bitter getäuscht. Nachdem sie eine Grube nach der andern abgetruft und nichts darin gefunden hatten, mußten sie schließlich die Gruben verlassen und anderweitige Beschäftigung suchen. Allein unter diesen gibt es viele, die, zu Beschäftigungen hingeführt, welche sich für die Colonie eignen, zu etwas gekommen sind. Gar manche von ihnen sind jetzt Grundbesitzer.

Früher, als das Gold nur in angeschwemmten Oberflächen gewonnen wurde, welche aller Wahrscheinlichkeit nach bald erschöpft werden mußten, war das Los des Grubenmannes durchaus das eines Spielers, immer ungewiß, oft elend. Gegenwärtig liefert die Bearbeitung des Quarzes den größten Theil des Golbertrags, und obgleich der durchschnittliche Ertrag der gesammten Goldgewinnung in den letzten Jahren abgenommen hat, so wird dies dadurch wieder ausgeglichen, daß sich jetzt der Ertrag auf lange Zeit hin als permanent erweist, da der Goldgehalt der das Land in so großer Ausdehnung durchstreichenden Quarzformation fast überall ein hoher ist. Der von dem berühmten englischen Geologen Sir Roderick Murchison aufgestellte Satz, daß der Goldreichtum der Quarzgänge bei zunehmender Tiefe abnimmt, hat sich in Victoria nicht bestätigt. Dies zeigt sich zuerst am Mariners-Gang bei Maryborough, welcher am obern Theile ziemlich arm war, in der Tiefe von 600 Fuß aber 7 Unzen Gold per Tonne Quarz ergab. Später fand man bei mehreren andern Gängen dieselbe Erscheinung.

Die Ansicht, die vielfach vertreten ist, das Gold komme hauptsächlich in den Alluvionen der Oberfläche vor, diese seien fast erschöpft, das Gold werde überhaupt verschwinden, nachdem es sein Werk vollbracht, zur Einwanderung nach Victoria einzuladen, ist jedenfalls eine ganz irrthümliche. Die victorianischen Goldgruben sind hauptsächlich unerschöpflich. Fortwährend werden auch noch neue Entdeckungen von Goldalluvionen gemacht. Völlige Sicherheit hat man freilich auch keineswegs beim Quarzbetriebe. So war z. B. die Grube Wespenneß in den tarrangower Quarzgängen bei Malbon erst ein Wunder von Reichtum, wurde dann aber gleich vielen andern, nachdem das zu Tage liegende Gestein ausgebeutet war, von den ersten Unternehmern als erschöpft aufgegeben. Gruben dieser Art waren es, die von den Compagnieprojectmachern mit großem Eifer aufgenommen wurden, und so bildete sich denn auch eine Compagnie zum Betriebe der Grube Wespenneß mit einem (nominell) sehr ansehnlichen Kapitale, einem gute Namen enthaltenden Directorium; eine kostspielige Maschinerie, eine kostspielige Verwaltung und sonst alles wurde eingerichtet, was zu einer respectablen Compagnie gehört; der einzige Fehler war, daß kein Gold gefunden wurde. Als das Kapital erschöpft war, wurde die Grube auf Tribut vermietet, d. i. an Arbeiter ausgegeben, die mit einem Gewinntheile bezahlt wurden. In wenig Wochen nach dem Beginne dieser Arbeitsart wurde reiches Gold gebrochen, die Tributarbeiter gewannen alle Vermögen und die Compagnie gedeiht. Ebenso hatte ein Quarzgang bei Castlemaine eine Compagnie ruinirt, ein Kapitalist in Melbourne nahm das Gewerk in Besitz und stieß alsbald auf eine reiche Ader.

Die Goldgewinnung ist jetzt größtentheils in den Händen von Gesellschaften, welche die Ausbeutung im Großen betreiben. Die Mustercompagnie, welche allen andern zuerst mit dem guten Beispiele des Erfolgs voranging, ist die Clunes Mining Company, errichtet 1858, welche seither auch stets guten Erfolg gehabt und wahrscheinlich die besten Dividenden unter allen ähnlichen Gewerken gezahlt hat. Das verlockende Beispiel, welches die großen Goldcompagnien gewährten, veranlaßte den Goldminencompagnie-Schwindel, welcher besonders 1859 ausbrach. Großartige Programme wurden in Menge auf den Markt geworfen, und der Speculant von Profession nahm Actien in jeder Compagnie, ohne viel zu fragen, ob sie gut oder schlecht seien, denn er zahlte nur das vorläufige Depo-

sium und verließ sich auf die Reclame, welche er und Genossen zu Gunsten der neuen Compagnie machen würden, um vor der ersten Einzahlung ausverkaufen zu können. Die Compagniemänner nahmen dabei zu allerlei Betrug ihre Zuflucht, z. B. daß sie in den zu bearbeitenden Grund Gold hineinsteckten, welches dann bei einer öffentlichen Untersuchung gefunden wurde, u. dgl.

In den Quarzgewerken ist das Goldgraben nunmehr ein ebenso regelmäßiges Gewerbe wie irgendeine andere Industrie. Jedes Goldfeld besitzt eine zahlreiche Bevölkerung, innerhalb welcher Städte entstehen und die Gesilde in Bestellung kommen. Es gibt jedoch noch immer viele Diggers alten Schlages, die, zufrieden mit dem, was das Glück bringt, auf eigene Rechnung graben und nicht um die höchste Löhnung in den reichsten Quarzgewerken arbeiten würden. Das freie Leben des alten Diggers hat noch seinen Reiz für sie behalten. Doch haben sich jetzt meistens Weib und Kind eingestellt, für die sie nach den neuerdings für den Grunderwerb gewährten Vergünstigungen Haus und Hof, und zwar meistens sehr behagliche Heimwefen gegründet haben. Ein stehendes Geschäft ist jetzt das des Puddlers geworden, welcher die Abfälle aus alten Seifen und Gruben sammelt und eine reiche Ausbeute erzielt. Die Puddler haben manche der stattlichsten Ansiedelungen gegründet.

Nach dem Berichte des Bergamtes betrug im Jahre 1867 der Golbertrag 1,433687 Unzen. In den Alluvialgewerken waren 470, in den Quarzgewerken 532 Dampfmaschinen im Betriebe. Der Gesamtwert der Goldwerksmaschinen betrug 2,068527 Pfd. St. Der durchschnittliche Verdienst der Grubenleute betrug 87 Pfd. St. 2 Sh. per Mann. Die Alluvialleute aber machten nur 67 Pfd. St. 10 Sh., die Quarzleute dagegen 158 Pfd. St. 12 Sh. Es waren 2381 Quarzgänge im Betriebe, welche sich über 725 Quadratmeilen ausdehnten. Der durchschnittliche Ertrag per Tonne Quarz war 10 Pfenniggewicht 12,2 Gran Gold. Der Gesamtwert des in der Colonie gewonnenen Goldes betrug bis zum 31. Dec. 1867 136 Mill. Pfd. St. Der Golbertrag im Jahre 1868 war 1,657598 Unzen, der Werth der Goldmaschinen 2,150432 Pfd. St.

Außerdem wurden im Jahre 1867 gewonnen für 3462 Pfd. St. Silber, für 195000 Zinn, für 4000 Kupfer, für 30000 Antimonium, für 3000 Steinkohlen, für 18000 Schiefer und Fliesen, für 8000 Pfd. St. Diamanten und Juwelen.

Die Anzahl der Grubenleute hat seit mehreren Jahren fortwährend abgenommen. Im Jahre 1867 betrug sie 65857, 1868 nur 63000, unter denen 15000 Chinesen waren.

Das Hauptcentrum der Goldgruben ist Ballarat. Die Stadt enthält eine seßhafte, sehr geschäftige Bevölkerung von 25000 Personen, und die jährlichen Einkünfte der Municipalität betragen über 20000 Pfd. Einschließlich der in der unmittelbaren Nähe der Stadt im Ballaratthale Wohnenden beträgt die Bevölkerung 50000 Personen. Die Stadt ist wie alle übrigen Städte im Bergbezirke gut gepflastert, mit Gasbeleuchtung und Wasserleitung wohl versehen und besteht jetzt größtentheils aus Ziegel- und Steinhäusern. Die Eisenbahn geht von Melbourne über Geelong nach Ballarat. Die Goldgruben sind hier eigentlich Bergwerke, die Arbeit wird nur durch Maschinen, Sprengung und Zermalmung der Quarzfelsen betrieben. Die Maschinerie der Goldgrube Band of Hope ist 70000 Pfd. St. werth, und obgleich dieselbe noch nicht lange besteht, so hat sie doch schon über 2,500000 Kubikfuß Wascherde ausgelehrt, und dieses Material hat 151000 Unzen Gold geliefert, ein Ergebnis von 608000 Pfd. St. In der Goldgrube sind beschäftigt 350 Arbeiter, die monatlich 4000 Pfd. St. Löhnung empfangen, die sonstigen Betriebskosten belaufen sich auf 3500 Pfd. St. monatlich. Der Hauptschacht ist 420 Fuß tief. Das Gewerk Sir William Don, das im April 1867 sein erstes Gold erbrach, hatte im April 1868 über 10000 Unzen Ausbeute gemacht. Das eingezahlte Kapital des Gewerks beträgt 1 Pfd. St. 5 Sh. 6 P. per Actie und im Jahre

bis ultimo April 1868 waren Dividenden von 9 Pfd. St. 15 Sh. per Actie ausgezahlt worden. Die Vöhnungen betragen 2000 Pfd. St. monatlich, die Ausbeute 2000 Unzen monatlich, was eine Dividende von circa 2 Pfd. St. per Actie monatlich ausmacht. Dies sind nur einige Beispiele unter vielen, so daß nicht zu verwundern ist, daß die hiesigen Goldgruben Kapital und Speculation von großem Umfange angezogen haben.

Die seit mehreren Jahren bei Ballarat im Betriebe befindlichen Quarzgänge streichen sämtlich nord-südlich, was in der That bei fast allen goldführenden Quarzgängen in der Colonie der Fall ist. Vor einiger Zeit fand sich jedoch, daß gewisse von diesen nord-südlich streichenden Gängen bei Ballarat nach Westen umbiegen, und alsbald erfolgte eine beträchtliche Steigerung der Ausbeute in diesen Gängen. Ende 1867 und Anfang 1868 bestätigte sich ferner das westliche Fortstreichen der Gänge und bisher für werthlos gehaltenes Land ist dadurch nunmehr in höchsten Begehr gekommen. Eine 640 Acres große Section eines Grundstückes, welches ein Squatter einige Jahre vorher um 1 Pfd. St. per Acre erkaufte hatte, wurde für 80000 Pfd. St. verkauft. Zur Ausbeutung des Gewerks Winter's Freehold in diesem Grunde hat sich im November 1868 in London eine Compagnie gebildet, welche nach Berechnungen, die sich auf sorgfältige Aufnahmen und lange praktische Erfahrung stützen, große Ausbeute erwartet. Von 22 dem Winter's Freehold angrenzenden Gruben waren bis Juli 1868 39 Tonnen 11 Ctr. 2 Quarter 12 Pfd. Gold gewonnen worden, was eine Summe von 4,250,927 Pfd. St. ergibt.

Die zweite Bergstadt ist Bendigo, welche das Ansehen einer geschäftigen Fabrikstadt hat. Wenn der Fremde in die Stadt eintritt, so gewahrt er mit Erstaunen die langen bergauf bergab laufenden Straßenzellen, die vielen hohen Schornsteine, die Menge von Puddingmaschinen im Thale, getrieben von Pferden, die wie vom bösen Geiste stets in schlammigen Kreise herumgeführt werden, dann die Reihen eleganter Wohnhäuser und Kaufläden, den prachtvollen Eisenbahnhof, die vielen Verbindungsbahnen, die großen Speicher, die vielen Kirchen und Kapellen, das viele Geläute, das geschäftige Summen, Treiben, Drängen, die Hotelpaläste, die Bankpaläste. Das beliebteste Hotel ist das Shamrockhotel, wo in der That viele Leute ihre meiste Zeit an der Schenkbarre zubringen scheinen. Pallmall, die Hauptstraße, ist mit schönen Läden und Hotels besetzt: der größte Laden in der ganzen Colonie liegt in dieser Straße. In den Schaufenstern der Banken sind riesige Goldstücke ausgestellt. Das Stadthaus, die Markthalle, das Hospital, das Benevolent Asylum sind stattliche Gebäude. Die umliegenden Landwirtschaften sind sämtlich klein, weil hier urbares Land nur in kleinen Stellen vorhanden ist. Viele Ansiedler sind Chinesen, höchst ausgezeichnet als Küchengärtner.

Castlemaine, 50 Meilen südlich von Bendigo, der Bedeutung nach die dritte Stadt der Goldregion, übertrifft in mancher Beziehung Ballarat und Bendigo an Eleganz der äußern Erscheinung. Der Marktplatz und eine Anzahl damit parallel und rechtwinklig davon auslaufenden Straßen bilden die eigentliche Stadt. Die in der Mitte des Marktplazes stehende Markthalle ist ein geräumiges, bequemes und ansehnliches Ziegelgebäude, die beste Markthalle in Victoria. Sie enthält neben der Haupthalle zwei Flügel und geräumige Höfe für lebendiges Vieh und zahlreiche landwirthschaftliche Producte. An den Seiten des Marktplazes stehen Banken, Waarenläden, Hotels, sämtlich ansehnliche Gebäude und ganz nach londoner Art eingerichtet. So sind auch die Hauptstraßen alle mit eleganten Läden besetzt. Es gibt außerdem mehrere Fabriken wie z. B. eine Eisengießerei, welche über 100 Arbeiter beschäftigt und hauptsächlich Maschinen für die Goldgruben baut, mehrere Brauereien, deren Getränk durch die ganze Colonie geht, Gerbereien, die ihr Leder regelmäßig nach London verschifren, verschiedene Wingereien. Die wie in allen angelsächsischen Orten sehr zahlreichen Sekten haben sämtlich ihre stattlichen Kirchen, man hat anglikanische, presbyterianische, congregationalistische, methodistische,

katholische Kirchen und eine Kirche der christlichen Chinesen. Der Tempel der der Lehre des Confucius tren gebliebenen Chinesen ist ein bunt ausgeschmücktes großes Holzgebäude. Das Hospital ist eins der großartigsten Krankenhäuser in der Colonie. Die Stadt ist stolz auf ihr Schützencorps und ihre leichte Reiterei, deren Uniform eine höchst brillante ist. Die Straßen haben vortreffliche Gasbeleuchtung und werden gewissenhaft rein gehalten. Mit Bezug auf Sport kann Castlemaine sich rühmen, daß seine Kolbspieler (cricketers) einen englischen Club, den All England Eleven, geschlagen haben. In der Umgegend liegen inmitten ausgedehnter Gärten und Anlagen die geschmackvollen Villen der Kaufleute der Stadt.

3) Die Ansiedelung.

Jedem dürfte es wol als selbstverständlich erscheinen, daß Ackerbau die hauptsächlichste Beschäftigung einer jungen Colonie ist, daß, wenn sich eine Schar von Wanderern in einem großen, unbewohnten, fruchtbaren Lande niederläßt, sie zunächst den Boden bestellt, sodasß derjenige, welcher in der Heimat in arger Klemme eingezwängt war, hier den Raum frei findet, wo er, seine eigene Ruh und seinen eigenen Kohn ziehend, sich eine unabhängige Existenz sichert. Daher erscheint es beim ersten Blick kaum glaublich, daß in Victoria eigentlich erst seit den letzten drei Jahren der Ackerbau, die Besiedelung mit einer ackerbauenden Bevölkerung begonnen ist. Man erkennt, wie tief das plutokratische Princip im britischen Wesen wurzelt, wenn es in Victoria den großen Schatzreibeisigern so lange hat gelingen können, das gesammte Land abzusperrern, und wenn sogar, als das demokratische Element längst in der Colonie waltete, das Gold, alle zum Schutze des Ackers kunstreich aufgeworfenen Eindämmungen durchbrechend oder umgehend, immer und immer wieder sein altes Niveau fand, bis endlich ein ganz zufälliger Umstand, als er geschickt benutzt wurde, den Pflug freimachte.

Die Schafzüchter, die sogenannten Squatter, hatten die Colonie zuerst gegründet und auch bald alles Land darin für ihre Weiden in Beschlag genommen, jedoch nicht in Besitz, wie denn schon ihr Name, welcher, dem amerikanischen Sprachgebrauche entnommen, jemand bezeichnet, der sich temporär auf fremdem, noch unbesetztem Lande niederläßt, die temporäre Natur ihrer Occupation des Bodens bezeichnet. Sie hatten ihre weiten Ländereien von der Krone in Pacht zu einem sehr geringen, eigentlich nominellen Zinse. Der Verkauf des Landes seitens der Krone fand nach dem von Wakefield eingeführten System statt, nämlich nur nach Aufnahme des Landes durch den Regierungsfeldmesser, nur in Blöcken von nicht unter 680 Acres und nur in öffentlicher Auction zum Ankaufspreise von 1 Pf. St. per Acre. Der Ertrag aus den Landverkäufen wurde zur Beförderung von Arbeitern, meistens Schafhirten und sonstigen Bauernknechten und Mägden aus England nach der Colonie verwandt. Es war der eingestandene Zweck dieses Verkaufssystems, die Arbeiter zu verhindern, sich selbst als Landwirthe niederzulassen, und sie somit zu nöthigen, Arbeiter für die Squatter zu bleiben.

Die Squatter haben stets alles angewandt, um die Vorrechte, welche sie genossen, aufrecht zu erhalten. Vor der Entdeckung des Goldes gründeten sie ihre Ansprüche darauf, daß sie große Kapitalien angelegt hatten, und daß sie, wie die Gründer, so auch die einzigen Stützen der Colonie waren, da die Wolle damals das einzige industrielle Interesse vertrat. Nichts war den Squatter so zuwider als eine starke Vermehrung der Bevölkerung; der plötzliche Zufluß von Menschen nach der Goldentdeckung war ihnen daher ein Greuel. Doch dachten die neuen Ankömmlinge anfänglich gar nicht daran, die Squatter irgend zu behelligen. Sie fanden sich von den patriarchalischen Königen des Landes ziemlich wohl mit Fleischwaaren versorgt und zahlten ihnen gern hohe Preise dafür. Viele Squatter erwarben damals in kurzer Zeit enorme Reichthümer. Innerhalb weniger Monate war

der Werth der Schäfereien verdreifacht oder vervierfacht. Natürlich waren diese Verhältnisse nicht dazu angethan, die Ansichten der Squatter zu ändern.

Die große Mehrzahl der während der ersten Goldzeit Zuziehenden bestand aus Abenteurern, deren Zweck nur war, so schnell wie möglich reich zu werden und das Land wieder zu verlassen. An Ansiedelung dachten nur wenige; man war eben nur des Goldes halber gekommen. Nun zeigte es sich aber, daß keineswegs immer der Fall war, was die meisten angenommen, man habe weiter nichts zu thun als das Gold nur so anzuhäufen. Die Enttäuschung war oft eine grausame. Die meisten fanden gar wenig Gold und gar viel Mühsal. Nach Hause zurückzukehren war nicht möglich, weil man nicht die Mittel dazu hatte. Man mußte bleiben und sah sich nun nach einer Heimstätte um. Man fand, daß das Land gar viele Reize, mannichfaltige Vorzüge habe, daß man hier gar wohl bleiben könne, wenn man sich nur ansiedeln dürfte. Auch viele, die sich Mittel erworben hatten, waren der Ansicht. So fand sich nach und nach eine große Anzahl zusammen, welche sich fest niederzulassen suchte.

Allein das Land, das sich weit und breit erstreckte, war abgesperrt. Es war nicht zu haben, als unter Bedingungen, welche den Ruin zur unvermeidlichen Folge haben mußten.

Im Jahre 1854 fand eine starke Auswanderung aus Victoria statt nach Südaustralien und nach Amerika.

Die Regierung verfolgte in der Landfrage inzwischen keine andere Politik als die gemeine des Händlers, nämlich den höchstmöglichen Preis für die käuflichen Grundstücke zu erzielen. Gutes Einkommen war der einzige Zweck. Sie arbeitete dabei den Landaufkäufern in die Hände, welche der Ansiedelung die größten Schwierigkeiten verursachten. Die Regierung hatte vollauf zu thun, Townships auf dem Papiere anzulegen und die betreffenden Grundstücke zu hohen Preisen an die Landspeculanten zu verlaufen. Die Landspeculanten gaben der Stadt einen reizenden Namen, setzten eifrig Programme mit zierlichen Straßenplänen in Umlauf, großartige Ankündigungen in die Zeitungen und verkauften das Grundstück wieder in kleinen Parzellen zu fabelhaften Preisen.

Auch die Arbeiter selbst waren schuld, daß sich die Ansiedelung verzögerte, da ihnen jede freiere Anschauung fehlte. Im Jahre 1856 begannen die Handwerker, die sich in Melbourne und andern Städten in großer Anzahl angesammelt hatten, in der Ansicht, daß eine Vermehrung ihrer Zahl ihren Verdienst schmälern würde, eine heftige Agitation gegen jede Förderung der Einwanderung. Und diese Agitation hatte Erfolg, das Verlangen der Arbeiter wurde Gesetz, und es ist seitdem mit Ausnahme von Dienstmädchen die Auswanderung nach Victoria nicht mehr unterstützt worden. Nachdem jedoch infolge der neuen Landacte viele Arbeiter Grundbesitzer wurden und in den Fall kamen, selbst Arbeit zu miethen, durch den Mangel daran jedoch sehr zu Schaden kamen, haben sich die Ansichten in dieser Beziehung sehr geändert.

Da alle Vorstellungen bezüglich der Reform der Landgesetze seitens der Regierungsgewalt stets unbeachtet blieben, so bildete sich im Jahre 1857 der Victorianische Landbund, welchem sämmtliche Führer der Fortschrittspartei beitraten. Der Landbund hielt in Melbourne von Tag zu Tag fortgesetzte Sitzungen in öffentlicher „Convention“, in welcher die Grundprincipien eines ehrlichen und zweckmäßigen Landgesetzes allseitig besprochen wurden. Am Schlusse dieser Convention war die Fortschrittspartei der Colonie so ziemlich über die Politik einverstanden, deren Durchführung zum Gesetz freilich eine lange Reihe von Jahren in Anspruch genommen hat.

Inzwischen trat die Constitution von Victoria zu Weihnachten 1856 in Wirksamkeit. Die englische Regierung hatte dem im Jahre 1854 eingesandten, rein demokratischen Verfassungsentwurf angenommen; denn sie hatte bezüglich aller australischen Colonien den

Entschluß gefaßt, sich mit Ausnahme der allgemeinsten Reichsangelegenheiten aller Controlle über diese entfernten Länder zu begeben und den Colonisten, die sich an Ort und Stelle befinden, die Beforgung ihrer eigenen Angelegenheiten zu überlassen. Nach dieser Constitution besteht die Regierungsgewalt aus dem Gouverneur als dem Vertreter der Krone und zwei gesetzgebenden Kammern, dem Legislative Council, dem Oberhause, und dem Legislative Assembly, dem Unterhause. Das Legislative Council besteht aus 30 Mitgliedern, die, gewöhnlich aus den gelehrten und begüterten Klassen, in sechs Wahlbezirken gewählt werden. Ein Mitglied desselben muß 30 Jahre alt sein und ein gewisses Vermögen besitzen. Das Council kann nicht aufgelöst werden, aber alle zwei Jahre treten 6 Mitglieder aus. Das Legislative Assembly besteht aus 78 Mitgliedern, welche von 37 Wahlbezirken abgeordnet werden. Von diesen wird kein Vermögensnachweis verlangt, und das Wahlrecht wird von allen männlichen Unterthanen, welche das 21. Jahr erreicht haben, ausgeübt. Die Wahl geschieht durch Ballotage. Das Executive Council besteht aus den Ministern, welche verantwortlich sind und, solange sie die Majorität in der Legislatur besitzen, die eigentliche Regierungsgewalt haben. Der Gouverneur herrscht, aber regiert nicht. Er bleibt gewöhnlich sieben Jahre im Amte. Sein Gehalt beträgt 10000 Pfd. St. das Jahr, nach dem des Vicelkönigs von Indien der höchste eines britischen Coloniegouverneurs. Der Gehalt des Gouverneurs von Canada und der des Gouverneurs von Neusüdwales beträgt 7000 Pfd. St. Er wird gänzlich von der Colonie bezahlt.

Die Landfrage bildete auch jetzt und auf lange Zeit hin dermaßen die Base des ganzen politischen Lebens, indem alle andern Fragen sich derselben unterordnen. Die Viehzucht treibenden Patriarchen, im Council sehr stark vertreten, leisteten gegen die Reformbestrebungen einmüthigen Widerstand. Das conservative Ministerium Haines brachte Ende 1857 eine Landbill ein, welche aber den Principien der Landconvention geradezu entgegentrat und vom Assembly verworfen wurde. Das Ministerium wurde dadurch gestürzt. John O'Shannessy, früher Manufacturwaarenhändler, seitdem einer der leitenden Staatsmänner der Colonie, hatte bereits im März 1857 ein Misstrauensvotum gegen Haines durchgebracht, worauf dieser resignirte und O'Shannessy auf eine kurze Zeit für ihn eintrat. Jetzt trat O'Shannessy wieder ein. Zu seinem Ministerium gehörte Duffy, bekannt als einer der Führer des Jungen Irlands, Herausgeber der dubliner Zeitung „Nation“, des Organs dieser Partei. Das Verlangen nach Reform der Landgesetze wurde jetzt überall sehr laut. Im October 1859 folgte das Ministerium William Nicholson, das erste demokratische in Victoria, das denn auch alsbald eine Landbill einbrachte. Dieselbe hielt den Verkauf durch Versteigerung aufrecht; Stadtgrundstücke sollten auch in Zukunft nur durch Versteigerung verkauft werden; Grundstücke auf dem Lande sollten zur Auswahl zu 1 Pfd. St. den Acre ausgesetzt werden; wenn sich aber mehr als ein Käufer für dasselbe Grundstück anmeldete, so sollte es dem Meistbietenden in Auction verkauft werden. Die Bill ging nicht durch, und Nicholson dankte ab (August 1860). Auf andrücklich Verlangen des Gouverneurs Sir Henry Barkley verblieb Nicholson zwar im Amte, doch als im September wegen der Verwerfung der Landbill ernstliche Unruhen stattfanden, zog er sich unwiderrüflich zurück (October 1860).

Es folgte Peales, dessen Ministerium den Schutz Zoll, den Schutz der einheimischen Industrie, zur Lebensfrage machte und einen dahin abzielenden neuen Zolltarif einbrachte, womit denn eine neue, zu langen Kämpfen bestimmte Frage auftrat. Der Tarif wurde verworfen und Peales resignirte (Januar 1861). Die Opposition war jedoch nicht im Stande, ein neues Ministerium zu bilden, obwol sie eine lange Reihe von Versuchen machte, und Peales trat schließlich wieder ein, mußte aber sechs Monate darauf wieder abtreten in Folge eines Misstrauensvotums. Dieses Cabinet, zu welchem auch Grant, der

gegenwärtiger Landminister, gehörte, hatte sich bei einer zahlreichen Klasse dadurch verhasst gemacht, daß es in verschiedenen Zweigen der Civilverwaltung Ersparnisse einführte. Es hatte sich namentlich die offene Feindschaft der Squatter zugezogen, weil es bei Administration der Landacte die Ansiedelung kleiner Kapitalisten möglichst begünstigte, das größte Verbrechen, das im Jahre 1861 ein Minister begehen konnte. Die Opposition fand sich in dem von Heales' Sturze erwarteten Erfolge jedoch getäuscht; denn Sir Henry Barkley, der Gouverneur, löste das Parlament auf und die Neuwahl ergab eine Majorität für Heales, dessen Programm jetzt lautete: Reform des Legislative Council, Revision des Fiscus, namentlich des Zolltarifs zum Behuf der Aufmunterung der einheimischen Industrie, locale Selbstverwaltung, Verbesserung der Goldbaggeseetze, Abschaffung des Goldausfuhrzolls, Diäten für die Parlamentsmitglieder. Die Zolltarifbill wurde von der Regierung dem neuen Parlament sofort vorgelegt. Das mercantile Interesse von Melbourne, zunächst auf große Einfuhr angewiesen, stand der Bill scharf entgegen, die Squatter waren gegen die Verwaltung der Landacte durch Heales' Ministerium. Es ergab sich eine Coalition, stark genug, die Tarifbill zu verwerfen. Heales resignirte, und die Demokratie hatte nach Ansicht der herrschenden Parteien einen Todesstoß erhalten.

Im November 1861 wurde O'Shannessy wieder Minister. Eine Landbill war seine Hauptmaßnahme. Charles Gavan Duffy war wieder Minister für die Ländereien und widmete jetzt seine ganze Aufmerksamkeit dem Entwurfe eines solchen Landgesetzes, das nicht nur die Ansiedelung der sich zur Zeit in der Colonie Aufhaltenden, sondern auch eine große Einwanderung herbeiführen sollte. Duffy theilte die unveräußerten Ländereien in zwei Klassen, Weideland und Acker. In den erstern setzte er 38 Mill. Acres, in den letztern 10 Mill. Acres in Angebot. Die letztern sollten in 62500 Gehöfte von je 160 Acres getheilt werden. Die Priorität der Auswahl des Landes sollte durch das Los entschieden werden, und die persönliche Anwesenheit des Käufers bei der Auswahl unumgänglich erforderlich sein. Der Kauffschilling für das Grundstück sollte in acht jährlichen Terminen von je 2 Sh. 6 P. per Acre anbezahlt und der somit entfallende Reinertrag zur Hälfte auf die Besserung der verlaufenen Ländereien, zur Hälfte auf Einwanderung verwendet werden. Nach sehr lebhaften Debatten in beiden Häusern der Legislatur wurde die Bill Gesetz. Die Squatterpartei veranlaßte besonders heftige Kämpfe. Die Regierung beantragte, diese Pacht auf weitere zehn Jahre zu verwilligen. Die Demokraten hielten diesen Termin für zu lange, allein mehrere Amendements auf respective drei, fünf, sieben, neun Jahre gingen verloren und der Regierungsantrag wurde schließlich angenommen. Es wurde jedoch festgesetzt, nur ein Viertel des Reinertrags aus dem Landverkauf in je einem Jahre auf Einwanderung zu verwenden. Nach Annahme der Acte traf der Landminister sofort alle Vorkehrung, um das Publikum darüber aufzuklären. Riesige Plakate, überschrieben „Heimstätten für das Volk“ („Homes for the people“), in welchen die Bestimmungen der Acte auseinandergesetzt waren, wurden überall im Lande angeschlagen. Wer Wein-, Oliven-, Maulbeer- oder Pappengärten anlegen oder eine in Victoria nicht allgemein bekannte Pflanze ziehen oder eine in der Colonie neue Industrie einführen wollte, sollte um ein geeignetes Grundstück von nicht über 30 Acres anhalten und es zu billigen Bedingungen für einen Termin von 30 Jahren haben. Wenn der Bewerber sich nach Verlauf von 5 Jahren von dem glücklichen Erfolge seines Unternehmens überzeugt haben würde, sollte er das freie Eigenthumsrecht des Grundstücks gegen Zahlung von 1 Pfd. St. per Acre erhalten können. Da die so vergebenen Grundstücke von besonders guter Beschaffenheit waren, so waren dies in der That billige Bedingungen und die „neue Industrieclausel“ der Acte wurde dann auch vielfach benutzt.

Im August 1862 wurden 2 Mill. Acres Ackergrund zur Wahl bemessen, und die Auswahl begann am 10. Sept. Innerhalb 10 Tage waren 456000 Acres genommen und an 300000 Pfd. St. darauf angezahlt. Allein die Ansiedelung von Landwirthen, die Errichtung von Heimstätten war damit gar wenig gefördert. So sorgfältig die Acte auch entworfen war, so stellte sich doch heraus, daß sie ihrem Zwecke nicht entsprach. Unglücklicherweise war auch auf der Beobachtung der Vorschrift, welche persönliche Anmeldung verlangte, um zu verhindern, daß die Ländereien in den Besitz derjenigen geriethen, welche die Bestimmung der Acte bezüglich der persönlichen Ansiedelung zu umgehen beabsichtigten, nicht streng bestanden worden. Man hatte gegenüber nachdrücklicher Forderung Auswahl durch Bevollmächtigte oder Agenten gestattet. Das Ergebnis war, daß das Land größtentheils in den Besitz der Aufkäufer gelangte und die Ansiedelung des Volks so fern gerückt war wie nur je. In einem District erlangte ein einzelner Speculant den Besitz von 20000 Acres, sämmtlich gutes Land, an jeder Seite von werthvollen Flußlinien begrenzt. Dasselbe Land wurde dann an Landwirthe zu 3—6 Pfd. St. per Acre wieder verkauft, und zwar bevor die zweite Terminzahlung von 2 Sh. 6 P. per Acre von dem Aufkäufer bezahlt worden war. Die Landacte wurde für nichtig erklärt und das Land von der Auswahl zurückgezogen. Die Regierung setzte eine Belohnung von 100 Pfd. St. für die Ueberführung derjenigen aus, welche die Vorschriften der Landacte umgangen hatten, allein das Gesetz scheint machtlos gewesen zu sein, denn niemand wurde bestraft.

Im Jahre 1863 wurde die Bill in emendirter Form dem Parlament wieder vorgelegt; allein die Landwirthe versprachen sich auch diesmal keinen günstigen Erfolg davon. Im August 1863 resignirte D'Shannessy.

Mac Culloch wurde Minister, die Demokratie erhob sich wieder zu frischem Kampfe. Man hatte in den letzten vier Jahren zwölf neue Ministerien gehabt, Wechsel der Ministerien war bisher das einzig Beständige in denselben gewesen; man prophezeite daher dem neuen Ministerium, das man schon mit dem von Peales begraben geglaubt hatte, eine gar kurze Dauer; das Ministerium Mac Culloch besteht jedoch noch gegenwärtig.

Für Mac Culloch war damals der Schutzzoll die Hauptsache; er hatte mit dem Gelöbniß des Schutzzolls sein Amt angetreten. Es fand eine Neuwahl des Parlaments im Jahre 1864 statt, und gleich nach dem Zusammentritt desselben brachte Mac Culloch dieselbe Tarifbill ein, welche Peales gestürzt hatte. Eine starke Partei im Oberhause war dagegen verbündet. Die Protectionisten waren aber jetzt viel stärker als früher im Assembly, wo der neue Tarif am 19. Jan. 1865 mit starker Majorität durchging. Das Council hatte erklärt, daß es sich der Maßnahme widersetzen werde; die Regierung schloß deshalb den Tarif in den Budgetentwurf ein, welcher vom Council nicht abgeändert werden konnte. Das Budget konnte jedoch vom Council in Bausch und Bogen verworfen werden, was denn auch geschah, und im December 1865 wurde das Parlament aufgelöst, ohne daß eine Appropriationsbill oder sonst eine Vorkehrung für die Verwendung der Staatseinkünfte durchgegangen war. Der Gouverneur Sir Charles Darling nahm jedoch unter dem Beirath der Minister Vorschlässe von der Bank auf, welche sodann mit Genehmigung des Staatsanwalts aus den consolidirten Staatsfonds berichtigt wurden, sodas die Regierung durch die Budgetlosigkeit nicht sehr in Verlegenheit gerieth. Um jedoch aus der unangenehmen Lage herauszukommen, legte die Regierung die Tarifbill abgefordert dem Council vor, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß nach dem Vorgange des englischen Unterhauses das Assembly das ausschließliche Recht zu Geldverwilligungen besitze. Das Council verwarf jedoch die Tarifbill. Nach der Wiederversammlung des Parlaments im Februar 1866 wurde auf ausdrückliches Verlangen des Councils die Tarifbill demselben nochmals

gesondert eingesandt; allein abermals wurde sie verworfen. Nun fand eine Conferenz zwischen Ausschüssen beider Häuser statt, und es gelang endlich, das Oberhaus von seiner Machtlosigkeit in der Sache zu überzeugen, worauf der Tarif im April auch vom Council angenommen wurde. Die Regierung hatte übrigens den Tarif schon ein Jahr vorher, gleich nachdem er vom Assembly angenommen worden war, in Kraft gesetzt.

Die „Pastoralen“ in ihrem Grimm suchten sich nun dadurch zu rächen, daß sie den Gouverneur Sir Charles Darling bei der Regierung des Mutterlandes anschwärzten, infolge dessen derselbe dann auch vom englischen Colonialamt abberufen und Sir Henry Cutton Gouverneur wurde. Das Assembly setzte einen Ausschuß ein, in Erwägung zu ziehen, welche Schritte bezüglich der Abberufung des Sir Charles Darling zu thun seien. Es beschloß sodann, an Sir Charles Darling eine Condolenzadresse zu richten und der Lady Darling eine Verwilligung von 20000 Pfd. St. zu übermachen; das Council erneuerte hierauf sein Verfahren bei der Tarifbill, indem es zwei Sessionen nacheinander die Appropriationsbill verwarf und Mac Culloch's Ministerium budgetlos machte. Dieser Widerstand diente aber nur dazu, das Ministerium noch mehr zu befestigen. Durch die Depeschen des englischen Colonialamts wurde jedoch schließlich die Angelegenheit so verwickelt, daß Mac Culloch im März 1868 seine Entlassung nahm. Es wurde eine Anzahl vergeblicher Versuche gemacht, ein neues Ministerium zu bilden; endlich bildete sich eins, dem aber vom Assembly alle Geldverwilligungen verweigert wurden. Da war am 6. Mai 1868 die Schwierigkeit plötzlich beseitigt, indem die Nachricht von der Wiedereinsetzung des Sir Charles Darling eintraf. Sir Charles konnte nun die Verwilligung der 20000 Pfd. St. in keiner Weise annehmen; Mac Culloch trat wieder als Premier ein und innerhalb weniger Stunden wurden Geldverwilligungsbills vom Parlament angenommen zum Belaufe von 1,950000 Pfd. St. So endete siegreich der fünfjährige Kampf des demokratischen Princips mit dem Ritten vom Bliese.

Durch diese Händel wurde die Entwicklung der Landfrage sehr gehemmt, besonders auch durch den Tod von Richard Heales. Derselbe hatte über 20 Jahre in Victoria gewohnt und sich stets mit dem Fortschritte seines neuen Vaterlandes identificirt. Er war vor der Goldzeit Arbeiter in einer Wagenfabrik in Melbourne, hatte sich zum Eigenthümer derselben emporgeschwungen, war reich geworden und wurde 1857 Mitglied des Colonialparlaments. Im Jahre 1860 wurde er erster Secretär der Colonie. Als er 1863 als Minister der Ländereien in das Ministerium Mac Culloch trat, arbeitete er mit unausgesetzter Anstrengung an dem Entwurfe eines Landgesetzes. Dasselbe ging im Assembly durch, wurde aber vom Council verworfen. Infolge dieser Anstrengungen wurde seine Gesundheit angegriffen und sein Tod beschleunigt. In ihm verlor Victoria einen der besten Männer der Colonie. Selbst Arbeiter, hat er die Würde und die Rechte der Arbeit immer aufrecht gehalten. Die dankbare Colonie hat ihm an der Grabstätte ein schönes Monument errichtet.

James Macpherson Grant folgte als Minister der Ländereien und seiner Administration ist es zuzuschreiben, daß die Ansiedelung in Victoria wirklich im Ernste begonnen hat. Grant war vorher Minister des Eisenbahnwesens und mochte sich wol besinnen, das Amt anzunehmen, bei dem Duffy seinen hochstehenden Ruf als Staatsmann, Heales gar sein Leben verloren hatte. Grant ist ein scharfsinniger, erfahrener Jurist, der in sein Amt eine genaue Kenntniß der bisherigen Landacte, ihrer Fehler und Mängel, mitbrachte. Er machte es sich nun zur Aufgabe, endlich eine solche Acte herzustellen, welche zur Verwirklichung des Zweckes führen würde, der Ansiedelung der landwirthschaftlichen Bevölkerung in freiem Grundeigenthume.

Duffy's Landacte war fehlgeschlagen; es waren dadurch die Pachtbriefe der Squatter

bis zum Jahre 1870 sichergestellt worden; auch war sie dermaßen im Großen umgangen worden, daß man die Landverkäufe hatte ganz einstellen müssen. Während ihrer kurzen Wirksamkeit war über eine Million Acres des besten Landes zu 15 Sh. der Acre aufgekauft worden, und diejenigen, welche sich darauf niederzulassen wünschten, hatten das Land zu sehr hohen Preisen wieder zu kaufen; 6 Pfd. St. war der gewöhnliche Preis, oft wurden 10 Pfd. St. gezahlt. Unter solchen Umständen war persönliche An siedelung eben unmöglich, gerade wie bei dem alten System der Landverkäufe durch Versteigerung. Die einzige Bestimmung in den bisherigen Acten, welche sich, wenn sie beobachtet wurde, der An siedelung förderlich erwies, war die, welche der landwirthschaftlichen Bevölkerung Wohnung und thatfächliche Bestellung vor dem endlichen Eigenthums erwerbe vorschrieb. Dieses Princip legte Grant nun bei seiner neuen Acte zu Grunde. Die thatfächliche An siedelung sollte unbedingt verbürgt sein, ehe das freie Eigenthumsrecht verwilligt wurde, und da sich niemand so leicht auf einer Anzahl von Stellen zu gleicher Zeit ansiedeln kann, so hoffte man durch diese Vorschrift den Landwirthen die Bahn freizuhalten. Grant's Acte, betitelt die Landacte von 1862 amendirt, trat in Kraft am 23. März 1865. Demnach muß Ackerland zuerst in Pacht genommen werden zu 2 Sh. den Acre jährlich, in Sectionen von nicht unter 40 und — was besonders wichtig ist — nicht über 640 Acres. Der Pachtzins muß halbjährlich im voraus entrichtet werden. Die Pacht dauert sieben Jahre, aber nicht länger; innerhalb dieser Frist muß das Gut gekauft werden zum Preise von 1 Pfd. St. per Acre; nach Verlauf von sieben Jahren wird das Land mit allen Verbesserungen hinfällig. Innerhalb zwei Jahre müssen Verbesserungen zum Werthe von 1 Pfd. St. per Acre gemacht sein; diese Verbesserungen können bestehen in Bestellung, Einhegung, Richtung, Trockenlegung, Eindämmung, Brunnen, Wohnhäusern oder andern Baulichkeiten. Vor Ablauf von drei Jahren, und solange die erwähnte Melioration nicht ausgeführt ist, kann keine Uebertragung des Besitzes stattfinden. Wer nicht auf dem Gute wohnhaft ist, jedoch die erforderlichen Verbesserungen gemacht hat, kann verlangen, daß das Gut in öffentlicher Auction zum Ankaufspreise von 1 Pfd. St. per Acre verkauft werde nebst dem Werthe der Meliorationen, welcher ihm, falls er in der Versteigerung überboten wird, auszuführen ist. Wer drei Jahre auf dem Gute gewohnt und die stipulirten Verbesserungen gemacht hat, kann dasselbe zu 1 Pfd. St. per Acre kaufen ohne Auction. Zur Ausführung der Acte wurden 29 Landbureauz in der Colonie errichtet. Sofort wurden 4 Mill. Acres Agriculturland zur Auswahl vermessen und am 22. Mai 1865 sollte die Auswahl beginnen.

Da die zunächst an die Reihe kommenden Ländereien im Westen der Colonie lagen, so begaben sich die Leute, welche sich anzusiedeln vorhatten, in großer Anzahl dahin, wo sie, mit Karten und Plänen versehen, jedes Grundstück besuchten und untersuchten. Die meisten brachten mit diesen Untersuchungen einen vollen Monat zu. Alle Kauflustigen erschienen sodann am festgesetzten Tage in Melbourne, Geelong oder Hamilton, den drei Städten, wo die Auswahl gleichzeitig vorgenommen werden sollte.

Es waren zwei Klassen von Bewerbern zu versorgen. Nach der Landacte von 1862 waren denjenigen, welche vorher Land gekauft hatten, Certificate gegeben worden, durch welche für die im Vergleich zu den nunmehr gewährten Vergünstigungen so hohen Preise, die nach dem Auctionssystem bezahlt worden waren, einige Entschädigung gewährt werden sollte. Diese Certificate waren auch nach der Acte von 1865 gültig geblieben. Sie wurden bei Landkäufen von der Regierung zu 4 Sh. für den Acre angenommen und wurden nun von den Squatters und Landspeculanten zu Tausenden zum Preise von 5—10 Sh. per Acre aufgekauft. Die Certificatehaber bildeten also bereits eine eigenthümliche Klasse, die neben den Ansiedlern, die doch allein versorgt werden sollten, zu versorgen waren.

Am 22. Mai 1865 versammelten sich in Hamilton, dessen Land am meisten in Begehr war, 5000 Personen. Im Landbureau schrieb jeder Bewerber seinen Namen auf ein Los, das in eine Ballotbüchse gesteckt wurde, und nach der Reihe, in welcher die Namen aus der Ballotbüchse gezogen wurden, bestimmte sich die Priorität bei der Auswahl. Der Bewerber füllte darauf ein Formular aus, in welchem er das begehrte Grundstück angab, und erlegte zugleich 1 Sh. per Acre als den ersten halbjährlichen Pachtzins. In Hamilton waren 21000 Acres ausgestellt und wurden sämmtlich genommen. In den beiden andern Orten wurden etwas weniger genommen. Dasselbe Verfahren wurde in den andern Landbureaux fortgesetzt. So weit ging die Sache denn gut. Nun bildete sich aber alsbald ein ganz neuer Industriezweig aus, der der „Mediums“ oder „Dummies“. Dies waren Agenten, welche von den Herren, die sie gebrauchten, mit halbjährlichem Pachtzins und Certificaten für die betreffenden Ländereien versehen und in großer Anzahl zusammentretend, den Landaukauf recht en gros betrieben. Sie gaben mit der größten Unbefangenheit die verlangte Erklärung ab, daß sie das Grundstück für sich selbst brauchten und nicht als Agenten für andere handelten, und händigten dann ganz offen ihren Auftraggebern die erlangten Besitztitel ein. Wie bei den Auswählungen vom Jahre 1862 volle neun Zehntel des ausgestellten Landes an die Speculanten kamen, so wurden jetzt, als sich die Profession der Dummies ausgebildet hatte, die Ansiedler, die guten Glaubens waren, immer mehr beiseitegeschoben. Die Dummies kamen in organisirten Banden, ihrer 40—50, in den Landbureaux zusammen an. Bei der Landauswahl in Sandhurst (Bendigo) am 20. Juni 1865 z. B. kamen an wirkliche Ansiedler 3000, an Speculanten 17000 Acres. Jene Ansiedler, ihrer neun, wohnten im folgenden Jahre sämmtlich auf ihren Gütern, hatten 200 Acres bestellt, solide Wohnhäuser gebaut, Brunnen und Dämme angelegt. Die ganze Niederlassung hatte mit Einschluß von Weib und Kind 50 Einwohner und bereits alle Anzeichen des Gedeihens. Das an die Speculanten gekommene Land, zusammen 65 Grundstücke, wurde von einem einzigen Gehege umschlossen, und das war die ganze Verbesserung; von Ansiedelung und Bestellung war keine Spur.

Man hatte die Concurrenz der Speculanten vorausgesehen und eben, um den Ansiedlern wenigstens gleiche Gelegenheit zu lassen, das Verfahren eingeführt, den Vortritt bei der Auswahl durch das Los zu bestimmen; die Dummies verstanden es jedoch, gerade dies Verfahren ganz zu ihrem Vortheil auszubenten. Ein ernstlicher, dem Zweck des Landgesetzes sehr hinderlicher Uebelstand war es ferner, daß die Leute, welche sich anzusiedeln wünschten, zu weiten Reisen und großen Ausgaben genöthigt waren, um das vermessene und ausgetotene Land zu besichtigen. War einer glücklich genug, zur Auswahl zu gelangen, so lag das Land oft in einer für den Besizer sehr unbequemen Gegend. Die meisten, die Landwirthe werden wollten, mußten natürlich inzwischen anderweitigen Beschäftigungen obliegen. Sie konnten so viel erübrigen, um sich als Landwirthe zu etabliren, falls sie nämlich bei ihrer Arbeit blieben, aber zu weiten Reisen hatten sie nicht die Mittel. Handwerker und derartige Leute mußten in dem Orte bleiben, wo sie ihre Kundschaft hatten. Mancher hatte diesen oder jenen Ort besonders lieb gewonnen. Es war mithin ein ernstlicher Uebelstand, wenn unter solchen Umständen Land in weiter Ferne angewiesen wurde. Kurz, auch Grant's Landgesetz, von dem man sich so viel versprochen, hatte nicht den erwarteten Erfolg.

Da schaffte endlich ein zufälliger Umstand Rath. In der 42. Section der amendirten Landacte waren einige Bestimmungen enthalten, welche den Grubenleuten Ansiedelung im kleinen erleichtern sollten. Man hatte dem betreffenden Paragraphen durchaus keine Wichtigkeit beigemessen, er war bei der Debatte im Hause ganz unbeachtet geblieben. Jetzt sollte er zum Angelpunkt in der ganzen Sache werden. Der §. 42 lautet

dahin, daß Grundstücke von 20 Acres innerhalb 10 Meilen von einem Goldfelde zugewiesen werden können. Vermittels dieses Paragraphen machte Grant das Land frei, indem er das Princip einführte: freie Wahl vor der Vermessung.

Sobald Grant sich überzeugt hatte, daß es den Geldleuten abermals gelungen sei, die Landacte zu umgehen, erließ er ein Reglement, welches dahin abzielte, die freie Auswahl vor der Vermessung zur Base fast der ganzen Ansiedelung zu machen. Dieses Reglement setzte fest, daß, wer ein Grundstück in nicht zu großer Entfernung von den Goldfeldern und nicht über 20 Acres groß in Besitz nehmen wollte, sein Anmeldeungsrecht dadurch zur Geltung bringen könne, daß er an den vier Ecken des Grundstücks je einen Pfahl errichtet, welcher wenigstens 3 Fuß aus dem Boden hervorrage, und daß er daran die Ankündigung anschlägt, er beabsichtige um das Grundstück anzuhalten. Hierauf soll er dem Bezirkfeldmesser von seiner Absicht Anzeige machen, welcher die Vermessung vornimmt und dem Bezirklandamte Bericht erstattet. Letzteres berichtet sodann, wenn kein besonderes Hinderniß entgegensteht (was höchst selten der Fall ist), an das Hauptlandamt, welches das Grundstück zuweist. Der Einseser hat nun zuvörderst einen jährlichen Pachtzins von 2 Sh. per Acre zu zahlen und erhält schließlich ohne weitere Umstände und Kosten das freie Eigenthumsrecht. Weiter wurde freigestellt, zu gleicher Zeit 80 Acres in vier Zuweisungen zu nehmen. Die Wirkung dieser Maßnahmen zeigte sich vor Jahresfrist in der Nähe der Goldfelder, wo ausgedehnte Strecken fruchtbaren Landes brach lagen, weil man sie früher für goldführend gehalten, und man die 20-Acres-Gehöfte, welche die Landacte bisher zu nehmen gestattet, nicht viel benutzt hatte, da man 20 Acres für zu vortheilhaftem Betrieb nicht hinreichend hielt. Anstatt der kahlen Strecken, entstanden durch die Ausrodung der für Feuerung, Bergwerkzimmerung, Bauten verbrauchten Holzung, erhoben sich nach allen Richtungen Gehöfte und Wohnhäuser, Weizenfelder und Kartoffelgärten, Weingärten und Baumschulen. Schließlich wurde dann der Pachtzins noch heruntergesetzt, die Maximalzahl der Acres, die gleichzeitig genommen werden konnten, auf 640 erhöht und das Reglement auf alle Theile der Colonie ausgedehnt. Von 1865 bis Ende 1868 waren 543400 Acres Ackerland von Ansiedlern nach §. 42 in Besitz genommen und das Resultat als ein durchaus befriedigendes betrachtet.

Das also war das ganze, große Geheimniß, das zu finden so vieljährige heisse Kämpfe, ja sogar das Leben von Staatsmännern gekostet hatte, daß man nämlich in der Sache eben nichts hätte thun sollen, daß man alle jene künstlichen Vorrichtungen, die vorgehende Vermessung und Ausstellung in bestimmten Ländereien (Stationen), die Versteigerung, die Verlosung hätte unterlassen und einfach dem Ansiedler selbst die Wahl seines Grundstücks überlassen sollen.

Die gegenwärtige landwirthschaftliche Bevölkerung beträgt gegen 14000, eine freilich noch immer sehr dünne in einem so großen Lande. Es ist daher noch immer Raum genug zur Ansiedelung vorhanden. Kein fleißiger Mann braucht ohne Grundbesitz zu bleiben. Er braucht zu dem Ende nicht in eine spurlose Wildniß einzubringen, sondern kann sich sein Gut in der Nähe von Goldfeldern oder sonstigen Märkten auswählen.

Im Jahre 1851 waren bestellt 52340 Acres, im Jahre 1860 650000 Acres. Der Ertrag von Weizen ist an 20 Bushel per Acre, an Hafer 22 Bushel. Das trockene Klima ist günstig für Weizen, welcher deshalb von vorzüglicher Qualität ist. Der Viehstand im Jahre 1868 war 121000 Pferde, 622000 Rinder (1851 378000), 77000 Schweine, 8460000 Schafe (1851 6 Millionen). Die Wollausfuhr betrug 3,800000 Pfd. St. Der Werth der landwirthschaftlichen Maschinerie war im Jahre 1866 865697 Pfd. St. Die Squatter hatten 1156 Schäfereistationen, welche 31,875468 Acres enthielten und einen Pachtzins von $\frac{1}{4}$ bis 8 P. per Acre, je nach Schätzung, zum Gesamtbetrage von 225114 Pfd. St. zahlten, nur 20000 Pfd. St. weniger als 1864.

Während der letzten Jahre sind mancherlei neue Artikel von der Landwirtschaft in Betrieb genommen worden. Flachs hat man bei Warrnambool und Buchweizen bei Schnapperpunkt zu bauen angefangen. In Gippssland gewinnt man jetzt vortrefflichen Taback, auch soll sich der Boden sehr für Hanf eignen. Der Weinbau macht bedeutenden Fortschritt und findet der einheimische Wein immer mehr Beifall. Im Jahre 1868 hatte man 5000 Acres Weingärten, welche 500000 Gallonen Wein nebst Tafeltrauben in großer Menge lieferten. Die Orange hat einige Beachtung gefunden. Aus Newswales wurden im vorigen Jahre für 100000 Pfd. St. Orangen ausgeführt, und man glaubt, daß Victoria sich ebenso gut zu dieser Frucht eignet. Die Seidenzucht verspricht bedeutenden Erfolg. Die Acclimatisationsgesellschaft entwickelt große Thätigkeit; es vergeht kaum ein Monat, ohne daß sie irgendetwas neues Product einführt. Dieser hochbedienten Gesellschaft, an deren Spitze die Herren J. A. Youl und Edward Wilson, der Redacteur des „Argus“, der „Times“ Australiens, stehen, verdankt man es, daß Kamel und Alpaca jetzt zu den Hausthieren Victorias gehören, daß man die Melodien europäischer Singvögel neben dem schrillen Getreisch der einheimischen Gefiederten vernimmt, daß europäische Hasen und Kaninchen Wallaby und Wombat verdrängen, daß — wie man wenigstens hofft — Lachs und Forelle in den Baien und Flüssen schwärmen. Australien, ursprünglich so arm an nützlichen Thieren und Pflanzen, besitzt überhaupt eine überraschende Acclimatisationsfähigkeit; denn es sind ja fast alle die zahlreichen Hausthiere, Frucht-, Gemüse- und Kornpflanzen, die hier jetzt so trefflich gedeihen, acclimatisirte Producte.

Der Mangel an hinreichendem fließendem Gewässer, in welcher Beziehung Australien Europa und Amerika so sehr nachsteht, hat, wie die Goldgrubenwerke, so auch den Ackerbau wesentlich beeinträchtigt. Dieses Gebrechen entspringt jedoch nicht aus dem Mangel an Regenfall oder Verdunstungsfähigkeit, sondern aus der Beschaffenheit des Gesteins, namentlich aus der Undurchdringlichkeit der obersten Bodenschicht. Anstatt den Boden zu durchsickern und in nie versiegenden Quellen wieder emporzusteigen, rinnt der größte Theil des Regenfalls sofort in das Meer ab oder stockt in Sümpfen. Die Wasserversorgung ist wol die wichtigste Angelegenheit des Landes. Viele Squatter und Colonisten haben Dämme, einige auch Artesische Brunnen errichtet. Die Regierung wurde besonders durch die Nothwendigkeit der Wasserversorgung für die Goldfelder auf die Sache aufmerksam. Jedes Jahr verursachte die trockene Jahreszeit einen Ausfall im Goldertrag, was denn einen nachtheiligen Einfluß auf den gesammten Verkehr ausübte. Sie erkaufte daher im Jahre 1861 an verschiedenen Stellen Reservoirs, welche jedoch für ihren Zweck nicht genügend waren und seitdem von den Localbehörden zum Behufe von Wasserleitungen für die Landstädte angekauft worden sind. Ein umfassender, dem großen Zwecke für den Goldgrubenbetrieb und der Ackerbewässerung erforderlichen Wasserversorgung entsprechender Plan ist seit 1866 aufgenommen worden. Es soll der große Fluß Murray mit den meisten andern Flüssen des Landes in Verbindung gebracht, riesige Reservoirs construirt, große Salzseen ausgeleert und in Reservoirs verwandelt werden. Ein großes Reservoir ist bereits bei Malmesbury, südlich von Elphinston an der alten Bendigo- und Castlemainestraße erbaut worden. Eine stetige und reichliche Wasserversorgung würde sofort die größten Wirkungen ausüben. Millionen Acres, welche jetzt wüßt liegen, könnten mit Schafen bedeckt werden, wenn die Schafe nur Wasser bekommen könnten; urbares Land könnte bei Anwendung von Bewässerung vielmal ergiebiger gemacht werden; die Goldgrubenwerke könnten viel schwungvoller betrieben werden, wenn die Dampfmaschinen und Eisenwerke stets volle Wasserspeisung hätten.

Es haben sich in Victoria bereits alle Industriezweige entwickelt, welche den Bedürfnissen des Landes entsprechen. Mahlmühlen werfen einen ansehnlichen Gewinn ab; es gab 1866

114 mit einem Kapital von 384385 Pfd. St. Dasselbe gilt von den Brauereien, nachdem es ihnen gelungen ist, ein dem Klima entsprechendes Gebräu zu erzeugen; ihrer waren im Jahre 1866 im Betriebe 86 mit einem Kapital von 266000 Pfd. St. Sonstige Fabriken gab es 1866 786 mit einem Gesamtvermögen von 1,980911 Pfd. St., unter welchen die namhaftesten sind: Seifenfabriken und Lichtgießereien, Knochenmühlen, chemische Werke, Gerbereien, Kürschnerereien, Leim-, Krollhaar-, Wollstockfabriken, Ziegelbrennereien, Töpfereien, Sägemühlen, also sämmtlich Industriezweige, welche im Lande sowol reichlichen Rohstoff wie starke Nachfrage für ihre fertigen Artikel finden, dabei auch keinen sehr großen Aufwand an Arbeitskräften in Anspruch nehmen. Ferner sind, da Arbeit theuer ist, alle Arbeit ersparenden Maschinen und Vorrichtungen in stetem Begehre und die Eisengießereien, die Fabriken von Dampfesseln, Maschinentheilen, landwirthschaftlichen Geräthschaften u. s. w. oft Geschäfte von großem Umfange. Später sind dann noch mehrere andere Geschäfte in Aufnahme gekommen, wie sich mehr Arbeit dafür anbot, wie Cabinettischlerei, die Anfertigung von billigen Kleidungsstücken und Schuhzeug, da die Inhaber solcher Geschäfte mit den Vertretern der Einfuhr concurriren können, weil sie eine genauere Kenntniß von den Bedürfnissen und dem Geschmack ihres Publikums haben. Das Jahr 1868 war in der Geschichte der Industrie Victorias ein ausgezeichnetes; es wurden die ersten Tuchmanufacturen eröffnet, zuerst eine in Geelong, dann die große der Melbourne Cloth Company, welche sämmtlich nach dem Urtheile von Sachverständigen eine Waare von vorzüglicher Güte liefern; ferner wurde an der Yarra bei Melbourne eine große Papiermühle errichtet sowie mehrere Anstalten für die Präservirung von Fleisch zur Ausfuhr und mehrere Anstalten zum Einschmelzen ganzer Thierkörper zu Talg, ein Beweis, wie groß noch immer die Mehrerzeugung von Rind- und Hammelfleisch ist.

Bei dieser Entwicklung des einheimischen Gewerbfleißes hat denn die englische Einfuhr immer mehr abgenommen. Die Industriellen, welche Webstuhl, Amboss, Werkstelle hier zusammenführte, wurden dann auch bald so mächtig, daß sie die Legislatur zwangen, einen Schutzzoll einzuführen, welcher beinahe prohibitiv ist. Es ist nur der hohe Arbeitslohn und die Kostspieligkeit des Lebens, welche gegenwärtig noch eine solche Vermehrung der victorianischen Industrie verhindert, daß die Einfuhr fremder Industrieerzeugnisse fast gänzlich abgesperrt werde. Inzwischen finden infolge des Schutzzolles Handwerker und Arbeiter aller Art reichliche Beschäftigung zu hohen Preisen, sodaß sie befähigt sind, sich nicht nur häuslich, sondern auch wohllich niederzulassen. Zu erwähnen sind auch die ebenfalls in den letzten Jahren etablirten Geschäfte, welche den Frauen Beschäftigung gewähren. Es gibt jetzt kein Mädchen in Melbourne, das nicht im Stande wäre, durch seinen regelmäßigen Verdienst das Einkommen seiner Familie in gar annehmlicher Weise zu vermehren. Im Jahre 1868 waren 3000 Frauen in den Fabriken von Melbourne beschäftigt. Eine Schneiderin verdient bei Röcken gegen 1 Pfd. St. 8 Sh., bei Westen gegen 1 Pfd. St. 15 Sh., bei Hosen gegen 1 Pfd. St. 12 Sh. die Woche. Nähmaschinenfrauen verdienen 1 Pfd. St. bis 1 Pfd. St. 10 Sh. die Woche. In einem Etablissement waren 160 Schneiderinnen und Nähterinnen mit einem durchschnittlichen Verdienste von 30 Sh. die Woche beschäftigt. Diese Mädchen sehen gesund aus, sind wohlgenährt und wohlgekleidet und genießen hinsichtlich ihres Lebenswandels eines sehr guten Rufes.

Jeder fähige und fleißige Arbeiter findet gegenwärtig Beschäftigung zu lohnenden Preisen. Bediente haben 30—35 Pfd. St., Dienstmädchen 20—26 Pfd. St. das Jahr nebst freier Station, Handwerker 7—9 Sh., Tagelöhner 6 Sh. den Tag, Schäfer 40 Pfd. St. das Jahr nebst freier Station. Die Preise von Lebensmitteln, Kleidung und Hausmiethe sind seit mehrern Jahren fortwährend gefallen. Der Umstand, daß die Depositen in den Sparbanken eine Gesamtsumme von 8 Mill. Pfd. St. ausmachen,

beweist hinlänglich, daß die arbeitende Bevölkerung in der Colonie sich wohlsteht. Mit Brot zu 4—5 P. das Vierpfundlaib, Fleisch zu $1\frac{1}{2}$ —2 P. das Pfund und Verdiensten, doppelt und dreifach so hoch wie in Europa, ferner bei der Möglichkeit, welche die gegenwärtige Landgesetzgebung jedem bietet, daß der Arbeiter von heute der Gutsbesitzer von morgen wird, bietet Victoria dem Arbeiter gewiß sehr große Vorteile. Armuth besteht freilich trotz alledem; dies erklärt sich jedoch zu einem großen Theile schon daraus, daß eine Bevölkerung, welche, Mann, Weib und Kind zusammengenommen, nicht viel über eine halbe Million beträgt, jährlich über 5 Mill. Pfd. St. für geistige Getränke und Taback ausgibt.

Die Regierung von Victoria thut jetzt sehr wenig zur Unterstützung der Einwanderung, indem die gesetzgebende Versammlung, durch allgemeines Stimmrecht erwählt, die Ansichten der arbeitenden Klassen vertritt, welche meinen, daß Einwanderung die Arbeitspreise herabdrückt. Die erste Welle der Arbeitereinwanderung kam im Jahre 1841, wo die Squatter, die Arbeitgeber, noch unbeschränkten Einfluß besaßen. Die Regierung zu Sidney legte damals 300000 Pfd. St. für Einwanderung aus, von welchen 19000 Personen nach Neusüdwaes, 8000 Personen nach Port Philipp (Victoria) kamen. Die Bevölkerung der jungen Colonie wurde dadurch verdoppelt und das damals unter den Arbeitern vorherrschende Verbrecherelement (die Deportirten) zuerst wirksam beschränkt. Diese Einwanderung wurde durch die schweren Nothstände unterbrochen, welche die damalige Krisis des Speculationschwinds seitens der Landauffäufer und der melbourner Kaufleute zur Folge hatte, wo Hunderte von Arbeitern mit Steinbrechen beschäftigt wurden, während der Preis der Schafe auf 2 Sh. das Stück fiel. Vor 1851 bestand die gesammte Bevölkerung aus Squatters und Arbeitern mit Ausnahme der Kaufleute, Ladenbesitzer und Handwerker von Melbourne. Darauf folgte von 1852—54 die zweite größere Welle der Einwanderung in Folge der Goldentdeckung, worauf ein Rückfluß eintrat, indem viele Grubenleute, glückliche sowol wie unglückliche, das Land wieder verließen, wo der Grund und Boden sorgfältig abgesperrt, Speise, Kleidung, Obdach nur zu höchst exorbitanten Preisen zu haben war, wo alles außer Fleisch importirt wurde, ein auffallender Contrast mit Californien, welches, obwol soviel später besiedelt, seinen Bruder Dorado mit Brotkraut versah.

Der Abstammung nach sind die Squatter meistens Schotten, die aderbauenden Landwirthe meistens Iren, welche beiden Nationalitäten überhaupt die Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Engländer sind nicht so zahlreich; sie sind meistens Ladenhalter, Handwerker. Die Walliser und Cornwalliser sind am zahlreichsten in den Minen; sie sind geschickte Bergleute und Schmiede. Seit 1849 sind auch zahlreiche Deutsche in Victoria eingewandert, denen von den britischen Colonisten das Lob der Mäßigkeit und des Fleißes gezollt wird.

Bemerkenswerth ist die zahlreiche Einwanderung der Chinesen. Sie werden viel verfolgt und unterdrückt, obgleich sie durch ihre Geschicklichkeit, ihren Fleiß und Unternehmungsgestalt sich in der Colonie vielfach nützlich erwiesen haben und, falls man sie ungewähren ließe, noch viel nützlicher werden könnten. Die Unbuddsamkeit gegen die Chinesen stimmt jedenfalls schlecht zu den Ansprüchen auf freien Zutritt, die England in China und Japan erhebt und wiederholt erzwungen hat. Die Chinesen haben in Victoria in der Küchengärtnerlei glänzende Erfolge erzielt, den Colonisten wahre Muster aufgestellt. Sie müssen jedenfalls in der Küchengärtnerlei besondere Geheimnisse besitzen. Sie haben gezeigt, daß man mit hinreichendem Wasser in Victoria alles und jedes und zu jeder Jahreszeit ziehen kann. Ein chinesischer Küchengärtner müßte sein Fach schlecht verstehen, wenn er nicht im Jahre ein halbes Duzend Ernten von seinem Grunde gewänne. Sie

sind ferner tüchtige Fischer, verstehen sich auf die Fischzucht, die Seidenzucht, die Korbmacherei und sonst auf eine große Anzahl von Künsten, wobei ihre eigenthümlichen Beschäftigungen doch mit der Arbeit der europäischen Colonisten wenig in Concurrnz kommen. Dasselbe ist auch der Fall mit der Goldgräberei, obgleich sie sich daran aufs lebhafteste beteiligten, da sie zufrieden sind, die Felder zu bearbeiten, welche der Europäer als unergiebig liegen läßt, oder den Abfall, welchen er wegwirft. Die erste Einwanderung der Chinesen fand im Jahre 1854 statt, wo nacheinander mehrere Schiffsladungen voll kamen und sich schnell über die Goldfelder ausbreiteten. Zur Verhinderung dieser Einwanderung wurde im Jahre 1856 eine Abgabe von 10 Pfd. St. für jeden Chinesen, welcher in einem victorianischen Hafen landete, eingeführt. Die Himmlischen vermieden diese Steuer großentheils, indem sie in Südaustralien landeten und über Land nach den victorianischen Goldregionen zogen. Im Jahre 1857 war ihre Anzahl auf 50000 angewachsen. Sie arbeiteten fleißig und tüchtig, zufrieden mit geringer Ausbeute, zogen sich jedoch auch in manchen abgelegenen Winkel zurück, von dem die Europäer nichts wußten. Sie waren unter anderm in ziemlicher Anzahl in die entlegenen Berge des Buckland eingedrungen, wo der tiefe Groll der Europäer gegen die Chinesen losbrach. Die Chinesen wurden nicht nur von den Gruben, sondern ganz aus dem District getrieben, ihre Kramläden geplündert und sonstiges Eigenthum zerstört, viele in den Fluß getrieben und ertränkt. Die Regierung bestrafte zwar einige von den Freblern und leistete den Verletzten Schadenersatz, belegte jedoch die Chinesen mit einer schweren Aufenthaltstaxe.

Die Einkünfte der Colonie im Jahre 1868 betragen 3,320354 Pfd. St., die Ausgaben 3,272693 Pfd. St. Für das Jahr 1869 werden die Einkünfte auf 3,294161 Pfd. St., die Ausgaben auf 3,293042 Pfd. St. veranschlagt. Das gesammte Leben der Colonie concentrirt sich in ihrer Hauptstadt, die an wunderbarer Schnelligkeit der Entwicklung nur von wenigen amerikanischen Städten, wie etwa Chicago, übertroffen worden ist, an Pracht der Häuser, Straßen, Promenaden von nur wenigen alten Städten Europas übertroffen wird. Melbourne, die City mit den Vorstädten, enthält jetzt 170000 Einwohner. Die Stadt liegt am Nordufer des sanft gewundenen Yarraharra, von welchem neue breite und lange Straßen gerade nach Norden laufen, welche in gleichen Abständen westlich laufende, noch breitere Straßen rechtwinkelig durchschneiden. Zwischen diesen breiten stattlichen Straßen laufen schmale, meistens auch ärmliche Gassen (Lanes). Die meisten Straßen unterscheiden sich durch bestimmte Eigenthümlichkeiten. Flindersstraße ist das kaufmännische Hauptquartier. Hier ist alles ehrbar und wohlhabend; hier erheben sich Reihen von mächtigen, massiven Mauergebäuden sechs Stockwerk hoch, Speicher, die sich fortwährend mit Thee, Zucker und sonstiger Einfuhrwaare füllen. Weiter nördlich in gleicher Entfernung vom Bahnhofe und vom Flusse liegen die noch größern Wollspeicher. Die Besitzer aller dieser Baulichkeiten sehen sämmtlich sehr zahlungsfähig aus, tragen schwarze Tuchröcke, hohe Hüte, feine Uhrketten und ziehen sich punkt 3 Uhr vom Geschäft zurück. Die Kathedrale trennt die Kaufleute von den Bankiers, Aerzten und Advocaten der Collinsstraße, wo jeden heitern Nachmittag, also an 300 Tagen im Jahre, die schöne Welt gewissenhaft Promenade macht und sich und die neueste pariser Mode zur Schau stellt. Die Bourkestraße sucht mit der Collinsstraße zu concurriren, doch nicht ganz mit Erfolg, obwol an ihrem Ostende das Parlamentsgebäude (mit noch unvollendeter Fassade) und die Theater liegen. Die Swantonstraße und die Elizabethstraße sind die beiden Hauptverkehrsadern der Stadt, wo sich den Tag über eine geschäftige Menge tummelt. Kirchen und Kapellen finden sich fast in jeder Straße in Menge. Die anglikanische Kathedrale ist ein sehr einfaches Gebäude, wogegen die Hauptkirche der Wesleyanischen Methodisten überaus reich verziert ist und sich stolz über alle Gebäude in der Stadt erhebt.

Die Katholiken haben eine hübsche Kirche; sie bauen seit 20 Jahren an einer Kathedrale, welche das prachtvollste Gotteshaus in der Colonie werden dürfte. Neben den Kirchen haben die Banken in der Collinsstraße das glänzendste Aeußere. Sie haben Porticos und Säulen von polirtem Marmor und Granit mit schweren Kosten aus Europa verschrieben, und ihre Facaden sind reich mit Bildnerei besetzt. Das Postamt, die öffentliche Bibliothek, die Universität sind wahrhaft großartige Gebäude. Die Straßen werden in gutem Zustande gehalten. Der Fuhrweg ist mit Blauslein macadamisirt, das Trottoir mit großen Schieferfliesen belegt. Mehrmals des Tages und die ganze Nacht durch wird das Straßenpflaster mit starker Wasserströmung abgespült. Die Wasserleitung der Stadt wird von dem großen Yanganreservoir stets reichlich versorgt. Bei starkem Regenwetter ist die Stadt Ueberschwemmungen ausgesetzt, indem das Wasser dann von den Bergen im Osten und Westen der Stadt herunterkommt und mild und trübe durch die Straßen, namentlich die Elisabethstraße, welche in dem natürlichen Kinnale des Thales liegt, strömt. Diesem Uebelstande wird durch die Anlegung von Sielelen, an denen es noch fehlt, abzuhelpen sein. Diese Fluten haben oft Verlust an Leben und Eigenthum verursacht; noch im Jahre 1868 erkrank ein bejahrter Hotelwirth eines frühen Morgens in der Mitte der Elisabethstraße.

Die Menge der Hotels ist eine erstaunliche. Man versteht in der Colonie unter Hotel freilich nicht gerade eine Wirthschaft in großartigem Stile. Eine Breterbude, 10 Fuß breit und 12 Fuß lang, ist auch ein Hotel. Es gibt eben Hotels von allen Klassen für alle Klassen. Alle sind sehr billig und die meisten hübsch und bequem eingerichtet. Eben so groß ist die Anzahl der Speisehäuser und Weinschenken. Man speist vortreflich für 6 P. Getränk ist jedoch theuer; ein Glas Bier kostet 6 P., ein Glas Wein dasselbe.

Der schon seit längerer Zeit bestehende Melbourneclub besitzt ein großartiges, den londoner Clubhäusern in Pallmall gleichkommendes Gebäude. Er ist äußerst exclusiv, nur Squatter und sonst Gentlemen werden aufgenommen. Der Unionclub, aus Kaufleuten, Bankiers und andern bestehend, ist erst in den letzten Jahren, als auch diese Herren genteel wurden, gegründet worden, und hat seinen Sitz im Shaftpear-Hotel. Der Whistingtonclub ist nach dem londoner Muster gleiches Namens für vermischte Gesellschaft errichtet. Es gibt drei Theater und eine Anzahl von Concerthallen, Casinos und Tanzsalons. In den letztern ist die Gesellschaft eine sehr gemischte, wie sie sich auch in solchen Localen in Europa findet. Die drei Theater gehörten früher zu den ergiebigsten Goldgruben im Lande. Seit 1863 ist jedoch das Legitimate Drama von einer amerikanischen Operngesellschaft verdrängt worden und, seitdem man in den letzten Jahren überhaupt viel häuslicher geworden, hat auch diese nicht mehr ganz lebhaften Zuspruch. Der Botanische Garten, reizend am Ufer des Yarrayarra gelegen und von der Regierung mit großem Kostenaufwande unterhalten, ist ein prachtvoller Spazierplatz.

Die Vorstädte North Melbourne, East Melbourne, Collingwood sind Erweiterungen der City, nehmen aber einen großen Raum ein. Collingwood, meistens aus öffentlichen Wirthschaftsgärten und langen Reihen von Villen bestehend, ist das volkstümliche Quartier, wo es oft sehr lärmend hergeht. Damit contrastirt auffallend die danebenliegende vornehme Vorstadt Fitzroy; die Straßen sehen hier stille, die Häuser stolz, die Leute streifend an. Richmond ist schon ländliche Vorstadt; die Straßen laufen hier bergauf, bergab, durch schattige grüne Alleen, vorbei an schmucken Gärten und comfortablen Cottages in reizender Mannichfaltigkeit von Licht und Schatten. Von hier kommt man nach dem Torral, seit 1856 fortwährend Residenz des Gouverneurs. Dieses prächtige Schloß mit herrlichen Gartenanlagen am Yarrayarra wurde von einem melbourner Seifensieder erbaut, der schon vor der Goldzeit sein Vermögen erworben hatte und dessen Söhne infolge des so sehr gesteigerten Werthes der Grundstücke die dafür gezahlte Miethe ein fürstliches Ver-

mögen einbringt. Weiterhin kommt man nach Saint-Pilba, der eigentlichen Gartenstadt von Melbourne, an der Mündung des Flusses in die großartige Bai. Die Villen sind hier von elegantester Architektur, die großen Gärten aufs geschmackvollste angelegt, ihre Einwohner die reichsten Kaufleute, Beamten, Advocaten, Aerzte von Melbourne. Der Strand von Saint-Pilba ist ein Lieblings-Sonntags Spazierort der Melbourner. Noch etwas weiter und man ist in Sandridge, dem Hafen von Melbourne, an dessen weit in tiefes Wasser geführten Landplätzen die größten Klipper unmittelbar anlegen und löschen.

Zustände, Kämpfe und Leiden in den deutschen Ostseeprovinzen.

Ein Essay von Edward Rattner.

Zweiter Artikel.

„Livländische Beiträge“, herausgegeben von Woldemar von Bock (Bd. 1 und 2, Berlin, Stille u. van Nuyden; Bd. 3, Leipzig, Dunder u. Humblot); Woldemar von Bock, „Der deutsch-russische Conflict an der Ostsee“ (Leipzig, Dunder u. Humblot); derselbe, „Wesentliche Verschiedenheiten Preußens und der deutschen Ostseeprovinzen u. s. w.“ (Berlin, Stille u. van Nuyden); derselbe, „Die Nordische Post u. s. w.“ (Berlin, Stille u. van Nuyden); „Baltische Monatschrift“ (Riga); Fr. von Jung-Stilling, „Statistisches Material zur Beurtheilung livländischer Bauernverhältnisse“ (Petersburg, Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften); Dr. Bertram, „Wagien“ (Dorpat, Gläser); „Die baltischen Provinzen am Rubicon. Von einem Patrioten“ (Berlin, Stille u. van Nuyden); Julius Ehardt, „Die baltischen Provinzen Rußlands“ und „Baltische und russische Culturstudien“ (Leipzig, Dunder u. Humblot); Jegór von Sivers, „Humanität und Nationalität“ (Berlin, B. Behr's Buchhandlung); Edward Rattner, „Preußens Beruf im Osten“ (Berlin, R. Heidemann u. Comp.); Dr. von Harless, „Geschichtsbilder aus der Kirche Livlands“; „Suri Samarin's Auflage gegen die Ostseeprovinzen Rußlands. Eingeleitet und commentirt von J. Ehardt“ (Leipzig, F. A. Brockhaus); E. Schirren, „Livländische Antwort an Frn. Samarin“ (Leipzig, Dunder u. Humblot); „Livländische Beiträge“, herausgegeben von Woldemar von Bock (Neue Folge, Bd. 1, Heft 1, Leipzig, Dunder u. Humblot).

1) Die kirchliche Angelegenheit.

In diesem Augenblicke ist die kirchliche Frage der Ostseeprovinzen keine brennende; nichtsdestoweniger ist sie die wichtigste, in ihr liegt die Entscheidung in dem baltischen Conflict. Und wenn die Moskowiter in der Heftigkeit ihrer Angriffe gegen die protestantische Kirche der Herzogthümer nachgelassen haben und sich hauptsächlich darauf beschränken, die Vortheile, welche sie in den vorigen Jahrzehnten errungen haben, festzuhalten und zu sichern, so erblicken wir darin bereits den Anfang zum Siege der guten Sache, der Sache des Deuththums gegen das Slawenthum, der Geistesfreiheit gegen sittliche Verumpfung und Geistesbde.

Die Entscheidung des baltischen Conflicts liegt deswegen in der kirchlichen Frage, weil an ihr nicht bloß alle drei Herzogthümer und in ihnen alle Stände, sondern, was das Wichtigste ist, auch alle drei Volksstämme, welche das Ostseeland bewohnen, die Deutschen, Esten und Letten, ein gleiches und zwar ein tiefes Interesse hegen. Den russischen Angriffen gegen die lutherische Landeskirche gegenüber steht ein einiges geschlossenes Volk mit drei verschiedenen Sprachen.

Bei einer solchen Sachlage erräth man voraus, daß wir wol von dem ruhmvollen Fall einzelner Streiter, von einzelnen schmerzvollen Wunden, aber von keinen verlorenen

Waffen und Feldzeichen, von keinen verlassenem Stellungen, am wenigsten von ängstlichem Zurückweichen, von Flucht zu melden haben. Wohl aber ist es unsere erfreuliche Pflicht, von einzelnen Heldenthaten, und zwar von Personen aller Stämme und beider Geschlechter zu berichten. Nicht wenige baltische Frauen haben hier wieder einen Löwenmuth bewiesen, wie schon so oft in der Geschichte andere ihres Geschlechts in den Religionskämpfen, einen Muth, der sie ebenso schön kleidet als er ihnen die ungetheilte Verehrung der Männer einträgt.

Wenn wir die Ereignisse der Zeitfolge nach zusammenstellen wollen, so haben wir noch einiges, was vor 1866 geschehen ist, aber in dem Aufsatze von jenem Jahre gar nicht oder nur flüchtig erwähnt ist, nachzuholen; wir halten es für nothwendig, weil dadurch neues Licht auf die Angelegenheit fällt.

Es war im März 1864, als der Landtag des Herzogthums Livland, derjenigen Provinz, welche den Russificierungsversuchen und Russificierungsangriffen von jeher am meisten ausgesetzt gewesen ist, in Riga tagte. Die Gewissensnoth war auf das höchste gestiegen; der Drang der griechisch getauften Esten und Letten zur Rückkehr in die verlassene Kirche war stürmisch; keine Drohung, keine Gefahr vermochte sie, sich auch nur äußerlich der verhassten Gewalt der Popen zu fügen; das ganze Land war so tief von der Kirchenfrage bewegt, wie seit der Polenherrschaft noch nie. Auch im Landtage gab sich diese Geistesbewegung kund; man war davon durchdrungen, daß es mehr als je Pflicht der livländischen Ritterschaft sei, für die verfassungsmäßige Gewissensfreiheit einzutreten. Anträge und Petitionen in diesem Sinne waren in Menge eingegangen, nicht nur von Mitgliedern der Ritterschaft, sondern auch von Geistlichen, Gelehrten und Bürgern. Gleichzeitig wurde der Generalgouverneur, Baron Lieben, fast täglich von Deputationen belehrter Letten und Esten mit der dringenden Bitte angegangen, beim Kaiser ihnen die Erlaubniß des Rücktritts zu erwirken. Auf dem Landtage selbst machten sich in der Frage zwei verschiedene Ansichten geltend. Während man nämlich von der einen Seite einen entschiedenen Antrag bei dem Kaiser auf Herstellung des verfassungsmäßigen Landeskirchenrechts befürwortete, gab man sich auf der andern der Hoffnung hin, bei einstweiliger Zurückstellung des Rechtspunktes, durch möglichst berebte Schilderung der kirchlichen Nöthen des Bauernstandes, größere Erfolge für den Augenblick zu erzielen.

In Petersburg blieb die Aufregung in den deutschen Provinzen nicht unbekannt. Da entschloß sich der Kaiser, während im Landtage jene beiden Ansichten noch unausgeglichen einander gegenüberstanden, einen Flügeladjutanten, den Grafen Bobrinsky, nach Livland zu schicken, um diejenigen Gegenden, in welchen die ebengeschilderte confessionelle Bewegung sich am lebhaftesten geäußert hatte, zu bereisen. Dieser Zwischenfall trug nicht wenig dazu bei, die zweite jener ebenbezeichneten Ansichten im Landtage obliegen zu lassen, und so ward denn, unter einstweiliger Zurückstellung des Rechtspunktes, beschloffen, den Kaiser mit Berufung auf die Demuthigung der convertirten Bauern um Abstellung alles Gewissenszwanges zu bitten, ohne die Formen der Gewährung der Bitte genauer zu bezeichnen. Das war ein Fehler, der sich durch Erfolglosigkeit der Petition und der ganzen Bestrebungen des Landes bestrafte.

Unterdeß war Graf Bobrinsky in Riga eingetroffen, hatte in Begleitung einiger Provinzialbeamten seine Rundreise gemacht und war schon nach 11 Tagen nach Petersburg zurückgekehrt. Sein Bericht über das, was er in Livland gesehen und erfahren, gehört zu dem Wichtigsten, was zur Entlarbung der russischen Wähler und Bedränger, zur Zerreißung ihres Lügengewebes und zur Bloßlegung ihres ruchlosen Wertes an das Tageslicht getreten ist. Er wurde zuerst in den „Livländischen Beiträgen“ (Bd. 1, Heft 1) veröffentlicht und ist von da im Auszuge in die „Geschichtsbilder aus der Kirche Livlands“ von Hartleb übergegangen. Wir wollen ihn hier unverkürzt wiedergeben:

Bericht des Generalmajors Grafen Bobrinsky an Kaiser Alexander II.

Bei Erfüllung der mir von Ew. kaiserl. Maj. auferlegten Sendung nach Livland habe ich den lettischen und pernaischen Kreis bereist, von wo bereits viele Rechtgläubige Bitten verlauntbart hatten, daß ihnen das Recht gewährt werden möchte, die lutherische Religion zu bekennen, und wo bis jetzt ganz besonders stark die Abneigung der Bewohner gegen die Taufe der Kinder und den Empfang des heiligen Abendmahls nach dem Ritus der rechtgläubigen Kirche zu Tage getreten war. In andern Kreise beschloß ich nicht zu reisen, da ich zuverlässig wußte, daß mein bloßes Erscheinen hinreichen würde, Demonstrationen zu Gunsten des Luthertums hervorzurufen.

Im lettischen Kreise habe ich sieben russische Geistliche gesprochen, in Dorpat zwei, im pernaischen Kreise fünf. Ich habe jeden von ihnen gefragt, ob er mir ein rechtgläubiges Kirchspiel nachweisen könne, in welchem die Mehrzahl der Kirchspielangehörigen nicht den Wunsch geäußert hätte, zum Luthertum zurückzukehren. Alle haben nun, und zwar jeder einzeln befragt, verneinend geantwortet. In der Umgegend des Gutes Hefmet hatte ich aus 12 verschiedenen Outsgemeinden je 2 Menschen vorgefordert; statt 24 Menschen meldeten sich etwa 400. Das Gerücht von meiner bevorstehenden Ankunft hatte sich schnell im Gouvernement verbreitet und ich fand in Oberpahlen mehr als 600 Menschen vor, welche meine Ankunft erwarteten; in der Stadt Fellin fand ich schon mehr als 1000 Menschen. Um ähnlichen Zusammenrottungen im pernaischen Kreise zu entgegen, bat ich die örtliche Obrigkeit, aus strengste dahin Anordnung zu treffen, daß niemand sich in der Kreisstadt bei mir melde, außer der bestimmten Anzahl von Personen, welche ich aus den verschiedenen Kirchspielen würde zusammenberufen lassen. Nach Pernau hatte ich aus 10 verschiedenen Orten je 15 Menschen beschieden. Ueberall baten mich die Bauern inständigst und unter Thränen, Ew. kaiserl. Maj. ihre Bitte vorzutragen, dahin gehend, daß ihnen selbst oder doch wenigstens ihren Kindern gestattet werden möchte, den lutherischen Glauben zu bekennen. Dabei hat ein Umstand auf mich großen Eindruck gemacht, daß nämlich von allen bei mir sich meldenden Bauern kein einziger mir Bitten vorgetragen hat, welche sich nicht auf das Glaubensbekenntniß bezogen hätten, mit Ausnahme von nur 10 oder 15 Menschen, welche neben der Aeußerung des Wunsches, rechtgläubig zu bleiben, auch um Verbesserung ihrer materiellen Lage baten. Ich habe nicht mit der Masse der Bauern verhandelt, sondern nacheinander je 6 Menschen ins Zimmer kommen lassen; ich unterhielt mich mit ihnen in Gegenwart des russischen Geistlichen und des Ordnungsrichters. Der moralische Zustand dieser unglücklichen Familien, welche vom Luthertum abgefallen, der Rechtgläubigkeit in ihrem Innern nicht zugefallen sind, sondern thatsächlich gar keine Religion bekennen — ihr moralischer Zustand ist der beklagenswertheste, der unbefriedigendste.

Bei Entlassung der Bauern eröffnete ich ihnen, daß die bestehenden Gesetze hinsichtlich der Rechtgläubigen nicht verändert worden sind, daß die Rechtgläubigen nicht zum Luthertum zurückkehren könnten, und daß die Kinder aus gemischten Ehen zur Rechtgläubigkeit getauft werden müssen.

Diese Eröffnung vernahmen sie mit tiefem, unverhohlenem Schmerze, jedoch mit völliger Unterwürfigkeit. Sie flehten mich nochmals auf den Knien an, Ew. Maj. ihre Hoffnungen auf Ihre kaiserliche Barmherzigkeit vorzutragen.

Unter den von der rechtgläubigen Geistlichkeit gegen die lutherischen Pastoren und deren Propaganda erhobenen Anklagen zeigten sich der Aufmerksamkeit würdig zwei Fälle. Ein Pastor hat auf die Bitte der Bauern für einige von ihnen Bittschriften aufgesetzt hinsichtlich des ihnen zu gewährenden Rechtes, zum Luthertum zurückzukehren; ein zweiter hat die Familien derjenigen Bauern angeschrieben, welche sich mit einer eben solchen Bitte an ihn gewandt hatten.

Vorkommnisse dieser Art konnten entschieden nicht die jezige allgemeine und einmüthige Stimmung der Bevölkerung hervorrufen. Die Thatsachen, welche von mir beim Besuche aller oben genannten Kirchspiele gesammelt und einzig und allein von mir den Unterredungen mit rechtgläubigen Geistlichen und rechtgläubigen Bauern entlehnt worden sind, habe ich ihren Hauptthemen nach in der hier beiliegenden Denkschrift dargelegt. Eine Zusammenfassung dieser Thatsachen bringt mich zu der positiven Ueberzeugung, daß von der Zahl der 140000 Rechtgläubigen, welche nach den officiellen Daten in Livland gezählt werden, vielleicht kaum ein Zehntel sich wirklich zur Rechtgläubigkeit bekennen. Die übrigen sind nicht nur nie von Herzen Rechtgläubige gewesen, sondern auch hinsichtlich der Erfüllung ihrer rein äußerlichen religiösen Pflichten besorgen sie auch jetzt noch, nach Raßgabe der Möglichkeit, die Gebräuche und Ordnungen der lutherischen Kirche.

Ew. Maj., es ist mir sowohl als Rechtgläubigem wie auch als Russen peinlich gewesen, mit eigenen Augen die Erniedrigung der russischen Rechtgläubigkeit durch die offenkundige Enthüllung

dieses amtlichen Betrugs zu sehen. Nicht die freimüthigen Worte dieser unglücklichen Familien, welche sich an Ew. Maj. wenden mit der zwar demüthigen, doch feurigen Bitte, ihnen das Recht zu gewähren, die Religion zu bekennen nach dem Zuge ihres Gewissens, nicht diese offenherzigen und rührenden Aeußerungen ihrer Gefühle sind es, welche auf mich einen so peenlichen Eindruck gemacht haben, sondern dies namentlich, daß dieser Gewissenszwang und dieser allen bekannte amtliche Betrug unzertrennlich verknüpft sind mit dem Gedanken an Rußland und an die Rechtgläubigkeit.

No., 18. April 1864.

Aus der den Bericht begleitenden Denkschrift des Grafen Bobrinsky heben wir noch folgende Stellen heraus:

... Diejenigen Bauern, welche — unterwiesen in den Grundfäden des lutherischen Glaubens — im livländischen Gouvernement im Jahre 1845 zur Rechtgläubigkeit übergingen, waren nicht getrieben worden von religiösen Beweggründen, sondern ausschließlich von der Hoffnung, ihre materielle Lage zu verbessern. Das ist eine unbefreitbare Thatsache, vollständig eingestanden vom der russischen Geistlichkeit. . . . In dem Zeitabschnitte von 1845—64 hat die lutherische Geistlichkeit und überhaupt die lutherische Bevölkerung alle möglichen Versuche gemacht zur Vervollkommnung des moralischen und materiellen Zustandes ihrer kirchlichen Einrichtungen, und während der Dauer dieses neunzehnjährigen Zeitraums hat jeder Schritt vorwärts in der allgemeinen Bildung und dem allgemeinen Wohlstande des Landes auch in dem Verhältnisse zu dem religiösen Gesamtzustande des Lutherthums einen Widerhall gefunden.

... Die Schulen spielen überhaupt eine wichtige Rolle in dem Leben des livländischen Bauern: in ihnen lernen die Kinder lesen, schreiben und die Lehren ihres Glaubens; auch versammeln sich bei der Entferntheit der Kirchen in den Schulen die Aeltern am Sonnabend und Sonntag zum Gebet und hören Predigten an, welche ihnen vom Schullehrer oder einem der Kirchspielangehörigen vorgelesen werden.

Bei dem Vorrunge aller lutherischen Einrichtungen vor denen der rechtgläubigen Kirche, bei der Unmöglichkeit jeder Annäherung zwischen den russischen Geistlichen und dem Volke, endlich bei der großen Entfernung der Kirchen von den Wohnorten der Kirchspielsgenossen, — bei allen diesen ungünstigen Bedingungen sind sogar die Ceremonien und das ganze äußerliche Leben der Rechtgläubigkeit den Neubekehrten völlig fremd geblieben.

... Nach allem oben Dargelegten, welches ich einzig und allein den Worten rechtgläubiger Geistlichen und rechtgläubiger Bauern entnommen habe, entsteht unwillkürlich die Frage: auf welcher Grundlage die Staatsregierung annehme, daß die Personen, welche sich im Jahre 1845 zur Rechtgläubigkeit haben anschreiben lassen, und deren Kinder die rechtgläubige Religion bekennen haben und noch bekennen, da doch in der Wirklichkeit die Neubekehrten nicht nur kein Verständnis der Grundfäden und Lehren des Glaubens besitzen, ja nicht einmal die kirchlichen Ceremonien erfüllen. Alle russischen Geistlichen, welche ich Gelegenheit hatte zu befragen, bekennen vollständig, daß bei der Gewährung der Bekenntnisfreiheit an einen jeden höchstens ein unbedeutender Theil der Bekehrten der Rechtgläubigkeit treu geblieben sein würde. Die Beispiele der Abneigung gegen Erfüllung der kirchlichen Ceremonien und gegen die Rechtgläubigkeit selbst haben solche Dimensionen angenommen, daß die russische Geistlichkeit fortwährend darauf angewiesen ist, die örtlichen Behörden um Ergreifung von Maßregeln zur Niederhaltung dieser Bewegung anzugehen. Leider beschränken sich die Schritte, welche die örtlichen Behörden zu diesem Behufe thun können, an polizeiliche Maßregeln. Die Einmischung der Polizei in solche Dinge kann, da sie die Ursachen der tiefen Unzufriedenheit der Mehrzahl der Bevölkerung nicht aufhebt und die Würde der Rechtgläubigkeit schändet, keine heilsamen Folgen in religiöser Beziehung haben, und schadet nur der politischen Stellung der Staatsregierung auf baltischem Gebiete.

... Die Entscheidung der Frage vertragen, würde schwierig und gefährlich sein. Schwankungen und Ungevißheit im religiösen Leben des Volks müssen unvermeidlich auch in seinem moralischen und politischen Leben einen Widerhall finden. Dabei hat man keinen Grund anzunehmen, daß die jetzige Bewegung nicht noch größere Verhältnisse annehmen sollte. . . . Wenn aber die Staatsregierung jetzt keine bedeutenden Geldmittel an einen neuen Versuch zur Befestigung der Rechtgläubigkeit in Livland wenden kann, oder nicht etwa wünscht, eine Aera der Religionsverfolgung zu eröffnen, so bleibt darum nicht minder die Nothwendigkeit bestehen, aus der jetzigen, ich wage zu sagen für die Rechtgläubigkeit erniedrigenden Lage herauszukommen, bei welcher die Masse der Bevölkerung, im Herzen die Rechtgläubigkeit verwerfend, nur behufs Aufzählung in den Tabellen der rechtgläubigen Kirchspiele und in den amtlichen Acten der Staatsregierung in Betracht

hine. Um aus dieser Lage herauszukommen, bietet sich nur Ein Ausweg, im Schoße der rechtgläubigen Kirche nur diejenigen unter den örtlichen Einwohnern zu erhalten, welche wirklich zur Rechtgläubigkeit sich bekennen, während man allen übrigen freistellt, in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten einzig dem Zuge ihres Gewissens zu folgen.

Als Graf Dobrinsky nach Petersburg zurückgekehrt war, berief der Kaiser alsbald, am 23. April a. St., eine Versammlung hoher Würdenträger ein, in welcher er selbst den Vorsitz führte. Daß er seinem durch Wahrheitsliebe so achtungswerthen Flügeladjutanten nicht den entscheidenden Einfluß auf die hier zu fassenden Beschlüsse gewähren würde, war daraus zu ersehen, daß er den Hauptvertreter des Gewissenszwanges und des „amtlichen Betrugs“, den Erzbischof Platon von Riga, gleichfalls zu der Berathung herbeizog. Als nun der Bericht Dobrinsky's vorgetragen worden war, erhob dieser denn dagegen sofort lebhaften Widerspruch und verlangte, daß, ehe über die Angelegenheit entschieden würde, er seinerseits eine Rundreise durch seinen Sprengel machen und über seine dabei zu machenden Erfahrungen berichten dürfe. Der Kaiser, der wahrlich über den Ausfall des Oberpopenberichts im voraus nicht den geringsten Zweifel hegen durfte, willigte ein.

Nun hatte das Atrussenthum wieder Oberwasser. Die Rundreise wurde gleich dazu benutzt, um Zeit zu gewinnen und dadurch die Dobrinsky'schen Nachrichten abzuschwächen. Während der Flügeladjutant des Kaisers die seinige in zehn Tagen abgemacht hatte, wußte der Erzbischof seine Fahrt auf mindestens ebenso viele Wochen, von Mai bis in den Spätsommer, auszudehnen. Noch nie vielleicht ist eine ungeistlichere Hirtenfahrt gehalten worden. Die Convertiten, welche ihren Wunsch, zur Kirche ihrer Väter zurückzukehren, dem Erzbischofe eröffnen wollten, wurden entweder durch Drohungen eingeschüchtern oder, wenn sie sich nicht einschüchtern ließen, sogar in der Kirche mit den rohesten Schmähungen überschüttet.

Ein Vorfall dieser Art verdient besonders mitgetheilt zu werden. Ein junger estnischer Bauer, der durch die Schuld seiner Aeltern der „Rechtgläubigkeit“ zugeführt worden war — seinen Namen müssen wir verschweigen, damit er nicht noch nachträglich durch die Russen verfolgt werde — hatte auch als Wortführer einer Anzahl von Gesinnungsgenossen Entlassung aus dem Religionsverbande verlangt, welchem sie alle im Herzen völlig fremd seien. Da fuhr denn der geistliche Würdenträger im Zorn gegen die Leute los, beging in seiner Leidenschaft aber den Fehler, daß er sie unter andern „räudige Schafe“ nannte, welche „würdig seien, aus der rechtgläubigen Kirche ausgestoßen zu werden“. Kaum war dieser unvorsichtige Ausspruch seinen Lippen entflohen, als der Bauer mit der Schlagfertigkeit seines Stammes rasch das Wort ergriff und, zu seinen Genossen gewendet, sprach: „Ihr habt es von dem hochwürdigem Bischof gehört, wir sind der rechtgläubigen Kirche unwürdig, wir sind ausgestoßen, also gehen wir.“ Und damit verließ die ganze Versammlung die Kirche und ließ den vor Wuth bebenden Platon mit seinem priesterlichen Gefolge allein zurück. Die also dem Schafstalle entflohenen Schafe sollen auch nicht wieder dahin zurückgekehrt sein.

Um derartigen unangenehmen Vorfällen möglichst zu entgehen, beeilte sich der würdige Oberhirt gewöhnlich, über die Fragen der Religion hinwegzuleiten und sich mit dem irdischen Heil der Bauern zu beschäftigen, sich zu erkundigen, ob ihre wirtschaftliche und sonstige weltliche Lage nicht manches zu wünschen übriglasse! Dieses unerschöpfliche Thema verstand der Kirchenhirt mit so vollendeter Kunst der Massenaufwiegelung zu behandeln, daß auf seinen Spuren eine tiefe, wesentlich communisistisch gefärbte Gärung und Aufregung der Gemüther des Landvolkes zurückblieb. Unmittelbar an die erzbischöfliche Rundreise knüpfte sich eine von hervorragenden Wühlern methodisch und monatelang betriebene Aufregung des Landvolkes gegen die Autorität nicht nur der Gutsherren und

örtlichen Polizeibeamten und Richter, sondern auch gegen den damals zufällig allein in der Provinz residirenden Civilgouverneur, während gleichzeitig schablonenmäßig abgefaßte Petitionen und Proclamationen von einer nächtlichen Volksversammlung zur andern colportirt und zu Bittschriften an die Minister und den Kaiser verarbeitet wurden, welche demnächst von ganz willkürlich und regellos gewählten Deputationen nach Petersburg gebracht wurden. Der stereotype Inhalt dieser Bittschriften war: Beschwerden über die Landesjustiz, Verdrängung des deutschen Elements aus seiner zeitherigen Stellung und möglichst vortheilhafte Vertheilung der herrschaftlichen Gutsländereien unter die Bauern.

Es war wieder eine harte Probe, welche die Verfassung und die deutsche Grundlage der Gesellschaft in dem Lande zu bestehen hatte. Indes sie bestand dieselbe; die Gemüther der Aufregung verließen sich wieder bei dem schmählich misleiteten Landvolke, es erwiderte und wurde nicht eben dauernd für seine Verführer gewonnen, als die Massenpetitionen selbstverständlich auch in Petersburg keinen Erfolg hatten. Allein zweierlei, worauf es der geschickte geistliche Aufwiegler eben abgesehen hatte, wurde doch erreicht: die Aufmerksamkeit der übergetretenen Esen und Letten war von der Religion abgewendet, ihr mächtiges Drängen zur Rückkehr zum Protestantismus hat seitdem nachgelassen; ferner aber ist sowol die Petition der livländischen Ritterschaft als die Sendung des Grafen Bobrinsky wirkungslos geblieben. Die Folgen des „amtlichen Betrugs“ bestehen ungefühnt weiter, „die Rechtgläubigkeit“ behält ihre „erniedrigende Lage“, welche freilich von ihren Trägern keineswegs empfunden wird, die Frage über die Festhaltung der Seelen in der ihnen verhassten Kirche bleibt vertagt, obwol das Graf Bobrinsky für „schwierig und gefährlich“ erklärt hat; die Polizei muß nach wie vor arme Knechte und Bauerntöchter mit Androhung von Ruthenstreichen zur griechischen Kirche treiben, obwol Bobrinsky ihre Einmischung sehr richtig als schädlich für die politische Stellung der Regierung bezeichnet hat. Allerdings erkennt man in den maßgebenden Kreisen den Schaden noch nicht; blieb ja noch alles gehorsam und demüthig, stieß doch noch immer jede „Supplik“ aus den baltischen Provinzen über von den unterthänigsten Phrasen — man weiß dort nicht, was man ja auch bei den Regierungen viel höher cultivirter Völker oft verkennt, daß die Macht der Staatsgewalt auf der Meinung der Menschen beruht. Eine Regierung, welche von dem Volke nicht geachtet wird, hat damit ihre Wurzel verloren. In dieser Lage befindet sich die russische in den baltischen Herzogthümern.

Kaiser Alexander also ließ alles in der Schwebe. Daß er aber mit den kirchlichen Zuständen Livlands und mit dem Verfahren des Erzbischofs ganz zufrieden war, das bezeugte er dadurch, daß er diesem die höchste Auszeichnung kirchlicher Würdenträger, das Diamantkreuz an der Bischofsmütze, verlieh. Wir haben eine Photographie von ihm in diesem Schmucke vor uns, an der uns weiter nichts auffällt als der hinterlistige Raubblick, der aus dem sonst sehr selbstgefälligen Gesichte blickt. Das Glück machte den Priester übermüthig, er glaubte sich gegen die Kaser alles erlauben zu dürfen; im Frühjahrjahre 1867 beleidigte er die lutherische Kirche in einem Hirtenbriefe öffentlich. Der allgemeinen Aufregung der Gemüther gab der Zar nach und verfestete ihn zur Strafe an den Don. Damit hatte er aber wieder das Mißfallen seiner Russen erregt; die moskauer „Demokraten“ ruhten nicht, bevor auch ein ausgezeichnete livländische Geistlicher, der Propst Döbner, seines Amtes entsetzt worden war. Dieser hatte in einer viele Jahre früher erschienenen lettischen „Kirchengeschichte“ den Bilderdienst, natürlich in höchst maßvoller Weise, getadelt und wurde dafür jetzt zur Rechenschaft gezogen.

Inzwischen war doch von protestantischer Seite ein Sieg von großer Bedeutung erfochten worden. Der Kreisgerichtsassessor und Gutsbesitzer Gustav von Bod auf Rimigall, im Vertrauen auf das geschriebene öffentliche wie auf sein natürliches Menschenrecht, hatte es gewagt, den Bann zu brechen, welcher auf den Mißthäten ruhte, indem alle

Kinder aus solchen nach dem Ewob Salonow der Staatskirche verfielen. Er hatte zur Gattin eine Zwangsgriechin aus eben einer solchen Mischehe. Als ihm ein Sohn geboren wurde, entschloß er sich, alles daranzusetzen, um ihn in der eigenen Religion zu erziehen. Ein lutherischer Geistlicher durfte es nicht wagen, das Kind zu taufen; da verrichtete der Vater selbst diese geistliche Handlung. Platon war sogleich zur Hand, ihn bewegen dem Staatsanwalt anzuzeigen, der denn auch die Anklage bei dem zuständigen livländischen Hofgericht in Riga erhob und auf Verurtheilung zu einem Jahre Gefängniß sowie auf Entziehung aller Kinder aus der Ehe und Uebergabe derselben zur Erziehung an Befenner der rechtgläubigen Kirche antrug. Am 26. Febr. 1865 erging von dem Gerichtshof in der Sache das Erkenntniß, durch welches Hr. von Bodt völlig freigesprochen wurde. Es ist sehr ausführlich motivirt*), das Verhältniß zwischen baltischem und russischem Recht klar festgestellt, auf die Capitulation vom Jahre 1710 und auf die Friedensschlüsse von Abo und Nystadt wird Bezug genommen. Entscheidend für die Freisprechung ist, daß die Verpflichtung des Ewob, die Kinder aus Mischehen der griechisch-rechtgläubigen Kirche zu überlassen, in Livland, wo eben ein Sonderrecht gilt, nicht besteht. Ehre den wackern Richtern! Durch das Erkenntniß war die Sache an sich noch nicht endgültig entschieden; es konnte noch der Senat in Petersburg, der in dem frühern Aufsätze in diesen Blättern so unübertrefflich gezeichnet ist, seinen Spruch fällen. Der Staatsanwalt legte auch Berufung an ihn ein, und lange schwebten die Betheiligten in Unruhe und Besorgniß über den Ausfall der Sache, bis sie endlich nach Jahr und Tag erfuhren, daß der Kaiser das weitere Verfahren verhindert hatte. In der That konnte er nichts Besseres thun. Aber empörend bleibt es, daß freie Männer in den wichtigsten Lebensfragen an den Spruch einer anerkannt unfähigen und Einflüssen aller Art zugänglichen, wenn nicht bestechlichen Behörde oder an das beliebige Eingreifen des Fürsten gebunden sein müssen.

Durch den Vorgang Gustav von Bodt's wurden noch andere Protestanten, welche in Mischehen leben, ermunthigt, auch ihre Kinder dem geisttödtenden Griechenthum zu entziehen. Es ist uns vor allen eine edle Frau durch eine solche muthige Handlung bekannt geworden: Frau von Ditmar, eine Reformirte von französischer Abkunft, deren Mann ebenfalls Zwangsgriech ist, taufte ihr Kind selbst. Die Popen verhielten sich in diesem Falle still, um sich nicht einer zweiten Schlappe vor Gericht anzusetzen.

Vor einem Jahre etwa verrichtete eine Frau von Stadelberg eine noch kühnere That, indem sie einem andern Paragraphen des Ewob trotzte. Sie selbst eine Zwangsgriechin, nahm das Abendmahl aus der Hand eines evangelischen Geistlichen nach lutherischem Ritus und schied dadurch aus der griechischen Kirche aus. Die wackere Dame war auf das Schlimmste gefaßt. Doch selbst in diesem Falle hat man es rathsam gefunden, ein Auge zuzudrücken.

Dagegen verfuhr man gegen Unflügelle aus der Mitte des Volks mit weniger Rücksicht. In dieser Richtung hat sich besonders der Pope Delnis in Salis einen Namen erworben, nämlich den Namen eines böswilligen Fanatikers. Zweimal während des Jahres 1865 wurden von lutherischen lettischen Frauen, welche in gemischter Ehe lebten, Kinder geboren, welche sie durch die Nothtaufe dem Griechenthume zu entziehen gedachten. In beiden Fällen erschien, das eine mal 8, das andere mal 14 Tage nach des Kindes Geburt, der genannte Pope, begleitet von seinem „Kirchenältesten“, in der Stube der Wöchnerin und forderte, daß man ihm das Kind zur sogenannten „Einverleibung“ in die „Rechtgläubigkeit“ mittels der Firmelung ausliefere. Im ersten Falle bat die Mutter,

*) Vgl. Livländische Beiträge, I, 1.

er solle die sechs Wochen abwarten; wenn sie gesund sein würde, wollte sie das Kind zum Firmeln geben. Der Priester aber fuhr mit heftiger Stimme gegen sie los, bedrohte sie, den Vater des Kindes, auch die Hebamme, mit Gefängniß und Abführung nach Sibirien, nannte auch die Frau eine H... , wenn sie das Kind nicht firmeln ließe. Zuletzt riß die Hebamme das Kind aus den Armen der Mutter, um es dem Priester zur Verrichtung seiner Ceremonie zu übergeben. Die Mutter verfiel in eine hitzige Krankheit und zeitweiligen Wahnsinn. Im zweiten Falle drohte der Pöpe mit Ruthenstreichen und rief anscheinend nach Männern, welche diese Drohung zur Ausführung bringen sollten. Als auch das nichts fruchtete, nahm er selbst das Kind mit Gewalt fort. Während der Firmelung schrie dasselbe heftig auf und starb nach wenigen Tagen. Die Väter der beiden Kinder klagten gegen den Priester; die Sache wurde aber dem ordnungsmäßigen Gericht entzogen und durch den Generalgouverneur den geistlichen Gerichten übertragen. Nach mehr als zweijähriger Verschleppung (im September 1867) wurde dann dem Ordnungsgericht vom Civilgouverneur die Anzeige gemacht, daß der Obergeistliche in der Untersuchung gegen Deksnis festgestellt habe, wie derselbe bei der Salbung der in Rede stehenden Kinder die Aeltern derselben nur beharrlich genöthigt, ihm die Salbung ihrer Kinder zu gestatten, keinesfalls aber Gewalt und Schmähungen angewendet, das rigaische griechisch-rechtgläubige Consistorium deshalb den Geistlichen Deksnis weder der gewaltsamen Salbung dieser Kinder noch unanständiger Schmähungen für schuldig erkannt und verfügt habe, ihn von aller Verantwortung in dieser Angelegenheit zu befreien.*)

So blieben denn diese beiden Excesse der Geislichkeit ungestraft wie gewöhnlich. „Es muß hervorgehoben werden“, sagt Wolbemar von Bod, „daß seit den nun bald 26 Jahren des Wühlens und Hausens griechischer Geistlicher und ihrer Agenten in Livland, ungeachtet der skandalösesten Dinge, welche sie sich auf den verschiedensten strafrechtlichen Gebieten erlaubt haben, es noch nie gelungen, auch nur Einen von ihnen zur Verantwortung und Strafe zu ziehen. Es gibt diesen geweihten und geseiten Herren gegenüber kein Recht in Livland: weder Landesrecht noch Kaiserrecht!“

Ein Gutes ist aus dieser Rechtlosigkeit den Geistlichen gegenüber erwachsen — daß das Volk im ganzen sich immer entschiedener von ihnen und ihren moskowitzischen Ohnanzen und Helfern abwendet und zur Wehr setzt. Wolbemar von Bod hatte einen Correspondenten in Livland nach dem Verhalten und der Stellung der Pöpen in der Provinz gefragt. Er erhielt im December 1867 zur Antwort: „Manche aus dieser ehrenwerthen Junft renitiren und chicaniren allerdings, andere sind auch dazu zu indolent. Aber wie sind Sie schon entklimatisirt, daß sie nach geistigen Kräften in dieser Rotte fragen! An einen sehr bedrohten Punkt war einer ihrer Triarier, ein Nationaler, gestellt, der, da er nicht trank und die Landessprache kannte, einigermaßen gefährlich schien. Seine socialpolitischen Diatriben zogen auch anfangs Hörer herbei, aber wie sehr ihn seine geistliche Hohlheit, geistige Noheit und sittliche Lattlosigkeit schon discreditirt hat, ersehen Sie aus dem Factum, daß ihn der Vorsitzer eines Gemeindeggerichts, in welchem er in einer Alimmentensache für den Schulbigen plaidirte, am Aermel seines weiten Pöpenrodes faßte und zur Thür hinausführte, weil er sich unanständig betrug, und ferner aus folgendem echt estnischen Wize. Er hatte einem der ersten Reconvertiten mit Verschickung nach Sibirien gedroht. Darauf fragte ihn dieser, mit der Pfeife im Munde, vor einer großen Versammlung: «Berehtester Priester, Ihr droht, mich nach Sibirien zu schiden; nun, was rathet Ihr mir; soll ich noch zuvor meine Keinsaat bestellen oder nicht?» Homerisch

*) Vgl. Livländische Beiträge, I, 3.

Gelächter! Da haben Sie die Stellung dieser Sippe. Nein, von dieser Seite ist nichts zu fürchten.“

Aus der Darreichung des Abendmahls an Frau von Stackelberg ist zu ersehen, daß mit den Laien auch die Geistlichen den Muth faßten, in Erfüllung ihrer Pflicht den moskowitzschen Verfolgungen zu trotzen. Von einem lutherischen Pfarrer im estnischen Livland wird berichtet*), daß er nicht weniger als 40 Kinder, auf welche die Popen für die „Rechtgläubigkeit“ Anspruch erhoben, lutherisch confirmirt habe. Die weltliche Behörde stellte nur zum Schein eine oberflächliche Untersuchung an und gab ihm dann nicht einmal einen Verweis. Das bewirkt die entschiedene Haltung des Volkes. Wir haben schon früher ein Beispiel von thätlicher Widerfeslichkeit estnischer Bauern bei Eingriffen in ihre Schulangelegenheiten angeführt. Von verschiedenen andern ähnlichen Fällen führen wir nur einen aus dem kirchlichen Gebiete an, den russische Blätter am Ende des August mit Ausbrüchen des Erstaunens meldeten. „Das Domänenministerium“, erzählt der „Golos“, „hatte Verfügung getroffen, auf dem Krongute Kusfund eine «rechtgläubige Kirche» zu erbauen. Der Geistliche, nachdem er am 5. Mai 1869 diese Erlaubniß erhalten hatte, schritt gleich am folgenden Tage ans Werk, aber wie groß war sein Erstaunen, als, nach drei Tagen, da die Arbeiten beginnen sollten, der kuskundische Gemeindevälteste mit zwei Gehülfen erscheint und sämtliche Arbeiter von dem Bauplätze verjagt, mit dem drohenden Verbote, daß die Russen sich nicht unterstehen sollten, ihre Kirche auf diesem Plätze zu erbauen! Die Arbeiten sind in der That stehen geblieben!“

2) Aufdrängung der russischen Sprache.

So nehmen denn die Eingeborenen der Ostseeprovinzen, Deutsche wie Esten und Letten, in der Kirchenfrage eine sehr feste Stellung ein, eine Stellung, welche anzugreifen der Regierung schon der Muth mangelt, deren Durchbrechung nur wenige moskowitzsche Fanatiker, wie Samarin und Kalkow, dagegen nicht einmal ein Aljakow, verlangen, eine Stellung, welche, wie wir bereits sagten, uns den schließlichen Sieg der guten Sache verbürgt. Kaum minder fest ist die Haltung, welche sie den Gewaltmaßregeln der Regierung zur Einführung der russischen Sprache bei den Behörden, in die Schulen, in den gesammten öffentlichen Verkehr entgegensetzen.

Auf einer Reise nach Deutschland im Jahre 1867, bei der Abwesenheit anderer entgegenstehenden Einflüsse, ließ sich Kaiser Alexander überreden, einen Ukas zu unterzeichnen, durch welchen ein großer Schritt vorwärts in der Russifizirung der deutschen Herzogthümer, die ihr Schicksal mit dem Slawenreiche zusammengekettert hat, gemacht werden sollte. Obwohl nämlich in den Capitulationen der Stände der Herzogthümer Livland und Estland mit Peter dem Großen vom Jahre 1710 der ausschließliche Gebrauch der deutschen Sprache bei allen Behörden derselben ausbedungen worden ist, obwohl auch dieses Privilegium in dem Provinzialgesetzbuch für Estland, Livland und Kurland selbst unter Nikolaus Aufnahme gefunden und damit sowie durch die Verfassungsbestätigungen aller Kaiser bei ihrer Thronbesteigung auch auf das letztere Herzogthum übertragen worden ist, verordnete dennoch Kaiser Nikolaus im Jahre 1850, daß „die Kronbehörden der drei Ostseegouvernements“ unter sich, mit den obersten Reichsbehörden und mit den Behörden anderer russischer Gouvernements russisch verhandeln sollten. Bei der ausgedehnten Selbstverwaltung, deren man sich in den Ostseeprovinzen erfreut, gibt es nur wenige „Kronbehörden“; neben den ausschließlich russisch verhandelnden Militär-, Marine- und griechischen Kirchenbehörden sind es hauptsächlich nur die Gouvernementsregierungen, der Do-

*) Bgl. Livländische Beiträge, II, 37.

männerhof, das Unterrichtscuratorium, die oberste Zoll- und Steuerverwaltung. Das gesammte Justizwesen, die Post, das niedere Schulwesen, die lutherischen Kirchenangelegenheiten, die städtischen Magistrate, die Kreis-, Kirchspiels- und Gemeindeverwaltung sind ständisch, provinziell und gemeinlich. Dennoch und obwohl es weder dem Kaiser noch seinen Werkzeugen an dem Willen und an der Willenskraft gebrach, war dieser Ukt damals nicht durchzuführen, weil es an russisch sprechenden Beamten von den sonst erforderlichen Fähigkeiten mangelte. Die Ausführung mußte aufgeschoben werden. Seit dem Jahre 1867 unternahmen sie auf das fortwährende Drängen der mächtigen russischen Presskaiser Alexander und seine Minister. Noch vor Veröffentlichung der Verordnung, im Juli, besuchte er auf der Heimreise seine getreue Stadt Riga und ließ dabei schon ahnen, was über sie und das Land verhängt war: er hatte die deutsche Sprache, die Sprache seiner fürstlichen Vorfahren vergessen und redete die Abgesandten der Behörden und der Kaufmannschaft russisch an. „Vergessen Sie nicht“, sagte er, „daß Sie zu Einer Familie gehören und einen untrennbaren Theil Rußlands bilden. Ich hoffe zuversichtlich auf Ihre Mitwirkung, damit diejenigen Maßregeln und Reformen, welche zum Wohle der Ostseeprovinzen nothwendig sind, ermöglicht werden.“ Welcher „Familie“ sich die Völker durch das Wort ihres Herzogs auf einmal zutheilen lassen sollten und welche „Maßregeln und Reformen zu ihrem Wohle“ im Anzuge waren, das sollten sie bald genug erfahren.

Als der Ukt veröffentlicht wurde, bemächtigte sich allgemeine Aufregung der Gemüther, man ermutigte sich gegenseitig zum Widerstande gegen den neuen Einbruch in das Recht. Es gelang dabei sogar der „Rigaischen Zeitung“, einige Artikel durch die Censur zu bringen, in welchen dasselbe verfochten und aus den Capitulationen und dem Provinzialgesetzbuche nachgewiesen wurde, daß in den Ostseeprovinzen nur die deutsche und in den Angelegenheiten der Landgemeinden die estnische und lettische Sprache Anwendung finden dürfe. Mit Wuth fielen die moskauer Blätter gegen das rigaische Pressorgan her. Die Censur an der Düna verhalf ihnen in gewohnter Weise zum Siege. Im November brachte die „Nordische Post“, das Organ des Ministers des Innern (damals Graf Salujew) einen Artikel, der die baltischen Deutschen mit Phrasen tröstete und beruhigen sollte. Was nützte es ihnen, daß man ihre Treue aufs neue rühmte, daß man an die Schlachtfelder erinnerte, auf denen sie für den Zaren ihr Blut vergossen, daß man keinen Vergleich mit den „Westprovinzen“ gestattete? Was konnte man darauf für einen Rath legen, wenn versichert wurde, die Regierung „bedrücke“ die baltische Bevölkerung nicht, sie „misachte“ nicht ihre historisch begründeten Eigenthümlichkeiten, sie „strebe nicht nach einer erzwungenen Gleichmachung aller ohne Unterschied“, sie „gewähre dem Gebrauche der deutschen Sprache wie auch der örtlichen Volksmundarten gebührenden Spielraum“? Was konnte das alles Beruhigendes haben, wenn die Regierung doch schließlich die Entscheidung über die Anwendung und Ausdehnung jedes, auch des theuersten und heiligsten Rechts, ihrem willkürlichen Ermessen vorbehielt, wenn sie noch dazu ausdrücklich „bedingungslose Unterordnung unter die allgemeinen Grundsätze der Reichseinheit“ forderte? Wie viel besaß man noch immer, was von der Moskowiterpresse als unverträglich mit der „Reichseinheit“ bezeichnet wurde? Wenn die Regierung, wie schon so vielfach, diesen Drängen weiter nachgab, so war man also stets auf „bedingungslose Unterwerfung“ angewiesen — das war nicht im mindesten tröstlich.

Zum Ueberflus erklärte sich bald darauf die „Moskauer Zeitung“ mit dieser Auffassung der „Nordischen Post“ vollkommen einverstanden, indem sie äußerte, in ihr durchaus nicht etwa eine „Verwarnung“ für sich zu finden, und gleichsam nur zur Erläuterung hinzufügte, daß „die Reichseinheit identisch ist mit der Nationaleinheit. Es sind nur Ausdrücke für denselben Begriff“. Sie „schätze das deutsche Stammelement, sowie

dasselbe ein Theil der russischen nationalen Einheit ist". Die „Moskauer Zeitung“ „kenne“ in Uebereinstimmung mit der „Nordischen Post“ „keine russischen Unterthanen deutscher Nationalität. Jeder russische Unterthan ist nach seiner Nationalität Russe“. Nur als „locale Besonderheit“ solle das deutsche Wesen „Dulbung“ finden. Und wenn nun das ministerielle Blatt (die „Nordische Post“) diesen Aufsatz der Moskauerin ohne Zusatz und Vorbehalt in ihre Spalten und zwar an derselben Stelle aufnahm, an welcher ihre officiële Auslassung gestanden hatte, so konnte doch weder über das herzliche Einvernehmen der Regierung mit den moskauer Ultras noch über den Begriff der „Reichseinheit“, welcher sich die baltischen Herzogthümer „bedingungslos unterzuordnen“ haben, der geringste Zweifel obwalten.

Daß die Russen sich durch keinerlei moralische Bedenken in der Verfolgung ihrer Ziele behindern lassen, sondern nur durch physisch unüberwindliche Hindernisse, das zeigte sich wieder bei der Ausführung des Ukas vom 1. Juni 1867. War derselbe auch ein Bruch des Vertragsrechts und des kaiserlichen Gelöbnisses und hätte deswegen nicht erlassen werden sollen, so ließ er doch noch das bezügliche Landesrecht wenigstens theilweise bestehen, indem er nur für die „Kronsbeförden“ die Anwendung der russischen Sprache anordnete. Das genügte aber den Tschinowniks nicht, sie wollten sie auch bei den provinzialen Unterbeförden eingeführt haben, darum brachen sie sofort das neuerlassene Gesetz und forderten russische Verhandlung auch von diesen.

Bisher ist es ihnen keineswegs überall gelungen; alle Beförden, Körperschaften und einzelnen Beamten, welche Muth und Unabhängigkeit besaßen, wiesen die russischen Zuschriften zurück und fuhrten fort, an General- und Civilgouverneur deutsch zu schreiben. Einer der ersten Proteste ging von der Stadt Reval aus; Bürgermeister und Rath erklärten im September 1867 die Neuerung für einen Eingriff in ihr vertragsmäßiges Recht und verlangten vom Generalgouverneur Albedinsky auch ferner deutsche Zuschriften.

Von Wichtigkeit ist es für die Vertheidigung des Landesrechts, daß die Verwaltungsbehörden in den Provinzen aristokratisch eingerichtet, also mit Männern von meistens unabhängiger Lebensstellung besetzt sind. So kommt es denn, daß seit Erlaß des unseligen Sprachennulas fortwährend Zurückweisungen russischer Zuschriften vorkommen, freilich aber auch ebenso Entlassungen von Kirchspielsrichtern und Beamten aller Art. Im August wurde noch mit dem Staatsrath Stange, einem verrückten Deutschen aus dem Innern des Reichs, das Präsidium des livländischen Domänenhofes besetzt. Derselbe begann seine Thätigkeit damit, vollständig russische Geschäftsführung und selbst mündliche Verhandlung in russischer Sprache zu verlangen und drei der tüchtigsten Beamten dieser Behörde, die in russischer Sprache weder verhandeln wollten noch konnten, sofort in brutaler Weise zu entlassen. Daß die Angelegenheiten dieses Verwaltungszweiges in bodenlose Verwirrung gerathen, indem die von ihm angestellten russischen Schreiber darin völlig unwillkürlich sind, machte ihn nicht irre. Gleichzeitig wurde in einem gewissen Malowo, einem Slawophilen vom reinsten Wasser, ein neuer Director des wesentlich ständischen Postwesens eingesetzt; mit ihm sollte die russische Sprache auch in diesen Verwaltungszweig einziehen. Indesß das Landrathscollégium, mit dem er ununterbrochen zu thun hat, läßt sich nicht so ohne weiteres fortjagen; es bestand auf deutscher Verhandlung, und Malowo hat wenigstens vorläufig nachgeben müssen. Auch der livländische Controlhof ist mit Eiferern für die russische Sprache besetzt; seine russischen Zuschriften mußten noch im September 1869 von der Gouvernementsregierung gegen Zurückweisung der Unterbeförden in Schutz genommen werden.

Der schwerste Verlust, den die Provinzen in Betreff ihrer Beamten erlitten, war die Entlassung des Civilgouverneurs von Livland, Dr. von Dettingen. Aus einem durch hervorragende Talente ausgezeichneten Rittergeschlecht des Landes entsprossen, ist er ein

ebenso guter Patriot als tüchtiger Verwaltungsbeamter. Er hatte alles gethan, um die Sprachbedrängniß wenigstens von seinem Verwaltungsbezirke abzuhalten oder doch zu mildern. Als im Spätherbst des Jahres 1867 der livländische Landtag zusammentrat und beschloß, in einer Adresse den Kaiser um die Wiederherstellung des uneingeschränkten Gebrauchs der deutschen Sprache anzufragen, wendete er seinen Einfluß auch bei dem Kaiser selbst dazu an, um dieses Gesuch zu fördern. Der Landesherr, ganz in den Händen der russischen Ultras, hatte dem mit der Uebergabe der Adresse betrauten Landmarschall von Lilienfeld durch den Generalgouverneur erklären lassen, daß er ihm in der Angelegenheit keine Audienz ertheilen würde. Dr. von Dettingen erwirkte durch seine Vorstellungen, daß er versprach, die Adresse dennoch „auf confidentiellem Wege“ anzunehmen. Diese Bloßstellung nahm Albedinsky übel auf und reiste seinerseits nach Petersburg, um den ersten kaiserlichen Bescheid aufrecht zu erhalten. Er brachte denn auch den „Auftrag“ zurück. Hr. von Dettingen „das Mißfallen des Monarchen über falsche Auffassung oder willkürliche Deutung kaiserlicher Worte auszusprechen“. Im Wismuth hierüber forderte Hr. von Dettingen seine Entlassung, welche ihm sofort ertheilt wurde. Daß er sein wichtiges Amt aufgab, wurde zwar allgemein getadelt; man ist an der Dina mit Recht der Ansicht, daß es bei der gegenwärtigen Bedrängniß des Landes Pflicht jedes Patrioten ist, auf seinem Posten auszuharren, bis er der mächtigern Gewalt weichen muß. Auch hatte das Land bald den Schaden von seinem falschen Schritt. Von dem Tage an — es war im Februar 1868 — gab es gar keinen weitem Halt mit der Ausführung des verhassten Sprachemuskas. Da man das ahnte, so wurde Hr. von Dettingen mit Dank- und Zustimmungsadressen, mit Beifallskundgebungen aller Art überhäuft; die Stadt Riga ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger, ein glänzender Fackelzug wurde ihm gebracht, ein Abendständchen sämmtlicher rigaer Gesangsvereine veranstaltet u. dgl. m. Sein Nachfolger war Hr. von Lysander, ein griechisch-orthodoxer Kurländer, der völlig verrückt ist, sich ganz zum Werkzeug der Russificirung hergibt und außerdem durch seinen Lebenswandel nach russischer Manier bei allen ehrbaren Deutschen Aergerniß erregt.

Wir haben noch einige weitere Maßregeln zur Verdrängung des Deutschen durch das Russische zu erwähnen. Auf der Riga-Dünaburger Eisenbahn, welche mit deutschen Kapitalien erbaut ist, größtentheils auf deutsch-baltischem Gebiete läuft, von Deutschen vorzugsweise benutzt und bedient wird, müssen die Beamten seit 1867 russisch radebrechen, um — nicht verstanden zu werden. Im Laufe dieses Jahres bekamen die estländische und die kurländische Gouvernementszeitung ihren russischen Anstrich. Der ganze Kopf, die polizeilichen und amtlichen Bekanntmachungen, sogar der meteorologische und der Markt- und Börsenbericht sind russificirt. Russische Inserate werden für einen um ein Viertel herabgesetzten Betrag aufgenommen; freilich fruchtet das noch nicht viel, die große Anzahl der Privatanzeigen bleibt deutsch. Auf den Krongütern werden die Wegweiser mit russischen Aufschriften versehen, welche niemand entziffern kann. Die Umtaufung der rigaer Straßennamen haben wir bereits erwähnt, ebenso die bisher noch wenig erfolgreichen Bemühungen, den Unterricht auf den Gymnasien und der Landeshochschule möglichst in der Reichsprache ertheilen zu lassen. Mit Bezug hierauf äußert W. von Bod.: „Durch den ebenso unfruchtbaren wie fanatischen Sprachzwang, dessen officiell eingeständenes Ziel dereinstige Verdrängung der deutschen Sprache aus den baltischen Gerichten ist, wird der Geist der Jugend gelähmt und zumal der ihrer Superiorität sich bewußten Deutschen Herz mit dem tiefsten Kassenhaß erfüllt. Was könnte auch einen edeln, deutschen Jüngling tiefer empören als das Bewußtsein, daß ihm das dereinstige Verständniß des Thucydides und Tacitus, Shakespears und Dante, Rousseaus und Goethe, Kant und Humboldt verkömmert werde, bloß um zu einem dienstbaren Geiste in dem von Katow und Consorten geträumten russischen Paradiese gedrückt, oder aber in den Stand gesetzt

zu werden, dereinst im Genuße der Oden Lomonosow's, der Fabeln Krylow's, der Dramen Gribojedow's, der Romane Vulgarin's, der geschichtlichen Muse Ustrjalow's und der Leitartikel der Herren Katlow und Leontjew zu schmelgen!"

Eine merkwürdige, dem allgemeinen Zuge entgegentretende Aeußerung über die Russificirung der Deutschen ist diejenige des Russomanen Pogodin, die er in einem offenen Briefe an Schirren im „Golos“ im August 1869 aussprach. Ihm ist danach dieses Russificiren ein Greuel. Ein Russe, der sein Vaterland liebe, müsse den Deutschen sagen: lernt chinesisches oder französisches, nur nicht russisches. „Denn die Deutschen versperren den Russen alle Dienstzweige sowol im Militär- als auch im Civil- und Gelehrtenfache. Wenn ihr sie aber auch noch russisch lehrt, dann ist gar kein Auskommen mehr; die armen Russen werden mit der niedrigsten Arbeit zufrieden sein müssen. Gott sei Dank, daß die Deutschen der baltischen Provinzen nicht russisch lernen wollen! Ich würde ihnen für diese Abneigung den Kopf streicheln und würde sie nimmer zum Erlernen der russischen Sprache aufmuntern oder gar zwingen.“ Diese Huldbigung gegen die geistige und moralische Ueberlegenheit der Deutschen, welche der alte Professor unversehens ausspricht, ist zwar merkwürdig und auffallend genug, seine Mahnung verhallt aber unbeachtet in dem fanatischen Geschrei der großen Masse seiner Landsleute.

3) Russische Günstbewerbungen bei den Esten und Letten und deren Erfolg.

Die Russen haben bei ihrem Bemühen, ihre Sprache den Ostseeprovinzen aufzuzwingen, einen Fehler begangen, den sie vielleicht schon jetzt bereuen, nämlich, daß sie nicht blos die Deutschen, sondern auch die Esten und Letten damit bedrängen; auch diese Volksstämme sind in dieser Frage unruhig und auffällig geworden. Von ganzem Herzen stimmt zwar jeder Russe der Losung des Großfürsten Konstantin bei, daß man die Deutschen durch die Esten und Letten ersicken müsse. Wer sollte nicht gern Drachenzähne säen und seine Feinde sich gegenseitig erwürgen lassen? Es ist auf weiter nichts als auf eine gegenseitige Vernichtung der drei Volksstämme abgesehen, um auf dem still und öde gewordenen Wahplatze die eigene Herrschaft aufzurichten. Das sehen nachgerade nicht blos die Deutschen und die ernstesten und verständigen Esten, sondern selbst die lebhaftern und leichtblütigern Letten ein.

An Bemühungen, die Gunst der beiden baltischen Urvölker zu gewinnen, haben es die Russen nicht fehlen lassen. Von seiten der Regierung ist ihnen bisher aber kaum etwas anderes von reellem Werthe geboten worden als die wirklich sehr freie Landgemeindeverfassung vom Jahre 1863, welche sich in Kurland und Livland bei dem Wohlstande, der Bildung und Gesittung des Volkes bereits bewährt hat, wogegen die estländischen Bauern, welche in allen diesen Beziehungen noch etwas zurückstehen und besonders auch erst 1 Proc. der Bauerländereien eigenthümlich besitzen, an ihr in der Zeit der Noth schon Schaden gelitten haben.

Daß die Vertheilung von Landparcellen an „rechtgläubig“ gewordene Knechte unter diese Geschenke für das Landvolk überhaupt zu rechnen sei, muß füglich bezweifelt werden. Lassen wir den Werth der Parcellen zunächst dahingestellt, so soll das Geschenk nicht dem Landvolke im allgemeinen zugute kommen, sondern nur demjenigen Theile desselben, welcher durch Opferung der Religion seiner Väter dafür bezahlte. Ebenso wenig stand dieser Preis im Verhältnisse zu dem erkauften Gute. Denn wer sollte wol daran zweifeln, daß Geistescultur, deren Kern für das Volk seine Religion ist, einen unvergleichlich höhern Werth hat als materielle Vortheile, auch abgesehen davon, daß selbst diese für die Dauer, also für nachfolgende Geschlechter nicht bewahrt werden können, wenn die Entwicklung des Geistes zurückgehalten oder gar zurückgeschraubt wird. Dazu kommt noch, daß die genannten Geschenke im Verlaufe von wenigen Jahren sich bereits an und

für sich als taube Küsse erwiesen haben. Um das zu beweisen, müssen wir auf die Sache etwas genauer eingehen.

Wie die Rittergüter sind auch die Domänen oder „Krongüter“ in den Ostseeprovinzen in „Hofesland“ und „Gehorsch“- oder Bauerland eingetheilt. Wir haben bereits in dem Abschnitte über die agrarischen Zustände gesehen, daß die Regierung das Gehorschland zu weit billigeren Preisen verpachtet und verkauft, als marktgängig sind, um zur Belehrung, zur „Rechtgläubigkeit“ zu verlocken. Hr. von Jung-Stilling beweist statistisch, daß die „Anordnung des Volkvermögens in seinem wesentlichsten Bestandtheile, in seiner Arbeitskraft reducirt“. Die solchergestalt Beschenkten (oder richtiger Bezahlten) lassen sich nämlich erfahrungsgemäß die Differenz der Pacht oder des Kaufpreises von Afterspächtern oder Kaufsnachfolgern bezahlen und verzehren den Gewinn in Müßiggang oder, wenn man den Ausdruck vorzieht, als Rentner. Das Hofesland der Krongüter nun wird gleichfalls in solcher Weise verschleudert; man verschenkt oder verpachtet es für ein Geringses in Parcellen von 5 Dessatinen (etwa 6 Hektaren oder 20 magdeburger Morgen) an besessene „Knechte“ oder „Kostreiber“, welche sich nach Verlangen haben „umtaufen“ lassen. Eine sehr schlaue berechnete Maßregel! Drängt sich denn nicht alles zu der „Salbung“ von geweihter Hand, um Grundbesitzer zu werden? Behalten die gehafteten deutschen Gutbesitzer denn noch Arbeiter übrig? Oder fordern diese wenigen nicht so unerschwingliche Löhne, daß jene dem Bankrott verfallen? Und verlangen diese nicht überdies von den Deutschen gleiche Landvertheilungen? Das muß doch der erstrebten „Erstreckung durch die Esten und Letten“ mit Riesenschritten zuführen! So fein rechnete man auf russischer Seite, indeß machte man auch diesmal die Rechnung ohne den Wirth. Zuoberst ist es, wenn nicht ganz schlechtes, arbeitscheues Gesindel, so doch nur weniger tüchtiges und umsichtiges Volk, welches das russische Geschenk mit der Verachtung der eigenen Stammgenossen, mit der Ausstosung aus dem sonst so festen Familienbunde erkaufte. Aldann reichen die Erträge von 5—6 Hektaren Landes in jenen nordischen Gegenden an sich schon kaum aus, um eine Familie zu ernähren; die schlechteren und minder umsichtigen Arbeiter verwerthen ihren Besitz noch um so weniger. Es bleibt ihnen nichts übrig, als sich noch durch Arbeit in der Nachbarschaft etwas zu verdienen. Arbeitgeber sind aber hauptsächlich die (deutschen) Gutbesitzer, und die sind mit den nöthigen Arbeitern meistens versorgt. Durch die vermehrte Nachfrage und die dadurch hervorgerufene Concurrenz tritt aber nothwendig ein Sinken der Arbeitspreise ein und das also lediglich zum Vortheil derselben deutschen Herren, welche man verderben wollte. Dieser Schlag wäre somit wieder einmal ein Schlag in das Wasser gewesen. Noch Ende August 1869 wurde der „Kreuzzeitung“ berichtet, daß „eine große Anzahl der auf diese Weise beschenkten Knechte erklärte, auf die ihnen zugetheilten Parcellen Verzicht leisten zu wollen, da dieselben keine genügende Existenzbasis bieten“. Und von anderer Seite ist die Nachricht eingegangen, daß das Domänenministerium, welches von jeher ein Hauptstüß der Klassificirungsbestrebungen gewesen ist, der Verschleuderung der Staatsgüter in den Ostseeprovinzen Einhalt thue, weil damit nichts erreicht werde.

Vielleicht am klüglichen ist das Ende dieser Maßregel, auf welche die Moskowiter so große Hoffnungen setzten, auf dem Krongute Arrofsaar, Kreis Fellin, im nördlichen Livland, ausgefallen. Das Gut wurde vollständig zer schlagen; dem Löwenantheil vom Hofeslande erhielt der unvermeidliche Pope, den Rest die rechtgläubig gewordenen Kostreiber und Knechte. Nicht lange währte aber die Freude, da brach Krieg einerseits zwischen dem Priester und seinen Pflegebefohlenen aus, andererseits zwischen den eingeborenen und den zugewanderten Esten, endlich zwischen letztern untereinander. Der geistliche Herr kam bei seiner Heerde sogar in Lebensgefahr, indem man ihn mit angelegter Flinte bedrohte. Die Eingeborenen wollten die Ansammlung von zusammengelaufenem Gesindel,

welches seinen „Glanzen verkauft“ hatte, nicht danken und suchten die Ansiedelung zu führen. Einem von dem letztern wurden in einer Nacht an seinem im Bau begriffenen Blockhause alle vier Wände durchstägt. Untereinander geriethen die neuen Grundbesitzer in unversöhnlichen Hader, weil jeder von ihnen bei der Zuthheilung zu kurz gekommen zu sein und ein Recht auf eine Zulage von irgendetwem zu haben vermeinte. Alle Gewalten bis zum Generalgouverneur hinauf wurden in Bewegung gesetzt, um diesem Kriege aller gegen alle zu steuern, aber vergebens. In diesem Zustande wurde das Musterbild einer Russificierungsanstalt durch das Nothjahr 1867/68 überrascht. Man kann sich denken, wie groß hier das Elend war; es stieg so hoch, daß die Arrosaarer einen Bettler, der sich in ihre Niederlassung verirrt, anstatt ihn zu beschenken, des Brotes beraubten, welches er aus andern Dörfern mitgebracht hatte. In ihrer völligen Rathlosigkeit, wie sie ihre zum Verderben der deutschen Gutsbesitzer ausgedachte Schöpfung erhalten sollten, wendeten sie sich mit einem Unterstützungsgefuch für dieselbe an die Deutschen selbst; der Ewilgouverneur Lysander erlangte auf solchem Wege von dem Unterstützungscomité in Riga 400 Rub. Es ist kein Wunder, wenn die Russen in der Parcellirung der Krongüter ein Haar gefunden haben. Hoffentlich, ja voraussichtlich schlagen auch alle ihre übrigen Anstalten zur Russificirung dieses alten deutschen Reichsbodens in ähnlicher Weise zu ihrem eigenen Schaden aus.

Der Erfolg einer andern Maßregel, welche zwar nicht unmittelbar von der Regierung, aber doch von russischen Beamten mit ihrer Unterstützung unternommen wurde, um die Letten als Werkzeug gegen die Deutschen zu gewinnen, ist schon jetzt ein fast gleicher. Im Winter 1867/68 wurde in Riga als Nebenbuhlerin der alten Lettischen Gesellschaft, welche vorzugsweise aus kur- und livländischen Predigern besteht, eine neue Lettisch-Literarische Gesellschaft gegründet, an deren Spitze mehrere bekannte Jungletten standen. Nach anderthalb Jahren, im Sommer 1869, wurde schon die Ernte dieser Saat reif; in der neuen Gesellschaft hatten sich zwei Parteien ausgebildet, von denen die eine specifisch lettische, die andere russische Tendenzen vertrat; sie stehen einander jetzt in erbitterter Feindschaft gegenüber und beschden sich heftig in der Presse; die Gesellschaft ist sonach in voller Auflösung begriffen.

Von seiten der kirchlichen und nationalen Propaganda, welche allerdings immer von der Regierung unterstützt worden ist, sind den Esten und Letten dagegen nur schöne Worte und irrelitende Vorspiegelungen zutheil geworden. Mehrere der Art haben wir bereits angeführt. Es kommen dazu die Versprechungen von Landschenkungen auf Kosten der deutschen Gutsbesitzer und die darauf begründeten Abmahnungen von dem käuflichen Erwerbe der Bauerhöfe. Charakteristisch für die artige Manier, mit welcher die Moskowiter sich bei den baltischen Urstämmen einzuführen suchen, ist das, was Hr. Samarin seinem Indrik Straumit über die Russen, welche ihm in seiner Jugend begegnet sind, in den Mund legt. Russische Ziegelstreicher und Holzsäger haben zu Indrik und seinen Genossen gesprochen: „Was? Also nach euren Vorstellungen sind wir Todtschläger? Wen von euch haben wir denn todtgeschlagen? Oder haben wir etwa einen abgestochen? Aber, seht da, euer Deutscher, der haut euch am hellen Tage, und wenn er das schon bei Tage thut, was gilt es? Er legt sich einmal mit dem Messer an den Weg. In der Stadt wirft euch der deutsche Kaufmann aus der Bude, der russische bittet euch sogar einzutreten. Wir haben unser Väterchen den Zaren und den heiligen Nikolai, den Wunderthäter. Ihr aber versteht nicht einmal zu Gott zu beten. Ihr lebt wie die Schweine. Euern Fraß ist bei uns kein Schwein. Und was habt ihr für Pferde? Bei uns ist jedes eben geworfene Füllen größer als bei euch ein vierjähriges Thier. Nein, bei uns ist das anders; bei uns kaufen euere Herren von unsern Bauern Pferde.“ „Die russischen Soldaten“, erzählt Straumit, „murrten in Livland und erweckten damit, ohne es zu ahnen, hohe

Vorstellungen von Rußland. Sie pflegten zu reden: «Ein verfluchtes Land! Ein wahres Hundeleben! Nichts zu haben! Kein Pech, kein Flied Leder; mache dir Stiefeln aus Post! Der Lette weiß ja nicht einmal, wie Pech und Draht ausseht; keinen steht man in Stiefeln.» Von russischen Kaufleuten heißt es: „Sie betrügen, das ist wahr, aber sie thun es freundlich; merkt es der Käufer, so sagen sie: «Ja, das ist so im Versehen gekommen, du bist darüber nicht zum Bettler geworden, mein Liebster; ich habe dich nur um einen Kopfen geprellt; dein Herr aber zieht dir das Fell über die Ohren und deine Kuh an den Hörnern aus dem Stalle.» Und der Lette denkt bei sich: Der Kaufmann spricht verständig, er gibt seine Waaren billig und bewirtheht dazu mit Wotka.“ So geht es fort. Straumit-Samarin bezeugt, daß die Letten durch solche Vorstellungen zu der Ueberzeugung gelangen, „daß es in der ganzen Welt kein zweites Volk gebe so gut wie die Russen, und kein anderes so schlimm, so stolz, frech, zänkisch, ungerecht wie die Deutschen“. Der Zweck ist erreicht, doch leider nur auf dem Papiere, in den Schriften eines Samaria.

Vielleicht würde es um die Deutschen in den baltischen Herzogthümern recht schlimm stehen, trotz aller ihrer Verdienste um das wirkliche Wohl des Landvolkes, wenn die Russen sich mit den Hezereien auf die Deutschen begnügt und wenn sie sich mit Erfüllung ihrer Versprechungen und Vorspiegelungen gegen Letten und Esten ein klein wenig ehrlicher erwiesen hätten. So plump mit der Thür in das Haus darf man aber nicht fallen wie sie, wenn man nicht alles verderben will. Wir haben schon mehrfach Mißgriffe, ja Mißhandlungen erwähnt, deren sie sich gegen jene schuldig gemacht haben; die ürgste unter den letztern ist die Verleitung zum Abfall von der protestantischen Religion durch Betrug und List. In ebendiese Richtung schlägt eine Maßregel ein, welche erst in neuester Zeit, im Juni 1869, getroffen worden ist. Das treffliche Institut der Censur, welches in Europa jetzt nur noch im Kirchenstaate und in Rußland besteht, wurde für estnische und lettische Schriften bis dahin in Riga, Reval, Mitau, Dorpat und Pernau ausgeübt; seitdem wurde die Censur durch Verfügung des Ministers des Innern ausschließlich den Lehrern an dem griechisch-orthodoxen Seminar, A. Kuppert und M. Suigassar, in Riga übertragen. Man kann sich denken, welche außerordentliche Schwierigkeit dem regelmäßigen Erscheinen von Zeitschriften in diesen Sprachen in den Weg gelegt wird, wenn jedes Blatt aus einem Gebiete so groß, wie Böhmen, Mähren und Sachsen zusammen, erst etwa nach einem Punkte wie Dresden zur Prüfung und von da wieder zurückgesendet werden muß, ehe es gedruckt und ausgegeben werden darf, noch abgesehen von neuer Hin- und Rücksendung zur Genehmigung der Abänderungen, wenn man nicht den Zusammenhang durch Lücken stören lassen will. Hierzu kommt, daß der bei weitem größte Theil des baltischen Volksschriftthums einen religiösen Inhalt hat. Ist es also nicht Hohn auf die heiligsten Empfindungen des Volkes, wenn Schriftwerke der Art zur Genehmigung und Berichtigung den geschworenen Feinden derselben vorgelegt werden müssen und aus deren Händen verstümmelt, verfälscht und mit Veränderungen versehen zurückkehren, welche ihren Sinn in das Gegentheil verwandeln? Man muß wissen und errath wol von selbst, daß jenes Seminar eben als Vorposten der griechisch-orthodoxen Propaganda unter den Esten und Letten hergestellt ist und daß die angestellten Censoren ein Esten und ein Lette sind, welche in Rußland zu Vorkämpfern gegen die Religion ihrer Stammgenossen erzogen worden sind. So empfindet denn auch den Schimpf dieser Verordnung jeder einigermaßen gebildete Lette und Esten in der Tiefe seiner Seele.

Wir haben schon in dem Abschnitt über die Unterrichtsanstalten der Herzogthümer gesehen, daß die Volksbildung dort eine sehr ausgebreitete ist, daß man namentlich sehr viel liest. Wie groß das Bedürfniß dafür ist, davon liefert einen Beweis die Entstehung einer neuen estnischen Monatschrift trotz und seit der neuen Censurverordnung, wir meinen „Die Biene“, welche in Dorpat von dem Gymnasiallehrer Gurt, einem Esten, seit dem Ende

des Sommers herausgegeben wird, und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in den Naturwissenschaften und der Geschichte dienen soll.

Jede Vermehrung des geistigen Lebens bei den Esten und Letten dient zur Annäherung derselben an die Deutschen und zu ihrer Entfernung von den Russen. Das wissen auch die Moskowiter, darum ereifern sie sich auch gegen jede neue Bethätigung desselben, wenn sie nicht in russischem Gewande auftritt, d. h. im rothen Hemde über den Hosens, im Thran- und Dagebust und in wodkaeligem Gejauchze. Die schönen Sommerfeste der Schulen, der Sängers-, Turn-, Schützen- und Handwerkervereine nach deutscher Art sind ihnen ein Greuel. Hat sich doch Katsow's Organ nicht geschaut, diese im Juli 1869 als gefährliche Mittel der Volksaufwiegelung zu denunciren und der Regierung einen bitteren Vorwurf daraus zu machen, daß sie dieselben noch immer duldet. Zerstoren, Vertilgen und auf der öden, stillen Zerstorungsstätte herrschen, das ist seit Johann dem Schrecklichen ein Hauptziel des moskowitischen Geistes.

Daß zu seinen hervorragenden Eigenschaften auch Treulosigkeit gehört, das gilt bei Esten wie Letten und baltischen Deutschen gleichmäßig als Grundsatz. Eine Treulosigkeit gegen die erstern war auch die Errichtung des russischen Gymnasiums in Riga. In dem Kopfe eines estnischen Schulmeisters, welcher etwas zur Schwärmerie neigte, entbrang die Idee der Errichtung eines Gymnasiums mit estnischer Unterrichtssprache. Er mußte seine Stammgenossen dafür erwärmen; es wurde unter ihnen dafür gesammelt. Sie wandten sich auch an die Regierung um Unterstützung, indem sie dem Kaiser zu Ehren den Namen Alexander-Gymnasium vorschlugen. Die Regierung ergriff die Idee mit Eifer und schmeichelte den Esten mit den schönsten nationalen Hoffnungen. Im März 1868 kam das Alexander-Gymnasium wirklich in Riga zu Stande, aber die Unterrichtssprache war die russische.

Daß auch die große Masse des baltischen Landvolks durch Verletzung seiner äußern Wohlfahrt vielfach von den Russen im allgemeinen, von der russischen Regierung insbesondere gereizt und in seinem Gefühl zur Empörung gebracht wird, haben wir schon an einzelnen Beispielen gesehen. In der neuesten Zeit tritt wieder ein Mißgriff der Art in den Vordergrund; er betrifft das Versicherungswesen. Dieses bildet einen wichtigen Zweig der Selbstverwaltung, an der die Ostseeprovinzen mit aller Kraft festhalten. Vergeblich hat man bisher versucht, es der petersburger Regierung unterzuordnen. Im September ist nun in Estland eine allgemeine Zählung der sämmtlichen Hausthiere angeordnet und der Befehl ergangen, für jedes Stück Rindvieh und jedes Pferd 15 Kopfen und für Schafe und Schweine die Hälfte zur Gründung eines Viehverversicherungsfonds unter staatlicher Verwaltung einzuziehen und dieselben Beträge als jährliche Prämien festzusetzen. Warum sich die Ostseeländer gegen die staatliche Leitung des Versicherungswesens wehren? Weil Staat und Beamtenthum in Rußland dasselbe ist, und weil dem Wirken der „Tschinowniks“ im Baltenslande jedes Vertrauen fehlt.

Das von der Natur so stiefmütterlich ausgestattete und behandelte Estland, welches dagegen von der russischen Regierung bisher mit etwas mehr Milde behandelt wurde, scheint seit der Einsetzung des eifrigen Russomanen Galkin mit dem bis dahin hauptsächlich zum Tummelplatz der Russificierungsversuche ausersehenen Livland die Rolle wechseln zu sollen. Wurden in den vierziger Jahren dort gar keine Belehrungen zur Rechtgläubigkeit vorgenommen, ja wurden damals zum Uebertritt geneigte estländische Landleute von den Popen geradezu zurückgewiesen, so scheint man das Versäumte jetzt in diesem Herzogthum nachholen zu wollen. Man beginnt damit, anstatt der estnischen die russische Sprache in den Gottesdienst einzuführen, ganz so wie in Littauen, und als ob die Estländer ebenso aufgestanden und mit Waffengewalt wieder unterworfen worden wären und nicht vielmehr sich durch einen völkerrechtlichen Vertrag bloß unter Schutz und Ober-

herrschaft des Zaren gestellt hätten. Zunächst ist angeordnet worden, daß die Kirchengebete für den Kaiser in russischer Sprache abgehalten werden sollen. Bisher haben die estländischen Geistlichen den Befehl stillschweigend unausgeführt gelassen. Nun sollen auch anstatt estnischer russische Lesebücher, in denen natürlich auch das russisch-griechische Cist enthalten ist, in die Schulen und russische Gebetbücher in die Kirchen eingeführt werden. Wir haben bereits einer Widerseßlichkeit estnischer Bauern dagegen Erwähnung gethan. Im September 1869 verjagten andere bei Narwa ihren Gemeindevorsteher, weil er dieser Verordnung nachkam, und schlugen auch die Gensdarmen, welche ihn zurückführen wollten, in die Flucht. Dagegen schützten sie sein Haus und seine Familie vor der Wuth der Eirigsten, zu denen besonders Weiber gehörten.

In besser geregelter Weise hat sich der Widerstand der estländischen Bauern durch eine Deputation zu erkennen gegeben, die sie aus ihrer Mitte wählten und gegen Ende September 1869 nach Petersburg schickten, um bei den Ministern wegen der kirchlichen Bedrückungen Vorstellungen zu machen. Was sie dort ausgerichtet, ist noch nicht zu unsern Ohren gekommen; doch wird niemand erwarten, daß sie eine vollständige und aufrichtige Umwälzung in den Regierungsgrundsätzen herbeigeführt haben werde. Wir legen auf sie auch nur Werth als auf ein Merkmal der Stimmung im estnischen Volke, namentlich in Estland. Daß diese aber eine sehr gereizte, tief ausgewählte ist, das ist am meisten aus den verschiedenen Gewaltthätigkeiten zu erkennen, deren wir schon erwähnten, und auf welche um so mehr Gewicht gelegt werden muß, als sie ganz und gar nicht im Charakter dieses Volksstammes liegen. Es gibt keinen verständigern, besonnenern und friedfertigeren, als die Esten.

Auch daß sie einen ganz besondern Werth auf ihre Sprache legen, das ist allein ein Erfolg der russischen Wählereien und Bedrücknisse. Niemals, seitdem sie im letzten schweren Kampfe vom Deutschen Orden unter dem Landmeister Burchard von Dreyewen 1343 niedergeworfen wurden, hat man etwas von einer Schilderhebung nationalen Charakters von ihnen gehört, am wenigsten von einer Auflehnung wegen Sprachbedrückung, vielmehr haben sie seitdem immer treu und ergeben ihren geistigen Führern, den Deutschen, zur Seite gestanden. So berichtet Richter*) von einer grausamen Rache der Russen an den estnischen Bauern für ihre Anhänglichkeit an die Deutschen.

Nun, zu diesen ist eben ihr Verhältniß noch immer ein vorzügliches, ein Verhältniß gegenseitigen Vertrauens; aber gegen alles Russische regt sich ihr Nationalgefühl. Man sah Bauern in den Dörfern Anschlagzettel in der verhassten Sprache sofort, nachdem sie aufgehangen wurden, abreißen; sie wollten nur estnische dulden. Ihre Geringschätzung, ihr Haß gegen die Russen ist freilich nicht neu; er schreibt sich schon von den grausamen Verheerungs- und Vertilgungszügen dieses Volkes im Mittelalter, dann unter Johann dem Schrecklichen und selbst unter Peter dem Großen her.

In welchem guten Einvernehmen die beiden Urvölker dagegen mit den eingeborenen Deutschen der Herzogthümer, besonders mit deren verfassungsmäßigen Vertretern, den Ritterschaften, stehen, das zeigte sich im Sommer 1869 recht erfreulich bei der Feier der vor fünfzig Jahren erfolgten Aufhebung der Leibeigenschaft. In Livland hatte die Ritterschaft den Letten als bleibendes Denkmal der Erinnerung daran die Errichtung einer höhern Ackerbauschule nach dem Muster der in Deutschland, Schweden und Dänemark bestehenden Anstalten der Art vorgeschlagen und mehrere tausend Rubel zur Ausführung des Planes angewiesen. Ende Juli fand dann eine Versammlung von Letten zur Berathung der Angelegenheit in Wolmar statt. Der Vorschlag der Ritterschaft wurde

*) Sgl. A. von Richter, Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen (Riga, Nikolaus Kymmel), II, S. 13.

dankebar angenommen, und die Schule wird wahrscheinlich schon im Jahre 1870 eröffnet werden, wenn die Zeit brauchende Genehmigung der Regierung bis dahin eingetroffen ist.

Die Esten Livlands feierten die Erinnerung an ihre Befreiung im Juli zunächst durch ein großes Sängerefest in Dorpat, über welches der „Kreuzzeitung“ eine Schilderung zugeht, deren gehobener Tonart wir nicht eine Note zu- oder abzunehmen für nöthig finden. „Ich habe nie ein solches Volksfest gesehen“, sagt der Berichterstatter, „überhaupt kein Fest, das einen so schönen, erfreulichen Eindruck machte wie dieses Gesangsfest. Es begann mit einem Gottesdienste im Freien, da keine der dortigen Kirchen die etwa 10000 Theilnehmer hätte fassen können; dann folgten ein geistliches, tags darauf ein weltliches Concert und am letzten Tage ein Wettlingen der etwa 60 Sängervereine, die, lauter Esten, sich betheiligten hatten. Die Leistungen waren ganz vortrefflich und erfüllten alle Ansprüche, die man an sie stellen konnte, besonders wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren. Die Texte zu den Liedern, die im geistlichen und weltlichen Concert gesungen werden sollten, konnten den einzelnen Vereinen erst vier Wochen vor dem Feste übermittelt werden; zu vielen war die Musik erst eben componirt und nun mußte in den einzelnen Kirchspielen erst geübt werden. Es war zugleich die Zeit der schwersten Feldarbeit; nur Sonntags konnten die Uebungen stattfinden, mancher hatte 15—20 Werst bis zur Kirche zu gehen, wo geübt wurde; dann fanden sich alle die 800 Sänger, die bisher nie zusammen gesungen hatten, in Dorpat ein, um am Tage vor dem jedesmaligen Concert eine Probe zu halten unter einem ihnen allen unbekanntem Dirigenten, und alle die etwa 40 Gesangstücke, darunter die schwersten Fugen von Bach und andern, wurden mit einer unvergleichlichen Präcision vorgetragen. Da die Concerte in einem öffentlichen Garten stattfanden, so war für ein Publikum von mehreren Tausenden Platz, das denn auch nicht ermangelte, selbst bei dem geistlichen Concert, wo es eigentlich nicht ganz passend war, seiner Zufriedenheit durch lauten Applaus Ausdruck zu geben. Abends waren die meisten der Festtheilnehmer in dem Garten des Estnischen Vereins Wannemine (diesen Namen führt der Verein vor dem Gotte des Gesanges bei den alten Esten und Finnen) versammelt; doch ein großer Theil fand sich auch im Garten des Handwerkervereins ein, der seine Localitäten allen mit der Festschleife Geschmückten geöffnet hatte. Da habe ich auch Gelegenheit gehabt, mit einigen Dorfschulmeistern Gespräche zu führen und über die Kenntnisse dieser einfachen, mit dem schlichten Bauerrock bekleideten Leute zu staunen. Da ich nicht genug estnisch verstehe, um mich in der Sprache unterhalten zu können und selbst einer Unterhaltung nur mit Mühe folgen kann, so mußte ich mich auf solche beschränken, die des Deutschen vollkommen mächtig waren, und diesen Leuten waren Naturwissenschaften und ihre Bedeutung, Physiologie u. dgl., ganz geläufige Begriffe. Doch haben andere an nur estnisch Sprechenden ganz ähnliche Erfahrungen gemacht. Und diese Tausende, die vier Tage hindurch durch die Straßen wogten, haben nicht die geringste Ruhestörung oder Unordnung veranlaßt, nicht einmal einen Betrunknen kann ich mich erinnern gesehen zu haben. Der Handwerkerverein fürchtete für seine blühenden Blumen; allein nicht Ein Zweig ist geknickt, nicht Eine Blume ist abgerissen worden. Das Fest verlief so vollkommen ohne Störung unter allgemeinsten Begeisterung der Theilnehmer, die es gewiß noch lange im Gedächtniß bewahren und mit Freuden sich dieser vier Tage erinnern werden.“

Die „Moskauer Zeitung“ fand in ihrer Wuth über das Fest keine andere Genugthuung, als daß sie es der Veranstellung des Hrn. von Bod in Queblinburg zuschrieb, und da sie ihn mehr als einmal einen Hochverräther genannt hat, die Theilnehmer oder wenigstens die Leiter des Festes damit gleichfalls als solche der Regierung zur Verfolgung anzeigte.

Arthur Schopenhauer und seine Gegner.

Von Julius Frauenstädt.

Erster Artikel.

Ich habe mehr als ein Duzend gegnerische Schriften über Schopenhauer gelesen und in allen gefunden, daß sie Schopenhauer Widersprüche vorwerfen, ihn, der sich rühmt, der consequenteste Philosoph zu sein und ein System aus Einem Guß geliefert zu haben.

Ehe ich nun meine Ansicht über diese angeblichen Widersprüche mittheile, will ich zuvor, da Schopenhauer selbst noch einige dieser ihn der Widersprüche beschuldigenden Schriften erlebt hat, sagen, wie er selbst hierüber dachte. Als Adolf Cornill's Buch „Arthur Schopenhauer als Uebergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung“ (Heidelberg 1856) erschienen war, schrieb Schopenhauer an mich in einem Briefe vom 11. Juli 1856 unter anderm: „Alles wirft er durcheinander, schleppt das Heterogenste zusammen und will mir überall, nicht etwa Irrthümer, sondern Widersprüche beweisen. Widerspruch in einem Autor soll man nicht eher annehmen, als bis zwei völlig unvereinbare Lehren nachgewiesen sind und alles erschöpft ist, sie zu vereinen. Ich aber hätte, nach Cornill, auf jeder Seite mir widersprochen: da müßte ich ein Mensch sein, der nicht weiß was er redet; denn das heißt Widerspruch. Zum Beispiel S. 30 redet er von meiner Dianoologie, dem Erkenntnißproceß, und bringt einen Satz bei aus Buch 3, von der Metaphysik des Schönen, der Auffassung platonischer Ideen. So geht es durchweg auf seiner Jagd nach Widersprüchen, bei mir, dem consequentesten und einheitlichsten aller Philosophen.“*)

In einem spätern Briefe vom 14. Aug. 1856 kam Schopenhauer noch einmal auf das Cornill'sche Buch zurück und schrieb an mich: „Der Cornill, mit seinen Widersprüchen und seinem Dualismus! Sein Kopf ist unfähig, meinen großen Gedanken in seiner Einheit zu erfassen: daher geht er darum herum, bricht hier ein Stück ab und dort ein Stück, hält sie dann beide zusammen, und weil sie sich nicht aneinanderfügen, schreit er «Widerspruch!» Das ist freilich leichter als einzugehen auf ein großes, tief durchdachtes Gedankensystem und dem Urheber desselben in alle Gänge zu folgen, und dann zu sagen, was man etwa dagegen hat, wie Menesidemus gegen Kant gethan. Aber wo, auf jenem Gange, der Muth und die Kraft das Herrchen verläßt und seine Beinchen einknickt, bleibt er liegen und schreit lieber «Widerspruch!». Ebenso Tailandier: «ici commencent les contradictions!» Wie nur solche Köpfe glauben können, daß Geister meines Schlages nicht das simpelste aller logischen Gesetze, den Satz vom Widerspruch beobachten werden, oder ihr Leben hindurch an einem System arbeiten, ohne von dem, was sie lehren, einen durchdachten, deutlichen Begriff und ein klares Bild vor Augen zu haben, wobei die Möglichkeit alles Widerspruchs wegfällt, sondern wähnen, daß sie warten müßten auf Kerls, die so gemein sind wie die Fliegen an der Wand, Kerls, wie sie jeder Hausmenschbar macht, wenn er sich zu seiner Grette legt. Ihr Name ist Legio; wir gehen einzeln durch die Jahrhunderte.

„Dualismus! 1) woher wißt ihr, daß ein solcher überall falsch sein muß? Und 2) wenn ich sage, der Mond hat zwei Seiten, davon wir die eine sehen, die andere nie; ist das Dualismus? Erscheinung und Ding an sich, Wille und Vorstellung, ebenso wenig.“**)

*) Vgl. Frauenstädt und Lindner, Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn (S. 695 fg.).

***) Vgl. Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn (S. 700 fg.).

Diese brieflichen Äußerungen Schopenhauer's über die ihm von Cornill vorgeworfenen Widersprüche werden noch ergänzt durch einige ebenfalls briefliche Äußerungen an Dr. David Asher. An diesen schrieb Schopenhauer am 12. Nov. 1856: „Cornill's Buch ist keineswegs boshaft; er sagt mir sogar viel Gutes nach. Aber der gute Mensch hat nichts gelernt und darum versteht er wenig. Er hat gar keine Kantische Philosophie inne, spricht daher als ungeschuldiger, naiver Realist, und wenn er dann bei mir, wie es nicht anders sein kann, auf manches stößt, das er nicht begreift und zusammenreimen kann, da schreit er über Widerspruch und belegt das durch allerlei hier und dort abgeriffene Stellen. Widerspruch einem Autor vorwerfen, heißt sagen, daß er ein Pinsel ist, der nicht weiß, was er redet. Daher soll man Widerspruch nie eher annehmen und behaupten, als bis gar keine Möglichkeit ist, die Sache auszulegen. Mir ist oft meine strenge Consequenz nachgerühmt worden. Wenn er nur erst etwas Ordentliches gelernt hat, werden die Widersprüche von selbst verschwinden.“*)

Als Seydel's Buch „Schopenhauer's philosophisches System. Gekrönte Preisschrift“ (Leipzig 1857) erschienen war, schrieb Schopenhauer an Dr. David Asher am 15. Juli 1857 darüber: „Wer ein philosophisches System umstoßen will, muß es ganz fassen, tief darauf eingehen und dann die Grundgedanken als falsch nachweisen.“**)

Schopenhauer war mit Recht ein Gegner jener äußerlichen Auffassung und Beurtheilung eines Systems, die sich an einzelne Sätze hält, statt alles Einzelne aus dem Ganzen heraus, aus dem Grundgedanken, aus der Seele des Systems zu verstehen. Aus einzelnen Sätzen, sagte er, kann man machen was man will, auf den Sinn komme es an, diesen müsse man, möglichst tief geschöpft, im großen und ganzen erfassen, um einem Autor gerecht zu werden. Als ob er ahnte, daß es ihm so gehen würde, wie es ihm tatsächlich gegangen ist, daß man von außen an sein System herantreten, einzelnes aus dem Zusammenhange gerissen ins Auge fassen und dann über Widersprüche, Ungereimtheiten, Inconsequenzen u. s. w. schreien würde, sprach er sich schon in der Vorrede zur ersten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ darüber aus, wie er zu lesen sei, um verstanden zu werden. Er machte darauf aufmerksam, daß, obwol es nur ein einziger einheitlicher Gedanke sei, den er mitzutheilen habe, dieser eine Gedanke doch weltumfassend sei, und nun daraus, daß er nach allen seinen Seiten nur successiv dargestellt werden könne, für den Leser die Schwierigkeit des Einbringens in denselben entstehe. „Ein einziger Gedanke muß, so umfassend er auch sein mag, die vollkommenste Einheit bewahren. Läßt er dennoch, zum Behufe seiner Mittheilung, sich in Theile zerlegen, so muß doch wieder der Zusammenhang dieser Theile ein organischer, d. h. ein solcher sein, wo jeder Theil ebenso sehr das Ganze erhält, als er vom Ganzen gehalten wird, keiner der erste und keiner der letzte ist, der ganze Gedanke durch jeden Theil an Deutlichkeit gewinnt und auch der kleinste Theil nicht völlig verstanden werden kann, ohne daß schon das Ganze vorher verstanden sei. Ein Buch muß inzwischen eine erste und eine letzte Zeile haben und wird insofern einem Organismus allemal sehr unähnlich bleiben, so sehr diesem ähnlich auch immer sein Inhalt sein mag; folglich werden Form und Stoff hier im Widerspruch stehen. Es ergibt sich von selbst, daß unter solchen Umständen, zum Einbringen in den dargelegten Gedanken, kein anderer Rath ist als das Buch zweimal zu lesen und zwar das erste mal mit vieler Geduld, welche allein zu schöpfen ist aus dem freiwillig geschenkten Glauben, daß der Anfang das Ende beinahe so sehr voraussetze als das Ende den Anfang und ebenso jeder früherer Theil den spätern beinahe so sehr als dieser jenen.“

*) Bgl. die im „Deutschen Museum“ (1865, Nr. 34, S. 278) mitgetheilten Briefe Schopenhauer's an Dr. David Asher.

**) Ebend., S. 282.

Außer der Geduld bei der ersten Lektüre, „aus der Zuversicht geschöpft, bei der zweiten vieles oder alles in ganz andern Lichte erblicken zu werden“, empfahl Schopenhauer auch in jedem der vier Bücher der „Welt als Wille und Vorstellung“ sich besonders zu hüten, nicht über die nothwendig abzuhandelnden Einzelheiten den Hauptgedanken, dem sie angehören, und die Fortschreitung der ganzen Darstellung aus den Augen zu verlieren.

So sprach sich Schopenhauer schon in der Vorrede zur ersten Auflage seines Hauptwerkes aus. Als er die zweite, um einen Band „Ergänzungen“ vermehrte herausgab, fühlte er die großen Ungleichheiten zwischen dem ersten und zweiten Bande und ergriß daher wieder in der Vorrede die Gelegenheit, sich darüber zu äußern, wie er gelesen zu werden wünsche. Die seit der ersten Abfassung der „Welt als Wille und Vorstellung“ verstrichenen 25 Jahre hatten in der Darstellungsweise und im Ton des Vortrags des Autors eine „so merkwürdige Veränderung“ herbeigeführt, daß es nicht wohl anging, den Inhalt des zweiten Bandes mit dem des ersten in ein Ganzes zu verschmelzen, bei solcher Fusion beide zu leiden gehabt haben würden. Schopenhauer gab daher beide Arbeiten gesondert und änderte an der frühern Darstellung oft selbst da, wo er sie gegenwärtig ganz anders ausgedrückt haben würde, nichts, weil er sich hüten wollte, nicht durch die Kritikelei des Alters die Arbeit seiner jüngern Jahre zu verderben. Beide Bände will daher Schopenhauer in demselben ergänzenden Verhältniß zueinander angesehen wissen, wie das eine Lebensalter des Menschen in intellectueller Hinsicht die Ergänzung des andern ist. Wenn die erste Hälfte seines Werkes vor der zweiten das voraus habe, was nur das Feuer der Jugend und die Energie der ersten Conception verleihen kann, so übertreffe dagegen diese wiederum jene durch die Reife und vollständige Durcharbeitung der Gedanken. „Denn als ich die Kraft hatte, den Grundgedanken meines Systems ursprünglich zu erfassen, ihn sofort in seine vier Verzweigungen zu verfolgen, von ihnen auf die Einheit ihres Stammes zurückzugehen und dann das Ganze deutlich darzustellen, da konnte ich noch nicht im Stande sein, alle Theile des Systems mit der Vollständigkeit, Gründlichkeit und Ausführlichkeit durchzuarbeiten, die nur durch eine vieljährige Meditation desselben erlangt werden, als welche erforderlich ist, um es an unzähligen Thatfachen zu prüfen und zu erläutern, es durch die verschiedenartigsten Belege zu stützen, es von allen Seiten hell zu beleuchten, die verschiedenen Gesichtspunkte danach kühn in Contrast zu stellen, die mannichfaltigen Materien rein zu sondern und wohlgeordnet darzulegen.“

Wegen dieses Verhältnisses nun zwischen dem ersten und zweiten Bande rath Schopenhauer denen, die mit seiner Philosophie noch nicht bekannt sind, zuvörderst den ersten Band, ohne Hinzuziehung der Ergänzungen im zweiten Bande, durchzulesen und letztere erst bei einer zweiten Lektüre zu benutzen, weil es ihnen sonst zu schwer sein würde, das System in seinem Zusammenhange zu fassen, in welchem es allein der erste Band darlegt, während im zweiten die Hauptlehren einzeln ausführlicher begründet und vollständig entwickelt werden.

Schopenhauer gab also zwar zu, daß zwischen der ersten Darstellung seines Systems und der 25 Jahre später erschienenen nähern Ausführung und Begründung ein Unterschied sei wie zwischen Jugend und Alter, aber daß beide sich widersprechen, gab er so wenig zu, als daß die Natur sich widerspreche, indem sie dem Alter andere Eigenschaften gibt als der Jugend. Ja, Schopenhauer erklärte es sogar für einen Vorzug seiner Schriften vor denen anderer großer Philosophen, daß in allen, so weit sie auch der Zeit nach auseinanderliegen, dieselbe einheitliche Welt- und Lebensansicht enthalten sei. Denn, als ich in meinen „Briefen über die Schopenhauer'sche Philosophie“ zur Darstellung der Hauptpunkte seiner Lehre Stellen aus seinen verschiedenen Schriften zusammengedrückt hatte, die der Zeit ihrer Abfassung nach sehr weit auseinanderlagen, schrieb er mir am 28. Jan. 1854: „Habe Ihr Buch zweimal mit unendlichem Plaisir gelesen, ist mir, als sähe ich

in einem Converspiegel mein verkleinertes Bild. Ist eine vollkommen ähnliche Miniatur. Sie haben es machen können, weil Sie nicht nur eine vollständige Kenntniß und Verständniß meiner Philosophie haben, sondern so tief eingedrungen sind und sie so durchdacht und durchdrungen haben, daß Sie so viel davon wissen wie ich selbst. Dies beweisen besonders die drei letzten apologetischen Briefe, und durch das viele Studium sind Sie so zu Hause in meinen Schriften, daß Sie aus den entlegensten Winkeln heranschleppen, was Sie eben brauchen, oft Dinge, die 40 Jahre voneinander abgefaßt sind. Daß aber das alles ganz zusammenpaßt und fügt, beweist die Einheit und Festigkeit meiner Lebens- und Weltanschauung. Wie anders z. B. Schelling, sogar Spinoza, auch Kant; bei keinem ließe sich das so machen: sie alle haben gefadelt.“*)

Nicht minder ausdrücklich als in diesem Briefe behauptet Schopenhauer die Einheit und Uebereinstimmung seiner Lehre auch noch an einigen Stellen seiner Schriften. In der „Hinweisung auf die Ethik“ in der Schrift „Ueber den Willen in der Natur“ (3. Aufl., S. 142) sagt er: „Ueberhaupt darf ich kühn behaupten, daß nie ein philosophisches System so ganz aus Einem Stück geschnitten war wie meins, ohne Fugen und Fliakwerk. Es ist, wie ich in der Vorrede zu demselben gesagt habe, die Entfaltung eines einzigen Gedankens.“ In den Bemerkungen über seine eigene Philosophie im ersten Bande der „Parerga“**) sagt Schopenhauer: „Wohl kaum ist irgendetwas philosophisches System so einfach und aus so wenigen Elementen zusammengesetzt wie das meinige, daher sich dasselbe mit Einem Blick leicht überschauen und zusammenfassen läßt. Dies beruht zuletzt auf der völligen Einheit und Uebereinstimmung seiner Grundgedanken und ist überhaupt ein günstiges Zeichen für seine Wahrheit, die ja der Einfachheit verwandt ist.“ Er hebt daselbst auch den Unterschied hervor zwischen der Art, wie in seinem und wie in andern Systemen die Consequenz zu Wege gebracht ist. In andern Systemen sei sie dadurch zu Wege gebracht, daß Satz aus Satz gefolgert wird; hierzu aber müsse nothwendigerweise der eigentliche Gehalt des Systems schon in den allerersten Sätzen vorhanden sein, wodurch dann das übrige, als daraus abgeleitet, schwerlich anders als monoton, arm, leer und langweilig ausfallen könne, weil es eben nur entwickelt und wiederholt, was in den Grundsätzen schon ausgesagt war. In seinem System hingegen beruhten die Sätze meistens nicht auf Schlussketten, sondern unmittelbar auf der anschaulichen Welt selbst, und die in seinem System so sehr wie in irgendeinem vorhandene strenge Consequenz sei in der Regel nicht eine auf bloß logischem Wege gewonnene, vielmehr sei sie diejenige natürliche Uebereinstimmung der Sätze, welche unausbleiblich dadurch eintritt, daß ihnen sämmtlich dieselbe intuitive Erkenntniß, nämlich die anschauliche Auffassung desselben, nur successive von verschiedenen Seiten betrachteten Objects, also der realen Welt, in allen ihren Phänomenen, unter Berücksichtigung des Bewußtseins, darin sie sich darstellt, zum Grunde liege. Deshalb auch habe er über die Zusammenstimmung seiner Sätze stets außer Sorgen sein können, sogar noch dann, wann einzelne derselben ihm, wie bisweilen eine Zeit lang der Fall gewesen, unvereinbar schienen; denn die Uebereinstimmung habe sich nachher richtig von selbst eingefunden in dem Maße, wie die Sätze vollzählig zusammenkamen, weil sie bei ihm eben nichts anderes sei als die Uebereinstimmung der Realität mit sich selbst, die ja niemals fehlen könne.

Kurz, aus allem bisher Angeführten geht hervor, daß Schopenhauer von der Einheit und Consequenz seiner Philosophie fest überzeugt war, ja daß er sogar seine Philosophie für eine einheitlichere und consequentere hielt als die der andern großen Denker.

*) Vgl. Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn (S. 597 fg.).

**) Vgl. Parerga und Paralipomena (2. Aufl., S. 141 fg.).

Dem gegenüber nimmt sich nun die Beschuldigung der Gegner Schopenhauer's, daß seine Philosophie voller Widersprüche, ja ein Mischmasch der heterogensten, unvereinbarsten Elemente, eine greuliche Confusion sei, etwas wunderbar aus. Ich will zwar nicht behaupten, daß die eigenen Ausfagen eines Philosophen über sein System immer wahr sein müssen, daß ein Philosoph sich nicht über sich selbst täuschen könne. Aber eine solche Selbstverblendung, die es möglich machte, ein in sich widerspruchvolles System, ein also an allen Ecken und Enden gegen das erste Denkgesetz verstößendes System, für das einheitlichste und consequenteste aller je dagewesenen zu erklären, wäre doch zu kolossal, als daß sie glaublich sein sollte, zumal bei einem Denker, der sich so besonnen und so wahrheitsliebend zeigt wie Schopenhauer. Schopenhauer mußte entweder, wie er selbst sagt, ein „Pinsel“ gewesen sein, wenn er in lauter Widersprüchen sich bewegt haben sollte, ohne es zu merken, oder der unredlichste Mensch von der Welt, wenn er die Widersprüche, die er begeht, zwar gemerkt, aber aus Rechthaberei, aus Unfehlbarkeitsdünkel sie weggeleugnet und behauptet hätte, daß in seinem System alles wohl zusammenstimme. Nun gibt es zwar gehässige Gegner Schopenhauer's genug, die ganz zufrieden wären, wenn man denselben entweder als einen Pinsel oder als einen Unredlichen aus der Geschichte der Philosophie ausstriche. Ich aber wäre eher geneigt, die Widersprüche, deren die Gegner Schopenhauer beschuldigen, theils auf Rechnung ihrer Unkenntniß und ihres Unverständnisses seiner Philosophie, theils auf Rechnung ihres Uebelwollens gegen ihn zu setzen. Denn beides habe ich in reichem Masse in den gegnerischen Schriften gefunden.

Hören wir z. B., was einer der neuesten Gegner Schopenhauer's, Dr. Otto Liebmann in seiner neuesten Schrift: „Ueber den objectiven Anblick“ (Stuttgart, Karl Schöber, 1869), sagt. Nachdem Liebmann, auf Schopenhauer's Lehre von der Intellectualität der Anschauung fußend, richtig, jedoch ohne Schopenhauer als seinen Vorgänger, von dem er es gelernt, anzugeben, auseinandergesetzt hat, daß das Ganze der wahrgenommenen Welt ein Phänomen innerhalb unsers Bewußtseins ist, bestehend aus subjectiven Empfindungen, disciplinirt, geordnet, räumlich dislocirt und objectivirt durch unabweisbare Regeln unsers Verstandes, denen wir gehorchen, ohne zu wissen warum; dem Ganzen komme also kein absolutes, sondern nur ein relatives Dasein zu, denn es existire nur unter Voraussetzung unserer Sensibilität, vermöge unserer Intellectualität, in unserm Bewußtsein, nachdem er dieses in Uebereinstimmung mit Schopenhauer richtig auseinandergesetzt, fährt er so fort:

„Sonach ferner ist es ein ganz komischer lapsus, wenn ein neuerer Philosoph (Schopenhauer), der in höchst sonderbarer Weise Wahrheit und Widerspruch miteinander amalgamirt, völlig Unvereinbares, wie Wasser und Feuer einander Widerstrebendes harmlos zusammenpostirt, mit den Worten anhebt: «Der Mensch kennt keine Sonne und keine Erde, sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt»; wenn er den Leib «das unmittelbare Object», alle übrigen wahrnehmbaren Dinge aber «mittelbare Objecte» betitelt; wenn er dann in seinem Lobgesang auf Kant's große Verdienste behauptet: «Lacke hatte vom Ding an sich den Antheil, welchen die Sinneorgane an der Erscheinung desselben haben, abgezogen; Kant aber zog den Antheil der Gehirnfunktion ab», wobei «Intellect, Verstand» als gleichbedeutend mit «Gehirn» gesetzt wird, und Raum, Zeit, Causalität, welche Kant wie noch mehrere allgemeine Erkenntnisformen als a priori gegeben, d. h. als conditiones sine quibus non jeder Empirie nachgewiesen hat, «Gehirnfunktion» sein sollen. Die haarsträubende Confusion solcher Behauptungen wird nur noch durch die Redheit überboten, dergleichen sinnloses Gewäsch einem Kant halb in die Schuhe schieben zu wollen, welcher sehr gut gewußt hat, daß die palpable Hirnmasse in ihrem knöchernen Gehäuse sammt ihren zwölf Nervenpaaren u. s. w. ein Phänomen ganz gleicher Sorte ist wie die ganze wahrnehmbare Welt, also

etwas durchaus Relatives, nicht aber absolut unabhängig von unserer Wahrnehmung und unserm Verstande ein selbständiges Dasein Führendes.“*) In einer Anmerkung (S. 178) wiederholt Liebmann diesen Vorwurf, indem er sagt: „Völlig absurd ist die Behauptung Schopenhauer's, der Raum sei eine «Gehirnfunction». Sie involvirt einen ganz greifbaren, faustbiden circulus vitiosus.“

Ich bin aber vielmehr der Ansicht, daß die hier geübte Polemik Liebmann's einen ganz greifbaren „faustbiden“ Irrthum involvirt. Wie, Schopenhauer sollte nicht gewußt haben, daß das Gehirn, für dessen Function er Raum, Zeit und Causalität erklärt, als räumliches Object so gut nur ein Phänomen ist wie die andern Objecte, die es anschaut? Hätte Liebmann sich die Polemik gegen Schopenhauer minder leicht und bequem, hätte er aus Schopenhauer's Schriften ein gründlicheres tiefer eingehendes Studium gemacht, so hätte er gefunden, daß, wenn Schopenhauer die Welt Gehirnphänomen nennt, er damit das Gehirn nicht aus der Reihe der Phänomene, in die es seiner räumlichen Ausdehnung nach gehört, austreicht und zu einem Letzten, Absoluten macht. Denn was objectiv angesehen Gehirn ist, ist nach Schopenhauer subjectiv Intellect oder Erkenntnißwille. Die Welt ist also nach Schopenhauer Phänomen des Intellects, also Phänomen dessen, was, objectiv angeschaut, Gehirn, folglich selbst ein Phänomen ist. Schopenhauer sagt ausdrücklich: „Was ein Selbstbewußtsein, also subjectiv der Intellect ist, das stellt im Bewußtsein anderer Dinge, also objectiv, sich als das Gehirn dar, und was im Selbstbewußtsein, also subjectiv, der Wille ist, das stellt im Bewußtsein anderer Dinge, also objectiv, sich als der gesammte Organismus dar.“**) Ferner: „Wie der Intellect physiologisch sich ergibt als die Function eines Organs des Leibes, so ist er metaphysisch anzusehen als ein Werk des Willens, dessen Objectivation oder Sichtbarkeit der ganze Leib ist. Also der Wille zu erkennen, objectiv angeschaut, ist das Gehirn; wie der Wille zu gehen, objectiv angeschaut, der Fuß ist; der Wille zu greifen, die Hand; der Wille zu verdauen, der Magen; der Wille zu zeugen, die Genitalien u. s. f. Diese ganze Objectivation ist freilich zuletzt nur für das Gehirn da als seine Anschauung; in dieser stellt sich der Wille als organischer Leib dar. Aber sofern das Gehirn erkennt, wird es selbst nicht erkannt, sondern ist das Erkennende, das Subject aller Erkenntniß. Sofern es aber in der objectiven Anschauung, d. h. im Bewußtsein anderer Dinge, also secundär, erkannt wird, gehört es als Organ des Leibes zur Objectivation des Willens.“***)

Wo ist denn nun der circulus vitiosus, den Schopenhauer begangen haben soll? Ich glaube, er steckt lediglich in Liebmann's Kopfe. Denn es ist doch klar, daß, indem Schopenhauer die Welt ein Gehirnphänomen nennt, er hier nur vom physiologischen Standpunkt redet, die physiologische Erklärung ihm aber keine letzte ist, da er ja ausdrücklich alles Physische zuletzt auf ein Metaphysisches zurückführt.

Dieses, daß Schopenhauer alles Physische auf ein Metaphysisches zurückführt, hat ein anderer Kritiker Schopenhauer's sehr gut gewußt, Dr. E. von Hartmann, der Autor der „Philosophie des Unbewußten“; denn er setzt sogar vor den Abschnitt A seines Werks, der die Erscheinung des Unbewußten in der Leiblichkeit behandelt, Schopenhauer's Worte als Motto: „Die Materialisten bemühen sich zu zeigen, daß alle Phänomene, auch die geistigen, physisch sind: mit Recht; nur sehen sie nicht ein, daß alles Physische andererseits zugleich ein Metaphysisches ist.“ Dennoch beschuldigt E. von Hartmann Schopen-

*) Vgl. Otto Liebmann, Ueber den objectiven Anblick, S. 141.

**) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. 2, Kap. 20, S. 277.

***) Ebend., S. 298 fg.

hauer, daß er den Intellect rein materialistisch fasse wie Moleschott, Büchner, Vogt.*) Dies ist entschieden unrichtig und stimmt schlecht zu dem von Hartmann selbst angeführten Motto. Schopenhauer ist darum, daß er die Vorstellung für Gehirnfuction erklärt, noch kein reiner Materialist wie Moleschott, Büchner, Vogt; denn die Materialisten bleiben beim Physischen, beim Materiellen, als einem Letzten stehen, nach Schopenhauer aber ist „alles Physische andererseits ein Metaphysisches“, und die Materie ist nur Sichtbarkeit des Willens.

Kehren wir zu Liebmann zurück. Derselbe hat nicht etwa erst in seiner letzten Schrift: „Ueber den objectiven Anblick“, sondern auch in seiner frühern: „Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens“ (Stuttgart, Karl Schöber, 1866), an den Tag gelegt, wie wenig befähigt und berechtigt er ist, über Schopenhauer zu urtheilen, da er ihn theils nicht kennt, theils nicht versteht, oder nicht verstehen will. So wie in seiner letzten Schrift seine Polemik gegen Schopenhauer's Lehre von Raum, Zeit und Causalität als Gehirnfuction unverständlich ist, so ist auch in seiner frühern die Polemik gegen Schopenhauer's Freiheitslehre unverständlich. Da lesen wir z. B. S. 70 Folgendes gegen Schopenhauer:

„Es ist eine offenbare Absurdität, daß der selbstbewusste Mensch nicht für die That, die er mit Wissen und Willen begeht, sondern für den Charakter, der zum guten Theil durch einen ihm selbst unbekanntem Causalzusammenhang herbeigeführt ist, verantwortlich gemacht werden soll; oder gar noch für den «intelligibeln», von dem er gar nichts wissen kann; wir sehen demnach: Bei Schopenhauer soll der Mensch nicht für seine That verantwortlich sein, weil diese mit Nothwendigkeit aus der Einwirkung des Motivs auf den Charakter erfolgt, also unfrei ist, und weil Verantwortlichkeit nur da ist, wo Freiheit; andererseits kann er auch nicht für den Charakter verantwortlich sein, weil das selbstbewusste Subject nur darüber Rede zu stehen vermag, was mit seinem Wissen vor sich geht, also z. B. nicht über die Genesis des ihm angeborenen Charakters. Die Identität des Angeklagten mit dem Thäter, welche Bedingung der Verantwortlichkeit ist, fällt in beiden Fällen hinweg. Also ist die Thatsache der Verantwortlichkeit in diesem Philosophen nicht erklärt.“ Weiterhin sucht Liebmann zu beweisen, daß Schopenhauer's Lehre, die Freiheit liege im Esse, nicht im Operari, logisch undenkbar, widersinnig, widersprechend sei.

Ich kann gegen diese Polemik nur wiederholen, was ich bereits anderwärts auseinandergesetzt habe: daß der Mensch für seine That nicht verantwortlich sei, weil sie nothwendig, das lehrt Schopenhauer nirgends. Vielmehr lehrt er, daß die moralische Verantwortlichkeit des Menschen zwar zunächst und ostensibel das betrifft, was er thut, im Grunde aber das, was er ist, da, dieses vorausgesetzt, sein Thun beim Eintritt der Motive nie anders ausfallen konnte, als es ausgefallen ist. Aber so streng auch die Nothwendigkeit sei, mit welcher bei gegebenem Charakter die Thaten von den Motiven hervorgerufen werden, so werde es doch keinem, selbst dem nicht, der hiervon überzeugt ist, je einfallen, sich dadurch disculpiren und die Schuld auf die Motive wälzen zu wollen; denn er erkennt deutlich, daß hier der Sache und den Anlässen nach, also objectiv, eine ganz andere, sogar eine entgegengesetzte Handlung sehr wohl möglich war, ja eingetreten sein würde, wenn nur er ein anderer gewesen wäre. Daß aber er, wie es sich aus der Handlung ergibt, ein solcher und kein anderer ist, das sei es, wofür er sich verantwortlich fühlt; hier im Esse liegt die Stelle, welche der Stachel des Gewissens trifft.**)

Also lehrt Schopenhauer nicht, wie ihm Liebmann vorwirft, daß der Mensch für

*) Vgl. E. von Hartmann, Ueber die nothwendige Umbildung der Schopenhauer'schen Philosophie aus ihrem Grundprincip heraus, in Bergmann's „Philosophischen Monatsheften“, Bd. 2, Heft 6, S. 459, und „Philosophie des Unbewußten“, S. 18.

***) Vgl. Die beiden Grundprobleme der Ethik, S. 177.

seine That nicht verantwortlich sei, weil diese nothwendig ist, sondern er lehrt, daß er für dieselbe verantwortlich sei, trotzdem, daß sie nothwendig ist, weil diese Nothwendigkeit keine absolute, kein Fatum, sondern eine relativ, eine durch die eigene Willensrichtung bedingte ist. Schopenhauer leugnet also die Verantwortlichkeit für die Thaten nicht, sondern erklärt sie nur für eine mittelbare, secundäre. Primär sei der Mensch für sein Esse, d. h. seine Willensrichtung, seinen Charakter verantwortlich; da aber aus diesem die Thaten auf Anlaß der Motive mit Nothwendigkeit hervorgehen, so sei er secundär auch für die Thaten verantwortlich, obgleich dieselben nothwendig sind. Dies ist der Sinn der Schopenhauer'schen Lehre.

Man kann nun zwar bestreiten, daß das Individuum der Urheber seines empirischen Charakters, seines Esse, und also für denselben verantwortlich sei, und man muß es bestreiten, wenn man das Individuum ganz und gar nur für ein Product von außerhalb seiner gelegenen Ursachen hält. Aber ein logischer Widerspruch, eine logische Undenkbarkeit, wie Liebmann behauptet, läßt sich in der Schopenhauer'schen Lehre, die Freiheit liegt im Esse, nicht finden oder doch nur dann finden, wenn man dieselbe wie Liebmann gar nicht verstanden hat. Liebmann nörgelt zuerst an dem Ausdruck „das Sein ist frei“ herum. Derselbe klingt ihm ungefähr so wie: „Der Geist ist nicht vieredig“, „die Tugend ist nicht gelb“, „das Wasser ist nicht pflichtwidrig“. Alsdann aber doch einsehend, daß Schopenhauer unter dem Sein, welchem er die Freiheit beilegt, einen transcendenten „Willen“, einen außerzeitlichen Willensact versteht, nimmt er zwar den Vorwurf der Ungereimtheit zurück, erklärt aber jenen außerzeitlichen Willensact, dessen zeitliche Erscheinung nach Schopenhauer der empirische Charakter ist, für undenkbar. Er sagt nämlich*): „Ich habe an einem andern Ort**) auf die Unhaltbarkeit und den Widerspruch dieser Ansicht hingewiesen und komme deshalb hier nur kurz und beiläufig darauf zurück. Es ist nämlich ein solcher Willensact, der nach Schopenhauer unser eigentliches inneres Wesen bildet, erstens deshalb undenkbar, weil er von niemand ausgeht, eine That ohne Thäter, ein Entschluß ohne sich Entschließenden sein, d. h. gänzlich zusammenhangslos in der Luft schweben soll; wobei also vergessen ist, daß der Wille immer nur Function eines wollenden Subjects und daher ebenso wenig ohne vorausgesetztes Subject gedacht werden kann, als überhaupt irgendeine Function ohne Fungirendes. Zweitens aber soll er noch «außerzeitlich» gedacht werden, was für unsern Intellect, der selbst nur in der Zeit vorstellt, und dessen Vorstellungen deshalb nur einen einige Zeit hindurch dauernden Inhalt haben können, eine Forderung ohne Sinn ist. Mit der sogenannten Freiheit des Seins also wäre es nichts; der Sinn dieses Ausdrucks ist undenkbar; er selbst aber ein leeres Wort, κενόφωνον.“

Diese Polemik hätte sich Liebmann erspart, wenn er sich bemüht hätte, in den Sinn der Schopenhauer'schen, mit der Kant'schen im wesentlichen identischen Freiheitslehre einzudringen. Nach Schopenhauer bedeutet „frei“ das Gegenteil von „nothwendig“, nothwendig aber bedeutet: Folge aus einem Grunde. Folglich kommt das Prädicat „frei“ nur demjenigen zu, was nicht Folge aus einem Grunde, sondern das grundlose Ursprüngliche ist. Dieses nun aber ist nicht die That, sondern der Wille. Folglich fällt auf ihn alle Schuld und Verantwortlichkeit zurück. Was die Außerzeitlichkeit jenes Willensactes betrifft, dessen in der Zeit sich auseinanderlegende Erscheinung der empirische Charakter ist, so hat sie nur den Sinn, daß jener Willensact das Princip der ganzen Zeitreihe ist, in der der empirische Charakter sich entfaltet, also nicht selbst in dieser Zeitreihe liegt, sondern gleichsam über ihr schwebt. Diese Außerzeitlichkeit ist also nur eine

* Bgl. Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens, S. 80. fg.
 ** Bgl. Kant und die Epigonen, S. 186 fg.

relative. In Vergleichung nämlich mit seiner successiven empirischen Erscheinung ist der intelligible Willensact, der das Princip immer bildet, außerzeitlich. Was endlich die Beschuldigung betrifft, der intelligible Willensact sei undenkbar, weil er eine That ohne Thäter, ein Entschluß ohne sich entschließendes Subject, eine Function ohne Functionendes sei, so ist sie ganz einfach damit widerlegt, daß ja bei Schopenhauer der Wille als Ding an sich das Subject, der Thäter der sich Entschließende zu jenem Willensact ist. Der Wille ist ja nach Schopenhauer das Ursubject. Also schwebt der außerzeitliche Willensact, als dessen in der Zeit sich entfaltende Folge Schopenhauer den empirischen Charakter betrachtet, keineswegs „in der Luft“, wie Liebmann behauptet.

Kurz die Undenkbarkeit, der Widersinn, den Liebmann der Schopenhauer'schen Freiheitslehre vorwirft, ist nirgends in dieser zu finden, sondern nur bei Liebmann selbst zu suchen. Und nun wird der Leser wissen, was davon zu denken sei, wenn Liebmann's Schopenhauer einen wahren „Tragelaphen“ nennt, in dessen Schriften „tiefe, bedeutende Einsichten mit baarem nonsense verquickt“ seien. Freilich, hat man erst nonsense in die Schriften eines Philosophen hineingetragen, so ist es auch leicht, den nonsense wieder herauszuziehen!

Doch, wird der Leser fragen, haben nicht schon lange vor Liebmann, diesem zuletzt aufgetretenen Gegner Schopenhauer's, andere und zwar bedeutendere Gegner, wie Seydel, Hayn, Trendelenburg, Thilo, ihn ebenfalls der Widersprüche und des nonsense beschuldigt? Und sollten diese alle die Widersprüche, die sie in Schopenhauer's System finden, nur in dasselbe aus Mangel an Verständniß hineingetragen haben?

Wir wollen sehen. Wir fangen mit Rudolf Seydel's gekrönter Preisschrift an, welche unter dem Titel „Schopenhauer's philosophisches System dargestellt und beurtheilt“ (Leipzig 1857) erschien und auf welche sich manche spätere Gegner Schopenhauer's als auf eine vortreffliche Gegenschrift berufen haben. So beruft sich z. B. Professor Ueberweg in Königsberg in seinem „Grundriß der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart“ ebenfalls auf Seydel.

Seydel wirft Schopenhauer ein Schwanken zwischen idealistischer und realistischer Auffassung der „Objectivationen“ des Willens vor. Einerseits werde von ihm die Objectivation nicht als reale Bethätigung des Willens, sondern als Objectivation nur im Verstande und für denselben erklärt**): „Ich verstehe unter Objectivation das Sichdarstellen in der realen Körperwelt. Inzwischen ist diese selbst, wie im ersten Buche und dessen Ergänzungen ausführlich dargethan, durchaus bedingt durch das erkennende Subject, also den Intellect, mithin außerhalb seiner Erkenntniß schlechterdings als solche undenkbar; denn sie ist zunächst nur anschauliche Vorstellung und als solche Gehirnphänomen. Nach ihrer Aufhebung würde das Ding an sich übrigbleiben“ — andererseits aber, in der naturphilosophischen Durchführung, werde der Intellect ausdrücklich als erst nach Ablauf seiner erkenntnißlosen Objectivationsreihe eintretend aufgefaßt. Dieser seiner Oscillation zwischen idealistischer und realistischer Auffassung sei sich Schopenhauer bisweilen selbst bewußt geworden, z. B. in jenem Paragraphen der „Parerga“, wo er sagt: „Wenn man einerseits zugeben muß, daß alle jene physischen, kosmogonischen, chemischen und geologischen Vorgänge, da sie nothwendig, als Bedingungen dem Eintritt eines Bewußtseins lange vorhergehen mußten, auch vor diesem Eintritt, also außerhalb eines Bewußtseins existirten, so ist andererseits nicht zu leugnen, daß eben die besagten Vorgänge außerhalb eines Bewußtseins, da sie in und durch dessen Formen allererst sich darstellen können, gar nichts sind, sich nicht einmal denken lassen.“***)

*) Vgl. Ueber den objectiven Anblick, S. 141.

**) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. 2, S. 20, S. 277.

***) Vgl. Parerga, Bd. 2, S. 85 der 1. Aufl., S. 87 der 2. Aufl.

In diesem Zwiespalt zwischen erkenntnistheoretischem Idealismus und naturphilosophischem Realismus findet Seydel den „Grund- und Hauptwiderspruch“ des Schopenhauer'schen Systems.*) Noch kein Anhänger Schopenhauer's habe auch nur versucht, diesen von allen Kritikern des Systems unermüßlich ans Licht gezogenen Hiatus zwischen Erkenntnistheorie und Metaphysik zu beseitigen. Als ob Schopenhauer selbst nichts zur Beseitigung desselben gethan hätte! In dem von Seydel citirten Paragraphen der „Parerga“ über die kosmogonischen und geologischen, dem Eintritt eines Bewußtseins lange vorhergehenden Vorgänge sagt ja Schopenhauer ausdrücklich zur Lösung der hier in Rede stehenden Antinomie: „Allenfalls ließe sich sagen, das Bewußtsein bebingt die in Rede stehenden physischen Vorgänge vermöge seiner Formen, ist aber wiederum durch sie bebingt vermöge ihrer Materie.“ Warum hat denn Seydel diese die Lösung des Widerspruchs enthaltenden Worte in seinem Citat unterdrückt? Vielleicht, weil alsdann Schopenhauer nicht mehr als ein so gedankenloser, Widersprüche zusammenschweißender Philosoph erschienen und dies doch schade gewesen wäre.

Weit ausführlicher übrigens als in dem von Seydel citirten Paragraphen der „Parerga“ hat Schopenhauer die Antinomie des Bedingtheits der objectiven Welt durch das Bewußtsein und des Bedingtheits des Bewußtseins durch die objective Weltentwicklung zur Sprache gebracht in „Die Welt als Wille und Vorstellung“ (Bd. 1, §. 7), wo er an die Stelle der vier Kantischen Antinomien, die nach ihm „grundlose Spiegelfechtereien“ sind, zwei andere setzt, eine chemische und eine physiologische. Die physiologische aber ist die hier in Rede stehende. „Kein Object ohne Subject“, sagt Schopenhauer dort, „ist der Satz, welcher auf immer allen Materialismus unmöglich macht. Sonnen und Planeten, ohne ein Auge, das sie sieht, und einen Verstand, der sie erkennt, lassen sich zwar mit Worten sagen, aber diese Worte sind für die Vorstellung ein Sideroxydon. Nun leitet aber dennoch andererseits das Gesetz der Causalität und die ihm nachgehende Betrachtung und Forschung der Natur uns nothwendig zu der sichern Annahme, daß in der Zeit jeder höher organisirte Zustand der Materie erst auf einen rohern gefolgt ist, daß nämlich Thiere früher als Menschen, Fische früher als Landthiere, Pflanzen auch früher als diese, das Unorganische vor allem Organischen dagewesen ist; daß folglich die ursprüngliche Masse eine lange Reihe von Veränderungen durchzugehen gehabt, bevor das erste Auge sich öffnen konnte. Und dennoch bleibt immer von diesem ersten Auge, das sich öffnete, und habe es einem Insekt angehört, das Dasein jener ganzen Welt abhängig, als von dem nothwendig Vermittelnden der Erkenntniß, für die und in der sie allein ist und ohne die sie nicht einmal zu denken ist; denn sie ist schlechthin Vorstellung und bedarf als solche des erkennenden Subjects als Trägers ihres Daseins; ja jene lange Zeitreihe selbst, von unzähligen Veränderungen gefüllt, durch welche die Materie sich steigerte von Form zu Form, bis endlich das erste erkennende Thier ward, diese ganze Zeit selbst ist ja allein denkbar in der Identität eines Bewußtseins, dessen Folge von Vorstellungen, dessen Form des Erkennens sie ist und außer der sie durchaus alle Bedeutung verliert und gar nichts ist. So sehen wir einerseits nothwendig das Dasein der ganzen Welt abhängig vom ersten erkennenden Wesen, ein so unvollkommenes dieses auch immer sein mag, andererseits ebenso nothwendig dieses erste erkennende Thier völlig abhängig von einer langen ihm vorhergegangenen Kette von Ursachen und Wirkungen, in die es selbst als ein kleines Glied eintritt.“

So stellt Schopenhauer diese „Antinomie“ im siebenten Paragraphen des ersten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“ dar. Er läßt dieselbe aber auch dort nicht ungelöst stehen, sondern gibt ihre Lösung. Denn er sagt: „Der sich uns hier zuletzt noth-

*) Vgl. Seydel's gefrönte Preisschrift, S. 69 fg.

wendig ergebende Widerspruch findet jedoch seine Auflösung darin, daß, in Kant's Sprache zu reden, Zeit, Raum und Causalität nicht dem Dinge an sich zukommen, sondern allein seiner Erscheinung, deren Form sie sind; welches in meiner Sprache so lautet, daß die objective Welt, die Welt als Vorstellung nicht die einzige, sondern nur die eine, gleichsam die äußere Seite der Welt ist, welche noch eine ganz und gar andere Seite hat, die ihr innerstes Wesen, ihr Kern, das Ding an sich ist. Die Welt als Vorstellung heißt allerdings erst an mit dem Aufschlagen des ersten Auges, ohne welches Nebium der Erkenntniß sie nicht sein kann, also auch nicht vorher war. Aber ohne jenes Auge, d. h. außer der Erkenntniß, gab es auch kein Vorher, keine Zeit. Dennoch hat deswegen nicht die Zeit einen Anfang, sondern aller Anfang ist in ihr; da sie aber die allgemeinste Form der Erkennbarkeit ist, welcher sich alle Erscheinungen mittels des Bandes der Causalität einfügen, so steht mit dem ersten Erkennen auch sie (die Zeit) da mit ihrer ganzen Unendlichkeit nach beiden Seiten, und die Erscheinung, welche diese erste Gegenwart füllt, muß zugleich erkannt werden als ursächlich verknüpft und abhängig von einer Reihe von Erscheinungen, die sich unendlich in die Vergangenheit erstreckt, welche Vergangenheit selbst jedoch ebensowol durch diese erste Gegenwart bedingt ist als umgekehrt diese durch jene, sodasß wie die erste Gegenwart so auch die Vergangenheit, aus der sie stammt, vom erkennenden Subject abhängig und ohne dasselbe nichts ist, jedoch die Nothwendigkeit herbeiführt, daß diese erste Gegenwart nicht als die erste, d. h. als keine Vergangenheit zur Mutter habend und als Anfang der Zeit sich darstellt, sondern als Folge der Vergangenheit nach dem Grunde des Seins in der Zeit und so auch die sie füllende Erscheinung als Wirkung früherer jene Vergangenheit füllender Zustände nach dem Gesetz der Causalität.“

Man mag nun mit dieser Lösung zufrieden sein oder nicht — keinesfalls wird man Schopenhauer, wie seine Gegner thun, als einen gedankenlos in Widersprüchen sich Bewegenden darstellen dürfen, der keine Ahnung von dem Widerspruche seiner entgegengesetzten, bald idealistischen, bald realistischen Ausagen habe und nicht den geringsten Versuch mache, den Widerspruch zu lösen. Schopenhauer, wie ich ihn verstehe und wie ich ihn bereits in meinen „Briefen über die Schopenhauer'sche Philosophie“ dargestellt habe, ist weder absoluter Idealist noch absoluter Realist, sondern er ist Idealist auf realistischem Grunde. Die Welt als Vorstellung ist ihm kein bloßer Schein, sondern sie ist Erscheinung des Realen, des Willens, in den Formen des vorstellenden Subjecte, des Intellects. Dieser Intellect ist real, er ist ja keine bloße Vorstellung, sondern ist die reale Bedingung der Vorstellung, aber seine Formen, Zeit, Raum und Causalität sind ideal, gehören also nicht dem Dinge an sich an, sondern nur dem Bilde des Intellects von demselben. Das raum-, zeit- und grundlose Wesen an sich der Welt stellt sich in der Erscheinung, d. i. in der Vorstellung mittels des Intellects dar als eine Vielheit neben- und naheinander existirender und aufeinander wirkender Individuen.

Das erste Reale ist also nach Schopenhauer der Wille, das zweite Reale ist der Intellect mit seinen apriorischen Formen als ein Organ des Willens. Das dritte von diesen beiden, die Welt als Vorstellung, ist weder bloß real noch bloß ideal, sondern ist gemischt aus Realität und Idealität. Ihrem innern Wesen, ihrem Kerne oder dem in ihr Erscheinenden nach ist sie real, ist Willensmanifestation, ihrer äußern Form nach hingegen ist sie ideal. Schopenhauer betont es wiederholt, daß in dem Aposteriorischen der Vorstellung, in dem aus den apriorischen Formen nicht Abzuleitenden und zu Erklärenden das ursprünglich Reale, das Ding an sich, der Wille sich kundgibt, die apriorischen Formen (Raum, Zeit und Causalität mit ihren Gesetzen) hingegen dem Intellect als das ihnen Eigenthümliche angehören. Er sondert also den realen von dem idealen Theil der Vorstellung, legt dem aposteriorischen Stoffe derselben Realität, der apriorischen Form

Idealität bei, und es ist daher ein ungerechter Vorwurf, daß zwischen seinem Realismus und seinem Idealismus ein Widerspruch sei. Ein solcher wäre nur dann vorhanden, wenn Schopenhauer die Prädicate real und ideal einem und demselben beilegte. Dies ist aber nicht der Fall; denn nur der Stoff der Vorstellung oder Erscheinung ist ihm real, die Form hingegen ideal.

„Ich lasse“, sagt Schopenhauer, „ganz und gar Kant's Lehre bestehen, daß die Welt der Erfahrung bloße Erscheinung sei, und daß die Erkenntnisse a priori bloß in Bezug auf diese gelten; ich aber füge hinzu, daß sie gerade als Erscheinung die Manifestation desjenigen ist, was erscheint, und nenne es mit ihm das Ding an sich. Dieses muß daher sein Wesen und seinen Charakter in der Erfahrungswelt ausdrücken, mithin solcher aus ihm herauszudeuten sein, und zwar aus dem Stoff, nicht aus der bloßen Form der Erfahrung. Demnach ist die Philosophie nichts anderes als das richtige, universelle Verständniß der Erfahrung selbst, die wahre Auslegung ihres Sinnes und Gehalts. Dieser ist das Metaphysische, d. h. in die Erscheinung bloß Bekleidete, und in ihre Formen verhüllte, ist das, was sich zu ihr verhält wie der Gedanke zu den Worten.“*)

Auch noch aus folgender Stelle geht die erwähnte Vertheilung der Realität und Idealität an zwei verschiedene Elemente der Vorstellung, an das Aposteriorische und Apriorische derselben, deutlich hervor: „Alles dasjenige an den Dingen, was nur empirisch, nur a posteriori erkannt wird, ist an sich Wille; hingegen soweit die Dinge a priori bestimmbar sind, gehören sie allein der Vorstellung an, der bloßen Erscheinung. Daher nimmt die Verständlichkeit der Naturerscheinungen in dem Maße ab, als in ihnen der Wille sich immer deutlicher manifestirt, d. h. als sie immer höher auf der Wesenleiter stehen; hingegen ist ihre Verständlichkeit um so größer, je geringer ihr empirischer Gehalt ist, weil sie um so mehr auf dem Gebiete der bloßen Vorstellung bleiben, deren uns a priori bewußte Formen das Princip der Verständlichkeit sind. Demgemäß hat man völlige, durchgängige Begreiflichkeit nur so lange, als man sich ganz auf diesem Gebiete hält, mithin bloße Vorstellung ohne empirischen Gehalt vor sich hat, bloße Form; also in den Wissenschaften a priori, in der Arithmetik, Geometrie, Phoronomie und in der Logik; hier ist alles im höchsten Grade faßlich, die Einsichten sind völlig klar und genügend und lassen nichts zu wünschen übrig, indem es uns sogar zu denken unmöglich ist, daß irgendetwas sich anders verhalten könne, welches alles daher kommt, daß wir es hier ganz allein mit den Formen unsers eigenen Intellects zu thun haben.“**) Denselben Gedanken findet man auch in der „Welt als Wille und Vorstellung“ (3. Aufl., Bd. 1, S. 24, S. 142—145) ausgeführt.

Es geht aus dem Angeführten zur Genüge hervor, daß Schopenhauer in Bezug auf die Erscheinung weder Idealist noch Realist ist, sondern Idealist und Realist, und zwar nicht in widersprechender Weise, da es nicht ein und dasselbe Element der Erscheinung ist, in Bezug worauf er Idealist und Realist ist, sondern zwei verschiedene Elemente, nämlich apriorische Form und empirischer Stoff.

Deshalb ist es aber auch ein ungerechter Vorwurf, wenn man wie Trendelenburg in seiner Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie***) thut, Schopenhauer beschuldigt, daß er die Erscheinungswelt zum bloßen „Gankelbilde“ in unserm Kopfe mache. „Die Erscheinung macht er zu einer bloßen Vorstellung in unserm Kopfe, zum Scheine“ (S. 108). Trendelenburg stempelt also Schopenhauer zum puren Idealisten. Hiergegen habe ich schon in der Schrift „Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn“ (S. 432—438) das Nöthige

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, II, 204.

**) Vgl. Ueber den Willen in der Natur, 3. Aufl., S. 86.

***) Vgl. Logische Untersuchungen, 2. Aufl., II, 107 fg.

beigebracht. Ich habe dort diejenigen Stellen aus „Die Welt als Wille und Vorstellung“, aus den „Parergis“ und aus Schopenhauer's „Briefen“ an mich sowie aus seinen Gesprächen mit mir hervorgehoben, aus denen schlagend hervorgeht, wie falsch die Beschuldigung ist, daß Schopenhauer die Erscheinung zum bloßen Scheine, zum Gaukelbilde mache, z. B. die Stelle der „Parerga“ (1. Aufl., Bd. 2, §. 102 b; 2. Aufl., §. 103 b), wo Schopenhauer, von den verschiedenen Thiergestalten und den verschiedenen Pflanzenformen redend, fortfährt: „Im ganzen jedoch läßt sich sagen, daß in der objectiven Welt, also der anschaulichen Vorstellung, sich überhaupt nichts darstellen kann, was nicht im Wesen der Dinge an sich, also in dem der Erscheinung zum Grunde liegenden Willen ein genau dem entsprechend modificirtes Streben hätte. Denn die Welt als Vorstellung kann nichts aus eigenen Mitteln liefern, ebendarum aber auch kann sie kein eitles, müßig erfonnenes Märchen aufstischen. Die endlose Mannichfaltigkeit der Formen und sogar der Färbungen der Pflanzen und ihrer Blüten muß doch überall der Ausdruck eines ebenso modificirten subjectiven Wesens sein, d. h. der Wille als Ding an sich, der sich darin darstellt, muß durch sie genau abgebildet sein“, wozu noch die Erläuterung zu nehmen ist, die Schopenhauer in dem 38. Briefe an mich gibt: „Ich meinerseits lehre: nicht in den Eigenschaften, weder den apriorischen noch den empirischen, stellt das Wesen des Dinges an sich sich dar; wohl aber müssen die speciellen und individuellen Unterschiede dieser Eigenschaften, die Unterschiede in abstracta genommen, irgendwie ein Ausdruck des Dinges an sich sein, z. B. weder die Gestalt noch die Farbe der Rose; wohl aber dies, daß die eine sich in rother, die andere in gelber Farbe darstellt: oder, nicht die Form noch die Farbe des Menschengesichts, aber, daß der eine diese, der andere jene Physiognomie hat.“*)

Ich habe am angeführten Orte**) gezeigt, daß Schopenhauer in der ersten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ allerdings noch überwiegend Idealist war, da er dort von der Vielheit und Verschiedenheit der Dinge so gesprochen, als berührte sie das Ding an sich gar nicht, sondern gehörte lediglich der Vorstellung an. Ich habe aber auch gezeigt, wie Schopenhauer diesen einseitigen Idealismus in den spätern Auflagen und in den durch die „Parerga“ gegebenen Erläuterungen corrigirt hat. Wenn man nun die wahre Meinung Kant's nicht aus der ersten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“ schöpft, sondern aus der zweiten, warum verfährt man mit Schopenhauer nicht ebenie, schöpft vielmehr seine wahre Meinung aus den ersten überwiegend idealistischen Äußerungen, statt aus den spätern realistischen Ergänzungen und Erläuterungen, oder sucht gar einen Widerspruch zwischen beiden nachzuweisen? Ist dies nicht gerade so, als wenn man, statt Kant's wahre Meinung aus der zweiten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“ zu schöpfen und durch diese die mit ihr nicht übereinstimmenden Äußerungen der ersten Auflage für verworfen zu halten, beide zu Grunde legen und nun zeigen wollte, wie Kant sich widersprochen habe?

Nach meinem Vorfichalten hat man bei der Auslegung eines Systems vor allen Dingen diejenige Auslegung zu Rathe zu ziehen, die der Autor desselben selbst in spätern Auflagen oder in Erläuterungen und Ergänzungen ihm gegeben hat; folglich hat man den Idealismus des ersten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“, der von der ersten Conception des Systems hier noch stehen geblieben ist, nach den Erläuterungen und Ergänzungen des zweiten Bandes sowie nach denen der Schrift „Ueber den Willen in der Natur“ und der „Parerga“ auszulegen. Was thun aber die Gegner? Sie hängen sich, entweder sich an die überwiegend idealistischen Äußerungen des ersten Bandes der

*) Vgl. Arthur Schopenhauer, Von ihm, über ihn, S. 594.

**) Ebend., S. 434 fg.

„Welt als Wille und Vorstellung“ haltend, Schopenhauer zum puren, die Welt in ein Gaufelbild, ein leeres Hirngespinnst verwandelnden Idealisten, oder sie stellen diesen Aeußerungen die mehr realistischen des zweiten Bandes und der spätern Schriften gegenüber und rufen aus: „Welche Widersprüche!“ In diesem Verfahren kann ich weder wissenschaftlichen Geist noch Rebllichkeit bemerken. Schopenhauer hat sein im ersten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung“ dargelegtes System selbst ausgelegt in den Ergänzungen des zweiten Bandes in der Schrift „Ueber den Willen in der Natur“ und in den „Parergis“. Im Sinne dieser seiner eigenen Auslegungen daher ist sein System aufzufassen, nicht aber sind, um Widersprüche herauszubringen, diese Auslegungen dem System entgegenzusetzen.

Trendelenburg sagt: „Schopenhauer steht auf Kant, aber wo er an Kant anknüpft, biegt er ihn. So biegt er den transcendentalen Idealismus in die Lehre von der Maja“ (S. 108). Diese Darstellung ist nicht richtig. Vielmehr verhält sich die Sache so: Schopenhauer findet, daß mit seiner Lehre von der Relativität der dem Saße vom Grunde unterworfenen Erscheinungswelt die Lehren aller großen Philosophen sowie auch die indische Lehre von der Maja übereinstimme, daß alle in Bezug auf die Erscheinung im wesentlichen dasselbe lehren, nämlich, daß ihr kein wahres, kein absolutes Sein zukomme, daß sie keinen Halt in sich selbst habe. „Das Wesentliche dieser Ansicht“, sagt Schopenhauer in Hinweisung auf seine Lehre, „daß alles, was in Raum und Zeit ist, alles also, was aus Ursachen oder Motiven hervorgeht, nur ein relatives Dasein hat, ist alt; Heraclitus bejammert in ihr den ewigen Fluß der Dinge; Platon würdigt ihren Gegenstand herab als das immer werdende, aber nie Seiende; Spinoza nannte es bloße Accidencien der allein seienden und bleibenden einzigen Substanz; Kant setzte das so Erkannte als bloße Erscheinung dem Dinge an sich entgegen; endlich die uralte Weisheit der Indier spricht, es ist die Maja, der Schleier des Truges u. s. w. Was alle diese aber meinten und wovon sie reden, ist nichts anderes als was auch wir jetzt eben betrachten, die Welt als Vorstellung unterworfen dem Saße des Grundes.“*)

Diese Hinweisung auf das Identische des Sinnes der Lehren aller großen Philosophen halte ich für sehr verdienstlich, und statt Schopenhauer dafür zu tadeln, sollte man ihn vielmehr loben. Zugleich geht aus der angeführten Stelle hervor, daß Schopenhauer, indem er die Erscheinungswelt der Maja vergleicht, ihr damit nicht das Sein abspricht, sondern nur das absolute Sein, das Ansichsein. Zum Truge wird in Schopenhauer's Sinne die räumlich-zeitliche, dem Saße vom Grunde unterworfenene Erscheinungswelt erst dann, wenn man sie wie die das principium individuationis nicht Durchschauenden für die wahre, die absolute hält, statt ihr lediglich relatives Dasein zu erkennen.

Doch solches Eingehen in den eigentlichen Sinn der Schopenhauer'schen Lehre paßt nicht in den Plan der animosen Gegner Schopenhauer's. Sie kleben lieber am Buchstaben, als daß sie den Geist erfassen. Da lassen sich bequem allerlei Widersprüche und Ungereimtheiten nachweisen.

Zu den animosen Gegnern Schopenhauer's gehört auch Haym in seiner 1864 in Berlin erschienenen Streitschrift: „Arthur Schopenhauer“, besonders abgedruckt aus dem 14. Bande der „Preussischen Jahrbücher“. Auf die persönlichen Verunglimpfungen Schopenhauer's bei Haym einzugehen, ist hier nicht meine Absicht, ist auch nicht nöthig, da alle diese Verunglimpfungen bereits hinlänglich und gründlich widerlegt sind durch meine mit Lindner gemeinschaftlich herausgegebene Vertheidigungsschrift: „Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn.“ Haym nennt zwar diese Schrift „eine in der Form der Vertheidigung vergrößernde Bestätigung der Gwinner'schen Charakteristik“, aber dies Urtheil be-

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. 1, §. 3, S. 8 fg.

weist nur, daß er aus unserer Schrift eben nur das herausgelesen, was seiner Feindseligkeit gegen Schopenhauer Nahrung bot, das andere hingegen beiseite gelassen. Zwischen unserer und der Gwinner'schen Schrift ist Uebereinstimmung nur im Sittlichen, Thatsächlichen. Was hingegen die Auffassung und Beleuchtung des Stoffes betrifft, so ist himmelweiter Unterschied, für den nur die animosen Gegner Schopenhauer's kein Auge haben, weil bei ihnen in der Beurtheilung Schopenhauer's der Wille seinen Primat über den Intellect geltend macht.

Haym findet einen Widerspruch darin, daß Schopenhauer, dem der Satz vom Grunde nur innerhalb des Gebiets der Vorstellung Geltung hat, nach dem Grunde der Vorstellung fragt. „Nach dem Grunde der Vorstellung kann der nicht fragen, dem ja der Satz vom Grunde nur innerhalb der Welt, nur erst auf dem Boden der Vorstellung selbst Geltung erhält“ (S. 14 der Haym'schen Schrift). Diese Einwendung hätte sich Haym erspart, wenn er bedacht hätte, daß nach Schopenhauer das Vorstellen als Gehirnfunktion zu den innerweltlichen Erscheinungen, also in das Gebiet der nach dem Satz vom Grunde verknüpften Phänomene gehört. Nur nach seiner metaphysischen Seite als Erkenntnißwille ist das Vorstellen dem Satz vom Grunde enthoben, aber nicht nach seiner physischen Seite.

Damit ist denn auch widerlegt, was Haym an einer spätern Stelle vorbringt. Ueber die Ergänzung nämlich, die Schopenhauer dem Kant'schen Idealismus dadurch gegeben, daß er ihn physiologisch begründet, indem er nicht bloß sich begnügt hat, wie Kant zu zeigen, daß das Vorstellen auf Erscheinungen beschränkt ist, sondern auch den physiologischen Grund angegeben hat, warum es so ist, weil nämlich das Vorstellen nur Function eines Organs des Leibes, also nur den Zwecken des im Leibe erscheinenden Lebenswillens zu dienen bestimmt ist. Ueber diese Ergänzung sagt Haym: „Näher sind wohl niemals zwei sich gegenseitig aufhebende Ansichten «versöhnt», das will sagen aneinandergeschweift worden. Die Lehre von der Welt als Vorstellung schließt jede ursächliche Erklärung, die hinter die Vorstellung zurückginge, aus; nichtsdestoweniger wird uns hier ausdrücklich eine Einsicht in die von Kant unbeachtete «Genesis» des Bewußtseins angeboten. Der Sinn von Kant's transcendentaler Aesthetik und Analytik ist der, daß die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung vor der Erfahrung nachgewiesen werden; nichtsdestoweniger werden diese Bedingungen hier in einem handgreiflichen Circel rückwärts wieder in der durch sie bedingten Erfahrung aufgesucht. Es ist im zweiten Bande der «Parerga», daß Schopenhauer dieses Beginnen durch die Bemerkung zu rechtfertigen sucht, daß ein voraussetzungsloses Verfahren in der Philosophie wie überall unmöglich sei, und daß es sich daher allemal darum handle, ein solches einstweilen als gegeben Genommenes nachträglich weiter zu compensiren. Eine an sich gewiß richtige Bemerkung, und so rechtfertigt sich in der That die relative «Willkürlichkeit» des Kant'schen Ausgangspunktes durch den nachträglichen Beweis, daß die Erfahrung durch die Data der Erfahrung eben nicht erklärt werden könne. Behauptungen dagegen, von denen die eine die andere aufhebt, leisten einander den Dienst gegenseitiger Rechtfertigung nur insofern, als sie sich gefallen lassen, nach wie vor absolute Willkürlichkeiten zu sein. Schopenhauer hat die Wahl, seinen zwiefachen Standpunkt für eine zwiefache absolute Willkürlichkeit oder seinen Wechselbeweis für ein classisches Muster eines circulus vitiosus angesprochen zu sehen.“

Nun, welche Bewandniß es mit diesem „circulus vitiosus“ hat, habe ich schon oben bei Liebmann, der ja Schopenhauer desselben circulus beschuldigt, gezeigt. Haym hat auch selbst eine Ahnung davon, daß es mit dieser Beschuldigung keine Richtigkeit habe; denn er fährt nach der eben angeführten Stelle fort: „Es müßte denn sein, daß ein Umstand ihn rettete.“ Haym meint den Umstand, daß Schopenhauer in letzter Instanz für den Intellect ein metaphysisches Princip, den Willen, annimmt. Aber diese Rettung

gerinnt nach Haym wieder in Nichts, ein neuer *circulus vitiosus* thut sich auf. „Denn es sei so; in letzter Instanz soll nicht das Gehirn, sondern der Wille die Vorstellung erzeugen. Wie erzeugt er sie denn? Er erzeugt sie nur insofern — wir berufen uns vorzugsweise auf Bd. 2, S. 310 — sofern er zunächst Vielheit und Individuation erzeugt hat; denn nur an der Individuation hängt das Bedürfnis der Erkenntnis; zur Befriedigung dieses Bedürfnisses schafft der Wille das Gehirn mit der demselben eigenthümlichen Function. Das Erkennen also soll durch die Individuation nothwendig werden, oder die Individuation wieder wird erst möglich durch Zeit und Raum, also durch die Formen des Erkennens! Wir sind in einen andern, keineswegs in einen verständlichern Cirkel hineingeworfen.“

Ich will nun nicht leugnen, daß das, was Schopenhauer selbst über diesen Cirkel sagt, keine Lösung desselben ist. Aber daraus folgt nicht, daß dieser Cirkel aus Schopenhauer's Voraussetzungen heraus unlösbar sei. Es kommt öfter vor, daß ein Philosoph das Rechte, was im Sinne seines Systems gegen die sich erhebenden Schwierigkeiten zu sagen wäre, selbst nicht sagt, und daß andere für ihn es sagen müssen. Dieser Fall liegt hier vor.

Schopenhauer selbst sagt über den von ihm keineswegs vertuschten, sondern ehrlich eingestandenen Cirkel, daß das Bedürfnis der Erkenntnis überhaupt aus der Vielheit und dem getrennten Dasein der Wesen, also aus der Individuation entsteht, andererseits aber wieder Vielheit des Gleichartigen erst möglich wird durch Zeit und Raum, also durch die Formen unserer Erkenntnis, daß also Erkenntnis durch Vielheit und Verschiedenheit bedingt ist, Vielheit und Verschiedenheit aber wiederum durch die Erkenntnis — er sagt: „Also die Erkenntnis und die Vielheit oder Individuation stehen und fallen miteinander, indem sie sich gegenseitig bedingen.“*)

Dies ist keine Lösung. Denn dies eben soll ja erklärt werden wie die Erkenntnis, welche durch die Vielheit bedingt ist, selbst wieder das Bedingende der Vielheit sein kann. Der Cirkel kann im Sinne der Schopenhauer'schen Philosophie nur durch das gelöst werden, was ich bereits oben über die Bedeutung der Erscheinung bei Schopenhauer gesagt habe, daß nämlich die Erscheinung eine reale und eine ideale Seite hat, ein aposteriorisches und ein apriorisches Element. Hieraus ergibt sich, daß auch die Vielheit als Erscheinung eine reale und eine ideale Seite hat. Von ihrer realen Seite wurzelt sie im Ding an sich, im Willen, von ihrer idealen Seite hingegen im Intellect. Die Vielheit ist also in der einen Beziehung, als im Willen wurzelnd reale Individuation, Voraussetzung des Erkennens, in der andern Beziehung hingegen als intellectual angeschaut, in die Formen des Intellects eingegangene hat sie das Erkennen zur Voraussetzung. Die Vielheit ist also nicht in demselben Sinne durch das Erkennen bedingt, in welchem das Erkennen durch sie bedingt ist. So löst sich der Cirkel. Der sich real individuirende Wille führt das Bedürfnis der Erkenntnis herbei; „denn denkt man sich, es sei nur ein einziges Wesen vorhanden, so bedarf ein solches keiner Erkenntnis, weil nichts da ist, was von ihm selbst verschieden wäre, und dessen Dasein es daher erst mittelbar durch Erkenntnis, d. h. Bild und Begriff in sich aufzunehmen hätte. Bei der Vielheit der Wesen hingegen befindet jedes Individuum sich in einem Zustande der Isolation von allen übrigen und daraus entsteht die Nothwendigkeit der Erkenntnis.**) Der durch das Erkenntnisbedürfnis erzeugte Erkenntnisapparat aber wiederum führt die Anschauung der äußern Vielheit herbei. „Das Nervensystem, mittels dessen das thierische Individuum zunächst sich seiner selbst bewußt wird, ist durch seine Haut begrenzt; jedoch, im Gehirn

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, II, 311.

**) Ebend., S. 310.

bis zum Intellect gesteigert, überschreitet es diese Grenze mittels seiner Erkenntnißform der Causalität, und so entsteht ihm die Anschauung als ein Bewußtsein anderer Dinge, als ein Bild von Wesen in Raum und Zeit, die sich verändern, gemäß der Causalität.“

Mit dieser Unterscheidung zwischen der realen und idealen Seite der Vielheit ist denn auch die Verwirrung gelöst, deren ein anderer Gegner Schopenhauer beschuldigt, nämlich Thilo in seinem in der „Zeitschrift für exacte Philosophie“, VII, 4, und VIII, 1 erschienenen und alsdann auch im Separatabdruck herausgegebenen Artikel: „Ueber Schopenhauer's ethischen Atheismus.“ Thilo ist zwar frei von dem animosen Ton der andern Gegner Schopenhauer's, er besleißigt sich einer ruhigen, nüchternen wissenschaftlichen Untersuchung, aber sein Verständniß Schopenhauer's ist auch nicht besser als das der andern Gegner. Nachdem Thilo auf die Unfähigkeit alles Monismus, das Viele aus dem Einem zu erklären, hingewiesen, fährt er fort: „Bei Schopenhauer aber findet sich die ihm eigenthümliche gründliche Verwirrung, daß er Zeit und Raum, diese Formen des Intellects, für die Ursachen der Vielheit in der Erscheinung erklärt, und doch diesem Intellect schon verschiedene Stufen der Objectivation, also eine unabhängig vom Intellect vorhandene Vielheit voraussetzt.“*)

Nun, die „eigenthümliche Verwirrung“ ist bereits durch das von mir Auseinandergesetzte gelöst. Diejenige Seite der Vielheit, die den Intellect zur Voraussetzung hat, ist eine andere als die, welche den Willen zur Voraussetzung hat. Jenes ist die vorgestellte, dieses die reale Seite der Vielheit.

Ich lehre zu Haym zurück. Haym findet in Uebereinstimmung mit Trendelenburg das πρῶτον ψεῦδος der Schopenhauer'schen Philosophie in der Verallgemeinerung des Willens, in der Erhebung des Willens zur Gattung, von der die Naturkräfte und der menschliche Wille nur Arten bilden. Trendelenburg hatte gesagt: „Wenn die Kraft unter den Willen subsumirt werden soll, so ist dieser der allgemeinere Begriff, jener der besondere; und es muß also gezeigt werden, welcher artbildende Unterschied zu dem Begriff des Willens hinzutritt, um den Begriff der Kraft aus dem allgemeineren zu erzeugen. Dieser Nachweis ist weder versucht noch so lange möglich, als man den Begriff der Kraft in den Grenzen des bisherigen Sprachgebrauchs hält. Jede Zurückführung führt zu einem Allgemeineren; aber Schopenhauer hat nirgends gesagt, wie der Begriff des Willens der allgemeinere ist. . . . Die vermeintliche Zurückführung ist nur eine Analogie, aber die Analogie muß trügen, weil sie das fallen läßt, was das Wesen unsers Willens ausmacht; sie nimmt den Willen nicht specifisch, und daher nicht mehr als Willen, aber in der Anwendung auf die Welt der Kräfte schiebt sie stillschweigend ein Analogon unsers Willens, des Willens in der specifischen Bedeutung, des aus Grund und Zweck bestimmaren Willens unter, wie z. B. bei der Erklärung der Tetralogie in der Natur. Wir hantieren, wenn wir Schopenhauer lesen, von selbst mit dem Willen, wie wir ihn kennen; aber wir sollen ihn nur nehmen, wie wir ihn nicht kennen. In dieser Amphibolie liegt das πρῶτον ψεῦδος.“**)

Auf diese Stelle spielt Haym an, indem er sagt: „Schopenhauer's Meinung, d. h. der klare Kern seiner unklaren Bestimmungen (mit Recht von Trendelenburg als das πρῶτον ψεῦδος bezeichnet), ist der: wir sollen von dem Specifischen unsers Willens abstrahiren, damit es keine Schwierigkeit habe, die Identität desselben mit aller und jeder Naturkraft anzuerkennen, und sofort und gleichzeitig doch sollen wir dies Allgemeine nicht Kraft, sondern Willen nennen, damit nach Belieben nun wieder in die Naturkräfte alles

*) Vgl. Zeitschrift für exacte Philosophie, VII, 4, 350.

**) Vgl. Logische Untersuchungen, 2. Aufl., II, 110.

Mögliche hineingebichtet werden könne, was in Wahrheit nicht sei, sondern den menschlichen Willen charakterisirt.“ (S. 24 bei Haym.)

Gegen diese Polemik Trendelenburg's und Haym's habe ich Folgendes zu sagen. Die Berechtigung zur Verallgemeinerung eines Begriffs liegt überall da vor, wo sich nachweisen läßt, daß das, was bisher ausschließlich unter diesen Begriff subsumirt wurde, nur eine Art desselben bildet, es aber außer dieser noch andere Arten gibt, daß also die wesentlichen Merkmale des Begriffs sich viel weiter erstrecken, als man bisher glaubte. Ja, die glänzendsten Fortschritte der Wissenschaften bestehen gerade in solchen Begriffs-erweiterungen, in solchen Verallgemeinerungen. Als die Psychologie zuerst nachwies, daß die menschliche Seele nur eine Art von Seele ist, daß außer dem Menschen auch den Thieren, ja sogar den Pflanzen Seele zukommt, daß ernährende, empfindende und denkende Seele nur Arten der Seele sind, da machte sie einen glänzenden Fortschritt.

Nun, was die Psychologie in Bezug auf den Begriff der Seele gethan, ihn von dem, was zunächst und ausschließlich unter ihn subsumirt wurde, auf das auszudehnen, was unter einen andern Begriff zu gehören schien, das hat Schopenhauer in Bezug auf den Begriff des Willens gethan und hat sich gerade durch diese Erweiterung nach meiner Ansicht eins seiner größten Verdienste erworben, hat durch sie wirklich die Wissenschaft bereichert.

Gerade durch das Absehen von dem Specifischen des menschlichen Willens, was Trendelenburg und Haym Schopenhauer zum Vorwurf machen, hat dieser einen Fortschritt gemacht, der über die bisherige Philosophie hinausgeführt hat. Nur durch solches Absehen von dem, was bloß einer Art zukommt, werden überhaupt Gattungsbegriffe gewonnen. Nie würde man zu dem allgemeinen Begriff des Lebens gekommen sein, wenn man immer bloß die menschliche oder thierische Art des Lebens für Leben gehalten hätte, und nie würde man zu dem allgemeinen Begriff der Seele gekommen sein, wenn man immer nur die denkende oder empfindende Seele für Seele gehalten hätte.

Es ist eine falsche Beschuldigung Schopenhauer's, daß dieser die artbildenden Unterschiede des allgemeinen Willens nicht gezeigt habe. Er hat sie scharf und deutlich und wiederholt gezeigt, indem er das Bewegtwerden des Willens durch Ursachen, durch Reize und durch Motive als die artbildenden Unterschiede charakterisirt hat. Die ganze Schrift „Ueber den Willen in der Natur“ ist eine Auseinandersetzung dieser artbildenden Unterschiede des Willens. In dem wichtigsten Kapitel dieser Schrift, welches von der „physischen Astronomie“ handelt, sagt Schopenhauer das Resultat seiner Untersuchungen dahin zusammen, daß, wenn wir die äußere mit der innern Erkenntniß in Verbindung bringen, „so erkennen wir, trotz aller accidentellen Verschiedenheiten, zwei Identitäten, nämlich die der Causalität mit sich selbst auf allen Stufen, und die des zuerst unbekanntes x (d. h. der Naturkräfte und Lebenserscheinungen) mit dem Willen in uns.“*)

In dem Nachweis dieser beiden großen Identitäten sehe ich den Grundgedanken und das Hauptverdienst der Schopenhauer'schen Philosophie. Er hat mit diesem Nachweis den beiden Forderungen wissenschaftlicher Methode, welche er selbst in Uebereinstimmung mit Plato und Kant für die wesentlichsten hält, den beiden Forderungen nämlich, dem Geetze der Homogenität und dem der Specification**) Genüge gethan. Schopenhauer hat über der Identität des Willens nicht den specifischen Unterschied in den Arten des Willens übersehen, hat aber auch ebenso wenig über den Arten das identische Wesen übersehen. Ebenso hat er über dem identischen Wesen der Causalität nicht die Arten derselben, noch über diesen das identische Wesen übersehen.

*) Vgl. Ueber den Willen in der Natur, 3. Aufl., S. 92.

**) Vgl. Ueber die vierfache Wurzel, §. 1.

Wer Schopenhauer wegen der Verallgemeinerung des Begriffs des Willens einerseits und des Begriffs der Causalität andererseits tabelt, der weiß nicht, was Wissenschaft ist, worin die Aufgabe und worin die Verdienste der Wissenschaft bestehen. Nur solche Begriffserweiterungen sind zu tabeln, die ein Merkmal, welches nur einer besondern Art des allgemeinen Begriffs zukommt, auf alle Arten übertragen. Dies hat aber Schopenhauer nicht gethan. Er hat weder ein Merkmal, das nur dem menschlichen Willen als specifisch menschlichem zukommt, auf das Willen der Naturkräfte übertragen, noch ein Merkmal, das nur der auf den Menschen als solchen wirkenden Causalität zukommt, auf die Causalität in der unorganischen und organischen Natur.

Haym stimmt mit Trendelenburg noch in einem andern Vorwurf überein, als dem eben beleuchteten, in dem Vorwurf nämlich, daß Schopenhauer den Willen für erkenntnißlos, für blind erkläre und doch ihm Zwecke, Absichten beilege. Hierin finden beide einen Widerspruch. Trendelenburg sagt: „Wille ohne Vorstellung, ohne Grund im Antriebe, ohne Zweck im Auge, seien diese nun hell gedacht oder dunkel empfunden, ist kein Wille; im Leben heißt ein solcher Caprice; stat pro ratione voluntas. Der Wille zum Dasein, der Wille zum Leben ist, wie Schopenhauer es oft wiederholt, grundloser Wille. Aber blinder Wille ist Wille ins Blaue — und doch erscheint dieser grundlose Wille in Gesetzen, in Zwecken! Dies Wunder verdeckt sich uns nur dadurch, weil wir statt jenes Willens vor dem Intellect, aus welchem keine enggefügte Ordnung fließen kann, unwillkürlich ein Analogon unsers Willens denken, aus welchem durch den Intellect Nothwendigkeit stammt.“ (S. 110.)

Ähnlich sagt Haym: „Der Wille, von welchem Schopenhauer redet, ist offenkundig der erkenntnißlose, der Wille vor der Geburt der Vorstellungsformen, unter der Hand dagegen der menschliche, dem der Intellect sehen hilft. Der „blinde“ Wille benimmt sich als ein sehender, absichtsvoller; stillschweigend werden ihm Zwecke und mit den Zwecken Gedanken, wir müssen wol sagen ungedachte Gedanken geliehen. In demselben Athem wird uns die Zumuthung gemacht, alle Erkenntniß von ihm ausgeschlossen und dennoch Erkenntniß, weil Absicht, in ihm latent zu denken. In diesem Widerspruch bleibt Schopenhauer mit einer bewundernswürdig harmlosen Zuvorsichtigkeit hängen; in dieser Zuvorsicht nimmt er keinen Anstand, an und aus der Vorstellungswelt Hergänge zu beweisen, die vor der Vorstellung, in dem puren Willen, keinerlei Sinn haben.“ (S. 26.)

Setzt man, wie hier Trendelenburg und Haym thun, voraus, daß zweckmäßiges Wirken ohne vorgängige Erkenntniß des Zwecks unmöglich ist, dann freilich ist es nothwendig, Schopenhauer eines Widerspruchs zu beschuldigen, daß er dem Naturwillen Zwecke beigelegt und doch ihm die Erkenntniß abgesprochen hat. Aber jene Voraussetzung ist eine unbewiesene. Thatsächlich liegt im organischen Willen, im Instinct, in der Naturheilskraft, ja in dem künstlerischen Produciren des Menschen ein zweckmäßiges Wirken und Schaffen ohne Erkenntniß des Zwecks vor, wie außer Schopenhauer auch Dr. E. von Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten“ neuerdings ausführlich nachgewiesen hat. In dem Kapitel „Vom Instinct und Kunsttrieb“ („Welt als Wille und Vorstellung“, Bd. 2, Kap. 27) hat Schopenhauer gezeigt, wie sich die Instincte und die thierische Organisation wechselseitig erläutern, wie in beiden ein Sinarbeiten der Naturwesen auf einen Zweck stattfindet, der von dem Wesen selbst nicht erkannt wird. „Mittels der Instincte und Kunsttriebe sorgen die Thiere für die Befriedigung solcher Bedürfnisse, die sie noch nicht fühlen, ja, nicht nur der eigenen, sondern sogar der ihrer künftigen Brut; sie arbeiten also auf einen ihnen noch unbekanntem Zweck hin; dies geht, wie im «Willen in der Natur» (3. Aufl., S. 47) am Beispiel des Bombez gezeigt ist, so weit, daß sie die Feinde ihrer künftigen Eier schon zum voraus verfolgen und tödten. Ebenso nun sehen wir in der ganzen Corporisation eines Thieres seine künftigen Bedürfnisse, seine einflügel-

Zwecke, durch die organischen Werkzeuge zu ihrer Erreichung und Befriedigung anticipirt, woraus denn jene vollkommene Angemessenheit des Baues jedes Thieres zu seiner Lebensweise, jene Ausrüstung desselben mit den ihm nöthigen Waffen zum Angriff seiner Brut und zur Abwehr seiner Feinde, und jene Berechnung seiner ganzen Gestalt auf das Element und die Umgebung, in welcher er als Verfolger aufzutreten hat, hervorgeht, welche in der Schrift «Ueber den Willen in der Natur» unter der Rubrik «Vergleichende Anatomie» ausführlich geschildert ist. Alle diese sowol im Instincte als in der Organisation der Thiere hervortretenden Anticipationen könnten wir unter den Begriff einer Erkenntniß a priori bringen, wenn denselben überhaupt eine Erkenntniß zum Grunde läge. Allein dies ist, wie gezeigt, nicht der Fall; ihr Ursprung liegt tiefer als das Gebiet der Erkenntniß, nämlich im Willen als dem Dinge an sich, der als solcher auch von den Formen der Erkenntniß freibleibt; daher in Hinsicht auf ihn die Zeit keine Bedeutung hat, mithin das Zukünftige ihm so nahe liegt wie das Gegenwärtige.**)

Entweder also müssen die Gegner Schopenhauer's leugnen, daß das Wirken des organischen Bildungstriebes und des Instincts ein zweckmäßiges Wirken ohne Erkenntniß des Zwecks ist, oder sie müssen aufhören, Schopenhauer des Widerspruchs zu beschuldigen, weil er dem Naturwillen Zwecke beilegt und doch ihm die Erkenntniß abspricht. Mir scheint es sehr unbedachtsam von Trendelenburg, wenn er sagt: „Blinder Wille ist Wille ins Blaue“, dann müßte ja auch der blinde Wille des Steins zur Erde und der blinde Wille der gravitirenden Himmelskörper ein Wille „ins Blaue“ sein! Kann denn nicht ein blinder Wille durch seine ursprüngliche Beschaffenheit und Richtung auf ein bestimmtes Ziel hinarbeiten, und kann dieses Ziel nicht ein gutes sein? Ist nicht z. B. der Geschlechtstrieb auch ein blinder Trieb, ein blinder Drang und doch kein Trieb ins Blaue? Ist nicht der Selbsterhaltungstrieb ein blinder Wille und doch kein Wille ins Blaue?

Wenn Schopenhauer dem Naturwillen, obgleich er seinem Wirken Gesetz- und Zweckmäßigkeit beilegt, Erkenntniß abspricht, so muß man, um dies richtig zu verstehen, auf die Motive sehen, weshalb er es thut. Schopenhauer versteht unter Erkenntniß jene dem individuellen Willen eines animalischen Wesens die Anschauung der Gegenstände, welche Motive für seinen Willen sind, vermittelnde Gehirnsfunction, welcher das Wort Erkenntniß bezeichnet. Diese an die Schranken des Raumes und der Zeit gebundene Function, die erst auf einer bestimmten Stufe der Natur eintritt, hält Schopenhauer für eine viel zu beschränkte, viel zu untergeordnete, um sie dem Naturwillen beizulegen. Die Werke der Natur sind nach Schopenhauer so erhaben über die verstandesmäßigen Werke des Menschen, letztere sind gegen erstere so stümperhaft**), daß, wenn der Natur Erkenntniß beigelegt werden sollte, es jedenfalls eine ganz anderartige, höhere, weisere, durchdringendere Erkenntniß sein müßte, als die uns allein bekannte des animalischen Intellects (Gehirns). Schopenhauer, der tiefer als irgendeiner in die innere Zweckmäßigkeit der Natur einzudringen und die Weisheit der Natur zu bewundern verstand, würde gewiß nichts dagegen gehabt haben, dem Naturwillen Erkenntniß beizulegen, wenn man ihm nur zugegeben hätte, daß das die Schranken des Raumes und der Zeit durchbrechende Erkennen des Naturwillens, dieses Hellsehen, welches noch in das somnambule Hellsehen und in den Instinct hereinspielt, ein anderartiges und weit erhabeneres ist als das beschränkte Erkennen des animalischen Individuums.

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, II, 397 fg.

**) Ebend., S. 304.

Doch solche Vertiefung in den Sinn und Geist der Schopenhauer'schen Lehre ist freilich von den sich ihm überlegen dünkenden Gegnern nicht zu verlangen. Sie ziehen es vor, Ungereimtheiten und Widersprüche aus ihr herauszubringen und legen sie zu diesem Behuf in sie hinein. Sie ziehen dem Auslegen das Unterlegen vor.

Haym besonders ist ein Virtuose in diesem Unterlegen statt des Auslegens. Haym beschuldigt Schopenhauer, ein doppeltes Spiel sowol mit dem Willen als mit der Erkenntniß zu spielen. Zu dieser Beschuldigung gibt ihm Schopenhauer's Lehre von dem willensfreien Erkennen des Genies Anlaß. „Wunderbarerweise“, sagt Haym, „sehen wir in der Genialität auf einmal den Intellect, durch die Lösung seines secundären Verhältnisses zum Willen, eine Würde erlangen, die ihn eigentlich über den Willen erhebt. Das Individuum wird zum «willenslosen Subject der Erkenntniß», d. h. in der That, es reißt sich los von dem Anstich der Welt, wird zum *déserteur de l'ordre général!* Ein doppeltes Spiel, wer sieht es nicht, wird hier abermals mit dem Willen gespielt. Zuerst wird seine Willensnatur aufgeboten, um die ganze Welt aus ihm zu erzeugen; dann plötzlich wendet sich das Blatt; sein Charakter als Ding an sich, sein hoher Titel in *partibus infidelium* wird geltend gemacht, um die Welt wieder verschwinden zu lassen, um sie zunächst in die Ideen, weiterhin in das reine Nichts aufzuheben. Auf der ersten Hälfte des Weges, in der Naturphilosophie, wird mehr und immer mehr latente Vernunft und endlich frei werdende Vernunft in ihm sichtbar; auf der zweiten Hälfte des Weges wird er dieser immanenten Vernünftigkeit und Unterschiedenheit wieder entleert, bis er zuletzt, in der Ethik, in absolutes Dunkel zurücktritt. Und ein doppeltes Spiel wird, dem entsprechend, mit der Erkenntniß gespielt. Erst wird an ihr die Seite hervorgekehrt, vermöge deren sie das Princip der nichtigen Erscheinung ist, dann die, vermöge deren doch nur sie das Mittel ist, um das Anstich zu ergreifen und zu realisiren. Nur ein Schritt noch, und von der Genialität gelangen wir zur Heiligkeit, von der intuitiven, ästhetischen zur rein metaphysischen Erkenntniß. In der Ethik hält das Schopenhauer'sche System ein letztes Gericht über sich selbst, von dessen Verdict keine Appellation mehr möglich ist. Von dem Willen als dem Anstich ausgehend, constatirt es selbst, daß dieser Begriff ein sich selbst aufhebender Widerspruch und die Lösung dieses Widerspruchs — das Nichts ist.“ (S. 31 fg.)

Gegen diese schiefe Darstellung ist Folgendes zu sagen. Auf inductivem Wege, also an der Hand der Erfahrung, gelangt Schopenhauer zu der Annahme eines entgegengesetzten Erkennens und eines entgegengesetzten Willens. Dem Erkennen nach dem Satz vom Grunde steht entgegen das Erkennen, welches unabhängig ist von dem Satz vom Grunde, jenes erstere im praktischen Leben und in den den Zwecken desselben dienenden Wissenschaften, dieses letztere in der Kunst sich äußernd, jenes die Regel, dieses eine Ausnahme bildend, weil nur in den genialen Individuen vorkommend. Dem das Leben bejahenden Willen sodann steht entgegen der es verneinende, jener die Regel bildend, dieser nur ausnahmsweise, nur in den Heiligen vorkommend. Das geniale Erkennen erhebt nur momentan über den Willensdrang, gründlich und dauernd befreit nur die Resignation, die Heiligkeit, von demselben. Würde die in den Heiligen nur vereinzelt zur Erscheinung kommende Verneinung des Willens zum Leben eine allgemeine, so würde damit die ganze Welt, welche nur Erscheinung der Bejahung dieses Willens ist, wegfallen. Was alsdann übrigbliebe, wäre kein absolutes, sondern nur ein relatives Nichts. Denn die Verneinung des Willens zum Leben ist nicht Verneinung des Urseienden, der absoluten Substanz, sondern nur Verneinung jenes intelligibeln Willensacts, dessen Erscheinung diese unsere räumlich-zeitliche Welt ist. Diesen Willensact kann das Urseiende als frei wieder aufheben, dem Velle kann es durch Nolle ein Ende machen. Die Welt, wenn einmal

da, ist allerdings in ihrem Verlaufe durchweg nothwendig; aber ihr Dasein ist kein unabwendbares Fatum.*)

Dies ist die Lehre Schopenhauer's. Man kann nun diese Lehre als transcendent verwerfen, da sie sich mit der Ableitung der Welt aus einem intelligibeln Willensact, der auch wieder zurückgenommen werden kann, in ein Gebiet versteigt, das jenseit aller menschenmöglichen Erfahrung liegt. Man kann ihr auch vorwerfen, daß Schopenhauer mit ihr seiner eigenen Absicht, nur eine immanente, d. h. eine nur das innere Wesen, nur das Was der Welt enthüllende Philosophie liefern zu wollen, nicht aber eine historische, die den Anfang und das Ende des Weltprocesses in ihren Bereich zieht, man kann ihm, sage ich, vorwerfen, dieser seiner eigenen Absicht untreu geworden zu sein und zuwidergehandelt zu haben. Aber ein „doppeltes Spiel“ mit Wille und Erkenntniß gespielt zu haben, wie ihm Haym vormirft, das können ihm nur die vorwerfen, die seine Lehre entweder nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. Solche klare und unzweideutige Bestimmungen, wie sie Schopenhauer von dem zwielfachen Erkennen und dem zwielfachen Wollen gibt, verdienen wol eine andere Bezeichnung als „doppeltes Spiel“. Das doppelte Spiel wird hier nicht von Schopenhauer, sondern von Haym gespielt.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 21. Juni 1869 starb in Wiesbaden Johann Ferdinand Heyfelder, kaiserlich russischer Wirklicher Staatsrath und Professor. Er war am 19. Jan. 1798 in Küstrin geboren, wo sein Vater Reichsinspector war und ein eigenes Haus besaß, welches später den Festungswerken weichen mußte. Im Alter von 16 Jahren trug Ferdinand Heyfelder die Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes; aus jener Zeit blieb ihm ein warmer, patriotischer und entschieden deutscher Sinn, der ihn in den dreißiger Jahren in Preußen verdächtig machte und in seinen letzten Lebensjahren in Rußland mit der herrschenden anti-deutschen Strömung in bewußten Gegensatz brachte. Wenn man die wechselvollen Schicksale dieses Gelehrten an sich vorübergehen läßt, so wird man unwillkürlich an Georg Forster erinnert, der auch in den verschiedensten Gegenden sich heimisch zu machen suchte. Heyfelder hat nördlich und südlich vom Main gelebt, in dem kleinsten (Sigmaringen) und dem größten europäischen Reich (Rußland) gedient, mit den hervorragendsten Gelehrten, Staatsmännern und Fürsten seiner Zeit in Verkehr gestanden, die verschiedensten Epochen der neuen Geschichte miterlebt und in einem vortrefflichen Gedächtniß bewahrt. Heyfelder studirte in Berlin und Breslau (wofelbst er auch promovirte), arbeitete ein Jahr lang eifrig in Paris, worauf sein erstes Werk über „Die Krankheiten der Neugeborenen“ mit pathologisch-anatomischer Grundlage erschien, eine damals in Deutschland neue Richtung. In Paris legte er den Grund zu seiner spätern ausgezeichneten Stellung als Vermittler deutscher und französischer Wissenschaft. Sein Name war geradezu populär unter den französischen Aerzten in einer Zeit, wo sie im ganzen sehr wenig Notiz von deutscher Wissenschaft und deutschen Gelehrten nahmen. Dazu trug allerdings auch die vollkommene Fertigkeit bei, mit welcher er französisch sprach und schrieb, aber auch sein Grundsatz, den Patriotismus nicht fälschlicherweise in die Wissenschaft zu übertragen. Laennec, Broussais, Alibert, Vieil, Boyer, Dubois, Veilard, Auer-

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, II, 221 fg. und 340; Parerga, 2. Aufl., S. 162; Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn, S. 430—432, 555, 559.

sant d. B., Orfila, Blainville, Dupuytren waren seine Lehrer; Roux, Velspean, Louis, Malgaigne, Nélaton, Larrey-Levulteten, Brocca blieben bis an ihr oder bis an sein Lebensende in regem wissenschaftlichen und persönlichen Verkehr mit Heffelder. Ueber die Kammer der Abgeordneten zu Paris, welche er 1821—23 häufig besuchte, hat er ein interessantes beschreibendes Manuscript hinterlassen, in welchem Foy, Sébastiani, Billé, Royer-Collard, Lafayette treffend charakterisirt werden. Die Bekanntschaft mit Benjamin Constant, Cousin, Graf Schlabrendorf, A. von Humboldt, Laveillière, Lepeaux, David d'Angers, General Planta fällt ebenfalls in jene Zeit.

Aus Frankreich, dessen Süden und Westen er theils als Tourist, theils als Mediciner bereist hatte, kehrte er nach Deutschland, zunächst nach Trier zurück, gewann dort eine ansehnliche Praxis und ein eigenes Heim, indem er sich mit Fräulein Friederike Haubs verheirathete. Diese erste gemischte Ehe in dem alten Kurtrier kam nicht ohne Opposition der Geistlichkeit zu Stande. In der historisch merkwürdigen, an Alterthümern reichen Stadt bildete sich gewiß nicht ohne den Einfluß der ganzen Umgebung, der herrlichen Gegend, des edeln Moselweins und der gastlichen Bewohner ein höchst angenehmer, geselliger Kreis, zu welchem von Ammon, Diester, Thelemann, Ernst von Schiller, der Dichter Uchtritz, Delius, vorübergehend Wilibald Alexis gehörten. Schiller brachte viele Abende bei dem Heffelder'schen Ehepaare lesend und plaudernd zu. Heute noch sind Bücher aus Friedrich Schiller's Besitz und von dem Sohn den Freunden geschenkt, ein Schatz in der Bibliothek des Hauses. Auch Karoline Schiller, die den Bruder besuchte, ward in Trier mit der Familie bekannt, wie später Emilie von Gleichen-Rufswurm in Baiern zu ihr in herzliche Beziehung trat. Von Trier aus ward Heffelder zur Beobachtung der eben zum ersten mal auftretenden Cholera nach Paris und dann nach Berlin geschickt.

Im Jahre 1833 nach Hohenzollern-Sigmaringen berufen als fürstlicher Leibarzt und Chef des Medicinalwesens, reformirte er letzteres nach preussischem Muster, gründete eine Molkencuranstalt, schrieb über die Bäder Württembergs, Badens und der hohenzollernschen Lande seine classisch gewordenen Schriften, zeichnete sich als Operateur aus und trat mit einer Reihe hervorragender Persönlichkeiten in nähere Beziehungen, so mit der Königin Hortense und ihrem Sohne Louis Napoleon, die zum Besuch des verwandten Hofes öfter nach Sigmaringen kamen und Heffelder auch auf Arenenberg bei sich sahen, mit Karl Anton, Fürsten von Hohenzollern, dessen Kinder, der Erbprinz Leopold, die verstorbene Königin Stephanie und Karl von Rumänien unter Heffelder's Ägide und Assistenz das Licht der Welt erblickten; mit der verwitweten Fürstin von Hohenzollern, welche Eugène und Hortense Beauharnais glücklich nach Deutschland geflüchtet hatte, während Josephine im Temple gefangen war, und mit andern namhaften Persönlichkeiten, von denen wir nur Schönlein und Justinus Kerner erwähnen wollen. Das kleine Gymnasium daselbst besuchte mit Heffelder's ältestem Sohne der später berühmte Maler Richard Lauchert und der in Kairo gestorbene Physiologe Billharz. Der kleine Ort war ein Centrum von Intelligenz und ein Ausgangspunkt mancher bedeutenden Charaktere und Talente.

Das Anstellungsdecret Heffelder's als Professor in Erlangen mit König Ludwig's I. schönem ebenmäßigen Namenszuge bewahrt die Familie als eins der interessantesten Documente seiner Lebensgeschichte. Der Lehrstuhl der Chirurgie daselbst, den Michael Säger und Stromeyer mit Ruhm innehatten, ward von Heffelder mit neuem Glanz umgeben, seine Operationen zogen Collegen, Schüler und Patienten von weither nach der kleinen fränkischen Residenzstadt. Eine Reihe von Chirurgen und lauter im Operiren geübte, praktische Aerzte gingen aus der chirurgischen Klinik in den 13 Jahren hervor, während welcher Heffelder dort Lehrer war. Trotz dieser hingebenden Berufsthätigkeit und der großen

Erfolge fühlte sich Heyfelder nicht wohl in Erlangen, wo eine einseitig theologische Richtung der Majorität sich eher mit dem gemüthlichen Indifferentismus der Oesterreicher und Deutsch-Böhmen (an deren Spitze Dittrich) als mit der scharf ausgeprägten Persönlichkeit des Norddeutschen, des Schülers von Hegel und des Bewunderers von Schleiermacher, verständigte. Gerade im rechten Augenblick verschaffte ihm sein Ruhm einen Ruf nach Rußland, wo er den Herbst seines Lebens, fast 15 Jahre, zubrachte, Ehren und Auskommen, Orden und Stellung fand, wenn er vielleicht auch etwas an Heimweh nach deutscher Luft und deutscher Erde krankte. So zog es ihn auch unwiderstehlich hinaus, als die Todeskrankheit ihn schon ergriffen hatte; die letzten Monate lebte er in Wiesbaden in Gemeinschaft mit der treuen Gattin und starb dort umgeben von Freunden und Bekannten aus den verschiedensten Lebensepochen. Er hinterläßt 19 selbstständige Werke und war Mitarbeiter fast aller bedeutenden Zeitungen und Sammelwerke seiner Specialität und seiner Zeit, bis zur letzten Stunde ein begeisteter Gelehrter, ein Polyhistor in der Medicin, von untrüglichem Gedächtniß und classischer Bildung. Im Jahre 1866 war er noch auf Einladung des Königs von Preußen Theilnehmer am böhmischen Kriege, 1867 Vertreter Rußlands auf dem Genfer Congreß und dem Internationalen ärztlichen Verein zu Paris. So manches Absonderliche in seinem Leben läßt sich aus seiner Individualität erklären. Er war ein Charakter, wie sie jetzt immer seltener werden, mehr interessant als angenehm, mehr bedeutend als wohlthuend; dem Schlenbrian, der Denksfaulheit, dem Coteriegeist, der frömmelnden Beschränktheit Feind und daher ein Stein des Anstoßes, tausend Leidenden ein Helfer, aufstrebenden Talenten ein Hort, ein Ebenbürtiger der berühmtesten Collegen. Ein Hauptwunsch ward ihm dadurch erfüllt, daß er in deutscher Erde ruht.

Am 13. Oct. 1869 mittags starb in Paris der noch nicht 65 Jahre alte Senator Sainte-Beuve, der bereits seit zwei Jahren an derselben Krankheit gelitten hatte, von welcher Napoleon III. heimgesucht ist. In ihm hat Frankreich einen seiner fleißigsten Schriftsteller verloren, der sich als Dichter, Kritiker und Publicist einen großen Ruf erworben hat.

Charles Augustin Sainte-Beuve wurde am 23. Dec. 1804 in Boulogne-sur-mer geboren. Sein Vater, ein höherer Zollbeamter, war zwei Monate vor seiner Geburt gestorben, und so wurde er von seiner Mutter, einer aus einer englischen Familie stammenden Dame von ausgezeichnetem Geiste, erzogen, die ihn frühzeitig in die englische Literatur einführte. Er besuchte zuerst eine Lehranstalt in Boulogne; im Alter von 14 Jahren hatte er sein Studium der Rhetorik bereits bei einem Professor beendet, den er später in seiner Schrift „Volupté“ zu einem seiner Typen benutzte, und setzte dann im Collège Charlemagne in Paris seine Studien fort. Er bekämpfte seine Neigung zur Dichtkunst und studirte Medicin und besonders Anatomie, um seine Zukunft zu sichern. Als Arzt erhielt er an dem Hospital Saint-Louis eine Stellung. Der Widerspruch zwischen dem Stande, den er sich erwählt hatte, und seinen poetischen Neigungen versetzte ihn mehr als einmal in jene melancholische Stimmung, die er in der Vorrede zu seinem „Joseph Delorme“ geschildert hat. Er wandte sich an Dubois vom „Globe“, seinen frühern Lehrer und Freund, und an Daunon, seinen Landsmann, welche ihn in die Literatur einführten. Für den „Globe“ schrieb er geschichtliche, philosophische und kritische Artikel, die ihm die Bekanntschaft Jouffroy's verschafften.

Die Erscheinung der Oden und Balladen Victor Hugo's übte auf ihn einen außerordentlichen Einfluß aus. Er verfaßte eine enthusiastische Kritik über dieselben, obgleich er einige Vorbehalte in Bezug auf die öfter verletzten Regeln des guten Geschmacks machte. Von da an widmete er sich gänzlich der Literatur und reichte als Arzt an dem Hospital

Saint-Louis seine Entlassung ein. Er wurde Victor Hugo vorgestellt, schloß sich der Sache der romantischen Revolution in der Literatur an und trat mit A. de Musset, den beiden Deschamps u. s. w. in den Kreis dieser Dichter ein. Kurz nachher ließ er ein „Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au XVI^me siècle“ (1828, eine vermehrte Auflage 1843) erscheinen. Diese Studie war anfangs für eine akademische Preisbewerbung bestimmt, dann aber brachte sie der Verfasser mit den literarischen Fragen des Augenblicks in Beziehung. Sie wurde als eine der besten Kritiken der Epoche betrachtet. Dann folgten seine „Poésies de Joseph Delorme“, die von dem Publikum weniger günstig aufgenommen wurden und über die eine Dame das grausame Wort „Werther carabin“ in Umlauf setzte, während seine Collegen und Véranger die Originalität derselben lobten. „Les consolations“ (März 1830) galten für die beste seiner Sammlungen; sie zeichnen sich durch die Detailschilderungen des Seelenlebens und durch eine christlich-mystische Färbung aus.

Die Revolution von 1830 zerstreute den romantischen Dichterkreis und jedes Mitglied verfolgte seinen eigenen Weg. Der unter der Leitung von Pierre Leroux Saint-Simonistisch gewordene „Globe“ nahm Sainte-Beuve und ebenso Verminier von neuem unter seine Mitarbeiter auf. Zu dieser Zeit forderte der junge Kritiker den Romantismus zu einer neuen Schwenkung auf, er sollte die reine Kunst aufgeben und die Gesinnung der fortschreitenden Humanität zum Leitstern machen. Sainte-Beuve näherte sich einem Augenblick den Saint-Simonisten, deren Ideen, Gesinnungen und Sprache er annahm, aber nicht ihre Kleidung. Von der neuen Religion wenig befricdigt, wollte er eine Professur in Belgien annehmen, als Buloz ihn veranlaßte, in die Redaction der „Revue des deux Mondes“ einzutreten, wo er seine literarischen Porträts fortsetzte, von denen er seit 1829 einige für die „Revue de Paris“ geschrieben hatte. Im Jahre 1831 gewann Carrel ihn auch für den „National“, dessen literarische Doctrinen nicht die seinigen waren. Er schrieb für denselben einen ausgezeichneten Artikel über Irland und Jefferson sowie einen andern über Diderot. In dem letztern entschuldigte er aus Liebe für das 18. Jahrhundert dessen Lösungswort „Ecrasons l'infâme“ auf Kosten der Jansenisten, denen er später eine übertriebenes Lob zollte, deren Doctrinen er aber damals den „Terrorismus der Gnade“ nannte.

Da Sainte-Beuve nach seinem eigenen Ausdruck immer suchte, „quelque grande âme à épouser“, so ging er 1832 von Diderot zu Lamennais über, den er feurig lobte. Er kannte den Abbé Verbet und fühlte den mystischen Einfluß seiner Umgebung. Aus der Vermischung seiner neuen Eindrücke und seiner Erinnerungen als Student ging ein seltsames Werk: „Volupté“ (1834; 3. Aufl., 1845), hervor; es ist der Roman des Fleisches und des Geistes, ein nachsichtiges Gemälde der Schwächen des einen und der Empörungen des andern, eine Art pathologische Studie, die mehr Neugier als Interesse erregt.

Im October 1837 unternahm Sainte-Beuve eine Reise nach der Schweiz, auf der er den Plan zu seiner „Histoire de Port-Royal“ faßte. Eine öffentliche Vorlesung, die er in Lausanne hielt, war die Einleitung zu diesem Werke. Ein neuer Band Gedichte: „Les pensées d'août“, den er damals erscheinen ließ, fand weniger Beifall als die frühern. Im Jahre 1840 nahm er von Thiers die Stelle als Bibliothekar an der Bibliothek Mazarin an, und in demselben Jahre veröffentlichte er den ersten Band des „Port-Royal“, dessen fünf Bände von 1840—60 erschienen. Die zahlreichen Abschweifungen dieses Werks, auf das er eine so lange Zeit verwandte, beweisen das Talent und die Vorliebe des Verfassers für sein eigentliches Genre, die Monographie. Im Jahre 1848 hielt er in Lüttich Vorlesungen über die französische Literatur im Anfange des 19. Jahrhunderts. Infolge derselben veröffentlichte er 1860 in zwei Bänden „Château-

briand et son groupe littéraire sous l'empire", ein Werk, von dem 1861 bereits die zweite Auflage erschien.

Am 27. Febr. 1845 wurde Sainte-Beuve als Nachfolger Casimir Delavigne's in die Académie française aufgenommen und in dieselbe von Victor Hugo eingeführt.

Im Jahre 1850 trat er in die Redaction des „Constitutionnel“ ein. Hier nahm er unter dem Titel „Causeries du Lundi“ seine literarischen Porträts von Zeitgenossen wieder auf; sie erschienen dann wesentlich erweitert in 15 Bänden. Einige Zeit nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 war Sainte-Beuve Mitarbeiter am „Moniteur“ und wurde zum Professor der lateinischen Dichtkunst am Collège de France ernannt. Seine Vorlesungen wurden durch die lärmenden Feindseligkeiten seiner Zuhörer unterbrochen und nicht wieder aufgenommen; deshalb ließ er 1857 seine Studie über Virgil, die den Gegenstand seiner damaligen Vorlesungen bilden sollte, im Druck erscheinen. Ende 1857 wurde er zum Maître de conférences an der Normalschule ernannt, die damals unter Misard's Leitung stand. Im Jahre 1861 hörte sein Unterricht an der Normalschule auf und er trat wieder als regelmäßiger Mitarbeiter in die Redaction des „Constitutionnel“. Er hatte sich schon in seinen frühern Gedichten als Bonapartist ausgesprochen und infolge dessen ernannte der Kaiser ihn 1865 zum Senator, als welcher er stets zu den wenigen liberalen Mitgliedern dieses im allgemeinen streng reactionären Staatskörpers gehörte und stets die freisinnigen Ideen sowol auf politischem wie auf religiösem Gebiete unterstützte.

Sainte-Beuve, der als Dichter sehr beliebt, aber durch die Ungebundenheit des Romantismus auf Abwege gerathen war, nahm als Kritiker in der französischen Literatur den ersten Rang ein, trotzdem, daß er aus Ekticismus oder Unbeständigkeit Sympathien und Bewunderung für alle Schriftsteller und alle Werke bis zu Madame Bovary (1857) und Fanny (1858) hatte. Seine Originalität besteht besonders in der ausgezeichnet geschickten und interessanten Art, in welcher er die anekdotische Biographie mit der Kritik zu verbinden wußte und hauptsächlich in dem von ihm mit einer bewundernswürthen Delicatesse ausgeführten Verfahren einer anatomisch-secirenden Kritik. Sein Stil ist im allgemeinen anziehend, überraschend, zuweilen bizarr und unnatürlich. Die originellen Wendungen der Sprache des 16. Jahrhunderts finden sich darin mit der unbestimmten Phrasologie des unserigen vermischt. Balzac nannte sie eine ganz neue Sprache, „die Sainte-Beuve“.

Seine Beerdigung erfolgte am 16. Oct. des Morgens um 10 Uhr in Paris, und zwar nach seiner Anordnung ganz einfach, ohne daß die Académie française und der Senat sich dabei durch eine Deputation vertreten lassen sollten und ohne eine an seinem Grabe gehaltene Rede.

Am 26. Aug. 1869 morgens verbreitete sich in Antwerpen die Trauerkunde, daß in der vorhergegangenen Nacht der berühmte Maler Leys, auf den Antwerpen mit vollem Rechte stolz ist, infolge eines Herzleidens entschlafen sei. Wie tief man diesen Verlust fühlte, bekundete sich dadurch, daß auf allen öffentlichen Gebäuden Trauerfahnen aufgepflanzt wurden. In ihm hat die belgische Kunst einen ihrer berühmtesten Vertreter verloren.

Jean Auguste Henri Leys wurde am 18. Febr. 1815 in Antwerpen geboren und war anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, weshalb er seine Studien in einem Seminar machte, das er aber verließ, um sich zum Maler auszubilden. Im Jahre 1830, also im Alter von 15 Jahren, trat er in das Atelier seines Schwagers, Hrn. von Brackelaer, ein. Im Jahre 1833 stellte er in der Kunstausstellung in Antwerpen seinen Combat d'un grenadier contre un cosaque aus, ein Gemälde, das Aufsehen erregte. Reisen nach Frankreich und Holland vervollkommneten seine künstlerische Erziehung;

dann kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um sich dort dauernd niederzulassen. Von hier verbreitete sich sein Ruhm bald im Auslande. Er fand in Belgien in dem reichen Kapitalisten Couteau den großmüthigsten Beschützer, für den er auch, einige officielle Bestellungen abgerechnet, seine meisten Gemälde geschaffen hat. Welche trefflichen Genre-gemälde befinden sich darunter, die der schönsten Traditionen der flamändischen Kunst würdig sind! Durch seine Kenntniß der Farben, durch die Glut der Composition, durch die poetische Originalität seiner Typen, die er großentheils dem Mittelalter entlehnte, wurde er einer der größten historischen Genremaler seines Landes. Von seinen Gemälden wollen wir nur die folgenden erwähnen: *La furie espagnole en 1576*; *Les chaperons blancs* (unter Philipp dem Kühnen); *Côte avec des pêcheurs*; *Famille de gueux se défendant contre les espagnols*; *Bohémienne disant la bonne aventure à un brigand*; *Le massacre des magistrats de Louvain en 1379*; *Mendiant demandant l'aumône à une famille riche*; *L'intérieur de l'atelier d'un peintre*; *Une fête de famille en Bretagne*; *Une noce au XVII^m siècle*; *Le bourgmestre Six chez Rembrandt*; *Le roi des arbalétriers*; *Faust et Wagner*; *Franz Floris se rendant à une fête donnée par la confrérie de Saint-Luc*; *Un prêche* (im Museum in Brüssel); *Albert Dürer à Anvers*; *Faust et Marguerite*.

In der allgemeinen Ausstellung in Paris 1855 stellte Leys drei Gemälde mittlerer Größe aus: *Le trentaines de Bertal de Hase*; *La promenade hors des murs*; *Le nouvel an en Flandre*, wofür ihm eine der großen goldenen Medaillen zuerkannt wurde. Bei seiner Rückkehr von Paris wurde dem Künstler in Belgien ein glänzendes Empfangsfest veranstaltet. Die auf ihn stolze und ihm dankbare Stadt Antwerpen bot ihm in der Mitte zahlreicher Ovationen eine prachtvolle goldene Krone an. Der König Leopold I., der ihn schon 1840 zum Ritter des Leopoldordens und 1851 zum Offizier desselben ernannt hatte, erhob ihn am 16. Dec. 1855 zum Commandeur dieses Ordens.

Vom Jahre 1855 an widmete sich der Künstler ganz allein der Geschichtsmalerei. Bei der allgemeinen Ausstellung in London 1862 hielt er seinen Ruf glänzend aufrecht; auf Grund seiner dortigen Erfolge erwartete ihn der König Leopold I. zum Baron. Ein nicht weniger ehrenvoller Erfolg erwartete ihn bei der allgemeinen Ausstellung in Paris 1867, wo ihm wieder eine der großen goldenen Medaillen zuerkannt wurde.

Wie sehr die belgische Regierung den Werth dieses Künstlers anerkannte, bewies sie dadurch, daß eine königliche Verordnung vom 1. Dec. 1845 ihn zum Mitgliede der königlichen belgischen Akademie und eine zweite vom 22. Jan. 1849 zum Mitgliede des Verwaltungsraths der Akademie der schönen Künste in Antwerpen ernannte, welche letztere Stellung er bis zur Reorganisation dieser Anstalt im Jahre 1855 beibehielt. Leys war gleichfalls ein Mitglied der dirigirenden Commission der königlichen Gesellschaft für die Ermuthigung der schönen Künste in Antwerpen, einer der Stifter der Gesellschaft *Artibus Patriae*, deren Zweck ist, das Museum in Antwerpen zu vervollständigen, Mitglied der Direction des *Cercle artistique, littéraire et scientifique*, Mitglied der Akademie der Archäologie und verschiedener anderer wissenschaftlicher und artistischer Gesellschaften.

Leys hatte die Absicht, sich auf eine kurze Zeit zu seiner Stärkung nach Blankenberghe zu begeben, als sich das Uebel, an dem er seit einigen Jahren litt, verschlimmerte und nach wenigen Tagen seinen Tod zur Folge hatte.

Er wurde der Kunst in dem glänzendsten Augenblicke seiner Laufbahn entrisen. Seine Arbeit in dem *Hôtel-de-Ville* zu Antwerpen war beinahe beendet; eine ähnliche Arbeit war ihm kürzlich für das *Hôtel-de-Ville* in Brüssel übertragen und ebenso hatte er eine Bestellung für das moderne Museum im *Palais-Ducal*, wo sein Gemälde *Prêche* sich findet, erhalten.

Seine letzte Studie nach der Natur machte er 14 Tage vor seinem Tode beim Kloster De la rue rouge. Es war ihm nicht verstattet, das Gemälde zu vollenden.

Der Verlust dieses großen Malers wird in der Kunstwelt, in welcher er seit langer Zeit als Autorität galt, schmerzlich empfunden. Im Gemeinderathe der Stadt Antwerpen ist bereits der Antrag gestellt, dem Verstorbenen, welcher seiner Vaterstadt so große Ehre machte, ein Denkmal zu errichten.

Technologische Revue.

Eine neue Weltausstellung steht in Aussicht, das ist das wichtigste Ereigniß für industrielle und gewerbliche Kreise. Sie soll abermals in London stattfinden, vom 1. Mai bis 30. Sept. 1871 dauern und nach ganz neuen Principien beschickt werden. Es sollen nämlich auf ihr keine andern Erzeugnisse zur Annahme gelangen als solche, welche schon mit dem Zeugnisse der Würdigkeit von einer einheimischen Beurtheilungsjury versehen, also von vornherein der Auszeichnung würdig erklärt worden sind; von jedem Manufact darf nur Ein Stück ausgestellt sein, die Gegenstände werden nicht wie bisher nach Nationen, sondern bloß nach Klassen geordnet. Ebenso ist das Gebiet der Ausstellung ein eng und streng begrenztes. Sie soll nämlich nur umfassen: 1) Schöne Künste: Malerei, Bildhauerarbeiten, Kupferstiche und Verwandtes, Architekturpläne und Modelle, künstlerisch ausgeführte Tapeten und Teppiche, Decorations- und Musterzeichnungen, Copien alter Kunstwerke. 2) Wissenschaftliche Erfindungen und neue Entdeckungen jeder Art. 3) Manufacte: Töpferwaaren (Ceramik), Wollensfabrikate, Unterrichtsgegenstände; von letzterm Schulhäuser und deren Einrichtungen, Bücher, Karten, Instrumente, Hülfsmittel und Lehmmittel, Illustrationen u. s. w. Endlich 4) Gartenbau; internationale Ausstellung von neuen seltenen Pflanzen, Blumen, Gemüsen und Früchten. Die königliche Commission der Weltausstellung von 1851 hat das Unternehmen in die Hand genommen; als Platz dafür ist South-Kensington ausersehen, dessen großartiges Museum eine willkommene Ergänzung der Schau bilden wird. Es läßt sich von derselben Gutes hoffen, und die deutschen Producenten werden wohl daran thun, sich rechtzeitig darauf vorzubereiten.

Drahtseilschiffahrt heißt ein neues System der Fortbewegung von Fahrzeugen auf Flüssen, welches zuerst von dem Ingenieur Max Eyth, einem Würtemberger, auf der Maas in Belgien mit vielem Erfolge angewendet worden ist. Von der bekannten, z. B. auf der Seine üblichen, Kettenschiffahrt unterscheidet es sich hauptsächlich dadurch, daß statt der Kette ein Drahtseil auf den Flußboden gelegt wird. Dasselbe hat Zollstärke, ist 70—100 Kilometer lang und geht ohne Unterbrechung durch kleine Oeffnungen an den Schwellen der Thore der nothwendigen vorhandenen Schleusen. Die angewandten Boote sind Schleppdampfer, auf den Nothfall mit einem Propeller versehen; sie führen eine von der Maschine betriebene Seiltrommel seitwärts, über welche das Seil durch zwei Leitrollen in einer halben Umwindung geführt wird. Die Geschwindigkeit der Fortbewegung beträgt, je nach Last und Strömung, $2\frac{1}{2}$ —10 Kilometer per Stunde; die Maschine schleppt 30000 Ctr. Fracht auf einmal in 10 Booten. Sorgfältig geleitete Versuche haben ergeben, daß die Leistungsfähigkeit der Dampfer bei Anwendung des Drahtseils mindestens dreimal so groß ist als bei alleiniger Benutzung der Schraube. Außer auf der Maas ist die Drahtseilschiffahrt jetzt auch schon auf dem Kanal von Charleroi in Belgien, auf dem Beverlandkanal in Holland und auf dem Terrenkanal durchgeführt, der die Stadt Gent mit dem Scheldestrom verbindet. Die Zeit ist demnach gekommen, in welcher auch die Flüsse ihre Eisenbahnen erhalten. Drahtseilbahnen sind schon seit längerer Zeit im Betriebe, verbreiten sich aber immer mehr, auch in Deutschland. Sie dienen hauptsächlich für den Gütertransport und zeichnen sich durch billige

Anlage und große Einfachheit aus. Neuerdings wurde als bestes System derselben dasjenige des britischen Ingenieurs Hodgson anerkannt; dasselbe ist von Felten und Guilleaume in Köln in den rheinisch-westfälischen Bergwerksrevieren eingeführt worden und soll sich trefflich bewähren.

Ein Taucherschiff hat der Ingenieur D. Vogel in Dresden construirt und der Marine des Norddeutschen Bundes angeboten. Dasselbe gleicht bei überseeischem Gebrauch einer gewöhnlichen Panzerfregatte, mit bombensicherm Monitorthurm zur Aufnahme schwerer Geschütze; die schlanke Gestalt des Schiffskörpers und eine besonders kräftige Maschine mit ganz neu geformtem Steuer lassen auf große Lenkbarkeit und bedeutende Schnelligkeit schließen. In jedem beliebigen Augenblicke kann das Schiff in die Tiefe gesenkt und dort weiter bewegt werden; vor dem Sinken wird der Rauchfang eingezogen und werden alle Oeffnungen wasserdicht verschlossen. Seinen Weg durch das Wasser erhellt es sich bei der unterseeischen Fahrt durch elektrisches Licht. Hauptzweck des Taucherschiffes soll sein, mittels Unterwassergeschützen die Schraube und das Steuer des feindlichen Schiffes zu zerstören und Torpedos unter demselben anzubringen, welche, nachdem sich das Taucherschiff entfernt hat, mittels galvanischer Drähte zur Explosion gebracht werden sollen. Die Idee ist keine neue, bisher ist sie aber immer an der Unmöglichkeit der Ausführung gescheitert.

Das pneumatische Kanalisationsystem des holländischen Kapitäns J. Piernur, welches mittels Luftdruck die Abfuhr von Auswurfstoffen aus den Städten in Kanälen bewerkstelligt, ist in Prag zur praktischen Ausführung gelangt, hat die Probe ausgezeichnet bestanden und scheint in der That eine, wenngleich nicht die einzige, Lösung einer Zeitfrage zu sein, welche neuerdings weitläufiger erörtert worden ist als jede andere. Das Wesentliche des Systems besteht darin, daß ein großes eisernes unterirdisches Reservoir die Röhren einer Anzahl von Gebäuden oder Straßen in solcher Weise in sich aufnimmt, daß diese ihren Inhalt in einem Augenblicke in dasselbe ergießen, nachdem es mittels einer Luftpumpe hinlänglich luftleer geworden ist. Die Luftpumpendampfmaschine befördert dann auch den Kloakeninhalt völlig geruchlos aus dem Reservoir in Tender, welche ihn aufs Feld oder in die Poudrettefabriken führen. Die gesammte Reinigung geht schnell und unbemerkt vor sich, ohne Spuren zu hinterlassen, sie kann daher zu jeder Zeit vorgenommen werden. Allerdings erfordert das Piernur'sche System nicht unbedeutende Kosten der Anlage und des Betriebs, scheint aber immerhin das bis jetzt vollkommenste seiner Art zu sein. Verwendung für die Fäcalmassen muß freilich vorhanden sein. Die Versuche in Prag haben zur Einführung desselben in sämmtlichen Kasernen sowie in den Spitälern und größeren Militärgebäuden der Stadt Veranlassung gegeben.

Unter den vielen gegenwärtig üblichen oder vorgeschlagenen Sprengmitteln ist das von dem Lieutenant Dittmar erfundene Dualin dadurch besonders ausgezeichnet, daß es Temperatureinflüssen besser widersteht als Dynamit, das Sprengpulver und Nitroglycerin in der Explosionswirkung bedeutend übertrifft, ebenso aber auch beim Transport und bei der Aufbewahrung infolge seiner Elasticität die Gefahr einer zufälligen Explosion viel geringer erscheinen läßt. Die Mischung war übrigens schon früher bekannt; das Dualin wird erzeugt durch Behandlung von Sägemehl mit Salpeterschwefelsäure, wodurch das sogenannte Schulz'sche Pulver, ein Schießpulversurrogat, entsteht; durch Zusatz von salpetersaurem Ammoniak bildet sich dann Dualin. Die Leistungsfähigkeit des letztern ist derjenigen des Dynamit (Mischung von Nitroglycerin mit Infusorienerde) gleichwerthig; gegen Druck, Stoß und bloße Berührung von Feuer sind beide unempfindlich.

Das Quecksilberamalgam zum Belegen der Spiegel hat man schon durch Silber zu ersetzen gesucht; neuerdings werden auch Platinspiegel dargestellt. In der Fabrik von

Dobé in Bailly-sur-Aisne wird das Platin als Spiegelbeleg mit Vortheil verwendet, und zwar wird dasselbe auf der vordern Seite des Spiegels angebracht, also directe Reflexion erzielt. Das Glas wird auf einer Seite geschliffen, auf besondern Maschinen von geheimgehaltener Construction und sehr bedeutender Leistungsfähigkeit polirt, gereinigt und dann in verticaler Stellung mittels eines Pinsels mit der Verplatinirungsfähigkeit unter sorgfältigster Vermeidung von Staub und Feuchtigkeit überzogen. Die Platinmischung selbst wird dargestellt durch Zusammenreiben von Platinchlorid mit Lavendelöl unter Zusatz eines Gemenges von Bleiglätte und borsaurem Bleioryd. Nach dem Trocknen wird die überzogene Glasplatte in Muffeln erhitzt. In Bezug auf Dauerhaftigkeit übertreffen diese Spiegel, wie bei den Eigenschaften des Platin erklärlich, die Amalgamspiegel bei weitem; sie widerstehen der Wärme wie den meisten sauren Dämpfen in hohem Grade. Ihr Reflexionsglanz ist größer als bei Silber- und Quecksilberspiegeln, auch geben sie den Gegenständen keine falsche Farbe. In Paris hat man die Eigenschaft des platinirten Glases, nur im reflectirten Lichte zu spiegeln, im durchgehenden dagegen durchsichtig zu sein, schon mehrfach in Läden und Wohnungen benutzt; in einem Local, dessen Fenster aus dergleichen Gläsern bestehen, läßt sich recht gut nach außen blicken, während man nicht nach innen hineinschauen kann.

Glasversilberung, welche bisher meist nach Liebig's Methode ausgeführt wurde, läßt sich schneller bewerkstelligen nach dem Bothe'schen, von Böttger vereinfachten Verfahren. Als Versilberungsfähigkeit wendet man dabei salpetersaures Silberoxyd-Ammoniak an, die Reductionsfähigkeit erhält man durch Auflösung von salpetersaurem Silber in Wasser und Zusatz derselben in eine siedende Lösung von weinsaurem Kalinatron, Seignettesalz; die getrockneten Gläser erhalten einen Schutzfirnis von Asphalt in Benzol.

Als Feuerlöschmittel hat Reinsch einfache Kochsalzlösung empfohlen, das Tränken damit macht Holz ebenso unverbrennlich wie das mit Wasserglas, und ist die erstere weit billiger, bequemer zu beschaffen. Setzt man dem Löschwasser der Spritzen Steinsalzmehl zu, so erhält jenes vierfache Löschkraft, da mit Salzlösung imprägnirte Gegenstände nicht leicht wieder in Brand gerathen, sondern nur langsam verglimmen. Doch sind alsdann die Spritzen wieder sorgfältig zu reinigen, da das Salz ihre Bestandtheile sonst leicht angreifen dürfte. Gerathen wäre es, auf den Hausboden Fässer mit concentrirter Salzlauge aufzustellen, um bei vorkommender Feuergefährdung rasch das beste Löschmittel bei der Hand zu haben; der Inhalt fault nicht und es ist nur nothwendig, von Zeit zu Zeit das verdunstete Wasser wieder durch frischen Zuguß zu erneuern.

Öffentliche Dampfwaschanstalten sind ein Bedürfnis, das sich auch in Deutschland ebenso wie in Amerika und England fühlbar zu machen beginnt. Als Muster einer solchen darf die Grunwald'sche Dampfwaschanstalt in Hof gelten, welche von der Maschinenfabrik D. Schimmel u. Comp. in Chemnitz eingerichtet worden ist. Die nachfolgende kurze Beschreibung möge dienen, ein Bild davon zu geben und zur Nachahmung aufzufordern: Die trockene Wäsche, weiße sowol als bunte, wird gewogen, in warmem Seifenwasser eingeweicht und kommt dann in Partien von 36—40 Pfd. in die Waschmaschine. Es ist dies eine doppelwirkende Walze, welche durch verschiedene Rohrleitungen mit Kalt- oder Warmwasser sowie mit directem Dampfe gespeist werden kann. In dieser Maschine bleibt nun die Wäsche circa 16 Minuten und wird darin erst lau, dann heiß und zuletzt kochend gewalkt. Es ist dieses Walken ein fortwährendes Aufwärtschieben durch zwei ganz glatte, runde, aus Eichenholz gefertigte Hämmer; die Wäsche rollt jedesmal durch ihre eigene Schwere wieder zurück und das Verfahren wiederholt sich dann von neuem. Nachdem diese Manipulation einige Zeit fortgesetzt ist, wird das schmutzige Wasser abgelassen, durch reines heißes Wasser und frische Seife ersetzt, der Dampf hinzugelassen, gefocht und nach dem Kochen unter stetem Zufluß heißen Wassers die Seifen-

brühe herausgewalkt. Ist dies beendet, so wird die Wäsche herausgenommen, durchgesehen, die Krügen und Bündchen bei Hemden, im Falle es nothwendig ist, durchgerieben, umgewendet und dann macht sie die Tour in der Waschmaschine nochmals durch. Nach dem zweimaligen Waschen ist die Wäsche von jedem Schmutze befreit und kommt nun in die Spülmaschine. Es ist dies ein großer ovaler Bottich, in welchem sich noch in der Mitte eine Vorrichtung befindet, sodas gleichsam eine Wasserstraße gebildet ist, in der durch Dampfkraft ein Schaufelrad bewegt wird. In diesen Bottich wird die gereinigte Wäsche Stück für Stück hineingelegt, das Rad treibt das Wasser in die Rinde, die Wäsche schwimmt mit, und man kann wohl sagen, daß die Wäsche hierdurch besser von der Seifenbrühe befreit wird, als es in dem bis jetzt gepflogenen Verfahren geschah. Durch Zufluß von frischem Wasser und Abfluß des gebrauchten sind die Erfolge überaus günstiger. Nun kommt die gespülte Wäsche in die Schleudermaschine; durch die ungeheuer rasche Umdrehung (12—1400 mal per Minute) wird der Luftdruck so groß, also die Wäsche so ausgepreßt, daß dieselbe schon fast ganz trocken herausgenommen wird. Schließlich kommt sie in einen geräumigen, hellen, luftigen, warmen Trockenboden und in ein Trockenzimmer. Letzteres ist ein Raum von circa 20 Fuß Länge und ebensolcher Tiefe. In demselben gehen auf Schienen vermittels Rollen über die Feuerrohre des Dampfstells und Dampfrohre Gestelle mit Latten versehen; dieselben sind von Eisenblech und verschließbar. Die Wäsche wird dort aufgehängt und einfache Objecte, als Betttücher, Schürzen, Taschentücher u. s. w., sind in einer Stunde trocken. Die Waschanstalt für sich ist ein großes, helles und lustiges Local; für Abzugskanäle des Wassers, für Wärme und alle nöthigen Geräthe ist gesorgt. Sie befindet sich speciell unter der Aufsicht und Leitung einer umsichtigen und accuraten Hausfrau. Jeder Hausfrau, überhaupt jedem sich dafür Interessirenden ist es gestattet, die Anstalt persönlich in Augenschein zu nehmen.

Die Verwerthung der Kohlensäure, welche als Nebenproduct bei der Gärung sich entwickelt, und gewöhnlich ungenützt, ja sogar schädlich, verfliegt, ist ein neuer, bedeutender Entfaltung fähiger Industriezweig. Sie wird durch besondere, über den Gärungsgefäßen angebrachte Deckballons aufgefangen und mittels Abgangschläuchen nach den Verbrauchsräumen geleitet. Ihre Verwendung ist eine sehr vielseitige: Zur Anfertigung von Mineralwässern und moussirenden Getränken, zur Darstellung chemischer und technischer Präparate, wie Bleiweiß, doppelkohlensaures Natron u. s. w., als Klärungsmittel in der Zucker- und Mineralölfabrikation, zur Ausscheidung des Kalks als kohlenreicher Kalk, zur Entkalkung solcher Melassen, welche wegen zu großen Kalkgehalts bei der Verwerthung auf Spiritus nicht in Gärung gebracht werden können; ferner, um fertige Biere kohlenreicher zu machen und durch Abschluß der atmosphärischen Luft ihnen größere Haltbarkeit zu verleihen, zur Conservirung der Speisen mittels Luftabschließung, zur Darstellung der Füllmasse für tragbare, in neuerer Zeit vielfach angewendete Feuerlöschapparate, sogenannte Exstincteurs. Endlich ließe sich die gewonnene Kohlensäure auch verwenden zur Verbesserung und Erhöhung des Futterwerthes der Kartoffelschlempen, zur Imprägnation des zum Tränken der Thiere, zur Düngung oder zu verschiedenen technischen Zwecken bestimmten Wassers; bis zur tropfbar-flüssigen Form comprimirt, könnte die Kohlensäure als Schnellkühlungsmaterial für Brauntweinmischen und Bierwürzen dienen, da sie bekanntlich beim Uebergang aus dem tropfbar-flüssigen in den gasförmigen Zustand einen außerordentlich hohen Kältegrad hervorbringt. Es dürfte deshalb im Interesse der Besitzer von Brauereien und Brennereien liegen, die Vortheile sich anzueignen, welche die Verwerthung der Kohlensäure in reichem Maße bietet. Die Apparate dazu sind zu beziehen von E. Grefler in Halle an der Saale.

Eine neue Methode der Fleischconservirung hat J. von Liebig angegeben. Es wird dazu das Fleisch mit einer Flüssigkeit imprägnirt, in der 36 Pfd. Kochsalz und

$\frac{1}{2}$ Pfd. krystallisirtes phosphorsaures Natron auf 45 Liter Wasser in Lösung enthalten sind; durch den Zusatz des phosphorsauren Natrons wird das Kochsalz von Kalk und Magnesia gereinigt; bei Anwendung von Seesalz ist der Zusatz auf 1 Pfd. zu steigern. Man läßt die Lösung stehen, bis sie klar geworden ist, und läßt sie dann von dem erbigten Niederschlag ab. Zu dem so erhaltenen Salzwasser fügt man endlich noch 6 Pfd. Fleischextract, $1\frac{1}{2}$ Pfd. Chlorkalium und 10 Unzen Natronsalpeter.

Unter dem Namen Cordon bleu ist ein pariser Kochapparat von großer Einfachheit in den Handel gekommen, welcher sehr schnell arbeitet, wenig Raum in Anspruch nimmt und geringes Brennmaterial erfordert. Er besteht aus einem Weißblechcylinder, in welchen ein Kohlenofen aus Weißblech eingesezt ist, der mit gutem Zuge und Kofst versehen ist. Der erstere bildet einen Mantel, der mit Wasser angefüllt wird, dessen Sieden die Speisen im Wasserbad bei gleichzeitiger Verwendung des Wasserdampfes fertig gar kocht. Eine Bratpfanne steht direct auf dem Kohlenofen und wird von oben durch einen Kohlendeckel erhitzt. Es können mit diesem sinnreichen Apparat fünf Gerichte auf einmal hergestellt werden; gleichzeitig liefert er heißes Wasser nach Bedarf. Sein Preis ist, je nach der Größe, 10—20 Thlr.; Bezugsquelle: E. Cohn, Hausvoigteiplatz 12, Berlin.

Die Fabrikation von Blutalbumin, von Dollfus-Galline zu Mülhshausen eingeführt, soll das in der Zeugdruckerei gebrauchte Eiweiß ersetzen. Schon seit längerer Zeit gebraucht man statt des leztern Blutalbumin, allein die Gewinnung desselben war sehr schwierig und kostspielig. Das vereinfachte Verfahren, von der Société industrielle in Mülhshausen veröffentlicht, um den Preis des Products herabzubrüden, besteht darin, daß das Thierblut in flachen Fangschüsseln aus Zink sich von dem Serum abscheidet, worauf der Blutkuchen auf Sieben zerschnitten, das Serum aufgefangen, geklärt und auf Zinkplatten getrocknet wird. Man erhält hierdurch ein fast farbloses Blutalbumin, aber aus 1000 Kilogramm Blut nur etwa 25 Kilogramm. Das im Handel vorkommende Blutalbumin stammt nur von Rindern; das Blut von Kälbern, Schafen und Schweinen wurde bisher nicht dazu verwandt; lezteres ist in Europa dazu viel zu werthvoll, würde aber aus den großen amerikanischen Schweineschlächtereien zu beziehen sein. Um täglich 40 Kilogramm trockenes Blutalbumin zu gewinnen, müssen 100 Stück Großvieh geschlachtet werden. Da an vielen Orten, besonders im westlichen Europa, das Blut der Schlachttiere noch größtentheils verloren geht, so wäre die beschriebene Fabrikation ein sicheres Mittel, den Ertrag der Schlächtereien zu vermehren, zumal die Nachfrage von seiten der Industrie jährlich wächst.

Bei der Gewinnung des Eieralbumin waren immer die Dotter schwer zu conserviren und zu verwerthen; da sie ein concentrirtes Nahrungsmittel sind, so hat die von D'Andiran-Röchlin erfundene Conservirung der Eidotter praktische Bedeutung. Nach Abscheidung des als Albumin zu verwendenden Eiweißes wird aus dem Dotter der Keim oder Embryo entfernt, der die Ursache der Zersetzung ist. Die Eidotter, welche 40 Proc. vom Gehalt des ganzen Eies bilden, werden mit 3—5 Proc. Kochsalz und 0,1 arseniger Säure versetzt, und das Ganze, ähnlich wie Eiweiß, zusammengeschlagen. Nach vollständiger Entfernung der Luft aus den Dottern kommt die Masse in zugelöthete Blechbüchsen. An kalten Aufbewahrungsorten halten sich auf diese Weise die Dotter unbegrenzt lange. Der bedenkliche Zusatz von arseniger Säure ist zu gering, um schädlich zu sein, ermahnt jedoch nichtsdestoweniger zur Vorsicht.

Die Carbolensäure als Desinfectionsmittel schon seit dem Kriegs- und Cholerajahre 1866 bekannt und angewandt, hat neuerdings wieder besonders von sich reden gemacht durch ihren Gebrauch bei dem Grubenunglück zu Plauen, welches einzig und allein ungenügenden technischen Vorkehrungen zugeschrieben werden muß. In besonders

glücklicher Form wird dieselbe der Benutzung dargeboten in dem Desinfectionspulver von Schrader u. Berend in Schönefeld bei Leipzig, welches durch seine Vertheilung ganz besonders wirksam, in einer gewissen Verdünnung durchaus ungefährlich zu handhaben ist, auch auf den empfindlichsten Gegenständen keine Flecken erzeugt, wie solche bei Gebrauch von Eisenvitriol, Chloralkali und andern Desinfectionsmitteln unvermeidlich sind, endlich die so lästige Verdünnung der Grubeninhalte durch große Quantitäten Wasser, wie sie die Verwendung anderer Präparate fordert, ganz beseitigt. Die vielseitige Anwendbarkeit dieses Desinfectionspulvers, bei seiner großen Wirksamkeit, empfiehlt dasselbe zu allgemeiner Verbreitung.

Unter dem Namen *Ramié* ist ein neuer Gespinnstoff aus Amerika bekannt geworden, welcher von der *Boehmeria tenacissima*, einer Pflanze aus der Familie der *Urticeae* (Nesseln) stammt, die zu diesem Zweck in den Südstaaten angebaut wird. Die Pflanze gedeiht leicht und macht nur wenige Ansprüche, verlangt aber dennoch ein Klima von höherm Durchschnitt, als Mitteleuropa es bietet. Der Hauptwerth ihres Fasertoffs beruht in dessen schönem Seidenglanz, auch ist das Erträgniß ein größeres als dasjenige von den meisten andern Spinngewächsen. Dagegen wird als Nachtheil geltend gemacht, daß die Pflanze leicht den Boden überwuchern, die Faser schwierig und mit den gewöhnlichen Maschinen gar nicht zu bearbeiten, daneben auch gern spröde und brüchig sei. Inwiefern dies gegründet ist, müssen Anbauversuche ergeben. Zu verwechseln ist nicht die *Ramié* mit dem bekannten, ihr allerdings ganz nahe stehenden *Chinagrass*, *Boehmeria utilis*; diesem allerdings sind die aufgezählten übeln Eigenschaften anhaftend, sodasß dessen schon früher mehrfach versuchte Acclimatification wieder fallen gelassen worden ist.

Die Benutzung der Gänsekiele scheint in der Eisenzeit und unter der Herrschaft der Stahlfeder nur noch eine sehr untergeordnete Bedeutung zu haben, da ja nur noch wenige Sonderlinge aus der guten alten Zeit sich ihrer zum Schreiben bedienen. Allein gerade an diesem, wie es scheint, fast werthlos gewordenen Material zeigt sich recht deutlich, welche Triumphe die Industrie feiert, sobald sie es versteht, sich den Bedürfnissen anzubequemen und mit der Entwicklung der Technik Hand in Hand zu gehen. Die größte Federkielfabrik war vor der Einbürgerung der Stahlfedern diejenige von M. Bardin in Paris; sie ist es aber auch noch heute, beschäftigt gegen 400 Personen und bezieht allein aus Rußland jährlich 40 Mill. Gänsekiele, das Product von 2 Mill. Stück Geflügel. Davon wird nur der kleinste Theil zu Schreibfedern hergerichtet, welche hauptsächlich noch nach England gehen; die Mehrtheit dient zu Zahnstochern, welche mittels einer Maschine geschnitten werden, auf der eine Arbeiterin täglich 40000 Stück liefert. Die Kiele werden ferner verarbeitet zu Pinselhaltern, Angelröhren, Füllröhren für die Pyrotechnik, und namentlich zur Darstellung gewisser Arten von künstlichen Blumen und von Haarschmuck, zu welchem letztern Zweck die Kiele mit feinen Maschinen in Spirale geschnitten und mittels Dämpfen bis auf 3 Fuß Länge gestreckt werden. Die abgeschliffenen Fahnen spitzen dienen zur Garnirung von Federspielschläuchen, die schwarzen vorzugsweise zur Anfertigung von Flederwischen. Das Häutchen, welches bei der Zubereitung der Kiele von deren Schaft abgezogen wird, dient zur Darstellung von Putzblumen und Modeartikeln, z. B. Fransenbesatz, wozu es verschiedenartig gefärbt werden kann; die stärkere Schaftthaut des obern Kiels zur Fabrication von Bürstenwaaren und zu elastischen Flechtwerken nach Art der feinen Bastgeschlechte. Die eigentliche Fahne der Federn aber findet Verwendung in einem ganz neuen Industriezweige, den M. Bardin erst geschaffen, nämlich der Fabrication von Federfußteppichen, welche durch Elasticität und Widerstandskraft jedes andere Material zu diesem Zweck übertreffen. Die abgezogenen Federbärte werden mittels Nähmaschinen auf Kettenfäden genäht und diese auf einem besondern

Webstuhl in Mustern verwoben. Die Oberflächen der gewebten Teppiche erhalten eine doppelte Zurichtung; entweder werden die Fasern in haardünne Fäserchen geschlitzt und dann gleichmäßig abgeschoren, oder sie werden gepresst oder gekräuselt, alles mit Maschinen. Von diesen ungemein billigen und beliebten Federteppichen werden gegenwärtig für ungefähr 500000 Frs. jährlich in der Bardin'schen Fabrik angefertigt.

Der Verein zur Beförderung des Gewerbleißes in Preußen hat folgende bis zum Jahre 1871 zu lösende Preisaufgaben gestellt: 1) die silberne Denkmünze und 500 Thlr. für Analysen des nach verschiedenen Methoden gewonnenen Anilinschwarz; 2) die goldene Denkmünze und 2000 Thlr. für ein Verfahren, die Arsenikrückstände der Anilinfarbenfabriken unschädlich zu machen; 3) ein Honorar von 2000 Thlrn. für die beste Abhandlung über die Zersetzung des Chlorkalks durch Beimengung organischer Substanzen; 4) ein Honorar von 150—200 Thlrn. für einen Aufsatz über Geschichte, Darstellung, Anwendung und Prüfung des Glycerin; 5) ein Honorar von 100—150 Thlrn. für eine Abhandlung über die Darstellung und Anwendung des manganfauren Kali.

Von neuen Maschinen, Apparaten und Verfahrensweisen sind folgende zu verzeichnen: Verbesserter Kupolofen von R. Gerhardi mit bedeutender Coaksparsparniß („Zeitschrift des deutschen Ingenieurvereins“, S. 274). Gebläse von Roots in Indiana, bei dem unter mittlerer Pressung sehr wenig Wind verloren geht, während bei starkem Bedarf die Hälfte Betriebskraft erspart wird („Württembergisches Gewerbeblatt“, S. 247). Schmelzofen mit Hochdruck von Henry Bessemer, bei welchem im Schmelzraume durch bedeutende Pressung die Intensität der Wärme erhalten wird („Deutsche Industriezeitung“, S. 323). Sicherheitsofen von F. Gruner in Lörrach, um in Gasanstalten ohne Anlagen zur Heizung mittels Dampf oder Luft die Heizung der Reinigerlocale ohne Gefahr einer Entzündung explosiver Gase zu gestatten („Deutsche Industriezeitung“, S. 253). Verfahren W. Thompson's, gußeiserne Gegenstände mit schmiedeeisernen Gerippen zu versehen, indem Anter, Stäbe, Ringe u. dgl. in blank geätztem oder gepuztem Zustande zunächst in einem Bade von flüssigem Rotheisen so lange eingetaucht werden, bis sie mit einer fest anhängenden Schale von Gußeisen bedeckt sind, worauf sie in die Gießformen eingelegt werden („Mechanical Magazine“, Nr. 89 und 352). Drehbanksupport von F. Northcott in Exeter zum Drehen unregelmäßiger Formen, zugleich aber auch zu gewöhnlichem Drehen und Schraubenschneiden („Deutsche Industriezeitung“, Nr. 254). Schraubenschneidemaschine von Réféner in Paris, welche beliebig Schrauben von verschiedener Ganghöhe zu schneiden gestattet, ohne andere Abänderung als Verstellung einer schiefen Platte („Deutsche Industriezeitung“, Nr. 252). Handbohrmaschine von A. Hauße in Darmstadt für kleinere Löcher mit Kurbelbetrieb, in jeder Lage und Richtung zu gebrauchen, Preis $2\frac{1}{2}$ — $5\frac{1}{4}$ Fl.! Bandsäge von G. Finnegan in Dublin mit horizontalen Wellen der Spannscheiben in gleicher Höhe nebeneinander und parallel dazwischenliegendem Zuführtsche („Engineering“, Nr. 173 und 271). Universalschraubenschlüssel von J. Thoma in Memmingen von einfacher, nur aus drei Theilen bestehender Construction, als gerader und gekrüppfter Schlüssel zu verwenden („Württembergisches Gewerbeblatt“, Nr. 293). Köpferdrehscheibe von W. Boulton in Burslain, England, zur Herstellung excentrischer und unregelmäßiger Formen („Deutsche Industriezeitung“, Nr. 302). Verbleiung des Eisendrahts als Schutz vor dem Rosten von T. Lapan, Drahtfabrikant in Lille, durch Ueberziehen desselben mit einer Bleiröhre mittels Pressung. Dampfstraßenwalze von Abeling u. Porter in Rochester mit 600 Ctr. Gewicht, $9\frac{1}{2}$ Fuß Breite und 7 Fuß Durchmesser der beiden Walzenscheiben. Walkmaschine von L. Ph. Hemmer in Aachen mit eigenthümlicher Einrichtung des Stauchapparats bei bequemer Regulirung der Pressung und hohem, nichtsdestoweniger elastischem Drucke auf das zu walkende Zeug. Eismaschine von Dr. van der Weyde in Neuyork, auch zur U'kühlung der Luft in Eisen-

bahnwagen, mit Kälteproduction durch Verdampfung von Elymogen, einem Petroleumbestandtheile. Elektrischer Hausstelegraph von Wagner in Chemnitz, der beliebige Verbindungen mittels eines alphabetischen Zifferblattes zu übertragen gestattet. Pumpe für saure und alkalische Flüssigkeiten von W. Singer in Berlin, bei welcher durch den Druck von Rollen auf Kautschukschläuche die Flüssigkeiten weiter geleitet werden („Musterzeitung“, Nr. 114); das Princip ist nicht neu, Erfindung von Major Leitenberger in Prag. Lederpressmaschine für Schuhmacher von J. G. Hoffmann in Breslau, um das mit dem halben Schaft aus Einem Stück Leder herzustellende Fußblatt für Stiefeln in die richtige Form zu pressen. Lohfuchenpressmaschine vom Ingenieur A. Hug in Strassburg mit selbstthätiger Zu- und Abführung, leistet mit Bedienung von drei Knaben täglich 8000 Stück Lohfuchen. Webstuhl von James Lhull in Newyork mit verbesserter Schützenbewegung durch eine äußere Vorrichtung, welche außerhalb der Kettenfäden arbeitet, ohne diesen eine Seitenbewegung zu geben („Scientific American“); deutsche Patentinhaber sind F. E. Thode u. Knoop in Dresden. Strommesser oder Woltmann'scher Flügel zur Bestimmung der Geschwindigkeit fließender Wasser von S. Kern in Arau, besteht aus einer horizontalen Achse mit einer Anzahl schief gegen dieselbe stehender Flügel und gibt, unter dem Wasser getaucht und der Bewegungsrichtung desselben entgegeng gehalten, durch die Anzahl seiner Umdrehungen innerhalb einer gewissen Zeit die Schnelligkeit der Strömung an („Verhandlungen und Mittheilungen des niederösterreichischen Gewerbevereins“, Nr. 449). Hartgummi, der gehärtete Kautschuk, der bisher zur Kammsfabrikation u. s. w. dient, empfiehlt sich als Material für gewisse Maschinentheile, namentlich zu Spurplatten und Lagerfuttern, wozu seither Pochholz, Lignum sanctum, verwendet wurde („Bairisches Industrieblatt“). Neue Strickmaschinen sind construirt worden von E. Buxtorf in Tropes und von Dubied u. Watterville in Couvet; dieselben bieten gegenüber der schon bekannten Lamb'schen den Vortheil, daß sie die Strümpfe völlig fertig stricken, sodaß nicht die Maschen der offen gestrickten Fersen mit dem Maschinenstich geschlossen zu werden brauchen („Württembergisches Gewerbeblatt“, Nr. 257). Schmierdose für Kolben, Schieber u. s. w. von D. Zabel in Duedlinburg, selbstthätig, vertheilt das Delquantum auf eine beliebig lange Arbeitszeit, liefert dem Kolben währenddessen die nöthige Fettigkeit und beschränkt so den Verlust an Kraft auf ein Minimum („Zeitschrift des Vereins für Rübenzuckerindustrie“). Leimstedeapparat von E. Harnapp in Dresden, in die Tasche zu stecken, bedarf nur eines Streichholzes, um in Thätigkeit gesetzt zu werden („Gewerbeblatt für das Großherzogthum Hessen“). Gußeiserner Ofen mit nachhaltiger Wärmeabgabe von E. Boyer in Paris, Verbindung von Eisen mit feuerfestem Ziegelwerk („Verhandlungen und Mittheilungen des niederösterreichischen Gewerbevereins“, Nr. 452). Aloëbandseile an Stelle der Drahtseile bei Fördermaschinen wurden bei mehreren westfälischen Gewerken eingeführt; wahrscheinlich sind dieselben aus dem Faserstoff der Agave americana, fälschlich Aloë genannt, angefertigt. Holzschleifapparat zur Production von Holzzeug für die Papierfabrikation aus feilenartig aufgehauenen Stahl- oder Hartgußringen auf einen Cylinder gezogen, wird in Amerika benutzt und liefert in Verbindung mit einer Krempelwalze ein baumwollähnliches Erzeugniß („Scientific American“). Schutz der Korkstöpsel gegen Säuren liefert ein Kochen derselben in concentrirter Natronwasserglaslösung in drei Wasser darauf Uebergang mit Wasserglas und Glaspulver, endlich Waschen in Chlorkalklösung („Chem. News“). Iridium und Rhodium, zwei in den Platinen häufig vorkommende Grundstoffe, Metalle, liefern neuen Erfahrungen nach die besten schwarzen und grauen Porzellanfarben, die sich mit vielen andern verarbeiten lassen („Annalen der Chemie von Poggendorf“).

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhäus. — Druck und Verlag von F. A. Brodhäus in Leipzig.

Nur einmal angezeigt!

(16. Aufl.) **Methode** (16. Aufl.)
Toussaint-Langenscheidt.

Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht
für das **Selbststudium Erwachsener.**

Englisch von Dr. van Dalen, Prof. H. Lloyd und G. Langenscheidt in Berlin.

Französisch von Prof. Ch. Toussaint und G. Langenscheidt in Berlin.

Wöchentlich 1 Lect. à 5 Sgr. Compl. Course 5½ Thlr.

(Kursus 1 u. 2 auf einmal statt 11½ Thlr. nur 9 Thlr.)

Brief 1 jeder Sprache als Probe 5 Sgr. (Marken).

Urtheile: „Diese Unterrichtsbriefe verdienen die Empfehlung vollständig, welche ihnen v. Sem.-Dir. Dr. Diesterweg, Dir. Dr. Freund, Prof. Dr. Herrig, Prof. Dr. Scheler, Prof. Dr. Schmitz, Prof. Dr. Städler, Dir. Dr. Viehoff u. anderen Autoritäten geworden ist.“ (*Allgem. Deutsche Lehrerzeitg.*) — „Der wohlgedachte Plan und die Sorgfalt der Ausführung treten in der Toussaint-L.'schen Meth. recht auffällig hervor, wenn man die schlechten Nachahmungen damit vergleicht, welche von der literar. Industrie auf den Markt gebracht werden.“ (*Schubl. d. Prop. Sachsen.*)

☞ Eine 12fache Nachahmung d. Meth. T.-L. in Deutschland und ihre Adoption von fast allen Kulturvölkern des Auslandes überhebt dieselbe jeder weitem Empfehlung.

(Franco gegen fr.)

G. Langenscheidt's Verlagshandlung,
Berlin, Hallesche Strasse 17.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die innern Kämpfe der Nordamerikanischen Union bis zur Präsidentenwahl von 1868.

Von **Heinrich Blaukenburg.**

Mit einer Uebersichtskarte des Staatsgebiets, Plänen des Kriegsschauplatzes, und der bis auf die neueste Zeit vervollständigten Verfassungsurkunde der Union.

8. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser, durch sein Werk „Der deutsche Krieg von 1866“ als vorzüglicher politischer und militärischer Geschichtsschreiber bekannt geworden, liefert in dem vorliegenden Werke, unter Zugrundelegung der in der Zeitschrift „Unsere Zeit“ veröffentlichten Artikel über den Secessionskrieg, eine Darstellung der großen politischen Wandlungen, deren Schauplatz die Vereinigten Staaten von Amerika seit Beginn dieses Jahrzehnts bis zur unmittelbarsten Gegenwart gewesen sind. Klarheit in Vorführung des historischen Zusammenhangs, sachmännische Kenntniß in Schilderung der militärischen Operationen und Vorurtheilslosigkeit in Beurtheilung der politischen Ereignisse finden sich hier zu einem Werke vereinigt, aus dem jeder Leser in vollem Maße Verständniß und Befriedigung schöpfen wird.

In unserm Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Die Verbindung der Künste

auf der

Dramatischen Bühne.

Eine Reihe akademischer Vorträge

von

Dr. Karl Robert Pabst,

Professor der deutschen Literatur an der Hochschule zu Bern.

15 Bogen. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Heinrich Laube hat die Widmung dieses Werkes: „Dem wackern Vorkämpfer für Befreiung und Veredlung der deutschen Bühne“ von dem Herrn Verfasser freundschaftlichst angenommen.

Haller'sche Verlagshandlung in Bern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Ural und Altai.

Briefwechsel zwischen

Alexander von Humboldt

und

Graf Georg von Cancrin

aus den Jahren 1827—1832.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Alexander von Humboldt's Briefwechsel mit dem russischen Finanzminister Graf Cancrin von und während seiner im Jahre 1829 auf Wunsch des Kaisers Nikolaus unternommenen Reise in den Ural und Altai wird hier zum ersten Mal aus den russischen Staatsarchiven veröffentlicht. Der rastlose Forschungsseifer, von welchem Humboldt noch im hohen Alter befeelt war, wie nicht minder die gemüthlichen Seiten des großen Mannes finden in jedem dieser Briefe den wohlthueudsten Ausdruck. Die Schrift gewährt daher nicht blos bedeutendes fachwissenschaftliches Interesse, sondern empfiehlt sich allen gebildeten Kreisen zur Lektüre.

In demselben Verlage erschien:

Briefe von Alexander von Humboldt an Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe von Alexander von Humboldt an Barmhagen von Ense aus den Jahren 1827—1838. Nebst Auszügen aus Barmhagen's Tagebüchern, und Briefen von Barmhagen und Andern an Humboldt. Fünfte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

MEYERS REISEBÜCHER für Winter 1869/70.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Süd-Frankreich und seine Kurorte, von Gsell-Fels und Berlepsch. Geb. 3 Thlr.

„Seine Beschreibung der südfranzösischen und Pyrenäenbäder wird nicht nur für die Reisenden und namentlich für die Kranken-Reisenden, sondern auch für die Aerzte von ganz besonderem Interesse sein, da sie in anschaulichster und anziehendster Weise die Localverhältnisse nach allen Richtungen hin erörtert etc. etc. Wir können daher das Erscheinen des Buches als ein höchst erfreuliches Ereigniss begrüssen.“
Virchow.

Paris, von Berlepsch. Geb. 2 Thlr.

„Was uns als besonderer Vorzug dieses pariser Führers erscheint, das ist, dass er Fleisch und Leben hat und nicht, wie unsere gewohnten älteren Bücher, durch übertriebenen Schematismus den Eindruck eines kahlen Gerippes macht.“
Leipziger Illustrirte Zeitung.

London, von Ravenstein. Geb. 2 Thlr.

„Den Verfasser befähigen ein langjähriger Aufenthalt und gründliche Orts- und Sachkenntniß zum Führer in der Weltstadt, wie wenig Andere.“
Aktionär.

Nord-Deutschland, von Berlepsch. Geb. 2 1/2 Thlr.

„Als Muster eines Reisehandbuchs zu betrachten, sowohl was die Bearbeitung des kolossalen Materials, als was die Ausstattung betrifft.“
Kölnener Telegraph.

„Uebertrifft durch höchste Vollständigkeit, Sorgfalt der Redaction, sowie die wahrhaft glänzende künstlerische Ausstattung Alles, was die Reiseliteratur bisher geleistet hat.“
Ostpreussische Zeitung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Torrey

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Zweiundzwanzigstes Heft. (15. November 1869.)

Inhalt.

Seite

Alt- und Neu-München. Von Gustav Kühne.....	721
Die Colonien Australiens und ihre Entwicklung. Zweiter Artikel.....	744
Arthur Schopenhauer und seine Gegner. Von Julius Frauenstädt. Zweiter Artikel..	768

Chronik der Gegenwart:

Revue der Erd- und Völkerkunde: Die Deutsche Nordpolexpedition und andere arktische Unternehmungen. — Nachrichten über Livingstone. — Sir Samuel Baker's Expedition nach den Nilquellländern. — Der Abyssinienreisende Halévy. — Durchschneidung des Isthmus von Korinth. — Directere Verbindung mit Indien über Mesopotamien. — Opiumcultur in China. — Bámbery über die Syrkanische Wüste. — Die centralasiatische Frage. — Die Britische Association zur Beförderung der Wissenschaft über Centralasien.	787
--	-----



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)

MEYERS REISEBÜCHER für Winter 1869/70.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Süd-Frankreich und seine Kurorte, von Gsell-Fels und Berlepsch. Geb. 3 Thlr.

„Seine Beschreibung der südfranzösischen und Pyrenäenbäder wird nicht nur für die Reisenden und namentlich für die Kranken-Reisenden, sondern auch für die Aerzte von ganz besonderem Interesse sein, da sie in anschaulichster und anziehendster Weise die Localverhältnisse nach allen Richtungen hin erörtert etc. etc. Wir können daher das Erscheinen des Buches als ein höchst erfreuliches Ereigniss begrüßen.“
Virchow.

Paris, von Berlepsch. Geb. 2 Thlr.

„Was uns als besonderer Vorzug dieses pariser Führers erscheint, das ist, dass er Fleisch und Leben hat und nicht, wie unsere gewohnten älteren Bücher, durch übertriebenen Schematismus den Eindruck eines kahlen Gerippes macht.“
Leipsiger Illustrirte Zeitung.

London, von Ravenstein. Geb. 2 Thlr.

„Den Verfasser befähigen ein langjähriger Aufenthalt und gründliche Orts- und Sachkenntniss zum Führer in der Weltstadt, wie wenig Andere.“
Aktionär.

Nord-Deutschland, von Berlepsch. Geb. 2½ Thlr.

„Als Muster eines Reisehandbuchs zu betrachten, sowohl was die Bearbeitung des kolossalen Materials, als was die Ausstattung betrifft.“
Kölnener Telegraph.
„Ueberrifft durch höchste Vollständigkeit, Sorgfalt der Redaction, sowie die wahrhaft glänzende künstlerische Ausstattung Alles, was die Reiseliteratur bisher geleistet hat.“
Ostpreussische Zeitung.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Neue wohlfeile Ausgabe.

8. Sieben Bände. Geh. 11 Thlr. 20 Ngr. Geb. 13 Thlr. 16 Ngr.

(Auch in 70 Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Während das „Conversations-Lexikon“ vorzugsweise der allgemeinen oder theoretischen Bildung gewidmet ist, stellt sich ihm in dem „Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon“ ein Werk an die Seite, welches die Resultate der angewandten Wissenschaft für die materiellen Bedürfnisse und Richtungen des Lebens zusammenfasst, ein populäres und gemeinnütziges Handbuch für das praktische Leben. Der darin behandelte, alphabetisch geordnete Stoff gehört folgenden drei Hauptgebieten an: I. Häusliches und Familienleben (Medicin. Die Lehre von den Nahrungsmitteln, Kleidung und Wohnung. Die Arbeiten der Hausfrau. Erziehung und Unterricht); II. Geschäftliches und gesellschaftliches Leben (Handel und Verkehr. Gewerbe und Industrie. Landwirtschaft. Volkswirtschaftslehre. Rechtswissenschaft); III. Naturwissenschaften in populärer Darstellung (Physik, Chemie, Astronomie, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Geologie, Anatomie, Physiologie, mathematische Geographie etc.).

Die zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt sind mit künstlerischer Sorgfalt angeführt und so gewählt, daß sie nicht als bloßer Schmuck erscheinen, sondern eine wesentliche Ergänzung des Textes bilden.

Die neue wohlfeile Ausgabe kann auf einmal, geheftet und gebunden, oder nach und nach in Heften oder Bänden bezogen werden.

Alt- und Neu-München.

Von Gustav Kühne.

Im Verlaufe von 30 Jahren war ich zum vierten male im Centrum des Baiernlandes, jedesmal von neuem überrascht vom Glanz neuer Schöpfungen der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst. War doch König Ludwig in einer fünfundsiebenzigjährigen Regierung und schon zuvor als Prinz unermüdllich gewesen, an der Pfar ein deutsches Florenz hervorzuzubehrn. Jenen Lorenzo Magnifico unter den Mediceern hat der wittelsbacher Lodovico Magnifico noch bei weitem überflügelt. An Florenz haben die großen Geschlechter der Nobili mitgebaut, und wenn ihre Paläste Burgen gleichen, so war das vom kriegerischen Geist der Zeit beim Straßenkampf der Parteien geboten. Lorenzo hat aus Ruhmsucht gebaut, aber doch stets nach Bedürfniß, nach Nöthigungen für thatsächliche Zwecke. In König Ludwig „dem Prächtigen“ war der ästhetische Bautrieb das vorherrschend Bestimmende. Er baute sich und seinem Stamme zum Ruhm, ganz erfüllt von der Mission, der Heros einer neuen deutschen Kunstperiode zu sein. Ihm war die Kunst nicht Mittel, sondern Zweck, ein Selbstzweck. Das Ideal einer neuen Kirche in bestimmtem Stile stieg in ihm auf und er baute sie mit seinen Millionen, ganz naiv in der Zuversicht, das Bedürfniß einer Kirche, die Gemeinde für das neue Gotteshaus, werde sich schon finden. Er schien seinen königlichen Purpurmantel schier in ein Schurzfell für Maurer verwandeln, Scepter und Reichsapfel wie Pinsel und Meißel handhaben zu wollen. Daß er's nicht selbst eigen ausführte als Werkmeister, gleichviel; alles was in Neu-München geschah, trug den Stempel des königlichen Bauherrn mit dem Motto: „Sic volo, sic jubeo!“ Wer in den zwanziger, dreißiger, vierziger Jahren München wieder sah, fand eine neue architektonische Ideenwelt aufgetaucht, ausgeführt oder in Angriff genommen.

Ehe mich 1867 die Fülle neuer Werke der Baukunst gefangen nahm, mußte ich jedoch auch diesmal beim Anblick der Stadt aus der Ferne ein Gefühl der Widerwilligkeit bekämpfen, das mir stets die Thürme der mächtigen Liebfrauenkirche von außen her erregten. Zwei dicke, plumpe Kappenmützen bedecken die Thürme; sie machen den Eindruck von gewaltigen „Knüdeln“. Die Münchener sind stolz auf den großen Backsteinbau ihrer Notre-Damekirche. „So hat's der Thürm insonderheit — Zween, seind dick, groß, man sieht sie weit“ — heißt es in einer alten gereimten Chronik. Gilt die Liebfrauenkirche — und mit Recht — für das steinerne Denkmal des alten berben Babarenthums, so sollen vielleicht auch die beiden Knüdel auf den Thurmspitzen als örtliches und nationales Wahrzeichen sich hinausrecken in die Lande! Die Schönfärber und Schönbauer unter den Ciceronen Münchens nennen die achtfseitigen Thurmlappen „birnenförmige Helme“, womit die Unschönheit weder gemildert noch erklärt wird; was hat der Helm mit der Birne gemein? Unbegreiflich bleibt, daß König Ludwig, der Schöpfer Neu-Münchens, am größten Bauwerk der Altstadt diese Mißform duldete, bei seinem genialen Schönheits-sinn die zwei wulstigen Dickköpfe nicht herunterriß und die schweren, undurchbrochenen Thurmlöcher nicht in gothische Pyramidenspitzen auslaufen ließ. Hat man doch

das Innere der majestätischen dreischiffigen Kirche mit den 22 achtseitigen Pfeilern und den ebenso imposant prächtigen Reggewölben, ohne den alten Charakter des Baues zu stören, edel und großartig restaurirt! Wer, wie König Ludwig, die Dome zu Bamberg und zu Speier nach seinen Idealen ausbaute, durfte bei der festen Structur der Liebfrauenkirche vor keinem Wagniß der Architektur zurückschrecken, noch von etwa hierarchischem Widerspruch sich behindern lassen. Hatte doch der Selbstherrscher aller Bauten beim regensburger Dom durch Bedenlichkeit der Geistlichen und der Laien sich nicht beirren lassen, um im Innern rücksichtslos aufzuräumen, bis die alten Pfeiler wieder frei wurden von den geschmacklos angelackten Dotations- und Botivwerken kleinlich eitler Nachzeiten, nicht geruht, bis die große Architektur echt germanischer Vorzeit ungehindert Haupt und Brust erhob und dieser erhabene Tempel deutscher Christenheit sich ganz so hinstellte wie er, allein Gott zu Ehren, vom hohen Sinn der ersten Gründer und Erbauer gedacht, empfunden und begonnen war. Und die Begeisterung für den gothischen Stil in reinster Blüte hat den König nicht etwa pietätlos auftreten lassen bei der Neugeburt des regensburger Doms. An den Thürmen z. B., deren Ausbau nach seinem Tode jetzt vollendet wurde, hat er das mehr decorativ gehaltene Mittelgeschos, einer Spätzeit angehörig, unangetastet gelassen. Dies Mittelgeschos der regensburger zwei Thürme am Portal varieties Ausartungen, wenigstens starke Abweichungen vom kühnen, hohen Stil der ersten Baumeister. Der königliche Bauherr von heute ließ diese Mittelstücke verweichlichter Epigonen gewiß nur mit Ueberwindung seiner bessern ästhetischen Einsicht stehen wie sie sind, sich damit begnügend, für den Ausbau der Hochgeschosse, die ganz Ludwig's Werk sind, nach dem echten, alten und ersten Stil der Untergeschosse zurückzugreifen, welche in ihrer Structur und Ornamentik gleich edel, stark und kühn sind, einem wunderbar großen germanischen Werk zur Basis dienend.

Die Thürme des münchener Liebfrauendoms sollten von der Mißgestalt ihrer „welschen Hauben“, wie man sie auch genannt hat, befreit werden! König Ludwig der Alte hat einem jüngern Ludwig dies Werk im Dienst des Schönen übriggelassen. Finster, düster, nackt, aller Ornamentik bar und ledig, fast wüß und unheimlich ragt der gewaltige Bau der Kirche äußerlich empor, das Kind einer stark angelegten Kraft, die sich des Ungewöhnlichen, Gigantischen vermessen wollte, aber in der Plumpheit sitzen blieb, weil jenes Zeitalter noch keine Ahnung davon hatte, daß Kraft mit Schönheit Hand in Hand zu gehen hat, soll Großes entstehen. Dies fehlt dem ganzen vassen Bau im Aeußern. Wenn aber die Salvaglocke ertönt, die alte „Susanne“ ruft, dann freilich, treten wir ein, überrascht uns um so mehr die gewaltige Herrlichkeit des Innern. Ohne alle schönfäulige Zucht des Dilettantismus von heute wird hier das Erhabene ungesucht zur Schönheit im ersten Stil. Im Innern ist die Liebfrauenkirche bedeutender als alle Salonkirchen einer ästhetischen Gourmandise der Augusteischen Bauzeit Münchens. Hier hat altbairische Kraft wie sie einem frühern Jahrhundert eignete, sich eine Basis hingestellt, auf der ein kaiserliches Germanien erwachsen konnte. Und in der That war der Dom ganz dazu angethan, eines Kaisers Denkmal zu umschließen. Hier ruht jener Ludwig, zubenannt der Baier, den ein schwäbischer Ludwig von heute, vielleicht der letzte, der von deutscher Fremdsang, Ludwig Uhland, in einer seiner edelsten Dichtungen feierte. Kaiser Ludwig der Baier hat über einen Friedrich Oesterreichs durch Waffenthaten gesiegt, mehr noch durch hochherzigen Edelmut, dergestalt, daß aus Feinden Freunde wurden und der Besiegte den Sieger überbot an Brudersinn und Treue. Derlei ist wol heutzutage, wo der Gedanke: „Germanien über alles!“ in die Kumpellammer geworfen wird, auch zur bloßen Legende und Mythe geworden!

Das Kaisergrabmal in der Liebfrauenkirche, geschichtlich ebenso bedeutsam wie artistisch groß gedacht und meisterlich ausgeführt, wurde fast 300 Jahre nach Ludwig's Tode

1625 unter Maximilian, dem ersten Kurfürsten Baierns, von Hans Krumper nach Entwürfen und Zeichnungen von Peter de Witte, genannt Peter Candid, gefertigt. Candid war ein Schüler Vasari's; die Schule Michel Angelo's scheint mir erkennbar im Stil der ganzen Arbeit. Der Erzgießer Hans Krumper (auch Krumpfer genannt) hat freilich auch die marianische Säule auf dem Marktplatz mit der vergoldeten Madonna krönen müssen zum Andenken an die prager Schlacht am Weißen Berge und die blutige Unterdrückung der neuen Lehre in Böhmen. Der bairische „Große Kurfürst“ und Haupt der römisch-katholischen Liga war ja der Satrap der österreichischen Ferdinande und der Nordbrenner oder, wie andere sagen, „der herrliche Murrkopf“ Tilly sein Dienstmann. Das Grabmal zu Ehren Kaiser Ludwig's steht rein und unbesleckt da, ein Tribut der Erinnerung an die alte, unangefochtene, noch nicht mit romanischen Gelüsten verfezte, rein deutsche Kraft bairischer Vergangenheit. Es ist ein majestätischer Katafalk von dunkeltem Marmor. Ueber der Grabplatte erhebt sich ein schwebendes Kreuz. An den vier Ecken, gleichsam als Wächter des Grabes, halten erzene Ritter, das eine Knie gesenkt; zur Seite die Standbilder zweier Wittelsbacher.

Die Kirche ist auch sonst noch reich an Meisterwerken alter Zeit. Die 12 Propheten und die 12 Apostel über den Chorstühlen sind prächtige Holzschnitzarbeiten des 15. Jahrhunderts. Die große türkische Fahne an einem Pfeiler des Mittelschiffs hat Max Emanuel, der blaue König, wie die Türken ihn nannten, 1688 vor Belgrad erobert. Alles ringsum, die deutsche Kaiserkrone und diese Trophäen vom damals mächtigen Feinde der Christenheit in der Mitte, alles ist ungehinkt, ohne Ruhmsüchtelei verästelter Epigonen, ein treues Zeugniß wahrhafter Errungenschaften des Hauses Wittelsbach in seiner aufsteigenden Größe. Unter Kaiser Ludwig hatte auch die Stadt München, nach einer Feuersbrunst, ihre erste architektonisch bedeutende Gestalt erhalten. Bauherren und künstlerische Schöpfer waren sie fast alle, die Fürsten Baierns, aber die Alten bauten und schufen nicht bloß nach ästhetischen Liebhabereien, sondern nach historisch gegebenen Nothwendigkeiten. Kaiser Ludwig schuf sich im „Alten Hof“ seinen Kaiserstiz. Unter ihm ward auch der Hauptschrammenplatz, wie es die Chronik rühmt, „lustfamer, schöner und gemachfamer“ hergestellt. Nach ihm freilich begann mit der Theilung des Landes die Bierherzogzeit. Baiern verblutete fast in wilden Familienkriegen, wie zur Zeit jenes Albrecht, der die Ermordung seines „Engels von Augsburg“, der schönen Baberstochter Agnes Bernauerin, an Land und Leuten mit Feuer und Schwert gerächt. Die tragische deutsche Muse ist auch in neuester Zeit mit Heibel, Adolf Wöttger, Melchior Diehr, Otto Ludwig nicht müde geworden, den grausen Balladenstoff dramatisch zu gestalten. Seiner Zahl nach war dieser Albrecht der Dritte seines Namens, auch der Fromme zubenannt. Vielleicht hat er in Stiftungen und Schenkungen an Kirchen und Klöster büßen und gutthun wollen, was er in seiner Wuth nicht bloß am Vater, dem Mörder seines Weibes, sondern auch am Volke verschuldet. Auch in der Geschichte der „socialen Bierbedürfnisse“ Baierns spielt dieser Albrecht eine Rolle. Er heirathete schließlich noch die ihm vom Vater Ernst bestimmte Braut, eine braunschweigische Prinzessin, und da die gute braunschweigische Stadt Einbeck ein so gutes Bier braute, so ließ Albrecht mit der hohen Braut gelegentlich solches sich kommen, beide gemeinschaftlich, Braut und Bier, heim- und einführend. Dies Einbeckier sprachen und schrieben die Münchener „Kinbeckier“, woraus (seit 1436) im Laufe der Zeit Einbeck- und Beckier geworden. So gehen Liebe, Schönheit und Bier Hand in Hand in der Geschichte Baierns.

Ein vierter Albrecht hieß der Weise. Er war weise genug, mit der Einsetzung des Erstgeburtsrechts in der fürstlichen Nachfolge die Bruderkriege Baierns zu beseitigen. Er war auch weise genug, die neue, von römischer Satzung gereinigte Lehre Christi ruhig zuzulassen. Aber ein „Frommer“, Wilhelm der Fromme, beschränkte und vereitelte wieder,

was ein „Weiser“ gethan. München wurde für die Gesellschaft Jesu der deutsche Hauptsitz, die Michaelskirche, zu Ende des 16. Jahrhunderts, ihr prachtvoll glänzendes Wohnhaus. Nach Aufhebung des Jesuitenordens ward sie militärische Hofkirche. Sonntags wird hier für die Garnison große Messe gehalten, an hohen Festtagen ertönt hier alter Meister ewig schöne Musik, am Grünen Donnerstage Orlando di Lasso's „Miserere“, am Charfreitage Palestrina's „In monte Oliveti“, „Ecce vidimus“, „Tenebrae“ u. a.; auch Pergolesi's „Stabat mater“. Der Fremde besucht die Kirche zumeist, um ein Werk Thorwaldsen's, das Denkmal Herzog Eugen's von Leuchtenberg, zu bewundern. Groß und schön ist dies Meisterwerk des Dänen. Die Toga leicht über die Schulter geworfen, steht der edle Sohn Josephinens da, Harnisch, Feldherrnstab und die eiserne Krone, die er einst getragen, zu seinen Füßen, in der Rechten den Lorbeerkranz, die Linke ans Herz drückend, während die Muse der Geschichte seine Thaten aufzeichnet, die geflügelten Genien des Todes und der Unsterblichkeit zwei Fackeln halten, eine erlöschene und eine fortbrennende. In carrarischem, blaugrünlichem Marmor hat hier der edelste Griffel der neuern Zeit den einzigen edeln Napoleoniden verewigt. Eugen hatte kein Corsenblut in seinen Adern, aber er trug den Namen Napoleon's und zählt zu den Napoleoniden. Er starb in München 1824 den friedlichen Tod des Gerechten in den Armen seiner Gattin, einer Tochter Max Joseph's, die ihm das Denkmal setzte. Sonst ist der Name Leuchtenberg, bis auf den Palast in der Ludwigsstraße, in München erloschen; auch die Leuchtenberg'sche Galerie (mit der schönsten Madonna Murillo's) wanderte mit den Erben nach Petersburg.

Betreten wir mit religiösem Gefühl die Michaelskirche, so erscheint sie uns fast wie ein prachtvoll üppiges Opernhaus, ein Haus zur Schaustellung und Inszenirung der Erlösungswerte Gottes, der Zeit eines erneuten Aufschwungs angehörig, um die von Rom abgefallene Welt durch Macht und Glanz, durch alle Zaubermittel der Kunst doch noch wieder zu einer Kirchengemeinschaft zu sammeln. Diese Zuversicht war ein verwegener Bahn; aber in dieser Verwegenheit steckte Kraft und Schwung, und dieser Gedanke war das Kind eines ganzen Zeitalters, das, der Rechthabereien der kittelnden protestantischen Prüfung müde, reuevoll wieder theilhaftig sein wollte des alten Gesamtgefühls einer großen, ganzen, ungetheilten Christenheit. Die Kirchen im Jesuitenstil entstanden nicht aus dem subjectiven Belieben eines ästhetischen Dilettantismus, der, ohne einen historisch oder real gegebenen Zweck im Volks- oder Staatsleben als leitend und bestimmend anzuerkennen, gleichsam seinen Kopf darauf setzt, um mit dem Motto: *Ich baue, weil ich bauen will, car tel est mon plaisir!* das Staunen der Welt zu erwecken. Die Michaelskirche hat auch die Fehler des Jesuitenstils im Rococo. An der äußern Vorderseite mit den zwei hohen Portalen von rothem Marmor ruhen gezierte Frontons auf verpflanzten toscanischen Flachsäulen. Das Innere der Kirche ist ein Meisterstück des Steinmetzen Wolfgang Miller, der das Ganze baute: ein weites, kühn gesprengtes Tonnengewölbe, das, mit sicherer Berechnung seines Schwerpunktes, auf vier Hauptmauerpfeiler gestützt trotzig und siegesstark ausgespannt, in Deutschland unter Gewölbedauten nicht seines gleichen hat.

Diesen stolzen Jesuitenbau fand der dreißigjährige deutsche Glaubenskrieg schon fertig vor in München. Er gehört zu dem architektonischen Ganzen, in welchem Kurfürst Max die Stadt hinterließ. Kurz vor Ausbruch des Kriegs war München zum zweiten mal in ein prächtiges umgeschaffen. Georg Fischer hieß der Architekt, der jenem Maximilian im Schlosse einen Herculesaal erbaute mit bildlichen Darstellungen aus der Geschichte des Landes. Den Kaisersaal in der Burg schmückten Tapeten nach *Candide's* Zeichnungen. Ein Hofgarten mit 128 Fontainen und mit Arcaden in 85 Bögen vollendet demnach die Schöpfung des bairischen Fürstenthums, dergestalt, daß der Schwedenkönig, als er sitzreich seinen Einzug hielt, in die Worte ausbrach: „Wenn doch die Stadt auf Wolken

hübn', daß ich sie mit nach Schweden rollen könnt'!" So lautete die Sage. Jedenfalls war das damalige München ein imponantes, Baiern das Haupt der Liga und die Stadt das süddeutsche Centrum der Jesuiten. Der Kurhut mag der Lohn dafür gewesen sein. Ueber einen spätern „Dank vom Hause Oesterreich“ hätte Kurfürst Max sich freilich im Grabe umbrehen können, denn sein zweiter Nachfolger, der unter Prinz Eugen Belgrad stürmte, der Türkenieger Max Emanuel, verlor trotz seiner Dienste sein halbes Land an Oesterreich. Die Nordweihnachten zu Sendling (1705), wo die tapfern Oberländer mit dem Rufe „Lieber bairisch sterben als kaiserlich verderben!“ dem Gewaltstreich Oesterreichs erlagen, stehen ebenso blutig roth in den Annalen des Landes verzeichnet. Und im weitern Verlaufe desselben Jahrhunderts war es der preußische Friedrich, der Oesterreichs Plan zur Einverleibung Baierns vernichtete. Dies machte dann Baiern, im Bunde mit Napoleon Königreich geworden, wieder wett, indem es sich Tirol vom Corsen schenken ließ. Nicht bloß gegen französische Söldlinge hat Andreas Hofer sein Land vertheidigen müssen, und leicht hätten bairische Flintenkugeln ihn zu Mantua niederschließen können wegen seiner Treue zum Hause Habsburg. Im letzten deutschen Bruderkriege — wird es der letzte sein? — hat Baiern zu Oesterreich gehalten; ganz Europa hatte sich getäuscht im Glauben an dessen Widerstandskraft. Der preußische Adler stand nahe genug vor München, und nicht der bairische Löwe hat König Wilhelm gehindert, wie weiland Gustav Adolf siegreich einzuziehen.

Vom Schwedenkönige, der sich in München gar wohl gefiel, gibt es auch noch einen andern Spruch. Er soll die Fharstadt einem goldenen Sattel auf einem magern Gaul verglichen haben. Dies nöthigt uns, einen Blick auf den Boden zu werfen, von dessen Fett vielleicht die prächtige Capitale sich nährt. Das nächste Land um München schien nicht vorzugsweise einladend, hier einen üppigen Fürstenthum oder auch nur eine nährsame Stadt zu gründen. Der Boden herum ist von Natur dürftig, steinig, voll grobem Kies und Kalksteingeröll. Vielleicht ähnlich dem ursprünglichen Charakter des Volks, denn Volk und Land gehen allerwegen Hand in Hand seit Menschengedenken, seit Schöpfung der Welt. Als Gott der Herr den Erdkloß nahm, den ersten Menschen daraus zu formen, lag sicherlich trotz bester Absicht des gütigen Schöpfers auch wol sehr viel an der Art dieses Kloßes, ob und wie das Werk gelang. Der Schöpfer Neu-Münchens z. B. hat vielleicht nicht recht erwogen, aus welchem Thon sein Volk ist, um künstlerisch aus ihm eine neue Gestalt zu formen. Alt-München hat noch immer nicht recht in Neu-München aufgehen wollen. Naturbedingungen betreffend sind freilich auch Madrid und Berlin auf ebenso ungünstigem Boden aufgestiegen, weit mehr kraft selbstherrlicher Laune als nach ruhiger Erwägung der Gunst oder Ungunst natürlicher Verhältnisse. Zur Ungunst der Lage kommt bei München auch ein klimatischer Uebelstand. München liegt auf einer Hochebene, die von der südlichen Bergkette weniger geschützt als vielmehr dem Sirocco preisgegeben wird, wenn er, beim raschen Flug über die Alpen schlecht abgekühlt, das bairische Plateau überfüllt, sodaß eine südliche Tagesglut mit nordischer Nachtkälte in raschem Wechsel Münchens Klima bezeichnet. Dies wird oft als ungesund, ja als gefährlich verschrien, wogegen die Heimischen sich ereifern, indem sie als Kinder des heimischen Bodens und der heimischen Luftschicht auch gar wohl die Geheimnisse der dazu nöthigen Widerstandskraft kennen. Mit dem Klima Münchens mag es sich verhalten wie mit jenem starken Receptmittel: ein Schneider stirbt daran, einem Schmiede hilft's! Zu den Geheimnissen der nöthigen Widerstandskraft gegen klimatische feindliche Einflüsse gehört der Genuß des Bieres. Und somit erkenn' ich dessen Existenz, Gott sei Dank, als physisch wie sittlich berechtigt an. Die Bedeutsamkeit der „socialen Bierverhältnisse“ Baierns steht in der That nicht bloß geschichtlich und örtlich fest, sondern auch für die Propaganda dieses Cultus für halb Europa, ja über den Ocean, also „über Land und

Meer" hinaus. Man triumphire doch ja nicht in Spree-Athen allzu sehr, daß die Zündnadeln gesiegt. In Berlin hat schon seit Jahrzehnten das Seibel die Stange überflügelt, feuriger Hopfenjaft die kühle Blonde überwunden, selbst den Kartoffelsusel, wo nicht verdrängt, doch eingeschränkt. Undankbare Welt! Alles schreit: Bierbaieru! und alles nährt sich doch schon von dieser Wohlthat der Götter, Bairisch Bier genannt. Bier macht schwerfällig und dufelig! lästern die Segner. Aber Schnaps verthiert! müssen wir entgegen. Bier verdummt! schreien jene. Aber Branntwein canailirt! so wir. Und der bairische Nektar hat nicht bloß das negative Verdienst, den norddeutschen Fusel eingeschränkt, die hundert „verschiedenen Biere“, als da waren die „Todtschläger“, die „Kräbhel an der Wand“ und all die deutschen Trinktöpfe verdrängt zu haben. Das Bairische Bier hat in die gesammte Methode des deutschen Gerstensafterzeugens Raison gebracht, sie auf gesunden Fuß gestellt. „Hopfen und Malz: Gott erhalt's!“ Auch ist hier deutsche Einheit siegreich durchgebrochen, der Particularismus besiegt. Es gibt nur Einen Gott und nur Einen „Stoff“; Vielgötterei und Anbetung verschiedener Biere ist sündhaft und unsinnig. Bairisch Bier ist flüssiges Brot fürs Volk, ja Lebensbrot. Selbst Frankreich, das leichtlebige, beginnt das einzusehen. Ein Franzmann sagte jüngst begeistert: „Der ersten Ansehn nach ist dieser Nektar Baierns eine dicke, schwerfällig materielle Masse, aber näher befehen, ist er von Aroma beseelt, von intimen Geistern durchzuckt, glänzt in Funken, zart und flockig wie Seidenfäden, durchsichtig vergolbet, von Schaum bekörnt und perlend wie eine Wolke des Orients.“ Genius Bavariae, was willst du mehr? Hätte der Schöpfer Neu-Münchens für den Nationalstoff gleich stark empfunden, er hätte vielleicht statt hellenischer Säulentempel gothisch gewölbte Bierhallen erbaut, um des Volk auf dessen eigenem Boden zu erfassen und von unten herauf erzogen, damit es frei werde vom kleberigen Schmutz der allzu primitiven Begnüglichkeit, womit ein jeder, wie im Pilsenerbräu, sein Krügel am Vorn sich selber schwenkt, um die Hefe des Vorgängers im Keldegenuß nicht mitzuschlürfen. Ich hab' sie alle wieder besucht, die nationalen Lieblingsstätten, wo der Nektar frisch vom Zapfen quillt, in der Altstadt und draußen in der Auer Vorstadt, wo's „nit so schweini“. „Hotel Leberwurst“ fand ich nicht mehr am Leber, und im „Ewigen Licht“ ward ich bitter getäuscht. In diesen, der Erscheinungswelt entzogenen dunkeln Katakomben, wo symbolisch nur eine, aber eine Ewige Lampe brennt, in diesen Katakomben ward ehedem das beste, echteste Naß vom Pschorr, Bod und Salvator, verzapft, so unverfälscht wie nur je die alten Aegypter in pyramidalen Höhlen ihr Kurmi tranken. Ich erhielt dort einen „Stoff“. Aber soviel sich in der dämmerigen Halle erkennen ließ, er war sehr licht, Hopfen und Malz daran nicht verschwendet, eher gespart. Es war Weizensaft, die berliner Blonde in erhöhter Potenz, mit Zuckersüß und Citronenscheibe noch gesteigert. Ich glaubte die Isar mit der Spree verwechselt zu haben, und wenn München berliner Weißbier trinkt, wie Berlin seit lange bairisches, so dürften die einander bitterbösen deutschen Brüder diesen Seelenaustausch vollziehen, ohne daß die deutsche Welt unterginge. Und der Saft war bei der Hundstags Hitze gar nicht schlecht. Ich trank und trank. Die Welt ging mir just nicht unter, aber sie begann sich mir fast zu drehen, als ich aus der Katakombe „Zum ewigen Licht“ dem Tageslicht der Sonne entgegenstieg.

Doch Schertz beiseite! Besinnen wir uns auf Münchens Vergangenheit, ehe wir es seine Gegenwart und Zukunft denken. Es hat lange gedauert, ehe es Hopfen braut, sein Bod- und Salvatorbier erzeugte. München ist lange zurückgeblieben gegen Augsburg und Nürnberg, diese zwei deutschen Weltstädte zur Zeit der venetianischen Seeherrschaft, selbst gegen die ehedem souveränen Bischofsitze Bamberg und Würzburg, auch gegen Regensburg, diesen kaiserlichen Kanzleimittelpunkt des weiland Römisch-Deutschen Reichs. Alt-Münchens Kaiserzeit ist nur von kurzer Dauer gewesen, Neu-Münchens Königs- und

von sehr neuem Datum. Auch die Erfindung eines bairischen Volks ist so jung wie die Königskrone. Um für Volk und Dynastie recht alte Ahnen aufzutreiben, griffen begeisterte Schriftgelehrte recht hoch hinaus ins graue Alterthum bis zu den Karolingern, um deren Fußstapfen zu entdecken, die der Wind der Jahrhunderte längst verweht. Pipin der Kleine hat an der Würm gejagt, Karl der Große fogar soll in einer Mühle an der Isar geboren worden sein, wie er freilich so gut wie unser Rothbart nicht bloß im thüringischen Kyffhäuser, auch im österreichischen Untersberg mit seinem Narren Gerwinus schlafend dastet, um auf die Stunde zu harren, wo die Raben aufhören und die Adler anfangen zu fliegen. In unserer Zeit hatte ein Adler wieder angefangen aufzufliegen, aber weder Karl noch Barbarossa sind erwacht. Wie schade, daß man den Platz nicht ausgefunden, wo weiland Caroli Magni Wiege gestanden! Welch ein Motiv für Pinsel und Griffel, um daselbst ein Denkmal zu errichten zu Baierns und ganz Deutschlands Ruhm, mit der Inschrift: „Auch dieser ein Baier und zwar der Teutschen Teutschester!“

Für Münchens Ursprung in der Römerzeit hat man ganz vergeblich nach Spuren gesucht. Römer haben sich hier nicht angebaut; für ein Castrum schien das Ufer der damals gewiß noch wildern Isar keinen günstigen Punkt zu bieten, wie etwa das Donaugestade für Passau, Castra Batava. Den Namen München von Municipium ableiten zu wollen, ist vollständig mißglückt. München hängt lediglich mit Mönchen zusammen, erwuchs aus Monacum zu Monachen und Münnichen. Auch das Stadtwappen besagt's: Ein Mönch mit ausgestreckten Armen, in der einen Hand ein Brevier; die andere ist leer, ihr fehlt das Seidel Bier. Der klösterliche Ursprung der Stadt ist historisch ziemlich sicher. Kloster Schäftlarn war die Mutter Münchens und der Welfe Heinrich der Begründer seiner ersten Bedeutsamkeit. Heinrich der Löwe soll eine Villa München besessen haben. Er zerstörte dem Bischof von Freising eine Isarbrücke, entzog ihm damit die alte Straße und erzwang sich aus den Bergwerken der Alpen den Salztransport über seine Villa. Das Salz ging nun seinen Weg hierher und München ward Stapelplatz dafür. Salz aber macht durstig. Mit hin wäre der ewige Durst der Stadt und ihr sociales Bierbedürfniß historisch nicht bloß, sondern auch physisch, naturgeschichtlich begründet und erwiesen. Nur ist die Annahme einer „Villa München“ nicht ganz sicher nachweisbar, ebenso wenig ob zu jener Zeit eine Ortschaft dieses Namens bestand. Vermuthlich lagen hier einige Zellen von Mönchen, die sich vor den Verheerungen der Ungarn in diese Wildniß der Isar geflüchtet, oder sie erbauten daselbst ein Hospitium, daher man die Gegend „bei den Mönchen“ benannte. *) Kloster Schäftlarn bliebe dann immer noch als die Mutterstätte Münchens bestehen und Heinrich der Löwe als der Begründer der Bedeutung des Orts. Und also geschah's etwa zur selbigen Zeit als Albrecht der Bär in der armseligen sandigen Mark sein Brandenburg und sein Berlinchen baute. Der Welfe Heinrich verunglückte dann bald gegen den Hohenstaufen Rothbart und das Baiernland fiel an einen Otto, den sie den Erlauchten nennen, aus dem Hause der Schyren, wie der Stamm der Wittelsbacher auch heißt. Demnach haben Welfen und Hohenstaufen daran gearbeitet, das Baiernthum, und in diesem zum Ausgleich eine dritte Zwischenmacht zu gründen beim Kriegesgeschrei: He Welf, he Waibling! Auch beim Schlachtruf des jüngsten deutschen Bruderkriegs zwischen Preußen und Oesterreich wäre eine vermittelnde dritte Macht gar sehr heilsam und erwünscht gewesen. nur daß es leider beim Wunsche blieb und bei dem Wahn, es werde sich das ohne volle kriegerische Machtentfaltung von selber gestalten! Wie das alles im Zeitalter der Mythie so wunderbar gekommen mit den Welfen und Staufen, um Baierns Existenz zu gründen, auch die Sagen vom Schwanenritter sich in die Heldenthaten der Schyren verschlingen: das

*) Vgl. Münchener Stadtbuch von Joseph Maria Mayer (München 1868), S. 4.

alles ist gar gut zu schauen zu Hohenschwangau in schönen bunten Bildern vom trefflichen Lindenschmidt.

Auch für die bairische Königskrone greift man gern nach Anknüpfungen ins mythengraue Alterthum hinaus. Baierns letzter Kurfürst nannte sich 1806 zur Zeit des Rheinbundes Baierns erster König. Lorenz Westenrieder jedoch, der Geschichtschreiber für Land und Volk, dem König Ludwig auf dem Promenadenplatz die erzene Bildsäule errichtete, schrieb, in Baiern sei „die unter den Agilolfingern behauptete Königswürde feierlich wiederhergestellt“. Und so lehrt man's den Buben in der Schule, denn es steht gedruckt in Westenrieder's „Abriss der bairischen Geschichte“ (neue verbesserte Auflage, München, Lindauer, 1821, ein Band mit Kupfern). Lorenz Westenrieder war ein prächtiger, tüchtiger Patriot. Aber er verstieg sich auch in der Rechtschreibung falsch ins hohe Alterthum. Er führte das *y* wieder ein ins Baiernthum, obschon Baiern doch wol von Boier oder Bojer (Bojarier) stammt, das *y* nur als Schmund und Schndrkel sich einschlich und jetzt unter König Ludwig wie das schmutze Kieselhäubchen wieder festgehalten werden sollte. Bezüglich der Agilolfingern hinaufgriff für die Königskrone, konnte doch füglich bei den Bojern anknüpfen, dann aber freilich nur ein Jota nachweisen. Lorenz Westenrieder war auch gut mönchisch, obschon er München, nicht Mönchen schrieb. Noch 1821 heißt es in seinem Lehr- und Lesebuch bei Aufhebung des Jesuitenordens wörtlich: „Tausend geborgene Bücherschreiber, welchen die Arbeiten der Jesuiten unerträglich waren, hatten seit vielen Menschenaltern die Aufhebung eingeleitet und einige Minister an den sogenannten bourbonischen Höfen haben endlich bei ihren verleiteten Königen die Aufhebung bewirkt, was selbst Clemens XIV. zu spät bereut hat.“ Hatte man das auch in München zu spät bereut? Für das Eingeständniß dieser Reue war es nicht zu spät; der Geschichtschreiber Baierns erhielt neben dem ebenso sehr bloß local verdienstlichen Gesezgeber Kreitmayer das schöne erzene Denkmal.

Trotz der fabelhaften Anknüpfung an die längst morsch gewordenen Agilolfinger war die Neugestaltung Baierns als Königreich doch jedenfalls sehr zeitgemäß. Max Joseph, der letzte Kurfürst, der 18 reiche Klöster und einige in ihrer Reichsummittelbarkeit verstockte und verkümmerte freie Städte annectirte, sich einverleibte, war ein hellsehender, aufgeklärter Fürst, ein Kopf, der begriff, was an der Zeit war und was zu einem regelrechten modernen Staat gehörte. Seine ganze Regierungsweise hatte eine praktische Humanitätsrichtung. Er baute Kasernen; ein neues Königthum braucht Soldaten. Aber er baute auch Schulen, Kranken- und Waisenhäuser. Erziehungsanstalten aller Art, Baumgewerk-, Wasserbau-, Thierarzneischulen zu München verdanken ihm ihr Dasein. Er berief Protestanten. Friedrich Heinrich Jacobi, der Philosoph, ward Präsident der Akademie der Wissenschaften, Jacobs und Thiersch vertraten und pflegten die classische Richtung. Jacobs ermüdete daran und lehrte bald wieder heim in sein Thüringerland. Thiersch hielt aus, obschon die Römlinge ihn verfolgten; er trug sogar den Kopf hoch und ungeknickt, obschon ein Messerstich ins Genick von der Hand eines Fanatikers ihn traf. Zweifelsohne kamen Messerstiche auch schon unter den Agilolfingern vor; Westenrieder hätte den Messerstich, den Thiersch erhielt, auch ans hohe Alterthum knüpfen können.

Auch der erste König Baierns war baulustig. Er wußte, daß Tempel der Kunst einem würdigen Fürstentum geziemen. Allein seine Baulust stand unter dem öffentlichen Geseze nationaler Bedürfnisse, gebotener socialer Nothwendigkeiten. Er baute nicht, um zu bauen, sondern um seinem Volke Werkstätten bürgerlicher Thätigkeiten zu eröffnen. Karl Fischer hieß Max Joseph's Baumeister. Nach dem Stil des Odeons in Paris wurde das Theater in München, das noch immer größte in Deutschland, erbaut. Seit 1812 bereits gehörte Joseph Stieler München an, derselbe Künstler, der von Goethe das beste Bildniß lieferte. Man kann sagen, daß schon unter Max Joseph die Kunst

in München ihre Heimat hatte; aber sie wucherte nicht als Sähling- und Luxuspflanze. Max Joseph's Wahlspruch hätte lauten können: „Erst das Brot des Lebens und dann der feine Nachtiß, erst die Nothwendigkeiten zur Existenz und dann Schmutz und Zierde! Sonst bleiben die Schönheitsideen im Widerspruche mit den Gesezen der realen Welt, mit dem was noththut, wessen das Volk und Zeitalter bedarf.“ Max Joseph gab seinem Volke eine Verfassung. Das machte ihn staatlich zum Vater seines Volks. Und in einer Zeit, wo Oesterreich und Preußen in den büreaukratischen Labyrinth despotischer Geheimherrschaft noch lange weiter schritten, in solcher Zeit gehörte außer Freisinn auch Muth dazu, um wie Karl August von Weimar vom Throne eine Stufe herabzusteigen und zu sprechen: „Voll, auch du bist von Gottes Gnaden, berathe und beschließe selbst deine Wohlfahrt!“ Aus blind willenslosen Unterthanen und stummen Vollstreckern absoluter Befehle Bürger eines Staates zu machen, diese That erhebt Max Joseph noch über alle Künstlergloire seines Sohnes. Wäre Baiern auf Max Joseph's Bahnen fortgeschritten, es wäre bürgerlich nicht zurückgeblieben, religiös nicht wieder in ultramontane Romantik versunken, hätte sich als Staat freistimmig weiter ausgebaut, dergestalt vielleicht, daß es zu einer Trias Deutschlands die Spitze der süddeutschen Staatengruppe bilden konnte. Statt ein Athen zu werden, ward aus München ein deutsches Korinth, das sorglos an seinen Tempelsäulen weiter meißelte, an seinen monumentalen Wänden weiter malte, bis die Heerschaaren der nordischen Macedonier siegreich fast bis an seine Thore rückten.

Max Joseph's Denkmal, nach Entwürfen von Rauch, in Erz gegossen von Stigl-mayer, zeigt uns den König sitzend auf dem Stuhle der Gerechtigkeit, in der einen Hand das Buch der Verfassung, die andere segenspendend über sein Volk gebreitet. In Hochbildern sehen am Fußgestelle: Herakles, das Sinnbild der Kraft, Demeter, als Altbaierns bürgerliche Wohlfahrtsgöttin, Athene, die Göttin der Weisheit und Aufklärung, Dike als Gerechtigkeit. Auf dem Postament hat sich auch als örtliche Landesgöttin Bavaria eingefunden, die Pflugschar in der Hand, einfach, bescheiden, treu biederherzig, nicht ohne Zubericht auf ihre Kraft, aber nicht, wie sie König Ludwig's Phantastie sich dachte, als Koloss, den Lorberkranz über sich zu Häupten schwingend. Die Bürger Münchens setzten Max Joseph das Denkmal zur Jubelfeier seiner vierteljahrhundertjährigen Regierung. Erst 1835, 10 Jahre nach seinem Tode, ward es fertig. Unter König Ludwig hat man rascher bauen gelernt. Aber der Ruhm ist auch um so wohlfeiler geworden. Die Bürger Münchens waren es, die auch ihm, dem noch Lebenden, ein Denkmal gesetzt, das hehre Reiterbild von Widmann, das 1862 enthüllt wurde. Gluck und Orlando di Lasso, diese für Baierns Ruhm sehr ungewissen Tonkünstler, mußten den Odeonplatz, auf dem sie standen, räumen. Das königliche Reiterbild des Ludovicus Augustus ist so schön, daß selbst der Gefeierte, der sich hier in Erz getroffen fühlte, ein Bravo rief, als bei der Einweihungsfeier die Hülle fiel. Der Gegenstand der Feier war zugleich ihr begeistertes Zuschauer. König Ludwig war kein regierender König mehr, aber er war geblieben was er immer nur gewesen, ein königlicher Mäcen der Kunst. Von aller Arbeit der Regierungsforgen ruhte er schon seit 14 Jahren aus; er feierte nur Feste auf Feste, und so konnte er wol an seinem eigenen Festtage ein Bravo rufen. Das Reiterbild ist in jeder Beziehung ein edles Werk der Kunst, schwungvoll erdacht, meisterhaft in der Ausführung. Es hat nur Einen Fehler. Dem prächtigen Pferde fehlen die Schwingen, denn Pegasus war doch wol nur das einzige Roß, das König Ludwig gern geritten hat. Künstlerisch untadelig sind auch die beiden Pagen dem Reiter zu Seiten, jeder mit einer Tafel in der Hand, des Königs angeblichen Wahlspruch enthaltend: „Gerecht und beharrlich.“ An der Gerechtigkeit und Rechthlichkeit zu zweifeln wäre ungebührlich. Wies doch eine Broschüre strict nach, daß König Ludwig seine zahllosen Bauten und Kunstwerke sämmtlich aus eigenen Mitteln, nie aus Staatskassen bestritt, nie Wege- und Schul-

bauten unterließ, um seine Kunsttempel ins Leben zu setzen, nie Festungen auszubessern, Kanonen zu gießen, nie Schuhe und Stiefeln für sein Heer zu flicken versäumte, als er die Prachtwerke hervorzauberte, die in Deutschland ihresgleichen suchen. „Und beharrlich“ heißt es im Wahlsprüche. In Ausführung seiner ästhetischen Ideale wahrlich von bewundernswerther Beharrlichkeit. Aber ob auch beharrlich in seiner Eigenschaft als Regent, um in Zeiten der Noth seinem Volke und Lande der Hort zu sein, der noththat? Als der Sturm des Jahres 1848 über Deutschland kam, als Mutter Germania nach Verjüngung und Neugeburt dürstete, war der Teutscheste der Teutschen schon vom Throne gestiegen; ein ganz localer Aufstand in Sachen der Lola Montez hatte ihn am 20. März 1848 zur Abdankung vermocht. Als die Männer der Paulskirche unter Deutschlands Fürsten umschauten nach einem Haupt, das würdig der Krone Karl's des Großen, da gab es keinen regierenden König Ludwig mehr, und sein großer Ahnherr, Kaiser Ludwig der Baiern, schlief in der Liebfrauenkirche den eisernen Schlaf. Man gab natürlich den Machtverhältnissen die Ehre und wählte den preussischen Cäsar, der für germanische Größe zugleich Phantasie genug besaß und der Romantiker hieß, wol auch das Gelüst, aber nicht den Muth hatte, nach Kaiser Karl's Scepter zu greifen.

In gleich rascher Folge wie König Ludwig's München ist selbst in der Zeit der höchsten italienischen Kunstblüte und bei weit lebendigerer Theilnahme und Mitarbeit der Nation kaum Florenz aus dem Boden gestiegen als eine neue Welt voller Kunsttempel, Festhallen, Siegestrophäen und olympischer Halbgötterfelder. Und auf ganz Baiern erstreckte sich sein Schöpfungswort, auf Bamberg, Speier, Regensburg, auf Franken und die Palz. Die Walhalla bei Regensburg ist mit heidnischem Namen am deutschen Donanstrom ein hellenischer Tempel zur Feier von Bangermanien, bei Kelheim feiert das Befreiungsdennmal die Siege über Frankreich, während schon längst ein Werk, an welchem Karl der Große scheiterte, der Kanal zur mittelbaren Verbindung der Donau mit Main und Rhein, König Ludwig's Namen trug, eine Wasserstraße, die freilich mehr der ruhmbüßenden Phantasie des Unternehmers als dem Nutzen des thatsächlichen Verkehrs zugute kam, zumal seit das Bedürfniß der bürgerlichen Welt sich die länderverbindenden Schienenwege mit locomotiver Flugkraft erfand. „Sumtibus Regis!“ steht in München häufig genug zu lesen an Bildsäulen und Tempelwänden; ganze Kunstpaläste nebst kostbarem Inhalt im Werthe vieler Millionen — die Walhalla allein kann nicht unter 14 Mill. Fl. gekostet haben — waren König Ludwig's Privatbesitz. Bei großem, ihm persönlich zugehörigem Reichthum war seine ganze königliche Wirthschaft, sein gesammtter Haus- und Hofhalt zeitlebens sehr sparsam danach eingerichtet, um alles, was ihm nebenfächlich und entbehrlich schien, zur Befriedigung des Einen hohen Triebes zu verwenden: Schöpfer einer neuen Aera deutscher Kunst zu sein. Schon im Jünglinge stiegen die Gedanken auf zur Herstellung einer neuen Welt deutscher Kunstarbeit, München und ganz Baiern sollten Eine große Werkstatt werden. Als Kronprinz fand er in Leo Klenze den bereits unter Max Joseph nach München berufenen ersten Werkmeister seiner kühnen Pläne. Eine Glyptothek für die in Italien erworbenen antiken Sculpturen zu schaffen, war gleichsam der erste Maigedanke für einen ganzen Blütenfrühling deutscher Kunst. Als Schöpfer dieser neuen Aera, als königlicher Bauherr und Ideenerwecker, als Räcer, Donator und Mitschöpfer ist Ludwig's Bild in München vielfach ausgestellt und gefeiert. Marmor und Erz, Sandstein und Granit, Griffel und Pinsel, alle Elemente und Instrumente mußten wetteifernd ihn der Mit- und Nachwelt überliefern. Und wären sie faul gewesen, er selbst hätte sein Ipse fecit an die Wand geschrieben, in Versen vielleicht, die weder gehauen noch gestochen den alten Satz bekundeten, daß der Cäsar über Grammatik und Prosodie erhaben sei. Auch war er bei all diesen Thaten der Kunst selbstgeigen sein Kritiker und Historiograph. Was ihm für die Walhalla zur Feier Deutschlands

nicht sympathisch war, blieb ausgeschlossen von aller Glorie. Unter den mehr als hundert Walhallagenossen, auf welche Rauch's Victorien für den Kranz, den sie werfen sollen, mit spähendem Auge blicken, ist gar mancher Heros deutscher Herrlichkeit nicht zu finden, während die unsterblichen sechs Kranzspenderinnen oft genug entweder wohlfeilen und zweifelhaften oder bloß localen Ruhm zu krönen haben, zu Kelheim die 34 kolossalen Siegesgöttinnen Schwanthaler's und seiner Genossen, Hand in Hand den großen Reigen deutscher Kriegsthaten gegen Frankreich schließend, manche kleine Schlachtenglorie preisen, an der Gott Teut achselzuckend vorüberschreitet oder Nemesis stirnrunzelnd stillsteht. Der bairische Löwe hat sich mit seinem „Anche io!“ sehr emsig an die Adler Preußens und Oesterreichs gedrängt. Unter den Walhallagenossen aber sucht Deutschlands Genius vergeblich manch theueres Haupt. Kaiser Joseph fehlt, dies edelste Haupt der Habsburger, dieser beste der Imperatoren, der kaiserliche Herold der Toleranz in Oesterreich. Von deutschen Denkern fehlen Fichte und Hegel, von Männern der Gottesweisheit Schleiermacher, von Tonkünstlern Beethoven und Weber. Daß Ludwig Tieck, der Phantastus der Romantik, keine Büste dort erhielt, läßt wol überhaupt annehmen, daß der Cyklus der Unsterblichen in dieser Walhalla noch nicht geschlossen ist. Martin Luther fand erst in der Erwägung, daß er doch ein deutscher Sprachmeister gewesen, und auch mit dieser erst Einlaß zur Halle, nachdem der König vom Throne gestiegen, mithin privatim dem Antirömling ein Hintertürkchen öffnen konnte. Vor allem aber fehlt in König Ludwig's Walhalla König Ludwig selbst. Der auf dem Schilde getragene Held über der mittelsten Victoria ist zwar schon er selbst. Allein die Walkyrien mußten und sollten ihn noch ausdrücklich küssen, ihn, nach dessen Geschmack und auf dessen Geheiß sie selbst wählten. Auch ist in der That schon dafür gesorgt, daß dem königlichen Donator sein Recht werde. Der Eingangstür gegenüber, durch zwei Ionische Säulen vom Saale geschieden, schließt ein kleines Biered, der Dpisthodomos, die Halle ab. Hier wird der Creator und Donator des Ganzen zweifelsohne seine Stelle finden.

In München selbst hat Ludovicus Augustus, wie ihm gebührt, schon mannichfach seinen Platz gefunden. In der alten Pinakothek hat der Saal der Stifter sein Delbild in ganzer Gestalt von Stieler. In der ersten Loggia des Hauses stellte ihn Cornelius al fresco dar, wie der Genius der Kunst ihn zu Pindar und Virgil geleitet. Auf den äußern Wänden der neuen Pinakothek sowie unter den Farbenskizzen im Innern hat ihn Kaulbach vielfach verherrlicht. Im Stiegenhause der Bibliothek und in der Aula der Universität stehen des Königs Bildsäulen, die ihm als Mitstifter und Regenerator zukommen. Die Ludwigskirche führt ihren Namen wol mehr vom heiligen Ludwig, aber die ganze Ludwigsstraße mit der Reihenfolge ihrer Paläste von der Feldherrnhalle bis zum Siegesthore wurde dem Könige zu Ehren getauft und endlich schloß sein Reiterbild die Apotheose. Sein unerschöpflicher Kunstfeifer ging selbst über Baierns Grenzen hinaus. Im preussischen Kölner Dom hat er hohe farbige Fenster gestiftet, den badischen Mannheimern eine Bildsäule Ifland's errichtet. Grund genug, daß alle Deutschen wallfahrten gehen, ihn im Mittelpunkte seines Wirkens zu bewundern. Wer diesen königlichen Hohenpriefer der Kunst im ersten, schönsten und frischesten Reime seiner Jugendblüte sehen will, der betrachte in der neuen Pinakothek sein Bild in der Ordenstracht der Subertusritter, das Angelika Kauffmann 1806 zu Rom malte. Noch jugendlich blühender ist ein Brustbild des Prinzen im Refectorium auf Kloster Banz. Hier erblickt man den schwärmerischen Studenten in ihm, fast burleskos altdeutsch, im schwarzen Rock à la Zahn mit Halskragenumschlag. Es nimmt wunder, daß die Centralbehörde, die alle Schätze aus den Provinzen, aus Baiern, Franken, Schwaben und beiden Pfälzen nach München zu bringen die Aufgabe hatte, dies Bild im fränkischen Kloster bei Koburg und Lichtenfels übersehen konnte. Hier haben wir den Jünglingsknaben Ludwig im ersten Flaum, alle

Phantasiethaten des Königs in der Ruospe. Wer in dies dunkle, begeisterungsstrumtense, kühne und doch zugleich auch pietätsvolle Auge blickt, der begreift, wie diesem königlichen Jünglinge die gesunkene Größe unsers Mittelalters zu Herzen ging und zu Kopfe stieg, um den Entschluß zu fassen, den Glanz des alten germanischen Lebens von neuem ins Dasein zu rufen. Daß „diese Flammen“ nicht zugleich staatlich „ins Vaterland schlugen“, hat diese unsere Neugeburt zu einer halben gemacht; daß sie lediglich auf dem Herde der Kunst geschürt wurden, darf nicht erkünstelt gescholten werden. War es ja doch im Zuge des Zeitalters derselbe Gedanke, der die Romantiker unserer Poesie beseeelte. Der Prinz Ludwig brauchte ja bloß Sternbald's „Wanderungen“ gelesen zu haben, um das Gelübde zu thun, die drei germanischen Dome seines zukünftigen Reichs in ihrer ganzen Glorie zu vollenden, in derselben gottgetreuen Innigkeit, mit welcher Cornelius, Doerbeck, Beit und Schnorr zum Pinsel griffen, um mit Albrecht Dürer's Kraft und Kindlichkeit in einer neuen Kunstepoche dem Zeitalter den alten Glauben und ein altes echt deutsches Gefühl wieder zu erschaffen. Der Plan zum Ausbau der drei Dome war gleichsam die Inauguraldifferation, die den jungen Ludwig einführte in den Kreis der patriotisch-romantischen Geister der Zeit. Peter Cornelius' Berufung stand schon fest, noch ehe der Prinz das Scepter des Herrschers ergriff, dies Scepter, mit dem er wie mit einem Mosesstabe aus dem Felsen seines Zeitalters neues Wasser des Lebens zu erwecken gedachte. Cornelius überließ in Rom dem Tiroler Joseph Koch die Ausführung seiner Entwürfe für die Villa Massimi, gehörte München an mit seinen besten Arbeiten und schuf zunächst in den Deckengemälden der Glyptothek den olympischen Cyklus der hellenischen Sagenwelt. Was den Romantikern der Palette Albrecht Dürer in der Zeichnung war, ein Hort für die Rückkehr zur verloren gegangenen Wahrheit, Einfachheit und Treue, das durfte ihnen Homer in der Dichtung sein. Rückkehr zum keuschen, naiven Anfange alles Empfindens und Denkens! war der Wahlspruch der neuen Schule, bevor sie sich in den ungeheuerlichen Geburten des religiösen Mittelalters festrannte. Es bedurfte für König Ludwig bloß von Cornelius' Seite des ausgesprochenen Wunsches, auch den Mythenkreis des christlichen Olymps in gleicher Einfachheit erster Empfängniß wie den Homerischen hinzustellen, und der Bau der Ludwigskirche ward, wo nicht beschlossen, doch benützt, um dem ungläubig gewordenen Zeitalter das Weltgericht sammt dem ganzen biblischen Cyklus der Schöpfung, Verirrung und Erlösung des Menschengeschlechts mit altfrommer Treue in Farben vorzuführen. Die Nazarener der deutschen Malerei irrten sich wie die Romantiker der Poesie, indem sie Sehnsucht nach naiver Ursprünglichkeit schon selbst für Naivetät und naturwüchsige Wahrhaftigkeit hielten. Die mythischen Phantasmagorien des traditionellen Christenthums für den wesentlichen Inhalt der Lehre Christi zu nehmen, war dann ein Schritt weiter ins dunkle Mittelalter, und Martin Luther steht in Cornelius' Weltgericht unter den Verdammten der Hölle, Martin Luther, der die Lehre Christi aus dem Schutt menschlicher Jahrhunderte rettete, sie von den Sägungen der Leidenschaft und des Trugs reinigte und doch wahrlich vor Gott und Menschen naiv, wahrhaftig und naturwüchsig war!

Nach Mittheilungen aus des Meisters letzten berliner Lebensjahren hat der Schöpfer des münchener Weltgerichts gar kein Fehl daraus gemacht, dem großen deutschen Reformator unter den Verdammten der Hölle seinen Platz angewiesen zu haben, wie er Kaulbach's Reformationsbild im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin als einen ganz weltlich profanen, sinnlich eiteln, bunten Maskenscherz verwarf. Wir dürfen weder einen Stein auf ihn werfen, daß er, ein geborener Katholik, seines Glaubens lebte, noch daß er als Künstler der Ueberzeugung war, die Kunst müsse, um die verloren gegangene Unschuld, Einfachheit und kindliche Wahrhaftigkeit wieder zu erreichen, noch über Rafael hinaus an ihre ersten Quellen zurückkehren. Es ist nur für die Kunst beklagenswerth,

wenn sie dem fortgeschrittenen Leben in beiden Fällen sich eigenförmig gegenüberstellte. Selbst in der Technik kann sie sich nicht der fortschreitenden Entwicklung enthalten. Das hat sich selbst an Cornelius gerächt. In seinen Intentionen als Zeichner groß, ist er dürftig in der Ausführung als Colorist. Er malte in der Ludwigskirche die drei Hauptmomente der Trinität, Gott Vater als Welterschöpfer, Gott Sohn als Welterlöser und Welttrichter und den von beiden ausgehenden Geist in der Gemeinschaft der Heiligen als deren Boten. Seinen Gipfel erreichte der Cyklus mit einem staunenswerthen Reichthum an Gestalten auf der Altarwand des hohen Chores mit der Gruppe des Jüngsten Gerichts. Bei einer Höhe von 63 Fuß und einer Breite von 39 Fuß sucht das Bild schon nach Umfang seinesgleichen. Man könnte hier wie bei Michel Angelo's Jüngstem Gericht ausrufen: Dante in Farben! Michel Angelo's Colorit läßt sich in der von Feuchtigkeit, Schmutz und Kerzenqualm geschwärzten Sixtina nicht mehr ermessen. Cornelius' Fresken aber hatten auch, wie sie ganz frisch auf der Wand standen, nicht in der Farbe ihre Stärke. Man dürfte bei ihnen also bloß sagen: ein gezeichneter Dante. Die Zeichnung gibt jedoch im Silbe bloß an, was der Maler bezweckte, erst die Farbe zeigt, was er durchgeführt und erreicht. Erst das Colorit macht das Bild, der Carton gibt den Plan und Entwurf dazu. Selbst einer der größten Bewunderer des großen Meisters, Hermann Kiegel, gesteht, „von eigentlichem Farbenschmelz, von zarten Stimmungen der Uebergänge oder des Hellbunkels, von dem was man befeelend und für sich Poesie der Farbe nennt, müsse man bei Cornelius absehen“. In Berlin standen die Mauern zum Campofanto länger als ein Jahrzehnt da und es blieb bei den Zeichnungen. Die apokalyptischen Reiter, schon 1846 in Rom ausgestellt, sämmtliche Cartons zur vierten Wand sowie zu den Mittelbildern der zweiten und dritten waren längst fertig und ließen ewig darauf warten, ob das, was sie in Linien bezweckten, in Farben ausführbar sei. Seit Orcagna's gewaltigen Todes- und Weltgerichtsbildern im Campofanto zu Pisa ist nichts gedacht, was die orientalische Phantastik und mystische Ungeheuerlichkeit in der Lehre von den sogenannten letzten Dingen gleich tief und mächtig erschöpft hat. Aber, offen gestanden, die Nichtausführung in Farben hat eigentlich den Ruhm der großen Zeichnungen nur erhöht. Cornelius' Colorit beeinträchtigte sogar seine Linien und Contouren; wie bei jedem Doctrinarismus blieb zwischen dem, was er gewollt, und dem, was er gekonnt, eine unausgefüllte Kluft. Tizian und Rubens dachten ihre Bilder gleich in Farben, sodaß bei ihnen sogar Fehler in der Zeichnung nachweisbar sind; Cornelius dagegen mußte seine Zeichnungen erst mühsam in Farben übersetzen, da seine Gedanken und Empfindungen, obwol groß und gewaltig, doch sehr abstract der bunten warmen Fülle des Lebens entzogen zu sein schienen und seine Farben nachträglich nichts, was daran fehlte, ersetzen konnten. In der von ihm erst wieder neugeschaffenen Feske kann Cornelius als Bahnbrecher gerühmt und gepriesen werden, aber das volle Material dieser Malerei hat er weder bewältigt noch gekannt. Erst mit der Fernbach'schen Entausfüt, dieser Auflösung von Wachs und Harzen als Farbenbindemittel und Einschmelzung des trocknen Mittelgrundes vor dem Beginn des Malens und nach Vollendung der Arbeit des Pinsels, ist in der Feske die Lichterhöhung und die Schattenvertiefung, mithin die intensive Kraft und Schönheit ermöglicht, welche die Delmalerei mit ihren warmen und leuchtenden Mitteln erreicht. Erst Peter Heß und Julius Schnorr, jener in der Allerheiligenskapelle und der Basilika, dieser in den Zimmern der Residenz, namentlich in den Nibelungenbildern, zwangen in der Feske das Material zur Vertiefung des Colorits. Und wenn diese beiden in ihren Werken die soliden Gipfelpunkte der Wandmalerei erreichten, so kann Kaulbach in seinem genialen Uebermuth als der letzte große Ausläufer dieser münchener Richtung gelten. Kaulbach's bedeutendste Schöpfungen in der Feske gehören aber Berlin an.

Im bairischen Volke steckt natürlicher Kunstsin. Man wandere ins Gebirge, sehe wie der Bauer in Holz schnitzt, seine Heiligenbilder sich selbst formt, und man ist überrascht, wie sehr der Schönheitsinn im Volke wurzelt. Und die ehemaligen Reichsbürgerstädte Nürnberg und Augsburg hatten ihr großes Kunstzeitalter. Man weiß, daß Rafael dem Albrecht Dürer gern seine Zeichnungen sandte mit dem Wunsche, des deutschen Meisters ändernde Hand daran zu ersehen; man weiß, daß der Östliche den Ausdruck that, Dürer würde alle Italiener überflügeln, wenn es ihm vergönnt gewesen, die Antike zu studiren. Das deutet freilich auf Verkümmern des deutschen Kunstfleißes bei all seiner Tiefe, Innigkeit und Einfachheit. Die deutsche Kunst jener Epoche ist vielfach im Handwerk sitzen geblieben. Peter Vischer, der größte Erzgießer aller Zeiten, ist gar nicht anders denkbar denn in Kappe und Schurzleder. Allein auch Dürer handwerkerte in allen Nebenkünsten, schnitt in Holz und Speckstein, gravirte und bosselte alles selbst, stieg immerfort zum Handwerk wieder hinab oder blieb darin sitzen und besangen. Es war ihm nicht wie den Meistern der großen Malerschulen Italiens und später der Niederlande vergönnt, was er im Großen und Ganzen erdacht und entworfen, von Schülern und Genossen seines Stils technisch in der Einzelheit ausführen zu lassen. Der Geist eines gedrückten Spießbürgerthums hielt seinen Flügelschlag gebunden. Und als er in Venedig gewesen war, wo seine Künstlerbrust aufathmen gelernt, als er sich selbst gern in romantischer Gewandung darzustellen liebte, hat er bitterlich geklagt, daß er dort ein Signore gewesen, in der engherzigen Heimat wieder Knechtsdienste thun müsse. Die ehrfame Reichsstadt Nürnberg hat sehr geklagt mit dem, was sie ihrem großen Sohne schuldig war, konnte sich nicht entschließen, ihm den Ehrensold zu zahlen, den ihm Kaiser Max angesetzt. Regensburg ließ weiland einen Kepler, der beim Reichstage um seinen Gehalt betteln ging, ruhig verhungern, Augsburg seine beiden Holbein zum Wanderstabe greifen, um auswärts ihr Glück zu suchen. Aber gearbeitet ward trotzdem in diesen süddeutschen Bürgerstädten ein ganzes Jahrhundert lang bewundernswürth in Kunst und Handwerk. Die Könige von Frankreich ließen in augsburger und münchener Werkstätten ihren Kriegsbedarf, ihre Rüstungen, selbst ihr Hausgeräth kunstgemäß anfertigen. Heinrich VIII. von England hatte Holbein gewonnen nicht bloß für seine Galerie von Familienbildern, sondern für seinen ganzen Haushofhalt, den der deutsche Mann ihm künstlerisch gestaltete. Es war also nicht unlogisch, wenn ein begeisterter Baiernfürst von heute deutscher Kunst das sein wollte, was den großen Kunststätten seines Landes im Mittelalter gefehlt hatte, ein königlicher Mäcen; es lag nicht außerhalb seiner Sphäre, wenn er seine Hauptstadt zum Mittel- und Sammelpunkt der zerstreuten Kunstkräfte, München zur Centralsonne deutscher Kunst machte. Die Größe deutscher Vorzeit erfüllte schwärmerisch den königlichen Jüngling schon. Er beschloß, die alten Bruchstücke der unfertig gebliebenen germanischen Dome zu vollenden und baute griechische Tempel, Hallen, Villen. Und Deutschlands Ruhm sollte mit dem Baierns Hand in Hand gehen. Das alles war menschlich schön, natürlich, edel und großmüthig. Aber der König gewordene Enthusiast ward einerseits immer specifisch localer, griff andererseits in der Wahl dessen, was er feiern wollte, immer weiter zurück in die fanatische Dunkelheit jener trostlosen deutschen Vergangenheit, wo ein Glaubenskrieg Volk und Land auf Jahrhunderte verwüstete, Trümmer, Rauch und Asche die Schädelstätten bezeichneten, auf denen Bürgerblut, von den Schwertern der Fremdlinge vergossen, die Altäre der Religion besuldete. Es war schon sehr bedenklich, das Haupt der römisch-katholischen Liga einem glaubensfreier gewordenen Jahrhunderte und paritätischen Staate in einem großen Standbilde zu glorificiren. Das künstlerisch schöne Reiterbild des Kurfürsten Max ward nach Rauch's meisterhaften Entwürfen ausgeführt. Und in der Felbherrnhalle stellte König Ludwig das erzene Standbild Tilly's hin, jenes Felbherrn der Liga, den die Inschrift auf dem granitenen Fußgestell als „bai-

rischen Heerführer“ stempelt. Ein Ausländer war dieser Wallone so gut wie sein großer Gegner Gustav Adolf, der ihn noch sterbend bei Lützen überwand. Tilly starb in den Armen der Jünger Lohola's zu Ingolstadt unter dem Schutze des „feuerpeinenden Panthers“, der, das Wappen des alten Jesuitensteges, als Fensterschmuck im Treppenhause der münchener Hochschule verhängnißvoll seine Stelle fand. Ob „der herrliche Murrkopf“, wie ihn ein Ultramontaner nannte, der Mordbrenner Magdeburgs war oder dessen Brand nur zuließ, ob er in seinem Glaubenseifer ehrlich, treu und fest, gleichviel, sein Glaube war nur Halbdeutschlands Glaube, und von Rom im Glauben freier geworden zu sein, ist selbst der katholischen deutschen Welt von Heil und Segen. Es heißt aber jene That der Befreiung verdächtigen und verdunkeln, setzt man nur deren Widersachern, dem Haupt der Liga und deren Feldherren, Dankaltäre und Ruhmesäulen. Diese zwei künstlerischen Thaten König Ludwig's waren keine allgemein deutschen Thaten, und Baiern begann nicht damit aufzusteigen, sondern sich als Partei zu gestalten. Die Feldherrnhalle ist auch künstlerisch ein Mißgriff. Sie ist zu weit, zu groß und hoch, um sie lebiglich mit bairischen Männern des Mars zu füllen. Fürst Karl Brede, bairischer Feldmarschall, steht neben dem Grafen Johann Tserclaes-Tilly, dem fanatischen Wallonen aus Lüttich. Brede wird bekanntlich als Sieger von Hanau gefeiert. Baiern war endlich deutsch geworden, war zehn Tage vor der leipziger Schlacht von Napoleon abgefallen und auf die Seite der Verbündeten getreten. Baiern wollte dem nach Frankreich abziehenden, schon tödlich getroffenen Löwen noch Eins versetzen, Brede ihm bei Hanau den Paß verlegen. Der Löwe aber drehte sich um, wies den Verfolgern sein zornglühendes, schmetterndes Angesicht und zog ruhig seines Weges weiter. Heißt das dem Besieger der Welt einen Sieg abgerungen haben? Und dieses Siegers Bildsäule ist „aus Geschützen solcher Staaten gegossen, von welchen Fürst Brede erobert hat“; also die Schrift am Postament! Von welchen deutschen Staaten und Städten Fürst Brede erobert hat, darüber hätte Vater Arndt in unsern Tagen beinahe Rede stehen müssen vor dem grünen Tische der Themis.

Zwischen den beiden Bildsäulen in der Mitte der Feldherrnhalle steht ein drittes noch leer gelassenes Postament. Tilly's Erzbild ist aus türkischen Kanonen gegossen, die im Seetreffen von Navarin ins Meer versanken. Mit welchem Recht kam Baiern zu türkischem Geschütz? Man kann fremdes Metall kaufen wie anderes altes Eisen, aber wie dann ruhmredig die Inschrift an Tilly's Bildsäule Sinn haben soll, ist nicht zu verstehen; das patriotische Selbstgefühl Baierns hat an der Schlacht bei Navarin keinen Theil. Ein Prinz des Hauses Wittelsbach ward den besreiten Griechen zum Haupte gegeben. Pinsel und Griffel haben gewetteifert, König Otto als „den Erlöser“ Griechenlands zu feiern. Man machte auch Oden auf die Vermählung von Hellas mit Germanien. Millionen bairischer Gulden sind vielleicht dem Fata-Morgana-Spiegelbilde bairisch-hellenischer Ruhmesverschmelzung geopfert, aber Hellas wurde damit nicht germanisirt, nicht bavarisirt, Hopfen wollte nicht recht gedeihen an den Kephissusgestaden. Die Herrlichkeit des alten Griechenlands ist weit eher in München zu suchen, der deutschen Werkstätte antiker Kunst. Hierin liegt Münchens Bedeutung, sie ist lebiglich artistischer und technischer Art. Jeder weitere Versuch zu politischer, socialer, historischer Geltung unterblieb leider oder scheiterte gänzlich. Der in seiner Art unvergleichliche Königsplatz, der die Baustile hellenischer Kunst, den ionischen in der Glyptothek, den korinthischen im Ausstellungsgebäude, in meisterhaften Nachgeburten hinstellt, schließt in dorischer Säulenordnung mit den Propyläen ab zur Feier der erträumten Vermählung Germaniens mit Hellas. Diese Illusion hielt auch wirklich eine Zeit lang vor, weit länger als der Natur der Dinge nach diese „Dichtung ohne Wahrheit“ sich denken ließ. Aber als das Prachtthor dieser Propyläen zu München vollendet wurde (1862), hatte das deutsche König-

thum im Lande der Korjaren zu Athen schon sein Ende gefunden, zu Bamberg dahin eine stille Zuflucht gesucht.

Andere Anachronismen oder ruhmredige Selbsttäuschungen entsprangen noch mehr aus Verschuldung und Mangel an Einsicht. Am Tage der Vollendung der regensburger Bahnhalla beschloß König Ludwig, das Befreiungsdenkmal auf dem Michaelsberge bei Kelheim zu bauen, und nach 21 Jahren, unterbrochen durch die Sturmjahre 1848 und die folgenden, eröffnete der königliche Bauherr an einem Jahrestage der leipziger Schlacht, den 18. Oct. 1863, die vollendete Halle. Auf dem spiegelglatten, vielfarbigen Mosaikboden dieses Tempels stehen in künstlichem Sienamarmor die Worte, die König Ludwig 1841 bei der Grundsteinlegung gesprochen: „Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie gesiegt!“ Wir fragen: „Was hat den Kampf gegen Napoleon nothwendig gemacht?“ Ehr- und Schamgefühl! „Wodurch ward der Sieg errungen?“ Durch deutsche Eintracht. Aber Baiern trat erst zehn Tage vor der leipziger Schlacht zur Fahne der Verbündeten. Das war Schicksalsfügung. Zugegeben! Aber seit dem Pariser Frieden und der Schöpfung des Deutschen Bundes mußte Baiern Oesterreichs und Preußens Zwietracht hindern, schlagfertig an der Spitze des übrigen Deutschlands seinen Beruf als „der Dritte im Bunde“ erfüllen. Statt dessen hat sich König Ludwig in Triumphbauten erschöpft, sich begnügt, für den Kampf gegen Frankreich als gleichberechtigt an der Glorie zwischen Oesterreich und Preußen einzuschieben, seinen Wrede gleich hinter Schwarzenberg und Blücher aufzustellen. Ein Enthusiast auf dem Throne vermag viel, allein den Griffel der Geschichte läßt sich Niemand doch nicht aus der Hand reißen, ohne die Nemesis zu spielen. Als gleichberechtigt an den Siegen wider Napoleon kann kaum Oesterreich neben Preußen gelten, denn in Preußen stand das gesammte Volk auf wider den Unterdrücker, und dies gesammte Volk, das Soldat ward, ist seitdem unter den Waffen geblieben und hat 1866 über Deutschland eine neue Epoche heraufgeführt. Nach König Ludwig's ästhetischer Kritik im kaiserlichen Befreiungstempel tragen neben Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, York, Lanzenien, Bülow ihre Lorberkränze in gleicher Linie mit die Klenau, Collorede, Fessen-Homburg, Gynlas. Das heißt nicht als wahrheitsgetreuer deutscher Mann den Griffel der Geschichte führen. Und die Inschriften auf bairischen Ruhmdenkmalern verrathen oft gewaltsame und eigensinnige Illusionen. König Ludwig befand sich gut, daß auch jene 30000 Baiern, die in Rußland unter Napoleon's Commando fielen, den Tod fürs Vaterland gestorben. Das besagt sehr naiv, aber mit eherner Stirn der ehernen Obelisk auf dem Carolinenplatz zu München mit seiner Inschrift: „Auch sie starben fürs Vaterlands Befreiung“, während sie den Tod der Knechte unter Napoleon's Herrschaft starben. Einer von den 30000, ein General Graf Deroß, der bei Polock blieb, „auch er“ erhielt später sein erzenes Bild in der Maximiliansstraße, in der Nähe Schelling's, dem König Maximilian II. auch schon in der Schweiz als dankbarer Schüler einen Denkstein setzte. Zwei noch unbefetzte Postamente in der Maximiliansstraße sind fürs Frauenhofer, den berühmten münchener Optiker, und fürs Graf Rumsford bestimmt, nicht wegen der Rumsford'schen Suppe, wofür ihn Paris bedanken kann, sondern wegen seiner allerdings trefflichen Waldpflege des sogenannten Englischen Gartens vor Münchens Thoren. Das ist denn doch nur eine rein münchener gute That, noch nicht einmal eine allgemein bairische, geschweige allgemein deutsche. Auf der „Promenade“ des bairischen Ruhmes stehen Kreitmayer und Westenrieder, die specifischen Männer des Baiernlandes; auch Orlando Lasso, der eine Zeit lang die münchener Kapelle geleitet, und Gluck, weil er in der Oberpfalz geboren wurde, sonst aber an Baiern und München gar keinen Theil hatte, weder als Musiker noch als Mensch, viel eher an Mozart, der hier auf Karl Theodor's Bestellung den „Donmenco“ schrieb, die Ehre des Standbildes abtreten konnte. Wer wollte der

Stadt das Recht streitig machen, ihre Localgrößen zu feiern? Allein man ging immer darauf hin, München zu einem pangermanischen Kunstmittelpunkte zu machen. In der Jubiläumszeit Schiller's mußte „auch dieser“ (1862 von Widmann) in München sein Standbild erhalten, und diese Richtung für die Denkmalmonomanie einmal festgehalten, konnte und kann, wie heutzutage vollzogen wurde, natürlich auch Goethe nicht leer ausgehen, obgleich beide Dioskuren des deutschen Parnasses ohne alle spezifische Beziehung zur Capitale Baierns blieben, im münchener Theater zur Zeit König Ludwig's oft genug schlecht vertreten wurden. König Ludwig war oft höchst erfinderisch im Ausgraben bairischer Thaten und Helden, um sie in Erz und Marmor zu feiern. Noch in den letzten Jahren seines Lebens machte er die Entdeckung, daß ein Mann Lothringens, der Meister der Landschaft, Claude Lorrain, eine Zeit lang auf einem Schlosse in Baiern, zu Herlaching am Isarufer, eine Stunde entfernt von München, gehaust und zweifelsohne gemalt habe. Flugs ward ihm daselbst ein Denkmal gesetzt, „auch ihm“, — und das im Jahre 1865, als die Macedonier des deutschen Nordens schon bis an die Zähne gerüstet dastanden, um der deutschen Saumselig- und Sorglosigkeit ein Ende zu machen. Wir wissen nicht genau, wieviel Millionen Gulden Baiern verbaut hat; wir wissen aber, daß Preußen 32 Mill. bairische Gulden Kriegsteuern erhielt im Jahre des Heils 1866.

König Ludwig's München ist ein Cyklus von Kleinodien der Baukunst. Betrachten wir sie rein als artistische Arbeiten! Die ganze Ludwigstraße ist eine Reihe von Palästen; die Feldherrnhalle eröffnet, das Siegesthor mit der Löwenbespannten, von der Göttin des Landes geführten Quadriga beschließt sie. Man müßte jedoch blind und ein kritikloser Bewunderer sein, wollte man das Ganze wie das Einzelne in diesem Cyklus tadellos nennen. Die Straße selbst ist zu breit angelegt gegen die geringe Höhe, Wucht und Masse der einzelnen Gebäude. An der Ludwigskirche ist das Äußere keineswegs vollendet schön, geschweige erhaben; die beiden Thüren stehen zu breit auseinander, um bei ihrer mäßigen Form dem ganzen Bau Gewicht und Schwung zu geben. Wenn der Basilikenstil einen andern Thurm duldet als einen abseits gestellten, schlanken Campanile, weil die Gerichtshalle, aus der diese christliche Kirchenstructur herborging, einen Thurm überhaupt weder als architektonische Bedingung noch als Ornament erheischte, so bleibt doch ungreiflich, warum der italienische Rundbogenbau der Ludwigskirche imposante Thurmmormen ausschließen sollte. Selbst die Straße forderte bei ihrer Breite einen Hochbau, und der Stil der Kirche stand keineswegs im Widerspruch mit dieser Forderung des ästhetischen Schönheitsgefühls. Gärtner, der Baumeister, hat sich hier in Raum und Form vergriffen wie in seiner Feldherrnhalle, wo Zweck und Mittel einander widersprechen. Die Loggia dei Lanzi in Florenz (so genannt nach dem nahen Wachthaus der Landesherrschaft) entsprach, als man sie baute, einem ursprünglich thatsächlichen, wirklichen und rationalen Bedürfnis. Die florentiner Halle diente zu Volksversammlungen, in welchen Stadt- und Feldhauptleute feierlich eingesetzt, Regierungsverordnungen bekannt gemacht wurden. Erst im Laufe der Zeiten, als sie zu solchen Zwecken nicht mehr ausreichte, nutzte man sie als Gehäuse für statuarisches Schmuckwerk der Kunst. Die münchener Halle, jener nachgeformt, faßte diesen Zweck sofort ins Auge, und da sie, trotz Höhe und Weite ihrer Schallsänge, nicht zur Tribuna für öffentliche Verkündigungen bestimmt war, so wird ihr Widerspruch zwischen Zweck- und Raumverhältnis um so schreiender, solange es dem Localpatriotismus nicht gelingt, sie mit bairischen Söhnen des Mars zu füllen. Gärtner hat Orcagna's Loggia überbieten wollen, während ihm die Aufgabe der Kathedra, um zu versammeltem Volk zu sprechen, gar nicht gestattet war. Jedes künftige Kunstwerk dient einem gebotenen Bedürfnis und hat in diesem sein Maß-Formgesetz.

Gärtner, ohne alle schöpferische Eigenthümlichkeit, hat auch sonst, wenn auch mit Glück, lediglich copirt und nachgeahmt, in der münchener Bibliothek den florentinischen, im Wittelsbacher Hause den altdeutschen Palaststil, im Siegesthor den altrömischen Triumphbogenstil, speciell des Konstantinbogens in Rom. Nach Gärtner's Plan sollte der selheimer Befreiungstempel byzantinisch werden, bis nach seinem Tode Klenze den Entwurf umänderte und dem Bau die jetzige Gestalt gab. Gärtner's Arbeiten dürfen durchaus nicht unterschätzt werden; sein Stiegenhaus in der Bibliothek sucht seinesgleichen an Glanz, Schönheit und Harmonie, nicht minder Stiegenhaus und Corridor in der Universität. Leopold von Klenze suchte seine Muster in der feinsten Blüte hellenischer Formen; Gärtner huldigte vorherrschend römischen und italienischen Stilen. Man gibt in München sehr auf strenge Festhaltung des Stils. Allein die Glyptothek ist doch nicht rein ionisch, denn Tonnen- und Kreuzgewölbe im Innern stehen in Widerspruch mit dem eigentlichen Hellenismus. Klenze's alte Pinakothek ist im Stil der spätern römischen Renaissance, der Königsbau nach Brunelleschi's Palazzo Pitti, der Festsaalbau nach Palladio's Mustern, die Allerheiligen-Hofkapelle nach Motiven aus San-Marco zu Venedig und der Kochkapelle zu Palermo. Klenze's unanfechtbare Meisterwerke sind ihrer drei im dorischen Stil: die bairische Ruhmeshalle auf der Sendlinger Höhe, die Propyläen, nach der Akropolis zu Athen, als Abschluß des münchener Königsplatzes, und der deutsche Ruhmetempel der Walhalla an der Donau, im Außern eine Auferstehung des Parthenon, im Innern eine freie Nachbildung der Stilformen des Erechtheion. Dieses Wunderwerk darf als die kühnste und gelungenste That König Ludwig's, als ein Triumph seines Kunstsinnes und deutscher Artigkeit und Technik bezeichnet werden. Mit skandinavischem Götternamen getauft, in den Wellen eines deutschen Stromes sich spiegelnd, während es eine Geburt der edelsten Blüte hellenischer Kunst zu sein scheint, steht die regensburger Walhalla in der That wie ein Traumbild da, als wäre sie, wie weiland aus dem Morgenlande das Porettoghaus, auf Engelsfüßchen hergetragen.

Man hat Leo von Klenze den münchener Schinkel genannt. Er ist diesem gleich in Kenntniß der Benutzung der feinsten Formen hellenischer Kunst, auch verwandt in seiner Abneigung gegen die Gothik. In München, diesem wunderbaren „Baukasten“, wo nur der Pyramidenbau und das Mausoleum fehlen, um die kunstgerechten Stile aller Zeiten, Zonen und Völker vertreten zu sehen, fand die Gothik ihren Meister in Ohlmüller und Ziebland. Der letztere ist auch der Architekt der Bonifaciuskirche, dieses glänzenden Musterstücks im altitalienischen Basilikenstil. Als Ohlmüller's Genosse und Nachfolger vollendete Ziebland die Kirche in der Vorstadt Au. Schöpferische Neugestalt hält man im gothisch-germanischen Kirchenbau nicht für möglich und denkbar. Und doch kann man an der Aulirche als neu bezeichnen, daß ihr Thurm — stilwidrig, wie sie's nennen — auf dem Dache steht, anstatt seine Wucht und Tragkraft selbständig in sich selbst zu haben. Man kann das für gewagt, für nicht nachahmenswerth, schwerlich aber für unthunlich halten. Auch die gothische neue Kirche in der münchener Vorstadt Faidhausen vertritt eine ungewöhnliche Neuerung; sie ist ohne alle Seitenschiffe. Beide Bauten reichen bereits in die Epoche König Maximilian's II. herein, während König Ludwig's München sich bei systematischen Reinhaltung der Stile befließ und rühmte, mithin sich der Copirung bewußt war und sich darauf beschränken wollte. Ich meinstheils halte in Zeiten, denen die Erfindung großer Neugeburten abgeht, ein kühnes Combiniren und Amalgamiren gegebener Formen nicht bloß für geboten und erlaubt, sondern schon für ein Zeugniß schöpferischen Willens. Schinkel's und Semper's Bauten in Berlin und Dresden tragen diesen Stempel freier Schaffenskraft, der es nicht genügt, correct zu copiren. Auch Klenze's Hüter in der Ludwigsstraße, das Odeon, die Paläste Leuchtenberg und Herzog Max, sind ohne alle Spuren und Versuche zur Neugestaltung. Selbst die zwei Springbrunnen vor

Univerſität ſind im Kleinen nur denen des römischen Petersplatzes nachgebildet. Man wollte in München copiren und war ſich ſtolz deſſen bewußt. In Gärtner's Fehler, zwiſchen Zweck und Mitteln ſchreiende Widerſprüche hervorzurufen, verſiel Klenze nicht. Auf Mißgriffe patriotiſch-localer Selbſtüberſchätzung kam er, ein Nichtbairer, nicht von ſelbſt, mußte ſich freilich zweimal den hochfliegenden Plänen ſeines genialen Bauherrn fügen.

Als König Ludwig für ſich und ſein Haus auf einen prachtvollen Thronſaal ſann, da riefen die böotiſchen Thyrſußſchwinger ihrem Dionyſos zu: „Wem anders, nachdem ſo viel Großes in Stadt und Land geſchehen, wem anders als dem Schöpfer alles deſſen und ſeinem Hauſe verdanken wir das? Es muß ihnen etwas Unerhörtes gewidmet werden!“ „Und um weſſen Schläfe“, ſo lautete es wörtlich im Zuruf dieſer Apotheoſe, „die ewige Vorſehung das Diadem der gebietenden Gewalt ſchlang, dem hing ſie auch jenes hoheprieſterliche Bruſtſchild, das Urim und Thumim um!“ Und der königliche Hoheprieſter in deutſcher Kunſt baute ſich im Reſidenzkönigsbau den pompöſen Thronſaal, wie ihn kein Habsburger, kein Hohenzoller aufzuweiſen hat. Ich will nicht kleinlich ſein, nicht Länge, Breite und Höhe des Saales, Pilaster und Relieffornamente ſammt den zehn korinthiſchen Prachtſäulen mit vergoldeten Capitälern als allzu üppig für Baierns 5 Millionen zählendes Volk rügen. Allein die Lilien auf dem Felde ſind mir, juſt weil ſie bloß schön und nicht überladen ſind, mehr werth als König Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit. Auch übernahm ſich der königliche Bauherr, als er die Ahnen ſeines Hauſes vor dem Auge ſeines Geiſtes Revue paſſiren ließ und als er ſah, daß ihrer zu wenig, par ordre ein Duzend creirte. Ihm war nicht genug, daß er ſeit Otto dem Erlauchten zwei Kaiſer, Ludwig den Baiern und Ruprecht von der Pfalz, unter Herzogen und Kurfürſten ſeines Stammes einen „Siegreichen“, einen „Reichen“, einen „Großmüthigen“ und zwei „Weiſe“ aufzählen konnte; er nahm noch zwei alte Schweden in die Reihe auf, weil ſie gelegentlich und nebenbei auch Herzoge von Zweibrücken geweſen. Wie und „wo ſo“ Baiern auch mit dem famoſen Karl XII. von Schweden Staat machen und prunken kann, iſt logiſch wie geſchichtlich gleich unverſtändlich. Techniſch ſind die zwölf, nach Schwanthaler's Modellen von Stiglmaier gegoffenen, reich vergoldeten Erzbildſäulen unleugbare Meiſterwerke. Nicht minder die beiden hohen Candelaber mit den ſelkhardtig aufſteigenden Palmettenzierden, auf ſchlängenförmigen Gigantenkörpern ruhend, in der Mitte von vier geflügelten, das bairiſche Wappen haltenden Victoriaſtaturen und oben von den Geſtalten der Minerva, des Mars, Apollo und Mercur umgeben, nach Klenze's Entwürfen gegoffen und im Feuer vergolbet.

Schreiender noch, nach Körpermaß und Machtverhältniſſen, iſt der Koloß der Bavaria vor Klenze's edel schöner, offener Stoa im dorischen Stil, auf der Sendlinger Höhe. Man hat ſich für dieſe ſpecificiſch bairiſche Ruhmeshalle mit 76 Büſten von Localgrößen begnügt, dabei aber doch ſchon weit um ſich greifen müſſen, wenn z. B. auch Franz von Sickingen als „bairiſcher Ritter“ darunter figurirt. Auch wäre manche Abänderung bei nationaler Seligſprechung zu rügen, wenn Schelling z. B. auch hier qua Baier ſeine Büſte hat, während er auch in der deutſchen Walhallaruhmeshalle deren hat, zu Ragatz in der Schweiz, wo er 1854 ſtarb, ſein Denkmal erhielt und nun auch noch in der Maximiliansſtraße zu München in Leibesgröße und Manneslänge ſteht. Dies als nebenſächlich und bei Seite bemerkt. Die kolofſale Bavaria ſteht nicht als beſcheidene Thürhüterin vor dieſer Ruhmeshalle, ſondern als Landesgöttin gleichſam und Prieſterin für die Octoberfeſte auf der Thierſchauwiſe, gleich jener Pallas Athene des Phidias auf der Akropolis, und zugleich den olympiſchen Siegern, vierfüßigen zumal, den Kranz zuwendend. Phidias' Pallas Athene war viel beſcheidener gedacht und empfunden; ſie maß nur 26 griechiſche Ellen. Doch warum alte Größe nicht überbieten, und wäre es auch

im Lang- und Dickmaß? Stellten doch die Inder auf Ceylon Buddhabilber hin zu 50 Schuh Höhe, maß doch der eiserne Koloß auf Rhodus 105 Fuß! Man schwankte in München, wo das Musterbild zu suchen sei, und entschied sich endlich für ein Mittelmaß von 54 Schuh. So viel mißt die Bavaria von der Sohle bis zum Scheitel; der linke Arm mit dem Kranze ragt freilich noch 18 Schuh über den Kopf hinweg, sodaß die ganze Figur mit dem Stufengang und der granitene Basis von der Wiesenfläche bis zur Kranzhöhe 140 Fuß mißt. Somit ist die Bavaria denn doch mehr Rhoduskoloß als athenische Pallas. Gedacht ist sie vom Künstler als germanische Jungfrau, die als Walkyre den Kranz erhebt. Rauch's anmuthige Victorien in der Walhalla bieten und werfen die Siegestränze. Die Bavaria sieht so aus als wollte sie sich selbst den Kranz aufs Haupt setzen. Darf Baiern das? Aus seiner glänzenden Kunstepoche ist keine Machtepoche geworden. Es war nur ein schöner Wahn, für deutsche Kunst ein goldenes Zeitalter heraufzubeschwören, während mit Preußen ein eisernes heranzog. Die Wittelsbacher bauten Kunsttempel, die Hohenzollern Festungen, Kasernen und Schulen.

König Ludwig's Pflege der Wissenschaften kennzeichnet sich schon damit hinreichend, daß in seiner deutschen Ruhmeshalle Fichte neben Schelling fehlt. In der *σδοά κομωδία* der älttern Pinakothek hat Cornelius ein Wandbild gemalt, auf welchem der bairische Löwe die Schlange des Unglaubens und der Barbarei bezwingt. Baiern ist damit als Ayl der Kunst symbolisirt. Allein auch Minerva sollte ihren Altar erhalten; so wenigstens wollte es König Ludwig, obschon München seit 1830 erst recht ein ultramontanes Centrum für Deutschland wurde. Vier Jahre zuvor war die landeshuter Hochschule nach München verlegt; sie hielt dort im Jesuitencolleg ihren Einzug, nachdem sie im alten Jesuitenneß zu Ingolstadt von 1472—1800 ihre Brutstätte gehabt. Im Jesuitenloster unter dem Schutze des heiligen Michael, des Drachentödters, orakelte Schelling seine Offenbarungsphilosophie, die ihm selbst wol so wenig wie der Welt offenbar und klar gewesen. Und sein Nimbus an der Isar dauerte, bis er an der Spree, vom Romantiker auf dem Throne der preußischen Cäsaren berufen, den Versuch machte, den Drachen des Unglaubens zu tödten. Auch mit dem tiefstinnigsten Aberglauben bekämpft man nicht die Nüchternheit. Der rebliche Franz Baader gab sich in München fortgesetzt Mühe, klar zu machen, was Schelling dort vielleicht absichtlich dunkel gelassen. Schubert forschte mit etwas trüber Stallaterne nach den „Nachtseiten der Natur“. Ringeis lehrte, daß jede Krankheit des Leibes ein Sündenfall der Seele, was wol eine Wahrheit sein kann, aber nicht im Sinne der Mystiker. Julius Stahl aber, zur neuen romantischen Tafelrunde des christosophischen Hohenzollern berufen, brachte nach Berlin den Glauben mit, daß es eben nur am Glauben fehle, um dem Judenthum der Aufklärung den Garanz zu machen. Joseph Görres blieb München treu, und schon das liberale Baiern unter Max Joseph that sich auf ihn etwas zugute, denn die Specialcommission Preußens zur Zeit des dritten Friedrich Wilhelm hatte nach dem Manne aus Köln als einem Hochverrätther gefahndet. Aus seiner rothen Jakobinermütze ward dann freilich in München eine ultraschwarze Kapuze; der weiland dithyrambische Herold des „Rothten Blattes“ hatte als Docent im Jesuitencolleg ascetische Visionen. Und um den Kreis der Mystagogen vollzumachen, schloß sich noch Clemens Brentano an, der Wunderbare, der die Wundermale der Nonne zu Dülmen sacrificirte. Ofen mußte München verlassen, Jakobs war schon früher gewichen, aber Wöhler, Döllinger, Phillips mit den „Historisch-politischen Blättern“ machten die bairische *Ecclesia militans* unter der Fahne Roms. König Ludwig theilte keineswegs den Fanatismus der Finsterlinge; er für sein Theil glaubte, die Kunst habe Flügel, die über die Sümpfe des Aberglaubens hinwegheben; allein jener römischen Phalanx gegenüber waren die Flügel, die er seinem Volke ansetzen wollte, doch nur wächserne Dädalusflügel.

Die Kunst hat ein großes Nationalleben zur Voraussetzung, aber nicht die Macht, es zu schaffen. Mediceer können Thaten der Heroen feiern, nicht sie erzeugen. Im Jahre 1840 war die münchener Hochschule aus dem alten Jesuitenhause in den neuen Prachtbau der Ludwigsstraße übergesiedelt; sie wechselte damit nur den Ort, erst unter König Max Sinn und Richtung. Es war schwer, König Ludwig's Nachfolger zu sein und gleichwol das Bedürfnis zu haben, noch Begeisterung für sich zu erwecken. Der edle, fein- und freisinnige Max II. war des Glaubens, daß weit mehr noch die Wissenschaft neues Leben im Volke fördere, indem sie mit der Pflugschar der Aufklärung die Erdscholle des Herkommens durchbricht. Er nahm schon aus natürlichem Oppositionsdrang die Richtung seines Großvaters auf, der den Protestanten Friedrich Heinrich Jacobi zum Präsidenten der Akademie machte. Justus Liebig ward berufen, um München für die neue Epoche der Naturwissenschaften zu einem Mittelpunkt zu machen. Damit sollte München einen neuen Nimbus erhalten; es ließ sich nach einer so andauernden Epoche enthusiastischer Romantik nicht so leicht für Land und Volk die praktisch reale Nuganwendung anbahnen, so richtig es auch bleibt, auf das Bedürfnis der Gegenwart, auf das nothwendige Brot des Lebens erst einzugehen, bevor die Künste das Dessert auf die Tafel bringen. Hätte Max länger gelebt, er hätte vielleicht noch einen Schritt weiter gethan und die Wissenschaft für die Bedürfnisse des Tages ohne Ruhmsucht in Dienst genommen. Sein Minister von der Pfordten erklärte ganz Baiern für ein noch unbenutztes, selbst noch ununtersuchtes großes Braunkohlenlager. Es gibt nämlich in Baiern Moore und Moose, Heiden und Wildnisse, so groß, daß ganze deutsche Herzogthümer darauf Platz hätten oder darein versenkt werden könnten. Statt deren Urbarmachung in die Hand zu nehmen, ließ König Max lieber Bibliotheken darüber abfassen. Er wünschte, daß sein Land über und unter der Erde genau durchforscht würde, aber blos wissenschaftlich, wenigstens zuvor in Büchern. Berggrath Gumbel übernahm die geologischen Arbeiten, Botaniker Sendner mußte die Vegetationsverhältnisse untersuchen. Zur Herausgabe des bairischen Landrechtbuchs wurden reichliche Summen bestimmt, zur Herausgabe der Chronik des Aventin das Material gesammelt, während Sighart eine bairische Kunstgeschichte, Holland eine Geschichte der altdeutschen Literatur in Baiern, Münich eine bairische Kriegsgeschichte zu schreiben beauftragt wurden. Daß das Jahr 1866 wesentlich dazu einen Beitrag liefern sollte, fiel in Baiern natürlich niemand auch nur im Traume ein. Unter Vorstz Ranke's, bei welchem Max als Student in Berlin Geschichte gehört, trat auf seinen Befehl eine historische Commission zusammen, um die Archive in Bezug auf deutsche Geschichte zu durchforschen zum Zweck von Chroniken deutscher Städte, Schilderungen des deutschen Bürgerthums und seiner Entwicklung von ehedem. Jahrbücher des germanischen Reichs mit erschöpfender Regierungsgeschichte jedes Kaisers, vollständige Sammlung unserer Volkslieder, Herausgabe der deutschen Reichstagsverhandlungen sowie der Recesse des Hansabundes, alles dies wurde in Angriff genommen, Sybel's „Historische Zeitschrift“ mit königlicher Unterstützung gegründet, eine „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ beschlossen. Und während Baiern in bürgerlicher Beziehung hauptsächlich zurückblieb, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit dort noch bis auf unsere Tage auf sich warten ließen, sollte München, zugleich bei der Berufung und Dotirung einer neuen poetischen Tafelrunde um die Person des Königs, ein Asyl für deutsche Poesie und Literatur, wo nicht ein Athendum und Prytaneum werden.

In der Architektur suchte König Max, der antikistrenden Richtung seines königlichen Vaters und der schulgerechten Copirung alter Musterbauten gegenüber, nach einem neuen Stil, der, einem lebendigen Bedürfnis der Gegenwart, dem Klima und heimischer Sitte entsprechend, zugleich den Typus selbständig eigener Kraft befunde. Gothik sollte Hand in Hand gehen mit den Anforderungen der Gegenwart. Mit mittelalterlichem Schönheits-

sine in erhöhten Mittel- und Flügelbauten, Erkern, Thürmchen und phantasiereicher Ornamentik in Thier- und Pflanzenformen sollte zugleich das Comfort von heute sein Genüge finden, wie es sich zum Theil prachtvoll, üppig, nicht abstract doctrinär, wie die Ludwigsbauten, sondern lebensvoll und lebenspendend in der Maximiliansstraße zur Erscheinung bringt. Des alten Königs Ludwigsstraße hatte ein Corso werden sollen, allein sie gleicht einer todten Gräberstraße. Das Leben Altmünchens enthielt und enthält sich der neuen Stadttheile von damals. Ganz anders die Maximiliansstraße, vom Residenzschloß bis zur Isar hin und darüber hinaus, den Fluß überbrückend und ein bislang verkommenes, unsicheres Bettlerviertel in den Kranz der Prachtbauten Münchens hereinziehend. Der alte König baute, um zu bauen, aus Liebhaberei. Jetzt sollte die Kunst dem Leben dienen und sich ihren eigenen Stil finden. Nicht bloß Kirchen und Paläste, auch Hotels sollten architektonische Kunstwerke sein können. Um Leben in die hohlen Läger zu bringen, mischen sich jetzt auch Gasthäuser und Waarenhallen in die Reihe der Paläste. Das bringt Verkehr in die neuen Straßen, wenn auch bloß äußerliches profanes Leben. Sehr löblich in gesundheitlicher Rücksicht sind die Baumplantagen, sodaß in der Maximiliansstraße die Abendpromenade belebt ist, während in der menschenöden Ludwigsstraße Gras auf dem Pflaster wächst.

Der neue Renaissancestil in der Maximiliansstraße hat auch kritische Bedenken erweckt. „Ob des Scheins sei der Kern allzu sehr vergessen!“ klagt ein sonst sehr patriotischer Fremdenführer vom Jahre 1867. H. Kiegel spricht sogar von „Verhöhnung aller architektonischen und ästhetischen Gesetze“. Ich weiß nicht, ob diese Gegner jede freie Benützung und Mischung der Stilarten verpönnen, vielleicht sogar die Charakterformen der antiken Säulenordnungen schulmäßig getrennt halten wollen. Dann würden auch Schinkel's Bauten, weil sie die Antike mit Freiheit wiedergeben, weit hinter denen Gärtner's zurückstehen, Semper's Museum in Dresden als eine Verirrung zu bezeichnen sein! Speciell klagt man an den Maximiliansbauten über allzu hohe Portale mit eingelassenen Fenstern, über Entresols, für welche die Portalwölbungen allzu niedrige Bogenfenster abgäben. Die monumentale Pracht der Facaden, sagt man, stehe nicht ganz im besten Vernehmen mit den Bedürfnissen im Innern der neuen Gebäude. Wenn dies der Fall, dann würde das Ziel, das man sich gesetzt, noch nicht erreicht sein, denn dem Inhalt die Form entsprechend zu machen, war gerade der Zweck und das Princip des neuen Stils der Maximiliansbauten. Das große Maximilianäum soll ein Festbau werden, allen „nicht um des Festes Freuden“, sondern um den Instituten, die dort ihren Wirkungskreis finden, Hallen, Arbeits- und Wohnräume zu schaffen. Das neue majestätische Regierungsgebäude sollte nach dem Sinne des Bauherrn König Max nicht bloß äußerlich imponiren, im Innern auch praktisch zweckentsprechend sein. Das Nationalmuseum, das Max seinem Volke „zu Ehr' und Vorbild“ widmete, greift freilich mit den absichtlich aus allen Theilen des Landes zusammengetragenen historischen Reichthümern und Denkwürdigkeiten schon wieder in die Bahn bloß prunkender Schaustellung. In den Prachtgeschossen dieses Baues beschloß König Max die Wände mit 154 Fresken aus der Geschichte Baierns und mit 25 Statuen bairischer Landesfürsten zu schmücken. Piloty, der treffliche Wallenstein-Maler, lieferte dazu die Erbkönigin Marie von Neapel, weil sie eine bairische Prinzessin von Geburt! Mit diesem bloß rührenden und unschuldigen Opferbildendulbender deutscher Weiblichkeit eine Nationalgalerie eröffnen heißt in der That mit einem Ende den Anfang machen und gedankenlose fremde Herrscherfünden verewigen.

Es läßt sich nicht erweisen, wohin König Max bei weniger schnell erschöpfter Lebenskraft sich noch entwickelt haben würde. Angefangen hat er auch nur als ästhetischer Dilettant auf dem Throne. Statt ein neues Geschlecht zu Thaten der Gegenwart anzuziehen, was freilich mühsam und für den Augenblick weniger lohnend, schwelgte er

er in künstlerischen Gedanken, die Reminiscenzen alter, fast zur Mythe gewordenen Glanzzeiten aufzufrischen. Seine erste That als Prinz war die Wiederherstellung der Feste Hohenschwangau. Ihn reizten diese Trümmer der alten Zauberburg an den Marken Baierns, Schwabens und Tirols inmitten jener funkelnden Seen, in deren Wellen die Alpen sich spiegeln. Der alten Minnesängerburg verwittertes Gestein schien wie Aeolsharfenklang noch nachzutönen die Gefänge Heinrich's von Ofterdingen und Wolfram's von Eschenbach. Auf diesem ehemaligen Siege der Welfen, der an die Hohenstaufen kam, hatte deren letzter Zweig Konradin von seiner Mutter Elisabeth von Baiern Abschied genommen, um die romantische Thorheit, eine Sehnsucht nach dem welfschen Erbe, auf dem Schaffot zu Neapel zu büßen. Die Mutter trauerte als Niobe um diesen jarten, träumerisch verzüchteten Sohn in Schwangau, bis die Gruft zu Kloster Stams in Tirol ihren „thränenmüden Leichnam“ barg. Dies alte mürrche ephraumrankte Gestein stieg wieder auf zu neuer Pracht; eine Perle des Alpengebirges, von den riesigen Mauern der Natur muschelhaft umschlossen, ragt es stolz und üppig auf und doch nur wie ein in Stein gehauenes Traumbild vor den staunenden und doch profan nüchternen Blicken der Jetztwelt, der es den Zauber der Vergangenheiten wieder leidhaft vorspiegeln sollte, ohne ihm neues Leben und eine neue Seele einflößen zu können, trotz allem, was ein Domenico Quaglio daran baute, Schwind und eine ganze Reihe von Meistern der Farbe hundertfach aus der Schwanenritterfage und von den heroischen Thaten der Welfen und Staufeu dort auf die Wände warfen. Man hat Hohenschwangau die Wartburg des deutschen Südens genannt, doch nur um der Minnesänger und ihrer Harfenwettkampfspiele wegen; ein Martin Luther, der das Buch der Bücher für Süddeutschland irgend hätte übersehen müssen, hat sich dort nicht eingefunden. Der deutsche Süden hat so viel sinnlich Leben und so viel Phantastiebedürfnis, daß er das Wort, selbst das Wort Gottes, nur in Ton und Farben sich denken und verstehen kann.

Im Gegensatz zum Thun und Walten seines glorreichen Vaters hat König Max in Wissenschaft, Poesie und Theater das Wort zur Geltung bringen wollen neben Griffel, Richtscheid und Palette. Was das Theater betrifft, so gewann er sich für dessen Leitung Franz Dingelstedt, den wandernden Hofintendanten mit den nimmer ruhenden Fortschrittsbeinen. Dieser dichterische maitre de plaisir faßte den Gedanken, in München, blos freilich auf Momente, aber doch vielleicht zu regelmäßiger Wiederkehr, eine deutsche Centralbühne zu improvisiren. München hatte noch zu Ende der zwanziger Jahre eine Bühne gehabt, welche ein Decennium hindurch allen in Deutschland voranstand im Schauspiel mit Sophie Schröder, Eclair, Vespermann, in der Oper mit Pellegrini u. a. Diese Pflege des Theaters reichte noch herüber aus Max Joseph's Regierung. Unter König Ludwig verfiel gemach das münchener Theater. Immer schwerhöriger, mithin unzugänglich für Theatergenuß, ließ er die Anstalt pecuniär ausbeuten und umarmte den Intendanten Küstner, wenn ihm dieser Ueberschüsse brachte, die zu neuen architektonischen Entwürfen sehr willkommen waren. König Max, der neben Farbe und Stein dem Worte zu Ehren zu verhelfen bezweckte, hob die Bühne, namentlich als Trägerin und Verkünderin des poetischen Wortes. Das Centralgastspiel des Jahres 1854 im Zusammenhange der vom Minister von der Pfordten ins Leben gerufenen Gewerbeausstellung bewies das. Es war ein gewagter, interessanter Versuch, die verschiedenen Spielarten und Stile in deutscher Schauspielkunst neben- und miteinander wirksam zu sehen. Zur folgerechten Festhaltung kam es nicht; man ließ es fallen. *)

*) Berlin hatte Döring und Hendrichs, Dresden Emil Devrient, Wien Anschütz und die Damen Haizinger, Kettich und Neumann gesendet. König Wilhelm von Württemberg, der seinem Brunert mitzuwirken verbot, bewies damit, wie wenig Lust zur Gemeinsamkeit auch bei so harmloser Centralarbeit damals noch in deutschen Dingen zu finden war.

Bald genug ward freilich auf den Bretern, welche die Welt nicht bloß bedeuten, sondern sind, auf dem Boden der politischen Welt Komödie gespielt, eine Komödie, in welcher der Diebemann, wenn er faul und gemächlich ist, leicht zum Tempel hinausgejagt wird, der Diplomat, wenn er kleinlich ist, dem Gespött verfällt, aber groß besteht, wenn er siegt. König Max erlebte nicht mehr den Schmerz der Niederlagen seines Landes. Er hatte „Friede haben wollen mit seinem Volke“, und die Friedensstätte war ihm früh nach Wunsch bereitet, während Deutschland einen Bruderkrieg haben wollte oder sollte, einen kurzen und sehr intelligenten, aber immer doch blutigen. Auch Max war nicht gewesen, was im Hause der Wittelsbacher noththat, ein Soldat auf dem Throne. Sein Nachfolger ist ein tonkunstliebender Mediceer. In Wagner's „Rheingold“ liegt schwerlich für Baiern ein Nibelungenhort.

Die Colonien Australiens und ihre Entwicklung.

Zweiter Artikel.

II. Neusüdwales.

Victoria ist in so hohem Grade die leitende unter den australischen Colonien, daß, nachdem wir dieselbe etwas näher betrachtet haben, wir uns hinsichtlich der andern fäßer fassen können.

Neusüdwales umfaßte ursprünglich die ganze östliche Hälfte des Continents; später wurden Victoria und Queensland davon ausgeschieden, doch hat es noch immer 207 Mill. Acres Flächeninhalt. Die Ostküste erstreckt sich in einer Länge von 700 Meilen von Point Danger bis Cap Howe, von wo eine nordwestlich nach der Murrayquelle laufende Linie und dann der Murray bis zum 141.° östl. L. die Colonie von Victoria scheidet. Dieser 141. Längengrad trennt sie von Südaustralien bis zum 29. Breitengrade, welcher die Grenze von Queensland bildet. Die Colonie erstreckt sich 500 Meilen von der See ins Innere. Die Küste ist hoch und felsig; aber Buchten und Baien bilden vortreffliche, geräumige und sichere Häfen. Ein 5—6 Meilen breiter Saum an der Küste besteht aus üdem, unfruchtbarem Sandboden, dünn bestanden mit verkrüppelten Bäumen und Sträuchern. Zwischen diesem Küstensäume und den Blauen Bergen liegt hügeliges Land mit wasserreichen Flüssen, fruchtbaren Thälern und ausgedehnten Grasebenen. Die ostwärts von den Blauen Bergen ziehenden Flüsse haben im obern Laufe ein starkes Gefälle; ihre Quellen liegen meistens gegen 1800 Fuß hoch und 80 Meilen von der See. Die westwärts von der großen Wasserscheide ziehenden Flüsse durchlaufen weite Prairien und erreichen theilweise den Darling nicht, sondern verlieren sich in weiten Marschen. Nördlich von Sidney, östlich von den Blauen Bergen gibt es im Küstenlande neun Flüsse, an welchen fruchtbare Agriculturbezirke mit blühenden Städten liegen, nämlich der Hawkesbury, der Hunter, der Manning, der Hastings, der Macleay, der Bellenger, der Clarence, der Richmond, der Tweed. Zwischen diesen Flüssen und Sidney besteht regelmäßiger Dampfschiffverehr. In den vier nördlichen Breitengraden eignen sich diese Agriculturbezirke durch Boden und Klima vortrefflich für Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr und andere tropische Erzeugnisse, sowie auch für die Weintraube, die andern sind vorzüglich für den Getreidebau geeignet. Im Küstenlande südlich von Sidney sind die Bezirke Illawarra und Twofoldbai in ganz Australien berühmt wegen ihrer Ergiebigkeit an Getreide. Im Innern jenseit der Blauen Berge enthalten besonders die südlichen Bezirke gutes

Ackerland. Vieh aller Art gedeiht überall. Das Rindvieh zeichnet sich durch seine Größe aus. Die Pferde sind in Indien als Cavalerie- und Reitpferde sehr gesucht, die Schafe meistens von der Merinorasse. In den höhern Downs (Prairien) gedeihen sie am besten, wenn sie mit dem (englischen) Leicesterchafe gekreuzt werden, was eine zwar gröbere, jedoch stärkere Wolle ergibt.

In den ausgedehnten Weidelanden besitzt die Colonie noch immer ihre bei weitem wichtigste Reichthumsquelle. Talg, Häute, Knochen, Leder, Fleischwaaren sind werthvolle Ausfuhrartikel, die Wolle ist der große Stapelartikel des Landes. Die Schafzucht hat sich hier am meisten eingebürgert und sich von hier aus über ganz Australien verbreitet. Australien hat das Andenken John Macarthur's stets in hohen Ehren zu halten, dessen Bemühungen das Land die Einführung des Goldenen Viehes verdankt. Derselbe, ein Hauptmann in der Armee, der mit seinem Regimente im Jahre 1790 nach Sidney kam, machte zuerst die Bemerkung, daß das Klima und die Weide von Neusüdwales sich trefflich für die Schafzucht eignen müsse, und verschaffte sich 1797 drei Merinoböcke und fünf Merinoewen vom Cap der guten Hoffnung, worauf er im Jahre 1803 eine Anzahl von Merinoschafen in einem ihm selbst gehörenden Schiffe, dem er den passenden Namen Argo gab, aus England nach Neusüdwales brachte. Jenen Schafen entstammen die feinstwolligen Heerden, welche jetzt die weiten Weiden Australiens bedecken. Die Wollausfuhr von Neusüdwales beträgt jetzt 30 Mill. Pfd. das Jahr, die von ganz Australien 100 Mill. Pfd. Die hiesigen Squatter (Schafzüchter) sind eine sehr reiche Klasse und bilden die Territorialaristokratie der Colonie. Die Schafzucht erfordert beträchtliches Capital sowie bedeutende Sachkenntniß und Erfahrung, auch ist sämmtliches gute Weideland schon seit längerer Zeit aufgenommen. Man kann jetzt Schafstationen (Schäfereien) nur durch Ankauf bekommen, es sind immer welche im Markte.

Das als freies Eigenthum besessene (von der Krone veräußerte) Land betrug im Jahre 1867 gegen 46 Mill. Acres, von denen nur 230000 Acres bestellt waren. Das in Pacht besessene Land betrug 120 Mill. Acres, von denen 160000 Acres bestellt waren. Weizen, Mais, Hafer, Gerste, Tabak wurden am meisten gebaut, reichten aber für den innern Verbrauch nicht aus. Der Weinbau hat in verschiedenen Gegenden zugenommen, auch der Zuckerbau in den nördlichen Gegenden fängt an von Wichtigkeit zu werden. Mit Ausnahme einiger reichen Grundbesitzer, welche die Landwirtschaft rationell betreiben, verfahren die meisten Landwirthe in jener rohen, gänzlich principlosen Weise, wie sie in Ländern geübt wird, wo das Land billig und die Arbeit theuer ist. Jeder hat nur über seine eigene und seiner Familie Arbeit und den Beistand eines gelegentlich gemieteten Arbeiters zu verfügen und sucht nun in roher Weise das Nächstmögliche aus dem Boden herauszuschlagen. Es gibt nur wenige ausgedehnte Strecken in nicht zu großer Entfernung von einem Hafen, welche ohne kostspielige Pflanzung urbar gemacht werden können. Gute Ackerbaubezirke, welche keine solche Pflanzungen erfordern, sind erst in neuester Zeit durch die Eisenbahn mit der Hauptstadt in nähere Verbindung gekommen.

Die Frage der Schäfereipacht hat in ähnlicher Weise wie in Victoria zu fünf- und zwanzigjährigen Kämpfen geführt, die um so heftiger entbrannten und um so schwieriger zu schlichten waren, als das Interesse der Schäferei die Lebensfrage der Colonie, das agriculturale noch wenig entwickelt ist. Das gegenwärtige Landgesetz zielt nun nach dem Vorgange Victorias dahin, die Benutzung der Ländereien zur Weide unter leichten Bedingungen zu gestatten, ohne damit ein Besitzrecht einzuräumen, welches die Entwicklung des Ackerbaues und die allgemeine Colonisirung des Landes hemmen könnte. Das Land wird in drei Klassen getheilt, in besiedeltes Land erster Klasse, wo Schäfereipacht nur auf ein Jahr verwilligt wird, besiedeltes Land zweiter Klasse und unbesiedeltes Land, in welchen beiden Klassen Schäfereipacht auf fünf Jahre verwilligt wird. Beim Verkauf der Kronländereien schreibt

das Gesetz zweierlei Verfahren vor. Nach dem einen wird das Land zu einem festen Preise in beschränkten Quantitäten und unter Bedingungen, nach dem andern in Auction an den Meistbietenden in unbeschränkten Quantitäten und ohne Bedingungen verkauft. Das erste Verfahren ist das „der freien Auswahl vor der Vermessung“, bestimmt für Leute von beschränkten Mitteln, die sich als Landwirthe anzusiedeln wünschen. Während früher bei dem Auctionssystem die der Versteigerung vorhergehende Vermessung wesentlichen Aufenthalt verursachte und dann bei der Versteigerung dem Unbemittelten das von ihm begehrte Grundstück meistens weggekauft wurde, wählt sich jetzt der ansiedelnde Landwirth sein Grundstück in den Kronländereien selbst aus und erwirbt es als freies Eigenthum, wie fruchtbar oder günstig gelegen oder sonst werthvoll es auch sein mag, in Parcellen von 40—320 Acres und zum festen Preise von 20 Sh. per Acre, indem er vom Kaufschilling zur Zeit des Ankaufes 25 Proc. und die übrigen 75 Proc. nach Verlauf von drei Jahren erlegt und die Bedingung der Bewohnung und theilweisen Bestellung und Einhegung erfüllt.

Das Innere von Neusüdwales leidet vielleicht mehr als die andern bis jetzt colonisirten Theile Australiens an Wassermangel, welcher sich zuweilen zur furchtbaren, Monate anhaltenden Dürre steigert. Eine große Dürre war die von 1865; die von 1868 und 1869, die in einigen Theilen volle zwölf Monate anhielt, war jedoch noch entsprechlicher. Sie hat sehr große Zerstörungen unter den Heerden angerichtet, Kinder und Schafe sind zahlreich umgekommen. Im weiten Gebiete des Darling trat ein solcher Mangel an Futter ein, daß Leute fortwährend beschäftigt wurden, Gebüsch zum Futter niederzuschneiden. So groß waren die Verluste der Squatter, daß manche den Rath verloren, die Schäfer entließen und die Schafe ihrem Schicksal anheimgaben. Erst Ende Februar brach sich das Wetter, indem Regengüsse eintraten, welche in den nördlichen Gegenden besonders heftig waren, sodas die Ebenen sich in Seen verwandelten und die Flüsse zur Fluthhöhe schwoollen. Bei der großen Bedeutung der Wolle im Lande haben sich die Verluste der Squatter überall fühlbar gemacht, sodas eine allgemeine commercielle Stodung eingetreten ist. Es steht zu erwarten, daß nach solchen Erfahrungen baldigt umfassende Wasserwerke angelegt werden, wie sie die Oekonomen und Goldbigger so gut wie die Squatter nöthig haben.

Neusüdwales ist reich an Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Quecksilber, allein diese Schätze werden noch sehr wenig ausgebeutet. Steinkohlen sind in Menge vorhanden und ein wichtiger Handelsartikel. Das große Steinkohlenfeld von Neusüdwales reicht nach Queensland hinein und tritt in Tasmanien wieder zu Tage. Die wichtigsten gegenwärtig im Betriebe befindlichen Kohlengrubenwerke sind das bei Newcastle an der Mündung des Hunter, 60 Meilen nördlich von Sidney, und das bei Bellambi, 40 Meilen südlich von Sidney. Der Gesamtbetrag der Ausbeute in den letzten zehn Jahren ist durchschnittlich 1,780000 Tonnen das Jahr gewesen, von welchen über die Hälfte nach Indien, China und den Nachbarcolonien gingen. In Newcastle wurden 20000 Tonnen wöchentlich gehoben. Kerosenschiefer wird an mehreren Stellen gefunden, und mehrere Fabriken zur Gewinnung des Kerosen machen gute Geschäfte. Einige Eisen-, Blei- und Kupferwerke sind angebrochen worden und werden, sobald hinlängliche Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, gute Ausbeute liefern. Die Eisenlager sind entschieden werthvoll. Die Erze der Wittagongminen sind fast reine Oxyde wie die schwedischen und von vorzüglicher Qualität. An der Südküste, 200 Meilen von Sidney, ist ein Silberbergwerk eröffnet worden. Von besonderm Interesse sind die im Anfange 1869 entdeckten reichen Zinnoberlager zwischen Ludgeong und Mylstone, einer per Eisenbahn von Sidney leicht zugänglichen Stelle. Man hatte dort in einem Bache rötliche Steinchen gefunden, welche, wenn man sie zerrieb, reinen Zinnober ergaben, und traf nun bei näherer Nach-

forschung vermittelt eines 40 Fuß tiefen Schachtes einen Zinnobergang, welcher einem Quarz gange ähnlich war und bis zur Tiefe von 100 Fuß fortsetzte. Das Gewerk ist von der Cudgagong Cinnabar Company in Sidney aufgenommen worden. Man zieht das reine Quecksilber aus dem Zinnober mit gutem Erfolge in dem Eisbaue zu Sidney durch Retorte aus.

Das Gold wurde im Mai 1851 entdeckt. Wenn auch die neusüdwaleser Goldfelder von denen Victorias verbunkelt wurden, so sind sie doch stets im Betriebe geblieben. Es ist sogar Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die einzelnen Grubenleute sich hier im ganzen besser standen als in den großen Gruben Victorias. Der Ertrag in den Jahren 1859—66 war: 1859 293574, 1860 355328, 1861 403139, 1862 584219, 1863 422722, 1864 314351, 1865 279121, 1866 235898 Unzen. Die wöchentliche Ausbeute beträgt durchschnittlich 4536 Unzen, was zu 3 Pfd. St. 15 Sh. per Unze 16610 Pfd. St. als den Wochenverdienst der Grubenleute ergibt. Die Zahl der im Jahre 1865 ausgegebenen Grubenrechte war 15458, was einen durchschnittlichen Verdienst von 1 Pfd. St. per Mann und per Woche macht.

Die Bevölkerung betrug im Jahre 1803 7097, 1821 29783, 1835 60794, 1840 129463, 1850 265503, 1851 nach dem Austritt Victorias 197168, 1858 342062, 1859 nach dem Austritt Queenslands 336572, 1866 420000.

Die Verfassung ist dieselbe wie die Victorias, mit der Ausnahme, daß die Mitglieder des Legislative Council von der Krone (dem Gouverneur) ernannt werden.

Das Eisenbahn- und Telegraphenwesen ist in der Hand der Regierung und gewährt der Schatzkammer eine beträchtliche Einnahme. Die Südbahn läuft von Sidney nach Goulburn, 128 Meilen, und soll bis Albury am Murray verlängert werden und mithin mit dem victorianischen Bahnsystem in Verbindung treten; die Westbahn geht nach Weatherboard 61 Meilen von Sidney, die Nordbahn geht von dem Hafenorte Newcastle über Maitland nach Brangton 34 Meilen.

Die Einkünfte der Colonie beliefen sich im Jahre 1868 auf 2,107157 Pfd. St. und die Voranschläge der Einkünfte von 1869 auf 2,166572 Pfd. St. Das Jahr 1868 hatte danach ein Deficit von 850000 Pfd. St. ergeben. Die Schuld der Colonie beträgt 9,585890 Pfd. St., contrahirt für die Eisenbahnen und andere öffentliche Bauten.

Die Ausfuhr von England nach der Colonie betrug im Jahre 1866 2,917577, 1867 2,050820, 1868 2,872000 Pfd. St.

Die Geschichte des parlamentarischen Regiments in Neusüdwales ist im einzelnen von geringem allgemeinen Interesse; sie dreht sich größtentheils um persönliche Machtfragen, um die fast chronischen ministeriellen Krisen. Das Vorkommen derartiger Machtfragen ist ein Uebelstand, der dem Parlamentarismus überhaupt anhaftet, der aber bei Parlamenten in so kleinem Maßstabe wie die hiesigen besonders auffallend hervortritt. So ist man in der sechsmonatlichen Session, welche zu Ostern 1869 schloß, obwol bei Eröffnung derselben erklärt wurde, daß eine Reihe von wichtigen Gesetzeswürfen vorgelegt werden würde, doch ausschließlich mit wiederholtem Ministerwechsel beschäftigt gewesen. Es lagen unter anderm Bills zur weitem Amendirung des Landgesetzes über die Verwaltung der Grundbesitzungen der Kirchen und Schulen und zur Consolidirung der öffentlichen Schuld vor; allein zu keiner von diesen wichtigen Angelegenheiten hat man Zeit gewinnen können.

Die große Ausdehnung der Colonie, die verhältnißmäßig kleine Bevölkerung und die Höhe der Gehalte machen die Regierung der Colonie höchst kostspielig.

Sidney, die Hauptstadt der Colonie, liegt 7 Meilen von der Mündung der schönen Bai Port Jackson auf einem Landvorsprunge, sodas die Stadt an drei Seiten von Theilen der Bai, dem Strome im Norden, der Woolloomoolobai im Osten und dem Darlinghafen im Westen umgeben ist. Sidney Cove, der Hafen der Stadt, ist sehr geräumig,

vollständig landumschlossen, gegen alle Winde geschützt und hat vorzüglichen Ankergrund. Die Aussicht von den höhern Stadttheilen ist eine überaus reizende. Seewärts zieht sich die großartige Bai, nach dem Binnenlande zu der prachtvolle Wechsel von Berg und Thal, Fels und Wald, von grasbekleideten Abhängen und üppigen Gründen, Drangenhainen und Weingärten, prächtigen Villen, stattlichen Wohnhäusern, niedlichen Cottages. Am Hafen liegen ausgedehnte Docks und Schiffswerften, Anländer, Mühlen, Fabriken, Speicher; von hier aus erhebt die Stadt sich terrassenförmig. Die langen und breiten Straßen laufen rechtwinkelig voneinander, sind gut macadamisirt und gaserleuchtet. Die Georgestraße und die Pittstraße sind im Fahrwege 60 Fuß, in den Trottoirs je 12 Fuß breit. Die Hauptstraßen entlang ziehen sich hohe Stein- und Ziegelhäuser mit eleganten Läden. Die zahlreichen öffentlichen Gebäude stehen denen europäischer Hauptstädte durchaus nicht nach. Das Government House, die Residenz des Gouverneurs, steht in der den Hafen überschauenden innern Domäne, einem großen eingezogenen Park, und ist ein palastartiges Gebäude von weißen Quadersteinen im elisabethischen Stile. Die Legislative and Executive Council Chambers, die Parlaments- und Ministerialgebäude bilden eine lange Häuserreihe. Die australische Münze ist ein Bauwerk von edelm Gepräge. Die Banken zeichnen sich durch Eleganz und reiche Ornamentation aus, wie dies auch in Melbourne der Fall ist. Die Börse, das Benevolent Asylum, die Hospitäler, die Theater, die Müßigkeitshalle, der Gerichtshof, das Zollhaus, die Bibliothek, die Zeichenschule, die Post, die Markthalle sind ansehnliche Gebäude. Sidney ist Sitz eines Bischofs und die Residenz des Metropolitans von Australasien. Die Stadt hat mehrere große öffentliche Parks, von denen Hydepark und die äußere Domäne (die innere Domäne ist der erwähnte Park des Government House) die beliebtesten sind. Neben der äußern Domäne liegt der Botanische Garten, wo man Specimina von fast allen bekannten tropischen Pflanzen findet. Besonders prachtvoll ist auch die nächste Umgegend der Stadt, wo die palastartigen Gartenhäuser der großen Equatter und Gutsbesitzer stehen, von denen manche 20—40000 Pfd. St. jährliche Einkünfte haben.

Sidney ist überhaupt eine reiche Stadt. Man hört zwar hier oft von schrecklichen Paniques und commerziellen Krisen. Es hat auch allerdings die häufig zu hohe Spannung der Speculation ihre Wirkung; allein wenn ein Fremder inmitten einer solchen Schreckenszeit nach Sidney käme, so würde er wenig davon bemerken. Da fällt sein Blick auf die Spazierfahrten nach den Hafengegenden, nach Manly Beach oder Watson's Bay, die Cricket matches in der Domäne, und wenn er die Georgestraße hinabgeht, auf die Ausstellungen der fashionablen Läden, die Equipagen, welche in Reihen vor den Ladenthüren halten, die blendende Pracht der Damen, welche hier ein- und aussteigen. Ebenso glänzend sind die vielen Privatbälle, die Dinnerparties, die öffentlichen Vergnügungsplätze, die zahlreich besuchten Oper- und sonstigen künstlerischen Vorstellungen, die alle bedeutende Patronage haben. Doch sind rauschende Vergnügungen nicht viel zu bemerken, der Ton ist im allgemeinen ein besonders feiner, gebildeter. Die Zahl der Hotels und Schenkwirthschaften nimmt jedoch fortwährend in überraschender Weise zu, freilich aber auch die der Kirchen und Kapellen. Im Mai 1869 wurde in Sidney eine internationale Ausstellung eröffnet, veranstaltet von der New South Wales Agricultural Society im Alfredpark, welche auch eine große Kunstausstellung umfaßt, man erwartete, daß sie eine der anziehendsten Exhibitionen werden würde, die man noch in Australien gehabt hat.

III. Queensland.

Queensland, das früher unter dem Namen Moretonbai zu Neusüdwales gehörte, wurde im Jahre 1859 als eine besondere Colonie davon getrennt und hat sich seitdem mit großer Energie in jeder Richtung entwickelt.

Diese Colonie nimmt den nordöstlichen Theil des australischen Continents ein. Der 29. Breitengrad bildet die Grenze gegen Neusüdwales vom Point Danger bis zu 141° östl. l. Greenwich, welcher Meridian bis zum 26. Breitengrade und dann der 138. Meridian bis zum Golf von Carpentaria die Grenze gegen Südaustralien bilden. Die Länge von der Südgrenze bis zum Yorkcap beträgt 1200 Meilen, der gesammte Flächeninhalt 678000 Quadratmeilen, ungefähr das Vierfache von Frankreich.

Die großartigen Baien, welche in die Küste einschneiden, bilden zahlreiche Häfen, welche den Verkehr mit dem Innern vermitteln. Moretonbai, an dessen Spitze Brisbane, die Hauptstadt der Colonie, liegt, ist 60 Meilen lang und 20 Meilen breit und von fruchtbaren Küsten umzogen. Ostwärts von den in einer Entfernung von 60—70 Meilen streichenden Gebirgen, den australischen Anden, der Hauptwasserscheide, durchschneiden die Küstenstufe zahlreiche breite, theilweise schiffbare Flüsse, an deren Ufer sich fetter, mit Gras und Bäumen reich bestandener Alluvialboden erstreckt. Im Westen des Gebirges erstrecken sich die Downs, ein weites Tafelland von Prairien oder grasreichen langgestreckten Flächen, unterschieden von Süden nach Norden als die Darling Downs, die Calvert Plains, die Fitzroy Downs, die Mantuan Downs, die Dawson Downs, die Peal Downs, die Burdekin Plains, die Plains of Promise, welche sich zum Golf von Carpentaria erstrecken.

Diese weiten Weidelände wurden zuerst im Jahre 1827 eröffnet durch Allan Cunningham's Entdeckung der Darling Downs, einer Prairie, 120 Meilen lang und 50 Meilen breit, welche an der Südgrenze der Colonie beginnt und in ihren Bodensenkungen, welche tiefe, von Bächen gespeiste kleine Seen enthalten, dem Rindvieh zu jeder Jahreszeit eine üppige Weide gewährt, während die breiten Höhenrücken, aus fruchtbarem, schwarzem, trockenem Boden bestehend, mit dichtem Graswuchs und leicht zugänglichem Wasser, jedoch vollständig außer dem Bereich der Fluten liegend, vortreffliche Schafweiden bilden. Als Ackerboden werden diese Flächen vielleicht nirgends in Australien überboten. Die Darling Downs wurden zuerst im Jahre 1840 besiedelt und enthalten jetzt mehrere Ortschaften von Bedeutung. Warwick, unfern der neusüdwaleser Grenze, im südlichen Theile der Darling Downs, 77 Meilen von Brisbane, 1800 Fuß über dem Meere, ist der Hauptort des besten Weizenbezirks in der Colonie. Toowoomba, 68 Meilen von Brisbane, und Drayton, 3 Meilen weiter, sind die Marktplätze des reichen Schäfereibezirks der mittlern Darling Downs. Dalby, der Marktplatz des nördlichen Theils derselben, ist 140 Meilen von Brisbane entfernt. Der Warwickzweig der Southern and Westernbahn von Queensland wurde am 11. Mai 1869 eröffnet und wird für den einträglichsten Theil dieser Bahn gehalten, auch nach seiner Vollendung eine Verbindung mit wichtigen Bezirken von Neusüdwales herstellen.

Brisbane, die Hauptstadt der Colonie an der Mündung des Flusses gleichen Namens in der Moretonbai, ist die Residenz des Gouverneurs und hat viele ansehnliche Wohnhäuser, Banken, Staatsgebäude. Großartige Gebäude für die Legislatur und die Stadtämter sind gegenwärtig (Sommer 1869) im Bau.

Ipwich am Bremer, einem Nebenflusse des Brisbane, die zweite Stadt der Colonie, ist zu Lande vermittlels der vortrefflichen Landstraße oder der Eisenbahn 25 Meilen von der Hauptstadt entfernt, zu Wasser jedoch 44 Meilen. Es ist ein freundlicher, wohlhabiger Ort mit stattlichen Ziegelhäusern, Banken und Läden und zahlreichen zerstreuten Villen inmitten prächtiger, in tropischer Vegetation prangender Gärten. Die Stadt zählt gegen 6000 Einwohner und hat starken Besuch von den benachbarten Squatters, die hier bedeutende Geschäfte machen.

Maryborough am Mary, 60 Meilen von der Mündung dieses Flusses in die Widebai, 150 Meilen nördlich von Brisbane, ist der Hafenplatz des Burnett- oder Widebai-

Bezirks und wurde 1851 gegründet. Das Land am Mary ist vorzüglicher Agriculturboden, und der Wibeai-Bezirk enthält Kohlenflöze, welche viel Aufmerksamkeit erregen, sowie das Gympie und andere Goldfelder.

Gladstone, der Hafenplatz der Bai Port Curtis, liegt 1 Grad südlich vom Wendekreise, 110 Meilen nordwestlich von Maryborough. Port Curtis ist tief, weit und sicher, nach Sidney wahrscheinlich der beste Hafen an der Ostküste von Australien. Das Klima ist gesund, die Hitze den Tag über durch die Seebrise gekühlt, Grasswuchs reichlich; doch sind Ueberschwemmungen häufig. Gladstone ist der natürliche Verschiffungsort des reichen Leichhardt-Bezirks und der Peak Downs, welche unfern von Yamala beginnen und den Darling Downs fast gleichkommen, indem sie aus schönwelligigen Prairien bestehen, wenn sie auch nicht so gut bewässert sind; auch ist der Bezirk reich an Gold, Silber und Kupfer.

Rochampton am Fitzroy, 30 Meilen von dessen Mündung in die Keppelbai, welcher Fluß im Jahre 1855 zuerst beschifft wurde, entstand im Jahre 1858 bei dem Zuge der Goldbigger nach dem Goldfelde Canoona, 40 Meilen weiter stromaufwärts, hielt sich trotz des unglücklichen Ausgangs jenes Zuges, wurde, als man 1860 neue ausgedehnte Weidelande in jener Gegend entdeckte, die eine zahlreiche Einwanderung mit großen Schaf- und Rinderheerden veranlaßten, der Mittelpunkt eines beträchtlichen Handels, nahm rasch an Größe und Wohlstand zu und ist jetzt eine ansehnliche Stadt, die Metropole des australischen Nordens, mit ausländigen öffentlichen Gebäuden, Schulen, Zeitungen und Zeitschriften. Die Stadt hat bei ihrem vortrefflichen, sichern und tiefen Hafen und der Fruchtbarkeit der Umgegend alle Aussicht, ein Platz von entschiedener Wichtigkeit zu werden.

Seit der Gründung der Colonie (1859) sind jene unternehmenden Entdecker, die Squatter, fortwährend weiter nach Norden vorgebrungen in Gegenden, welche man bisher für der Wolle gefährlich gehalten hatte, da zu besorgen war, daß sie haarig werden würde. Im Jahre 1861 gründete Dalrymple Port Denison, womit die Colonisation bis zum 20. Breitengrade vorrückte und ein Verschiffungsplatz für die Erzeugnisse der Heerden des Burchellinthal's gewonnen war. Dann nahm eine Pionnierbande Port Hinchinbrook an der Hockinghambei in Besitz, einen vortrefflichen Hafen, 2 Meilen breit, 25 Meilen lang, 4—12 Faden tief, von wo Dalrymple einen Weg durch das Gebirge an der Spitze der Bai nach dem breiten und fruchtbaren Thale des Herbert fand. Ferner hat Dalrymple im 18. Breitengrade den Hafen Cardwell gegründet und einen Weg von dort nach dem Tafellande gezeigt, welches das Gebiet des Burchellin von den dem Golf von Carpentaria zufließenden Gewässern trennt. Endlich ist noch eine Niederlassung am Endeavourflusse im Bezirk Südbcool gegründet worden, an der Küste zwischen der Hockinghambei und Cap Grenville, womit die Bestelung der Ostküste des Continents jetzt abschließt.

Das Klima von Port Denison hat sich mit der Gesundheit der Europäer nicht unverträglich erwiesen, und das von Cardwell wird nicht sehr verschieden sein. Cardwell liegt in der Breite der Plains of Promise am Golf von Carpentaria. Die Entfernung von Cardwell bis zur Spitze des Golfs beträgt 350 Meilen, und diese Strecke füllt sich jetzt schnell mit Schafstationen an. Es gibt bereits Stationen am Flinders, 100 Meilen vom Golf. Dalrymple spricht sehr lobend von dem Tafellande, in welchem Burchellin und Flinders entspringen, und bei der beträchtlichen Ausdehnung desselben wird, sobald es seine volle Besetzung von Heerden hat, Cardwell ein lebhaftes Geschäft haben.

Die große Halbinsel York im Osten des Golfs von Carpentaria wird von niedrigen Sandsteinketten durchzogen, die Küste des Golfs ist flach. Die Halbinsel erscheint im ganzen weder für die Schafzucht noch für den Ackerbau sehr brauchbar. Das Land am Mitchell (Lynd) scheint der günstigen Beschreibung Leichhardt's keineswegs zu entsprechen. Der Boden ist dort und im ganzen Süden der Halbinsel rauh, größtentheils mit dichter

Waldung oder dichtem Gestrüpp besetzt, das wenige Gras, Hochgras, trocken und saftlos. Die Flüsse haben tiefe, steile Betten, die in der trockenen Jahreszeit kein strömendes Wasser und nur wenig kürgliche Lachen enthalten. Nördlich vom Mitchell bessert sich das Land. Es ist hier ein sanftes Hüggelland, der Boden ist fest, chocoladenfarben, das Gras kurz und gut, oft dicht, das Wasser meistens reichlich. Doch sind die Hügel oft stark bewaldet, die Niederungen sumpfig und mit dichtem Gestrüpp besetzt. Außerdem kommt viel Giftgras vor.

Die englische Regierung hat den Bezirk Port Albany am Cap York (Nordspitze der Halbinsel Australiens) zu einer Marinestation gemacht, über welche befriedigend berichtet wird. Somerset an der Torresstraße, im 11. Breitengrade, der Hauptort des Bezirks, hat eine sehr vortheilhafte Lage an der Südwestseite des nur 800 Yards breiten See-arms, welcher die Insel Albany vom Hauptlande trennt. Mehrere langsam in die See fließende Bäche gewähren reichliches frisches Wasser. Auch erhält man überall gutes Brunnenwasser. Es hat sich herausgestellt, daß wenigstens in den Monaten August und September Europäer dort im Freien arbeiten können, was sonst in diesen Breitengraden wol nirgends der Fall sein dürfte. Die Ansiedler haben Schafe, Pferde, Rindvieh mitgenommen, und die Erfahrung muß nun lehren, ob dieselben dort gedeihen können. Gegenwärtig bezeichnet der neue Hafen Cardwell die äußerste Nordgrenze der gesicherten Colonisation. Im Lagunenthale an den Burdekinquellen bestehen bedeutende Schäfereien, die Schafe gedeihen vortrefflich und die Wolle scheint bis jetzt noch nicht haarig werden zu wollen.

Das Land im Süden des Golfs von Carpentaria ist in jüngster Zeit von den Squatters ziemlich stark besetzt worden. Es hat große Aehnlichkeit mit den Pampas von Südamerika. Hunderte von Meilen kommt der Reisende über unabsehbare Ebenen mit sehr dünnem Baumwuchs, außer an den Flussufern. Große Strecken sind mit groben Gräsern bedeckt, welche höher als Mannesgröße sind, sodas es schwer hält, einen Gefährten in der Entfernung von wenigen Schritten wahrzunehmen. Sonst aber hat man Felder von schönem kurzem Gras und vermishtem Kraut, welche Schafen und Kindern so angenehm und nahrhaft sind wie das beste Hafersheu oder Luzerneheu, und freilich auch meistens ebenso trocken, indem drei Monate nach der Regenzeit das Gras aufgehört hat Gras zu sein und durch die Sonnenhitze zu gutem Heu geworden ist. Dieses Heu ist höchst nahrhaft, und der Fremde erstaunt, daß sein Pferd davon schnell viel feister und kräftiger wird. Das Land ist gut gewässert, die Regenzeit immer wirklich Regenzeit. Sie hält von Ende November bis Ende Januar an, und der Regen ist so überaus heftig, daß die Ebene überall in einen tiefen See verwandelt wird und die Flüsse furchtbar anschwellen, sodas alles Reisen dann unmöglich wird. Der Reisende, der vom Regen überrascht wird, muß bleiben, wo er sich befindet. Es ist vorgekommen, daß ein Fuhrmann, der glücklichweise mit Lebensmitteln versehen war, volle zwei Monate mit seinem Frachtwagen mitten auf der Ebene stehen bleiben mußte, weil ihm der Weg auf allen Seiten von tiefem Wasser abgeschnitten war.

Die Küstenstufe unmittelbar am Golf ist aber weder für Schafzucht noch für Ackerbau geeignet. Zwei Drittheile sind durchaus unbrauchbar, indem sie nichts als niedrige, während des Sommers von der See überschwemmte, von einem Netzwerk von Salzwasserlandläden durchschnitene morastige Flächen sind. Ein Drittheil enthält zwar einige gute Weiden, ist jedoch für den Acker untauglich, weil es aus offener Ebene mit hartem Thonboden besteht. Carpentaria ist jedoch reich an Mineralschätzen. Sweer's Island im Golf von Carpentaria ist schnell ein wichtiges Handelsdepot geworden; die Insel hat ein gesundes und angenehmes Klima. Die Beautiful Islands, 30 Meilen nordnordöstlich von Sweer's, sind reich an Austern und Schildkröten.

Im Westen von Queensland sind die Squatter längs des Baringa (Barrego) vorgebrungen. Der Verkehr des obern Baringa geht nach Rockhampton, der des untern Baringa und der Stationen im Westen desselben vermittelst der Dampfschiffe nach Capua in Victoria und nach Goolwa in Südaustralien über Fort Bourke. Die Fracht der Wolle von Fort Bourke nach Melbourne oder Adelaide ist 12 Pfd. St. per Tonne. Kapitän Cabell's Dampfschiffahrt auf den dortigen Binnengewässern hat viel zur Erschließung des Westens von Queensland beigetragen. Die Gegend am Comet und am Rogoa ist eine reizende Gebirgslandschaft, reich an rauhen Gipfeln und frischen Quellen und Matten. Als vorzüglich noch wird das Land an dem großen Flusse Barku (Barcoo) geschildert, das ohne Zweifel in nächster Zukunft von großer Wichtigkeit werden wird. Der Barku ergießt sich nach Major Warburton's Entdeckung auf seiner Forschungsreise im Jahre 1866 in das Ostende des Sees Eyre in Südaustralien.*) Am Flusse Tompson erstrecken sich grasreiche Ebenen 300 Meilen weit; der Baumwuchs ist so gering, daß es schwer hält, Pfosten für eine Hütte zu bekommen.

Man ersieht also, daß die Colonie Queensland sich für den Hauptbetrieb Australiens, die Schafzucht, ganz vorzüglich eignet, daß Weideland von so enormer Ausdehnung und so vortrefflicher Güte vorhanden ist, wie es die Schäfereien noch in langer Zeit nicht einnehmen können. Das weitere Innere ist in ganz besonderm Sinne ein Grasland. Die einheimischen Grasarten sind von erstaunlicher Mannichfaltigkeit.

In den Downs eignen sich Boden und Klima meistens vorzüglich für Weizen, Gerste, Hafer, die Gemüse- und Obstarten der gemäßigten Zone; die Küstenstufe liefert, namentlich an den Flußufeln, Mais und die meisten Früchte und Gewürze der subtropischen Zone. Mais gedeiht besonders üppig in neuen Rodungen an den Flußufeln der Küstenstufe. Solche Rodungen erfordern auf viele Jahre hin keine Düngung. Nach dem Mais setzt man Kartoffeln, welche zwei Ernten im Jahre geben, die Sommerkartoffel im November und die Winterkartoffel im Juni. An der Küstenstufe von Clarence bis zur Nordgrenze der Occupation, einer Strecke von acht Breitengraden, können die meisten Erzeugnisse Indiens, Südamerikas und Südafrikas gewonnen werden; im Hügellande zieht man mit Erfolg Weinstock, Olive, Indigo, Cinchona, Zimmet, Tamarinde, Orange, Baumwolle; auf den ausgedehnten Niederungen an den Flüssen Zucker, Arrowroot, Ingwer, Tabak. Die im Februar 1869 eröffnete Ausstellung der Agricultur- und Horticultur-Gesellschaft von Drayton und Toowoomba in den Darling Downs hat vollständig erwiesen, wie vorzüglich das dortige Land für Weizen und sonstiges Getreide sich eignet. Dagegen zeichnet sich die am 20. Nov. in Brisbane eröffnete Ausstellung der Landwirtschaftlichen Gesellschaft von Osmoreton aus durch Prachtproben von Weintrauben, Orangen, Citronen und sonst mannichfadem tropischen und halbtropischen Obst, durch riesiges Zuckerrohr, wollreiche Baumwolle, duftigen Tabak.

Das Klima des Nordostens von Queensland ist genau jenes subtropische, welches die Baumwolle erfordert. Die Gefahr des Frostes, welcher der Pflanze so verderblich werden kann, ist hier noch weniger vorhanden als in den Südstaaten Nordamerikas; dort fallen zwischen den frühesten und spätesten Frost sieben Monate, hier zehn. Die hiesige Baumwolle kommt der Sea Island an Feinheit und Ebenheit gleich, steht ihr jedoch etwas an Stärke nach. Man rechnet in England auch zunächst auf Queensland, wenn man sich hinsichtlich der Baumwolle von Amerika unabhängig zu machen gedenkt. Den ersten

*) Vgl. „Major Warburton's Reise im Innern Australiens“ in Petermann's „Mittheilungen“, 1867, Nr. 2; „Ein Flußdelta im Innern von Australien und die neuesten Entdeckungen von Warburton und den deutschen Missionaren Walber, Kramer und Meißel“, ebend. Nr. 12; Reinicke, „Major Warburton's Entdeckung des untern Barku“ in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“, Jahrg. 1868, Bd. 3, Heft 1 (Nr. 13 der neuen Folge).

Anstoß zum Baumwollbau gab der amerikanische Bürgerkrieg und die dadurch veranlaßte Preissteigerung; obgleich nun inzwischen der Preis wieder auf seine normale Höhe gefallen ist, so hat doch die hiesige Baumwollausfuhr zugenommen. Sie betrug 1862 nur 14344 Pfd., 1867 aber bereits 412741 Pfd. Im Jahre 1866 waren aber nur 2884 Acres mit Baumwolle bepflanzt, 1867 aber 8149 Acres, sodaß die Ausfuhr im Jahre 1868 nicht unter 1 Mill. Pfd. betragen haben dürfte.

Noch günstiger erscheinen die Aussichten des Zuckerbaues, sodaß manche Pflanzer denn jetzt auch die Baumwolle wieder für das Zuckerrohr aufgegeben haben. Außerdem haben sich Bau und Verarbeitung von Arrowroot und von Taback in Queensland schon fest eingebürgert.

Die weitere Entwicklung dieser Culturen hängt nun zunächst davon ab, ob die Pflanzer im Stande sein werden, sich Kuli zur Arbeit zu verschaffen. Keine andern Arbeiter sind dazu geeignet; das Klima ist zu heiß für den Europäer, da die Arbeit während der heißesten Jahreszeit unter einer senkrechten Sonne stattfinden muß. Wahrscheinlich werden die Chinesen eventuell in großer Anzahl in dieses Territorium einwandern, und wird dann mit ihrer Hilfe, da sie zu dem hier Erforderlichen so vortreffliche Kräfte besitzen, das Land für den europäischen Ansiedler eröffnet werden. Die Queensländer haben leider inzwischen angefangen, sich Arbeitskräfte mit Gewalt zu verschaffen, das ist, Sklaverei zu treiben. Es sind ganze Schiffsadungen von polynesischen Wilden eingeführt und im Innern des Landes mit Gewalt zur Arbeit angehalten worden. Man hat sich dieselben aus Tanna, Cromanga, Fate und andern Inseln der Neuhebridengruppe theilweise durch Ueberredung, theilweise aber auch geradezu mit Gewalt, durch Menschenraub verschafft. Dabei sind denn bereits alle jene Greuel verübt worden, wie sie bei Sklavenjagen und Sklavenarbeit vorzukommen pflegen. Gegenwärtig steht ein Schiffskapitän und Sklavenräuberhauptmann vor dem Gerichtshofe zu Melbourne, des Mordes dreier Polynesier, die er nebst einer großen Anzahl anderer geraubt hatte und nach Queensland bringen wollte, angeklagt. Es steht englischen Colonisten ein solches Verfahren wol um so weniger an, als eine starke englische Partei am Cap der guten Hoffnung und in England gegen die Transvaal-Republik wegen ähnlicher Vorgänge, die sich jedoch keineswegs constatiren lassen, so schwere Anschuldigungen erhoben und die englische Regierung zu bewegen versucht hat, auf Grund jener Vorgänge die Transvaal-Republik der Cap-colonie zu annexiren.

Die Colonie ist reich an werthvollen Schiffbau- und andern Nughölzern. Die Moretonbaifichte (*Pinus Cunninghamii*) ist ein prächtiger Baum, dessen Holz das derselben Fichtenart in Canada übertrifft. Die Bunga-Bunga (*Pinus Bidwelliana*), eine andere Fichte, welche zwischen dem 25. und 26. Breitengrade häufig ist, erreicht eine außerordentliche Höhe, oft 200 Fuß, ihre Zapfen, welche ungefähr wie Kastanien schmecken, sind eine Lieblingsfrucht der Eingeborenen. Die rothe Ceder liefert ein schönes Möbelholz. Das Holz des Eisenrindenbaums hat eine außerordentliche Stärke und Dauerhaftigkeit, vorzüglich geeignet für Schifftheile, Brücken, Werften, Eisenbahnschwellen. Der blaue Gummibaum, der Buchsbaum, das Violettholz, die Seideneiche, der Tulpenbaum sind häufig und nützlich, auch die Cyressichte, der Welbholzbaum und eine Anzahl von Eucalypten. Es gibt nur wenige einheimische Blumen, aber die meisten tropischen Blumen können im Freien gezogen werden.

Die Colonie eignet sich ganz vorzüglich zur Ansiedelung von Landwirthen mit kleinem Kapitale. Ansiedler dieser Art sind von der Legislatur ganz besonders begünstigt worden. Die Alienation of Crown Lands Act schreibt eine schnelle, dem Begehre stets vorgreifende Vermessung der Ackerländereien vor, sodaß Land stets in reichlicher Menge zur

Auswahl offen liegt. Die Bestimmungen der Acte sind anderweitig sehr liberal, sodass fast jedem fleißigen Manne die Mittel gewährt sind, sich in einer praktisch unbegrenzten Area ein Gehöfte auszuwählen und es als freies Eigenthum zu erwerben.

Sämmtliches Land wird in besiedeltes Land erster und zweiter Klasse und in unbesiedeltes Land eingetheilt. In dem besiedelten Theile ist bisher alles Land von der Schafpacht eingenommen worden zu einem nach seiner Abschätzung als Weideland vereinbarten Zinse. Gegenwärtig werden die Pachtbriefe nicht mehr unbedingt für das Ganze eines Schäfereigrundes (run) erneuert, sondern nur für eine Hälfte des Grundes auf 10 Jahre, für die andere Hälfte wird nur Nutznießung erteilt unter der Bedingung, daß dieselbe zur Auswahl von Käufern vor der Vermessung offen stehe. In jedem besiedelten Bezirke der Colonie steht ein Landcommissar und in jeder Stadt ein Landagent, welcher die Anmeldungen von Bewerbern annimmt. Man kann bis 10880 Acres in einer Wahl nehmen und zu 15 Sh. den Acre kaufen oder vorläufig auf 10 Jahre zum jährlichen Zinse von 368 Pfd. St. in Pacht nehmen oder 100 Acres zum Zinse von 7 Pfd. St. 10 Sh. Der wichtigste Theil des Gesetzes sind die Homestead-Paragraphe. Jeder Familienvater kann 80 Acres Agriculturland oder 160 Acres Weideland in Besitz nehmen gegen Zahlung auf fünf Jahre von 9 P. den Acre jährlich für Agriculturland oder 6 P. den Acre jährlich für Weideland. Zu diesem Behufe muß der Bewerber in der Landagentur eine Anmeldung nebst dem Zinse für das erste Jahr und der Vermessungsgebühr sowie der Erklärung einreichen, daß er Familienvater sei und die Anmeldung zu seinem eigenen Gebrauche mache. Es wird sodann weiter gefordert, daß der sich Meldende fünf Jahre auf dem Gute wohne und entweder ein Zehntel des Grundes bestelle oder das Gut sicher einhege, worauf er gegen Zahlung von 15 Sh. per Acre die Uebertragung des Gutes als freies Eigenthum erhält. Uebrigens kann der Bewerber schon nach zwei Jahren, wenn er während dieser Frist der Bedingung der Bewohnung und Bestellung nachgekommen ist, die Uebertragung verlangen.

Außerdem werden noch andere wesentliche Erleichterungen gewährt. In zur Auswahl freiem, innerhalb 10 Meilen von der Küste oder einem schiffbaren Flusse gelegenem Lande kann man auf Anmeldung zum Behufe von Zucker- oder Kaffeepflanzung ein Agriculturgrundstück von 320—1280 Acres in Pacht erhalten und, wenn innerhalb dreier Jahre ein Zehntel des Gutes mit Zucker oder Kaffee bebaut ist, auch ohne persönliche Bewohnung zum Ankaufspreise von 15 Sh. kaufen. Für Bergbauzwecke mit Ausnahme von Goldwerken erlangt man ein Grundstück von 40—640 Acres zum Preise von 1 Pfd. St. per Acre auf Anmeldung beim Landamte und nach Deponirung von 5 Sh. per Acre, worauf der Saldo des Kaufschillings in einem Jahre, oder in den entlegenern Theilen der Colonie in 1½ Jahren zu entrichten ist; doch erfolgt die eigenthümliche Uebertragung nur, wenn der Uebertragende nachweist, daß er auf den Betrieb 1 Pfd. St. per Acre angelegt hat. Dies kommt also darauf hinaus, daß man gegen Zahlung von 5 Sh. per Acre während 1 oder resp. 1½ Jahren einen Bergbau ungestört unternehmen kann, und seine Concession zum Betriebe mit dem Verkaufsrechte nach der Pachtfrist erhält.

Der Auktionsverkauf findet ohne Bedingungen statt. Der Ankaufspreis per Acre ist 8 Pfd. St. für Stadtgrundstücke, 1 Pfd. St. für suburbanes Land innerhalb einer Meile vom Stadtgrunde, 15 Sh. für suburbanes Land außerhalb einer Meile vom Stadtgrunde, 15 Sh. für Agriculturland, 10 Sh. für Weideland 1. Klasse, 5 Sh. für Weideland 2. Klasse. Beim Verkauf auf Credit und unter Bedingung der Bewohnung und Bestellung sind die Preise per Acre 15 Sh. für Agriculturland in Grundstücken von 40—640 Acres, 10 Sh. für Weideland 1. Klasse in Grundstücken von 80—2560 Acres, 5 Sh. für Weideland 2. Klasse in Grundstücken von 80—7680 Acres. Der Zins wird als Ab-

schlagszahlung des Rauffchillings gerechnet und beträgt 10 Proc., also 1 Sh. 6 P. für Land 1. Klasse, 1 Sh. für Land 2., 6 P. für Land 3. Klasse per Jahr.

Die Entdeckung der Goldfelder hat auch Queensland wesentlich gefördert. Das Oympie-Goldfeld wurde Ende 1867 entdeckt von Nash am Oympie Creek in einer wilden Waldgegend, 60 Meilen westlich von Maryborough am Mary im Widebai-Bezirk. Es hatte bereits 1867 außer Weibern und Kindern eine Bevölkerung von 12000 Personen. Die dort entstandene Stadt Nashville, so nach dem Entdecker benannt, hatte 1868 bereits 10000 Einwohner und gewann ein wohlhabendes Aussehen, indem die Zelte und Baumrindenhütten sich fortwährend in räumliche und zierliche aus Stammholz und Bretern erbaute Häuser verwandelten. Man arbeitete hier anfänglich in der Alluvion, und bald füllte sich jede Schlucht mit Diggern, und das Werk wurde in ganz Australien berühmt, da man das Gold nur einige Fuß tief in Menge, bald auch ein Nugget von 100 Unzen fand, und dabei die Ausbeute im ganzen eine sehr gleichmäßige war. Man entdeckte denn bald reiche, wenn auch schmale Goldquarzgänge, in welchen das Metall den Stein in schmalen Streifen durchsetzte und mitunter wie eine Schnur von Goldkörnern erschien. Es wurden nun vier Zermalmungsmaschinen aufgestellt, welche sofort glänzende Resultate ergaben, 78 Tonnen Quarz gaben 1346 Unzen Gold, 96 Tonnen 1726 Unzen, 80 Tonnen 1872 Unzen. Die Alluvialfelder haben sich seitdem erschöpft, die Quarzwerke dagegen als dauernd bewiesen. Im März 1869 sind hier noch mehrere reiche neue Quarzgänge gefunden worden, wie der Chatsworth-Gang an der Ostseite von Oympie, wo man auch ein gutes Alluvialfeld zu finden hoffte, und der West Coast Deep Lead im Westen.

Die zahlreichen Gruben bei Rockhampton sind sämmtlich Quarzwerke und sehr bauwürdig. Sie sind theilweise von der langen Dürre zum Stillstande gebracht worden, werden aber bald wieder im vollen Betriebe stehen. Im Besitz hinlänglichen Maschinenwerks ruhen sie auf fester Grundlage. Von 5796 Tonnen in dieser Gegend zermalmten Quarzes wurden 6090 Unzen Gold gewonnen. Auf den Peak Downs, 300 Meilen nordwestlich von Rockhampton, liegt ein ausgebreitetes Goldfeld, das aber noch nicht in Angriff genommen ist.

Die Capesfluß-Gruben sind sowol Alluvial- wie Quarzwerke, welche gegen 2000 Digger beschäftigen und für sehr reich gelten. Damtree, der Regierungsgeolog, spricht sehr rühmend über die Anzeichen dieser Gegend.

Aus Carpentaria sind vom Leichhardtfluß einige schöne Goldproben gebracht worden. Zur Entwicklung der Goldindustrie in Queensland ist vor allen Dingen eine ununterbrochene Wasserversorgung erforderlich; umfassender Wasserwerke, Kanäle, Dämme, Reservoirs bedarf Australien am dringlichsten, sowol für die Goldgewinnung wie für die Schafzucht und die gesammte Landwirtschaft.

Die Goldausfuhr von Queensland betrug 1867 48000 Unzen, 1868 163000 Unzen. Dieser Gewinn ist gar nicht mit den Millionen zu vergleichen, welche Victoria liefert, aber für eine so junge Colonie dennoch ein großer Reichthum.

Die Colonie besitzt außerdem sehr viel Kupfer. Die Peak Downs enthalten Kupfergänge von großer Ausdehnung. Am Gregoryflusse in Carpentaria treten Erze zu Tage, welche 60 Proc. reines Kupfer enthalten. Im März dieses Jahres haben die Herren Cheaffe u. Henry die große Kupfermine an der Quelle des Cloncurry in Carpentaria geöffnet, welche man für die ausgebreitetste und reichhaltigste Kupfermine, die bis jetzt bekannt ist, in Australien hält. Eisen und Zinn findet sich an verschiedenen Stellen im Gebirge. Im Burnett-Bezirk ist im Februar 1869 ein reichhaltiges Galenalager entdeckt worden. Galena findet sich sonst an verschiedenen Stellen in der Colonie, Kohlen in den

Peal Downs, am Brisbane, am Bremer und am Mary. Neuerdings sind an verschiedenen Stellen Edelsteine gefunden worden.

Die Bevölkerung betrug im Jahre 1868 gegen 100000 Personen.

Zur Unterstützung der Einwanderung erhalten laut Acte von 1864 alle Personen, welche ihre eigene volle Passage gezahlt haben, für jedes Mitglied ihrer Familie über 12 Jahre eine Landanweisung zum Betrage von 30 Pfd. St., und für jedes Mitglied derselben unter 12 Jahren eine von 15 Pfd. St. Nähere Nachricht hierüber erhält man von Hrn. Wheeler, dem Generalagenten von Queensland, 2, Old Broad Street in London.

Eisenbahn- und Telegraphenwesen stehen unmittelbar unter der Colonialregierung. Der Telegraph ist am 15. März 1869 bis Tadesville an der Clevelandbai vollendet worden und wird Schritt vor Schritt fortgeführt nach den neuen Ansiedelungen Norman River und Burketown an der Spitze des Golfs von Carpentaria, wo er in Verbindung gebracht werden kann durch ein submarines Kabel mit Java und Singapore. Dann steht ganz Australien mit Ausnahme von Westaustralien mit Europa in directer Verbindung.

Man hat in Brisbane eine Acclimations-, eine Horticultur-, eine philosophische (naturwissenschaftliche), eine literarische Gesellschaft und sonst im Lande mehrere Agerculturgesellschaften, mehrere politische Clubs und eine Anzahl von Sportassociationen. In Brisbane, Ipswich, Toowoomba, Maryborough und Rockhampton bestehen Kunstschulen und Mechanics' Institute, in jeder Stadt ein Hospital.

Die Zeitungen sind: der „Brisbane Courier“, welcher täglich in Brisbane erscheint, der „Queenslander“, welcher daselbst wöchentlich erscheint, die „Queensland Times“ zu Ipswich, das „Bulletin“ und der „Northern Argus“ zu Rockhampton, die „Darling Downs Gazette“ zu Toowoomba.

Man hat frühzeitig dem Schulwesen besondere Aufmerksamkeit gewidmet und in reichlicher Anzahl Primärschulen und Gelehrtenschulen (Grammar-Schools) begründet, Knaben, die sich in der Primärschule auszeichnen, können unentgeltlich in die Gelehrtenschule eintreten. Schüler der Gelehrtenschulen erhalten, wenn sie ein allen zugängliches Examen bestehen, Stipendien für eine englische oder australische Universität. Die Gelehrtenschule in Brisbane hat ein neues stattliches Gebäude erhalten, welches im Februar 1869 fertig wurde und 4846 Pfd. St. gekostet hat. Für Kirchen und Geistliche ist reichlich gesorgt. Brisbane ist der Sitz eines anglikanischen und eines katholischen Bischofs.

Die Regierung besteht, wie in den andern Colonien, aus dem Gouverneur, dem Legislativ Council und dem Legislativ Assembly. Die Mitglieder des Council werden vom Gouverneur ernannt, die des Assembly mit allgemeinem Stimmrecht vom Volke erwählt. Das Assembly besteht aus 32 Mitgliedern. Das Executive Council besteht aus den Mitgliedern des Ministeriums.

Auch bei dem Parlament dieser jungen Colonie, das ein der Anzahl nach so kleines Volk vertritt, ist es auffallend, daß es von parlamentarischen Stürmen, von steten heftiger Parteeifenden, von unaufhörlichem Ministerwechsel in einer Weise in Anspruch genommen wird, welche die ganze Gesetzgebung, oft die Erledigung der dringlichsten Fragen ungemein hemmt. Das coloniale Publikum scheint an solchem Parlamentsspiele im kleinen wenig Geschmack zu finden, um so weniger, als es sehr kostspielig zu stehen kommt. Es scheint, als ob unter den 32 Mitgliedern immer eine Majorität es für ihre erste Pflicht hält, diejenigen, welche sich gerade im Amte befinden, zu verdrängen. Die Colonisten fangen offenbar an der Sache überdrüssig zu werden.

IV. Westaustralien.

Durch die große innere Wüste von den übrigen australischen Colonien getrennt, hat Westaustralien sich nicht an ihrer Entwicklung betheiligen können. Es ist gegenwärtig noch die einzige Kroncolonie in Australien, welche unmittelbar von der englischen Reichsregierung beherrscht wird und keine Repräsentativverfassung besitzt. Die Gründung der Colonie wurde im Jahre 1828 von einer englischen Gesellschaft unter der Leitung des Generals Peel projectirt, worauf Hauptmann Sterling, der erste Gouverneur, im August 1829 anlangte. Im folgenden März kamen die ersten Ansiedler, ihrer 2000, mit Vermögen zum Gesamtbetrage von 1 Mill. Pfd. St. und glänzenden Erwartungen, die aber nur zu bald enttäuscht wurden. Einerseits waren, gerade wie dies bei solchen englischen Unternehmungen Regel ist, keine Vorbereitungen zum Empfange der Ansiedler getroffen worden, andererseits eignete sich die Mehrzahl der Ansiedler ihrer frühern Lebensweise wegen nicht für die rauhe Arbeit der ersten Ansiedelung. Die meisten kehrten nach Hause zurück oder begaben sich nach andern Colonien, und Westaustralien schleppte sich eine Reihe von Jahren mühselig dahin. Unter den Ansiedlern, welche blieben, sind jedoch viele zu Wohlstand gekommen.

Im Jahre 1848 ersuchten die Colonisten die englische Regierung um die Uebersendung von Deportirten nach Westaustralien. Dieselbe gewährte dieses Gesuch denn auch bereitwillig, ist jedoch der damit verbundenen Zusage der Beförderung einer gleichen Anzahl freier Auswanderer niemals nachgekommen. Es ist nun allerdings wahr, daß der Grund zur gedeihlichen Entwicklung in der ältern Schwestercolonie Neusüdwales ursprünglich durch die Arbeit der Deportirten (Sklabenarbeit) gelegt wurde und daß Neusüdwales in der frühern Zeit ohne diese Arbeit nicht hätte fortkommen können. Die Westaustralier hatten daher Ursache zu der Annahme, daß ihnen die Deportation eine große Hilfe sein würde. Allein man hatte in den ältern Colonien längst erkannt, welche zweideutige Unterstützung das Verbrechen gewährt; die Bösartigkeit desselben war nur zu deutlich geworden, und es wurde dort denn auch die Deportation aufs tiefste als das größte Uebel verabscheut. Jene schlimmen Folgen blieben denn auch in Westaustralien nicht aus, und was es durch die Arbeit der Sträflinge gewann, ging schon durch die Unpopularität, in die es als Strafcolonie versiel, vollauf wieder verloren. Es ist die Deportation denn auch in Westaustralien wieder eingestellt worden, im Jahre 1868 ist das letzte Sträflingsschiff dahin abgegangen.

Die Niederlassung am König-Georgs-Sund im Süden der Colonie wurde im Jahre 1848 von der Regierung von Neusüdwales als eine Marinestation begründet. Albany, der Hauptort des Bezirks, hat einen vortrefflichen Hafen und ist seit Errichtung der Ozeandampfschiffahrt von England nach Australien als Kohlenstation von Wichtigkeit geworden. Im Norden der Colonie liegt der neue Bezirk Victoria, welcher einen großen Reichthum an Mineralien hat.

Die Ostgrenze ist der 129. Meridian östl. L. Greenwich. Die nord-südliche Länge beträgt 1200, die west-südliche Breite 800 Meilen, die gesammte Küstenlänge, einschließlic der Nord- und Südküste, 2000 Meilen. Die sandige und unfruchtbare, an den Flussufern jedoch von einigen bessern Strichen durchzogene Küstenstufe ist begrenzt von dem von Norden nach Süden ziehenden Gebirge, den Darling- und Koeketten, welche 1500—2000 Fuß hoch sind, eine Breite von 20—25 Meilen haben und viel gutes Ackerland enthalten. Jenseit des Gebirges erstrecken sich die weiten, gewellten, grasbestandenen Prairien, welche ausgedehnte Weiden und auch große Striche von Ackerland enthalten, nur leicht bewaldet, aber durch die Flüsse Swan und Canning, Albany und Augustus gut bewässert sind. Weiter östlich tritt die große innere Wüste auf. Da die Colonie westliche Abdachung hat und Westwinde vorherrschen, so erhält der Landwirth reichlichen

Regen für die Saat und hat nicht die großen Dürren der östlichen Colonien zu besorgen. Kartoffel, alle Arten von Gemüsepflanzen und Obstbäumen, Apfel, Birne, Orange, Feige, Pfirsich, Aprikose, Melone, Weinstock gedeihen. Auch das Getreide kommt gut fort, namentlich in den alluvialen Niederungen an den Flussufern. Das Klima ist gesund und scheint der europäischen Constitution besonders zuträglich zu sein. Die jährliche Sterblichkeit seit der Ansiedelung beträgt nur 1 Proc.

Die ersten Ansiedler brachten Schafe mit aus England, welche bis zur Entdeckung des York-Bezirks am Swan blieben. Darunter befanden sich mehrere Widder sächsischer Rasse von extrafeiner Wolle; dieselben schienen jedoch nicht für das Klima zu passen, die Wolle wurde kürzer. Der Anfang der Schafzucht in größerem Maßstabe datirt von der Eröffnung des York-Bezirks im Jahre 1832, als die Herren Bland und Trimmer eine Schafherde dorthin trieben, wo sie vortrefflich fortkam. Diese Schafe waren feine Merinos; aber aus Mangel an vollblutigen Widbern wurden die Heerden mit denen der benachbarten Colonien gemischt, welche selbst eine gemischte Rasse sind, deren Wolle nicht so fein wie Merino, obwohl von längerem Stapel ist, daher auch reinem Merino im Preise nachsteht. Auch fand man den Körper der Merinos zu klein, als frisches Fleisch hoch im Preise stand, und suchte deshalb Körpergewicht und Wollfeinheit möglichst zu verbinden. Mehrfache dahin abzielende Versuche mißlangen: man machte Versuche mit feinen lagenvollenen Widbern, allein die Wolle wurde grob und haarig, dann mit englischen Southdown-Schafmüttern, welche ganz fehlschlügen und ausstarben. Schließlich führte Hr. Landor eine ganz neue Rasse ein, die Lord-Western-Rasse, die aus einer Anzahl von Kreuzungen zwischen dem Merino und dem (englischen) Leicesterschaf hervorgegangen ist. Diese Schafe scheinen denn für das Klima und die Weiden der Colonie zu passen. Sie vereinigen Reinheit und Länge des Wollstapels mit Körpergröße. Seitdem sind noch mehrere Verbesserungen im Gewicht des Bliesses und in der Länge des Stapels gelungen. Im ganzen ist das Klima für Wolle recht günstig; es scheint, daß sie feiner und weicher wird.

Das Landreglement ist sehr liberal. Mit Ausnahme der städtischen und suburbanen Bezirke sind alle Ländereien in die Klassen A und B getheilt. Ländereien der Klasse A werden als Weideland nur auf ein Jahr verpachtet zum Zins von 2 Sh. für 100 Acres, Ländereien der Klasse B werden auf acht Jahre verpachtet zum Zins von 5 Pfd. St. 10 Sh. für 5000 Acres. Während des ersten Pachtjahres kann der Pächter sich auf seinem Lande einen Wohnsitz auswählen und der Regierung davon Anzeige machen nach Ausgabe von 2 Acres für je 100 des Pachtgutes, worauf er denn während der ersten drei Pachtjahre das ausschließliche Recht hat, sich an diesem Wohnsitz eigenthümlich anzukaufen. Außerdem hat er während des ersten Jahres das Vorkaufsrecht im ganzen Bereich des Pachtgutes.

Zum Behuf des Ackerbaues wird das Land auf acht Jahre verpachtet in Grundstücken von 320 Acres. Der Zins beträgt 1 Sh. jährlich per Acre, und ein solcher Pächter kann sich während der Pachtfrist das Grundstück zu 10 Sh. den Acre eigenthümlich kaufen.

Noch günstiger sind die Bedingungen in dem mannichfache Vortheile bietenden Nordbezirke (Victoria). Das Land ist hier getheilt in Klasse A, das Land unmittelbar an der Küste begreifend, für jährliche Concessionen, und in Klasse C, das innere Land, für größere Occupation. Klasse A wird verpachtet zum jährlichen Zins von 5 Sh. für 1000 Acres während der ersten vier Jahre, und von 10 Sh. für 1000 Acres während der zweiten Hälfte des achtjährigen Pachttermins. In Klasse C werden Concessionen zur unentgeltlichen Weide von nicht weniger als 200 Schafen oder 100 Rindern auf ein Jahr bewilligt, nach Ablauf welcher Frist der Inhaber der Concession 100000 Acres

wählen und drei Jahre lang unentgeltlich benutzen kann. Nach Ablauf dieser weitem Frist können von demjenigen, der die Concession erhalten hat, Weidelandereien von 20000 Acres gewählt und auf acht Jahre in Pacht genommen werden zu 5 Sh. die 1000 Acres während der ersten Hälfte und zu 10 Sh. die 1000 Acres während der zweiten Hälfte der Pachtfrist. Die Beforgniß, daß es in dem Nordbezirke zu warm sei für Schafe, hat sich auch hier, wie in Queensland, nicht bestätigt. Die Niederlassungen an der Nicolbai haben jetzt vier Jahre bestanden, und die Schafe sind vortrefflich fortgekommen, die jährliche Zunahme hat 90 Proc. betragen und die Wolle durchaus nicht Schaden genommen. Ebenso gedeihen Rindvieh und Pferde hier vortrefflich. Es haben sich hier sowohl aus Victoria wie aus Südaustralien mehrere Squatter etablirt und sind ganz wohl mit dem Lande zufrieden.

Die ausgedehnten Waldungen der Colonie liefern Nuzhölzer von großem Werth, meistens von Bäumen, die zu den Eucalypten gehören. Namentlich sind das Jarrah und das Tooot vorzügliche Bauhölzer. Das Jarrah ist von merkwürdiger Dauerhaftigkeit; es bietet dem Wetter, dem Wasser, der weißen Ameise, dem Seewurm, der Zeit Troß. In der londoner internationalen Ausstellung von 1862 befand sich ein Jarrahpfahl aus einer Ansiedelung zu Freemantle in Westaustralien, welcher dort 29 Jahre in der See gestanden hatte. Das untere Ende war unter Wasser und den Angriffen des Seewurms, welcher dort alles andere Holz in kurzer Zeit zerstört, ausgesetzt gewesen; der mittlere Theil war stets zwischen Wind und Wasser, mit jedem Wechsel der Flut vom Wasser bedeckt oder der Luft ausgesetzt gewesen. Das obere Ende war immer dem Wetter ausgesetzt, der stärksten Hitze und den anhaltenden Regenschauern des Sommers. Es hatte allen diesen Angriffen widerstanden. Ein anderes Stück Jarrah hatte 31 Jahre in der Erde gelegen, ohne von der weißen Ameise berührt zu werden, die sonst in wenigen Monaten jedes unter der Erde befindliche Holz zerstört. Wegen dieser vortrefflichen Eigenschaft, daß es Sicherheit gegen die Ameise gewährt, wird das Jarrah jetzt sehr für Eisenbahnschwellen in den andern australischen Colonien und in Indien gesucht. Es eignet sich ganz vorzüglich für Wasserbauten, Wasserpfähle, Schleusenthore, sowie für Riele und sonstige schwere Schifftheile. Man hat auch bereits große Schiffe ganz aus Jarrah gebaut; solche Schiffe erfordern keine Kupferung des Bodens. Das Tooot und ein analoges Holz, das blaue Gummi, welche in den südlichen Theilen der Colonie in unermeßlichen Waldungen und zu einer enormen Höhe wachsen, liefern gleichfalls werthvolles Schiffbauholz. Das Tooot ist überaus fein geädert, so hart wie Buchsbaum und widersteht, ohne sich zu werfen oder zu spalten, beträchtlicher Hitze. Es eignet sich vortrefflich für Winden und dergleichen, besonders auch für den Maschinenraum und andere der Einwirkung der Hitze ausgesetzte Theile von Dampfschiffen. Das westaustralische Sandelholz liefert einen werthvollen Exportartikel für Singapore und China. Ein zu den Eucalypten gehöriger Baum von der Größe eines Apfelbaumes, nach seinem eigenthümlichen Geruch von den Colonisten Rasperryjam (Himbeerconserve) genannt, liefert ein hübsches Möbelholz. Die Casuarina (Shea-Dak) wird für Artstiele, Käber, Ackergeräthe benutzt.

Sichtlich ihrer Mineralschätze ist die Colonie noch wenig bekannt, weshalb man dort auch fortwährend auf Anstellung eines kompetenten Mineralogen behufs gründlicher Untersuchung des Gesteins dringt. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung Victoria, der Nordbezirk, ein ausgedehntes, trefflich bewässertes Hochland, welches im Jahre 1839 vom Hauptmann (jetzt Sir) Georg Grey entdeckt wurde. Zwischen dem Murchisonfluß in 27° 50' Breite und dem obern Irwin und bis auf 40 Meilen von der See gelegen, ein Landstrich von 4000 Quadratmeilen, enthält der Bezirk Steinkohlen, Kupfer und Blei in Menge, und außerdem Silber, Antimonium, Graphit, Arsenik, Eisen, auch an

einigen Stellen im Flußsande Spuren von Gold. Am obern Irwin tritt durch compacten Gneis ein Kupfergang zu Tage, reich an rothen Oxiden und blauen Carbonaten. Im Bette des nördlichen Quellflusses der Provinz, 25 Meilen weiter nördlich, zeigt sich die Kohlenformation, hier wurden im Jahre 1846 zwei Kohlenflöze von 8 und 6 Fuß Mächtigkeit gefunden. Von hier bis zur Championbai sind die Erz und Kohlen führenden Schichten von Sandstein verdeckt; an der Bai und den dortigen Flußmündungen, welche den Sandstein in einer Tiefe von 200 Fuß durchschneiden, treten der Gneis und jene Schichten abermals zu Tage, und es finden sich hier eine Anzahl von Kupfer- und Bleigängen dicht nebeneinander. Von der White Peak-Mine, der südlichsten, nehmen sie nach Norden fortwährend an Reichhaltigkeit zu bis zur Waneranoola-Mine, welche man als den Mittelpunkt der Minen ansehen kann. Südlich davon ist die Gervalla-Mine, welche vorzüglich gelbe Sulphurate von 24—32 Proc. reinen Kupfers liefert; 3 Meilen westlich davon das Wheal Toritura, reich an grünem und grauem Kupfererz nebst silberhaltigem Blei und gelben Sulphuraten; nördlich davon ist ein Gang, welcher Blei- und Kupfersulphurate liefert. Weiter ist 3 Meilen nördlich von der Waneranoola die Panganoola, wo die grünen Kupfercarbonate in einer weichen Feldspathmasse verbreitet sind. Nach Süden und Osten gibt es eine Anzahl von Blei- und Kupfergängen, welche noch nicht näher untersucht sind. Von hier an nördlich sind dann die Schichten wieder vom Sandstein belegt bis zum Murchison, welcher die untern Schichten wieder bloßgelegt hat und damit eine Anzahl von Blei- und Kupfergängen, unter denen die Bleimine Gervalline die wichtigste ist. Sie hat seit 12 Jahren reiche Ausbeute. Die Richtung sämmtlicher Gänge im Bezirk ist nordnordöstlich, der Strich nordnordwestlich, die Länge mit einigen Unterbrechungen 3—4 Meilen. Die Erzgänge sind von zahlreichen parallel laufenden Quarz-, Porphyr- und Serpentinegängen begleitet. Neuerdings sind Steinkohlen 40 Meilen von der Bai gefunden worden, bisher nur in einer Entfernung von 60 Meilen, sodas zu hoffen ist, daß Kohlen in nicht zu großer Tiefe in noch größerer Nähe der Bai gefunden werden.

In Championbai und Port Gregory besitzt der Bezirk Victoria Häfen, welche den zur Beförderung seiner Mineralproducte erforderlichen Schiffsverkehr bequem beherbergen. Championbai ist seit Gründung der dortigen Ansiedelung im Jahre 1850 von vielen Schiffen von großem Tonnengehalt frequentirt worden. Von Wichtigkeit ist auch, daß die Ufer des Greenough und Chapman ausgebehnte Strecken von urbarem Lande besitzen, welches, in der unmittelbaren Nähe des Bergwerksbezirks gelegen, fähig ist, denselben mit Getreide, Viehfutter, Vieh und sonstigen Lebensmitteln zu versehen.

Die Perlenfischerei in der Nicolbai an der Nordwestküste ist sehr vortheilhaft und ergibt Gewinne, die an die beste Goldzeit erinnern. Eine große Anzahl von Booten, die mit Eingeborenen bemannt und von europäischen Unternehmern befehligt werden, ist dort beschäftigt, und der Ertrag im vorigen Jahre war (nach officiellen Berichten) eine Tonne Muscheln monatlich für jeden Unternehmer. Die Tonne Muscheln verkauft sich an Ort und Stelle für 100 Pfd. St. Es ist jedoch zu erwarten, daß diese Fischerei mit einfachen Booten in seichtem Wasser bald alle Muscheln in ihrem Bereich weggefischt haben wird, wonach es denn damit gehen dürfte wie mit den Goldwerken, nachdem die Alluvialflächen erschöpft waren; man wird complicirtere Maschinerie, größere Schiffe mit Tauchapparaten anwenden müssen, um die tiefer liegenden Muschelschichten, falls sie nämlich vorhanden sind, in Angriff zu nehmen. In der That hat man hiermit auch bereits einen Anfang gemacht.

Westaustralien ist von den östlichen Colonien sehr bevorzugt durch die Menge der Fische, welche die Küste und Flußmündungen besuchen. Namentlich findet sich die Seebarbe (Mullet), ein großer schmachtiger Fisch, in Schwärmen von Tausenden. Die

deutsche Firma Reichberg u. Comp. in Freemantle hat Anfang dieses Jahres ein Fisch- und Fleischpräservirung-Exportgeschäft von großem Umfange etablirt.

Die Ausfuhr von Westaustralien nach England war in den ersten Monaten dieses Jahres (1869) sehr lebhaft in Wolle, Perlmuscheln, Kupfererz, Gummi, nach Südaustralien und Victoria in Bauholz, nach Indien in Eisenbahnschwellen. Pferde gehen regelmäßig nach Singapore, Madras und Kalkutta, auch lebendige Kühe und Hammel. Sonst dürften wol noch Rosinen, gedörrtes Obst, Gummi, Seide, Flach, Olivenöl hauptsächlich Ausfuhrartikel abgeben. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1866 110739, 1867 78802, 1868 107636 Pfd. St. Die Einfuhr im Jahre 1868 betrug 212488 Pfd. St.

Die Bevölkerung im Jahre 1867 betrug 23231 Personen, von denen zwei Drittheile männlichen Geschlechts waren. Geboren wurden 690 Kinder, 354 männlichen, 336 weiblichen Geschlechts, 145 Ehen geschlossen und 433 Personen, 215 männlichen, 218 weiblichen Geschlechts, starben. Es gab 33 öffentliche Schulen, welche von 1229 Schülern besucht wurden. Mit Weizen waren bestellt 22240 Acres, mit Gerste 3466 Acres, Hafer 1232 Acres, Roggen 707 Acres, Mais 168 Acres, Kartoffeln 480 Acres, Bohnen 10 Acres, Küchengärten 510 Acres, Weingärten 634 Acres, Heu 8824 Acres. Der Viehstand betrug 15700 Pferde, 45148 Kinder, 445044 Schafe, 3472 Ziegen, 15680 Schweine.

Die Einkünfte der Colonie im Jahre 1868 betrugen 83038 Pfd. St., die Ausgaben 82294 Pfd. St.

Da Westaustralien noch eine Kroncolonie ist, so steht sie unter der directen Controle des englischen Colonialamts, dessen Genehmigung zu jeder legislativen Verfügung erforderlich ist. Die gesetzgebende Gewalt in der Colonie besteht aus dem Gouverneur und dem Legislative Council, dessen sechs officielle und sechs nichtofficielle Mitglieder sämmtlich vom Gouverneur ernannt werden. Die sechs officiellen Mitglieder sind der Gouverneur, der Befehlshaber der Truppen, der Colonialsecretär, der Generalfeldmesser, der Generalanwalt, der Schatzmeister. Um den Uebergang zu einem erwählten Council zu bilden, hat der Gouverneur im Jahre 1868 zugesagt, diejenigen zu nichtofficiellen Mitgliedern des Council zu ernennen, welche von gewissen Bezirken dazu erwählt werden würden.

Das Aufhören der Deportation muß auch das Ende des absoluten Regiments, das der Gouverneur ausübt, herbeiführen. Solange die Deportation bestand, mußte die Bevölkerung sich stets mit den Maßnahmen des Gouverneurs zufrieden geben; denn wie alle sonstige Macht stand auch die Verleihung der Arbeitskraft zu seiner Verfügung. Dafür kosteten auch alle öffentlichen Arbeiten der Colonie nichts, als etwa den Rohstoff. Die Gewährung der Sklavenarbeit wird nun aufhören, die Colonie wird fortan zu allen öffentlichen Arbeiten beisteuern müssen und daher auch mit sprechen wollen. Dem im Juni 1869 zusammentretenden Council liegt eine allgemeine Petition der Hausbewohner um Einführung einer Constitution, namentlich Einsetzung eines Representative Assembly, dessen Mitglieder wenigstens zu zwei Drittheilen von der Bevölkerung zu wählen seien, vor und hat die Unterstützung sämmtlicher nicht officiellen Mitglieder des Council.

Ungeachtet der, wenigstens im Verhältniß zu der Bevölkerung, so reichen Hülfquellen der Colonie ist die gegenwärtige Lage derselben eine sehr trübe. Das Geschäft liegt danieder, Unzufriedenheit, Besorgniß vor der Zukunft ist allgemein. Arbeiter, welche sich in der Colonie etwas erworben haben, verlassen sie in Menge, weil die Zukunft so ungewiß ist, daß sie befürchten, wenn sie jetzt im Besitz der erforderlichen Mittel nicht gehen, später gar nicht mehr fort zu können. Viele von der vermögenden Klasse würden dasselbe thun, wenn sie ihre Besitzungen verwerthen könnten. Was ist die nächste Ursache einer so auffallenden Erlahmung in der Mitte von Reichthümern aller Art? Es

fehlt der Bevölkerung vor allem an dem nöthigen Zuwachs. Um die Räder der Industrie und des Verkehrs in Bewegung zu setzen, ist eine gewisse Menschenmenge erforderlich. Um die Auswanderung zu hemmen, muß die Colonie die Einwanderung fördern. Es muß eine so vollständige Veränderung der Regierung eintreten, daß die Colonie Anleihen machen kann zu diesem Behufe sowie zum Behufe der nothwendigsten öffentlichen Bauten. Gegenwärtig schränkt der Landwirth seinen Ackerbau ein, zunächst, weil es ihm an Arbeitern, und dann, weil es an Landstraßen fehlt, da der Fuhrlohn für das Getreide aus geringer Entfernung zum Hafen sich auf 2 Sh. 6 P. den Bushel stellt, während doch auch der Kaufmann in der Stadt nicht so viel geben kann wie der in den Nachbarcolonien, weil bei dem Mangel an Hafenbauten das Laden der Schiffe sehr kostspielig ist. Wir sind gespannt darauf, ob die Colonie, die unter der gegenwärtigen Regierung, oder, wie es in letzter Zeit eigentlich der Fall war, bei dem Mangel an Regierung, dem Ruin rasch entgegengeht, genugsam Kraft besitzt, sich emporzurichten, wenn sie frei auf eigenen Füßen stehen kann.

V. Südaustralien.

Südaustralien wurde im Jahre 1834 von einer aristokratischen Gesellschaft gegründet, welche die englische Regierung unter dem Namen South Australian Colonisation Commission einsetzte. Sie überwies ihr ein weites Gebiet unter der Bedingung, daß es nach dem System Wakefield's colonisirt werde. Dasselbe bestand bekanntlich hauptsächlich darin, daß man das Land zur Ansiedelung nur in Auktionen zu einem hohen Ankaufspreise, etwa 2 Pfd. St., und nur in Grundstücken von wenigstens 7—800 Acres, also nur an Gentlemen, verkaufe und den Ertrag zur Beförderung von Arbeitern verwende, welche eben durch die Höhe des erforderlichen Betrages verhindert werden sollten, sich selbst als Landwirthe anzusiedeln. Mehrere Partien wurden hingesandt, die Niederlassung hatte jedoch anfänglich keinen rechten Fortgang und wurde Ende 1836 von der Regierung unmittelbar übernommen. Das der Colonie in der Gründungsacte überwiesene Gebiet war der Theil des Continents von Australien, welcher im Osten von 141° östl. L., im Norden von 26° südl. Br., im Westen von 132° östl. L., im Süden vom südlichen Ocean begrenzt ist, ein Flächenraum von 300000 Quadratmeilen oder 192 Mill. Acres, ungefähr 2½ mal so groß wie Großbritannien und Irland. Im Jahre 1861 wurde dann das sogenannte Niemandland zwischen den Grenzen von Süd- und Westaustralien annectirt, wodurch der 129. Längengrad die Westgrenze wurde. Schließlich wurde 1863 das nördliche Territorium, das ganze Gebiet nördlich vom 26. Breitengrade bis zur See und zwischen dem 129. und 138. Längengrade einverleibt, sodaß nunmehr die Nordgrenze der Indische Ocean im 11. Breitengrade, die Südgrenze der südliche Ocean im 38. Breitengrade ist. Der gesammte Flächeninhalt beträgt 750000 Quadratmeilen.

Nach 1838 kamen Gentlemen-Emigranten in ziemlicher Anzahl in Südaustralien an und wurden alsbald von dem eigenthümlichen australischen Landspeculationsfieber ergriffen. Schöne reiche Städte erstanden mit magischer Schnelligkeit, d. h. auf dem Papiere, und das Publikum schien dabei fest überzeugt, daß man sich mit diesen Landscheinen wirklich Reichthum erkaufe. Als dann zuletzt die Fata-Morgana verschwand, hatte man natürlich statt aller dieser Prachtstädte nur die dürre Wüste. Unter dem Hauptmann Georg Grey (später Sir Georg Grey, der sich als Gouverneur vom Cap und von Neuzeeland besonders auszeichnete) kam man denn wieder zur Besinnung, man erkannte, daß Reichthum in einem neuen Lande nur durch Arbeit erworben wird, man wandte der Vieh- und Schafzucht, der Landwirthschaft seine Aufmerksamkeit zu, obgleich die städtische Bevölkerung im Verhältniß zur ländlichen noch immer viel zu stark blieb. Die Colonie

fristete nun eine Reihe von Jahren ihr Dasein kümmerlich genug, bis endlich die große Burraburra-Kupfermine entdeckt wurde. Mit den Kupferminen war nun endlich das eigentliche Schwungrad gefunden, welches durchaus erforderlich ist, die industrielle Maschinenrie eines Landes in Bewegung zu bringen.

Die Goldentdeckung in Neusüdwales und Victoria schien Südaustralien anfänglich mit völligem Ruin zu bedrohen. Angestellte wie Arbeiter eilten im Sturm nach den Diggings, sodaß alle Geschäfte zum Stillstand kamen. Allein als Colmer das Unternehmen glückte, eine wegsame Route zwischen dem Mount Alexander und Adelaide zu eröffnen, wurde dadurch viel Gold aus Victoria und sogar aus Neusüdwales in die Koffer der Kaufleute zu Adelaide gezogen. Dann trat, als der erste Goldsturm vorüber war, auch eine Reaction zu Gunsten des Kupfers ein. Viele Arbeiter, die kein Glück gehabt hatten, oder die sich nach der verlassenen behaglichen Stätte zurücksehnten, kehrten zur Burra zurück, als sie schon über ein Jahr stillgestanden hatte. Ackerland war inzwischen bedeutend im Werthe gestiegen, da die Ackerproducte jetzt lohnenden Absatz in den Nachbarcolonien fanden.

Das Klima ist trockener und wärmer als das von Victoria. Der Boden ist sehr verschieden, in ausgebreiteten Strecken aber sehr fruchtbar.

Die Hauptindustrien sind Schafzucht, Ackerbau und Bergbau.

Das Land wurde bisher gleichmäßig in Auction verkauft. Alle Weide und für den Ackerbau bestimmten Ländereien wurden von Zeit zu Zeit in Sectionen zur öffentlichen Versteigerung gebracht zum Ankaufspreise von 1 Pfd. St. den Acre, und was in der Auction nicht verkauft wurde, konnte dann zum Ankaufspreise privatim gekauft werden. Am Schlusse des Jahres 1866 hatte die Krone veräußert 3,429,261 Acres, sodaß noch unveräußert waren 241,712,459 Acres (378,300 Quadratmeilen), dreimal der Flächeninhalt von Großbritannien und Irland (120,971 Quadratmeilen). Im gegenwärtigen Jahre (1869) wurde aber ein neues Verkaufssystem eingeführt, welches die Principien der Baarzahlung und Creditgewährung miteinander verbindet. Der kleine Oekonom wird vom Landagenten und Kapitalisten unabhängig gemacht, weil er von der Regierung direct Credit erlangen kann; der Kapitalist soll dabei auch nicht gehindert werden, gegen Baarzahlung größere Ländereien zu erstehen. Der Oekonom kann nach Belieben auf Credit oder Baarzahlung kaufen, der Kapitalist nur auf Baarzahlung, weil die beim Creditkauf gemachte Bedingung der Besitzergreifung und die Nichtberechtigung zur Wiederveräußerung seinen Zwecken nicht entsprechen würde. Der Credit wird auf vier Jahre verwilligt gegen Anzahlung von 20 Proc. des Kaufschillings. Nach Verlauf dieser Frist muß der Saldo des Kaufschillings entrichtet werden, und der Käufer erhält seinen festen Eigenthumstitel, falls gewisse Verbesserungen zum Werthe von 12 Sh. 2 P. den Acre, wie Wohnhaus, Scheuern, Ställe oder sonstige Baulichkeiten, Brunnen, Wasserreservoirs, Einhegung, auf dem Gute hergerichtet hat. Zum Behufe des Landverkaufs sollen vom 30. Juli 1869 an Agricultural Areas zur Wahl offen gestellt sein. In diesen Areas sollen städtische und suburbane Ländereien reservirt und nur gegen Baarzahlung und in öffentlicher Auction verkauft werden. Die Landsectionen der Area sollen dagegen weder in Auction noch gegen Baarzahlung verkauft werden, sondern zu einem festen Preise von 2—3 Pfd. St. den Acre ausgestellt sein, wo man sie dann unter den erwähnten Creditbedingungen nehmen kann. Bewerben sich mehrere Personen um dasselbe Grundstück, so entscheidet das Los. Wird das Land nicht zum angeetzten Preise verkauft, so wird der Preis 5—10 Sh. herabgesetzt, und dies in dreimonatlichen Fristen wiederholt, bis der Preis sich auf 1 Pfd. St. stellt. Niemand kann gleichzeitig über 640 Acres auf Credit bekommen.

Die nicht in den Agricultural Areas begriffenen Ländereien werden auf die gewöhnliche Weise in öffentlicher Auction versteigert. Wenn der Hammer einem Käufer ein

Grundstück zugeschlagen hat, so wird er gefragt, ob er Baarzahlung leisten oder Credit haben wolle. Leistet er Baarzahlung, so wird keine weitere Bedingung gestellt, verlangt er Credit, so zahlt er die 20 Proc. auf Abschlag und unterzeichnet seinen Contract. Während der Creditfrist kann das Grundstück nicht verkauft oder übertragen werden, außer im Fall von Tod oder Insolvenz oder besondern schweren Unglücksfällen, wo dann der Gouverneur die Uebertragung gestatten kann. Die letzte Concession ist ein vom Legislative Council eingebrachtes Amendement, welches Anlaß zu langen Kämpfen zwischen Assembly und Council gab. Wenn der Creditnehmende seinen Contract nicht erfüllt, verfällt nach Verkauf der vier Jahre das Grundstück mit allen Meliorationen der Krone. Die Acte ermächtigt die Regierung bezüglich Reglements zu erlassen, was ein besonders wichtiger Umstand ist; denn in Victoria hat Grant durch sein „Reglement“ mehr zur Verhinderung des Dummy-Anwesens und sonstiger Kniffe der Landaukäufer gethan, als durch viele Acte hätte geschehen können. Eine noch in gegenwärtiger Session (1869) betreffs der beim Landkauf stattfindenden Betrügereien erlassene specielle Acte geht auf den Gegenstand sehr genau ein, zählt alle jene Kunstgriffe, durch welche die Landaukäufer das Gesetz so lange umgangen haben, näher auf und erklärt alle mit Agenten für derartige Zwecke getroffenen Vereinbarungen für null und nichtig, sowie daß jede in dieser Beziehung geleistete Zahlung durch gerichtliche Klage zurückerlangt werden kann. Allein es ist äußerst schwierig, durch Acte den subtilen Intriguen der Kapitalisten vorzubeugen; das Gold ist gar zu mächtig.

Die Schaf- und Rindviehzucht ist das bedeutendste Geschäft des Landes, die Squatter die aristokratische Klasse. Sie wohnen meistens in fürstlichem Stile. Leute aus allen Klassen sind übrigens als Squatter zu großem Vermögen gekommen, wenn sie nämlich Glück gehabt, gute Weiden getroffen, in günstigen Jahren angefangen haben. Das von den Squatters besetzte Land erstreckt sich vom Südostrande der Colonie fast bis an die Nordgrenze, sowie eine Strecke westlich von der Fowlersbai und der Streatybai an der Spitze der großen australischen Bucht. Die Strecke zwischen diesen beiden entfernten Punkten ist meistens noch unbesetzt und unbekannt. Die frühere Ansicht, daß alles Land nördlich von Spencersgolf ohne Werth sei, ist durch die neuern Forschungen von Stuart und andern widerlegt worden, die erwiesen haben, daß es im Innern große wohlbewässerte Weidestrecken gibt.

Südaustralien gilt seit langer Zeit vorzugsweise als die Kornbauende Colonie. Den weiten Ebenen um Adelaide, welche aus leichter, sandiger Dammerde bestehen und nur leicht bewalbet sind, verdankt Südaustralien zunächst seine frühzeitige Entwicklung als Weizenland. Mount Barker, Gumeracha, Strathalbyn, Macclesfield sind die Mittelpunkte wohlhabender landwirtschaftlicher Bezirke in der Nähe von Adelaide. Nördlich von den Adelaideebenen erstreckt sich gegen 20 Meilen bis an das Gestrüppe, welches die Ufer des Murray besteht, ein Hügelland, welches ausgebehnte fruchtbare Ackerstrecken enthält, wo Hahndorf, eine wohlhabende deutsche Colonie, liegt. Es finden sich Deutsche fast in allen Theilen des Landes. Der ganze südliche Theil der Colonie vom Murray bis zum Saint-Vincentgolf enthält weite Strecken von Ackerland, wie die bevölkerten Bezirke Morphettvale, Willunga, Albinga, Rapid Bay, Inman Valley. Ein großer Theil der Producte dieser Gegenden, welche sämmtlich mit guten Landstraßen versehen sind, wird unmittelbar in Häfen an der Südküste verschifft. Dampfmühlen sind in Menge vorhanden. Der südöstliche Bezirk jenseit des untern Murray ist auch vortreffliches Ackerland, obwohl er hauptsächlich noch zur Weide benutzt wird. Die Errichtung des Hafens Port Macdonnell wird die landwirtschaftliche Entwicklung dieses Bezirks sehr befördern. Die Umgegend von Mount Gambier, welche bisher als einer der reichsten Weidebezirke bekannt war, kommt jetzt immer mehr in Besitz der Ackerbauer. Im Norden jenseit

Gawler hat der Ackerbau bereits das Land längs der Flüsse Light und Wakefield nach dem Burrabergrwerke hin erfaßt. Noch weiter gegen Norden hin wird ausschließlich Schafzucht getrieben.

Südaustralien hat bereits beträchtliche Getreideausfuhr nicht nur nach den andern australischen Colonien, sondern auch nach England. Es hängt hauptsächlich davon ab, inwiefern England als ein lohnender Markt sich bewährt, ob der Ackerbau noch mehr im Großen getrieben werden wird. Kapital würde den Ackerbau allerdings noch mehr in Schwung bringen. Er wird gegenwärtig meistens in kleinen Oekonomieen betrieben von Leuten, welche sich ein Grundstück von 80 Acres gekauft und dasselbe mit ihrer eigenen und ihrer Familie Arbeit bestellen. Die Anzahl solcher kleinen Oekonomieen ist ziemlich groß. Sie sind nicht ausschließlich mit ihrem Acker beschäftigt, sondern daneben auch mit dem Transport von Wolle, Erz- und Einfuhrwaaren u. s. w. zwischen den Bergwerken, dem Hafen, der Stadt, mit Wein- und Küchengärtnerci, Obstzucht. Obst gibt es in solchem Ueberfluß, daß es sogar in der Entfernung von wenigen Meilen von Adelaide sich besser bezahlt, die Schweine mit den Pfirsichen zu füttern als sie zu Markt zu fahren.

Die Weincultur ist schon so vorgeschritten, daß viele sich derselben ausschließlich widmen, und es dürfte wol nicht fehlen, daß Wein bald ein bedeutender Ausfuhrartikel wird. Man hat deutsche Weingärtner vom Rhein hierher berufen, welche auch viel Nutzen gestiftet haben, obgleich sie es anfänglich schwierig fanden, ihr heimisches Verfahren den hiesigen, so wesentlich verschiedenen Umständen anzupassen. Der hiesige Wein hat den Charakter der spanischen. Er erlangte in der letzten pariser Ausstellung hohe Preise.

Im Jahre 1868 waren mit Weizen bestellt 532654 Acres gegen 550456 Acres 1867; der Ertrag 1868 war 5,165221 Bushels gegen 2,579894 Bushels 1867, das ein ausnahmsweise schlechtes Jahr war. Der Viehstand betrug im Jahre 1866: Pferde 73993, Rindvieh 158057, Schafe 3,779308 gegen 4,106230 im Jahre 1865, indem infolge der großen Dürre eine große Abnahme stattgefunden hatte, Ziegen 12283, Schweine 55742, Federvieh 377000.

Die Colonie hat einen unermesslichen Reichthum an Kupfer, ein Artikel, in welchem freilich im gegenwärtigen Moment das Geschäft völlig darniederliegt. Die berühmte Burraburra-Mine, welche früher so außerordentliche Gewinne ergab, ist jetzt geschlossen wegen des großen Falles der Kupferpreise und der hohen Kosten, welche die Beförderung des Erzes nach dem Hafen verlangt. Doch hat die Burra-Gesellschaft sich unter dem Namen South Australian Mining Association mit auf 100000 Pfd. St. vermehrtem Kapital wieder neu gestaltet und wollte im April 1869 ihre Operationen wieder beginnen. Es ist für den vortheilhaften Betrieb dieses großen Bergwerks vor allen Dingen Eisenbahnverbindung erforderlich. Nach der Burraburra war früher die Kapunda die wichtigste Kupfermine bis zu den Entdeckungen in York's Peninsula, welche allen Anzeichen nach zum großen Theile aus einem unermesslichen Kupferfelde besteht. York's Peninsula, die Halbinsel, welche den Spencersgolf von dem Saint-Vincentgolf trennt, ist 100 Meilen lang und 20 Meilen breit und liegt 100 Meilen von Adelaide. Die glänzenden Wallaroo-Minen wurden im Herbst 1860 in Angriff genommen. Ihr wesentlicher Vorzug besteht darin, daß sie der See nahe und von derselben leicht zugänglich sind. Alle Anzeichen des Gesteins erweisen, daß hier ein unermessliches Kupfererzlager in einer Anzahl viele Meilen sich erstreckender parallel streichender Gänge vorliegt. York's Peninsula war 1860 eine öde Schafweide, dann kam eine Bevölkerung von vier cornischen Bergleuten, und jetzt besteht die Bevölkerung aus mehreren Tausenden. Der Hafen Wallaroo ist eine aufblühende Stadt mit 5000 Einwohnern und lebhaftem Verkehr. Die

Moonta-Mine, unfern von Tipaca auf der Halbinsel, liefert ebenfalls große Ausbeute. Die Moonta-Actien stehen jetzt zu 20 Pfd. St. Prämie. Die nördlichen Minen wurden ebenfalls im Jahre 1860 in Angriff genommen; die bedeutendsten von ihnen sind die Strathalbyn, die Bremer, die Kapmantoo, welche Silber, Kupfer und Blei liefern. Auch sind nördlich von Port Augusta Lager von Wichtigkeit entdeckt worden. Die Entfernung der meisten Minen vom Verschiffungsplatze und die dürre Beschaffenheit des Landes erschweren jedoch sehr die Beförderung des Erzes. Man hofft durch eine Pferdeisenbahn nach Port Augusta diese Schwierigkeit vermindern zu können. Die sonstigen Minen von Bedeutung sind: die Royal Mining Company bei Karfulto, die Ost-Ermine bei Angoston, wo schöner Malachit bricht, die Wheal Sarah, 20 Meilen nördlich von Clare, die Bon Accord, unfern von der Burraburra, die North-Rhine, die Appealina, nördlich von Port Augusta, die Wheal Mary beim Mount Barter, die Bremer, die Wheal Ellen, die Silber Lead. Neue Silberminen sind die Almanna und die Potosi Silver Mining Company zu Esmeralda. Endlich hat man Anfang 1869 auch Gold gefunden in Jupiter Creek, Yatta Creek und Auburn Hill. Man zermahlt hier Cement, welcher 3 Unzen per Tonne gibt. Die Ausfuhr von Kupfererz nach England betrug im Jahre 1866 17311, 1867 12839, 1868 14841 Tonnen, von Rohkupfer im Jahre 1866 116760, 1867 94620, 1868 93000 Ctr.

Mit der Untersuchung des Nordterritoriums ist im Sommer 1869 eine starke, gut organisirte Expedition unter Goyder, Generalfeldmesser von Südastralien, beschäftigt, welche am 5. Febr. 1869 in Port Darwin ankam und günstig berichtete. Das Land war gut, Wasser reichlich vorhanden, der Hafen vortrefflich. Ein geeigneter Platz zur Niederlassung wurde gefunden und die Vermessung sofort begonnen. Die Leute, welche früher Landordres für das nördliche Territorium erstanden hatten, sollen zur Entschädigung für in dieser Angelegenheit eingetretene Verzögerung das doppelte Maß des anberaumten Grundes erhalten.

Adelaide, die Hauptstadt der Colonie, besteht aus zwei Theilen, Nord- und Südelaide. Die Straßen von Südelaide schneiden sich in rechtem Winkel; die vornehmsten nord-südlich laufenden sind 99—132 Fuß breit und eine Meile lang, die ostwestlichen sind 66—132 Fuß breit und $1\frac{3}{4}$ Meile lang. Hier befinden sich alle Regierungsgebäude, alle En-gros-Niederlagen und die vorzüglichsten Läden. Zwischen Süd- und Nordadelaide windet sich der Torrens. Beide Stadttheile sind von den Parklands umzogen. Eine massive eiserne Brücke verbindet beide Theile der Stadt. Die bedeutendsten Staatsgebäude sind: Government House, das Parlament, die Regierungsbüro, die Kaserne der berittenen Polizei, das Institut, in welches die philosophische Gesellschaft und die Gesellschaft für schöne Künste einverleibt sind und wo sich die öffentliche Bibliothek befindet, die Sternwarte, der Botanische Garten, die Acclimatisationsgesellschaft, das Hospital, das Irrenhaus. Die Einwohner sind sehr gastfreundlich. Concerte, Bälle, Picknicks, Sportzusammenkünfte, Revuen der Schützencorps u. dgl. sind stets an der Tagesordnung. Um die Stadt herum liegen zahlreiche Vorstädte; im Osten Kensington, Norwood, Mogill, Stepney; im Südosten Glen Osmond, eine sehr anmuthige Ortschaft; im Süden Mitcham, Unley, Edwardstown, die Hafenorte Glenelg, New-Glenelg, Saint-Leonards und 3 Meilen weiter südlich Brighton; im Westen die volkreichen Vorstädte Thebarton, Hindmarsh, Bowden; im Norden Walkerville, Payneham, Islington, Enfield. Der Hafen ist Port Adelaide, 7 Meilen von der Stadt, durch die City and Port-Eisenbahn damit verbunden. Er ist ein Creek, vollständig gegen Wind und See geschützt, jedoch erst neuerdings für größere Schiffe in hinreichender Tiefe hergestellt. Auch soll die Barre an der Hafeneinfahrt noch ausgebaggert werden. Nach Vollendung dieser Arbeiten werden Schiffe von jedem Tonnengehalt in Sicherheit einlaufen, in vollständig

stille Wasser löschen und laden und zu jeder Flutzeit flott liegen können. Werften, Speicher, Anlande und jedes sonstige Erforderniß der Schifffahrt sind reichlich vorhanden. Die Werften stehen unmittelbar mit der Eisenbahn in Verbindung. Das Mount Costusgebirge, welches sich 4 Meilen von der Stadt erhebt, ist meilenweit besetzt mit den Gartenhäusern der reichen Bürger, welche hier die kühle Luft und die schöne Aussicht über See und Land genießen. In diesen Gärten gedeihen in Vollkommenheit das Obst und die Gemüße Mitteleuropas, welche in der heißen Ebene nicht gedeihen. In einer Schlucht dieses Gebirges entspringt die Quelle, welche die Stadt reichlich mit gutem Wasser versorgt, welches durch eine Röhrenleitung jedem Hause zugeführt wird. Zwischen Mount Costus und der See liegen die großen Adelaideebenen, auf welchen jährlich Weizen, Hafer, Gerste, auch Pflaumen, Pfirsiche, Nectarinen, Weintrauben, Oliven, Drangen in Ueberfluß gezogen werden.

Die Bevölkerung beträgt gegen 180000. Sie betrug im Jahre 1821 15500, 1846 25893, 1851 66038, 1856 104708, 1861 130627, 1866 169959.

Die Ausfuhr der Stapelproducte betrug während derselben Periode im Jahre 1841 40561, 1846 287059, 1851 540962, 1856 1,398367, 1861 1,838639, 1866 2,539723 Pfd. St.

Die Einfuhr aus England betrug im Jahre 1866 1,454396, 1867 906720, 1868 1,177638 Pfd. St.

Die Verfassung ist dieselbe wie in den andern Colonien. Die Regierung besteht aus Gouverneur, Legislative Council und House of Assembly. Beide Häuser der Legislatur werden vom Volke erwählt. Das Council besteht aus 18 Mitgliedern, von welchen 6 alle vier Jahre austreten. Das Assembly besteht aus 36 Mitgliedern, erwählt auf drei Jahre in 18 Wahlbezirken.

Seit der Einführung der Repräsentativverfassung im Jahre 1855 hat die Colonie einen kräftigen Aufschwung genommen. Straßen- und Brückenbau wurde überall durchgeführt; die Eisenbahn nach dem Hafen und die Nordbahn nach Kapunda gebaut, Telegraphenlinien durch das Land gezogen und mit Melbourne und Sidney in Verbindung gebracht. Die Küste wurde mit Leuchtanstalten versehen, die Schifffahrt des Murray bis Albury, dann auch die Dampfschifffahrt auf dem Darling in Betrieb gebracht, der neue Bergwerksbezirk Wallaroo auf der Yorke's Peninsula eröffnet, das Innere ausgemacht, indem Stuart und Mac Kinlay bis zur Nordküste durchgedrungen, das Land bis weit ins Innere mit Heerden besetzt, da die Entdeckung gut oder doch ziemlich gut bewässerter Weidestricte der Schafzucht hier ein unbegrenztes Entwicklungsfeld eröffnete, der Ackerbau zu hoher Blüte gebracht.

Die Einkünfte der Colonie betragen im ersten Quartal 1869 184387 Pfd. St.

Der Ausfuhrhandel des Mutterlandes (England) nach Australien hat in den letzten Jahren in Folge des Prohibitivzollsystems der Colonien im ganzen abgenommen, im Jahre 1868 jedoch wieder zugenommen. Diese Ausfuhr betrug im Jahre 1866 13,648826, 1867 9,618739, 1868 12,071435 Pfd. St. Unter letzterer Summe befanden sich unter anderm für Modewaaren 1,105400 Pfd. St., fertige Kleidungsstücke 971003, Baumwollwaaren 966697, Wolltuche 404848, Wollzeuge 649058, Leinwand 324455, Stiefel und Schuhe 924507, Bier 477295 Pfd. St.

Die Ausfuhr der australischen Stapelartikel nach England stellte sich dagegen wie folgt: Häute 1866 117410, 1867 80758, 1868 59277 Ctr.; Kupfererz 1866 17311, 1867 12830, 1868 14641 Tonnen; Rohkupfer 1866 116760, 1867 94620, 1868 93000 Ctr.; Talg 1866 25438, 1867 43273, 1868 215418 Ctr.; Wolle 1866 113,772694, 1867 133,108176, 1868 155,745199 Ctr.

Das aus Australien und Neuseeland nach England eingeführte Gold betrug im Jahre 1866 6,830674, 1867 5,801207, 1868 6,989594 Pfd. St.

Die Gesamttausfuhr von England nach Australien betrug im Jahre 1853 14,511700, 1855 6,278966, 1859 11,229448, 1860 9,767261, 1861 10,692771, 1862 11,944506, 1863 12,498504, 1864 11,857213, 1865 13,339241 Pfd. St.

Die Postdampfschiffahrt über Panama ist mißlungen und hat wieder aufgegeben werden müssen. Dagegen wird Australien durch die Eröffnung des Kanals von Suez eine noch viel schnellere und regelmäßigere Verbindung, als bisher, mit England und ganz Europa gesichert.

Arthur Schopenhauer und seine Gegner.

Von Julius Frauenstädt.

Zweiter Artikel.

Nachdem ich im ersten Artikel Liebmann, Haym und Trendelenburg zu widerlegen gesucht habe, gehe ich zu Thilo über. Dieser ist zwar nüchterner, ruhiger, leidenschaftsloser als die andern Gegner Schopenhauer's, kommt aber, was das Verständniß seiner Lehre betrifft, auch nicht über das Nachweisen von allerlei Widersprüchen hinaus. Thilo findet einen Grundwiderspruch der Schopenhauer'schen Lehre in Folgendem: „Auf der einen Seite behauptet er, daß die durchgängige Relativität der idealistischen Ansicht über dieselbe hinaustreibe, also zur Annahme eines oder mehrerer Dinge an sich führe, denn sonst wäre die Welt weiter nichts als ein gespensterhaftes Luftgebilde, das an uns vorüberziehe. Auf der andern Seite aber verbietet ihm seine Ansicht von der Causalität, dieser unwesentlichen Erscheinungswelt etwas absolut Seiendes voranzusetzen. Denn da das Causalgesetz eben nur ein Gesetz dieser unwesentlichen Erscheinung ist, so darf er nicht einmal die Frage aufwerfen: woher diese Erscheinung? Damit würde er nach ihrer Ursache fragen, er darf also auch nicht ein Was setzen, dessen Erscheinung diese Welt der Vorstellung ist. Die Folgen also jener beiden Sätze widersprechen einander. Der eine verlangt, daß etwas Absolutes gesetzt werde, der andere verbietet es. Einer von diesen beiden Sätzen hätte also aufgegeben werden müssen. Schopenhauer aber behält beide — um wider beide zu sündigen!“*)

Von der Thilo'schen Behauptung, daß Schopenhauer's Ansicht von der Causalität ihm verbiete, der Erscheinungswelt etwas absolut Seiendes voranzusetzen, ein Was zu setzen, dessen Erscheinung sie ist — ist gerade das Gegentheil wahr. Schopenhauer's Ansicht von der Causalität verbietet nicht, sondern gebietet, ein Was anzunehmen, dessen Erscheinung die dem Causalitätsgesetz unterworfenen Phänomenenwelt ist. Denn was lehrt Schopenhauer von der Causalität? Er lehrt: Der wahre und ganze Inhalt des Gesetzes der Causalität ist der, daß jede Veränderung in der materiellen Welt nur eintreten kann, sofern eine andere ihr unmittelbar vorhergegangen ist. Der Begriff der Causalität sei von den Philosophen, zum Vortheil ihrer dogmatischen Absichten, stets viel zu weit gefaßt worden, wodurch hineinkam, was gar nicht darin liegt, wie z. B. der Satz: „Alles was ist, hat seine Ursache.“ Der allein richtige Ausdruck für das Gesetz der Causalität sei vielmehr dieser: jede Veränderung hat ihre Ursache in einer andern, ihr unmittelbar vorhergehenden. Wenn etwas geschieht, d. h. ein neuer Zustand eintritt, d. h. etwas sich

*) Vgl. Zeitschrift für exacte Philosophie, VII, 4., 336 fg.

verändert, so muß gleich vorher etwas anderes sich verändert haben; vor diesem wieder etwas anderes und so aufwärts ins Unendliche; denn eine erste Ursache ist so unmöglich zu denken wie ein Anfang der Zeit oder eine Grenze des Raums. Mehr als das Angegebene besagt das Gesetz der Causalität nicht; also treten seine Ansprüche erst bei Veränderungen ein. Solange sich nichts verändert, ist nach keiner Ursache zu fragen. Durch die zu weite Fassung des Begriffs der Causalität schlich sich der Mißbrauch ein, daß man die Causalität auf das Ding schlechthin, also auf sein ganzes Wesen und Dasein, mithin auch auf die Materie ausdehnte, und nun sich am Ende berechtigt hielt, sogar nach einer Ursache der Welt zu fragen, woraus der unhaltbare kosmologische Beweis entsprang. Das Gesetz der Causalität findet auf alle Dinge in der Welt Anwendung, jedoch nicht auf die Welt selbst; denn es ist der Welt immanent, nicht transcendent, mit ihr ist es gesetzt und mit ihr aufgehoben. Auf alle Dinge in der Welt, versteht sich ihrer Form nach, auf den Wechsel dieser Formen, also auf ihre Veränderungen, findet das Gesetz der Causalität volle Anwendung und leidet keine Ausnahme; es gilt vom Thun des Menschen wie vom Stoße des Steines, jedoch, wie gesagt, immer nur in Bezug auf Vorgänge, auf Veränderungen. Allein in Folge der getadelten zu weiten Fassung des Begriffs Ursache hat man mit demselben den Begriff der Kraft verwechselt; diese, von der Ursache völlig verschieden, ist jedoch das, was jeder Ursache ihre Causalität, d. h. die Möglichkeit zu wirken, erteilt.*)

Und diese Lehre Schopenhauer's von der Causalität soll nun, wie Thilo behauptet, ihm verbieten, nach dem Was, dem Ansich der Erscheinungswelt zu fragen? Es soll ein Widerspruch sein, die Causalität als der Erscheinungswelt immanent zu erklären und doch bei der Erscheinungswelt nicht stehen zu bleiben, sondern über dieselbe hinaus zu dem Was, das in ihr erscheint, zu dem Ding an sich fortzugehen? Ja, ein Widerspruch wäre es allerdings, wenn die Frage nach dem Was der Welt identisch wäre mit der Frage nach ihrer Ursache. Das ist sie aber nach Schopenhauer's ausdrücklicher Erklärung nicht. Schopenhauer unterscheidet ausdrücklich seine nach dem Was der Welt forschende Philosophie von jenen Systemen, die nach der Ursache der Welt fragen. Sein Begriff von der Causalität, als lediglich auf Veränderungen innerhalb der Welt sich beschränkend, verbietet ihm also nicht nach dem ursprünglich Seienden, das in diesen Veränderungen zur Erscheinung kommt, zu fragen. Vielmehr gebietet sein Begriff der Causalität diese Frage. Denn Veränderungen sind ja nichts Ursprüngliches, sondern setzen ein Was voraus, dessen Zustände sie sind. Der Begriff der Erscheinung treibt ja durch sich selbst zu der Voraussetzung eines Was fort, das in ihr erscheint.

Einen zweiten Widerspruch Schopenhauer's findet Thilo darin, daß er nicht bei der kant'schen Unwissenheit über das Ding an sich stehen geblieben ist, sondern das Ding an sich näher zu bestimmen gesucht und es als Wille bestimmt hat. Thilo sagt nämlich: „Schwerlich wird man behaupten können, daß Schopenhauer den Scharfsinn, den er sonst wol bei Beurtheilung anderer zeigt, auf die Construction seiner eigenen Lehre angewandt habe, was freilich ein sehr häufiger Fehler ist, sonst hätte er sehen müssen, daß seine Bemühungen, über die kant'sche völlige Unwissenheit in Betreff dessen, was die Dinge an sich sind, hinauszukommen und positiv auszusagen: was das Ding an sich sei, dem Steinwälzen des Sisyphus gleichen. Denn wie er auch seine Worte drehen und wenden mag, es zeigt sich am Ende immer, daß er nicht von dem Dinge an sich, sondern von einer Erscheinung spricht. So haben wir vorhin gehört, daß, wenn man das Dasein der gegebenen Dinge als Vorstellung des Subjects beiseite setze, das dann noch übrig

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, II, 4., 41—52.

Bleibende seinem innern Wesen nach dasselbe sei, was wir an uns Wille nennen. Offenbar aber bleibt nichts übrig, wenn man von dem Gegebenen das abstrahirt, was es als Vorstellung ist, denn es ist eben weiter nichts als unsere Vorstellung; alles, was wir von einem sogenannten Dinge wissen, wissen wir eben nur, indem wir es vorstellen. Nimmt man also von einem Dinge das Vorgestellte weg, so bleibt nichts übrig. Denn im Inhalt des Gegebenen kann unmöglich etwas anderes liegen, das nicht Vorgestelltes wäre. Das ist ein identischer Satz. . . . Soll der Wille in Wahrheit das Ding an sich sein, so darf er gar nicht in die Form der Vorstellung eingehen, denn [alle Vorstellung ist Erscheinung]; er darf sich gar nicht, auf keine Weise kundgeben; denn alles, was uns in unserm Bewußtsein kund wird, ist Erscheinung für uns. Wir kennen also nur Erscheinungen und haben gar kein Mittel das zu wissen, dessen Erscheinungen sie sind. Aber freilich, das ist's eben, was Schopenhauer gern wissen möchte, „und da er doch seinen eigenen frühern Behauptungen nicht geradezu widersprechen mag, so muß das Ding an sich im Bewußtsein vorkommen und auch wieder nicht, es muß in die Erscheinung eingehen, aber nicht völlig. Das sind lauter verschämte Eingeständnisse, daß hier ein Widerspruch begangen wird.“ (S. 342 fg.)

Hiergegen ist zu sagen: Unter Ding an sich versteht Schopenhauer das ursprünglich Reale, dasjenige, das sein Dasein nicht dem Vorgestelltworden verdankt, sondern das ist, auch wenn es nicht vorgestellt wird, also ein von dem Intellect Unabhängiges. Diefem Anfsichseienden widerspricht es nun zwar, seine Realität, gleich einer bloßen Vorstellung von dem Vorstellenden zu erhalten — denn es ist ja seinem Begriffe nach das von dem Vorstellen Unabhängige — aber es widerspricht ihm nicht, vorgestellt zu werden, d. h. Object für ein vorstellendes Subject zu werden und in die Formen desselben einzugehen. Denn wenn das Vorgestelltworden überhaupt dem Ding an sich widerspräche, so könnte ja auch nicht einmal von einem Ding an sich die Rede sein. Indem von einem Ding an sich gesprochen wird, wird es ja vorgestellt. Aber es wird vorgestellt als dasjenige, was eben nicht bloße Vorstellung ist, sondern was unabhängig von dem Vorstellen ein Sein für sich hat. Also verliert das Ding an sich durch sein Vorgestelltworden nicht sein Anfsichsein.

Zweitens widerspricht es dem Ding an sich aber auch nicht als ein bestimmtes vorgestellt zu werden. Es widerspricht ihm bloß, ihm solche Bestimmungen beizulegen, die lediglich dem ihm vorstellenden Subject und seiner Art vorzustellen angehören; hingegen widerspricht es ihm nicht, ihm Qualitäten beizulegen, die erwiesenermaßen von dem Vorstellen und dessen Formen unabhängig sind, die ein Sein an sich haben. Nun glaubt aber Schopenhauer von dem Willen eben dieses bewiesen zu haben, daß er eine vom Vorstellen unabhängige Dualität ist, während er hingegen Raum, Zeit und Causalität für Formen des vorstellenden Subjects, des Intellects hält und sie deshalb dem Ding an sich abspricht.

Also war Schopenhauer nach seinem Begriff vom Ding an sich und nach seinem Begriff vom Willen nicht bloß berechtigt, das Ding an sich überhaupt vorzustellen, sondern auch, es als ein Bestimmtes und zwar als Wille vorzustellen. Einen Widerspruch hat er weder mit dem einen noch mit dem andern begangen. Es ist ganz falsch, wenn Thilo behauptet, es bleibe nichts übrig, wenn man von dem Gegebenen das abstrahirt, was es als Vorstellung ist, denn es sei eben weiter nichts als unsere Vorstellung. Es ist zwar richtig: „Alles, was wir von einem sogenannten Dinge wissen, wissen wir eben nur, indem wir es vorstellen“; aber daraus folgt nicht, daß alles, was wir von einem Dinge vorstellen, bloße Vorstellung sei und sonst nichts. Denn sonst gäbe es ja überhaupt kein Ding an sich, sondern bloße Vorstellungen, ein absoluter Idealismus, den Schopenhauer in Uebereinstimmung mit Kant bestreitet.

Die Verwirrung, die Thilo darin findet, daß Schopenhauer die Vielheit durch den Intellect bedingt sein läßt und doch dem Intellect schon eine reale Vielheit in den Objectivationsstufen des Willens voraussetzt, habe ich bereits oben berührt und gelöst.

Thilo wirft Schopenhauer zu den alle Unterschiede aufhebenden Monisten und sagt: „Wenn aber Schopenhauer mit den übrigen Monisten rechtmäßigerweise aus dem einen unterschiedslosen und endlosen Streben weber die Mannichfaltigkeit der Erscheinung, noch das Erscheinen überhaupt erklären kann, so wird es ihnen noch weniger gelingen, die Zweckmäßigkeit einiger Erscheinungen damit zu vereinen.“ (S. 351.) Daß Schopenhauer zu den Monisten gehört, ist richtig; aber falsch ist es, daß sein Monismus jener absolute, alle Unterschiede in dem All-Einen austilgende sei, der die Vielheit zu erklären unfähig ist. Der Schopenhauer'sche Weltwille ist zwar einer, aber dieser eine, das Wesen der Welt bildende Wille vereinigt in sich unterschiedene Strebungen. Die Vielheit der Erscheinung ist ihm nicht fremd, weil das Erscheinen ihm nicht fremd ist. Unmittelbar vervielfältigt er sich in den Ideen und mittelbar in den Individuen.

So wenig aber als der Schopenhauer'sche Monismus die Vielheit unerklärt läßt, so wenig läßt er die Zweckmäßigkeit unerklärt. Thilo sagt: „Schopenhauer ist wenigstens so scharfsichtig und ehrlich, daß er dem gesammten Wollen, also dem Willen an sich, keinen Zweck zugesieht. Da er aber die besondern zweckmäßigen Formen nicht leugnen kann, so verlegt er die Zweckmäßigkeit in die einzelnen Willensacte. Nun geräth er aber in eine sonderbare Klemme. Die Zweckmäßigkeit, meint er nämlich, verstehe sich für diese einzelnen Acte, Formen oder Ideen von selbst, da die verschiedenen Vorgänge, z. B. in einem Organismus, nur die in Zeit und Raum auseinandergelegte Einheit der Idee seien. Nun aber sind Zeit und Raum nur Formen des Intellects; folglich liegt die Zweckmäßigkeit nicht in dem Einen Willensacte an sich, sondern wird nur durch unsern subjectiven Intellect hineingetragen, der das an sich Eine in den Formen des Raums, der Zeit und der Causalität als ein vieles schaut. In dem wirklich Einen kann ja auch keine Zweckmäßigkeit liegen, sondern nur in dem zu Einem Zwecke zusammenstimmenden Mannichfaltigen. Diese Ansicht, daß im Intellect allein der Grund liegt, weshalb etwas als zweckmäßig angeschaut wird, ist auf dem Kantischen Standpunkte consequent. Nun aber läßt Schopenhauer den Intellect selbst erst aus einem teleologischen Grunde entstehen und gibt überhaupt keinen andern Grund für das Entstehen desselben an, als daß er zur Selbsterhaltung der Thiere und Menschen nothwendig sei. So wird also bald der Intellect der Zweckmäßigkeit als Voraussetzung vorgeschoben, bald aber wiederum das zweckmäßige Verhalten des Wollens als Voraussetzung für die Entstehung des Intellects angesehen.“ (S. 352.)

Auch dieser „unvereinbare Widerspruch“, wie ihn Thilo nennt, löst sich, wie der in Bezug auf die Vielheit behauptete, durch Unterscheidung der realen und idealen Seite der Zweckmäßigkeit. Aus dem an sich zweckmäßigen Wirken des Naturwillens geht der Intellect als Organ hervor, und aus dem durch die reale Zweckmäßigkeit erzeugten Intellect wiederum geht die Auseinanderlegung des einheitlichen, conspirirenden Naturwirkens in Zweck und Mittel, also die vorgestellte Zweckmäßigkeit hervor. Diejenige Seite der Zweckmäßigkeit also, die in dem Naturwillen ihren Ursprung hat, ist eine andere als die, welche in dem Intellect ihren Ursprung hat. Schopenhauer unterscheidet beide Seiten in der Schrift „Ueber den Willen in der Natur“ (3. Aufl., S. 57 fg.), indem er sagt: „Das wahre Wesen jeder Thiergestalt ist ein außer der Vorstellung, mithin auch ihren Formen Raum und Zeit, gelegener Willensact, der ebendeshalb kein Nach- und Nebeneinander kennt, sondern die untheilbarste Einheit hat. Erfasst nun aber unsere cerebrale Anschauung jene Gestalt und zerlegt gar das anatomische Messer ihr Inneres, so tritt an das Licht der Erkenntniß, was ursprünglich und an sich tiefer und ihren Gesetzen

fremd ist, in ihr aber nun auch ihren Formen und Gesetzen gemäß sich darstellen muß. Die ursprüngliche Einheit und Untheilbarkeit jenes Willensacts, dieses wahrhaft metaphysischen Wesens, erscheint nun auseinandergezogen in ein Nebeneinander von Theilen und Nacheinander von Functionen, die aber dennoch sich darstellen als genau verbunden, durch die engste Beziehung aufeinander, zu wechselseitiger Hilfe und Unterstützung als Mittel und Zweck gegenseitig. Der dies so apprehendirende Verstand geräth in Bewunderung über die tiefdurchdachte Anordnung der Theile und Combination der Functionen, weil er die Art, wie er die aus der Vielheit sich wiederherstellende ursprüngliche Einheit gewahr wird, auch der Entstehung dieser Thierform unwillkürlich unterschiebt.“ Aehnlich sagt Schopenhauer in dem Kapitel „Zur Teleologie“*): „Die staunende Bewunderung, welche uns bei der Betrachtung der unendlichen Zweckmäßigkeit in dem Bau der organischen Wesen zu ergreifen pflegt, beruht im Grunde auf der zwar natürlichen, aber dennoch falschen Voraussetzung, daß jene Uebereinstimmung der Theile zueinander, zum Ganzen des Organismus und zu seinen Zwecken in der Außenwelt, wie wir dieselbe mittels der Erkenntniß, also auf dem Wege der Vorstellung, auffassen und beurtheilen, auch auf demselben Wege hineingekommen sei; daß also, wie sie für den Intellect existirt, sie auch durch den Intellect zu Stande gekommen wäre. Wir freilich können etwas Regelmäßiges und Gesetzmäßiges, dergleichen z. B. jeder Krystall ist, nur zu Stande bringen unter Leitung des Gesetzes und der Regel, und ebenso etwas Zweckmäßiges nur unter Leitung des Zweckbegriffs; aber keineswegs sind wir berechtigt, diese unsere Beschränkung auf die Natur zu übertragen, als welche selbst ein Prius alles Intellects ist und deren Wirken von dem unserigen sich der ganzen Art nach unterscheidet.“

Es geht aus diesen Stellen klar hervor, daß Schopenhauer unter derjenigen Zweckmäßigkeit, der er den Intellect „als Voraussetzung vorgeschoben“, nur unsere Auffassung des einheitlichen Wirkens der Natur, unsere Zerlegung desselben in Zweck und Mittel versteht, nicht aber dieses Wirken selbst, das er für die Entstehung des Intellects zur Voraussetzung macht, daß also kein Widerspruch ist zwischen seinem Ableiten der Zweckmäßigkeit aus dem Intellect und des Intellects aus der Zweckmäßigkeit des Wirkens der Natur, weil der Sinn der Zweckmäßigkeit beidemale nicht derselbe ist.

Doch Thilo hat noch andere Einwendungen gegen die Schopenhauer'sche Teleologie. Man höre: „Jenes blinde, unbewußte Wollen, das Ding an sich, schafft sich nach ihm selbst die Mittel, seinen Drang zu befriedigen, oder — nach der idealistischen Seite seiner Lehre — der Intellect ist es, welcher die Zweckmäßigkeit in die Dinge hineinträgt, indem er mittels seiner Formen, Zeit, Raum und Causalität, den einen untheilbaren Willensact, welcher einer besondern organischen Form zugehört, in zeitliche und räumliche zusammenstimmende Ursachen und Wirkungen auseinanderlegt. Aber zunächst bleibt es bei ihm, wie bei allen, welche es leugnen, daß die vorhandene Zweckmäßigkeit auf eine schöpferische Intelligenz hinweise, bei der bloßen Behauptung, daß der immanente Zweck sich selbst die Organe seiner Ausführung schaffe. Es heißt wol: Zähne, Schlund, Magen u. s. w. sind der objectivirte Hunger, die Genitalien sind der objectivirte Geschlechtstrieb, der Organismus überhaupt ist die objectivirte Idee des Lebens u. dgl., aber der Nachweis, daß dergleichen mehr als leere Phrasen sind, hat noch niemand geführt. Denn wo und wie liegt denn im Begriffe eines Triebes die Nothwendigkeit, daß er sich selbst solche Mittel schaffe, welche zu dem Zwecke seiner Befriedigung passen? Vielmehr sind solche Organe die Voraussetzung, unter der allein solche Triebe als möglich gedacht werden können. Die gegentheilige Behauptung ist nur ein Resultat jener sehr wohlbekannten Metaphysik, welche Abstractionen realisirt, hypostasirt und wol gar apotheosirt.“**)

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl., Bd. 2, Kap. 26, S. 373.

**) Vgl. Zeitschrift für exacte Philosophie, VIII, 1., 21 fg.

Es ist eine völlige Umkehrung des wahren Verhältnisses von Zweck und Mittel, deren sich Thilo hier schuldig macht, indem er die Organe zur Voraussetzung der Triebe macht, zu deren Befriedigung sie da sind. Sollte dieses Verhältniß gelten, so müßte z. B. auch Thilo's Feder die Voraussetzung seines Triebes zu schreiben sein. Hätte er keine Feder gehabt, so würde es ihm nicht in den Sinn gekommen sein, gegen Schopenhauer zu schreiben. Die Absurbität der Abhängigmachung der Triebe von den zu ihrer Befriedigung dienenden Organen liegt auf der Hand. Alle tiefere Denker haben bisher noch immer zwar die Ausführung des Zwecks von den Mitteln abhängig gemacht, aber nicht das Wollen des Zwecks. Dieses haben sie vielmehr zur Voraussetzung des Schaffens der Mittel gemacht. Demgemäß haben sie zwar das wirkliche Sehen, Hören, Tasten u. s. w. als bedingt gedacht von den entsprechenden Organen, haben jedoch diese Organe selbst wiederum bedingt sein lassen durch den Trieb oder Willen zu sehen, hören, tasten u. s. w., ganz wie zwar das wirkliche Schreiben bedingt ist durch die Feder, die Feder selbst aber ihr Dasein dem Willen zu schreiben zu verdanken hat.

Von der Thilo'schen Behauptung, daß im Begriffe des Triebes nicht die Nothwendigkeit liege, daß er sich selbst die zu seiner Befriedigung dienenden Mittel schaffe, lehrt die Erfahrung das gerade Gegentheil. Ueberall, wo ein lebendiger Trieb ist, sehen wir ihn geschäftig, die Mittel zu seiner Befriedigung zu schaffen. Kann er sie auch nicht der Materie nach schaffen, sondern ist an die gegebene Materie gebunden, so schafft er sie doch der Form nach. Die Form ist ja aber gerade das, was die Materie erst zum geeigneten Mittel für den Zweck macht. Die Materie der Feder wird erst durch die ihr gegebene Form zum Mittel für den Zweck des Schreibens. Auch die Intelligenz, die etwa zum Formiren der Materie, damit sie Mittel für den Zweck werde, nöthig ist, empfängt ihren Impuls erst von dem Triebe, der auf den Zweck gerichtet ist, und so ist für die Schaffung der Mittel zu einem Zweck immer der Trieb das Erste und Wesentlichste. Mag der Trieb die Mittel unmittelbar oder mittelbar schaffen, immer ist er es, der sie schafft, immer geht die Initiative von ihm aus.

Schwach, wie das ist, was Thilo gegen die realistische Seite der Schopenhauer'schen Teleologie vorbringt, ist auch das, was er gegen die idealistische Seite derselben einwendet. Er sagt: „Unser Intellect soll es (nach der idealistischen Ansicht) sein, welcher, indem er den an sich untheilbaren Willensact, der sich in der Erscheinung eines Thieres darstellt, mittels seiner eigenen Formen Raum, Zeit und Causalität als Object auffaßt, die Vielheit und Verschiedenheit der Theile und ihrer Functionen erst hervorbringt und dann über die aus der ursprünglichen Einheit hervorgehende vollkommene Uebereinstimmung und Conspiration derselben in Erstaunen geräth und also in gewissem Sinne sein eigenes Werk bewundert, da der Organismus ja blos die im Gehirn zu Stande gekommene Sichtbarkeit des hier vorhandenen Willens ist! Aber zunächst ist gar nicht abzusehen, wie der Intellect, wenn ihm nur etwas Untheilbares, Unterschiedsloses gegeben ist, daraus eine Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit hervorbringen könne. Denn auf das an sich Einfache können die Formen des Raums, der Zeit und der Causalität gar nicht angewandt werden, da diese die Vielheit und Verschiedenheit schon voraussetzen. Wo nur Eins ist, kann von solchen Verhältnissen nicht die Rede sein; es kann also auch nicht mit jenen Formen aufgefaßt werden.“*)

Diese Polemik beruht auf der falschen Ansicht von dem Schopenhauer'schen Monismus, als hieße derselbe alle Unterschiede im Realen, im Willen auf und verlege die Unterschiede lediglich in den Intellect. Diese falsche Ansicht ist schon oben widerlegt worden. Der Intellect bringt nach Schopenhauer nicht die Uebereinstimmung der Theile

*) Vgl. Zeitschrift für exacte Philosophie, VIII, 1., 23.

und Functionen der Organismen, die er bewundert, hervor, sondern er bringt nur, die ursprüngliche Quelle dieser Uebereinstimmung im einheitlichen Willensact verkennend und meinend, die Uebereinstimmung sei auf dem Wege der Reflexion zu Stande gekommen, die Bewunderung derselben hervor. Dies ist der Sinn der Schopenhauer'schen Lehre, daß die bewunderte Zweckmäßigkeit der Natur erst durch unsern Verstand in dieselbe komme. Nicht die Zweckmäßigkeit an sich, sondern die Art, wie wir sie uns bewußt denken, ist hier gemeint.

Da Thilo sich nicht damit begnügt, die Schopenhauer'sche Teleologie zu bekämpfen, sondern derselben seine eigene vom Standpunkt der „exacten“, d. i. der Herbart'schen Philosophie, entgegensetzt, so ist man wol berechtigt, sich diese Teleologie etwas näher anzusehen. Ist sie vielleicht besser geeignet, das Räthsel der Zweckmäßigkeit zu lösen, als die Schopenhauer'sche? Wir wollen sehen. Nach Thilo ist der Monismus als wissenschaftliches System gänzlich unhaltbar; denn es ist logisch unmöglich, überhaupt ein Werden, Geschehen oder Thun absolut zu setzen. Aus dem Begriffe des absoluten Denkens können bestimmte Gedanken oder Formen des Denkens nicht abgeleitet werden, und es ist eine Erschleichung, dem bloßen Begriffe des Denkens sofort den der Vernünftigkeit zuzugesellen. Daher ist jede Meinung, als ob dem immanenten Princip der Welt die Zweckmäßigkeit oder Vernünftigkeit seines Thuns eo ipso inhärente, eine wissenschaftlich durchaus unhaltbare. Aber auch bei der entgegengesetzten Ansicht, welche der erscheinenden Welt viele immanente Principe zum Grunde legt, treten sie nun als Atomismus oder als System der absoluten einfachen, realen Wesen auf, kann nach Thilo in den Atomen oder Monaden kein Grund gefunden werden, weshalb das aus ihrem Füreinandersein entstehende Geschehene ein Zweckmäßiges sein solle. Denn die realen Wesen stehen nicht in einer ursprünglichen, wesenhaften Beziehung zueinander und noch viel weniger in solcher Beziehung, daß aus derselben ein Zweckmäßiges, Schönes und Gutes nothwendig sich ergeben müßte. Denn alle derartige Beziehungen; als dem Wesen der Realen inhärentend gedacht, würden die absolute Setzung derselben unmöglich machen. Bleibt man daher in diesen Systemen des Atomismus und Monadismus innerhalb der Schranken des strengen Wissens, so kann man eine Antwort auf die Frage nach der Ursache des Zweckmäßigen in der Welt nicht geben.

Um diese Frage zu beantworten, muß man nach Thilo die Grenzen des strengen Wissens überschreiten, und dann kann es nur zwei mögliche Antworten geben. Das vernünftige Geschehen verdankt seinen Ursprung entweder dem absoluten Zufall oder einer schöpferischen Intelligenz. Der Zufall ist gegen alle Analogie der Erfahrung über unser zweckmäßiges Thun. Wir wissen, daß, wenn von uns Zweckmäßiges gethan werden soll, vernünftige Einsicht die unerlässliche Bedingung ist. „Auf diese Analogie gestützt, wird der Glaube, daß eine schöpferische Intelligenz, welche nicht zu den immanenten Weltprincipien gehört, immer den Sieg über den Glauben an einen absoluten Zufall davontragen.“

Woher dann aber das physische Uebel und das moralisch Böse in der Welt? Wegleugnen oder für bloßen Schein erklären will Thilo dieselben nicht. Er sucht vielmehr einen Weg, auf welchem man die Ueberzeugung von einem persönlichen, weisen und gütigen Welterschöpfer mit dem dagegen scheinbar streitenden Uebel und Bösen in der Welt in rechtmäßigen Einklang setzen kann. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als zu einer Unmöglichkeit, daß die Welt anders habe geschaffen werden können, seine Zuflucht zu nehmen. Diese Unmöglichkeit könnte nun möglicherweise ebensowol in einem Unermöglichen des Schöpfers als in dem des Geschöpfes ihren Grund haben. Allein die Untersuchung der ersten Annahme werde überflüssig, wenn man zeigen kann, daß auch bei unbefränkter gedachter Intelligenz und Güte des Schöpfers dennoch eine vollkommene Welt nicht möglich

par. Die Ausführung, die schon Leibniz diesem Gedanken gab, findet Thilo ungenügend, zu neuen Verlegenheiten führend. Nur die Metaphysik Herbart's schaffe hier Hülfe. Auf ihre Principien gestützt, könne man einerseits einsehen, daß eine ursprünglich vollkommene Welt nur durch ein absolutes Wunder hätte geschaffen werden können, und andererseits die Aussicht gewinnen, daß die im Anfange unvermeidliche Unvollkommenheit der Welt durch eine wirkliche Fortbildung derselben aufgehoben werden könne. „Wenn man nämlich nicht annehmen will, daß die unermesslich reichen und complicirten Systeme von innern Zuständen, welche die an sich absolut einfachen realen Wesen fähig machen, integrierende Bestandtheile von Organismen zu werden, und die in noch höherm Grade erforderlich sind, damit in der an sich einfachen Seele Vernünftiges und Sittliches geschehe, durch ein absolutes Wunder ihnen anerschaffen seien, so könnte diese zum organischen und geistigen Leben nothwendige innere Bildung nur durch ein darauf berechnetes wechselndes, also in der Zeit verlaufendes Füreinandersein mit vielen verschiedenen andern Wesen entstehen. Nur in einer wirklichen Weltgeschichte konnte es zu immer höhern und edlern Bildungen gelangen, und nur in einer wirklichen Menschengeschichte konnte sich die Menschheit zu der jetzigen Höhe ihrer intellectuellen und sittlichen Bildung, wie niedrig sie auch noch immer sein mag, erheben. Eben dieser Begriff einer in den einfachen Weltwesen entstehenden und durch zweckmäßig geordnetes Füreinandersein derselben im zeitlichen Verlaufe sich erhöhenden innern Bildung weist nun auch auf die Möglichkeit hin, daß die anfänglich nothwendige Unvollkommenheit oder richtiger Unvollendetheit der Welt sich zur Vollkommenheit erhebe. . . .“ „Von diesem Standpunkte aus“, meint Thilo, „können wir nicht allein in berechtigtem Maße anerkennen, daß das Uebel und das Böse Flecken sind, welche in einer vollendeten Welt nicht sein dürfen, sondern können auch das vielfach Lückenhafte, Unvollendete, der Zweckmäßigkeit Widerstrebende auf dem physischen Gebiete getrost zugeben, ohne uns in dem Glauben an einen weisen und guten Welturheber und Weltlenker führen zu lassen, denn wir erkennen in der vorhandenen Welt nicht eine vollendete, sondern erst der Vollendung zustrebende. Wir sind daher mit Schopenhauer allerdings nicht jenem Optimismus zugethan, welcher in der vorhandenen Welt eine vollkommene zu sehen sich vergeblich abmüht, aber wir glauben Grund zu haben, denjenigen Optimismus festzuhalten, der eine vollendete Welt hofft.“*)

In diesem Glauben, daß die Welt unter der Regierung eines überweltlichen Gottes einer endlichen physischen und moralischen Vollendung entgegengeführt wird, welche ihr von vornherein zu ertheilen auch einer göttlichen Allmacht nicht möglich war, steht Thilo „die allein mögliche Theodicee“ und meint, „die der göttlichen Allmacht hiermit beigelegte Unfähigkeit werde für diejenigen nichts Auffälliges enthalten, welche erkannt haben, daß es absolute, von jedem Wollen unabhängige Gesetze gibt.“**)

Es ist nur gut, daß Thilo selbst diese ganze Ansicht als einen Glauben bezeichnet, denn wissenschaftlichen Werth hat dieser dem Monismus entgegengesetzte Dualismus, der auf der einen Seite die innerweltlichen, an sich beziehungslosen Realen und auf der andern die überweltliche zweckmäßig ordnende Intelligenz Gottes hat, durchaus nicht. Diese ihre Ordnung von außen empfangenden Realen sind keine wahrhaft Reale, und dieser an den innerweltlichen Realen seine Schranke findende Gott ist kein wahrhafter Gott. Das Denken kann allein durch den Monismus befriedigt werden und daher wird jedes dualistische System immer unterliegen. Der Herbart'sche Dualismus zwischen Gott und den Realen ist längst als unhaltbar erkannt. Ihm gegenüber wird freilich ein Monismus, der, in das andere Extrem fallend, alle Unterschiede im All-Einen austilgt, keine Be-

*) Vgl. Zeitschrift für exacte Philosophie, VIII, 1., 25—31.

**) Ebend., S. 21.

rechtigung haben, wohl aber ein Monismus, der in der Einheit den Unterschied und im Unterschiede die Einheit erkennt. Ein solcher aber ist der Schopenhauer'sche Monismus. Denn die Beschuldigung, daß Schopenhauer die Vielheit und Verschiedenheit für bloßen Schein erkläre, ist, wie ich bereits gezeigt habe, falsch. Die Wahl zwischen der Herbart'schen und Schopenhauer'schen Teleologie wird daher, hoffe ich, keinem Denkenden schwer fallen. Die „exacte Philosophie“ mit ihrem sehr inexacten Monabismus und Dualismus ist am allerunfähigsten, einem Denker wie Schopenhauer gerecht zu werden.

Thilo findet einen Grundfehler der Schopenhauer'schen Philosophie darin, daß sie, indem sie den Willen zum Princip erhoben, damit das Geschehen absolut gesetzt habe. Aber der Wille ist nach Schopenhauer kein Geschehen, sondern das Princip alles Geschehens. Gebe es keinen Willen, so würde auch nichts geschehen. Alles Geschehen deutet schließlich auf einen Willen hin, dessen Aeußerung es ist und zu dessen Befriedigung es dient. Da Schopenhauer den Willen vom Geschehen unterscheidet, so darf man ihm auch nicht vorwerfen, wie Thilo thut, daß er mit der Leugnung der Veränderlichkeit des Willens die Veränderlichkeit des Geschehens gelehnet und aus diesem Grunde keine andere Erlösung vom Uebel für möglich gehalten habe als die Verneinung des Grundwesens, des Willens.*) Schopenhauer hat nirgends die Veränderlichkeit des Geschehens gelehnet, hat diese vielmehr ausdrücklich der Unveränderlichkeit des Willens, der Constanz des Charakters gegenüber behauptet.***) Die Schopenhauer'sche „Verneinung des Willens“ entsprang daher nicht aus einer Leugnung der Veränderlichkeit des Geschehens, sondern daraus, daß er in der bloßen Veränderung des Geschehens bei unverändert bleibendem Princip des Geschehens keine radicale Heilung vom Uebel sah. Es ist gar nicht einzusehen, wie durch bloßes Geschehen eine Erlösung vom Uebel möglich sein soll, wenn das Princip des Geschehens durch seine ursprüngliche Qualität nothwendig zum Uebel führt. Nach Schopenhauer führt aber der Wille zum Leben nothwendig zum Uebel. Es war daher ganz consequent, daß er in Uebereinstimmung mit dem Christenthum für die Erlösung vom Uebel die bloßen Werke (das bloße Thun und Geschehen) nicht für ausreichend, sondern gänzliche Wiedergeburt für unumgängliche Bedingung hielt. Thilo meint zwar von seinem Herbart'schen Standpunkte aus, zur Beseitigung der Sünde und des Uebels sei es nicht nöthig, daß die Realen sich ändern, sondern nur, daß die Relationen zwischen ihnen, das Geschehen sich ändere. Wenn aber die Realen an sich nichts tangen, wie soll da aus der Veränderung ihrer Beziehungen etwas Taugliches zu Stande kommen? Aus lauter giftigen Ingredienzen wird man keine nährende Speise machen, wenn man die Relationen jener zueinander auch noch so sehr ändert. Es ist eine flache Ansicht, wenn Thilo sagt, „daß der Werth oder Unwerth eines Willens nicht sowol auf der qualitativen Beschaffenheit der innern Zustände, sondern auf ihren qualitativen oder formalen Verhältnissen beruht. Wenn daher auch die einfache Qualität eines jeden einzelnen innern Zustandes unveränderlich dieselbe bleibt, so bleibt daneben doch eine endlose Möglichkeit der Veränderung in den quantitativen Verhältnissen der Menge, der Stärke, der Configuration, der mannichfachen Arten des Wechsels u. s. w. übrig. Und da nun eben auf diesen Verhältnissen das Wohl und Uebel wie das sittlich Pöbliche und Schändliche beruht, so macht es gar keine Schwierigkeit, die Möglichkeit anzunehmen, daß das Geschehen in der Welt zu einer derartigen innern Bildung der Weltwesen führen könne, daß Uebel und Böses auf ein Kleinstes zurückgebracht werden, wenn nicht gänzlich verschwinden“.***)

*) Vgl. Zeitschrift für exacte Philosophie, VIII, 1., 19 fg.

***) Vgl. Die beiden Grundprobleme der Ethik, 2. Aufl., S. 52.

****) Vgl. Zeitschrift für exacte Philosophie, VIII, 1., 20 fg.

Diese Annahme macht allerdings keine Schwierigkeit, wenn ihre Voraussetzung, daß nicht die Qualität, sondern die Quantität über Werth oder Unwerth des Willens entscheide, richtig ist. Aber daß diese Voraussetzung richtig sei, dies eben bezweifeln wir. Ueberhaupt ist auf dem Wege, den Thilo einschlägt, dem Schopenhauer'schen Pessimismus nicht beizukommen. Die einzig haltbare Kritik des Pessimismus im allgemeinen und des Schopenhauer'schen Pessimismus im besondern ist die, welche ich in meinem neuesten Werke: „Blicke in die intellectuelle, physische und moralische Welt“ (S. 301—304), geliefert habe. In dieser Kritik ist Schopenhauer's Pessimismus aus seinen eigenen Principien heraus widerlegt, nicht aber aus fremden, bezweifelbaren Voraussetzungen, seien es Herbart'sche oder sonst eines andern Systems.

Ehe ich von Thilo scheidet, sei noch dessen Kritik der Schopenhauer'schen „Lehre vom willensfreien Erkennen“, welches die Ideen zum Gegenstande hat*), beleuchtet.

Thilo meint, aus der Schopenhauer'schen Theorie von der Erkenntniß als lediglich zum Dienst des Willens hervorgebracht, würde sich die Consequenz ergeben, daß von einer willensfreien Erkenntniß und einer aus dieser hervorgehenden willenlosen Beurtheilung des Wollens gar nicht die Rede sein könne. Dies wäre aber der Tod aller echten Wissenschaft und aller Moral. Allein Schopenhauer ziehe jene Consequenz nicht, sondern begehe den Fehler, mit seiner Ansicht vom Erkennen die Möglichkeit einer vom Willen freien Erkenntniß verbinden zu wollen. Mit der Beschreibung, die Schopenhauer von diesem willensfreien, nur unter Aufhebung der Individualität im erkennenden Subject möglichen, auf die Ideen gerichteten Erkennen gebe, könnte man sich leicht einverstanden erklären, wenn man keine wissenschaftliche Genauigkeit verlangt. „Es ist nur schade, daß ein solches selbstloses, rein objectives Erkennen am wenigsten in das System Schopenhauer's paßt. Denn die Reden, daß das erkennende Subject sich von seinem Willen losreißet, seine Individualität aufgibt, müßten im allerbittersten Ernste genommen werden, d. h. der erkennende Mensch müßte aufhören zu existiren, wenn er die Ideen, welche von Zeit, Raum und Causalität unabhängig sind, erkennen sollte. Man bedenke doch nur, daß Schopenhauer im Anfange ganz allgemein gesagt hat, daß alles, was ins Bewußtsein fällt, Object für das Subject ist, und daß die apriorischen Formen des Erkennens Raum, Zeit und Causalität sind. Alles, was also im Bewußtsein ist, ist diesen Formen nothwendig unterworfen. Damit ist der Strenge nach selbst das sogenannte Abstractionsvermögen verworfen, d. h. die Möglichkeit allgemeine Begriffe zu bilden, denn diese Möglichkeit ergibt sich nicht aus jenen Formen, welche das Wesen des Intellects konstituiren. Und wollte man selbst dies zugeben, so würde das Ergebnis jener Abstraction von Zeit, Raum und Causalität nur unwirkliche Allgemeinbegriffe sein, nicht aber reale Ideen, welche sich selbst in den einzelnen Dingen verwirklichen. Und wie soll es denn endlich das erkennende Subject machen, sich von seinem Willen loszureißen? Es ist ja weiter nichts als ein auf besondere Weise geformter Wille! Alle Vorgänge in ihm können ihren Grund nur in diesem besondern Wollen haben, alles Vorstellen kann nur im Dienste dieses Wollens stehen, d. h. nur ein Werkzeug desselben, also auch weiter nichts sein als ein auf besondere Weise geformtes Wollen. Ein reines, von seinem Wollen losgerissenes Subject des Erkennens ist nach Schopenhauer's Principien eine baare Unmöglichkeit.“**)

Ja wenn man nicht in den Geist der Schopenhauer'schen Lehre eindringt, sondern am Buchstaben kleben bleibt, so ist das vom Wollen losgerissene Erkennen allerdings eine baare Unmöglichkeit. Der Wille ist ja alles in allem nach Schopenhauer, wie sollte es

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, Buch 3.

**) Vgl. Zeitschrift für exacte Philosophie VIII, 4., 353—355.

also etwas geben können, was ihm entwischt? Dieser Einwand liegt ja zu sehr auf der Hand, als daß er nicht jedem sofort einfallen sollte. Aber eben, weil er so auf der Hand liegt, darum ist ihm nicht zu trauen. Sieht man näher zu, so findet man, daß die Losreißung des Erkennens vom Wollen in der ästhetischen auf die Ideen gerichteten Contemplation nach Schopenhauer keine absolute, sondern nur eine relative ist, nur eine Losreißung von den Zwecken des individuellen Willens, nicht aber von dem Willen zum Leben überhaupt; denn auch das ästhetisch contemplirende Subject bejaht noch den Willen zum Leben, da es ja Freude findet am Anschauen der Ideen oder Stufen dieses Willens. Freude ist ja, wie überhaupt Gefühl nach Schopenhauer ohne Willen nicht möglich. Aber der Wille, welcher der ästhetischen Freude zu Grunde liegt, ist nicht mehr der enge, auf die individuellen Zwecke der unter bestimmten räumlich-zeitlichen Verhältnissen lebenden Person, sondern der erweiterte, auf die Ideen gerichtete, der Wille, welcher will, daß die einzelnen Dinge ihren allgemeinen Ideen adäquat seien, und der daher an dem Anblicke adäquater Abbilder der Ideen, sei es in der Natur oder in der Kunst, seine Freude findet. Dem objectiven Erkennen in der ästhetischen Contemplation liegt also ein objectiver Wille zum Grunde, und folglich ist die von Schopenhauer behauptete Losreißung des Erkennens vom Wollen keine absolute, sondern nur eine relative. In der ästhetischen Contemplation entwischt das Erkennen dem Wollen nicht gänzlich, sondern es entwischt nur dem Dienst des persönlichen Willens und tritt dafür in den Dienst des die Ideen bejahenden Willens.

Daß dieses der Sinn des willensfreien Erkennens bei Schopenhauer ist, bedarf zwar für den Kundigen keines Beweises, aber da eben nicht alle, welche über Schopenhauer urtheilen, Kundige sind, so will ich hier noch besonders auf eine Stelle aufmerksam machen, aus der deutlich genug hervorgeht, daß Schopenhauer auch dem willensfreien Erkennen noch einen Willen zu Grunde legt, nur einen Willen höherer Art als den, worin er es für frei erklärt. Schopenhauer leugnet nämlich, daß der Künstler, um eine schöne menschliche Gestalt zu bilden, die an viele Menschen einzeln vertheilten schönen Theile empirisch zusammensuche und zusammensetze. Er erklärt dies für eine besinnungslose Meinung; denn es frage sich, woran der Künstler erkennen soll, daß gerade diese Formen die schönen sind und jene nicht? Nein a posteriori sei überhaupt keine Erkenntniß des Schönen möglich. Welches ist denn nun aber die apriorische Quelle derselben? Schopenhauer antwortet: „Daß wir alle die menschliche Schönheit erkennen, wenn wir sie sehen, im echten Künstler aber dies mit solcher Klarheit geschieht, daß er sie zeigt, wie er sie nie gesehen hat, und die Natur in seiner Darstellung übertrifft; dies ist nur dadurch möglich, daß der Wille, dessen adäquate Objectivation auf ihrer höchsten Stufe hier beurtheilt und gefunden werden soll, ja wir selbst sind. Dadurch allein haben wir in der That eine Anticipation dessen, was die Natur (die ja eben der Wille ist, der unser eigenes Wesen ausmacht) darzustellen sich bemüht; welche Anticipation im echten Genius von dem Grade der Besonnenheit begleitet ist, daß er, indem er im einzelnen Dinge dessen Idee erkennt, gleichsam die Natur auf halbem Worte versteht und nun rein ausspricht, was sie nur stammelt, ihr gleichsam zurufend: «Das war es, was du sagen wolltest!» «Ja das war es!» halte es aus dem Kenner wieder. . . Die Möglichkeit solcher Anticipation des Schönen a priori im Künstler wie seiner Anerkennung a posteriori im Kenner liegt darin, daß Künstler und Kenner das Ansieh der Natur, der sich objectivirende Wille selbst sind. Denn nur vom Gleichen, wie Empedokles sagte, wird das Gleiche erkannt: nur Natur kann sich selbst verstehen; nur Natur wird sich selbst ergründen: aber auch nur vom Geist wird der Geist vernommen.“*)

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, I, 261—263.

Aus dieser Stelle geht deutlich hervor, daß Schopenhauer das willensfreie ästhetische Erkennen so wenig für ein absolut willenloses hält, daß er es sogar aus dem mit dem Naturwillen identischen Willen des Künstlers und Kenners ableitet. Also hat die Willensfreiheit des ästhetischen Erkennens nur eine relative Bedeutung.

Ebenso aber auch verhält es sich mit der von Thilo angegriffenen Raum- und Zeitlosigkeit der Ideen bei Schopenhauer. Auch diese hat nur eine relative Bedeutung. Die Ideen sind nach Schopenhauer nicht absolut raum- und zeitlos. Denn Schopenhauer unterscheidet ja die Ideen als anschauliche, durchgängig bestimmte Allgemeinheiten von den Begriffen als unanschaulichen abstracten, und nimmt viele voneinander unterschiedene und eine zeitliche Stufenfolge bildende Ideen an. Wo aber Anschaulichkeit, Vielheit und zeitliche Stufenfolge ist, da sind ja Raum und Zeit. Also konnte es nicht Schopenhauer's Meinung sein, daß die Ideen absolut raum- und zeitlos sind. Die Freiheit der Ideen von Raum und Zeit konnte demnach bei ihm nur einen relativen Sinn haben, und dieser geht klar genug aus folgender Stelle hervor: „Die Idee und das reine Subject des Erkennens treten als nothwendige Correlata immer zugleich ins Bewußtsein, bei welchem Eintritt auch aller Zeitunterschied sogleich verschwindet, da beide dem Sage vom Grunde in allen seinen Gestaltungen völlig fremd sind und außerhalb der durch ihn gesetzten Relationen liegen, dem Regenbogen und der Sonne zu vergleichen, die an der steten Bewegung und Succession der fallenden Tropfen keinen Theil haben. Daher, wenn ich z. B. einen Baum ästhetisch betrachte, also nicht ihn, sondern seine Idee erkenne, es sofort ohne Bedeutung ist, ob es dieser Baum oder sein vor tausend Jahren blühender Vorfahr ist, und ebenso, ob der Betrachter dieses oder irgendein anderes irgendwann und irgendwo lebendes Individuum ist; mit dem Sage vom Grunde ist das einzelne Ding und das erkennende Individuum aufgehoben, und nichts bleibt übrig als die Idee und das reine Subject des Erkennens, welche zusammen die adäquate Objectivität des Willens auf dieser Stufe ausmachen. Und nicht allein der Zeit, sondern auch dem Raume ist die Idee enthoben; denn nicht die mir vorschwebende räumliche Gestalt, sondern der Ausdruck, die reine Bedeutung derselben, ihr innerstes Wesen, das sich mir anschließt und mich anspricht, ist eigentlich die Idee und kann ganz dasselbe sein bei großem Unterschiede der räumlichen Verhältnisse der Gestalt.“*)

Es geht aus dieser Stelle hervor, daß Schopenhauer den Ideen nur im Vergleich zu den wechselnden Individuen, von deren räumlichen Verhältnissen und von deren Entstehen und Vergehen sie so wie der Regenbogen von der Succession der Tropfen unberührt bleiben, ein unräumliches und unzeitliches Dasein zuschreibt, nicht aber im absoluten Sinne, gerade so wie er den intelligibeln Willensact, als dessen zeitliche Erscheinung er den empirischen Charakter betrachtet, nur in relativem Sinne, nur der Zeitreihe des empirisch sich entfaltenden Charakters gegenüber für unzeitlich erklärt, nicht aber im absoluten Sinne; weshalb ich Liebmann's Polemik gegen die von Schopenhauer behauptete Zeitlosigkeit des intelligibeln Willensactes unverständlich fand.

Ueberhaupt kann man die Gegensätze, die Schopenhauer macht, nicht richtig verstehen, wenn man ihre relative Bedeutung verkennt und sie absolut nimmt. Sowie das Nichts, in welches die Welt nach Verneinung des Willens zum Leben zurückkehrt, nach Schopenhauer's eigener ausdrücklicher Erklärung nur ein relatives ist, so ist auch die von ihm behauptete Willenslosigkeit des ästhetischen Erkennens nur eine relative und die Raum- und Zeitlosigkeit der Ideen ebenfalls nur eine relative. Ja der Wille, das Schopenhauer'sche Ding an sich, ist nur in relativem Sinne das Ding an sich, nicht im absoluten; denn er ist Ding an sich nur in Beziehung auf diese unsere Erscheinungswelt

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. 1, §. 41, S. 247.

als das Wesen derselben, aber nicht im Sinne der absoluten Substanz. Denn sonst könnte ja Schopenhauer seine Aufhebung nicht für möglich halten, und könnte nicht, wie er thut, die Frage aufwerfen, was denn jener Wille, der sich in der Welt und als die Welt darstellt, zuletzt schlechtthin an sich selbst sei?*) Ausdrücklich erklärte Schopenhauer in einem Briefe an mich (vom 6. Aug. 1852) den Willen nur in relativem Sinne für das Ding an sich. „Der Wille ist Ding an sich bloß in Bezug auf die Erscheinung; er ist das was diese ist, unabhängig von unserer Wahrnehmung und Vorstellung; das eben heißt an sich: daher ist er das Erscheinende in jeder Erscheinung, der Kern jedes Wesens. Als solches ist er Wille, Wille zum Leben. Daß er vom Wollen loskommen kann, bezeugt, im Menschen, die Ascese in Asien und Europa durch Jahrtausende. Dies Loskommen oder vielmehr dessen Resultat ist für uns geradezu ein Uebergang ins Nichts; aber alles Nichts ist relativ. Das über diese Erkenntnisse hinausgehende ist absolut transcendent, daher die Philosophie hier aufhört und die Mystik eintritt. Das Ding an sich haben sie stets nur in der Erscheinung zu suchen, als bloß in Bezug auf diese vorhanden, nicht aber in Wolkenkuckucksheim, dahin können wir nicht; dies heißt, es ist transcendent. . . Meine Philosophie unternimmt nicht zu erklären, wie es zu einer Welt wie diese ist hat kommen können, sondern bloß uns darin zu orientiren, d. h. zu sagen was sie sei.“**)

Hätten die Gegner die Relativität der von Schopenhauer dem Willen und den Iden sowie dem Erkennen beider beigelegten Prädicate erkannt, so hätten sie sich manche Einwendung, die sie machen, erspart, hätten manches, worin sie einen Widerspruch finden, für keinen Widerspruch mehr gehalten. Schopenhauer macht z. B. einen Gegensatz zwischen der Art, wie wir den Willen in uns erkennen, und der Art, wie wir den Leib und die Dinge außer uns erkennen. Jener sei uns im Selbstbewußtsein unmittelbar bekannt, diese hingegen seien uns nur mittelbar als Vorstellung gegeben. Saym polemisirt hiergegen und sucht nachzuweisen, daß auch das Selbstbewußtsein uns nicht über das Gebiet der Vorstellung hinausführe.***) Aber dies hat Schopenhauer selbst nicht geleugnet. Er hat die Unmittelbarkeit, die er dem Erkennen des Willens in uns im Gegensatz zu dem Erkennen des Leibes und der Außendinge beilegt, nicht im absoluten, sondern nur im relativen Sinne genommen. Er hat nur sagen wollen, daß der Wille in uns unmittelbarer als alles andere bekannt sei. Er hat nicht leugnen wollen, daß, indem wir von unserm Willen wissen, der Wille von uns vorgestellt wird, also ebenso gut in das Gebiet der Objecte, der Vorstellungen gehört, wie alles andere, was wir vorstellen, sondern hat nur sagen wollen, daß uns im Selbstbewußtsein der Wille nicht als bloße Vorstellung, sondern als reales Wesen gegeben ist, während uns die andern Dinge zunächst nur als Vorstellungen gegeben sind.

Daß dies der Sinn sei, in welchem Schopenhauer den Willen als das uns unmittelbar Bekannte bezeichnet, geht aus der Auseinandersetzung in der „Welt als Wille und Vorstellung“ (II, 219—221) deutlich genug hervor. Schopenhauer bekennet dort ausdrücklich, daß auch der Wille in der innern Wahrnehmung uns noch als Object, als Vorstellung gegeben ist. „Aber dennoch ist die Wahrnehmung, in der wir die Regungen und Acte des eigenen Willens erkennen, bei weitem unmittelbarer als jede andere; sie ist der Punkt, wo das Ding an sich am unmittelbarsten in die Erscheinung tritt und in größter Nähe vom erkennenden Subject beleuchtet wird, daher eben der also intim bekannte Vorgang der Ausleger jedes andere zu werden allein geeignet ist.“†)

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, II, 221.

**) Vgl. Arthur Schopenhauer. Von ihm über ihn, S. 549 fg.

***) Vgl. Saym, Arthur Schopenhauer, S. 20.

†) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, II, 221.

Während Seydel, Hahn, Thilo, Trendelenburg das ganze System Schopenhauer's zum Gegenstande ihrer Angriffe gemacht, haben andere nur gegen einzelne Theile, einzelne Lehren desselben ihre Angriffe gerichtet, so Berthold Suhle gegen die Schopenhauer'sche Lehre von der Causalität in der Schrift: „Arthur Schopenhauer und die Philosophie der Gegenwart. Antimetaphysische Untersuchungen mit besonderer Rücksicht auf die Denker des 18. Jahrhunderts“ (1. Thl., Berlin, W. Weber, 1862). Victor Ruy hat sich vorzugsweise den Schopenhauer'schen Pessimismus zum Gegenstande seiner Kritik gewählt in der Schrift: „Der Pessimismus und die Ethik Schopenhauer's“ (Berlin, A. W. Hahn, 1866).

Da auch diese beiden bei Schopenhauer Widersprüche in den von ihnen zum Gegenstande ihrer Kritik gemachten Lehren finden, so stehe hier noch meine Ansicht auch über diese angeblichen Widersprüche.

Suhle findet zwar sehr gut die Schwächen bei andern Kritikern Schopenhauer's heraus; so hat er die Schwächen der Seydel'schen preisgekrönten Kritik und den wunderlichen Charakter der Swinner'schen Darstellung und Kritik der Schopenhauer'schen Lehre treffend geschildert (S. 19 fg.). Aber für die Schwächen seiner eigenen Hyperkritik war Suhle blind.

Suhle findet einen Grundwiderspruch zwischen Schopenhauer's Lehre von der unmittelbaren apriorischen Gewißheit des Causalitätsgesetzes, welche aller Erfahrung vorangeht, ja dieselbe erst möglich macht, und der dicht danebenstehenden Lehre, daß das Kind und der operirte Blindgeborene die Anwendung des Causalitätsgesetzes erst lernen müssen. Er stellt folgende Stellen aus „Die Welt als Wille und Vorstellung“ (I, 13 fg.) und aus der Schrift „Ueber das Sehen und die Farben“ (S. 10) als einander widersprechend einander gegenüber:

A.

Die Veränderungen, welche jeder thierische Leib erfährt, werden unmittelbar erkannt, d. h. empfunden, und indem sogleich diese Wirkung auf ihre Ursache bezogen wird, entsteht die Anschauung der letztern als eines Object's. Diese Beziehung ist kein Schluß in abstracten Begriffen, geschieht nicht durch Reflexion, nicht mit Willkür, sondern unmittelbar, nothwendig und sicher. Sie ist die Erkenntnißweise des reinen Verstandes, ohne welchen es nie zur Anschauung käme, sondern nur ein dumpfes, pflanzenartiges Bewußtsein der Veränderungen des unmittelbaren Object's übrigbliebe, die völlig bedeutungslos aufeinanderfolgten, wenn sie nicht etwa als Schmerz oder Wollust eine Bedeutung für den Willen hätten. Aber wie mit dem Eintritt der Sonne die sichtbare Welt dasteht, so verwandelt der Verstand mit Einem Schlage, durch seine einzige, einfache Function, die dumpfe, nichts-sagende Empfindung in Anschauung. („Welt als Wille und Vorstellung“, I, 13 fg.)

B.

Das Kind, in den ersten Wochen seines Lebens, empfindet mit allen Sinnen; aber es schaut nicht an, es apprehendirt nicht; daher starrt es dumm in die Welt hinein. Bald indessen fängt es an, den Verstand gebrauchen zu lernen u. s. w. („Ueber das Sehen und die Farben“, S. 10.)

Seit Chessaudin's berühmt gewordenen Blinden hat der Fall sich oft wiederholt und es sich jedesmal bestätigt, daß diese spät den Gebrauch der Augen erlangenden Leute zwar gleich nach der Operation Licht, Farben und Umrisse sehen, aber noch keine objective Anschauung der Gegenstände haben: denn ihr Verstand muß erst die Anwendung seines Causalgesetzes auf die ihm neuen Data und ihre Veränderungen lernen. („Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, 2. Aufl., S. 70; 3. Aufl., S. 72.)

Sieht man diese beiden einander gegenübergesetzten Stellen oberflächlich an, ohne in ihren Sinn einzudringen, so scheinen sie einander freilich zu widersprechen; der Widerspruch markirt sich nach Suhle hauptsächlich durch die gesperrt gedruckten Worte. Unter A wird ein unmittelbares, nothwendiges und sicheres Erkennen des reinen Verstandes, also ein apriorisches Erkennen, unter B ein Lernen, ein Ueben, ein Vergleichen des a posteriori Gegebenen gelehrt. Dort schafft der Verstand durch Anwendung des ihm a priori

gewissen Causalitätsgesetzes mit Einem Schlage die Anschauung der objectiven Welt, hier muß das Kind aus den Datis, welche die Sinne liefern, durch Vergleichung der Eindrücke, welche vom nänlichen Object die verschiedenen Sinne erhalten, die Anschauung erst mühsam erlernen. Ist nun nicht zwischen jener Unmittelbarkeit und dieser Mittelbarkeit, jener Apriorität und dieser Aposteriorität ein completer Widerspruch?

Ich sage Nein. Das Angeborensein einer Function schließt nicht aus, daß die Anwendung derselben auf den empirisch gegebenen Stoff erst gelernt werden muß. Die Unmittelbarkeit und Sicherheit, die Schopenhauer dem Verstande in seiner Function des Anschauens zuschreibt, bezieht sich nur auf die Anwendung des Causalitätsgesetzes, auf den Uebergang von der Sinnesempfindung als Wirkung zu ihrer äußern Ursache überhaupt, aber nicht auf die Erkenntniß der bestimmten Beschaffenheit dieser äußern Ursache. Diese bestimmte Erkenntniß ist vielmehr, wie Schopenhauer nachgewiesen, eine höchst vermittelte. Also nur das Erkennen einer Ursache, eines äußern Objects überhaupt, auf welches die Sinnesempfindung bezogen wird, ist unmittelbare apriorische That des Verstandes. Das Erkennen hingegen der empirischen Beschaffenheit der a priori vorausgesetzten Ursachen ist Sache des Lernens, der Uebung, des Vergleichens der Data der Sinnesempfindung. So löst sich dieser Widerspruch.

Darum ist es auch kein Widerspruch, wenn Schopenhauer die Function des Verstandes eine sichere, untrüglige nennt und dennoch einen Schein als Trug des Verstandes*) annimmt. Sicher, untrüglig ist nur die Function im allgemeinen, das Voraussetzen einer Ursache überhaupt zu der in der Sinnesempfindung gegebenen Affection des Triebes, hingegen in die nähere Bestimmung dieser Ursache kann sich Schein, Trug einmischen.

Es verhält sich mit der Verstandesfunction wie mit jeder andern angeborenen Function. Jede ist nur als eine bestimmte Form der Thätigkeit angeboren. Aber die Anwendung dieser Form auf gegebenen Inhalt oder Stoff muß erlernt werden. Dem Angeborensein widerspricht also das Lernen nicht. Jedes Lernen setzt vielmehr eine angeborene Function voraus.

Hätte Suhle dieses bedacht, so hätte er sich die Bemerkung erspart: „Wer sich zur entschließen will, einmal unbefangen zu überlegen, wie weit denn seine Einsicht in die unübersehbare und tausendfältig verschlungene Kette der Ursachen und Wirkungen in der That reiche, wer sich nur über die einer einzigen Wissenschaft zur Erforschung vorliegenden unzähligen Causalverhältnisse aufrichtig Rechenschaft zu geben versucht, kann der wol einer menschlichen Gehirnsfunction allen materiellen Objecten gegenüber die Allmacht und Unfehlbarkeit zuschreiben, womit der Idealismus sie begabt? Mögen ferner die Anhänger Kant's und Schopenhauer's einen Augenblick absehen von ihrem eigenen vielleicht eminenten Verstande und auf die Menge ihre Aufmerksamkeit richten! Nicht einmal einen angeborenen unbezähmbaren Trieb, ein unablässiges Bedürfniß, von jeder Empfindung oder gar jedem Ereigniß die Ursache zu suchen, werden sie an unserer Gattung entdecken, geschweige denn eine angeborene Fähigkeit, immer die rechte zu finden. Vielmehr zeigen sich die Menschen dazu häufig wenig aufgelegt, träge und ungeschickt, und das reine Interesse, welches den Philosophen, den Naturforscher, den Historiker, den Philologen für die Erkenntniß der Ursachen und Gründe beseelt, ist eine Seltenheit; dem Volke ist jenes Erstaunen fremd, das dem Denker keine Ruhe läßt.“**)

Diese gegen den Idealismus gerichtete Bemerkung Suhle's trifft den Idealismus gar nicht und kann folglich dessen Lehre von der Apriorität des Causalitätsgesetzes nicht erschüttern. Denn der Idealismus behauptet keine „Allmacht und Unfehlbarkeit“ des Ver-

*) Vgl. Ueber das Sehen und die Farben, S. 15.

** Vgl. Suhle, a. a. D., S. 57 fg.

standes, keine unmittelbare „Einsicht in die unübersehbare und tausendfältig verschlungene Kette der Ursachen und Wirkungen“, die uns alles Lernens und Forschens und Erfahrens überhöbe. Er läßt nicht die Kenntniß empirischer Ursachen angeboren sein, sondern nur die formelle Function, jede Veränderung als Wirkung einer Ursache aufzufassen und folglich zu jeder eine Ursache vorauszusetzen, welche Function die Grundbedingung des Forschens nach den empirischen Ursachen bildet.

Sowenig aber als der Idealismus eine unmittelbare angeborene Kenntniß der empirischen Causalverhältnisse behauptet, so wenig behauptet er auch, daß alle unserer Gattung einen angeborenen unbezähmbaren Trieb haben, von jeder Empfindung oder jedem Ereigniß die empirische Ursache zu erforschen. Kant und Schopenhauer wußten so gut wie Suhle, daß nicht alle Menschen geborene Denker und Forscher, nicht alle von dem Triebe nach Ergründung des ursächlichen Zusammenhanges der Erscheinungen beseelt, nicht alle von jenem Erkennen ergriffen sind, das die Mutter der Wissenschaft und Philosophie ist. Sie wußten recht gut, daß es nur wenigen um wissenschaftliche Ergründung der Dinge zu thun ist, die meisten hingegen ihren Intellect nur im Dienste der persönlichen Zwecke ihres Willens anstrengen. Dies hielt sie aber dennoch nicht ab, die allgemeine Angeborenheit der Verstandesfunction, vermöge welcher wir zu jeder Veränderung eine Ursache voraussetzen, zu behaupten, ein Beweis, daß die Annahme der allgemeinen Angeborenheit dieser Function mit der Thatfache, daß nicht jeder zur Erforschung jeder Ursache einen unbezähmbaren Trieb hat, sehr wohl verträglich ist. Und warum sollte auch beides nicht verträglich sein? Folgt doch auch aus der allgemeinen Angeborenheit des Sprachvermögens in der menschlichen Gattung nicht, daß jeder jede Sprache zu lernen einen unbezähmbaren Trieb haben müßte. Man muß sich wundern, daß ein so scharfsinniger Kopf wie Suhle dies übersehen konnte. Aber diese subtilsten Köpfe sehen oft das Aller Einfachste nicht. Vor lauter Subtilität kommen sie zur simplen Wahrheit nicht.

Ich gehe nun zu Victor Kiy's Kritik des Schopenhauer'schen Pessimismus über. Die Idee des Pessimismus ist nach Kiy nur dadurch möglich, daß rein empirisch dem Einzelnen, Individuellen, Unwesentlichen die Gattung des Allgemeinen, Universellen, Wesentlichen beigelegt wird. Auch Schopenhauer höre nicht auf zu wiederholen, daß wahrhaftige Erkenntniß des Wesens der Welt erst eintritt, wenn das principium individuationis (Raum und Zeit) durchschaut, der Schleier der maja zerrissen ist. Nichtsdestoweniger sei er selbst bei der Behauptung seiner pessimistischen Lebensansicht noch in jenem principio individuationis befangen; er gelange nicht wie auf dem Gebiete der Metaphysik auch auf dem der Ethik von der Betrachtung des Einzelnen zu der Erkenntniß des Wesens und nehme das „Hier“ und die Gegenwart als die Erscheinungsform alles Lebens. Die Substituierung der Gegenwart für den Begriff der Zeit überhaupt scheine für Schopenhauer formalerweise der erste Anlaß gewesen zu sein, seiner Ethik eine pessimistische Färbung zu geben, welche dem Grundprincip seines Systems an und für sich fremd ist. Schopenhauer sei dadurch auf den Standpunkt des Einzelnen, Zufälligen, Empirischen gedrängt und habe sich nicht zur Zusammenfassung desselben in der Idee als dem Allgemeinen, Nothwendigen erheben können.*)

Dies ist nach Kiy die Genesis des Schopenhauer'schen Pessimismus. Was nun aber den Widerspruch betrifft, der durch den Pessimismus in die Schopenhauer'sche Philosophie gekommen sei, so besteht er nach Kiy darin, daß Schopenhauer „einerseits die Wesenseinheit des Universums behauptet und deshalb von der Einheit und Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen jenes Wesens als des einen Willens spricht, ja sogar darüber hinaus im einzelnen die absolute Herrschaft der Vernunft anerkennt, andererseits aber diese Zu-

*) Vgl. Kiy, a. a. O., S. 42 fg.

geständnisse, in denen doch das Grundprincip seiner Philosophie enthalten ist, in der Lehre von der schlechtesten Welt, in dem pessimistischen Anflug, den er seiner Ethik gibt, wieder aufhebt“. Hierzu beruft sich Kiy noch auf Rosenkranz' Urtheil*): „Wenn Gesetze in der Welt herrschen, so ist die Omnipotenz des Pessimismus ein Irrthum.“ (S. 67.)

Zunächst die Genesis des Schopenhauer'schen Pessimismus betreffend, ist das von Kiy Gesagte falsch. Nicht dadurch ist Schopenhauer Pessimist geworden, daß er mit seinem Blick an den einzelnen, zufälligen empirischen Uebeln der Welt und des Lebens klebend sich nicht zur Betrachtung des Allgemeinen und des Wesens erhob, sondern dem Einzelnen, Individuellen, Unwesentlichen die Geltung des Allgemeinen, Universellen, Wesentlichen beigelegt hat; vielmehr hat der Schopenhauer'sche Pessimismus seinen Ursprung in seiner Auffassung des allgemeinen Wesens des Lebens. Alles Leben ist nach Schopenhauer wesentlich Leiden.***) „Sahen wir“, sagt Schopenhauer, „schon in der erkenntnißlosen Natur das innere Wesen derselben als ein beständiges Streben, ohne Ziel und ohne Rast, so tritt uns bei der Betrachtung des Thieres und des Menschen dieses noch viel deutlicher entgegen. Wollen und Streben ist sein ganzes Wesen, einem unlöschbaren Durst gänzlich zu vergleichen. Die Basis alles Wollens aber ist Bedürftigkeit, Mangel, also Schmerz, dem er folglich schon ursprünglich und durch sein Wesen anheimfällt. Fehlt es ihm hingegen an Objecten des Wollens, indem die zu leichte Befriedigung sie ihm sogleich wieder wegnimmt, so befällt ihn furchtbare Leere und Langeweile, d. h. sein Wesen und sein Dasein selbst wird ihm zur unerträglichen Last. Sein Leben schwingt also gleich einem Pendel hin und her, zwischen dem Schmerz und der Langeweile, welche beide in der That dessen letzte Bestandtheile sind.“***)

Ferner sagt Schopenhauer: „Wer etwas tiefer zu denken fähig ist wird bald absehen, daß die menschlichen Begierden nicht erst auf dem Punkte anfangen können, sündlich zu sein, wo sie, in ihren individuellen Richtungen einander zufällig durchkreuzend, Uebel von der einen und Böses von der andern Seite veranlassen, sondern daß, wenn dieses ist, sie auch schon ursprünglich und ihrem Wesen nach sündlich und verwerflich sein müssen, folglich der ganze Wille zum Leben selbst ein verwerflicher ist. Ist ja doch aller Greuel und Jammer, deren die Welt voll ist, bloß das nothwendige Resultat der gesammten Charaktere, in welchen der Wille zum Leben sich objectivirt, unter den an der ununterbrochenen Kette der Nothwendigkeit eintretenden Umständen, welche ihnen die Motive liefern; also der bloße Commentar zur Bejahung des Willens zum Leben.“†)

Aus diesen Stellen sowie überhaupt aus allem, was Schopenhauer zur „Charakteristik des Willens zum Leben“, ferner „von der Wichtigkeit und dem Leiden des Lebens“, endlich gegen den „Optimismus“ sowohl in der „Welt als Wille und Vorstellung“ als in den „Parergis“ sagt, geht zur Genüge hervor, daß ihn nicht, wie Kiy behauptet, der Blick auf Einzelnes, Unwesentliches, Zufälliges, sondern der tiefe Blick in das innere allgemeine Wesen der Dinge zum Pessimisten gemacht. Die einzelnen empirischen Uebel, von denen die Welt voll ist, sind nach Schopenhauer nichts Zufälliges, Unwesentliches, sondern sind nothwendige Folge des innern allgemeinen Wesens der Welt, des Willens. Gerade weil Schopenhauer das Uebel der Welt für nothwendig aus dem innern Wesen derselben entspringend und darum nicht bloß jetzt und hier, sondern immer und allerorten gegenwärtig hielt, darum lehrte er, daß keine andere Erlösung vom Uebel möglich sei als die Verneinung jenes Wesens. Es ist daher auch falsch, was Kiy behauptet, daß die „Substituierung der Gegenwart für den Begriff der Zeit überhaupt“, d. h. die Verwechslung

*) Vgl. Wissenschaft der logischen Idee, I, 329.

***) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, I, 366.

****) Ebend., S. 367 fg.

†) Vgl. Parerga, 2. Aufl., Bd. 2 §. 165.

eines vorübergehenden Jetzt mit dem Immer, für Schopenhauer der Anlaß zum Pessimismus gewesen sei. Der Wille, der das innere Wesen und den Kern der Welt bildet und aus dessen Natur die Uebel hervorgehen, ist ja nach Schopenhauer allgegenwärtig, also nicht bloß jetzt und hier, sondern immer und überall thätig.

Was den zweiten Vorwurf Kiy's betrifft, daß ein Widerspruch zwischen Schopenhauer's Metaphysik und Ethik sei, weil er in jener die Wesenseinheit des Univerfums behauptet und deshalb von der Einheit und Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen des Willens spricht, in dieser hingegen durch die pessimistische Lehre von der schlechtesten Welt jenes Zugeständniß, in welchem doch das Grundprincip seiner Philosophie enthalten sei, wieder aufhebt, so habe ich hiergegen Folgendes zu sagen:

Schopenhauer lehrt allerdings die Einheit des Willens auf allen Stufen seiner Erscheinung, auf allen Objectivationsstufen. Aber diese Einheit ist nach ihm voll des Streites und Zwiespalts. Jede höhere Idee oder Willensobjectivation kann nur durch Ueberwältigung der niedrigeren hervortreten, erleidet aber ebendarum den Widerstand dieser, welche, wenngleich zur Dienstbarkeit gebracht, doch immer noch streben, zur unabhängigen und vollständigen Aeußerung ihres Wesens zu gelangen. Wie der Magnet, der ein Eisen gehoben hat, einen fortdauernden Kampf mit der Schwere unterhält, welche, als die niedrigste Objectivation des Willens, ein ursprüngliches Recht auf die Materie jenes Eisens hat; ebenso unterhält jede und auch die Willenserscheinung, welche sich im menschlichen Organismus darstellt, einen dauernden Kampf gegen die vielen physischen und chemischen Kräfte, welche, als niedrigere Ideen, ein früheres Recht auf jene Materie haben. Daher sinkt der Arm, den man eine Weile, mit Ueberwältigung der Schwere, gehoben gehalten; daher ist das behagliche Gefühl der Gesundheit, welches den Sieg der Idee des sich seiner bewußten Organismus über die physischen und chemischen Gesetze, welche ursprünglich die Säfte des Leibes beherrschen, ausdrückt, doch so oft unterbrochen, ja eigentlich immer begleitet von einer gewissen größern oder kleinern Unbehaglichkeit, welche aus dem Widerstand jener Kräfte hervorgeht, und wodurch schon der vegetative Theil unsers Lebens mit einem leisen Leiden beständig verknüpft ist. Daher auch deprimirt die Verdauung alle animalischen Functionen, weil sie die ganze Lebenskraft in Anspruch nimmt zur Ueberwältigung chemischer Naturkräfte durch die Assimilation. Daher also überhaupt die Last des physischen Lebens, die Nothwendigkeit des Schlafes und zuletzt des Todes, indem endlich, durch Umstände begünstigt, jene unterjochten Naturkräfte dem selbst durch den steten Sieg ermüdeten Organismus die ihnen entriessene Materie wieder abgewinnen und zur ungehinderten Darstellung ihres Wesens gelangen. „So sehen wir in der Natur überall Streit, Kampf und Wechsel des Sieges, und werden eben darin weiterhin die dem Willen wesentliche Entzweiung mit sich selbst deutlicher erkennen. Jede Stufe der Objectivation des Willens macht der andern die Materie, den Raum, die Zeit streitig.... Die deutlichste Sichtbarkeit erreicht dieser allgemeine Kampf in der Thierwelt, welche die Pflanzenwelt zu ihrer Nahrung hat, und in welcher selbst wieder jedes Thier die Beute und Nahrung eines andern wird, d. h. die Materie, in welcher seine Idee sich darstellte, zur Darstellung einer andern abtreten muß, indem jedes Thier sein Dasein nur durch die beständige Aufhebung eines fremden erhalten kann, so daß der Wille zum Leben durchgängig an sich selber zehrt und in verschiedenen Gestalten seine eigene Nahrung ist, bis zuletzt das Menschengeschlecht, weil es alle andern überwältigt, die Natur für ein Fabrikat zu seinem Gebrauch ansieht, dasselbe Geschlecht jedoch auch in sich selbst jenen Kampf, jene Selbstentzweiung des Willens zur furchtbarsten Deutlichkeit offenbart und homo homini lupus wird“ u. s. w.*)

*) Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. 1, S. 27, S. 173 fg.

Unsere Zeit. Neue Folge. V. 2.

Dieser Art ist die Einheit des Willens, welche Schopenhauer lehrt. Es ist eine mit sich selbst entzweite, gegen sich selbst streitende Einheit, eine Einheit, welche durch den innern Widerstreit die Quelle alles Uebels wird, indem der eine Wille, sich selbst verkennend, in einer seiner Erscheinungen gesteigertes Wohlfsein sucht durch Hervorbringung großen Leidens in der andern, und so im heftigen Drange „die Zähne in sein eigenes Fleisch schlägt“.*) Es ist der „Thyestes, der sein eigenes Fleisch gierig verzehrt“.**)

Kann man nun noch mit Riv sagen, daß Schopenhauer durch seinen ethischen Pessimismus seiner metaphysischen Lehre von der Einheit des Wesens der Welt widersprochen habe? War nicht vielmehr sein Pessimismus eine nothwendige Folge der Art, wie er diese Einheit auffaßte?

Weit gegründeteter als der Riv'sche Vorwurf wäre, scheint mir, dieser, daß Schopenhauer's Lehre vom Mitleid in Widerspruch stehe mit seinem Pessimismus. Der Wille, der das Wesen der Welt bildet, ist doch nach Schopenhauer kein bloß gegen sich wüthender, die Zähne in sein eigenes Fleisch schlagender, sondern auch, wie in den Acten des Mitleids zur Erscheinung kommt, ein das principium individuationis durchschauender, ein sich in den fremden Individuen wiedererkennender und fremdes Wohl und Wehe wie eigenes fühlender. Im Mitleid sehen wir „die Scheidewand, welcher nach dem Lichte der Natur (wie alte Theologen die Vernunft nennen) Wesen von Wesen durchaus trennt, aufgehoben und das Nicht-Ich gewissermaßen zum Ich geworden“.***)

Es ist also doch der eine Wille, der das Wesen der Welt bildet, nach Schopenhauer selbst kein bloß mit sich entzweiter, sondern auch, wie die Acte der Liebe und des Mitleids beweisen, ein mit sich einiger, ein seine innere Einheit fühlender und erkennender. Die Welt hat ein Gegengewicht gegen den Egoismus, die Bosheit und Grausamkeit aufzuweisen: die Hingebung und Aufopferung der Wesen füreinander. Es gibt nicht bloß eine vom principium individuationis gebildete, sondern auch eine es durchschauende Erkenntniß. Nicht bloß das homo homini lupus, sondern auch das homo homini deus hat Wahrheit.

Aus diesem Grunde durfte Schopenhauer nicht pessimistisch die Welt die schlechteste von allen möglichen nennen, keineswegs aber aus dem von Riv angegebenen Grunde, daß Schopenhauer die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen des Willens anerkennt. Die bloße Gesetzmäßigkeit von Erscheinungen involvirt noch nicht ihre Güte. Das Schlechteste, Verderblichste geschieht ebenso nach Gesetzen, wie das Beste, Heilsamste. Krankheit und Laster haben ebenso ihre Gesetze aufzuweisen wie Gesundheit und Tugend. Auf den Inhalt dessen, was nach Gesetzen geschieht, kommt es an, nicht aber auf die bloß formale Gesetzmäßigkeit, um ihm das Prädicat „gut“ beizulegen.

Ich habe die hauptsächlichsten der Widersprüche, deren Schopenhauer von seinen bedeutendsten neuern Gegnern beschuldigt wird, vorgeführt und gezeigt, welche Verwandtschaft es mit diesen angeblichen Widersprüchen hat, daß sie nämlich bei tieferm Eindringen in seiner Lehre und bei besserem Willen, ihn zu verstehen und Gerechtigkeit gegen ihn zu üben, verschwinden. Gesezt aber auch, es blieben noch manche ungelöste Widersprüche stehen — und meine Absicht ist keineswegs, Schopenhauer für völlig widerspruchsfrei zu erklären — so wäre damit noch keineswegs bewiesen, daß Schopenhauer's Philosophie so wertlos sei, wie die Gegner gern möchten glauben machen. Welches der bisher aufgetretenen Systeme ist denn überhaupt widerspruchsfrei? „Wo ist das System, das von Wider-

*) Bgl. Welt als Wille und Vorstellung, I, 418.

**) Ebd., S. 441.

***) Bgl. Die beiden Grundprobleme der Ethik, 2. Aufl., S. 209.

sprüchen völlig frei wäre?“ sagt selbst der erbitterteste Gegner Schopenhauer's, Ham. *) Die größten Philosophen aller Zeiten haben sich Widersprüche zu Schulden kommen lassen, und doch enthalten ihre Systeme mächtige Wahrheiten, durch die das Menschengeschlecht bedeutend gefördert worden ist.

Der Werth eines Systems besteht nach meinem Dafürhalten nicht in seiner formalen Richtigkeit, sondern in seinem materiellen Wahrheitsgehalt. Es ließe sich sehr wohl ein widerspruchsfreies System denken, das dennoch werthlos wäre, weil es aus lauter Begriffen und Sätzen bestände, denen keine Realität entspricht, aus puren Hirngespinnsten; während daneben ein anderes mit starken Widersprüchen sich denken läßt, das dennoch großen Werth hat, weil unter den einander widersprechenden Sätzen desselben wenigstens der eine Theil bedeutende Wahrheit enthält. Denn von zwei einander widersprechenden Aussagen kann doch wenigstens die eine wahr sein, während von zwei einander nicht widersprechenden alle beide falsch sein können. Wie manches dogmatische System gibt es nicht, das trotz seiner innern Consequenz und Widerspruchlosigkeit doch nur ein Luftschloß ist, während es andererseits an innerlichen Widersprüchen leidende Systeme gibt, die, als wenigstens nach einer Seite im realen Boden wurzelnd, tiefe Wahrheit enthalten.

Weit verhängnißvoller als innerer Widerspruch, ist für die Systeme ihr Widerspruch gegen die Erfahrung, gegen die Thatfachen. Nicht diejenigen Systeme sind die eigentlich werthlosen und aus der Geschichte verschwindenden, die blos innerlich, in der Zusammenstellung ihrer verschiedenen Sätze fehlen und sich Widersprüche zu Schulden kommen lassen, sondern diejenigen, deren Sätze mit der Erfahrung unvereinbar sind, von den Thatfachen Lügen gestraft werden.

Sieht man das Schopenhauer'sche System von diesem Gesichtspunkte aus an, so wird man finden, daß es trotz aller etwaigen Widersprüche, die sich in ihm nachweisen lassen, doch werthvoller ist als alle jene a priori construirenden künstlichen Systeme, die zwar innerlich widerspruchsfrei sein mögen, die aber desto stärker und greller mit den Thatfachen in Widerspruch stehen.

Der tiefe und nachhaltige Eindruck, den die Schopenhauer'sche Philosophie auf jeden Unbefangenen macht, läßt sich gar nicht anders erklären als aus ihrem bedeutenden Wahrheitsgehalt. Man fühlt bei der Lektüre der Schopenhauer'schen Werke, daß hier nicht Hirngespinnste vorliegen, sondern die Natur der Dinge, in Begriffen abgepiegelt.

Statt allerlei Widersprüche in Schopenhauer's System aufzuzählen, hätten sich die Gegner desselben ein größeres Verdienst erworben, wenn sie diejenigen Sätze nachgewiesen hätten, welche der Erfahrung, den Thatfachen gegenüber unhaltbar sind. Durch Aussonderung dieser aus dem System hätte sich alsdann ergeben, was der bleibende Wahrheitsgehalt desselben ist.

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Nach Dr. Petermann in Gotha von der Deutschen Nordpolexpedition angekommen, bis zum 29. Juli reichenden Nachrichten war dieselbe, durch widrige Winde bisher an der norwegischen Küste zurückgehalten, nun endlich in Sicht der Küste von Grönland gekommen. Am 12. Juli hatte man in 74° Br. 10° L. das erste Eis getroffen. Kapitän Kolbewey hält die Saison für viel günstiger als die letzte; die Temperatur ist höher, die Winde beständiger, das Eis loser; doch war vom 9. bis zum 29. Juli

*) Ham, Arthur Schopenhauer, S. 50.

das Wetter sehr neblig. Der schottische Kapitän Gray aus Peterhead sah die Germania am 1. Aug. in 72° 50' nördl. Br., 16° westl. L. In dieser Zeit war das Eis nicht günstig zum Vordringen, aber nachher öffnete es sich rasch, sodaß nach seiner Ansicht die Expedition keine Schwierigkeit haben konnte, die Küste von Grönland zu erreichen. Am 17. Aug. sah Gray viel freies Wasser landwärts, und in einigen Richtungen konnte er westlich von 17 $\frac{1}{2}$ ° westl. L. gar kein Eis mehr erblicken, sodaß auch er der Ansicht ist, die Expedition werde noch in diesem Jahre bedeutend weiter vordringen können. Indem wir denn nun hoffen, daß es dieser deutschen Expedition vorbehalten sein werde, die Nordpolfrage zur endlichen Lösung zu bringen, wollen wir inzwischen einen kurzen allgemeinen Rückblick von dem bisherigen Verlauf der Dinge geben.

Die gegenwärtigen arktischen Unternehmungen unterscheiden sich dadurch wesentlich von den frühern, daß es sich jetzt ausschließlich um die Erreichung des Pols handelt, wobei wir denn zugleich vielfältige wissenschaftliche Ergebnisse erwarten dürfen, namentlich über den Erdmagnetismus, das geheimnißvolle tellurische Nervenleben, dessen Kopf offenbar der Pol ist, dann orographische und hydrographische, geologische und mineralogische, zoologische und botanische Ausbeute aller Art. Die Frage der Nordwest-Durchfahrt, die in den beiden vorigen Decennien in den öben arktischen Gestaden eine geraume Zeit ein so reges Leben hervorrief, scheint schließlich beseitigt worden zu sein, als man nun endlich, zugleich mit dem Helden der Frage, die so lange gesuchte Passage wirklich gefunden hatte. Jener Held war unstreitig John Franklin, nicht, wie wir zu unserer Verwunderung noch dieser Tage von tüchtigen Geographen wiederholt erwähnt gefunden haben, McClure; diesen hat man aus durchaus unzureichenden Gründen für den Entdecker der Nordwest-Durchfahrt erklärt, wie ihm dafür auch die große vom englischen Parlament ausgesetzte Belohnung, die englische Ritterwürde u. s. w. ertheilt wurde. Denn obgleich er der erste war, der vom Pacifischen nach dem Atlantischen Ocean hindurchkam, so war es doch nur mit seiner Person und seinen Genossen, nachdem man sie aus der mehrjährigen Gefangenschaft, in der sie vom Eise gehalten worden waren, und wo sie ihr Schiff zurücklassen mußten, erlöst hatte. Der bloße hydrographische Zusammenhang der Oeane vermittlels der eisbedeckten arktischen Kanäle war aber nicht zu entdecken, war bekannt, im Grunde selbstverständlich. Es handelte sich ja um die Entdeckung einer wirklichen Durchfahrt, die man des Sommers zu Schiffe bewerkstelligen kann. McClure hatte von allen Straßen gerade die eingeschlagen, wo eine Schiffsdurchfahrt nimmer und unter keinen Umständen möglich ist. Es war Franklin, der den richtigen Weg wies. Wie sehr er seine Zeitgenossen an Einsicht überragte, zeigt sich gerade darin, daß man in der Reihe von Jahren, in der man ihn suchte, ihn etwa deshalb nicht fand, weil er den richtigen Weg eingeschlagen hatte, und daß, als man durch Zufall endlich die Stelle fand, wo er geblieben war, man damit zugleich die richtige Durchfahrt gefunden hatte. Obgleich auch er das letzte Glied der Kette verfehlt hatte, indem er nämlich westlich anstatt östlich von King-Williams-Land ging, wofür er mit dem Leben büßte, so war es doch eben das letzte Glied, und er war hart an die rechte Wasserstraße vorgebrungen, die sich denn nun leicht fand. Wir konnten daher in dem Artikel „Die Nordwest-Durchfahrt“ nachweisen, daß es allerdings eine solche Wasserstraße gibt, auf der man des Sommers zu Schiffe hindurchfahren kann: Westküste von Grönland, Lancasterfund, Barrowstraße, Peelsund oder Regent's Inlet und Bellotstraße, dann ununterbrochen hart an der Nordküste des amerikanischen Continents bis zur Beringsstraße. Es ist keineswegs erwiesen, daß diese seit Jahrhunderten eifrigst verfolgte Sache nunmehr gar keine weitere Beachtung verdient.

*) Vgl. „Unsere Zeit“, Erste Folge, VIII, 567 fg.

Vorherhand handelt es sich blos um die Erreichung des Nordpols, womit sich denn einige leichte Hoffnung, die Nordost-Durchfahrt zu machen, verbinden mag. Früher waren Hudson und Scoresby an der Ostküste von Grönland schon ziemlich weit nach Norden gekommen. Dann machte 1827 Edward Parry seine Schlittenfahrt von Spitzbergen aus bis $82^{\circ} 45'$, der höchsten bis jetzt noch erreichten Breite. An der Westküste von Grönland kam Dr. Kane von der Marine der Vereinigten Staaten am weitesten nach Norden; er überwinterte 1853—54 und von 1854—55 in der Kesselsaerbai in $78^{\circ} 27'$ Breite, in Norden der Baffinsbai, dem nördlichsten Winterquartiere, das eine arktische Expedition noch gehabt hat, und führte seine Entdeckungsexpedition bis zur Mündung des Kennedykanals zwischen Grönland und Grinnellland, nördlich vom 81. Breitengrade, wo man ein offenes Meer gewahrte, „dessen Wogen am Horizont mit der Bewegung eines unbegrenzten Oceans einherrollten“. Dasselbe wurde im Jahre 1861 von Dr. Hayes, gleichfalls einem amerikanischen Seemann, bestätigt, der mit seinem Schlitten bis $81^{\circ} 45'$ Breite kam und von einer Anhöhe aus die Küste von Grinnellland noch einen Grad weiter nach Norden mit dem Auge verfolgen konnte.

Den Anstoß zur Wiederaufnahme der arktischen Forschungen gab der Kapitän Eberhard Osborn, einer der ausgezeichnetsten arktischen Entdecker, durch einen im Januar 1865 in der londoner Geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag, welcher damals allgemeinen Anklang fand. Doch sind arktische Unternehmungen gegenwärtig in England keineswegs populär, und die englische Admiralität ist der Aufforderung zur Ausrüstung einer Expedition nicht nachgekommen, die Sache wird eventuell durch Privatmittel ausgeführt werden. Die Route, welche Osborn und mit ihm alle englischen arktischen Autoritäten für die zweckmäßige halten, ist die Kane's durch den Smithsund und Kennedykanal an der Spitze der Baffinsbai. Der Smithsund hat den Vorzug, eine sichere Basis für Boot- und Schlittenfahrten in einer hohen Breite zu bieten; doch läßt diese Route schwerlich die Benützung von Seeschiffen zu, da der Smithsund wahrscheinlich niemals eisfrei wird.

Gleichzeitig mit Osborn erließ Dr. Petermann in Gotha einen begeisterten Aufruf zur Nordpolfahrt, und dieser Aufruf fand allseitig Anklang in Deutschland. Sowol die österreichische wie die preussische Regierung begünstigte das Unternehmen, die nordischen Hafenstädte, vor allem das mächtige Hamburg, steuerten kräftig bei, und bereits im August 1865 konnte der gothaer Kosmograph einen in England gekauften kleinen Dampfer für die Fahrt ausrüsten und absenden. Doch es scheint fast, daß ein unheimlicher Unstern von Anfang über dem Unternehmen gewaltet hat. Kaum in See, wurde das Schifflein durch eine Beschädigung der Maschinen zur Umkehr genöthigt. Das Jahr 1866 war das Kriegsjahr, und Deutschland hatte wenig Lust, sich mit dem Nordpol zu beschäftigen. Doch Petermann verlor keineswegs den Muth, brachte wieder 15000 Thlr. zusammen und ging abermals ans Werk. Ein kleines Segelschiff von 80 Tonnen wurde in Bergen in Norwegen gekauft, für die Eisfahrt mit neuem Holzwerk ausgerüstet, Germania getauft, mit einer Mannschaft von 12 Mann besetzt und dem Kapitän Karl Rodewey, welchem Hildebrandt als zweiter Kapitän gesellt wurde, übergeben. Neue Instruktionen wurden von Petermann gefertigt, und die Germania segelte mit günstigem Winde am 24. Mai 1868 von Bergen ab, Jan Mayen in sechs Tagen erreichend. Die Instruktion schrieb vor, auf Sabineinsel in $74^{\circ} 30'$ Breite an der Ostküste von Grönland zu steuern und sich dann hart an dieser Küste zu halten, indem sie annahm, daß man von dort am leichtesten wieder nach Norden vordringen könne. Am 8. Juni erreichte die Germania den 75. Breitengrad, wurde hier jedoch vom Eise erfaßt und während 12 Tagen gegen 120 Meilen weit südwärts getrieben. Am 20. Juni wieder frei geworden, wandte sich die Germania nach Norden und machte die äußersten Anstrengungen, um an die grönländische Küste heranzukommen; allein eine erste Eisflur erstreckte sich hier

ununterbrochen, soweit das Auge nur reichte, und verwehrte jede Annäherung. Man traf ein bremer Schiff, dessen Mannschaft gleichfalls berichtete, daß das Eis überall dicht und fest stehe. Koldewey beschloß, nordöstlich auf Spitzbergen zu steuern. Die Germania erreichte Spitzbergen am 3. Juli und gewann nach schwerem Kampfe mit dem Eise einen Hafen, wo sie Wasser und Ballast einnahm. Sie fuhr sodann abermals auf Grönland und suchte wieder vergeblich die Küste zu erreichen. Sie hielt sich mehrere Tage lang hart an der Eiskante und kehrte endlich nach Spitzbergen zurück. Koldewey hoffte Gilleland im Osten von Grönland zu erreichen; aber auch hier war des Eises wegen nicht heranzukommen. Am 14. Sept. kam die Germania über die Spitzbergengruppe hinaus bis $81^{\circ} 5' \text{ Br.}, 16^{\circ} \text{ L.}$ Dies war der äußerste Punkt, der erreicht wurde. Die Rückkehr wurde nun erzwungen. Das Jahr war ein überaus ungünstiges gewesen; nach Aussage der Walfischfänger hatte man seit vielen Jahren keine solche Eisanhäufungen gesehen. Koldewey blieb dennoch mit Petermann der Ueberzeugung, daß die eingeschlagene Route längs der Ostküste von Grönland die richtige sei. Kapitän Koldewey machte interessante hydrographische Beobachtungen über das auslaufende Ende des Golfstroms, über Winde und Strömungen im allgemeinen, über den Seehundsfang. Die Seehunde sind sehr zahlreich bei Jan Mayen und Spitzbergen. Drei gute Seehunde ergeben ein Faß Del. Man sieht hier oft 20 Schiffe und mehr mit der Fischerei beschäftigt; die meisten Schiffe sind von Peterhead, Aberdeen und Dundee. Ein Schiff erlegte 6000 Seehunde in einer Woche, ein anderes, die Alexandra, gar 3400 in einem Tage.

Inzwischen haben die Schweden, obgleich ihre Aufgabe in erster Linie gar nicht die Nordpolfahrt war, im vorigen Jahre in dieser Beziehung verhältnißmäßig erhebliche Erfolge erzielt. Im Jahre 1858 besuchten Otto Torell, A. Quennerstedt und A. E. Nordenskiöld Westspitzbergen und brachten werthvolle geologische und botanische Sammlungen und Beobachtungen heim. Dieser günstige Erfolg ermunterte zur Fortsetzung und Erweiterung der Arbeit; mit Unterstützung der Regierung, des Prinzen Oskar und der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm wurden also zwei Schiffe ausgerüstet, welche im Mai 1861 von Tromsøe unter der Leitung von Torell abgingen. Die eigentliche Aufgabe der Expedition, den Meridianbogen von der Süd- nach der Nordspitze von Spitzbergen zu messen, konnte zwar nicht ausgeführt werden, doch war sonst die wissenschaftliche Ausbeute eine erhebliche, namentlich wurden zahlreiche geographische Positionen auf Spitzbergen astronomisch bestimmt und die sehr fehlerhafte Karte des Landes wesentlich berichtigt. Im Jahre 1864 wurde eine dritte Expedition unter Professor Nordenskiöld von der schwedischen Regierung entsandt, welche ihre Erkundungen auf Südspitzbergen und Stor Fiord oder Wijde Jans Water, die mit erstaunlicher Genauigkeit aufgenommen wurden, beschränkte. Vom Gipfel des 3000 Fuß hohen Weißen Berges erblickten die Reisenden das mysteriöse Gilleland im fernen Osten. Im Jahre 1868 entsandte der König von Schweden abermals eine Spitzbergen-Expedition unter Professor Nordenskiöld, welche am 20. Juli 1868 im Postdampfer Sofia von Tromsøe abging. Zu den Aufgaben dieser Expedition gehörte auch ein Versuch zur Erreichung des Nordpols. Nordenskiöld erreichte Eis-Fiord in Spitzbergen am 31. Juli und sammelte hier mehrere interessante geologische Specimina, unter andern Fossilien aus der miocänen Periode, welche den Beweis lieferten, daß Spitzbergen damals ein milderes Klima als gegenwärtig gehabt hat, tothofale Knochen eines Krokodils zwischen der Steinkohlen- und der miocänen Formation. Das ganze Innere von Spitzbergen mit Ausnahme einer kleinen Strecke zwischen Eis- und Belfund ist mit Gletschern überzogen, hier und da von rauhen Felsen durchbrochen; die niedrigen Küsten werden im Sommer vom Eise frei, und eine spärliche Vegetation kommt zum Vorschein. Die Schneelinie liegt in der Höhe von 12—1500 Fuß, das Innere der Inseln ist aber 2000 Fuß hoch, und mehrere Berge erreichen 3000 Fuß.

der Hornsundhorn 4500 Fuß. Die Küsten enthalten viele gute Häfen und geschützte Rheben; die Strömungen sind aber stark, obgleich die Flut nur schwach ist. Man trifft an den Küsten eine große Menge von Treibholz, welches für die Seeleute, die hier schiffbrüchig oder zurückgelassen wurden, eine wahre Himmelsgabe war. Dieses Treibholz wird offenbar von den großen in den Karasee mündenden sibirischen Flüssen geliefert, indem die auf Spitzbergen ziehende Strömung in dem Karasee ihren Ursprung hat. Eben- daher stammt auch wol die Erde, mit der das Meer eis bei Spitzbergen oft bedeckt ist. An den Ufern von Spitzbergen finden sich große Massen von magnetischem Gestein, welches die Magnetnadel so stark anzieht, daß man keine magnetischen Beobachtungen anstellen kann. Das Gebirge ist reich an Steinkohlen; Nordenstiöld fand ein Flöz von einer Meile Länge und vier Fuß Mächtigkeit. Seebögel besuchen in großer Menge diese Inseln, weil die Spalten in den Felsen sich trefflich für die Anlegung der Nester eignen. Die Eibergans hält sich in den niedrigeren Theilen der Inseln auf, welche früh von Eis frei werden, und man glaubt, daß die Vögel stets wieder zu derselben Brutstelle zurückkehren. Am Anfang des Frühlings findet eine merkwürdige Vögelwanderung statt; große Flügel verlassen dann die Spitzbergenküste und ziehen gerade nach Norden, ein Umstand, der auf das Vorhandensein von weiterm Land in Norden schließen läßt. Neben den Seehunden und den Walrossen, den beiden Thierarten, welche den lebhaftesten Schiffsverkehr bei Spitzbergen veranlassen, ist das Renthier von der größten Wichtigkeit, indem dasselbe hauptsächlich die Schiffsmannschaften mit frischem Fleisch versieht. Das Fleisch des Renthiers ist vortrefflich, besonders des Sommers, wenn die Thiere feist sind. Bären kommen in den nördlichen und östlichen Theilen, jedoch nicht häufig vor. Seefische sind selten; die Landseen enthalten jedoch trefflichen Lachs.

Die Sofia begann den Versuch ihrer Nordpolfahrt Ende August und gelangte zuvörderst bis $81^{\circ} 9'$, wo sie vom Eise erfaßt und südwärts getrieben wurde, gerade wie der Germania einige Wochen vorher in $81^{\circ} 5'$ geschah. Nach acht Tagen, nämlich am 8. Sept., war das Meer ringsumher frei. Die Sofia ging also wieder vor und suchte, als sie an die Kante des Eises kam, mit der größten Beharrlichkeit in jeder Gasse, die sich zu öffnen schien, einzudringen. Man gelangte so bis $81^{\circ} 42'$, also um ein gutes Stück weiter als die Germania. Dann mußte aber auch die Sofia wieder zurück. Man machte noch einen Versuch, in das Eis einzudringen; es war aber schweres Eis, während zwischen den Eisefeldern sich jetzt auch junges Eis zu bilden anfing. Am 4. Oct. war ein Sturm zu bestehen, und die Sofia gerieth in große Gefahr, da das Eis am Steuerbord ein Loch einschlug. Nur mit der äußersten Anstrengung, indem das ganze Gelehrten-corps mit an den Pumpen arbeitete, gelang es, das Schiff nach Spitzbergen zurückzubringen, wo die Reparatur vorgenommen wurde. Dies war nicht sobald berichtet, als der Hafen anfing einzufrieren und die Expedition warnte, es sei hohe Zeit, die Campagne zu schließen. Sie stach mit aller Eile in See. Eine von der schwedischen Expedition von 1861 zurückgelassene Proviantsniederlage wurde mitgenommen und vollständig wohl erhalten befunden. Die Sofia kam am 19. Oct. in Tromsøe wieder an. Die Expedition hat wichtige Untersuchungen angestellt über die Strömungen, das Eis, die Tiefe und die Temperatur des Meeres, die Geologie und die Naturgeschichte Spitzbergens. Professor Nordenstiöld ist der entschiedenen Meinung, daß es unmöglich sei, zu Schiffe nach dem Nordpol zu gelangen. Er erklärt „die Ideen eines offenen und verhältnißmäßig wärmern Polarbodens für durchaus chimärisch“. Er und der Kapitän von Otter, der die Sofia befehligte, sind der Ansicht, das einzige Mittel, den Nordpol zu erreichen, sei vermittels Schlitten im Frühlinge, ehe der Schnee, welcher das Eis bedeckt, seine harte Kruste verliert.

Während die Deutschen und Schweden die Route über Spitzbergen und die grön-

ländische Ostküste in Angriff genommen, die Engländer und Amerikaner für ihre Projecte die Smiths Sundroute sich erlesen haben, ist die Beringsstraße die Route der Franzosen. Die Aufmerksamkeit der Sociéte de Géographie und der sonstigen gelehrten Welt in Frankreich wurde auf diesen Weg durch den Eifer Gustav Lambert's gerichtet, welcher zum Führer einer dorthin gerichteten Expedition gewiß sehr befähigt wäre. Früher Schüler der Polytechnischen Schule, später Seemann, vereinigt er in seltenem Grade allgemeine wissenschaftliche mit nautischer Bildung und ist außerdem durch eine Seefahrt im Norden von Ostibirien speciell auf die betreffende Region vorbereitet. Diese Straße scheint wirklich viel voranzuhaben; während die Grönland-Spitzbergenroute gerade die complicirtesten Eisströmungen quer durchschneidet, scheint sie gegen die Strömungen besonders geschützt zu liegen, sodas hier, wenn irgendwo, ein freies Meer zu erwarten wäre; während der stets eisgesperrte Smithsund-Kennedykanal kein Schiff durchläßt, scheint es hier eher möglich, ein Schiff nach der Circumpolarregion hinaufbringen zu können. Dagegen würden durch die lange Reise um das Cap Hoorn oder das Cap der guten Hoffnung die Kosten sehr bedeutend erhöht werden; auch verlangt Lambert für seine Expedition das Zehnfache der Summe, mit welcher die deutsche Expedition unternommen wurde. Der Kaiser Napoleon eröffnete die Subscriptionsliste mit 50000 Frs. aus seiner Privatkasse, und Lambert fand sonst nicht unerhebliche Unterstützung; dessenungeachtet ist am Kostenpunkte, vorderhand wenigstens, das Unternehmen gescheitert.

Die Erforschung des arktischen Meeres nördlich von der Beringsstraße würde jedenfalls wichtig sein, soweit sie auch immer reichete. Namentlich wäre es von großem Interesse, über die große und hohe Insel Wrangelland, welche der amerikanische Walfischjäger Long, wenn auch nicht neu entdeckt, doch zum ersten mal näher gesehen hat, weitere Auskunft zu erhalten. Die Insel ist zwar schon seit längerer Zeit auf der russischen, französischen und englischen Karte angegeben; die englische Karte bemerkt bei der Insel: „Extensive land with high peaks.“ Wrangell, welcher in den Jahren 1820 und 1821 im Auftrage der russischen Admiralität das ostibirische Meer beschiffte, führt an, das die Bewohner des Cap Jakan meldeten, eine große Insel sei mitunter von jenem Vorgebirge aus sichtbar; allein obgleich Wrangell sich alle Mühe gab, gelang es ihm doch nicht, die Insel zu finden. Sie wurde dann im Jahre 1849 von dem zur damaligen Franklin-Expedition gehörenden englischen Kapitän Kellet erblickt, jedoch unter Umständen, welche ihn veranlaßten, die Existenz der Insel als zweifelhaft zu bezeichnen. Kapitän Long hat nun zum ersten mal eine Aufnahme der Südküste der Insel vornehmen können. Dieselbe liegt in 74° Br., an 6 Grade nordwestlich von der Beringsstraße und 100 Meilen nördlich von Cap Jakan an der sibirischen Küste. Nach einem Briefe Long's an den Marquis de Chasseloup-Laubat, Präsidenten der französischen Geographischen Gesellschaft, fuhr er zwei Tage lang längs der Südküste der Insel hin. Das Eis verhinderte eine Landung an der Küste. Die niedrigeren Theile des Landes waren gänzlich frei von Schnee und erschienen grün, wie mit Vegetation bestanden. Long sah einen Berg, 2840 Fuß hoch; derselbe hatte das Ansehen eines erloschenen Vulkanes. Hohe Gebirge zogen in nördlicher Richtung in die Ferne. Kapitän Long hält das Land für bewohnt; auf einem Vorgebirge bemerkte er eine Anzahl von aufrechtstehenden und liegenden Pfählen; er gewahrte jedoch keinen Menschen. Man sah viel Treibholz und eine große Menge von Walrossen. Wie weit die Insel sich nach Norden erstreckt, vermag niemand zu sagen.

Man fängt in England an, über Livingstone's Verbleiben beunruhigt zu werden. Isabel Burton, die Frau des berühmten Reisenden Hauptmann Burton, der sich gegenwärtig im Orient aufhält, stellt in einem in den englischen Zeitungen veröffentlichten

Schreiben die Vermuthung auf, daß der Reisende in Lucenda oder Lunda, der Hauptstadt des mächtigen Muata (Königs) Casembe, südlich vom Tanganjikasee, von wo die letzten Nachrichten von Reisenden kamen, gefangen zurückgehalten sei. „Unglücklicherweise“, sagt sie, „hat Dr. Livingstone, ungleich dem Hauptmann Burton, den Moslem sich nie zum Freunde gemacht. Er hat die rohen Afrikaner, den niederträchtigen und mörderischen Fetischanbeter, offen vorgezogen, und in Zanzibar müssen die in seinen Werken enthaltenen Angriffe gegen die dortige Staatsreligion sehr wohl bekannt sein. Die Maskat-Araber sind, wie mein Gemahl schon vor langer Zeit berichtete, allmächtig in der Stadt des Casembe, und wird Dr. Livingstone dort zurückgehalten, so geschieht es wahrscheinlich auf ihr Anstiften.“ Dagegen ist Sir Roderick Murchison, der Präsident der londoner Geographischen Societät, noch immer voller Zudersicht hinsichtlich der Rückkehr seines Landsmannes. Er schreibt an den „London Scotsman“: „Meine Ansicht, mein Freund sei wirklich nach Westen von Tanganjika gegangen, um zum Atlantischen Ocean zu gelangen, stützt sich auf die Vermuthung, er werde sich überzeugt haben, daß dieser See, welcher durch Zuflüsse vom Süden und Osten gespeist und wahrscheinlich durch höheres zwischenliegendes Land und auch durch tieferes Niveau von den großen äquatorialen Seen getrennt wird, seine Ausflüsse nothwendigerweise nach Westen senden müsse. Ich nehme deshalb an, daß er jenen Ausflüssen folgen und damit die wahre Wasserscheide seiner eigenen Region von Südafrika bestimmen werde. Weil alle Forschungen Livingstone's sich ausschließlich auf jene Region beziehen und die Nilseen des äquatorialen Afrika gar nicht berührt haben, so bin ich überzeugt, daß er es sich besonders angelegen sein lassen werde, den Lauf der Flüsse zu bestimmen, welche vom Tanganjika nach dem Atlantischen Ocean ziehen. Daß es solche Flüsse gibt, scheint mir gewiß zu sein, denn sie sind auf der Karte des Duarte Lopez vom 16. Jahrhundert angegeben, von welcher Major in seinem vortrefflichen Werke über das Leben des Prinzen Heinrich von Portugal eine reducirte Copie gibt. Sollte der mächtige Congo, der eine sehr große Wassermasse aufzunehmen vermag, nicht einer von diesen Flüssen sein? Weshalb sollten wir nicht annehmen, daß einer oder mehrere von ihnen an der Westküste in Sümpfen oder Lagunen endigen oder im Sande versiegen, gerade wie der große südafrikanische Fluß Limpopo endigt, wie der unternehmende Reisende Saint-Vincent Erskine, welcher demselben bis zur Ostküste folgte, neuerdings gezeigt hat? Ein Blick auf die Karte von Afrika beweist, daß die Entfernung vom Tanganjika bis zur Westküste fast dreimal so groß ist wie die zwischen jenem großen Frischwasser und Zanzibar an der Ostküste, und demnach muß, falls der große Reisende jenen Weg eingeschlagen hat, eine lange Zeit verfließen, ehe wir von ihm Nachrichten erhalten können. Wir brauchen also meiner Ansicht nach noch gar nicht zu der Hypothese seiner Gefangenschaft unsere Zuflucht zu nehmen. Was für Speculationen man während seiner Abwesenheit auch immer aufnehmen mag, ich setze ein so unbeschränktes Vertrauen in die Beharrlichkeit, Entschlossenheit und herculische Körperkraft Livingstone's, daß, mag er auch noch so lange aufgehalten werden, ich fest der Meinung bleibe, er werde jedes Hinderniß überwinden und aus Südafrika an derselben Westküste hervortreten, an der er nach seinem ersten großen Marsche durch jene Region wiedererschien.“

Sir Samuel Baker's Expedition nach den Nilquelllanden, von der man große politische Resultate, wie die Eroberung ausgedehnter und reicher Territorien für den Khedive von Aegypten, erwartet, ist nunmehr vollständig organisiert. Die zur Eröffnung des Handelsverkehrs mit den Eingeborenen bestimmten Waaren sind bereits nach dem Innern abgegangen, und man erwartet, daß das gesammte Material gegen Ende October in Chartum (der Hauptstadt von Sudan an der Mündung des Blauen Nils) angekommen

sein wird. Das Baker zur Verfügung gestellte Truppencorps von 1500 Mann ist gleichfalls abgegangen. Eine Flotille von 10 Dampfern und 30 Segelschiffen geht demnächst von Kairo nach Chartum. Darunter befinden sich 50 Schiffszimmerleute, welche auf dem Albert Njansa Schiffe bauen werden. Sir Samuel Baker und Gefährten, Lady Baker, Lieutenant J. A. Baker von der englischen Marine und ein Arzt, wollten Mitte September von Suez abreisen. Nach Baker's Ankunft in Innern ist eine seiner nächsten Aufgaben die Unterdrückung des Sklavenhandels. Die von den Sklavenschiffen befreiten Neger werden auf einem fruchtbaren Landstrich am Nilufer angesiedelt. Es soll ein Register geführt werden, in welches der Name jedes befreiten Sklaven, das Datum und die näheren Umstände seiner Befreiung eingetragen werden, und jeder erhält ein Testere oder Paß, welcher die Freiheit des Inhabers erklärt. Die Befreiten werden mit Baumwollsaat und andern Sämereien sowie mit Ackergeräthen versehen, Wasserräder zur Irrigation werden errichtet. Die landwirthschaftlichen Arbeiten stehen unter der Controle angestellter Oberaufseher. Dem Baumwollbau gedenkt Baker besondere Aufmerksamkeit zu widmen, zu welchem Behufe die Expedition Aussaat von den feinsten Sorten, Pflüge und alles sonst erforderliche Geräth mitnimmt. Dieselben werden den ägyptischen Soldaten eingehändigt, welche gute Landwirthe sind, da man sie aus den Fellahien genommen hat. Nach einem fruchtbaren Lande geführt, wo der reichliche Regen sie der mühsamen künstlichen Irrigation von Unterägypten überhebt, werden sie sich hier als Landwirthe niederlassen und die Waffen nur im Falle der Nothwendigkeit gebrauchen. Es sollen aber ägyptische Militärcolonien gegründet und die einheimischen Stämme angehalten werden, miteinander in Frieden zu leben und zur Verhütung von Hungersnoth eine nach Verhältnis ihrer Volkszahl bemessene Landstrecke mit Getreide zu bestellen. Von Gondokoro soll eine gute, für Räderfuhrwerk brauchbare Landstraße dem Nil parallel 90 Meilen weit bis an den Anfang der dortigen Stromschnellen, in 3° 22' Br. gebaut und an jenem Punkte, von wo der Fluß bis zum Albert Njansa schiffbar ist, soll das Hauptdepot der Colonie gegründet werden.

In Verbindung mit dem Unternehmen steht ferner in Aussicht eine Eisenbahn von Suakim, dem Hafensorte am Rothen Meere, nach Chartum, eine Bahn, welche ohne Zweifel die großen Ressourcen jener fruchtbaren Gegenden am obern Nil in wunderbarer Weise nach rufen würde. Die Baumwolle und sonstigen Producte der Plantagen könnten alsdann in Suakim verschifft werden und würden durch den Suezkanal in wenigen Tagen im Mittelmeere ankommen. Die bereits so riesigen Einkünfte des Aethiops würden dadurch in unberechenbarer Weise erhöht werden.

Halévy, der bekannte Abyssinienreisende, gibt in den Transactionen der französischen Geographischen Gesellschaft einen Bericht über die Falascha oder den abyssinischen Juden. Die Falascha, d. h. Einwanderer, sind zwar im ganzen von den christlichen Abyssinern im körperlichen Aussehen wie auch in der Kleidung nicht verschieden, sind jedoch dunkler und belebter, auch sind die Augen nicht so länglich, und das Gesicht ist kürzer. Sie haben besondere Aehnlichkeit mit dem heidnischen Stamme der Agau in Nordabyssinien, auch überlegen sie die Bibel in dem Agaudialekt und sagen die Gebete in demselben her. Ihre Religion ist ein Mosaismus, gegründet auf eine im Gees abgefaßte Uebersetzung der Bibel und durch locale Einflüsse modificirt, sodas ihre Sekte sowohl von den Rabbinisten wie von den Karaiten und den Samaritanern abweicht. Polygamie ist nicht gestattet. Die Beschneidung findet am siebenten Tage statt. Die Weiber tragen keine Kopfbedeckung, nur Priester den Turban. Sie essen kein rohes Fleisch wie die Amhara. Am Sabbath gehen sie über kein fließendes Wasser, woher ihr Name Kaili, d. h. gehe nicht über. Ihre Namen stammen aus dem Hebräischen, dem Gees

und dem Amhara. Die Kinder lernen die Bibel, die Psalmen, die Gebete und die heilige Geschichte. Beim Gottesdienste sind die Geschlechter getrennt; es wird Weihrauch gebrannt. Die Gebete sind sehr schön. Ihre religiöse Hoffnung ist auf Jerusalem gerichtet, ihre Vorstellungen vom Messias sind jedoch sehr dunkel. Sie sind mit der hebräischen Sprache ganz unbekannt und wissen nichts von den nach Fra's Zeit eingeführten Gebräuchen. Sie feiern demnach weder Hanukah noch Purim. Jedoch besitzen sie eine im Stil der Midrasch abgefaßte religiöse Literatur; halten den Sabbat streng und haben außerdem gewisse monatliche Halbfeste an den Tagen, welche mit denen der Hauptfeste correspondiren, um sich an dieselben zu erinnern. Sie haben demnach in jedem Monat acht Tage, an denen sie keine Arbeit verrichten. Die Frommen fasten Montags und Donnerstags. Am 9. Ab ist das Fest zur Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems. Sie waschen sich vor der Mahlzeit und sagen Dank nach derselben. Das Schlachtwieh wird nach bestimmter, althergebrachter Weise geschlachtet. Sie bringen Opfer an den Festtagen und für die Ruhe der Todten. Ihre Begräbnißplätze liegen von ihren Wohnungen entfernt. Die Frauen werden den Männern gleichgeachtet; sie tragen weder Schleier noch werden sie im Harem gehalten. Ein Sklave dient nur sechs Jahre. Die Anzahl der Falascha beträgt an 250000.

Lessops, nunmehr am Ende seiner vieljährigen Beschäftigung bei der Durchschneidung des Isthmus von Suez, macht den Vorschlag, jetzt den Isthmus von Korinth zu durchschneiden. Der Korinthkanal würde die Fahrt von Marseille nach Konstantinopel um 14, die von Triest nach Konstantinopel um 20 Stunden kürzen. Die Länge des Kanals würde nur $2\frac{1}{2}$ Meilen betragen, die Kosten nur 12 Mill. Frs., falls er im Frühling 1870 angefangen würde, indem dann ein großer Theil der bisher beim Suezkanal beschäftigten Leute leicht nach dem neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit befördert werden könnte.

Inzwischen hat die Vollenbung des Suezkanals die Engländer zu neuem Eifer erregt, die Linie zu eröffnen, welche unter Umständen eine noch directere Verbindung mit Indien bewirken könnte, die über Mesopotamien. Sie suchen zuvörderst den uralten Verkehr zwischen Indien und dem Persischen Golf neu zu beleben. Ein Vertrag mit dem Fürsten von Bahrein an der Euphratmündung ist abgeschlossen und eine Dampfschifflinie soll dort ihre Station haben. Sollte es nicht möglich sein, da doch die natürlichen Verhältnisse dieselben geblieben, das großartige Leben der Vorzeit in Mesopotamien wieder wach zu rufen? Babylon und Ninive hatten nach Herodot je 480 (englische) Meilen im Umfange, und noch bestehen die Ruinen, welche von Lieutenant Low und andern englischen Reisenden neuerdings wieder untersucht wurden und von der Macht jener Städte zeugen. Die Ruinen von Babylon erstrecken sich vom jetzigen Dorfe Mohamil bis Birs Nimrud, dem Belusthurm, 16 Meilen weit. Die Bibel nennt „die goldene Stadt“, obwol sie in einer niedrigen Ebene lag, einen Berg, wegen der großen Höhe ihrer Mauern, Thürme, Paläste und Tempel. Die Stadtmauern maßen 350 Fuß in der Höhe und 87 Fuß in der Dicke. Die Ruinenmasse bildet jetzt ein Gebirge. Die Arbeit war so vortrefflich, daß manches noch sehr wohl erhalten ist. Die Mauern in El Rasr, einem der Königspaläste, kommt der besten modernen europäischen Arbeit gleich und ist in der That in so wohl erhaltenem Zustande, daß Rich, welcher diese Ruinen aufs gründlichste untersucht hat, anfänglich zweifelte, daß es wirklich eine babylonische Ruine sei. Es steht hier eine einsame, gewiß uralte Tamaris mit langen hängenden Zweigen und cederartig feinem Laub, ein Baum, der gegenwärtig im Lande sonst gar nicht weiter vorkommt, und betrauert die große Vergangenheit. Doch unter den belebenden Schwingen des großen Weltverkehrs, sollte er wieder diesen seinen alten Weg nehmen, dürfte jene wunderbare

Welt, so fern und so großartig, daß sie uns wie eine Märchenwelt erscheint, wol wieder aufsteigen in der alten Pracht.

D. B. Robertson, der englische Consul in Kanton, gibt einen für Kalkutta beunruhigenden Bericht über die Zunahme der Opiumcultivir in China. Der chinesische Opium nimmt fortwährend sowohl an Qualität wie an Quantität zu, sodaß er jetzt dem Malwaopium gleich ist, wenn auch nicht ganz so kräftig von Geschmack. In Kanton mischen die Opiumrauchläden drei Zehntel des chinesischen mit sieben Zehnteln des indischen Stoffes; im Innern braucht man hauptsächlich den chinesischen Stoff wegen seiner Wohlfeilheit. Robertson meint, der Preis der indischen Waare müsse herabgesetzt werden, wenn sie sich auf dem Markte halten solle. Werde indische Ausfaat eingeführt, so würde der chinesische Opium dem besten indischen gleichkommen; die Chinesen würden bald lernen, den Stoff so gut zuzubereiten wie die Bengalen. Der blaue Dunst, den die Chinesen sich mit dieser Drogue vormachen, ist bekanntlich für Indien eine Sache von der höchsten Wichtigkeit. Der Werth der Opiumeinfuhr in China stieg von 6 Mill. Pfd. St. im Jahre 1863 auf 11 $\frac{1}{4}$ Mill. im Jahre 1866, fiel aber im Jahre 1868 wieder auf 9 Mill. Pfd. St.

Professor Bambergy gibt in englischen Zeitschriften eine Abhandlung über die Syrkanische Wüste, welche einen interessanten Beitrag zur Kunde des jetzt so wichtigen Centralasiens enthält. Die Syrkanische Wüste ist der große Landstrich, welcher sich von der Ostküste des Kaspiens bis zum Drus und vom Aralsee bis Persien und Afghanistan erstreckt. Ihre größte Länge beträgt 600, ihre Breite 400 Meilen. Fast dieser ganze weite Flächenraum verdient mit vollem Rechte den Namen der Wüste, sowohl wegen der unfruchtbaren Bodenbeschaffenheit wie wegen des Mangels einer anständigen Bevölkerung. An der Ostküste des Kaspiens ist der Boden entweder harter Thon oder steinig und, den Großen und Kleinen Balkan ausgenommen, überall flach. Weiter im Innern trifft man dann endlose Reihen von Sandhügeln, dem Reisenden ein furchtbares und gefährliches Hinderniß, weil der grundlose feine Sand unter dem Fuße des Kamels und des Menschen ausgleitet, keinen festen Tritt gestattet, und weil die Hügel fortwährend die Stellung verändern. Oft findet der Reisende eine lange Hügelkette, wo er wenig Tage vorher eine ebene Fläche mit festem Boden sah. Die Hügel sind gegen 2—300 Fuß hoch. Diese vielgefürchteten Kumluk (Sandstellen) fangen gewöhnlich mit einer leichten Undulation des Sandbodens an, die Bodenwellen treten dann dichter und dichter aneinander, und bald findet man sich unvermerkt auf dem Rücken einer Anhöhe. Der Sand ist jedoch nicht ganz und gar kahl, wie man vermuthen sollte. Der müde Reisende trifft hier und da Vegetation, kümmerlich, wie der armselige Boden; hier langes Gras, das Mitte April aufschießt, Anfang Mai schon verdorrt ist, dort ein seltsames Gewächs, das sich aus den Spalten des hartgebackenen Thones herauszwängt. Man findet eßbare Möhren und Radisheschen, die aber sehr fest im Boden stecken, beträchtliche Strecken sind mit Gestrüpp bewachsen, bestehend aus stammlosen Bäumen, 10—15 Fuß hoch, deren dicke Aeste dicht am Boden entspringen. Dieselben stecken so lose im Boden, daß sie fast beim ersten Griff umfallen; ihr Holz verbrennt schnell und fast ohne Rauch zu Asche. Das Klima ist ein sehr rauhes; des Sommers steigt die Hitze über 120° F., des Winters ist es bitter kalt, und wüthende Orkane aus Nordosten stürmen einher. Allein alle diese Schrecken fürchtet der Reisende nur wenig; es ist der Mensch, der umherstreichende turkomanische Räuber, räuberischer und grausamer als der nubische Löwe, der seinen Weg mit tausendfacher Gefahr bedroht. Keine Karavane wagt es daher, einen Theil der Syrkanischen Wüste zu durchziehen, ohne von Turkomanen escortirt zu werden. Das

ist also ungefähr soviel, wie den Bod zum Gärtner machen. Selbst im besten Falle ist man nicht sicher, daß die Escorte nicht von einem feindlichen Stamme angefallen werde, denn sie sind fortwährend in Fehde miteinander. Nicht den Tod allein hat man vom Turkomanen zu fürchten, sondern Sklaverei, schlimmer als der Tod. Um also die Räuber zu vermeiden, zieht man gerade durch den ödesten und schwierigsten Theil der Wüste oder in einer Jahreszeit, welche für die Räuber weniger günstig, deshalb für den langsam reisenden Kaufmann vortheilhafter ist. Für den Eingeborenen von Centralasien, der nach Persien reist, ist schlechtes Wetter der einzige Feind; der Persier aber, der nach Khiva geht, läuft, außer der Gefahr, vom Sandstürme begraben oder vom Durst umgebracht zu werden, noch die, in Fesseln auf den Sklavenmarkt von Khiva zu kommen.

Die Hauptstraße von Persien nach Khiva, Etrel Jolu genannt, geht von Astrabad an der Nordgrenze von Persien nach Mebemin an der Südgrenze von Khiva, zwei Tage Ritt von der Hauptstadt. Wählt man dieselbe, so erwirbt man den Schutz eines einflussreichen turkomanischen Häuptlings vom Jomutstamme, welcher die Karavane beschützt und bewacht. Nicht allein die Waaren, sondern auch die Reisevorräthe, die Kleidungsstücke, der Proviant, werden seiner Obhut übergeben. Der reiche Kaufmann stellt sich arm, um die habgierigen Blicke der Nomaden nicht anzulocken, ist das karglichste Mahl, schläft, in Lumpen gehüllt, auf dem bloßen Erdboden, während seine bezahlte Wache seine Kleidung, sein Bett und seine Speise gebraucht. Einige geben sich sogar für Diener der Turkomanen und setzen sich dabei Beschwerden aller Art aus. Das dauert freilich nur vier oder fünf Tage, bis man an den Zeltlagern der Nomaden und deren Weideplätzen am Gurgan und Etrel vorbei und in der eigentlichen Wüste ist, wo man bis zum Balkan nur selten Heerden und Zelte findet. Am Ostabhange dieses Gebirges findet man im April reichlichen Pflanzenwuchs, allein im Mai ist schon alles verdorrt. Die Karavananen reisen also sicherer in dieser Jahreszeit, da die Turkomanen dann kein Futter für ihre Pferde haben, während die Kameele an den Disteln, die überall reichlich vorkommen, Nahrung finden. Je furchtbarer die Wüste ist, desto sicherer wird sie gegen die Bosheit der Menschen. Der Reisende kämpft unverzagt mit Sturwind, Sandsturm, Wassermangel, wenn er nur den unbarmherzigen Räubern entgeht. Der wasserlose Theil der Wüste geht nach der gewöhnlichen Annahme vom Ufer des Etrel bis an die Grenze von Khiva, wo künstliche Kanäle das reine Druswasser herbeileiten; wahrscheinlich gibt es jedoch Quellen am Südbhange des Balkans, welche die Jomut, die sie besitzen, mit großer Sorgfalt geheimhalten, auch am Nordabhange wird es Quellen geben. Sonst aber gibt es nicht einen Tropfen Wasser auf dem ganzen Wege, eine Strecke von 300 Meilen, die selten unter 10—12 Tagen zurückgelegt wird.

Die zweite Straße, Tede Jolu genannt, weil sie durch das Gebiet des Tede Stammes geht, beginnt bei Budschnurd, setzt über den obern Etrel, läuft ostwärts an den Ledschend-Morästen entlang und dann durch eine größtentheils mit guten Quellen und Grasweiden versehene Strecke und ist außerdem 100 Meilen kürzer als die erste. Sie war die Hauptstraße im vorigen Jahrhundert und in frühern Zeiten. Nadir-Schah stellte auf derselben seinen schleunigen Rückzug an, ließ unterwegs jedoch zwei Geschütze in den Sandhügeln zurück. Die Straße wird gegenwärtig nicht benutzt, weil die Teden, welche sie beherrschen, mit ihren Nachbarn stets Fehde haben und niemand ihnen traut.

Die dritte Straße, Deregus Jolu, durchschneidet die Wüste im schmalsten Theile zwischen Deregus, einem kleinen persischen Grenzorte, und Hefaresp in Khiva. Sie ist nur 12 Tagereisen lang, von welchen 8 in tiefem Sande mit drei Brunnen mit bitterm Wasser und 4 durch Sitze viehzüchtender Turkomanen gehen. Dieser Weg kann von niemand benutzt werden, der irgendetwas zu verlieren hat, oder der nicht mit den

Turkomanen im besten Einvernehmen steht. Sie dient daher wol als Straße von Turkestan nach Iran, nicht aber umgekehrt.

Außer diesen Routen zwischen Persien und Schima hat man noch die von Schima nach Merv, das früher zu Persien, jetzt den Teken gehört. Die erste Route von Schima nach Merv, 14 Tagereisen, läuft fortwährend in tiefem Sande und wird mit Recht schrecklich genannt, die zweite, von Hefaresp nach Merv ist ebenso lang, jedoch weniger schwierig, indem sie stellenweise Grasweiden und jeden zweiten Tag Brunnen hat; die dritte, die beste, ist 170 Meilen lang, leicht in acht Tagen zurückzulegen, indem nur eine Hälfte Sand, die andere festen Boden hat, welcher sich im Frühlinge mit frischem Grün bekleidet.

Die obige Beschreibung gilt nur für die Zeit vom April bis Ende September. Des Winters reist man viel leichter in der Hyrkanischen Wüste. Wenn die spurlose Sandfläche der Schnee bedeckt, welcher vier Monate liegen bleibt, wird statt des langsamen Kamels das geschwinde Pferd genommen, und statt armeeartiger Karavanen durchzählen kleinere Reisegesellschaften die Wüste. Die Oberfläche liefert Wasser, um den Durst zu stillen, das trockene Gestrüpp Brennstoff, um den Thee zu kochen und die Glieder zu wärmen. Man legt dann mit Pferden die Etrel-Route in 8—10, die Kabalki-Route sogar in 5 Tagen zurück.

Grant Duff, der englische Unterstaatssecretär für Indien, hat sich neuerdings im englischen Parlament sehr versöhnlich und beruhigend über die centralasiatische Frage ausgesprochen. Es liegen, sagt er, noch 800 Meilen von fast unzugänglichem Lande zwischen den neuen russischen Erwerbungen in Centralasien und Indien. Inzwischen sei es die Politik des Vicereönigs von Indien, die Grenzen zu stärken, die Eisenbahn nach Peshawer zu vollenden, den Hafen von Kurratschie zu verbessern, die Indier zu versöhnen und das Uebrige abzuwarten.

In der diesjährigen in Exeter abgehaltenen Sitzung der Britischen Association zur Beförderung der Wissenschaft hat die geographische Section sich auch vorzugsweise mit Centralasien beschäftigt, ohne jedoch etwas Neues von Belang beizubringen. Hinsichtlich Rußlands sprach man sich auch hier beruhigend oder doch beschwichtigend aus. Der Russe Tschikatshof fragte: „Wie kann eine große Armee mit schwerer Artillerie einen Marsch von zwei bis drei Monaten durch ein Wolkenland und durch ewigen Schnee ausführen, um dann nach einem so erschöpfenden Marsche in die Ebene von Indien hinabzusteigen und den Kampf mit dem englischen Heere aufzunehmen?“ Diesen Bemerkungen gegenüber dürfte aber wol zu erwägen sein, daß ein russischer Angriff auf Indien Centralasien nur mit der Flanke berühren würde. Die russische Angriffslinie auf Indien wäre offenbar Wolga-Kaspisee, Aralsee-Drus, sämmtlich russische Binnengewässer, reichlich mit Dampfschiffahrt besetzt, dann Herat-Kabul. Dies geht doch nicht durch die neuen russischen Erwerbungen, noch durch ein Wolkenland und ewigen Schnee? Die Länder östlich vom Drus kommen dabei unmittelbar gar nicht in Betracht. Gesezt, daß Rußland Mittel und Willen zum Angriff hätte, so scheint die Route nicht eben von sehr erheblicher Schwierigkeit. Es ist jedoch gewiß von großer handelspolitischer Wichtigkeit, daß jetzt auch der Jaxartes ein russisches Binnengewässer ist. Die Wichtigkeit des Jaxartes entging schon Alexander dem Großen nicht, der an dessen Ufer, wo jetzt der kleine Ort Kodschenb liegt, eine Stadt gründete, die noch zu Plinius' Zeit als Alexandria in ultimis Sogdianorum finibus bekannt war.

Douglas Forsyth, ein indischer Beamter, hob in einem Vertrage über die Handelsstraßen zwischen Nordindien und Centralasien die große Bedeutung des centralasiatischen

Handels für Indien hervor. Die Karland-Handelsleute, welche im Jahre 1868 nach Palumpur kamen, hatten große Klumpen Silber und Gold in den Säcken. Chotan, dessen Seide berühmt ist, sandte eine kleine Quantität Rohseide zur Probe auf den Markt. Die Turfanwolle, welche vom Tianschengebirge kommt und ihren Ruf wegen außerordentlicher Feinheit seit Jahrhunderten hat, wurde gleichfalls im Jahre 1868 zum ersten mal auf dem indischen Markte eingeführt. Juwelen, Gold und Silber könnten aus Centralasien nach Indien eingeführt werden, für welche englische Baumwoll- und Wollwaaren und indischer Thee in großen Quantitäten genommen werden würden. Hinsichtlich der Routen über den Himalaja bemerkte der Redner, daß, abgesehen von den atmosphärischen Einflüssen und dem Mangel an Brennstoff, geringere Schwierigkeit vorhanden wäre, die angeregte Eisenbahn vom Tso-Moreri-See nach Karland zu legen. Der Präsident der geographischen Section (Sir Bartle Frere) meinte, die wahre central-asiatische Schlacht werde in Manchester und Liverpool ausgefochten werden.

Auch sonst wurde nicht viel von Belang vorgebracht. Sir Bartle Frere sprach über den Runn von Kutsch und den ausgebeuteten Landstrich zwischen Kadschputana und Sind. Sir Bartle hatte dieses eigenthümliche Land, über das nur wenig bekannt ist, in amtlichen Geschäften bereist. Eine weite Zone von eigenthümlicher physischer Beschaffenheit liegt zwischen dem eigentlichen Indien und dem Indus. Sie hat weder Gebirgsketten noch Flußsysteme, noch kann sie eine Ebene genannt werden, da sie von Sandhügeln durchzogen wird, noch eine Wüste, da sie überall bewohnt ist und zum Theil eine beträchtliche ständige Bevölkerung im Besiz zahlreicher Herden hat. Der Ausdruck Pampas oder Savannas dürfte sie annähernd bezeichnen. Ihre Länge von Nordost nach Südwesten, von dem Punkte an, wo die zahlreichen Flüsse, die sich von den niedrigen Ketten des Himalaja zwischen Sutlebsch und Dschumna herabstürzen, ihr zuschießen und sich hier im Sande verlieren, bis zu den Hügeln von Kutsch beträgt 600 Meilen, ihre Breite 150 Meilen, die gesammte Oberfläche ist größer als Großbritannien. Der nördliche Theil, das Thurr, ist eine Ebene, durchzogen von Sandhügeln oder Sandanhöhen von 60—200 Fuß Höhe, die weder miteinander in paralleler Richtung, noch auch in der Richtung des Windes liegen. Der Anblick des Landes ist ein höchst auffallender, es sieht wie ein Meer mit Sandwellen aus. Zuerst kommt das Put, eine alluviale Ebene mit hartem, urbarem Boden. Im Put trifft man überall die Spuren von alten Kanälen und Städt ruinien. Durch die halbmondförmige erhobene Landstrecke des Kutsch ist der an den Indischen Ocean anstoßende Theil, das Runn, von dem nördlichen Theil der Zone getrennt. Dies ist weder ein Morast noch ein Sumpf, wie oft angegeben wird, sondern eine weite ebene Fläche mit so fester Oberfläche, daß der Fuß des Kamels kaum eine Spur im Boden hinterläßt. Seine Länge beträgt 150 Meilen, wenn man die angrenzenden Landstriche am Cambay-Golf dazurechnet, 300 Meilen. Das Runn ist eine fast vollkommen ebene Fläche, erhebt sich nur ein wenig in der Mitte. Die Regen bedecken diese Fläche vorübergehend mit weichem Wasser, das, keinen Abzug findend, stehen bleibt, bis es verdunstet und durch den salzgeschwängerten Boden zu Salz wird. Die öde Fläche ist gänzlich ohne Landmark, sodaß die Reisenden sich nur nach den Sternen oder in der Nähe des Kutsch nach dem Feuer richten, welches die dortigen Bewohner auf den Hügelgipfeln zu unterhalten sich zur Pflicht machen. Ungeachtet aller Vorsicht haben sich Reisende mitunter auf der Ebene verirrt und sind elendig umgekommen. Das ganze Land ist Erdbeben ausgesetzt, die jedoch gewöhnlich nur schwache Vibrationen haben. Mitunter bilden sich kleine kraterförmige Gruben im Sandboden, welche sich später wieder ausfüllen, sodaß die Fläche wiederhergestellt wird. In den umliegenden höhern Landstrichen finden sich vielfache Spuren von heftigen Erdbeben, und die Ruinen zerstörter Städte, wie die von Brahminabad, welche von großer Ausdehnung sind, be-

weisen ihre Festigkeit. Den Erdbeben sind wahrscheinlich die hohen Furchen zuzuschreiben, welche eine so sonderbare Erscheinung in der Ebene sind. Es sind nach Ansicht des Redners Falten, verursacht von den Wellen des Erdbebens, welche nicht wieder eingesunken sind, wie anderswo in der Ebene. In der Höhe des Passatwindes und bei Hochfluth wird das Runn vom Meere überschwemmt.

C. Le Neve Foster berichtete über eine interessante Reise nach Venezuela und wies nach, daß das gegenwärtige Caratalgoldfeld in Venezuela Sir Walter Raleigh's El Dorado sei. Raleigh's Angabe von baumwürdigen Goldfeldern in Guyana hat sich jedenfalls bestätigt, und es spricht alles dafür, daß es das Caratalgoldfeld war, von welchem Topiwai Raleigh erzählte, sowie auch, daß der König von El Dorado eine wirkliche Person war. Die Republik Venezuela ist überhaupt noch wenig bekannt in Europa. Sie besteht nach der Constitution von 1864 aus 20 unabhängigen Staaten, welche die Conföderation der Vereinigten Staaten von Venezuela bilden. Der Flächeninhalt von Venezuela beträgt über 400000 Quadratmeilen, das Doppelte der Größe Frankreichs. Die Bevölkerung zählt zwei Millionen, von denen nur ein Viertel Weiße, der Rest Negros (von vermischem indianischen, afrikanischen und europäischen Blut), Neger und Indianer sind. Die wichtigsten Städte sind Caracas, die Hauptstadt der Republik, und die Hafenplätze La Guayra, Puerto Cabello und Ciudad Bolivar oder Angostura. Guyana ist der größte Staat der Union und hat, durch den breiten Orinoco von den übrigen Staaten getrennt, verhältnißmäßig wenig von den zahlreichen Revolutionen gelitten, welche eine so schwere Heimsuchung der Republik sind. Ciudad Bolivar, die Hauptstadt von Guyana und der wichtigste Handelsplatz in Venezuela, steht auf einem Hügel am rechten Orinocoufer. Die rechtwinkelig sich durchschneidenden Straßen sind mit unbehauenen Steinen gepflastert, ein Trottoir von Ziegelsteinen läuft zu beiden Seiten des Fahrwege. Die Häuser sind theils von Steinen, theils von Ziegeln, alle sind weiß getüncht und mit rothen Dachziegeln gedeckt. Man braucht viel flache Ziegel von der Form der römischen, wobei der Mörtel so dick wie der Ziegel aufgetragen wird. Die Straßen sind außerordentlich steil, weshalb man in der Stadt gar kein Fuhrwerk gebraucht; die Waaren und sonst alles werden von Packträgern und Eseln transportirt. Die vornehmsten Häuser befinden sich in der ostwestlich laufenden Straße am Orinoco. Eine große Anzahl unter den angesehensten Kaufleuten sind Deutsche. Längs des Flußufers herrscht eine regelaufmännische Geschäftigkeit. Lanchas oder Flußboote löschen Häute, welche sie vom Apure heruntergebracht haben, und welche dann wieder in den nach Nordamerika und Europa gehenden Schiffen verladen werden. Die Schiffe bringen gewöhnlich assortirte Ladungen und nehmen dafür wieder Häute, Felle, Tonlabohnen, Copaiva-Balsam und den „Angostura-Bittern“. Die unglücklichen politischen und finanziellen Zustände in Venezuela wirken hemmend auf den Verkehr. Vor einigen Jahren bestand in Ciudad Bolivar eine Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche den Fluß oberhalb der Stadt mit den Dampfern befuhr und gute Geschäfte machte; die Gesellschaft hat jedoch das Misgeschick gehabt, von den Dampfern zu verlieren, und hat den Dienst seitdem nicht fortgesetzt. Zur Zeit der Anwesenheit des Redners verkehrte kein Dampfboot oberhalb Ciudad Bolivar. Da der Handel mit dem obern Lande so sehr gesunken ist, richtet sich jetzt die Hoffnung der Kaufleute in Ciudad Bolivar auf das Caratalgoldfeld. Foster leugnet die Richtigkeit der Behauptung, welche Eastwick in seinem Werke über Venezuela macht, daß Ciudad Bolivar wegen des Gelben Fiebers in schlechtem Rufe stehe; er habe während seines Aufenthalts in Südamerika das niemals gehört; Ciudad Bolivar sei nur einmal, nämlich im Jahre 1854, vom Gelben Fieber heimgesucht worden.

Heransgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschienen:

VETUS TESTAMENTUM GRAECE JUXTA LXX INTERPRETES.

Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis et epilegomenis instruxit

Constantinus Tischendorf.

Editio quarta,

identidem emendata, prolegomenis passimque etiam commentariis ex codice Sinaitico aliisque auctis.

2 tomi. 8. Geh. 4 Thlr. Geb. 5 Thlr.

Wenn schon die erste Auflage von 1850 nach D. Rudelbach's Ausdruck „ein tiefgefühltes Bedürfniss in angemessenster Weise befriedigte“, so gilt dies noch weit mehr von dieser vierten Auflage, welche die zweite und dritte an Verbesserungen und Erweiterungen noch übertrifft. Der Ausfall des Commentars im Psalter durch eine grössere Lücke des Codex Alexandrinus wurde jetzt durch die Collation des Sinaiticus ausgeglichen. Die Prolegomena (CXII Seiten) wurden zum grossen Theil umgearbeitet und enthalten genaue Nachweise über die wichtigsten textkritischen Hilfsmittel, von denen viele durch den Herausgeber erst entdeckt wurden oder doch ihre erste gründliche Bearbeitung erfuhren. Es gibt keine Ausgabe der Septuaginta, die sich mit der Correctheit und textkritischen Ausstattung der Tischendorf'schen vergleichen liesse.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht.

Drei Theile.

Erster Theil: Lehrbuch der gradlinigten Planimetrie von Karl Snell. Dritte Auflage. Mit 5 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 24 Ngr.

Zweiter Theil: Kreislehre und ebene Trigonometrie von Karl Snell. Zweite Auflage. Mit 4 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 24 Ngr.

Dritter Theil: Lehrbuch der Stereometrie von Hermann Schäffer. Mit 16 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 1 Thlr.

Die vorstehend aufgeführten drei Werke, welche auch einzeln käuflich sind, bilden zusammen ein für den Schulgebrauch vollständig eingerichtetes, aber auch zum Selbstunterricht geeignetes Lehrbuch der Geometrie. Sie sind zugleich für die Hand des Lehrers wie des Schülers bestimmt. Der Schüler findet darin die Fundamentalsätze der Wissenschaft klar und faßlich entwickelt; dem Lehrer bieten sie die feste Grundlage zu beliebig erweitertem Ausbau und zur Hinzufügung der mannichfachen Aufgaben, sodaß sie beim Unterricht sowol als beim Selbststudium sich nützlich und fruchtbar erweisen. Vom ersten Theil ist soeben bereits die dritte Auflage erschienen.

In demselben Verlage erschien:

Einleitung in die Differential- und Integralrechnung von Karl Snell. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 26 Ngr.

Erster Theil: Vom ersten Differentialquotienten. Mit 3 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

Zweiter Theil: Von den höhern Differentialquotienten. Mit 4 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser wendet sich mit diesem Werke an ein Publikum, welches Gelehrte und Laien der Mathematik gleicherweise umfaßt, und hofft, daß seine Methode bei jedem Leser Klarheit, Einsicht und Interesse an der Wissenschaft hervorbringen werde.

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Gannabich's Lehrbuch der Geographie

nach den neuesten Friedensbestimmungen.

Achtzehnte Auflage.

Neu bearbeitet von
Prof. Dr. F. M. Oertel.

Vollständig in 2 Bänden.

1. Band, complet in 8 Lieferungen, welche bereits erschienen, zusammen 86 Bogen; umfaßt die Allgemeine Geographie und Europa, nebst Register. Der 2. Bd. (die außereuropäischen Länder enthaltend) erscheint in 6—7 Lieferungen, à 10 Bogen. Preis des 1. Bandes, broschirt: 2 Thlr. 20 Sgr., in englischem Einband mit Vergoldung: 3 Thlr. 5 Sgr.

In dieser völlig umgearbeiteten 18. Aufl. des, durch seine vorhergehenden 17 Auflagen in circa 100,000 Expl. aller Orten eingebürgerten, vielbekannten und altbewährten „Gannabich“ liegt z. Bt. das neueste geographische Handbuch vor, mit allen Veränderungen, welche das Jahr 1866 gebracht hat. Dasselbe macht somit gerechten Anspruch auf vollständigste Neuheit und Zuverlässigkeit, gleichzeitig aber auch auf größte Billigkeit gegenüber andern, 2 und 3fach theureren geographischen Handbüchern und somit wird dies Werk auch in seiner 18. Auflage den Ruhm höchst praktischer Brauchbarkeit behaupten.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Einbanddecken

zur

Neuen Folge von *Unsere Zeit*.

Vielen Abnehmern des vorliegenden Werks wird die Mittheilung willkommen sein, dass die Verlagshandlung Einbanddecken zu demselben, und zwar in zwei Arten: in Leinwand und in Halbfranz, hat anfertigen lassen.

Jeder Besitzer des Werks wird dadurch in den Stand gesetzt, dasselbe für einen billigen Preis in geschmackvoller Weise sich einbinden lassen zu können.

Der Preis der Decke eines Bandes beträgt
in Leinwand 6 Ngr.,
in Halbfranz 8 Ngr.

Jede Buchhandlung kann die Decken zu diesen Preisen besorgen.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Dreiundzwanzigstes Heft. (1. December 1869.)

Inhalt.

Seite

Die neueste Geschichte Baierns. Erster Artikel. Die Reactionsperiode. (1850—1859.)...	801
Der Krieg gegen Paraguay. Fünfter (letzter) Artikel. Die Kämpfe nach der Eroberung Humaitás.	821
Botan und die Grenzländer Indiens im Nordosten. Erster Artikel.	836

Chronik der Gegenwart:

Aekrologe: George Peabody. — Lady Duff Gordon. — Thomas Perronet Thompson. — John A. Rawlins. — William Pitt Fessenden.	863
Theatralische Revue: Die Aera der Theaterfreiheit. — Neue Stücke in Berlin und Wien: „Die Harfenschule“ von Brachvogel; „Schleicher und Genossen“ von Rudolf Gené; „Eiselotte“ von Sigmund Schiefinger; „Des Nächsten Hausfrau“ von Ludwig Rosen; „Rosamunde“ von Josef Weilen; Mosenthal's „Isabella Orsini“. — Andere Dramen: „Die Gräfin“ von Kruse; das neue Preisstück „Sophonisbe“ von Emanuel Geibel; „Maste für Maste“ von Gustav Scholz u. a. — Zwei Bücherdramen: „Papst Sixtus V.“ von Julius Minding; „Timoleon“ von Hans Marbach. — Der dresdener Theaterbrand. — Aus der Schauspielerwelt. — Karl Grunert. — Preisauszeichnungen.	870



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)



! Nur einmal angezeigt !



(Vollständigstes u. neuestes franz.-deutsches Wörterbuch.)

Sachs' encyklopädisches Wörterbuch der franz. u. deutschen Sprache.

I. Theil: Franz.-deutsch. — II. Theil: Deutsch-franz.

Neu und eigenthümlich, namentlich in folgd. Punkten: Besondere Berücksichtigung der deutschen Lesewelt in beiden Theilen des Werks. — Durchgängige Angabe der Aussprache u. Wortverbindung nach dem phonet. System der **Methode Toussaint-Langenscheidt**. — Angabe d. Orthographie u. d. schwierigen Anwendung d. grossen Anfangsbuchstaben im Franz. — Besondere Berücksichtigung der gesproch. Sprache neben d. Schriftsprache. — Allgemeinverständlichkeit. — Grösste Vollständigkeit, auch in Bezug auf wissenschaftl. u. techn. Wörter, auf Synonymen, Antonymen, Homonymen, Etymologie, Eigennamen etc. — Angabe von Autoritäten in streitigen Punkten.

Theil I. ca. 17 Lieferungen von je 10 Bogen (hoch Quart) zum Subscriptions-Preise von 9 Sgr. pro Lfrg., der Bogen also nur 10 Pfennige. (Später erhebliche Preis-Erhöhung.)

Freunde d. franz. Sprache finden in jed. Buchh. Gelegenheit, durch Einsicht in die überall vorrätthige 1. Lfrg. Kenntniss zu nehmen von den bedeutenden, durch Fachautoritäten anerkannten Fortschritten, welche die internationale Lexikographie mit diesem Werke macht, das trotz seiner Gedrängtheit an Vollständigkeit u. Correctheit von keinem seiner Vorgänger erreicht wird.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Seben erschienen:

Ueber das Sehn und die Farben.

Eine Abhandlung

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Julius Frauenstädt.**

8. Geh. 20 Ngr.

Die Schopenhauer'sche Theorie vom Sehen und den Farben bildet einen integrierenden Bestandtheil seines Systems, in welchem sie zu der im ersten Buch von „Die Welt als Wille und Vorstellung“ dargelegten idealistischen Erkenntnistheorie gehört; sie nimmt außerdem der Newton'schen und Goethe'schen Farbentheorie gegenüber eine selbständige Stellung ein.

In die vorliegende dritte Auflage der Schrift wurden alle diejenigen Verbesserungen und Zusätze aufgenommen, welche Schopenhauer selbst in das von ihm hinterlassene Handexemplar der zweiten Auflage eingeschrieben hat.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Brehms illustriertes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfranzbänden, 34 $\frac{3}{4}$ Thlr.

Volksausgabe von Schödler in 2 Leinwandbänden, 6 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Die neueste Geschichte Baierns.

Erster Artikel.

Die Reactionsperiode.

(1850—1859.)

Die hochgehenden Wogen der 1848er Bewegung hatten in ihrem Rückschlage auch Baiern tief berührt. Zwar herrschte zu Anfang des Jahres 1848 nicht mehr jenes geistlose, frömmelnde, plump reactionäre Ministerium Abel, denn schon ein Jahr vorher war es der spanischen Tänzerin gelungen, dasselbe zu stürzen; aber an seine Stelle war eine Regierung getreten, welche weder vorher Popularität besaß, noch auch sich solche erwerben konnte, da nicht Eine bedeutende Regierungsmaßregel ihr den Ursprung verdankt. Heute ist dasselbe vollständig vergessen. Mochte auch jenes Ministerium, in welchem sich einige Capacitäten, wie Ludwig Maurer, neben Nullen, wie Freiherr von Hohenhausen, befanden, den besten Willen besitzen, er gelangte in keiner Beziehung zur Verwirklichung, denn die unter der Hegide der Spanierin bei Hofe allmächtige, in alle Staatsgeschäfte eingreifende Camarilla verhinderte jede Reform; im Innern lauerte in allen Winkeln ein weitverzweigter Polizeiorganismus auf jedes der Spanierin mißliebige Wort. Ihr schamloses Auftreten, die Brutalität ihrer Herrschsucht waren endlich unerträglich geworden, am Vorabende der pariser Februarrevolution entstand in München ein bedeutender Volksauflauf, der die Flucht der Tänzerin zur Folge hatte. Von da an folgte Ereigniß auf Ereigniß, Reform auf Reform.

Der König mochte bald einsehen, daß seine Stellung unhaltbar geworden. Er erließ zwar am 6. März die bekannte Proclamation, welche Pressfreiheit, Aufhebung der Grundlasten und Schwurgerichte verhiess, aber es war alles Vertrauen auf diesen Monarchen gewichen, dagegen wandte sich die ganze Zuversicht des Volkes dem neuauftretenden Gestirne zu. Der Kronprinz Max hatte längst alle Herzen gewonnen; als er daher am 5. März in München erschien, war sofort das Vertrauen in eine friedliche Lösung der Wirren wiederkehrte. Am 20. März gab König Ludwig dem Willen des Volkes nach und legte die Krone zu Gunsten seines Sohnes nieder. Sofort wurde ein neues Ministerium aus den bedeutendsten Männern der Opposition gebildet und mit Energie an der Verwirklichung der Proclamation gearbeitet. Das Ministerium bestand aus Männern von hervorragender Bedeutung, ihren Liberalismus, ihre Befähigung und ihre Unabhängigkeit konnte niemand in Zweifel ziehen; es waren Hr. von Beisler, Hr. von Thon-Dittmer, Heinz, Freiherr von Lerchenfeld, Weishaupt und Graf von Bray. Die schon versammelten Kammern huldigten am 22. März dem neuen Könige und begaben sich sofort an ihre Aufgabe, die Reformgesetzgebung.

Als am 4. Juni der Landtag geschlossen wurde, konnten schon die wichtigsten Gesetze publicirt werden. Es waren dies vor allem ein neues Gesetz über die Wahl der Landtagsabgeordneten, welches zwar nicht das Princip der directen Wahlen annahm, jedoch

vollständig den Bedürfnissen entsprach, insbesondere die ständische Vertretung absolut befreite und jeden Einfluß der Regierung auf die Wahlen selbst unmöglich machte. Zugleich gab ein weiteres Gesetz dem Landtage die Initiative in allen Gebieten der Gesetzgebung, mit Ausnahme einiger von untergeordneter Bedeutung. Sodann wurden die Grundlagen der Gesetzgebung über die Gerichtsorganisation, über das Verfahren in Civil- und Strafsachen und über das Strafrecht in einem sich durch Präcision und Klarheit auszeichnenden Gesetze festgestellt. Am einflußreichsten und wichtigsten für das Land waren jedoch die Gesetze, welche sich mit der Ablösung der grundherrlichen Lasten beschäftigten. Die standes- und gutsherrliche Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt wurde ohne weitere Leistung vom Staate übernommen, alle rein persönlichen, nicht auf Grund und Boden haftenden Abgaben, wie alle Frondienste, Blutzehnt und Besthaupt wurden ohne Entschädigung aufgehoben, dagegen alle andern unständigen Grundlasten, wie Zehnt und Besitzveränderungsabgaben, fixirt und nach einem allen Interessen Rechnung tragenden Maßstab für ablösbar erklärt. Ebenso wurde auch der Lehnverband theils gegen, theils ohne Entschädigung abgelöst. Ferner ward die Freiheit der Presse und des Buchhandels gesetzlich ausgesprochen und damit jede Censur wie jede Beschränkung des Rechts zur Herausgabe von politischen Zeitschriften durch Cauttionen u. dgl. ausgeschlossen; Bestimmungen über Preßdelicte blieben vorbehalten. Endlich wurde auch die Ministerverantwortlichkeit durch Gesetz geregelt, den beiden Kammern jedoch nur cumulativ das Recht der Ministeranklage gegeben, die Unabhängigkeit der Minister aber durch entsprechende Bestimmungen garantirt. Alle diese Gesetze zeichnen sich durch Klarheit, Bestimmtheit des Ausdrucks wie durch consequente Ausführung des Systems aus, dabei war es den Ablösungsgesetzen gelungen, nach beiden Seiten hin Härten soviel als möglich zu vermeiden, so daß fast von keiner Seite Opposition dagegen gemacht wurde. Sämmtliche ebengenannte Gesetze sind noch bis auf den heutigen Tag in Geltung. Sicher ist es großentheils der Raschheit und Tüchtigkeit, mit welcher den Bedürfnissen des Volks nach Reformen Rechnung getragen wurde, zu verdanken, daß in ganz Baiern ernstliche Unruhen nicht vorfielen.

Die schon am 15. April verkündete allgemeine Amnestie für alle politischen Verbrechen und Vergehen wurde am 7. Juni durch einen Generalpardon ergänzt. So verlief der größte Theil des Jahres 1848 ruhig, es herrschte volles Vertrauen in die Regierung und den Monarchen. Noch im Herbst wurden wiederholt die Kammern einberufen und noch eine Reihe wichtiger Gesetze erlassen, unter denen das vom 10. Nov. über den Strafproceß das hervorragendste ist. Dasselbe führte Schwurgerichte für alle Verbrechen, dann für durch die Presse begangene Vergehen, sowie Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens ein und ordnete die Voruntersuchung nach rationellen Grundsätzen.

Die Verhandlungen des Parlaments in Frankfurt wurden mit der größten Theilnahme verfolgt, die dort mehr und mehr zu Tage tretenden demokratischen Bestrebungen fanden in Baiern mit Ausnahme der Pfalz und einiger fränkischer Städte wenig Anklang, auch die bald durchschimmernde Hegemonie Preußens konnte keinen Beifall finden, Volk und Regierung standen entschieden auf seiten des Centrums; mit großem Enthusiasmus wurde daher die Ernennung des österreichischen Erzherzogs zum Reichsverweser aufgenommen. Der Hof reiste ihm bis Regensburg entgegen, an allen Stationen seiner Reise bis Frankfurt wurde er mit Jubel empfangen. Zu Ende des Jahres traten zwar Beisler und Thon-Dittmer aus dem Ministerium, doch war damit keineswegs eine Systemänderung verbunden. Noch im December hatten auch zum ersten male die Wahlen der Abgeordneten nach dem neuen Wahlgesetze stattgefunden, die Aufregung im ganzen Lande war groß, es gelang der demokratischen Partei, eine beträchtliche Anzahl ihrer Candidaten durchzusetzen. Schon damals war das Vertrauen auf die deutschen Regierungen gesunken, auch die Nationalversammlung hatte an Sympathien wesentlich verloren, da sie den größten

Theil ihrer Zeit mit nutzlosem Parteigezänke und theoretischen Debatten ausfüllte, das Wichtigste aber dabei veräumte. Auch in Baiern ahnte man damals, daß das Vertrauen auf die Regierung ein zu unbedingtes gewesen; aber es fehlte namentlich auf dem Lande am richtigen Verständniß der Lage, es mangelte durchaus an einer organisirten liberalen Partei, nur die Clerikalen und die Demokraten besaßen ihre Stimmführer; so kam es, daß die letztern siegreich aus den Wahlen hervorgingen.

Schwieriger wurde die Lage zu Anfang des Jahres 1849. Die Reichsverfassung war durch die Regierung verworfen worden; in der Pfalz brach deshalb ein Aufstand aus, der bald größere Dimensionen annahm, das Militär desertirte in hellen Haufen; bald war Landau von Truppen so entblößt, daß sein Verlust jeden Augenblick erwartet wurde. Die provisorische Regierung wußte den ganzen Kreis zu revolutioniren, die Gefahr war wirklich groß, denn auf die Truppen glaubte man sich nicht verlassen zu können. Als aber die Preußen nach der Niederwerfung des badischen Aufstandes einrückten, war nach wenigen Gefechten der ganze Aufstand gedämpft worden. Es gährte übrigens auch in den Städten der andern Provinzen: in Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Würzburg, Schweinfurt und München hatten sich Volksversammlungen für Anerkennung der Reichsverfassung ausgesprochen. Der auf den 15. Jan. einberufene Landtag zeigte sich gleich anfangs sehr schwierig, am 7. März wurde er auf zwei Monate vertagt; als er aber auf den 15. Mai wieder einberufen wurde, waren die Gemüther noch mehr aufgeregter; die Adreßdebatte war äußerst lebhaft, die Grundrechte und die Reichsverfassung wurden als geltend anerkannt, der Regierung und dem Landtage das Recht der Zustimmung oder Nichtzustimmung abgesprochen; in der Adresse ward die Anerkennung des constitutionell-monarchischen Princips absichtlich nicht ausgesprochen, dem neuen Ministerium wurde jede Unterstützung versagt und die Neuberufung eines Ministeriums im Sinne der Reichsverfassung verlangt. Dazu kam, daß dem Aufstande in der Pfalz nicht entgegengetreten wurde, denn den Abgeordneten von dort waren ihre Sitze in der Kammer vorbehalten worden. Am 10. Juni wurde die Kammer aufgelöst.

Schon längst hatte das Ministerium seine Entlassung eingereicht. Die Rückberufung der bairischen Parlamentsabgeordneten, die in den letzten Wochen des Jahres 1848 in München stattgehabten Ruhestörungen hatten den Anlaß dazu gegeben. Der Eintritt einer Reactionsperiode war entschieden. Am 5. März war die Entlassung des Gesamtministeriums angenommen worden; sofort wurden die Ministerialräthe Hr. von Kleinschrod mit dem Justiz- und Dr. Aschenbrenner mit dem Finanzministerium betraut; unterm 16. März kam Ringelmann dazu, welcher das gleichzeitig neu organisirte Cultusministerium übernahm; am 18. April wurde der frühere sächsische Minister Dr. von der Pfordten zum Minister des Aeußern und des Hauses ernannt und ihm zugleich das Handelsministerium übertragen, am 29. Mai erhielt General Lüder das Kriegsministerium und am 9. Juni war das Ministerium durch die Ernennung des damaligen Regierungspräsidenten von Oberbaiern, Hrn. von Zwehl, zum Minister des Innern completirt. Diese Männer blieben während des ganzen Jahrzehnts an der Spitze des Staats. Der Hervorragendste unter ihnen war ohne Zweifel Hr. von der Pfordten, nach dem auch in der Regel das Ministerium genannt wird. Er war früher Professor des Römischen Rechts in Würzburg gewesen, sein klarer logischer Verstand verbunden mit gründlicher Gelehrsamkeit hatten ihn zu einem der bedeutendsten Lehrer gemacht, seine Schriften — noch jetzt zählen seine „Beiträge zum Obligationenrecht“ zu den besten Schriften über diese schwierige Materie — verschafften ihm bald einen weit über die Grenzen Baierns reichenden Namen. Zu Ende der vierziger Jahre, als das Ministerium Abel die bairischen Universitäten auf das Niveau der mittelalterlichen Jesuitenschulen herabdrücken wollte, wurde auch Hr. von der Pfordten vom Lehrstuhle entfernt, bald jedoch als Professor nach Leipzig gerufen. Hier erwarb er

sich in kurzer Zeit einen so hervorragenden Namen, daß er im Frühjahr 1848 mit dem sächsischen Ministerium des Aeußern betraut wurde. Von da rief ihn der König in der gleichen Eigenschaft an die Spitze des bairischen Staats. Mochte er auch vorwiegend zu der streng logischen Thätigkeit eines Romanisten befähigt sein, so besaß er doch auch ein bedeutendes staatsmännisches Talent. Obgleich er Meister der Umgangsformen, gründlicher Kenner der neuern und neuesten Geschichte wie des deutschen Staatsrechts und seiner Entwicklung war, fehlte ihm doch Eins zum Staatsmanne: sein politischer Gesichtskreis war eingeschränkt durch die Ideen der Metternich'schen Staatsweisheit; die unbeschränkte Selbstständigkeit der kleinern deutschen Staaten als Gegengewicht gegen den österreichisch-preussischen Antagonismus war sein Ziel. Eine österreichische Hegemonie war ihm so verhaßt wie eine preussische, noch abgeneigter aber war er gegen eine zu schaffende Centralgewalt mit volksthümlicher Grundlage, weil er hierin das Ueberhandnehmen demokratischer Ideen fürchtete.

War Hr. von der Pfordten ein hervorragender Theoretiker, so war Hr. von Kleinschrod, der Justizminister, ein Praktiker von nahezu gleicher Befähigung. Er hatte seine Carriere in den bairischen Gerichtshöfen gemacht und hervorragenden Antheil an den Justizreformen der letzten Jahre genommen. Wie Hr. von der Pfordten war er weniger durch Geburt als durch Verschwägerung Aristokrat, er liebte es sich als solchen zu geriren; in seinen politischen Anschauungen war er Particularist und harmonirte vortrefflich mit seinen Collegen. Lediglich Fachmann ohne entscheidende politische Färbung war der Finanzminister Aschenbrenner, an geistiger Befähigung mochte er den beiden ebengenannten nachstehen, er war lediglich Routinier und als solcher in der Hierarchie der Finanzstellen emporgekommen. General Lüder war eine echt soldatische rauhe und energische Natur; weil er selbst keine Bedürfnisse hatte, glaubte er, auch andere sollten keine haben; als Minister mochte er sich gerade für schwierige Zeiten eignen, denn er scheute weder die Höhe der Ausgaben noch irgendwelche andere Rücksichten, wenn es galt seinen Willen durchzusetzen. Hr. von Zwehl, der Minister des Innern, war weder energisch genug noch auch hatte er bestimmte klare Ziele, deren Verwirklichung er sich vorgestekt haben konnte, es fehlte ihm überhaupt ein weiter Gesichtskreis, die Forderungen der modernen Staatsidee, welche ja nach den 1848er Gesetzen allen Ernstes in Baiern verwirklicht werden sollten, mochten vielleicht bei ihm nicht einmal das nöthige Verständniß finden. Das Amt hatte er angenommen wol mehr, weil er dieses seinen Neigungen entsprechend fand, als weil er sich für den rechten Mann in jener kritischen Zeit gehalten hätte. Er scheute jedes öffentliche Auftreten, da er nicht Meister der Rede war, noch größere Furcht aber hatte er vor dem Einflusse der Presse. Dabei war er fein und wohlwollend im Umgange, sodasß er bei seinem angenehmen jugendlichen Aeußern leicht jedermann zu gewinnen im Stande war.

Dies sind die Persönlichkeiten, welche während der ganzen Periode nur mit einer einzigen Modification die Leitung der Geschäfte behielten. Namentlich in Einem Punkte mochten alle in ihren Ansichten harmoniren: es war die absolute Feindschaft gegen alle Errungenschaften der letzten Jahre, welche sie als widerrechtliche Beschränkungen der Kronrechte auffaßten, es war ferner die entschiedenste Abneigung gegen die nationalen Bestrebungen des Parlaments.

Die äußere Geschichte Baierns während der funfziger Jahre ist bald erzählt. Mit dem Eintritt des neuen Ministeriums war man sich über folgende Gesichtspunkte klar. Die bairischen Parlamentsabgeordneten waren längst zurückberufen, man hatte längst aufgehört, das Parlament als eine Vertretung der deutschen Nation anzuerkennen, diejenigen, welche dem Parlament nach Stuttgart folgten, wurden als Hochverräther gerichtlich verfolgt, obwol kein Artikel des Strafgesetzes auf sie angewendet werden konnte. Fand das

Bestreben des Parlaments, dem Könige von Preußen die Krone zu übertragen, seinen entschiedensten Gegner in der bairischen Regierung, so fand das Dreikönigsbündniß Baiern noch feindseliger gestimmt. Das bairische Cabinet hätte wol seine Stimme zur Schöpfung einer etwas besser organisirten Centralgewalt gegeben, wenn diese dem Hause Oesterreich übertragen worden wäre, aber von einer durch das Volk geschaffenen Centralgewalt wollte man ebenso wenig wissen als von einer Mehrung der preussischen Macht, welche ja ohne gleichzeitige Schwächung oder Verzichtleistung Oesterreichs nicht denkbar war. Bestimmtere Ziele hatte die bairische Politik im Jahre 1850 erhalten, auf Grund der mit Oesterreich getroffenen Vereinbarung galt es nun das nordische Bündniß zu sprengen. Im Juni reiste der König nach Darmstadt, um durch persönlichen Einfluß den Rücktritt der beiden Hessen von der preussischen Union zu betreiben. Dieser Zweck wurde vollständig erreicht.

Von der früher empfundenen Sympathie für die schleswig-holsteinischen Herzogthümer war man längst zurückgekommen. Zwar hatten bald nach dem Abschlusse des preussisch-dänischen Waffenstillstandes (10. Juli 1849) viele bairische Offiziere, darunter mehrere aus der unmittelbaren Umgebung des Königs, ihre Entlassung erhalten, um an der Bildung einer holsteinischen Armee theilnehmen zu können; aber zu einer offenen Unterstützung dieser nationalen Sache konnte man sich mit Rücksicht auf die Haltung der Großmächte, vor allen Rußlands, in Baiern ebenso wenig entschließen wie in den übrigen deutschen Staaten. Nachdem dort die letzten Anstrengungen erfolglos geblieben wären, unterstützte man zwar die vielen in das Land gekommenen Offiziere und Beamten, wohl fand auch der eine oder andere dauernde Verwendung, aber weiter geschah nichts. Jedoch darf hier nicht verschwiegen werden, daß Baiern es war, welches allein von allen größern deutschen Staaten dem von den Großmächten vereinbarten Londoner Protokoll die Anerkennung beharrlich versagte und dadurch die Sache der Herzogthümer schließlich rettete. Dies ist ein großes Verdienst Hrn. von der Pfordten's.

Die schon früher mit Oesterreich verabredeten Pläne sollten bald ihrer Verwirklichung näher gebracht werden. Die Wirren in Kurhessen hatten den Gipfelpunkt erreicht, in ihnen sollte sich das große Drama der deutschen Bewegung zu Ende spielen. Der Kurfürst war vom Bündnisse mit Preußen zurückgetreten; dies und eine Menge Beschwerden gaben der liberalen Kammer den Anlaß zur Steuerverweigerung. Schon vorher hatten die Herrscher von Oesterreich, Baiern und Württemberg in den Tagen vom 9. bis 11. Oct. in Hohenschwangau und Bregenz die Wiederaufrichtung des an Alterschwäche zu Grunde gegangenen Bundestags und die Unterwerfung Preußens, falls dieses nicht freiwillig sich fügen würde, beschlossen. Sofort wurde ein Armeecorps im Norden von Baiern zusammengezogen, welches, nachdem die Preußen die hessische Grenze zum Schutze des erwähnten Bündnisses überschritten hatten, in Verbindung mit österreichischen Abtheilungen bei Hanau und Fulda über die Grenze ging und am 8. Nov. bei Bronnzell auf die preussischen Vorposten stieß. Der weitere Verlauf dieser schmählischen Angelegenheit ist bekannt, es bedarf keiner weitem Ausführung, wie auch Preußen plötzlich alle kühn gefaßten Pläne aufgab und an den gemeinsamen Bestrebungen zur Bekämpfung der überall gewitterten Demokratie theilnahm. Es ist bekannt, wie bald die Begegnung in Olmütz, die Einberufung des Bundestags, die Ueberlieferung der Elbherzogthümer an ihre nun als Henker auftretenden Herren erfolgten und wie gleichzeitig Baiern an der Züchtigung des hessischen Volks thätigen Antheil nahm. Von nun an war das Bündniß Baierns mit Oesterreich in allen deutschen Angelegenheiten entschieden, Preußen grollte noch und zeigte sich bei jeder Gelegenheit widerstrebend, freilich ohne wesentlichen Erfolg. Weiter verdient noch bemerkt zu werden, daß die Einberufung des Bundestags, das Bündniß der deutschen Mittelstaaten mit Oesterreich, mit der entschiedensten Billigung Rußlands stattfand, die Gesandtschaft dieser Macht war zu jener Zeit die einflussreichste in München, in vielen

Fragen soll erst nach Einholung einer Aeußerung von dort eine Entscheidung getroffen worden sein.

Erst im Sommer 1853 wurde durch die persönliche Anwesenheit des Königs in Berlin ein freundlicheres Verhältniß mit Preußen angebahnt, welchem allerdings die Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen im Jahre zuvor vorausgegangen war. Das praktische Ergebniß jener Verständigung war der Abschluß eines neuen Zollbundes. Die folgenden Jahre blieben ohne erhebliche Ereignisse in Baierns äußerer Geschichte; der orientalische Krieg beschäftigte ganz Europa, und Baiern hatte sich weder bei dem Acte selbst noch bei dem diplomatischen Nachspiele zu betheiligen.

Dagegen beschäftigten die steten Verlegenheiten Griechenlands sehr oft die bairische Diplomatie, und bei dem Besuche des Königs in Paris 1857 mochten gerade sie den einzigen Gegenstand politischer Verhandlungen gebildet haben. Anders war es, als im Winter 1859 die Vorbereitungen zum italienischen Kriege getroffen wurden. Zwar hatte man in Baiern bis zum letzten Augenblicke sich mit der Hoffnung getragen, es werde einem Diplomatencongreß gelingen, den drohenden Conflict beizulegen, nachdem aber diese Erwartung sich nicht erfüllt hatte, wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Deutschen Bund, vor allem aber Preußen, zu einem activen Eingreifen in die Ereignisse zu bewegen. Rasche Entschlüsse wurden aber bedeutend dadurch abgeschwächt, daß weder Baiern noch Preußen gerüstet waren. That man auch sogleich alles, um das Heer sobald als möglich kampfbereit zu machen, so vergingen bis dahin doch Monate, während welcher in Italien schon die eisernen Würfel entschieden hatten. Die bairische Armee marschirte zwar aus, um an der obern Donau Stellung zu nehmen, der Ausmarsch jedoch fand gerade am Tage des Friedensabschlusses zu Villafranca statt. Das Volk war damals in seiner überwiegenden Mehrzahl kriegerisch gesinnt, die allgemeine Stimme verlangte eine energische Betheiligung am Kriege zu Gunsten Oesterreichs, viele träumten von einer Wiederkehr der Befreiungskriege, von einer Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen; nur vereinzelt Stimmen ließen sich öffentlich vernehmen, welche vor der treulosen und undankbaren Politik Oesterreichs warnten und dabei auf die trostlosen innern Zustände dieses Reichs aufmerksam machten. Als daher die Nachricht vom Friedensabschlusse sich verbreitete, sprach die öffentliche Meinung von Verrath und Uebertölpelung, gern hätte sie den Frieden wieder rückgängig gemacht, um das Gewicht der eigenen Macht zu Gunsten österreichischer Hauspolitik in die Waagschale werfen zu können. Alle Schuld an der Vereitelung dieser sanguinischen Hoffnungen wurde nun dem Bundestage, vor allem aber der Hauberpolitik des preußischen Cabinets beigemessen. Die Ursache dieser namentlich in Südbaiern allgemein herrschenden Sympathien für das Haus Oesterreich sind zum Theil in traditioneller Anhänglichkeit, großentheils aber auch in egoistischen Motiven zu suchen, ein sehr großer Theil der österreichischen Staatspapiere befand sich nämlich in süddeutschen Händen. Allmählich freilich kam man auch zu der Ueberzeugung, daß Oesterreich die Katastrophe von 1859 nur selbst verschuldet, und daß sein Sieg die Unterdrückung aller freiheitlichen Regungen im übrigen Deutschland zur nothwendigen Folge gehabt hätte.

Baierns äußere Geschichte in diesem Zeitraume ist arm an größern Ereignissen, denn auch seine diplomatische Vertretung griff nirgends maßgebend ein; aber auch seine innere Geschichte zeichnet sich keineswegs durch bedeutende Reformen aus, es war eine Periode, bestimmt zur Assimilirung des großen durch die 1848er Gesetze gegebenen Stoffs.

Durch den schon zu Ende des Jahres 1849 einberufenen Landtag wurde noch eine Reihe der wichtigsten Gesetze erlassen. Durch Gesetz vom 22. Dec. 1849 wurde den sämmtlichen am pfälzer Aufstande oder den Unruhen im diesseitigen Baiern Betheiligten, mit Ausnahme der Häufelführer, Chargirten, Beamten, Offiziere und Militärpersonen,

Amnestie erteilt, dagegen fing man sofort an, viele Beamte, welche sich bei jenen Gelegenheiten irgendwie compromittirt haben sollten, zu pensioniren. In der Gesetzgebung wagte man noch nicht reactionäre Vorlagen zu machen, die grundlegenden Gesetze der letzten Jahre waren noch allzu sehr in Erinnerung. Im Frühjahr und Sommer 1850 kamen denn auch mehrere sehr wichtige und treffliche Gesetze zu Stande: das Gesetz über Versammlungen und Vereine, welches den Grundsatz an die Spitze stellt, daß jeder Volljährige an politischen und andern Versammlungen und Vereinen unbewaffnet theilnehmen könne, und daß es weder zur Abhaltung der einen noch zu Bildung der andern einer obrigkeitlichen Erlaubniß bedürfe; um den Gebrauch der in dem Edict über die Freiheit der Presse und des Buchhandels vom 4. Juni 1848 garantirten Rechte näher zu bestimmen, wurde das Gesetz vom 17. März 1850 zum Schutze gegen den Mißbrauch der Presse erlassen. Zwar hatte die Regierung versucht, einige wesentliche Beschränkungen des ebenerwähnten Prescribedicts einzuführen, und hatte zu diesem Zwecke zwei Gesetzentwürfe vorgelegt, welche die Aburtheilung der durch die Presse begangenen Verbrechen und Vergehen zum Theil wieder den Geschworenen entziehen und für Zeitungen und periodische Schriften nach dem Vorbilde des berühmigten Bundesbeschlusses Cautionen einführen sollten; allein die Beschlussfassung über beide Gesetze wurde von der Kammer vertagt. Andere Gesetze betreffen die Ausübung der Jagd auf fremdem Grund und Boden, die Behandlung der Kompetenzconflicte, das Telegraphennetz, die Reform der Steuern, die Publication der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung und den Geschäftsgang des Landtags, durch welches den Kammern in Bezug auf die Ordnung ihrer innern Angelegenheiten und die Art der Behandlung der Geschäfte ein größeres Maß von Selbstständigkeit und eine freiere Bewegung gesichert wurde. Endlich wurde zur Ausführung des Ministerverantwortlichkeitsgesetzes ein Gesetz über den Staatsgerichtshof und die Anklage der Minister (30. März 1850) erlassen. Dasselbe verlangt den Beschluß der Anklage von beiden Kammern, überweist das Urtheil über die Schulfrage Geschworenen und den Strafausspruch einem Gerichtshofe, gebildet aus Mitgliedern des obersten Gerichtshofes; die Anklage kann von Mitgliedern des Landtags geführt werden. Das Gesetz wurde noch nicht zur Anwendung gebracht, doch wurde zu verschiedenen Zeiten damit gedroht. Die Mehrheit dieser Gesetze hatte die Ausbildung der Verfassung zum Zwecke, alle sind im Geiste der Verfassung erlassen und stimmen durchgehends mit den im Jahre 1848 zur Geltung gekommenen Grundsätzen überein; jeder Versuch, diese Grundlagen wieder zu verlassen, stieß noch auf den energischsten Widerstand. Von nun an wird die Gesetzgebungsthätigkeit der Regierung theils wesentlich vermindert, theils in anderm Geiste als seit 1848 fortgesetzt. Es kam übrigens mit Hülfe des nächsten Landtags in den Jahren 1851 und 1852 noch eine Reihe der wichtigsten und für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes wohlthätigsten Gesetze zu Stande. Hierher gehört das Gesetz über die kaufmännischen Anweisungen, welches diese zuerst von den engen Formen des Römischen Rechts befreite und den Wechseln ziemlich gleichstellte; das Gesetz über die bürgerlichen Rechte der Israeliten, durch welches alle frühern Beschränkungen der Israeliten in Bezug auf Verkehr und Erwerb aufgehoben wurden; sodann die Gesetze über die Ablösung des auf fremdem Grund und Boden ruhenden Weiderechts und über die Ablösung der auf dem Zehntrechte ruhenden kirchlichen Baulast. Die letzten beiden Gesetze schließen sich genau an die im Jahre 1848 erlassenen Ablösungsgesetze an, beruhen auf denselben Grundsätzen und schließen so das Gebiet der Ablösung der Grundrechte überhaupt ab.

Durch das gleichfalls am 28. Mai 1852 sanctionirte Districtraths- und Landrathsgesetz wurde die Eintheilung des Landes in Kreise und dieser in Districte je mit selbstständigen Vertretungen geordnet, welsch letztere theils auf dem Princip der freien Wahl, theils auf dem der Interessen- und Ständevertretung beruhen. In ihrer Thätigkeit sind

beide Körper durch die vorgeschriebene Genehmigung ihrer Beschlüsse seitens der Staatsregierung, durch den Mangel der Initiative und des Petitionsrechts wesentlich beschränkt, doch haben sich beide Gesetze sehr wohlthätig erwiesen. Durch dieselben sind viele districtive und Kreisunternehmungen, wie Flußcorrectionen, Errichtung von Kranken- und Irrenanstalten, Straßen u. s. w., möglich geworden, deren Ausführung aus Mitteln der zunächstbetheiligten Gemeinden unmöglich, aus allgemeinen Mitteln aber wegen der mehr localen Interessen unthunlich gewesen wäre. Ferner sind noch hervorzuheben das Gesetz, welches das Feuerversicherungswesen in Bezug auf Immobilien neu regelt, und dann die sehr bedeutenden Wassergesetze, nämlich das Gesetz über die Benutzung des Wassers, das über den Uferschutz und das über Be- und Entwässerung, Gesetze, welche für Industrie und Landwirtschaft vom wohlthätigsten Einflusse gewesen sind, deren Wichtigkeit sogar von Jahr zu Jahr mehr zum Bewußtsein kommt, endlich das Forstgesetz, gleichfalls vom 28. Mai 1852, durch welches die Reihe der wirthschaftlichen Gesetze abgeschlossen wurde.

Alle bisher angeführten Gesetze zeichnen sich durch consequente Durchführung des Systems wie durch Klarheit des Ausdrucks vortheilhaft aus; noch war es nicht üblich, die Gesetzesvorlagen in den Ausschüssen der Kammern soviel als möglich umzugestalten und von den Kammern selbst wieder neue Aenderungen vorzunehmen, wie dies heutzutage so häufig zum Nachtheile der Gesetze geschieht. Damals begnügte man sich mehr damit, die Gesetzesvorlage im ganzen zu prüfen, scheute sich aber, willkürliche Detailbestimmungen hineinzusetzen, deren Unzweckmäßigkeit in der Regel erst beim Vollzuge hervortritt.

In der Folgezeit trat ein völliger Stillstand in der Verfassungsentwicklung ein, den Ständen wurden nur die nothwendigsten Vorlagen über Budget und höchstens noch die Anlage von Eisenbahnen gemacht, selbst das noch im Jahre 1850 sanctionirte und publicirte Gerichtsverfassungsgesetz blieb unvollzogen, ohne daß ein stichhaltiger Grund hierfür vorhanden gewesen wäre. Zwar wurden im Jahre 1855 die schon im Grundlagengesetze von 1848 garantirten Entwürfe eines Strafgesetzbuchs und eines Polizeistrafgesetzbuchs vorgelegt, aber bei der ersten Durchsicht derselben erfüllte Stamen und Entrüstung die Versammlung, denn aus beiden Entwürfen ergab sich ein großer Rückschritt gegen die 1848er Gesetze. Es waren die Strafbestimmungen besonders für politische und Preßdelicte nicht nur unverhältnißmäßig hoch, sondern auch mit sehr vielen Strafschärfungen, wie Entziehung der bürgerlichen Rechte, Polizeiaufsicht, Verwahrung in Polizeianstalten u. dgl., verbunden; selbst gesetzlich längst abgeschaffte Strafmittel, wie die Prügel, sollten wieder eingeführt werden; in der Anwendung jener und dieser sollte der Polizei der weiteste Spielraum gelassen werden. Beide Entwürfe wurden gar nicht der Berathung unterstellt, sie blieben unerledigt.

Während die Geschichte der Gesetzgebung in dieser Periode durch den Mangel an Fortschritten den zur Geltung gelangten Geist der Reaction athmet, kommt derselbe in der innern Verwaltung desto unverhüllter zur Erscheinung. Schon zu Anfang des Jahres 1850 wurden mehrere in Folge der jüngsten Ereignisse mißliebig gewordene Beamte pensionirt, nachdem schon im Jahre zuvor alle mit dem Parlament nach Stuttgart übergesiedelten Abgeordneten, die zugleich Beamte waren, ihre Entlassung erhalten hatten; unter diesen war unstreitig der bedeutendste Philipp Jakob Fallmerayer, dessen Verlust für die Universität München auf das tiefste zu beklagen ist. Durch Verordnung vom 15. März 1850 wurde eine am Schlusse des 18. Jahrhunderts zum Schutze des Staats gegen den gefürchteten Illuminatenorden erfundene Maßregel wieder aufgefrißt, durch welche bei der Anstellung jedes öffentlichen Dieners ohne Unterschied die Ableistung eines Eides verlangt wurde, daß der Betreffende an einem Vereine oder einer Gesellschaft, deren Tendenz dem Staate feindlich oder deren Schließung von der Behörde verfügt worden sei, nicht theilnehmen werde. Kann auch dem Staate die Berechtigung zu dieser Maßregel

nicht bestritten werden, so zeigt doch die Art und Weise der Erneuerung jener Vorschrift, mit welsch kleinlichen Mitteln man wieder zu regieren begonnen hatte. Bei jeder jährlich vorgenommenen Revision der Qualification der Beamten, wie insbesondere bei allen Vorschlägen zu Beförderungen u. s. w., mußte die vorgesetzte Stelle sich über das politische Verhalten des Betreffenden während der Bewegungsjahre aussprechen und ein besonderes Zeugniß über seine Anhänglichkeit an den Thron und das monarchische Princip ausstellen. Jede liberale Aeußerung lief Gefahr, als revolutionäre Tendenz angesehen zu werden. Namentlich in München, wo damals Graf Reigersberg Polizeidirector war, wurde eine systematische Ueberwachung der Aeußerungen und Meinungen eingerichtet, die Zahl der mißliebigen Personen war enorm, bald fing man an auch das Tragen der Hüte und Hüte zu überwachen; es war verboten, sogenannte Carbonarhüte zu verkaufen und zu tragen, viele derselben wurden auf offener Straße confiscirt. Das Tragen von Bollbart erregte mindestens Verdacht. Derartige nutzlose Schikanen waren dem gemüthlichen Münchener unerhört, in seiner Langmuth jedoch fügte er sich allmählich auch darein. Daneben sollte freilich für das materielle Wohl des Landes etwas geschehen, es wurde daher durch Verordnung vom 9. Nov. 1850 der schon früher bestandene Landwirthschaftliche Verein reorganisirt, aber man wagte nicht, den einzelnen Bezirksvereinen freie Bewegung, die erste Voraussetzung eines erspriesslichen Wirkens, zu gestatten, und so wurde ein bureaukratisch-hierarchisches Abhängigkeitsverhältniß geschaffen, das von Anfang an jede Selbstständigkeit ausschloß. Anfangs war die Betheiligung eine ziemlich große, die Leitung der Vereine stand freilich nicht etwa Fachmännern, sondern dem betreffenden Polizeibeamten zu, der fast überall gewählt wurde; das Land im großen und ganzen hat bis jetzt noch wenig Vortheil von diesem Vereine gehabt, und doch steht die Landwirthschaft in sehr vielen Gegenden Baierns noch auf dem tiefsten Standpunkte.

Im folgenden Jahre wurden die Paktarten eingeführt, ein für die damalige Anschauung von Polizei sehr großer Fortschritt. Noch in demselben Jahre aber wurden auch den Deutschkatholiken und Freireligiösen Gemeinden die ihnen vor einigen Jahren verlienenen Rechte der Vereine entzogen. Diese Maßregel blieb ohne tiefere Beachtung, denn mit Ausnahme weniger Städte Frankens war jene ganze religiöse Bewegung spurlos vorübergegangen. Im Sommer des Jahres 1852 war die Regierung entschlossen, energischer in der begonnenen Reaction vorzuschreiten. Ringelmann bekam als Cultusminister, als welcher er ohnehin thatlos und unfähig sich gezeigt hatte, seine Entlassung, am 1. Dec. wurde dieses Ministerium dem bisherigen Minister des Innern von Zwehl übertragen, zum Minister des Innern aber Graf Reigersberg ernannt. Dies war zweifellos für die damalige Zeit der rechte Mann. Er war Cavalier im guten und schlimmen Sinne, frivol in seinen Ansichten über Gesellschaft und Familie, ohne tiefere oder umfassendere Kenntnisse, in jeder Beziehung echter Bureaucrat, der in den untern Behörden nur die Vollzugsorgane seines Willens erkannte. Von seinem Eintritt in das Ministerium an datirt die eigentliche Reactionsperiode in Baiern. Die polizeiliche Willkür griff bald in alle Verhältnisse ein. Durch das Grundlagengesetz von 1848 war als Princip die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung auch in der untersten Instanz ausgesprochen und die Erlassung eines Polizeistrafgesetzbuchs garantirt worden; von beiden war keine Rede mehr, daran zu erinnern galt als Auflehnung gegen die Regierung. Die körperliche Züchtigung war im Jahre 1848 als Strafe für Verbrechen und Vergehen aufgehoben worden, aus diesem Wortlaute folgerte das Ministerium, daß dieselbe als Strafmittel bei Polizeiübertretungen noch anwendbar sei. Diese Entdeckung wurde sofort ins Leben eingeführt, in fast allen Landgerichten wurde die Prügelstrafe trotz ihrer erfolgten Aufhebung im vollsten Maße angewendet; Beamte, welche aus Menschlichkeit dieselbe nicht anwenden wollten, Richter, welche erklärten, daß die Anwendung ungesetzlich sei, weil ja

mit ihrer Aufhebung als Verbrechen- und Vergehensstrafe auch ihre Aufhebung als Uebertretungsstrafe ausgesprochen sei, wurden in jeder nur zulässigen Weise gemäßiget. Es war eine arge und gewaltthätige Misregierung, welche sich das Land lange gefallen ließ. Für die Entwicklung des Gewerbswesens geschah soviel wie nichts. Alle Gewerbe, welche nicht aus älterer Zeit her realer Natur waren, konnten nur auf Grund einer von der Polizeibehörde verliehenen Concession ausgeübt werden; die Verehelichung war erschwert durch das den Gemeinden zugestandene absolute Veto bei allen Verehelichungen auf Lehnerwerb, die Folge hiervon war eine erschreckende Anzahl der unehelichen Geburten. Zu einer Besserung in dieser Beziehung war nicht einmal der Wille vorhanden. Die Gemeinden wurden in jeder freieren Bewegung gehemmt, mehr als einmal wurde die Bestätigung eines gewählten Bürgermeisters nur aus dem Grunde versagt, weil seine politische Gesinnung dem Ministerium nicht genehm war. In seinen Bestrebungen wurde Graf Reigersberg trefflich unterstützt von den meisten Regierungspräsidenten, vor allem jedoch sind als seine Satelliten zu nennen Baron Welben, Präsident von Schwaben, Hohe, Präsident der Pfalz, und Gutschneider, Präsident von Mittelfranken. Andere freilich waren weniger gefügig, namentlich der frühere Minister und damalige Präsident von Unterfranken, Freiherr von Zu-Rhein, ein Mann von großer Popularität, der aber aus Klugheit keine Opposition zu machen wagte. Daß sich aber in den untern Behörden zu allzu viele willige Vollzugsorgane der ministeriellen Willkür fanden, bedarf keines weitern Beweises; waren doch noch fast überall jene Polizeibeamten im Dienste, welche sich in vormärzlicher Zeit im außerbairischen Deutschland, und zwar mit vollem Rechte, den Namen „Patscha“ erworben hatten. Noch heute werden unglaubliche Beispiele von der Ignoranz, geistigen Impotenz und Gewaltthätigkeit solcher Beamten erzählt, welchen als den Inhabern der Polizei- und Justizgewalt auf dem Lande hauptsächlich das Wohl und Wehe des Volkes anvertraut war. Heute ist diese Gattung des Menschengeschlechts fast ausgestorben, nur in abgelegenern Gegenden konnten sich einzelne noch erhalten.

Die Justizverwaltung wurde ziemlich in demselben Geiste wie die Regierung überhaupt gehandhabt. Zwar hatte das Grundlagengesetz die Richter für inamovibel mit dem Beifügen erklärt, daß sie wider ihren Willen nur kraft rechtskräftigen Richterspruchs ihrer Stellen enthoben oder versetzt werden können, aber, wenn auch diese Bestimmung nicht offen übergangen werden konnte, so stand doch der Regierung das uneingeschränkte Recht der Beförderung bezüglich aller Richterbeamten zu, und daß dieses nur im Sinne des Ministeriums ausgeübt wurde, bedarf keines weitern Nachweises. Mit größerer Offenheit versuchte man die Bestimmungen des Grundlagengesetzes zu umgehen, seit am 9. Sept. 1854 Ringelmann an Stelle Kleinschrod's das Justizministerium übernommen hatte. Es kam vor, daß ein Richter zum Secretär eines Gerichtshofes ernannt und dadurch gegen seinen Willen seiner Richtereigenschaft entkleidet und zu einem Administrativbeamten gemacht wurde. Doch sind derartige Fälle selten. Der bairische Richterstand zeigte sich in jeder Beziehung musterhaft; daß aber alle Garantien seiner Unabhängigkeit größtentheils illusorisch bleiben müssen, weil der einzelne kein Recht auf Beförderung haben kann und in der Aussicht auf diese ein um so größerer Sporn zur Gefügigkeit gegen oben liegt, je unzureichender die Gehalte der untern Stellen sind, ist an sich klar. Im Jahre 1856 wurde übrigens auch durch Gesetz jene Bestimmung des Grundlagengesetzes, welche die Richter für unversetzbar erklärt hatte, aufgehoben und damit der Regierung das Recht gegeben, die Richter nach Belieben zu versetzen. Im Vollzuge dieses Rechts kamen denn auch manche Versetzungen vor, bei welchen sich der Charakter der Verfügungen klar erkennen ließ. Der oberste Gerichtshof, das in München bestehende Oberappellationsgericht, bewahrte seinen hergebrachten Ruf, doch fing derselbe in den fünfziger Jahren an sich etwas zu trüben, weil der Eintritt in diesen Gerichtshof oft als Er-

lohnung für tadellose Gesinnung statt für hervorragende Befähigung und Tüchtigkeit verliehen wurde. In früherer Zeit fand eine Beförderung zum Mitgliede dieses Gerichtshofes nur auf Grund einer gutachtlichen Aeußerung desselben statt; diese Uebung hatte sich vorzüglich bewährt, aber seit jener Zeit war sie abgekommen. Die seit 1849 bestehenden Schwurgerichte hatten von Anfang an eine solche Masse Stoff zu bewältigen, daß in den Kreisen Ober- und Niederbaierns regelmäßig, in Schwaben und der Oberpfalz sehr oft außerordentliche Sitzungen außer den vierteljährigen regelmäßigen stattfanden. Oft waren Verhandlungen wegen Preßdelicte nothwendig, sie endeten zu mehr als neun Zehnteln mit Freisprechung. Die hauptsächlichste Thätigkeit der Schwurgerichte nahmen jedoch Verbrecher gegen Leben, Gesundheit und Eigenthum in Anspruch. Mord und Todtschlag, letzterer vorzüglich im Kaufhandel bei Kirchweihen und andern kirchlichen oder weltlichen Festlichkeiten begangen, waren hauptsächlich in Ober- und Niederbaiern erschrecklich zahlreich, dazu kamen unglaublich viele Diebstähle, von denen eine Menge durch die verwegentsten Einbrüche von ganzen Banden verübt wurden, welche jedoch alle in der Mitte der funfziger Jahre zur Verurtheilung kamen.

Die Handels- und Verkehrsverhältnisse nahmen in den funfziger Jahren einen großen Aufschwung. Der 1853 erneuerte Zollverein begünstigte eine bedeutende Entfaltung des Handels und der Industrie; in den verschiedensten Theilen des Landes entstanden Spinnerien und Webereien, in Nürnberg und München Maschinen- und andere Fabriken, die kleine Stadt Fürth war zu einer Stadt der Fabriken und Schornsteine geworden. In der Oberpfalz und den Vorbergen der Alpen wurden Eisen- und Kohlenbergwerke betrieben, Salzwerke in Unterfranken und Oberbaiern. Der Bergbau hatte zwar eine schlimme Fessel an den verschiedenen alten, noch auf dem starren Grundsätze der Regalität beruhenden Bergrechten; aber vergünstigungsweise wurde der Bergzehnt vielfach nachgesehen, so konnte sich eine ansehnliche Bergindustrie entwickeln. Baiern ist vermöge seiner Lage auf den Transithandel hingewiesen. Es waren zwar in den vierziger Jahren schon mehrere Bahnen gebaut worden, aber erst 1850 fing man an systematisch den Eisenbahnbau zu betreiben. Der Staat wollte alle Hauptverkehrslinien selbst besitzen. Noch in demselben Jahre erzielt er die Ermächtigung zur Aufnahme eines Anlehns von 12½ Mill. Fl. ausschließlich zu Eisenbahnzwecken; hiervon wurde vor allem die Linie, welche das Land von Norden nach Süden durchschneidet, ausgebaut, dann von Schweinfurt nach Aschaffenburg und von München nach Salzburg gebaut, zu deren Vollendung im Jahre 1856 eine weitere Anleihe von 12 Mill. Fl. nothwendig war. Es fehlte freilich gleich bei der ersten Anlage an der klaren Erfassung eines bestimmten Systems, es wurde vielfach zu kostspielig gebaut, manche Bahnen wurden ganz verkehrt angelegt, weil man bestimmte Städte betreiben wollte, im ganzen aber lassen sich dem bairischen Bahnbau begründete Vorwürfe nicht machen; er theilte eben die Mängel, welche damals allgemein waren und erst auf Grund der gewonnenen Erfahrungen vermieden werden konnten. Vorzüglich durch Sollicität in Bezug auf Anlage und Fahrmaterial zeichnete sich das bairische Bahnwesen aus. Im Jahre 1856 wurde auch einer Gesellschaft die Concession zum Bau einer großen Bahnlinie von München nach Regensburg, Passau, Nürnberg und Böhmen ertheilt; es ist dies die Ostbahngesellschaft, bestehend aus münchener und frankfurter Häusern. In erstaunlich kurzer Zeit wurden jene Linien gebaut und dem Verkehre übergeben; die Rente dieser Bahnen ist eine sehr bedeutende, ein Beweis, wie nothwendig die Anlage jener meist wohlhabende Gegenden durchschneidenden Bahn gewesen ist.

Für Straßen war von jeher in Baiern viel geschehen. Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren alle aus früherer Zeit her bestehenden Wegezölle aufgehoben worden, und wurden alle Straßen und Wege aus öffentlichen Mitteln unterhalten. Hiervon waren doch nur die großen Verkehrsstraßen als Staatsstraßen aus allgemeinen Staatsmitteln

zu unterhalten, die übrigen mußten, je nachdem sie den Interessen einer oder mehrerer Gemeinden dienten, auf deren Kosten unterhalten werden. Als nun mit dem Inltreten der Geseze von 1852 über die Kreis- und Districtsgemeinden eine Ausschcheidung des Kreis- und Districtsvermögens stattfand, wurden den Districten diejenigen Straßen überwiesen, welche vorwiegend dem districtiven Verkehre dienen, wobei die ärmern Districte oder solche, deren Districtsstraßen infolge großen Verkehrs besonders stark abgenutzt wurden, Zuschüsse aus Kreismitteln erhielten. Mit der Erbauung der zahlreichen Eisenbahnen mußte auch in der Anlage der Straßen ein neues System eingeführt werden, so wurde überall ein besonderes Augenmerk auf die Anlage der in Eisenbahnlinien einmündenden Straßen gelegt. In dieser Beziehung hat das ebenerwähnte Gesetz sehr heilsame Folgen gehabt.

Auch das Forstwesen befand sich in vortrefflichem Zustande. Baiern war von jeher sehr reich an trefflichen Waldungen, der Reichtum des Staats, der Gemeinden und Stifftungen an Waldungen ist sehr groß, zwei Drittel alles Waldes sind in ihrem Besitze. Die Bewirthschaftung war stets in gutem Stande, die Forstakademie in Aschaffenburg sorgte für gutgeschulte Forstleute. Die vielfach noch zum Schaden der rationalen Waldkultur bestehenden Forstrechte wurden mit Hülfe des Forstgesetzes von 1852 theils schon abgelöst, theils werden sie allmählich zur Ablösung kommen. Der Ertrag der Waldungen wurde dadurch sehr ansehnlich gesteigert. Durch jenes Gesetz wurde auch das Verfahren wegen der Forstfrevel in sehr zweckmäßiger Weise geregelt. Dasselbe beruht auf summarischem Verfahren vor dem Einzelrichter, wobei ein Forstbeamter die Function des Anklägers versieht, für kleinere Frevel auf dem Mandatsverfahren; es hat sich im Interesse einer raschen und gerechten Justiz entschieden bewährt. Ein großer Theil der Staatswaldungen stand unter besonderer Verwaltung, er war ausgeschieden zu den Bedürfnissen der Salinen. Mit Rücksicht auf dieses Ausnahmeverhältniß konnten die Salinen eine so hohe Rente abwerfen, mit welcher sie im Budget figuriren, während sie thatsächlich weit geringer hätte sein müssen. Außer den Waldungen besaß der Staat schon in den fünfziger Jahren nur wenige Domänen. Schon durch König Max Joseph I. war das ganze Domanium des königlichen Hauses an das Land abgetreten worden gegen die Verpflichtung der Uebernahme einer ständigen Civilliste. Nur wenige der dazu gehörigen Güter wurden in der Folge an verdiente Staatsmänner verliehen, die meisten Domänen wurden allmählich veräußert und der Erlös zum Ankauf von günstig gelegenen Waldungen verwendet. Mit Rücksicht auf die Einfachheit der Waldwirthschaft und ihre nachhaltigere Ertragsfähigkeit war jenes System in hohem Grade zweckmäßig. Nur wenige Gutscomplexe sind noch im Besitze des Staats, sie dienen hauptsächlich als landwirthschaftliche Musteranstalten, zu Ackerbaulehranstalten und zu den Zwecken der Gesezstüße.

Die bairische Finanzwirthschaft war von den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts an, als einmal die Wunden der kostspieligen Kriege geheilt waren, in vortrefflichem Zustande. Unter König Ludwig I. wurde zwar nicht überall zum Heile des Staats gewirthschaftet, in allen Zweigen der Verwaltung mußten Ersparungen gemacht werden durch mangelhafte Besetzung der Stellen und Behörden, durch allmähliche Verwahrlosung der Staatsgebäude; die so erzielten Ersparungen wurden zu den zahlreichen Bauten und Kunstschöpfungen verwendet, welche seinen Namen tragen, es kam dann wol 1843 das sogenannte Verfassungsverständnis zu Stande, worin die Regierung sich verbindlich machte, keinerlei Verwendung von öffentlichen Geldern ohne Zustimmung der Kammern mehr zu machen; allein die Controle wurde nie streng gehandhabt. Als Max II. die Regierung antrat, waren die Kassen leer, überall mußten große und dauernd erhöhte Ausgaben gemacht werden, das Heer war in verwahrlostem Zustande, die Durchführung der neuen Geseze, vor allen der Ablösungsgeseze, erforderte neue und ansehnliche Mittel; trotzdem

konnten nach wenigen Jahren sehr bedeutende Einnahmeüberschüsse zu außerordentlichen Ausgaben verwendet werden; die Finanzen waren im blühenden Zustande, die Steuern gingen regelmäßig ein, trotz der Erhöhung mancher und der Einführung neuer Steuern war das Land nicht überlastet. Die Finanzwirthschaft selbst war wenig verständig, die Abrechnung eine sehr complicirte, Conticorrenti bei den wenigsten Staatskassen eingeführt; infolge dessen lagen stets sehr große Summen nutzlos in den Kassen und wurden viel unnütze Verschwendungen gemacht. Jedenfalls läßt sich behaupten, daß bei rationeller Finanzwirthschaft die finanzielle Lage des Landes noch eine weit günstigere gewesen wäre. Wie bei dem Eisenbahnbau Millionen nutzlos für Bauten verschwendet wurden, theils um einem begünstigten Architekten Gelegenheit zu Prachtbauten zu geben, theils um überhaupt ein Experiment zu machen — als Beispiele hierfür lassen sich verschiedene Bahnhofbauten, der Tunnel bei Donauwörth, große Steigungen u. s. w. anführen — so wurde auch im übrigen Staatsbauwesen auf der einen Seite gespart, auf der andern mit vollen Händen verwendet, und analog ging es in allen Staatsdienstzweigen.

Für das Militär, welches im Jahre 1848 durchaus ungenügend equipirt, ohne alle Vorräthe an Waffen, Munition und Montur aus der frühern Regierungsperiode überkommen worden war, mußten mit Rücksicht auf die außerordentlichen Zeitverhältnisse sehr bedeutende Ausgaben gemacht werden. In den zehn Jahren von 1849—59 mußten allein für außerordentliche Militärbedürfnisse 26 Mill. Fl. aufgewendet und davon 17,850000 Fl. durch Anleihen gedeckt werden. Dies ist für eine Bevölkerung von $4\frac{1}{2}$ Mill. Seelen eine große Summe. In der Finanzperiode von 1850—56 bezifferten die Einnahmen und Ausgaben die Summe von 37,591090 Fl., hiervon waren alljährlich 9,810000 Fl. auf die Verzinsung der Staatsschuld zu verwenden. In der folgenden Finanzperiode von 1855—61 war der Bedarf für Verzinsung der Schuld schon auf 12,719300 Fl. gestiegen, der jährliche Bedarf für das Militär betrug 9,075900 Fl., die Gesamtschulden der Einnahmen und Ausgaben 41,396862 Fl. Unter den Einnahmen sind als hauptsächlichste Posten die directen Steuern mit 7,317421 Fl., die indirecten Abgaben mit 15,810000 Fl., die Regalien mit 7,612887 Fl. und die Domänen mit 8,137412 Fl. aufgeführt. Die Einnahmen überstiegen jedoch jedes Jahr den Voranschlag, sodaß in jeder Finanzperiode mehrere Millionen Ueberschüsse vorhanden waren, namentlich ertrug der Malzausschlag und die Forstwirthschaft stets weit mehr als vorgeesehen war.

Trotz jener bedeutenden Ausgaben, welche auf das Heer gemacht wurden, befand sich dasselbe doch keineswegs in kriegstüchtigem Zustande. Die sechsjährige Dienstzeit hätte zwar mehr als hingereicht, um es schlagfertig zu erhalten, aber es konnte nicht die zur vollständigen Ausbildung erforderliche Zeit präsent gehalten werden, weil hierzu allzu große Mittel nothwendig geworden wären; um es aber in kürzerer Zeit gehörig auszubilden, dazu gebracht es an der nöthigen Energie von oben, man fürchtete den gemüthlichen hergebrachten Zustand zu stören: Mannschaft und Offiziere verbrachten den größten Theil der Zeit ohne ernste Beschäftigung, größere Feldübungen fanden höchst selten statt. Die Festungen erforderten einen sehr großen Aufwand; Baiern hatte in verhältnißmäßig kurzer Zeit die beiden Festungen ersten Ranges Germerstheim am Rhein und Ingolstadt an der Donau gebaut; außer diesen mußten noch mehrere feste Waffenplätze, wie Augsburg, und einzelne Forts, wie Marienberg bei Würzburg, Rosenberg bei Daireuth und Passau, fast alle von sehr zweifelhaftem Werthe, erhalten werden. Die in allen bedeutendern Städten bestehenden Commandantenschaften, welche alle mit einer Uebersahl von höhern und höchsten Offizieren besetzt waren, machten einen mit der geringen Wichtigkeit dieser Stellen in keinem Verhältnisse stehenden Aufwand erforderlich. In dieser Beziehung Ersparungen zu machen oder überhaupt Reformen im Interesse einer größern Schlagfertigkeit des Heeres durchzuführen, dazu hatte weder Kriegsminister Lüder noch der ihn in dieser Stelle im

Jahre 1857 erlassende General Manz die Befähigung. Letzterer war übrigens für diese Stelle so wenig fähig, daß er schon nach zwei Jahren, als es sich darum handelte, das Heer in möglichst kurzer Zeit auf den Kriegstand zu bringen, seinem Vorgänger Platz machen mußte.

Werfen wir auch einen kurzen Blick auf die kirchlichen Zustände in Baiern während der fünfziger Jahre, so sehen wir zunächst, daß auch die katholische Kirche von der Bewegung des Jahres 1848 nicht unberührt blieb. Es ist bekannt, welche Rolle der katholische Klerus und seine Partei im frankfurter Parlament spielte, um durch dieselbe möglichste Unabhängigkeit der Kirche vom Staate zu erlangen. Als diese Bestrebungen gescheitert waren, stellte der bairische Episkopat, bestehend aus den Erzbischöfen von München und Bamberg, den Bischöfen von Augsburg, Passau, Regensburg, Eichstätt, Speier und Würzburg, in einer Eingabe an das Ministerium dieselben Anforderungen, welche sie schon in einer Vorstellung an das Parlament geltend gemacht hatten. Die hauptsächlichsten waren: Freiheit der Kirche vom Staate, Aufhebung des landesherrlichen Placet und des Rechtsmittels des recursus ab abusu, sodann Freiheit der Kirche zur Abhaltung von Missionen, zur Gründung von religiösen Gesellschaften und Corporationen, insbesondere zur Errichtung von Knaben- und Priesterseminarien. Zwar wurde der größte Theil dieser Forderungen durch die Ministerialentschließung vom 8. April 1852 zurückgewiesen und nur in einigen untergeordneten Punkten dem Verlangen der Bischöfe stattgegeben; aber in der Praxis zeigte sich die Regierung weit nachsichtiger, als dies nach jenem Rescript den Anschein gehabt hatte. In mehreren Diöcesen wurden Knabenseminarien, um die Jugend schon von den ersten Klassen der Gymnasialstudien an systematisch für den geistlichen Stand auszubilden, in andern auch Priesterseminarien, in welchen die künftigen Priester statt aller Universitätsstudien in klösterlicher Zucht und jesuitischer Lehrmethode erzogen wurden, mit offener Umgehung der gesetzlichen Bestimmungen gegründet und eröffnet, ohne daß die Regierung ernstlich einzuschreiten wagte. In andrer Beziehung freilich gestattete man der Kirche keineswegs Uebergrieffe in das staatliche Gebiet, wie solche unter dem verächtigten Ministerium Abel vorgekommen waren; man suchte vielmehr soviel als möglich jeden Conflict zu vermeiden, gab den Forderungen des Klerus nach, wo dieser energisch genug auftrat, und suchte ihm im übrigen weder durch eine freisinnige Reform des Schulwesens noch durch Verweigerung der Genehmigung von Jesuitenmissionen u. dgl. irgend Anlaß zur Klage zu geben. Bei all dieser Nachsichtigkeit war es dem Ministerium doch nicht gelungen, die ultramontane Partei sich zu

Freundin zu machen. Die protestantische Kirche war, begünstigt durch eine Reihe von Umständen, vor allem durch die orthodoxe Richtung der erlanger Facultät, dann durch die streng hierarchischen Tendenzen des Oberconsistoriums, allmählich in eine immer mehr sich verstärkende Strömung gerathen, welche ebenso wie in einigen Ländern des nördlichen Deutschlands strengere Kirchenzucht und ein strafferes Regiment der Kirchenobern erzielen sollte. Die erste Frucht dieser Bewegung war die Einführung eines neuen Gesangbuchs; dasselbe wurde im biederheimischen Baiern gegen den Willen sehr vieler Kirchengemeinden, jedoch im ganzen ohne Anwendung von Zwang, eingeführt; gegen das frühere ließ sich nichts einwenden, als daß es rationalistisch sei; dieser Vorwurf aber war natürlich hinreichend zu seiner Beseitigung. Uebrigens muß anerkannt werden, daß an innerem Werth und Gehalt das neue Gesangbuch höher steht, da es nur Originaltexte aufnahm, wenn dieselben auch manchmal für unser modernes Gefühl barock und absurd erschienen. Dasselbe Gesangbuch sollte auch in der unirten Kirche der Rheinpfalz eingeführt werden; hier aber fürchtete man auf solche Schwierigkeiten, daß, als man es trotz aller Gegenvorstellungen mit Gewalt versuchte, ernstere Unruhen auszubrechen drohten, bis man nach einigen Jahren

von dem Vorhaben absehen mußte. Gleichzeitig mit dem Gesangbuche war auch im dieffeitigen Baiern eine an die ältere Form des Gottesdienstes mehr sich anschließende Reform desselben mit Liturgie eingeführt worden, obwohl auch hiergegen in vielen Gemeinden energisches Widerstreben sich kundgethan hatte. Die Verfassungsurkunde von 1818 hatte in ihrem Anhang zur II. Beilage die Abhaltung zweier allgemeinen Synoden zu Ansbach und Bairreuth gestattet, welche alle vier Jahre zu berufen seien und unter Leitung eines königlichen Commissars über innere Kirchenangelegenheiten zu berathen hätten. Diese Bestimmung wurde zwar durch ein Gesetz von 1848 dahin abgeändert, daß es der Regierung anheimgegeben wurde, die beiden Synoden in eine allgemeine Versammlung zu vereinigern, aber weiter zu gehen wagte man nicht; insbesondere wagte man weder den Wirkungskreis dieser Generalsynode zu erweitern, noch auch durch häufigere Berufung ihren Einfluß zu vermehren. An ihrer Eigenschaft als einer lediglich berathenden Versammlung hat sich nichts geändert.

Das Schulwesen war von jeher in Baiern auf dem Niveau des Mittelmäßigen. Die Volksschulen konnte man zwar nicht schlecht nennen, wo nur einiges Bedürfniß sich fühlbar machte, wurde eine Schule errichtet, und wenn auch vielfach die geeigneten Lehrkräfte fehlten, so war die Ursache hiervon mehr in allgemeinen Gründen zu suchen, denn die Schullehrerseminarien waren gut organisirt. Die Schule ist Gemeindegeldanstalt, ihr unmittelbarer Vorgesetzter ist der Localschulinspector in der Person des Ortspfarrers, mehrere Schulen stehen unter dem Districtsinspector, ebenfalls einem Geistlichen. Der Schullehrer hat regelmäßig den Organisten- und Küsterdienst mit zu versehen; trotzdem waren die meisten Schulstellen sehr schlecht bezahlt. Zur Verbesserung der Lage der Lehrer und Hebung des Unterrichts geschah in den fünfziger Jahren nichts. Als technische Lehranstalten bestand eine größere Anzahl von Gewerbeschulen, welche aber nur wenig leisteten, da es an den erforderlichen Mitteln fehlte, um tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen und auch die ganze Organisation dieser Schulen den neuern Anforderungen, welche Industrie und Handel stellten, nicht mehr entsprach. Höhere technische Schulen waren die drei polytechnischen Schulen in München, Augsburg und Nürnberg; aber ihre Leistungen waren nicht bedeutend, da bei dieser Zerspaltung der Mittel für keine Schule etwas Ordentliches geschehen konnte und die eingeführte strenge Disciplin mit dem unzumuthlichen Lehrplan u. s. w. die für jede höhere Lehranstalt absolut nothwendige größere Freiheit des Lernens ausschloß. So kam es, daß die bairischen polytechnischen Schulen in keiner Beziehung mit den gleichen Anstalten in Zürich oder Karlsruhe concurriren konnten, und daß namentlich die höhere Industrie über die ungenügenden Leistungen derselben klagte.

Auch das Gymnasialwesen litt an tiefen Gebrechen. Vor allem bestand ein sehr großer Unterschied zwischen katholischen und protestantischen Gymnasien. Erstere waren zum großen Theil im Besitze der Benedictiner, an zwei Orten der Augustiner; um an solchen Anstalten zum Lehrer oder Professor ernannt zu werden, war keineswegs das Bestehen des für andere Sterbliche vorgeschriebenen Examens oder das Absolviren bestimmter philologischer Studien erforderlich, es genügte, daß der Betreffende Ordenspriester war und von seinen Vorgesetzten, welche gleichfalls Ordensglieder waren, in Vorschlag gebracht wurde. Die nothwendige Folge hiervon war, daß theilweise ganz unfähige Personen die Gymnasiallehrerstellen innehatten. An diesem Mißstande wurde nun allerdings zu Anfang der fünfziger Jahre eine Aenderung gemacht, indem für die Zukunft zum Gymnasialprofessor nur ernannt werden sollte, wer das philologische Examen bestanden, aber bezüglich der schon angestellten Lehrer und jener an den Lateinschulen blieb es beim alten. Dazu kam, daß auch der revidirte Studienplan von 1853 mit den alten aus den Jesuitencollegien überkommenen Lehrprincipien nicht vollständig zu brechen wagte oder nicht

einmal den Willen dazu hatte. Infolge dessen wurde auf das Eingehen in Geist und Wesen des Alterthums weit weniger Gewicht gelegt als auf das rein Formelle. Der Geschichtsunterricht war bei Schülern von verschiedener Confession mit dem Religionsunterricht verbunden, so daß für die einen katholisch zugerichtete, für die andern protestantisch gefärbte Geschichte gelehrt wurde. Auch die nicht mit Ordensgeistlichen besetzten katholischen Gymnasien standen im allgemeinen nicht auf gleicher Stufe mit den meisten protestantischen; die Ursache hiervon ist in der von jeher vortrefflichen philologischen Facultät in Erlangen zu suchen. Wohl war man allgemein davon überzeugt, daß die bairischen Gymnasien nicht auf derselben Stufe standen wie die württembergischen oder preussischen; aber zu einer gründlichen Verbesserung fehlte es an Einsicht und Talent. Die schon früher von Schulmännern ersten Ranges, wie Roth, Thiersch und Rügelsbach, gemachten Reformvorschläge wurden nicht beachtet, da sie eine radicale Aenderung des alten Systems gefordert hatten.

Unter den Universitäten geschah am meisten für München. Da man, dank der früheren Unterdrückung jeder freieren geistigen Regung, einheimische Lehrkräfte nur in ungenügender Anzahl hatte, so mußten fast in jeder Wissenschaft Fremde berufen werden, um die Universität München zu einer solchen ersten Ranges zu machen. Schon zu Ende der vierziger Jahre war der Rechtslehrer Bluntschli aus Zürich berufen worden, damals in der Absicht, durch diesen beredten Rathgeber den monarchischen Princip zu stützen. In der Juristenfacultät lehrten außer ihm noch Arndts und Phillips, beide mit Fanatismus der ultramontanen Partei angehörend, dann die einheimischen Pözl, Zenger und Ramer, sämmtlich, soweit sie sich überhaupt am politischen Leben theilnahmen, von liberaler Gesinnung. Als aber bald Arndts und Phillips einem Rufe nach Wien folgten, wurde an des erstern Stelle Windscheid, ein Lehrer ersten Ranges, von hervorragender Beredsamkeit und tiefster Gelehrsamkeit berufen. In der philosophischen Facultät lehrte seit 1852 der von Gießen berufene große Chemiker Liebig, der viel zum Aufblühen der Universität beitrug. Am schlimmsten lag in früherer Zeit die Wissenschaft der Geschichte danieder. Männer, deren Namen niemals außerhalb der Universitätsmauern genannt wurden, lehrten diese wichtige Disciplin. Bei der Vorliebe des Königs für diese Studien sollte hier vor allem eine Besserung eintreten, es wurden Sybel, und wie man behauptet, um als Gegengewicht gegen diesen allzu sehr preußenfreundliche Tendenzen verfolgender Gelehrten zu dienen, Cornelius berufen, beide als Lehrer und Gelehrte rühmlich bekannt. Anders sah es in der Philosophie aus: die ältern berühmten Gelehrten waren, theils todt, theils, wie Schelling, an andere Lehrstühle berufen worden; so saßen denn auf den münchener Lehrstühlen der Philosophie unbedeutende Männer, welche weder als Gelehrte einen Namen hatten, noch als Lehrer es verstanden ihre Schüler zu fesseln. Freilich war eine sehr bedeutende junge Kraft da, Brantl, aber ihn hatte man dem Ministerium als Atheisten zu verdächtigen gemußt, und so wurde er von jeder philosophischen Lehrthätigkeit ausgeschlossen. Anregend wirkte weniger durch die Tiefe als durch die Universalität seines Wissens und durch eine für den Anfänger bestechende Form des Vortrags der auch durch seine politische Thätigkeit bekannte Lasaulx. Auch in den andern Disciplinen wurden die Lücken durch Berufungen von auswärts ausgefüllt. Der Natur der Sache nach konnte man nur aus Preußen Gelehrte berufen, denn in Oesterreich gab es noch weniger als in Baiern, und die aus andern norddeutschen Staaten stammenden konnte man süglich den Preußen gleichstellen. Zu der Abneigung des bairischen Volkstammes gegen alles Fremde kam, daß jene „Berufenen“ als Protestanten und Preußen einer doppelten Antipathie gegen ihre Person begegneten, welche sie zum Theil durch muthwillig allzu selbstbewusstes Auftreten, zum Theil auch ohne eigene Veranlassung bald vermehrte. Die Folge war nicht nur eine ziemlich strenge Sonderung der Einheimischen

Berufenen in Gesellschaft wie im Lehrkörper, sondern auch eine stets wachsende Agitation der Bevölkerung, welche sich doch sonst so wenig um die Wissenschaft kümmerte; doch kam die Bewegung in dieser Periode noch nicht zum Ausbruche. An den übrigen Universitäten herrschten weit friedlichere Verhältnisse; zwar befanden sich in Erlangen wie in Würzburg gleichfalls viele von auswärts berufene Gelehrte, aber sie fanden keineswegs jene feindselige Aufnahme wie ihre münchener Collegen. In Erlangen wurde hauptsächlich für die theologische, in Würzburg für die medicinische Facultät durch Gewinnung ausgezeichneteter Lehrkräfte gesorgt. Der Zustand der Universitäten muß ein blühender genannt werden, alle drei wurden von zahlreichen Ausländern besucht, die Frequenz der münchener Hochschule stellte diese in zweiter Reihe unmittelbar nach Berlin.

Wie sein Vorgänger die bildenden Künste in jeder Weise bevorzugt hatte, so begünstigte König Max die Wissenschaften. Seine feine, für alles Hohe und Edle begeisterte Natur hatte ihn von Jugend an nach der Wissenschaft insbesondere der Philosophie und Geschichte hingezogen. Um hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft durch eine besondere Auszeichnung zu ehren, stiftete er 1853 den Maximiliansorden, welcher nur auf Vorschlag des Ordenskapitels verliehen werden kann, die Zahl der Ritter sollte 50 nicht übersteigen. Zunächst um Publicationen aus der ältern bairischen Geschichte zu ermöglichen, wurde 1855 die Archivalische Commission gegründet und bald darauf nach dem Vorschlage von Sybel und Ranke zur Historischen Commission erweitert. Ihr Zweck war die Herausgabe der wichtigsten Quellen theils der bairischen, theils der deutschen Geschichte, zugleich mit wissenschaftlicher Bearbeitung derselben. Dieser ursprüngliche Plan wurde nach mancher Richtung hin erweitert, die Leistungen der Commission sind wahrhaft großartig, innerhalb weniger Jahre wurden Werke hergestellt, welche den Ruhm ihres Gründers für ewige Zeiten zu sichern im Stande sind. Außerdem wurden noch zahlreiche wissenschaftliche Unternehmungen jeder Art auf das reichlichste unterstützt. Im Jahre 1857 allein betrug die Unterstützungen für wissenschaftliche Zwecke nahe an 100000 Fl. Freilich konnte daneben die Kunst nicht mit gleicher Freigebigkeit bedacht werden, da ja die Mittel auch eine Schranke setzten. Trotzdem geschah auch unendlich viel zur Unterstützung junger talentvoller Schriftsteller, viele bezogen lebenslängliche Gehalte, mancher wurde durch außerordentliche Subvention in den Stand gesetzt, nur der Muse zu leben. Leider wurden die durchaus edeln und großherzigen Bestrebungen des Königs vielfach durch Neid und Mißgunst entstellt. Dies widerfuhr ihm namentlich aus Anlaß der bekannten Symposien, jener gelehrten Abendunterhaltungen in der Residenz, wozu freilich hauptsächlich die unbeliebten Berufenen gezogen wurden. Ebenso sehr ward ihm seine häufige Abwesenheit außer Landes verdacht, und doch war die Ursache seiner vielen Reisen nach Italien, Frankreich u. s. w. lediglich das Interesse an der Fremde, vor allem an dem herrlichen Italien, oder es war körperliches Leiden, welches ihn nöthigte, oft die Bäder, namentlich in warmen Klimaten zu gebrauchen. Niemals wurden die edelsten Bestrebungen eines Monarchen so sehr verkannt als die des Königs Max zu seinen Lebzeiten. Freilich hätte es dem frivolen münchener Adel mehr Vergnügen gemacht, wenn die Summen, welche für trockene Gelehrsamkeit verwendet wurden, wofür ihm ja doch alles Verständniß mangelte, auf glänzende Festlichkeiten wären ausgegeben worden. Aber auch in dieser Beziehung konnten dem Hofe gegründete Vorwürfe nicht gemacht werden, denn auch hierfür geschah, was zum Glanze des Hofes nothwendig war.

Von der Unzufriedenheit, welche allgemein im Lande gegen das Ministerium herrschte, hatte der König keine Ahnung, er war der Ansicht, die ganze Agitation werde durch einige unzufriedene ehrgeizige Köpfe geleitet; nur selbstverständlich war es, daß er bei seinem Streben nach dem absolut Guten, bei seiner Eifersucht auf die ihm zustehenden

Rechte jener Agitation um so größern Widerstand entgegensetzte, als die Minister sein volles Vertrauen sich zu erhalten wußten und die Mehrzahl der laut gewordenen Beschwerden Gegenstände betraf, welche seiner eigenen Beurtheilung sich entzogen. Es kam noch dazu, daß er bei allen Handlungen nur nach sorgfältiger und allseitiger Prüfung thätig wurde; nur zu entschuldigen ist, daß er in einer so wichtigen Sache wie dem Systemwechsel seiner Regierung nicht sofort dem Verlangen einer Majorität nachgab. Jene tiefe Gewissenhaftigkeit, welche ihn veranlaßte, in wichtigen Angelegenheiten Rämmer der entgegengesetzten Richtungen um Gutachten anzufragen, wurde freilich sehr oft als Unentschlossenheit getabelt, und nicht ganz mit Unrecht. In Personalfragen hatte der König freilich stets den Willen, den Würdigsten vorzuziehen; aber während der Prüfung hierüber gelang es sehr oft seiner Umgebung, ihre Schützlinge als die Würdigsten darzustellen, und so wurde durch jene Gewissenhaftigkeit gerade das Gegentheil von dem, was der König wollte, erreicht.

Werfen wir hiernach einen Blick auf die Verhältnisse der Presse, so müssen wir zunächst anerkennen, daß die nächsten Folge der Pressfreiheit das Entstehen einer Menge von Localblättern mit der verschiedensten Parteirichtung gewesen ist. In München, einer Stadt damals von 100000 Seelen, gab es nicht ein einziges größeres Blatt, dagegen eine Unzahl Localblätter, welche alle einen ausreichenden Leserkreis fanden. Als ministerielles Organ diente die „Neue Münchener Zeitung“ und wurde als solches mit großen Kosten unterhalten; die Leistungen dieses Blattes waren höchst mittelmäßig, seine Tendenz, das Ministerium zu stützen, verfolgte es in einer abgeschmackten und oft taktlosen Weise. Dies war das einzige Blatt von größerm Umfange in München, aber als Regierungsorgan ohne Einfluß. Sehr verbreitet unter den Gebildeten aller Stände war dagegen die „Allgemeine Zeitung“, welche ihren alten Ruhm bewahrt hatte, wenn sie auch seit dem Krimkriege immer mehr in österreichisches Fahrwasser gerathen war. In der innern Politik war ihre Haltung liberal, übereinstimmend mit Lerchensfeld und der Kammermajorität. Namentlich in Franken war der nürnbergische „Correspondent von und für Deutschland“ weit verbreitet; seine ruhige, großdeutsche, liberale Haltung sicherte ihm einen ansehnlichen Leserkreis. Als eins der bedeutendsten bairischen Blätter ist auch noch die „Augsburger Abendzeitung“ zu nennen, welche infolge ihrer ziemlich unparteiischen liberalen Haltung fast mit jedem Jahre an Einfluß gewann. Außerdem hatte jede Stadt von einigen tausend Seelen ihr Localorgan, die Zahl derselben ist Legion, ihre Farbe durchlief alle Schattirungen von dem tiefsten Schwarz des „Volksboten“ bis zum entschiedensten Roth des „Nürnbergischen Anzeiger“. Viele dieser Blätter hatten große Verbreitung; war auch die Haltung der meisten wenig objectiv, so besaßen sie durch die consequente Verfolgung ihrer Parteizwecke um so größern Einfluß.

Die Geschichte der politischen Parteien knüpft an das frankfurter Parlament an, da hier die Parteiunterschiede erst zur Klärung gelangt waren. Die Volkspartei hatte, namentlich in der Pfalz und in einigen Gegenden Frankens, Verbreitung, ihre hauptsächlichsten Führer waren Kolb aus Speier, Meyer und Krämer in Nürnberg, Volkhart in Augsburg u. a. m. Ihr in vieler Beziehung verwandt war die in den fünfziger Jahren noch ohne Parteinamen auftretende Partei der Kleindeutschen, welche im Anschluß an die bekannten Parlamentsbeschlüsse die Concentrirung der Bundesexecutive in der Hand Preußens erstrebten; als ihre Vorläufer sind zu nennen: Brater aus Rördlingen, Advocat Böhl aus Friedberg, Bürgermeister Sing von Neuburg u. a. Ihre eigentliche Organisation erhielt diese Partei im Herbst 1859, und von da an datirt auch erst ihr Einfluß in Baiern. Weitauß die einflußreichste Partei war die der Allliberalen, unter welchen namentlich Gustav Freiherr von Lerchensfeld, der frühere Minister, dann der frühere Advocat und damalige Professor Ludwig Weiß von Würzburg, Professor Pö:

in München, Bürgermeister Steinsdorf daselbst, Graf von Hegenberg-Dux, der langjährige Kammerpräsident, der frühere Minister Fürst von Dettingen-Wallerstein u. a. zu nennen sind. Endlich muß auch der ultramontanen Partei gedacht werden, welche in den Professoren von Lasaulz, Sepp, Döllinger, Arnolds und Phillips in München, Bibliothekar Kuland in Würzburg u. a. ihre Leiter besaß. Dies waren die Hauptparteien in Baiern, welche sich im Landtage, bei den Wahlen und andern Gelegenheiten bemerkbar machten, im übrigen aber außer der Tagespresse im öffentlichen Leben kaum hervortraten; es herrschte ja überhaupt während der fünfziger Jahre außer den Kammern absolute politische Windstille in Baiern.

Die Geschichte des Landtags ist im wesentlichen schon in der obigen Besprechung der zu Stande gekommenen Gesetze enthalten. Bis zum Sommer des Jahres 1852 war der Landtag fast immer beisammen; die vorgelegten wichtigen Gesetze wurden, ohne daß bei der Debatte wesentliche Meinungsverschiedenheiten hervorgetreten wären, erledigt. Das Ministerium hatte aber schon gemerkt, daß der Landtag nicht so gefügig, wie erwartet, auf seine Bestrebungen eingehen werde, insbesondere war schon durch die frühere Debatte über das Budget von 1852 klar geworden, daß die Zweite Kammer ihrem constitutionellen Rechte auf genaue Prüfung aller Einnahmen und Ausgaben sowie der richtigen Verwendung der Gelder nichts vergeben werde, auch war mit Bestimmtheit zu erwarten, daß dieselbe bei jeder Gelegenheit die volle Verwirklichung der 48er Gesetze in erster Reihe des Verichtsverfassungsgesetzes verlangen und auf keinen Fall in eine Beseitigung der Schwurgerichte oder Beschränkung der Pressfreiheit willigen werde. Das Ministerium war daher entschlossen, die Kammern nur im äußersten Nothfalle einzurufen. Der am 21. Nov. 1853 einberufene Landtag wurde schon am 2. Febr. 1854 vertagt, ohne etwas Erhebliches zu Stande gebracht zu haben. Am 16. Oct. 1854 wurde er wieder einberufen, es mußte das Budget vorgelegt werden. Durch verspätete Vorlage desselben hatte man gehofft die Kammern zu weniger sorgfältiger Prüfung derselben verleiten zu können, statt dessen war die Kammer schon hierüber verstimmt, dann wurde sehr missfällig aufgenommen, als sich zeigte, daß das Budget ansehnlich erhöht sei, daß eine Erhöhung der Steuern unvermeidlich sei; bei näherer Prüfung ergaben sich verschiedene Unordnungen im Rechnungswesen, insbesondere waren manche Etatspositionen ansehnlich überschritten, Ausgaben ohne Bewilligung gemacht worden u. s. w. Diese Umstände gaben Anlaß zu den heftigsten Debatten, in denen sich herausstellte, daß das Ministerium von keiner einzigen Partei gestützt werde. Als die Kammer ihre Beschwerden in einer Adresse zur Kenntniß der Krone zu bringen beschloß, wurde der Landtag durch Erlass vom 25. März 1855 aufgelöst. Die im wesentlichen aus den frühern Abgeordneten wiedergewählte Kammer wurde auf den 1. Sept. 1855 einberufen, es zeigte sich sofort bei der Berathung über verschiedene Wahlreclamationen, daß das Ministerium auch jetzt, trotz der entschiedensten Beeinflussung der Wahlen, zwar eine große Anzahl von Beamten und conservativen Posthaltern durchgesetzt, aber wieder keine entscheidende Majorität hatte. Nach Erledigung der Budgetvorlage wurde der Landtag wieder geschlossen; auf den 25. Sept. 1858 einberufen, wurde er schon am 30. desselben Monats aufgelöst, da die Regierung aus der Wahl des Professors Weis zum zweiten Präsidenten die Gewißheit geschöpft hatte, daß eine Verständigung mit dieser Kammer nicht möglich sei. Die im December vollzogenen Wahlen hatten bezüglich des Ministeriums dasselbe Ergebniß zur Folge, ja die liberalen Elemente waren noch zahlreicher darin vertreten. Das Ministerium hatte sofort nach der Auflösung des letzten Landtags seine hervorragenden Gegner, soweit sie erreichbar waren, durch verschiedene Maßregelungen müde zu machen gesucht, so wurde Weis, Professor des Strafrechts an der Universität Würzburg, zur Strafe zum Appellrath in Eichstädt ernannt, hatte aber kaum diese Stelle angetreten, als er

von den dankbaren Bürgern Würzburgs zum Bürgermeister gewählt wurde. Dies zeigt zur Genüge, daß die Stellung des Ministeriums unhaltbar geworden war.

Die Kammern wurden auf den 15. Jan. 1859 einberufen, es war selbstverständlich, daß das bisherige Directorium mit Graf Hegnenberg-Dux als ersten und Weis als zweiten Präsidenten wiedergewählt wurde; das Ministerium mußte wohl oder übel den Kampf aufnehmen und that dies vielleicht in der Hoffnung, daß die drohenden politischen Gefahren die innern Angelegenheiten in den Hintergrund drängen würden. Diese Hoffnung erwies sich als Täuschung. Sofort nach Eröffnung der Kammer wurden zahlreiche Wahlreclamationen vorgebracht, dabei wurde dem Ministerium hauptsächlich zum Vorwurfe gemacht, daß es die Person des Monarchen in den bestehenden rein principiellen Streit einmische, daß es an die monarchische Gesinnung der Wähler appellirt habe, während es sich lediglich um eine Personenfrage handle. Schon in dieser Vordebatte wurde das Ministerium auf allen Seiten geschlagen, es sah in diesem Kampfe alle Parteien einig gegen sich. Nun kam sofort eine Anzahl von Beschwerden zur Berathung. Es wurde über die undeutsche Politik von der Pfordten's in der schleswig-holsteinischen Frage bittere Klage geführt, dem Cultusminister wurde der nutzlose und ohne Bewilligung erfolgte Ankauf der Quatremère'sche Bibliothek, wofür 340000 Frs. ausgegeben worden waren, und die Veräußerung der wichtigsten und werthvollsten alten Drucke u. s. w. aus der Staatsbibliothek zum Vorwurfe gemacht. Am 10. März wurde die entscheidendste Verwahrung ausgesprochen gegen verschiedene Budgetüberschreitungen, insbesondere für Orden, Gesandte, Bücherankauf, Porzellanfabrik und Regierungspresse u. a. m. Diese Mehrausgaben waren zwar aus dem Reservefonds gedeckt worden, aber ohne vorhergegangene Bewilligung. Der Redacteur des „Volkboten“ hatte Beschwerde wegen Verletzung der Pressfreiheit geführt; auch in dieser Debatte war alles einstimmig gegen das Ministerium, mit 130 (gegen 1) Stimmen wurde jene Beschwerde für begründet erklärt; am 15. März endlich griff Freiherr von Lerchenfeld in scharfer schneidiger Rede die ganze Finanzverwaltung an. Dieser Klage war freilich durch den kurze Zeit vorher erfolgten Tod des Finanzministers die Spitze abgebrochen. Hierauf wurden die sämtlichen Beschwerden in eine Adresse zusammengefaßt, dieselbe wurde jedoch vom Könige gar nicht angenommen, statt dessen am 26. März der Landtag mit der bitteren Klage, wie wehe die Debatten, in welchen so sehr alles Maß überschritten worden sei, dem Herzen Sr. Maj. gethan, geschlossen. Die Aufregung im Lande gegen das Ministerium war groß; durch die heimkehrenden Abgeordneten wurde die höchste Missstimmung in alle Theile des Landes getragen. Der König aber mochte doch allmählich zur Ueberzeugung kommen, daß das einstimmige Urtheil des ganzen Landes unmöglich unbegründet sein könne, er sprach jenes schöne Wort, das seinen Namen populär durch ganz Deutschland gemacht hatte: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke“; am 9. April erhielt das Ministerium von der Pfordten die Entlassung. Obwol dasselbe noch wenige Tage vorher in den Debatten seine Solidarität zu verschiedenen malen hervorgehoben hatte, blieb der Cultusminister von Zwehl zu aller Erstaunen im Amte!

Damit hatte die Reactionspartei in Baiern ihr Ende erreicht.

Der Krieg gegen Paraguay.

Fünfter (letzter) Artikel.

Die Kämpfe nach der Eroberung Humaitás.

Mit der Einnahme oder vielmehr Besetzung Humaitás war für die Allirten viel gewonnen, aber dessenungeachtet noch nichts erreicht, und hatte man bis dahin die Hartnäckigkeit der Vertheidigung des Dictators durch den Besitz außergewöhnlich fester Punkte zu erklären versucht, so begann jetzt eine Kriegführung, wie sie jedenfalls von den Allirten nicht mehr erwartet worden war — la guerra al cuchillo, der Krieg aufs Messer, wie ihn die spanischen Traditionen Paraguays rechtfertigten. Mit dem Falle von Humaitá war der Hauptfactor des ganzen Kriegs, die freie Schifffahrt auf dem Paraguaystrome, gewonnen, und es hörte von diesem Augenblicke auch die Besetzung der brasilianischen Provinz Matto-Grosso durch die Paraguays auf, sodaß der ganze Lauf des Flusses von seiner Einmündung in den Paraná, bei den Tres-Bocas, bis zu dem Einfluß des San-Lourenço in den Paraguay, also über Corumbá hinaus, in der Gewalt der brasilianischen Flotte war, die verhältnißmäßig wenig bei der Bezwingung von Humaitá gelitten hatte. Eigentlich, augenblicklich unersetzlichen Verlust hat die brasilianische Marine nur durch den Untergang des Dampfers Rio-de-Janeiro bei der Eroberung des Forts Curuzú gehabt; alle andern Schiffe, welche Havarien erlitten hatten, wurden auf einer bei Tahi improvisirten Schiffswerft rasch ausgebessert und waren drei Wochen später wieder vollkommen dienstbrauchbar. Die nächste Folge davon war, daß die fünf überhaupt noch vorhandenen Schiffe des Dictators von dem Paraguay verschwanden und sich in den kleinen Zuflüssen dieses Stromes von Osten her versteckten, welche meist mit Landseen in Verbindung stehen, wo in dichtbewachsenen und im Urwald versteckten Buchten leicht Schlupfwinkel für sie aufzufinden waren, die kein Paraguay den Allirten verrieth. Deshalb blieb auch das sorgfältige Suchen der Brasilianer nach dem Verbleib dieser Fahrzeuge lange vollkommen resultatlos. Die Voraussetzung, welche besonders in Buenos-Ayres geläufig war, Lopez würde nach dem Verlust seiner Hauptfestung über Bolivia zu entfliehen suchen, und die Hoffnung, welche bei jeder Gelegenheit von der sogenannten paraguitischen Legion in argentinischen Diensten ausgesprochen worden war, daß die Paraguays sich sehr bald unterwerfen und ihrem bisherigen Tyrannen die Treue aufkündigen würden, bestätigte sich nicht; im Gegentheil entvölkerte sich das ganze Land vor der Front des allirten Heeres, und man erfuhr, daß Lopez den Befehl erlassen, alle Dörfer und Städte sollten bei Annäherung des Feindes sofort verlassen werden und die Einwohner sich nach Osten in die Yerbawälder und bis zu den Cordilleren zurückziehen, welche die Wasserscheide zwischen dem Paraguay und dem obern Paraná bilden, und dieser Befehl war buchstäblich befolgt worden. Ganz im Gegensatz zu den Erwartungen, namentlich denen der platinischen und selbst der brasilianischen Presse, brachte der Fall Humaitás nicht die geringste Veränderung in der Stimmung der Bevölkerung von Paraguay hervor. Lopez verdoppelte seine Strenge, verlangte die unglaublichsten Opfer von der Nation, schaltete rücksichtslos mit Gut und Blut derselben, und doch hatte er weder Untreue noch Verrath zu erfahren, zwei landläufige Auskunftsmittel für südamerikanische politische Bildung, welche auch während des ganzen Kriegs in der Argentinischen Conföderation und in Uruguay ihr Spiel getrieben und vielfach die militärischen Operationen lähmend beeinflusst haben.

Besondere Aufmerksamkeit richtete sich in diesem Stadium des Kampfes auf die Republik Bolivia, welche zusammen mit Chile und Peru sich in Rio-de-Janeiro zur Ver-

mittelung angeboten, aber ebenso höflich als bestimmt eine ablehnende Antwort erhalten hatte. Der Präsident von Bolivia, General Melgarejo, selbst durch eine Revolution auf den Präsidentenstuhl gelangt, hatte schon im März 1867 einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Brasilien abgeschlossen, welcher dieser Republik die volle Theilnahme an der freien Beschiffung des Paraguay und durch diese des ganzen La-Plata zusicherte, sodasß dadurch eine Verbindung von La-Paz de Ayacucho mit dem Atlantischen Ocean gewonnen war, natürlich erst mit dem Falle des Dictators Lopez. Es war dieser Tractat ein diplomatisches Meisterstück Brasiliens, und seine Bedeutung wird voraussichtlich auf ganz erkannt werden, wenn der Kampf der Allirten gegen Lopez sein vollständiges Ende erreicht hat. Bolivia hat zwar am Stillen Ocean, zwischen Peru und Chile eingezwängt, einen Hafen, ist aber in seiner ganzen Lage auf die Verbindung mit dem Atlantischen Ocean angewiesen. Diese hat ihm Brasilien selbständig bereits durch den Amazonas gewährt, welchen bolivianische Kaufmannsgüter durch den Madeirafluß erreichen können, und noch directer wird sie durch den Paraná erreicht. Auch dieser bereits 1867 abgeschlossene Tractat ist ein Beweis für den festen Entschluß Brasiliens, die freie Schifffahrt auf allen Strömen Südamerikas zu erringen, soweit sein politischer Einfluß reicht. General Melgarejo hat zwar die Aufruhrversuche der argentinischen Nordprovinzen Salto und Santa-Fé unterstützt, aber doch stets so vorsichtig und jede Chance offen haltend, daß es zu keinem eigentlichen Bruche kommen konnte. Er ist vollständig der Mann des fait accompli, und triumphirt die Tripleallianz, so wird er ihr guter Freund und Nachbar sein. Daß er die Verfassung suspendirt und seine Dictatur proclamirt hat, weil ein fanatischer junger Mensch ein Attentat gegen ihn beim Kirchgange versucht, ist bekannt. Jedenfalls haben die Allirten von Bolivia und dem General Melgarejo nichts zu fürchten. Neuerdings hat sich auch herausgestellt, daß Lopez kaum wagen wird, durch Bolivia zu entfliehen, denn dort ist ein Artikel des „Semanario“, der einzigen von Lopez selbst redigirten Zeitung Paraguays, unvergessen, welcher 1865 gegen Bolivia gerichtet war, als diese Republik eine Eisenbahn von La-Paz an den Paraguay, in der Gegend des alten spanischen Fort Borbon, bauen wollte, um den Wasserweg zu gewinnen.

In der Conföderation hatten sich die Dinge ruhiger gestaltet, seit der Fall von Frumaitá auch hier dem Nationalstolze geschmeichelt und seit die Präsidentenwahl alle Interessen concentrirte. Obgleich Elizalde und Alsina neben Sarmiento, dem argentinischen Gesandten in Washington, als Candidaten aufgestellt wurden und kurz vor der Wahl der alte Unruhestifter Urquiza ebenfalls aus seiner abwartenden Haltung heraustrat, um den politischen Leidenschaften der Wähler durch sein Programm zu schmeicheln, welches sich deutlich gegen Brasilien und die Tripleallianz aussprach, so wurde doch Sarmiento mit großer Majorität gewählt und hat sich seitdem als ein würdiger Nachfolger Mitre's gezeigt. Was man nicht von ihm erwartet und was er auch keineswegs versprochen hatte, geschah. Er sandte Verstärkungen zur Armee, forderte 9 Millionen zur energischen Fortsetzung des Krieges gegen Lopez, stellte in sämtlichen Provinzen oder Staaten der Conföderation die Ordnung wieder her und erklärte bei verschiedenen Gelegenheiten officiell und feierlich, die Conföderation könne keine bessere Politik befolgen, als in guter Nachbarschaft und Freundschaft mit Brasilien zu leben, welches sich vom ersten Augenblicke an stets uneigennützig, achtungsvoll und hilfreich gegen die Conföderation erwiesen hätte. Mitre war nicht zum Heere zurückgekehrt; er hatte wol eingesehen, daß ein Hauptquartier andere Fähigkeiten verlangt als der Präsidentenstuhl, und Sarmiento ist gar nicht Soldat; dessenungeachtet hätte er nach dem Wortlaute des Allianztractats den Oberbefehl über die ganze Armee verlangen, unter allen Umständen aber an die Spitze der argentinischen Truppen treten können. Daß er beides nicht that, beweist für sein

richtige Selbsterkenntniß. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hat er sich das Vertrauen der Argentinier und der Nachbarstaaten erworben. Von Urquiza spricht niemand mehr, selbst seine Anhänger sehen ein, daß bei seinem hohen Alter (87 Jahre) kaum noch auf ihn zu zählen sein dürfte, wenn sie noch einmal an die Revolution appelliren wollten.

In Uruguay war der Uebergang der Präsidentschaft von dem ermordeten Flores auf den General Battle ein ziemlich ruhiger. Die allgemeine Misbilligung, welche der Meuchelmord des Flores hervorgerufen hatte, begünstigte die Ruhe dieses Regierungswechsels. In Bezug auf die Kriegsführung trat aber keine Aenderung ein. Die Regierung bezog zwar eine Subsidie von 30000 Pesos Fuertes für Kriegsausrüstung von Brasilien, stellte aber keine Truppen, nicht einmal Lieferungen für die Armee, that überhaupt nicht das Geringste. Ein Offizier des Generals Flores, Oberst de Castro, repräsentirte im Hauptquartier der Allirten die Allianz, commandirte aber ein so kleines Häuflein von Orientalen, daß die ganze Courtoisie und Vertragstreue Brasiliens dazu gehörte, um sich dieses Verhältniß auf die Länge gefallen zu lassen. Einzelne abenteuernde Freiwillige, Gauchos de par sang, vermehrten ab und zu das orientalische Contingent. Das ist aber auch alles, was Uruguay that. Dagegen hält es sehr bestimmt an den Stipulationen des Tripleallianz-Tractats fest, welche ihm die vollkommene Gleichberechtigung mit den beiden andern Allirten zusprechen. Deshalb war de Castro auch stets im Kriegsrathe und unterzeichnete alle Actenstücke des Oberbefehls, namentlich auch die diplomatischen Verhandlungen mit den Gesandten europäischer und amerikanischer Staaten, welche die Blokade des Paraguay nicht respectiren und an dem brasilianischen Blokadegeschwader vorbei in Verbindung mit Lopez bleiben wollten. Diese Prätension erhob nicht allein die Nordamerikanische Union, sondern auch Frankreich, England und Italien. Alle aber begegneten im Feldmarschall Caxias einem so entschiedenen Charakter, daß ihre Proteste und Promemorias zu nichts führten.

In Brasilien endlich herrschte vollkommen politische Ruhe, wenn auch die Parteien eine parlamentarische Nüchrigkeit entfalteten. Der angebrohte, gefürchtete und von allen Seiten prophezeite Sklavenaufstand fand nicht statt; im Gegentheil zeigten sich die Sklaven zufrieden mit ihrem Lose, und aus keinem Theile des ungeheuern Reiches ist in dieser Beziehung Besorgliches zu registriren. Die Finanzcalamität stieg allerdings immer höher; es mußten directe Abgaben erhoben werden, von denen man früher in Brasilien nichts gewußt, da Anleihen in Europa wol nur mit den äußersten, fast beleidigenden Opfern zu haben gewesen wären. Es zeigte sich in dieser Beziehung die unerwartete und für unmöglich gehaltene Thatsache, daß das Land sich selbst half, und daß die gesetzgebenden Körperschaften, trotz einer ungemein leidenschaftlichen Opposition, dem conservativen Ministerium alles bewilligten. Trotz mannichfacher Auerbietungen hat Kaiser Dom Pedro II. weder ausländische Offiziere in seine Armee aufgenommen, noch sich zu einer in Europa erworbenen Truppe verstanden. Er scheint das feste Vertrauen zu seiner Nation zu haben, daß sie allein und selbständig ihre Ehre zu wahren wissen werde, und muß wol überzeugt sein, daß das Land die in der That außerordentliche Anstrengung ertragen und überwinden kann. Es wurden fortwährend Rekruten ausgehoben, allerdings unter Formen, die in Europa verwerflich erscheinen würden. Es wurden Schiffe gebaut und angekauft, um die Flotte auf dem Kriegsschauplatz zu verstärken, und zugleich den ausgedehnten Transportdienst über Montevideo und Buenos-Ayres zu unterhalten. Die Nachricht von dem endlichen Falle Humaitás enthustasmirte die ganze Nation und machte sie willig zu neuen Opfern, die man freilich nicht glaubte noch so lange fortsetzen zu müssen, denn mit dem Falle Humaitás hoffte man überhaupt das Ende des Krieges.

Was die militärische Lage betrifft, so war diese sehr eigenthümlicher Natur. An Humaitá selbst hatte man für die Kriegsführung nichts weiter gewonnen, als ein Etablissem-

ment für ständige Lazarette und einen Stapelplatz für den Transport von Lebensmitteln. Nach dem Allianztractat sollten alle Befestigungen Paraguays, welche die Flussschiffahrt hindern konnten, demolirt werden, und mit der größten Gewissenhaftigkeit ließ Feldmarschal Coxias sofort nach der Besetzung die Demolirung beginnen, sodaß das Sewastopol Südamerikas bald nicht mehr zu fürchten war. Allerdings war das Haupthinderniß für den ganzen Feldzug, die Verproviantirung, durch den Besitz der freien Fahrt auf dem Paraguay bis zu den Lagern der Allirten insolge der Eroberung von Humaitá hinweggeräumt; aber freilich auch hier nur so lange, als die Armee dem Laufe des Flusses aufwärts folgte und sich nicht von den Schiffen entfernte. In diesem Umstande lag zugleich der Zwang für die Allirten, die Paraguays gerade in den Stellungen anzugreifen, wo sie sich selbst gewählt und wo sie sich ihre Schlachtfelder präparirt. Nach europäischen Begriffen wäre jetzt eine Umgehung über Villa-Rica im Osten oder durch den Gran-Chaco im Westen geboten gewesen, um Lopez nach Assuncion zu drängen und hier den Hauptschlag zu führen. Das schwierige Terrain zwischen Humaitá und Villa-Rica wäre ebenfalls zu überwinden gewesen, die vollkommene Menschenleere und Verwüstung des Landes würde aber zur Einrichtung eines besondern Landtransports für die Proviandirung gezwungen haben, und dazu fehlten die Mittel. Man mußte daher am Flusse sitzen und immer nächste Fühlung mit der Flotte behalten. Die Schwierigkeit einer Umgehung durch die Sumpfwildniß des Gran-Chaco hatte man aber zwischen Curupaity und dem Rio-Bermejo zur Genüge kennen lernen, um sie nicht noch einmal herauszufordern; höchstens konnte man Umgehungen auf der Westseite, nur auf ganz kurzen Strecken außer Kanonenschußweite der paraguayischen Strandbatterien versuchen. Man mußte also zunächst gegen den Tebicuary vorgehen, an dessen Einmündung in den Paraguay Lopez schon längst vor der Aufgabe Humaitás starke Uferbefestigungen nach Süden und Osten angelegt hatte, die sich den Tebicuary aufwärts weit in das Land hinein erstreckten. Hätte man im Lager der Allirten gewußt oder annehmen können, daß Lopez schon damals entschlossen war, seine Hauptstadt Assuncion ganz aufzugeben und sich, im Falle er die Tebicuarylinie verlassen mußte, in den Nordosten des Landes zu werfen, so würde man wahrscheinlich das ausschließliche Drängen nach Assuncion ganz unterlassen und sich am Tebicuary oder den andern östlichen Zuflüssen des Paraguays entlang ebenfalls nach Westen gewendet haben; aber allerdings beherrscht der Gedanke, in den Besitz der feindlichen Hauptstadt zu gelangen, die moderne Kriegführung so ausschließlich, daß sich kaum ein Vorwurf daraus für die allirten Generale formuliren läßt. Man glaubte eben nicht daran, daß die sämmtlichen Einwohner einer Hauptstadt sich sofort auf den einfachsten Befehl des Feldherrn und Staatsoberhauptes von allem trennen würden, was sie besaßen, um in Wäldern und Gebirgsschluchten zu hungern und die furchtbarste Entbehrung zu ertragen, weil das eine andere südamerikanische Stadt eben nicht thun würde. Lopez hatte aber diese ungeheure Gewalt über die Paraguays und gebrauchte sie bis zu ihren letzten Consequenzen in einer Weise und Ausdehnung, wie dies seit dem Brande von Moskau nicht dagewesen ist, und auch dieser läßt sich mit den Vorgängen in Paraguay kaum vergleichen. Die Armee der Allirten war durch die Gefechte bei Tapi, die Einnahme des Nuevo Establecimiento, den Ueberfall bei Tuyuti und den Kampf am Tage vor der Räumung Humaitás sehr geschwächt, nicht allein durch Tode und Verwundete, sondern durch Kranke; der Pferdebestand war außerordentlich gesunken, weil die Sumpffieber Menschen und Thiere angriffen, und so mußte trotz der Erfolge wieder gemarstet werden, bis neue Verstärkungen aus Rio-de-Janeiro und aus Rio-Grande do Sul angekommen waren; eine Zeit, die Lopez, wie bisher schon so oft, benutzte, um nicht allein die Tebicuarylinie, sondern auch schon weiter zurück Billeta, San-Terrando, Angaité und die Poma-Valentinas für weitere Vertheidigung vorzubereiten, wie er denn überhört:

in umfanglichster Ausnutzung der vorübergehenden Befestigung wahrhaft Bewundernswerthes und auch für Europa Mustergültiges geleistet. Auch seine anfangs so zahlreiche Armee war entsetzlich zusammengeschmolzen und aus denselben Ursachen wie die der Allirten. Um diese Zeit war es, wo die ersten Nachrichten von Amazonenbataillonen nach Europa kamen. Es hieß, der Mangel an Männern sei schon so groß geworden, daß Lopez ganze Bataillone von Frauen errichtet, die nichts sehnlicher erwarteten, als mit ihren Männern, Brüdern und Söhnen in den Kampf geführt zu werden. So unglaublich das klang, so ist doch etwas davon wahr. Ein Augenzeuge, der um jene Zeit im Lager der Paraguays war, hat diese weiblichen Bataillone, aber nur als Wall- und Tranchée-arbeiterinnen gesehen, allerdings bewaffnet und voller Kampflust gegen die aufs heftigste gehafteten Feinde, aber doch nicht für den eigentlichen Kampf bestimmt. Es war eben eine der vielen Sensationsnachrichten, an denen dieser wie jeder Krieg so reich war. Lopez mußte sich übrigens klar darüber geworden sein, daß die Befestigungen am Tebicuary nicht lange zu halten waren, da sie von der Flotte erreicht werden konnten. Jeder Augenblick konnte die allirten Truppen in seinem Rücken zwischen der Befestigung und Assuncion an das Land werfen und ihm den Rückzug auf die Hauptstadt abschneiden, die dann allein noch weniger zu halten war. Er faßte also den strategisch allein richtigen Entschluß, von Tebicuary, sobald dieser Punkt forcirt würde, nicht nach Assuncion, sondern nordöstlich in das Innere des Landes auszuweichen, weil er von hier aus den Krieg noch lange hinziehen konnte. Er scheint angenommen zu haben, die Allirten würden sich mit dem Besitz von Assuncion begnügen, den eigentlichen Kampf damit beendigen, und es nicht wagen, ihm in das unwegsame Innere zu folgen. So peinlich es ihm sein mußte, seine Feinde in Assuncion einrücken zu sehen, so brach er doch diesem Erfolge die eigentliche Spitze dadurch ab, daß er die vollständige Räumung der Stadt befahl, sie also freiwillig aufgab und dadurch den moralisch ungünstigen Eindruck verringerte. Hätte er bei dieser Lage der Dinge an die Salvirung seiner eigenen Person gedacht, so würde er sich über Assuncion hinaus nach Norden geworfen haben, um durch Bolivia zu entkommen; das that er aber nicht, sondern sprach es durch seinen Rückzug nach Osten deutlich aus, daß er den Kampf noch nicht aufzugeben gesonnen sei.

Die Forcierung der Flußpassage bei Humaitá und der Fall dieser Festung selbst scheinen übrigens einen tiefen Eindruck auf den Dictator gemacht zu haben, denn von dieser Zeit datiren die Nachrichten von dem beispiellosen Blutgericht, welches er über eine große Zahl seiner ergebensten Anhänger und Diener verhängte. Es klangen anfangs diese Nachrichten so unglaublich, sie widersprachen so durchaus dem Bilde, welches man sich von dem ritterlichen Charakter des Mannes gemacht hatte, der allein einem so nachhaltigen Angriffe vereinter Mächte widerstand, daß man Lüge oder Uebertreibung von seiten der Allirten voraussetzte, um so mehr, als behauptet wurde, Lopez selbst habe nie ein Schlachtfeld gesehen, sei nie bei einem Kampfe seiner tapfern Soldaten gegenwärtig gewesen, sondern habe sich stets in kugelsichern Räumen verborgen gehalten, dagegen stets unbarmherzig gestraft, wenn seine Truppen unterlagen. Obgleich diese Behauptungen von ganz verschiedenen Seiten, selbst von ihm ergebenen Männern wiederholt wurden, so wollte doch niemand daran glauben. War es doch allzu widersprechend, anzunehmen, daß er vorzugsweise diejenigen Männer, welche ihm mit vollster Hingebung gebient, seine Pläne gefördert, theils sogar ihr Blut für ihn vergossen, auf die schmachvollste und grausamste Weise foltern und hinrichteten ließ. Die Acten über diese haarsträubenden Vorgänge sind auch jetzt noch nicht geschlossen, und namentlich fehlt bis jetzt noch jede Darstellung von paraguayischer Seite; wir müssen uns also begnügen, nur Facta anzuführen, die Beurtheilung der Motive aber vertagen, bis eine gerechte Würdigung dieser Vorgänge auch durch die Berichte der Partei ermöglicht ist. Thatsächlich also ist, daß

Lopez folgende Personen theils erschießen, theils mit Lanzen oder Bajonetten erstechen, theils unter Foltern oder bei erzwungener Tranchéearbeit umkommen ließ: den ehemaligen orientalischen Minister Carreras, welcher nach dem Einrücken der Brasilianer in Montevideo von dort geflohen und zu Lopez nach Paraguay gekommen war, um ihm beizustehen. Hatte dieser Mann durch Bluthaten ein solches Schicksal auch reichlich verdient, seinem Freunde und Schützer Lopez gegenüber hatte er redlich gehandelt. Er wurde erschossen, nachdem er die Folter erduldet. Ebenso ließ er zum Tode führen den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Paraguays, Verges, aus dessen Feder alle diplomatischen Documente geflossen, welche diesen Krieg einleiteten; den Bischof des Landes Palacios, der dem Dictator in jeder Beziehung zu Willen gewesen und jeden seiner Schritte dem Volke auch kirchlich einleuchtend gemacht; den eigenen Bruder, mehrere Minister, Generale, Officiere, brasilianische und argentinische Kriegsgefangene und eine noch nicht genau bekannte, aber entsetzliche Zahl von Paraguays, sämmtlich unter der Anschuldigung, in eine Verschwörung gegen den Dictator verwickelt zu sein. Die Schilderung der Mißhandlungen, welche die Beschuldigten zu erleiden hatten, ist so furchtbar, daß die Feder fast den Dinten ver sagt und das Gefühl sich sträubt, dies alles nur auf einseitige Darstellung hin niederzuschreiben. Warten wir damit wenigstens bis zum Ende des Kriegs, es könnte noch Entschuldigendes und Erklärendes bekannt werden.

Nachdem Lopez seine Truppen auch aus dem Fort Timbo, nördlich von Humaitá, zurückgezogen und alle seine Streitkräfte, etwa noch 13000 Mann, in den Tebicuaryschanzen versammelt hatte, concentrirten sich die Allirten zunächst in Villa del Pilar und ließen nur 2000 Mann in Humaitá zurück. Die Verproviantirung von Itapirú her auf dem Landwege hörte auf und der Transportdienst wurde ausschließlich zu Wasser organisirt. Von Villa del Pilar wurden Recognoscirungen gegen Tebicuary vorgebracht, welche das ganze nördliche Ufer dieses Flusses in derselben geschickten Art wie die Rojaslinien besetzt fanden. Von seiten der Flotte, welche ihre Panzerschiffe schon bis Assuncion vorschickte, erhielt Feldmarschall Caxias die erste Nachricht, daß die Hauptstadt vollständig von ihren Einwohnern verlassen sei und der Landarmee keinerlei Widerstand entgegenzusetzen vermöge. Eine Ausschiffung von Marinetruppen und Schiffsbesatzung dort hatte der Feldmarschall bestimmt verboten, denn er vermuthete eine Falle, in welche die Allirten gelockt werden sollten. In der That konnte keine genügende Anzahl von Truppen von den Schiffen nach Assuncion transportirt werden, um die Stadt gegen einen etwaigen Ueberfall von seiten der mit der Localität vertrauten Paraguays zu vertheidigen, auch wären die dort etablirten Truppen jedenfalls von dem Hauptheere am Tebicuary vollständig abgeschnitten worden. So wie so mußte Assuncion in die Hände der Allirten fallen, wenn die Position am Tebicuary forcirt wurde. Es zeigte sich daher das eigenthümliche Verhältniß, daß die Allirten die Hauptstadt nicht besetzten, obgleich ihnen der Weg dahin auf dem Flusse freistand und eine Vertheidigung nicht zu erwarten war. Feldmarschall Caxias wollte aber auch in dieser Situation nicht eher einen Schritt vorwärts thun, ehe er sich nicht alle Chancen gesichert hatte. Es zeigten sich übrigens Stimmungen im Lager, namentlich bei den Argentinern und später auch in Rio-de-Janeiro, welche dem Feldmarschall einen Vorwurf aus dieser Maßregel machten. Man behauptete, es sei ganz gleichgültig, ob Lopez noch im Innern des Landes umherire, wenn man nur im Besitze der Hauptstadt und der Hauptpulsader des Landes, des Paraguayflusses, sei. Man müsse nur keine Notiz von der Guerrilla im Innern nehmen wollen, eine Regierung in Assuncion einsetzen und liberale Gesetze geben, dann würde das Volk sich sehr bald mit seinen Befreiern von despotischem Drucke vereinigen. Wie durchaus falsch dieses Raisonnement war, das sollte die ganze übrige Dauer des Kriegs beweisen,

denn factisch hat die später wirklich eingetretene Besetzung der Hauptstadt gar nichts genutzt, sondern eigentlich nur Verlegenheiten bereitet.

Von Ende März bis Anfang August 1868 machten die Allirten keinerlei Bewegung vorwärts; nur Reconoscirungen auf dem südlichen Ufer des Tebicuary und Patrouillen durch die Uferstriche des Gran-Chaco bereiteten weitere Schritte vor. Die aus Brasilien und aus den conföderirten Staaten eintreffenden Verstärkungen wurden geschult, die Cavalerie remontirt und die Artillerie bedeutend vermehrt. So vorbereitet erfolgte am 26. Aug. der Vormarsch gegen den Tebicuary. An dem Flüsschen Jacaré stieß die Avantgarde auf einen starken Cavalerieposten, der im ersten Anlauf über den Tebicuary zurückgeworfen wurde, sodaß am 28. Aug. das Flügelfort der jenseitigen Verschanzungen, Fortin, angegriffen werden konnte. Es fiel auf, daß die Vertheidigung desselben nicht so entschlossen war wie die der Rojaslinien, Curupaiths und Curuzius, und es scheint fast, als habe Lopez sich überhaupt nicht ernstlich hier vertheidigen wollen, denn bis zum 1. Sept. waren die sämmtlichen Forts und Wallinien von den Allirten genommen und die Paraguays nach Nordosten ausgewichen. Da gleichzeitig auch die Panzerdampfer den Fluß wieder aufwärts gegangen waren, so schien der Weg nach Assuncion jetzt frei. Es zeigte sich indessen bald, daß Lopez noch nicht bis in das Gebirge zurückgewichen war, wie anfangs die Gefangenen ausgesagt, sondern nach Billeta, ungefähr 12 Leguas südlich von Assuncion, sich auf Cerro-Leon, den großen Depot- und Uebungsplatz für die Rekruten der Paraguays, stützend. Beide Orte stehen in guter, sogar Eisenbahnverbindung mit Villa-Rica, welche Stadt von nun an die Operationsbasis für Lopez wurde. Vor dem Verlassen der Tebicuarylinie war es, wo Lopez die erwähnten Hinrichtungen vornehmen ließ, und die Brasilianer fanden auf dem Plage, wo sie stattgefunden, noch den größten Theil der Leichen. Was bisher als Gerücht vielfach bezweifelt worden war, wurde nun zur Gewißheit, und am schlagendsten wirkte ein Schreiben des nordamerikanischen Gesandten bei Lopez, Mr. Washburn, an seinen Collegen, Mr. Stuart in Buenos-Ayres, in welchem er als Augen- und Ohrenzeuge das tyrannische und blutgierige Verfahren des Dictators schilderte. Es war dieses Zeugniß um so unverdächtiger, als Mr. Washburn sich nicht allein für sein Gouvernement, sondern auch für seine Person als ein besonderer Freund des Dictators und seiner Sache bewiesen hatte. Diefem Briefe folgten bald auch andere Zeugnisse, sodaß selbst die Parteien in der Conföderation und in Uruguay, welche es bisher mit ihm gehalten, um der Tripleallianz entgegenzuwirken, nicht mehr laut für ihn zu sprechen wagten. Es wurde auch bekannt, daß er Engländer, welche er vor dem Ausbruche des Kriegs als Techniker in seine Dienste genommen, gewaltsam zurückhielt; die englische Presse trat mit großer Energie für die Befreiung derselben ein, und der britische Geschäftsträger, Mr. Goult, ging mit dem Kriegsschiff Linnet bis Billeta, um sich für die Freilassung englischer Untertanen zu verwenden, erreichte aber nur wenig. Mit diesem britischen Kriegsschiffe lag auch ein französisches, La Decibée, und ein italienisches Kanonenboot bei Billeta, um die Vorgänge zu beobachten. Das letztere erhielt sogar eine Kugel in den Rumpf, welche von einer paraguayischen Uferbatterie wahrscheinlich für ein brasilianisches Schiff bestimmt war, wie denn überhaupt die Einmischung und Anwesenheit fremder und neutraler Kriegsschiffe eine eigenthümliche Erscheinung dieses ganzen Kriegs ist. Feldmarschall Carias hatte dem nordamerikanischen Kriegsschiffe Wasp, welches den Gesandten Washburn aus Assuncion abholen sollte, positiv untersagt, bei den Blockadeschiffen vorüberzufahren. Die dadurch veranlaßte diplomatische Correspondenz, welche sich in dem Rechenschaftsbericht des brasilianischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten für 1868, Baron de Cotegipe, abgedruckt findet und ein sonderbares Licht auf die völkerrechtlichen Anschauungen der nordamerikanischen Diplomatie wirft, verleidete dem Feldmarschall dermaßen die Lust, die Regeln des Kriegsrechts aufrecht zu erhalten, daß

er endlich alle diese Schiffe durch die Blockade gehen und sie machen ließ, was sie wollten. Aus der Instruction, welche der Feldmarschall aus Rio-de-Janeiro empfing, geht übrigens das ernste Bestreben der brasilianischen Regierung hervor, den neutralen Mächten auch nicht die geringste Veranlassung oder irgendwelchen Vorwand zu einem Bruche oder einer Einmischung zu geben. Nordamerika und England schienen eine solche zu suchen, und hätten beide es allein mit Brasilien zu thun gehabt, dessen ungeahnte Machtentfaltung vielfach mit ungünstigen, besorglichen Augen angesehen wurde, so würden beide Mächte ihre Einmischungsgelüste wol noch weniger verhüllt haben. So aber waren bei jeder Unterhandlung drei Regierungen betheiligt, und keine konnte allein entscheiden, also auch keine vorzugsweise die Verantwortung allein tragen. Wurde somit die Unterhandlung erschwert, so war doch auch jedesmal Zeit gewonnen, und unter den mancherlei Eigenthümlichkeiten dieses Kriegs bieten die diplomatischen Zwischenspiele wahrlich kein untergeordnetes Interesse.

Nachdem nun auch die ganze Tebicuarylinie sich in den Händen der Allirten befand, und es sich gezeigt hatte, daß Lopez noch nicht vollständig nach den Gebirgen zurückgewichen war, sondern Billeta südöstlich von Assuncion und von diesem Punkte aus auch die sogenannte Angostura — wie schon der Name sagt, eine Verengerung des Paraguayflusses — durch Erbauung resp. Verstärkung eines Uferforts beherrschen wollte, erlief Feldmarschall Caxias sehr richtig, daß dies der Punkt sei, wo der Besitz der Hauptstadt im offenen Felde errungen werden müsse, und traf die sorgfältigsten Vorbereitungen zu den dann rasch aufeinanderfolgenden Schlägen. Wieder war das Terrain für die Festbefestigungen auf den Tomas (Hügeln) bei Billeta von den Ingenieuroffizieren des Dictators mit gewohnter Umsicht gewählt. Hinter ausgedehnten Sümpfen, an Wäldern angelehnt, mit Wolfsgruben, Verhauen, Schützengraben, Palissadierungen versehen, und von dem kleinen Flusse Piquistri gedeckt, bot die Stellung außerordentliche Schwierigkeiten für den Angriff, sodas die Allirten ganze 14 Tage auf die Erkundung derselben verwandten, ehe die Avantgarde (Brasilianer) am 23. Sept. eine Schleiße angriff, welche die Paraguays angelegt, um das Wasser in den Sümpfen vor Billeta zu stauen. Vertheidigung und Angriff waren gleich tapfer. Die Paraguays mußten sich zwar von der Schleiße zurückziehen, behielten sie aber unter Kanonenseuer, sodas auch die Brasilianer sich nicht halten konnten und von beiden Seiten der Zweck unerreicht blieb. Diesem ersten Versuche folgte am 1. Oct. eine allgemeine Recognoscirung, zu welcher Feldmarschall Caxias 20000 Mann verwendete, indem er zugleich durch die Panzerflotte die Passage von Angostura erzwingen ließ. Der Tag war blutig, hatte aber keinen andern Erfolg, als das einige weit vorgeschobene Feldverschanzungen genommen wurden, aber nicht gehalten werden konnten, da sie unter dem Feuer höher liegender Batterien blieben. Man war am Abende des Tags nicht viel weiter, als man am Morgen gewesen war, nur die Flotte hatte, obgleich mit Schaden, Erfolg gehabt und war bis San-Antonio, 5 Leguas südlich von Assuncion, vorgebrungen. Eins der Panzerschiffe war von einer 150pfündigen Kugel aus dem Angostura-Fort getroffen worden und hatte sich nur mit Mühe und durch schnelle Unterstützung von seiten der andern Schiffe über Wasser erhalten können. Nach dieser resultatlosen Recognoscirung sah es fast so aus, als sollte sich die Situation vor den Rojaslinien und vor Humaitá wiederholen. Caxias hielt Rath mit dem argentinischen Obergeneral Gelly y Obes, und, nach dem Geschehenen zu urtheilen, kamen sie über folgende Operation überein.

Die Befestigung von Billeta sollte nicht allein in der Front und von Süden her, sondern durch ein Corps, welches unterhalb des Angostura-Fort über den Paraguay her durch den Gran-Chaco bis zu einem Punkte oberhalb dieses Fort vordrang und dort wieder auf die Ostseite des Flusses zwischen Assuncion und Billeta übergang, auch

Norden her angegriffen werden. Gefangene hatten nämlich ausgesagt, daß Lopez in dem Augenblicke, wo er gezwungen werden würde, Billeta aufzugeben, Assuncion niederbrennen lassen würde und zu diesem Zweck bereits alle Einwohner aus der Hauptstadt vertrieben habe. Dies mußte unter allen Umständen verhindert und Lopez von Assuncion abgeschnitten werden, denn selbst die Einsetzung einer neuen Regierung hing immer von der Existenz einer Hauptstadt ab. Demgemäß ging General Argollo erst mit 2000 Mann über den Fluß, ließ Colonnenwege durch die Sumpf- und Urwaldwildniß bahnen und wurde dann durch 8000 Mann unter da Silva verstärkt. Die Paraguays warfen zwar ebenfalls kleine Detachements in den Gran-Chaco, sie waren aber zu schwach, um das Vordringen der Allirten aufzuhalten, und mehr konnte Lopez nicht senden, weil er befürchten mußte, daß seine Werke dann nicht stark genug besetzt bleiben würden, um einem plötzlichen Angriff der allirten Hauptarmee die Spitze zu bieten. Es ist später bekannt geworden, daß Lopez nicht geglaubt hat, Argollo werde von Gran-Chaco wieder auf das linke Ufer des Paraguay übersetzen und ihn von Assuncion abschneiden, sondern er soll angenommen haben, die Truppen im Gran-Chaco würden auf dem rechten Flußufer bis Assuncion vordringen, und da er das Terrain genau kannte, so wußte er auch, daß dazu eine monatelange Arbeit erforderlich sein würde, und diese Zeit wäre für ihn gewonnen gewesen. Hatte er doch den Befehl gegeben, Assuncion niederzubrennen, sobald die Allirten in Sicht wären. Dieser Irrthum führte für ihn den Verlust Billetas herbei. Unterdessen war der englische Gesandte Gould unverrichteter Sache aus Assuncion zurückgekehrt, dagegen der neuernannte nordamerikanische Gesandte Mac Mahon durch das Blokadegeschwader bis Assuncion und von da nach Billeta gegangen. Sein Auftrag war angeblich, Genugthuung für die Beschimpfungen zu verlangen, welche sein Vorgänger Washburn von Lopez erfahren, und es mußte daher nicht wenig auffallen, daß er statt in Assuncion zu verweilen und von hier aus entscheidende Verhandlungen zu führen, sich in das Lager des Dictators begab und auch bei Lopez blieb, als er von den Allirten gezwungen wurde, sich in die Gebirge zurückzuziehen. In England wollte man nichts Gutes in diesem seltsamen Verfahren Mac Mahon's erkennen. Als er mit einem stark bemannten Kriegsschiffe durch die Blokadegeschwader fuhr, mußte man annehmen, er wolle Assuncion besetzen, gewissermaßen als Pfand behalten, bis Lopez die Forderung des Cabinet's von Washington erfüllt habe, dadurch aber auch die Hauptstadt zu einem neutralen Gebiet machen, sodas die Anstrengungen der Allirten paralytirt worden wären. Dies wäre in der That ein gefährliches politisches Experiment gewesen. Das bis jetzt noch unaufgeklärte Verweilen des Unionsgesandten bei Lopez selbst zeigte aber die Grundlosigkeit dieser Befürchtungen der englischen Presse.

Als General Argollo so weit im Gran-Chaco vorgerückt war, daß er die bei San-Antonio liegenden Panzerschiffe erreicht und mit diesen Verbindung hatte, sodas der Uebergang auf das linke Ufer erfolgen konnte, entschloß sich Feldmarschall Caxias, mit dem Hauptcorps ebenfalls durch den Gran-Chaco vorzugehen und nördlich von Billeta Stellung zu nehmen, während der argentinische General Selly y Obes von Süden her gegen Fort Angostura und General Osorio (zum Baron von Herdal ernannt) auf dem äußersten rechten Flügel am Piquisiri vorgehen sollte, um Billeta von drei Seiten anzugreifen. Jetzt erst wurde Lopez gewahr, welche Gefahr ihm drohe, und warf den in seinem Rücken erschienenen Brasilianern 14 Bataillone entgegen, welche bei Itaroro Stellung nahmen und eine Brücke vertheidigten, über welche die Brasilianer debouchiren mußten. Feldmarschall Caxias befohl am 6. Dec. den Angriff auf diese Brücke, welche nach einem mehrstündigen Kampfe und unter großem Verlust genommen wurde, sodas nun die Allirten so weit südlich vorgehen konnten, daß sie die Verbindung zwischen Billeta und dem Angostura-Fort unterbrachen. Ebenso hatte Osorio auf dem rechten Flügel die Paraguays

zurückgetrieben und Gelly y Obes sich Angostura genähert, sodaß Billeta von drei Seiten umzingelt und vor allen Dingen isolirt, also von Assuncion abgeschnitten war. Tropische Regengüsse hemmten die sofortige Verfolgung der erlangten Vortheile, und erst am 11. Dec. konnte Billeta selbst angegriffen werden. Die eigentliche Stärke Billetas lag in dem sogenannten Balbovinopaß, weil er der Schlüssel zu der Stellung der Paraguays war, die dem Feinde hier noch 17 Bataillone, 6 Regimenter Cavalerie und eine zahlreiche Artillerie entgegenstellten. Der Angriff auf denselben erfolgte am 11. Dec. und führte das vollständige Aufgeben der Position herbei. Auch hier fochten die Paraguays mit zäher Tapferkeit, wichen nur, wo ein Standhalten überhaupt nicht mehr möglich war, und erlitten — verursachten aber auch den Allirten enorme Verluste. Die Generale Argollo, Baron von Herval und der Feldmarschall selbst wurden verwundet, der General der Paraguays, Caravallo, ebenfalls, und ein furchtbares Blutbad schwächte beide Theile. Lopez nahm auch an diesem entscheidenden Kampfe keinen persönlichen Antheil und zog sich aus Billeta nach Osten zu den Tomas-Valentinas. Billeta selbst wurde von den Allirten ohne weiteren Kampf besetzt; 11 Fahnen, 23 Geschütze und große Vorräthe waren die Trophäen des abermaligen Sieges, welcher, nach den ersten Nachrichten zu urtheilen, dem ganzen Kriege ein Ende machen mußte, denn die Zwecke desselben schienen erreicht. Assuncion war vertheidigungslos und brauchte nur besetzt zu werden, Lopez hatte keine Armee mehr und war in das Gebirge entflohen, und das Land in der Gewalt der Allirten. Allerdings hielt sich die Besatzung des Fort Angostura noch, aber nur, weil man sie noch nicht ernstlich angegriffen hatte, und es war möglich, daß Lopez im Gebirge noch einen Guerrillakrieg fortführte; aber die Hauptsache schien gethan, alles übrige nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Das war wol eine richtige Berechnung, aber doch ohne Rücksicht auf die bewundernswürdige Festigkeit des Dictators gemacht, der sich trotz aller dieser so rasch aufeinanderfolgenden Schläge noch nicht verloren gab, im Gegentheil mit seinen Hinrichtungen Verdächtiger und Mißliebiger fortfuhr. Er sammelte auf den Tomas-Valentinas, einem Höhenrücken der Gebirgsausläufer, alle Versprengte und besetzte auch hier wieder das Terrain, wobei alle Frauen und die in den Wäldern campirenden Einwohner von Assuncion mitarbeiten mußten.

Wieder war die strategische Lage der Allirten durch diesen Sieg nicht weiter gefördert, als daß sie zu Lande hätten in Assuncion einmarschiren können, denn wie bis dahin das Fort Angostura mit Billeta, so war dasselbe jetzt durch Feldwerke mit den Tomas-Valentinas verbunden und die Armee der Allirten abermals in zwei Hälften getheilt, deren eine, die nördliche unter dem Feldmarschall Carias selbst, bei dem eroberten Billeta stand, während die andere am Piquisiri das Fort Angostura vor sich hatte. Ehe daher Angostura nicht gefallen war, konnte auch keine directe Landverbindung zwischen diesen beiden Theilen hergestellt werden und jeder einzelne war nicht stark genug, um gleichzeitig drei starke Punkte anzugreifen. Schon am 12. Dec. trat ein so heftiges, bis zum 20. Dec. dauerndes Regenwetter ein, daß die Allirten gezwungen waren, ruhig in ihrer Stellung zu verbleiben. Wir haben schon erwähnt, daß sich die Regengüsse jener Gegenden Südamerikas nicht mit europäischem Maßstabe messen lassen, und in der That jeder menschlichen Thätigkeit vollständigen Stillstand gebieten. Feldmarschall Carias benutzte die ihm gebotene Ruhe wenigstens dazu, den Uebelstand jener Trennung der Arme zu beseitigen, und ließ einen bedeutenden Theil des Südcorps unter Gelly y Obes durch zweimaliges Ueberschiffen des Paraguay und einen Marsch durch den Gran-Chaco nach Norden kommen, zog auch aus Humaitá noch Truppen an sich und ersetzte sie dort durch eben aus Rio-de-Janeiro eingetroffene Rekrutentransporte. Gegen Assuncion wurde nichts unternommen, man begnügte sich, daß man es in seiner Gewalt hatte, wann man einrücken wolle. Nach allen Nachrichten war Lopez anscheinend bereits bis auf das Aeußerste

gebracht, und der Feldmarschall hielt es daher für geboten, dem alliirten Heere, wenn irgendmöglich, weiteres Blutvergießen zu ersparen. Es wurde daher eine Aufforderung zum Aufgeben weitem Kampfes an ihn gerichtet, indem man ihn persönlich für alles verantwortlich erklärte, was nun noch geschehen werde. Diese Aufforderung war in sehr energischem Tone gehalten, sodas nach derselben und wenn ihre Drohung aufrecht erhalten wird, das endliche Schicksal des Dictators, wenn er in Gefangenschaft gerathen sollte, kaum zweifelhaft sein könnte. Man hat diesen letzten Versuch, weiteres Blutvergießen zu vermeiden, vielfach und auch in Rio-de-Janeiro getadelt, weil nach dem Allianztractat überhaupt nicht mehr mit Lopez unterhandelt werden sollte, und da Lopez abermals eine ausweichende, in der Sache selbst aber vollkommen ablehnende Antwort gab, so hat der Tadel gegen diesen letzten Unterhandlungsversuch seine Berechtigung, während er verstummen mußte, wenn Lopez darauf eingegangen wäre. Jedenfalls wurde nichts damit erreicht, und am 20. Dec. stand man somit vor der Erneuerung des Kampfes. Es kam vor allen Dingen darauf an, die Verbindung zwischen dem Fort Angostura und der Stellung bei Tomas-Valentinas abzuschneiden, welche während der Tage zwischen dem 11. und 21. Dec., trotz des furchtbarsten Wetters, von den Paraguays auf das eifrigste noch mehr befestigt worden war. Der General Menna Barreto erhielt den Befehl, diese Linien am 21. Dec. mit drei Divisionen — wir wiederholen, daß eine Division dort kaum der Kriegstärke eines europäischen Regiments entspricht — anzugreifen. Gelang es, so wurden die Vertheidiger nach rechts und links auseinandergeprengt und die Landverbindung zwischen dem Piquisiri und Billeta war hergestellt. Gleichzeitig mit diesem Angriff auf die befestigte Verbindung sollte die gesammte Cavalerie im Norden einen Vormarsch in die rechte Flanke der Tomas-Valentinas-Stellung machen und die Gelegenheit für den spätern Hauptangriff erkunden. Beides gelang. Menna Barreto wurde in seinem Angriff durch die Panzerschiffe auf dem Paraguay unterstützt und richtete seinen Angriff so ein, daß er zwei Scheinattaken gegen zwei Redoubten, die wirkliche aber gegen die Mitte der Courtine richtete, welche beide verband, sodas die Vertheidiger sich nach Westen und Osten, also nach dem Fort Angostura und den Tomas-Valentinas zurückziehen mußten und nun das Südcorps der Alliirten mit dem Nordcorps sich berührte. Die große Recognoscirung der Cavalerie, an deren Spitze der Feldmarschall sich selbst stellte, ging bis in die rechte nördliche Flanke der Tomas-Valentinas-Stellung vor, einige Regimenter übersprangen einen dort noch im Ausheben begriffenen Graben und niedrigen Wall, sodas sie in das Innere des Hüttenlagers eindrangen, konnten aber hier nicht weiter und wurden durch das aus Verhauen auf sie gerichtete Feuer gezwungen, wieder zurückzugehen. Versuche, an andern Stellen in das Lager einzubringen, hatten keinen bessern Erfolg, dagegen wurden mehrere tausend Stück Vieh erbeutet, welche außerhalb der Retranchements weideten. Der Feldmarschall überzeugte sich, daß die Stellung der Paraguays auf den Valentinashöhen sich an einen dichten Wald anlehnte, der die vierte Seite eines großen Vierecks bildete, von welchem die nördliche, westliche und südliche Seite durch Wall, Graben und einzelne Schanzen gedeckt waren. Er befahl dem General Baron de Triunfo, die nördliche Seite im Auge zu behalten und Patrouillen nach Osten soweit als möglich in den Wald und bis hinter denselben vorzuschieben, um den Paraguays den Rückzug abzuschneiden, wenn sie demnächst in der Front angegriffen würden, ein Angriff, der auf den 27. Dec. festgesetzt und ausgeführt wurde. Am frühern Morgen dieses Tages begannen die auf allen Seiten placirten Batterien die Beschießung, welche aus 42 Geschützen beantwortet wurde. Namentlich wendeten die Brasilianer für die Beschießung Raketen an, die in dem Hütten-(Ranchos-)Lager große Verwirrung anrichteten. Gegen Mittag erfolgte der allgemeine Sturm auf die drei befestigten Seiten, der denn auch einen vollständigen Erfolg hatte. Schon beim Beginn desselben war Lopez aus dem

Retranchement in den Wald geflohen und hatte nur, von wenigen Reitern gefolgt, den Weg nach Cerro-Leon eingeschlagen, sich auch hier nicht aufgehalten und in höchster Eile das Gebirge zu erreichen gesucht. So tapfer die Paraguays im Anfange ihre Werke vertheidigten, so scheint doch die Nachricht, daß Lopez geflohen war, einen so deprimirenden Eindruck auf sie gemacht zu haben, daß sie ermatteten und ebenfalls in den Wald fliehen. Die Niederlage war eine vollständige und unstreitig der Schluß des eigentlichen Kriegs, der von nun an nur noch den Charakter eines Guerrillakriegs tragen sollte.

Durchaus richtig hatte der Feldmarschall sich auf den allgemeinen Angriff gegen die Lomas-Valentinas beschränkt und das Fort Angostura ruhig liegen lassen, weil es doch in seine Hand fallen mußte, wenn nur erst die Hauptsache gethan war. Aus demselben Grunde hatte er auch keine militärischen Abtheilungen gegen Assuncion detachirt. Seine Maßnahmen bewährten sich, denn am 30. Dec. fiel auch Angostura, und zwar ohne Blutvergießen durch Capitulation. Vor diesem Fort, das in seinem Bau und seiner Armirung fast dem so lange vergebens umlagerten Humaitá nichts nachgab, lag auf dem Paraguay das brasilianische Panzergeschwader und auf der Landseite General Gelly y Obes mit seinen Argentinern, welche demgemäß an dem Siege bei Lomas-Valentinas keinen Theil hatten, nun aber den Befehl empfingen, ebenfalls ernstlich gegen das Fort vorzugehen. In demselben commandirte der Engländer George Thompson und der Paraguayer Lucas Carrillo, beide dem Dictator vollständig ergeben, und zwar Thompson, obgleich Officier de fortune, in so hohem Grade, daß er nach seiner Rückkehr in London eine Broschüre herausgab, welche auch nach der Niederlage und allen Thatfachen ins Gesicht schlagend die Paraguays verherrlicht, allerdings aber auch die stärksten Widerlegungen erfahren hat. Am 28. Dec. sendete General Gelly y Obes den Commandeur des argentinischen Regiments San-Martin mit 70 Mann unter einer Parlamentärflagge an das Glacis des Fort mit der Nachricht von der vollständigen Niederlage und Flucht des Dictators am Tage vorher und der Aufforderung, das Fort zu übergeben. In Anerkennung der tapfern Vertheidigung wollte man den Truppen den ehrenvollen Auszug gestatten, sollten sie sich aber entschließen, das Fort noch weiter zu vertheidigen, sodaß bei dem dann unfehlbar eintretenden Sturme argentinisches Blut vergossen würde, so hätten sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn sämmtliche Offiziere der Garnison erschossen würden. Die Commandanten wollten erst die Botschaft nicht annehmen, weil sie einige Tage vorher durch eine Parlamentärflagge von seiten der Panzerschiffe getäuscht worden waren, besannen sich aber doch und erbaten sich wenigstens Bedenkzeit. Als diese bewilligt und abgelaufen, unterdessen aber alle Vorbereitung zum Sturme getroffen worden war, kam die Antwort, man würde nur dann capituliren, wenn General Gelly y Obes gestatte, daß Offiziere der Besatzung sich persönlich von der angeblichen Eroberung der Stellung des Dictators auf den Lomas-Valentinas überzeugt hätten. Das konnte ohne Bedenken bewilligt werden, und als die dazu commandirten Offiziere in das Fort zurückgekehrt waren, erfolgte am 30. Dec. die Capitulation und der Ausmarsch. Der Garnison wurde dieser Ausmarsch mit Musik und fliegenden Fahnen zugestanden, die Offiziere sollten sogar ihre Degen behalten, wenn sie sich verpflichten würden, in diesem Kriege nicht mehr gegen die Allirten zu dienen, und die Unteroffiziere und Gemeinen sollten die Waffen strecken. Den Offizieren wurde überdies die Beibehaltung ihres Ranges in der künftigen Armee von Paraguay zugesichert. So schien der Krieg beendet, denn am 2. Jan. 1869 erfolgte nun auch die Besetzung der Hauptstadt Assuncion, und zwar durch brasilianische Truppen allein, da den Argentinern unter Gelly y Obes die Position von Angostura ausschließlich überwiesen wurde. Bei dem Einmarsch der Brasilianer in Assuncion kamen Unordnungen vor, welche zu diplomatischen Verhandlungen mit den Consuln Italiens und Frankreichs führten. Die einrückenden Truppen, endlich am Ziele einer vierjährigen, mit unglaublichen

Anstrengungen und schweren Verlusten verknüpften Campagne, fanden die Stadt fast unbewohnt, die Häuser verschlossen, theils vom Geruch verpestelt und vollständig unvorbereitet auf die Verpflegung und Unterbringung einer großen Anzahl von Soldaten. Die unter solchen Umständen gewöhnlichen Unordnungen und Gewaltthätigkeiten wiederholten sich auch hier. Die verschlossenen Häuser wurden erbrochen, zunächst nach Lebensmitteln gesucht, und als weder diese noch irgendeine Bequemlichkeit für die Soldaten zu finden waren, vieles zer schlagen und demolirt. Die Pestbeule aller Heere, der Troß von Speculanten und Gesindel aller Art, warf sich mit den ersten Soldaten in die Stadt und suchte Beute. Daß diese Leute keinen Unterschied zwischen einer verlassenen Privatwohnung, einem verschlossenen Consulat, dessen Inhaber geflohen ist, und einem verfestigten Regierungsgebäude machen, diese Erscheinung wird sich stets wiederholen. Die brasilianischen Behörden machten sobald als möglich dem Unfuge ein Ende, und die in dem diplomatischen Relatorio des Barons de Cotegipe, kaiserlichen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, amtlich veröffentlichte Correspondenz zwischen den Consuln und dem Marquez Carias zeigt, daß eben nichts weiter geschehen ist, als daß verlassene und verschlossene Häuser erbrochen, allerdings aber auch viele Gegenstände gestohlen worden sind.

Der abermalige Stillstand des ganzen alliirten Heeres läßt sich nicht wohl erklären. Man wußte genau, daß Lopez nur mit wenigen Reitern durch Terra-Leon nach dem Gebirge geflohen war, und mußte nach den bisherigen Erfahrungen wissen, daß er nicht der Mann war, um schon alles verloren zu geben, was sich denn auch sehr bald zeigte, denn wieder sammelten sich alle Versprengten, Leichtverwundeten, aus brasilianischer Kriegsgefangenschaft Entflohenen um den Führer, der sie abermals zu fanatisiren wußte, obgleich auch jetzt die Hinrichtungen und Folterungen der ihm Verdächtigen nicht aufhörten. Allerdings bedurften auch die Alliirten der Ruhe und Erholung; die fast täglichen Kämpfe seit der Umgehung durch den Gran-Chaco hatten nicht allein eine große Zahl Todter und Verwundeter gekostet, sondern auch die Truppen auf das äußerste erschöpft, und wie in Concordia, in Entre-Rios, nach Uruguahana, vor den Rojaslinien, bei Tuhuti und am Tebicuary müssen die alliirten Generale wol abermals eine längere Waffenruhe für nöthig gehalten haben, um das Heer wieder vollkommen zuverlässig und schlagfertig zu machen. Hauptsächlich scheint es aber der gleichzeitig erfolgende Abgang des Oberbefehlshabers, Feldmarschalls Carias, des Generallieutenants Baron de Herval (Osorio) und des Viceadmirals Baron d'Inhauma (Ignacio) sowie die Krankheit und Verwundung einer auffallend großen Zahl von Offizieren gewesen zu sein, welche diesen sonst unbegreiflichen Stillstand in den Operationen nach der Besetzung von Assuncion veranlaßten. Carias war schwer krank, da er sich in seinem hohen Alter zu sehr angestrengt hatte, Osorio war durch den Mund schwer verwundet, d'Inhauma so krank, daß er schon auf der Rückreise starb, kurz das alliirte Heer sah sich plößlich, und gleichzeitig mit dem anscheinend letzten Siege, seiner hervorragenden Führer beraubt, und Carias ernannte aus eigener Machtvollkommenheit den General de Souza zum interimistischen Oberbefehlshaber, welcher, wie es scheint, nicht auf eigene Verantwortlichkeit weiter operiren wollte, um so mehr, als Lopez unschädlich gemacht schien. In Rio-de-Janeiro erfolgte denn auch auf die Nachricht, daß Carias, Osorio und Inhauma die Armee verlassen, die Ernennung des Grafen d'Eu, Schwiegersohns des Kaisers und Titularfeldmarschalls, zum Oberbefehlshaber; derselbe schiffte sich sofort nach Assuncion ein, wo unterdessen der Staatsrath Paranhos, brasilianischer Bevollmächtigter, erschienen war, um an Ort und Stelle zu sehen, was weiter zur Erfüllung des Tripleallianz-Tractats geschehen könne. Er fand eine trostlose Lage der Dinge vor, bei welcher einen Entschluß zu fassen kaum möglich war. Das Land war fast seiner ganzen männlichen Bevölkerung durch den Krieg beraubt, nur Greise,

Kinder bis zu 10 Jahren und Frauen waren noch in den von den Allirten besetzten Landestheilen zu finden, denn Lopez hatte in den letzten Monaten und seit seinem Rückzuge von Tebicuary schon bis zu zehnjährigen Jünglingen zurückgegriffen, so daß sein Heer bei den Tomas de Willeta und Valentinas nur aus etwa 1000 rüstigen Männern, sonst nur aus Greisen und Knaben bestand, die militärisch organisirten Frauen aber alle Arbeit verrichten mußten; vergebens sah sich Paranhos nach Notabeln des Landes um, die ihm in seinem Reconstructionswerke behülflich sein konnten. Es waren aber keine da, weil Lopez bei Strafe augenblicklichen Erschießens befohlen hatte, daß sich jedermann ohne Unterschied in die Wälder zurückzuziehen und die Wohnplätze zu verlassen habe. Es blieb nichts weiter übrig, als sich auf die Mitglieder der Paraguay-Legion zu stützen, welche mit den Allirten gegen Lopez geholfen hatten. Unter diesen und mit Hilfe aller irgend erreichbaren wirklichen Paraguays, die nun die Sache ihres Supremo verloren gaben, entstand eine Petition, unterzeichnet von Don José Diaz Bedoya, D. F. Egusquiza und D. Bernardo Valiente, welche die Feldherren der Allirten um Einsetzung eines provisorischen Gouvernements und um die Erlaubniß baten, von nun an unter paraguayischer Landesfahne gegen den Dictator marschiren zu dürfen. Das letztere gewährte das Militärcommando sofort, und wurde diese Gewährung später Veranlassung zu einer würdigen Reclamation von seiten des Dictators Lopez; das erstere allein zu ordnen, fühlte sich Staatsrath Paranhos nicht ermächtigt und ging deshalb nach Buenos-Ayres, wo erst unterm 2. Juni die besfallige Uebereinkunft zwischen den drei Bevollmächtigten Paranhos, Varela und Rodriguez zu Stande kam.

Während brasilianische Kriegsschiffe nun den Paraguay hinauf nach der Provinz Mato-Grosso fuhren und dort die letzten Spuren der Paraguay-Herrschaft verwischten, die übriggebliebenen Paraguay-Schiffe aber sich in Flüssen und Seen versteckten, die weit hinauf im Lande lagen, die Demolirung Humaitás fortgesetzt und alles Mögliche versucht wurde, um die in die Wälder entflohenen Bewohner der Städte wieder zurückzubringen, standen die militärischen Operationen fast ganz still. Man begnügte sich mit dem Besitz der Tomas-Sellungen, ging aber nicht ernstlich gegen Cerro-Leon, Villa-Rica oder das Gebirge vor, wo Lopez Zeit hatte, einen weitern Widerstand zu organisiren. Es kamen sogar Fälle vor, bei denen die Paraguays ihrerseits zum Angriffe übergingen; z. B. als ein Detachement Brasilianer mit Wiederherstellung einer Eisenbahnbrücke beschäftigt war, am den Weg nach Villa-Rica zu öffnen, bei welcher Gelegenheit plötzlich jenseits ein Zug aus Lowries bestehend heranzufuhr, deren einige Geschütze führten, und schnell erscheinend mit Kartätschen unter die Brasilianer feuerten, während die Infanteristen von den Fahrzeugen herabsprangen und ein mörderisches Feuer auf die Arbeiter eröffneten, ehe diese zu ihren Waffen greifen konnten. Ein zweites mal entging eine Schiffs Expedition auf dem kleinen Flusse Mandubira mit genauer Noth einer sehr nachdrücklichen Lection. Man hatte erfahren, daß einige der Paraguay-Dampfer diesen Fluß bis zu einem Landsee hinaufgefahren wären und sich dort versteckt hielten. Ohne irgendeine Recognoscirung der Ufer oder bestimmte Nachricht, wo die Paraguays standen, machten brasilianische Schiffe die Fahrt flussaufwärts, wären aber fast nicht wieder zurückgekehrt, denn die plötzlich wie aus der Erde wachsenden Paraguays verdammt und sperrten das Fahrwasser hinter den Brasilianern, so daß diese nur durch glückliche Zufälle einer schweren Einbuße an Menschenleben und Material entgingen. Es sind dies Erscheinungen in der Kriegführung der Allirten überhaupt, die sich nach einer dreijährigen Erfahrung und Kenntniß der Kampfes des Gegners kaum erklären lassen. Die ganze Guerrilla löste sich endlich in Streifzüge auf, bei denen für die Paraguays die Gewinnung von Lebensmitteln, bei den Allirten die Befreiung der in die Wälder gejagten Einwohner noch der einzige Zweck war, ein Zustand, dem auch der im Mai 1869 in Assuncion angekommene neue Oberbefehlshaber,

Graf d'Eu, kein Ende zu machen vermochte, obgleich er gewiß gern eine Gelegenheit zu wirklich kriegerischem Vorgehen herbeigeführt hätte; so glaubte man wenigstens von ihm erwarten zu können, als er ernannt wurde. Er schien aber die Instruction des Kaisers mitgebracht zu haben, soviel als möglich weiteres Blutvergießen zu vermeiden, und es machte sich die Meinung geltend, man brauche überhaupt nichts weiter zu thun. Der Fluß, die sämtlichen festen Punkte, die Hauptstadt waren in der Gewalt der Allirten, Lopez zu einem Guerrillahauptlinge im Gebirge herabgedrückt und eine provisorische Regierung eingesetzt, welche nun ihrerseits dafür sorgen konnte, sich des gemeinsamen Feindes zu entledigen. Man meinte, die Allirten müßten abwarten, was Lopez nun auch thun wolle und könne, dann aber ihn desto kräftiger erdrücken.

Was nun die Einsetzung dieser provisorischen Regierung betrifft, so hatte der am 2. Juni in Buenos-Ayres zwischen den Bevollmächtigten von Brasilien, Argentinien und Uruguay abgeschlossene Tractat festgesetzt, daß die provisorische Regierung aus einer freien Wahl aller Paraguays hervorgehen müsse, welche in den von den Allirten bereits befreiten Landestheilen wohnen, daß sie in politischer und administrativer Hinsicht ganz unabhängig und selbständig sei, dagegen bis zur schließlichen Vertreibung des Lopez aus dem Lande in allen militärischen Dingen die Generale der Allirten allein zu schalten hätten. Alle andern Artikel dieses Uebereinkommens entsprachen vollständig den Paragraphen des bereits von uns mitgetheilten Allianztractats, sodasß man den Allirten eine unbedingte Konsequenz in ihren Zielen und Mitteln zugestehen muß. Die drei Unterzeichner jener Petition erklärten sich mit den Bedingungen der Bevollmächtigten einverstanden und präsentirten nun nach vollzogener Wahl drei Männer, aus denen die provisorische Regierung bestehen sollte und von denen einer die Befugnis eines Präsidenten haben werde. Es sind dies Don Cyrillo Nivarola, Don Carlos Loizaga und Don José Diaz de Bedoya. Sie werden sich mit dem Entwurfe einer liberalen Constitution für die Republik zu beschäftigen und diesen zur Annahme einer ad hoc zu berufenden Versammlung von Notabeln vorzulegen haben. Die Bevollmächtigten der drei allirten Staaten haben sofort diese provisorische Regierung anerkannt, ihr jede Unterstützung versprochen, aber auf das positivste verlangt, daß sich dieselbe in keinerlei Unterhandlung mit dem abgesetzten Dictator einlassen dürfe, wie denn überhaupt die Vertreibung desselben vorderhand immer noch die gemeinschaftliche Aufgabe bleibe.

Schon vor Einsetzung dieser provisorischen Regierung, welche am 15. Aug. 1869 in feierlicher Weise zu Assuncion erfolgte, hatte Graf d'Eu erkannt, daß es mit bloß politischen und administrativen Maßregeln, einem so hartnäckigen Feinde gegenüber, doch nicht gethan sei, da man die Erfahrung machte, daß nur Greise und Frauen sich unter den Schutz der neuen Regierung stellten, alle Männer aber immer wieder zu Lopez zu kommen suchten. Raub Geheilte, freigelassene Gefangene, was irgend an waffenfähigen Männern sich zu ihm durchschlagen konnte, versammelte sich bei Ascurra oder Oscurra und brachte das Heer des Dictators, sehr bald nach den für entscheidend gehaltenen Niederlagen, wieder auf eine unerwartete Stärke. Alles, was in Cerro-Leon, dem langjährigen Uebungslager, und in Villa-Rica an Kriegsbedürfnissen und Borräthen noch vorhanden, wurde nach Ascurra gebracht, namentlich waren in der dortigen Geschützgießerei wieder 12 Feldgeschütze fertig geworden, welche rasch laffettirt und ebenfalls in das Gebirge gebracht wurden. Graf d'Eu unterrichtete sich erst genau von dem Zustande und der Leistungsfähigkeit seiner Truppen, denn er überzeugte sich, daß sein erster Schritt auch ein stegreicher sein müsse. Jung und energisch, vor allen Dingen aber sich seiner nach allem Bisherigen besonders verantwortlichen Aufgabe bewußt, übte er die Truppen anhaltend und sicherte erst soviel als möglich die schon besetzten Theile des Landes. Anfang August begann er seine Operationen, welche die nothdürftig hergestellte Eisenbahn

von Assuncion nach Villa-Rica zur Basis hatten. Alle Vorposten der Paraguays, von denen einer sich sogar noch südlich bis an den Tebicuary vorgewagt hatte, wurden bis in das Gebirge zurückgeworfen, und es folgte nun bis zum 13. Aug. eine Reihe von Gefechten bei Itacuruby, Ascurra und Peribeby, welche sämmtlich siegreich waren und das bis dahin von Lopez besetzte Terrain gewannen, aber wieder nichts entschieden, da Lopez selbst schon beim Beginn der Operationen tiefer in das Gebirge, bis nach San-Estanslao, geflohen war. Das Gefecht bei Ascurra kostete dem brasilianischen General Menna Barreto das Leben. Gleichzeitig hatte die provisorische Regierung in Assuncion zwei Decrete erlassen, von denen das eine jeden Paraguay zum Kampfe gegen den „Vente seines Vaterlandes“ (el verdugo de su patria) und das zweite den „entarteten Paraguay und Verräther“ Solano Lopez für vogelfrei erklärte. Wahrscheinlich werden auch diese beiden Acte ganz wirkungslos sein, denn die Berichte der Allirten gestehen zu, daß bei Ascurra Lopez ihnen wieder 8000 Mann mit Artillerie entgegenstellte, während er sechs Monate früher von den Tomas-Valentinas nur mit 19 Mann geflohen war. Je weiter Lopez aber sich in das Gebirge zurückzieht, je größer wird die Schwierigkeit für die Verpflegung der Allirten, denn mit jedem Schritte vorwärts entfernen sie sich mehr von ihrer Verpflegungsbasis, dem Flusse, und was vier Jahre lang schon die Kriegsführung gelähmt, tritt nun mit doppeltem Gewichte auf, denn zu der Schwierigkeit des Transports tritt nun auch das vollkommen unwegsame Gebirge, und es ist nicht allein die Armee, welche täglich auf weite Entfernungen vom Flusse ernährt werden muß, sondern auch die ganze verelendete Bevölkerung, welche Lopez vor sich her in die Wälder getrieben, und die nur dann zurückzukehren magt, wenn das Vorgehen der Allirten sie befreit. Tausende dieser Unglücklichen müßten verhungern, wenn Graf d'Eu sie nicht aus brasilianischen Vorräthen verpflegte, und es ist auch gar keine Aussicht, daß sich diese Zustände vor der nächsten Ernte zum Bessern ändern könnten. Zu einem Offensivstöße hat Lopez zwar erkennbar jede Kraft verloren; für eine Defensivse scheinen aber seine Mittel noch auf lange hin auszureichen.

Botan und die Grenzländer Indiens im Nordosten.

Erster Artikel.

Die centralasiatische Frage ist, wie die orientalische, mit der sie so nahe verwandt ist, eine jener brennenden Fragen, welche, so oft sie auch beschwichtigt werden, stets wieder auflodern und die Gemüther von neuem beunruhigen.

Es war vor circa 30 Jahren, im Jahre 1838, als England, schon damals von Rußland in Indien bedroht, glaubte Rußland in Afghanistan zuvorkommen zu müssen. Das Unternehmen fiel anfänglich äußerst unglücklich aus, es erfolgte ein kläglicher Rückzug des Expeditionsheeres, 1840 war nicht Ein britischer Soldat jenseit des Chiberpafes. Diese Schmach rächte Lord Ellenborough in glänzender Weise; allein inmitten seiner Siege hielt Englands Regierung es für angemessen, um Frieden anzuhalten und zu versprechen, sich nicht wieder in Afghanistans Angelegenheiten mischen zu wollen. England hat Vorgehalten; doch stets aufs neue ist seitdem in England und Indien ungestüm verlangt worden, in Afghanistan zu interveniren.

Bei Erörterung dieser Frage ist es auffallend, daß man allerseits voraussetzen scheint, Rußland allein verhalte sich dabei aggressiv. Man hat nämlich der Nordwestspitze des Parallelogramms, welches die äußern Grenzlinien Indiens beschreiben, ausschließlich alle Aufmerksamkeit zugewandt, weil man dort den Zusammenstoß erwartet. Wendet man jedoch die Blicke nach dem Nordosten und dem Osten Indiens, so findet man, daß die Verhältnisse dort den russischen in Centralasien ganz parallel liegen, nur nach einem beträchtlich großartigern Maßstabe.

Der Verlauf der Ereignisse, welche zum Kriege mit Botan und zur theilweisen Einverleibung dieses Landes geführt haben, sind denen im russischen Turkestan ganz analog. Indem wir auf die Position, welche England in Botan gewonnen hat, und deren Wichtigkeit erst die Verhältnisse, wie sie sich seitdem entwickelt haben, erkennen lassen, sowie im allgemeinen auf die Stellung Indiens an seiner nordöstlichen Grenze hier aufmerksam machen, hoffen wir damit zum Verständniß der gegenseitigen Lage der Großmächte in Asien beizutragen.

1) Botan in geographischer Hinsicht.

Versteckt im entlegensten, unbekanntesten Winkel des Himalaja, im fernsten Nordosten Indiens, hat Botan bisher nur wenig Aufmerksamkeit erregt. Erwägt man jedoch, daß dort die rechte Flanke der indischen Stellung Britanniens ruht, daß seine Pässe den Weg eröffnen von Indien nach Tibet und den weiten innern Hochlanden Asiens, so erkennt man wohl, daß Botan eine aufmerksame Beachtung in Anspruch nimmt.

Es soll h̄ermit keineswegs gesagt werden, daß England sich in die Händel mit Botan, welche vor einigen Jahren zum Kriege führten, absichtlich eingelassen habe; es ist vielmehr ausdrücklich anzuerkennen, daß England eine lange Reihe von Jahren hindurch sich wirklich angestrengt hat, sie zu vermeiden. Es liegt eben in der Natur solcher Weltmächte wie England, daß sie, stets sich weiter entwickelnd, stets ihre Grenzen überschreiten.

Botan ist das Land der Duar, der durch den östlichen Himalaja hindurchführenden Pässe. Dieser hindostanische Ausdruck Duar ist das sanskritische Dura, plattdeutsche Dor, hochdeutsche Thor oder Thür, wie man denn auch die verschiedenen Durchgänge im Gebirge Döning Dors nennt. Aehnlicher Form sind wahrscheinlich auch Thüringen, das Land der Hermunduren, nach dem Durchgange, dem Thor zwischen Harz und Thüringermald, und Tirol, nach dem durch das Inn- und Etschthal gebildeten Durchgang durch die Alpen, ursprünglich wol von den Gothen und Langobarden so genannt.

Hermann Schlagintweit in seinem „Geographical Glossary from the languages of India and Tibet“ („Results of a scientific mission to India and High Asia“, Bd. 4, Leipzig 1863) erklärt Botan als entstanden aus bot-ant, bot Tibet und anta Ende, das Ende von Tibet. Bot oder bod ist können, wagen, machen. Tibet ist eine als Intensivum gebrauchte Reduplication, zusammengesetzt aus bod und thub, welches ebenfalls können bedeutet; das Wort ist jedoch in Tibet selbst nicht gebräuchlich, sondern einfach Bod oder Bodjul, das Land (jul) der Bod. Botan wird von den Tibetanern Laß-Lumpa, das Südländ, d. h. von Tibet, genannt. Der Name Botan bezeichnet also ebenfalls sehr deutlich, welche Bedeutung jenes Land für Indien haben muß; es ist ein Ende von Tibet, ein integrierender Theil desselben, geographisch wie ethnographisch und in religiöser Beziehung. Es ist damit zum ersten mal fester Fuß auf jenem großen Hochlande gefaßt, „dem Nabel der Welt“, wie der Indier es nennt.

Obwol wir den Himalaja nur erst unvollständig kennen, so ist doch ersichtlich, daß er keineswegs aus einer einzelnen, ununterbrochenen Kette oder aus parallelen Reihen

solcher Ketten besteht, wie man gewöhnlich auf Landkarten angegeben findet. Das gesamte Gebirgsland zwischen dem Tieflande von Hindostan im Süden und den oberen Thälern des Indus und Brahmaputra im Norden ist zwar ein orographisches Ganzes, das Himalajahochland, das sich aber allgemeinen Gesetzen der Hebung zufolge in einer Reihe von Stufen gliedert, welche je durch nicht gehobene Tiefthäler voneinander getrennt sind. Die Gliederung des Himalaja zeichnet sich durch eine wunderbare Symmetrie aus, ganz, wie man es von dem Bau eines solchen Hochgebirges erwarten dürfte. Das Ganze, ein großer Bogen von Nordwesten nach Südosten, theilt sich zunächst in zwei Hauptgruppen, die westliche, umströmt vom obern Indus im Norden und vom Sutledsch im Süden, und die östliche, ebenso umströmt vom obern Brahmaputra (Tiangbotschu) im Norden und der Ganga im Süden. Wo die vier Quellpunkte dieser Zwilling Flüsse, welche die Glieder des Hochlandes rings umziehen, zusammenstoßen, liegen die dem Hindu heiligen Zwillingseen des Manfaraur (Manas Sarowara) und Rakas, gleichsam gemeinschaftliche Quellseen; denn, wengleich nicht, wie die Sage geht, sämmtliche vier Flüsse aus demselben entspringen, was freilich nicht möglich wäre, so dürfen wir doch wol einen geheimen Zusammenhang der Gewässer annehmen, da es so häufig bewährtes Gesetz ist, daß die Hauptströme der Continente aus unmittelbar zusammenliegenden, durch keine eigentlichen Wasserscheiden getrennten Quellpunkten nach entgegengesetzten Richtungen entströmen.

In der östlichen Gruppe zwischen Tsangbotschu und Ganga wiederholt sich dann die Artikulation noch einmal in der vorhergehenden Weise. In der Mitte der Gruppe, dort, wo der Tsangbotschu sein Knie nach Süden bildet, mündet bei der Stadt Schigaze in Tibet der Painomtschu. Dieser Fluß zieht aus Südosten in einem tiefen Thale, welches sich oberhalb der Quellen desselben einerseits nach Süden in dem Thale der Tiesta und andererseits nach Südosten in dem Thale des Tschaantschu oder Matschu und Patschu (Vater- und Mutterfluß) fortsetzt. Diese beiden Flüsse ziehen südwärts dem untern Brahmaputra zu. In der Mitte, wo die Quellköpfe der drei Flüsse zusammenstoßen, liegen, der Haupttheilung am Brahmaputra und Indus vollkommen analog, die beiden großen Seen Kamtschu und der See von Sumbda. Nach diesen das ganze Himalajaland durchschneidenden breiten und tiefen Thallinien theilt sich also dieses Hochland in das zwischen Tiesta und Tschaantschu und das östlich von der Linie Painomtschu-Tschaantschu. Alles Land nördlich, westlich und östlich vom Indus und Brahmaputra gehört nicht zum Himalajahochlande, sondern orographisch ganz verschiedenen Systemen, die damit durchaus nicht conform liegen.

Die Tiesta ist auch in ihrem obern Thale, das nicht 1000 Fuß hoch liegt, ein schiffbarer tiefer Fluß, 300 Fuß breit, mit einer Strömung von 10 Meilen in der Stunde. Doch ist die Hitze in diesem tiefen Thale eine äußerst drückende, und die Ufer sind mit dickem Dschungel besetzt und sehr ungesund. Da der Fluß in seinem untern Laufe im Tieflande sein Bett sehr erweitert, so wird er hier etwas regulirt werden müssen, um vollständig schiffbar zu werden, dürfte aber alsdann eine vortreffliche Wasserstraße nach dem mittlern Tibet abgeben. Bereits wird das Saulholz, von welchem die obere Tiesta und ihre Nebenflüsse dicht bestanden sind, und welches vortreffliche Eisenbahnbalken liefert, auf Bambusflößen, da das Saulholz selbst wegen zu großer Schwere nicht schwimmt, nach dem Brahmaputra gefördert. Tibethändler, die Bengalen bereisen, nehmen häufig ihren Weg durch das obere Tiestathal.

Im Osten des Tiestathals erhebt sich steil die sich zum Tschaantschu erstreckende Himalajastufe. Sie enthält fünf Gebirgszüge, welche in concentrischen Bogen nach Süden, Südosten und Osten schweifen, und welche von innen nach außen allmählich an Höhe abnehmen. In dem innersten und höchsten Gebirgsbogen gipfelt der Tschumularhi in

27° 50' nördl. Br., ein prachtvoller Regal, den Tibetanern ein religiöses Heiligthum, 23944 Fuß hoch. An dem Westabhange dieses Gebirges, 25 Meilen südlich vom Tschumularhi, liegt Phagri, eine große Handelsstadt an der Grenze von Tibet, und an seinem Südbhange Tassischudschung, die Sommerresidenz des Hofes von Botan.

Auf dem Radius, in dem die Hebungsrichtung der Stufe sich von Westen nach Südosten dreht, zieht sich durch die ganze Stufe eine Spalte, welche der Tschintschu durchfließt. Man hört zwar stets aus beträchtlicher Entfernung diesen Fluß in seinem schmalen halb unterirdischen Kanale dahinrauschen, bekommt aber ihn selbst nur selten zu Gesicht. Er tritt in Bura- oder Pusachaduar aus der Hochstufe in die Tiefebene von Assam und mündet hier in den Tschaaantschu. Am Zusammenflusse seiner obern Quellarme liegt Paro, der Hauptort und Hauptmarktplay von Westbotan. Das schmale Tschintschuthal bildet einen Durchgang oder Duar vom Buzaduar aus durch ganz Westbotan.

Der Tschaaantschu, welcher diese von der nächstfolgenden Hochstufe, Westbotan von Ostbotan, scheidet, ist ein beträchtlicher Fluß, welcher als der Matschu (Mutterfluß) beim See Kamtschu und bei den Quellen der Tiesta entspringt, erst in südöstlicher Richtung, dann, nachdem er den aus Nordosten kommenden Patschu (Waterfluß) aufgenommen hat, in südlicher Richtung durch eine weite Ebene fließt, durch das Widschnie-Duar in das Tiefland tritt und nach der Einmündung des Tschintschu als Gabamar bei Rangamatty in den Brahmaputra mündet. Die Heftigkeit der Strömung verhindert, wie es scheint, die Schiffbarkeit des Flusses, die Ebene dieses Flußthals aber ist der schönste Theil von Botan. An dem Zusammenfluß des Matschu und Patschu liegt Punacha, die Winterresidenz des Hofes, welche wegen der Milde des Klimas gewählt ist, während das nur wenige Meilen entfernte Tassischudschung, die Sommerresidenz, des Sommers stets eine kühle Temperatur hat. Südlich von Punacha liegt Wandipor, die volkreichste Ortschaft in Botan. In diesem Thale gedeihen vortrefflich Orangen, Citronen, Granatäpfel, Pflirsche, Äpfel, Mangifera, Walnüsse, Gurken. In Punacha und Wandipor ist im Sommer die Hitze so groß, daß man sich der Mittagssonne nicht aussetzen darf.

Das Thal des nordwärts dem Tchangbotschu zuziehenden Painomtschu liegt ebenfalls so tief, daß es starken Weizen- und sonstigen Ackerbau sowie eine dichte Bevölkerung hat. Die Thalsole ist eine vollkommene Fläche. Im Thale liegen unter andern die volkreiche Stadt Dschansu (Jansu) mit wichtigen Wollfabriken, die reiche Klosterstadt Tschu-Lumbu, und an der Mündung des Painomtschu die bedeutende Handelsstadt Schigaze.

Westlich vom Painomtschu und Tschaaantschu erhebt sich mit erstaunlicher Steilheit die letzte Stufe des Himalaja, welche sich durch zwei Breiten- und drei Längengrade erstreckt. Da sie als das Schlußglied des Himalaja sich an kein nachfolgendes Glied weiter anzuschließen hat, so entsteht daraus für ihre Gebirgszüge das Eigenthümliche, daß sie anstatt der sonst in den Gebirgsgliedern üblichen Bogenform die Kreisform fast vollenden. Südlich von 29° 5' Br. und 91° L. Greenwich liegt in Tibet nahe am Tchangbotschu der große See Jambotsche (Tartrog-Jumpo oder Palte), 45 Meilen lang und breit, welcher sich durch seine eigenthümliche Gestalt auszeichnet, indem er eine große und hohe Insel wie ein breiter Ring umgibt. Es ist höchst merkwürdig, daß hier am Schlusse der wichtigsten Hebung der Erde die Ringsform, welche aller Hebung des Landes eigentlich zu Grunde liegt, durch diesen See gewissermaßen veranschaulicht wird. Die Gestalt des Sees entsteht dadurch, daß die Hebung hier erst mit einem isolirten Vorschlage, der Insel, wie übrigens häufig geschieht, anhebt. Die Insel ist 16000 Fuß hoch, eine Höhe, in welcher in Tibet noch Grasswuchs stattfindet, der Seespiegel liegt in 13700 Fuß Höhe. Vom Westufer des Sees setzen dann fünf concentrische Gebirgsringe mit ihren Hochthälern durch die Stufe im weiten Bogen nach Süden und zurück nach Norden bis an das

Ostufer des Sees. An der Stelle, wo die Gebirgsringe von Süden nach Norden umbiegen, tritt eine durch alle hindurchlaufende ziemlich breite Senkung ein, welche der Hauptfluß der Stufe, der Monas oder Ruenschung, südwärts durchfließt, bis er im Bibschneuar aus dem Hochlande tritt, worauf er, wie die meisten andern Flüsse thun, in südwestlicher Richtung durch das Tiefland zieht und der Stadt Goalpara in Assam gegenüber in den Brahmaputra mündet. Derselbe entspringt ganz im Norden des Hochlandes in $28^{\circ} 30'$ Br. unfern vom Jamboktsche, wonach sich also die gewöhnliche Ansicht, daß die Grenze von Tibet ($27^{\circ} 15'$) mit der Wasserscheide zusammenfalle, als irrthümlich erweist. Seine Nebenflüsse dagegen, welche er aus den Gebirgsthälern zu beiden Seiten der Quersenkung erhält, kommen ihm rechts von Nordwesten, links von Nordosten her zu. Sein beträchtlichster linker Nebenfluß, der Demrie, welcher in weitem Bogen durch das dritte Hochthal rinnt, entspringt sogar in 29° Br.

Der Pflanzenwuchs im Hochlande von Botan besteht in mittlerer Höhe vorherrschend aus Rosenlorber, Magnolia, Kastanie, an tiefern Stellen aus Weide, Esche, Wermuth, Bambus, Farn, an höhern aus Fichten, Tannen, Cypressen. Die Eiche ist selten. In den kältern Bezirken kommt auch der Zimmtbaum und ein Rhabarber vor. Ueberall verbreitet sind Erdbeeren und Himbeeren; erstere klein und geschmacklos, letztere von blaßgelber Farbe und sehr wohlschmeckend.

Das Terrain ist auch außerhalb der eigentlichen Gebirgszüge in Botan meistens rau und abschüssig, sodasß man fortwährend steil auf- und absteigen muß; doch gibt es in Ebenen und Thälern auch ausgedehnte Strecken mit vortrefflicher, tiefer, schwarzer Lösserde. Der Ackerbau wird mit Fleiß betrieben. Es wird besonders viel Buchweizen gebaut, weil Buchweizen eine Lieblingspeise ist, außerdem Weizen und flachförmiger Gebirgsreis. Gemüse wird wenig gezogen. Nur die Kürbe gedeiht gut; die Kartoffel gedeiht nicht. Rindvieh ist zahlreich, dabei groß, stattlich und zahm, wahrscheinlich das schmuckste Vieh in Ostasien. Es wird sehr sorgfältig gehütet und des Nachts in den Dorfschaften eingesperrt. Eigenthümlich ist das Tangun-Pferd, 13 Hand hoch, gut geformt, mit breiter Brust, vortrefflich zu Gebirgsreisen geeignet, mit welchem ein lebhafter Handel nach Bengalen betrieben wird. Auch an Maulseeln ist kein Mangel, an Schweinen und Geflügelu Ueberfluß. Die Flüsse sind voll von großen, schmackhaften Fischen. Die Biene, mit der europäischen identisch, erzeugt Honig und Wachs in Menge.

Die Botanesen gehören zum tibetischen Stamme und sind einfach Tibetaner, die von Tibet unabhängig geworden sind, wie auch Tibet durch keine natürlichen Grenzen von Botan getrennt ist. Sie gehören, wie die Tibetaner überhaupt, zur mongolischen Rasse. Sie sind von heller Hautfarbe, muskulös, stattlich und wohl gebaut, haben dichtes, lockiges, schwarzes Haar und unterscheiden sich dadurch von den Tibetanern, daß sie nicht wie diese das Haar vorn abscheren und den Zopf tragen. Auch tragen sie den Badenbart. Das Gesicht ist von der bekannten runden, mongolischen Form, der Gesichtsausdruck aber meistens offen und einnehmend. Die Männer der höhern Klasse tragen gewöhnlich einen langen, wohlgefütterten, blauen Tuchkafan nebst Beinkleidern und Stiefeln, die der untern Bevölkerung einen losen rothen Wollrock, der bis ans Knie reicht und durch einen Gürtel zusammengehalten wird, von dem ein langes gerades Messer in silberner Scheide, einem römischen Schwert nicht unähnlich, herabhängt. Alle Klassen tragen den chinesischen grauen, niedrigen Filzhut mit aufgestülpt anliegendem Rande. Die Großen haben stattliche Schlösser. Die gewöhnlichen Hütten sind klein. Sie sind gewöhnlich auf 4 Fuß hohen Pfählen errichtet; die Flur ist von roh geschnittenen Nadeln, die Wände bestehen aus Matten über Bambusgestell, das Dach ist von Stroh. Der Feuerplatz ist ein offener Herd in der Mitte der Hütte, aus Lehm und 3 Zoll über der Flur erhoben. Einen Schornstein gibt es nicht. An Bambusrahmen hängen Fleis-

stüde zum Räuchern. Das Hauptgetränk ist Thee, welchen sie auf eine eigenthümliche Weise bereiten. Der Theeaufguß wird in einem butterfaßähnlichen, mit einem Stempel versehenen Cylinder bereitet, ein gutes Stück Butter und Salz hineingethan und die Mischung dann mit dem Stempel wie beim Buttern bearbeitet. Man hat zweierlei Bier, Bien-Tschong, welches aus Hirse und Honig bereitet wird, und Murwa, welches man durch Aufguß von siedendem Wasser auf halbgegozene Weizenkörner erhält. Die Gärung wird dadurch erzeugt, daß man den Weizen erst in einem Eimer mit einem Bambusstocke schlägt, ihn dann in einem Korbe anfeuchtet, zudeckt und drei Tage unter Druck stehen läßt. Beim Trinken des Murwa bedient man sich, in der Weise der in Amerika jetzt allgemein üblichen imbibing tubes, einer hölzernen Röhre, welche so eingerichtet ist, daß die Körner nicht hineinkommen können. Der Rückstand gibt ein vorzügliches Schweinefutter. Endlich destilliren die Botanesen aus Reis und Gerste einen Branntwein, Tschong genannt, welcher angenehm schmeckt, jedoch nicht sehr stark ist.

Die Producte, mit denen die Botanesen bisher nach Kungpore, Darbschieling (Darjeeling) und andern Plätzen in Britisch-Indien einigen Handel zu treiben pflegten, sind hauptsächlich: Honig, Wachs, Moschus, Pferde, Hunde.

Im persönlichen Umgange erscheint der Botanese gewöhnlich offen, ehrlich, gastfrei und höflich, obwol es ihm allerdings, wie andern mongolischen Stammgenossen, gelegentlich nicht an Verschlagenheit fehlt. Die Religion ist die in Tibet bestehende Form des Buddhismus, dessen Grundlehren, wie sie von den Lamas gepredigt werden, sich in folgenden acht Sätzen zusammenfassen lassen: 1) Bei Buddha allein Zuflucht zu suchen; 2) entschlossen nach Vollkommenheit zu streben, um mit der höchsten Intelligenz vereinigt zu werden; 3) sich vor dem Wilde Buddha's niederzuwerfen, um ihn anzubeten; 4) ihm Opfer darzubringen, die einem der sechs Sinne angenehm sind, wie Kerzen, Blumen, Blumengewinde, Weihrauch, Wohlgerüche, allerlei Speise und Trank, Kleidung, Schmuck; 5) durch Musik, Hymnengesang und Rede Buddha, seine Person, Lehre, Barmherzigkeit, Vollkommenheit, seine zum Heil aller thierischen Wesen vollbrachten Handlungen und Thaten lobzupreisen; 6) seine Sünden mit zerknirschem Herzen zu bekennen, um deren Vergebung zu bitten und den festen Entschluß zu fassen, dergleichen nicht wieder zu begehen; 7) sich der moralischen Tugenden aller thierischen Wesen zu erfreuen und den Wunsch zu hegen, daß sie dadurch endliche Erlösung und Seligkeit erlangen; 8) alle Buddha, welche sich gegenwärtig auf Erden aufhalten, anzuflehen, das Rad der Religion umzudrehen (ihre Lehre zu verkündigen) und die Welt nicht so bald zu verlassen, sondern hier viele Kalpas (Zeitalter) zu verbleiben. Die Tempel, mit denen auch die Klöster verbunden sind, wo die Lamas wohnen, sind gewöhnlich stattliche alte Gebäude; sie gleichen in Architektur und Einrichtung ganz den buddhistischen Tempeln in China. Die Lamas tragen hier jedoch dunkelrothe Wollroben. Was aber die religiösen Uebungen des Volks selbst anbetrifft, so machen es sich die Leute den erhabenen Lehren Buddha's gegenüber nicht eben zu unbequem. Außer in Beschwörungen böser Geister bestehen die religiösen Verrichtungen fast ausschließlich in dem Hersagen feststehender Gebetsformeln vermittelst einer Art von Rosenkranz oder vermittelst des Gebetrades, eines in einem Gestell aufrecht stehenden Cylinders, an dessen Oberfläche die Gebetsstücke, wie durch die Kugeln am Rosenkranz, durch Figuren angedeutet sind, während ein oben daran angebrachter kleiner Stiel beim Herumdrehen je an eine links oder an eine rechts herabhängende Glocke schlägt und damit die Abtheilungen des Gebets angibt, also eine förmliche Andachtsmaschine.

Die Regierung würde, rein theoretisch betrachtet, vielleicht als eine ganz empfehlenswerthe erscheinen, ist jedoch in Wirklichkeit eine durchaus mangelhafte. Die oberste souveräne Macht hat dieselbe zweifache Form wie in Japan, was wol auch für das hohe Alter der staatlichen Einrichtungen in Ostasien spricht. Wie in Japan (wenigstens bis

auf die neuesten zu unserer Kenntniß gelangten Staatsänderungen) das höchste Oberhaupt des Landes ein geistliches, der Mikado, ist, welcher nicht in weltlichen Angelegenheiten intervenirt, sondern dieselben dem Oberhaupte der Executive, dem Taikun, überläßt, so hat man in Botan ein geistliches und ein weltliches Oberhaupt. Dieselben führen die hindostanischen Namen Dhurma-Kadscha, der König der Tugend, und Deb- (eigentlich Dew-)Kadscha, göttlicher König; wie sie eigentlich auf botanesisch heißen, ist nicht bekannt. Der Dhurma-Kadscha ist dasselbe, was der Dalai-Lama in Tibet, eine Incarnation Buddha's. Wenn der Dhurma-Kadscha stirbt, begibt sich Buddha, gewöhnlich nach Verlauf eines Jahres, in ein neugeborenes Kind. Dies erkennt man daran, daß das Kind die Muttermilch verweigert und Kuhmilch vorzieht, auch gewisse Worte deutlich ausspricht, worauf sich die obere Lamaschaft nach der Wohnung, wo das Wunder stattgefunden hat, begibt und dem Kinde verschiedene vom vorherigen Dhurma-Kadscha gebrauchte Gegenstände nebst andern ähnlichen vorlegt. Nachdem das Kind dann natürlicherweise die echten Sachen, die ihm in seinem vorhergehenden Zustande gehört haben, ergriffen hat, wird es von den Priestern für ihren frühern geistlichen Herrn erklärt, mit großem Pomp nach Punacha, der Hauptstadt, getragen und als Dhurma-Kadscha feierlichst eingezogt. Während der Zwischenzeit vom Tode bis zur Wiedergeburt des Dhurma-Kadscha, sowie während seiner Minderjährigkeit wird er durch den Lam-Thepu, einen der obersten Lamas, vertreten. Stets aber bleibt der Dhurma-Kadscha gewissermaßen in der Kindheit, eine bloße Staatspuppe, seine Macht ist eine bloß nominelle. Der Deb-Kadscha, das weltliche Oberhaupt, unterscheidet sich nun aber darin sehr wesentlich von dem Taikun von Japan, daß seine Macht gleichfalls eine bloß nominelle ist. Der Deb-Kadscha soll eigentlich von dem Staatsrath gewählt werden. Dieser bildet, als Lentschen, das regelmäßige Ministerium des Dhurma- und Deb-Kadscha und besteht aus folgenden Mitgliedern: dem Lama-Simpen oder ersten Minister des Dhurma-Kadscha, dem Donnai-Simpen oder Premierminister, den Dschungpens oder Gouverneuren der Festungen Punacha, Lassischudschung und Angdu-Förung, dem Deb-Simpen oder Secretär des Deb-Kadscha und dem Dschum-Kalling oder Oberrichter; der volle Staatsrath, Amrah-Tschenrah genannt, besteht neben den vorigen Mitgliedern aus den Penloh oder Statthaltern von Paro oder Westbotan, Tongso oder Ostbotan und Daka oder Mittelbotan. Das wirkliche Verhältniß ist nun aber seit längerer Zeit gewesen, daß die Penloh von Paro und von Tongje, anstatt vom Deb ernannt zu werden, den Deb ernennen. Diese beiden Penloh, der von Paro und der Tongso, besitzen alle wirkliche Gewalt im Lande; der von Daka, der nur über einen kleinen Gebirgsbezirk im Süden von Paro befiehlt, hat keine Bedeutung. Indem die beiden Penloh aber fast immerwährend im Kriege miteinander sind, setzt der Siegende einen Deb von seiner Partei ein, wie er auch alle übrigen Stellen mit seinen Parteigängern besetzt, bis dann bald darauf der andere Penloh siegt und ein Gleiches thut. Es gibt daher immer drei oder vier Erben in Botan, und der fungierende Deb-Kadscha ist stets eine bloße Staatspuppe in den Händen des gewalthabenden Penloh. Innerhalb seiner Provinz hat der Penloh das Recht über Leben und Tod, bezieht sämtliche Revenuen und ist überhaupt thatsächlich ganz unabhängig. Die Penloh selbst sind gewöhnlich Leute, welche sich vom untersten Stande, meistens durch allerlei Künste emporarbeiten, bis sie endlich eine Stellung erlangen, wo sie durch eine Rebellion oder auch durch Mord den regierenden Penloh beseitigen und sich an seine Stelle setzen. Uebrigens ist gewöhnlich auch der Penloh nur unbedingt Herr in seiner nächsten Umgebung; in der Entfernung ist jeder Dschungpen oder sonstige Häuptling Herr auf seiner Burg und gehorcht nicht weiter als er es für gut befindet.

Die militärischen Kräfte Botans sind von den Engländern vor dem letzten Kriege sehr unterschätzt worden. Eine eigentliche Armee gab es zwar nicht außer den Besatzungen der

Forts, welche je aus einigen hundert Mann bestanden. Die Waffen sind Musketen, Dschingale (chinesische Flinten), Bogen und Pfeile, schwere gerade Schwerter, lange Messer. Auch sind Katapulte im Gebrauch, welche Steine von beträchtlicher Größe schleudern. Einige Krieger tragen Kettenharnische, andere schwere eiserne Helme von halbrunder Form, welche innen mit dicker Watte gefüttert sind; auch ist zum Schutze gegen Säbelhiebe hinten am Helme ein langes Stück Watte befestigt. Viele führen einen runden Schild von dickem Büffelsfell, welcher gut gefirnißt und mit Messingbuckeln und Messingrand besetzt ist. Was in der Bewaffnung mangelhaft ist, ersetzen die Botanesen durch ihre erstaunliche Fertigkeit im Zielen wie durch Kaltblütigkeit und Ausdauer im Kampfe. Als englische Sepahi würden sie jedenfalls sehr vortreffliche Scharfschützen abgeben. Die botanesischen Schwerter sind von vortrefflicher Arbeit. Sie sind etwas über 2 Fuß lang, sehr schwer und ganz gerade, die Klinge ist beinahe 2 Zoll breit. Der Griff ist mit einer glänzend grünen Haut, wahrscheinlich von der tibetischen Eidechse, belegt und zierlich geschmückt; das Stichblatt fehlt; die Scheide ist von Leder mit messingener Spitze und ebenfalls gut gemacht. Im Felde trägt jeder Krieger eine runde Pulverflasche nebst 150 Kugeln, 3 Eier (6 Pfd.) Reis und gedörrtes Fleisch und 10—20 große Steine. Eine besondere Abtheilung, die Auba oder Träger, muß die Todten und Verwundeten aus dem Feuer tragen, eine andere, die Lopa oder Kuli, trägt den Proviant in Säcken auf dem Rücken. Sowol die Auba als die Lopa müssen Schanzen bauen und dazu Bauholz herbeischaffen. Das Corps der Musikanten bläst Hörner und pflanzt Standarten auf. Eine besonders beliebte Operation ist, sich auf einem scharfen Felsrücken, welcher die feindliche Stellung beherrscht, bei Nacht festzusetzen, hier eine Barrikade aus Baumstämmen, Steinblöcken und Flechtwerk, gegen 12 Fuß im Quadrat und 6 Fuß hoch, zu erbauen, dann eine zweite solche Barrikade auf einem benachbarten Felsrücken zu errichten, damit fortzufahren, bis der Feind umzingelt ist, und ihn dann überall, wo er durchbrechen will, zurückzuwerfen. Die rauhe, felsige Beschaffenheit des Terrains begünstigt überall ein solches Manöver.

Das Fort Punacha, das Residenzschloß des Thurma- und des Deb-Nadscha, liegt auf einer Landspitze am Zusammenflusse des Patschu und Matschu, 100 Meilen oberhalb des Eintritts des Patschu-Matschu in das Tiefland von Assam. Es ist in der Form eines Vierecks, 600 Fuß lang und 240 Fuß breit, erbaut. Das Viereck umschließt einen Hof, in dessen Mitte ein 6 Stock hoher Thurm steht. Es ist ein großes, aber einförmiges, in den letzten Jahren auch schon baufälliges Gebäude. Seine königliche Bedeutung wird durch sein Kupferdach bezeichnet. In dem mittlern Thurm wohnt der Thurma-Nadscha; die Südseite des äußern Gebäudes ist ein Kloster, welches 300 Lamas beherbergt; die Westseite, welche höher ist als die andern drei Seiten, ist die Residenz des Deb-Nadscha; in der Nord- und Ostseite wohnen der Gouverneur des Schlosses und die Staatsrathsmitglieder. Zwei verdeckte Brückengänge über den Patschu und den Matschu mit großen Thoren bilden die Eingänge. Sonst liegen beim Schlosse von Punacha kaum noch 15 Häuser. Der Hof residirt zu Punacha von November bis Ende April, die Sommerresidenz ist das hochgelegene Triassichudschung, 16 Meilen westlich. Fort Paro, die Residenz des Penlo von Westbotan, ist ein stattliches Schloß, welches Punacha noch übertrifft. Es ist nach demselben Plane wie Punacha gebaut: ein äußeres vierseitiges Gebäude umgibt einen Hof, in dessen Mitte sich ein Thurm erhebt. Der Thurm ist sieben Stockwerke hoch und hat eine hohe kupfergedeckte Kuppel. Indem das Schloß auf einem nach Westen abfallenden Felsen erbaut ist, hat das Außengebäude an der Ostseite drei, an der Westseite fünf Stockwerke. Die zwei untern Stockwerke werden als Speicher benutzt und sind nur durch Schießscharten erhellt; die drei obern Stockwerke bilden den bewohnten Theil und haben große Fenster, welche meistens in zierliche Verandas hinausgehen.

Die äußere Fassade ist sauber getüncht und ornamentirt und mit mehreren zierlich angeführten Inschriften auf Stein und Eisen versehen, von denen einige vergolbet sind. Auf der Ostseite führt eine Brücke über den Schloßgraben nach dem hohen Thore, welches mit Eisenplatten belegt und mit schweren Bolzen besetzt ist. Im Thorwege liegen in großen Käfigen vier riesig große tibetische Bullenbeißer. Am Eingange des Hofes steht ein 10 Fuß hoher Gebetszylinder, welcher durch eine Kurbel gedreht wird, mit der üblichen Einrichtung, daß bei jeder Umdrehung eine Glocke schlägt. Der Staatsaal ist, obwohl etwas niedrig, sehr geräumig und wirklich imposant. Er ist reich in tibetisch-chinesischem Stile decorirt, blau, orange und gold gemalt, wobei der chinesische Drache wiederholt angebracht ist. Das Dach wird von einer Reihe von Bogen mit geschmigten Sculpturen getragen, und ringsum an den Wänden und Bogen sind, aufs geschmackvollste arrangirt, Bogen, Köcher, blankte Eisenhelme, Schwerter, Flinten, Harnische, chinesische Laternen und von dem Dalai-Lama von Tibet eingeseignete Fahnen und Scherpen angebracht. Die Schloßmauer ist sehr dick und von rohen Steinen erbaut. Die Garnison besteht in Friedenszeiten nominell aus 400, effectiv jedoch nur aus 250 Mann. Im Schlosse befindet sich ein Kloster, welches 70 Lamas enthält. In der Umgebung gibt es noch sechs kleine Forts, welche als Außenwerke dienen sollen. Das in der Nähe gelegene Dorf Paro ist, wie alle Dorfschaften in Botan, nur sehr klein; es enthält jedoch gegen 30 gute dreistöckige Häuser und einen großen Marktplatz mit schönem Steinpflaster, wo sich des Abends an 300 Leute versammeln. Ein zierliches Häuschen in der Mitte des Platzes ist die Polizeistation. In der Nähe des Marktes, auf der Landstraße nach Phagri, der großen Handelsstadt in Tibet, steht ein merkwürdiges altes Thor, dessen Wände mit chinesischen Fresken bemalt sind. Auf dem hohen Berge im Osten von Paro befindet sich das berühmte Kloster Dongahlah, welches eine Anzahl von vortrefflichen Frescogemälden tibetischer Künstler enthält. Im Westen von Paro liegt das kleinere, aber sehr verehrte Kloster Goricha, auf einem ausgedehnten, ebenen, grasreichen Plateau von 9000 Fuß Höhe mit entzückender Aussicht nach Tibet, den Riesengegeln Tschumalachi im Hintergrunde. Auf einem andern Berge im Nordwesten von Paro ist das bei allen Buddhisten als Wallfahrtsort berühmte Kloster Tuschung (des Tigers Höhle), welches in den Felsen, am Rande eines jähen, furchtbar tiefen Abgrundes, eingebaut ist. An der Straße nach Tibet, 7 Meilen von Paro, liegt das Fort Datsja-Dschung, zur Vertheidigung gegen Tibet bestimmt. Zur Zeit der großen Jahresfeste versammelt sich in Paro eine große Menge Menschen; es finden alsdann allerlei Festlichkeiten, wie Pferderennen und dergleichen statt, bei welchen die Botanesen eine oft erstaunliche Gewandtheit zeigen.

Tongso, der Hauptort von Ostbotan, liegt ganz im Nordwesten desselben, 6250 Fuß hoch, an einem kleinen Nebenflusse des Matiesam und ist eine unbedeutende Dorfschaft an einem engen Thale. Das Schloß des Penloh liegt 5000 Fuß hoch an der Mündung jenes Flüsschens in den Matiesam. Es ist ein großes, weitläufiges, imponirendes Gebäude. Die Umgegend bietet wenig Interesse; die Vegetation besteht nur aus Sträuchern und Gräsern, die Wälder erreicht man nur 1500 Fuß höher. Gerste und Reis, letzterer bis 6800 Fuß Höhe, werden am meisten gebaut. In den Gärten werden Mandeln, Birnen und anderes Obst gezogen.

An den Pässen oder Quar, welche im Süden von Botan aus dem Tieflande in das Hochland hinaufführen und als die Ausgangspunkte der nach Tibet gehenden Straßen von so besonderer Wichtigkeit sind, hatten die Botanesen in einer Höhe von 2—3000 Fuß eine Reihe von Forts oder besetzten Posten, wo die Dschungpen standen, welche den Befehl in diesen Pässen und den dazugehörigen Bezirken im botanischen Tieflande hatten. Diese Posten waren, von Westen nach Osten gezählt, Dhalimkote, Tschamurtschi und Bura in Westbotan, Bischenfing in Centralbotan und Darungah oder Dewangiri in Ostbotan. Dhalimkote, am

Uferlande des Tiefstahls, an der Südwestspitze des Hochlandes von Botan gelegen, hatte vor dem Kriege bei den Engländern die meiste Aufmerksamkeit erregt. Der Name Dhalimfote, unter welchem das Fort bei den Engländern bekannt ist, ist, wie bei vielen andern botanesischen Benennungen, nicht eigentlich botanesisch, sondern hindostanischer Form; Kote ist im Hindostanischen Fort, der botanesische Name ist Dalling. Die Bedeutung von Dhalimfote war von den Engländern sehr überschätzt worden: die Lage auf dem Gipfel einer bastionartig vorstehenden Anhöhe war allerdings stark, das Fort selbst aber keineswegs. Eine nicht sehr dicke Mauer von Steinen mit Lehm oder Kalk umschloß eine Fläche von 76000 Quadratfuß, in welcher sich das Haus des Dschungpen, ein Kloster, die Kaserne der kleinen Besatzung nebst Ställen und Speichern befanden. Es wurde im Jahre 1772 vom Hauptmann Jones und wenig Mann mit der größten Leichtigkeit genommen. Dhalimfote ist aber überhaupt gar kein eigentliches Duarfort, indem keine Heerstraße von dort aus durch Botan führt, das Hinterland vielmehr dort zu dem rauhesten Theile des Gebirges gehört. Fast dasselbe gilt von Tschamurtschie (Chamoorchee) 30 Meilen östlich von Dhalimfote, einem Dorfe mit einem Kloster, wo sich eine große Anzahl von heiligen Büchern und Manuscripten befindet; der dortige militärische Posten war bloß eine Barrikade. Dagegen ist Buza oder Pusaha, 33 Meilen östlich von Tschamurtschie, an der Tschintschustraße nach Paro, Tassischubschung und Bhagri, ein wirkliches Duar, ein Haupteingang des Landes. Der Posten wurde nur durch ein schwaches, kleines Fort auf einem niedrigen Berge vertheidigt. Die Heerstraße von Buza, welche Botan im Thale des Tschintschu durchläuft, geht von Kungamutti an der Südostspitze von Kutschbehar, etwas unterhalb der Stadt Goalpara am Bramaputra, aus, läuft nordwestlich durch Kutschbehar, dann nordwärts durch das bisher botanesische Tiefland (Bengalduarebene) über Tschitschakotta und Santrabarie nach Buza. In Botan wurde sie von den Botanesen in ziemlich gutem Zustande erhalten und ist überall für Saumthiere ohne Schwierigkeit gangbar. Die Entfernung von Buza nach Paro beträgt 50 Meilen, die von Paro nach Bhagri in Tibet 30 Meilen. Letztere Strecke wird selbst von beladenen Kulis in zwei Tagen, von Saumthieren also wol in Einem Tage zurückgelegt. Die zweite Hauptstraße von Westbotan ist die Tschantschustraße nach Punaha in dem Scheidungsthale zwischen Ost- und Westbotan; dieselbe läuft von Goalpara in Assam über Sidlie im Tieflande nordwestlich nach dem Duar Bischenfing, 42 Meilen östlich von Buza, von dort längs des Tschantschu nordwärts nach Punaha, von wo man nach dem Thale des Painomtschu und den wichtigen Städten Dschansu, Schigaze u. s. w. in Tibet gelangt. Die Heerstraße von Ostbotan tritt in das Hochland im Duar-Darungah beim Fort Dewangiri, 25 Meilen östlich vom Austritte des Monas, des Hauptflusses von Ostbotan, aus dem Hochlande. Die Dorfschaft Dewangiri liegt 2100 Fuß hoch auf einem Berge an der Südkante des Hochlandes, ist ziemlich ausgedehnt und enthält mehrere Steinhäuser, unter welchen das des Dschungpen viel Ähnlichkeit mit einem schweizer Landhause hat, sowie drei große, weithin sichtbare Tempel, welche mit Bannern und Inschriften, auf Schiefertafeln trefflich eingeschnitten, geschmückt sind. Die Einwohner haben einen beträchtlichen Viehstand von Rindern und Schweinen, Pferden und Mauleseln. Dewangiri liegt am Südrande der breiten Senkung in Ostbotan, welche dort der großen Heerstraße in gerader nördlicher Richtung eine ebene Bahn zieht. Diese wichtige Straße läuft ununterbrochen gerade nördlich 260 Meilen weit von der Stadt Gowhatty am Brahmaputra in Assam nach Lahsa, der kloster- und tempelreichen Hauptstadt von Tibet, nämlich: von Gowhatty durch die Tiefebene nach Dewangiri 55 Meilen, von da nach Tasgong (Benkar) am Monas, einem bedeutenden Marktplatze im innern Ostbotan, 40 Meilen, von da längs des Numbschung oder nördlichen Monas zur Nordgrenze von Botan 40 Meilen, von da

durch den Süden von Tibet nach Subungna am Brahmaputra in Tibet 95 Meilen, von da nach Lahja 30 Meilen.

Eine Strecke Tiefland, die sich längs des ganzen Fußes des Hochlandes von Botan in einer Breite von 10—30 Meilen bis zur frühern britischen Grenze hinzieht, wird von den Engländern gewöhnlich die Duar genannt, indem man diesen eigentlich die in Botan hinaufführenden Pässe bezeichnenden Ausdruck missverständlich auf die unterhalb derselben liegenden Theile des Tieflandes übertrug, die, wie man wenigstens annahm, von ihnen beherrscht werden. Der eigentliche Name dieses Tieflandes ist das Terai. Dasselbe bildet eine durchaus ununterbrochene Fläche, von nicht 150 Fuß absoluter Höhe, die sich vom Hochlande von Botan wie ein unermesslicher Landsee ausnimmt. Es gehört dazu natürlicherweise eigentlich das ganze Thal des Brahmaputra im Süden von Botan bis Hochassam. Das Dschungel, von dem das Terai größtentheils bedeckt ist, besteht aus verkrüppelten Bäumen von ungefähr 20 Fuß Höhe, Hochgras und Gestrüpp; die überaus starke Malaria, die der Boden hier aushaucht, ist nicht nur Europäern, sondern auch Hindus und Botanesen äußerst gefährlich. Der südliche Theil der sogenannten Duarebene ist eine unabsehbare Grasfläche, meistens ohne Holzwuchs, ein prachtvolles Weideland von der üppigsten Fruchtbarkeit, jedoch nicht minder mit Malaria geschwängert. Das Land ist von den obenerwähnten Flüssen Botans und vielen andern kleinen von Botan kommenden, die, sämmtlich in viele Arme getheilt, dem Brahmaputra zufließen, durchschnitten, und da überall wenige Fuß von der Oberfläche Wasser liegt, so bildet der ganze angeschwemmte Grund gewissermaßen ein weites Flussbett. An einigen Stellen finden sich ausgedehnte Waldungen von herrlichem Saul, Teak und Eichen; meistens sind die Bäume jedoch verkrüppelt wegen der Dichtigkeit des Gestrüpps und der Schlingpflanzen. An vielen Stellen steht das Dschungelgras so hoch, daß die Elefantenzüge der englischen Armee darin verborgen wurden. Die Waldungen und das Dickicht enthalten in großer Menge Elefanten, Büffel, Rehe, Rhinoceros, Tiger und Schlangen, namentlich tiefe Boa-Constrictor. Die Duarebene wird in die Bengal-Duar, von der Tiefsta bis zum Monas und nördlich von Kutschbehar, und die Assam-Duar, östlich vom Monas, nördlich von Ramrup, eingetheilt. Die Bewohner beider Duar sind ausschließlich die Metschi, ein eigenthümlicher, ursprünglich malaiischer, mit den Bengalesen jedoch stark vermischter Stamm, welcher in diesem Landstriche, wo sowol Bengalesen wie Botanesen erkranken und sterben, vortrefflicher Gesundheit genießt, wogegen er im Hochlande bössartigen Fiebern erliegt. Die Metschi sind gute Ackerbauer und erzielen auf ihren üppigen Fluren reichliche Ernten, namentlich von Reis, Taback und Baumwolle. Die Baumwolle ist von guter Qualität, obwol bisher nur wenig Sorgfalt auf ihre Cultur verwandt worden ist. Die unabsehblichen Reisfelder bei den Dorfschaften nehmen sich prächtig aus, während in den Gärten um die Hütten alle Obstbäume Hindostans reichlich tragen. Auch besitzen die Metschi auf ihren weiten köstlichen Weiden zahlreiches Rind, das jedoch von der kleinen bengalischen, nicht von der stattlichen botanesischen Rasse ist. Die Metschi befinden sich überhaupt, namentlich in den Assam-Duar, in einem wohlhabenden Zustande. Ihre Hütten sind zum Schutz gegen die Tiger von Gräben und starken Hecken umzogen, weil sie jedoch jungfräulichen Boden in unbegrenzter Ausdehnung zur Verfügung haben, bleiben sie selten lange an derselben Stelle; sie sind nomadische Ackerbauer. Bis sie eine neue Niederlassung gegründet haben, wohnen sie, um aus dem Bereiche der Tiger zu sein, in Mattenhütten auf den Bäumen. Die Sprache der Metschi ist eine eigenthümliche, jedoch stark vermischte mit Worten, die aus dem Bengalischen abstammen. Ihre religiösen Uebungen beschränken sich auf gelegentliche der Lehmsfigur des Gottes Kalie dargebrachte Opfer. Sie haben weder Tempel, noch Priester, noch Kastensunterschied; und essen alle Arten Fleisch außer dem des Elefanten, vor welchem sie eine große Ver-

ehrung hegen. Die Besorgung des Hauswesens wird den Weibern überlassen, welche auch beim Landbau behülflich sind und in den Märkten, die zu bestimmten Zeiten bei den Dörfern gehalten werden, die Producte desselben verkaufen.

2) Botan in seinen Beziehungen zu Indien.

Es war im Jahre 1772, daß die Ostindische Compagnie zuerst mit Botan in Berührung kam. In diesem Jahre machten nämlich die Botanesen einen Einfall in Kutschbehar, ein im Süden der Bengal-Duar zwischen Tiesta und Brahmaputra gelegenes Land, das bereits seit längerer Zeit unter britischem Schutze stand, und führte den Radscha und seinen Bruder gefangen fort. Die indische Regierung sandte vier Compagnien Sepoys mit zwei Kanonen unter dem Befehle des Hauptmanns Jones nach Kutschbehar, welche die Botanesen nicht nur sofort über die Grenze dieses Landes zurücktrieben, sondern sie auch durch die Duar verfolgten, ins Gebirge eindringen und hier die Forts Puscha am Burapaß und Dhalimkote, sowie nach entschlossenem Widerstande der Botanesen die befestigte Dorfschaft Tschitschakotta im Süden der Bura-Duarebene (im Tieflande an der Nordostgrenze von Kutschbehar) einnahmen. Die Botanesen verlangten jetzt Hülfe von Tibet, worauf Warren Hastings, der Generalgouverneur von Indien, einen Brief erhielt vom Tieschu-Lama, dem höchsten buddhistischen Beamten nach dem Dalai-Lama, welcher damals während der Minderjährigkeit des Dalai-Lama Regent von Tibet war. Der Tieschu-Lama verwandte sich in dieser Zuschrift, welche von interessanten Geschenken begleitet war, in sehr freundschaftlichem Tone für die Botanesen, stellte vor, daß die Botanesen als ein barbarisches, unwissendes Volk allerdings Strafe, jedoch auch Nachsicht verdienten, gelobte im Namen des Deb-Radscha ein friedliches Verhalten für die Zukunft, deutete an, daß die Fortsetzung des Kriegs gegen Botan, weil es unter tibetischem Schutze stehe, den Dalai-Lama feindselig gegen die Engländer stimmen müsse, und bat demnach, die Feindseligkeiten gegen den Deb-Radscha abzustellen. Der Brief wurde am 29. März 1774 im Indischen Rathe verlesen und machte einen sehr vortheilhaften Eindruck. Der weitblickende Warren Hastings, der schon damals die hohe Wichtigkeit der Handelsverbindung mit Tibet erkannte und die Anknüpfung eines nähern Verkehrs mit dem interessanten Regenten von Tibet für ein sehr geeignetes Mittel zur Erreichung dieses Zwecks hielt, beschloß die günstige Gelegenheit wahrzunehmen, um eine Mission an den Hof des Tieschu-Lama zu entsenden. Er beanstandete daher auch nicht, seiner Bitte zu willfahren; es wurden Unterhandlungen mit Botan eröffnet, und am 25. April 1774 wurde ein Vertrag zwischen der Ostindischen Compagnie und dem Deb-Radscha abgeschlossen, in welchem die Compagnie denselben wieder in Besitz der ihm abgenommenen Ländereien setzte, wogegen dieser Dudschind-Narrän, Radscha von Kutschbehar, und dessen Bruder wieder freigab und für die Zukunft friedliches Verhalten versprach.

Georg Bogle, der Gesandte nach Tibet, verließ am 6. Mai 1774 Kalkutta mit zahlreichem Gefolge und reichen Geschenken, bestehend in mathematischen Instrumenten, englischen und indischen Tuchen, Messerschmied- und sonstigen Metallwaaren und Feuerwaffen. Diesen Geschenken, welche als Proben der Artikel dienen sollten, mit welchen der britische Handel Tibet versehen könne, waren andere noch werthvollere für den Privatgebrauch des Tieschu-Lama beigelegt, wie Perlenchnüre, Korallen, Brocate, Shawls. Bogle begab sich durch Kutschbehar nach Botan, wo er längere Zeit in Tassischudschung, der Sommerresidenz, zurückgehalten wurde, um auf seine Pässe von Tibet zu warten, und traf hierauf über Bhagri, der tibetischen Grenzstadt, am 12. Oct. 1774 in Descherippä am obern Brahmaputra, wo der Hof des Tieschu-Lama damals residirte, ein. Bogle fand eine freundliche Aufnahme beim Tieschu-Lama, welcher sich bereit erklärte, einen freien Verkehr zwischen Tibet und Indien zu eröffnen, und verblieb bis April 1775 in Tibet, worauf

er zurückkehrte; allein seine Gesandtschaft blieb dennoch ohne bestimmten Erfolg, wahrscheinlich infolge chinesischen Einflusses, welcher damals unter dem energischen Kaiser Kienlung sehr stark war, indem zwei in Lahsa residirende Mandarinen den Staaterrat von Tibet völlig controlirten. Die angeknüpften Verhandlungen erlitten einen plötzlichen Abbruch durch den Tod sowol Bogle's wie des Tieschu-Lama. Letzterer starb im Jahre 1780 in Peking, wo er sich in Geschäften aufhielt.

Gelegentliche Freundschaftsbezeugungen dauerten jedoch zwischen Tibet und Indien fort und bei der Incarnation eines neuen Tieschu-Lama beschloß die indische Regierung wieder eine Gesandtschaft abzufertigen, welche dem Hauptmann Turner übergeben wurde. Die Gesandtschaft ging im Januar 1783 von Kalkutta ab, über Kutschbehar nach Tschutschacotta, dem botanesischen Grenzposten in der Duarebene, und durch das Dura-Duar nach Tassischudschung, das sie am 1. Juni erreichte. Hier wurde sie drei Monate zurückgehalten, um auf ihre Pässe von Tibet zu warten, welche hierauf unter der Bedingung erfolgten, daß von den beiden Turner beigegebenen Offizieren nur der eine, der Arzt, ihn begleiten dürfe, sodas der andere, ein Ingenieuroffizier, welcher Karten aufnehmen sollte, zurückkehren mußte. Die Gesandtschaft kam sodann wohlbehalten in Tieschu-Lumbu an. Der jetzige Tieschu-Lama erklärte ebenfalls seine Geneigtheit, den freien Handelsverkehr möglichst zu fördern; infolge des Widerstandes der chinesischen Mandarinen kam es jedoch auch diesmal nicht zum Abschluß eines Vertrags. Turner war zugleich mit diplomatischen Verhandlungen mit Botan hinsichtlich gewisser Grenzberichtigungen beauftragt, über deren genaue Beschaffenheit leider keine Berichte vorliegen. Es ist jedoch Thatsache, daß er an Botan den District Ambarie-Fallacottah, westlich von der Tiesta im Süden des Terai von Sikim, ein vorher zweifellos britisches Gebiet, abtrat. Dieser Bezirk war ein Besizthum des vielbegitterten Semindars (Gutbesizers) von Dylantpur, welcher sich auch wegen des ihm gleichfalls gehörigen Bezirks von Dschulpesch (Zulpesh) mit dem Deb-Radscha in Zwist befand. Dieser Bezirk, im Osten der Tiesta und im Norden von Kutschbehar, lag freilich ebenso unzweifelhaft innerhalb der botanesischen Grenze wie Ambarie-Fallacottah innerhalb der britischen. Der Dhurma- und der Deb-Radscha sandten nun im Jahre 1787 den Dschungpen von Tassischudschung als Gesandten nach Kalkutta, um hinsichtlich dieser Streitigkeiten zu unterhandeln, worauf die indische Regierung denn auch Dschulpesch an Botan übergab. Der Semindar von Dylantpur erhielt für die ihm so abgenommenen Ländereien eine pecuniäre Entschädigung. Man mag gestehen, daß die indische Regierung damals sehr weit ging, um die Freundschaft Botan's zu erkaufen.

Die Verbindung mit Tibet, welche die indische Regierung besonders ins Auge gefaßt und die sie wol auch zumeist zu ihrer großen Nachgiebigkeit Botan gegenüber veranlaßt hatte, sollte indessen gerade damals eine vollständige Unterbrechung erleiden. Der Radscha von Nepal hatte sich durch einen flüchtigen Lama aus Lahsa, welcher ihm die Schätze im Palast des Tieschu-Lama zu Tieschu-Lumbu beschrieben hatte, verleiten lassen, mit Tibet Krieg anzufangen, und war mit 18000 Mann in das Land gefallen. Kienlung, der Kaiser von China, sandte hierauf einen Gesandten nach Nepal, um Genugthuung, Schadloshaltung zum Betrage von 34,700000 Thlrn. für das geraubte Eigenthum, die Auslieferung des flüchtigen Priesters und die Befreiung eines gefangen genommenen tibetischen Beziers zu verlangen. Als diese Forderungen verworfen wurden, sandte Kienlung eine Armee von 70000 Mann nach Nepal, welche in zwei Abtheilungen in das Land eindrang, die Gurcha (Nepalesen) wiederholt schlug und bis auf 20 Meilen von Chotamandu, der Hauptstadt, vorrückte. Der Radscha von Nepal wandte sich hierauf an Lord Cornwallis, den Generalgouverneur von Indien, um Hülfe; zugleich wurde aber dieser vom Dalai-Lama ersucht, keine Hülfe zu gewähren, da der Radscha durch seinen Anger

zu dem er gar keine Veranlassung gehabt, die ihm vom Kaiser von China angeordnete Strafe verdient habe. Lord Cornwallis leistete auch keinen materiellen Beistand, erbot sich jedoch zur Vermittelung, womit er aber zu spät kam, indem die Nepalesen sich inzwischen dem chinesischen Befehlshaber unterworfen hatten. Das Ergebniß aber war, daß der Kaiser von China die Regierung des von ihm beschützten Tibet jetzt unmittelbar in die Hand nahm, worauf er dann eine Kette von Militärposten längs der ganzen Südgrenze von Tibet zog und den Verkehr zwischen Tibet und Indien, um dessen Eröffnung die indische Regierung sich so sehr bemüht hatte, vollständig absperrte.

Mit dieser Absperrung Tibets hörte auch die Verbindung Indiens mit Botan, das ja für Indien eben nur die Bedeutung des Duar nach Tibet hat, auf. Es gerieth dort bald so ganz in Vergessenheit, daß man sogar fast alle Kunde davon verlor. Im Jahre 1815 wurde der Hindu Babu-Rischnant-Wose von Rangpur aus an den Deb-Radscha entsandt, um einige Grenzstreitigkeiten zu berichtigen, welcher über seine Reise von Goalpara am Brahmaputra in Westassam über Bidschnie, östlich vom Matiesam, und Sidlie, westlich davon im Tieflande, dann das Thal des Tschantschu hinauf nach Punaha einen interessanten Bericht veröffentlicht hat („Asiatic Researches“, Bd. 15). Jedoch erst die infolge des Krieges mit Barma stattfindende Besitznahme von Assam im Jahre 1828 brachte die Engländer wieder in nähere Verbindung mit Botan. Die Assamiten und Botanesen standen seit langer Zeit in feindseligen Verhältnissen zueinander, in welche die Engländer nun mit der Besitznahme des Landes eintraten. Durch fortgesetzte Uebergriffe gegen die schwachen Fürsten in Assam hatten die Botanesen sich in den factischen Besitz der Assam-Duarebene, jenes obenbeschriebenen Striches von Tiefland am Fuße des Hochlandes östlich vom Monas und nördlich vom assamitischen Bezirke Ramrup, gesetzt, hatten jedoch dafür einen jährlichen Tribut, bestehend in Palschwänzen, Moschus, Goldstaub, Pferden, Wolltüchern und Messern, zum Betrage von 4785 Rupien zu entrichten. Die Engländer ließen nun nach ihrer Besitznahme von Assam die bisherigen Einrichtungen mit Botan fortbestehen. Dieselben waren aber so complicirter Art, daß sie fast nothwendig zu Zerwürfnissen führen mußten, vielleicht von den schlaun Botanesen absichtlich so geordnet, um den schwachen Assamiten gegenüber Gelegenheit zu weitem Uebergriffen zu bieten. Nachdem die Engländer indeß an die Stelle der Assamiten getreten waren, drehte sich das Verhältniß um.

Zuvörderst entsprangen Zerwürfnisse aus dem Tribut, welcher, weil in natura entrichtet, von den Engländern in Auction verkauft wurde, aber niemals die festgesetzte Summe ergab. Die Zahlung der Rückstände, die sich fortwährend steigerten, wurde verlangt, aber verweigert, weil die Botanesen, vielleicht nicht ohne Grund, behaupteten, die Gegenstände seien zu unnöthig niedrigen Preisen verkauft worden. Schlimmer aber waren die fortwährenden räuberischen Einfälle, welche die Botanesen innerhalb der britischen Grenzen, schon aus alter Gewohnheit, ausführten. Es fand in der That von Anfang an, d. h. seit der Einverleibung von Assam, ein fortwährender kleiner Krieg zwischen den Botanesen und Engländern statt. Wir führen einige von den hauptsächlichsten Uebergriffen Botans an. Der Dumpa-Radscha, welcher den Befehl über das Burie-Gumah-Duar, das östlichste der Assam-Duar, hatte, drang am 22. Oct. 1828 in den an den Duar angrenzenden britischen Bezirk Tschatschgarie ein und führte nicht nur mehrere Einwohner des Duar, welche flüchtig geworden waren, sondern auch den Besitzer des Hauses, der ihnen Obdach gewährt hatte, fort. Der Thannan-Mohurric (Superintendent der hindostanischen Polizei) schrieb an den Dumpa-Radscha, um die Befreiung des Hausherrn zu fordern, und begab sich zu gleicher Zeit nach Batta-Rutschie, einem Grenzposten, wo eine Abtheilung von acht Sepoys stationirt war, um die Sache zu untersuchen. Der

Dumpa-Radscha kam mit Mannschaft, griff den Posten an und tödtete mehrere Sepoys, worauf er mehrere Frauen und sonstige Eingeborene wegführte. Der Agent des Generalgouverneurs in Assam schrieb an den Deb-Radscha und verlangte die Befreiung der Gefangenen und die Auslieferung des Dumpa-Radscha, ohne eine Antwort zu erhalten, worauf der Dschemadar (einheimischer Lieutenant) mit einer Abtheilung Sebundies (einheimischer Miliz) die Befreiung der Gefangenen bewirkte, indem er die Stelle, wo sie gefangen gehalten wurden, auffindig machte und dann plötzlich überfiel. Die indische Regierung hielt jetzt das Burie-Gumah-Duar drei Jahre besetzt, ohne von Botan zur Zurückstellung desselben aufgefordert zu werden. Im Jahre 1831 schrieb dann der Deb-Radscha an die indische Regierung zu diesem Behufe, indem er angab, daß der Dumpa-Radscha, welcher allein für das, was vorgefallen, verantwortlich gewesen wäre, gestorben sei. Die indische Regierung erwiderte, wenn der Nachweis über diesen Tod geliefert und die Strafe von 2000 Rupien zur Entschädigung für die Familien der bei dem Angriff der Botanesen von Batta-Radscha getödteten Sepoys entrichtet werde, so werde Botan das Duar zurückbekommen. Erst im Jahre 1834 wurde jedoch diesen Bedingungen genügt, worauf das Duar sogleich zurückgestellt wurde.

Gleich im Jahre 1835 fanden aber vom Bidshnie- und vom Bansa-Duar an zahlreiche Raubeinsälle ins britische Gebiet statt, und es wurden 22 Personen fortgeschleppt, auch wurde der Tribut für diese beiden Duar nicht entrichtet. Eine Abtheilung der assamitischen leichten Infanterie ging daher über die Grenze nach dem verschanzten Platze, wo die Gefangenen sich befanden. Salim-Sing, der Befehlshaber der Assamiten, verlangte hier die Auslieferung der Gefangenen und erstürmte den Platz, als dieselbe verweigert wurde, wobei es ihm gelang, neun von den Gefangenen zu befreien und den Duba-Radscha, einen höhern botanesischen Beamten, gefangen zu nehmen. Die Botanesen lieferten nun noch vier andere Gefangene aus und gaben zufrieden stellenden Bericht über die übrigen, worauf denn der Duba-Radscha auch wieder freigegeben wurde. Hinsichtlich der Raubereien wurde nachgewiesen, daß mehrere der botanesischen Grenzoftiziere daran unmittelbar theilhaftig seien. Deswegen und wegen des rückständigen Tributs schrieb man an den Deb-Radscha und drohte mit der sofortigen Besetzung der Bidshnie- und der Bansa-Duar. Hierauf erfolgte vom Deb-Radscha keine Antwort, was man denn englischerseits so auslegte, daß der Brief durch die Grenzoftiziere unterschlagen worden und dem Deb-Radscha gar nicht zugekommen sei, weshalb man es denn auch für geeignet hielt, die Drohung hinsichtlich der Besetzung der beiden Duar nicht auszuführen. Dagegen wurde zum Schutze der Grenze ein eigenes Corps, die Assam-Sebundies, errichtet, welches, da das Klima der Duar sich für die Hindu äußerst verderblich erwiesen hatte, ausschließlich aus Eingeborenen der Assam-Tiefebene zusammengesetzt wurde.

Bereits im November 1835 fand abermals ein Raubeinsall in den Durrung-Bezirk im Osten vom Kamrup, vom Kaling-Duar aus, statt; als jedoch der Magistrat von Durrung, Hauptmann Mathie, mit einer Abtheilung des Assam-Sebundie-Corps in Kaling einrückte, wurden 13 von den bei dem Raubzuge theilhaftigen Leuten von den Botanesen ausgeliefert. Im Januar 1836 wurde dann wieder eine beträchtliche Rauberei, bei welcher mehrere Assamiten getödtet wurden, im Norden von Kamrup von Botanesen an dem Bansa-Duar verübt. Man verfolgte die Spur der Räuber nach der Wohnung des Grenzoftiziers von Bansa. Die Auslieferung der Räuber und des geraubten Eigenthums wurde verlangt und verweigert. Als nun der Hauptmann Vogle, der britische Magistrat, mit einer Abtheilung der Sebundies in Bansa einrückte, floh Dara-Lohdar, jener Grenzoftizier, nach Dewangiri, und man fand einen Theil des geraubten Eigenthums in seiner Wohnung. Hauptmann Vogle verlangte Genugthuung vom Dschungpen von Dewangiri und vom Penloh von Tongso und machte bekannt, daß das Bansa und die

dahin führenden Pässe besetzt bleiben würden. Der Dschungpen von Dewangiri kam nach dem Bansa, angeblich um zu unterhandeln, jedoch begleitet von einer starken Schar Bewaffneter. Hauptmann Vogle aber weigerte sich, ihn zu empfangen, bis die Räuber ausgeliefert worden seien, worauf denn auch 19 derselben ausgeliefert wurden. Er erschien nun vor Hauptmann Vogle, begleitet von Bura-Talukdar, dem eigentlichen Anstifter der Räubereien. Hauptmann Vogle verlangte die Auslieferung desselben sowie der übrigen Räuber, die der Dschungpen aber verweigerte. Derselbe zog sich nun anscheinend nach Dewangiri zurück, erbaute jedoch in Wirklichkeit Barrikaden, offenbar um sich der Einverleibung von Bansa zu widersetzen. Als Hauptmann Vogle auf die erste Barrikade stieß und die Räumung derselben verlangte, zog sich der Dschungpen auf eine zweite zurück, wo die Aufforderung zur Räumung mit Hohnschrei und Gewehrfeuer beantwortet wurde. Die Sebundies griffen jetzt an, und die Botanesen flohen in Unordnung mit Hinterlassung einer Anzahl Todter und Verwundeter. Bura-Talukdar nebst sechs andern Räu-bern wurde nun ausgeliefert und darauf auch das Bansa wieder an Botan zurückgegeben. Auf solche Weise wiederholten sich fortwährend diese Händel. Man wird einräumen müssen, daß durch diesen kleinen, aber unaufhörlichen Krieg die Geduld der englischen Behörden sehr schwer auf die Probe gestellt wurde, und daß die Nachsicht, welche sie erwiesen, sehr weit ging.

In dem Bengal-Duar (Tiefland westlich vom Monas) hatten sich inzwischen die Katma (einheimische Häuptlinge) gegen die von den botanesischen Beamten geübte Unterdrückung und Gewaltthätigkeit empört und baten in einer an die indische Regierung gerichteten Supplik um Aufnahme unter britischen Schutz. Ungeachtet der ebenerwähnten Verhältnisse war man in Kalkutta nicht geneigt zur Gewährung solchen Schutzes und wies die Bittschrift ab. Der Katma-Hurgovind, Häuptling von Minagurie, im Osten der Tiefsta, widersetzte sich mit einer Schar von Hindus und Gurhas und mit in Hindostan gekauften Waffen erfolgreich den Botanesen und erbot sich, der indischen Regierung einen jährlichen Tribut von 50000 Rupien zu entrichten, falls man ihn in Schutz nehmen wolle; dies wurde jedoch ebenfalls abgelehnt, worauf Hurgovind sich schließlich den Botanesen wieder unterwarf.

Die Regierung der Compagnie hielt es vor allen Dingen für erforderlich, sich mit dem Dhurma- und mit dem Deb-Nadscha in unmittelbares Vernehmen zu setzen; diese würden, glaubte man, das Verfahren der Grenzbeamten nicht dulden, wenn es ihnen gehörig bekannt wäre; die ihnen seitens der Regierung brieflich gemachten Vorstellungen, glaubte man, seien von den Grenzbeamten unterschlagen worden. Es wurde also beschlossen, einen Gesandten nach Botan zu senden. Auf die desfalls dem Dhurma- und Deb-Nadscha gemachte Anzeige erwiderten diese aber, daß sie vorderhand keine Gesandtschaft wünschten. Der Generalgouverneur entgegnete, daß er bei seinem Entschlusse hinsichtlich der Gesandtschaft bleibe, welche gleich nach dem Ende der Regenzeit abgehen werde. Der Gesandte, Hauptmann Pemberton, begleitet von Führich Blake, als Befehlshaber der Escorte, und Dr. Griffiths, als Naturalist und Arzt, und mit einer Escorte von 27 Mann vom Assam-Sebundy-Corps, begab sich zu Wasser nach Gowhaty am Brahmaputra in Assam, wo er am 8. Dec. 1837 ankam. Man wollte nämlich vermeiden, den gewöhnlichen und kürzesten, von den frühern Gesandtschaften eingeschlagenen Weg durch das Bura-Duar nach Punaha zu nehmen, um soviel wie möglich vom Lande zu erkunden, vermied deshalb auch den Deb-Nadscha hinsichtlich des einzuschlagenden Wegs zu befragen, weil dieser den durch das Bura angewiesen haben würde, und wählte vielmehr den durch das Dewangiri-Duar, das östlichste. Pemberton begnügte sich also, dem Deb-Nadscha die von ihm gewählte Route einfach zu notificiren, und ging am 21. Dec. bei Gowhaty über den Brahmaputra, durchzog sodann die üppigen Reisgefilde

und prächtigen Weiden von Kamrup, betrat bei Dumbuma am Navnubdi das botanesisch-
Tiefland und erreichte am 3. Jan. 1838 Dewangiri. Hier wurde Pemberton drei Wochen
zurückgehalten, indem man versuchte, ihn womöglich zu bewegen, nach der Ebene zurück-
zukehren und seinen Weg durch das Bura-Duar zu nehmen. Pemberton widerstand je-
doch diesem Drängen, sodaß man endlich am 3. Jan. 1838 ihm gestattete, seinen Weg
fortzusetzen. Inzwischen war eine Insurrection des Penloh von Dala (Mittelbotan) gegen
den Deb-Radscha ausgebrochen, und, da die directe Route nach Punacha durch den Bezirk
des Dschungpen von Dschondschar, des Bruders und Hauptgenossen des insurgirten Penloh,
ging, so war der Gesandte genöthigt, um das aufständische Land zu vermeiden, einen
weiten Umweg von 250 Meilen nach Punacha zu machen. Am 5. März kam die Ge-
sandtschaft in Tongso, der Residenz des Penloh von Ostbotan, an, wo sie fast drei Wochen
zurückgehalten wurde und vielfältigem Ungemach ausgesetzt war. Erst nach zehn Tagen
entschloß sich der Penloh, den Gesandten zu empfangen, was mit großem Pomp
geschah. Die Verhandlung beschäftigte sich hauptsächlich mit der Liste der Geschenke,
welche der Penloh der britischen Regierung empfahl, wenn sie sich die Ehre erweisen
wollte, sie ihm zu senden. Die Gesandtschaft verließ Tongso am 22. März und kam
am 1. April in Punacha an. Hier wurde die Gesandtschaft zuvörderst in Verwun-
derung gesetzt durch den Mangel an aller Vortehrung für ihren Empfang, obgleich die
Regierung doch so lange Anzeige von ihrer Herkunft erhalten hatte. Ein Stall, über
welchem schmale Gemächer zu Schlafstellen abgesperrt waren, und dessen Dach aus einer
einfachen Matte bestand, welche Ungeziefer aller Art beherbergte, wurde ihr zur Wohnung
angewiesen. Es gelang Pemberton jedoch, gegen gute Bezahlung zwei Häuser im Dorfe
zu miethen. Erst am 9. April gewährte der Deb-Radscha eine Zusammenkunft. Der
Empfang war ein festlicher. Als der Gesandte im Palaste angekommen war, hatte er
vor dem Staatssaale, vor welchem die botanesisch Garde in Scharlachtuchuniform auf-
gestellt war, die geraume Zeit zu warten, welche die Würde des Nachhabers erheischte.
Der Deb begrüßte den Gesandten freundlich und nahm das Beglaubigungsschreiben des
Generalgouverneurs stehend entgegen. Nach einiger Unterhaltung empfing der Deb seine
Geschenke, beschenkte die Gesandtschaft mit herrlichem Obst und entließ sie. Zwei Tage
darauf war Vorstellung beim Dhurma-Radscha, einem hübschen Knaben von zehn Jahren.
Derselbe saß in einem nur durch Lampen beleuchteten Gemache, neben ihm ein alter,
ehrwürdiger Priester als Vorredner, ringsumher knieten Priester, welche aus schön schwarz
eingebundenen Büchern mit goldenen Lettern Gebete murmelten. Als nun Pemberton
nach einigen Tagen seinen Vertragentwurf vorlegte, in welchem man Botan die günstigsten
Bedingungen gestellt und nur die Abstellung der Raubeinfälle verlangt hatte, wurde der-
selbe auch vom Dhurma- und Deb-Radscha sowie vom Staatsrath angenommen. Der
Deb erklärte wiederholt, daß gegen die Stipulation nichts einzuwenden sei, und ein Termin
zur Unterzeichnung wurde anberaumt. Als derselbe jedoch gekommen war, erklärte der
Deb, daß er nicht unterzeichnen könne, weil der Tongso-Penloh seine Zustimmung ver-
weigere. Der Gesandte mußte unberrichteter Dinge wieder abziehen. Pemberton ver-
ließ Punacha am 9. Mai, nahm seinen Weg durch das Bura-Duar, welches er am
18. Mai erreichte, und ging über Goalpara am Brahmputra nach Kalkutta zurück.

Die Grenzräubereien dauerten nach wie vor fort. Im Jahre 1839 wurden auf einem
Raubzuge 12 Personen vom britischen Gebiet fortgeschleppt, von welchen einer an seinen
Wunden starb, ein anderer wegen Fluchtversuchs getödtet und ein dritter wegen Arbeits-
verweigerung einen Abgrund hinuntergestürzt wurde. Die indische Regierung beschloß
nun, die Assam-Duar einzuverleiben, der Regierung von Botan jedoch zum Ersatz des
dadurch verursachten Verlustes an Einkünften jährlich die Summe von 10000 Ropias
zu zahlen; die indische Regierung wurde also gewissermaßen tributpflichtig an Botan.

Die Raubereien dauerten übrigens stets fort, zwar nicht an der frühern britischen Grenze, sondern an der neuen. Die Botanesen hatten es jetzt nur um so bequemer, als die britische Grenze unmittelbar an ihre Berge herangerückt war.

Nicht selten geschah es aber auch, daß Raubzüge vom britischen Gebiet aus nach Botan stattfanden; die Grenzrauberei war eben gegenseitig. In dem schon früher erwähnten Ambarie-Fallacottah, welches die Engländer im Jahre 1784 dem Semindar von Dylantpur unrechtmäßigerweise genommen und an Botan abgetreten hatten, hatte sich ein Sohn jenes Semindars wieder festgesetzt, und, da sich die botanesischen Beamten nicht im Stande sahen, den Bezirk zu verwalten, weil es eine 20 Meilen westlich von der britischen Grenze gelegene Enclave war, zu der sie also nur durch britisches Gebiet Zugang hatten, so fand sich die botanessische Regierung mit dem jetzigen Semindar dahin ab, daß sie ihn gegen Zahlung eines Zinses im Besitz von Ambarie-Fallacottah beließ. Der Semindar aber unterließ nicht nur die Entrichtung des Zinses, sondern führte auch Raubzüge ins Botanessische aus. Die Regierung von Botan stellte hierauf an die indische Regierung das sehr vermüthigte Gesuch, den Landstrich unter ihre Verwaltung zu nehmen und den Zins dafür an Botan zu entrichten. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und im Jahre 1842 Ambarie-Fallacottah in britische Verwaltung genommen.

Von 1842 an wurden die Raubzüge seltener oder wenigstens von geringerer Bedeutung, dagegen nahmen sie von 1852 an desto größere Dimensionen an. Von mehreren der bedeutendern Raubansfälle wurde nachgewiesen, daß der Dschungpen von Dewangiri dabei theilhaftig gewesen, und daß der Penloh von Tongso, sein Verwandter, ihn dabei unterstützt habe. Als dies britischerseits dem Deb vorge stellt wurde, setzte dieser den Dschungpen von Dewangiri ab und befahl dem Penloh von Tongso, das Doppelte des Betrags, auf welchen das vom Dschungpen Geraubte veranschlagt worden, ihm, dem Deb, zu zahlen. Es scheint sehr zweifelhaft, daß dieser Befehl vollzogen wurde, die Briten konnten aber wol kaum finden, daß ihnen damit Genugthuung geleistet sei. Da nun durchaus kein Ende dieser Händel abzusehen war, so ging man im Jahre 1857 endlich damit um, den Bezirk von Ambarie-Fallacottah und den von Dschelpaisch in den Bengal-Duar definitiv einzuverleiben, als der große Sepoy-Aufstand ausbrach, sodas die indischen Behörden Botan bald ganz aus den Augen verloren. Um diese Zeit fanden großartige Raubzüge der Botanesen statt; an einer Stelle wurden 123 Büffel nebst den Hirten fortgeführt, an einer andern Eigenthum zum Betrage von 20340 Rupien geraubt, sowie eine Anzahl Leute gefangen fortgeführt. Die Aufforderung an den Deb-Radscha, die Gefangenen freizugeben und das Geraubte zurückzustellen, blieb wie immer erfolglos; er versprach, die Sache zu untersuchen, es geschah aber nichts. Auch jetzt noch begnügte sich die indische Regierung damit, das Ambarie-Fallacottah definitiv zu annectiren und folglich den bisher dafür an Botan entrichteten Zins zu behalten, und fogar diese äußerst gelinde Strafe wurde zögernd, erst im März 1860 ausgeführt.

Diese Strafe hatte, wiewol vorauszusehen, gar keine Wirkung auf das Verfahren der Botanesen, die Grenzzustände blieben unverändert dieselben. Eine von den Raubthaten, im Jahre 1861, bei welcher ein werthvoller Elefant weggeführt worden war, wurde dadurch bemerklich, daß der Deb-Radscha auf beschalligte Reclamation erwiderte, wenn man den Elefanten wiederhaben wolle, so möge man ihn auslösen. Mit dieser Unverschämtheit war also die officielle Anerkennung gegeben, daß das Raubwesen die Sanction der höchsten Behörden in Botan hatte.

Es würde schwer zu begreifen sein, weshalb die indische Regierung solchem unaufrührlichen Unwesen nicht endlich durch praktische Zwangsmaßregeln gegen das barbarische Gebirgsvolk entgegentrat, wenn man sich nicht erinnerte, daß damals, nach den schweren Kämpfen der indischen Rebellion, jede Gebietserweiterung in Indien, geschweige die

Eroberung eines so abgelegenen und wenig beachteten Landes wie Botan, äußerst unpopulär in England gewesen sein würde. Lord Canning, der Generalgouverneur, zögerte deshalb mit der Anwendung von Gewalt und beschloß, trotz der gänzlichen Misserfolge der frühern Gesandtschaften, wieder eine neue nach Botan zu senden.

Der ehrenwerthe Ashley Eden, einer der ausgezeichnetsten Beamten in Bengalen, welcher zwei Jahre vorher einen sehr befriedigenden Vertrag mit dem Radscha von Sikkim abgeschlossen hatte, wurde zum Gesandten ernannt. Seine Instructionen, welche er im April 1863 erhielt, wiesen ihn an, in einem freundschaftlichen und versöhnlichen Tone auseinanderzusetzen, weshalb die Einkünfte von Ambarie-Fallacottah zurückbehalten worden seien, und zu erklären, daß, falls den britischen Forderungen nachgekommen würde, die Zahlung dieser Einkünfte wieder stattfinden werde; die Auslieferung aller aus britischem, Kantschhar- und Sikimgebiet fortgeführten Personen und alles dort geraubten Eigenthums zu fordern und die Verhältnisse für die Zukunft durch einen Vertrag zu regeln. Auch wurde er angewiesen, soviel wie möglich Kunde über die Beschaffenheit, Bevölkerung und Hülfsmittel des Landes einzuziehen. Die Summe von 10000 Rupien wurde ihm zur Verfügung gestellt, um Geschenke für den Dhurma- und den Deb-Radscha und die einflussreichen Minister zu kaufen.

Der Gesandte wartete zudrüberst auf die Rückkehr des Boten, welcher vorausgeschickt worden war, um ihn anzukündigen. Derselbe kam mit einem Briefe des Deb zurück, welcher besagte, daß der Dhurma-Radscha die Gesandtschaft nicht wünsche, er werde nach der heißen Zeit Sinkass (Boten) senden, um die Zerwürfnisse auszugleichen. Die Sinkass kamen jedoch nicht, die britische Regierung beschloß also, die Gesandtschaft sofort abgehen zu lassen.

Man wählte Darbdschieling, den Hauptort von Britisch-Sikkim, als den Abgangspunkt, weil man hier Gebirgspadträger am leichtesten zu finden hoffte. Eden kam im November 1863 daselbst an und organisirte seine Transportmannschaft. Die ihm beigegebenen Offiziere waren Hauptmann Goodwin als Secretär und Kartograph, Hauptmann Lance als Commandant der Escorte, Dr. Simpson als Naturalist und Arzt, Hr. Power als zweiter Secretär, und, der wichtigste von allen, Tschibu-Lama als Dolmetscher. Letzterer, ein buddhistischer Priester und der Gesandte des Radscha von Sikkim in Darbdschieling, war ein geschickter Diplomat, der für seine der britischen Regierung bei ihren Verhandlungen mit Sikkim geleisteten wesentlichen Dienste von jeher mit ausgedehnten Ländereien bei Darbdschieling beschenkt worden war. Da man sonst niemand hatte, welcher der botanesischen und hindostanischen Sprache kundig war, so war er bei den Unterhandlungen in Botan unentbehrlich. Die Escorte bestand aus 50 Mann Siken und 50 Mann vom Secundycorps. Zum Transport wurden mehrere hundert Mulis gemiethet, da man in den Gebirgen von Botan weder Saumthiere noch Fuhrwerk anwenden kann.

Eden zeigte am 10. Nov. der botanesischen Regierung seine Ankunft in Darbdschieling an und ersuchte dieselbe, den Dschungpen von Dhalimkote, der westlichsten, Darbdschieling am nächsten gelegenen Grenzfestung, anzuweisen, ihm bei der Beförderung seines Gepäcks behilflich zu sein. Eden erhielt jedoch keine Antwort und erfuhr endlich, daß in Botan eine Revolution ausgebrochen sei. Der Dschungpen von Punaha, unterstützt vom Fealoh von Tongso, hatte sich empört; der Deb-Radscha wurde abgesetzt, in ein Kloster gesperrt und ein anderer an seine Stelle gesetzt. Endlich erhielt Eden ein Schreiben vom Dschungpen von Dhalimkote, welcher das Ausbleiben der Antwort mit dem unruhigen Zustande des Landes entschuldigte und sich erbot, Eden bei der Reise behilflich zu sein, natürlich unter der Voraussetzung einer entsprechenden Belohnung für diesen Dienst. Es wurde also beschloffen vorzugehen.

Die Gesandtschaft ging am 4. Jan. 1864 von Dardschieling ab. An der Tiesta angekommen, fand sich, daß ein großer Theil der Kulis entflohen war, weil sie sich fürchteten, die Grenze von Botan zu überschreiten. Tschiebu-Lama aber schaffte Rath, indem er eine Anzahl Bauern von seinen Gütern herbeischaffte, welche als Kulis dienen mußten. Man ging hierauf auf Bambusflößen über die Tiesta und erstieg das Hochland von Botan. Die Expedition wurde in den Grenzdorfschaften mit Freudenbezeugungen empfangen; die Leute verkauften und verschenkten bereitwillig Eier, Geflügel, Drangen, Gemüse. Sie sprachen sich mit dem heftigsten Unmuth über ihre Regierung aus und priesen laut die britische Verwaltung in Dardschieling. Der Weg ging zuerst in südöstlicher Richtung nach Dhalimkote über Dhumsong, ein kleines Fort auf einem bastionartig in das Tiesthal vorspringenden Berge. Von hier hatten sie das 6620 Fuß hohe Labahgebirge zu übersteigen, an dessen Fuße, am Tschalefluß, sie von einer vom Dschungpen gesandten Escorte mit einer Musikbande und einer Anzahl zum Gebrauch der Gesandtschaft bestimmter Pferde und Maulesel abgeholt wurden, worauf sie, die Musikbande mit silbernen Flageolets und messingenen Zimbeln an der Spitze und unter unaufhörlichem Freudenfeuer von Flinten, nach Ambiol zogen, der unterhalb des Fort Dhalimkote gelegenen Dorfschaft. Dieser Freundschaftsbezeugungen ungeachtet weigerte sich der Dschungpen, als Eden, seinem Versprechen gemäß, Proviant zu besorgen, eine Quantität Reis von ihm holen ließ, denselben anders als zu 7 Kupien (7 Gulden) das Maund (80 Pfd.) zu verkaufen, während doch der dortige Preis nur gegen 12 Groschen das Maund betrug. Eden mußte also 45 Meilen weit nach Dschulpigori an der Tiesta in Kungpur schiden, um den nöthigen Reis zu bekommen. Während er auf ihn wartete, erhielt er ein Schreiben vom Deb-Nadscha, in welchem dieser mittheilte, er möge nur den Dschungpen von Dhalimkote wissen lassen, weshalb er gekommen sei, derselbe könne das Geschäft mit ihm abmachen. Der Dschungpen erwies sich der Gesandtschaft freundlich gesinnt, erklärte aber, er sei von seiner Regierung in eine sehr schwierige Lage versetzt, indem er auf sein wiederholtes Anhalten um Instructionen, wie er gegen die Gesandtschaft zu verfahren habe, nur ausweichende Antworten bekommen, die ihn sowol für ihre Weiterreise als für ihre Rückkehr verantwortlich machen. Eden erklärte hierauf dem Deb, daß er nur mit der obersten Regierung des Landes und nicht mit dem Dschungpen verhandeln könne. Eine Hauptschwierigkeit machten Eden die Kulis. Dieselben waren, besonders nachdem sie gesehen, auf wie kühle Weise er empfangen werde, in großer Zahl entwichen. Man war zu Zwangsmaßregeln wie zur Prügelstrafe geschritten, ohne damit etwas auszurichten. Eden mußte sich endlich entschließen, fast alle Zelte, den größten Theil seines Gepäcks, einschließlich der für die Nadschas bestimmten Geschenke, und die Hälfte der Escorte zurückzulassen; denn es war unmöglich, Kulis genug zu bekommen, um das Gepäck sowie Proviant für sich selbst zu tragen. Der Dschungpen übernahm gegen Bezahlung die Obhut über die zurückgelassenen Sachen und Leute.

Am 29. Jan. verließ Eden Dhalimkote. Der Weg ging noch 15 Meilen weiter bis zum Dorfe Siptschu in derselben südöstlichen Richtung wie bisher; man war bis jetzt auf der ganzen Reise auf dem Hochlande eben den bogenförmigen äußern Rand desselben entlang gegangen. In Siptschu sollte nun nordöstlich in das Innere von Botan abgebogen werden. Ein großer Theil der Kuli wollte jetzt nicht weiter gehen, und Eden sah sich gänzlich getäuscht in der Hoffnung, die man ihm gemacht hatte, in Siptschu neue Kuli anwerben zu können. Er mußte sich entschließen, auch den Rest seines schwerern Gepäcks und seine ganze übrige Escorte, außer 15 Seichen und 10 Sebundy-Sappeure, hier zurückzulassen, sowie auch Power, seinen zweiten Secretär, den Quartiermeister, Sergeanten, den Munschi (literarischen Assistenten im Hindostanischen), den hindostanischen Arzt und alle sonst irgend entbehrlichen Personen.

Die von Eden eingeschlagene Route von Siptschu nordöstlich nach Punacha war die schwierigste, die er nur hätte wählen können, weil sie sämtliche nach Sibosten heranziehende Segmente der dicht nebeneinanderlaufenden Gebirgshänge Westtibets auf der Kammbühne überschritt. Da die leicht zu erreichende Hauptstraße von Bura nach Punacha gar nicht weit ablag, und Eden doch mit der allgemeinen Bodengefaltung des Landes bekannt sein mußte, so ist schwer begreiflich, weshalb er diese äußerst schwierige Route einschlug, es sei denn, daß es eben wegen ihrer Schwierigkeit war, um nämlich die Kulis zum Mitgehen zu zwingen, da dieselben, wenn sie einmal im Gebirge waren, nicht zurückkonnten, ohne sich fast dem gewissen Tode preiszugeben. Gleich am 2. Febr., an welchem Tage sie Siptschu verließen und die Hochebene Zigong durchzogen, entließ übrigens noch eine Anzahl Kulis, weil sie von den Gebirgsbewohnern trostlose Berichte über die Tiefe des Schnees in den vorliegenden Pässen vernommen hatten. Am 3. und 4. Febr. wurde der Lulelappaß, 10000 Fuß hoch, mit unsaglicher Mühe durch den 2 Fuß hohen Schnee überstiegen. Die erschöpften Kuli konnten nun nicht mehr zurück. Am folgenden Tage wurde in dem Thale des Am-Motfschu, wo die Sonne wieder wärmlich schien, Kasttag gehalten. Die nepalesischen Kulis waren sämtlich, und zwar meistens schwer, von Frostbeulen angegriffen, indem versäumt worden war, sie mit warmem Fußzeug zu versehen, weshalb in Zangbe, dem nächsten Dorfe, Häute und Wolltuch gelangt wurden, aus welchen die Kuli sich Stiefeln machen mußten. Vom Thale des Am-Motfschu gelangte man nach steilem Ansteigen auf eine weite Hochebene, 6140 Fuß hoch. Dieselbe war mit Ausnahme einiger schmaler, steil eingeschnittener Thäler flach, reich beholt, von vielen Dorfschaften besetzt und gut angebaut. Die Gewässer trieben zahlreiche Mühlen. Man brauchte die Zeit vom 6. bis zum 10. Febr., um sie zu durchziehen. Die Einwohner waren sehr freundlich und brachten zahlreiche Geschenke von Eiern, Milch und Geflügel. In der Meinung, daß die Gesandtschaft komme, um Besitz vom Lande zu nehmen, sprachen sie laut ihre Freude darüber aus. An einigen Orten wurden Freudenfeuer angezündet. In Zangbe hatte Eden eine Zusammenkunft mit dem Dschungpen des dortigen Forts, welcher erklärte, er habe von seiner Regierung keine Mittheilung hinsichtlich der Gesandtschaft erhalten und könne Eden deshalb weder selbst Beistand leisten, noch auch von den Einwohnern leisten lassen; es sei nicht erlaubt, daß jemand die Forts passire ohne Erlaubnis. Da er aber nicht hinreichend Mannschaft habe, um die Gesandtschaft zurückzuhalten, so könne Eden weiter gehen, wenn es ihm beliebt, er werde ihm aber nicht einen einzigen Kuli geben. Befragt, ob er die Verantwortlichkeit übernehme, zu behaupten, daß der Dekan die Gesandtschaft zu empfangen sich weigere, erwiderte er, er habe keine Befugniß, irgendetwas der Art zu sagen, glaube vielmehr, daß wenn Eden hingehe, er gut empfangen werden würde, er halte es jedoch für das Beste, daß die Gesandtschaft in Zangbe bleibe, bis er mit seiner Regierung verkehrt habe. Weiterhin auf derselben Hochebene traf Eden mehrere Sinkass (Regierungsboten), welche Briefe an den Dschungpen von Dhalamote überbrachten, diese Briefe machten ihm die schwersten Vorwürfe dafür, daß er die Gesandtschaft habe ziehen lassen, und legten ihm die Strafe auf, an jeden der Sinkass 70 Rupien zu zahlen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies nur ein Mandat war, daß man es absichtlich so eingerichtet hatte, daß die Sinkass den Gesandten treffen und diesen die Briefe zu Gesicht kommen sollten, damit er dadurch entmuthigt und zur Rückkehr bewogen werden möchte; denn man wünschte weder, daß er komme, noch auch mit der tibetischen Regierung offen zu brechen. Am 10. Febr. fing die Expedition an, das hohe Ligonlah zu ersteigen. Um die Mitte des Tags kam man in ein schönes, offenes, grasreiches Plateau in 9256 Fuß Höhe, wo eine herrliche Pasture weidete. Des Nachmittags kam man in tiefen Schnee. Am 11. Febr. stieg man weiter in die Höhe, man kam aber wegen der Steilheit des Abhangs und der Tiefe des

Schnees nur langsam weiter. Gegen Abend kam man zu einem steinernen Kasthause, errichtet zum Schutze vom Schnee überraschter Reisender, worauf man bald die Höhe des Passes (11800 Fuß) erreichte. Am Morgen des 12. Febr. begann Eden herabzusteigen, während Hauptmann Austen, mit einigen Leuten in einem kleinen Kasthause zurückblieb, um einige wissenschaftliche Beobachtungen zu vollenden. Der nördliche Abhang war sehr steil und der Schnee so tief, daß die Leute nur mit Anstrengung sich Bahn hindurchmachen konnten. Die Gewässer waren alle eisbedeckt; an einigen Stellen waren kleine Wasserfälle gefroren mit Eiszapfen von 20 Fuß Länge. Am Abend gelangte man in das überaus liebliche parkähnliche Hochthal, worauf man bald die Sumtschie-(Tschamurtschie-) Straße erreichte. Das Thal enthielt viel ansehnliche Dorfschaften, war trefflich angebaut und hatte große Heerden Schafe, Yaks und Kinder; im Hintergrunde ragten die gewaltigen Gipfel von Tibet. Die Einwohner sowie der Dschungpen waren sehr freundlich und zuvorkommend. Eden blieb hier bis zum 16. Febr. wegen eines heftigen Schneefalls und auch weil er auf Hauptmann Austen warten mußte, wegen dessen man anfangs besorgt zu werden. Derselbe traf am 16. Febr. ein; während des heftigen Schneefalls, bei welchem der Schnee brusthoch lag, waren ihm vier Leute, die sich verloren hatten, erstoren. Wegen der Tiefe des Schnees und der Kälte konnte auch Eden erst am 19. Febr. von Sah-Lampien wegziehen, was nur dadurch bewerkstelligt wurde, daß man einen starken Vortrab ohne Gepäc voranschickte, der den Schnee niedertreten mußte. Man hatte jetzt den 12490 Fuß hohen Tscheluhpass zu ersteigen. Man erreichte die Passhöhe aufs äußerste erschöpft um 6 Uhr nachmittags; jetzt aber sängen erst die Schwierigkeiten recht an. Eden war mitgetheilt worden, daß nicht weit unterhalb der Passhöhe ein Dorf liege; er beschloß daher weiter zu gehen. Der Schnee ward jedoch tiefer und tiefer, bis 8 Fuß tief. Die Pferde und Maulthiere sanken oft bis über den Rücken hinein. Mehrere Kulis versuchten fortwährend sich im Schnee niederzulegen und einzuschlafen; andere mußten getragen werden. Es dunkelte bereits, und man war noch immer im Paß. Der Schnee ward tiefer, die Saumthiere sanken häufiger ein, die erschreckten Kulis sängen an zu verzagen, viele verlangten, sich niederlegen und sterben zu dürfen. Halt zu machen, wäre der unvermeidliche Tod jedes Mannes in der Expedition gewesen. Die Leute wurden mit aller Macht angetrieben und aufgemuntert, aber man kam nicht 10 Minuten Wegs in der Stunde weiter; glücklicherweise war das Wetter klar und heller Mondschein. Um 11 Uhr wurde eine Waldung erreicht, welche Schutz gegen den Wind bot; auch lag der Schnee hier weniger tief. Die Kulis waren aufs äußerste marode. Sie erhielten Erlaubniß zu bivouaciren in Notten von mindestens 12 Mann mit einem Sirdar (Obmann) bei jeder Kotte, welcher darauf zu sehen hatte, daß die Leute sich fortwährend dicht aneinanderhielten, und daß das Feuer die ganze Nacht durch unterhalten werde. Diejenigen Kulis, welche sich dazu erbieten wollten, wurden aufgefordert, mit Hinterlassung ihrer Lasten, die am Morgen abgeholt werden sollten, mit Eden und den Offizieren weiter nach dem Dorfe zu gehen, was eine Anzahl that. Die Schwierigkeiten blieben dieselben; die Pferde und Maulesel sanken fast bei jedem Schritte ein, hielten sich aber dessenungeachtet bei den Leuten. Um Mitternacht hatte man noch kein Zeichen von dem ersuchten Dorfe. Um 1 Uhr morgens (am 20. Febr.) verkündete jedoch Hundegebell die Nähe des Dorfes, wo man sodann in guten Häusern Obdach fand. Am Morgen kamen sämmtliche Kulis, welche im Bivouac geblieben waren, mit den Lasten an. Die Höhe des Dorfes war 10067 Fuß. Hier traf eine Deputation Sinkass mit Gefolge ein, vom Deb-Nadscha entsandt, um Eden aufzufordern, mit den Sinkass nach der Grenze zurückzukehren und dort seine Geschäfte mit denselben abzumachen. Eden erklärte, er werde nicht mit den Sinkass unterhandeln, sondern entweder nach Dardschieling zurück oder nach Punacha gehen. Die Sinkass baten den Gefandten,

ersteres nicht zu thun, sondern dann lieber nach Punacha zu gehen. Eden kam hierauf am 22. Febr. vor Paro an.

Am folgenden Tage beschied der Penloh von Paro Tschibu-Lama zu sich und stellte ihn auf eine drohende Weise darüber zur Rede, daß er es gewagt habe, Engländer in das Land zu lassen. Im Verlaufe der Unterredung gab der Penloh jedoch zu, daß die Gesandtschaft von Nutzen sein könne; die Regierung habe ihm aber aufs bestimmteste befohlen, sie nicht weiter gehen zu lassen; wenn Hr. Eden jedoch in Paro warten wolle, bis er von Punacha weitere Instruction eingezogen habe, was in vier Tagen geschehen könne, so solle die Gesandtschaft mit aller Achtung und Rücksicht behandelt werden. Eden ging darauf ein. Dem Versprechen freundschaftlicher Behandlung wurde jedoch schlecht nachgekommen, der Gesandtschaft vielmehr arge Geringschätzung erwiesen. Soldaten des Penloh versammelten sich in Haufen um das Lager der Gesandtschaft, stahlen alles, worauf sie die Hände legen konnten, verhöhnzten die Kulis und gingen sogar mit den Messern auf sie los, wenn sie etwas erwidern wollten. Den Landleuten wurde nicht gestattet, etwas im Lager zu verkaufen oder überhaupt damit zu verkehren. Da die Beleidigungen sich häuften, auch die Boten, welche nach Punacha gesandt werden sollten, nach mehreren Tagen noch gar nicht abgegangen waren, so ließ Eden dem Penloh sagen, daß er sich solcher Behandlung nicht länger unterwerfen wolle, und daß, werde nicht anders gegen ihn verfahren, er entweder sofort nach Punacha oder nach Darbschieling zurückgehen werde. Diese Drohung wirkte. Der Penloh suchte sich zu entschuldigen und die Belästigungen hörten auf. Derselbe trat hierauf sogar in ein ziemlich freundschaftliches Verhältnis zu Eden. Er theilte ihm mit, daß der Penloh von Longso sich alle Macht angemessen habe, daß der Deb-Radscha und der Dhurma-Radscha bloß Puppen in seinen Händen und alle Hoffstellen von seinen Creaturen besetzt seien; der Penloh von Longso sei aber den Engländern feindlich gesinnt und sein erster Rathgeber Rundanum-Sing, ein Hindu, welcher nach dem bengalischen Auftruh nach Botan gekommen sei, Papiere mit den Siegeln der Könige von Delhi, Lahore und Nepal mitgebracht und der Regierung von Botan einen allgemeinen Krieg zur Vertreibung der Engländer aus Indien vorgeschlagen habe. Nachdem Eden 16 Tage in Paro vergeblich auf die Antwort von Punacha gewartet hatte, obgleich sie hätte in zwei Tagen eintreffen können, erklärte er dem Penloh von Paro, daß er nicht länger warten könne, sondern unverzüglich nach Punacha oder Darbschieling gehen müsse. Diesem stimmte der Penloh auch bei und rieth Eden, nun selbst weiter nach Punacha zu ziehen; wenn er einmal dort sei, werde die Sache schon gut gehen.

Eden verließ Paro am 10. März und hatte gleich darauf den Paß von Diejlahdjangung, 11164 Fuß hoch, zu ersteigen, welcher mit sehr allmählichem Abfall auf eine schöne Hochebene, 8500 Fuß hoch, mit sanften Grasmatten und Fichtenwald, voll von allerlei Wild, führte. Hier kam ihnen abermals eine Deputation von Sinlaff entgegen mit Orbes vom Deb-Radscha, mit der Gesandtschaft nach Paro zurückzukehren und dort zu hören, was sie begehre, worauf höhere Minister gesandt werden sollten, um zu unterhandeln. Man hatte nun mit ihnen genau dieselbe Formalität durchzumachen wie schon vorher. Eden erklärte, er wolle sogleich nach Darbschieling zurückkehren, falls sie erklärten, daß der Deb sich weigere, ihn zu empfangen, sie aber weigerten sich, für eine solche Aufgabe verantwortlich zu sein, und fügten hinzu, wenn Eden nicht mit ihnen nach Paro zurückkehren wolle, so möchte er lieber seine Reise nach Punacha fortsetzen. Dem Penloh von Paro wurde eine Geldbuße dafür auferlegt, daß er die Gesandtschaft hatte fortziehen lassen. Man hatte nun noch den Dokulah von 10020 Fuß Paßhöhe zu ersteigen, dessen Gipfel eine höchst großartige Aussicht auf das weite, herrliche Thal von Punacha und die unabsehblichen Schneegebirge von Tibet bot. Der Ackerbau im Punachathale. Weizen, Gerste, Rüben, Senf, Schalotten, war prachtvoll.

Die Gesandtschaft kam am 15. März in Punacha an. Ein gemeiner Soldat wurde ihr entgegengesandt, um zu melden, daß sie nicht auf der Hauptstraße, sondern auf einem Seitenwege von hinten herum einziehen müßte. Nachdem sie ihr Lager aufgeschlagen, wurde ihr keine weitere Beachtung, als daß der Penloh von Tongso eine kleine Quantität ordinären Reis schickte und unter trügerischen Vorspiegelungen zwei Bengalen vom Mahanuddy, also britische Unterthanen, wegnahm, die als Sklaven nach Botan gebracht worden waren, mit der Genehmigung des Penloh von Paro aber sich der Gesandtschaft anschlossen. Zwei Tage darauf ließ der Amla zuvörderst Tschiebu-Lama holen, um ihm seinen Tadel darüber auszusprechen, daß er die Gesandtschaft in das Land geleitet, was er nur seines eigenen Vortheils halber gethan habe; er möge sich versichert halten, daß die schlimmen Folgen, die daraus entspringen, an ihm vergolten werden würden. Hierauf beschied der Amla den Gesandten zu sich. Derselbe hatte nebst seinem Gefolge eine lange Zeit in der Sonne vor dem Versammlungsgebäude der Amla inmitten eines großen Haufens von Soldaten und Dienern, die ihn laut verhöhnten und kleine Steine und Holzstücke nach ihm warfen, zu warten, ehe er vorgelassen wurde. In der Amla waren zugegen die Dschungpen von Tassischudschung und Punacha, des Deb-Radscha Dewan und der Deb-Simpen und der Penloh von Tongso, welcher neuerdings auch Simpen (erster Minister) des Dhurma-Radscha geworden war. Letzterer führte den Vorsitz und hatte ausschließlich das Wort. Keinerlei Freundschaftsbezeugungen wurden ausgetauscht, der Ton war ein kalt förmlicher. Das ganze Geschäft beschränkte sich darauf, daß man über die Weise, in der die Unterhandlungen geführt werden sollten, übereinkam. Es wurde verabredet, daß Tschiebu-Lama, als das einzige des Botanesischen kundige Mitglied der Gesandtschaft, täglich mit Instructionen vom Gesandten zum Amla kommen und dessen Antwort zurückbringen sollte.

Der Vertragsentwurf wurde übersandt und am 18. und 19. März fanden Besprechungen über denselben zwischen Tschiebu-Lama und dem Penloh von Tongso statt. Der Penloh hatte gegen keinen Artikel etwas einzuwenden außer gegen den 8. und 9., welche die Bestellung eines Agenten (ständigen Gesandten) in Punacha und freien Handel zwischen den beiden Ländern betrafen. Die Zurückstellung der Assam-Duar wurde angeregt; als Tschiebu-Lama jedoch erklärte, daß das nichts mit den Angelegenheiten, zu deren Regelung der Gesandte gekommen sei, zu thun habe, kam man nicht darauf zurück.

Auf das wiederholte Verlangen Eden's, dem Dhurma- und dem Deb-Radscha vorgestellt zu werden, wurde erwidert, daß dies unnütz sei, endlich aber der 20. März dazu anberaumt. Man war dabei offenbar bemüht, der Gesandtschaft möglichst viel Geringschätzung zu erweisen. Die Zusammenkunft fand nicht im Palaste, sondern auf dem Felde in Zelten statt. Die Gesandtschaft durfte sich Stühle selber mitbringen; die Diener durften sie aber nicht tragen. Eden und Gefolge wurden zuerst in ein kleines Zelt geführt, wo sie in der fast unerträglichen Hitze eine halbe Stunde lang warten mußten, während die Menge draußen so gegen das Zelt drängte, daß fortwährend Gefahr vorhanden war, es werde ihnen auf den Kopf fallen. Sie wurden darauf zum Zelte geführt, wo der Staatsrath versammelt war, d. h. vor dasselbe, wo sie in der Sonne sitzen mußten, indem der Staatsrath das ganze Innere des Zelts einnahm. Vom Penloh von Tongso nun nach dem Schreiben des Generalgouverneurs an die Radschas gefragt, erwiderte Eden, er werde es selbst überreichen. Der Penloh entgegnete, dies sei nicht üblich, er werde sie in Empfang nehmen. Sie wurden ihm gegeben, und er legte sie auf die Erde.

Die Gesandtschaft wurde jetzt vor einen kleinen Baldachin geführt, in welchem der Deb-Radscha saß. Eden und Gefolge mußten hier mit entblößtem Haupte stehen, während das Schreiben des Generalgouverneurs von einem gemeinen Soldaten hereinge-

bracht und dem Deb-Kadscha vorgelegt wurde, welcher so erschreckt schien, daß er kein Wort sprach. Der Penloh sprach und handelte allein und theilte Eden mit, daß der Deb-Kadscha ihn beauftragt habe, die Unterhandlung mit der Gesandtschaft zu leiten. Die Gesandtschaft wurde sodann beiseitegeschoben, um dem Kadscha Raum zu machen, welcher sich jetzt mit ihr vor einen andern Baldachin verfügte, wo der Dhurma-Kadscha, ein achtzehnjähriger Jüngling, saß. Hier wurden dieselben Formalitäten beobachtet und Eden vom Penloh gleichfalls mitgetheilt, daß auch der Dhurma-Kadscha ihm die Geschäfte mit der Gesandtschaft überweise, obgleich der Dhurma-Kadscha während der ganzen Zusammenkunft nicht den Mund aufthat. Die beiden Kadscha kehrten hierauf zum Palaste zurück und die Gesandtschaft wurde nach ihrem Zelte zurückgeführt, wo sie, dem Muthwillen der versammelten Menge wehrlos preisgegeben, denn die Escorte hätte zurückgelassen werden müssen, eine volle Stunde warten mußte, bis der Amla sich wieder versammelt hatte. Sie wurde hierauf wieder vor den Staatsrath geführt und die Verlesung des Vertragsentwurfs vorgenommen. Nachdem man einige Artikel gelesen hatte, erklärte der Penloh, daß vor allen Dingen die Zurückstellung der Assam-Duar festgesetzt werden müsse, worauf denn die Wiederauslieferung der gefangenen britischen Unterthanen und des geraubten Eigenthums sowie alle übrigen Angelegenheiten leicht zu ordnen wären. Eden setzte des weitern auseinander, daß die Frage der Assam-Duar schon vor vielen Jahren erledigt worden sei, daß er durchaus keine Vollmacht habe, darüber zu verhandeln, daß er auch gar nicht wisse, daß die Regierung von Botan die Zurückstellung jener Duar vorher auch nur angeregt habe, daß das einzige Land, um dessen Zurückstellung es sich jetzt handle, das mit Beschlag belegte Ambarie-Fallacottah sei. Der Penloh ergriff hierauf in höchstem Zorn den Entwurf, zerknüllte ihn und rief aus: „Dann wollen wir Krieg haben; Ihr seid niemand; Ihr habt gar keine Vollmacht vom Generalgouverneur; wir wollen Ambarie-Fallacottah gar nicht haben, und was die Forderungen der indischen Regierung betrifft, so hätten sie durch einen Tschupprassi (Amtsboten) in Ordnung gebracht werden können; ich will nichts mehr mit Euch zu thun haben; geht!“ Eden richtete hierauf noch einige veröhnliche Worte an die übrigen Mitglieder des Staatsraths, worauf diese aber nichts erwiderten, und begab sich ins Lager zurück, wo sofort Vorbereitungen zur Rückkehr getroffen wurden.

Sobald dies lautbar wurde, kamen mehrere Boten von Staatsrathsmitgliedern, welche das Borgefallene beklagten und Eden noch zu bleiben baten, um eine andere Zusammenkunft zu veranstalten, in welcher sie sich dem Penloh zu widersetzen versprachen. Tschiebama erfuhr andererseits, falls Eden versuchen sollte, zurückzukehren, ohne den Forderungen des Penloh zu willfahren, so werde die Rückkehr mit Gewalt verhindert werden. Eden willigte darauf ein, noch ein paar Tage zu bleiben und eine andere Zusammenkunft zu veranstalten, unter der Bedingung, daß der Assam-Duar nicht wieder gedacht werde, und daß der Penloh bei der Zusammenkunft nicht zugegen sei. Am 22. März zeigte der Amla Eden an, daß alles seinem Verlangen gemäß zu seinem Empfange bereit sei. Der Penloh hatte dessenungeachtet wieder den Vorschlag. Er verhielt sich jedoch diesmal ruhig. Der Vertrag wurde vorgetragen und auch alles genehmigt, außer den erwähnten beiden Artikeln (Gesandtschaft in Punacha und Freihandel), welchen der Amla durchaus nicht bestimmen wollte. In der Erwägung, daß nach den bisherigen Erfahrungen weder ein britischer Agent noch auch ein britischer Kaufmann in Botan sicher sein würde, gab denn auch Eden schließlich seine Zustimmung zur Fortlassung der Artikel. Eden ließ nun in zwei Tagen den Vertrag übersetzen und vier Exemplare davon und von der Liste der von der indischen Regierung verlangten britischen Unterthanen und des geraubten Eigenthums anfertigen. Inzwischen kam der Bengale Mundanum-Eing

wiederholt ins Lager der Gesandtschaft, machte den Soldaten Geschenke und suchte sie zur Meuterei zu bewegen.

Am 24. März sollte die Unterzeichnung des Vertrags stattfinden. Eden glaubte am Ende seiner Mühen zu sein. Die Zelte des Amla wurden diesmal in der Nähe des Gesandtschaftslagers aufgeschlagen. An dem zur Zusammenkunft bestimmten Plage angekommen, wurde die Gesandtschaft in ein Zelt gewiesen, wo man sie eine Stunde lang warten ließ, während die Staatsräthe allerlei Kurzweil trieben. Endlich setzten sie sich in ihrem Zelte, und als die Gesandtschaft eintrat, war die Unterhaltung anfänglich ziemlich freundlich, und Thee und Reis wurden herungereicht. Man fing sodann an, den Vertrag vorzulesen, um beide Exemplare zu vergleichen. Als aber die zwei ersten Artikel vorgelesen worden waren, verlangte der Penloh, es solle hinzugefügt werden, daß sofort nach Unterzeichnung des Vertrags die Assam-Duar ihm übergeben und sämtliche seit der britischen Besitznahme dort bezogene Einkünfte ihm durch den Agenten des Generalgouverneurs in Assam ausgezahlt würden. Eden, aufs äußerste überrascht, appellirt feierlichst an den Amla, wiederholte die schon so oft vorgebrachten Gründe, die es ihm unmöglich machten, diesen Gegenstand auch nur zu besprechen, und erklärte, wenn man bei diesem Verlangen beharre, sich sofort zurückziehen zu wollen, wie er bereits vor einigen Tagen habe thun wollen und sein Vorhaben nur gegen das ausdrückliche Versprechen, diesen Gegenstand nicht wieder zu berühren, aufgegeben habe. Während dieser Anrede lachten und plauderten die Staatsräthe miteinander und schenkten ihm nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Der Penloh aber entgegnete, man habe den Vertragsentwurf gar nicht angenommen, sondern nur um eine Reinschrift desselben gebeten, was sie nicht binde; er habe ihn nicht angenommen und werde weder ihn noch einen andern Vertrag jemals annehmen, bis die Assam-Duar zurückgegeben seien; habe Hr. Eden nicht Vollmacht über alle Angelegenheiten zu verhandeln, so habe er nicht kommen dürfen; da er es aber gethan, so könne ihm nicht gestattet werden, wieder wegzugehen, ohne die einzige Angelegenheit, für welche er (der Penloh) sich interessire, in Ordnung zu bringen. Man hieß die Gesandtschaft und den Amla jetzt sich nach einem andern Zelt begeben, welches an einer Stelle im Felde aufgeschlagen war, wo die Bevölkerung freien Zutritt hatte und eine große Menschenmenge versammelt war. Der Ton und das Benehmen des Penloh und des Dschungpen von Angdu-Forung wurden nun grüßlich beleidigend. Der erste nahm ein Stück Leig, rieb dem Gesandten damit ins Gesicht, zupfte ihn am Haar, klopfte ihm auf den Rücken, und als Eden Zeichen des Unwillens zu erkennen gab, lächelte er und sagte, es sei nicht böse gemeint, sondern geschehe nur aus freundschaftlicher Vertraulichkeit, worüber denn die Umstehenden laut lachten. Der Dschungpen von Angdu-Forung nahm sogar Betelblätter, die er gekaut hatte, aus dem Munde, bot sie Dr. Simpson zum Kauen an und warf sie ihm ins Gesicht, als er sich weigerte. Derselbe Dschungpen nahm hierauf dem Tschiebu-Lama gewaltsam dessen goldene Uhr weg und übergab sie einem andern Mitgliede. Die Mehrheit der Mitglieder glaubte indessen, man sei zu weit gegangen: dem Tschiebu-Lama wurde die Uhr zurückgestellt und der Dr. Simpson, der die Zeit über ruhig mit dem Betelflecken im Gesicht dagelassen hatte, wurde gebeten, den Flecken abzuwischen. Die Gesandtschaft hatte inzwischen allmählich den Ausgang des Zeltes gewonnen und man ließ sie ohne weitere Belästigung sich zu ihrem Lager zurückziehen.

Die Frage für die Gesandtschaft blieb jetzt nur, wie man mit guter Art davonkommen möchte. Heimlich zu entfliehen schien unmöglich, weil man nicht Lebensmittel genug hatte. Die Escorte war nicht stark genug, um Widerstand zu leisten, falls die Botanesen sich ihrem Rückzuge gewaltsamerweise widersetzen sollten. Man hatte 150 Kulis zu beschützen, von welchen mehrere krank und nicht fähig zu stehen waren; mit ihnen gegen

den Willen der Botanesen durch das so schwierige Gebirge zu ziehen, schien ein zweifeltes Wagniß. Eden selbst war fieberkrank. Der Penloh ließ inzwischen wiederholt den Tschiebu-Lama kommen und erklärte diesem geradezu, Eden müsse den Vertrag, wie verlangt, unterzeichnen und Ordre zur Herausgabe der Affam-Duar geben, widrigenfalls werde er ihn nebst Tschiebu-Lama in den Kerker werfen; man sei ohne Einladung in das Land gekommen und müsse deshalb mit den Folgen fürliebnehmen. Der Dschungpen von Angbu-Forong sagte sogar in Tschiebu-Lama's Beisein, da der Krieg doch gewiß sei, so thäte man am besten, gleich damit anzufangen, daß man alle diejenigen, die man in der Gewalt habe, umbrächte. Nach mehreren längern Berathschlagungen mit den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft beschloß endlich Eden, sich darein zu ergeben, daß er den Forderungen des Penloh sich füge. Er ließ also sagen, daß er unterschreiben werde. Der Amla wünschte nun erst eine Keinschrift des neuen Vertrags machen zu lassen; als dies geschehen war, ersuchte Eden den Tag zur Unterzeichnung zu bestimmen; der Amla aber verschob dies noch. Es wurde nämlich die Ankunft der Geschenke erwartet, die Eden hatte zurücklassen müssen, weil die Grenzdschungpen keine Kulis stellen wollten; man wollte erst die Geschenke haben. Dieselben kamen denn auch bald, und da Eden die Plünderung des Gesandtschaftslagers befürchten mußte, wenn er die Geschenke zurückhielte, so versprach er sie abzuliefern, sobald man ihm Proviant holen und Vortehrungen für seine Abreise, an einem bestimmten Tage treffen ließe. Man kam darauf überein, daß die letzte Zusammenkunft der Gesandtschaft mit dem Amla am 27. März stattfinden und daß erstere am darauffolgenden Tage abreisen sollte, auch wurde Proviant geschickt. Eden vertheilte demnach die Geschenke mit Ausnahme einiger Juwelen, die leicht verpackt werden konnten, und der Gewehre, welche er ihnen zu geben nicht für zweckmäßig hielt. Der Penloh eignete sich natürlicherweise alle werthvollern Sachen selbst zu.

Die Gesandtschaft wurde von jetzt an mit größerem Respect behandelt. Doch erst am 29. März wurde sie beschieden, von den Radshas Abschied zu nehmen und den Vertrag zu unterzeichnen. Eden setzte zu beiden von ihm unterzeichneten Exemplaren die Worte „under compulsion“, um zu verhindern, daß der Vertrag nach Affam hingereschiedt werde, bevor er Zeit habe, der Regierung Bericht zu erstatten.

Gleich nach der Sitzung des Amla ging der Penloh von Longso mit großem Gefolge in sein eigenes Gebiet ab. Der Hindu begleitete ihn, in Ehrenroben gekleidet und an seiner Seite reitend. Gleich darauf brach auch die Gesandtschaft ihre Zelte ab. Sie hatte noch mancherlei Fährlichkeiten zu bestehen, indem der Dschungpen von Angbu-Forong Truppen sandte, um sie aufzuhalten, besonders um Tschiebu-Lama, den man als Geißel zu behalten gedachte, wegzufangen. Nur durch angestrengte Nachtmärsche konnte die Gesandtschaft sich in das Gebiet des befreundeten Penloh von Paro retten. Sie kam am 2. April in Paro und am 15. April 1864 in Dardschieling an.

Es war offenbar ein ganz irrthümliches Verfahren seitens der indischen Regierung, überhaupt eine Gesandtschaft nach Botan zu senden und mit den dortigen Häuptlingen diplomatisch zu unterhandeln und Verträge abzuschließen, wie mit einer civilisirten Regierung, ein Irrthum, der nur aus Nichtbeachtung der frühern in Botan gemachten Erfahrungen entspringen konnte. Die indische Regierung machte sich außerdem speciell für das Unternehmen verantwortlich, da auf Eden's Anfragen, ob unter den in Botan obwaltenden bedenklichen Umständen gerathen sei, mit der Gesandtschaft vorzugehen, und zwar auf die von Dardschieling aus im November 1863 vom Generalgouverneur Sir William Dennison und auf die von Dhalimote aus im Januar 1864 vom Generalgouverneur Sir John Lawrence bejahende Antworten erfolgten. Seitens des Gesandten Eden wurden ebenfalls viele ernstliche Fehler gemacht. Die Wahl von Dardschieling in Sikkim als Abgangspunkt und dann die ganze Route in Botan war durchaus irrthümlich. Sikkim

gehört zu den allerschwierigsten Gebirgsgegenden, die es irgendwo gibt; die Kulis kamen daher bereits ganz erschöpft in Botan an. Die Route in Westbotan ging über den gebirgigsten Theil desselben. Hätte man das Tiefland im Süden von Botan, etwa Goalpara am Brahmaputra in Westassam, zur Operationsbasis genommen und wäre durch das Duxa oder das Bischenfing-Duar gezogen, so hätte man eine fast völlig ebene Bahn gehabt. Man zog Dardschieling als Ausgangspunkt vor, weil man hier am leichtesten Gebirgskulis zu finden glaubte; allein dies war eine ganz falsche Voraussetzung, da man die Leute in Sikim eigentlich nur mit Gewalt zum Kulidienst zwang. Der Gesandte hätte sodann unter keinen Umständen weiter gehen sollen, als er fand, daß er am Rande des Hochlandes fast sein sämmtliches Gepäc und seine ganze Escorte zurücklassen mußte. Völlig überflüssig war es sodann, daß er von den Botanesen fortwährend verlangte, sie sollten erklären, ob sie ihn zu empfangen wünschten, widrigenfalls er unverzüglich zurückkehren werde, da sie sich doch wahrlich alle Mühe gaben, um ihm die unzweideutigsten Beweise zu liefern, daß sie das nicht wünschten. Wie war zu erwarten, daß die Botanesen auf einen Vertrag eingehen würden, zu dessen Hauptbedingungen die Anslieferung der in die Sklaverei entführten britischen Unterthanen gehörte, wenn er sich sofort bei seiner Ankunft in Punacha zwei britische Unterthanen aus dem eigenen Lager entführen lassen mußte. Es zeigte sich gar vielfach Mangel an Vorsicht und dabei wirklich zu viel Ueberfluß an Langmuth. Andererseits entwickelte Eden wieder viel Umsicht und Energie, namentlich bei dem Rückzuge, durch welchen er die Hunderte von Menschen, mit denen er sich, wie in einer Raubthierhöhle, versangen hatte, glücklich zurückbrachte. Daß er durch den Vertrag, zu welchem er seine Unterschrift „under compulsion“ setzte, der britischen Ehre nichts vergeben hatte, liegt auf der Hand, soviel Pörm man auch damals darüber in Indien machte.

Gleich nach seiner Rückkehr nach Dardschieling empfahl Eden der indischen Regierung aufs nachdrücklichste, die Bengal-Duar (das Tiefland zwischen Tiesta und Monas) nebst dem südlichen, die Duarforts enthaltenden Strich des Hochlandes von Botan definitiv in Besitz zu nehmen. Die indische Regierung beschloß jedoch vorerst nur Ambarie-Fallacottah einzuverleiben und die jährliche Compensation für die Assam-Duar definitiv zurückzuhalten als Strafe für die gegen den Gesandten verübte Beschimpfung. Zugleich wurde aber an die Regierung die Aufforderung gerichtet, innerhalb eines festgesetzten Termins die weggeführten britischen Unterthanen einzustellen. Dies geschah nicht und die Sache trat damit aus dem diplomatischen in das militärische Stadium.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Vor kurzer Zeit ist den Vereinigten Staaten von Amerika und ebenso England einer ihrer besten Bürger durch den Tod entzogen worden. George Peabody starb am 4. Nov. 1869 abends in seiner Wohnung am Eaton Square zu London in einem Alter von 74 Jahren. Er wurde am 18. Febr. 1795 in dem Städtchen South Danvers (jetzt Peabody genannt) im Staate Massachusetts geboren; seine Vorfahren gehörten zu den Pilgervätern, die im 17. Jahrhundert die unwirthlichen Küsten Neuenglands betraten. Sein Vater, der ein tüchtiger Geschäftsmann war, gab seinen Sohn schon in dessen erstem Jahre bei einem Gewürzkrämer zu South Danvers in die Lehre. Der junge Peabody zeichnete sich durch Fleiß, Ordnungsliebe und Umsicht bald so sehr aus, daß ihn sein Oheim, John Peabody in Georgetown, schon im Jahre 1812 zu seinem Associé

und Geschäftsführer machte. Als um diese Zeit der Krieg mit England ausbrach, trat Peabody als Freiwilliger in die Armee und gehörte zu der Truppenabtheilung, welche Fort Warburton vertheidigte. Nach Beendigung des Kriegs wurde er Associé von Riggs in Baltimore, der ein so ausgedehntes Geschäft besaß, daß er Zweigetablissemments davon in Newport und Philadelphia errichten konnte. In dieser Stellung, in der er sich eine bedeutende Geschäftskenntniß erwarb, verlebte er eine Reihe von Jahren, bis er, schon im Besitze eines recht ansehnlichen Vermögens und eines selbständigen Geschäfts, im Jahre 1837 nach England ging. Im Jahre 1843 hatte er sich bereits in London als Bankier und Kaufmann eine höchst geachtete Stellung errungen. Die Firma George Peabody u. Comp. genoß in Europa und Amerika das höchste Vertrauen. Namentlich gelang es dem Chef des Hauses, durch das Gewicht und den guten Klang seines Namens eine Menge von glücklichen Finanzoperationen für mehr als einen Staat der Nordamerikanischen Union zu vermitteln, wodurch er nicht bloß sein eigenes Vermögen bedeutend vermehrte, sondern im Jahre 1848 so wesentlich zur Wiederherstellung des sehr erschütterten Credits des Staates Maryland beitrug, daß die Legislatur dieses Staates ihm ihren besondern Dank aussprach.

Die Liebe zu seinem Geburtslande bewog Peabody, im Jahre 1851 bei der ersten großen Ausstellung in London die sämmtlichen Kosten der Einrichtung und Ausschmückung der für die Nordamerikanische Union bestimmten Abtheilung zu tragen; ein Jahr später entschuldigte er sich, zu dem hundertjährigen Gedenkfest seiner Geburtsstadt eingeladen, mit einem Briefe, der 20000 Doll. für Erziehungszwecke enthielt; noch größere Gaben folgten in späterer Zeit, im ganzen 500000 Doll., als deren Ergebnis in der jetzt nach ihrem Wohlthäter benannten Stadt ein Peabody-Institut prangt.

Um dieselbe Zeit betheiligte er sich mit einer ansehnlichen Summe an der Ausrüstung der bekannten Nordpolexpedition unter Dr. Kane zur Auffindung von John Franklin; unter den Entdeckungen Kane's verzeichnen daher auch die Karten ein Peabody-Land.

Nach einer zwanzigjährigen Abwesenheit stattete Peabody im Jahre 1857 seine überseeischen Heimath einen Besuch ab, bei welcher Gelegenheit er verschiedene kleinere Schenkungen machte, die bedeutendste aber bestand in 500000 Doll. zur Gründung eines literarisch-wissenschaftlichen Instituts in Baltimore. Als er sich 1851 mit einem enormen Vermögen von den Geschäften zurückzog, beschenkte er die City von London mit der großartigen Summe von 150000 Pfd. St., jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß diese Schenkung dem armen Arbeiterstande Londons durch die Errichtung comfortabler und gesunder Arbeiterwohnungen zugute kommen sollte. Im Februar 1866 fügte er dieser ersten Schenkung für die unbemittelten, aber fleißigen Arbeiter Londons noch eine zweite von wiederum 150000 Pfd. St. hinzu. In einem Schreiben an den damaligen amerikanischen Gesandten in England, Frn. Adams, sprach sich Peabody ausführlich in dem humansten Sinne und mit den praktischsten Anweisungen über die Art und Weise aus, wie er seine Schenkungen zum leiblichen und geistigen Wohle wirklich bedürftiger Arbeiter verwendet zu sehen wünsche. Dabei machte er es zur ersten Bedingung, daß der jedesmalige Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika beim Hofe von Saint-James stets einer der Trustees oder Vertrauensmänner sein sollte, und gab so einen schlagenden Beweis seiner ungeschwächten Anhänglichkeit an sein Geburtsland. Im Jahre 1864 wurde der erste stattliche Complex von Arbeiterwohnungen, welcher in dem Arbeiterquartier Spitalfields aufgeführt und unter dem Namen „Peabody-Wohnungen“ (Peabody Dwellings) bekannt ist, dem Gebrauche übergeben. Wenn dennoch eine gewisse Klasse der Armen Londons mit den Wohlthaten Peabody's unzufrieden ist, so erklärt sich dies einfach dadurch, daß dieselben nicht für Faulenzer und Tagelöhne, sondern nur für fleißige, arbeitlustige Arme bestimmt sind. Diesen genannten zwei Schenkungen für die

armen Arbeiter Londons folgte im Jahre 1868 noch eine dritte Gabe von 100000 Pfd. St. zu gleichem Zwecke. Seine enorme Freigebigkeit wurde ihm dadurch vergolten, daß die Stadt London ihm das Ehrenbürgerrecht verlieh, eine Auszeichnung, die ihm auch von seiten mehrerer andern Städte zutheil ward, und dann dadurch, daß die Kaufmannschaft der Hauptstadt von England beschloß, ihm auf dem Platze vor der Guildhall, nahe der Börse, eine Statue zu errichten. Am 23. Juli 1869 fand in Gegenwart des Prinzen von Wales, des Lord-Mayors von London und einer Menge hervorragender Persönlichkeiten, unter denen sich auch der amerikanische Gesandte Motley befand, die Enthüllung dieser von dem amerikanischen Bildhauer Story geschaffenen Statue statt. Nachdem der Lord-Mayor die Versammlung angedeutet und ein Hoch auf den Prinzen von Wales ausgebracht hatte, enthüllte letzterer das Denkmal und erklärte in einer längern Rede, daß England und besonders London, wo Peabody seine wunderbare Mildthätigkeit in so freisinniger Weise ausgeübt habe, niemals seine Schuld der Dankbarkeit in genügender Weise abtragen könne. Auch Motley sprach bei dieser Gelegenheit einige warme Worte, worin er z. B. hervorhob, daß vielleicht von allen Menschen in der Welt George Peabody am wenigsten eines besondern Denkmals bedürfe. Die Königin Victoria drückte wiederholt in huldvollen Briefen dem großen Wohlthäter ihre vollste Achtung aus.

Bei einem Besuche in Rom schenkte Peabody den dortigen Armen eine höchst ansehnliche Summe Geldes, in Anbetracht dessen der Papst Pius IX. kürzlich den Befehl erteilte, daß dem wohlthätigen Geber auch in Rom ein Denkmal errichtet werde.

Im October 1866 überreichte der edle Menschenfreund der Harvard-Universität zu Cambridge bei Boston in Massachusetts 150000 Doll. zur Gründung eines Museums und einer Professur für amerikanische Archäologie und Ethnologie; und da infolge des schrecklichen Seceffionskrieges in den südlichen und südwestlichen Staaten der Union großes Elend herrschte, schenkte er am 7. Febr. 1867 1 Mill. Doll. in baarem Gelde und 1 Mill. Doll. in realisirbaren Schuldscheinen des Staates Mississippi, um der leidenden Bevölkerung der genannten Gebietstheile der Union physisch und geistig aufzuhelfen. Zu dem Ende ernannte er ein Comité von 15 hochachtbaren Männern, zu denen z. B. der jetzige Präsident Ulysses S. Grant und dessen erster Minister, Hamilton Fish von Newyork, gehören, welchen er die Verwaltung und Verwendung der genannten Summen anvertraute. In der Zuschrift an dieses Verwaltungscomité kommen folgende bezeichnende Stellen vor: „Der Theil unsers gemeinsamen Vaterlandes, auf welchen ich bereits hingewiesen habe, hat für geraume Zeit infolge seines verarmten Zustandes für seine nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu sorgen und ist deshalb, wenn nur auf sich selbst angewiesen, nicht im Stande, solche Fortschritte in der Erziehung und in der Verbreitung höhern Wissens unter allen Klassen der Bevölkerung zu machen, wie ein wahrer Freund seines Landes es wünschen muß. Ich fühle daher aufs tiefste, daß es die Pflicht des begünstigten und wohlhabenden Theils unserer Nation ist, diejenigen zu unterstützen, die vom Glücke weniger bedacht worden sind. Aus diesem Grunde werde ich dieser meiner Pflicht soviel als möglich nachzukommen suchen, da es außerdem mein sehnlichster Wunsch ist, denjenigen behülflich zu sein, an welche ich durch so viele Bande der Anhänglichkeit und Achtung gekettet bin. Meine Absicht ist, daß die beabsichtigten Wohlthaten der gesamten Bevölkerung zugute kommen sollen, und daß nur auf die größtmögliche Zweckmäßigkeit zur Erreichung dieser Absicht Rücksicht zu nehmen ist. Wenn aber diese Donation diejenigen ermutigt, die jetzt so sehr nach dem Lichte des Wissens trachten, und wenn sie zu neuen Bemühungen die vielen guten und edeln Männer anreizt, die den Wunsch hegen, unsere Nation nicht allein in der Macht, sondern auch in Intelligenz und Bürgertugend in die Vorderreihen zu stellen, dann habe ich alles, was ich hoffen kann, unsere Zeit. Neue Folge. v. 2.

erreicht. Mit ehrfurchtsvollem Wunsche, daß ein allmächtiger Gott seinen Segen meinen Geschenke angebeihen lassen möge, und mit dem innigen Gebete, daß er Sie, meine Herrn, leite, auf daß Sie in der Gegenwart und für zukünftige Generationen unserer geliebten Nation Gutes stiften mögen, verbleibe ich mit der größten Hochachtung Ihr demüthiger Diener George Peabody. Washington, 7. Febr. 1867."

Diese wenigen Zeilen genügen schon, um den ebenso edeln wie bescheidenen und anspruchselosen Wohlthäter der Armen beider Hemisphären zu charakterisiren. Später bedachte er die „Peabody-Schulstiftung“ für den Süden der Union noch mit einer zweiten Million Dollars in baarem Gelde.

Im März votirte der Congreß der Vereinigten Staaten George Peabody im Namen der Nation einen Dank für seine verschiedenen dem amerikanischen Volke gemachten Schenkungen. Es ist uns nicht möglich, hier alle Schenkungen, die dieser „Fürst der Wohlthäter“ diesseit wie jenseit des Oceans machte, im Detail aufzuzählen; nur das wollen wir noch erwähnen, daß er während des Sommers 1869, wo er seiner Gesundheit halber von Europa nach seiner Heimat gegangen war, wiederum drei große Dotationen stiftete: je 100000 Doll. an das Washington College in Virginien und das Peabody-Institut in Massachusetts und 600000 Doll. an das Peabody-Institut zu Baltimore. Mit Recht konnte die „New-York Tribune“ von ihm sagen: „Hr. Peabody verdient unsern Dank nicht nur für das Gute, welches er in einem Maßstabe thut, wie niemand vor ihm, sondern auch um des Glanzes willen, den seine Handlungsweise dem amerikanischen Namen verleiht.“

Die von englischen Ärzten ausgesprochene Hoffnung, Peabody's sehr angegriffene Gesundheit werde durch den Sommeraufenthalt in seinem Vaterlande wiederhergestellt werden, ging leider nicht in Erfüllung. Der berühmte Menschenfreund, der an Herzsgüte noch reicher war wie an Geld und Gut, verließ im Herbst 1869 die heimischen Gestade trücker, als er sie betreten hatte. Wenige Wochen, nachdem er auf der Scotia von Amerika nach England zurückgekehrt war, streckte ihn die Krankheit aufs Todtenbett. Sein Andenken wird nie erlöschen.

Die englischen Blätter beschäftigen sich viel mit dem im Laufe des Monats Juli erfolgten Tode der Lady Duff Gordon, welcher in Luxor in der Nähe der Ruinen von Theben in Aegypten erfolgte.

Lady Duff Gordon, früher als Miß Lucy Austin bekannt, war die Tochter der Mistreß Austin und die Gattin des Baronets Sir Alexander Duff Gordon, Commissar des inländischen Einkommens. Von mütterlicher Seite hatte sie vieles von den literarischen Fähigkeiten der Taylors von Norwich geerbt, und eine Reihe von Jahren folgte sie den Fußstapfen ihrer Mutter und machte den englischen Lesern eine Menge besonders deutscher schätzbarer Schriften durch gelungene Uebersetzungen bekannt. So veröffentlichte sie schon als Mädchen eine Uebersetzung von Niebuhr's „Griechischen Legenden“; ferner die „Bernsteinherz“; eine Abkürzung der „Werkwürdigen Criminalfälle“ von Feuerbach; Kant's „Geschichte von Preußen“; „Ferdinand und Maximilian“ von demselben Verfasser; „Die russischen Feldzüge 1828 und 1829 an der Donau“ von Molke. Aus dem Französischen überlegte sie „Stella“ und „Vanessa“ von Léon de Mailly; „Der Dorfarzt“ von der Comtesse d'Arbouville.

Vielleicht infolge ihrer allzu großen literarischen Thätigkeit zeigten sich bei ihr die Symptome der Schwindsucht, und die Aerzte rathen ihr, um der Ausübung dieser Krankheit entgegenzuwirken, zu großen Seereisen. Deshalb begab sie sich nach dem Berggebirge der guten Hoffnung, um sich dort dauernd niederzulassen. Sie vertauschte aber dieses Exil bald mit dem Aufenthalte in Oberägypten, wo sie sich definitiv in Luxor niederließ. Hier lebte sie in dem Hause, das früher von den französischen Ingenieuren

bewohnt worden war, welche den Transport des auf der Place de la Concorde in Paris aufgestellten Obelisken übernommen hatten. Das dort herrschende ganz trockene Klima, der immer heitere Himmel hielten die Fortschritte ihres Uebels auf. Sie mußte aber darauf verzichten, je nach Europa zurückzukehren, ja sie konnte nicht einmal ungestraft Kairo besuchen.

Lady Gordon hatte sich in dieses neue Leben rüchhaltslos gefunden und sie bewies die Ueberlegenheit ihres Geistes durch den festen Entschluß, den sie faßte, sich ganz der neuen Heimat zu widmen. Anstatt ihr Auge auf England zu richten und in dem Müßig gange des Exils hinzugeben, lernte sie die arabische Sprache, interessirte sich für ihre Umgebung und wurde die Landsmännin dieses so gelehrigen und so wohlwollenden Volks, das von Europa so wenig weiß und das dort fast vollkommen unbekannt ist. Lady Gordon war nicht bloß in Lufkor und dessen Umgebungen durch ihre Wohlthaten beliebt; sie wußte etwas noch weit Besseres zu thun, als die Armen zu unterstützen; sie lebte mit ihnen, unterhielt sich mit ihnen von ihren Angelegenheiten, beschützte sie nöthigenfalls gegen die Mißbräuche der Gewalt, und indem sie sich so zur Vorsehung für dieselben machte, hatte sie das Herz der ganzen Bevölkerung gewonnen. Man traf bei ihr fast jeden Abend den muselmanischen Priester und den Kabi in beständigem Austausch nützlicher Ideen; sie unterrichtete sich in dieser Schule über Aegypten, suchte die Landes kinder so gut wie möglich über Europa zu unterrichten und lehrte sie Toleranz und Gerechtigkeit.

Diese edle, originelle Art, aus der Krankheit und der Entfernung von der Heimat für andere und für sich selbst möglichsten Nutzen zu ziehen, hatten der Lady Gordon die allgemeine Achtung gesichert. Die Sympathie des englischen Publikums für sie wurde noch sehr durch die Veröffentlichung ihrer beiden letzten Werke vermehrt. Ihre „Letters from the Cape of good Hope“ waren schon mit großem Interesse gelesen worden, aber ihre „Letters from Egypt“, die 1865 erschienen, hatten einen noch viel größern Erfolg. Diese beiden Schriften zeigen die Tüchtigkeit ihres Geistes und den Adel ihres Herzens. Sie hat allen Europäern, die sich gezwungen sehen, im Orient zu leben, und die oft nicht wissen, wie sie ihre Zeit anwenden sollen, ein nützliches Beispiel gegeben. Krank, von den Ihrigen und ihrem Vaterlande getrennt, man kann wol sagen für Europa und die civilisirte Welt vor der Zeit gestorben, zeigte Lady Gordon, welchen Vortheil man mit Geist und Muth noch Krankheiten und Prüfungen abgewinnen könne, die scheinbar im Stande sind, uns ganz niederzubeugen. In Lufkor und dessen Umgegend wird ihr Name unvergessen bleiben.

Am 6. Sept. 1869 starb in Blackheath der 86 Jahre alte Generallieutenant Thomas Perronet Thompson, der in der Geschichte seines Vaterlandes eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Er war nicht bloß ein verdienstvoller Offizier, sondern auch eins der hervorragenden Mitglieder der Anti-Cornlaw-League und als solches ein thätiger Verfechter des Freihandels, um den er sich ebenso große Verdienste wie Cobden selbst erworben hat. Eine Reihe von Jahren war er Eigenthümer und Redacteur der „Westminster Review“ und galt als ein talentvoller, und fruchtbarer Schriftsteller im Fache der Staatsökonomie. Ueber seinen Lebensgang theilen wir noch Folgendes mit.

Geboren im Jahre 1783 in Hull, erhielt er seinen ersten Unterricht in der Hull Grammar School, wurde dann der Leitung Joseph Milner's, des Verfassers der Schrift „History of the Christian Church“, übergeben. Da seine Aeltern selbst zu den strengen Conservativen gehörten, so wurde seine früheste Erziehung in diesem Geiste geleitet. Von 1798—1802 studirte er im Queen's College in Cambridge, trat dann 1803 in den Marinedienst, den er aber 1806 mit dem Dienste im Landheere vertauschte, in den er

als Secondelieutenant im Infanteriecorps eintrat. Durch den Einfluß von Wilberforce wurde er 1808 zum Gouverneur von Sierra-Leone ernannt; aber 1812 von da zurückgerufen, trat er wieder in den activen Militärdienst und diente in dem Feldzuge im südlichen Frankreich im Jahre 1814, wo er zum Capitän ernannt wurde. Im Jahre 1815 wurde er nach Bombay geschickt, und da er die arabische Sprache erlernt hatte, so wurde er der Expedition gegen die Mahabiten-Araber im Persischen Meerbusen als Dolmetscher beigegeben. In dieser Stellung nahm er einen hervorragenden Antheil an dem Abschlusse des Vertrags mit jenen Stämmen, in welchem der Sklavenhandel zum ersten mal als Seeräuberei bezeichnet wurde. Dieser Vertrag wurde im Januar 1820 abgeschlossen, während der nordamerikanische Vertrag gegen den Sklavenhandel erst vom Mai 1820 datirt, wenn er auch in Europa früher als jener bekannt geworden ist. Im Jahre 1821 kehrte Thompson nach Europa zurück, wo Jeremy Bentham ihn veranlaßte, Beiträge für die „Westminster Review“ zu liefern, deren Eigenthümer er später wurde. Er schrieb auch von Zeit zu Zeit Flugschriften verschiedenen Inhalts, besonders über Staatsökonomie. So erschien 1827 sein „Cornlaw Catechism“, der sehr viel dazu beitrug, das System der Schutzzölle zu unterminiren. Im Jahre 1829 veröffentlichte er sein Werk „Enharmonic Theory of Music“, im Jahre 1836 seine „Geometry without Axioms“. Im Jahre 1835 wurde er in Hull zum Deputirten für das Unterhaus erwählt und suchte für die Abschaffung der körperlichen Strafen, für die Aufhebung des Verbots, nach welchem ein Witwer sich nicht mit der Schwester seiner verstorbenen Frau verheirathen darf, und für die Eröffnung der Museen und der öffentlichen Bibliotheken an Sonntagen zu wirken. In den Jahren 1857—59 veröffentlichte er wöchentliche Briefe an seine Wähler unter dem Titel „Audi alteram Partem“, die besonders von der Behandlung der eingeborenen Truppen und der Bevölkerung von Ostindien handelten. Damals stand er mit seinen Ansichten ziemlich allein, die sich aber einige Jahre später als tiefbegründete herausstellten. Seine Flugschriften haben auf politische Fragen einen weit größern Einfluß ausgeübt, als man im allgemeinen glaubt. Sein humoristischer Stil stand dem Cobbett's nicht nach. In der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte er sich besonders mit den wachsenden Uebergriffen der katholischen Kirche, über welche er eine Reihe von Briefen geschrieben hat, die durch den Buchhandel verbreitet worden sind.

Am 7. Sept. 1869 starb John A. Rawlins, seit dem März 1869 Kriegssecretär im Ministerium des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Ulysses S. Grant. Rawlins war das jüngste Mitglied des nordamerikanischen Cabinets, er wurde am 13. Febr. 1831 in Jo-Davies County im Staate Illinois geboren. Bis zum Jahre 1854 betrieb er Farmerei und Kohlenbrennerei; als ihm aber diese Lebensbeschäftigung nicht mehr zusagte, ging er nach der Stadt Galena, widmete sich der Rechtswissenschaft und practicirte als Advocat, bis der SeceSSIONSKrieg ausbrach. Als er die Kunde von der ersten Niederlage der Unionstruppen in der Schlacht bei Bull Run vernahm, warb er mit Eifer und glühender Vaterlands- und Freiheitsliebe Freiwillige und trat am 15. Sept. 1861 in den Stab des Generals U. S. Grant. In dieser Stellung verblieb er den ganzen Krieg hindurch, er vernahm den ersten Kanonendonner in der Schlacht bei Belmont am 7. Nov. 1861 und den letzten bei Appomattox Court House im April 1865, kurz vor der Uebergabe Robert E. Lee's. In politischer Beziehung gehörte Rawlins vor dem Kriege der sogenannten Douglas-Demokratie an; schon während des Kriegs neigte er sich der Partei der Republikaner zu, und seit der Präsidentschaft Andrew Johnson's trat er vollständig zu dieser Partei über. Er leistete dem General Grant in allen seinen Feldzügen die vorzüglichsten Dienste und erwarb sich das ganze Vertrauen desselben. Es geschah es, daß er, als General Schofield es ablehnte, unter Grant's Präsidentschaft

das Kriegsministerium zu führen, dieses verantwortliche und schwierige Amt übernahm. Er kannte die Armee der Vereinigten Staaten sehr genau und besaß in allen militärischen Dingen große praktische Erfahrung und ein gereiftes Urtheil. Die vielen und harten Kriegsstrapazen hatten ihm leider ein schweres Leberleiden zugezogen, dem er denn auch endlich unterlag. Sein frühzeitiger Tod wird allgemein in der Union beklagt, um so mehr, als er im amtlichen Verkehre und auch im sonstigen Umgange große Liebenswürdigkeit und Herzensgüte zu entfalten wußte.

William Pitt Fessenden, ein langjähriger Vertreter des Staates Maine im Bundes-senat zu Washington City, ist am 8. Sept. 1869 zu Portland im Staate Main in seinem 63. Lebensjahre nach längerer Krankheit gestorben. Er hat harte Angriffe seitens seiner politischen Feinde und die bittersten Kritiken von seinen Freunden zu ertragen gehabt, er erhob sich niemals zu der ganzen Höhe eines großen Staatsmannes, er sank aber auch niemals bis auf das Niveau eines gewöhnlichen Politikers herab; obschon häufig von beiden bekämpft, mußten ihn doch seine Freunde und seine Feinde stets achten.

Fessenden wurde zu Boscawen in Merrimac County, im Staate Neuhamphshire, am 16. Oct. 1806 geboren. Seine Familie war sehr geachtet und sein Vater, Samuel Fessenden, leistete seinem Staate wiederholt treue Dienste. Der junge Fessenden besuchte das Bowdoin-Collegium von seinem 13. Lebensjahre an, bestand daselbst 1823 mit Ehren sein Examen, studirte die Rechtswissenschaft und ließ sich als Advocat zunächst in Bridgeton im Staate Maine, später in Portland nieder, woselbst er bis zu seinem Tode seinen Wohnsitz behielt. William P. Fessenden begann im Jahre 1831 seine politische Laufbahn und war seit jener Zeit fast unausgesetzt ein Mitglied der Legislatur des Staates Maine oder der Bundesgesetzgebung zu Washington City. Bis der bekannte Kansas-Nebraska-Streit die alten Parteiverhältnisse in hohem Grade auflöste und die noch jetzt bestehende republikanische Partei ins Leben rief, gehörte er der Whigpartei an und unterstützte noch den General Winfield Scott, als derselbe 1852 gegen Franklin Pierce von den Whigs zum Präsidentschaftscandidaten aufgestellt wurde. Ebenso hatte er mit der Whigpartei im Jahre 1840 für den General William H. Harrison und 1848 für den General Zacharias Taylor gestimmt. Obschon er nie ein Freund der Sklaverei war, muß er doch mehr als ein Staatsmann der ältern Zeit angesehen werden. Er that sich am meisten in der Periode der amerikanischen Geschichtsentwicklung hervor, die dem Ausbruche des Entscheidungskampfes zwischen der demokratischen Prosklaverei- oder Seccessionspartei und der republikanischen Unionspartei voranging. Von den Gebrechen jener Periode, von der Politik der Compromisse, der halben Maßregeln und des Uebertünchens, Verschiebens und Vertuschens hat er sich deshalb auch nie ganz frei machen können. Aber unleugbar waren ihm dafür auch einige große politische Vorzüge, ruhige Besonnenheit, Vorsicht und gewissenhafte Sorgfalt eigen.

Fessenden hat im Bundes-senat lange Jahre hindurch eine hervorragende Rolle gespielt. Die Rede, welche er am 3. März 1854 gegen die Nebraska-Bill hielt, machte in der ganzen Union Aufsehen; ebenso unterwarf er die Botschaft, welche seinerzeit der Präsident James Buchanan über die Kansas-Frage erließ, einer äußerst scharfen Kritik. Als im Jahre 1861 im Monat Februar die sogenannte Friedensconferenz (Peace Conference) zusammentrat, um womöglich den drohenden Bürgerkrieg abzuwenden, gehörte Fessenden zu den Mitgliedern derselben. Den größten Einfluß als Bundes-senator besaß er jedoch in allen Finanz-, Zoll- und Steuerangelegenheiten, da ihm in diesen Fragen ein großer Theil seiner Collegen aus Neuengland zu folgen pflegte. Es erschien daher auch fast als selbstverständlich, daß er unter Abraham Lincoln's erster Administration, nachdem Salmon P. Chase am 30. Juni 1864 die Verwaltung des Finanzdepartements niedergelegt hatte,

ins Finanzministerium berufen wurde. Damals war aber eine böse Zeit für die nord-amerikanische Republik, und insbesondere für die Handhabung der Finanzen derselben; es stellte sich bald heraus, daß Fessenden weder die Genialität noch die energische Kühnheit besaß, welche erforderlich waren, um die außerordentlichen Geldmittel, die der Rebellionskrieg verschlang, aufzubringen und doch dabei den Credit der Union aufrecht zu erhalten. Er legte sein Amt deshalb sehr bald wieder nieder, am 4. März 1865.

Später, unter Andrew Johnson's Administration, wurde sein Name noch einmal in den weitesten Kreisen genannt. Er war nämlich einer der sieben Republikaner, welche als Richter in dem vielbesprochenen Impeachmentproceß gegen den Präsidenten Andrew Johnson den letztern nicht schuldig fanden. Es gehörte zu Fessenden's Eigenthümlichkeiten, daß er nicht gern dem Strom der öffentlichen Meinung, mochte derselbe nach der rechten oder nach der unrichtigen Seite hingehen, nachgab; außerdem gerieth er sehr leicht mit seinem einflußreichen Collegen im Bundes Senat, Charles Sumner, in Streit und verharrte gern bei entgegengesetzter Meinung.

Ob und wie weit sein Charakter und seine politische Vergangenheit Fessenden's, wenn der Tod seiner politischen Laufbahn nicht ein Ende gemacht hätte, in das conservative Lager der amerikanischen Parteipolitiker hinübergedrängt haben würden, muß jetzt dahingestellt bleiben. Gewiß ist, daß ein Theil der Demokratie in Neuengland seine Hoffnungen auf ihn als einen der Führer einer neuzugründenden conservativen Partei gesetzt hatte.

Als Jurist erfreute sich Fessenden eines hohen Rufes; das *Lowdoyn-Collegium* und die *Harvard-Universität* hatten ihm das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie verliehen.

Theatralische Revue.

Wir athmen jetzt im Reich norddeutscher Theaterfreiheit! Wie Pilze nach dem Regen schießen die Theater aus der Erde; in Berlin allein ist eine ganze Flora von neuen Schaubühnen in wenig Tagen ans Licht getreten, und kein Romanschreiber kann erfindungslustiger sein in Bezug auf schönklingende Titel, welche im voraus den Flor seiner Firma sichern, als die Unternehmer dieser neuen Bühnen, was die verlockenden Etiketten ihrer Musentempel betrifft. Vierzehn neue Theaterconcessionen sind in Berlin in Folge der (neuen) norddeutschen Gewerbeordnung erteilt worden. Da ist ein *Walhallatheater*, ein *Belle-Alliancetheater* u. a. „*Klabberabatsch*“ hat bereits auf die belle alliance der Theaterzettel und der Speisefarten aufmerksam gemacht, die an diesen Bühnen herrscht. Kunst und Restauration sind auf das innigste verknüpft. Diese Drachensaat des Norddeutschen Bundes wird zwar damit enden, womit die geharnischten Männer des Radmas endeten, nämlich daß sie sich gegenseitig todtzuschlugen; doch diesen Segen der freien Concurrnz vermögen wir auf künstlerischem Gebiete nicht so hoch anzuschlagen. Ist doch selbst der Vorzug der Concurrnz auf nationalökonomischem Gebiete von scharfsinnigen Denkern wie Proudhon bestritten und für die Zukunft eine neue Parole ausgegeben worden. Die Kunst aber als ein Gewerbe zu betrachten, kann nie zum Segen gereichen; im Gegentheil, je mehr ihre gewerbliche Seite abgestreift wird, je mehr sie sich zu einem Cultus verhält, desto mehr wird ihre Bedeutung für das Staats- und Culturleben gesichert sein. Darum haben wir stets für Stadt- und Staatstheater plaidirt, wo die gewerbliche und finanzielle Seite eine untergeordnete Rolle spielt. Das Geschäft hat einmal seinen eigenen Schwerpunkt und der Eifer des Gelderwerbs wird meistens mit den künstlerischen Tendenzen in einen unlöslichen Widerspruch treten.

Die Concurrnz bezeichnet in der Geschichte der Nationalökonomie den Fortschritt gegenüber dem Monopol, und nach dieser Seite hin durfte man auch von der Theaterfreiheit noch am ersten einen Fortschritt erwarten. Das Monopol der durch hundert Rücksichten gebundenen Hofbühnen lastete auf der Production; denn ein von diesen zurückgewiesener tragischer Dichter fand in den großen Hauptstädten wie Berlin keine Stätte für die Vorführung seiner Dichtungen. Hr. von Hülsen hob zwar dies Monopol, was die neuen Tragödien betrifft, aus freien Stücken auf, und wir glauben nicht, daß ihm dies sonderlich schwer gefallen ist. Denn einmal zeigt das Repertoire der berliner Hofbühne namentlich in neuester Zeit gerade keine Vorliebe für die Tragödie, und dann waren auch die andern bestehenden Bühnen keineswegs in der Lage, ohne weiteres Trauerspiele zur Aufführung zu bringen. Dazu war vor allem ihr Personal nicht geeignet.

Auch jetzt, nach Gewährung vollständiger Theaterfreiheit, verlautet nichts davon, daß eine Bühne begründet worden wäre mit der ausgesprochenen Tendenz, dem Hoftheater Concurrnz zu machen auf dem Gebiete, auf dem es bisher das Monopol besaß. Und doch wäre bei der Vernachlässigung des modernen Trauerspiels und bei den zahlreichen Fehlgriffen, deren sich die Schauspielleitung der Hofbühne in den letzten Jahren schuldig machte, gerade einem solchen Unternehmen der beste Erfolg und auch eine Bedeutung für die Entwicklung unserer modernen Dichtkunst vorauszusagen. Nur das Victoria-theater, durch seinen Bühnenraum für große Schauspiele geeignet, dehnte sein tragisches Repertoire bei den Gastspielen des Hrn. Hendrichs und des meist in tragischen Hosenrollen auftretenden Frl. von Westphali aus und hat auch neuerdings ein deutsches Kaiserstück von Max Ring mit ehrenvollem Erfolge zur Aufführung gebracht.

Dagegen hat die Theaterfreiheit eine Menge von Bühnen hervorgerufen, deren Lösung ist: „Vive la bagatelle!“ Die Bluette und der Schwank, das Monodrama und Duodrama, alle diese einactigen, kurzathmigen Bühnenstückchen, in deren Vorführung auch die Dilettantenbühnen sich bisweilen auszeichnen, werden ins Kraut schießen und man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß auch die dramatische Production bald nach dieser Seite gravitiren wird. Ob dies ein Gewinn für die Literatur ist? Wir möchten es bezweifeln! Es ist schwer, ein einactiges Stück von künstlerischem Bau zu schaffen; denn die ganze Entwicklung, die sich bei mehractigen Stücken auf die verschiedenen Acte vertheilt, muß hier in einem einzigen Act mit sichtbarer Artikulation hervortreten. Ein solches Stück muß seine Exposition, seine spannende Entwicklung, seinen Abschluß haben — und wie wenig hat bei der kurz zugemessenen Zeit der Dramatiker seine Einbogen frei! Es gehört viel Gewandtheit, viel Feinheit, viel Esprit dazu, ein einactiges Stück zu schaffen, in welchem sich ein heiterer Grundgedanke anmuthig spiegelt, in welchem Anfang und Ende wohl zusammenpassen, kurz, welches den Eindruck eines wohlausgetragenen Organismus macht. Da die Alfred de Musset weder auf dem berliner noch auf dem wiener Straßensplaster scharenweise umherwandeln, so ist wenig Aussicht, daß eine auf dies Gebiet sich werfende Hyperproduction viele werthvolle Miniaturdramen hervorrufen wird.

Doch so schwer es ist, eine wohlgegliederte einactige Bluette zu schaffen, so leicht ist es, beliebige Einfälle und Begebenheiten alltäglicher Arbeit, Abenteuer und Zoten in ein dramatisches Gewand zu kleiden, das für einen einzigen Act lang oder vielmehr kurz genug ist. Der Sansculottismus der Bühne findet hier ausreichende Gelegenheit, seine Nuditäten zur Schau zu tragen. Eine beliebig zusammengestoppelte Scenensfolge, allerlei Nachahmungen älterer Schubladen- und Verkleidungsstücke, Burlesken, deren kunterbunte Handlung durch das matte Licht mehrerer Couplets erleuchtet wird, werden die Kosten dieser Theaterabende tragen; dabei kann weder die Literatur noch die darstellende Kunst gewinnen!

Was die letztere betrifft, so eröffnet sich jetzt eine weite Arena für alle die Darsteller und Darstellerinnen, die durch mangelnde Mittel und mangelnde Bildung von den höhern Aufgaben der Kunst ausgeschlossen sind. Sowie das Bierglas dicht an die Prosceniumslampen rückt, so rückt das Leben an die Kunst, und zwar berühren sich beide in ihren niedrigsten Sphären. Wer heute noch Zuschauerin ist, erscheint morgen schon auf der Bühne und kokettirt und cancanirt so gut wie die Vorgängerin im Reiche. Ein wenig Dreistigkeit trägt mit viel Behagen sich selber vor, und alle Welt, die Darstellerin selbst nicht weniger, ist erstaunt, wie niedrig, wie leicht erreichbar die Kränze der Kunst hängen! Die Größen der Liebhaberbühnen, die zum Theil nur noch in lockerm Zusammenhange mit dem bürgerlichen Leben stehen, volligiren auf die Duodezvoltbühnen hinüber, und da die Nachfrage den Preis steigert, so stehen sich die neuen Künstler und Künstlerinnen gar nicht so schlecht und die ältern größern Bühnen haben schweren Stand, ihr Volk zusammenzuhalten, daß es nicht in die neuen theatralischen Taubenschläge ausfliegt.

Das Café chantant verwandelt sich in ein Theater — das ist die Signatur der neuen Epoche der „Theaterfreiheit“!

Zwar rühmt man der Concurrnz nach, sie gleiche dem Speer der Minerva, welcher die geschlagenen Wunden selbst wieder heilt. Und in der That darf man wol erwarten, daß nur ein kleiner Theil dieser so lustig aufschießenden Volksbühnen sich behaupten wird. Das Gleichgewicht stellt sich von selbst wieder her; aber die Kunst ist eben kein Gewerbe, und das unsolide Kunstgeschäft kann floriren, wenn das solidere zu Grunde geht. Wollte man beliebte Formeln der Physik auf das Theaterwesen anwenden, so könnte man sagen, der pecuniäre Erfolg steht oft im umgekehrten Verhältniß zu dem künstlerischen Streben und nimmt zu wie die Quadrate der Entfernung von der wahren Kunst. Vielleicht bildet sich gerade durch diese tumultuarischen Bestrebungen ungebundener Concurrnz doch die Einsicht heraus in das, was noththut, um die Kunst in einen Cultus zu verwandeln und die Kunsttempel in Ehrentempel der städtischen Gemeinden und des Staats.

Das berliner Hoffchauspiel steht in der neuen Saison unter der speciellen Leitung des Intendanten, ohne die bisherige Vermittelung einer Schauspieldirection. Zur Seite steht Hr. von Hülsen der Regisseur Ferrand und in dem frühern gothaischen Schauspieldirector Friedrich Haase ist der Bühne nicht bloß eine mit Freuden begrüßte darstellende Kraft gewonnen, sondern auch ein an Schauspielleitung und organisatorische Thätigkeit gewöhnter Regisseur, dessen wohlthätiger Einfluß bald unverkennbar sein dürfte. Friedrich Haase hat im Laufe des Sommers in Amerika durch seine feinen Cabinetstücke und Genrebilder große Erfolge errungen. Eine neue Rolle, stets so wünschenswerth für das darstellende Talent, bot sich ihm in dem Helben des neuen Brachvogel'schen Stückes „Die Harfenschule“, in Beaumarchais, dar, und er führte dieselbe zuerst in Stettin und dann am berliner Hoftheater zum Siege.

Der Roman „Beaumarchais“ von Emil Brachvogel, nach welchem der Autor sein neues Stück gearbeitet hat, ist, vom Standpunkte literarischer Kritik aus betrachtet, ein sehr schwächliches Werk, in einem schwulstigen und uncorrecten Stil abgefaßt und voll greller und crasser Effecte. Dennoch enthält er dramatische Elemente; für den epischen Stil ist die Muse Brachvogel's überhaupt zu kurzathmig und in allen seinen Romanen schwellen die dramatischen Pulse. Es war daher kein unglücklicher Versuch, aus diesem Roman, der selbst wie ein Amalgam von Boulevarddramatik gemahnt, ein Trauerspiel herauszuschneiden.

Freilich, der Beaumarchais Brachvogel's verbittet sich jede Verwechslung mit dem edeln Beaumarchais Goethe's; er ist ein Doppelgänger des Brachvogel'schen „Marrick“, wengleich er das geniale Lumpentum, welches die Specialität dieses Dichters bildet, in

einer etwas andern Variante vertritt. Diese Variante ist aber durchaus nicht vortheilhafter und anziehender; im Gegentheil, Narciß ist ein philosophischer Lump, Beaumarchais aber kein Cyniker im Denken und in der Erscheinung, sondern in seiner Handlungsweise und zwar auf einem Gebiete, wo sonst das Criminalrecht einzuschreiten pflegt. Seine „Geldgeschäfte“ sind sehr bedenklicher Art, und das ist wol das Schlimmste, was man einem dramatischen Helden nachsagen kann. Das Stück hat im übrigen jene starken Züge, welche von der Bühne herab ihre Wirkung nicht verfehlen. Brachvogel hat von den französischen Boulevardtheatern viel gelernt, er weiß die Effecte mit großer Geschicklichkeit herauszuarbeiten und alle jene Musiken zu benutzen, welche über den innern Werth der Charaktere, der Handlung und des dichterischen Stils zu täuschen vermögen. Dabei hat er Esprit und die Sprache des Affects, eine Gabe, die für den Dramatiker unerlässlich ist.

Außer der „Harfenschule“ gab die berliner Hofbühne in dieser Saison noch das Lustspiel „Schleicher und Genossen“ von Rudolf Genée, eine neue Bearbeitung der bekannten Sheridan'schen „Lästerschule“. Mit Recht wird das letztere Stück zu den Zierden der englischen Dramatik gerechnet; es bezeichnet in der Entwicklung des englischen Lustspiels einen Höhepunkt, die glückliche Vereinigung des frischen altenglischen Humors mit der gewandten Intriguensführung der französischen Stücke. Sheridan ist in Bezug auf witzigen Dialog der echte Nachfolger Congreve's, sowie dieser wiederum als der Nachfolger der altenglischen Lustspielichtung betrachtet werden kann, deren Zügellosigkeit bei Sheridan in wesentlich gemildertem Form erscheint. Die alte Verbotheit ist schon bei Congreve einer feinern Frivolität gewichen, bei Sheridan jenem funkelnden Esprit, der dem so beweglichen und geistig glänzenden 18. Jahrhundert eigenthümlich ist. Gleichwol bedarf das Lustspiel wesentlicher Retouchirung, um für unsere moderne Bühne ganz genießbar zu sein. Den verschiedenen frühern Aneignungsversuchen schließt sich der neueste von Rudolf Genée an, der das Original mit größerer Freiheit behandelte, auch mit der Aufführung in Berlin einen günstigen Erfolg davontrug, obschon eine so nachhaltige Wirkung, wie von modernen, aus der Zeit herausgebildeten Originalproductionen, sich von einer solchen Neubildung nicht erwarten läßt.

Von leichterem dramatischer Waare führte das berliner Hoftheater das bereits am wiener Burgtheater gegebene einactige historische Genrebild von Sigmund Schlegel: „Liselotte“, vor. Den Chorus dieses Stückes bildet die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, die Heldin des gleichnamigen Lustspiels von Paul Heyse, der die durch ihre großen Cynismen und ihren urwüchsigen Mutterwitz bekannte Mutter des Regenten von Frankreich in ein zierlich akademisches Gewand kleidete, das mit der Physiognomie der rücksichtslosen Dame und zum Stil und Charakter ihrer uns erhaltenen Briefe einen auffallenden Contrast bildet. Die Pfalzgräfin in der historischen Blüthe Schlegel's ist in ihrer Haltung getreuer der Geschichte nachgezeichnet; sie verleugnet ihren Mutterwitz nicht, auch tritt sie als kernhafte Moralpredigerin auf, obschon der kleine Zwischenfall, dem ihre Sittenpredigten gelten, ein beabsichtigter Ruß, für das Jahrhundert des großen Ludwig doch einen zu harmlosen Charakter trägt. Im übrigen ist das Genrebild nicht ohne Geist ausgeführt. Das Scherzspiel von Ludwig Rosen: „Des Nächsten Hausfrau“, am berliner Hoftheater sowie am Carl-Theater in Wien und an mehreren andern Theatern aufgeführt, gehört in jene Gattung frischer und resoluter Schwänke, bei denen man nicht genau nach der Motivirung fragt, wenn die Situationen nur auf unser Zwerchfell wirken. Doch hat Rosen in seinem neuesten Stücke nicht die Grenze gewahrt, die auch der zügellose Schwank noch beobachten muß, wenn er nicht Unbehagen erregen soll. Der erste Act führt uns mit der gewöhnlichen Ueberstürzung der Rosen'schen Stücke, deren Lieblingsgang der Purzelbaum ist, in die Handlung ein; der zweite und dritte Act dagegen erlahmen in

bedenklicher Weise. Das Grundmotiv beruht auf einer trivialen Verwechslung einer ältern Frau Camilla mit einer jüngern Nichte gleichen Namens. Man könnte das Stück eine Parodie auf Hebbel's „Ring des Gyges“ nennen. Hier zeigt ein Gutsbesitzer, Hr. Vöffelmann, seine nicht mehr jugendliche Frau zwar nicht im olympischen Costüm, aber doch in tieffter, noch nicht künstlerisch aufgebaute Morgentoilette einem Jünglinge, der er irrthümlicherweise für den Verehrer derselben hält, um ihn durch eigene Anschauung von seiner Neigung zu curiren. Dies Motiv ist weder geschmackvoll, noch decent, noch eigentlich komisch, es ist im Grunde widerwärtig, und es zeugt für Rosen's Humor, daß er auch solchem Motiv noch komische Wirkungen abgewinnen konnte.

Das wiener Burgtheater schreitet rüstig mit Novitäten vor und brachte bereits zwei größere Trauerspiele einheimischer Dichter, welche vom Publikum sehr günstig, weniger günstig von der Kritik der großen wiener Zeitungen aufgenommen wurden: Joseph Weilen's „Rosamunde“ und Salomon Mosenthal's „Isabella Orsini“. Joseph Weilen beharrt bei dem Bestreben, romantische Stoffe zu wählen, welche durchaus im sogenannten reinen Aether der Dichtung sich bewegen, ohne jeden stoffartigen Reiz, aber auch ohne sympathische Beziehungen zum Leben der Gegenwart. Die Longobardenfürstin Rosamunde ist schon oft zur Heldin von Tragödien gemacht worden; wir selber sahen auf unserer italienischen Reise ein solches Stück in Rom aufführen, der junge Dichter wurde damals sogar bei offener Scene gerufen, und es machte einen komischen Eindruck, als derselbe im Frack mitten zwischen seinen nacktbeinigen Longobardenfürsten erschien. Der Gegensatz unsers Lebens, unsrer Cultur und Weltanschauung gegen das rauhe Zeitalter der Völkerverwanderung trat uns in diesem äußern Umstande recht schlagend vor Augen. Dieser Gegensatz ist auch schwer zu vergessen bei allen Dramen, deren Stoffe der grauen Vorzeit entnommen sind. Die Herren und Damen der Völkerverwanderung dürfen zu nos doch einmal nicht in jenem bärenhäutigen Stil sprechen, der in ihrer Zeit Mode war und zu ihrem Costüm paßte, in jener ungeledten Sprache der Leidenschaft, welche sich für den modernen Rothurn der Tragödie nicht eignet. Die Helden Weilen's sprechen geistreich, ja sie lassen sich sogar auf psychologische Experimente ein. Es wird untersucht, ob Rosamunde Alboin liebt; die Nachricht seines plötzlichen Todes soll den Priestern bilden. Solche Experimente sind durchaus modern und jenem barbarischen Zeitalter fremd. Ueberhaupt darf man sich fragen, was noch von der alten Sage übriggeblieben ist, wenn der Dichter die Rosamunde nicht den Alboin, sondern sich selbst vergiften läßt, wie doch die geschichtliche Ueberlieferung lautet? Es ist doch nichts aufgenommen als der Name, und dazu der Hintergrund einer geistig armen Zeit, während derselbe Stoff, nach seinen wesentlichen Grundzügen, auch in die moderne Zeit verlegt werden konnte.

Das Talent des Dichters zeigt sich auch in diesem Werke, welches durchaus den Stempel der Halm'schen Schule trägt. Der Conflict in „Rosamunde“ zwischen der Liebe zum Vaterlande und derjenigen zum Geliebten bietet ein tragisches Interesse; auch das Motiv, der im Kampfe für das Nationalpalladium auslobernde Patriotismus der Fremdin, die den neuen Gatten erschlägt und also eigentlich die historische Rosamunde ist, erscheint stark genug, um es zu rechtfertigen, daß das bisher schlummernde Nationalgefühl in der Brust der Heldin erwacht. Gleichwol ist die urwüchsigste Kraft, die in der ursprünglichen Erzählung liegt, das Gewaltige und Wilde, durch die moderne Fassung abgeschwächt. Mächte der begabte Dichter doch sein Talent an modernen Stoffen erproben!

Einen glänzenden Erfolg hatte Mosenthal's Trauerspiel „Isabella Orsini“ am wiener Burgtheater. Mit diesem Erfolge in schneidendem Widerspruch stand das abfällige Urtheil der wiener Blätter, namentlich der „Presse“ und der „Neuen Freien Presse“. Einstimmig gerühmt wurde die Bühnentechnik und die geschickte Berechnung und Durch-

führung des Bühneneffects in dem Trauerspiele, während man dem Dichter die Menge von Zufälligkeiten, welche den Fortgang der Handlung bestimmen, und den Mangel an echter tiefer Leidenschaft schuld gab. Das Stück ist eine Eifersuchtstragödie, aber Isabella Orsini wird von ihrem Gatten ermordet, ohne daß dieser von dem wirklich begangenen Ehebruche überzeugt wäre; er straft sie nur für den geistigen Ehebruch. Und Troilo, der Geliebte, ersticht sich selbst an ihrer Leiche, statt den Mörder zu erstechen. So fehlt dem tragischen Schluß die überzeugende Motivirung, die Größe der Leidenschaft. Herbeigeführt wird die Katastrophe durch jene schöne, venetianische Bühlerin, Bianca Capello, welche einst Troilo geliebt hatte, sie selbst die Heldin so vieler Romane und Tragödien, hier aber zu einer secundären Rolle verurtheilt. Die „Neue Freie Presse“ rühmt dem Stücke mehrere Vorzüge nach. „Der franke Großherzog ist ein scharfgezeichnetes Exemplar jener Landesväter, die eine Landesplage sind. Der Gegensatz zwischen den beiden Frauen, der edeln Isabella und der schlimmen Bianca, bietet einen interessanten psychologischen Vorwurf und ist sehr verständig durchgeführt. Der zweite und dritte Act enthalten nicht nur äußerlich wirksame, sondern echt dramatische Scenen, den ganzen Verlauf des Stückes bleibt das Publikum in einer gewissen nervenprickelnden Spannung und die Langeweile, diese bitterste Feindin in der Tragödie, findet keinen Zutritt.“

Das leipziger Theater, das von vielen Seiten als eine Musterbühne gepriesen wird, ist in diesem Jahre sehr schläfrig mit der Vorführung von Novitäten. Der profanste Meßcultus, den Laube's Direction noch mit größerem Eifer treibt als der auf ein dramaturgisches Renommée verzichtende Vorgänger, stand bei dem Beginn der Saison in voller Blüte. Seitdem ist nur eine nennenswerthe Novität zur Aufführung gebracht worden, das Trauerspiel „Die Gräfin“, vor einiger Zeit anonym im Buchhandel erschienen. Der Verfasser, der verdienstvolle Redacteur der „Rülmschen Zeitung“, Heinrich Kruse, hat sich jetzt nach der leipziger Aufführung genannt; er ist gleichzeitig durch Verleihung einer goldenen, dem Schillerpreise beigefügten Medaille ausgezeichnet worden. Das Trauerspiel hatte, wenn auch keinen glänzenden, doch einen freundlichen Erfolg; man erkannte die markige Gediegenheit des Ausdrucks an, die Vorzüge der genrehaften Ausführung und einer Charakteristik, die namentlich mit Glück sich auf humoristischem Gebiete bewegt. Dagegen konnte der Charakter der Heldin des Stückes selbst keine rechten Sympathien erwecken und damit auch der eigentliche dramatische Gang der Handlung. Die Gräfin gehört einem Geschlechte an, das sich in Ostfriesland über die Häupter der Vasallen hinweg die Herrschaft erobert hat. Stolz und hochmüthig sucht sie diesen Vorzug zu behaupten, behandelt die Edeln des Landes fast wie Dienstleute, indem sie ihnen bei ungehorsamer Auflehnung mit der Peitsche droht, zeigt sich auch als tüchtige Regentin, indem sie mit starker Hand die Seeräuberien der friesländischen Land- und Strandherren bändigt und dem ins Land fallenden Feinde mit energischem Heldenmuth gegenübertritt. Die Sympathien, die das Mannweib nach dieser Seite hin gewinnt, verschert sie aber wieder durch ihr Auftreten in der eigenen Familie. Daß sie ihre eine Tochter nicht einem adelichen, aber unebenbürtigen Vasallen geben will, und den fliehenden Entführer, den trotzbienden Rebellen mit Heeresmacht verfolgt, das ist leicht begreiflich und schädigt ihr Ansehen nicht, indem solcher Hochmuth doch eine reale Grundlage in den gegebenen Verhältnissen findet. Wenn die Gräfin dagegen die zweite Tochter zum Kloster verurtheilt, ihre Liebe zu dem tüchtigen, ebenbürtigen Christoph von Oldenburg auf das entschiedenste verdammt, so haben wir hier kein greifbares Motiv; denn die Anciennetät bei Töchtern, durch welche der Dichter in einem Bühnenzusatz das Benehmen der hartherzigen Mutter zu rechtfertigen sucht, hat keinen Sinn, mindestens nicht motivirende Kraft genug, um einen solchen, das Glück der Kinder vernichtenden, mütterlichen Eigensinn zu erklären.

So gehen denn drei Kinder der Mutter an ihrer Hartherzigkeit zu Grunde, und sie selber, vorher schon eine versteinerte Niobe, hat nichts für sie als eine Thräne, die sie nach der Ansicht des Dichters mit der Menschheit ausfähnt.

Von den großen Vorzügen der Dichtung heben wir den knappen, dramatischen Stil, die tüchtige Situationsmalerei in einzelnen Scenen und vor allem den an Shakspeare's Muster erinnernden frischen Humoristen Christoph von Ulzburg hervor. Der letztere wurde indeß bei der leipziger Aufführung von einem sonst talentvollen Darsteller vergriffen, indem dieser fast einen Clown aus demselben machte und so das allzu stark betonte, übergreifende komische Element den Eindruck der tragischen Stimmung beeinträchtigte.

Der diesmalige berliner Schillerpreis von 1000 Thln., dessen Accessit Kruse für „Die Gräfin“ erhielt, wurde an Emanuel Geibel für seine „Sophonisbe“ ausgetheilt, und wie man auch über dies Trauerspiel denken mag, man wird den hochverdienten Dichter einer so ehrenvollen Auszeichnung ohne Frage für würdig halten. Bedenklich erscheint es nur, daß wiederum ein Dichter für einen tragischen, dem Alterthume entliehenen Stoff den Preis erhielt, indem in solchem Vorgange eine Ermuthigung für ähnliche Versuche liegt und so eine Production gefördert wird, welche unmöglich Geltung auf der Bühne und nationale Bedeutung gewinnen kann. Das preisgekürnte Stück selbst ist nur an wenigen Bühnen zur Aufführung gekommen und hat in Wien nur einen Achtungserfolg davongetragen. Die Preisrichter können, bei der Ueberzeugung von dem innern Werthe der Dichtung, von dem äußern Erfolge absehen, obgleich ein Trauerspiel, das sich an den großen Bühnen behauptet, doch auch nach den Statuten der Preisstiftung den Vorzug vor einem gleichwerthigen verdient, welches sich solcher Erfolge nicht zu rühmen hat. Gleichwol wird die diesmalige Preisvertheilung wol von keiner Seite angefochten werden; denn der Preis soll nicht nur das Werk ehren, auch den Dichter, und nicht Anfängern gegeben werden, denen zufällig ein nicht ganz unglücklicher Wurf gelang; er soll nicht eine Ermuthigung für die Zukunft, sondern eine Belohnung für die Vergangenheit sein. So unsehlbar und unbestreitbar treten selten die Vorzüge eines einzigen Werkes hervor, daß diese mithereinspielenden Bedingungen ganz außer Acht gelassen werden könnten.

Unser neuestes Preisstück: „Sophonisbe“, Tragödie in fünf Aufzügen von Emanuel Geibel, erschien im Druck (Stuttgart, Cotta, 1868). Es gibt kaum einen Stoff des Alterthums, der öfter von den Dichtern behandelt worden wäre. Einer langen Reihe von „Sophonisben“ aus dem 18. Jahrhundert schließt sich eine nicht minder lange aus unserm Jahrhundert an. In der That hat auch der Stoff einen echt tragischen Conflict, den Conflict zwischen der Liebe zum Vaterlande und der Leidenschaft des Herzens, der aber ebenso gut in moderner Zeit spielen kann wie in der Zeit des Alterthums. Immerhin wäre für den Hintergrund des Conflicts unsere moderne Epoche der afrikanisch-römischen vorzuziehen, deren ganzer Culturzustand, deren Glauben und Denken uns fremdartig ist, während auch das exotische Colorit nicht hinlänglichen Reiz für die Phantasie bietet, um für jenen Nachtheil geistiger Ungleichartigkeit zu entschädigen.

Die eigentliche tragische Collision in Geibel's „Sophonisbe“ beginnt erst mit dem dritten Act. Die beiden ersten geben mehr eine Vorgeschichte. Gleich bei ihrem ersten Auftreten macht uns die Gattin des Königs Sypbar mit einer frühern Neigung bekannt, die sie für Massinissa hegte. Doch als der Numiderfürst zu den Vaterlandsfeinden überging, fühlte sie sich enttäuscht und reichte dem Könige Sypbar ihre Hand. Indesß gewährt ihr diese Ehe keine volle Befriedigung; oft kommt ein Gefühl einsamer Leere über sie; sie fühlt, daß ihr Los noch nicht erfüllt sei, daß ein ungeahntes Verhängniß nahen müsse, um ihrem Herzen ganz genugzuthun. Eine durchaus moderne Stimmung, welche dem Alterthume unbekannt war!

Der Königin Ahnungen erfüllen sich rasch genug. Sie wird Witwe im ersten Act; König Sypbar ist im Kampfe geblieben; ihr früherer Geliebter, Massinissa, der Bundesgenosse der Römer, erscheint, sie will ihn tödlich mit einem Pfeil treffen, doch der Bogen entfällt ihrer Hand, sie kann es nicht, noch lebt ein Rest der alten Neigung in ihrem Herzen.

Und es gewinnt den Anschein, als solle diese Asche wieder in vollen Flammen auflodern. Ist doch der Numider noch von der frühern Leidenschaft beseelt; er will seine Scharen wieder fortführen von den Römern, und Sophonisbe ist bereit, ihm zu folgen, wenn sie nur um solchen Preis die einzige Hoffnung für ihr Volk erkaufen kann. In den dritten Act ist der Höhepunkt der dramatischen Krisis verlegt. Im Lager der Verschworenen, der zum Abfall gerüsteten Scharen erscheint Scipio selbst; und obgleich Sophonisbe auffordert, den fremden Unterdrücker zu Boden zu schlagen, erringt doch Scipio's Helden- und Edelmut den Sieg, ja auch den Sieg über Sophonisbe's Empfinden selbst; sie hat endlich das gefunden, was sie suchte — einen Mann. Diese Scene ist die glänzendste des Stücks, sie hat dramatischen Nerv und dramatisches Leben. Auch athmet die Beredsamkeit Scipio's hinreißenden Schwung und erinnert an ähnliche Schiller'sche Stellen.

Leider erhalten sich die beiden letzten Acte, trotz vieler dichterischer Schönheiten, nicht auf gleicher Höhe. Die Liebe Sophonisbens verwandelt sich in Haß, als sie erfährt, daß Scipio geprahlt habe, die Numiderkönigin in Rom im Triumphe aufzuführen. Dies ist aber einfach ein Mißverständniß und als solches kein genügendes tragisches Motiv. Der Regier Batu hat schlecht gehört — und so durch irrtümliche Mittheilung den Stolz Sophonisbens empört. Und auf diese Mittheilung hin greift sie zum Dolch, den Scipio zu ermorden, erfährt aber ebenso zufällig aus einem Briefe, der offen auf dem Tische des Feldherrn liegt, daß dieser sie allerdings mit im Triumphezuge aufführen wolle, aber nicht als Gefangene, sondern in allen Ehren als königliche Bundesgenossin an seiner Seite sitzend. Nun ersticht sie statt des Römers sich selbst.

Man könnte zu Gunsten des Dichters anführen, daß die Nothwendigkeit eines tragischen Abchlusses von vornherein durch den ganzen Charakter des Conflicts gegeben sei und daß die dramatischen Incidenzpunkte der Handlung nur dazu dienen, diese innere Nothwendigkeit auch an äußern Stadien nachzuweisen; man könnte auf das Beispiel des „Othello“ hindeuten, eine Tragödie, welche uns die Entwicklung einer großen Leidenschaft darstellt, während lustspielartige Kleinigkeiten, ein vergessenes Schnupftuch und ähnliche Motive den Gang der Handlung bis zur großen Katastrophe bestimmen. Dennoch ist es hier ein Charakter, der mit voller Absicht alles anscheinend Zufällige für seine Zwecke benutzt und ausbeutet. In den zwei letzten Acten des Geibel'schen Trauerspiels dagegen wirkt das ganz zufällige Mißverständniß als bestimmende Macht und die tragische Lösung nach Erkenntniß desselben hat keine überzeugende Nöthigung.

Im einzelnen ist das Stück reich an poetischen Verdiensten und durchweg in einem edeln Stil gehalten, der nur hier und dort durch irgendeine Grabbe'sche Hyperbel oder ein homerisch schmeckendes Beiwort in seiner maßvollen Haltung gekört wird.

Von andern Dramen, die ihren Bühnenlauf noch nicht abgeschlossen haben, erwähnen wir noch: „Maske für Maske“, von Gustav Scholz, ein Drama, welches zuerst am Hoftheater in Wiesbaden zur Aufführung kam, seitdem auch in Dresden und an mehreren andern Bühnen mit Beifall gegeben wurde. Der Held des Stückes ist Gustav Wasa, den auch schon Kogebue einmal zum dramatischen Helden machte. Man rühmt dem Stücke Bühnenwirksamkeit und glückliche Zeichnung mancher Situationen nach. Einen andern Stoff aus der schwebischen Geschichte: „König Erich XIV.“, bereits von Robert Prutz und Aussenberg behandelt, hat Koberstein, der Sohn des berühmten Literar-

historikers und selbst Schauspieler in Dresden, zum Helden eines Trauerspiels gemacht, welches am dresdener Hoftheater in Scene gehen sollte, gerade als der verheerende Brand das schöne Gebäude vernichtete. Das Stück ist seitdem am hamburger Stadttheater und am Hoftheater in Koburg mit Beifall zur Aufführung gekommen, und man rühmt auch diesem Stücke Bühnenwirkung und dem Verfasser dramatisches Talent nach. Ein neues Stück von Paul Heyse: „Ehre um Ehre“, machte am frankfurter Stadttheater Fiasco, trotzdem die Kritik ihm auch manche Vorzüge zuerkennt, die der feinen, aber nicht dramatisch scharfen Begabung des Dichters eigen sind und oft nur durch seine akademischen Verkünstelungen und die Vorliebe für problematische Stoffe verdunkelt werden.

Eine der interessantesten Aneignungen fremder Bühnendichtungen ist die „Salumala“ des Kalidasa, welches indische Schauspiel der Intendant des schweriner Hoftheater, Freiherr von Wolzogen, für die deutsche Schaubühne eingerichtet hat. Die reizvolle Poesie dieses Stückes und sein erotischer Zauber ließen den kühnen Versuch glücken, so grundverschieden auch die Weltanschauung des alten indischen Dichters von derjenigen der Jetztwelt ist. Das Stück kam am schweriner Hoftheater und auch am Breslauer Stadttheater mit Erfolg zur Aufführung, hat indeß eine weitere Kunde über die Bühnen nicht gemacht. Ein anderer Versuch Wolzogen's, den Schiller'schen „Wallenstein“ so zusammenzuziehen, daß alle drei Stücke im Verlauf eines einzigen Theaterabends gegeben werden können und ein einziges bilden, hat auch in Breslau und Schwerin Anlang gefunden, dürfte aber doch, weil er den Schiller'schen Genius allzu sehr in ein Prokrustesbett spannt, keinen durchgreifenden Erfolg erzielen.

Obgleich die Bücherdramatik eigentlich außerhalb des Bereichs unserer „Theatralischen Revue“ liegt, so gehört es doch zum Beruf derselben, die Bühne hin und wieder auf bühnenfähige Werke von dichterischem Werth aufmerksam zu machen. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung auf diesem Gebiete ist es, daß von praktischen Männern der Bühne eine bereits vergessene, nur als Bühnenmanuscript gedruckte Dichtung, welche niemals das Licht der Proszeniumslampen erblickt hat, aus dem Dunkel der Theaterarchive hervorgezogen, für die Bühne eingerichtet, mit Einleitungen versehen und für den Buchhandel herausgegeben wird. Da ohne die Geburtswehen von Puff und Reclame selten das Werk eines bisher unbekanntes Dichters die Bühnen erobert, da die Pässigkeit vieler Directionen sich kaum um alle eingehenden Novitäten kümmert, die zweiten Bühnen in der Regel auf die ersten warten und ihrem Vorgange folgen, die dramaturgischen Brillen der großen Hofbühnen aber auch nicht immer ganz blank gepußt sind, so mögen in den Theaterarchiven noch manche Dichtungen von Werth den Schlaf der Gerechten schlummern und vergebens auf eine Auferstehung harren. Geht es doch vielen dramatischen Schriften, die im Buchhandel erschienen sind, nicht besser; keine Direction, kein Lesepublikum erbarmt sich ihrer. Es muß daher immer als ein Verdienst angesehen werden, wenn Fachmänner in diesen vergrabenen Schätzen wühlen und Beachtenswerthes wieder an das Licht hervorziehen. So haben jetzt der Director des oldenburger Theaters, August Beder, und der Oberregisseur des züricher Theaters, Clemens Rainer, eine Tragödie von Julius Minding: „Papst Sixtus V.“, die im Jahre 1846 als Theatermanuscript an die Bühnen versendet wurde, dem Theater übergeben und den Theatern als ein vorzügliches Werk empfohlen. Der Verfasser, ein Mitstreiber Friedrich von Sallet's, endete später in Amerika durch Selbstmord. Ein Stück, welches damals das Interesse des oldenburger Dramaturgen, Julius Rosen, erregte, ohne daß dessen Fürwort eine Aufführung durchsetzen konnte, unterscheidet sich wesentlich von dem gewöhnlichen Jambentrab „der fünfactigen“ und „sünffüßigen“ Tragödien. Es ist Mark und Nerv in der Diction und der Hauptcharakter gibt dem Schauspieler einen willkommenen Halt für eine nicht schablonenhafte, sondern mit Charakter:

stischer Kraft ausgeführte Darstellung. Der Cardinal Montalto verbirgt unter dem Schein von Altersschwäche, Kränklichkeit und geistiger Gebrechlichkeit seine hochfliegenden Pläne auf die Tiara und die Reform des im Verfall begriffenen Roms. Unter dieser Maske weiß er sich die Stimmenmehrheit im Conclave zu sichern, indem die verschiedensten Parteien glauben, sich seiner als eines Werkzeugs bedienen zu können. Zum Papst gewählt, wirft er im Conclave jene Maske ab und zeigt sich als ein willensstarker, entschieden durchgreifender Staatsmann. Diese Situation ist echt dramatisch. Doch hält sich das Stück nicht auf solcher Höhe. Papst Sixtus als Beschützer der Künste und Wissenschaften wird uns weiterhin im Verkehr mit den großen Männern jener Zeit vorgeführt, eine mehr anekdotische Charakteristik, über welcher der dramatische Schwung erlahmt. Erst gegen den Schluß hin erhebt sich das Gegenspiel zu tragischer Bedeutung, indem Mathilde, die hochsinnige Geliebte eines adelichen Rebellen, der sich gegen den Despotismus des Papstes empört, den letztern vergiftet. Das Stück ist zum großen Theil durch die Hoffnungen inspirirt worden, die man an die Thronbesteigung des Papstes Pius IX. im Jahre 1846 knüpfte. Doch so trüglich sich diese Hoffnungen erwiesen haben — die vielen Vorzüge jenes tüchtigen Charaktergemäldes bleiben dadurch unberührt.

Auf ein anderes im Druck erschienenenes Stück: „Timoleon“, von Hans Marbach (Berlin 1869), glauben wir hinweisen zu müssen wegen seiner bühnengerechten Haltung und des dramatischen Talents, das sich in demselben ausprägt. Unser bekanntes Vorurtheil gegen antike Stoffe wird zwar durch das Stück keineswegs beseitigt, denn das Grundthema desselben, ein Brudermord aus Patriotismus, wird auf unser modernes Empfinden immer einen befremdenden Eindruck machen. Doch davon abgesehen zeigt das Trauerspiel in der Durchführung der Charaktere und Situationen eine markige geistige Energie; namentlich ist der Decembriseur von Korinth, Timophanes, der Mann der Staatsstreiche, mit glänzenden Farben gezeichnet und die blasirt-üppige Grundstimmung des Charakters, in welche so viel Thatkraft und Unternehmungslust mit hereinspielt, fesselt das Interesse an diese originelle Despotengestalt. Auch Diogenes, wiewgleich er gerade in der zweiten Hälfte der Handlung für den dramatischen Fortgang zu behaglich in den Vordergrund tritt, gibt dem Drama einen pilant-philosophischen Zug, der die antike Toga doch mit einem auch dem modernen Geist sympathischen Gehalt verbrämt.

Unter den Ereignissen aus der Theaterwelt, die sich im Laufe des letzten Halbjahres zugetragen haben, steht der unheilvolle Brand des dresdener Hoftheaters am 21. Sept. 1869 in erster Linie. Am hellen Tage hervorgerufen durch die Unvorsichtigkeit einiger Arbeiter, welche, mit der Anfertigung von Gummischläuchen beschäftigt, die bei diesem nicht in das Theatergebäude gehörenden Geschäft erforderliche Vorsicht veräußerten, verzehrte der Brand im Laufe weniger Stunden einen der schönsten deutschen Kunsttempel, an dem die Erinnerungen vieler und großer künstlerischer Genüsse hafteten. Die Glanzzeit von Emil Devrient und Bogumil Dawison ist mit diesem Hause auf das engste verknüpft; auch die Leitung des dresdener Hoftheaters hat nie in das realistische Gleis eingelenkt, sondern ihre verschiedenen Vertreter haben stets eine künstlerisch edle Haltung behauptet. Groß sind außerdem die Verluste an Kunstwerken; es verbrannte der große Portalvorhang von Julius Hübner, sowie die rothe Zwischenactsgardine von Desplechin, die Kolossalstatue Lessing's, ein Meisterwerk Rietschel's, und ebenso wurden die kostbaren Malereien am Plafond und im obern Bogen des Rundbaues zerstört, ebenso das ganze Mobiliar mit seltenen Rococo- und Renaissanceeinrichtungen und die Künstkammer, mit Künstungen und Waffen von hohem Werth. Nicht minder schwer beschädigt sind die Rietschel'schen Frieze. Nur die Dichter und Künstler, Schiller und Goethe, Mozart und Gluck, die Hähnel'schen Statuen Molière, Aristophanes und Shakespeare sind ziemlich unverfehrt aus dem Feuer hervor-

gegangen. So liegt der schöne Bau Gottfried Semper's in Trümmern, ein Interimstheater ist aufgeführt, um der dramatischen Kunst eine Stätte zu sichern. Und es mag zunächst ein Trost in der Betrachtung liegen, daß ihre Leistungen nicht an den glänzenden Rahmen gebunden sind, so sehr er sie erheben mag, und daß um so mehr der innere gebiegene Werth der Darstellung auch im bescheidenen Raume wirken kann.

Die unfreiwilligen Ferien wurden von den Künstlern und Künstlerinnen zu Gastspielen benutzt. Frä. Pauline Ulrich, gleich trefflich im Trauers- und Lustspiel, gastirte in Hannover und Breslau mit großem Erfolge; der Charakterdarsteller Hr. Jaffe in Stuttgart. Außerdem ist aus der Schauspielereiwelt noch zu berichten, daß man in Wien und Berlin zwei Reconvalescenten mit Jubel begrüßt hat, dort den geistvollen Darsteller Joseph Wagner, welcher, der Bühne lange Zeit durch Krankheit entfremdet, auf dem Burgtheater bei seinem Wiederauftreten in glänzender Weise, gegen die Sitte der Bühne, durch mehrmaligen Hervorruf ausgezeichnet wurde; hier Ludwig Dessoir, der als Narcis am berliner Hoftheater wieder auftrat, in jener Rolle, die er geschaffen und der er sein geistig scharfes Gepräge vor allen andern aufgedrückt hat.

In Stuttgart starb am 28. Sept. 1869 Karl Grunert, württembergischer Hofschauspieler und Regisseur, bekannt als einer der tüchtigsten deutschen Charakterdarsteller, vorzüglich in den Rollen, die rhetorischen Schwung und stilvolle Haltung verlangen.

Grunert war am 16. Jan. 1810 zu Leipzig geboren und versuchte sich schon früh, nachdem er die dortige Thomasschule besucht hatte, als Schauspieler bei reisenden Truppen in Sachsen. Später kam er nach Baden, wo er 1833 die Direction des Stadtheaters in Freiburg im Breisgau übernahm. Später war er Mitglied der Theater in Hannover, Hamburg, und seit 1846 in Stuttgart. In seiner Richtung knüpfte er an die Eclair's und ähnlicher Vertreter der classischen Schule und des gehobenen Kunststils an. Daß die neuere Richtung dramatischer Kunst einen andern Weg eingeschlagen hat und das Publikum einzelner Städte der ältern Kunstrichtung entfremdet ist, zeigte sich bei Grunert's Gastspiel am wiener Burgtheater, einem Gastspiel, das von seiten der Kritik mit großer Ungunst behandelt wurde. Grunert war ein Meister der Declamation, und seine declamatorischen Vorträge und Vorlesungen erfreuten sich stets beifälliger Aufnahme. Im Jahre 1857 hatte er von der Universität Tübingen die philosophische Doctorwürde erhalten. Seine Gedichte und einzelnen Abhandlungen sind nie gesammelt erschienen, wohl aber gab er eine Bearbeitung von Molière's „Tartufe“ (Stuttgart 1865) heraus.

Noch erwähnen wir zwei dramatische Preisausreibungen, welche von dem in verschiedenen Kreisen herrschenden Eifer zeugen, die Bühne zu heben. Der Verein für Kunst und Wissenschaft in Hamburg hat einen Preis von 500 Thln. Gold für das beste deutsche Originallustspiel ausgesetzt. Das Preislustspiel muß ein drei-, vier- oder fünf-actiges sein und einen Theaterabend von zwei bis höchstens drei Stunden ausfüllen. Die Manuscripte sind an das Secretariat des Vereins für Kunst und Wissenschaft in Hamburg bis zum 30. Juni 1870 einzusenden. Zum Zweck der ersten Aufführung wird das Preisstück entweder dem Stadt- oder Thalia-theater in Hamburg oder einer andern vom Verein zu bestimmenden Bühne übergeben werden. Für das Genre der Spieloper hat der neue Director des Josephstädter Theaters, Börnstein, Preise ausgesetzt, einen Preis von 100 Dukaten für die beste, einen von 50 Dukaten für die nächstbeste, einen ganzen Abend füllende Spieloper. Man wünscht keine Parodie, sondern eine Komie in gewunden, markigen Charakteren. Immerhin geben solche Preisausreibungen Anregung für die Production, wenngleich selten Hervorragendes durch sie ans Tageslicht oder vielmehr an das Licht der Proszeniumslampen gelockt wird.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhause. — Druck und Verlag von F. A. Brodhause in Leipzig.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Deutsche Nationalliteratur.

Kritische Textrevisionen von Heinrich Kurz.

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr. | H. v. Kleist, 2 Bände. 1½ Thlr.

Schiller, 6 Bände. 4½ Thlr. | Chamisso, 2 Bände. 1½ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Ausländische Classiker

in neuen deutschen Uebersetzungen.

(England.)

Burns, Lieder und Balladen, von K. Bartsch. 18 Sgr.

Byron, Dichtungen, von W. Schäffer. 10 Sgr.

— Don Juan, von W. Schäffer. 18 Sgr.

— Harolds Pilgerfahrt, von A. S. Sanert. 14 Sgr.

Chaucer, Canterbury-Geschichten, von W. Herzberg. 1 Thlr. 10 Sgr.

Defoe, Robinson Crusoe, von R. Altmüller. 20 Sgr.

Milton, Das verlorene Paradies, von R. Eitner. 22 Sgr.

Scott, Das Fräulein vom See, von H. Viehoff. 12 Sgr.

Shakespeares sämmtliche dramatische Werke. 9 Bde. 8¼ Thlr.

Shakespeares Sonette, von F. A. Gelbcke. 12 Sgr.

Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von A. Strodtmann. 22 Sgr.

Sterne, Empfindsame Reise, von R. Eitner. 14 Sgr. — Triskram Shandy, von F. A. Gelbcke. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Tennison, Gedichte, von A. Strodtmann. 14 Sgr.

(Frankreich.)

Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von Fr. Dingelstedt. 10 Sgr.

Chateaubriand, Erzählungen, von M. v. Andechs. 14 Sgr.

Le Sage, Der hinkende Teufel, von L. Schüdting. 20 Sgr.

Molière, Charakterkomödien, von Ad. Laun. 25 Sgr.

Racine, Dramen, von Ad. Laun. 20 Sgr.

St. Pierre, Paul und Virginie, von R. Eitner. 12 Sgr.

Sand, Kändl. Erzählungen, von Aug. Corneilius. 18 Sgr.

Stael, Corinna, von M. Bod. 1 Thlr.

Töpffer, Rosa und Gertrud, von R. Eitner. 15 Sgr.

(Spanien und Portugal.)

Cervantes, Don Quixote, von Edm. Zoller. 2 Thlr. 20 Sgr.

Camoëns, Die Lusitaden, von R. Eitner. 18 Sgr.

Spanisches Theater, von Rapp und H. Kurz. 2 Thlr. 26 Sgr.

(Italien.)

Dante, Göttliche Komödie, v. R. Eitner. 1 Thlr.

Leopardi, Gedichte, von R. Hamerling. 12 Sgr.

Manzoni, Die Verlobten, von E. Schröder. 1 Thlr. 20 Sgr.

(Skandinavien und Rußland.)

Björnson, Bauernnovellen, von E. Lobeclaus. 18 Sgr. — Dramatische Werke, von E. Lobeclaus. 1 Thlr. 2 Sgr.

Egner, Fritthjofs-Sage, von H. Viehoff. 10 Sgr.

Holberg, Komödien, von Robert Prutz. 1 Thlr. 24 Sgr.

Puschkin, von F. Löwe. 12 Sgr.

(Alterthum.)

Aeschylus, Dramen (Dreftie, Prometheus) von A. Didenberg. 16 Sgr.

Homer, Odyssee, von F. Chrenthal. 24 Sgr.

Sophokles, Dramen, von Viehoff. 28 Sgr.

(Orient.)

Kalidasa, Sakuntala, von E. Meier. 12 Sgr.

Morgenländische Anthologie, von E. Meier. 18 Sgr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyers grosser Hand-Atlas in 100 Karten.

Revidirte Ausgabe von 1869.

Complett in Mappe 12½ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte v. Deutschland,

Zweite Auflage von 1869.

13 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton, 6 Thlr.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutschen Nationalliteratur,
von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen
und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von
**Bartsch, Biedermann, Buchner, Carriere, Dünker, Ebeling, Frenzel, Gervinus,
Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moritz
Müller, Oesterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann,
Döllner und Andern.**

Soeben erschien der 26. und 27. Band:

26. **Voss' Luise und Idyllen.** Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von
Karl Goedeke.
27. **Schleiermacher's Monologen und Die Weihnachtsfeier.** Mit Einleitung heraus-
gegeben von Carl Schwarz.

Die frühern Bände (1—25) enthalten:
Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Dünker;
Musäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobstade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan, von Hettner;
 Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen, von Hettner (zwei Theile);
Körner's Leier und Schwert, Iriny, Rosamunde, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein, von Buchner (zwei Theile);
Herder's Eid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Wilhelm Müller's Gedichte, von Max Müller (zwei Theile);
Goethe's Faust, von Carriere (zwei Theile);
Bürger's Gedichte, von Tittmann (Doppelband);
Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit, von Julian Schmidt (3 Bände).

Ein Band kostet geheftet nur 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände
geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind nicht zur Abnahme der übrigen
Bände verpflichtet.

Die erschienenen 27 Bände sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buch-
handlungen vorrätzig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Witaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von **J. E. Hitzig** und **W. Häring** (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von **M. Jollert.**

Neue Serie. **Vierter Band. Drittes Heft.**

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Timm Thode, der Mörder seiner Familie. (Schleswig-Holstein. Achtfacher Mord. 1866—68.) — Der Doktor
mann Paulino Lorio aus San-Tomas. (Hamburg. Mord. 1865—67.)

Zwei Criminalproceffe aus der jüngsten Zeit, von denen namentlich der erstere das juristische
wie das psychologische Interesse im höchsten Grade in Anspruch nimmt, bilden den Inhalt des
neuen Heftes des beliebten Sammelwerks. Das Heft ist einzeln zum Preise von 15 Ngr. zu haben.

Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

ray

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Fünfter Jahrgang.

Vierundzwanzigstes Heft. (15. December 1869.)

Inhalt.

Seite

Die neueste Geschichte Baierns. Zweiter Artikel. Aeußere und innere Politik. (1859—1869.)	881
Botan und die Grenzländer Indiens im Nordosten. Zweiter Artikel.	901
Zustände, Kämpfe und Leiden in den deutschen Ostprovinzen. Ein Essay von Edward Kattner. Dritter (letzter) Artikel.	921

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Thomas Graham. — Jean Pierre Dantan. — Jules André. — Pierre Joseph Cantillon. — Théophile Thoré.	948
--	-----

Inhaltsverzeichnis	951
Generalregister zum Ersten bis Fünften Jahrgang der Neuen Folge. (Neun Bände, 1865—1869.)	955



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Ankündigungen.

Festgeschenke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Theologie und Erbauungsbücher.

- Bibel-Lexikon.** Herausgegeben von Schenkel. 1. und 2. Band. Jeder Band geb. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr. geb. 3 Thlr. (Erscheint in Lieferungen zu 10 Ngr.)
- Bunsen's Bibelwerk.** In 3 Abtheilungen. 9 Bde. 8.
I. Uebersetzung und Erklärung. 4 Thle. Geb. 10 Thlr. Geb. 11 $\frac{1}{2}$ Thlr.
II. Bibelurkunden. 1., 3. und 4. Thl. Geb. 5 $\frac{2}{3}$ Thlr. Geb. 6 $\frac{2}{3}$ Thlr.
III. Bibelgeschichte. Geb. 1 $\frac{2}{3}$ Thlr. Geb. 2 Thlr.
- Bunsen's Uebersetzung des Neuen Testaments.** Geb. 15 Ngr. Geb. in Leinwand 24 Ngr., in Leder 1 Thlr.
- Aus den Papieren einer Verborgenen.** 2. Aufl. 2 Thle. Geb. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 16 Ngr.
- Für stille Morgenstunden.** Geb. 1 Thlr. Geb. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.
- Hausaltar.** Eine Sammlung von Kirchenliedern, in mehrstimmigem Tonsatz mit Pianofortebegleitung, von Bockmar. Cart. 2 Thlr.
- Renan, Die Apostel.** Geb. 1 Thlr. Geb. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.
— Paulus. Geb. 2 Thlr. Geb. 2 $\frac{1}{3}$ Thlr.
- Schwarz, Predigten aus der Gegenwart.** Vier Sammlungen. Jede Sammlung geb. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.
- Zur Geschichte der neuesten Theologie. 4. Aufl. Geb. 2 $\frac{2}{3}$ Thlr. Geb. 3 Thlr.
- Stranz, Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet.** 2. Aufl. 8. Geb. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Gedichte und Dramen.

- Album der neuern deutschen Lyrik.** 7. Aufl. Geb. 1 $\frac{2}{3}$ Thlr.
- Gregorovius, Euphonia.** Cart. 1 Thlr.
- Hammer, Schau um dich und Schau in dich.** 17. Aufl. Geb. 1 Thlr.
— Zu allen guten Stunden. 3. Aufl. Geb. 1 Thlr.
— Fester Grund. 3. Aufl. Geb. 1 Thlr.
— Auf stillen Wegen. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
— Verne, liebe, lebe. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
- Hölty, Gedichte.** Geb. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Müller, Wilhelm, Ausgewählte Gedichte.** Cart. 20 Ngr.
- Das Riblungentied.** Uebersetzt von Bartisch. Geb. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.
- Ostian's Finninghal.** Uebersetzt von Erhard. Cart. 1 Thlr.
- Schulze, Die bezauberte Rose.** 11. Aufl. Geb. 1 Thlr.
- Sturm, Gedichte.** 3. Aufl. Geb. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.
— Neue Gedichte. Geb. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.
— Fromme Lieder. 6. Aufl. Geb. 1 Thlr.
— Fromme Lieder. Zweiter Theil. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
— Für das Haus. Geb. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.
— Zwei Rosen. Geb. 16 Ngr.
— Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geb. 1 Thlr.

- Gottschall, Dramatische Werke.** 6 Bdchn. Geb. (in 2 Bänden) 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Guslow, Dramatische Werke.** 20 Bdchn. Geb. (in 5 Bänden) 8 Thlr.
— Jopf und Schwert. Min.-Ausg. Geb. 24 Ngr.
— Uriel Acosta. Min.-Ausg. 3. Aufl. Geb. 24 Ngr.
- Kalidasa, Sakuntala.** Uebersetzt von Lobedan. 3. Aufl. Geb. 1 Thlr.
— Urvasi. Uebersetzt von Lobedan. Geb. 26 Ngr.
- Shakespeare, Dramatische Werke.** Uebersetzt von Bodensiedt, Delius, Freiligrath, Silbermeister, Herwegh, Heyse, Kurz, Wilbrandt. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. In 38 Bdchn. 1.—24. Bdchn., jedes geheftet 5 Ngr., cartonnirt 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.
1. Othello. 2. König Johann. 3. Antonius und Kleopatra. 4. Die lustigen Weiber von Windsor. 5. Viel Lärmen um Nichts. 6. König Richard der Zweite. 7. Macbeth. 8. 9. König Heinrich der Vierte, zwei Thle. 10. Romeo und Julia. 11. Coriolanus. 12. Timon von Athen. 13. König Heinrich der Fünfte. 14. Der Kaufmann von Venedig. 15.—17. König Heinrich der Sechste, drei Thle.. 18. Ein Sommernachtstraum. 19. König Richard der Dritte. 20. König Lear. 21. König Heinrich der Achte. 22. Titus Andronicus. 23. Was ihr wollt. 24. Die beiden Veroneser.

In allen Buchhandlungen vorrätzig.
Ein reichhaltiges Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Die neueste Geschichte Baierns.

Zweiter Artikel.

Außere und innere Politik.

(1859 — 1869.)

Die Geschichte Baierns lagen, soweit sie die äußere Politik betreffen, seit dem 9. April 1859 in der Hand des vormaligen Bundestagsgesandten Freiherrn von Schrenk. Er war ein nicht unbedeutender Mann, doch von geringerer geistiger Begabung als Hr. von der Pfordten, mit dessen politischen Anschauungen er jedoch vollständig harmonirte. Seine Befähigung zur Leitung der bairischen Politik war für die damalige Zeit nicht wohl zweifelhaft, denn die Mehrzahl des Volkes wollte ein entschiedenes Festhalten am Deutschen Bunde mit Einschluß der Suprematie Oesterreichs und mit Ausschluß jeden größern Einflusses Preußens. Betrachtet man dagegen die damalige Lage etwas näher, dann muß man behaupten, daß Schrenk's Ernennung zum Minister des Außern ein Mißgriff war; es fehlten ihm die gründlichen staatsrechtlichen und historischen Kenntnisse seines Vorgängers wie auch die Weite des Gesichtskreises; für die nationale Entwicklung der deutschen Verhältnisse hatte er keinen Sinn; das Ziel seiner Politik war Erhaltung des preussisch-oesterreichischen Antagonismus, um durch denselben den Bestand und die Macht der Mittel- und Kleinstaaten zu erhalten. Auch im persönlichen und diplomatischen Verkehre stand er seinem gewandten und jederzeit schlagfertigen Vorgänger weit nach, es muß jedoch sein gerader, offener, echt aristokratischer Charakter anerkannt werden. Obwol er unter der Firma des Liberalismus in das Ministerium eintrat, so hätte er seiner politischen Gesinnung nach ebensowol im frühern Ministerium sich befinden können, er war nicht mehr und nicht weniger liberal als Hr. von der Pfordten. Schrenk stand damals im besten Mannesalter, schon sein Vater war Minister des Außern unter Max I. gewesen, er selbst hatte vorher die bairischen Interessen bei verschiedenen Höfen, zuletzt beim Bundestage vertreten.

Die deutsche Frage war seit 1859 mit großer Dringlichkeit aufgetreten. Nachdem Oesterreich in Italien Frieden geschlossen hatte, konnte es jedermann klar werden, daß nun in der nächsten Zeit die deutschen Verhältnisse einer seit 1848 künstlich zurückgehaltenen Krise zutreiben würden. Die Spaltung zwischen den beiden Großmächten war offenkundig, Preußen wurde von seiten Oesterreichs und seiner Bundesgenossen der Ausgang des italienischen Kriegs schuld gegeben; als es nun gar unter der Regentschaft, gestärkt durch den anscheinend aufrichtigen Constitutionalismus, nur allzu offen erklärte, sein Ziel sei lediglich, moralische Eroberungen in Deutschland zu machen, erkannte man mit Recht, daß es sich jetzt um Verwirklichung der alten Unionspolitik handle, daß die militärische und diplomatische Führung der deutschen Bundesstaaten, wenn nicht durch Uebertragung erworben, mit den Waffen in der Hand werde gefordert werden. Am 16. Sept. war bei Gelegenheit des Volkswirtschaftlichen Congresses in Frankfurt der Deutsche Nationalverein gegründet worden, der sich die Reorganisation der deutschen Bundesverfassung

unter der Führung Preußens zum Ziele setzte. Seiner Organisation nach war er ein über ganz Deutschland verbreiteter politischer Verein, dessen Mitglieder selbstverständlich an die Beschlüsse des Vereins gebunden waren. Ein solcher Verein war nach dem Vereinsgesetz von 1850 verboten, man war daher sehr gespannt, welche Stellung die Regierung gegen diesen ihrer ausgesprochenen Politik entgegenarbeitenden Verein einnehmen werde. Viele sprachen offen von hochverrätherischen Tendenzen desselben und forderten gewaltsamen Unterdrückung auf. Die Theilnahme war nicht groß; offen gehörten ihm an: der am 20. Oct. 1869 verstorbene Karl Brater, ein durch seine Kenntnisse, die Unparteilichkeit seiner Gesinnung und die Energie seines Willens ausgezeichnete Mann, Adolph Böckl, die Professoren Bluntschli und Engel in München, Marquardsen in Erlangen und noch eine kleine Anzahl damals noch wenig bekannter Männer. Die Regierung hielt nicht gegen den Nationalverein ein, sie überließ es der bairischen Regierung, sich Obidium auf sich zu laden.

Im Laufe des folgenden Winters war die Mißstimmung gegen Preußen, geschürt durch clerikale und großdeutsche Blätter, noch gewachsen. Begünstigt wurden diese durch reichlichen Sympathien noch durch den in Oesterreich aufgetauchten Constitutionalismus, denn während man in Süddeutschland die constitutionelle Aufrichtigkeit Preußens nicht zweifelte, scheute man sich nicht, jene primitiven Anfänge in Oesterreich als die einzige Rettung dieses Staats zu preisen. Um der gespannten Lage ein Ende zu machen, ergriff Baiern im Frühjahr 1860 die Initiative zu einer persönlichen Zusammenkunft der Fürsten, der Vorschlag fand auch bei den andern Höfen Anklang, und so kam vom 14. bis 17. Juni die Fürstenzusammenkunft in Baden-Baden zu Stande, welcher freilich durch das nicht im Plane gelegene Erscheinen des Kaisers Napoleon die Spitze insofern abgebrochen wurde, als dadurch auch eine festere Einigung der deutschen Staaten gegen Frankreich unmöglich gemacht war. Es waren hauptsächlich zwei Resultate, welche die Conferenz hatte; vor allem schwanden infolge der friedlichen Versicherungen des Kaisers die Besorgnisse bezüglich der künftigen Lage, und durch die vom Könige von Baiern angebahnte Verständigung zwischen den beiden deutschen Großmächten wuchs das Vertrauen auf eine friedliche Lösung der deutschen Frage. Die Hauptrolle bei der ganzen Conferenz, bei welcher außer dem Prinz-Regenten noch die Könige von Sachsen, Württemberg, Hannover, die Großherzoge von Baden, Hessen und Sachsen, die Herzoge von Mecklenburg und Nassau anwesend waren, spielte jedenfalls der König von Baiern, der auch meistens, freilich in Erwiderung seines vor drei Jahren in Paris abgestatteten Beschlusses vom Kaiser der Franzosen ausgezeichnet wurde.

Zu Anfang des Jahres 1861 ward beim Bundestage durch Hessen-Darmstadt ein Antrag auf Unterdrückung des Nationalvereins angebracht, doch ohne Erfolg. Die officiöse preussische Presse hatte sofort dagegen hervorgehoben, daß der Verein in seinen Tendenzen im wesentlichen mit den schon mehrfach amtlich kundgegebenen Zielen der preussischen Politik übereinstimmten, um so weniger von Bundes wegen verfolgt werden konnte, als er nur durch die Waffen des Geistes und der Arbeit innerhalb der Staatsgesetze sein Ziel zu erreichen sich vorgesetzt habe. Im Laufe des Jahres 1861 wurden eifrige Noten zwischen München und Dresden gewechselt, wo damals Minister von Beust ein Bundesreformproject auszuarbeiten unternahm. Dasselbe bezweckte allerdings eine größere Vereinfachung des Bundesorganismus, die Executive sollte einem Ausschusse, in welchem nur die Hauptstaaten vertreten seien, übertragen werden, das allgemeine Verlangen des deutschen Volks nach einem Parlament sollte durch die Einberufung von Delegirten der deutschen Landtage an den Sitz des Bundestags mit einer streng umschriebenen Competenz beschwichtigt werden. Am 2. Febr. 1862 wurden identische Noten der deutschen Mittelstaaten an das preussische Cabinet erlassen, worin gegen einen engeren Bundesstaat unter

Führung Preußens protestirt und die preußische Regierung eingeladen wurde, sich dem östlichen Reformproject anzuschließen. In all diesen Schachzügen glauben wir mehr Hand Hr. von der Pfordten's als die des Ministers selbst zu erkennen. Im August 1862 fanden die bekannten Wiener Conferenzen statt, die jedoch ohne positives Resultat blieben, Preußen das tiefe Verlangen der Nation nach Einheit betonte und eine engere Verbindung mit den kleinern norddeutschen Staaten in Aussicht stellte, während seine Gegner, allen die vier Königreiche und Oesterreich, das Delegirtenproject für ein ausreichendes Zugeständniß an das Volk erklärten. Bei all diesen resultatlosen Verhandlungen konnte die Partei des Nationalvereins nur gewinnen; die „Süddeutsche Zeitung“ in München trug wesentlich zur Klärung der Begriffe bei und ward nicht müde, auf alle Weise davor zu warnen, daß sich die Nation mit halben Zugeständnissen begnüge. Der Nationalverein gewann allmählich an Einfluß, freilich war er nicht populär, denn die Mehrheit wollte von seinen Tendenzen nichts wissen. Im October 1862 constituirte sich in Frankfurt der großdeutsche Reformverein mit der ausgesprochenen Absicht, den Bestrebungen Preußens entgegenzuarbeiten und den Nationalverein mit allen Mitteln zu bekämpfen. Der Reformverein vertrat so eigentlich die Politik des liberalen bairischen Ministeriums, unter seinen Mitgliedern sind gerade diejenigen zu finden, welche das vorige Ministerium zu Fall gebracht und dem bestehenden Ministerium ein Vertrauensvotum ertheilt hatten. Es gehörten vor allen dazu der langjährige Kammerpräsident Graf Hegnenberg-Dux, Freiherr von Lerchenfeld, Pözl u. a. m. Die Tendenz des Reformvereins war an sich eine höchst werthvolle, er wollte die beiden deutschen Großmächte wenn möglich vereinigen, freilich forderte er dagegen die berechtigten Forderungen der Nation nach einheitlicher Vertretung ihrer Interessen gegen außen. Dabei muß es geradezu unbegreiflich bleiben, daß mehrere der einflussvollsten Staatsmänner überhaupt an die Möglichkeit der Verwirklichung seines Programms denken konnten; der Verein selbst hat nur ein klägliches Dasein für kurze Zeit gefristet.

Im Januar 1863 kam endlich das Deutsche Bundesreformproject im Bundestage zur Berathung, es wurde verworfen. Da wurde plötzlich im folgenden Sommer die Welt durch die Einladung des Kaisers von Oesterreich an sämtliche deutsche Bundesfürsten zu einer Versammlung auf den 15. Aug. nach Frankfurt überrascht, um einen unter seiner unmittelbaren Leitung ausgearbeiteten Entwurf einer Reformacte des Deutschen Bundes“ zu berathen. Die einzelnen Bestandtheile dieser Reformacte sind noch bekannt, sie hatte ebenso wenig wie alle frühern Reformprojecte ein Mittel zur Heilung des bairischen den beiden Großmächten bestehenden Zwiespalts vorzuschlagen, noch viel weniger eine aufrichtige Befriedigung der nationalen Forderungen durchzuführen gewagt. Das in Vorschlag gebrachte Staatenhaus war eine ebenso unglückliche Schöpfung, wie das Repräsentantenhaus der einzelnen Kammern eine lebensunfähige Institution war. König Max hatte sich lebhaft bei den Berathungen des Entwurfs betheiliget, der im allgemeinen seinen Anschauungen wie der bisherigen bairischen Politik entsprach. Infolge einer seltsamen Ironie des Schicksals verweilte der König von Preußen um dieselbe Zeit einige Tage in München und beschäftigte sich mit Besichtigung der Kunstsammlungen, während man in Frankfurt im geheimen über die Mittel berieth, ihn zum Beitritte zu dem Reformacten zu bewegen, vielleicht zu zwingen. Noch ist in aller Erinnerung das pompöse Ende des Fürstentags mit der sehr gelungenen Photographie der sämtlichen Herrscher, die auch der glanzvolle Empfang, welcher ihnen bei ihrer Rückkunft bereitet wurde. In dieser Beziehung that es jedoch allen deutschen Residenzen München zuvor, der Enthusiasmus war ein großartiger, manchen aber mochte eine Ahnung von der Erfolglosigkeit des ganzen Actes beschleichen, als in der folgenden Nacht ein heftiger Sturm den größten Theil des Festschmucks zerstörte. Im October darauf fanden unter Oesterreichs Präsi-

dium die Conferenzen der Minister der Fürstencongress-Staaten statt, aber schon hatte in der kurzen Zwischenzeit eine bedeutende Ernüchterung der frühern Begeisterung Platz gemacht; nur noch elf Staaten hatten diese Conferenz beschickt, darunter auch Baiern. Die als Antwort auf die Einladung zum Beitritte zu den frankfurter Beschlüssen von Preußen gemachten Reformvorschläge wurden für unannehmbar erklärt und an dem österreichischen Reformproject festzuhalten beschlossen; aber schon hatte man die Hoffnung aufgegeben, auf dieser ungenügenden Grundlage den Neubau der deutschen Verfassung aufzuführen zu können. Nur wenig konnte es nützen, daß der Großdeutsche Reformverein in einer Versammlung zu Frankfurt am 28. Oct. die österreichischen Reformvorschläge für die sicherste Grundlage der Entwicklung der deutschen Verfassung und den Fürstentag für eine patriotische That erklärte. Als Antwort darauf trat am 21. Dec. der erste Deutsche Abgeordnetentag ebenda zusammen und beschloß, die Einberufung einer allgemeinen Volksvertretung sei ein nicht länger abweisbares Recht der deutschen Nation, ihre baldigste Herstellung sei im Interesse der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten eine absolute Nothwendigkeit.

Es war nämlich diese Frage durch den kurz zuvor erfolgten Tod des Königs Friedrich VII. in ein neues Stadium der Entwicklung getreten. Vom ersten Augenblicke an nahm Baiern in hervorragender Weise an allen Verhandlungen wie an der ganzen Bewegung theil. Die noch vom Fürstentage her aufgeregten Gemüther faßten sofort bei der Nachricht vom Tode des Dänenkönigs wieder die ernstesten Hoffnungen auf Bewirklichung der deutschen Reform im großdeutschen Sinne. In den ruhigsten Städten wie München, Augsburg u. s. w. wurde Versammlung auf Versammlung gehalten, in denen energisch das Selbstbestimmungsrecht der Herzogthümer, die Ungültigkeit des Londoner Protokolls und die Zurückweisung aller Versuche der Großmächte, die Angelegenheit als eine europäische vor ihr Forum zu ziehen, beschlossen wurde. In fast allen Städten wurden Schleswig-Holstein-Vereine gebildet, welche unter sich wie mit den Comités in den Herzogthümern in ununterbrochener Verbindung standen. Baiern war es hauptsächlich, welches in der Sitzung des Bundestags vom 7. Dec. für sofortige Occupation des Landes zur Wahrung der Rechte des Herzogs Friedrich von Angulimburg stimmte. Diese Occupation, welche im Gegensatz zu der schon zu Lebzeiten des Königs Friedrich beschlossenen Bundesexecution gegen den Antrag von Preußen durch die Mittelstaaten durchgesetzt wurde, ward bekanntlich Hannover und Sachsen übertragen und auch sofort vollzogen. Ehe aber dieser Bundesbeschluß gefaßt war, gingen die Bogen der Bewegung in Baiern, namentlich in München so hoch, daß man einen Ausbruch befürchten konnte, man sprach allgemein von Verrath der Großmächte, insbesondere Preußens, man beschuldigte die Regierung, nicht mit der nöthigen Energie vorzugehen. Derselbe Stimmung machte sich auch gegen den König geltend, der seit Anfang October, da ihm das deutsche Klima für seine Gesundheit allzu rauh war, zum Winteraufenthalt in Rom verweilte. In den letzten Tagen des Novembers hatte eine Versammlung den dringenden Wunsch nach der Rückkehr des Königs ausgesprochen und auf die Meldung hiezu: kehrte er am 15. Dec. nach München zurück, obwol seine Gesundheit keineswegs gänzlich gekräftigt war. Die Verhandlungen über die Sache der Herzogthümer gingen langsam vorwärts, als die ungeduldige Menge verlangte, die beiden deutschen Großmächte legten alle möglichen Hemmnisse in den Weg, die Politik derselben, insbesondere Preußens, ließ sich noch nicht mit vollständiger Klarheit durchschauen, da nur ein kleiner Theil der Actenstücke veröffentlicht wurde. Am 18. Febr. 1864 traten die Minister der deutschen Mittel- und Kleinstaaten in Würzburg zu einer Conferenz zusammen, die Seele der Conferenz war wie überhaupt in allen Verhandlungen über die deutschen Angelegenheiten seit 1862 der sächsische Minister Beust, er hatte das bairische Cabinet längst überhöl-

Die von Beust formulirten und in der Conferenz zum Beschluß erhobenen Resolutionen erkannten ausschließlich dem Bunde die Entscheidung über das Schicksal der Herzogthümer zu. Hiermit übereinstimmend fiel die Abstimmung im Bundestage am 25. Febr. aus, welche die Ungültigkeit des Londoner Protokolls aussprach.

Ohne Uebertreibung darf man sagen, daß damals aller Augen in Deutschland auf König Max gerichtet waren; von seiner Klugheit und Ehrlichkeit erwartete man die Rettung der Herzogthümer mit der selbstgewählten Regierung des Augustenburgers, und darin erblickte man den Anfang zur Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der deutschen Nation. Leider hatte ihm das Schicksal nicht vergönnt, den Erfolg seiner Bemühungen zu sehen. In der letzten Zeit mochte es ihm zum Bewußtsein gekommen sein, daß die deutsche Zukunft doch in erster Reihe durch das deutsche Volk zu schaffen sein werde, sein früheres Vertrauen in die österreichische Politik war arg erschüttert worden, seit Oesterreich in Verbindung mit Preußen aus Eigennutz die selbständige Entscheidung der schleswig-holsteinischen Sache sich anmaßen wollte. Als alle diplomatischen Verhandlungen erfolglos gewesen waren, schickte Oesterreich den Erzherzog Albrecht, mit dem der König noch am 9. März, schon im Bette liegend, eine lange Unterredung hatte, deren Resultat die Ablehnung der österreichischen Forderungen war. Unmittelbar darauf theilte er dem Erzherzoge selbst einige Vermittlungsvorschläge mit, und dieser that die Bereitwilligkeit Oesterreichs kund, auf ihrer Grundlage zu unterhandeln. Dann unterzeichnete er die Weisung an den bairischen Bundestagsgesandten, in der Bundesversammlung die Einberufung der Stände Holsteins zu beantragen. Dies war die letzte Staatsaction des hochherzigen Königs — am folgenden Tage, 10. März 1864, um die Mittagsstunde war der König — eine Leiche. Es war ein schwarzer Tag für Baiern, aber es war auch ein schwerer Schlag für Deutschland. Kann man auch nicht mit Sicherheit behaupten, daß er bei längerem Leben die Katastrophe von 1866 verhütet haben würde, so läßt sich doch mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß er Baiern vor diesem Unglücke zu bewahren gewußt hätte.

Im Frühjahr 1864 tagte zu London wieder die Conferenz derjenigen Staaten, welche das Londoner Protokoll unterzeichnet hatten; trotz langer Verhandlungen ging sie ohne Resultat auseinander. Oesterreich war zuvor schwankend gewesen, es hatte sich allmählich mehr der Politik der Mittelstaaten zugeneigt, welche die Herzogthümer ohne jede Verbindung an den Herzog von Augustenburg übergeben haben wollten. Am 16. Jan. kam jedoch die geheime Convention zu Stande, durch welche sich Preußen und Oesterreich zur Occupation Schlesiens verbündeten. Beide führten gemeinsam den schleswigschen Krieg, während die sächsischen und hannoverschen Truppen und die Civilcommissare noch immer im Namen des Bundes Holstein und Lauenburg besetzt hielten. Allmählich aber fing man an, mit mehr Objectivität diese von Anfang an mit einem jedes klare Urtheil ausschließenden Enthusiasmus behandelte Angelegenheit zu betrachten. Es brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß es vom deutschen Standpunkte aus doch ein großer Mißgriff sei, die Herzogthümer ohne weiteres dem Augustenburger auszuantworten. Hätte man doch damit die Zahl der souveränen Kleinstaaten ohne jeden Vortheil für die Gesamtheit nur um zwei vermehrt! Dazu kam, daß man bald Ursache hatte, einigen Zweifel in die so geschickt ausgebeutete Einstimmigkeit der Bevölkerung zu Gunsten des Herzogs zu setzen, man fand, daß ein großer Theil des Volks eigentlich eine engere Verbindung mit Preußen, freilich unter der Herrschaft des Herzogs, wollte; endlich aber mußten sich auch Zweifel über das ursprünglich mit solcher Bestimmtheit behauptete Recht ergeben, mehr als ein Punkt in jener Rechtsentwicklung konnte trotz der gründlichsten Studien nicht außer Zweifel gestellt werden, endlich aber tauchten überhaupt auch Bedenken über das Recht des Augustenburgers an sich auf, denn welcher Zusammenhang bestand zwischen dem mo-

bernen Staate und seiner Souveränität und auf der andern Seite mit einer vor mehr Jahrhunderten von Kaiser und Reich erteilten Eventualbelehrung? In Baiern jetzt war die Mehrheit des Volks wie die Regierung für die Anerkennung des absoluten Souveränitätsrechts des Herzogs.

Am 4. Dec. 1864 war das Ministerium des Aeußern wieder an Freiherrn von der Pfordten übergegangen, während Baron Schrenk die Gesandtschaft am Deutschen Bunde übernahm. Die deutsche Frage wurde indessen immer acuter, Oesterreich neigte sich mehr und mehr offen auf die Seite der Mittelstaaten, Preußen rüstete ununterbrochen, um alle Eventualitäten gefaßt zu sein. Am 27. März 1865 brachte Oesterreich im Bunde mit Baiern und Sachsen den Antrag beim Bunde ein, die Herzogthümer seien den Herzogen zu überantworten. Dieser Antrag war die nächste Veranlassung zum Kriege, obgleich noch einmal durch die Convention von Gastein am 14. Aug. 1865 ein diplomatisches Ausrüstungsmittel gefunden wurde. In Baiern freilich mochte man noch immer nicht an eine nahe Katastrophe glauben, man trug sich mit der Zuversicht, Preußen werde nicht angreifen; sollte es aber auch dieses wagen, dann werde wol ein kurzer Feldzug genügen um es in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Dieser Vertrauensseligkeit ist es zuzuschreiben, daß man in Baiern auch jetzt, als täglich Kunde von den großen Kämpfen in Preußen kam, noch keineswegs ernstlich an Kriegsvorbereitungen dachte. So kam das Frühjahr 1866 heran und mit ihm die Sturmbögel des Kriegs. Baiern stimmte mit der Majorität am Bunde am 14. Juni auf Mobilmachung gegen Preußen.

Zwar war seit den ersten Wochen des Jahres alles zur Kriegsbereitschaft vorbereitet worden, die Mannschaft, die Munition, die Vorräthe waren completirt, die Befehlshaber und übrigen Offiziere ernannt, aber noch immer fehlte es an einer klaren Politik, die Schwankungen derselben machten sich in allen Kreisen, am meisten aber in den militärischen fühlbar. Man hatte zwar ein Schutz- und Trugbündniß mit Oesterreich geschlossen, und für den Anfang erfüllte dies alle Herzen mit Zuversicht, denn man erwartete nichts Geringeres als eine Einnahme von Berlin; bald aber fing man an die Sache mit mehr Ruhe zu betrachten; einzelne Stimmen wurden laut, welche die durchaus ungenügende Vorbereitung der Oesterreicher behaupteten. Als gar zu Anfang Juni General von der Tann von seiner Reise ins österreichische Hauptquartier zurückkam, verlautete nur zu bald, daß er sich in sehr bedenklicher Weise über die österreichische Armee ausgesprochen habe. Doch all dies half nichts. Die große Majorität des Volks, Adel und Klerus eingeschlossen, wollte den Krieg, selbst die besonnensten Städte ließen sich durch den allgemeinen Entschlussum für den Krieg zum Schutze des Bundesrechts hinreißen. Die königliche Proclamation vom 30. Juni sprach daher vollständig im Sinne des Volks, als sie als Zweck des Kriegs „die Erhaltung Gesamtdeutschlands als eines freien und mächtigen Ganzen, gekräftigt durch den Bund seiner Fürsten und die nationale Vertretung seiner Stämme, die Erhaltung Baierns als eines selbständigen würdigen Gliedes des großen deutschen Vaterlandes“ bezeichnete. Preußens war dabei mit keinem Worte gedacht, wie ja es niemals der Krieg an Preußen förmlich erklärt wurde.

Die Ereignisse des Kriegs selbst sind noch in aller Gedächtniß. Die bairische Armee hatte die anfangs in Aussicht genommene Vereinigung mit der österreichischen Nordarmee aufgegeben und sollte zunächst die Vereinigung mit den Hannoveranern suchen. Als dies aber durch die Schuld der letztern mißlungen war, sollte die Vereinigung mit dem erst kaum gebildeten 8. Bundesarmee-corps versucht werden. Hieran durch die Treffen bei Hammelburg und Kissingen gehindert, versuchte man dasselbe, nachdem Frankfurt und Darmstadt in Besitz des Gegners gerathen und die Bestandtheile des 8. Armee-corps in verschiedenen Gefechten einzeln unterlegen waren, wiederholt und erreichte dies Ziel trotz der verlorenen Gefechte von Uettingen, Helmstadt und Kofzbrunn bei Würzburg, als die Rad-

von dem am 27. Juli abgeschlossenen Waffenstillstande eintraf, welchem am 21. Aug. der Abschluß des Friedens nachfolgte. Die Friedensbedingungen waren hart: Baiern mußte von seinem Gebiete ungefähr 10 Quadratmeilen abtreten und eine Kriegskostenentschädigung von 30 Mill. Fl. leisten; das gleichzeitig abgeschlossene Schutz- und Trutzbündniß kam erst im folgenden Jahre zur Kenntniß des Landes.

Durch die Ergebnisse des Jahres 1866 mußte die äußere Politik Baierns eine wesentlich andere werden. Die treulose Politik Oesterreichs, welches in allen Jahrhunderten die Vernichtung seiner Nachbarn und den Frieden auf Kosten seiner jeweiligen Bundesgenossen angestrebt hatte, hat sich auch im Jahre 1866 bewährt. Dadurch wurden vielen in Baiern die Augen geöffnet, für welche die Geschichte keine Lehrmeisterin ist. Trotzdem blieb der katholische Theil des südlichen und östlichen Baierns starr in seinen österreichischen Sympathien; für ihn brachte auch die definitive Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland keine Belehrung. Die Regierung dagegen ist wol für immer von ihrer österreichischen Politik zurückgekommen. Mit dem 1. Jan. 1867 trat Freiherr von der Pfordten in Quiescenz und an seiner Statt übernahm Fürst Lodwig zu Hohenlohe-Schillingensfürst das Ministerium des Hauses und des Aeußern. Aus der berühmten reichsadelichen Familie, und zwar aus dem katholischen Zweige derselben stammend, war er, seit sein älterer Bruder als Herzog von Ratibor die in Schlesiens ererbten Besitzungen angetreten hatte, als Besitzer der in Baiern gelegenen Standesherrschaft Mitglied der Kammer der Reichsräthe und hatte sich hier stets durch weiten staatsmännischen Blick, durch echt liberale Gesinnung wie durch die Klarheit seiner politischen Ziele ausgezeichnet. Er war stets ein Gegner der österreichfreundlichen Politik Pfordten's, Heil sah er nur in einer offenen und aufrichtigen Verständigung mit Preußen, wie er dies namentlich in den Debatten über die Erneuerung der Zollvereinsverträge bewiesen hatte. Fürst Hohenlohe steht in den besten Mannesjahren, sein wohlwollendes freundliches Aeußere gewinnt bei der ersten Begegnung. Steht er auch in Bezug auf staatsrechtliche und historische Kenntnisse seinem Vorgänger nach, so sucht er ihn durch die Glätte des Stils zu übertreffen. Kaum hatte er die Leitung der Geschäfte übernommen, so wurde seine Befähigung auf die Probe gestellt durch die brennend gewordene luxemburger Frage, hier suchte er soviel als möglich zu vermitteln und wirkte mit Erfolg für die Erhaltung des Friedens. Später hatte er wenig Gelegenheit, sein staatsmännisches Talent zu erproben. Bei Gelegenheit der Erneuerung des Zollvereins 1867 war die Erhaltung dieses nationalen Instituts wie die Ausbildung desselben durch das Zollparlament sein ausgesprochenes Ziel. Als Belohnung dafür erhielt er auch ein Mandat für das Zollparlament, wo er sich durch die bei Gelegenheit der Annahme der auf ihn gefallenen Wahl zum zweiten Präsidenten gehaltene wahrhaft nationale Rede auszeichnete. Nachdem auch diese Gefahr eines Bruchs des Zollvereins im Jahre 1867 beseitigt war, sind der bairischen Politik große Thaten wie auch größere Gefahren erspart geblieben. Als aber im Winter 1868/69 durch die Römische Curie das Concil einberufen wurde, glaubte das bairische Cabinet als eine vorwiegend katholische Regierung einen entscheidenden Schritt thun zu müssen. In einer Circularnote wurden alle Regierungen zu einer Vorberathung über die aus Anlaß des bevorstehenden Concils erforderlichen Schritte der weltlichen Macht und zu Absendung von identischen Notizen eingeladen. Der Erfolg war ein negativer. Alle Höfe antworteten höflich, aber ablehnend, da man, bevor die Gefahren des Concils concreter erkennbar seien, über die zu ergreifenden Maßnahmen nicht wohl Beschlüsse fassen könne.

Seit 1866 hat die bairische Politik mehr als einmal den Versuch gemacht, vermittelnd zwischen den beiden deutschen Großmächten aufzutreten, am offensten und zugleich erfolglosesten bei Gelegenheit der luxemburger Frage, noch gegenwärtig ist sie mit diesem Problem beschäftigt. Vor wenigen Wochen wurde die Welt durch die Ankündigung der erfolgten

Aussöhnung beider überrascht. Trügt jedoch nicht alles, so ist lediglich eine Verständigung zwischen beiden über die brennenden Tagesfragen, aber nicht mehr erreicht worden. Ob diese Verständigung von Dauer sein wird, ob sie einem intimern Verhältnisse oder der Wiedererweckung des alten Antagonismus Platz machen wird, kann noch niemand voraussagen. Daß Fürst Hohenlohe bei jener Verständigung wenigstens thätig gewesen, kann nicht bezweifelt werden. Ob er jemals ernstlich den Eintritt Baierns in den Norddeutschen Bund angestrebt hat, ist nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden; daß er die Frage mehr als einmal ernstlich in Erwägung gezogen hat, ist gewiß. Bis jetzt war jener Eintritt, auch wenn er von allen Betheiligten angestrebt worden wäre, aus politischen Gründen nicht möglich; daß er früher oder später zur Erhaltung der eigenen Selbstständigkeit notwendig sein wird, ist unsere Ueberzeugung. Für jetzt ist jedoch nicht daran zu denken. Die bisherige bairische Politik, welche lediglich aufrichtiges Festhalten an den geschlossenen Verträgen als ihr Ziel proclamirte, hat sich durch die jüngsten Ereignisse, namentlich durch die erfolgte Annäherung von Preußen und Oesterreich, welche jeden Versuch der Ueberschreitung der Mainlinie unmöglich macht, entschieden bewährt, durch die im Herbst 1869 stattgefundene Zusammenkunft der Könige von Württemberg und Baiern ist dieselbe neu besiegelt worden, es läßt sich daher mit Bestimmtheit annehmen, daß für jetzt die Entwicklung der deutschen Frage nicht weiter schreitet, daß vielmehr für die nächste Zukunft im Einverständnisse mit Preußen und den beiden Nachbarländern Oesterreich und Württemberg eine conservative Politik verfolgt wird.

Die innere Entwicklung Baierns während unserer jetzigen Periode ist nicht minder reich an interessanten Ereignissen als die äußere Geschichte. Gleichzeitig mit der Ernennung Schrenk's zum Minister des Aeußern wurde das Ministerium des Innern dem frühern Gesandten in Stuttgart, Hr. von Neumayer, das der Justiz dem Freiherrn von Mulzer und das des Kriegs wieder dem General Lüder übertragen, welchen man nun einmal zur Durchführung einer Küftung für unumgänglich hielt. Mit Jubel wurde das neue Ministerium empfangen, erblickte man doch in ihm die dauernde Garantie für eine wohlgeordnete liberale Regierung. Neumayer war ein kluger, berechnender Mann, von beiden Extremen des Ultramontanismus wie des Nationalvereins gleich weit entfernt, er hatte entschieden liberale Gesinnungen, aber zu einem wirklich ersprießlichen Wirken fehlte ihm die nöthige Energie, er ergriff fast nirgends die Initiative; in wichtigen Fragen trat er nur dann mit einem entscheidenden Urtheile auf, wenn er eine starke Partei hinter sich hatte; fehlte ihm diese, dann war er schwankend und ängstlich. Mulzer war ein durchaus gerader ehrenwerther Charakter, als Fachmann hervorragend, dabei von unparteiischer, objectiver Gesinnung. Sein Eintritt in das Ministerium wurde allgemein vom Justizpersonal mit Freude begrüßt, denn man wußte, daß nun nicht mehr Protection, sondern lediglich das Verdienst bei Beförderungen entscheiden werde. Am 1. Juli wurde der bisherige Ministerialrath Pfeufer zum Minister der Finanzen und des Handels ernannt. Damit war das Ministerium vollständig. Pfeufer war ein sehr begabter Finanzmann, in politischer Beziehung hatte er vorher so wenig wie die übrigen Minister eine Rolle gespielt.

Das Ministerium blieb nur fünf Jahre hindurch im Amte. Am 1. Aug. 1864 übernahm an Zwehl's Stelle Ministerialrath Koch das Cultusministerium, ein nach allen Seiten hin hervorragender Mann, welchem am 10. Nov. 1865, als Neumayer, der Mann der Unentschiedenheit, abtrat, auch noch das Ministerium des Innern übertragen wurde. Koch hatte beide Ministerien zu kurze Zeit inne, um wichtige Reformen durchzuführen zu können, er starb noch im besten Mannesalter im Februar 1866. An seine Stelle wurde Vogel, ein in jeder Beziehung unbedeutender Mann, ernannt, der aber schon am

30. Juli 1866 im Ministerium des Innern dem Freiherrn von Pechmann, einem hervorragenden Verwaltungsbeamten, der conservativen Partei angehörnd, und im Cultusministerium einem damals ziemlich unbekanntem Regierungsbeamten, Greffer, Platz machen mußte. Das Finanzministerium war gleichzeitig unter Enthebung des Ministers Pseufer dem bisherigen Ministerialrath Pfreckschner, einem durch seine gesellschaftlichen Eigenschaften bekannten Manne, und das Handelsministerium dem damaligen Director der Ostbahnen, Gustav Schlor, übertragen worden. Von dem letztern versprach man sich sehr viel; er hatte sich in der Kammer bei allen volkswirtschaftlichen Fragen hervorgethan; man hielt ihn für eine handelspolitische Capacität ersten Ranges. Auch das Justizministerium war nicht unverändert geblieben; im Juli 1864 schon trat Freiherr von Mulzer in den Ruhestand und an seine Stelle der bisherige Oberstaatsanwalt Bomhard, ein durch seine gründlichen Kenntnisse im Proceße wie im französischen Rechte ausgezeichnete Beamter, dessen ministerielle Thätigkeit aber wegen seiner straffen Disciplin ihm wenig Freunde verschaffte. Sein Bestreben war die Durchführung des nach französischem Muster entworfenen Proceßgesetzes, aber noch vorher mußte er (18. Sept. 1867) dem bisherigen Secretär des Königs, Luz, im Ministerium weichen. Der Minister des Innern, Baron Pechmann, starb, bevor er zu eingreifender Thätigkeit Gelegenheit gefunden hatte; am 30. März 1868 wurde Winfried von Hörmann, eine im hohen Grade energische Natur von entschieden liberaler Gesinnung, sein Nachfolger.

Die eben erst mit dem königlichen Ausdrücke der Unzufriedenheit entlassenen Kammern mußten schon am 14. Juli zur Bewilligung des außerordentlichen Bedarfs für das Heer einberufen werden. Als sie am 9. Aug. wieder entlassen wurden, geschah es mit dem Ausdrücke allseitiger Befriedigung. In den Ministerien wurde, nachdem der Friede wieder gesichert war, mit aller Energie die Vorbereitung der großen seit lange verheißenen Gesetzgebungsarbeiten in Angriff genommen. Der Landtag wurde am 29. Dec. 1860 wieder einberufen und blieb bis zum 10. Nov. 1861 in Thätigkeit. Das Resultat desselben ist: ein neues Straf- und Polizeistrafgesetzbuch, das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch, die Gesetze über das Notariat, die Gerichtsverfassung und die Organisation der Verwaltungsbehörden. Das Strafgesetzbuch, welches an Stelle desjenigen vom Jahre 1813 trat, hatte sich zur Aufgabe gesetzt, die Vorzüge des alten Gesetzbuchs mit den Resultaten der Wissenschaft und Erfahrung zu vereinigen. Diese Aufgabe wurde zwar erfüllt, denn es sind sowohl die allgemeinen Lehren mit Klarheit und unter Berücksichtigung der Ergebnisse der Wissenschaft vorgetragen, als auch die Definitionen der Verbrechen und Vergehen möglichst scharf ausgedrückt, wie auch die Strafbestimmungen weit milder als die des ältern Gesetzbuchs sind; aber es hatte sich doch gezeigt, daß die Berathung, wenn auch nur in einem Ausschusse, nicht die nöthige Garantie für die allseitige und sorgfältige Durcharbeitung des Stoffes bietet, wie ein einheitlich berathenes Gesetzgebungswerk. Trotz der Vortrefflichkeit des Gesetzbuchs in vieler Beziehung leidet es vielfach an Unklarheit des Ausdrucks, sehr oft an Schwerfälligkeit desselben, und gibt in Folge dessen Anlaß zu Zweifel und widersprechenden Erkenntnissen. Für letztere Thatsache ist Beweis, daß bis jetzt schon mehr oberstrichterliche Präjudizien vorhanden sind als früher während des fünfzigjährigen Bestandes des alten Gesetzbuchs. Vollständig hat dagegen den Erwartungen das Polizeistrafgesetzbuch entsprochen. Während fröher die Strafbestimmungen über die einzelnen polizeilichen Uebertretungen (Sittlichkeits-, Reinlichkeits-, Gesundheits-, Lebensmittel-, Straßen- u. s. w. Polizei) in einer Unzahl von Verordnungen und ministeriellen Erlassen zerstreut, vielfach auch gar nicht vorhanden waren, das Strafmaß aber in das Ermessen des aburtheilenden Polizeibeamten gestellt war, sind jetzt alle einzelnen als Polizeilichertretungen erklärten Handlungen mit dem auf sie gesetzten Strafmaße normirt, sodaß schon allein hierin ein um so größerer Fortschritt liegt, als Baiern auf diesem

Gebiete überhaupt bahnbrechend wirkte. Denn die ältern französischen und württembergischen Gesetze stehen auf rein polizeilichem, nicht auf rechtlichem Boden. Insbesondere aber wurde das bairische Polizeistrafgesetz darin mustergültig, daß es zuerst für ganze Gebiete der Polizei die Erlassung der einzelnen Vorschriften den Regierungen, Verwaltungsämtern und Ortspolizeibehörden übertrug, ein Princip, das sich in hohem Grade bewährt hat und auch im neuen bairischen Polizeistrafgesetze nachgeahmt ist. Im Notariat wie in der durch die Organisation der Verwaltungsbehörden (Bezirksämter) durchgeführten Trennung der Justiz von der Verwaltung sind die schon im Gerichtsverfassungsgesetz von 1848 garantirten Reformen zum Abschluß gekommen. Das Material wurde anfangs sehr mager aufgenommen. Während früher die Landbevölkerung alle amtlichen Aufschlüsse wie alle der amtlichen Mitwirkung bedürftenden Geschäfte beim Landgerichte anzubringen und zu erholen hatte, bestehen jetzt, je nach dem Gegenstande, drei durchaus verschiedene Behörden, was weder zur Vereinfachung noch zur Kostenersparung beiträgt; dazu kam, daß anfangs die Notariatsgebühren von einer enormen Höhe waren, was bei einem großen Theile der Bevölkerung genügte, um das ganze Institut zu discreditiren. Nachdem inzwischen die Gebühren wesentlich ermäßigt wurden, sind auch die meisten jener Klagen verstummt, und man fängt an die Wohlthat des Instituts zu empfinden.

Der im Jahre 1859 gewählte Landtag hat sich durch die ebenerwähnten Gesetze ein bleibendes Denkmal gesetzt. Hervorragenden Antheil an der Gesetzgebungsthätigkeit nahmen hauptsächlich der schon früher zum Justizministerialrath ernannte Ludwig Weiss, Böll, Brater, Pözl und Freiherr von Lerchenfeld. Die weit überwiegende Mehrheit hatte in allen Fragen die conservativ-liberale Partei, welche meistens mit dem Ministerium übereinstimmte. Ihr gegenüber stand ein kleines, aber durch den Einfluß seiner Redner gewichtiges Häuflein der Nationalvereinspartei, und auf der andern Seite eine weder an Zahl noch an Beredsamkeit hervorragende Fraction der Ultramontanen. Der Landtag wurde am 28. Febr. 1863 aufgelöst, weil voraussichtlich die zur Vorlage kommenden Gesetze nicht vor Ablauf der Wahlperiode hätten erledigt werden können. Die sofort vollzogenen Neuwahlen hatten eine bedeutende Verstärkung der Nationalvereinspartei zur Folge; es waren nicht nur alle ihre frühern Angehörigen wiedergewählt worden, sondern auch eine ansehnliche Anzahl Neugewählter hinzugekommen. Zwar hatte die conservativ-liberale Partei, deren hervorragende Mitglieder gleichfalls alle wiedergewählt worden waren, noch immer die Majorität, aber es war von Anfang an klar, daß bei Meinungsverschiedenheiten, namentlich in der deutschen Frage, ein harter Kampf bevorstehen werde. Bei der Wahl der neuen Kammer waren es hauptsächlich zwei Fragen, welche schwer in die Waagschale fallen mußten. Vor allen Dingen mußte die Handelsfrage an die neue Kammer herantreten, denn im Jahre 1865 lief der Zollvertrag ab und war über die Erneuerung des Zollvereins Beschluß zu fassen. Schon damals wußte man, daß Preußen sich vorbereite, einen großen Schritt zur Verwirklichung des Princips des Freihandels zu thun, daß es zu diesem Zwecke von der Bewilligung größerer Zugeständnisse an Oesterreich nicht, noch viel weniger aber von einem Eintritte dieses in den Zollverein etwas wissen wolle, daß es aber beabsichtige, Frankreich dieselben Zugeständnisse zu machen, welche bisher nur Oesterreich besaßen. Die Bevölkerung war damals in dieser Frage, obwohl schon mehrere Schriften darüber erschienen waren, sich noch keineswegs klar. Die industriereichen Städte in Franken betonten in erster Linie die Erhaltung des Zollvereins und sprachen allen andern Punkten nur untergeordnete Bedeutung zu; das übrige Land dagegen sprach sich mit ebensolcher Entschiedenheit für eine engere Zolleinigung mit Oesterreich aus, nöthigenfalls selbst auf Kosten des Zollvereins, an dessen Stelle ein österreichisch-süddeutscher Zollverein treten könne. Die weitaus überwiegende Majorität der Abgeordnetenkammer wurde in der Zerstreuung gewählt, daß sie um jeden Preis die Zolleinigung mit Oesterreich durchsetzen werde.

Die andere nicht minder wichtige Frage war die Erlassung der Socialgesetze. Es galt die Neuregelung des Verehelichungs- und Aufenthaltsrechts, die Reorganisation des Armen- und Gewerbewesens wie die Ordnung des Gemeinbewesens. In dieser Beziehung sprachen sich die neuen Wahlen mit Entschiedenheit für die Durchführung der schon mehrfach zum Ausdruck gelangten liberalen Grundsätze aus.

Der neugewählte Landtag wurde auf den 15. Juni 1863, jedoch nur zur Erledigung einiger dringender Geschäfte, einberufen und schon am 28. Sept. wieder vertagt, nachdem die Gesetzgebungsausschüsse u. s. w. gewählt waren, deren Einberufung schon für die nächste Zukunft in Aussicht genommen wurde. Auch im Jahre 1864 fand nur eine kurze Sitzung des Landtags statt, bei welcher es jedoch zu heftigen Angriffen gegen den Leiter des Cultusministeriums kam, in Folge deren dieser seinen Abschied erhielt. Länger war dagegen die Session von 1865.

Auf den 27. März wurde der Landtag zur Berathung und Beschlußfassung über die Handels- und Zollverhältnisse einberufen. Die Lage war eine sehr schwierige. Oesterreich hatte die vortheilhaftesten Propositionen gemacht, wenn Baiern mit ihm einen Zollverein abschließen würde. Baiern, dessen Industrie in den letzten Jahren in allen Zweigen einen großen Aufschwung genommen hatte, wäre ohne Zweifel dadurch in die Lage versetzt gewesen, das in industrieller Beziehung weit zurückgebliebene Oesterreich in jeder Weise auszubenten. Es ist kein Zweifel, daß das materielle Wohl Baierns durch einen solchen Handelsvertrag unendlich sich gehoben hätte. Für den Anfang freilich wären große Verluste unvermeidlich gewesen, da die vielen im Zollverein bestehenden Verbindungen sich nicht sofort hätten lösen lassen und der österreichische Markt nicht im ersten Augenblicke schon für die ganze Industrie offen gestanden hätte; aber dieser Nachtheil wäre sicher schon nach einiger Zeit mehr als ausgeglichen gewesen. Aber zwei Bedenken erhoben sich gegen jenen Zollverein, deren Widerlegung trotz der zahllosen Flugschriften niemals gelungen ist: das eine ist die Baluta, denn durch den engeren Anschluß an das österreichische Zoll- und Handelssystem hätte nothwendigerweise eine totale Umwälzung der bairischen Geld- und Valutaverhältnisse eintreten müssen; Baiern wäre unvermeidlich auf dieselbe abschüssige schwindelhafte Bahn gerathen, auf welcher wir Oesterreich sehen. Der zweite Punkt ist die Politik: mit dem Austritte Baierns aus dem Zollverein wäre der Bruch zwischen Süd- und Norddeutschland für alle Zukunft vollzogen gewesen; Baiern wäre für alle Zeiten der Schleppträger der österreichischen Politik geworden, und daß hierbei seine Selbständigkeit mehr als bei einer engeren Verbindung mit dem Norden gefährdet worden wäre, bedarf keines weitern Beweises. Obwohl diese beiden Gründe so schwer ins Gewicht fallen, daß alles andere, was zum Vortheil jener Zolleinigung angeführt worden ist, in den Hintergrund tritt, so war es doch im Anfange der Berathung sehr zweifelhaft, nach welcher Seite hin die Entscheidung fallen werde; eine große Partei der Zweiten Kammer und die ganze Reichsrathskammer mit wenigen Ausnahmen war für die Auflösung des Zollvereins. Die Aufregung im Lande war groß und wuchs immer mehr, je näher der letzte Zeitpunkt zur Entscheidung (1. Juli) herankam. Von allen Seiten, aus Städten und Märkten, von Handelskammern und ganzen Districten kamen Adressen und Deputationen nach München, um bei beiden Kammern die Erhaltung des Zollvereins zu vertreten. Als endlich die Kammer der Abgeordneten für die Annahme der preussischen Propositionen sich entschieden hatte, kostete es noch einen schweren Kampf, bis auch die Reichsrathskammer sich zur Annahme entschied; dies geschah nur in Folge der durch die Deputationen und Adressen geübten Pression. Am 1. Juli 1865 erlangten der neue Zollvereinsvertrag, der neue wesentlich herabgesetzte Zolltarif und der französische und österreichische Zollvertrag die Sanction des Königs, dieselben wurden sofort publicirt. Durch das ganze Land ging ein Gefühl der Befriedigung bei dieser Nachricht, denn je näher die Gefahr gerückt war, mit

desto größern Farben hatte sie die Phantasie der Fabrikanten und Handeltreibenden auszumalen gewußt.

Unter den von der gegenwärtigen Kammer Sitzung erlebigen Gesetzesvorlagen sind noch zu nennen das Gesetz zum Schutz der Urheberrechte und des literarischen Eigenthums, welches diesen wichtigen Gegenstand in einer den Anforderungen des Verkehrs wie der Wissenschaft vollkommen entsprechenden Weise geordnet hat (in diesem Gesetze ist zum ersten male auf die Photographie die gebührende Rücksicht genommen worden); sodann das Gesetz über die Abkürzung der Finanzperioden. Während nämlich früher sechsjährige Finanzperioden bestanden, welche in Folge dieser langen Dauer niemals mit Sicherheit den Vorausschlag der Einnahmen feststellen ließen und darum vielfach Anlaß zu Budgetüberschreitungen gaben, wurden jetzt, und zwar auf speciellen Antrag des Königs, durch Gesetz vom 10. Juli 1865 zweijährige Finanzperioden eingeführt, eine Dauer, welche sich mit Rücksicht auf die Ausdehnung des Landes vollkommen bewährt hat. Zu gleicher Zeit wurde auch wegen aller im Jahre 1849 verübter politischer Verbrechen und Vergehen vollständige Amnestie gewährt. Die Zahl derer, welche von der Wohlthat des Gesetzes Gebrauch machen konnte, war sehr gering. Der an demselben Tage vertagte Landtag wurde erst, als der Ausbruch des Kriegs schon vor der Thür stand, auf den 22. Mai 1866 einberufen, um schon nach einem Monate wieder vertagt zu werden. Seine Thätigkeit erstreckte sich lediglich auf die Bewilligung der Mittel zum Kriege, und zwar geschah dies, ohne daß eine erhebliche Meinungsverschiedenheit zu Tage getreten wäre, nachdem Minister von der Pfordten in geheimer Ausschusssitzung seine Politik dargelegt hatte. Nach dem Abschlusse des Friedens trat der Landtag nur zusammen, um dem Friedensvertrage die Genehmigung zu erteilen und die Mittel zur Bestreitung der Kriegsschuldigung zu bewilligen. Die Ereignisse des Sommers 1866 und die Errichtung des Norddeutschen Bundes waren selbstverständlich nicht ohne bedeutende Rückwirkung auf die Verhältnisse der bairischen Kammer geblieben. Der Nationalverein hatte sich aufgelöst, dagegen waren seine frühern bairischen Mitglieder zur Constituirung der Fortschrittspartei geschritten. Ihr Programm enthält in Bezug auf die deutsche Frage die Tendenz, den Eintritt Baierns in den Norddeutschen Bund zu erstreben, ihr Hauptgewicht jedoch legen sie auf die Entwicklung der innern Verhältnisse, insbesondere die möglichst liberale Ordnung des Gemeinde- und Armenwesens wie Revision der Bestimmungen über Berechtigung und Aufenthalt, Gewährung der vollen Gewerbefreiheit und Erhaltung des Zollvereins. Der Anhang der Fortschrittspartei nahm sichtlich zu, es traten nicht nur mehrere bisher zu den Conservativen gehörige Abgeordnete zu ihr über, sondern auch mehrere Neugewählte schlugen sich von Anfang an zu ihr. Zu den hervorragendsten der letztern Kategorie gehört Freiherr von Stauffenberg, ein durch seine Unabhängigkeit, Bildung und Beredsamkeit ausgezeichnetes Mitglied; zu der erstern Kategorie gehörte dagegen der früher mit der Volkspartei stimmende Crämer von Doos. Die Partei der liberalen Conservativen hatte dagegen mehrere schwere Verluste zu beklagen; den schwersten erlitt sie durch den Tod ihres bedeutendsten Mitgliedes, des Freiherrn von Lerchenfeld, welcher im October 1866 durch einen Sturz auf dem Untersberge verunglückte. Bei Beginn der nächsten Sitzung zu Anfang des folgenden Jahres trat auch der seit 20 Jahren den Präsidentenstuhl innehabende Graf von Hegnenberg-Dux aus der Kammer aus im Schmerze über das Scheitern aller großdeutschen Bestrebungen. Ein besonderes Wort des Lobes über diesen ausgezeichneten Mann zu sagen, erscheint überflüssig, es genügt, auf seine langjährige Präsidentschaft hinzuweisen. An seiner Statt wurde Professor Pözl zum Präsidenten gewählt, bekanntlich ein Gesinnungsgenosse von Lerchenfeld und Hegnenberg.

Die am 21. März 1867 vertagten Kammern wurden auf den 28. Sept. wieder einberufen, diesmal zu ernster Debatte; es galt wiederholt die Erneuerung des Zollvereins

unter preussischer Hegemonie. Nachdem in Folge langen Kampfes zwischen den verschiedenen Parteien in der Zweiten Kammer endlich die Annahme der Zoll- und Handelsverträge beschlossen war, erhob sich der gleicherbitterte Kampf in der Reichsrathskammer. Der Referent Freiherr von Thüngen reiste in Begleitung des Ministers Fürsten Hohenlohe nach Berlin, um wenigstens das Fallenlassen des im Vertragsentwurfe allein dem Könige von Preußen vorbehaltenen absoluten Veto zu erreichen; allein vergeblich. Mittlerweile war die Aufregung im Lande auf dieselbe Höhe gestiegen wie schon 1865 bei demselben Anlasse. Die Lage war in der That noch kritischer als damals, denn von jenen außerordentlich günstigen Propositionen Oesterreichs konnte jetzt, nachdem dieses in zwei selbstständige Hälften gespalten und finanziell noch mehr zerrüttet war, nicht mehr die Rede sein, und damit war jeder Ersatz für die Auflösung des Zollvereins verschwunden. Am 16. Nov. erhielten die Gesetze über die Zoll- und Handelsverhältnisse, über die Erhebung einer Abgabe von Salz und über die Wahlen zum Zollparlament die Sanction des Königs. Unmittelbar hierauf kam das neue Wehrverfassungsgesetz zur Berathung, sodann die Gesetze über das Gewerbswesen, über Heimat, Verehelichung und Aufenthalt und über den Malzausschlag. Bei keinem derselben machte sich eine größere Meinungsverschiedenheit der Parteien geltend; Fortschrittspartei und Conservative, oder wie sie sich jetzt nannten die Mittelpartei, stimmten gemeinsam, dagegen stimmten jedoch die Ultramontanen, welche weder von der allgemeinen Wehrpflicht noch von dem allgemeinen Rechte der Eheschließung etwas wissen wollten.

Während der Landtagsverhandlungen hatten die Wahlen zum Zollparlament stattgefunden. Seit den Wahlen zum deutschen Parlament waren es wieder die ersten directen Wahlen in Baiern. Die Aufregung im Lande war eine gewaltige, in allen katholischen Gegenden wurde die Agitation in sehr geschickter Weise durch die Geistlichen geleitet, kein Mittel war zu schlecht, wenn es nur zur Agitation gut war; der Landbevölkerung wurde eingeredet, es handle sich darum, sie preussisch und lutherisch zu machen, man habe das Salz vertheuert, nun wolle man auch Taback und andere Lebensbedürfnisse vertheuern. Anders war es dagegen in den fränkischen protestantischen Gegenden und den Städten, die intelligenteren Bevölkerung hatte bald die Vortheile eingesehen, welche in der neuen Gestaltung des Zollvereins mit Zollparlament lagen, sie erhoffte zugleich, daß das Zollparlament den Grundstock bilden werde zum längstersehnten deutschen Parlament. Trotz der großen Anstrengung der Fortschrittspartei setzte diese zwar alle ihre hervorragenden Parteigenossen durch, erlangte aber keineswegs die Majorität, diese bekam vielmehr die ultramontan-particularistische Partei. Unter allen Zollparlamentsabgeordneten aus Baiern spielte nur Böck durch seine Rede vom 18. Mai eine Rolle, außer ihm fand fast niemand Gelegenheit zur Rede.

Auf den 7. Dec. wurde der Landtag zur letzten Sitzung einberufen, welche bis zum 29. April 1869, dem Tage des Ablaufs seines Mandats, dauerte. Diesmal galt es die Vollendung der Socialgesetzgebung durch das Gesetz über die Gemeindeordnung, die Erlassung eines Berggesetzes, die Umgestaltung des Civilprocesses nach den Grundsätzen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit durch eine neue Civilproceßordnung und die durchaus neue Regelung des Militärstrafrechts und Strafverfahrens. Zugleich war ein neues Budget zum ersten male auf zwei Jahre festzustellen. Die Gesetze dieser letzten Gesetzgebungsperiode leiden an denselben Fehlern wie die der frühern Periode dieses Landtags. Es fehlte durchaus an der vollen Beherrschung des Stoffes, an der consequenten Ausbildung der Grundgedanken wie an der klaren einheitlichen Fassung der einzelnen Bestimmungen; die Folge davon sind Widersprüche, Mißverständnisse, Schwerfälligkeiten im Ausdruck wie in der systematischen Anordnung, Fehler, welche die Anwendung der Gesetze ungemein erschweren. Der Landtag wurde am 29. April geschlossen, nachdem er acht-

mal einberufen gewesen und auf allen Gebieten des Staatswesens die wichtigsten Gesetze beraten hatte. Am Schlusse war jedenfalls die Fortschrittspartei die entscheidende in allen Fragen, die Mittelpartei hatte mit jedem Jahre an Einfluß und Bedeutung verloren, woran theils der Mangel eines gewiegten Führers, theils das wenig prägnante Programm die Schuld trugen. Die Neuwahlen wurden schon im Mai 1869 vorgenommen. Auch jetzt war wieder die Agitation eine gewaltige, lange vorbereitete. Die klerikale Partei, ermutigt und geschult durch die Thätigkeit wie die Erfolge bei den Zollparlamentwahlen, aufgestachelt durch die Befehle ihrer kirchlichen Vorgesetzten, setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um die Wahlen zu ihren Gunsten zu lenken. Allerorten wurden dieselben Schlagwörter wie das Jahr zuvor gehört, an aufrührerischen und staatsgefährlichen Reden auf Kanzeln und in Versammlungen fehlte es nicht. Aber auch die Fortschrittspartei hatte eine wohlorganisirte Thätigkeit entfaltet; ihr kam vielfach zu statten, daß bei dem Mangel einer organisirten Mittelpartei alle liberalen Elemente mit ihr stimmten, ohne eigentlich der Partei anzugehören. Das Ergebnis der Wahlen war ein Sieg der Ultramontanen, sie hatten 72 von 154 Stimmen, wozu noch etwa 7 zuerst ausstehende und beanstandete Stimmen kamen, während alle liberalen Schattirungen zusammen nur 75 ergaben. Von Anfang an war klar, daß mit einer solchen Kammer sich nicht regieren lasse, denn, weil keine Partei die absolute, noch viel weniger aber eine Zweidrittelmajorität hatte, mußte es bei jeder Abstimmung vom Zufalle abhängen, ob im liberalen oder klerikalen Sinne Beschluß gefaßt werde. Man hoffte zwar, es würden sich die Gegensätze etwas ausgleichen, allein vergeblich. Auf Ende September wurde der Landtag einberufen, konnte aber nicht einmal seine Thätigkeit beginnen, denn trotz achtmaligen Scrutiniums konnte die Abgeordnetenkammer ihren Präsidenten nicht wählen, da jedesmal das Ergebnis der Abstimmung 71 gegen 71 war. Die Kammer wurde aufgelöst. Der Zwiespalt, welcher durch das ganze Land geht, ist dadurch nur noch größer geworden, die fanatischste Agitation seitens des katholischen Klerus und seiner Anhänger erhebt mit jedem Tage kühner ihr Haupt und droht das Land an den Rand des Verderbens zu bringen. Trotz aller Anstrengungen der liberalen Parteien und des Ministeriums sind die Wahlen in ihrer Mehrheit ultramontan ausgefallen: 80 gegen 74. Die Wahlen haben Zeugnis gegeben von dem großen Zwiespalt, der durch das ganze Volk hindurchgeht; liberal haben gewählt alle Städte, selbst die kleinsten, die Kreise Pfalz und Mittelfranken durchaus und die ganze protestantische Bevölkerung der übrigen Kreise, während die ganze Oberpfalz, die Landdistricte von Ober- und Niederbaiern und die katholische Bevölkerung von Schwaben und theilweise von Oberfranken ultramontan gewählt haben. Die innern Zustände des Staats sind krank, sie verlangen dringend einen energischen klugen Arzt, vor allem aber Ruhe, um die Besonnenheit wieder zur Herrschaft gelangen zu lassen und die Leidenschaften abzukühlen. Jedenfalls werden Jahre vergehen, bevor dieser Zwiespalt in etwas wieder ausgeglichen sein wird.

Ueber die Erste oder Reichsrathskammer ist wenig zu sagen, sie besteht wie alle Erste Kammern aus den königlichen Prinzen, den Kronbeamten, den Erzbischöfen und einem Bischofe, dem Präsidenten des Oberconsistoriums, den Häuptern der standesherrlichen Familien und den vom Könige auf Lebenszeit ernannten adelichen Grundbesitzern, deren Zahl jedoch den dritten Theil der Vorgenannten nicht übersteigen darf. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Gesamtcharakter dieser Kammer durchaus conservativ ist. Bei allen wichtigen Reformen gab sie erst nach langem energischen Drängen nach; aus freien Stücken hat sie niemals einer Reform ihre Zustimmung gegeben. Unter denen, welche stets für zeitgemäße Reformen stimmten, sind zu nennen: der als weiland griechischer Minister wie als Gelehrter rühmlich bekannte Staatsrath Ludwig von Maurer, die erst

seit 1866 vom Könige ernannten Fabrikanten Faber und Cramer-Klett von Nürnberg, Fürst Hohenlohe, Consistorialpräsident Harlek und wenige andere; unter den durchaus Conservativen ist vor allen anzuführen der als eleganter Processualist bekannte Bayer, der freilich seit 1866 aus der Kammer ausgetreten ist, der kürzlich verstorbene frühere Minister Graf Seinsheim u. a., während die Mehrzahl aus keineswegs hervorragenden Capacitäten besteht.

Der junge König gelangte auf den Thron unter den schwierigsten Verhältnissen, es war ihm nicht zu verargen, daß er, kaum 18 Jahre alt, die Regierung den Ministern überließ; auch wurde es einem bairischen Könige leicht nachgesehen, daß er das Militär offen vernachlässigte, denn Soldatenspielerlei war niemals Liebhaberei der Wittelsbacher gewesen. Ebenso ward es vollkommen gebilligt, daß er mit großer Vorliebe der Musik sich zuwandte, die andern Künste aber mehr in den Hintergrund treten ließ. Als aber jene Vorliebe nach ganz kurzer Zeit einen zu ausschließlichen Charakter annahm, fing man an mit Besorgniß der Zukunft entgegenzusehen. Der König, wenn auch die erste Musikschwärmerei etwas erkaltet ist, lebt nur in der Einsamkeit, acht Monate des Jahres am Starnbergersee oder im Gebirge, oft tagelang nur in Begleitung eines Dieners abwesend, sodaß er selbst für dringende Staatsgeschäfte schwer aufzufinden ist, sein Umgang besteht in wenigen Männern, und auch mit diesen verkehrt er nur in Geschäften.

Die Bevölkerung Baierns, welche 1864 die Summe von 4,807440 Seelen erreichte, hat sich in den folgenden drei Jahren nur um 16981 Seelen vermehrt; ein so ungünstiges Resultat, wie es in keinem Staate Europas stattgefunden hat, denn, wenn auch die im Frieden an Preußen abgetretenen Gebietstheile mit 32925 Seelen in Betracht gezogen werden, ergibt sich nur ein halb so großer Zuwachs als der von 1861—64, welcher 117600 Seelen betrug. Die Schuld hieran ist größtentheils der Regierung beizumessen, welche mit allen Reformen auf dem socialen Gebiete bis zum letzten Augenblicke zögerte. Baiern hätte jetzt eine Bevölkerung von 8 Mill. Seelen, wenn sie in demselben Maßstabe wie in Preußen seit 50 Jahren zugenommen hätte. Namentlich Ober- und Niederbaiern wie auch Schwaben sind sehr dünn bevölkert, große Strecken Landes liegen seit dem Dreißigjährigen Kriege ungebaut da.

Bei Betrachtung der einzelnen Zweige der Staatsverwaltung beginnen wir mit der Rechtspflege.

Das civilprocessuale Verfahren richtet sich in Baiern noch nach der Gerichtsordnung von 1756 und einigen Nachtragsgesetzen. Obwol dasselbe in seiner Art vorzüglich ist, leidet es an einigen Mängeln, insbesondere ist das Verfahren in mancher Beziehung schwerfällig und langwierig. Mit wenigen Aenderungen hätte man jedoch aus dem bairischen Prozesse ein Musterverfahren machen können, mit wenig Mühe hätte das Verfahren einfacher und wohlfeiler gemacht werden können, ohne daß seine Gründlichkeit und Sicherheit gefährdet worden wäre. Statt dessen hat man einen Entwurf einer Gerichtsordnung ausgearbeitet, welcher mit allen Principien des bisherigen Verfahrens bricht und sflavisch die Bestimmungen des Code de procédure civile reproducirt. So werthvoll Mündlichkeit und Oeffentlichkeit für das strafrechtliche Verfahren sind, so werthlos erscheinen sie für das civilprocessuale, in den meisten Fällen werden sie sogar infolge unserer verwickelten Rechtsverhältnisse ein Hinderniß der Gründlichkeit sein. Man war jedoch einmal von dem Grundsätze eingenommen, daß mit dem ganzen bisherigen Rechte gebrochen werden müsse, und so halfen alle Vorstellungen nichts. Die neue Gerichtsordnung, behaftet mit denselben Mängeln, welche wir oben schon an allen modernen Gesetzen zu rügen hatten, wird am 1. Juli 1870 ins Leben treten; erst dann wird man zur Ueberzeugung kommen, daß es in hohem Grade unklug war, so total mit allem Bestehenden zu brechen; freilich ist es dann zu einer Umkehr zu spät. Alle Vorzüge,

welche der neue Proceß vor dem bisherigen hat, hätten mit leichter Mühe auch mit den alten verbunden werden können, ohne die Vorzüge dieses aufzugeben.

Gleichzeitig ist auch ein neues Militärstrafgesetzbuch und ein Gesetz über das Verfahren vor den Militärstrafgerichten erlassen worden, Gesetze, welche als wirkliche Verbesserungen zu bezeichnen sind. Gegenwärtig wird ein das ganze strafgerichtliche Verfahren umfassendes Gesetz vorbereitet und voraussichtlich dem nächsten Landtage vorgelegt; es ist dies schon deshalb nothwendig, weil das Proceßgesetz von 1848 nicht das ganze Verfahren betrifft, sondern für viele Theile desselben noch das Gesetzbuch von 1813 gilt. Dringend bedürftig einer gesetzlichen Regelung wäre das Verfahren vor den Ehegerichten; hierfür entscheidet nämlich das alte gemeine Recht, das aber vielfach durch den Gerichtsgebrauch abgeändert worden ist. Es ist jedoch mehr als fraglich, ob das Ministerium jetzt diese Sache anrühren wird.

In der innern Verwaltung ist fast kein Gebiet durch die neuere Gesetzgebung unberührt geblieben. Die größte Veränderung hat die Polizeiverwaltung in Folge des Polizeistrafgesetzbuchs von 1861 erlitten. Zum Aufenthalte in Baiern ist an sich weder ein Paß noch eine Paßkarte erforderlich, doch muß jeder Fremde auf Verlangen sich über seine Person auszuweisen im Stande sein. Das Aufenthaltsrecht ist neuerdings geregelt durch das Gesetz vom 16. April 1868. Hiernach werden Ausländer den Inländern gleich behandelt, die Versagung des Aufenthalts kann bezüglich der erstern auf das ganze Land ausgedehnt werden (Landesverweisung), jedoch nur als Straffolge bei bestimmten Delicten; bezüglich der letztern kann die Verweisung nur für einen bestimmten Ort auf die Dauer von zwei Jahren ausgesprochen werden. Beide Maßregeln werden von der Polizeibehörde verhängt auf Grund eines richterlichen Urtheils, welches die Zulässigkeit derselben verfügt hat. Das Armenwesen war von jeher in trefflich geordnetem Zustande, durch das neue Gesetz wurde hieran wenig geändert. Die Heimatgemeinde ist in der Regel zur Unterstützung ihrer Armen gesetzlich verpflichtet, nur zur Unterstützung der an einem Orte in ständiger Arbeit u. s. w. befindlichen Personen ist im Bedürfnisfalle die Aufenthalts-gemeinde verbunden.

Das Gemeindegewesen hat durch das Gesetz vom 29. April 1869 eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Den Gemeinden ist vollständige freie Bewegung in ihrem Haushalte gestattet, sie sind nur bei einzelnen bestimmten Handlungen an die Genehmigung der Staatsbehörde gebunden, doch hat die letztere auf dem ganzen Gebiete der Verwaltung die Staatsaufsicht auszuüben, ein ganz folgerichtiger Grundsatz, da die Selbstverwaltung nur ein den Gemeinden überlassener Theil der allgemeinen Verwaltung ist. Ein großer Uebelstand im Gemeindegewesen ist, daß in der Regel die Vertretung (Magistrat und Gemeindebevollmächtigten) nicht der wirkliche Ausdruck der Majorität, sondern einer besonders thätigen Partei ist. Dieser Mißstand ist jedoch nicht zu ändern, er liegt in allgemein menschlichen Ursachen begründet. Zwar sind die Gemeinden bei Schulbauarbeiten von einem gewissen Betrage an zur Einholung der staatlichen Genehmigung verbunden, doch wird die nächste Folge der jetzt erweiterten Autonomie eine große Vermehrung der Schulden sein. Schon bisher wurden in allen großen Städten enorme Schulden größtentheils zu Luxuszweden, wie Rathhausbauten u. s. w., gemacht und die Neigung, auf Kosten der kommenden Generationen zu wirtschaften, ist nur allzu groß. Die sämmtlichen Schulden der Gemeinden, welche noch 1860 nur 14,552739 Fl. betragen, betragen nach der Rechnungsabnahme von 1867 22,108229 Fl., nach der bisherigen Erfahrung sind alljährlich eine Mehrung von durchschnittlich 4—5 Millionen statt, während nur ungefähr 2 Millionen getilgt worden sind. Das Stiftungsvermögen in Baiern ist enorm, manche Städte sind überreich an Wohlthätigkeitsstiftungen. Das Vermögen wird nach Analogie des Gemeindevermögens verwaltet, es gibt jedoch auch Districts- und Kreisstiftungen.

welche unter besonderer Verwaltung stehen. Das Gemeinbewesen der Pfalz ist im allgemeinen dem dieseitigen ähnlich geordnet, doch hat das neue Gemeindegesetz manche Eigentümlichkeiten des französischen Rechts bestehen lassen.

In den Verhältnissen der Kirche ist während des letzten Decenniums eine wesentliche Veränderung nicht eingetreten. Außer den vier christlichen Confessionen sind die übrigen Religionsgesellschaften nur gebildet. Durch Gesetz vom 5. Mai 1868 ist nun die Ehe zwischen Personen, welche keiner der anerkannten Religionen angehören, gestattet worden. Die Eheschließung findet vor Gericht statt, doch ist als Vorbedingung der förmliche Austritt aus der bisherigen Religionsgemeinschaft erforderlich, welcher nur in Person vor dem ordentlichen Geistlichen (Pfarrer) erklärt werden kann. Dadurch ist diese Art der Eheschließung sehr erschwert, doch haben sich auf Grund dieses Gesetzes schon in mehreren Städten Freireligiöse Gemeinden gebildet. Die schon mehrmals angeregte Bewegung zur Einführung der allgemeinen Civilehe ist bis jetzt ohne Erfolg geblieben, voraussichtlich aber wird sie sich in der nächsten Zeit nicht mehr vermeiden lassen. Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat ist sowol bezüglich der katholischen wie bezüglich der protestantischen Kirche ein noch ungelöstes; ob das bevorstehende Concil den Anstoß zu einer definitiven Lösung dieser ungleichen Verbindung geben wird, kann noch nicht mit Bestimmtheit vorausgesehen werden. An mancherlei Anzeigen hierzu fehlt es nicht, doch wird voraussichtlich jede energische Maßregel an der Unentschlossenheit des Ministeriums scheitern. Obwol der katholische Klerus allenthalben auf dem Lande seit den Zollparlamentswahlen mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln auf den Sturz des gegenwärtigen Ministeriums hinarbeitet, hat man bis jetzt noch keine energische Maßregel hiergegen zu ergreifen gewagt, durch halbe Maßregeln aber, wie das bei jeder Beförderung vorgeschriebene Zeugniß der Verwaltungsbehörden über das politische Verhalten der Geistlichen, wurde die Erbitterung nur vergrößert, ohne daß in der Sache selbst etwas geändert worden wäre.

Die Schule ist von der Kirche nicht getrennt. Zwar hatte die Regierung im vorigen Jahre einen Schulgesetzentwurf vorgelegt, welcher das ganze Verhältniß zwischen Kirche und Schule zu Gunsten der letztern regeln sollte, derselbe wurde auch in der Abgeordnetenkammer nach heftiger Debatte angenommen, aber von der Reichsrathskammer verworfen. Seitdem ist nichts geschehen, obwol die Regierung die meisten Bestimmungen des Schulgesetzentwurfs auch durch Verordnung einführen könnte, da das ganze Gebiet der Schule bis jetzt noch nicht gesetzlich geregelt ist. Neue Schwierigkeiten entstehen gegenwärtig in der in einzelnen Städten beabsichtigten Einführung von Communalschulen, welche ohne Auscheidung nach Confessionen benutzt, in welchen aber der Religionsunterricht den einzelnen Confessionen getrennt erteilt wird. Diese Communalschulen sind in der Pfalz in Folge des französischen Rechts heimisch, für ihre Einführung im dieseitigen Baiern fehlt es aber an einer gesetzlichen Grundlage. Zwar hat das Ministerium im Princip sich für ihre Zulässigkeit ausgesprochen, aber es werden ihm daraus nur Schwierigkeiten erwachsen, da hier eine willkommene Handhabe zu Angriffen für alle Confessionen gefunden ist. Die Verhältnisse der Gymnasien und Universitäten haben sich nicht geändert. Die letztern sind in vortrefflichem Zustande, die namentlich in München durch Todesfälle und Berufungen in den letzten Jahren eingetretenen Lücken sind alle vollständig ausgefüllt worden. An Sybel's Stelle wurde Giesebrecht, an Bluntzschli's Statt Roth, außerdem noch Pland und Helfferich nach München berufen, lauter Gelehrte von hervorragender Bedeutung. Die früher bestehenden Zwistigkeiten zwischen Auswärtigen und Einheimischen sind in der letzten Zeit ausgeglichen. Die technischen Lehranstalten wurden im Jahre 1864 reorganisiert, es wurde ein schon jetzt in hohem Flor stehendes Poly-

unsere Zeit. Neue Folge. V. 2.

technikum in München, dann eine entsprechende Anzahl von Realgymnasien, Gewerkschulen u. s. w. errichtet. Zugleich wurden auch die früher schon bestehenden Kunstschulen in München und Nürnberg neu geregelt. In der jüngsten Zeit wurde auch dem weltlichen Unterrichtswesen eingehende Beachtung zugewendet. Zur Zeit besteht in München eine weibliche Kunstschule und eine weibliche Handelsschule, welche beide eines trefflichen Gedeihens sich erfreuen.

Die Kunst, vor allem die bildende Kunst, wird infolge der eben zu Ende gegangenen Ausstellung einen merkbaren Aufschwung nehmen. Schon jetzt repräsentirt der Export von Kunstwerken aus Baiern einen enormen Werth, eine bedeutende Steigerung desselben ist mit Sicherheit zu erwarten. Zu beklagen ist nur, daß bei den großen Summen, welche von Staat und Hof für Theater und Musik verwendet werden, für die bildende Kunst fast nichts geschieht. Auch die Presse hat in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen, leider hat sich derselbe vor allem in der Vermehrung der kleinen Parteiblätter gezeigt, welche allenthalben aus dem Boden schießen und durch ihre Leibeschaftliche, keinerlei Grenze anerkennende Art der Verhandlung mehr schaden als nützen. Nur wenige der Local- und Provinzialblätter haben es vermocht, sich zu einer über die Grenzen Baierns hinausreichenden Bedeutung emporzuschwingen. Unter diesen sind in erster Reihe die „Augsburger Abendzeitung“, welche jetzt das Hauptorgan der Fortschrittspartei geworden, und der „Nürnberger Correspondent“, welcher das Organ der Großdeutschen ist, zu nennen. Die „Allgemeine Zeitung“ hat in der jüngsten Zeit wieder an Bedeutung und Einfluß gewonnen, doch ist es ihr noch nicht gelungen, ihr früheres Ansehen wiederzugewinnen. In München, einer Stadt von 150000 Seelen, hat sich noch immer keine bedeutendere Zeitung halten können. Die „Süddeutsche Zeitung“, von 1859—63 das bestredigirte Blatt daselbst, kämpfte stets mit Deficit, bis es nach Frankfurt übersiedelte und dort einging; an Stelle der frühern amtlichen Zeitung wurde 1859 die „Bayerische Zeitung“ mit halbamtlichem Charakter gegründet und mit großen Kosten aufrecht erhalten. Kaum war es ihr gelungen, freilich mit Hülfe der amtlichen Inzerate, auf eigenen Füßen zu stehen, so ließ die Regierung sie 1865 eingehen und half die „Süddeutsche Presse“ unterhalten, welche unter der Redaction des vielbekanntern Julius Fröbel einige Jahre ein halbofficielles Dasein fristete, bis auch dieses im Jahre 1868 abgestreift wurde. Aus ihr entwickelte sich die „Bayerische Landeszeitung“ als Organ der Mittelpartei, während die „Süddeutsche Presse“ fortbesteht, ohne jedoch nach irgendeiner Seite hin Einfluß zu besitzen. Das officiële Presswesen lag bisher sehr im argen. Als man es aufgegeben hatte, ein eigenes Organ, das stets mehr kostete, als es leistete, zu halten, suchte man sich zuerst durch ein großes Berichtigungsbureau zu helfen, welches die Aufgabe hatte, allen falschen Auffassungen und Darstellungen in der Presse entgegenzutreten. Bald hatte man sich davon überzeugt, daß dies Institut nicht lebensfähig sei, das ohne jede Kenntniß vom eigentlichen Presswesen erfunden worden war. Nun errichtete man ein noch heute bestehendes Correspondenzbureau, das jedoch wenig Einfluß besitzt.

Das Verkehrswesen hat sich durch den Bau vieler Eisenbahnen sehr gehoben, in diesem Jahre wurde ein genau ausgearbeitetes Eisenbahnnetz gesetzlich festgestellt, w durch systematisch über das ganze Land ein Netz von Eisenbahnen gezogen ist, wach nach und nach je nach ihrer Dringlichkeit zum Baue kommen. Dadurch wird der Anschluß an das norddeutsche Verkehrssystem nur noch enger werden, denn durch dasselbe ist überall auf die kürzeste Linie zwischen Nord und Süd Bedacht genommen. Schon jetzt geht seit Eröffnung der Brennerbahn ein sehr großer Theil des Binnenhandels über Baiern, in Zukunft wird dies durch den Bau einer zweiten Alpenbahn noch mehr der Fall sein. Der Postverkehr hat schon jetzt, nachdem seit zwei Jahren der einseitige Briefportofuß durch den ganzen Zollverein eingeführt ist, seine frühere Höhe erreicht und

ist zu erwarten, daß sich derselbe noch mehr steigern werde. Auch das System der Ostbahnen ist durch neuerliche Concessionen sehr erweitert worden, sodaß innerhalb der nächsten zehn Jahre die wichtigsten Bahnstrecken in Baiern gebaut sein werden. Um dem gesunkenen Realcredit aufzuhelfen, erhielt die Hypotheken- und Wechselbank in München die Concession zur Ausgabe von verzinslichen Pfandbriefen auf den Inhaber und gleichzeitig die Erlaubniß zur Emission von weitem 4 Mill. Fl. Banknoten, sodaß jetzt 12 Mill. Fl. Banknoten in Umlauf sind. Die schon seit mehreren Jahren dauernde Krisis in den ländlichen Besitzverhältnissen ist dadurch noch nicht zum Stillstand gebracht worden. Während früher die Ganten bei bairischen Gerichten zu den Seltenheiten gehörten, zählen sie jetzt bei allen Bezirksgerichten nach Hunderten, schon sind Millionen auf diesem Wege verloren worden und noch werden Millionen nachfolgen. Die Ursachen dieser großen Krisis sind theils in den frühern hohen Güterpreisen, theils in dem niedern Stande der Landwirthschaft zu suchen. Früher standen die Güter so hoch im Preise, daß alle damals abgeschlossenen Käufe durch das vom Jahre 1863 an stetig fortschreitende Sinken der Preise zum Ruin der jetzigen Besitzer führen mußten. Da nun das Sinken der Güterpreise nur die Folge von allgemeinen Verkehrsverhältnissen, z. B. des Sinkens der Getreidepreise in Folge des Imports aus Ungarn, des Sinkens der Holzpreise in Folge der größern Verbreitung des Steinkohlenverbrauchs u. s. w. ist, so werden auch alle bis jetzt in Vorschlag gebrachten Mittel nichts helfen; die Krisis wird voraussichtlich noch einige Jahre dauern. Um aber der Landwirthschaft das nöthige Kapital zu verschaffen, dazu reicht das Pfandbriefinstitut nicht aus. Radicale Hülfe wird sich nur von einer totalen Reform uners Hypothekewesens erwarten lassen; ob aber das Heil schon in der mobilisirten Hypothek gefunden ist, kann noch nicht beurtheilt werden. Durch das neue Berggesetz wird die Montanindustrie einen großen Aufschwung nehmen. Schon jetzt ist der Kohlenverbrauch in stetem Steigen begriffen, im gleichen Verhältniß steigt die jährliche Kohlenproduction; auch die Eisenindustrie, vornehmlich durch die ausgezeichnet betriebene Maxhütte in der Oberpfalz, ist in erfreulichem Wachsthum begriffen. Vorzüglich sind die neuen Vorschriften zum Schutz von Leben und Gesundheit beim Betrieb des Bergbaues. Die Salzproduction hat jedoch durch die Einführung der einheitlichen Salzsteuer und die Aufhebung des Salzregals einen schweren Schlag erlitten. Mehrere Salinen mußten ganz eingestellt werden, nur Reichenhall, Traunstein und Berchtesgaden können die Concurrenz des norddeutschen Salzes aushalten.

Noch zu Anfang des letzten Jahrzehnts war das ganze Gewerwesen durch die Fesseln der Concessions- und Licenzpflicht an jeder freieren Entfaltung gehindert. Wiederholt hatten die liberalen Elemente der Zweiten Kammer die Erlassung eines auf dem Grundsatz der Gewerbefreiheit ruhenden Gewerbegesetzes verlangt, aber ohne Erfolg, derselbe scheiterte stets an der Beschränktheit der Ersten Kammer, sie fürchtete die Ueberhandnahme des Proletariats. Im Jahre 1862 versuchte die Regierung die theilweise Einführung der Gewerbefreiheit durch Verordnung, sie erreichte jedoch nur eins: die vollständige Entwerthung der realen Gewererechte und das allgemeine Verlangen nach Einführung der vollen Gewerbefreiheit. Erst durch Gesetz von 1868 wurde dieselbe durchgeführt und nur für einige Gewerbszweige, wie Hausirhandel, Schaustellungen, Wirthschaften u. s. w. die Concessionspflicht beibehalten. Obwol durch die Gewerbefreiheit alle realen Gewererechte werthlos geworden und dadurch große Vermögensbestandtheile verloren gegangen sind, so konnte der Nationalwohlstand im allgemeinen doch nur gewinnen, denn schon jetzt hat sich in den meisten Gewerbszweigen die Zahl der selbständigen Gewerbe nahezu verdoppelt. Damit in Verbindung steht die schon 1865 durchgeführte Aufhebung des polizeilichen Biertarifs und der polizeilichen Fleischtaxe, sodaß jetzt nur noch die Brottaxe übrig ist, der aber auch ein langes Leben nicht mehr zu versprechen ist. In Anfang

des Jahres 1865 wurde auch die ärztliche Praxis freigegeben. Die früher von einer solchen Maßregel gefürchteten Nachteile sind ebenso wenig wie die für die Entfesselung des ganzen Verkehrs in Aussicht gestellten eingetreten, im Gegentheil, im ganzen Lande erkennt man jetzt die Wohlthaten aller dieser Maßregeln an. Die allgemeine Arbeiterbewegung ist bis jetzt für Baiern unschädlich gewesen, doch fehlt es nicht an Anzeichen, daß diese über kurz oder lang brennend werdende Frage auch Baiern in ihren Strudel ziehen wird, denn auch hier sind die zahlreichen Arbeiter in zwei große Lager getheilt. Die Mehrzahl der Arbeiter, namentlich die meisten der fürther, nürnbergiger und amgburger Arbeiter, gehört zur demokratischen Partei, doch vermochten sie bis jetzt noch nicht einen Vertreter in die Kammer zu schicken.

Das Militärwesen ist durch das Gesetz vom 30. Jan. 1869 nach dem Vorbilde der preussischen Organisation von Grund aus umgestaltet worden. Hiernach ist jeder Baiern mit Ausnahme der Standesherrn und der Geistlichen vom 21. Lebensjahre an drei Jahre in der activen Armee, drei Jahre in der Reserve und fünf Jahre in der Landwehr dienstpflchtig; für die Wehrpflichtigen mit höherer Bildung besteht das Institut der Einjährig-Freiwilligen. Die active Armee beträgt 1 Proc. der Gesamtbevölkerung. Da nun jährlich mehr dienstfähige junge Leute vorhanden sind, so werden die wirklich dienstpflchtigen durch das Los von der Ersatzmannschaft ausgeschieden. Die Armee zerfällt in zwei Armeecorps und vier Armeedivisionen. Infolge des mit Preußen abgeschlossenen Schutz- und Trugbündnisses steht die bairische Armee im Kriege unter dem Oberbefehle des Königs von Preußen, welcher auch alle Rechte eines Oberbefehlshabers ausübt. Durch die kürzlich zum Abschluß gelangte Festungsconvention ist das ganze Vertheidigungssystem Süddeutschlands in Uebereinstimmung mit dem norddeutschen bis ins einzelne geregelt worden. Seit dem Jahre 1866 geht ein anderer Geist durch die ganze Armee, allgemeine Mühseligkeit ist an Stelle der frühern Ruhe getreten. Freilich wurden dadurch manche traditionell gewordene Anschauungen arg verlegt. Der wirkliche Formationsstand der activen Armee ohne Einrechnung der Offiziere, Militärbeamten und Ersatzmannschaften beträgt 48000 Mann, das stehende Heer aber mit Einrechnung der Offiziere und Militärbeamten circa 86000 Mann, ohne letztere 83700 Mann, der Präsenzstand dagegen nur 37500 Mann, d. i. etwa $\frac{3}{4}$ Proc. der Bevölkerung, während im norddeutschen Bunde der Friedenspräsenzstand 1 Proc. der Bevölkerung beträgt. Vom 1. Jan. 1872 an soll die Zahl der jährlich auszuhebenden Rekrutenquote im Finanzgesetze festgesetzt werden. Diese Grundsätze entsprechen vollkommen den auf der stuttgarter Conferenz am 5. Febr. 1867 getroffenen Vereinbarungen der drei süddeutschen Staaten.

Der Aufwand für das Heer ist in den letzten zehn Jahren ein enormer gewesen. Im Jahre 1859 mußte zur Deckung der Mehrausgaben für Rüstung und erhöhten Präsenzstand ein Credit von 12,952500 Fl. eröffnet werden, wovon 12 Mill. durch ein Anlehen aufgebracht wurden. Im Jahre 1861 waren wieder für außerordentliche Militärbedürfnisse 8,376000 Fl. aus vorhandenen Ueberschüssen zu decken, außerdem figurirte im Budget bei einem Militäretat von 11,415000 Fl. noch die Summe von 10,152500 Fl. für außerordentliche Bedürfnisse für die Jahre 1861—63. Für die folgenden zwei Jahre mußten wieder außerordentliche Bedürfnisse im Betrage von 7,903280 Fl. gedeckt werden, desgleichen für 1865—67 5,178957 Fl.; doch konnten alle diese Summen aus den Ueberschüssen der laufenden Einnahmen entnommen werden. Im Jahre 1866 wurde ein außerordentlicher Militärcredit von 31,512000 Fl. eröffnet, der bis zum Betrage von 26 Mill. durch ein Anlehen aufgebracht ward. Im Jahre 1867 erfordert der laufende Unterhalt des erhöhten Präsenzstandes einen Aufwand von 2,600000 Fl. und im Jahre 1868 einen außerordentlichen Credit von 2,580341 Fl. Diese Zahlen sprechen deutlicher als jede Ausführung für die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes.

Trotzdem ist das Finanzwesen ein wohlgeordnetes, der Aufwand für Verzinsung der Staatsschuld ist freilich seit 1861 von 13,556376 Fl. auf 16,506200 Fl. gestiegen. Die Staatsschuld selbst beträgt, und zwar die sogenannte alte Schuld (vor 1848 contrahirt) 67,697592 Fl., die neuere Schuld mit Einschluß der im Jahre 1866 ausgegebenen 15 Mill. unverzinslicher Kassenscheine 36,842291 Fl., die Militärschuld 63,657500 Fl. (seit 1849 erwachsen); die Eisenbahnschuld 148,371900 Fl. und die Grundrentenschuld 96,229725 Fl. Letztere beide Kategorien werden gesondert verwaltet und durch die ihnen entsprechenden Einnahmen aus den grundherrlichen Gefällen und den Eisenbahnerträgen getilgt, sind aber eigentlich als Schulden im engern Sinne nicht zu betrachten; zur Verzinsung und Tilgung der alten Schuld dagegen wird der Ertrag des Malzaufschlags mit jährlich 8,750000 Fl. verwendet. Im Budget für die laufende Finanzperiode sind die Einnahmen mit 87,144606 Fl. gesetzt; hiervon werden gedeckt durch die Grundsteuer 6,710000 Fl., Haussteuer 1,012000 Fl., Gewerbesteuer 1,600000 Fl., Kapitalrentensteuer 693000 Fl., Einkommensteuer 345000 Fl., Lagen 5,610670 Fl., Stempel 1,650000 Fl., Zölle und Salzsteuer 10,694000 Fl., Forsten u. s. w. 6,504570 Fl. Die Ausgaben betragen dagegen pro Jahr 28,636018 Fl. für die Verwaltung und 58,508588 Fl. für den eigentlichen Staatsaufwand; hiervon trifft auf die Civilliste mit dem Bedarf für den Hof 3,146082 Fl., für den Staatrath 78476 Fl., Landtag 287270 Fl., den Etat des Ministeriums des Aeußern 482073 Fl., der Justiz 4,942129 Fl., des Innern 5,683244 Fl., des Cultus 4,780190 Fl., der Finanzen 944195 Fl., des Handels 4,064885 Fl. Dazu kommt noch der ordentliche Militärbedarf mit 14,975465 Fl., der Pensionsfonds der Witwen und Waisen von Staatsdienern mit 800000 Fl. und ein Reservefonds von 1,818379 Fl. Hiernach sind die bairischen Finanzen so blühend wie die irgendeines Staates in Europa, aber es ist hohe Zeit, daß größere außerordentliche Ausgaben vermieden werden, wenn nicht auch hier die Krankheit des Deficits zum Vorschein kommen soll; die Steuerkraft des Landes kann wenigstens für jetzt nicht höher angespannt werden.

Die Literatur über bairische Verhältnisse ist reich. Das Staatsrecht ist gründlich behandelt von Pözl in seinem „Lehrbuch des Verfassungsrechts“ (3. Aufl., 1860) und „Lehrbuch des Verwaltungsrechts“ (2. Aufl., 1858). Eine vortreffliche Zusammenstellung der wichtigsten Gesetze enthält seine „Sammlung der bairischen Verfassungsgesetze“ (2. Aufl., 1869). Ferner ist noch nennenswerth: Brater, „Die Verfassungsurkunde von Baiern“ (3. Aufl., 1868). Eine umfassende und erschöpfende Darstellung des gesammten Volksthum nach allen seinen Beziehungen enthält das ausgezeichnete Werk „Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Baiern“ (1860—68). Dieses von einem Kreise bairischer Gelehrten bearbeitete Werk ist ein Muster deutschen Fleißes, die Idee hierzu wie die Mittel zu seiner Herstellung verdanken wir dem hochherzigen Könige Max, der leider seine Vollenbung nicht erleben sollte. Kein Staat hat ein ähnliches Werk von solcher Gründlichkeit und solcher allseitigen Bedeutung aufzuweisen. In ihm besitzt König Max ein monumentum aere perennius.

Botan und die Grenzländer Indiens im Nordosten.

Zweiter Artikel.

1) Der Krieg.

Durch Proclamation, datirt Fort William, 12. Nov. 1864, machte der Generalgouverneur, indem er die bisherigen Verhältnisse mit Botan recapitulirte, bekannt, daß das die Bengal-Duar genannte Tiefland und das die Pässe nach dem Tiefland beherrschende

südliche Hochland von Botan, einschließlich der Forts Dhalimote, Bussacha (Bura) und Dewangiri, dem indischen Reiche einverleibt werden sollten, und daß die Autorität der Regierung von Botan in diesen Landstrichen aufgehört habe. Zur Ausführung dieser Proclamation wurde ein Corps von 10000 Mann unter dem Oberbefehle des Brigadegenerals Mulcaster, Commandanten von Assam, aufgestellt. Dasselbe sollte in 4 Colonnen vorgehen, die beiden rechten unter dem speciellen Befehl Mulcaster's, die beiden linken unter dem des Brigadegenerals Dunsford, nämlich der rechte Flügel: 1 Batterie, 1 Schwadron Reiterei, 1 Regiment Infanterie, 1 Compagnie Sappeurs und Mineurs, nebst 3 Compagnien Infanterie und der Provinzialartillerie von Assam in Reserve, von Gowhatty am Brahmaputra auf Dewangiri; das rechte Centrum: 1 Batterie, 3 Schwadronen Reiterei, 1 Compagnie Sappeurs und Mineurs, 2 Bataillone Infanterie, nebst 2 Compagnien Infanterie in Reserve, von Goalpara am Brahmaputra auf Bischenfing; das linke Centrum: 3 Armstrong-Gebirgskanonen und 2 Mörser von der englischen Artillerie, 1 Compagnie Sappeurs und Mineurs, 1 Regiment und 1 Bataillon Infanterie, von Kutsch-Behar auf Bura und Balla; der linke Flügel: 3 Armstrong-Gebirgskanonen und 2 Mörser englische Artillerie, 1 Compagnie Sappeurs und Mineurs, 2 Regimenter Infanterie, 2 Schwadronen Reiterei von Dschulpigorie auf Dhalimote. Mit Ausnahme der Kanoniere bei den Armstrong-Kanonen und Mörsern waren sämmtliche Truppen einheimische. Gepäc und Kanonen wurden von Nashen und Elefanten getragen.

Der linke Flügel unter Dunsford eröffnete die Operationen. Der Vortrab ging am 28. Nov. bei Dschulpigorie über die Tiesta, die botanische Grenze, und besetzte sofort am folgenden Morgen die große besetzte Dorfschaft Minagurie, welche die Botanegeräumt hatten, worauf am 1. Dec. das Gros bei Dschulpigorie über die Tiesta ging. Am 3. Dec. nach einem bequemen Marsche durch die schöne Ebene erreichte die Colonne die große Dorfschaft Kirantie. Die Landbevölkerung ging überall ungestört ihrer Feldarbeit oder Marktgeschäften nach. Am 5. Dec. gelangte man ins Hochland und rückte in die Dorfschaft Ambiof, unterhalb des Fort Dhalimote, ein. Zur Uebergabe aufgefordert, erklärte der Dschungpen sich zum freundschaftlichen Empfange der Truppen bereit, worauf man ihn ersuchte, herunterzukommen und die Truppen hinaufzuleiten; jedenfalls aber werde am folgenden Morgen das Fort besetzt werden. Ueber Nacht aber traf er Anstalten zur Vertheidigung. Am Morgen fing die Infanterie an, die steile Anhöhe, auf welcher das Fort steht, zu ersteigen, während die englische Artillerie von Ambiof aus das Fort beschos. Als die Spitze der Infanterie (vom 30. Pundschab-Regiment) einen Felsrücken, 200 Fuß unterhalb des Fort, erreicht hatte, wurde sie von einem dichten Schauer von Steinen, Pfeilen und Flintenkugeln empfangen, welchen im Dickicht und hinter einer auf dem Felsrücken errichteten Schanze versteckte Botanesen ihr entgegen sandten, worauf die Pundschabie die Schanze sofort ohne Schwierigkeit nahmen, und nun unmittelbar an den Fuß des obersten vom Fort gekrönten völlig steilen Berggipfels vorrückten, wo sie, den überaus dichten Geschossen ausgesetzt, mehrere Leute und zwei Offiziere verloren. Inzwischen waren zwei Mörser auf den Felsrücken heraufgebracht worden, und, da die präparirten Patronen für die kurze Schußweite zu groß waren, so mußte man die erforderliche Pulvermenge abwägen und öffnete unvorsichtigerweise zu diesem Behufe ein Pulverfaß in der Nähe der Mörser. Eine fehlerhafte Bombe crepirte unzeitig und explodirte das Pulverfaß, wodurch drei Offiziere und vier Mann von der (englischen) Artillerie getödtet und ein Offizier und mehrere Mann schwer verwundet wurden. Man holte dann auch eine Armstrong-Kanone herauf, welche aber erst gegen Abend ankam, worauf nach einigen Schüssen in einen Fortthurm Bresse gelegt war. Die Pundschabie drangen sogleich ein und nahmen das Fort. Die Botanesen flohen auf der andern Seite des Fort hinaus und verloren sich im Dickicht, ohne verfolgt werden zu

können. Der Kampf hatte von 10 Uhr morgens bis 6 Uhr abends gedauert. Dennoch wurden innerhalb des Fort nur 3 Verwundete gefunden. Die Engländer hatten außer den bei der Explosion Verunglückten 2 Tote und 20 Verwundete. Bedenkt man, daß die Besatzung nur aus etlichen 50 Mann bestand, daß ihre Hauptwaffen Steine und Pfeile waren, so dürfte die Einnahme des zwar durch seine Lage auf dem Gipfel eines steilen, hohen Berges, aber sonst gar nicht starken Fort eine nicht gerade sehr bewunderungswürdige That zu nennen sein. Einige Tage darauf wurde das Fort Dhumsong, 20 Meilen nordwestlich von Dhalimkote an der steilen Gebirgskante gelegen, ohne Widerstand besetzt. Am 31. Dec. wurde auch der Paß von Tschamurttschie (Sumtschie) in Besitz genommen. Der Paß war etwas schwierig, weil sehr durch Dickicht versteckt. Der Vortrab wurde durch im Hinterhalt liegende Botanesen angegriffen und hatte einige Verwundete. Dafür legten sich die Engländer ihrerseits in den Hinterhalt, um, womöglich, den Rückzug des Feindes abzuschneiden. Als die Infanterie das Dorf stürmte, ergriffen die Botanesen sogleich die Flucht, wobei viele getödtet wurden.

Das linke Centrum marschirte am 28. Nov. von Kutsch-Behar und besetzte Tschida-kotta, den botanesischen Grenzposten, zog hierauf durch die Ebene und besetzte am 7. Dec. den Dura-(Pussacha-)Paß. Das kleine, auf einem nebenliegenden Berge befindliche Fort wurde darauf ohne Kampf eingenommen.

Auf der Affamseite ging der rechte Flügel unter Mulcaster am 2. Dec. bei Gowhatty über den Brahmaputra und marschirte nach Kumrekatta, dem britischen Grenzposten im Affam-Duar, 41 Meilen von Gowhatty und 15 Meilen vom botanesischen Fort Dewangiri am Darungahpaß. Am 10. Dec. rückte man in den Paß ein und stieß bald auf eine Verschanzung, mit welcher der Vortrab ein Geplänkel hatte. Da es aber schon spät war, so wurde der Vortrab zurückgezogen, und, als man am folgenden Morgen die Verschanzung recognoscirte, fand man dieselbe verlassen. Inzwischen kam ein Bote vom Hauptmann Macdonald, welcher mit 50 Mann Polizei (leichter bengalischer Infanterie) einen andern Pfad eingeschlagen und in der vorhergehenden Nacht Dewangiri eingenommen hatte. Widerstand war nur von einer kleinen Verschanzung aus geleistet worden, welche bald erstürmt wurde.

Mit Hinterlassung einer Garnison von 6 Compagnien affamitischer leichter Infanterie und 2 Gebirgshaubigen bengalischer Artillerie zog Mulcaster von Dewangiri ab und in einem zehntägigem Marsche westlich von Kumrekatta durch das Tiefland nach Sidlie, 42 Meilen südsüdlich vom Bischenfingpaß. Zur Einnahme des in diesem Passe vermutheten Fort wurde das rechte Centrum, 2000 Mann mit 150 Elefanten, abgesandt. Nach einem höchst beschwerlichen Marsche durch dichtes und hohes Dschungel, in welchem man sich meistens Bahn hauen mußte und manchmal nur 3 oder 4 Meilen in einem Tage vorwärts kam, erblickte man das Fort, das man einnehmen wollte, das sich aber als ein einfaches steinernes von einem alten Lama bewohntes Haus auswies. Zu so lächerlichen Misgriffen führte wiederholt der Mangel an Localkenntniß.

Indem man nunmehr mit der Besitznahme des ganzen Tieflandes und der die Gebirgspässe beherrschenden Plätze fertig zu sein glaubte, traf Anfang Februar der Befehl ein, daß die Truppen in ihre Cantonnements in Bengalen zurückkehren sollten. Als Besatzung der verschiedenen Gebirgspässe sollte ein Bataillon bengalischer Polizei im Hochlande stehen bleiben. Zur Aufrechterhaltung der Verbindung der Gebirgsposten untereinander und mit den Posten innerhalb Affam und Bengalen sollten Pikets Reiterei in der Duarebene aufgestellt werden.

Während die Engländer demnach meinten, mit dem Kriege zu Ende zu sein, glaubten die Botanesen, daß er erst recht anfangen würde. Sie waren durch denselben überrascht worden; denn sie hatten geglaubt, daß es, wie bisher, beim Reden bleiben würde. Der Penloß

von Tongso, unterstützt durch Zuzüge aus dem Lande Kampa in Tibet, zog in Tshiban ein Heer von 5000 Mann zusammen. Am 20. Jan. erhielt Oberst Campbell, Commandeur zu Dewangiri, eine Zuschrift vom Penloh; da dieselbe aber in tibetamischer Sprache abgefaßt war, welche niemand zu Dewangiri verstand, so mußte man sie 200 Meilen weit nach Dardschieling schicken, um sie von Tschibu-Lama übersetzen zu lassen, sodas nicht rechtzeitig den Inhalt erfuhr. Es war eine Aufforderung, binnen acht Tagen den Platz zu räumen, widrigenfalls Gewalt angewendet werden solle.

In der Nacht des 29. Jan. hatte sich die kleine Garnison von Dewangiri, nicht Böses ahnend, zur Ruhe begeben. Das Haus des Tschungpen war nur von den Staboffizieren und der bengalischen Polizei bewohnt; vor demselben lagerten 6 Compagnien Infanterie, 1 Compagnie sibirischer Sappeurs und die bengalischen Kanoniere in Zelten. Am 30. Jan. vor Tagesanbruch erschien der Penloh mit seinem ganzen Heere vor dem Lager, um es zu überfallen. Schon hatten sich Botanesen in das Lager geschlichen und einige Zelttäue durchschnitten, als noch rechtzeitig Alarm gegeben wurde. Die Truppen, Kanoniere wie Infanterie, kämpften mit großer Präcision und hielten durch ununterbrochenes Feuern in der Richtung, wo sie die Botanesen am dichtesten glaubten, dieselben bis Tagesanbruch zurück, worauf Oberst Campbell sie mit den Affamiten und Sichen zurückwarf, obgleich sie mit großer Beharrlichkeit hinter jedem Felsvorsprung Feste zu fassen suchten. Die Verluste englischerseits waren: 1 Offizier todt und 1 verwundet, 4 Mann todt und 31 verwundet; botanessischerseits einige 60 Mann. Allein, wenn auch zurückgeworfen, waren die Botanesen doch keineswegs geschlagen. Sie umschwärmen das Lager und wußten es durch unaufhörliches Plänkeln in Unruhe zu halten. Sie schnitten das Wasser ab, welches von einer 1 $\frac{1}{2}$ Meilen entfernten Quelle mittels Bambusröhren ins Lager geleitet wurde. Sie warfen darauf eine Verschanzung innerhalb 1800 Fuß vom Lager auf und besetzten schließlich die Mündung des Durungapasses, wodurch die Verbindung mit der Ebene unterbrochen war. Die Garnison war nicht stark genug, um die Botanesen aus der von ihnen eingenommenen Stellung zu verdrängen. Oberst Campbell hatte mehrmals beim General Mulcaster, damals in Gowhatt, dringend um Verstärkung angehalten, der General aber antwortete, die Mannschaft in Dewangiri reiche vollkommen zur Vertheidigung des Platzes aus. Dagegen wurden dem Obersten 25000 Patronen unter einer Escorte von 36 Bengalen gesandt; da diese aber den Fuß im Besitz des Feindes sahen, kehrten sie wieder um. Oberst Campbell entschloß sich nun, den Platz in der Nacht des 4. Febr. zu verlassen und sich durch den Librapaß, einen kleinen Nebenpaß des Durungah, nach der Ebene zurückzuziehen. Es wurden daher 250 Mann auserwählt, um die Kranken und Verwundeten zu tragen und zu escortiren, 50 Mann, um die beiden Zwölfpfünderhaubitzen zu tragen, und 200 Mann, der Rest der Mannschaft, um die Bor- und Nachhut zu bilden. Unglücklicherweise verlor die Borhut den Weg im Gebirge, und die große Gefahr, in welche die Truppen sich versezt sahen, verursachte eine Panique, der Rückzug löste sich in Flucht auf. Einige Kranke und die beiden Kanonen wurden zurückgelassen. Die 20 Kanoniere (Curasier oder Halbblut), welche zu den Kanonen gehörten, versuchten sie zu tragen, als die Affamiten nicht weiter wollten, vermochten es aber nicht, worauf sie die Kanonen auf Befehl ihres Hauptmanns in einen Abgrund stürzten, damit sie den Botanesen nicht in die Hände fallen sollten. Die letztern fanden sie jedoch und zogen sie wieder herauf; der Penloh ließ sie als Trophäen vor seinem Schlosse in Tongso aufstellen. Nach mancherlei Schwierigkeiten in der Dunkelheit kamen die Truppen aus dem Gebirge heraus und fanden ihren Weg nach dem Lager zu Kumrefatta in der Ebene.

Gleichzeitig mit Dewangiri wurden alle andern britischen Gebirgsposten in Tshiban angegriffen. Am 25. Jan. wurde Bishensing von mehreren hundert Mann angegriffen,

deren Annäherung wegen der Dichtigkeit des Dschungels nicht bemerkt worden, bis sie dicht vor der Verschanzung, die dort eben errichtet wurde, standen; sie wurden jedoch ohne Schwierigkeit zurückgeschlagen. Am 26. Jan. wurde der von Gurka (Nepalesen) besetzte Posten zu Bura um 3 Uhr nachts angegriffen. Die Gurka aber waren nicht zu überrumpeln gewesen und schlugen die Botanesen zurück. Am Morgen fand man diese auf einem benachbarten Berge an der Landstraße damit beschäftigt, eine Steinverschanzung zu erbauen. Sie wurden sofort von der Gurka angegriffen und aus ihrer Stellung vertrieben. Am 27. Jan. in der Frühe versuchten die Botanesen mit großem Nachdruck die Schanze zu Tasagong am Ballapaß, westlich vom Buraß, zu erstürmen, welche Schanze nur von 50 Mann Sepoys besetzt war. Sie wurden zwar zurückgeworfen, erbauten nun aber eine Schanze, welche die zu Tasagong beherrschte, und beschossen diese nun mit großer Wirkung. Oberst Watson kam mit Verstärkung heran, bestehend aus einer Abtheilung Infanterie, zwei Armstrong-Kanonen und einem Mörser, beschloß die Schanze der Botanesen zwei Stunden lang, ohne daß es ihm gelang, die schwierige Stellung zu nehmen, sodaß er sich mit dem Verlust von 2 (englischen) Offizieren und einer Anzahl Sepoys zurückziehen mußte. Um dieselbe Zeit wurde endlich auch der Posten am Tschamurtschiepaß, besetzt von 150 Mann der bengalischen Polizei, angegriffen. Eine Schildwache wurde in der Nacht niedergestossen. Die Botanesen setzten sich in starken Steinschanzen dicht bei dem Posten fest. Major Bughe, der Commandant des Postens, erhielt 150 Mann Pundschabie und 2 Mörser zur Verstärkung und vertrieb die Botanesen aus ihren Schanzen. Diese waren aber so gelegen, daß die britischen Truppen, zumal sie nicht stark genug waren, sie nicht besetzt halten konnten. Bughe zog sich also wieder daraus zurück und die Botanesen rückten wieder ein, worauf denn beide Parteien in ihren Schanzen verblieben.

Als die Nachricht von diesem unerwarteten Rückschlage in Indien eintraf, wurde sogleich alle Vorkehrung zur Wiederherstellung des gefährdeten britischen Prästigioms getroffen. Eine Batterie der englischen Artillerie, 1 Bataillon des 55. englischen Regiments und das 29. Regiment der Pundschab-Infanterie wurden nach Gornahatty zur Operation auf dem rechten Flügel, eine Batterie englischer Artillerie, ein zweites Bataillon des 55. englischen Regiments, ein Bataillon des 80. englischen Regiments, das 19. und 31. Regiment der Pundschab-Infanterie wurden zur Operation auf dem linken Flügel vorgeschickt; zusammen eine Verstärkung von 1300 Mann englischer Infanterie, 160 Mann englischer Artillerie und 2000 Mann einheimischer Infanterie. Es erschienen mithin zum ersten male englische Truppen in bedeutender Anzahl auf dem Kriegstheater. Zugleich wurden die Generale Mulcaster und Dunsford ihres Commandos enthoben und Brigadegeneral Tombs zum Befehlshaber der rechten und Brigadegeneral Tytler zum Befehlshaber der linken Brigade ernannt.

Der Hergang, nachdem nun hinreichende Mannschaft vorhanden, war einfach genug. Am 15. März nahm Tytler ohne Schwierigkeit Balla mit dem 18. Regiment bengalischer Infanterie, dem 19. und 30. Pundschab-Regiment und den Armstrong-Kanonen und Mörsern der Brigade. Die Artillerie schloß die Palissaden in Brand, worauf die Infanterie von zwei Seiten einbrang und den Feind aus der Schanze trieb. Der Verlust der Botanesen betrug 44 Mann, der der Briten 3 Tode und 16 Verwundete. Tytler marschirte hierauf nach Bura, wo die Botanesen sich in verpalissadirten Schanzen in der Nähe der britischen festgesetzt hatten. Dieselben wurden am 23. März ohne Widerstand genommen, indem die Botanesen sich zurückzogen, als die Truppen vorrückten. Der Marsch ging sodann nach Tschamurtschie, wo am 24. März die Schanzen geräumt wurden, sobald die Artillerie zu feuern anfing und ehe noch die Infanterie herankommen konnte.

Seitens der rechten Brigade wurde zuvörderst von Bisshensing, dessen Behauptung

bei seiner entfernten Lage von keinem entsprechenden Nutzen war, die kleine Garnison eingezogen und die dortigen Vertheidigungswerke zerstört. Die gegen Dewangiri bestimmten Truppen wurden in dem besetzten Lager von Kurnelatta, 41 Meilen von Gombhaty und 6 Meilen vom Fuß des Hochlandes von Botan, zusammengezogen. Fünf Pässe, welche, nebeneinanderliegend, von Dewangiri nach der Ebene führen, waren sämmtlich von den Botanesen verschantet worden. Von diesen wurden zwei gleich bei den ersten Recognoscirungen ohne Schwierigkeit genommen. Als nun Ende März die englische Batterie und das Bataillon des 55. englischen Fußregiments in Kurnelatta angelangt war, mußte Dewangiri unterzünftig angegriffen werden. Am 1. April früh zog also der Vortrab, 1000 Mann stark, bestehend aus einer Compagnie des 55. Regiments, der bengalischen Batterie und Detachements des 12., 29. und 44. Regiments bengalischer Infanterie, von Kurnelatta aus in den Durungahpaß ein. Nachdem man einige Meilen vorgeückt war, kam man vor eine Barricade, welche ein Feuer eröffnete. Einige Kanonenschüsse brachten das Feuer zum Schweigen, und als die Infanterie darauf stürmte, fand sie die Barricade leer. Der Vortrab rückte nun bis in das Dickicht am Fuße des Berges vor, auf welchem das Fort steht. Das Gros kam hier gegen Abend an. Am folgenden Morgen rückten die Truppen den Berg nach Dewangiri hinauf. Eine Compagnie vom 55. Regiment deckte plänkeld den Angriff. Die Botanesen standen in drei Barricaden, von welchen die mittlere die größte war. Die Artillerie progte in 900 Schritt von der mittlern Barricade ab und rückte allmählich bis auf 450 Schritt vor, ohne viel auszurichten, da das Terrain für Artillerie nicht geeignet war. Die Plänkler krochen nun weiter vor, schossen auf die Schießscharten der Barricaden und schwächten deren Feuer merklich ab. Die Sichen und Bengalen wurden nun zum Sturm beordert. Eine Abtheilung stürmte die Barricade auf der rechten Seite, wurde aber zurückgeschlagen. Eine andere Abtheilung ging nun gegen die mittlere vor, hatte aber keinen bessern Erfolg. Da zeigten drei englische Offiziere, Hauptmann Trevor, Lieutenant Dundas und Lieutenant Griffiths, den Leuten den Weg, indem sie die Barricade erklimmen. Die Sichen und Bengalen folgten, und nun entstand ein furchtbares Gemügel, das ihre englischen Offiziere trotz aller Anstrengung nicht zu hindern vermochten; jeder Mann in der Barricade wurde niedergestochen. Als die Botanesen in den beiden andern Barricaden die mittlere fallen sahen, flohen sie aus denselben. Within war Dewangiri wiedergenommen. Der Verlust der Engländer war unbedeutend.

Da nun aber Dewangiri während der zur Zeit hereinbrechenden Regenzeit von den indischen Truppen der ungesunden Lage wegen nicht gehalten werden konnte, das Fort sich auch deswegen nicht zur Besatzung eignete, weil ihm das Wasser abgeschnitten werden konnte, wie im Februar 1865 geschah, so wurde beschossen, den Platz sofort zu verlassen und das Fort zu schleifen. Die europäischen Truppen wurden daher sogleich nach Kalkutta geschickt, und als die Zerstörungsarbeit fertig war, zogen auch alle übrigen Truppen ab. Man beabsichtigte, an der wichtigen Stelle später ein passenderes Fort zu erbauen. Die Truppen in Ostbotan bezogen Cantonnements im Tieflande der Assam-Duar. In Westbotan blieben nur besetzt Buxa mit zwei halben Batterien englischer Artillerie, einem Regiment Gurka und einer Abtheilung Pundschab-Infanterie, Balla mit einem Regiment Pundschab-Infanterie, Tschamurtschie mit einer Compagnie Pundschab-Infanterie und einem Bataillon bengalischer Polizei, Dhalimkote mit zwei halben Batterien englischer Artillerie, einem Bataillon Pundschab-Infanterie und einer Compagnie Sebundy-Sappers.

Damit war der Krieg in Botan beendet. Zwar wurde nach dem Ende der Regenzeit, da Botan, wenigstens der Penloh von Tongso, noch immer in feindlicher Stellung verharrte, eine Armee von 7000 Mann, der eine beträchtliche Anzahl englischer Infanterie und Artillerie beigegeben war, aufgestellt, welche in zwei Divisionen operiren sollte, in

Botan gegen Funacha und in Ostbotan gegen Tongso; indem Botan jetzt aber den Ernst der Lage erkannte, gab es endlich nach, und es kam nach Verhandlungen zwischen dem Deb-Radscha und Oberst Bruce, dem Civilcommissar der Duar, ein Friede zu Stande, in welchem der Dhurma- und der Deb-Radscha sämmtliche britische Forderungen bewilligten, namentlich die gesammten Tiefebener der Duar, den ganzen, die östlich der Duarforts umfassenden Südrand des Hochlandes und auch den ganzen zwischen Tibet und der obern Tiesta belegenen Westrand desselben definitiv abtraten, für ihr voriges Verhalten Abbitte thaten und sich anheischig machten, britische Unterthanen zu werden. Die Schutzbefohlene sowie das britische Gebiet in Achtung zu halten, wogegen behufs Schadloshaltung für den Gebietsverlust die britische Regierung den beiden Radschas ein Jahresgeld von 50000 Rupien zahlt, ein Jahrgeld, das sie sich aber zurückzuhalten oder zu versagen vorbehält, falls die Radschas ihren Verpflichtungen nicht nachkommen werden. Nachdem der Deb-Radscha auch noch das Original des von Eden erpreßten Vertrags ausgehändigt hatte, wurde der Vertrag am 11. Nov. 1865 zu Sintschula an der neuen britischen Grenze, einige Meilen nördlich vom Fort Bura, ausgetauscht. Durch die Anwesenheit des englischen Ministers für Indien, Sir Charles Wood, vom 1. Febr. 1866 den Generalgouverneur Sir John Lawrence ist der Vertrag nachträglich gutgeheißen worden. Eine hinzugefügte Clausel stipulirte die Rückstellung der beiden Kanonen, welche die englischen Soldaten auf ihrem Rückzuge von Demangiri zurückgelassen hatten, und welche ebenfalls am 25. Febr. 1866 dem Obersten Richardson am Flusse Monas überliefert worden. Es ist dieses wichtig, weil damit auch die Zustimmung des Penloh von Tongso, in dessen Besitz sich diese Geschütze befanden, zum Friedensvertrage erklärt war. Die Botanesen haben während der seit dem Frieden verfloßenen Zeit im Verkehr mit den britischen Behörden noch fortwährend die Erbitterung des Besiegten und den frühern Muth gezeigt. Große Erbitterung ist auch dadurch erregt worden, daß die Engländer die Existenz von Sklaverei in den Duar entdeckt und die Herren zur Freigebung der Sklaven, von denen manche gegen 700 besaßen, genöthigt haben.

Aufruhr und Anarchie ist außerdem in dem unabhängig gebliebenen Botan dermaßen gewachsen, daß die indische Regierung gewöhnlich nicht im Stande war, der Regierung von Botan den stipulirten Jahresgehalt ausbezahlen, weil eben keine eigentliche Regierung vorhanden. Es dürfte daher schließlich nichts anderes übrigbleiben, als daß Indien jenen Theil von Botan einverleibt.

2) Beziehungen des indischen Nordostens zu Tibet und Westchina.

Jenes weite und erhabene Hochland im Nordosten des Himalaja zwischen Ostturkestan und dem eigentlichen China, welches der Tsangbotschu oder Dihong, der rechte oberste Quellfluß des Brahmaputra, in der Länge durchzieht, das eigentliche Tibet, ist gegenwärtig noch eine der wenigen bewohnten Regionen der Erde, welche gar nicht von den Europäern erforscht worden und fast noch ganz unbekannt sind. Die Karten von Tibet geben zwar eine Menge Detail; allein niemand vermag zu sagen, was darin richtig und was gänzlich unbegründet ist. Die Geographen waren bisher meistens der Ansicht, daß die Positionen der Ortschaften in relativer Länge ziemlich richtig, wenn auch in absoluter Länge irrtümlich seien; die Breite wurde als ziemlich richtig angenommen. Die Karten waren bisher Copien der Karten der Jesuiten, welchen im Anfange des vorigen Jahrhunderts der chinesische Kaiser Chanhi den Auftrag ertheilte, zwar nicht, wie man gewöhnlich sagt, eine kartographische Aufnahme des Reichs vorzunehmen, doch durch die Aufnahme von Beobachtungen die bestehenden chinesischen Karten zu corrigiren und zu verbessern. Die mit dieser großen Arbeit beauftragten Patres waren gewiß sehr geschickte Leute; aber die Mittel der Beobachtung waren damals noch in manchen Stücken mangel-

haft, und vier oder fünf Gelehrte wären jedenfalls nicht im Stande gewesen, eine Landstrecke fast so groß wie Europa innerhalb weniger Jahre mathematisch aufzunehmen. Er mußten daher ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das eigentliche China richten, während sie in den Colonien, in Tibet und Turkestan, fast gänzlich den Karten der Lamas folgten, woraus dann, namentlich in den Längen, ganz außerordentliche Irrthümer entstanden sind, da die Karten unverändert in Duhalde's großen Atlas aufgenommen wurden, sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Manche Geographen, welche Turner's Reise nach Tschulumbu in Tibet zur Basis nahmen, fanden damit die Angaben in den bisherigen Karten so wenig in Uebereinstimmung, daß sie die Karte nördlich vom Himalaja ganz ließ. Klaproth, welcher noch unbedingt an die Richtigkeit der Karten der Jesuiten glaubte, hielt den Tchangbotschu, den großen Fluß Tibets, noch für den Oberlauf des Iravadi.

Von Tibet, dem Lande des Tchangbotschu, muß das sogenannte Kleintibet (Kadai) das Land des obern Indus zwischen dem nordwestlichen Himalaja und dem Kiunlun und Karakorum, beide nicht etwa zwei Paralleletten, sondern nur zwei Glieder desselben Zugals als ein verschiedenes Land geschieden werden. Diese Strecke ist allerdings mehrfach neuerdings namentlich von den Schlagintweit, bereist worden. Bahn gebrochen wurde in dieser Beziehung durch Thomas Thomson*), dessen großes Verdienst erst 1866 von der londoner Geographischen Gesellschaft durch Zuerkennung ihrer Medaille anerkannt wurde, wobei Sir Roderick Murchison, ihr Präsident, bemerkte: „Er überstieg zuerst die große Achse, welche die Wasserscheide des asiatischen Continents bildet, gab einen sorgfältigen Bericht über die physischen und geologischen Grundzüge des Hochlandes, wo der Sindh und seine Nebenflüsse ihren Ursprung haben, und zeigte zuerst die wirkliche Gestaltung der Gebirgsmassen im Nordwesten von Indien. Ihm verdanken wir es, daß die falsche, lange Zeit vorherrschende Idee definitiv aufgegeben ist, welche sogar Alexander von Humboldt theilte, daß Tibet eine ununterbrochene Hochebene, an der einen Seite vom Himalaja, an der andern Seite vom Kiunlun berandet, sei.“ Thomson ist der eigentliche Vater der rationalen Geographie von Centralasien. Eine sehr verdienstliche Reise ist auch die des Hauptmanns W. F. Johnson von Lej (Kadai) am obern Indus nach Utschi, Hauptstadt von Chotan in der chinesischen Tatarei, mitgetheilt im „Journal der londoner Geographischen Gesellschaft“, Bd. 37.

Bisher hatte man über Tibet keine zuverlässigen Mittheilungen außer die über Turner's kurze Reise über Botan nach Tschulumbu und die über die Reise von Duc und Gabet durch die tatarische Wüste nach Lahsa im Jahre 1846. Sonst hat man nur noch ein kurzes Reisehandbuch eines Hindu von Dschanglatsche nach Lahsa, welches der rühmlich bekannte Forscher Hodgson im „Journal of the Bengal Asiatic Society“ mitgetheilt hat.

Seit einer Reihe von Jahren sind die englischen Offiziere verhindert worden, jenseit der indischen Grenze auszuforschen, wie sie es sonst nur zu bereitwillig zu thun pflegten, weil der Vicekönig Lawrence es sich besonders angelegen sein ließ, politische Verwickelungen mit den benachbarten Völkern zu vermeiden. Das Reisen in Tibet ist auch wirklich äußerst gefährlich für Europäer, da gerade hier und in Turkestan die chinesischen Behörden ein merkwürdig strenges Absperrungssystem beobachten. Bekannt ist Adolf Schlagintweit's trauriges Geschick. Nach der Rückkehr von dessen Bruder Hermann und Robert bot, wie dieselben anführen, die chinesische Regierung 1000 Rupien Belohnung für die Fahhaftwerdung von Mohammed Amin aus, welcher Adolfs Führer gewesen war. Ein Tibetaner, welcher im Jahre 1851 Drummond nach dem Karakorumsee begleitete, wurde auf Befehl der chinesischen Regierung hingerichtet.

*) Vgl. dessen *Western Himalaya and Tibet; a narrative of a journey through the mountains of Northern India* (London 1852).

Der Hauptmann Montgomery vom Geniecorps, seit einer Reihe von Jahren mit amtlichen Landvermessung im Nordwesten Indiens beschäftigt und selbst ein ausgezeichnete Forscher, verfolgt unter solchen Umständen seit 1861 den Plan, die Erkundungen Länder jenseit des Himalaja durch Hindu vornehmen zu lassen, indem er solche Leute wählte, welche in kaufmännischen oder sonstigen Angelegenheiten die betreffenden Landschaften bereits bereist haben, und sie in der Anstellung wissenschaftlicher Beobachtungen einübt. Der erste Versuch machte er mit einer solchen Reise nach dem östlichen Turkestan, welche wichtige Resultate erzielte. Aus dem Berichte über die Route vom Karakorumpasse ins Tarland vermochte Montgomery den Nachweis zu liefern, daß die Lage von Tarland nach Jesuitenkarten in der Breite zwar ziemlich correct, in der Länge aber gänzlich falsch ist. Die Breite beträgt nämlich nach Montgomery's Berechnung $38^{\circ} 19' 48''$, von der der Jesuiten ($38^{\circ} 15'$) nicht sehr bedeutend abweicht; die Länge Montgomery's ist $75^{\circ} 10'$ östlich von Paris, die der Jesuiten dagegen $81^{\circ} 10'$ östlich von Paris! Die Höhe von Tarland beträgt 4000 Fuß, sodaß also die dortige Gegend, die man sich gewöhnlich als eine tiefe Einsenkung vorstellte, noch eine beträchtliche Seehöhe hat.

Dieser erste Versuch ermuthigte zu größern Unternehmungen. Ein Pandit (Pandita, erster Bramin), welcher von Montgomery instruiert worden war, führte nun in seinem Auftrag eine Reise durch Tibet aus, von Gartoch im Himalaja, $31^{\circ} 46'$ Breite, 80° östl. Länge von Greenwich, nach Lashsa, welche erwies, daß die Kartenarten sowohl relativ wie in absoluter Position unrichtig sind und nur ein Zerrbild von dem wirklichen Lande geben, und welche zum ersten male über den Tsangbotshu oder oberem Brahmaputra*), die Position und Seehöhe der wichtigsten Ortschaften und die allgemeine Beschaffenheit des Landes einigermaßen zuverlässige Angaben gewährte. Der Pandit ist Nepaleser, und sein Name deshalb aus Furcht vor Dschung Bahadur, dem Maharadscha von Nepal, verschwiegen geblieben, da derselbe, trotz seiner intimen Freundschaft mit dem Tarland, und obgleich er Ritter des Bathordens ist, doch einen directen Verkehr der Länder mit Tibet möglichst zu verhindern strebt.

Der Pandit verließ Kathmandu, Hauptstadt von Nepael, am 20. März 1865 mit seinem Bruder und vier Dienern. Seine Nivelir- und astronomischen Instrumente wurden heimlich in dem falschen Boden eines Koffers versteckt. Die Reisenden gaben sich für Kaufleute aus der Gegend von Simla aus, welche in Lashsa ihre Andacht verrichteten. Die Pferde einlaufen wollten, weil den Bisahirie in Tibet zu reisen erlaubt wird. Sie erreichten Tibet bei Kaschwagari, einem von Dschung Bahadur während seines letzten Krieges mit Tibet im Jahre 1855 erbauten Fort an dem Zusammenfluß des Gumbul und Kentschu. Die Grenze ist durch einen Pfeiler mit chinesischer Inschrift bezeichnet. Da der Pandit jedoch fand, daß sein Bruder dem Dschungpin (Gouverneur) von Kirong persönlich bekannt war, und daß die Bisahirie gewöhnlich über Gartoch nach Tibet kommen, so verließ der Pandit mit schwerem Herzen nach Kathmandu zurück, wo er seinen Bruder zurückließ, und reiste am 3. Juni 1865 wieder ab, diesmal als ein Ladaki (Einwohner von Ladak am obern Indus) mit langem Zopf, und erlangte einen Paß nach Kirong. Ein gewisser Kaufmann; der ihm Geld schuldig war, wurde Bürge für ihn bis Pati Nutri, der unter der Bedingung, daß er nicht nach Lashsa gehe. Von Kathmandu nach Baluk, dem Hauptmarkt für Nepal, das er am 24. Aug. erreichte, kam er durch Didicht (Dschungel) und Wald, von dort nach Lashsa waren die Berggehänge unbewaldet. In Baluk schloß sich an eine Karavane von Bisahirie an, welche mit Jak (Yak, Brummochsen) nach

*) Wir können mit Hermann v. Schlagintweit darin nicht übereinstimmen, daß es irrthümlich diesen, den längsten und mächtigsten unter den obern Armen des Brahmaputra, für den Hauptfluß anzusehen.

dem Kloster Labuhm zog. In Labuhm schloß er sich sodann dem Logtschal an, einem Kaufmann, welchen der Maharadscha von Kaschmir alle zwei Jahre mit Waaren nach Lahsa sendet. Derselbe wird auf Befehl der Lahsa-Behörde auf der Reise mit besonderer Aufmerksamkeit und Achtung behandelt, wie auch der Radscha von Lahsa alle Jahre einen Kaufmann, den Dschang Tschongpon, nach Labal (Lah) sendet. Bei Labuhm vereinigen sich die Heerwege von Gartoch im Westen und Kathmandu im Südosten. Es liegt unfern von Brahmaputra, welcher, obgleich hier seiner Quelle in den Gletschern des Manjaranir so nahe, so mächtig ist und eine so reizende Strömung hat, daß bei der Ueberfahrt der Reisenden die Fährte umschlug und drei Menschen das Leben verloren. Labuhm ist so hoch wie der Montblanc. Der Pandit reiste hier am 3. Oct. ab und erreichte Dschanglatstche am 22., indem er das Nordufer des Brahmaputra hinunterzog. Dschanglatstche hat bedeutenden Schiffsverkehr nach dem fünf Tagereisen entfernten Schigage, in dessen Nähe das Kloster Tschulumbu liegt, Turner's fernster Punkt. Dieses Kloster ist reich und erhält 3300 Priester. Schigage, auch Digartstche genannt, hat 9000 Einwohner außer den Priestern und Soldaten. Von Schigage kam der Pandit in drei Tagen nach Gjangse, von wo, wie er bemerkt, die Grenze von Botan nur drei Tagereisen entfernt ist. Am Neujahrstage 1866 erreichte der Pandit den berühmten See Jambotang oder Palte, welcher eine große Insel ringförmig umzieht, und am 10. Jan. Lahsa, wo er zwei Zimmer in einer Karavanserai nahm, um seine astronomischen Beobachtungen ungestört vornehmen zu können.

Der Pandit gibt eine höchst romantische Schilderung von der Stadt und den umliegenden, von Klöstern gekrönten Bergen. Drei Meilen von der Stadt ist der Berg Lalsu, eine Meile in Umfang, dicht besetzt mit Tempeln, wo sich eine Unzahl von „schönen Götzenbildern“ befindet und über 5000 Priester aufhalten. Das Kloster Golban, zwei Tagereisen auf der großen Straße nach China entfernt, beherbergt 3500 Priester. In einem niedrigen Berge eine Meile nördlich von der Stadt liegt die große und stark besetzte Festung Potolah, der Palast des Großlama und die Residenz des Gjalpo Radscha, des weltlichen Herrschers unter dem chinesischen Anban oder Gesandten. Im Kloster Deban, drei Meilen westlich von der Stadt, wohnen an 7700 Priester. Wenn eines Großlamas Seele seinen Leib verläßt, um den seines Nachfolgers zu beziehen, so wird der Leichnam in einem goldenen, mit Edelsteinen besetzten Sarge im Tempel beigesetzt, wo er, wie man glaubt, an Größe fortwährend abnimmt, Haar und Nägel aber wachsen. Die Namen aller männlichen Kinder, welche in demselben Moment, in welchem der Lama verstorben geboren wurden, werden dann in eine Urne gethan und einer von ihnen erkoren. Dann das gewählte Kind die Sachen, welche dem verstorbenen Lama gehört haben, wiedererkennen, so ist dies das Zeichen, daß es die Seele des Gestorbenen besitzt, und es wird auf den Thron von Potolah gesetzt. Neujahr fällt in Tibet auf den 15. Febr. Es wird daran das große Fest gefeiert, welches 23 Tage währt. Dann wird jedes Haus geschmückt mit Flaggen geschmückt. Das Volk in Lahsa versammelt sich, um das oft tödlich endende laufende Kunststück, wie zwei Männer an einem von den hohen Festungsmauern ausgespannten Seile heruntergleiten, zu sehen. Darauf wird ein Mensch geopfert. Man färbt das Gesicht des Opfers halb weiß, halb schwarz an, wirft ihm Getreide an den Kopf, der Dschalno, der Richter am Hofe des Radscha, spielt hierauf Würfel mit ihm, schließlich wird der Mensch nach dem Kloster Same, der Schatzkammer von Tibet, geschleppt und dort geschlachtet. Man glaubt, daß in seiner Person das Uebel zerstreut wird. In den 13. Tage des Festes werden die Schätze von Tibet von Same abgeholt und in feierlichem Aufzuge durch die Straßen von Lahsa getragen, begleitet von den Idolen und Truppen. Am Nachmittage darauf belustigt sich das Volk in den Feldern im Norden der Stadt mit Schmaus und Trank, Wettrennen, Scheibenschiefen und dergleichen.

Ueber den Handelsverkehr von Tibet erhalten wir folgende Mittheilungen. Die Kaufleute reisen gewöhnlich von December bis März, um die Regenzeit zu vermeiden, weil dann die Flüsse nicht passirt werden können. Von China werden Seidenzeug, Teppiche, Porzellan eingeführt, von der Tatarei Goldtreffen, Juwelen, Sattlerarbeiten, feine Teppiche, Schafe und Pferde, von Dartschando (zwei Monate nordöstlich von Laska), Thee, vom Lande der Cham (ein Monat auf der Straße nach China) Moschus, von Botan Reis, von Sikim Reis und Tabak, von Dardschieling, Nepal und Astmabad Tuch, Korallen, Juwelen, Zucker, Gewürz und andere indische Waaren, von Labal und Kaschmir Opium und Safran. Thee wird in großer Menge consumirt; man kocht die Blätter auch als Gemüse mit Wasser, Mehl und Butter. Die Frauen tragen Korallen, Perlen und Juwelen im Haar. Beide Geschlechter tragen Röcke mit Schafpelz gefüttert. Die gewöhnlichen Speisen sind Thee, Salzbutter, Hammelfleisch, Ochsenfleisch, Schweinefleisch und Geflügel. In Laska selbst werden Wolltuch und Filz fabricirt. Vieh und Federvieh aller Art sind in großem Ueberfluß vorhanden. Der Hund ist groß und stark, die Hauskatze überall verbreitet. Die edeln Metalle sollen in großer Menge vorhanden sein; es war jedoch bisher nicht erlaubt worden, sie auszubeuten, weil man fürchtete, daß das Land dadurch arm werden und die Leute entarten würden. Es gibt viele Mohammedaner, die meisten Tibetaner sind jedoch Buddhisten. Polyandrie ist häufig. Die Debangprieester besitzen die größte Macht im Lande.

Nach dreimonatlichem Aufenthalt in Laska kehrte der Pandit zurück. Von Laduhm aus schlug er die regelmäßige Hauptstraße von Tibet, Dschonglan genannt, nach Gartoch im Nordwesten von Simla ein. Montgomery resumirt die Angaben seines Berichtstatters über diese Straße folgenderweise: Von Gartoch am Indus in 15500 Fuß Höhe läuft die Straße über das Railasgebirge durch einen sehr hohen Paß, dann nach Narichorjum, das Oberbeden des Sutlebsch, bis auf 15000 Fuß hinunter, worauf sie am Rakas, am Manfaraur und an einem andern großen See vorbeizieht und allmählich zum Marihamlapaß, der Wasserscheide zwischen Sutlebsch und Brahmaputra, 15500 Fuß hoch, ansteigt. Vom Marihamla geht die Straße allmählich abwärts, indem sie sich dicht nördlich vom Tsangbotschu und im Sicht der gigantischen Gletscher, aus denen dieser große Fluß entspringt, hält. In einer Entfernung von 50 Meilen von der Quelle stößt die Straße unmittelbar auf den Fluß und verfolgt dessen linkes Ufer bis Laduhm. Kurz von Laduhm setzt die Straße über einen großen Nebenfluß, welcher dem Hauptfluß nur wenig an Mächtigkeit nachsteht. Auch jenseit Laduhm bleibt die Straße meistens in der Nähe des Flusses, wenn sie sich auch mitunter einige Meilen davon entfernt; allein 80 Meilen von Laduhm verläßt die Straße den Fluß, steigt über höheres Land, dann in das Thal des Kala-Sangpo, eines andern großen Nebenflusses des Brahmaputra, hinunter, sodann wieder über ein Gebirge und erreicht darauf, 180 Meilen von Laduhm, den Brahmaputra wieder. Bei der Stadt Dschanglatsche, 10 Meilen weiter, ist die Fährre, wo man vom linken auf das rechte Ufer überseht. Die Straße bleibt nun wieder dicht am Flusse bis zur Mündung des Kala-Sangpo, worauf sie 10 Meilen südlich vom Flusse abgeht, dann ein Gebirge übersteigt und die Stadt Schigaze, 11800 Fuß hoch, erreicht. Von Schigaze läuft die Straße noch weiter vom Flusse ab, steigt das Thal des Penanangtschuflusses hinauf, darauf über den Charolapaß, 17000 Fuß hoch, und nun in das Becken des Jamboltschesees hinunter. Sie läuft dann zwei Stationen (Tagereisen) weit längs dieses großen Sees, welcher 13700 Fuß hoch liegt, und hat noch eine ziemlich starke Steigung zum hohen Chambalapaß, worauf sie wieder zum Brahmaputra gelangt, hier nur 11400 Fuß hoch. Sie bleibt nun noch eine Tagereise am Flusse, worauf sie von der bisherigen Richtung von Westen nach Osten und vom Brahmaputra abbiegt und, an dessen Nebenflusse, dem Kitsu-Sangpo, drei Tage-

reisen weit in nordöstlicher Richtung hinauflaufend, nach Lahsa führt, welches 11700 Fuß hoch liegt. Die gesammte Entfernung von Gartoch nach Lahsa beträgt 800 Meilen. Steigung und Senkung der Straße ist im ganzen leicht. Vermittels Steinhäufen, belegt mit Fliesen und Hölzern, ist auf dem Tafellande von Tibet eine gerade Bahn hergerichtet. Auf der ganzen Strecke von Gartoch bis Lahsa braucht ein Reiter nie abzustiegen, außer an den Flüssen, wo er überfährt. An der Straße befinden sich 22 Stationsplätze, Ladestum genannt, wo 150—200 Reisende Herberge finden können. Die ganze Entfernung von 800 Meilen ist in 51 Stationen oder Tagemärsche eingetheilt. Dieselbe wird von den amtlichen Kurieren, welchen von den Einwohnern in jeder Station frische Pferde oder Ial gestellt werden, gewöhnlich in 30, mitunter auch in 22 Tagen zurückgelegt.

Derselbe Mann, begleitet von zwei andern Panditen, machte 1867 eine zweite Reise nach Tibet. Von den Quellwassern des Sutledsch und Indus gelangten sie über einen Paß 19000 Fuß hoch, nach der Giahurruf-Grenzwache von Tibet, wo sie trotz ihrer Verkleidung den Verdacht des Befehlshabers erregten und einer von ihnen als Geisel zurückbleiben mußte. Von den beiden andern Panditen ging einer nach dem Goldfelde von Hof-Dschalung, welches in einer eben Ebene in 32° 24' Breite, 81° 37' östl. Länge von Greenwich, 16330 Fuß Höhe liegt. Gold wird im Lande in Menge gewonnen. Der Pandit hat Nuggets von 2 Pfd. Gewicht gesehen. Die Goldfelder durchziehen, wie man glaubt, die ganze Strecke von Lahsa nach Kubok im Norden der nördlichen Wasserscheide des Brahmaputra. Das Verfahren der Grubenleute scheint ein sehr rohes zu sein. Die Werkzeuge sind einfach, ein Spaten mit langem Stiel und ein eiserner Karst. Man seift den Waschluff in großen und tiefen Gräben, in welche ein Wasserstrom geleitet wird. Das auf abschüssigen Boden auslaufende, aber abgedämmte Grabenende wird von Zeit zu Zeit abgestochen und das Gold in ausgespannten Tüchern aufgefangen. Der andere Pandit ging die Quelle des Indus zu entdecken, was ihm aber nicht gelang. Er entdeckte jedoch eine neue Gruppe von Schneebergen, den Mling-Gangri, im Norden des Indus, 24000 Fuß hoch.

Tibet zeichnet sich bekanntlich durch seine merkwürdige Doppelregierung aus. Die einheimische theokratische Regierung steht unter dem Großlama, welcher durch die ganze buddhistische Welt als die Incarnation der Gottheit angebetet wird. Daneben besitzt aber der Amban, der chinesische Gesandte, alle wirkliche Macht. Der Amban verfügt nun keineswegs über eine bedeutende Militärmacht im Lande: er hat bloß 500 Mann in Lahsa und 1500 Mann in den Provinzen stehen. Daneben ist die chinesische Regierung in Tibet keineswegs beliebt. Da nun die chinesische Macht ringsum Tibet so in Verfall gerathen ist, daß dort überall in den früher chinesischen Ländern unabhängige Staaten entstanden sind, so hätte man längst vermuthen sollen, daß die chinesische Macht auch hier zum Sturze kommen würde. Dies ist aber nicht der Fall; im Gegentheil steht die chinesische Regierung hier so fest wie nur jemals. Die Ursache ist wahrscheinlich, daß die neuen Rebellenstaaten größtentheils dem Islam angehören, dem Buddhismus also feindlich sind, weshalb die Lama wol aus eigenem Antriebe und für ihren eigenen Schutz den Beistand der Chinesen suchen.

Vielleicht dürfte auch die englische Regierung, nachdem sie einmal mit Botan gewissermaßen in Tibet selbst Fuß gefaßt hat, geneigt sein, solchen Schutz zu gewähren und damit eine so gewichtige Persönlichkeit, wie der Paps der vielen Millionen Buddhisten auch immer ist, in ihre unmittelbare Machtssphäre zu ziehen. Es ist den Engländern jedenfalls viel daran gelegen, das buddhistische, arabische Element in Indien zu fördern, schon damit ein Gegengewicht gegen die arischen Mohammedaner und Hindu zu gewinnen.

So viel ist jedenfalls gewiß, daß der unmittelbare Verkehr mit Tibet und den nördlich angrenzenden tatarischen Ländern durch die in Botan gewonnene Fugung wol gesichert sein dürfte, ein Verkehr, der überhaupt für die ganze angloindische Welt von unendlicher

Wichtigkeit sein muß. Jene tatarischen Länder sind höchst gefegnete, wenn sie auch oder vielmehr weil sie am Rande der Wüste Gobi liegen, da es der Wüstenstaub ist, der wesentlich zu ihrer Fruchtbarkeit beiträgt. Eben jetzt ist die Gelegenheit zur Anknüpfung eines Handelsverkehrs zwischen jenen Regionen besonders günstig, da der Verkehr zwischen China und den mohammedanischen Staaten von Centralasien unterbrochen ist. Ein wie unermeßlicher Markt eröffnet sich z. B. hier nicht für den Thee von Assam, das unmittelbar an Botan angrenzt! Die Tibetaner und noch mehr die Mohammedaner in Centralasien sind große Theeconsumenten und begierig nach indischem Thee, den sie zu hohen Preisen kaufen. In Centralasien ist es überall das erste Zeichen von Respekt, daß man eine Tasse Thee anbietet. Opium würde namentlich bei den Kilmak und andern Tataren einen neuen bedeutenden Markt finden.

Die Engländer treiben auch beträchtlichen Theebau im britischen Sikim, ein Landstrich, welcher unmittelbar westlich an Botan grenzt und sich ungefähr unter 27° Br., 88° östl. Länge von Greenwich von den Flüssen Tiesta und Mahanubdy im Osten nach dem Flusse Metschi und dem 12000 Fuß hohen Gebirge Singalah im Westen erstreckt. Es dürfte zur erwünschten Verkettung der Dinge im anarischen Gebiet nicht wenig förderlich sein, daß die Einwohner von Sikim, von denen ein beträchtlicher Theil bereits seit längerer Zeit an die britische Regierung gewöhnt ist, ebenfalls zu derselben Völkerguppe mit den Tibetanern und Botaneseu gehören. Die Mehrzahl der Einwohner von Sikim sind die Leptscha, ebenfalls Buddhisten, von stark mongolischem, von dem der Tibetaner wenig unterschiedenen Körperbau, wie auch ihre Sprache mit der tibetischen nahe verwandt ist. Die Leptscha bewohnen auch einen beträchtlichen Theil des westlichen Botan. Sie sind jedoch ursprünglich Einwanderer in diese Länder und stammen von den Mongolen ab, d. h. den Mongolen im speciellen Sinne, welche nördlich von Lahsa und den Cham wohnen. Die eigentlichen Autochthonen des Himalaja sind wahrscheinlich die Paharie, d. i. Gebirgsleute. Der Name Sikim ist hindostanisch, der einheimische Name des Landes ist Dibschon (Reisland). Es bestanden zwar schon seit längerer Zeit ziemlich intime Verhältnisse zwischen Sikim und Tibet, doch war der Handelsverkehr wegen der Schwierigkeit der Pässe in dieser Richtung nicht sehr beträchtlich. Die Haupteinfuhr von Tibet nach Sikim besteht in Wolle, wobei Schafe gewöhnlich als Packvieh dienen, dergleichen werden Baumwollwaaren und Taback dahin ausgeführt. Die Entfernung von Darbtschieling nach Lahsa beträgt in gerader Linie zwar nur 250 Meilen, aber bei der Bodenbeschaffenheit in Wirklichkeit mehr als das Doppelte, wenigstens 600 Meilen. Eine besonders schwierige Strecke ist die zwischen Darbtschieling und dem Tschumbithal in Tibet.

Von so großer Wichtigkeit aber die Beziehungen Indiens nach Norden hin auch sind, so sind doch die Beziehungen nach Osten hin, mit Westchina und China überhaupt, von noch größerer Wichtigkeit. Sie können durch den Besitz Botans gleichfalls wesentlich gefördert werden.

Der directe Ueberlandverkehr zwischen Indien und China ist gewiß eine Angelegenheit von der höchsten Bedeutung. Es handelt sich dabei um die Erschließung des ganzen Indiens für das ganze China, um den Zutritt einer Bevölkerung von 200 Millionen zu den Erzeugnissen einer Bevölkerung von 400 Millionen und umgekehrt. Für England handelt es sich dabei noch weiter darum, die Ausfuhr eines großen Theiles der chinesischen Producte nach dem englischen Hafen Kalkutta zu ziehen. Durch den Ueberlandhandel zwischen Indien und China würde England Zutritt zu China in einer Linie erlangen, in welche andere europäische und amerikanische Mächte nicht einzudringen vermöchten, während sie England beim Seehandel mit China die vielfältigste Concurrnz machen. Im Falle

eines Krieges würde fast der ganze Handel Chinas in Englands Hand kommen, und England brauchte alsdann, anstatt seinen Handel an der ganzen chinesischen Küste zu beschützen, bloß die Linie von Kalkutta aus zu decken.

Um diese Zwecke zu erzielen, ist es vor allen Dingen erforderlich, die zwei größten Wasseradern der beiden Länder, den Brahmaputra und den Yang-tse-kiang, zu erschließen und miteinander in Verbindung zu bringen. Der Brahmaputra ist beschifft bis zum großen Knie bei Subijah, unmittelbar oberhalb des Zusammenflusses seiner drei oberen Quellarme, der Yang-tse-kiang bis 200 Meilen von diesem Punkte, 1800 Meilen vom Meere. Auf die Herstellung der Verbindungslinie zwischen den beiden Flüssen von Subijah aus, eine Distanz von höchstens 250 Meilen, reducirt sich die ganze Frage. Wasserverkehr ist für einen Großhandel wie den in Frage stehenden unentbehrlich, weil der bei weitem größte Theil der Waaren die Frachtspeisen sonst unmöglich tragen kann. So kostet z. B. Baumwolle von den nordwestlichen Provinzen Indiens nach Kalkutta per Eisenbahn 19 Pfd. St. per Tonne Fracht, zu Schiff nach London 3 Pfd. St. In Indien hat man eine natürliche Wasser Verbindung von Kurratschie bis Subijah von 3000 Meilen, gegenwärtig nur noch unterbrochen durch den kurzen Zwischenraum von 150 Meilen zwischen Entledsch und Dschumna; ein Kanal durch diesen Zwischenraum, einen wenig Schwierigkeiten bietenden Landstrich, ist bereits projectirt und auf 300000 Pfd. St. Kosten veranschlagt. In China gibt der Yang-tse-kiang 1700, der Große Kanal 100, der Hoangho 1800, zusammen 3600 Meilen Wasser Verbindung. Es würde also der kurze Ueberlandtransit von Subijah zum Yang-tse-kiang (wahrscheinlich bis zum Knie des letztern in 26° Br., 100° L. von Greenwich) eine Wasser Verbindung von zusammen 6600—7000 Meilen vermitteln.

Die Schwierigkeit, welche der Ausführung der Subijahlinie entgegenstehen soll, ist die Höhe der zwischenliegenden Gebirge und die Wildheit der dortigen Völkerschaften. Das Assamgebirge, welches Assam im Osten begrenzt und sich 220 Meilen nordöstlich von Kalkutta erhebt, ist ein breites und wirres Gewinde von bewaldeten Ketten. Es nimmt nach Norden zu fortwährend an Höhe zu; bei den Gaurau ist es 3000, nördlich von Manipur 9000, der Brahmakund (Subijah) gegenüber 12—14000 Fuß hoch und weiter nördlich erhebt sich das Gebirge in die Region des ewigen Schnees. Die Einwohner hinter den Bergen scheinen gar wilde, mörderische Menschen, unter denen zu reisen man einem einzelnen Manne nicht rathen sollte. Allein man hat die Berge nur aus der Ferne gesehen, das interessante Land jenseit derselben gehört mit zu den unbekanntesten Regionen der Erde. Es mag daher sehr gangbare Pässe über das Gebirge geben, und die Menschen sind vielleicht auch nicht ganz so gefährlich. Neuere Reisende auf dem Yang-tse-kiang sahen einige Häuptlinge der Miautrie, eines der dortigen Stämme, und fanden sie freundlich und geneigt, weiße Reisende in ihrem Lande willkommen zu heißen. Sie waren ganz verschieden von den Chinesen und wahrscheinlich identisch mit den Kurm im Norden von Burma, schöne, stattliche Leute.

Man hat inzwischen von der Brahmaputraroute noch abgesehen und dagegen, und zwar mit Erfolg, die Frawadiroute über Land nach Yunnan, dem Südwesten Chinas, in Angriff genommen. Hier, wie im ganzen westlichen China und im chinesischen Turkestan haben in jüngster Zeit sehr große Umpflügelungen, es hat völlige Eastströmung von China stattgefunden, womit sich dann auch die Lage Indiens gegenüber wesentlich verändert haben dürfte.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß die zu Peking herrschende Dynastie nicht nur die 18 Provinzen des eigentlichen Chinas, Korea, die Mandschurei, die Mongolei, die Tartari und Tibet, sondern auch Annam, Louquin und Cochinchina unter ihrem Scepter vereinigte. Wie es diesen Ländern gelang, sich nach und nach unabhängig zu machen, zu

einer Zeit, wo die Militärorganisation des Reiches stark und mächtig war, so gelingt es denn auch heute, wo in Folge der französisch-englischen Kriege, der Taiping- und der andern Insurrectionen die chinesische Macht im tiefsten gebrochen ist. Das Elend, das in manchen Theilen des großen, von der Natur so reichlich gesegneten Landes in so hohem Grade herrscht, führt den Rebellenhäuptlingen immer eine große Menge von Zuzug zu. Die chinesische Revolution gruppirt sich hauptsächlich unter drei Fahnen: Taiping, Kenufar, Islam. Die Taipings, welche die Wiederherstellung der alten chinesischen Macht, die Austreibung der Mandtschu bezweckten, in Nanking lange Zeit den Sitz ihrer Macht errichtet hatten, wurden zwar in den Jahren 1863 und 1864 mit dem Beistande von Europäern bezwungen, ihre große Armee gesprengt, aber die Erinnerung dieser großen Insurrection, des Principes, welches sie verfolgt, hat sich erhalten, es haben sich auch noch Ueberreste von Taipingbanden in den mittlern Provinzen erhalten, die sich bei günstiger Gelegenheit wieder vereinigen könnten. Die Sekte der Kenufar macht keine offene Rebellion, sondern hält sich in geheimen Gesellschaften unter unsichtbarer Leitung, die sich überall im Reiche und selbst im Auslande unter den Chinesen verbreitet haben. Die Kenufar verursachen häufig plötzliche, aber schnell vorübergehende Ausbrüche. Von viel größerer Bedeutung ist aber die mohammedanische Insurrection.

Yunnan, bisher die südwestlichste Provinz Chinas, ein großes an Mineralien reiches Gebirgsland, ist ein Hauptherd des im ganzen Ostasien so gewaltig auslobernden Islams, der hier, wie in jüngster Zeit auch in Nordafrika, abermals seine unverwundliche Lebenskraft gezeigt hat. Bereits seit früher Zeit ist ein sehr beträchtliches mohammedanisches Element in der Bevölkerung von Yunnan gewesen. Marco Polo (1295) beschreibt die Einwohner der Hauptstadt als eine Mischung von Obsseniern, nestorianischen Christen und Sarazenen oder Mohammedanern. Auch Kadschid-ud-Dien, Bezir von Persien am Anfang des 14. Jahrhunderts, sagt in seiner geschichtlichen Encyclopädie, daß die Einwohner von Yunnan Mohammedaner seien. Der Ursprung der Mohammedaner in Yunnan ist ungewiß. Sie sollen nach einigen von arabischen Hülfstruppen abstammen, welche die chinesischen Kaiser Sutsung und Tetsung im 8. Jahrhundert von den abassidischen Khalifen erhielten.* Sie werden gewöhnlich Panthay genannt, ein aus dem Darmianischen, wo es Mohammedaner im allgemeinen bedeutet, abstammendes Wort. Sie gehören zu den Sunniten. Sie sind von heller Gesichtsfarbe, groß und stark von Körperbau, kleiden sich im ganzen chinesisch, schneiden aber das Haar und lassen es frei im Nacken herunterhängen. Sie zeichnen sich durch Fleiß und Unternehmungsgestalt aus. Während ihrer tausendjährigen Unterwerfung unter die Chinesen lebten sie ruhig, erwarben Wohlstand, vermochten ihre eigenen Gebräuche aufrecht zu erhalten und genossen überhaupt vollständige Religionsfreiheit. Die Lähmung der chinesischen Centralgewalt gab den Panthay endlich im Jahre 1855 Gelegenheit zum Aufstande. Die chinesischen Behörden wurden vertrieben und eine Regierung eingesetzt, in Taliän, einer von jeher stark mohammedanischen Stadt, berühmt in ganz Ostasien als ein Hauptmarkt für Edelsteine. Die Angriffe der Chinesen sind seitdem fortwährend zurückgeschlagen worden, die Panthay haben ihre Unabhängigkeit behauptet. Sie stehen in unmittelbarer Verbindung mit den Mohammedanern in Tibet, unter denen sie Proclamationen in arabischer Sprache verbreiten. Ihr König Suleman, von den Chinesen Luwintzen genannt, trägt das kaiserliche Gelb. Er hat vier militärische und vier bürgerliche Minister. Der höchste Minister residirt in Momein an der Schwangrenze. Yunnan hat 12 Millionen Einwohner.

Vor der Revolution war starker Handel mit Burma, zum Werth von 3 Mill. Thln. im Jahre 1854. Russisches Tuch wurde über Yunnan nach Mandalay importirt. Kara-

*) Vgl. Dule, Cathay and the way thither.

vanen von Chinesen, unter ihnen immer viele unternehmende Panthay, kamen nach Bamo am Irawadi und brachten Seide, Goldbarren, Baumwolle, Jaspis, Bernstein. Dies endete plötzlich mit der Trennung Junnans von China, da gegenwärtig nur der Handel mit Junnan allein übrigblieb, das vom innern China abgeschnitten war.

Die englischen Kaufleute in Rangun an der Mündung des Irawadi haben sich nun gerade seit den letzten Jahren befreht, einen unmittelbaren Verkehr mit Junnan herzustellen, welches vom englischen Handel bisher nur durch chinesische Vermittelung erreicht worden ist; man durfte erwarten, daß die intelligenten und unternehmenden Panthay, vom Verkehr mit China abgeschnitten, um so mehr geneigt sein würden, auf betreffende englische Anträge einzugehen, wobei in Aussicht stand, daß, wenn man erst Junnan gewonnen haben würde, sich dann auch ein großer Theil des Handels mit dem übrigen Westchina und seinen 40 Millionen nach Rangun ziehen könne. Dem Dr. Clement Williams in Mandalay in Barma gebührt das Verdienst, für diesen directen englischen Verkehr mit Junnan zuerst die Route über Bamo am obern Irawadi vorgeschlagen und für diesen Plan mit dem größten Eifer und der äußersten Aufopferung gewirkt zu haben.*) Die Linie Bamo ist offenbar der Linie von Masmeh, einer Stadt am Irawadi, 50 Meilen südlich von Mandalay, der Hauptstadt von Barma, nach Esmol, einer Handelsstadt im Schanlande, 260 Meilen nordöstlich von Mandalay, durchaus vorzuziehen. Letztere Linie wurde vom Hauptmann Sprye, einer bedeutenden Autorität in diesen Dingen, vorgeschlagen; allein dieselbe würde den Saluen und den Mekong (Fluß von Kambodscha), beide große, schwierige Flüsse und hohe, schwierige Gebirge zu passiren haben, für den chinesischen Verkehr auch viel zu südlich laufen. Bamo liegt am obern Irawadi, der bis zu diesem Punkte von Rangun aus mit Dampfbooten befahren wird, und 220 Meilen von Talifu, der Hauptstadt von Junnan, bis wohin die Straße über Land geht. Auf dieser Route wurde, wie schon bemerkt, früher ein lebhafter Handel zwischen China und Barma betrieben, sie wird sich daher für den directen englischen Verkehr ebenso eignen. Bamo liegt in einem Becken, umzogen von einem Kreise von Bergen, welche die wilden Kachjen bewohnen. Die erste Kunde von Bamo ertheilte schon Buchanan, Begleiter von Oberst Symes auf dessen Reise nach Barma im Jahre 1795, welcher, obwol nur nach Aussagen der Eingeborenen, die Lage ziemlich genau bestimmte. Besucht wurde es aber erst 1835 vom Hauptmann Hanway, dem ersten Europäer, welcher den Irawadi oberhalb Ava kennen lernte. Den ersten Bericht über die unwohnenden Kachjen erhielt man von Bigandet, Chef der französischen Mission in Oberbarma, in „Lettre écrite de la Birmanie ou pays de Barma“ („Annales de la propagation“, Januarheft, Paris 1866, wieder abgedruckt in „Annales des voyages“, Augustheft, Paris 1866). Die Kachjen gehören zu den wilden Stämmen der Singpho, die über sämtliche Gebirge zwischen Junnan und dem Himalaja verbreitet sind. Ihre Sprache ist gänzlich verschieden von der der Schan, auch ist ihre Religion nicht Buddhismus, sondern sie glauben an Mhat, Genien, welche sie mit Opfern von Eiern, Geflügel, Schweinen und Rindvieh versöhnen. Sie leben unabhängig unter einzelnen Häuptlingen, haben Sklaverei und verkaufen den Chinesen und Schan Sklaven zu 20—60 Frs., bauen Getreide, Gemüse, Baumwolle, Indigo und Mohn, aus dem sie Opium bereiten. Beide Geschlechter leiden sich in lange Leidentüchern und Jaden. Sie wohnen in großen Bambushütten, oft zehn Familien in Einer Hütte. Sie sind arge Straßenräuber; doch glauben die Engländer diese Gefahr für ihre Straße leicht beseitigen zu können. Williams wurde durch Sir John Lawrence, den indischen Vizekönig, an der Ausführung seines Plans gehindert, da Lawrence's Politik

*) Vgl. darüber sein Buch: Through Burmah to Western China (London 1869).

streng jedes derartige Unternehmen außerhalb der indischen Grenze zu unterdrücken strebte. Williams erntete statt Dank nur die schönste Behandlung.

Der Plan ist inzwischen durch Sladen's Expedition insofern mit dem besten Erfolge ausgeführt worden, daß der Landweg von Bamo nach Talifu erforscht und eine freundschaftliche Vereinbarung mit den Panthay, die höchst begierig sind Handel zu treiben, abgeschlossen worden ist. Hauptmann Sladen ging am 13. Jan. 1868 im Jenan Zefesa, einem Dampfboot des Königs von Barma, von Mandalay ab. Er wurde eine lange Zeit in Ponsie, nur fünf Tagemärsche von Bamo, zurückgehalten. Mit den Häuptlingen der Kachjen hatte er betreffs der Beförderung und Escortirung Uebereinkunft getroffen; es desertirten aber sämmtliche Maulthiertreiber und konnten auf keine Weise bewogen werden zu bleiben, indem sie angaben, daß die Schanhäuptlinge sie mit dem Tode bedroht hätten, falls sie bleiben würden. Die Kachjenhäuptlinge hatten sich mit den barmanischen Beamten zu Bamo vereinigt, die Expedition zu verhindern; auch theilnahmen an dieser Opposition die chinesischen Kaufleute zu Bamo, welche die Concurrenz der Engländer fürchteten. Der chinesische Raubritter Fiesatabie, welcher auf seiner festen Burg Mafu hart an der Talifustraße saß, wurde von seinen Landesleuten in Bamo zum Widerstande gegen die Expedition aufgereizt. Es gelang Sladen jedoch, Briefe an die Häuptlinge zu Momein zu senden, und er erhielt eine sehr aufmunternde Antwort. Sobald nun die Schan und Kachjen sahen, daß Sladen in freundschaftlichem Verkehr mit der Panthayregierung stehe, erfolgte ein wunderbarer Wechsel in ihrem Verhalten. Die Momeinhäuptlinge schrieben ihrerseits an die Schan und Kachjen, forderten sie auf, Sladen bestens behülflich zu sein, und verbürgten sich für alle Kosten, welche ihnen für Sladen gelieferte Transportmittel oder sonstigen Bedarf entstehen sollten. Sladen theilte sie mit, daß sie beabsichtigten, die Bahn für ihn freizumachen und dem chinesischen Räuberhauptmann sein Bollwerk wegzunehmen. Inzwischen möge Sladen in Ponsie bleiben.

Die bereits früher mehrmals vergeblich versuchte Einnahme von Mafu gelang diesmal. Am 15. April erstürmte es der Panthaygeneral Tashakar, worauf er Sladen eine Escorte entgegensandte. Sladen spricht mit Entzücken über die Reize der Landschaft zwischen Bamo und Momein. Die Seeshöhe ist durchschnittlich 4000 Fuß, das Klima mild und lieblich, der Boden fruchtbar. Opium und Tabac gedeihen in großem Ueberfluß, Thee würde des besten Erfolges sicher sein, fast alle europäischen Früchte wachsen üppig in wildem Zustande.

Den Verdacht, den man gegen den König von Barma hegte, ungeachtet seines dem Unternehmen anscheinend bezeugten Wohlwollens die Sladen bereiteten Schwierigkeiten selbst angezettelt zu haben, hat sich inzwischen bestätigt. Der König betheuerte feierlich seine Unschuld an dem Vorgefallenen und ließ die Beamten in Bamo in Ketten nach Mandalay abführen. Allein dies geschah nur zum Schein, und seine geheime Feindseligkeit gegen den englischen Verkehr hat inzwischen fortgedauert. Der Obercommissar des britischen Barma hatte anfänglich versäumt, einen Agenten in Bamo zur Ueberwachung des erwarteten Handelsverkehrs zu bestellen. Als nun im Februar 1869 eine große Karavane von 4000 Maulthiern unter Hotsa Tsabwa von Junnan in Bamo ankam, suchten die dortigen barmanischen Beamten dieselbe zur Rückkehr zu bewegen. Der Hotsa Tsabwa ließ sich jedoch nicht irremachen, sondern sandte insgeheim einen Boten zum Hauptmann Sladen, dormaligem politischen Agenten in Mandalay, worau dieser sich nach Bamo begab und die Sache in Ordnung brachte. Der König von Barma unterstützte ferner Rebellen in Westjunnan, die sich gegen die Panthay erhoben hatten, nur um die Grenze von Junnan in Unordnung zu halten, und that sonst alles Mögliche, um die Junnanstraße zu sperren. Er widersezte sich der Einstellung von britischen Agenten-(Consular)-Gerichtshöfen in Mandalay zur Entscheidung von britischen und britisch-inter-

nationalen Rechtshändeln. Zur Beschimpfung der Christen, welche er freilich vertragsgemäß zu dulden hat, hat er die Kreuzigung als Criminalstrafe eingeführt. Barma, obgleich im Grunde bereits mehr als halb annectirt, thut doch alles Mögliche, um es zu ernstlichen Streitigkeiten mit England zu bringen und dieses zu nöthigen, weiter vorzugehen.

So vortrefflich sich diese Verbindung mit Yunnan aber auch anläßt, so ist der Schwerpunkt der Frage doch nicht die Verbindung mit einem Außenhafen wie Rangun, sondern die mit Kalkutta, dem Centrum des indischen Reiches, und schwerlich dürfte sich von Rangun und dem Irawadi aus Setschuen erreichen lassen, die große, reichbewässerte Provinz im Norden von Yunnan mit ihren 30 Millionen, die in den weiten Ebenen des Yang-tse-kiang meistens friedlich wohnen, wenn auch die wilden Mantse im Gebirge nie von der chinesischen Regierung unterjocht werden konnten. Der Verkehr von Setschuen richtet sich naturgemäß stromabwärts auf Hankow, den großen Stapelplatz am Yang-tse-kiang, und, insofern er sich überhaupt westwärts wenden ließe, wenn nicht auf Assam und den Brahmputra, auf Tibet und Botan. Die Hauptlandstraße von Lassa nach Peking durchschneidet Setschuen und läuft über Tsinlu die bedeutende Grenzstadt, und Tschingtsin, die Hauptstadt von Setschuen. Huc und Gabet reisten auf dieser Straße auf der Rückkehr von Tibet, ingleichen die Gesandtschaft, welche der Maharadscha von Nepal alle fünf Jahre an den Kaiser von China zu senden pflegte. Im Jahre 1861 machte Oberst Sarel den Versuch, auf dieser Straße von Schanghai und dem Yang-tse-kiang aus über Land nach Indien zu gelangen. Er mußte zurückkehren von Pingschan am Yang-tse-kiang, das damals von den insurgirten Tschu angegriffen wurde, nachdem er bis 1800 Meilen vom Meere durchforscht hatte, 900 Meilen weiter, als, ausgenommen die Jesuiten in chinesischem Kostüm, ein Europäer vorher, und nur wenige Meilen von den unabhängigen Mantse. Einige Kunde über den obern Yang-tse-kiang haben wir durch die vorjährige Reise des ausgezeichneten Forschers L. L. Cooper erhalten, welcher den Yang-tse-kiang hinaufging, um von dort den Brahmputra zu erreichen, jedoch an der Grenze von Tibet, als er fast sein Ziel erreicht hatte, von den argwöhnischen Mandarinen zurückgewiesen wurde.

Die Schifffahrt oberhalb Hankow gewährt einen auffallenden Gegensatz zu den Dampfschiffen, welche den Fluß unterhalb dieses großen Marktplatzes befahren. Während man Hankow von Schanghai in drei Tagen erreicht, braucht eine Frachtschunke von dort bis Tschungtsin, ungefähr dieselbe Entfernung, gegen drei Monate. Die Fahrten, welche von Hankow zu Berg fahren, gehen gewöhnlich den Han eine Tagereise hinauf, worauf man acht Tagereisen weit durch eine Kette von Seen kommt. Man gelangt endlich in den Yang-tse-kiang bei Schasi, nicht weit unterhalb Itschang, sodann nach kurzer Fahrt an den ersten von den Engpässen, durch welche das Gewässer des großen Bedens von Setschuen nach dem untern Lande zieht. Durch das Thor von Itschang erreicht man Pehung, wo man Steinkohlen findet, dann durch das Thor von Lukan Kweitschowfu, eine große Stadt, wo das Oberzollamt von Setschuen sich befindet und der Hauptstich des Salzhandels. Hier ist gute Steinkohle in Menge zu haben. Man kommt sodann durch das Thor von Mitau und erblickt nun zum ersten male das gartenartige Setschuen. Die Ufer entlang dehnen sich ununterbrochen die reichen Zuckerselder, oberhalb welche die sauber weißgetünchten Hütten, unter Bäumen halb versteckt, den Reisenden an die europäische Heimat gemahnen. Im Frühjahr ist das ganze Land weiß von den Opiummohnblumen, indem Opium jetzt ein Haupterzeugniß der Provinz ist. Nach einer Fahrt von 40 Tagen in solcher Landschaft erreicht man das große Tschungtsin, den Mittelpunkt des Handels von Setschuen und der Nachbarprovinzen. Hier ist dichtes Gedränge der unzähligen Schunken, der eifrigen Bevölkerung, der stets neu zufließenden Kauf-

Kohbaumwolle und Baumwollwaaren, einheimische und ausländische, sind die Stapelartikel der Einfuhr, Zucker, Taback, Hanf und unermessliche Quantitäten von einheimischen Medicinalien die der Ausfuhr. Die hiesigen Kaufleute haben Agenturen durch ganz China. Sieben Tagereisen oberhalb Tschunkingfu liegt Sutschowfu, der letzte Platz von Bedeutung am Yang-tse-kiang, welcher 100 Meilen weiter aufwärts nicht mehr schiffbar ist. Hier fließt der Min, und fünf Tagereisen aufwärts an diesem Flusse liegen Kruting, der Mittelpunkt des Seiden- und Pflanzenwachsbezirks, und Omischan, der heilige Wallfahrtsort des Buddhismus, wohin jährlich viele Tausende pilgern. Am linken obern Quellflusse des Min, dem Kiaktang, liegt Tschingtufu, das Paris Westchinas, die Hauptstadt der Provinz. Die große chinesische Heerstraße von Peking nach Lahsa, welche durch die reichsten Bezirke von Setschuen läuft, geht durch die Stadt. Drei Tagereisen westlich von Tschingtufu durch das fruchtbare Minthal gelangt man in ein an Eisen und Kupfer reiches Gebirge von enormer Höhe, über welches die Straße von Tibet führt. Hier sind wilde Kartoffeln und Mais Hauptnahrungsmittel. Nachdem darauf der Latu passirt ist, kommt man in drei Tagereisen nach Tassenlu, der Grenzstadt von Setschuen. An der Grenze von Tibet hat man das hohe Dscheddogebirge zu ersteigen, das überaus rauh, öde und kalt ist, und erreicht sodann grasbestandene und gewellte Hochebenen, beweidet von zahllosen Heerden von Yak und Schafen. Acht Tagereisen bringen nach Kithang mit seinen vergoldeten Lamafereien und Hunderten von Priestern, welche die Grenze von Tibet bewachen. Zehn Tage weiter, indem man durch das schöne und fruchtbare Thal des Sanbur zieht, erreicht man Bathang, die erste Stadt von Bedeutung in Tibet, mit berühmten Lamafereien.

Die Lande im Osten von Tibet und bis zum Kinscha und zum Latussee gehören mit zu den reichsten, die es gibt. Am Kinscha und am Jalung (Yaloong) gibt es berühmte Goldseifereien. Das Land zwischen Setschuen und Assam, einschließlich der Thäler des Lantsang, Nan und obern Irawadi, wird bewohnt von vereinzelt, von China und voneinander unabhängigen Stämmen, wie den Mautse, Lolo, Moso, Liso, Muquai, Sakswe, Tschubfu, Liffu. Zwischen den Flüssen Nan und Lantsang wohnen die wilden Lobsen, der Schrecken der andern Einwohner.

Cooper ist nun mit der weitem Erschließung des großen Wasserthors des Brahmaputra vorgegangen und hat zunächst eine neue Route vorgeschlagen, auf der Assam, Tibet und Westchina in directe Verbindung, mithin die Producte Indiens nach Tibet und Westchina gebracht werden können. Diese Route führt von Bathang nach Siju (Byju), einer tibetischen Stadt am Ostfusse des Himalaja, südlich von Lahsa, und führt von da über das Gebirge nach Subja am Brahmaputra im britischen Gebiete und in directer Schiffsverbindung mit Kalkutta. Die Entfernung von Siju nach Subja beträgt 180 Meilen. Der chinesische Thee geht von China nach Siju und von da um die Distanz des Himalaja nach Tibet. Bei seiner bequemen Wasserverbindung und der Nähe seiner Theegärten muß Assam im Stande sein, diesem chinesischen Handel zuvorzukommen, seinen Thee zu billigeren Preisen als die des chinesischen Thees zu Siju auf den Markt zu bringen und somit einen wesentlichen Theil des Handels, welcher gegenwärtig zwischen Setschuen und Tibet besteht, an sich zu reißen.

Mit Unterstützung der Handelskammer von Kalkutta ist Cooper jetzt mit der nähern Untersuchung dieser Route beschäftigt. Gelingt es ihm, eine wegsame Straße von Subja nach Siju zu finden, so wird er für Assam und Kalkutta einen fast unbegrenzten Markt eröffnen, eine der größten geographischen und commerziellen Aufgaben der Gegenwart gelöst haben. Zur weitem Regelung der Dinge würde dann vor allem eine britische Gesandtschaft oder Agentie in Lahsa erforderlich werden.

Die Franzosen sind seit längerer Zeit bemüht gewesen, durch ihre geistlichen Pioniere, die Missionare, sich in Westchina festzusetzen und von dort, wie auch von Indien aus, in Tibet einzudringen. Deslèches, apostolischer Vicar von Setschuen, gründete 1861 eine Mission, welche eine Gemeinde von 2000 Mitgliedern hat, zu Tschungkingfu in Setschuen. Schon 1846 ist Huc's und Gabet's kühnem Unternehmen eine Reihe ähnlicher kühner Versuche gefolgt. Im Jahre 1851 ging Krid das Thal des Brahmaputra hinauf und drang über den Himalaja in Tibet ein, wurde aber zurückgewiesen. Zwei Jahre später machte er wieder einen vergeblichen Versuch weiter westlich im Lande der Abors, endlich (1854) zog er, begleitet von Boury, den Brahmaputra hinauf und gelangte wieder ins Tibetische, wo beide von den wilden Mitschemi ermordet wurden. Bereits 1849 ging Renon über die Grenze von Setschuen und gelangte nach Tsambo, Hauptort von Cham, halbwegs zwischen Lahsa und Tsinlu, der Grenzstadt von Setschuen, 250 Meilen von beiden Plätzen, wurde jedoch wieder vertrieben. Im Jahre 1853 drang er aus Yunnan ein in die Landschaft Tsarong, die unmittelbar zu Lahsa gehört und Monkong zum Hauptorte hat, und gründete eine Mission zu Bonga an einem obern Quellfluß des Saluen, im Süden von Tsarong, südöstlich von Lahsa, wo er nebst seinem Genossen Fage im Jahre 1858 vertrieben und das Missionshaus zerstört wurde. Auf Grund des neuen Vertrags zwischen Frankreich und China traten im Jahre 1861 mehrere französische Geistliche in die tibetische Mission ein, und der französische Gesandte erlangte die Zurückgabe der Bonga-Missionsstelle. Renon verließ jedoch Bonga im Jahre 1863 und ging nach dem benachbarten Orte Kiangka, wo er einige Tage nach einem nächtlichen Anfälle im September desselben Jahres starb. Infolge der fortwährenden von den Lama veranstalteten Angriffe mußten Fage und Dubernard, Renon's Nachfolger, endlich aus Tibet weichen und sich nach Yunnan zurückziehen. Durand wurde an der Grenze von Yunnan 1865 ermordet; sein College Viet stiftete aber mit dem größten Theil der einheimischen Convertiten die Mission zu Theku am Kintfakiang an der Nordgrenze von Yunnan, wo er aber ebenfalls weichen mußte und sich darauf mit seinen Collegen nach Tsafa bei Tsinlu in Setschuen zog.

Wenn bei diesen französischen Anstrengungen irgendein politischer Zweck mit obwaltet, so ist er jedenfalls ein sehr fern liegender. Die mächtige Stellung Englands in Indien aber dem in lauter Stücke zerfallenden Westchina und den zwischen China und Indien hausenden kleinen Völkerschaften gegenüber muß der Natur der Sache nach, gerade wie im Norden bei Rußland, zur Beherrschung dieser Regionen führen. Die Linie Iravadi-Yunnan einerseits und die Linie Botan-Tibet andererseits sind die beiden eingreifenden Enden der Zange, mit der die Gewalt Englands bereits jene ganze lose Masse erfaßt hat, zunächst zum Behufe des Verkehrs. Die Festsetzung an diesen beiden Seiten muß dann bald zur Herstellung der Verbindungslinie zwischen Yang-tse-kiang und Brahmaputra, die offenbar zu Trägern des großen Verkehrs in Ostasien bestimmt sind, zu der vielbegehrten centralen Verbindungslinie, führen, da weder die Berge noch die Barbaren, von allen Seiten umringt, sich lange widerfeßlich zeigen können.

Indien hat sich während der letzten Vicelönigschaft sehr still verhalten, da Sir John Lawrence's Politik jedes über die Grenzen Indiens hinausgreifende Unternehmen streng, oft gewaltsam unterdrückte. Die Schrecknisse der großen Rebellion scheinen auf den gewiß sehr einsichtsvollen Mann einen so tiefen Eindruck gemacht zu haben, daß er die Vorsicht bis zum Äußersten trieb und aufs ängstlichste alles mied, was nur im entferntesten die Möglichkeit politischer Verwickelungen zuließ. Mit dem Wechsel der Statthalterschaft schließt vielleicht diese Periode der Zögerung und dürftigen nach Entfernung der vis inertiae die so lange gewaltsam zurückgehaltenen Kräfte um so gewaltiger emporzuschellen.

Zustände, Kämpfe und Leiden in den deutschen Ostseeprovinzen.

Ein Essay von Edward Rattner.

Dritter (letzter) Artikel.

„Livländische Beiträge“, herausgegeben von Woldemar von Bock (Bd. 1 und 2, Berlin, Stille u. van Meyden; Bd. 3, Leipzig, Dunder u. Humblot); Woldemar von Bock, „Der deutsch-russische Conflict an der Ostsee“ (Leipzig, Dunder u. Humblot); derselbe, „Wesentliche Verschiedenheiten Preußens und der deutschen Ostseeprovinzen u. s. w.“ (Berlin, Stille u. van Meyden); derselbe, „Die Nordische Post u. s. w.“ (Berlin, Stille u. van Meyden); „Baltische Monatschrift“ (Riga); Fr. von Jung-Stilling, „Statistisches Material zur Beurtheilung livländischer Bauernverhältnisse“ (Petersburg, Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften); Dr. Bertram, „Bagien“ (Dorpat, Gläser); „Die baltischen Provinzen am Rubicon. Von einem Patrioten“ (Berlin, Stille u. van Meyden); Julius Ehardt, „Die baltischen Provinzen Rußlands“ und „Baltische und russische Culturstudien“ (Leipzig, Dunder u. Humblot); Jegór von Sivers, „Humanität und Nationalität“ (Berlin, B. Behr's Buchhandlung); Edward Rattner, „Preußens Beruf im Osten“ (Berlin, R. Heidemann u. Comp.); Dr. von Harleß, „Geschichtsbilder aus der Kirche Livlands“; „Juri Samarin's Anklage gegen die Ostseeprovinzen Rußlands. Eingeleitet und commentirt von J. Ehardt“ (Leipzig, F. A. Brockhaus); E. Schirren, „Livländische Antwort an Hrn. Samarin“ (Leipzig, Dunder u. Humblot).

1) Die russische und die baltische Presse.

Doch es ist Zeit, daß wir der russischen Presse unsere besondere Aufmerksamkeit widmen. Ihrer nur beiläufig erwähnen würde heißen, sie nicht nach ihrem vollen Gewicht würdigen. In der That besitzt seit einigen Jahren in Rußland nicht der Kaiser, geschweige eine Volksvertretung oder eine andere Körperschaft, die höchste Gewalt, sondern die Presse. Es ist nicht der Kaiser, welcher Minister ein- und absetzt, den höchsten Beamten Verhaltensbefehle erteilt, Bündnisse mit auswärtigen Mächten abschließt und löst, der Recht spricht, es ist auch nicht das russische Volk, sondern es ist eine Hand voll federfertiger Tagesschriftsteller, welche sich seit der Thronbesteigung Alexander's II., noch mehr seit dem letzten Aufstandsversuche in Polen, der Leitung der öffentlichen Meinung bemächtigt haben, indem sie den niedern Leidenschaften der herrschenden Klassen, ihrer Eitelkeit, ihrer Herrschsucht, ihrem Neide und ihrer Hab- und Raubgier schmeicheln.

Mehr als ein Minister ist diesen Herren von der Feder zum Opfer gefallen, zuletzt der Minister des Innern, Graf Walujew, einer der wenigen Russen, welche in den Ostseeprovinzen begütert sind. Da er auf den dortigen deutschen Schulen seine Bildung empfangen hatte, so war er dem Deutschthum nicht entschieden feindlich gesinnt. Wenn er auch die Censur in den Ostseeprovinzen aufrecht erhielt, während sie in Moskau und Petersburg aufgehoben wurde, wenn er auch dem Sprachenulas, den der Kaiser ohne sein Zuthun unterzeichnete, keinen energischen Widerstand leistete, wenn er auch 1864 den deutschen Generalgouverneur von Lieben durch einen russischen ersetzte, so führte er doch in den deutschen Provinzen Landgemeindecordnungen ein, welche den örtlichen Verhältnissen Rechnung trugen, so kam es doch unter ihm nicht zu so äußersten Maßregeln, wie die Parcellirung der Kronländer. Er wurde deswegen von der moskauer Presse fortwährend angefeindet; seine Versuche, die „Moskwa“ und die „Moskauer Zeitung“ durch zeitweilige Unterdrückung zu zähmen, mißlangen; er mußte zuletzt von seinem Amte weichen — es war im Anfange des Jahres 1868.

Wie sich die höchsten Beamten von den Herren Rattow, Afsalow, Samarin und Genossen Verhaltensbefehle geben lassen, das haben kürzlich der Generalgouverneur Albe-

dinsty und der estländische Civilgouverneur Staatsrath Gallin bewiesen. Dem erstern war vom livländischen Landrathscollgium, welches als ständige Vertretung des Landtags und also des Landes über die Landesrechte zu wachen hat, eine Vorstellung wegen Verfassungsverletzung gemacht worden, indem es sich auf das „allerhöchst befähigte“ Landesrecht berief. Hr. Albedinsty erwiderte einfach: es liege keineswegs kaiserliche „Befähigung“, sondern nur „Bewilligung“ vor. Wir werden weiterhin sehen, woher er diese diplomatische Feinheit genommen. Hr. Gallin sprach das mit noch mehr Eynismus an. Auf eine Beschwerde von estländischen Gutsbesitzern empfahl er ihnen das Studium von Samarins's „Russisch-baltischem Küstenstrich“.

Durch die moskauer Presse ist das allerdings schon längst angebahnte Bündniß mit den Südslawen und Tschechen, welches durch die sogenannte Slawische Ausstellung in Moskau im Jahre 1867 zum Abschluß kam, betrieben worden. Wenn sich der Kaiser, die ganze kaiserliche Familie, die Minister und die andern höchsten Würdenträger an dem festlichen Empfange der slawischen Gäste mit Eifer beteiligten und somit öffentlich und feierlich die Idee eines allgemeinen Slawenreichs mit russischer Spitze genehmigten und sich als Ziel setzten, so wurde dadurch wie mit der Pforte, so auch mit Oesterreich und Ungarn für alle Zeit ein gutes Einvernehmen unmbglich gemacht. So hat also hier die russische Presse die Stellung des Reiches bestimmt. Seit dem Jahre 1866 arbeitet sie unablässig auch an der Auflösung der früher leider so engen Verbindung mit Preußen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es ihr gelingen wird, aus der für letzteres so unwürdigen Freundschaft die bitterste Feindschaft zu machen, worüber kein deutscher Vaterlandsfreund sich grämen wird. Der Nachtheil dürfte wol einzig die Russen treffen; Preußen hatte von dem Bündniß nichts weiter als den Haß und die Geringschätzung des ganzen freisinnigen Europas.

Was die nationalgestimmten Moskauer gegen Preußen so einnimmt? Es ist nichts als die nationale Eigenschaft des Neides, die das bewirkt; man kann nur ein demüthiges, anspruchloses Preußen vertragen. Die Entgegnung des Grafen Bismarck auf die Föwische Interpellation in der Sitzung des preussischen Landtags vom 7. Dec. 1867 war sicherlich vorsichtig und rücksichtsvoll gegen Rußland genug, er ließ sich auf eine Vertheilung der baltischen Verhältnisse gar nicht ein, nur daß er mit arger Uebertriebenheit von der geringen Zahl der dortigen Deutschen sprach („1 gegen 1000“) und es sogar für seine „Pflicht“ erklärte, „im Namen einer fremden und befreundeten Regierung den Versuch einer Einmischung in ihre Angelegenheiten zurückzuweisen“. Wahrlich eine übermäßig gefällige Sprache! Die „Moskauer Zeitung“ jedoch hatte dafür wenig Anerkennung. Nur für das Verhältniß „Einer gegen Tausend“ dankte sie dem preussischen Minister aufrichtig, denn das paßte ihr vortrefflich für ihre Tendenzen. „In diesem Punkte stimmt die moskauer Presse ganz mit dem preussischen Ministerpräsidenten überein“, sagte sie. Sonst aber nahm sie dennoch Gelegenheit, daran zu erinnern, daß „Preußen doch nicht in unserm (dem russischen) Interesse Dänemark zerstückelt, nicht so viele andere Kleinstaaten einverleibt, so vielen andern Fürsten die Sorgen der Regierung erleichtert“ habe, daß die von Preußen geschaffene Lage „nicht in allen Punkten mit den Forderungen der russischen Politik übereinstimme“, daß Rußland wünschen müsse, „auch mit andern europäischen Mächten in freundschaftliche Beziehungen zu treten“, und daß die russische Politik es wol einmal nöthig finden dürfte, den Kreis der eigenthümlich preussisch-deutschen Aufgabe zu durchkreuzen. Wenn solche Worte schon bei dieser Gelegenheit, bei einer übermäßigen Gefälligkeit Preußens fielen, so kann man sich vorstellen, wie die Sprache der „Moskauer Zeitung“ bei irgendwelchen Misfälligkeiten lautet.

Es muß hier Gelegenheit genommen werden, jenen Ausspruch Bismarck's über das Zahlenverhältniß der baltischen Deutschen — ein Ausspruch, der ihnen großen Schaden

zugefügt hat — zu berichtigen. Nach Buschen, „Aperçu statistique des forces productives de la Russie“, hatte Rußland 1865 eine Gesamtbevölkerung von 77,020000 Seelen, worunter 830000 Deutsche. Danach ist das Verhältniß der letztern zu jener reichlich = 1:100, also zehnmal so groß, als Graf Bismarck 1867 angab. In der That dürfte es wol noch günstiger sein, indem die russischen Beamten systematisch die Zahl der Deutschen geringer ansetzen, als sie wirklich ist. In den Ostseeprovinzen, welche Graf Bismarck bei seinem Ausspruche allein im Auge hatte, insbesondere verhalten sich die Deutschen zu den Einwohnern andern Stammes wie 1 zu 10. Sonach hat der norddeutsche Bundeskanzler dieses Verhältniß um nicht weniger als das Hundertfache zu gering veranschlagt.

Auch der „Golos“ sucht die Besorgnisse der Russen vor der aufsteigenden Macht Preußens und seinen ehrgeizigen Plänen zu erregen. Am 19. Juni (1. Juli) ließ er sich folgendermaßen vernehmen: „Preußen, nachdem es die Herrschaft über Kiel und den Fahdebusen erlangt und den soeben eröffneten Kriegshafen Heppens erbaut, wird plötzlich zur Seemacht und zu einem für uns gefährlichen Nebenbuhler auf dem Baltischen Meere. Mit der Durchgrabung des Kanals vom Baltischen Meere bis in die Nordsee, woran man in Berlin ernsthaft zu denken anfängt, wird die Seemächtigkeit Preußens, von welcher unlängst die preussischen Patrioten nur erst träumten, zu einer sich vollziehenden Thatfache. . . Deutschland, von Bismarck in den Sattel gehoben, reitet in der That jetzt so, daß die Nachbarn diesem wahnsinnigen Ritte nachgerade mit Besorgniß zusehen. . . Nach dem verhängnißvollen Tage von Sadowa fing Preußen an, zu Lande als erste Kriegsmacht sich zu fühlen, und wenn es noch nicht angefangen hat, uns als seinen schwächsten Nachbar zu behandeln, so geschieht das einzig und allein deswegen, weil die Einheit Deutschlands noch nicht vollendet ist und weil Rußland ihm noch einen wesentlichen Dienst erweisen kann.“

Das sind nur geringe Proben der Heterereien der nationalen Presse gegen Preußen; ihm wurde alles zur Last gelegt, was in den baltischen Herzogthümern Mißliebiges geschah. Was von Livländern in Norddeutschland zur Vertheidigung ihres Landesrechts gesprochen, geschrieben oder zum Druck befördert wurde, das alles wurde auf „preussische Hänke“ zurückgeführt. Selbst daß Woldeemar von Bod sich auf preussischem Boden niederließ, wurde mit den Anschlügen Preußens auf Rußland in Zusammenhang gebracht. Hätte die preussische Regierung es den Moskauer ganz nach Wunsch thun sollen, so hätte sie gleich nach dem Erscheinen der ersten „Livländischen Beiträge“ den „Hochverräter“ ergreifen und ihn seinen Richtern zu einem Murawiew-Verfahren ausliefern müssen. Der vergleichsweise deutschenfreundliche „Wjestj“ bezeugt in seinem Leitartikel vom 22. Juni 1869 ebenfalls „die beharrliche Agitation eines großen Theils der russischen Presse gegen Preußen“.

Dagegen schwächten die moskowitzischen Blätter nach einem Bündnisse mit Frankreich, einer verbesserten Auflage desjenigen zwischen Napoleon I. und Alexander I., welches ihnen Finland und Bessarabien einbrachte. Jetzt würden sie nicht abgeneigt sein, Galizien, Slowakien, Rumänien, Borna und Konstantinopel dadurch zu gewinnen, vielleicht auch Königsberg und Danzig, während die Franzosen beliebig am Rheine zugreifen könnten. Neuerdings haben diese Gelüste neue Nahrung durch die Ernennung des Generals Fleury zum französischen Gesandten in Petersburg erhalten, der für den Freund eines solchen Bündnisses gilt. Man findet nicht Worte genug es anzupreisen, während Preußen durch Verweigerung der Cartelerneuerung und durch seine Annäherung an Oesterreich mit noch feindseligern Augen angesehen wird. Nun, die moskauer Herren werden auf die Verwirklichung dieses schönen Traumes wol noch eine Weile warten müssen! Napoleon III. wird sich auf so halbsprechende Unternehmungen schwerlich mehr einlassen, und nach seinem

Tode dürfte bei der äußern Politik vermuthlich das französische Volk wieder ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben, und das hat noch niemals große Sinnigkeit zu den Moskowitern gezeigt. Sollte aber dieses unnatürliche Bündniß zu gemeinsamen Aebereien zu Stande kommen, dann Glück auf für Deutschland! Dann stände das deutsche Volk wie Ein Mann zusammen, und mit Oesterreich, wol auch mit Italien im Bunde würde der Bedrohung durch Frankreich und der Großmächtigkeit von Rußland für immer ein Ende gemacht werden.

Wir erwähnten am Eingange dieses Abschnittes auch, daß die moskowitische Presse in letzter und höchster Instanz Recht spreche. Es ist das in hervorragendem Maße bei staatsrechtlichen Fragen der Fall, aber auch in allen privatrechtlichen, welche nur in entfernter Beziehung zu dem russischen Staatsrecht oder vielmehr zu dem russischen Internete stehen. Wie sehr das der Fall ist, das begreift man sofort, sowie wir nur an Polen erinnern. Kaiser Alexander wollte den Polen und namentlich dem polnischen Adel entschieden wohl, er wollte diesem Volke, wenigstens innerhalb der Grenzen des Congreßkönigreichs, so viel nationale Selbständigkeit gewähren, als ohne völlige Trennung von Rußland möglich war; er setzte in Warschau seinen thatkräftigen Bruder als Statthalter ein und gestattete dem Marquis Wielopolski, die Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung des Landes auf völlig eigenartiger Grundlage umzugestalten. Es ist nun zwar richtig, daß die Polen in ihrer nationalen Maßlosigkeit ihr Glück nicht zu ertragen vermochten und daß sie durch ihren Aufstand im Jahre 1863 ein gutes Einvernehmen mit Rußland und damit eine nationale Selbständigkeit für alle Zeit unmöglich machten. Wenn nun aber die russische Regierung in den geraden Gegensatz ihres bisherigen Verfahrens in Polen umschlug, wenn sie nun mit rücksichtsloser Härte alles Polnische bis auf die Sprache und die Religion auszurotten beflissen war und noch ist, wenn sie das völkerrechtlich gewährleistete Königreich wie altrussische Gouvernements behandelt und damit umgeht, es auch äußerlich in solche zu zerthlagen, wenn sie nicht nur durch die Eigenthumsverleihung an alle ländlichen Arbeiter und Knechte, welche man noch allenfalls von einem gewissen humanistischen Standpunkte aus zu billigen vermag, sondern auch durch allerhand andere Willkürmaßregeln planmäßig darauf ausgeht, den polnischen Adel und Gutsherrscherstand zu Grunde zu richten, wenn in den sogenannten westrussischen Gouvernements die polnischen Gutsherrscher geradezu von ihren ererbten Besitzungen vertrieben werden und das unerhörte Verbot des Gebrauchs der Muttersprache erlassen und aufrecht erhalten wird, so folgt die Regierung in allen diesen Beziehungen lebiglich den Eingebungen der moskauer Presse.

Es ändert an dieser Thatsache nichts, wenn man darauf hinweist, wieviel die Moskauer an Rechtsbrüchen noch mehr verlangen, als die Regierung bisher geleistet hat, und wenn man daraus auf deren Selbständigkeit einen Schluß zieht, wie das namentlich oft von den petersburger Correspondenten der „Neuen Freien Presse“, der „Süddeutschen Presse“ und der „Kreuzzeitung“ geschieht. Die Natur der Dinge bringt es so mit sich, daß die Presse eine Idee, welche sie verwirklicht haben will, erst immer vorher eine längere oder kürzere Zeit verarbeiten muß, ehe das lesende Publikum und mit dessen moralischen Beistande die Regierung für deren Ausführung vorbereitet und bestimmt wird. Wenn man die Selbständigkeit der letztern in Rußland nachweisen will, dann stützt man sich besonders darauf, daß sie eben in den baltischen Herzogthümern noch bei weitem nicht die Forderungen der moskauer Partei erfüllt hat, daß sie mit ihr sogar in dieser Beziehung in steter Fehde lebt und daß eins der Häupter von jenen, Juri Samarin, sie deswegen offen der Unfähigkeit und der Abhängigkeit von den Deutschen, d. i. von den Feinden Rußlands, also auch sogar des Verrathes an der Sache des edeln Ruffenvolks bezichtigt. Wir werden uns jedoch durch die übertriebenen Aussprüche und Anklagen von überspannten

Fanatikern und Heißspornen nicht irremachen lassen, wir haben die unseugbaren Thatfachen, daß die Regierung auf die Ideen der Moskauer im großen und ganzen eingeht, wir haben die Ausführung einzelner Maßregeln nach deren Eingebungen, und zwar nicht bloß in den polnischen, sondern auch in den baltischen Provinzen, wie das in dem vorliegenden Aufsätze schon mehrfach gezeigt worden ist — wir müssen alles für die weitere Zukunft fürchten. Nicht an dem Willen, nicht an den Grundsätzen, nicht an der Achtung der russischen Regierung vor Recht und Gelöbniß, nicht an ihrer Dankbarkeit für geleistete treue Dienste und Verdienste liegt es, wenn sie bisher noch nicht in der von Moskau aus geforderten Niedertretung und Ausrottung des Deuththums weiter vorgegangen ist, sondern an den Schwierigkeiten, welche selbstverständlich auf dem Papier theils gar nicht vorhanden, theils leicht wegzuräumen sind, während sie bei der Ausführung oft unüberwindlich sich geltend machen. Wir haben von einem solchen unvermeidlichen Scheitern des entschiedensten Vorgehens in den Ostseeprovinzen in den frühern Aufsätzen gleichfalls einige Belege geliefert.

Um eine Vorstellung davon zu geben, mit welcher eisernen Stirn man in Moskau das Recht umdeutet, die Geschichte fälscht und die Wahrheit in das Gesicht schlägt, wenn es sich darum handelt, die russische Regierung für die Partezwecke in Bewegung zu setzen, wählen wir einen Artikel der „Moskauer Zeitung“ aus dem Sommer des Jahres 1868, in welchem sie einen moskowitzischen Beweis liefert, daß ein baltisches Staats- und Privatrecht gar nicht vorhanden sei und der Zar sogar die Verfügung über das dortige Grundeigenthum völlig in seiner Hand habe. Zugleich sei es uns bei dieser Gelegenheit gestattet, an der Hand der Geschichte und des Völkerrechts die „Moskauer Zeitung“ auf den rechten Weg zu führen. In einer Polemik gegen die „Allgemeine Zeitung“ heißt es unter anderm: „Der Publicist der „Allgemeinen Zeitung“ hincarnirt ohne alle Ceremonien die russische Regierung, indem er sich auf Capitulationen Peter's des Großen bezieht, als ob durch dieselben die Rechte Rußlands auf diese Provinzen beschränkt würden.“ Die „Moskauer Zeitung“ fährt dann fort, indem sie alle Rechtsbedenken, welche die russische Regierung haben könnte, dem baltischen Sonderrechte ein rasches und dauerndes Ende zu machen, als ein bloßes zaghaftes Schwanken der Unentschlossenheit bezeichnet: „Besser thäte sie, gar nicht erst anzufangen, als nicht auch die Sache bis ans Ende durchzuführen“, und vor eingebildeten Hindernissen zurückzuschrecken, die nichts anderes seien „als der eigene Schatten der Regierung, welche selbst nicht wisse, ob sie vorwärts solle oder zurück! Es sei aber die allerhöchste Zeit zum Handeln gekommen, und die baltischen Dinge auch nur so zu lassen, wie sie jetzt sind, würde so viel heißen, wie die Vernunft beleidigen, die Wahrheit verletzen, das Reich schädigen und die Zukunft Rußlands verkümmern“. Denn „kommen wird der Tag, und er ist schon nahe, da Vernunft und Wahrheit nicht auf seiten der Regierung sein werden, sondern gegen sie“.

Hier müssen wir die „Moskauer Zeitung“ unterbrechen und ihr Folgendes in die Erinnerung zurückerufen: Als sich im großen nordischen Kriege Peter der Große entschloß, Livland und Estland, welches er schon größtentheils den Schweden abgenommen hatte, für sich zu behalten und nicht, dem Vertrage gemäß, seinem Verbündeten, Friedrich August von Sachsen, auszuliefern, da erließ er zu Anfang des Jahres 1710 ein unter der Bezeichnung „Universalien“ bekanntes Manifest, in welchem er die Stände der Herzogthümer aufforderte, dem treulosen Schweden den Rücken zu kehren und seine Ketterhand zu ergreifen, und ihnen Herstellung ihrer Gerechtsame und Freiheiten versprach. Sein Oberbefehlshaber, Scheremetiew, wiederholte diese Versprechungen in einer Proclamation vom October desselben Jahres eingehender und sprach dabei einen völkerrechtlichen Grundsatz aus, auf den die Livländer sich noch heute berufen können, den aber die „Mos-

kauer Zeitung“ vergessen hat, weil er jetzt für Rußland eine lästige Pflicht erfüllt, während er ihm damals nur Vortheile gewährte. Scheremetiew sagte: „Beschäftigt ein Monarch nicht seine Unterthanen, wie es doch sein soll, so darf er von ihnen weder Treue noch Unterwürfigkeit fordern, da ihre Verpflichtungen wechselseitig sind.“ Die baltischen Stände folgten dieser Aufforderung keineswegs sogleich, sondern erst, als die schwedischen Befehlshaber durch die russische Uebermacht gezwungen wurden, die letzten festen Plätze, welche sie noch von dem Lande in Besitz hatten, nämlich Riga und Reval, zu übergeben, und dann unterhandelten sie mit dem russischen Oberbefehlshaber wegen ihrer Unterwerfung unter die Herrschaft des Zaren, welcher, nach den nunmehr geschlossenen Verträgen, einfach die Stellung eines Herzogs in jedem der Länder einnahm. Von Rußland ist nicht anders darin die Rede, als daß die beiden Provinzen auf ewig mit ihm vereinigt sein sollten; am wenigsten davon, daß das russische Volk, als solches, irgendein Vorrecht genießen sollte. Rechtskräftig wurden diese Verträge durch die Sanction Peter's, welche noch in demselben Jahre (1710) stattfand.

Es wurden vier Capitulationen geschlossen: mit der livländischen und estländischen Ritterschaft und mit den beiden Städten Riga und Reval. Von diesen genehmigt der Zar drei ohne jeden Vorbehalt, nur diejenige der livländischen Ritterschaft enthält zwei Clauseln. Der Zar bestätigt nämlich die ältern Landesrechte der Livländer, namentlich das Privilegium Sigismund August's von Polen, mit der Einschränkung: „soweit sich dieselben auf jetzige Herrschaften und Zeiten appliciren lassen“, und mit dem Zusatz: „Doch uns und unserer Reiche Hoheit und Recht in allem vorbehalten und jeder Nachtheil und Präjudiz.“ Daß diese Einschränkungen die Verpflichtungen Peter's des Großen und seiner „rechtmäßigen Succession“, für welche sie gleichfalls übernommen wurden, gegen die Provinz nicht aufheben, das hat Woldegar von Bod in den „Livländischen Beiträgen“ (Bd. 1, Heft 3, S. 48 fg.) auf Grundlage des Staatsrechts unwiderleglich bewiesen — ein Beweis, den Schirren in Kap. 7 seiner „Livländischen Antwort an Samarin“ noch durch ebenso scharfsinnige wie neue Argumente ergänzt und verstärkt hat. Ueberdies hat Peter der Große auf Andringen der Ritterschaft betrübende und bindige Erklärungen darüber abgegeben, daß er sich damit keine Hintertür offen lassen wolle, durch welche er oder seine Nachfolger die Aufrechterhaltung der livländischen Landesrechte seiner oder ihrer Willkür vorbehielten.

Die „Moskauer Zeitung“ hat nichtsdestoweniger sich erdreistet, aus jenen kleinen Fäden ein Netz zu stricken, mit welchem sie die sämtlichen Sonderrechte der Ostseeprovinzen und noch ein gutes Stück mehr zum Besten der Moskowiterei aufzuspannen gedenkt. Seit Alexander I. ist nämlich durch die böswillige Geschäftigkeit vieler und gewissenloser russischer Beamten in die kaiserliche Bestätigungsurkunde der baltischen Landesprivilegien eine Einschränkung eingeschlichen, welche, wörtlich genommen, dieselbe macht. Sie werden seitdem bestätigt, „solange sie mit den allgemeinen Bestimmungen und Gesetzen des Reichs übereinstimmen“. Im Hinblick darauf, daß die Kaiserin selbst die speciellen Landesrechte anerkennt („Svod“, Bd. 1, Thl. 1, Art. 79), so fern auch in dem Falle der bezüglichen Veränderung der Reichsgesetze, welche freilich in dem Belieben eines unumschränkten Monarchen steht, die Capitulationen von 1710, als völkerrechtliche Verträge, dadurch nicht in ihrer Geltung und Verbindlichkeit erschüttert werden, endlich in der Rücksicht, daß es Verleumdung des Staatsoberhauptes wäre, wenn man ihm die Absicht eines so gemeinen Treubruchs unterlegte, haben die baltischen Stände jenen Vorbehalt stillschweigend als eine bedeutungslose Formel hingehen lassen.

So loyal diese ihre Haltung auch gewesen ist, so müssen wir ihre Standhaftigkeit dennoch bezweifeln. In der Politik gilt der Grundsatz: *Principiis obsta*; in ihren dreihundertjährigen Verfassungskämpfen haben die baltischen Stände ihn auch nicht immer

befolgt und sind dabei wohlgefahren. Es widerspricht der Loyalität keineswegs, den Kaiser-Herzog darauf aufmerksam zu machen, daß er mit der Einfügung jenes Vorbehalts, welcher von einem unbefriedigten, erpressungsfüchtigen Beamten herkommen soll, übel berathen sei, daß dadurch Mißtrauen bei seinen getreuen Unterthanen gegen ihn entstehen und daß er ganz wohl fortleben könne, wenn er keine Bedeutung haben sollte. Es bleibt zu bedenken, daß auch ein gekröntes Haupt nur ein Mensch ist und sich der Einwirkung seiner Umgebung nie ganz entziehen kann. Da nun die Umgebung der russischen Kaiser immer eine vorzugsweise russische ist, die die Russen schon im allgemeinen niemals sonderlich gewissenhaft und rechtsachtend gewesen sind, gegen die baltischen Deutschen aber von jeher ganz besonders neidisch und feindlich sich erwiesen haben, so sind die Kaiser auch fast alle seit Peter I. zur Nichtbeachtung einzelner baltischen Rechte verleitet worden. Noch keinem von ihnen ist es aber bisher so schwer gemacht worden, diesem verderblichen Einflusse zu widerstehen, als Alexander II. Noch nie ist der Nationalhüßel und der Stammeshaß unter den Russen so der Höhe angewachsen wie gegenwärtig. So ist denn auch die Gefahr eines Mißbrauchs jener rechtsbereitelnden Clausel jetzt größer als jemals. Der Werth der obenerwähnten neuen Argumentation besteht übrigens wesentlich in dem Nachweise, daß auch ohne jene, immerhin schwer zu beweisende Lesart von einer Fälschung der alten Clausel Peter's die neuere gar nicht präjudiciren kann, indem sie nur secundäres Recht betrifft und die von jenem sanctionirten Grundrechte der Provinzen nach streng logischer Deutung gänzlich unberührt läßt.

Mit erstaunlicher Gewissenlosigkeit und Spitzfindigkeit bemächtigte sich jener Clausel namentlich die wädrere „Moskauer Zeitung“. Im Jahre 1867 beging sie den anscheinend unbedeutenden chronologischen Schnitzer, dem ihr so werthvollen Vorbehalt schon die Unterschrift Peter's des Großen vorzusetzen. Da Hr. von Bod sie dafür in den „Livländischen Beiträgen“ gebührend zurechtwies, so nahm sie 1868 einerseits Rache an ihm, indem sie seine Schriften zu „verrätherischen“ stempelte, andererseits hat sie daraus so viel gelernt, daß sie 1868 die Clausel nicht mehr Peter I., aber doch seinen Nachfolgern der Reihe nach zuschrieb. Mit dieser Lüge war sie aber noch nicht zufrieden, sondern sie erweiterte die Clausel zum größern Ruhme und Vortheile Moskaus auch durch einen Zusatz. „Endlich haben die auf Peter den Großen folgenden russischen Kaiser“, sagt das moskowitzische Blatt, „feierlich zu erklären nicht unterlassen, daß die in den Capitulationen enthaltenen Verabredungen geduldet werden sollen, nur «solange sie nicht den allgemeinen Einrichtungen des russischen Reichs und dessen Interessen widersprechen».“

Also aus „allgemeinen Verordnungen und Gesetzen“ machte Hr. Katlow „allgemeine Einrichtungen und Interessen“, und es wären demnach die so hochgehaltenen Landesrechte der Ostseeprovinzen, welche nicht nur in deren Provinzialgesetzbuch, sondern auch in dem allgemeinen Reichsgesetzbuch als Grundgesetze publicirt worden sind, es wäre die Verbürgung der Gewissensfreiheit der baltischen Protestanten, des einheimischen deutschen Rechts, der unabhängigen Gerichte, des Gebrauchs der deutschen Sprache und der vielen andern Landes- oder vielmehr Menschenrechte, sie wären demnach ein beschriebenes Stück Papier, sobald dem Kaiser seine Russen eingeredet haben, daß sie „den Interessen des Reichs widersprechen“.

Zum Glück ist die Clausel in dieser Abfassung nur eine Lüge der „Moskauer Zeitung“; der wahre Wortlaut kann jederzeit nicht bloß in den Archiven, sondern auch in den Gesetzbüchern nachgewiesen werden. Indes ist dennoch die Gefahr, ja die bereits hereingebrachene Noth groß und schwer. Nur sehr wenige Russen gibt es, welche der „Moskauer Zeitung“ und ihren Nachtretern nicht unbedingt Glauben heimeffen, und zwar um so mehr, als ihre Darstellung des Sachverhalts für Rußland vortheilhaft ist. Und von

diesen wenigen wagen es noch die allerwenigsten, den mächtigen moskauer Tageschriftstellern mit lautem Widerspruch entgegenzutreten; die baltische Presse aber hat doppelt Schlüssel vor dem Munde, den baltischen Ständen wird, wenn sie Beschwerden vorbringen wollen, die Vorlassung vor den Kaiser verweigert, und die Stimmen der auswärtigen Presse werden als ausländisch feindlich oder verrätherisch abgefertigt und an der Grenze zurückgewiesen. Man kann sagen, ganz Rußland vom Inhaber des Throns bis zum letzten Tschinownik verstopft sich die Ohren gegen die Laute der Wahrheit und des Rechts, gibt sich den Anschein der Zustimmung zu den Lehren der Rattow und Samarin über das Rechtsverhältniß der Ostseeprovinzen und — handelt danach.

Dieses Treiben ist aber keineswegs ohne Gefahr für das Slawenreich und dessen Beherrscher. „Die Verpflichtungen des Monarchen und der Unterthanen sind wechselseitig“, sagte Scheremetiew, und befindet sich damit in voller Uebereinstimmung mit dem größten Völkerrechtslehrer, mit Vattel. In Buch 1, Kap. 16 des „Droit des gens“, welches handelt: „De la protection recherché par une nation, et de sa soumission volontaire à une puissance étrangère“, sagt er im §. 192: „Ein Volk kann sich rechtmäßig einem mächtigen Volke unter bestimmten Bedingungen unterwerfen, über welche sich beide einigen. Die Uebereinkunft oder der Unterwerfungsvertrag bildet für die Folge das Maß und die Regel der beiderseitigen Rechte. Denn dasjenige Volk, welches sich unterwirft, ist bei der dabei stattfindenden Abtretung und Uebertragung eines ihm gebührenden Rechts auf ein anderes vollkommen Gebieter über die Bedingungen, unter welchen das geschehen soll, und das andere verpflichtet sich, indem es die Unterwerfung auf dieser Grundlage annimmt, alle Bedingungen gewissenhaft zu halten.“ Daß Vattel nicht bloß wirkliche Völker (nations) gemeint hat, sondern auch Fürsten und kleinere Staatsgebilde, das beweist er im §. 195, wo er als Beispiel von Schutzgewährenden die Herzoge von Oesterreich und als unterworfenen Volk die Luzerner anführt.

Im §. 198 heißt es alsdann: „Kraft des Grundsatzes, welcher den einen der Vertragenden von seinen Verpflichtungen entbindet, wenn der andere die seinigen nicht hält, kann der schwächere Theil, wenn die stärkere Macht sich über ihn ein größeres Recht anmaßen will, als der Schutz- oder Unterwerfungsvertrag ihr gewährt, diesen als gebrochen betrachten und für seine Sicherheit nach Gutdünken Vorkehrungen treffen. Wenn es anders wäre, so würde das schwächere Volk bei der Uebereinkunft, zu welcher es sich nur zum eigenen Wohle entschlossen hat, Verlust haben; wäre es an seine Verpflichtungen noch gebunden, wenn der Schutzherr davon Mißbrauch machte und die seinigen offenbar verletzte, so würde der Vertrag eine Schlinge für ihn werden.“

Die Anwendung dieser völkerrechtlichen Grundsätze für Livland und Estland liegt nahe. Mügen sich die Russen vorsehen!

Während sich die russische Regierung den staatsrechtlichen Schlussfolgerungen der moskauer Presse durch die That in dem Ostseelande anschließt, wie sich das in den kirchlichen Verhältnissen, in der Sprachenfrage, in der Besetzung der wichtigsten Verwaltungsämter, in der Verweigerung eines baltischen Obertribunals erweist, so hat sie bisher noch gezügert, sich auch die moskowitischen Lehren über das Privatrecht anzueignen. Schon wir zu, wie die „Moskauer Zeitung“ sie der Regierung und dem keineswegs sehr zahlreich lesenden Theile des russischen Volks mundrecht macht.

Um die Ungültigkeit der Capitulationen weiter zu beweisen, führt sie an, daß der „baltische Küstenstrich“ — so lautet die Lieblingsbezeichnung der Moskowiter für die baltischen Herzogthümer, womit ungefähr gleich gerechtfertigt wäre, wenn die Oesterreicher Böhmen und Mähren ihren „Grenzstrich“ gegen Preußen nennen wollten — daß der baltische Küstenstrich selbst seit 150 Jahren sich völlig verändert habe: „Peter der Große hat eine nur wenig zahlreiche Verbindung von Grundherren vor sich, welche ein Sechstel

jenes Gebiets eigenthümlich besaßen, während fünf Sechstel der Krone gehörten. Die Bevölkerung jener Herrschaften kam, ihrer damaligen Lage und den damals herrschenden Begriffen nach, nicht in Rechnung. Das Volk befand sich auf der Stufe bildungsloser Verthierung. Viel Zeit ist seitdem verfloßen. Wie träge auch die Dinge in jenem Gebiete sich bewegten, gleichwol gingen sie vorwärts, den Forderungen der Zeit nachgebend. Endlich tauchten hinter dem adelichen Landtage und den Magistraten Rigas und Revals die ertlichen Bevölkerungen hervor, indem sie aus der Leibeigenschaft hervortraten und einige staatsbürgerliche Bedeutung erlangten. Von der andern Seite ward ein bedeutender Theil der Kronsgüter aus Gnaden an Privatpersonen vertheilt, und die ungeheure Mehrzahl der sogenannten Ritterschaft besitzt ihr Grundeigenthum durch Gnadenacte und beliebige Anordnungen der russischen Regierung, welche nichts gemein haben mit den Capitulationen. Was zur Zeit Peter's des Großen einigen Sinn haben mochte, das erweist sich in der Gegenwart als jeder Kraft und Bedeutung beraubt. Damit nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten die von ihm abgeschlossenen Capitulationen auch nur formell-juristische Bedeutung behielten, wäre es nöthig gewesen, daß das Subject, auf welches sie sich beziehen, dasselbe blieb, welches es damals gewesen.“

Für den die baltischen Angelegenheiten ferner Stehenden bedürfen diese dreiften Behauptungen und Wahrheitsverdrehtungen des moskowitzischen Blattes einiger Erläuterungen.

Es ist richtig, daß zur Zeit der Capitulationen nur etwa ein Sechstel der Landbestimmungen von Estland und Livland Privatpersonen, fünf Sechstel dagegen der schwedischen Krone gehörten, letzteres zwar nicht rechtmäßig, aber doch durch Machtsprüche und Gewaltmaßregeln der Könige. Das war die berüchtigte Güterreduction, welcher als Hauptopfer der hochherzige Johann Reinhold Patkul fiel. Dem Hrn. Rattow beliebt es nun, die schwedische Gewaltthat als eine abgeschlossene Thatsache zu behandeln, weil diese Auffassung ihm eben in den Kram paßt.

Die darauffolgende vorwurfsvolle Hinweisung auf die frühere Zurücksetzung und Vernachlässigung des baltischen Bauernstandes nimmt sich wunderlich aus in dem Munde eines Anpreisers Alt-Moskaus, in welchem nicht nur der Bauer, sondern auch der Edelmann ein rechtloser Sklave war. Natürlich wird dabei auf die alte Lügenlehre angespielt, daß die Befreiung der baltischen Bauern von Rußland ausgegangen sei, da dieselbe doch schon im Jahre 1804 auf eigenen Antrieb des Adels erfolgte, während der russische Bauer seine Befreiung erst im Jahre 1861 durch Kaiser Alexander erhielt.

Die Rückerstattung der von der schwedischen Krone eingezogenen Güter in Livland und Estland durch Peter den Großen wird darauf, der Geschichte zum Hohne, als „beliebige Gnadenacte“ dargestellt. Es ist das zugleich ein Versuch, das baltische oder vielmehr das westeuropäische Eigenthumsrecht in das russische Besitzrecht oder die russische Besitzunsicherheit zu verwandeln. Seit Iwan dem Schrecklichen ist nämlich der Unterschied zwischen Dienst- und Erbgütern (pomeesti und ottschina) in Rußland thatsächlich aufgehoben; die Erbgüter können seitdem ebenso bei den von ihren Besitzern zu leistenden Staatsdiensten verwirkt werden, wenn der Zar mit denselben nicht zufrieden ist, als die Dienstgüter, welche zwar ursprünglich nur auf Lebenszeit verliehen, aber doch auch in der Regel auf die Söhne übertragen werden und so allmählich als Erbgüter angesehen worden sind.*) Das Recht der Gütereinziehung ohne richterliches Erkenntniß wird von den Nachfolgern Iwan's zwar jetzt in der Regel nicht mehr ausgeübt; entsagt haben sie ihm jedoch keineswegs, und der Zwangsverkauf der Güter von Polen, noch mehr die

*) Vgl. Herrmann, Geschichte des russischen Staats, Bd. 3, Abschnitt 8, über Verfassung und Verwaltung des russischen Reichs (Hamburg, 1846).

formliche Einziehung solcher unter der Schreckensherrschaft der Murawiew, dürfte, wenn überhaupt eine Rechtfertigung versucht wird, doch einzig auf jenes Verfügungsrecht des Zaren zurückzuführen sein. Warum ein Moskowiterblatt das Eigenthumsrecht des baltischen Adels auf „beliebige Gnadenacte“ des Zaren zurückführen will, wird demnach völlig klar.

Unbestritten bleibt, daß ein Theil der baltischen Gutsbesitzer, aber nur ein sehr kleiner, seine Besitzungen zarischen oder kaiserlichen Schenkungen von Kronsgütern verdankt; die betreffenden Familien gehören aber wol durchweg dem russischen Stamme an, so die Scheremetiew, die Nachkommen des Eroberers von Liv- und Estland, die Bobrinskj, die Nachkommen Katharina's II., die Gagarin, Schuwalow, Walujew und wenig andere. Ob Hr. Rattow diesen seinen Stamm- und theilweise Gesinnungsgeossen einen Dienft damit erweist, daß er ihr Grundeigenthum aus deutschem Recht in russische Rechtslosigkeit zu versetzen sich bestrebt, darüber mag er sich mit ihnen verständigen. Wer, wie Graf Schuwalow, der zeitige Chef der geheimen Polizei, gerade an der Quelle neuer Schenkungen sitzt, der wird wol dagegen nichts einzuwenden haben. Doch was werden weniger Begünstigte dazu sagen?

Daß die Zurückerstattung der von der schwedischen Krone eingezogenen Güter an ihre rechtmäßigen Besitzer unter Peter dem Großen „nichts gemein hatte mit den von ihm abgeschlossenen Capitulationen“, ist eben wieder eine lecke Verleugnung der Wahrheit, des moskowiter Blattes würdig. Es erweist sich im Gegentheil aus den betreffenden Urkunden, daß die Zurückerstattung nicht nur einen Hauptpunkt der Capitulation der beiden Ritterschaften, sondern auch der vorgängigen Verhandlungen und der russischerseits gemachten Versprechungen bildete.

Wir müssen auf die Widerlegung dieser lecken Behauptung in den „Livländischen Beiträgen“ (Bd. 2, Heft 4) hinweisen; nur folgenden Satz aus der „Generalconfirmation“ des Zaren vom 30. Sept. 1710, die livländische Capitulation betreffend, führen wir noch an:

„Also haben Wir vor rechtmäßig und billig geurtheilet, Unserer getreuen Ritter- und Landschaft in Livland und ihren Nachkommen alle ihre rechtmäßige Possessiones und eigenthümer, welche sie sowohl in wirklichen Besitz haben und genießen, als zu welchen sie von ihren Vorfahren her, ihren Rechten und Gerechtigkeiten nach, berechtigt sind, vor uns und unsere rechtmäßige Successoren hiermit und Kraft dieses gnädigst confirmiren und bestätigen, auch versprechen, daß Sie und ihre Nachkommen, wie es denn recht und billig ist, bei dem allen vollkommen und immerwährend von Uns und Unseren Nachkommen sollen erhalten und gehandhabt werden u. s. w.“

Wir fragen Hrn. Rattow und seine moskowitischen Gesinnungsgeossen, was sie gegen diesen klaren Wortlaut des kaiserlichen oder zarischen Versprechens und der Beiträge für ihre Pläne und Gelüste noch Stüchhaltiges vorzubringen vermögen?

Doch es bleibt noch der Einwand zu widerlegen, daß in der Gegenwart neben der Ritter- und Landschaft, neben dem Adel und den Städten auch noch die im Jahre 1710 unfreie, jetzt freie große Masse der Bevölkerung als Rechtssubject aufträte. Ohne Bedenken erkennen wir an, daß die Letten und Esten überhaupt fähig sind, „Rechtssubject“ zu sein, d. h. gewisse und zwar mit Einem Worte, die allgemeinen Menschenrechte für sich zu fordern, beziehentlich sie sich zu bewahren; ja wir gehen noch einen Schritt weiter, wir räumen entschieden der russischen Regierung die Befugniß ein, sie ihnen zu verschaffen, wenn sie dieselben noch nicht genießen, oder sie ihnen zu erhalten, wenn sie ihnen wieder entzogen werden sollen; wir räumen ihr diese Befugniß ein, selbst wenn sie ihr durch die Beiträge von 1710 ausdrücklich versagt sein sollte. Allgemeine Menschenrechte gehen über Vertragsrechte, sie sind unveräußerlich und unverlierbar. Sind also die „deutsche

Barone“ in den Ostseeprovinzen wirklich solche „Blutsauger“ und „Menschenschinder“, daß sie die Esten und Letten zum „Vieh“ erniedrigen; oder verbieten sie ihnen ihre Muttersprache „in der Kirche“, „in Gärten, Spazierorten, Läden“, „auch in Privathäusern bei einer Versammlung von mehr als zwei Personen“ (Worte Popatow's in seinem Verbot der polnischen Sprache in Wilna), oder endlich zwingen sie dieselben, lutherisch zu bleiben, wenn sie auch durch und durch von der höhern Wahrheit der griechisch-russischen Religion überzeugt sind und das offen bekennen, alsdann geben wir ohne Erbarmen die baltischen Junker, welche sich unserer Blutsverwandtschaft unwürdig gezeigt haben, den Russen, welche somit die Träger einer höhern Cultur und Humanität sind, preis; mögen sie sie nach Sibirien schicken, murawiewen oder iwanisiren, uns soll das nicht anfechten. Die Menschenrechte gehen uns weit über Verwandtschaft und Verträge, ja wir sind entschieden der Ansicht, daß ihre Verletzung, besonders im großen Maßstabe, das Einschreiten eines Staates gegen den andern rechtfertigt, wenn Verträge ihm dazu auch nicht das leiseste Anrecht gewähren. Auch darin steht uns Vattel zur Seite; er sagt Buch 2, §. 56: „Wenn ein Fürst die Grundgesetze angreift und somit seinem Volke einen gerechten Grund zum Widerstande gibt, ist jede auswärtige Macht im Recht, dem unterdrückten Volke Beistand zu leisten, wenn es dieselbe in Anspruch nimmt. . . Ungeheuer, welche unter dem Deckmantel der höchsten Gewalt zu Geiseln und zum Schrecken der Menschlichkeit werden, sind wilde Thiere, von denen die Erde zu reinigen jeder Mann von Herz berechtigt ist. Das ganze Alterthum hat Hercules für die Befreiung der Welt von einem Antäus, einem Busiris, einem Diomedes gepriesen.“

Doch kehren wir wieder zu Livland und Estland zurück. Die „Moskauer Zeitung“ ersieht, daß wir mit ihr in Bezug auf den Werth der Capitulationen völlig übereinstimmen, wenn ihr vergilbtes Pergament dazu benutzt werden sollte, die Menschenrechte der Letten und Esten mit Füßen zu treten. Nur muß sie uns einen solchen Mißbrauch derselben durch unsere Stammesgenossen wirklich nachweisen und uns mit Unwahrheiten verschonen. Einstweilen halten wir uns an unsere anderweitigen vollständig beglaubigten Nachrichten, wonach der baltische Bauernstand so wohlhabend, gestittet, gebildet, gesund und kräftig ist wie nur irgendein anderer in Europa, während der russische kaum an dem slawischen in der Türkei seinesgleichen findet an Noheit, Unwissenheit, Trägheit und sittlicher Verkommenheit.

Wir können nicht unterlassen, an dieser Stelle unter einigen nicht ganz gerechten Anklagen gegen die baltischen Ritterschaften diejenige gegen die livländische in dem Aufsatze vom Jahre 1866 in diesen Blättern zu berichtigen, wonach diese ganz besonders zühe an ihrer ausschließlichen politischen Berechtigung den Städten und dem Bauernstande gegenüber festhalte und besonders mit der Freigebung des Rittergutsbesitzes an Nichtadeliche den andern Ritterschaften erst spät nachgekommen sei. In Wirklichkeit hat der livländische Landtag mit diesem Beschlusse nur dem kurländischen nachgestanden, welcher damit überdies darum weniger Verdienst hatte, weil in Kurland weit mehr als in den Schwesterprovinzen Fideicommissa vorhanden sind, welche also nicht aus dem Familienbesitze kommen können. Die letzte Ritterschaft, welche den Rittergutsbesitz freigab, war vielmehr die estländische; sie faßte den Beschluß erst im Jahre 1867. Was lange dauerte, war das Anlangen der kaiserlichen Bestätigung. Für Estland und Desel ging sie erst nach zwei Jahren, im Sommer 1869, ein. Indes hatte ein estnischer Bauer bereits von dem Rechte des Rittergutskaufes Gebrauch gemacht, er mußte auf den gerichtlichen Zuschlag mehrere Monate warten. In Livland dagegen haben schon mehrere Mitglieder des Bauernstandes Rittergüter erstanden. In dem neuesten Hefte der „Livländischen Beiträge“ wird unter andern der lettische Bauer Jahn Schiron namhaft gemacht, welcher im Jahre 1868 das

Gut Kernensberg in der gerichtlichen Versteigerung erwarb, während noch etwa 10 andere mitboten. „Es ist den Bauern“, so heißt es dort weiter, „schon lange möglich geworden, nicht nur wie allbekannt ihren Handelsbetrieb in Bauerhöfen und Hadelwerken des Landes zu betreiben oder Rittergüter als Pächter (Arendatoren) derselben zu besitzen, sondern gegenwärtig auch solche gleich dem Adel zum vollen Eigenthum zu erwerben. In letzterer Beziehung sind, außer dem obenerwähnten Falle, beispielsweise noch folgende ländliche Bauern anzuführen, die jetzt als Eigenthümer ihrer käuflich erworbenen Rittergüter zu den landtagsberechtigten großen Grundbesitzern des Landes gehören: 1867 Apping auf Secklershof, 1868 Kuschmann auf Alt-Bewershof und 1869 Salkis auf Pappenhof, alle drei Güter im wendischen Kreise Livlands gelegen, nicht zu gedenken der aus dem Bauernstande hervorgegangenen Prediger, Gewerbetreibenden und Künstler. Zu dieser letztern Kategorie gehört namentlich der noch gegenwärtig in Riga domicilirende, in der petersburger Akademie der Künste ausgebildete tüchtige Porträtmaler Kosce.“ Die „Moskauer Zeitung“ möge uns gleiche Belege für das gute Gedeihen des russischen Bauern aufweisen.

In der That ist auch Hr. Ratlow die Andeutung des unterdrückten Menschenrechts der Letten und Esten nur ein Vorwand, um die Gültigkeit der Capitulationen zu erschüttern. Eine andere Andeutung hat denselben Ursprung und Zweck. Zwischen den Zeilen soll und kann man lesen, daß eine so geringe Anzahl von Tyrannen der baltischen Völkerschaften nicht befugt gewesen sei, unter Ausschluß eben dieser Masse des Volks, einzig zu ihrem eigenen Vortheil, Verträge mit der russischen Regierung abzuschließen, welche „nach anderthalb hundert Jahren“ noch gelten sollen, da doch jene Volksmasse jetzt auch „Rechtssubject“ geworden sei.

Man würde jedoch völlig fehlgehen, wollte man dem russischen Rabulisten zutrauen, daß er die Wohlthaten der Verträge einfach von der Minderheit der Liv- und Estländer auf ihre Gesamtheit übertragen wolle. Das keineswegs; es soll damit nur bewiesen werden, daß sie überhaupt ungültig sind, damit über ihren Trümmern der einzig rechte Glaube, der Swob Salonom, das rechtschaffene Tschinownikthum, die unbestechliche russische Justiz, die sanfte, wohlklingende Sprache von der Moskwa ihren Einzug in die Lande jenseit des Peipus halten und jede lettische und estnische ebenso wie jede deutsche Sonderart vertilgen. Vergebliches Bemühen! Es wäre allerdings ein Vortheil für die moskowitische Partei, wenn die baltischen Bauern sich selbst und das ganze Land den Russen gegenüber verträten, mit ihnen würde man ohne Zweifel leichter fertig werden als mit dem in mehrhundertjährigen Kämpfen für Freiheiten und Recht geschulten deutschen Adel und Bürgerstande; indeß hat dieser zur Zeit noch immer, wie vor anderthalbhundert Jahren, das alleinige politische Recht der Landesvertretung. Die Ritterschaften namentlich halten hauptsächlich, soviel sie auch aus Unkenntniß von den Westeuropäern verunglimpft werden, deshalb unerschütterlich daran fest, weil sie wissen, daß ein Aufgeben dieses Ständerechts gleichbedeutend wäre mit dem Aufgeben jedes staatlichen Sonderrechts.

Doch gesetzt auch, die Ritterschaften hätten weder jetzt noch im Jahre 1710 das Recht der Vertretung des Landes besessen, so waren sie doch damals vollkommen befugt, privatrechtliche Verträge mit der Krone von Rußland zu schließen. Letztere trat nach Eroberung in die Rechte der Krone von Schweden; sowie sie damit dasjenige erwarb, Krongüter zu verkaufen, so auch das, unrechtmäßig in Besitz genommene dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückzuerstatten. Was geht dieser rein privatrechtliche Act einen datten an? Was haben Letten und Esten damit zu schaffen? O, die Wege eines moskowitischen Demagogen sind sehr verwicklungen, doch zum Glück nicht ganz so verstedt, daß man sie nicht durchschaute.

Man erinnere sich nur, daß der ganze unserer Kritik zu Grunde liegende Artikel de

„Moskauer Zeitung“ nur den Zweck hat, die russische Regierung gegen die Ostprovinzen vorwärts zu treiben, ihre „Rechtsbedenken“ zu beschwichtigen, von ihr eine „rasche und dauernde“ Beseitigung „jedes baltischen Sonderrechts“ zu fordern. Sie hat jetzt ein Mittel erdacht, wie der baltischen, wenigstens der livländischen und estländischen Ritterschaft, diesen verhassten Körperschaften, welche der Russificirung einen so hartnäckigen und unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen, das Messer ins Herz gestoßen werden kann. Nimmt man „der ungeheuern Mehrzahl“ der Mitglieder derselben ihre Güter weg und schenkt sie den livländischen Arbeits- und Diensten, Bauern genannt, so hört jener Widerstand von selbst auf; denn die materiellen Daseinsbedingungen sind den Ritterschaften entgegen, sie sind vollkommen vernichtet; überdies haben dann die Russen für die Verbeibehaltung und Fortentwicklung dieses erwünschten Zustandes weiter nichts zu thun, die Sorge dafür nehmen ihnen die beschenkten Letten und Esten ab.

Wir sehen, der Plan ist für das Moskowitertum recht vortheilhaft. Der erste Grundsatz in dem Sittengesetzbuch seiner Vertreter lautet aber: „Was mir vortheilhaft ist, das ist recht.“ Folglich sind die Letten und Esten nachträglich „Rechtssubject“ auch für den privatrechtlichen Theil der Capitulationen von 1710, folglich ist die „ungeheure Mehrzahl“ der Rittergüter in Livland und Estland durch „beliebige Gnadenacte“ der Regierung an ihre jetzigen Besitzer gelangt, folglich werden sie nur nach russischem Recht besessen und können „beliebig“ eingezogen werden.

Wir können nicht umhin, zur Vervollständigung unserer Zeichnung der moskowitischen Presse einen Artikel „von einem vielersfahrenen Veteranen aus den höchsten Kreisen des russischen Staatsdienstes“ mitzutheilen, welcher Hrn. Woldemar von Bod von demselben in russischer Sprache „zur Veröffentlichung in den livländischen Beiträgen (III, 11) zugeschiedt“ und dort in der Ursprache und in deutscher Uebersetzung wiedergegeben ist (III, 27 fg.). Die Uebereinstimmung des Urtheils dieses Russen mit demjenigen aller Deutschen ist überraschend. Der Aufsatz lautet deutsch im wesentlichen:

Eine russische Stimme über die russische Presse.

Der bekannte Finanzgelehrte Victor Bonnet zieht am Ende seines Aufsatzes in der „Revue des deux Mondes“ (1869, 15. März) folgenden Schluß: „L'époque où nous vivons présente en effet ce caractère particulier: en même temps que les peuples sont entraînés à des querelles et à des divisions, poussés à la guerre par leurs gouvernements, ils sentent une force de sympathie qui au contraire les retient et les rapproche. Cette force est l'honneur de la civilisation, c'est elle qui maintient la paix en neutralisant tous les desseins ambitieux.“ Diese „Kraft der Sympathie“ unter stammverschiedenen Nationalitäten, diese Frucht der Civilisation, in welchen Formen bethätigt sie sich in unserm lieben Vaterlande hinsichtlich der denselben Reiche unterworfenen Deutschen und Polen? Eine deutliche Antwort auf diese Frage finden wir im ersten Hefte des Werkes von J. Samarin, welches von Katlow mit der Empfehlung eingeführt wird: „es sei dasselbe das beste Hand- und Hülfsbuch für russische Kaiser und Minister.“ In diesem Werke: „Der russisch-baltische Küstenstrich“, erklärt J. Samarin seine Uebersetzung dahin, daß die Regierung den geschichtlichen Verursacher Rußlands und zugleich das Bedürfniß der russischen Völker ganz besonders damals richtig erkannt habe, als sie sich heldenmüthig zu der Einverleibung einiger 10000 Letten und Esten in Livland und auf der Insel Oesel in die rechtgläubige Kirche entschloß; als sie ihren Einfluß auf die baltischen Provinzen in einem gegen die gebildete Klasse der Bevölkerung feindseligen Sinne geltend machte. Und unter dem 16. Jan. erklärt in einem Leitartikel die „Sanct-Petersburger Zeitung“, daß „eine der Hauptaufgaben unserer Regierung, eine der am meisten ausgiebigsten Bestrebungen der russischen Gesellschaft während der letzten Jahre die Russificirung

der in Rußland lebenden fremden Stammgenossen gewesen sei“. Darunter wollte der Redacteur nicht Kamtschabalen, Tungusen und Tataren verstanden wissen; denn hinsichtlich dieser hat die Regierung keinerlei besondere Maßregeln ergriffen, er deutete auf die obrigkeitlichen Anordnungen behufs Einführung der russischen Sprache und russischen Schulen im Ostseegebiete, indem er als das Hauptziel, dessen Erreichung die Regierung im Auge haben müsse, nicht etwa aufstellt, die Ausbreitung der Civilisation auf moralisch-christlicher Grundlage, nein, sondern die Ausrottung der Nationalitäten und ihre Verschmelzung mit dem russischen Volksstamme, ohne Rücksicht, sei es auf das eigene Streben dieser Nationalitäten, sei es auf die Stufe ihrer Bildung.

So sind denn Samarin und Korsh, die Organe der Gesellschaft Moskaus und Petersburgs, untereinander darin einig, daß in Rußland nicht nur nicht die mindeste „Sympathie“ oder ein Fünkchen Wohlwollen für die Deutschen der baltischen Gouvernements vorhanden ist, sondern vielmehr eine erbitterte Feindschaft obwaltet, welche eine verhasste Klasse in den Grenzgebieten Rußlands mit Ausrottung bedroht.

Eine solche Erscheinung verdient, als historische Thatsache, Untersuchung der Ursachen, welche sie hervorgebracht haben. Fragen wir denn aufs Gewissen:

„Haben vielleicht die baltischen Provinzen irgendetwas gegen das Reich verbrochen?“

Antwort: Seit dem Tage ihrer Vereinigung mit dem Reiche und bis auf den heutigen Tag, im Verlaufe von mehr als 150 Jahren, haben sie, in gutem Glauben mit Wort und That, mit Gut und Blut dem Reiche vorwurfsfrei gedient.

„Habt ihr, deutsche Gutsherren, nicht die Letten und Esten bedrückt?“

Antwort: Diese Sünde hat allerdings an uns gehaftet, doch nicht in höherm Grade haben wir das in ganz Rußland allgemeine Leibherrenrecht mißbraucht, als die russischen Gutsherren unter sich. Die Freiheit aber ward bei uns den Bauern ein halbes Jahrhundert früher verliehen als im übrigen Rußland, und zwar in Folge der Anregung seitens der deutschen Gutsbesitzer.

„Euere Bauern sind landlos, während in Rußland jede Revisionseule ihr Landlos hat; für diese euere habgierige Unbarmherzigkeit steht ihr nun auch bei uns in Ungnaden und müßt dafür büßen. Ist's nicht so?“

Antwort: Unsere Bauernschaft befindet sich entschieden in besserer wirthschaftlicher Lage als die der großrussischen Gouvernements; ihr Bestand ist gesichert durch ein ihr zugemessenes von dem gutherrlichen gefondertes Land, das unter das Verbot gestellt ist, es auch nur zeitweise von irgendeinem andern als von der Bauernschaft nutzen zu lassen: der Flächenraum dieses Landes ist nicht nur nicht kleiner, sondern sogar in vielen Fällen größer als das Seelenland des Gemeindebestizers in den großrussischen Gouvernements: an Pacht zahlt unsere Bauernschaft nicht mehr, wohl aber häufig weniger als in Rußland; bei uns erübrigt sie aus dem Ackerbaue Kapital, erwirbt ohne Unterstützung seitens der Regierung bäuerliche Grundstücke zum Privateigenthume, hält Gerichts- und Rechtspflege in Bagatellsachen vermittelst selbstgewählter Richter ohne den mindesten Einfluß seitens der Gutsherren; den Mitgliedern der Bauernschaft steht es frei, hinzuziehen, wo sie wollen.

„Ihr erhaltet die Letten und Esten in der Noheit.“

Antwort: Durchaus im Gegentheil! Schulen gibt es in allen Gemeinden, des Klein- und Unkundige gibt es fast nicht; sogar Zeitungen und Zeitschriften in ihrer Sprache werden herausgegeben und von ihnen mit bemerkenswerther Lust gelesen.

„Euere Antworten stehen diametral entgegen allem, was in der Kürze uns bekannt ist aus den russischen Zeitungen; es wird daher erlaubt sein, an der Richtigkeit eurer Angaben zu zweifeln.“

Antwort: Hand aufs Herz und Gott zum Zeugen: Euere Presse ist angefüllt mit

reiner Lüge, Verleumdung, Verdrehung, ohne irgend Scham noch Gewissen, und darum wird es nun auch uns erlaubt sein, an euch uns zu wenden mit der Frage, zu welchem Endzweck fällt ihr über das baltische Gebiet her, welches organisiert und civilisirt ist von den Deutschen, den allertreuesten Unterthanen, welche niemals ihren treu unterthänigen Verpflichtungen untreu geworden sind? Gebt Antwort positiv und wahrheitsgemäß!

Vieles von dem, was sich das russische Publikum als unstreitige Wahrheit angeeignet hat, erweist sich als Mißverständnis, wenn der Gegenstand gründlicher ins Auge gefaßt wird. So z. B. die Bemerkung über das Nichtvorhandensein bäuerlichen Proletariats in Rußland, die sich unter anderm auch bei Hrn. Wyrubow findet, welcher die Frage der Bauernemancipation in Rußland erörtert, in einem Briefe in der „Sanct-Petersburger (Moskauer) Zeitung“ vom 23. April 1869, wo es heißt: „Bei uns gibt es keine Proletarier, besteht das Volk, d. h. die Masse, d. h. die Zehner von Millionen, aus kleinen Grundbesitzern, denen ihr Stück Brod gesichert ist, zuverlässiger sogar, als bei den Bauern des Westens.“ Wahrscheinlich setzt Hr. Wyrubow voraus, wie dies überhaupt die ganze russische Presse versichert, daß der Gemeindebesitz an Land in der Größe des Seelenanteils in Rußland Zehnern von Millionen kleiner Grundbesitzer das tägliche Brod sichert, trotz der alten bekannten Thatsache, daß ein großer Theil der Arbeiter aus den nördlichen Gouvernements, um sich das tägliche Brod zu verdienen, auf Arbeit in die Städte und in den Süden wandert. Läßt sich nun, angesichts dieser Thatsache, behaupten, in Rußland gebe es kein Proletariat? Es ist wahr, daß bei der geringen Concurrnz der Arbeiter in Rußland immer Arbeit und das tägliche Brod findet; das kommt aber nicht daher, daß er als Grundbesitzer einer so kleinen Parcellen gilt, wie sie ihn nicht zu ernähren vermag. Es ist doch endlich an der Zeit, die wirkliche Lage der ländlichen Bevölkerung zu begreifen. Solange das Leibeigenschaftsrecht galt, erhielten sich die patriarchalischen Verhältnisse in der Familie; ein Vater von drei erwachsenen und verheiratheten und von zwei minderjährigen Söhnen vereinigte in seiner Hand in einer ungetheilten Wirthschaft sechs Seelenanteile Ackerland, schickte zwei erwachsene Söhne auf eigenen Verdienst in die Städte oder wohin sonst es ihm vortheilhafter erschien, und war so im Stande, seine Familie ziemlich reichlich ohne Sorgen zu ernähren. Nach der Freilassung erhielten sich solche Verhältnisse nicht lange, die erwachsenen und verheiratheten Söhne (in der That ist diese Tendenz schon jetzt bemerklich) theilten sich von der väterlichen Wirthschaft ab, und anstatt 20 oder 30 Desjätinen Land in einer Wirthschaft, fielen auf jeden 10 oder gar 5 Desjätinen Ackerland, getrennte Gehöfte, welche an unsere parcellenbestehende „Loktreiber“ (bobyli) erinnern dürften, und niemals im Stande sind, den Stand einer ackerbauenden Bauernschaft zu bilden, welche, um sich zu ernähren, unabhängig wäre von Nebenverdienst zur Sommerszeit.

Anlangend die deutschen, lettischen und estnischen Schulen, fordert die Rattow'sche Partei, daß entweder in denselben so viel russische Sprachstunden gegeben würden, daß für andere Gegenstände keine Zeit übrigbliebe, oder daß man sie ersetze durch völlig russische Schulen.

Aber in dem eigentlichen Rußland gibt es ja keine ordentlichen Landvolkschulen (obgleich auf dem Papiere und der Zeitung daran kein Mangel ist), überall Mangel an Lehrern, und selbst in einigen Universitätsstädten (z. B. Charkow und Kiew) sind die Gymnasien so schlecht, daß ordentliche Aeltern hinsichtlich des Unterrichts ihrer Kinder in großen Sorgen sind.

Ist es nicht klar, daß das einzige Ziel der obenerwähnten Partei und der russischen Presse darin besteht, daß das Ostseegebiet von der Bahn der Aufklärung abgelenkt und ihm eine der geschichtlichen Entwicklung entgegengesetzte Richtung gegeben werde, mit

künstlichen, gewissenlosen und auf Lug, Verleumdung und Unredlichkeit verschiedener Art beruhenden Mitteln?

Diese Anklage, wie streng und schneidend sie auch erscheinen mag, ist nichtbesserenfalls weniger keineswegs übertrieben, u. s. w.

Durch ihre beständigen Hegerien haben die moskauer Journalisten einen Erfolg erlangt, der von der größten Wichtigkeit für die ganze Entwicklung der Dinge im Osten Europas ist und für Rußland selbst höchst verhängnißvoll werden kann. Wir meinen nicht die Erweckung und Befestigung eines berechtigten Nationalgefühls in der ganzen russischen Nation, daß man sich innerhalb der Grenzen des russischen Reichs in den Salons wie in der Familie nicht mehr schämt russisch zu sprechen, daß der russische Adel etwas weniger den sauern Schweiß seiner Arbeiter im Auslande verpraßt, sondern mehr im Inlande lebt und anfängt etwas mehr von seinen Einkünften auf gemeinnützige Anstalten zu verwenden — diese einzige gute Folge des wüsten Treibens fällt wenig ins Gewicht gegen die Masse von Haß und Fanatismus, der dadurch aufgewühlt worden ist. Wir meinen auch nicht diese ganze Aufwiegelung des großen Haufens gegen die Fremden, besonders die Polen und Deutschen — das russische Volk, auch seine höhern Stände werden noch für lange Zeit nicht einen unmittelbaren Einfluß auf das Geschick des Staats ausüben vermögen. Wir meinen die Wirkung, welche die moskauer Presse mit Hilfe der aufgewiegelten großen Menge auf das kaiserliche Haus ausgeübt hat. Es steht fest, daß dasselbe jetzt bis auf ein einziges Mitglied dem deutschen Namen feindlich gesinnt ist. Diese einzige Ausnahme wollen wir vortragen — es kann ihr diese Gesinnungstreue nur zu hoher Ehre gereichen — es ist das eine edle Frau, die Großfürstin Helena, geborene Prinzessin von Württemberg, die Freundin unsers Varnhagen. Sie allein läßt sich von dem wilden Strome nicht mit fortreißen, sondern bleibt die offene Freundin und Gönnerin ihrer Stammgenossen.

Man wird uns hier von mancher Seite den Kaiser selbst als von gleichem Wohlwollen gegen die Deutschen besetzt nennen. Und wirklich lassen sich mancherlei Anzeichen für ein solches, namentlich in Betreff der baltischen Deutschen, anführen. Am meisten bezeichnend ist darunter der Umstand, daß er die wichtigsten Hof- und Staatsämter, bei denen es vorzüglich auf Zuverlässigkeit und Treue gegen die Person des Monarchen ankommt, mit Deutschen, namentlich Balten besetzt. Bei näherer Untersuchung findet sich aber, daß dieses Verfahren keineswegs auf einer Vorliebe für die Deutschen beruht, sondern auf der Erkenntniß der Eigenart unserer Stammgenossen, welche jene Eigenschaften in einem so hervorragenden Maße besitzen, daß hierin ihnen kein Ruße gleichkommt. Hat doch auch sein Vater, Nikolaus I., trotz der Feindseligkeit gegen das deutsche Wesen, welches sich bei ihm mit den Jahren immer mehr und mehr ausbildete, sich fast noch mehr als sein Sohn, mit Deutschen umgeben.

Die übrigen Anzeichen der Gunst Alexander's II. für die baltischen Deutschen bestehen leider nur in wohlklingenden Worten, wenn man nicht sein Eintreten für dieselben gegen seinen Vater, als er eben noch bloßer Thronfolger war, mit in Betracht zieht. Noch in der neuesten Zeit, im Frühjahr 1869, fiel aus des Kaisers Munde gegen den Landmarschall von Livland, Baron von Nolcken, als derselbe im Namen der Stände des Herzogthums Beschwerde über die Aufzwingung der russischen Sprache zu führen kam, ein solches Wort, welches die bittere Pille versüßen sollte. „Er werde“, sagte der Monarch, „nach wie vor der Advocat (ausdrücklich) seiner lieben Ostseeprovinzen sein“, aber — „russisch müßten sie werden“. Man sieht hieraus unbestreitbar, daß der Kaiser sich dem Moskowitismus gegenüber völlig machtlos fühlt, er fügt sich vollständig in dessen Ansprüche und fordert das Gleiche, der Ruße wegen, von seinen baltischen Unter-

thanen. „Advocat?“ Vor welchem Gerichtshof ist er das? Der kann doch nur besetzt sein mit den Rattow, Leontjew, Krajewski, Samarin, Alfasow und Genossen. Diese haben die höchste Gewalt über das Reich in den Händen; der Kaiser ist vor ihnen nur Sachwalter, auf den sie hören können oder auch nicht, je nach ihrem Belieben.

Man würde jedoch irren, wenn man annähme, daß Alexander ganz wider Wunsch und Willen in dem moskowitzschen Strom mitschwimmt. Es würde allerdings schon ein sehr kräftiger, selbständiger Charakter dazu gehören, um dem so starken, allgemeinen Zuge der großen Menge mit klarem Blick und unbeeinflusstem Urtheil entgegenzutreten. Kaiser Alexander thut aber noch mehr, als ihm nachgeben — er ist mit ganzer Seele dabei. Das erhellt aus der Gunst, in welcher die Hofdame seiner Gemahlin, das Fräulein Bljudow, bei ihm steht. „Für wenige Auserwählte“ wurde auf Kosten des Kaisers das „Ostroger Tagebuch aus dem Jahre 1867“ der hysterischen Dame herausgegeben, ein im großen und ganzen zwar sehr langweiliges und geistloses Erzeugniß, welches sich aber durch nationalen und kirchlichen Moskowiterfanatismus auszeichnet und zu dessen Kennzeichnung die Bemerkung genügt, daß darin das Andenken Murawiew's „gesegnet“ wird.

Schon lange macht sich unter den übrigen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses der Großfürst Konstantin durch seine Feindseligkeiten gegen Polen und Deutsche bemerklich. „Ich sp... auf den Adel“ (natürlich auf den baltischen), soll er im Reichsrathe geäußert haben. Noch mehr verbürgt ist der Rath, den er in einer Sitzung desselben ertheilt hat, daß man die Deutschen der Ostseeprovinzen „durch die Eten und Letten erdrücken“ solle.

Während man geneigt ist, seinen gutrussischen Eifer weniger seinem innern Drange, als vielmehr einer ehrgeizigen Berechnung zuzuschreiben, kann man den Deutschenhaß, den der junge Thronfolger bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen sich nicht scheut, ohne Bedenken als den aufrichtigen Ausdruck seiner Gesinnung ansehen. Seine Anschauungsweise, seine politische und nationale Richtung hat sich ganz in der Sphäre der nationalen Selbstgefälligkeit und Selbsttäuschung sowie der Fremdenverleumdung und Fremdenanfeindung entwickelt, unter der Mitwirkung eines jähren Temperaments hat sie sich dann zu der leidenschaftlichen Höhe erhoben, daß sie ihn zu den heftigsten Ausbrüchen verleitet. Noch in frischer Erinnerung ist der Vorfall mit dem Obersten Hunnius, einem geborenen Estländer. Im Anfange des Sommers 1869 hatte Hunnius mit dem Thronfolger wegen Verbesserung der Waffen und der dadurch entstehenden Kosten zu verhandeln. Den Anschlag hatte der Oberst mit einem andern Offizier gemacht. Der Großfürst fand die Kosten zu hoch angesetzt und äußerte darüber ohne weiteres: „Wenn man es mit den Deutschen zu thun hat, so weiß man immer, daß man übervorthüllt wird! Diese Spigbuben —“ u. s. f.! Der Oberst Hunnius entgegnete dem Thronfolger hierauf ruhig: „Wenn Ihre kaiserliche Hoheit diese Bemerkung auf mich bezogen haben, möchte ich dieselbe bitten, das allzu harte Wort zurückzunehmen.“ Der Thronfolger soll ihn nun nach einigen noch durch Worte insultirt, nach andern aber geradezu geohrfeigt haben. Der Oberst führte nun beim Kaiser Klage und der Kaiser antwortete ihm: er möge den Thronfolger verklagen. Da dies aber in Rußland schwer auszuführen ist, schrieb Hunnius an den Thronfolger: „Ew. kaiserliche Hoheit haben mich beleidigt. Wenn Sie den Brief erhalten — bin ich nicht mehr!“ Der Oberst Hunnius hatte sich erschossen. Dem Kaiser ging die Sache sehr zu Herzen. Der Oberst wurde mit allem Pomp, welchen der Thronfolger ihm anfangs versagen wollte, beerdigt, und der Kaiser befahl, daß der Thronfolger dem Leichenzuge folge — eine Genugthuung, die wenig im Verhältniß zu der begangenen Handlung stand.

Ein anderer Vorfall, welcher uns aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt wurde, gibt den Deutschen des Reichs, besonders in den baltischen Herzogthümern, Grund, von dem

Thronfolger das Aergste zu besorgen, wenn er den Thron bestiegen hat. Als Professor Schirren seine tapfere „Livländische Antwort an Hrn. Samarin“ herausgegeben hatte, wurde das Buch durch die Feinde der Deutschen alsbald dem Großfürsten in die Hände gespielt. Er gerieth darüber in den heftigsten Zorn und ließ sofort den Unterrichtsminister Grafen Tolstoy zu sich kommen. Nur mit der größten Mühe vermochte dieser die Forderung der unverzüglichen Aufhebung der dortigen Hochschule, d. i. also der einzigen des russischen Reichs, welche den europäischen, namentlich den deutschen ebenbürtig ist, abzuwehren und den Prinzen durch die sofortige Amtsentsetzung Schirren's zu befähigen. Sie wurde dann dem deutschen Gelehrten telegraphisch, also in der Form eines Blizes aus dem umwölkten Götterstige an' der Nawa, zugefertigt. Und doch hatte Schirren bloß sein Recht und das Recht seiner Heimat verteidigt. Doch freilich ist ein solches Unterfangen in dem Reiche Ivan's des Schrecklichen ein Verbrechen — dort gibt es kein Recht, sondern nur Gnade und Ungnade, und mit feurigem Eifer halten die treuesten Söhne des heiligen Moskowitzens, die Samarin und Genossen, dieses theuere Erbstück ihrer Vorfahren aufrecht.

Wir sind unsern Lesern noch eine Aufklärung schuldig. Es ist eine berechnete Frage, wie es denn möglich ist, daß in einem absolut oder vielmehr despotisch regierten Staat und in einem so uncultivirten Volke, wie das russische, die Presse einen so großen Einfluß ausübt, daß man ihn mit dem Worte Herrschaft bezeichnen kann. Darauf antwortet ein baltischer Patriot: Die Herrschaft der Presse dürfte nur eine Erscheinungsform sein. Es bleibt immer noch aufzuhellen übrig: durch welche reelle Macht herrscht die Presse? Auf welchem tiefem Grunde beruht jener gewaltige Respekt der Staatsregierung und des Zaren vor einem Kattow? Die publicistische Geschicklichkeit kann doch an sich nicht solche Macht, welche dem Geiste der ganzen civilisirten Welt kaltblütig Hohn spricht, ansüßen, und eingestandenemmaßen kann davon nicht die Rede sein, daß hinter ihm die Masse des Volks steht. Bis zum Jahre 1866, bis Murawiew starb, konnte man sagen: es ist die Gegenwirkung des polnischen Aufstandes, die alles bestimmt. Seit Murawiew's Tode, den man wol ebenso wie den Karakasow'schen Mordanfall vom 4. (16.) April 1866 der Anstiftung einer hohen ehrgeizigen Persönlichkeit zuschreiben darf, konnte man sagen, der Großfürst Konstantin und seine Partei stehen hinter der Presse. Seitdem aber zuverlässigen Nachrichten gemäß der politische Stern des Kaiserbruders vollständig verblaßt ist oder doch als verblaßt gilt, muß man weiter fragen. In dieser Beziehung ist auf eine Correspondenz der „Kölnischen Zeitung“ im letzten Herbst aufmerksam zu machen, welche den jungen, ehrgeizigen und hochbegabten Fürsten Tscherkassy, der sich vor einiger Zeit zum Bürgermeister von Moskau, also so etwas vom Maire de Paris zur Zeit der großen Französischen Revolution, hat wählen lassen, als die wahre „Kreuzspinne“ in dem Fangneze bezeichnet, welches dem Kaiser und den Ministern über den Kopf geworfen ist. Diese Nachricht halte ich für sicher, weil sie vollkommen mit denjenigen meiner oben ange deuteten Gewährsmänner übereinstimmt. Woraus aber spinnt die Spinne ihr Netz? Die Antwort ist: aus einer Militärverschwörung, welche ihren Sitz in der Garde hat und also über wirkliche physische Macht gebietet. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Verschwörung nicht urkundlich nachgewiesen werden kann, und es gibt deshalb manche sonst Gutunterrichtete, welche an ihrem Dasein zweifeln. Aber gleichviel — wichtig ist nur, daß Kaiser Alexander daran glaubt, daß er durch diese Vorstellung im höchsten Grade eingängstigt ist, und daß er, um einem Verhängniß zu entgehen, dem so viele seiner Vorgänger auf dem Throne verfallen sind, widerstandslos zu allem seine Einwilligung gibt, was ihm die moskauer Presse als seinen Willen kundgibt. Zur weitern Erklärung dieser Sachlage dient, daß die Gesundheit des Zaren tief untergraben ist, daß besonders seine Nerven erschläfft sind und daß diese Erschlaffung eben auf seinen Geist übergehen muß.

Der übermächtigen Stellung der russischen Presse gegenüber nimmt die baltische einen sehr bescheidenen Platz ein. Bescheiden ist er freilich nur deswegen, weil der Zwang einer brutalen Gewalt auf ihr ruht. Die Censur besteht gegen sie nach wie vor fort, und sie wird mit solcher russischen Unbilligkeit, oder sagen wir lieber Unvernunft, geübt, daß das Wort „deutsch“ gestrichen wird, wenn es sich auf baltische Angelegenheiten und nicht auf Deutschland bezieht. Außerdem wird auch noch das Verbot der Entgegnung auf die Ausfälle und Schimpfreden der russischen Blätter aufrecht erhalten. So ist es den Blättern in den Ostseeprovinzen untersagt, die Schrift von Samarin, „Der baltische Küstenstrich“, auch nur zu nennen; und wenn die „Moskwa“ der baltischen Justiz (1868) vorwirft, sie verfare „wie eine Räuberin und Mörderin“, so muß das schweigend hingenommen werden. *) Von Seiten der deutschen „Sanct-Petersburger Zeitung“, welche trotz ihrer standhaften Vertheidigung der deutschen Interessen im russischen Reiche dennoch von der Regierung durch die Ordensverleihung an ihren Redacteur, Friedrich Meyer, eine Anerkennung ihrer patriotischen Haltung erhielt, wurde im Frühjahr 1869 der Entschluß gefaßt, der baltischen Presse zu Hülfe zu kommen. Da sie nämlich an dem Privilegium der Censurfreiheit wegen ihrer hauptstädtischen Geburtsstätte theilnimmt, so unternahm sie es, dasjenige, worüber dieser Schweigen anferlegt ist, auszusprechen, und namentlich durch Anstellung von Correspondenten an den Hauptpunkten der Ostseeprovinzen sich in die Lage zu versetzen, die falschen Berichte der moskowitzischen Blätter von da zu widerlegen. Wahrlich kein unbilliges Unterfangen! Es dauerte aber nicht lange, so erhielt das Blatt zwei amtliche Verwarnungen hintereinander; zu der zweiten, welche am 7. Aug. erfolgte, gab eine Correspondenz aus Riga die Veranlassung, oder sagen wir besser den Vorwand, in welcher die Unzuträglichkeiten der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen besprochen wurden und zum Schlusse gesagt war, daß die Ostseeprovinzen die Brücke der Cultur in Rußland bildeten. Das ist eine unleugbare Thatsache, nichtsdestoweniger eine Beleidigung des hochcultivirten russischen Volks. Das deutsche Blatt wurde sonach verwahrt wegen „verkehrter Auslegung und hartnäckigen Tabels der Regierungsmaßnahmen in Betreff der Einführung der russischen Sprache“ u. s. w. Der zweiten Verwarnung pflegt im Heimatlande slawischer Demokratie die dritte auf dem Fuße zu folgen, mit ihr die Unterdrückung. Die „Sanct-Petersburger Zeitung“ berichtete nunmehr aus den Ostseeprovinzen wieder ausschließlich über das Wetter, über den Stand der Saaten, über das Theater, über die Ankunft und Abreise russischer Generale und Grafen — auch sie ist für die moskowitzischen Blätter mundtobt und unschädlich gemacht.

Ein Versuch zu einer gründlichen Abhülfe der Presnoth wurde im April 1869 von dem livländischen Landtage gemacht. Fast einstimmig wurde beschloffen, bei dem Kaiser um die Aufhebung der Censur mindestens in Riga zu ersuchen. Der Erfolg war kurzweg ein abschlägiger Bescheid.

Außer der Censur lastet auf der baltischen Presse auch der Concessionszwang. Die Concession aber wird für deutsche Zeitschriften je länger desto weniger ertheilt. Noch im letzten October wurde Dr. Bruger, welcher eine „Baltische Schulzeitung“, für die ein dringendes Bedürfniß vorliegt, gründen wollte, abschlägig beschieden.

Etwas leichter fällt es, ein Wort der Abwehr in selbständigen Schriften und Büchern durchzubringen. Das Hervorragendste, was von dieser Art in den letzten Jahren gedruckt worden ist, ist Jung-Stilling's „Statistisches Material zum Belege livländischer Bauernverhältnisse“. Es ist bekannt, daß die Russen diese Bekundung der Wahrheit mit

*) „Aus von uns unabhängigen Gründen“, heißt es dann immer, „sehen wir uns außer Stande, den und den Artikel der „Moskauer Zeitung“, des „Golos“, der „Moskwa“ zu reproduciren“, oder „aus von uns unabhängigen Gründen sehen wir uns genöthigt, auf eine Erörterung dieses Themas zu verzichten“.

der Amtsentsetzung des Verfassers rüchten. Nicht in gleichem Maße ist es bekannt geworden, daß die livländische Ritterschaft den wackern Statistiker durch Anstellung an einem neuerrichteten ständischen statistischen Bureau mit einem dem verlorenen gleichen Gehalt entschädigt hat. Nicht übergangen soll hier die „Vioſtatil der Stadt Reval“ von Ernst Kluge werden, welche besonders interessante Schlaglichter auf die zwangsweise Ueberführung von jüdischen Soldaten und Soldatenkindern zur rechtgläubigen Kirche wirft.

Im übrigen suchen die Balten Trost und Muth zur Ausdauer in der gegenwärtigen Bedrängniß in der Versenkung und Durchforschung der heimatlichen Geschichte, besonders der Rechtsgeschichte. Sie leisten darin etwas ganz Außergewöhnliches, man kann mit Fug behaupten, daß unter ihnen jeder Gebildete, besonders jeder Edelmann ein gründlicher Kenner der Geschichte der Ostseeherzogthümer und ein Rechtsverständiger ist. Diesem allgemeinen Bildungsstande entsprechen die Arbeiten der Gelehrten; es dürften wenige Länder von gleicher Größe eine so reiche Geschichts- und Rechtsliteratur besitzen wie sie. In den letzten Jahren nahm in der kritischen Herausgabe der Quellen und in andern geschichtlichen Arbeiten den ersten Rang Professor Schirren ein. Wir bemerken hierbei, daß er die gegenwärtige Pause in seiner Lehrthätigkeit zur Fortsetzung seiner Bearbeitung des Lebens des großen Livländers Johann Reinhold Patkul benützt, und daß gutem Vernehmen nach die livländische Ritterschaft kein Bedenken trägt, ihm dazu die Mittel zu gewähren.

Die energischsten Vertheidigungs- und Streitschriften der Balten können nicht anders als im Auslande gedruckt und herausgegeben werden. Von denjenigen Schriftstellern, welche dabei das Heimatland nicht verlassen, verdient der seit einer Reihe von Jahren in dieser Art thätige Jegor von Sivers hervorgehoben zu werden. Alle seine Vorgänger hat aber an Kühnheit, an Schärfe der Logik, an Kraft der Sprache Karl Schirren zurückgelassen. Wir haben seiner „Livländischen Antwort“ und seines dadurch herbeigeführten Schicksals schon mehreremale erwähnt. Da er jetzt verbannt ist, dient er uns als Vermittler für die baltischen und mutterländischen publicistischen Kämpfer für die Herzogthümer auf deutschem Boden.

Unter ihnen nimmt eine hervorragende Stelle Woldemar von Vod ein. Er ist der erste baltische Deutsche, welcher aus freiem Entschlusse sein engeres Vaterland verlassen und eine Zuflucht im Stammlande gesucht hat, um, unbeengt und ungebunden durch russische Censur, russische Cabinetsjustiz und russische Gewaltthätigkeit, das Deutschtum seiner Heimat, mit welchem ihm Cultur, Protestantismus, Freiheit und Recht unlöslich verbunden sind, vor der gestitteten Welt Westeuropas zu vertreten, es gegen die „Moskowitz“ zu vertheidigen bis zum letzten Athemzuge. Er ist ein würdiger Gegner Juri Samarin's, des Musterbildes eines solchen Jung-Moskowitzers in schillernder Oberflächlichkeit, stilistischer Geschicklichkeit, scheinheiliger Selbstsucht, ohnmächtiger Lüsternheit und gewissenloser Verschlagenheit, wie es Woldemar von Vod in altdeutscher Gründlichkeit, in stilistischer Kunstlosigkeit, in Selbstverleugnung, Sittenstrenge und Geradheit ist. Es war kein Zufall, daß der Russe gerade Woldemar von Vod's „Livländische Beiträge“ und andere Schriften zur Hauptunterlage für seine Anklage wider die Livländer nahm. Außer dem Charakter gab ihm aber auch der Inhalt der Vod'schen Schriften dazu Veranlassung, gegen sie hauptsächlich die Spitze seiner Feder zu wenden. Bei aller Unschönbarkeit und leider oft ungenießbaren Form sind namentlich in den „Livländischen Beiträgen“ die werthvollsten Urkunden und thatsächlichen Mittheilungen aus den letzten Jahren und Jahrzehnten des öffentlichen Lebens in den baltischen Herzogthümern veröffentlicht. Hr. von Vod hatte in seiner vieljährigen thätigen Betheiligung an den verschiedensten politischen Daseinsformen seines Vaterlandes und in seinen persönlichen Verbindungen mit eingeweihten und hervorragenden Männern Gelegenheit, Erfahrungen und Actenstücke

zu sammeln, welche er jetzt allmählich an die Oeffentlichkeit bringt. Sein erstes Amt im Landeskienste war dasjenige eines Landgerichtsassessors in Pernau. Er legte es 1855 nieder, bewogen durch „die schändlichsten Eingriffe der höhern Administration in die Justiz, berechnet auf die Weißbrennung des uniformirten und vor allem russischen Mörders eines estnischen Postknechts, und zwar des geständigen Mörders, dessen Geständniß jedoch aus den Acten verschwinden zu machen gelang“. Das Amt wurde ihm dadurch und durch die Einsicht verleidet, daß er dessen „Würde der Gewalt gegenüber nicht zu behaupten vermochte“. In demselben Jahre wurde er durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Vicepräsidenten des livländischen Hof (d. h. Ober-)gerichts erwählt. Außerdem hat er im Auftrage der livländischen Ritterschaft und des livländischen Consistoriums eine große Anzahl von Commissorien, darunter auch ein solches bei der baltischen Justizcommission zur Entwerfung eines baltischen Gesetzbuches, gehabt, ebenso ist er als Landtagsmitglied sehr thätig gewesen. Im Jahre 1862 legte er dem livländischen Landtage seine „Vier Punkte“ der Reformen vor, welche in den Ostseeprovinzen Epoche machten, aber, obgleich von jenem genehmigt, doch wie die meisten Reformprojecte baltischen Ursprungs von den Russen verschleppt, verhindert und dann verleugnet wurden. Diese „Vier Punkte“ gingen auf Wiederherstellung eines baltischen Obertribunals, Wiederherstellung des neunundneunzigjährigen Güterpfandrechts, d. i. einer eingeschränkten Rittergutsbesitzfähigkeit von Nichtadelichen, Wiederherstellung der Repräsentation auch der kleinen Städte auf dem Landtage und Anbahnung eines vereinigten Landtags der baltischen Provinzen. Seit dem Jahre 1866 nach Deutschland ausgewandert, begann er sein Werk sofort mit der Herausgabe des ersten Heftes der „Livländischen Beiträge“. Sein Bemühen, die öffentliche Meinung in Deutschland über die Zustände in seinem Heimatlande aufzuklären und die Aufmerksamkeit der Stammgenossen auf den verlassenen Bruderstamm zu lenken, ist von bedeutendem Erfolge gekrönt worden. Vor allem hat er für denselben Sympathie bei der protestantischen Geistlichkeit und bei allen kirchlichgesinnten der Confession, also auch bei den protestantischen Conservativen Preußens erregt. Durch die von ihm an den Tag gebrachten Thatsachen hat er aber auch erheblich dazu beigetragen, daß das allgemeine Vorurtheil gegen die politisch einzig berechtigten Körperschaften der Ostseeprovinzen, die Ritterschaften, bei den Liberalen Deutschlands sich größtentheils verloren hat.

Nächst Woldemar von Voß hat von baltischen Publicisten Julius Eckardt, bis 1867 Redacteur der „Riga'schen Zeitung“, seitdem Mitredacteur der „Grenzboten“, am meisten dazu beigetragen, in Deutschland Interesse für das vergessene Tochterland zu erregen. Die Werke, durch welche ihm das gelang, sind an der Spitze unsers Aufsatzes genannt. Sein Verdienst ist eine gefällige Form der Darstellung; aber er hat unsers Erachtens den Fehler begangen, daß er die Parteileidenschaften der baltischen Lande auf den Boden des Mutterlandes übertrug, und von den Ritterschaften, denen doch hauptsächlich alles Verdienst des Fortbestehens deutschen Wesens mit allen seinen Vorzügen in dem nordischen Ostseelande bis auf den heutigen Tag zuzuschreiben ist, in der auch hier bisher üblichen Art abfällig spricht. Nur in einem Artikel, welcher auf deutschem Boden entstand, dem ersten in den „Culturstudien“, hat er gegen Professor von Treitschke den baltischen Adel mit schlagenden Gründen vertheidigt.

Aurelio Buddens, früher ein herber Ankläger des baltischen Adels in Broschüren und Aufsätzen, hat sich in den letzten Jahren ebenfalls zu einer gerechtern Würdigung desselben und zu einer hellern Auffassung der Verhältnisse in seinem Heimatlande erhoben, wie wir aus seinen Arbeiten in der „Internationalen Revue“ und anderwärts mit Vergnügen ersehen haben. Er genießt als alter Berichterstatter über baltische Dinge in Deutschland ein wohlverdientes Ansehen; seine Stimme wird also zum Guten viel beitragen. Nicht übergehen dürfen wir hier auch Dr. Beckhaus, der einige Jahre hindurch

als Privatdocent an der Hochschule zu Dorpat gelebt hat. Auch in seinen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften, besonders in der „Deutschen Vierteljahrschrift“, beweist er ebenso gründliche Kenntniß von den Verhältnissen an der Rigaischen Bucht, als unbefangenes Urtheil und patriotische Gesinnung.

Indem wir somit die baltischen Publicisten, welche vor der russischen Pressbedrängniß eine Zuflucht in dem Mutterlande gesucht haben, in einer Uebersicht zusammengestellt und mehr oder weniger kurz kritisiert haben, sind wir an der äußersten Grenze des Gebiets der baltischen Presse, welches wir nach demjenigen der russischen zu schildern unternahmen, angelangt. Von hier haben wir nur Einen Schritt zu der Darlegung der Beziehungen des Tochterlandes zum Mutterlande.

2) Verhältniß zum Mutterlande und Ausichten für die Zukunft.

Wir haben bereits mehrfach darauf hingedeutet, daß die Beziehungen zwischen den Ostseeherzogthümern und Deutschland von Volk zu Volk seit etwa drei Jahren viel enger geworden sind. Die Patrioten des Tochterlandes, auf das äußerste bedrängt von der riesigen Uebermacht eines rechtsverachtenden Volkes, aufgeopfert von ihrem Herzoge, einzig gewaffnet mit ihrem guten Recht, wurden durch die Noth gezwungen, die alleinige, natürliche Stütze, den einzigen Rückhalt aufzusuchen, der sich ihnen darbott, so sehr sich auch ihre von den Vätern angeerbte Lehns- und Unterthanentreue dagegen sträubte. Immer mehr und mehr Nothrufe drangen über die litauischen Wälder auf deutschen Boden, in die deutsche Presse, immer mehr und zuverlässigere Kunde von der wahren Lage der Dinge an der Düna, aber auch von der Tüchtigkeit, Achtungswürdigkeit und der unverfälschten Deutschheit der vergessenen, jüngern Brüder im Tochterlande, kam zu uns herüber; immer mehr von ihnen appellirten an das Mutterland und erinnerten uns an unsere Pflicht der Bluts- und Geistesverwandtschaft. Das deutsche Volk hätte sich müssen in einer Versumpfung, in einer Ohnmacht, in einem Starrkrampfe befinden, wie kaum am Ende des 17. Jahrhunderts, wenn es gleichgültig und abweisend geblieben wäre.

So ist denn in diesen drei Jahren in der deutschen Presse eine vollständige Umwälzung eingetreten, so weit die einzelnen Organe nicht schon vorher für die Stammgenossen an der Rigaaer Bucht gewonnen waren — und uns ist als solches einzig „Unsere Zeit“ bekannt, da diese Zeitschrift eben im Jahre 1866 den Artikel brachte, den wir schon mehrfach erwähnt haben und als dessen Fortsetzung dieser Essay zu betrachten ist. In der eingegangenen Monatschrift „Unsere Tage“ erschien die Abhandlung von dem Verfasser dieser Zeilen über den „Beruf Preußens im Osten“, welche seinem gleichbetitelten Buche zu Grunde liegt, erst 1867, und vorher hatte jenes Blatt sich noch nicht in so bestimmter Form in der Richtung ausgesprochen. Die „Kölnische Zeitung“ und die „Kreuzzeitung“ haben in der hier behandelten Angelegenheit ihren Standpunkt geändert, während sie bis dahin, letztere vom feudalen, erstere vom liberalen Standpunkte aus, eine einseitige Beleuchtung der Zustände in den Ostseeprovinzen gaben.

Von einem Blatte, welches innerhalb der russischen Grenzen eines alten Ansehens genießt, bin ich im Stande, noch Zeit und Umstände des Umschlages nachzuweisen, es ist die „Allgemeine Zeitung“. Im April 1868 wurde ich auf mein Anerbieten, für das Blatt eine Reihe von Artikeln über die Ostseeprovinzen zu schreiben, da ich in demselben bis dahin eine ziemliche Unkenntniß der dortigen Verhältnisse bemerkt hatte, mit dem Bescheide zurückgewiesen, daß die baltischen Deutschen eine Erregung der öffentlichen Meinung des Mutterlandes gegen Rußland selbst nicht wünschten, sie seien „wie die Elsaßer Frankreich gegenüber, viel zu sehr Russen, um“ u. s. w. Ich entgegnete, das sei eben ein Grundirrtum, wenn den Balten das Gefühl und das Verlangen, „Russen zu sein“, zugeschrieben werde, der Vergleich mit den Elsaßern passe durchaus nicht, und erbot mich,

diese Ansicht in einem Artikel „Elssasser und Livländer“ zu begründen. Nach einigem Sträuben wurde dieser Aufsatz angenommen und erschien unter dem 28. und 29. Mai in der Zeitung. Ich zeigte darin, welcher vollkommene Gegensatz zwischen den Elssassern (nebst den Pothringern) und den Livländern (in der mittelalterlichen Bedeutung für Ostseeprovinzialen) in Bezug auf ihr deutsches Nationalgefühl bestehe, daß es keine treuern Söhne Deutschlands gebe als diese, und daß, nach einem dort angeführten Ausspruche der „Moskauer Zeitung“, von den Russen die Forderung an sie gestellt würde, „sich als Russen zu fühlen und sich solchen Namens zu rühmen“, wogegen sie es als eine „Beleidigung“ ansähen, für etwas anderes als Deutsche gehalten zu werden. Der Artikel erregte die Aufmerksamkeit der „Moskauer Zeitung“, und verschaffte der „Allgemeinen Zeitung“ die Ehre, von ihr in gewohnter, nicht sehr glimpflicher Weise bekämpft zu werden. Seitdem hat die „Allgemeine Zeitung“ keinen Anlaß weiter zu einer berichtigenden Kritik in der Angelegenheit gegeben.

Noch ein deutsches Preßorgan von weitverbreitetem und altem Ansehen wollen wir hervorheben, um seine Haltung in der baltischen Frage mit wenigen Worten zu kennzeichnen: es ist das „Magazin für Literatur des Auslandes“. Auch dieses hat in dem genannten Zeitraume, aber schon 1866, endgültig eine den dortigen Deutschen unbedingt freundliche Stellung eingenommen. Obgleich es auch vorher im großen und ganzen seine Theilnahme für sie nicht verhehlte, so gab es sie doch als Deutsche verloren und rieth ihnen hin und wieder förmlich an, ihre Sonderstellung freiwillig aufzugeben, sich mit den Russen in ihrer damals noch allgemein bewunderten Fortschrittsbewegung zu verbinden und also zu verschmelzen. In einem Artikel in Nr. 25 heißt es zum Schlusse ausdrücklich: „Das Schicksal der baltischen Provinzen läßt sich voraussehen; auf die Dauer werden sich die baltischen Deutschen in ihrer Festung von alten Ordnungen und Statuten nicht behaupten; Rußland tritt, mit den modernen Ideen gewaffnet, als Befreier und Civilisator auf, und das Ende vom Liede wird die Russificirung dieser Länder sein.“ Meine Entgegnung auf diese Darstellung wurde so abgeschwächt, daß sie als eine solche gar nicht mehr zu erkennen war. Jedoch fanden meine Artikel in ihrer abweichenden Auffassung auch ferner Aufnahme und seit etwa zwei Jahren ist es mir gelungen, den Herausgeber der Wochenschrift, Hrn. J. Lehmann, ganz für dieselbe zu gewinnen; ich bearbeite für die Blätter gegenwärtig ganz vorzugsweise die baltischen Stoffe. *)

Indem ich noch die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ als eine solche hervorhebe, welche seit dem März 1868 durch Aufnahme mehrerer Reihen von Artikeln von mir über die Ostseeprovinzen, außer den gewöhnlichen Tagesberichten, in ausnehmend entschiedener Weise für diese gegen die Russen Partei genommen hat, kann ich die Charakteristik der übrigen Preßorgane in Bezug auf ihre Stellung zur baltischen Frage übergehen. Nur die Bemerkung sei noch wiederholt, daß z. B. die gesammte Presse Deutschlands in ihr einig zusammensteht, von der „Kreuzzeitung“ bis zur „Zukunft“. Auch die deutsch-österreichischen Blätter nehmen denselben nationalen Standpunkt ein.

Einer Art von Rundgebungen für die Ostseeprovinzen haben wir noch zu erwähnen, welche auf die anscheinend so feste Haltung der preussischen Regierung von besonders starker Wirkung sein dürfte, wir meinen diejenigen der evangelischen Provinzialsynoden. Zuerst sprach im November 1868 die westfälische Synode ihre „christliche Theilnahme“ für jene schwerbedrängten Glaubensgenossen aus und ersuchte zugleich den preussischen Oberkirchenrath, den König um „Intervention“ bei dem Kaiser von Rußland für sie zu bitten. Dem Beispiele folgte zuerst die rheinische Provinzialsynode, und bei den gegenwärtig

*) Auch die „Blätter für literarische Unterhaltung“ haben bei Besprechung verschiedener einschlägiger Schriften Partei für die Deutschen der Ostseeprovinzen genommen und warm zu ihren Gunsten plaidirt.

tagenden sechs Synoden der östlichen Provinzen sind, während wir dies schreiben, zunächst ähnlich lautende Anträge eingegangen, welche wol nirgends werden abgelehnt werden.

Die preussische Regierung steht jedoch vorläufig noch schroff diesen Anträgen gegenüber. Wir haben gesehen, mit welcher kalten Energie Graf Bismarck am 9. Dec. 1867 die Zumuthung einer Einmischung in die „inneren Angelegenheiten“ der „befreundeten“ russischen Regierung zurückwies. Wir haben indeß auch die Schroffheit gesehen, mit der seit 1851 die preussische Regierung, mit welcher Bismarck die Forderung der öffentlichen Meinung, welche auf eine Einmischung in die Angelegenheiten des Königs von Dänemark und seiner schleswig-holsteinischen Unterthanen gerichtet war, ablehnte, die Standhaftigkeit, mit welcher gerade dieser Staatsmann an dem Londoner Protokoll festhielt, und heute ist Schleswig-Holstein eine preussische Provinz.

Es wäre übrigens nicht das erste mal, daß die preussische Regierung sich in die Angelegenheiten Rußlands oder vielmehr der baltischen Herzogthümer mischte. In der Zeit der größten Schwäche Preußens, aber freilich auch in einer Zeit, als Nikolaus viel darum zu thun sein mußte, wenigstens diesen Nachbar nicht auch sich zu verfeinden: im Jahre 1854 hatte der Zar beschloffen, die Kirchengüter der Ostseeprovinzen einzuziehen, wahrscheinlich, um durch deren Verkauf sich Geld zum beginnenden Krimkrieg zu verschaffen. Da erfuhr Friedrich Wilhelm IV. davon, that freundschaftliche Einsprache dagegen, und die Gefahr wurde zur Zeit abgewendet. Auch in neuerer Zeit (1865) haben die diplomatischen Vorstellungen von seiten des Königs Wilhelm bewirkt, daß die Reservale, d. h. die Zwangsversprechungen der Brautleute gemischten Bekenntnisses, ihre Kinder in der griechischen Religion erziehen zu wollen, in den Ostseeprovinzen nicht mehr abgefordert werden sollen. Wenigstens behaupten das die Balten, und diese Meinung trägt nicht wenig dazu bei, den preussischen Namen bei ihnen beliebt und geachtet zu machen.

Wir sprechen im Gegensatz zum deutschen Volke nur von der preussischen Regierung, und man wird jetzt, drei Jahre nach Königgrätz und Kissingen, von uns keine Rechtfertigung dieser Anschauung verlangen; jetzt räumt selbst der verbissenste Particularist ein, daß für die auswärtige Politik Deutschlands nur Preußen in Betracht kommt. Weil dem aber so ist, so hat man in Bezug auf die Ostseeprovinzen dennoch wiederum auf die Regierungen der Kleinstaaten eine gewisse Rücksicht zu nehmen, nämlich auf die gegen Preußen neidischen, feindseligen Elemente in ihrer Mitte; sie nämlich stehen in ihrem Herzen auf seiten der Russen. Daß der Glaube an solche Gesinnungen kein müßiges Spiel der Phantasie ist, das haben wir im Jahre 1868 in der Angelegenheit des darmstädtischen Ministerpräsidenten von Dalwigk erfahren. Der kleinstaatliche Minister hatte während des Sommers mehrere Wochen bei Verwandten in Livland zugebracht und wiederholt gehört, wie Freunde und Bekannte derselben sich in derber und rückhaltloser Weise, wie es unter Freunden und Nachbarn üblich ist, über die Russifizierungsmaßregeln der petersburger Regierung äußerten. Von diesen Äußerungen machte Dalwigk dem Kaiser Alexander, als derselbe seine darmstädtler Verwandten besuchte, Mittheilung und fügte hinzu, seiner Beobachtung nach sei von den baltischen Deutschen nur noch das ältere Geschlecht loyal, während das jüngere mit vollen Segeln auf den Anschluß an Preußen lossteuere. Der kleinstaatliche Staatsmann hoffte, auf diese Weise Rußland gegen Preußen misstrauisch zu machen oder das schon bestehende Mißtrauen zu vergrößern und die Stimmung des Kaisers gegen die Bismarck'sche Politik für Darmstadt auszunutzen. Die Sache kam bekanntlich in die Zeitungen, und Hr. von Dalwigk berichtigte die Nachricht in der „Darmstädtischen Zeitung“; sie wurde aber von zuverlässiger Seite bestätigt.

Wenn wir nun zum Schluß auf Grund der vorausgehend möglichst genau und zuverlässig ermittelten Verhältnisse der Ostseeprovinzen im Innern und nach außen nach

einen vorausschauenden Blick in ihre Zukunft versuchen wollen, so müssen wir uns zuvor nochmals über die Memel begeben und einiges, was sich in dem weiten Slawenreiche unter der raschen Entwicklung der Dinge in den letzten Wochen ereignet hat, oder in seiner Vorbereitung zu Tage getreten ist, nachholen, auch die auswärtigen Beziehungen des petersburger Hofes, sowie endlich das Verhältniß des dortigen deutschen Kaiserhauses zu seinen russischen sowie zu seinen deutschen Unterthanen genauer feststellen.

Eine der neuesten Nummern der „Moskauer Zeitung“, die vom 11./23. Nov. 1869, gibt uns in ihrem Leitartikel, welcher heftig gegen das „Bismarck'sche Organ“ (die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“) ankämpft und somit den Haß gegen Preußen schürt, einen deutlichen Fingerzeig, daß wieder ein schwerer Schlag gegen unsere baltischen Stammgenossen im Werke ist, ein Schlag, der, wenn er gelingt, wohl geeignet ist, mit dem dortigen Adel ebenso aufzuräumen, wie es mit dem polnischen in Westrußland geschehen ist. Es wird nämlich dort unter verständlicher Hinweisung auf das Einverständniß des Großfürsten Konstantin, des „Vorsitzenden des Hauptcomité zur Reorganisation der bäuerlichen Verhältnisse“, erklärt, daß die Regierung sich durch Ränke Preußens und der mit ihm einverständenen russischen, beziehungsweise baltischen Staatsmänner und Beamten nicht abhalten lassen werde, die „Bauerverordnung vom 26. März“, d. i. die Erhebung der Bauern zu gemeinschaftlichen Besitzern der von ihnen vorher als Pächter innegehabten Gutsländereien, durchzuführen. Da diese Verordnung aber sonst überall in Rußland bereits durchgeführt ist, so ist es damit auf die, wie wir wissen, darin eine besondere Stellung einnehmenden Ostseeprovinzen abgesehen. Es stimmt damit auch die Thatsache, welche uns aus guter Quelle gemeldet wird, daß nämlich Graf Schuwalow, zur Zeit Haupt der geheimen Polizei und persönlicher Günstling des Kaisers, neuerdings angefangen hat, auf seinen Gütern in Kurland das Bauerland systematisch loszuschlagen, woran er früher nicht gedacht hat. Man betrachtet diese Erscheinung in der Umgegend als einen Vorboten der schon lange von der moskauer Presse verlangten Verraubung der baltischen Gutsbesitzer, um mit dem Lande das Landvolk zu beschenken und dadurch für das Ruffenthum zu gewinnen, eine Verraubung, die Schuwalow als Eingeweihter herannahen sieht und wenigstens theilweise von sich abwenden will. Ueber das volkwirtschaftliche Bedürfniß einer solchen Maßregel verlieren wir nach unserer Darlegung der „agrarischen Verhältnisse“ in dem betreffenden Abschnitt kein weiteres Wort — es ist ausschließlich eine Zerstörungsmaßregel gegen das Deuththum der Herzogthümer. Sie würde den übrigen, welche seit dem October sich Schlag auf Schlag folgen, die Krone aufsetzen; da wurden von dem moskowitzischen Heißsporn Gallin durch Rundschreiben die Vertreter der estländischen Ritterschaft und der Stadt Reval amtlich angewiesen, an den Staatsfesten in der rechtgläubigen Kirche zu erscheinen — sie, die Protestanten; die Gegenvorstellungen wurden zurückgewiesen; da wurde der treue Hüter des baltischen höhern Schulwesens, Graf Kehlerling, aus seinem Amte vertrieben; da wurde angeordnet, daß die Directoren und Inspectoren der Schulen mit den höhern Behörden nur in russischer Sprache correspondiren sollen. Man erwartet an der Düna in kurzem die schon lange über das unglückliche Land verhängte, bisher aber immer noch ausgeschobene Reform des Gerichtswesens nach russischem Zuschnitt zugleich mit Einführung der russischen Sprache bei den Verhandlungen und somit auch Anstellung russischer Richter. Es würde damit der lange abgewehrten moskowitzischen Raubgier endlich freie Bahn gegeben werden. Wie alle Barbaren von den Schätzen gesitteter Völker, so haben auch die Russen von den Reichthümern der Balten fabelhafte Vorstellungen — daher ihr unablässiges Drängen nach den Herzogthümern. Das sind finstere Aussichten für unsere baltischen Stammgenossen, und das alles sogar noch unter der Regierung Alexander's II., des Wohlwollenden, der

ihr Sachwalter sein und bleiben will. Wie soll es erst unter Alexander III. werden, dem ausgesprochenen Feinde der Deutschen?

Bei alledem würde man irren, wenn man annehmen wollte, die Balten gäben ihre Sache verloren. Dreierlei hält ihren Muth aufrecht. Erstens sind sie viel zu gute Kenner ihrer Landesgeschichte, um sich nicht daran zu erinnern, daß ihre Lage schon öfter im Laufe der sechs Jahrhunderte derselben ebenso schlimm gewesen ist wie jetzt, einigemal sogar noch viel schlimmer, so namentlich zu polnischer Zeit, und daß dann doch schließlich immer wieder Rettung kam, Rettung, die sich ihre Vorfahren stets durch Beharrlichkeit, durch Treue gegen ihre alten Ueberlieferungen und ihre geschichtliche Culturtaufgabe und durch kluge Benutzung der Verhältnisse verdient haben. So mancher mannhafte Wahlspruch ist aus so trüben Zeiten auf die Nachkommen der unverzagten Kämpen vererbt worden. „Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen“, so riefen sie ihren polnischen Unterrückern zu:

Spumantibus undis non movebor!
Virebo sursum!

So ermunterte man sich in der Zeit der schwedischen Güterreduction.

Zweitens besitzen die Balten das Bewußtsein unendlicher Ueberlegenheit über die geistige Armuth und sittliche Ohnmacht der Russen, welche einzig aus dem Bewußtsein ihrer ungeheuern Ueberzahl ihren Muth schöpfen, sich einzig auf physische Gewalt stützen und aller edlern höhern Antriebe entbehren. Schirren und von Bod haben an zahlreichen Beispielen, von denen wir einige verzeichnet haben, gezeigt, wie ihre Anläufe zur Russifizirung und zur Zerstörung von Cultureinrichtungen theils an deren innerer Festigkeit, welche sie gar nicht abzuschätzen und zu durchschauen vermögen, theils an dem entschienenen Manneswillen ihrer Vertheidiger gescheitert sind.

Drittens schöpfen die Livländer auch Muth aus dem Bewußtsein ihres guten Rechts. Insofern als dieses ein geschichtliches und verbrieftes ist, bleibt ihnen bei dessen vollständigem Umsturz die Zuflucht zu Schweden, welches in den Friedensschlüssen zu Åbo und zu Nyssad die von den baltischen Ständen geschlossenen „Capitulationen“ verbürgte, d. h. Livland und Estland unter der Bedingung der Aufrechthaltung derselben an den Jarzen abtrat, und welches also im Falle der Verletzung das Recht der Zurückforderung seiner alten Provinz besitzt. Zur Zeit hat dieser Rückhalt zwar wenig Werth; Schweden ist zu schwach dem slawischen Riesen gegenüber. Indes könnte sich die politische Lage ändern und — eine größere Macht hinter dem nordischen Königreiche stehen. Insofern als das Landesrecht ein allgemeines Menschenrecht ist, haben die Balten einen noch mächtigeren Rückhalt, den an der ganzen westeuropäischen Culturwelt, vorzugsweise aber — wie sollten sie nicht darauf rechnen! — an dem deutschen Brudervolk. Der Rückhalt ist freilich nur ein moralischer, kein vertragsmäßiger, aber es ist nichts weniger als selten, daß aus einem moralischen Beistande der Völker ein bewaffneter der Staaten geworden ist. Nicht so ganz auf die leichte Schulter mögen die Russen diese Sache nehmen.

Ueberdies gibt es nicht ganz verächtliche deutsche Rechtsansprüche auf die Ostprovinzen. In meinem Buche über „Preußens Beruf im Osten“ habe ich einiges Näheres darüber angegeben, wie Kaiser und Reich niemals ihren Ansprüchen auf das alte Reichthum entsagt und sie noch im Jahre 1737 ausdrücklich gewahrt haben. Hier sei noch hinzugefügt, daß auch Peter der Große das Oberhoheitsrecht des Reichs über die beiden von ihm erworbenen Provinzen dadurch anerkannt hat, daß er als deren Herzog Sitz und Stimme auf der Fürstenbank des Reichstags beanspruchte. Rechtsnachfolger des deutschen Kaisers ist der König von Preußen als Oberhaupt des Norddeutschen Bundes. Ferner aber wollen wir auch darauf aufmerksam machen, daß der Hochmeister des Deutschen Ordens ebenfalls auf die Herrschaft über Altlivland niemals verzichtet hat. De

Nachtsnachfolge des Hochmeisters besitzt noch unzweifelhafter wiederum der König von Preußen, der in der Stadt und dem Kreise Memel sogar noch heute ein Stück altländischen Bodens beherrscht.

Doch das nur nebenbei. Die Balten theilen nicht meine Anschauungen und meine Eroberungspolitik, wie sie das in den Beurtheilungen meines Buches ausgesprochen haben; indeß kann es ihnen nicht schaden, wenn wir die Russen daran erinnern, welchen Gefahren sie sich aussetzen, wenn sie den Mißbrauch ihrer Gewalt auf die Spitze treiben.

Einen besonders bestimmten Ausdruck für die Gesinnung und Stellung der Livländer zu dem russischen Staate und Kaiserhause gibt Jegór von Sivers in „Humanität und Staat“, wo er sagt: „Wir Liv-, Est- und Kurländer haben nicht aufgehört, uns mit unserm Monarchen eins zu fühlen und auf die Macht und die vor aller Welt heilig gelobte Treue der Beherrscher des russischen Kaiserstaates wie auf einen Fels zu bauen! Wir halten den Gedanken des Abfalls vom Hause Romanow für ebenso verbrecherisch wie den Argwohn, als könnte der Monarch die von seinem Vorfahren uns für alle Zukunft gelobte beiderseits bindende Verfassungsgrundlage einseitig verändern wollen.“ Es liegt in der That kein Grund zu der Annahme vor, daß solche Versicherungen nicht aufrichtig gemeint seien. Die Bewohner der Ostseeprovinzen sind viel zu verständig und besonnen, um glänzenden Lustgebilden nachzujagen und darüber das Nächstliegende und das sichere Gut zu verlieren; ihr Sinn steht nicht, wie bei Polen, Magyaren und andern östlichen Völkern, nach Ruhm, Glanz und Macht, sondern nach Wohlstand, Gesittung und Geistesbildung, also nach dem, was man mit dem Worte Kultur umfaßt; die Mittel, welche sie zur Erreichung ihres Ziels anwenden, sind nicht einzeln vorübergehende Anstrengungen bei anhaltender Lässigkeit und Hingebung an den Genuß, nicht geräuschvolle Erhebungen, sondern die stille, unscheinbare, langsam, aber sicher fördernde Arbeit; kurz, sie haben eine bürgerlich germanische Sinnesart, ob sie Deutsche, Letten oder Esten, ob sie von ritterlicher, städtischer oder bäuerlicher Abkunft sind. Es liegt klar zu Tage, daß ein solches Volk sich ganz wohl in die Lage politischer Abhängigkeit fügen kann und daß es sich auf so halbschreckende Unternehmungen, wie eine Losreißung von Rußland wäre, nicht einlassen wird.

Sehen wir uns jedoch den Ausspruch von Sivers näher an, so ist darin doch die Versicherung der Treue unverkennbar an eine Bedingung geknüpft, nämlich, daß „der Monarch die Verfassungsgrundlage nicht einseitig verändert“. Die Aussichten in die fernere Zukunft sind, bei der deutschfeindlichen Gesinnung des Thronfolgers und seiner Partei, trübe genug.

Schon jetzt kommen die verschiedensten Anzeichen der Preußenfeindschaft der moskowitischen Partei, an deren Spitze Großfürst Konstantin, Fürst Tscherkasky und eben der Thronfolger stehen, zu Tage. Besonders spricht sich der „Golos“, ein unzweifelhaftes Regierungsorgan, schon seit Jahren in diesem Sinne aus, wenn wir auch von dem engen Verhältniß der „Moskauer Zeitung“ zu ihr absehen. Preußen aber ist seit 1866 weniger als jemals geneigt, Feindseligkeiten oder Beleidigungen ungestraft hingehen zu lassen. Wenn die Nothrufe aus dem Tochterlande unausgesetzt über die Heiligen-Laa bringen, so gehört nur ein Kleines dazu, um die Pickelhauben über die Memel zu bringen. Daß der baltische Heerbann sich alsdann mit Macht erheben wird, um sie wieder zurückzutreiben, bezweifeln wir bei aller Loyalität der Livländer sehr stark. Und ob die russischen Regimenter mit ihnen leicht fertig werden, darüber glauben wir das Urtheil getrost den preussischen Heerführern überlassen zu können. Ob aber die Preußen Grund haben, wenn sie einmal am Weipus stehen, von da wieder abzuziehen, weil die Gebiete zu entlegen sind, darüber glaubt der Verfasser in seinem „Veruf Preußens im Osten“ hinreichendes Licht verbreitet zu haben.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Mitte September 1869 starb in London Thomas Graham; Bardein der englischen Münze und einer der ausgezeichnetsten Chemiker seiner Zeit, in seinem 64. Lebensjahre. Derselbe wurde am 20. Dec. 1805 zu Glasgow geboren, wo sein Vater als Kaufmann und Fabrikant ein Geschäft betrieb. Seinen Schulunterricht erhielt er in der Grammar School seiner Vaterstadt, studirte dann auf der dortigen Universität und promovirte 1826. Er begab sich darauf nach Edinburgh, um sich dort noch weiter auszubilden, kehrte aber nach zwei Jahren in seine Vaterstadt zurück, wo er ein Laboratorium für das praktische Studium der Chemie errichtete und in dem Mechanics' Institute Vorlesungen hielt. Bald nachher wurde er zum Professor der Chemie an der Andersonian Institution in Glasgow erwählt, welchen Posten er bis 1837 bekleidete, wo seine Ernennung in gleicher Eigenschaft an der Universität in London erfolgte. Diese Stellung legte er erst 1855 nieder, als die Regierung ihn nach dem Rücktritte von Sir John Herschel zum Master of the Mint (Director des königlichen Münzwesens) ernannte.

Um die Wissenschaft der Chemie erwarb er sich ebenso große Verdienste durch seine Entdeckungen wie durch seine Schriften. Zu seinen wichtigsten Entdeckungen gehören die des Gesezes über die Entwicklung der Gase, für die ihm im Jahre 1834 der Keith-Preis der königlichen Gesellschaft in Edinburgh zuerkannt wurde, seine „Untersuchungen über die Bildung der Phosphate und anderer Salze“ (1836), seine Entdeckungen über „Die Verbreitung der Flüssigkeiten“ (1851 und 1861), der unter dem Namen Dialyse bekannten neuen Methode der Trennung, welche 1862 von der königlichen Gesellschaft durch die Verleihung der Copley-Medaille belohnt wurde; „Ueber die osmotische Kraft“ (1854). Im Jahre 1848 stellte er im Auftrage der Regierung Beobachtungen über die schlagenden Wetter in den Kohlenruben bei Newcastle an, die von großer Wichtigkeit waren. Sein wichtigstes, als classisch anerkanntes Werk ist „Elements of Chemistry“, von dem in England zwei Auflagen erschienen sind und das von Otto ins Deutsche übersetzt und in mehreren Auflagen sehr verbreitet worden ist. Die meisten seiner Abhandlungen finden sich in den „Philosophical Transactions“ und in den Memoiren der London Chemical Society.

Thomas Graham wurde schon 1836 zum Mitgliede der Royal Society und 1848 zum correspondirenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften des Französischen Instituts erwählt.

Der Bildhauer Dantan jun. starb in der ersten Woche des Septembers 1869 in Baden-Baden im Alter von fast 69 Jahren in Folge einer Lähmung.

Jean Pierre Dantan wurde am 28. Dec. 1800 in Paris geboren und war der Sohn eines Bildschnitzers. Er machte seine Studien unter dem Bildhauer Bosio und besuchte dann Italien, wo er die Büste des Papstes Pius VIII. ausführte. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich widmete er sich der Satire in der Bildhauerei, die ihm unter den französischen Bildhauern einen besondern Platz angewiesen hat. Er war besonders geschickt, die groteske Seite der berühmten Zeitgenossen aufzufassen und darzustellen, was er hat in seinen kleinen Statuen eine Menge bekannter Persönlichkeiten, wie Beron, Poncehard, Rigier, Bernet, Paganini, Rubini, Vestris, Bouffé, Frédéric Lemaitre, Arual und viele andere als Caricaturen dargestellt, die nichtsdestoweniger von einer sehr auffallenden Ähnlichkeit waren, sodaß jene Männer sich in ihnen selbst erkannten, ohne darüber zu zürnen. Madame Malibran saß ihm selbst. Von einer Reise nach England

brachte er kleine Statuen von dem Herzog von Wellington, Lord Brougham, Samuel Rothschild, dem Grafen d'Orsay, Talleyrand mit, welche letztere zu seinen besten Werken gehört.

Dantan hat aber auch viele Bildsäulen im ernstern Stil geschaffen; z. B. eine Statue Boieldieu's für Rouen, die Büsten von Jean Bart, Julia Grisi, Cherubini, Spontini, Thalberg und Bentinck, welche beide letztere er mit der Statue der englischen Schauspielerin Adelaide Kemble 1844 im Salon ausstellte. Im Jahre 1848 stellte er im Salon Madame Rose Chéri aus; 1858 den Marschall Canrobert, Pleyel, Rossini, Belpeau; Philibert Delorme für das Louvre; 1861 Marquis Dedmar, E. du Sommerard, Madame Edouard Benazet, Le Carpentier, Aubert, D. Marchessaux; 1863 Hubert Delisle, Marquis Douglas-Hamilton, Lady Marie Hamilton; 1864 Nélaton.

In Jules André, dessen Tod am 17. Aug. 1869 aus Paris berichtet wird, hat Frankreich einen seiner berühmtesten und fleißigsten Landschaftsmaler verloren. Derselbe wurde 1804 in Paris geboren, war ein Zögling des Landschaftsmalers André Solivard und des Malers Watilet, deren Ateliers er bis zum Jahre 1827 besuchte. Er bereiste dann die malerischen Gegenden des südlichen Frankreichs und stellte im Jahre 1831 zum ersten mal ein Gemälde im Salon bei der jährlichen Kunstausstellung aus. Dann besuchte er Belgien und die Ufer des Rheins und von 1845—56 war er als Maler in der Porzellanfabrik zu Sevres angestellt. Die Arbeiten, welche er dort ausführte und die unter dem Namen dieser Anstalt in den industriellen Ausstellungen in den Jahren 1849 und 1855 bewundert wurden, unterbrachen seine Sendungen in die jährlichen Gemäldeausstellungen nicht. Von den vielen Gemälden, die von ihm in dem Salon gegläntzt haben und die fast sämmtlich französische Landschaften darstellten, wollen wir nur einen kleinen Theil erwähnen: Entrée de forêt; Les Bords de l'Ource dans la Côte-d'Or (1835), für welches Gemälde ihm eine zweite Medaille zuerkannt wurde; Un chemin des Landes; Vue du bas Meudon; L'abreuvoir de l'Île Adam; Le bois de Sevres; L'étang de Vivray; Le pont de Tauron sur le Torrion, ein Gemälde, das von dem Staate angekauft wurde; Vue prise dans la vallée de Streture (Vogesen), welches Gemälde dem Staatsministerium angehört, und viele andere. Ferner hat er auch in dem Pavillon Mollien des neuen Louvre und in dem Hôtel d'Albe die Ornamentik mehrerer Felder ausgeführt.

Pierre Joseph Cantillon, der zur Zeit Napoleon's I. zu einer gewissen Berühmtheit gelangt war, ist am 13. Juli 1869 im hohen Alter in Brüssel gestorben. Er wurde 1788 in Wavre geboren, trat 1807 in das französische Heer, in dem er einer Compagnie Grenadiere im 112. Regiment einverleibt wurde. Er machte 1809 den Feldzug gegen Oesterreich mit und nach der Schlacht bei Wagram wurde er mit dem Grade als Sergeant unter die Grenadiere der kaiserlichen Garde versetzt. Er wurde mehrmals verwundet, namentlich in Rußland und im Jahre 1814. Nach Napoleon's Rückkehr von der Insel Elba schloß sich Cantillon, der in Frankreich geblieben war, seinem Regimente wieder an, machte den Feldzug von 1815 mit und wohnte den Schlachten bei Ligny und Waterloo bei. Mit den Trümmern seiner Compagnie, die von 115 Mann auf 37 zusammengeschmolzen war, nach Frankreich zurückgekehrt, verließ er nach der Capitulation von Paris den Dienst. Bekanntlich entwarfen nach der Hinrichtung von Ney und de Labédoyère 30—40 Unteroffiziere der alten kaiserlichen Garde den Plan, Wellington zu tödten, den sie als den Haupturheber der Niederlagen Napoleon's betrachteten.

Gegen Ende December 1815 wurde in einer Straße von Paris ein Schuß auf Wellington abgefeuert. Dieses Attentats angeklagt, wurden alle in Paris anwesenden Unteroffiziere der alten kaiserlichen Garde verhaftet. Der Verdacht fiel ganz besonders auf Cantillon, dem

man den Proceß machte; aber die gegen ihn aufgebrauchten Beweise waren nicht genügend, um seine Schuld zu begründen, und so wurde er losgesprochen. Um die Kosten dieses Proceßes zu decken, vermachte Napoleon auf der Insel Sanct-Helena diesem Unteroffizier 10000 Frs. Die Summe wurde ihm 1823 von Laffitte zu derselben Zeit ausbezahlt, wo der Chirurg Larrey und andere Personen die ihnen von Napoleon vermachten Legate erhielten. Das Gerücht, nach welchem Cantillon jenes Vermächtniß mit den Zinsen von Napoleon III. ausbezahlt erhalten haben soll, ist daher grundlos.

Am 30. April 1869 starb in Paris Théophile Thoré, der am 23. Juni 1807 in La Flèche geboren wurde.

Ganz jung hatte er sich der demokratischen Partei angeschlossen, der er mehr als einmal Bürgschaften der Energie seiner Ueberzeugungen gegeben hat. Seit 1830 arbeitete er nach und nach an den am weitesten vorangeschrittenen Journalen mit, wie an der „Revue républicaine“, dem „Journal du peuple“, der „Encyclopédie populaire“, der „Revue du progrès“, der „Revue indépendante“, der „Réforme“, der „Revue sociale“. Unter der Juliregierung erlitt er zwei politische Verurtheilungen, die eine wegen seines Prospectus der „Démocratie“, welches Blatt er begründen wollte, die andere 1840 wegen seiner Flugschrift: „La Vérité sur le parti démocratique“. Nach der Februarrevolution gründete er am 26. März 1848 „La vraie république“, an welcher Georges Sand, Pierre Leroux und Barbès Mitarbeiter waren, und am 9. März 1849 „Le Journal de la vraie république“, welches die Fortsetzung des erstern war mit dem Motto: „Sans la révolution sociale il n'y a point de vraie république.“ Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 lebte Thoré mehrere Jahre im Auslande.

Als einer der ausgezeichnetsten und gelehrtesten Kunstkritiker veröffentlichte Thoré über die schönen Künste zahlreiche Artikel in dem „Artiste“, dem „Siècle“ und dem „Constitutionnel“. Er leitete auch die Veröffentlichung der „Art moderne“ und verfaßte die „Salonsartikel“ (Beschreibung der Gemäldeausstellungen) von 1844—47.

Seit mehreren Jahren schrieb er unter dem Pseudonym William Burger für die „Indépendance belge“ die Berichte über die Gemäldeausstellungen in Paris, und seine Urtheile über die Künstler und ihre Werke, in denen sich ebenso gründliche Kenntnisse wie die größte Unparteilichkeit zeigten, erfreuten sich in der künstlerischen Welt des höchsten Ansehens.

In dem Leben dieses Mannes zeigen sich zwei streng voneinander geschiedene Phasen, die der Jugend und die des reifen Alters. Die der Jugend umfaßte die Politik und deren Kämpfe, die des reifen Alters gehörte der Philosophie und der Kunst. Für die letztere bereitete sein Exil ihn vor, während dessen er in England, in der Schweiz, in Holland und Belgien lebte, in der Zurückgezogenheit seine Studien über die Kunst und die Kunstphilosophie fortsetzte und aus dem er neu gekräftigt in sein Vaterland zurückkehrte. Trotz der großen Veränderung, die während der Verbannung mit ihm vorgegangen war, hat er doch nie seine Meinungen umgewandelt; er war und blieb derselbe gewissenhafte Gelehrte, der nichts weiter liebte und suchte als das Wahre, das Richtige, das Gute und Schöne. Seiner ausdrücklichen Bestimmung gemäß wurde er ohne alle kirchlichen Gebräuche begraben. Am liebsten hätte er es gesehen, wenn sein Leichnam hätte verbrannt werden können, doch da das nicht geschehen konnte, tröstete er sich damit, daß er wie Lamennais und jedermann beerdigt werde, machte aber die Bedingung, daß man auf seinen Leichenstein, wenn ein solcher sein Grab decken sollte, nur das Wort Shakespeare's: „He was a man“ („Er war ein Mann“), setzen sollte.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Lamartine's Leben, Poesie und Politik. Von Eduard Kolloff.	1
Der Krieg gegen Paraguay. Dritter Artikel. Die Tripleallianz.	24
Die Kunstakademie zu Düsseldorf und die Düsseldorfer Schule. Von Moriz Blandarts.	39
Das große Nordlicht vom 15. April 1869 in Nordamerika und eine Theorie dieser Erscheinung. Von Ph. Spiller.	57
Das deutsche Theater seit dem Jahre 1850. Von Rudolf Gottschall. Dritter (letzter) Artikel. Die dramatische Dichtung: Lustspiel, Posse und Oper.	67
Chronik der Gegenwart:	
Nekrologe: General Giacoma Durando. — John Jason Owen. — Dr. Mitchell. — Marquis d'Escayrac de Lauture. — Adolphe Chaveau. — Henry Ellis.	76
<hr style="width: 20%; margin: 10px auto;"/>	
Frankreich und das Kaiserthum. Ein Essay nach den neuesten französischen Geschichtswerken. Von Feodor Wehl.	81
Der Norddeutsche Bund und seine Verfassung. Von Heinrich Blankenburg. Vierter (letzter) Artikel. Großmacht und Nationalstaat.	101
Gerat und die mittelasiatische Frage. Von Hermann Wambéry.	139
Chronik der Gegenwart:	
Revue der Erd- und Völkerkunde: Der Aschdienstag im Caplande. — Nachrichten über die Afrikareisenden Mauch, Erskine, Samuel Vater, Livingstone, Carlo Piaggia, Ambroise Poncet, Schweinfurth, Richard Brenner. — Der Suezkanal. — Madagaskar und die benachbarten französischen Inseln.	148
<hr style="width: 20%; margin: 10px auto;"/>	
Oesterreich seit dem Falle Belcredi's. Fünfter (letzter) Artikel. Der Kampf mit Nationalen und Episkopalen.	161
George Eliot. Von H. Dohm.	189
Von der Adria zum Arno. Reiseskizzen von Herman Kiegel.	211
Chronik der Gegenwart:	
Nekrologe: Henry Jarvis Raymond. — François Huet. — Emile Barrault. — Nicolas Auguste Hesse. — Albert Grijar. — Lord Stanley of Alderley. — Peter Cunningham.	236
<hr style="width: 20%; margin: 10px auto;"/>	
Des Crédit mobiler Glück und Ende.	241
Ein Jahrzehnt württembergischer Politik. Dritter Artikel.	254
Bukarest und seine Bedrohner. Von W. A. Ritter von Zerboni di Spofetti.	278

Chronik der Gegenwart:

Revue der bildenden Künste: Berliner Ausstellungen: Ausstellung von Aquarellen im Akademiegebäude; die akademische Ausstellung im Herbst 1868; Ausstellung der Concurrrenzentwürfe für den neuen berliner Dom; Ausstellung von Materialien für den Zeichenunterricht.	304
---	-----

Die Insel Kreta und der nationale Kampf gegen die Türken. Von Professor Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. Zweiter Artikel.	321
Erlebnisse und Anschauungen aus dem tropischen Südamerika. Von Franz Engel. I. Auf dem Catatumbo.	349
Luzusgerichte. Zweiter Artikel. Kaviar und Genossen.	377

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Victor Aimé Huber. — John A. Köbling.	388
Literarische Revue: Deutsche Geschichtschreibung. — Geschichte des Alterthums: Wilhelm Ihne, „Römische Geschichte“; W. Pertzberg, „Geschichte Griechenlands unter den Römern“; Max Büdinger, „Forschungen zur römischen Kaisergeschichte“; Th. Preuß, „Kaiser Diocletian“. — Darstellung des Mittelalters: A. von Reumont, „Geschichte der Stadt Rom“. — Geschichte der neuern Zeit: Ludwig Häuffer, „Geschichte des Zeitalters der Reformation 1517—1648“; Gustav Dronsen, „Gustav Adolf“; Arnold Schäfer, „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“; Polemik zwischen Häuffer und von Sybel. — Werke von Chr. Hoffmann und Johann Scherr. — Friedrich Kapp, „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika“.	392

Sector Verloz.	401
Der Krieg gegen Paraguay. Viertes Artikel. Vor Humaitá.	416
Eine neue Philosophie. Von Rudolf Gottschall.	437
Julius Hermann von Kirchmann, preussischer Abgeordneter.	461

Chronik der Gegenwart:

Musikalische Revue: Richard Wagner's „Meisterfinger von Nürnberg“ und „Rheingold“. — Neue Compositionen von Franz Liszt. — Musikalische Schriften. — Conservatorien der Musik.	473
--	-----

Zur Erinnerung an Alexander von Humboldt. Von Dr. M. J. Schleiden.	481
David Glascoe Farragut. Von Rudolf Doehn.	499
Der falsche Demetrius auf deutschen Bühnen. Ein Essay von Rudolf Gottschall.	522

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: August Diezmann. — Adolphe Niel. — Isaac Toucey. — Louis Bouilhet. — Laura Beatrice Oliva-Mancini.	549
Literarische Revue: Die Lyrik und das Publikum. — Neue Dichtungen von Carl Bedt, Robert Hamerling, Hermann Fingg, Friedrich Scherenberg, Adolf Friedrich von Schack, Joseph Victor Widmann, Julius Große, Julius Schanz, Albert Nöjer, Karl Biegler, Ida Christen, Auguste von Römer, Wilhelm Jensen, Hermann Delschläger, J. G. Fischer u. a. — Romane von Friedrich Spielhagen, Levin Schücking, Robert Byr, Oskar von Redwitz, Arthur Stahl.	545

Zustände, Kämpfe und Leiden in den deutschen Ostseeprovinzen. Ein Essay von Edward Rattner. Erster Artikel.	561
Der literarische Communismus in der Gegenwart. Von Alexander Jung.	582
Erlebnisse und Anschauungen aus dem tropischen Südamerika. Von Franz Engel. II. Salazar de las Palmas.	603
Karl Gustav Carus. Eine biographische Charakteristik.	624

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Otto Zahn. — Leonard Victor Joseph Charner. — John Bell.	637
---	-----

Die Colonien Australiens und ihre Entwicklung. Erster Artikel.	641
---	-----

Zustände, Kämpfe und Leiden in den deutschen Ostseeprovinzen. Ein Essay von Edward Rattner. Zweiter Artikel.	667
---	-----

Arthur Schopenhauer und seine Gegner. Von Julius Frauenstädt. Erster Artikel.	686
--	-----

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Johann Ferdinand Heyfelder. — Charles Augustin Sainte-Beuve. — Jean Auguste Henri Leys.	707
--	-----

Technologische Revue: Neue Weltausstellung. — Drahtseilschiffahrt. — Drahtseilbahnen. — Taucherschiff. — Pneumatische Kanalisation. — Dualin. — Platinspiegel. — Glasver Silberung. — Feuerlöschmittel. — Dampfwaschanstalten. — Verwerthung der Kohlensäure. — Fleischconservirung. — Pariser Kochapparat. — Fabrication von Blutalbumin. — Conservirung der Eidotter. — Carbonsäure als Desinfectionsmittel. — Neuer Gespinnstoff. — Benutzung der Gänsekiele. — Preisaufgaben des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. — Neue Maschinen, Apparate und Verfahren.	713
---	-----

Alt- und Neu-München. Von Gustav Kühne.	721
--	-----

Die Colonien Australiens und ihre Entwicklung. Zweiter Artikel.	744
--	-----

Arthur Schopenhauer und seine Gegner. Von Julius Frauenstädt. Zweiter Artikel.	768
---	-----

Chronik der Gegenwart:

Revue der Erd- und Völkerkunde: Die Deutsche Nordpolexpedition und andere arktische Unternehmungen. — Nachrichten über Livingstone. — Sir Samuel Baker's Expedition nach den Nilquelländern. — Der Abyssinienreisende Halévy. — Durchschneidung des Isthmus von Korinth. — Directere Verbindung mit Indien über Mesopotamien. — Opiumcultivirung in China. — Bambergy über die Syrische Wüste. — Die centralasiatische Frage. — Die Britische Association zur Beförderung der Wissenschaft über Centralasien.	787
--	-----

Die neueste Geschichte Baierns. Erster Artikel. Die Reactionsperiode. (1850—1859.)	801
---	-----

Der Krieg gegen Paraguay. Fünfter (letzter) Artikel. Die Kämpfe nach der Eroberung Humaitás.	821
---	-----

Botan und die Grenzländer Indiens im Nordosten. Erster Artikel.	836
--	-----

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: George Peabody. — Lady Duff Gordon. — Thomas Perronet Thompson. — John A. Rawlins. — William Pitt Fessenden.	863
---	-----

Theatralische Revue: Die Aera der Theaterfreiheit. — Neue Stücke in Berlin und Wien: „Die Hafenschule“ von Brachvogel; „Schleicher und Genossen“ von Rudolf Genée; „Liselotte“ von Sigmund Schlessinger; „Des Nächsten Hausfrau“	
---	--

von Ludwig Rosen; „Rosamunde“ von Joseph Weilen; Rosenthal's „Isabella Orsini“. — Andere Dramen: „Die Gräfin“ von Kruse; das neue Preisstück „Sophonisbe“ von Emanuel Geibel; „Maste für Maste“ von Gustav Scholz u. a. — Zwei Bühnen Dramen: „Papst Sixtus V.“ von Julius Minding; „Timoleon“ von Hans Marbach. — Der dresdener Theaterbrand. — Aus der Schauspielerswelt. — Karl Grunert. — Preisansprechungen. 870

Die neueste Geschichte Baierns. Zweiter Artikel. Neuere und innere Politik. (1859—1869.) 881
Botan und die Grenzländer Indiens im Nordosten. Zweiter Artikel. 901
Zustände, Kämpfe und Leiden in den deutschen Ostseeprovinzen. Ein Essay von Edward Rattner. Dritter Artikel. 921

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Thomas Graham. — Jean Pierre Dantan. — Jules André. — Pierre Joseph Cantillon. — Théophile Thoré. 946

Generalregister

zum

Ersten bis Fünften Jahrgang der Neuen Folge.

(Neun Bände, 1865—1869.)

Die mit * bezeichneten Artikel sind unter den Rubriken „Feuilleton“ oder „Neurologe“ in den betreffenden Bänden zu finden.

Die römischen Ziffern bezeichnen den Jahrgang, die größeren arabischen die Seite. Die Kleinern arabischen Ziffern neben den römischen bedeuten „erste“ oder „zweite“ Hälfte des betreffenden Jahrgangs.

A.

Abysinnien, ein deutscher Maler in. Von Richard Andree. IV 1, 561.
Abysinnien und der Krieg mit England. Erster Artikel. Land und Leute und Kaiser Theodor. IV 1, 801.
— Zweiter Artikel. Die englische Expedition. IV 2, 346.
Adria, von der, zum Arno. Reise-
skizzen von Herman Kiegel. V 2, 211.
Aegypten, Reisebilder aus. Von Arthur Stahl. IV 2, 19.
* Alison, Sir Archibald. III 2, 309.
* Almonte, Juan Nepomuceno. V 1, 713.
* Almquist, Karl Jonas Ludwig. III 1, 230.
Alpenbahnen, die. Von Julius Schultze. IV 2, 865.
* Alterthumskunde. I, 239.
* André, Jules. V 2, 949.
* Anger, Rudolf. III 2, 305.
* Anton, Prinz zu Hohenzollern-Sigmaringen. II 2, 386.
Apostel, die, von Ernest Renan. II 2, 81.
Aera, die neue, des Zollvereins. Erster Artikel. I, 24.
— Zweiter Artikel. I, 119.
Arbeit, freie, und Sklavenarbeit in Nordamerika. II 2, 241.
Architektur, f. Wiens Architektur in der Gegenwart.

* Arnim-Boitzenburg, Adolf Heinrich, Graf von. IV 1, 638.
Arno, vom, zum Silarus. Reise-
skizzen von Herman Kiegel. V 1, 207.
Association, f. Literatur, die, und die Association.
Association, die, und ihre Bedeutung für die Lösung der socialen Frage. Erster Artikel. II 1, 378.
— Zweiter Artikel. II 1, 444.
Astronomisches Wissen, f. Fortschritte, die, im astronomischen Wissen.
* Auerberg, Vincenz Karl Joseph, Fürst. III 2, 232.
* Auerwald, Rudolf von. II 1, 229.
Australien, die Colonien, und ihre Entwicklung. Erster Artikel. V 2, 641.
— Zweiter Artikel. V 2, 744.
Auswanderung, die medlenburgische. II 1, 347.

B.

* Bacciochi, Felix, Graf. II 2, 879.
Baiern, f. Geschichte, die neueste, Baierns.
* Barante, Amable Guillaume Prosper Brugière, Baron von. III 1, 389.
* Barbara, Charles. III 1, 223.
* Barrault, Emile. V 2, 238.
* Barrière, Jean François. IV 2, 464.

* Barth, Heinrich. I, 953.
Bauernemancipation, die, und die deutsche Colonisation in Rußland. III 1, 198.
* Beaumont, Gustave Auguste de la Bonninière de. II 1, 712.
* Beauvoir, Eduard Roher de. II 2, 706.
* Beder, Louis Hugo. V 1, 718.
* Bedmann, Fritz. II 2, 787.
* Beigle, Heinrich Ludwig. III 2, 308.
* Bell, John. V 2, 639.
* Bellangé, Joseph Louis Hippolyte. II 1, 794.
* Bequignolle, Hermann von. IV 1, 151.
* Berend, Michel. III 1, 222.
* Berlepsch, August, Freiherr von. IV 1, 153.
Berlitz, Hector. V 2, 401.
Berryer, Pierre Antoine, französischer Advocat und Staatsmann. Eine Charakterstizze von Eduard Kollhoff. V 1, 321.
Bessarabien, Skizzen aus. Von Rudolf Kulemann. III 1, 669.
Bevölkerung, die, des jetzigen Kirchenstaats und die päpstliche Regierung. Von Hermann Reuchlin. III 1, 849.
Beziehungen, die, der Niederlande zum ehemaligen Deutschen Bunde. III 1, 241.
Bibliotheken, die deutschen. IV 2, 881.

Bier, das, in technologischer und culturhistorischer Hinsicht. Erster Artikel. Das Bier in technologischer Hinsicht. III 1, 278.

— Zweiter Artikel. Das Bier in statistischer, diätetischer und geschichtlicher Hinsicht. III 1, 515. Bilder aus der Volksheilmittellunde, s. Volksheilmittellunde, Bilder aus der.

Bildungsanstalten, die nordamerikanischen. IV 2, 942.

Birma, s. Philosoph, ein deutscher, am Königshofe von Birma.

*Birio, Alexandre. II 1, 225.

*Blalenen, Sir C. IV 2, 560.

*Blanc, Ludwig Gottfried. II 1, 870.

*Bluhme, Christian Albrecht. III 1, 870.

Böckh, August. III 2, 740.

*Boggio, Pier Carlo. II 2, 391.

*Boissy, Pilaire Etienne Octave Rouillé, Marquis von. III 1, 67.

*Bonin, Eduard Wilhelm Ludwig von. I, 316.

Bopp, Franz, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft. Von Adalbert Kuhn. IV 1, 780.

*Börjeson, Johan. II 2, 72.

Börjenspiel, das, der Gegenwart. V 1, 161.

Botan und die Grenzländer Indiens im Nordosten. Erster Artikel. V 2, 836.

— Zweiter Artikel. V 2, 901.

*Botts, John Minor. V 1, 712.

*Bouillet, Louis. V 2, 544.

*Bouer, Louis. II 1, 795.

Braun, Karl, Abgeordneter zum norddeutschen Reichstage. V 1, 881.

*Braun von Braunthal, Karl, Ritter. III 1, 391.

*Bremer, Fredrika. II 1, 236.

*Brewster, Sir David. IV 1, 388.

Bright, John, und sein Verhältniß zu den Radicalen Englands. II 1, 192.

*Brofferio, Angelo. II 2, 67.

*Broote, James. IV 2, 318.

Brougham, Lord. Eine biographische Charakteristik von Friedrich Althaus. V 1, 27.

Brown, John, s. Walhalla, nordamerikanische.

*Brown, Sir George. I, 798.

*Buchanan, James. IV 2, 314.

Bularest und seine Bewohner. Von W. A. Ritter von Zerbini di Spasetti. V 2, 278.

Bußprediger, ein pariser. Von Rudolf Gottschall. III 1, 777.

Byron und die Gegenwart. Eine Studie von Rudolf Gottschall. II 2, 481.

G.

*Caffi, Ypposito. II 2, 710.

*Calamatta, Luigi. V 1, 791.

*Camou (französischer Senator). IV 2, 320.

*Cantillon, Pierre Joseph. V 2, 949.

*Capendu, Erneste. IV 2, 466.

*Cardigan, James Thomas Brudenell, Earl of. IV 2, 68.

Carey, Henry, und seine Socialökonomie. II 1, 106.

*Carleton, William. V 1, 560.

Carlyle, Thomas. Eine biographisch-literarische Charakteristik von Friedrich Althaus. II 2, 1.

Carus, Karl Gustav. Eine biographische Charakteristik. V 2, 624.

Cas, General Lewis. III 2, 844.

*Castelbajac, Marie Barthélemy, Vicomte de. IV 2, 73.

*Castilla, Don Ramon. III 2, 720.

*Cattermole, George. IV 2, 558.

Centralarabien, Balgrave's Entdeckungen in. Von Friedrich Althaus. III 1, 537.

Centralasien, die Fortschritte Russlands in. Von Hermann Vamberg. Erster Artikel. IV 2, 663.

— Zweiter Artikel. IV 2, 801.

Centralasien, die Rivalität Russlands und Englands in. Von Hermann Vamberg. III 2, 575.

Centralisation und Decentralisation, s. Kampf, der, zwischen Centralisation und Decentralisation in Frankreich und in Deutschland.

Charakter, s. Studien über den menschlichen Charakter.

*Charner, Léonard Victor Joseph. V 2, 639.

*Charras, Jean Adolphe Baptiste. I, 157.

*Chaveau, Adolphe. V 2, 79.

*Chevalier, Guillaume Auguste. V 1, 160.

Chile, die Republik, und ihr Conflict mit Spanien. II 1, 241.

China, s. Grenzländer, die, Indiens und Chinas.

Chronik der Gegenwart, s. Revue.

*Cicogna, Emmanuele Antonio. V 1, 156.

*Clapissin, Louis. II 1, 875.

*Clauferowitz, Friedrich Wilhelm von. II 2, 385.

Clubs, s. Kaffeehäuser und Clubs, die, von London.

*Cobb, Howell. V 1, 236.

*Cobden, Richard. I, 315.

Cobden, Richard. I, 539.

Cofzar, Schuyler. Von Rudolf Doehn. V 1, 106.

Colonie, die französische, in Hinterindien. Von Adolff Bastian. III 2, 544.

Colonien und auswärtige Besetzungen. Von Adolff Bastian. III 1, 375.

Communismus, der literarische, in der Gegenwart. Von Alexander Jung. V 2, 582.

Comte, August, und seine positive Philosophie. II 2, 444.

Congress, der, deutscher Volkswirthe. Seine Entstehung und neunjährige Wirksamkeit. III 2, 684.

*Coquerel, Athanase Laurent Charles. IV 1, 313.

*Cormenin, Louis Marie de la Haye, Vicomte de. IV 2, 70.

Cornelius, Peter von. Von Alfred Woltmann. III 1, 801.

Cousin's, Victor, Leben und Werke. Von Wilhelm Laufer. IV 1, 452.

*Coyne, Joseph Sterling. V 1, 313.

*Cranworth, Robert Moniey Rolfe, Lord. IV 2, 559.

Crédit mobilier, des, Glück und Ende. V 2, 241.

*Crelinger, Auguste. I, 388.

*Cruise, Patrice François Marie. III 1, 228.

*Crusentolpe, Magnus Jakob. I, 158.

Culturgehichtliche Skizzen, s. Skizzen, culturgehichtliche.

*Cunningham, Peter. V 2, 241.

Czeden, die, und der böhmische Landtag. Erster Artikel. II 1, 258.

— Zweiter Artikel. II 1, 415.

D.

Dänemark, s. Krieg, der, gegen Dänemark im Jahre 1864.

*Dantan, Jean Pierre. V 2, 948.

Dante in Deutschland. Von Theodor Paul. I, 321.

Darwinismus, über den, und die damit zusammenhängender Lehren. Von Dr. R. Z. Schlegel. Erster Artikel. V 1, 54.

— Zweiter Artikel. V 1, 58.

— Dritter Artikel. V 1, 606.

Davis, Jefferson. Von Rudolf Doehn. Erster Artikel. III 2, 241.

- Davis, Jefferson. Von Rudolf Doehn. Zweiter Artikel. III 2, 371.
- * Delavigne, Germain. V 1, 312.
- * Delessert, Benjamin. IV 2, 73.
- Demetrius, der falsche, auf deutschen Bühnen. Ein Essay von Rudolf Gottschall. V 2, 522.
- Desinfection, die, der Städte. Mit besonderer Berücksichtigung der Verbreitung der Cholera. Von Dr. Wilhelm Ham m. Erster Artikel. II 1, 47.
- Zweiter Artikel. II 1, 137.
- * Desnoyers, Louis. V 1, 720.
- * Dessoffy, Emil, Graf. II 1, 233.
- Deutsch-italienischer Handelsvertrag, s. Italien und der projectirte deutsch-italienische Handelsvertrag.
- * Dias, Antonio Gonçalves. I, 159.
- Diderot, Denis. Eine Studie von Rudolf Gottschall. III 1, 184.
- * Diesterweg, Friedrich Adolf Wilhelm. II 2, 313.
- * Diezmann, August. V 2, 540.
- Dora d'Isria, Gräfin, und ihr Buch über Griechenland. II 1, 431.
- * Dorset (französischer Senator). II 1, 397.
- Dramatische Dichter in Deutschland. Lage derselben. I, 391.
- * Drôme, Mathieu de la. I, 317.
- * Duchâtel, Charles Marie Tannevy, Graf von. IV 1, 637.
- * Ducpétiaux, Edouard. V 1, 313.
- Düngerlehre, zur Geschichte der, mit besonderm Bezug auf Justus von Liebig. Erster Artikel. I, 753.
- Zweiter Artikel. I, 833.
- Dupin der Ältere. II 1, 732.
- * Durando, Giacomo. V 2, 76.
- * Durrieu, Xavier. IV 2, 398.
- Düsseldorf, die Kunstakademie zu, und die Düsseldorfer Schule. Von Moriz Blandarts. V 2, 39.
- E.**
- * Eastlake, Sir Charles. II 1, 231.
- * Egresty, Gabriel. II 2, 393.
- Eisen, s. Kohlen und Eisen.
- Éliot, George. Von S. Dohm. V 2, 189.
- * Ellis, Henry. V 2, 80.
- * Empis, Adolphe Dominique Florent Joseph Simonis. V 1, 718.
- Encyclica, die päpstliche, vom 8. December 1864. I, 134.
- England, s. Pädagogischer Auszug, ein, nach England; Politisch-socialer Lage, die, Englands; und: Reformbewegung, die, in England.
- Englischer Königshof, s. Königshof, vom englischen.
- Epidemie, die, des recurrenden Fiebers in Petersburg. I, 470.
- * Erd- und Völkertunde. I, 80. 319. 400. 477. 638. 715.
- Erdbeben, die, von 1868 und eine Theorie diejer Naturerscheinung. Von Ph. Spiller. V 1, 525.
- Erfindung für die Schifffahrt, eine neue. III 1, 463.
- * Escayrac de Lauture, Marquis d'. V 2, 79.
- * Esterházy von Galántha, Paul Anton, Fürst. II 2, 63.
- F.**
- * Fahlcrantz, Christian Erik. II 2, 549.
- * Faraday, Michael. III 2, 558.
- * Farini, Carlo Luigi, Cavaliere. II 2, 543.
- Farragut, David Glascoe. Von Rudolf Doehn. V 2, 499.
- Fenier, s. Irland und die Fenier.
- * Ferdinand, Landgraf zu Hessen-Domburg. II 1, 867.
- * Fessenden, William Pitt. V 2, 869.
- Fenilleton, s. Alterthumskunde; Erd- und Völkertunde; Literatur; Medicinisches; Technologie; Theater; Volkswirtschaft.
- * Fiedler, Joseph. II 1, 464.
- * Flocon, Ferdinand. II 1, 951.
- Fürster, Heinrich, Fürstbischöf von Breslau. I, 765.
- Fortsschritte, die, im astronomischen Wissen. Von Ph. Spiller. Erster Artikel. IV 2, 721.
- Zweiter Artikel. Resultate in Beziehung auf Kosmogonie. IV 2, 915.
- * Foucault, Léon. IV 1, 549.
- Frage, die, des literarischen Eigenthums. II 1, 801.
- Frankreich und das Kaiserthum. Ein Essay nach den neuesten französischen Geschichtswerken. Von Feodor Wehl. V 2, 81.
- Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage. Erster Artikel. Die Politik Napoleon's bis zur Constatuirung des Königreichs Italien. IV 1, 81.
- Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage. Zweiter Artikel. Gestaltung der Verhältnisse bis zum Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland. IV 1, 241.
- Dritter Artikel. Die Zeit nach dem Kriege von 1866 bis zum Eintritt der Verwickelungen wegen Luxemburgs. IV 1, 481.
- Vierter Artikel. Der luxemburger Handel. IV 1, 655.
- Fünfter (letzter) Artikel. Vom Austrag des luxemburger Handels bis zur Gegenwart. IV 1, 829.
- Frankreichs volkswirtschaftliche Zustände. Erster Artikel. III 1, 435.
- Zweiter Artikel. III 1, 695.
- Freimaurerei, s. Pius IX und die Freimaurerei der letzten zwei Jahre.
- Friedenscongress, der, von Genf. III 2, 561.
- Friedensrichter, das Institut der, in England. Von Dr. Bedehans. IV 2, 783.
- * Fuchslin, August Julius. II 2, 75.
- * Fürstenberg, Friedrich, Landgraf zu. II 2, 66.
- G.**
- * Gavarni, Eulpice Paul, Chevalier. III 1, 869.
- * Gêmeau, Auguste Pierre Walbourg. IV 2, 72.
- * Genast, Franz Eduard. II 2, 394.
- Genest, Bonaventura. Eine Charakteristik von Peter Cornelius. V 1, 801.
- Genialitätsepoch, die berliner, im Anfange dieses Jahrhunderts. III 2, 801.
- Genickkrampf, der (Meningitis cerebro-spinalis epidemica). I, 710.
- Geschichte, die, Julius Cäsars von Ludwig Napoleon. III 1, 423.
- Geschichte, die neueste, Baierns. Erster Artikel. Die Reactionsperiode in Baiern. (1850—1859.) V 2, 801.
- Zweiter Artikel. Äußere und innere Politik. (1859—1869.) V 2, 881.
- * Gibson, John. II 1, 394.
- Girardin, Emile de. Von Wilhelm Lauffer. IV 2, 641.

- Glückseligkeitslehre, eine neue. I, 458.
- Goethe, s. Chalkpeare und Goethe.
- Goethe und Leipzig. I, 948.
- Goethe's Theaterintendantur. II 1, 561.
- Goethe's und Schiller's Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Poesie. Von Feodor Wehl. Erster Artikel. III 2, 213.
- Zweiter Artikel. III 2, 341.
- Gold, das, seine neueste Entdeckungsgeschichte, Verbreitung und Production. III 1, 46.
- Goldregion, die südafrikanische, und die Transvaal-Republik. V 1, 363.
- * Goldschmidt, Hermann. II 2, 709.
- * Gollnick, Karl. III 1, 223.
- * Götting, Karl Wilhelm. V 1, 550.
- * Gordon, Lady Duff. V 2, 866.
- * Gourcuff, Graf de. II 1, 952.
- * Goslan, Léon. II 2, 707.
- * Graham, Thomas. V 2, 948.
- Grant, Ulysses Sidney, s. Washalla, nordamerikanische.
- Grenzländer, die, Indiens und Chinas. Von Adolf Bastian. II 1, 369.
- * Griepentkerl, Robert. IV 2, 949.
- * Gritzer, Albert. V 2, 239.
- * Grote, John. II 2, 880.
- * Guernon de Ranville, Martial Côme Annibal Perpetué Magistère, Graf de. II 2, 70.
- Guizot und seine Memoiren. Ein Essay von Feodor Wehl. IV 2, 33.
- * Günther, Gustav Biedermann. II 2, 701.
- * Gurowski, Adam, Graf. II 2, 74.
- Hebbel, Friedrich. Eine literarische Charakteristik von Rudolf Gottschall. II 1, 21.
- * Heidel, Hermann. II 1, 234.
- * Heidler, Edler von Heilbronn, Karl Joseph. II 2, 69.
- Heine, s. Barnhagen und Heine.
- Heine's, Heinrich, Entwicklungsgang nach neuen Quellen. Von Rudolf Gottschall. IV 1, 321.
- * Hende, Karl Ludwig. III 1, 224.
- * Henneberger, August. II 2, 710.
- Herat und die mittelasiatische Frage. Von Hermann Bamberger. V 2, 139.
- * Herbillon (französischer General). II 1, 871.
- * Hesse, Nicolas Auguste. V 2, 239.
- Hessen-Darmstadt in den Jahren 1850—1866. Erster Artikel. III 1, 1.
- Zweiter Artikel. III 1, 81.
- * Heyfelder, Johann Ferdinand. V 2, 707.
- * Hilbrandt, Eduard. V 1, 234.
- * Hiller von Gärtringen, Wilhelm, Freiherr. II 2, 383.
- Hinterindien, s. Colonie, die französische, in Hinterindien.
- * Holzgäpfel (Maler). II 1, 795.
- * Hooghvorst, Emanuel, Baron Banderlinden d'. II 1, 794.
- * Horn, W. O. von (Philipp Friedrich Wilhelm Dertel). IV 1, 790.
- * Huber, Victor Aimé. V 2, 388.
- * Huët, François. V 2, 237.
- * Huët, Paul. V 1, 560.
- Hugo, Victor, als Lyriker. Ein literarischer Essay von Rudolf Gottschall. II 1, 881.
- Hilfsmittel der Pforte, die militärischen und finanziellen. Von E. Heusinger. III 1, 452.
- Humboldt, zur Erinnerung an Alexander von. Von Dr. W. F. Schleiden. V 2, 481.
- * Hurter, Friedrich Emanuel von. I, 798.
- I.**
- Indien, s. Botan und die Grenzländer Indiens im Nordosten; und: Grenzländer, die, Indiens und Chinas.
- * Ingres, Jean Dominique Auguste. III 1, 867.
- Ingres, sein Leben und seine Werke. III 2, 625.
- Internationale Literatur. Die Idee und Mission derselben. Von Alexander Jung. IV 2, 81.
- Irland und die Fenier. II 1, 161.
- Italien, s. Adria, von der, zum Arno; Arno, vom, zum Silarius; und: Parlamentarismus, Geschichte des italienischen.
- Italien und der projectirte deutsch-italienische Handelsvertrag. I, 641.
- Jod.**
- Jagdthiere, die deutschen, der Gegenwart. In ihrer naturgeschichtlichen, culturgeschichtlichen und volkswirtschaftlichen Bedeutung. Von Karl Ruß. III 1, 129.
- * Jahn, Otto. V 2, 637.
- Jamaica, s. Negeraufstand, der, in Jamaica und seine Ursachen.
- Jahrzehnt, ein, württembergischer. Erster Artikel. V 1, 1.
- Zweiter Artikel. V 1, 190.
- Dritter Artikel. V 2, 24.
- Japan, Adel und Volk in I, 387.
- Japan im letzten Jahrzehnt. Von Richard Andree. Erster Artikel. IV 2, 481.
- Zweiter Artikel. IV 2, 579.
- Japan und die Fremden. Von Adolf Bastian. II 1, 559.
- Johnson, Andrew, Präsident der nordamerikanischen Republik. Von Rudolf Doehn. Erster Artikel. III 2, 721.
- Zweiter Artikel. III 2, 881.
- * Jomini, Baron. V 1, 715.
- * Jones, Ernest. V 1, 716.
- * Jones, Sir Harry David. II 2, 714.
- * Joseph, Herzog zu Sachsen-Altenburg. V 1, 153.
- Journalismus, der französische. Von Rudolf Gottschall. II 2, 922.
- K.**
- Kabel, das atlantische. II 2, 531.
- Kaffeehäuser und Clubs, die, von London. Eine Studie von Julius Rodenberg. Erster Artikel. Die Kaffeehäuser. II 2, 177.
- Zweiter Artikel. Die Clubs. II 2, 265.
- Kampf, der, zwischen Centralisation und Decentralisation in Frankreich und in Deutschland. Von Karl Dienemann. Erster Artikel. Die Centralisation und ihre Geschichte. IV 1, 721.
- Zweiter Artikel. Die Franz

- der Decentralisation in ihrem Zusammenhange mit der ganzen heutigen Culturrentwicklung. IV 1, 881.
- * Kämpf, C. IV 1, 155.
- * Keen, Charles. IV 1, 310.
- * Kellermann, Christian Laurits. III 1, 786.
- * Kellermann, François Christoph Edouard de. V 1, 238.
- * Kerbéguen, Marie Aimé Philippe Auguste le Coat, Viscomte de. V 1, 238.
- Kirchenstaat, s. Bevölkerung, die, des jesischen Kirchenstaats und die päpstliche Regierung.
- Kirchmann, Julius Hermann von, preussischer Abgeordneter. V 2, 461.
- * Kriß, August. I, 317.
- * Krawäl, Gabriel. II 2, 713.
- * Kleinschrod, Karl Joseph, Freiherr von. III 1, 226.
- * Klemm, Friedrich Gustav. IV 1, 639.
- * Koch-Sternfeld, Joseph Ernst, Ritter von. II 2, 547.
- Kohlen und Eisen. II 2, 343.
- * Kolb, Gustav. I, 317.
- * Königler, Julius. II 2, 389.
- Königshof, vom englischen. IV 1, 641.
- * Könnertig, Julius Traugott Jakob von. III 1, 388.
- * Könnertig, Otto von. III 1, 389.
- * Kotschy, Theodor. II 2, 713.
- Kreta, die Insel, und der nationale Kampf gegen die Türken. Von Professor Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. Erster Artikel. V 1, 481.
- Zweiter Artikel. V 2, 321.
- Krieg, der, gegen Dänemark im Jahre 1864. Erster Artikel. I, 161.
- Zweiter Artikel. I, 266.
- Dritter Artikel. I, 341.
- Viertes Artikel. I, 431.
- Fünfter Artikel. I, 520.
- Krieg, der, gegen Paraguay. Erster Artikel. Die kriegsführenden Staaten. V 1, 241.
- Zweiter Artikel. Die Kämpfe in Uruguay. V 1, 681.
- Dritter Artikel. Die Tripleallianz. V 2, 24.
- Viertes Artikel. Vor Humaitá. V 2, 416.
- Fünfter (letzter) Artikel. Die Kämpfe nach der Eroberung Humaitás. V 2, 821.
- Krieg, der deutsche, von 1866. Politische Vorgeschichte. Erster Artikel. II 2, 721.
- Zweiter Artikel. II 2, 881.
- Krieg, der deutsche, von 1866. Erster Artikel. Gestaltung der kriegerischen Situation vom Beginn der Rüstungen bis zum Eintritt der taktischen Entscheidungen. III 1, 321.
- Krieg, der deutsche, von 1866. Zweiter Artikel. Die Kriegereignisse in Böhmen bis zur Schlacht von Königgrätz. III 1, 481.
- Dritter Artikel. Die Schlacht von Königgrätz. III 1, 641.
- Viertes Artikel. Von Königgrätz bis zur Donau. III 1, 881.
- Fünfter Artikel. Die Kriegereignisse in Mittel- und Westdeutschland. III 2, 81.
- Sechster (letzter) Artikel. Die Kriegereignisse in Mittel- und Westdeutschland. (Schluß.) III 2, 189.
- Krisen, landwirthschaftliche. Von Dr. C. Fraas. I, 701.
- * Krufe, Friedrich Karl Hermann von. II 2, 786.
- Kunstakademie zu Düsseldorf, s. Düsseldorf, die Kunstakademie zu, und die Düsseldorfer Schule.
- Kunstbüngerfabrikation, die, vom Standpunkte der Volkswirthschaft. Von Dr. C. Fraas. II 1, 541.
- * Kupper, Adolf Theodor von. I, 794.
- Kurhessen seit 1860. Erster Artikel. II 2, 424.
- Zweiter Artikel. II 2, 511.
- * Küstner, Karl Theodor von. I, 76.

Q.

- * Lachenwitz, Sigmund. IV 2, 400.
- Lager, die stehenden, von Châlons und Krasnoe = Selo. II 1, 205.
- * L'Allemand, Fritz. III 1, 224.
- Lamartine's Leben, Poesie und Politik. Von Eduard Koloff. V 2, 1.
- * Lamoricière, Léon Fouchault de. I, 799.
- * Lampe, Heinrich Friedrich. II 1, 707.
- Land und Leute Siebenbürgens. II 1, 514.
- Landwirthschaft, s. Krisen, landwirthschaftliche.
- Landwirthschaft, die, und die Nahrungsfrage. Erster Artikel. IV 1, 62.
- Zweiter Artikel. IV 1, 220.
- * Lang, Friedrich. III 1, 865.
- * Langlais, Jacques. II 1, 710.
- * Langlé, Joseph Adolphe Ferdinand. IV 2, 466.
- * Lappenberg, Johann Martin. II 1, 462.
- * Laroch Jacquelin, Auguste, Graf von. V 1, 719.
- * Laroch Jacquelin, Auguste Georges Duvergier, Marquis de. III 2, 229.
- Lassalle, Ferdinand. I, 561.
- Leben Zein, das, in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel. Erster Artikel. Ernest Renan. I, 1.
- Zweiter Artikel. Strauß und Schenkel. I, 103.
- * Leech, John. I, 77.
- * Lechon, Charles Aimé Joseph. IV 2, 69.
- * Lengsfeld, Albert von. II 2, 711.
- * Lenné, Peter Joseph. II 1, 314.
- Leopold I., König der Belgier. II 1, 81.
- * Lerchensfeld, Gustav Anton, Freiherr von. III 1, 225.
- * Lette, Wilhelm Adolf. V 1, 154.
- * Leuze, Emanuel. IV 2, 554.
- * Leys, Jean Auguste Henri. V 2, 711.
- * Riquartz, Franz. III 1, 231.
- * Rimayrac, Paulin. IV 2, 399.
- * Rinalco, Abraham. I, 398.
- * Rindner, Otto. III 2, 559.
- Literarisches Eigenthum, s. Frage, die, des literarischen Eigenthums.
- * Literatur. I, 78. 159. 237. 319. 475. 556. 714. 878.
- Literatur, die, und die Association. Von Alexander Jung. IV 1, 38.
- Ludwig Napoleon, s. Geschichte, die, Julius Cäsar's von Ludwig Napoleon.
- * Ludwig, Otto. I, 236.
- * Lugeol, Jean. II 2, 74.
- * Luning, Otto. V 1, 155.
- * Lushington, Stephen Humbold. IV 2, 560.
- Luzugegerichte. Erster Artikel. Die Auster. IV 2, 177.
- Zweiter Artikel. Kaviar und Genossen. V 2, 377.
- Lyrik, die deutsche, s. Goethe's und Schiller's Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Lyrik.
- Lyrik, die italienische, seit Manzoni. II 2, 367.

M.

- Madame Roland. Ein Essay nach den neuesten Memoiren. Von Feodor Wehl. Erster Artikel. IV 1, 178.
- Zweiter Artikel. IV 1, 374.
- * Malitourne, Armand. II 1, 795.

- *Mallefille, Jean Pierre Féli-
cien. V 1, 311.
- *Mangoldt, Hans von. IV 2, 468.
- Maori, die, ihre bisherigen Zu-
stände und ihre Kämpfe mit
den Engländern. Erster Ar-
tikel. II 2, 762.
- Zweiter Artikel. II 2, 852.
- *Marie Amalie, Königin (Witwe
Ludwig Philipp's). II 1, 869.
- Marie Antoinette. Ein Essay
nach den neuesten Memoiren.
Von Feodor Wefl. Erster
Artikel. III 1, 24.
- Zweiter Artikel. III 1, 104.
- Marine, die preussische, im
deutsch-dänischen Kriege. Von
einem Augenzeugen. I, 81.
- Marine, die preussische, und
ihre Beteiligung am preu-
ssisch-österreichischen Kriege von
1866. II 2, 284.
- Marken, die sprachlichen, Preu-
ßens. Von Edward Katt-
ner. IV 1, 205.
- *Marochetti, Charles de. IV 1, 152.
- *Maurofobatos, Alexander,
Fürst. I, 796.
- *Marr, Adolf Bernhard. II 2, 66.
- Maß- und Gewichtsverhältnisse,
die, in Deutschland. Erster
Artikel. III 2, 602.
- Zweiter Artikel. III 2, 765.
- Materialismus, der, und die
antimaterialistischen Bestre-
bungen der Gegenwart. Vom
Standpunkte der Schopen-
hauser'schen Philosophie. Von
Julius Frauenstädt. III 1,
253.
- *Mathy, Karl. IV 1, 543.
- *Matteucci, Carlo. IV 2, 466.
- Marimilian, Kaiser von Mexico.
Von Sigmund Sahn. IV 2,
304.
- *Mculloch, J. R. I, 77.
- Mecklenburg, f. Auswanderung,
die mecklenburgische.
- *Medicinisches. I, 716.
- Mehemed Ali-Pascha, ehemali-
ger Großvezier, Großadmiral
und Kriegsminister des Sul-
tans. IV 2, 379.
- Mehemed Fuad-Pascha, türkischer
Staatsmann. V 1, 721.
- *Mejia, Thomas. III 2, 719.
- Mendelssohn-Bartoldy, Felix.
Ein Lebens- und Charak-
terbild mit besonderer Rücksicht
auf seinen briefflichen Nachlaß.
Von Otto Gumprecht.
Erster Artikel. II 1, 658.
- Zweiter Artikel. II 2, 120.
- *Méry, Joseph. II 2, 151.
- *Mettenius, Georg Heinrich.
II 2, 702.
- Mexico als Kaiserreich. Erster
Artikel. III 2, 1.
- Mexico als Kaiserreich. Zweiter
Artikel. III 2, 161.
- *M'Gee, Thomas b'Arcy. IV 2,
67.
- *Mihalj Obrenowitsch, Fürst
von Serbien. IV 2, 392.
- *Michelis, Alexander. IV 1, 309.
- *Miguel von Braganza, Dom.
III 1, 384.
- Militäranitätswesen, das, und
die neuen Reformbestrebungen
auf diesem Gebiete. Erster
Artikel. II 1, 641.
- Zweiter Artikel. II 1, 765.
- Dritter Artikel. II 2, 42.
- Vierter Artikel. II 2, 193.
- Mill, John Stuart, als Philo-
soph und Nationalökonom.
I, 919.
- *Miller, Moriz von. III 1, 233.
- *Milmar, Henry Hart. V 1,
239.
- *Miramon, Miguel. III 2, 716.
- *Mitchell (Mathematiker und
Astronom). V 2, 78.
- Mittelasiatifche Frage, f. Serat
und die mittelasiatifche Frage.
- *Mocquard, Constant. I, 77.
- Moldau und Walachei, die Ver-
einigten Fürstenthümer, unter
Fürst Alexander Johann I.
(Cuja). II 2, 53.
- Moorcultuur, f. Veene, die hol-
ländischen.
- *Mornand, Félix. III 2, 560.
- *Morny, Herzog von. I, 312.
- *Mosen, Julius. III 2, 871.
- *Moustier, Lionel, Marquis de.
V 1, 557.
- *Müller, J. W., Baron von.
III 1, 864.
- *Münch-Bellinghausen, Joachim
Eduard, Graf von. II 2, 545.
- München, Alt- und Neu. Von
Gustav Kühne. V 2, 721.
- *Munk, Salomon. III 1, 950.
- *Murawiew, Michael Nikolaj-
ewitsch, Graf. II 2, 791.
- *Murawiew-Karski, Nikolai Ni-
kolajewitsch, Fürst. III 1, 866.
- *Mutius, Louis von. II 2, 384.
- *Myhrberg, August Maximilian.
III 1, 871.
- Mystisch-socialen Gemeinden, die,
der Gegenwart. Ein Essay
von Rudolf Gottschall.
Erster Artikel. V 1, 342.
- Zweiter Artikel. V 1, 499.
- N.**
- Nahrungsfrage, f. Landwirth-
schaft, die, und die Nahrungs-
frage.
- *Narvaez, Don Ramon Marie,
Herzog von Valencia. IV 1,
878.
- Nationalbibliotheken, f. Ber-
lagsmonopole, die Aufhebung
der, und die deutschen Natio-
nalbibliotheken.
- Naturgeschichtliche Skizzen, f.
Skizzen, naturgeschichtliche.
- Naturwissenschaft, philosophische
Bestrebungen innerhalb der.
V 1, 441.
- Negeraufstand, der, in Jamaica
und seine Ursachen. II 1, 95.
- *Neigebaur, Johann Daniel Fer-
dinand. II 1, 622.
- Neuseeland in geographischer
Hinsicht. Erster Artikel. In
Nordinsel. II 1, 582.
- Zweiter Artikel. Die Sü-
dinsel. II 2, 619.
- *Nicolay, Paul, Freiherr von.
II 2, 394.
- Niederelbe, ein Panorama der.
Von Heinrich Schmidt. Er-
ster Artikel. II 2, 561.
- Zweiter Artikel. II 2, 666.
- Niederlande, f. Beziehungen, die
der Niederlande zum ehemali-
gen Deutschen Bunde.
- *Niel, Adolphe. V 2, 542.
- Nilquellen, die, nach den neuesten
Forschungen und Entdeckun-
gen. I, 183.
- Nilquellländer. Land und Leute
in denselben. Erster Artikel.
I, 581.
- Zweiter Artikel. I, 691.
- Nordamerika, f. Arbeit, freie,
und Sklavenarbeit in Nord-
amerika.
- Nordamerikanische Union, f. Se-
cessionskampf, der, in der nord-
amerikanischen Union.
- Norddeutscher Bund, f. Reichs-
tage, die, des Norddeutschen
Bundes und das Deutsche
Zollparlament.
- Norddeutsche Bund, der, nach
seiner Verfassung. Erster Ar-
tikel. Rückblick auf das ge-
manische Staatsweien in frü-
hern Jahrhunderten. V 1, 491.
- Zweiter Artikel. Die
Unionsbestrebungen Preußens
und ihre Verwirklichung im
Norddeutschen Bundespaat.
V 1, 575.
- Dritter Artikel. Die Ver-
fassung des Bundes. I. Das
Vertragswerk der Regierun-
gen. V 1, 741.
- II. Das definitive
Grundgesetz des Bundes. V 1,
815.
- Vierter (letzter) Auf-
satz. Großmacht und Nationalität.
V 2, 101.
- Nordlicht, das große, vom 15.
April 1869 in Nordamerika
und eine Theorie dieser &

scheinung. Von Ph. Spiller. V 2, 57.

Nord-Oise-Kanal, der. I, 214.

*Nostig, August Ludwig Ferdinand, Graf von. II 2, 65.

D.

*O'Donnell, Leopold, Graf von Lucena, Herzog von Tetuan. IV 1, 635.

*Oliva-Mancini, Laura Beatrice. V 2, 545.

Olivier, Emile. Ein biographisches Charakterbild. V 1, 561.

Oesterreich, s. Volkswirthschaft, die österreichische, seit dem Beginn der fünfziger Jahre.

Oesterreich seit dem Frieden von Villafranca. Erster Artikel. I, 768.

— Zweiter Artikel. I, 861.

Oesterreich seit dem Sturze des Ministeriums Schmerling. Erster Artikel. Der Cabinetwechsel. IV 1, 1.

— Zweiter Artikel. Der Staatsstreik. IV 1, 161.

— Dritter Artikel. Die ungarische Action. IV 1, 401.

— Vierter Artikel. Der Sturz Belcredi's. IV 1, 587.

Oesterreich seit dem Falle Belcredi's. Erster Artikel. Die Wiederherstellung der Verfassung. V 1, 81.

— Zweiter Artikel. Der Ausgleich. V 1, 277.

— Dritter Artikel. Die Concordatsrevision. V 1, 655.

— Vierter Artikel. Die Staatsschuldenreduction. V 1, 894.

— Fünfter (letzter) Artikel. Der Kampf mit Nationalen und Episcopalen. V 2, 161.

Östfriesland unter hannoverscher Herrschaft. IV 1, 26.

Östpreußen und sein Nothstand. Von Edwart Kattner. Erster Artikel. IV 1, 351.

— Zweiter Artikel. IV 1, 506.

Östpreprovinzen, die, und Rußland. Erster Artikel. II 1, 721.

— Zweiter Artikel. II 1, 823.

Östpreprovinzen, Zustände, Kämpfe und Leiden in den deutschen. Ein Essay von Edwart Kattner. Erster Artikel. V 2, 561.

— Zweiter Artikel. V 2, 667.

— Dritter Artikel. V 2, 921.

*O'Sullivan, Graf. II 1, 228.

*Owen, John Jason. V 2, 78.

P.

Pädagogischer Ausflug, ein, nach England. Von Dr. Albert Wittfoß. V 1, 300.

Palgrave, s. Centralarabien, Palgrave's Entdeckungen in. Palmerston, Lord. II 1, 1.

Paraguay, s. Krieg, der, gegen Paraguay.

Paris, das neue. Von Rudolf Gottschall. II 2, 801.

Paris und London, Skizzen aus. Von Rudolf Gottschall. Erster Artikel. IV 2, 401.

— Zweiter Artikel. IV 2, 561.

— Dritter Artikel. IV 2, 744.

Parlamentarismus, Geschichte des italienischen. III 1, 161.

*Paxton, Sir Joseph. I, 637.

*Peabody, George. V 2, 863.

Persien und die Türfei. Von Hermann Vámbéry. IV 1, 767.

Pest, die sibirische. I, 633.

Pfahlbauten, die. Erster Artikel. I, 375.

— Zweiter Artikel. I, 417.

*Pfeiffer, Franz. V 1, 386.

*Pfitzer, Paul Athanas. III 2, 715.

Pforte, s. Süßmittel der Pforte, die, militärischen und finanziellen.

*Pfucl, Ernst von. III 1, 387.

*Pfucl, Wolf von. II 2, 549.

Philosoph, ein deutscher, am Königshofe von Birma. III 2, 321.

Philosophie, die, der politisch-socialen Entwicklung. I, 790.

Philosophie, eine neue. Von Rudolf Gottschall. V 2, 437.

Photographie, Entwicklungsgeschichte der. I, 939.

Phyognomie, die, des 19. Jahrhunderts. Eine Studie von Rudolf Gottschall. I, 660.

*Picot, François Edouard. IV 1, 789.

Pius IX. und die Freimaurerei der letzten zwei Jahre. Erster Artikel. III 2, 517.

— Zweiter Artikel. III 2, 754.

*Plißdemann, Hermann. IV 2, 467.

*Podoc, Sir George. IV 2, 560.

Politische Vorgeschichte des deutschen Kriegs von 1866, s. Krieg, der deutsche, von 1866.

Politische Vorgeschichte.

Politisch-socialer Lage, die, Englands. Von Friedrich Althaus. Erster Artikel. Die

Parlamentsreform von 1867. IV 1, 272.

Politisch-socialer Lage, die, Englands. Von Friedrich Althaus. Zweiter Artikel. Die Arbeiter und die Genier. IV 1, 427.

*Ponfard, Francis. III 2, 229.

Poste, s. Volkstheater, das deutsche, und die Post.

Pressfreiheit, die, und die Presszustände Rußlands. III 2, 481.

Preußen in Waffen. Erster Artikel. II 2, 161.

— Zweiter Artikel. II 2, 321.

*Proudhon, Pierre Joseph. I, 156.

*Przylluski, Leo von. I, 316.

D.

*Dvarnström, Karl Gustav. III 1, 951.

R.

*Rahl, Karl. I, 713.

Rahl, Karl. Von Alfred Boltmann. II 1, 401.

*Rambuteau, Claude Philibert Barthelot, Graf de. V 1, 558.

*Rawlins, John A. V 2, 868.

*Raymond, Henry Jarvis. V 2, 236.

Recurrirendes Fieber, s. Epidemie, die, des recurrirenden Fiebers in Peteraburg.

Reformbewegung, die, in England. Mit besonderer Rücksicht auf die Parlamentsession von 1866. Von Friedrich Althaus. II 2, 641.

Reichstage, die, des Norddeutschen Bundes und das Deutsche Zollparlament. Erster Artikel. Der constituirende Reichstag des Norddeutschen Bundes. (I. und II.) IV 2, 161. 241.

— Zweiter Artikel. Der erste verfassungsmäßige Reichstag im Herbst 1867. IV 2, 426.

— Dritter Artikel. Das erste Deutsche Zollparlament. (I. und II.) IV 2, 496. 685.

— Vierter (letzter) Artikel. Der norddeutsche Reichstag im Frühjahr 1868. IV 2, 823.

Renan, Ernest, s. Apostel, die, von Ernest Renan; und: Leben Jesu, das.

*Reschid-Pascha, Darbohor. IV 1, 880.

Rettungswesen, das, zur See. Von einem Seeoffizier. I, 49.

Rettungswesen, das, zur See. Aufgabe der Regierungen in Bezug auf dasselbe. I, 299.

- Revue der bildenden Künste. II 1, 627; II 2, 77. 395. 792; III 1, 550; III 2, 142. 310; IV 1, 553; V 1, 469; V 2, 304.
- der Erd- und Völkerrunde. II 1, 237. 465. 714; II 2, 232. 550; III 1, 307. 473; III 2, 70. 472. 785; IV 1, 389; IV 2, 146. 469. 790; V 1, 71. 630; V 2, 148. 787.
- Literarische. II 1, 67. 315. 555; II 2, 153. 635; III 1, 150. 787; III 2, 393; IV 1, 233. 943; IV 2, 625; V 1, 871; V 2, 392. 545.
- Musikalische. II 1, 550. 875; II 2, 317. 715; III 1, 233. 715; III 2, 233. 874; IV 1, 155. 714; IV 2, 231; V 1, 792; V 2, 473.
- Technologische. II 1, 73. 474. 632; II 2, 467; III 1, 74. 634; III 2, 156. 473; IV 1, 74. 475; IV 2, 74. 874; V 1, 314. 947; V 2, 713.
- Theatralische. II 1, 154. 397. 796; II 2, 228. 464. 948; III 1, 393. 875; III 2, 636; IV 1, 314. 792; IV 2, 713; V 1, 392; V 2, 870.
- Rheinschiffahrt, die, jusqu'à la mer. Von Alexander Sebrell. III 2, 708.
- * Rindolfi, Cosimo. I, 314.
- * Rint, Johann, der Bildschnitzer zu Linz. II 1, 63.
- * Rößling, John A. V 2, 391.
- * Roland, s. Mabame Roland.
- Roman, der realistische, bei Hofe. II 1, 299.
- * Rönne, Friedrich Ludwig von. I, 397.
- * Rossmähler, Emil Adolf. III 1, 947.
- * Rothschild, James, Baron von. V 1, 158.
- * Rott, Moritz. III 1, 949.
- * Rousseau, Lovell S. V 1, 711.
- * Rüdert, Friedrich. II 1, 312.
- Rüdert, Friedrich. Ein literarisches Porträt von Rudolf Gottschall. II 1, 321.
- * Ruete, Christian Georg Theodor. III 2, 300.
- Rußland, s. Bauernemancipation, die, und die deutsche Colonisation in Rußland; Friedensrichter, das Institut der, in Rußland; Disseprouvinzen, die, und Rußland; Pressefreiheit, die, und die Pressezustände Rußlands; Ständerecht, das russische; und: Strafcoder, der russische.
- Rußland im Osten. Von Adolf Bastian. II 2, 691.
- Rußlands Landarmee. IV 2, 321.
- * Rüstow, Alexander. II 2, 387.
- * Rüstow, Casar Karl Hermann. II 2, 386.

S.

* Sainte-Beuve, Charles Augustin. V 2, 709.

* Saint-Joseph, François Antoine, Baron. II 1, 873.

Saint-Simon, s. Schüler, ein, Saint-Simon's.

* Saintine, Boniface. I, 158.

Sardou, Erinnerungen an Victorien. IV 2, 226.

* Schach, Hans von. II 2, 711.

Schenkel, Daniel, s. Leben Jesu, das.

Schiffahrt, s. Erfindung für die Schiffahrt, eine neue.

Schiller, s. Goethe's und Schiller's Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Poesie.

Schillerpreis, der berliner. III 1, 359.

Schimmel, über den, und seine große Bedeutung für das Menschenleben. Von Dr. R. S. Schleiden. IV 1, 291.

* Schlagintweit, Eduard. II 2, 388.

* Schleicher, August. V 1, 388.

Schleswig-holsteinische Frage, die, seit dem Kriege von 1864.

Erster Artikel. Die Gestaltung der politischen Situation in den letzten Stadien des Krieges von 1864. II 1, 481.

— Zweiter Artikel. Die politischen Vorgänge von der Zeit der Friedensunterhandlungen bis zum Beginn des Zerfalls der österreichisch-preussischen Allianz. II 1, 672.

— Dritter Artikel. Vom Beginn des Zerfalls der preussisch-österreichischen Allianz bis zur Durchführung der Convention von Gastein. II 1, 913.

* Schloenbach, Arnold. III 1, 221.

* Schmitt, Aloys. II 2, 392.

* Schnorr von Carolsfeld, Ludwig. I, 713.

* Schomburgk, Sir Robert. I, 316.

Schopenhauer, Arthur, und seine Gegner. Von Julius Frauenstädt. Erster Artikel. V 2, 686.

— Zweiter Artikel. V 2, 768.

Schopenhauer'sche Philosophie, s. Materialismus, der, und die antimaterialistischen Bestrebungen der Gegenwart.

* Schottin, Johann Friedrich David. II 2, 76.

Schubert, Franz. Eine Studie von Otto Gumprecht. Erster Artikel. III 2, 122.

— Zweiter Artikel. III 2, 261.

Schüler, ein, Saint-Simon's. IV 2, 458.

* Schultz, Woldegar. II 2, 390.

Schulze-Deleßig, Hermann, preussischer Abgeordneter. I, 680.

Schurz, Karl. Ein biographisches Charakterbild von Rudolf Doehn. V 1, 641.

Schweden, die Repräsentationsreform in. Erster Artikel. II 1, 270.

— Zweiter Artikel. II 2, 819.

* Scitovsky von Nagy-Sér, Johann Baptist. III 1, 227.

* Scott, Winfield. II 2, 149.

Sealefield, Charles. Ein literarisches Porträt von Rudolf Gottschall. I, 241.

Secefionskampf, der, in der nordamerikanischen Union. Erster Artikel. Die Ursachen des innern Conflicts und seine Entwicklung bis zum Abfall der Südstaaten. I, 721.

— Zweiter Artikel. Vom Beginn der Trennung bis zur vollen Entwicklung der kriegerischen Action. I, 801.

— Dritter Artikel. Der weitere Verlauf des Kriegs und sein Austrag. I, 881.

Seefischerei, die deutsche. Von Dr. Wilhelm Hamm. III 2, 452.

* Servais, Adrien François. III 1, 786.

Shakespeare und Goethe. II 1, 753.

Shakespeare-Gesellschaft, die, und das Shakespeare-Jahrbuch. I, 851.

Siebenbürgen, s. Land und Leute Siebenbürgens.

Siebenbürgen und sein Landtag. I, 481.

* Siebold, Philipp Franz von. III 1, 288.

Silarus, s. Arno, vom, zum Silarus.

Singapore. Reiseskizzen aus dem Tagebuche eines Seemanns. Erster Artikel. II 1, 123.

— Zweiter Artikel. II 1, 176.

Skizzen, culturgeschichtliche. Von Karl Ruß. II 2, 141; III 2, 63.

Skizzen, naturgeschichtliche. Von Karl Ruß. II 1, 146. 614. III 1, 213; III 2, 292.

* Smidt, Heinrich. III 2, 561.

* Smith, Sir Fenimore. II 1, 875.

* Smyth, William S. II 1, 234.

* Sohn, Karl Ferdinand. IV 1, 148.

- Sonnenfinsterniß, die, vom 18. August 1868. Von Dr. Rudolf Engelmann. V 1, 130.
- Spanien. Lage desselben. II 2, 587.
- * Sparks, Jared. II 2, 152.
- Sprachliche Marken Preußens, s. Marken, die sprachlichen, Preußens.
- Ständerecht, das russische. Von Dr. W. Beckhaus. IV 1, 138.
- * Stanley of Alderley, Lord. V 2, 240.
- Stehende Lager, s. Lager, die stehenden, von Châlons und Krasnoe-Selo.
- Steinlohlentheerfarben, die. V 1, 692.
- * Stephan, Erzherzog von Oesterreich. III 1, 784.
- * Stevens, Thaddeus. IV 2, 558.
- Stifter, Adalbert. Ein Essay von Rudolf Gottschall. IV 1, 745.
- * Stockfleth, Nils Joachim Christian Vibe. II 2, 72.
- Stracober, der russische. Von Dr. W. Beckhaus. IV 2, 59.
- Strauß, David Friedrich, s. Leben Jesu, das.
- Studien über den menschlichen Charakter. Von Rudolf Gottschall. IV 1, 133.
- * Stürker, August. I, 317.
- Südafrika, s. Goldregion, die südafrikanische, und die Transvaal-Republik.
- Südamerika, Erlebnisse und Anschauungen aus dem tropischen. Von Franz Engel. Erster Artikel. V 2, 349.
- Zweiter Artikel. V 2, 603.
- Südamerika, Skizzen und Bilder aus. Von Franz Engel. Erster Artikel. III 2, 496.
- Zweiter Artikel. III 2, 659.
- Dritter Artikel. III 2, 848.
- Vierter Artikel. III 2, 935.
- Suez, der Kanal von, im Jahre 1868. Von Gerhard Rohlf. IV 2, 270.
- T.**
- Tabacksbau, der deutsche, und die Tabackssteuer. Erster Artikel. Cultur der Tabackspflanze und Umfang des Tabackbaues im Zollverein. IV 1, 612.
- Zweiter Artikel. Die Tabacksteuer. IV 1, 690.
- Taipings, Geschichte der, vom Festinger Frieden bis zum Falle Nanking. Von Adolf Bastian. IV 1, 114.
- * Technologie. I, 239. 558. 717. 879.
- Tennison, Alfred. Ein literarisches Porträt von Robert Waldmüller (Edouard Duboc). IV 1, 522.
- Thackeray, William Makepeace. Ein literarisches Porträt von Friedrich Altbaus. I, 613.
- * Thayer, Amédée Fourcy Williams. V 1, 312.
- * Theater. I, 79. 160. 238. 318. 399. 477. 557. 715. 955.
- Theater, das deutsche, der Gegenwart. I, 64.
- Theater, das deutsche, seit dem Jahre 1850. Von Rudolf Gottschall. Erster Artikel. Bühnen und Bühnenzustände. V 1, 757.
- Zweiter Artikel. Die dramatische Dichtung: Das Trauerspiel und Schauspiel. V 1, 919.
- Dritter (letzter) Artikel. Die dramatische Dichtung: Lustspiel, Posse und Oper. V 2, 67.
- Theater und Drama, das, des second empire. Von Rudolf Gottschall. Erster Artikel. Das französische Theater der Gegenwart. III 1, 561.
- Zweiter Artikel. Die dramatischen Dichter und Vorfard. III 1, 920.
- Dritter Artikel. Die école du bons sens und die Romantiker. III 2, 420.
- Vierter (letzter) Artikel. Die Realisten und das Volksschauspiel. III 2, 908.
- * Thibouss, Lambert. III 2, 310.
- Thierleben von Paris, aus dem. Von Karl Ruß. IV 2, 385.
- * Thompson, Thomas Perronet. V 2, 867.
- * Thoré, Théophile. V 2, 950.
- * Thorigny, Veullion de. V 1, 559.
- * Thouvenel, Edouard Antoine. III 1, 70.
- Thünen, Johann Heinrich von, und seine Bedeutung für die Landwirtschaft. Von Dr. W. F. Schleiden. IV 2, 51.
- Todesstrafe, die, vor dem Tichterstuhle der öffentlichen Meinung. Von J. S. Weschornier. III 2, 401.
- * Toucey, Isaac. V 2, 544.
- Transvaal-Republik, s. Goldregion, die südafrikanische, und die Transvaal-Republik.
- * Trevennt, Euard. V 1, 240.
- * Tropilong, Raymond Théodore. V 1, 555.
- * Troxler, Ignaz Paul Vitalis. II 1, 713.
- * Tuch, Johann Christian Friedrich. III 2, 303.
- * Turgot, Louis Félix Etienne, Marquis de. II 2, 878.
- Türkei, s. Hilfsmittel der Flotte, die militärischen und finanziellen; und: Persien und die Türkei.
- Turkianische Steppenländer, die drei. Produktionsfähigkeit derselben. Von Hermann Bamberg. II 2, 294.
- Turnwesen, die Entwicklung des deutschen, in der Neuzeit. Von Karl Badewig. II 2, 90.
- U.**
- * Ungern-Sternberg, Alexander, Freiherr von. IV 2, 946.
- Unsterblichkeitsfrage, die, und die neueste deutsche Philosophie. Erster Artikel. Die Gegner der Unsterblichkeit. IV 1, 928.
- Zweiter Artikel. Die Vorkämpfer der Unsterblichkeit. IV 2, 198.
- Unterseeische Bertheidigungsmittel. Von Corvettekapitän Reinhold Werner. V 1, 426.
- V.**
- Vámbéry, Hermann, der ungarische Reisende. I, 72.
- Varnhagen und Heine. Eine literarische Studie von Rudolf Gottschall. I, 509.
- * Vaughan, Robert. IV 2, 320.
- Veene, die holländischen. Ein Beitrag zur Kenntniß der Moorcultur. V 1, 458.
- Verfassungslampf, der, in Hamburg. Erster Artikel. III 2, 641.
- Zweiter Artikel. III 2, 819.
- Verlagsmonopole, die Aufhebung der, und die deutschen Nationalbibliotheken. IV 1, 870.
- * Vêron, Louis Desiré. III 2, 951.
- * Vicari, Hermann von. V 1, 156.
- Viehzuchtbetrieb, der, der Gegenwart. Erster Artikel. III 2, 53.
- Zweiter Artikel. III 2, 274.
- * Viennet, Jean Pons Guillaume. IV 2, 395.
- * Vogl, Johann Nepomuk. III 1, 390.
- Volkseheimtellsunde, Bilder aus der. Von Karl Ruß. II 1, 307; II 2, 304; IV 2, 706.
- Volkstheater, das deutsche, und die Posse. II 1, 221.
- Volkswirth, s. Congress, der, deutscher Volkswirth.
- * Volkswirthschaft. I, 80.

Volkswirtschaft, die österreichische, seit dem Beginn der fünfziger Jahre. Erster Artikel. Landwirtschaftliche Schulen und Vereine. IV 2, 1.
 — Zweiter Artikel. Land- und forstwirtschaftliche Zustände. IV 2, 110.
 — Dritter Artikel. Die Industrie- und Handelspolitik Oesterreichs. IV 2, 601.
 — Vierter Artikel. Die einzelnen Industriezweige. IV 2, 761.

W.

* Wachsmuth, Wilhelm. II 1, 312.
 * Walewski, Alexandre Florian Joseph Colonna. V 1, 154.
 Walthalla, nordamerikanische. Von Rudolf Doehn. 1) John Brown. III 1, 401.
 — 2) Myfles Sidney Grant. Erster Artikel. III 1, 600.
 — Zweiter Artikel. III 1, 754.
 Walliser Alpen, Skizzen aus den. Von Otto Speyer. Erster Artikel. IV 1, 903.

Walliser Alpen, Skizzen aus den. Von Otto Speyer. Zweiter Artikel. IV 2, 123.
 * Ward, Nathaniel Bagshaw. IV 2, 400.
 * Warnkönig, Leopold August. II 2, 546.
 Wassermesser oder Wasseruhren. III 1, 625.
 Weber, Karl Maria von. Von Otto Gumprecht. Erster Artikel. IV 2, 277.
 — Zweiter Artikel. IV 2, 531.
 * Weiße, Christian Hermann. II 2, 704.
 * Weider, Friedrich Gottlieb. V 1, 383.
 * Werner, Adolf. II 1, 871.
 * Weymer, Marguerite Georges. III 2, 554.
 Whewell, William. II 1, 839.
 Wiens Architektur in der Gegenwart. Von Alfred Wolkmann. II 2, 401.
 Wierzb, Anton, der belgische Maler. Sein Leben, seine Werke und seine Schriften. III 2, 30.
 Wilhelm, König von Württemberg. I, 401.
 * Wiseman, Cardinal. I, 236.

Wiseman, Cardinal. I, 289.
 * Wolf, Ferdinand. II 1, 461.
 * Wolfohn, Wilhelm. I, 713.
 * Wratistaw - Kettowitsch von Wittrowitz, Eugen, Graf. III 1, 949.
 Württembergische Politik, Jahrgang, ein, württembergische Politik.

Y.

* Yusuf (französischer General). II 1, 626.

Z.

Zigeuner, die. Von Rudolf Kulemann. V 1, 843.
 * Zoller, Oskar, Freiherr von. II 2, 388.
 Zollparlament, das Deutsche, Reichstage, die, des Norddeutschen Bundes und das Deutsche Zollparlament.
 Zollverein, s. Acta, die neun, des Zollvereins.
 Zündnadelgewehr, das preussische, und seine Concurrentenwaffen. III 1, 822.

Festgeschenke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Prachtwerke.

- Goethe-Galerie** von Pecht und Ramberg. 50 Stahlstiche mit Text.
Quart.-Ausgabe in Leinwandband 15 $\frac{1}{3}$ Thlr., in Lederband 16 $\frac{2}{3}$ Thlr.
Pracht.-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.
- Lessing-Galerie** von Pecht. 30 Stahlstiche mit Text.
Quart.-Ausgabe in Leinwandband 10 Thlr., in Lederband 11 Thlr.
Pracht.-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.
- Schiller-Galerie** von Pecht und Ramberg. 50 Stahlstiche mit Text.
Octav.-Ausgabe in Leinwandband 5 Thlr., in Lederband 6 Thlr.
Quart.-Ausgabe in Leinwandband 15 $\frac{1}{3}$ Thlr., in Lederband 16 $\frac{2}{3}$ Thlr.
Pracht.-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.
- Neue Shakspeare-Galerie.** 45 Stahlstiche mit Text.
Quart. in Leinwandband 13 Thlr., in Lederband 14 Thlr.
- Die Frauen der Bibel.** 56 Stahlstiche mit Text.
Quart. Drei Folgen. Jede Folge in Leinwandband 5 Thlr. 22 Ngr.
- Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings.** 18 Blätter, lithogr. v. Koch.
Imperial-Querfolio. In Carton 25 Thlr.
- Illustrirter Handatlas** zur Länder- und Völkerkunde. 22 Blätter in Stahl.
Folio. Cart. 6 Thlr. 20 Ngr.
- Illustrirter Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung von 1867.**
Quart. in Leinwandband 11 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.** Zwei Bände.
Quart. in Leinwandband 9 Thlr.
- Ruß, Durch Feld und Wald.** Mit Illustrationen von Kretschmer.
Großoctav. in Leinwandband 4 Thlr.
- Schulze, Die bezauberte Rose.** Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Baumgarten.
Quart. in Leinwandband 5 $\frac{2}{3}$ Thlr., in Lederband 8 Thlr.

Biographie, Briefe, Memoiren.

- C. C. J. Freiherr von Bunsen.** Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe. Von Nippold. 1. und 2. Bd. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.
- Briefe von Alexander von Humboldt an** Freiherr von Bunsen. Geh. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Im Ural und Altai.** Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Graf Cancrin.
Geh. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Carus, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten.** 4 Theile. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.
- Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.** 6. Aufl. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 $\frac{2}{3}$ Thlr.
- Rippel, Das Leben des Generals von Scharnhorst.** 1. und 2. Theil. Geh. 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- König Jérôme und seine Familie im Exil.** Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von
Ernestine von L. Geh. 1 $\frac{2}{3}$ Thlr.
- Joachim Rietzschel.** Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet. 3. Aufl. 2 Theile.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.
- Elise Polko, Felix Mendelssohn-Bartholdy.** Geh. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. Geb. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.

Literatur- und Kunstgeschichte.

- Carriere, Das Wesen und die Formen der Poesie.** Geh. 2 $\frac{1}{3}$ Thlr.
— Aesthetik. 2 Theile. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.
- Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung. 1.—3. Bd. Geh. 10 $\frac{1}{3}$ Thlr.
Geb. 11 Thlr. 25 Ngr.
- Cholewinski, Geschichte der deutschen Poesie.** 2 Bde. Geh. 5 $\frac{1}{2}$ Thlr. Geb. 6 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Edermann, Gespräche mit Goethe.** 3. Aufl. 3 Bde. Geh. 3 Thlr. Geb. 4 Thlr.
- Graeser, Handbuch der neuern französischen Literatur.** 2 Bde. Geh. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr. Geb.
1 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Lewes, The Life of Goethe.** 2^d. ed. 2 vols. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 $\frac{3}{4}$ Thlr.
- Oppermann, Ernst Rietschel.** Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.
- F. von Raumer, Handbuch zur Geschichte der Literatur.** 4 Bde. Geh. 5 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Rosenfranz, Diderot's Leben und Werke.** 2 Bde. Geh. 5 Thlr. Geb. 5 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- H. von Wolzogen, Rafael Santi.** Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

Zu allen Buchhandlungen vorrätig.

Ein reichhaltiges Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Festgeschenke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Encyklopädische Werke.

- Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Erste Auflage. 15 Bände. Geheftet 25 Thlr. Gebunden in Leinwand 29 Thlr., in Halbfranz 30 Thlr. (Auch in 150 Heften zu 5 Ngr. oder in 15 Bänden zu 1 1/2 Thlr. zu beziehen.) Ausgabe auf Velinpapier geheftet 37 1/2 Thlr., gebunden 45 Thlr.
- Bilder-Atlas.** Iconographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Zweite Auflage. 500 Tafeln in 100 Lieferungen. 1.—22. Lieferung. Jede Lieferung 7 1/2 Ngr.
- Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.** Zweite Auflage. 4 Bände. Geheftet 6 1/2 Thlr. Gebunden in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr.
- Unstrirtes Haus- und Familien-Lexikon.** Neue wohlfeile Ausgabe. 7 Bände. Geheftet 11 1/2 Thlr. Gebunden 13 Thlr. 16 Ngr.
- Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.** Zweite Auflage. 3 Bände. Geheftet 10 Thlr. Gebunden 11 1/2 Thlr.
- Deutsches Sprichwörter-Lexikon.** Von R. F. W. Wander. Erster Band. Geheftet 10 Thlr. Gebunden 10 1/2 Thlr. (Erscheint in Lieferungen zu 20 Ngr.)
- Das Staats-Lexikon.** Von Rotted und Welcker. Dritte Auflage. 14 Bände. Geheftet 44 Thlr. 24 Ngr. Gebunden in Halbfranz 49 Thlr. 14 Ngr.
- Politisches Handbuch.** Staats-Lexikon für das deutsche Volk. In Lieferungen zu 10 Ngr. 1.—6. Lieferung.

Deutsche Nationalliteratur.

- Deutsche Classiker des Mittelalters.** Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von Pfeiffer. I.—VIII. Band. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 1/2 Thlr.
- I. Walther v. d. Vogelweide, hrsg. v. Pfeiffer, 2. Aufl.; II. Kudrun, hrsg. v. Bartsch, 2. Aufl.; III. Das Nibelungenlied, hrsg. v. Bartsch, 2. Aufl.; IV. V. VI. Hartmann von Aue, hrsg. v. Bech; VII. VIII. Gottfried's von Strassburg Tristan, hrsg. v. Bechstein.
- Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts.** Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Goedeke und Tittmann. 1.—3. Band. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 1/2 Thlr.
1. Liederbuch; 2. 3. Schauspiele.
- Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts.** Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Goedeke und Tittmann. 1.—3. Band. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 1/2 Thlr.
1. Opitz, Ausgewählte Dichtungen; 2. Fleming, Gedichte; 3. Logau, Sinngebichte, hrsg. v. Citner.
- Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.** Mit Einleitungen und Anmerkungen. 1.—27. Band. Jeder Band geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.
1. Schleiermacher, Neben über die Religion, hrsg. v. Schwarz; 2. Klopstock, Oden, hrsg. v. Düntzer; 3. 4. Musäus, Volksmärchen der Deutschen, hrsg. v. Moritz Müller; 5. 6. Korkum, Die Jobstabe, hrsg. v. Ebeling; 7. Schulze, Die bezauberte Rose u. Loge, hrsg. v. Tittmann; 8. Lessing, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, hrsg. v. Hettner; 9. Wieland, Oberon, hrsg. v. Köhler; 10. 11. Maler Müller, Dichtungen, hrsg. v. Hettner; 12. Körner, Leier und Schwert, Brinn, Rosamunde, hrsg. v. Gottschall; 13. 14. Forster, Ansichten vom Niederrhein, hrsg. v. Buchner; 15. Herder, Der Eid, hrsg. v. Julian Schmidt und Karoline Michaelis; 16. Scums, Spaziergang nach Syrakus, hrsg. v. Desterley; 17. 18. Wilhelm Müller, Gedichte, hrsg. v. Moritz Müller; 19. 20. Goethe, Faust, hrsg. v. Carriere; 21. 22. Bürger, Gedichte, hrsg. v. Tittmann; 23. 24. 25. Herder, Ideen zur Geschichte der Menschheit, hrsg. v. Julian Schmidt; 26. Volk, Luise und Idyllen, hrsg. v. Goedeke; 27. Schleiermacher, Monologen und Die Weihnachtsfeier, hrsg. v. Schwarz.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Ein reichhaltiges Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

13

25

**This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.**

**A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.**

Please return promptly.

